Literarischer
Zodiacus.

Journal für Zeit und Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Redigirt von **Dr. Th. Mundt** in **Berlin.**

1835.

Januar bis Juni.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Motto.

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt:
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt!

Uhland.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar bis Juni.

Januar.

Seite
Ueber Bewegungsparteien in der Literatur. Von Th. Mundt. 1
Römiſcher Kalender. Von Leop. Schefer. (Monat März.) 21
Unterhaltungen in Prag. Von Th. Mundt. (Aus deſſen „Madonna, Unterhaltungen mit einer Heiligen.“) 29
Toaſt. Von Heinrich Stieglitz. 55
Erwachen. Von F. A. Märcker. 56
Zwei Werke vom Juſtemilieu und ein ſansculottes Ultra. Drei kritiſche Berichte von F. G. Kühne. (Kritiſch-geſchichtliche Ueberſicht der Ereigniſſe in Europa ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Von Herrmann v. Keyſerlingk. — Roſamunde. Ein Trauerſpiel von Friedr. v. Uechtritz. — Dumme Briefe von Saphir.) 57
Und die Wahrheit wird euch frei machen! Von Heinrich Stieglitz. 75
Ueber die Theilnahme des Wiener Hofes an der Vermählung des Kronprinzen Friedrich von Preußen. Von Fr. Förſter. 78
Zodiacallichter. 93

Februar.

Poſthorn-Symphonie. Von Th. Mundt. (Aus deſſen „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen.“) 97
Wilhelm Friedrich Meyern. Ein Briefwechſel aus dem Anfang unſers Jahrhunderts. Mitgetheilt von C. F. Hock in Wien. (Erſter Artikel.) 113
Dem deutſchen Dichter Auguſt von Stägemann zu ſeinem Amtsjubiläum. Von Heinrich Stieglitz. 133
Der Mann mit der eiſernen Maske. Eine hiſtoriſche Vorleſung von K. G. Jacob. 138
Bücherſchau. Von F. G. Kühne. (Aug. Ernſt Umbreit, Zur Aeſthetik. — Dr. L. Löwe, Commentar zum zweiten Theile des Goetheſchen Fauſt; — Dr. F. Deycks, Goethe's Fauſt. Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang der Tragödie; — M. Enk, Briefe über Goethe's Fauſt. — Leop. Schefer, Laienbrevier) 157
Zodiacallichter. 160
Drei Warnungstafeln. Von L. F. Göſchel. 172

März.

Windroſen. Zur Orientirung in Zeit, Literatur und Leben. Von Th. Mundt. 175
Der Geſandtenmord bei Raſtadt. Eine hiſtoriſche Skizze von K. G. Jacob. 184
Wilhelm Friedrich Meyern. Ein Briefwechſel. Mitgetheilt von C. F. Hock. (Zweiter Artikel.) 213

Seite
Senette von A. Mickiewicz. I. u. II. Nach dem Polniſchen von F. A. Märcker. 236
Bücherſchau. (Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. — Gedichte von Friedr. Rückert.) 237
Zodiacallichter. 247
Berliner Theater-Ellipſe. 253

April.

Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmanns. Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Enſe. (Erſter Artikel.) 255
Ritter Gluck. Eine biographiſche Skizze von W. A. Marx. 303
Das Denkmal bei Kaſan. Von Heinr. Stieglitz. 315
Bücherſchau. (Heine's Salon, 2. Thl. — Erwin von Steinbach, 3 Thle. — Fr. Förſter's Lebensbeſchreibung Friedrich Wilhelm I. 2. u. 3. Bd.) 316
Zodiacallichter. 328
Berliner Theater-Ellipſe. (Sabine Heinefetter. — Der ſtandhafte Prinz. — Kaiſer Friedrich I. von Raupach.) 332
Die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte und iſt nothwendig die Mitte. Eine polemiſche Erwiederung gegen eine im „Lit. Zodiacus“ befindliche Kritik. Vom Freiherrn H. von Keyſerlingk. 334

Mai.

Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmanns. Mitgetheilt von K. A. Varnhagen von Enſe. (Zweiter Artikel.) 337
Vier Stunden aus meinem jungen Leben. Von A. Bernſtein. 379
Sonette von A. Mickiewicz. III. u. IV. Ueberſetzt von F. A. Märcker. 403
Schiller und Goethe. Gedankenſtriche. Von G. Guhrauer. 404
Bücherſchau. (Menzel's Geiſt der Geſchichte. — Roſenkranz, über Philoſophie der Geſchichte. — Carové, der Meſſianismus.) 408
Zodiacallichter. 417
Berliner Theater-Ellipſe. (Karl Seidelmann in Berlin.) 422

Juni.

Ein Beſuch bei Louis Philipp und in den Pariſer Salons. Vom Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen. (Aus dem nächſtens erſcheinenden Werke: „Vorletzter Weltgang von Semilaſſo.“) 425
Bücherſchau. (1. Göſchel, von den Beweiſen für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. — Fichte, die Idee der Perſönlichkeit und der individuellen Fortdauer. — Reubig, die philoſophiſche Unſterblichkeitslehre. — 2. Heyſe, Handwörterbuch der deutſchen Sprache. — 3. Leopold Schefer, die Gräfin Ulfeld. — 4. Silvio Pellico von Saluzzo, poetiſche Werke, überſetzt von Duttenhofer. 1r Bd. — 5. Varnhagen von Enſe, Leben des General Seydlitz.) 445
Zodiacallichter. 449
Berliner Theater-Ellipſe. (Seidelmanns Gaſtſpiele.) 492

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ueber Bewegungsparteien in der Literatur.

In jedem krämerhaften Kaufmannsgeſchäft wird es ſchon als ein Rückſchritt, mithin als Verluſt empfunden, ſobald ein Stillſtand, ein Stehenbleiben in Betrieb und Verkehr erfolgt. Wer ſtehen bleibt, kann nicht beſtehen. Wer beſtehen will, muß ſich bewegen. Die Weltkörper würden aus ihren Sphären ſtürzen, wenn ſie ſich nicht bewegten, und die ganze Schöpfung zerbräche in lauter unorganiſche Stücke, wäre die Bewegung nicht da, die Alles trennt und verbindet, ſchwingt und erhält.

Die Bewegung iſt alſo weſentlich erhaltend, und wo ſie zerſtört, iſt es nur, um zu erhalten. Die Bewegung erſcheint als das dauernde Geſetz in der Natur, als der unſterbliche Geiſt im Menſchen, als Staubfaden in der Pflanze, als Fallkraft im Stern, als Wahrheit in der Wiſſenſchaft. Ich widme mich der Bewegung, denn ſie iſt die Wahrheit. Die Wahrheit in den Dingen iſt es, die ſich bewegt.

Ich widme mich der Bewegung, welche die Wahrheit iſt. Eine andere kenne ich nicht, noch werde ich mich zu ihr bekennen. Der Geiſt der Bewegung, welcher wirkt als ewige Jugend in der Poeſie, als Geißel des Aberglaubens im Staate, als auferſtehungsluſtige Nationalkraft im Volksleben, als Syſtemhaß in der Philoſophie, als Productivität im Gedanken, als ſchönes Gleichmaß in den Formen, als Schmerz der Sehnſucht in verhüllter Gegenwart, dieſer Geiſt der Bewegung, er iſt das Banner, das ich hoch und mit Jauchzen über mir aufflattern laſſe, und dem, ich weiß es, Alles, was jungen Kopf und junges Herz in Deutſchland hat, folgt.

Dennoch iſt es das Schickſal aller menſchlichen Bewegung, daß ſie von Zeit zu Zeit wieder ſtabil wird und an die heilige Legitimität verfällt. Denn es geſchieht auf Einmal, daß ein Menſch alt wird. Ganze Völker werden alt, und ihren Landſtrich verläßt die Geſchichte, und mit der letzten Kraft graben ſie ſich doch bloß noch ihre Gräber. Mich gehen die Gräber nichts an, denn ich fühle mich jung. Ich mag nicht alt werden, ich ziehe einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde vor. Aber wenn ich um mich her blicke oder zurückſchaue, werde ich überall gewahr, wie aus der Bewegungspartei zuletzt wieder eine legitime geworden iſt. Jede Revolution trägt ſchon wieder die Keime zu ihrer Reſtauration in ihrem Schooße, die Blutentwickelung der Jugend geht in den Verknöcherungsprozeß des Alters über. Die Strahlen der Bewegung, welche eine große Anſicht ausgeſendet hat in die Welt, verdichten ſich ihr am Ende ſelbſt zu einem monarchiſchen Thron, auf dem ſie eine Zeitlang ruht und ſich wiegt und herrſcht, bis wieder von anderer Seite neue, junge Bewegung begonnen, welche das verſteinerte Reſultat der alten entthront.

Goethe war in ſeiner Jugend der Revolutionair in der Poeſie. In morgenrother Begeiſterung tauchte er auf und gab den alten abgeſchmackten Formen des deutſchen Lebens neue Bildung und neue Geſetze. Und als Deutſchland, das Deutſchland des achtzehnten Jahrhunderts, wieder ſo lautſchallend zu ſingen anhub, hätte man meinen können, es gehe ihm wie dem Schwan, und es ſei nur vor ſeinem Tode. Aber dieſer Schwan war Goethe, mit einem weichen und vollen Bruſtton von dem Gott begabt, und mit einem klugen Blick, die gute Stunde des rechten Wirkens um ſich her wahrzunehmen. Der nüchterne Sumpf des Daſeins gewann wieder Wellenſchlag, ſein Spiegel klärte ſich, die blaue Himmelstiefe in ſich aufzunehmen, und ſein Strom hob und trug ſich in anmuthigen und gewaltigen Kreiſen der Bewegung. Das war die Aufgabe Goethe's geweſen; er war vornehmlich der Erlöſer der deutſchen Form, die er vergeiſtigte und künſtleriſch machte, aber nicht der Erlöſer des deutſchen Geiſtes, der in ihm und in ſeiner Zeit noch nicht zu der höchſten Freiheit aufſtehen konnte, weil die Weltanſchauung noch getrennt und aus einander lag vom Leben und vom Talent. Die Familie und die Perſönlichkeit waren die Gränze der Dichter und des Volkes. Einen merkwürdigen und höchſt naiven Commentar zu dieſer damaligen Art zu dichten beſitzen wir in Goethe's Selbſtbekenntniſſen: „Dichtung und Wahrheit," wobei wir erſtaunen müſſen, wie dieſe großen Poeten keine andere Weltgeſchichte kannten, als die mikrokosmiſche ihrer eigenen Perſönlichkeit. Dieſer geniale Egoismus iſt uns heutzutage bereits ſo fremd geworden, daß wir uns auf manchen Punkten gar nicht mehr in ihn hineinzuſetzen vermögen, wenn auch noch Viele unter uns und in unſerer Nähe an der alten Kränkheit zu leiden ſcheinen, die aber keine neuen und erhabenen Gedichte, wie damals, mehr erzeugen wird. Nur von der metaphyſiſchen Univerſalität des deutſchen Geiſtes hatte Goethe ein Normalgedicht gedichtet in ſeinem Fauſt, ein Werk, das die größte Ewigkeit hat in der ganzen deutſchen Literatur. Aber es ſind auch hier, wie immer, nur die allgemeinſten elementaren Beſtandtheile des Lebens, die er berührt. Im Wilhelm Meiſter ſind es die Formen der deutſchen Geſelligkeit, die neu gebildet werden ſollen, und in den Wahlverwandtſchaften ſind es die Conflicte der Sittlichkeit, welche aus den geſelligen Culturzuſtänden wie ein tragiſches Fatum ſich entſpinnen. Im Götz war es der erſte kühne Wurf des jungen Genies, das, an ſeinem Stoff den Kampf zwiſchen alter und neuer Zeit malend, dieſen in dem nämlichen Moment durch ſich ſelbſt begann und ankündigte. Im Werther weinte und ſchluchzte der erſte Jugenddrang der Speculation ſich aus, der erſt im Fauſt philoſophiſch werden und in die Tiefe ſteigen konnte. In der natürlichen Tochter iſt es das Abſtractum einer Heilighaltung der bürgerlichen Geſellſchaftsform und Geſellſchaftslehre, zu deren Verſöhnung und Ausgleichung jedes Opfer nothwendig erachtet wird, und im Taſſo tritt der Dichter als ſolcher ſelbſt hervor, ein Schooßkind ſeiner Träume, in einer launenhaften Zerſpaltung zwiſchen Dichter und Menſch, zwiſchen Innen und Außen, zwiſchen Welt und Gemüth befangen, die wir heut nicht mehr ganz begreifen und nachfühlen können, weil uns kein ächter Dichter ohne Größe und ſtählerne Kraft der Weltanſchauung, mithin ohne Einheit und Schwerpunkt des Daſeins, mehr denkbar iſt. So treffen wir bei Goethe immer noch auf auseinanderliegende Elementarſtoffe des Dichtens und Lebens, aber es iſt ſein großes, culturhiſtoriſches Verdienſt, dieſes Elementariſche des deutſchen Geiſtes mit ſeinem Alles verarbeitenden Talent aufgenommen und auf die fortentwickelnde Bewegungslinie der Nationalbildung hinausgeſtellt zu haben.

Schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war indeß die Goetheſche Poeſie nicht mehr als eine Bewegungspartei der Literatur anzuſehen. Da begann ſie ſtabil zu werden, ihre Anhänger redeten von ihr wie von einer legitimen Dynaſtie des deutſchen Parnaſſes, man ſprach überall von Goethe dem Dichterfürſten, und es gründete ſich in Weimar ein ordentlicher Dichterthron, umgeben von ariſtokratiſchen Inſtitutionen. Nun iſt es wieder das Wort Dichterthron, welches für unſere heutigen Begriffe bereits ſo fremd und lächerlich geworden iſt, daß ich hier eigens die Feder ſtill halten muß, um mich bei mir ſelbſt darüber zu wundern. Eine kleine deutſche Reſidenzſtadt gehörte dazu, um einen ſolchen Dichterthron in ihrer Mitte zu halten, und Goethe, der darauf ſaß, ſchüttelte nicht mehr die freiſlatternden demagogiſchen Locken ſeiner Jugend, ſondern gruppirte an ſich mit Anmuth und Würde, gerade wie ein ächter Reſtaurationspoet, die ſteifen Falten des Conventionellen zu einem zierlich getragenen Königsmantel. In dem, was er dichtete, begnügte er ſich jetzt oft bloß mit einem feinen Lächeln, und wie Jupiter durch ein Kopfneigen den Olymp, ſo glaubte er ſchon durch ein Lächeln die Welt in Bewegung zu ſetzen. Aber die Bewegung floh ihn, und hatte bereits wieder in andern jungen Geiſtern ſich Altäre erbaut und eine Gewalt gegründet. Ich meine die *romantiſche Schule*, die das ſeltſamſte Spectakel gab, das man je in einer Literatur geſehen. Denn ihrem äſthetiſchen Glaubensbekenntniß nach begann und entwickelte ſie ſich aus der Goetheſchen Poeſie, an deren Verherrlichung ſie ihre Kritik ausbildete, und doch muß man ſie zugleich von ihrer eigenthümlicheren Seite her als eine Oppoſitions- und Bewegungs-Partei gegen Goethe bezeichnen, wenn man den Fortgang der neuern deutſchen Literatur richtig auffaſſen will, was jedoch gar nicht hinderte, daß viele Anhänger der romantiſchen Schule zeitlebens Goethianer blieben. Dieſem anſcheinenden Widerſpruch muß ich noch einige Worte widmen. In Novalis lagen ſchon alle Keime zu einer offenen Oppoſition gegen Goethe angedeutet, aber dieſe offene Oppoſition, welche hier die der ſpeculativen Vertiefung gegen die glückmachende Form war, erſchien keineswegs ſo durchdringend und weſenhaft, als die, welche der ganzen Stellung der romantiſchen Schule unwillkürlich zum Grunde lag, und ihr ſelbſt kaum bewußt war. Das bewußte Verdienſt dieſer Schule, welches ſie oft genug zur Schau getragen, nämlich die Phantaſie der Deutſchen emancipirt zu haben, kann man nicht einmal ſo hoch anſchlagen, als das andere, daß ſie den Blick zur Anſchauung einer Weltpoeſie erhob, die in Perſönlichkeiten begränzten Ausſichten des deutſchen Parnaſſes durch Hinweiſung auf die übrigen Volksliteraturen und auf die eigene Vergangenheit erweiterte, und die Möglichkeit gab, die von Goethe gebildeten Formen ſowohl äußerlich zu bereichern, als auch innerlich durch ein vielfältigeres und vielfarbigeres Weltleben zu befruchten. Goethe hatte, wie geſagt, nur die Elementarformen des deutſchen Dichtens und Geiſtes, als da ſind: das Geſellſchaftsverhältniß und die ethiſchen Conflicte, erweckt und zur Harmonie erbildet, und nun ſchien es Zeit, der gewonnenen Harmonie großartigere und weitergreifende, wo möglich nationale Stoffe zu finden. Die deutſche Geſchichte war träge, und der deutſche Geſchichtsſinn war noch mattherzig, als daß er hätte neue Kraft des Inhaltes gießen ſollen in die Poeſie unſeres Volkes. Da ſchien es ſich auf gut Deutſch in literarhiſtoriſcher Weiſe machen zu wollen. Die romantiſche Schule wurde zugleich der literarhiſtoriſche Mentor ihrer Nation. Das war früher noch nicht dageweſen. Durch Tieck und die Schlegel wurde Shakeſpeare der deutſchen Poeſie gewonnen, ein wichtiges und ganz neues Element für dieſelbe, das die außerordentlichſten und eingreifendſten Folgen hatte. Vergeblich proteſtirte der alte Goethe in ſeinem „Shakeſpeare und kein Ende" dagegen. Ohne ſich das dabei zu denken, hatte die neue Schule in Shakeſpeare, dieſem größten Dichter aller Zeiten, den glorreichſten Bewegungsführer gegen Goethe ins Feld geſtellt, aber Goethe hatte es empfunden. So werden in der Weltgeſchichte, wie in der Natur, alte verlorengegangene Kräfte und Geſetze wiedergefunden und helfen dann, auf ihrem Grunde das Neue hervorbringen. Tieck war der Productivſte der ganzen Schule, und ſchuf, nachdem er lange an Shakeſpeare gelernt, neue Geſetze und Motive der poetiſchen Darſtellung, die Goethe nicht gekannt hatte. Goethe hatte zwar im Wilhelm Meiſter eine treffliche Analyſe der Charaktere im Hamlet gegeben, aber nur für die Theaterzwecke, denn mit der tiefer liegenden Bedeutung Shakeſpeare's hat er ſich nie befreundet. In Tieck, nicht in Tieck dem Kritiker, ſondern in Tieck dem Dichter, findet man das größte Verſtändniß Shakeſpeare's, aus dem er eine neue Kunſt der Darſtellung ſich zu eigen gemacht. Es iſt die Kunſt, in Gegenſätzen und Contraſten darzuſtellen, woraus zugleich Ironie und Humor ihr Flügelpaar entfalteten, wogegen ſich Goethe die kalte Einfachheit, Ruhe und Alles an ſich herausſtellende Plaſtik der Antike zum Muſter der Darſtellung genommen hatte. Daher bei ihm durchaus keine verſteckte Feinheit der Motive, ſondern, wie an einer Bildſäule, ſucht er jeden Zug ſeines Gedichtes für die Anſchauung auszumeißeln. Deshalb kennt Goethe auch das Geheimnißvolle in der Poeſie nicht, oder wo es ihn überraſcht, wie in der Mignon, ſtellt er ihm auch ſogleich die ehrbare Bürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber, die im Wilhelm Meiſter zu einem ſo weſentlichen Zeithintergrund wird.

Die Poeſie der Romantik, der Ironie und des Humors, die in Shakeſpeare ſchon ſo frühe einen Gipfelpunkt erreichte, war den Deutſchen wahlverwandter, als Goethe's antik gemeſſene Natur, und deshalb war es in Tieck ein unwillkürlicher Oppoſitionsgedanke gegen Goethe, zugleich ein Bewegungsſchritt in der Literatur, als er an die Darſtellungselemente Shakeſpeare's ſeine Poeſie anknüpfte. Tieck erreichte jedoch in ſeinen Dichtungen, bei einer faſt gleichkommenden kunſtvollen Eigenthümlichkeit der Darſtellung, beſonders der feinſinnigen Novellen, die Weltklarheit und Lebensfülle Shakeſpeare's nie, ihm blieb dieſe unmittelbare Naturfriſche der Geſtaltung aus, denn er war und blieb ein Reflexionspoet. Gegen Tieck erſcheint daher Goethe mehr als ein primitiver Genius, als ein Originalgeiſt, während er gegen Shakeſpeare eine völlig antipolare Gegend der Poeſie bedeutet. Goethe und Shakeſpeare ſind zwei entgegengeſetzte Pole der modernen Poeſie, was Keinem klarer geweſen, als Goethen ſelbſt, der mehrere Mal dieſe Antipathie ſeines Genius bekannt hat, mehr aber wie eine Naturregung, denn als kritiſche Ueberzeugung. Jedoch Niemand hing Goethen treuer an, als der redliche feinfühlende Tieck, der, obwohl ſelbſt von Goethe vielfach verkannt, doch noch in dem trefflichen Vorwort zu Lenzens Schriften die glänzendſte Verherrlichung des Wolfgang Apollo unternahm. Dies Verhältniß iſt einer der intereſſanteſten Züge in der neueren Literaturgeſchichte. Goethe konnte den Tieck nie leiden, ebenfalls wieder aus einer Naturregung, denn einen ſo ſchlechten Geſchmack hatte doch Goethe nicht, daß er bloß die einfältigſten deutſchen Dichter, wie Michael Beer, und Andere, in ſeiner letzten Lebenszeit zu ſchätzen wußte. Goethe konnte den Tieck nicht lieben, weil er in ihm, wie in der ganzen romantiſchen Schule, einen Aufruhrſtifter gegen ſein legitim gewordenes Reich, gegen ſein ruhiges Prinzip der Schönheit, erblickte. Aber der anhängliche Tieck liebte den Goethe aus alter Dankbarkeit, und noch aus tieferen Gründen. Denn ſeiner ganzen Geſinnung nach fühlte ſich Tieck, wie er in der Zeit daſtand, zu Goethe gehörig. Die Bewegung, die Tieck unternommen hatte, war bloß eine Bewegung des Talents geweſen. Er hatte das Talent der Darſtellung emancipirt aus der Goetheſchen Monotonie der Formen, und in eine geiſtig bewegtere, von Humor und Ironie getragene Welt von Motiven hineingehoben. Daher war ſeine Oppoſition, wie die der romantiſchen Schule überhaupt, keine vollſtändige, ſondern nur eine einſeitige und äußerliche zu nennen, aber dennoch bedeutend und folgereich für den Fortgang unſerer Poeſie. Tieck und ſeine Freunde vergaßen nie, daß ſie von Goethe hergekommen waren, das wußten und empfanden ſie bis in kleine Einzelnheiten ihres Charakters. Tieck hatte nur ſein Talent an Shakeſpeare getränkt, aber nicht ſeine Geſinnung an der großen Weltanſchauung dieſes Britten. In der Geſinnung hat er die äſthetiſche Vornehmheit, den künſtleriſchen Egoismus, die poetenhafte Abſonderung, das ariſtokratiſche Lächeln und das Salonsmäßige mit Goethe gemein behalten. So blieb Tieck zeitlebens ein Goethianer, und hat doch gegen Goethe neuere Elemente der Poeſie auf den Kampfplatz geſtellt, an die wir jetzt, obwohl aus einer andern Geſinnung, wieder anknüpfen müſſen, nämlich die Elemente der geiſtig motivirten Darſtellung.

Aber die Bewegung geht ſchonungslos vorwärts, denn ſie iſt die Geſchichte. Gegen den legitimen Thron der Goetheſchen Literaturperiode nahm bald die Zeit ſelbſt Partei, und wenn Tieck eine Oppoſition des Talents einleitete, ſo rief die Zeit die unentfliehbare Oppoſition der Geſinnung wach. Das Geſchlecht hat ſeine Goetheſchen Sympathien alle verloren, es iſt ſchon an andere gekettet, ehe es noch davon weiß. Die Erkenntniß iſt gewachſen, die Anſichten haben ſich vertieft, der bloß in der Ethik abgegränzte Kreis der Goetheſchen Poeſie iſt zu eng geworden, und eine größere Weltanſchauung dringt in den deutſchen Geiſt hinein, will ihn bewegen und eine neue Poeſie daraus gebären. In der Emancipation der deutſchen Poeſie von der Goetheſchen Geſinnung, die ſich ſchon lange unbewußt in den ſtrebenden Gemüthern regte, noch ehe nur ein Wort davon unter uns laut wurde, hat ſich Wolfgang

Menzel ein literarhiſtoriſches Verdienſt erworben, indem er die Geſinnung einer neuen Zeit zuerſt am muthigſten in ſich durchfühlte. Er beſaß dazu in einem hinlänglichen Grade die entſchloſſene Einſeitigkeit, die jeden Mann der Oppoſition zeichnet, und die unumgänglich iſt, wo zur Erörterung von Lebensfragen Geſinnung gegen Geſinnung auf die Spitze geſtellt werden muß. Juſtemilieumänner hat die Geſchichte nie mitten in den Kampf hineingeſetzt, die deuten nur immer auf bevorſtehende Reſtaurationen. Aber Wolfgang Menzel war ein geborenes Oppoſitionsmitglied der Literatur, der ſein großes Talent bloß für die Verfechtung der literariſchen Bewegung hingab. Er ſtand wie ein kritiſcher Volksredner auf, wie ein demagogiſcher Sprecher für die literariſche Volksſache. Seine Kritiken wurden Meiſterſtücke parlamentariſcher Beredſamkeit, ſie hatten keine äſthetiſch wiſſenſchaftliche Grundlage, aber eine geſchichtliche Bedeutung und volksthümliche Begeiſterung. Ein ſolcher Ton war in der deutſchen Kritik noch nie angeſchlagen worden, es wehte ſchon die friſchere Luft des deutſchen öffentlichen Wortes darin. Alle Waffen der Oppoſition kehrte Menzel glänzend heraus, Witz, Scharfſinn, Rückſichtsloſigkeit und ſchonungsloſe Derbheit, aber zugleich eine Tugend, die höchſt ſelten in ihren Reihen angetroffen wird, nämlich eine unerſchütterliche Redlichkeit, mit der es ihm immer nur um die Sache zu thun war. So wurde er ein wahrer literariſcher Charakter, der, ſo oft und ſo ſehr er ſich im Einzelnen auch irren mag, doch nie um des Irrthums willen etwas geſagt und geſchrieben hat, wie manche andere mit der Lüge kokettirende Wortführer der Bewegung. Allen frivolen Endzwecken fern und fremd, hat Menzel mit einem gewiſſen kritiſchen Patriotismus unendlich viel dazu beigetragen, literariſchen Aberglauben und Vorurtheile in Deutſchland zu zerſtören, und jetzt, wo die perſönlichen Leidenſchaften gegen ihn ſchweigen, und man ſeine eigenthümliche Stellung ſieht, die er in dem Uebergang unſerer Literaturperiode eingenommen hat, iſt es doppelt an der Zeit, ihm dies für die allgemeine Aufzeichnung nachzurühmen. Er iſt der erſte Vorkämpfer der neueren Bewegung, die unternommen wurde, um an alten hergebrachten Pedanterien des deutſchen Weſens niederzureißen. Bei dieſer Aufgabe frage man nicht, was Menzel geſchaffen hat?

Stand in Menzel ein der Zeit nothwendiger Kritiker der Bewegung auf, ſo machte ſich H. Heine, nachdem er ſeine erſte Liebe mit dem epigrammatiſchen Feuer Lord-Byronſcher Lyrik ausgeſungen, zu einem Bewegungsdichter der Zeit, aber ohne, wie Menzel, ſo klar zu wiſſen, was er wollte, noch ſo rein männlich zu wollen, was er wußte. Mit Heine begann zuerſt das frivole Blut in den Pulsſchlag der modernen Bewegung überzuſchießen, und auf dem jungen Antlitz dieſer Zeit unreine Geſchwüre zu treiben. Heine iſt ein großer Dichter der inneren Verzweiflung der Zeit, und darum ein Dichter von culturhiſtoriſcher Wichtigkeit. Gegen andere lyriſche Affen, die nichts als Verſe und Worte haben, die niemals etwas recht erlebten, weder die thieriſchen noch die göttlichen Freuden des Nervenſyſtems, iſt Heine ein poetiſcher Götterjüngling, vor dem ich mich beuge. Er hat bei aller liederlichen Grazie ſeines Leichtſinns zuweilen einen tief melancholiſchen Witz, der mit dunkeln Strahlen in die Nachtſeite der Seele einſchlägt, und wenn er mit verworfener Schalkheit einer ſchönen Dirne ein Epigramm in den Schooß wirft, beſchleicht ihn in demſelben Moment zugleich ſeine ſüße märchenhafte Phantaſie, die ihm ſeltſam funkelnde Bilderblüthen zuſtreut, welche des größten Poeten würdig wären. Aber ihm fehlt aller heilige Sinn zur wahren Hervorbringung von Poeſie, zum wahren Wirken in Literatur und Zeit, und doch hat ihn gerade das zum Dichter gemacht, daß er nichts mehr ſah, was er in unſerer Zeit hätte heilig achten mögen. Bei ſeinem erſten Auftreten dachte er weder an Zeit, noch Politik, noch Geſchichte, ihm war Alles gleichgültig, nur der Dichterruhm nicht, um den er zu buhlen ſchien. Er war faul und dichtete wenig, und ſeine originelle Laune hielt nur in fingerlangen, aber wunderbar blitzenden Gedichtchen aus. Mit dieſen kleinen Goldfiſchen ſeines Humors tändelte er lange herum, und brachte ſie in hellgeſchliffenen Gläſern zu Dutzenden auf den Markt, ohne an etwas Anderes zu denken. Aber ſeine eigene Seele langweilte ihn ſichtlich, und die innere Leere trieb ihn ſo weit, daß er einmal in einem Gedicht auf den Gedanken kam, auch Gott im Himmel habe Langeweile. Die gänzliche Troſtloſigkeit unſerer bürgerlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände lag ihm damals ſchon unbewußt in ſeinen Nerven, und die allgemeine Zerriſſenheit verſetzte ihn in eine humoriſtiſche Extaſe, worin er lachende und grinſende Verſe mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Und es gehörte nur ſeine Frechheit dazu, viele dieſer ſcandalöſen, vielleicht an ſchlechten Oertern erzeugten Gedichte drucken zu laſſen, um damit ſeiner unnatürlichen Muſe ein zahlreiches Publikum heranzuziehn. Denn das deutſche Publikum, das ſich bereits ſämmtliche Klaſſiker der Goetheſchen Literaturperiode in den wohlfeilen Taſchenausgaben angeſchafft und hingeſtellt hatte, war längſt darauf geſpannt geweſen, ſich einmal wieder durch etwas recht Neues und Pikantes, ſei es auch was es ſei, reizen zu laſſen. Der abgelebten Kater und todtgehetzten Flöhe aus Hofmanns Teufelsküche war man müde, Walter Scott trug man damals ſchon auf Hüten und Nachtmützen, und ſo wurden H. Heine's Reiſebilder trotz dem, daß ſie mehr als ſechzehn Groſchen koſteten, dennoch in Deutſchland ſtark gekauft. Dieſe kleinen Teufel, die wenigſtens etwas mehr Fleiſch hatten, als Hofmanns magnetiſirte Mädchen, machten enormes Glück, und Heine beſaß Geiſt genug, um das einfältige Lob, das ihm bei der allgemeinen Armſeligkeit unſerer deutſchen Kritik in den meiſten Journalen geſpendet wurde, zu verachten und ſelbſt darüber zu ſpotten. Dennoch war ſein Zweck ſchon erreicht, weil er keinen Zweck der Geſinnung hatte, und ihm nichts daran lag, in ein wirkliches Verhältniß zur Nation zu treten, wenn es eine gab. Er hatte keinen Ernſt und keine Liebe in ſich, darum wollte er bloß den Effect auf der Straße. Da ſchlug die Stunde des franzöſiſchen Juli von 1830, und da man in der ganzen lebensſatten Welt längſt gewartet hatte, daß neue Zeichen geſchehen würden, glaubte man, dies ſei das Zeichen der neuen Zeit. Man freute und rüſtete ſich, man rechnete mit ſeiner Vergangenheit ab, und Dieſe ſchauten in die Zukunft, während Jene ihr Teſtament machten. Heine hing ſeine Liebesharfe über die Schulter, und kam mit zerſprungenen Saiten in Paris an. Er wurde ernſthafter, ſchärfer, beſtimmter, und gab ſich an die ſogenannte Sache der Freiheit hin, aber er ſelbſt wurde nicht frei in ſeiner Seele, und es wich von ihm die Kraft der Poeſie, ſo daß er jetzt als deutſcher Dichter bereits für verſchollen und ausgelebt anzuſehen iſt. Er ſchrieb über deutſche Literatur in franzöſiſchen Blättern, und ſuchte, durch den Umgang mit Börne etwas höher geſtimmt, uns vergeblich glauben zu machen, daß es ihm ſeiner Natur nach um etwas Allgemeines und Ernſtes, oder um etwas Patriotiſches zu thun ſein könne. Als Kritiker der deutſchen Literatur hat er ſich lächerlich gemacht, da ihm zur Ausübung eines ſolchen Berufes, um nur das Kleinſte zu nennen, auch die gewöhnlichſten Kenntniſſe mangelten, und Allem, was er da ſagte, die helle Ignoranz, außerdem die größte Unfähigkeit, die Erſcheinungen tiefer zu combiniren, auf die Stirn geſchrieben ſtand. Warum auch er ſich einmal theilweiſe der Polemik gegen Goethe angeſchloſſen, darüber thut er naive Geſtändniſſe, die den ganzen Mann charakteriſiren. Er meint, er ſei immer eiferſüchtig geweſen auf Goethe's Dichterkrone, und, aufrichtig geſtanden! weil er ſelbſt auf dieſe Anſpruch gemacht, ſei ihm der Groll gegen Goethe in die Feder gefahren. So hat er nie etwas um der Sache willen thun können, und daher dieſe klägliche Zerflatterung ſeiner Erſcheinung, von der nichts mehr bleibt, wenn man danach greift. In Heine hat ſich der Egoismus der Goetheſchen Poeſie ins Geckenhafte carikirt, mit einem Beimiſch von märchenhaftem Koboldsgeiſt aus Tiecks Romantik. Man fing eine Zeitlang ſogar an, von einer Heine'ſchen Schule zu ſprechen, vielleicht nach der Lancaſterſchen Methode gemeint, wo ſich immer die Unwiſſenden gegenſeitig unterrichten. Dennoch iſt es wahr, daß er ein zahlloſes Heer von Nachahmern in das Schlepptau ſeines bocksfüßigen Humors genommen, wo man es, wie in einer Judenſchule, mauſcheln hört von Verzweiflung, von Morgenröthe der neuen Zeit, von Zerriſſenheit, von Leid und Luſt liederlicher Liebe, von Unglück, Todtſchießen, luſtig übertünchtem Lebensjammer und parfümirtem Leichengeruch einer eben ſo modernen als modernden Geſinnung. Offene Gräber des Daſeins ohne alle ſpeculative Tiefe. Iſt dies die Heineſche Schule, in der nur confiscirte Subjecte, immer eines verdorbener als das andere, ſich bilden, ſo iſt der Meiſter davon zu bedauern, denn ich achte ihn noch hoch genug, um ihm eine beſſere Wirkſamkeit zu gönnen. Aber er ſelbſt iſt verloren, denn ſeine Productivität iſt nicht bedeutend genug, um über die momentane Poeſie einer Uebergangsperiode hinauszureichen. Als er noch mit nachläſſig ſchwankenden Schritten durch Berlins Gaſſen ſchlenderte, mit ſeiner originellen Art von träumeriſcher Satire im Kopfe, woraus er die erſten Reiſebildergedichte erzeugte, konnte er zuweilen liebenswürdig ſein. Später übernahm er ſich, und mußte an einer Aufgabe, zu deren Löſung vor Allem Charakter erforderlich geweſen, in ſich ſelbſt zergehen. Jetzt aber iſt, nach einem kurzen Rauſch, bei dem beſſeren Theil des deutſchen Publikums der Ekel an Heine ſo groß geworden, daß man ſeine Vernichtung, käme es darauf an, der Zeit überlaſſen könnte.

Fragt Ihr nun, warum ich Heine einen Dichter der Bewegung genannt, ſo will ich gleich antworten, nachdem ich noch Einiges über Börne geſprochen habe. Hier muß ich kürzer ſein, denn dieſer Mann thut mir ſo weh, daß ich nicht viel über ihn ſagen kann. Ich habe Börne immer geliebt und liebe ihn noch, und kann es ihm ganz nachfühlen, wie unglücklich er ſein muß. Er hat etwas Metaphyſiſches an ſich, er iſt der verzweifelte Metaphyſiker der modernen Zeitbewegung. Seine welthiſtoriſche Ironie trägt den ſchwarzen Fluch der Kaſſandra mit ſich herum, an dem eigenen Untergang zehren zu müſſen, und je tiefer die Anſchauung, je rettungsloſer ſtürzt ſie ihn in den Wahnſinn der Selbſtzerfleiſchung hinein. Sein

Patriotismus iſt ein Bachant geworden, der ihm das Herz in Stücke reißt, und Börne wirft die blutigen Herzſtücke lachend unter die Leute, und ſagt: da ſeht ihr das deutſche Herz! Wie der gläſerne Licentiat des Cervantes ſchleicht er auf den Gaſſen umher, bis in ſeine innerſte Seele durchſichtig und zerbrechlich, und theilt kluge und ſcharfe Antworten eines Wahnwitzigen aus, vor denen man betroffen ſtumm wird. Die Gaſſenjungen ziehen jubelnd hinter ihm her, aber er geht in ſeinen tiefen ſchmerzhaften Gedanken mitten unter ihnen, und ſieht freundlich, wie der alte verrückte Mann, der ſein weißes Haar dem Geſpött der Welt lächelnd preisgiebt. Ich wünſchte nicht, daß man auch nur daran dächte, dieſen Börne mit Heine zu verwechſeln, obwohl die Strömung der Zeit ſie nahe an einander getrieben hat. Börne iſt keuſch und rein, und Alles, was an ihm laſterhaft erſcheint, iſt bloß ſein Unglück. Und dennoch hat er mit Heine etwas Gemeinſames in der ganzen Beziehung zu dieſer Uebergangsperiode. In beiden hat der deutſche Nationalcharakter einen Akt der Selbſtreinigung, gewiſſermaßen durch Erbrechen, vorgenommen, und daher zugleich das Ekelhafte und Cyniſche, das dieſen beiden Schriftſtellern nothwendig anklebt, weil in ihnen ein Verzehrungsprozeß ſo unflätiger Beſtandtheile vorgeht. Alle offenen und geheimen Schäden der deutſchen Nationalität hat Börne wie ein Giftpulver tief in ſich niedergeſchluckt, und ihm iſt übel und wehe davon geworden, er beſchreibt es ſelbſt phyſiſch, bis zum Grauſen, wie ſich allmählig die deutſche Nationalität in ihm erbricht. Wir müſſen es ihm wohl glauben, und wenden uns ab, und ſehen auf den luſtigeren Heine, der ſich weniger deſſen bewußt iſt, was mit ihm vorgeht. Aber auch in ihm ſäubert ſich der deutſche Geiſt von alten verſteiften und verſteinerten Lebenselementen, indem es in ihm die Carikatur dazu hervorbringt. Es wirft in ihm die deutſche Nationalität ihre ſchlechten Stoffe aus, und zeigt daran, daß ſie noch Regenerationskraft der innern Werkzeuge beſitzt. Darum meine ich, daß Heine ein Dichter der Bewegung iſt.

Aber nun ſtill von ſeinen und Börne's Nachahmern und Nachbetern, die aus dem Geiſt der Bewegung ein Gewerbe zu machen angefangen, die um das liebe Brot in Journalen bewegen. Ich würde mich und meine Leſer zu ſehr langweilen, erginge ich mich hier noch im Charakteriſiren einiger Perſonen, die kaum eine Perſönlichkeit beſitzen, und in denen das, was die Zeit bewegt, zu einer bewußten und abſichtlichen Affectation, ja zu einem Fabrikartikel der Mode geworden. Denn das ſind die Gefahren ſolcher bloßen Bewegungsperioden, wie der unſrigen, daß ſich in die Bewegung ſo leicht das Gemachte einſchleicht, und daß ungeſchickte und ungeweihte Hände ſelbſt das innere Wachsthum der Blume roh antaſten und noch mit den geheimen zarten Faſern auf die Gaſſe hinauswerfen möchten, ſtatt es in dem Allerheiligſten des Werdens ſtill ſich heranleben zu laſſen. So hat bereits unter uns die geckenhafte Koketterie mit einem neuen Deutſchland ſich angefangen, das immer und immer im Munde geführt wird, und das ſchon deshalb Glanz und Schönheit der Hoffnung verliert, ja zu einem Ekelnamen zu werden beginnt, weil man mit Fäuſten darauf losſchlägt, um es Jedem recht deutlich zu zeigen. Das bloße Gerede von dem neuen Deutſchland wird keines ſchaffen, wenn man nicht eben ſchafft. Das Große und Neue in der Geſchichte tritt plötzlich und auf Einmal in die Welt, und ſtill geht es zu, wo Schätze gehoben werden. Der Lärm, um ſich ſelbſt dadurch bemerklich zu machen, iſt zu allen Dingen nichts nütze, und macht die gute Sache lächerlich. Man rede und radotire nicht mehr ſo burſchenhaft von dem Neuen, und das Neue wird ſich erzeugen, es kann dann wachſen! Man ſetze wieder die heilige Stille des ſchaffenden Genius in ſeine Rechte ein! Vor allen Dingen aber, man ſchaffe! Und ſelbſt über Wienbarg, von dem ich immer Bedeutenderes erwarte, und der mir eigenthümlich ſcheint, will ich mir hier auf nichts Näheres einlaſſen, um nun noch einiges Allgemeine über den Geiſt der Bewegung in der Zeit und deſſen Hoffnungen zu ſagen.

Bei den bisherigen Bewegungen der neueſten Literatur ſind wir auf reine Negativitäten geſtoßen, und haben ſelbſt die Poeſie, wie in Heine und Börne, der bloßen Polemik gegen die Vergangenheit, ohne eigene productive Zwecke, dienen geſehn. In Heine hatte die Muſe wie ein Kirchenräuber Hand angelegt an das Allerheiligſte menſchlicher Sitte und Ethik, und es fragt ſich, ob durch dieſen Gegenſatz nun genug geſchehen ſei, um der Deutſchen Pedanterie und Prüderie damit zu erſchüttern, und eine künftige glücklichere Harmonie zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen hervorzubringen. In Börne hatte die in ſich ſelbſt wühlende Metaphyſik des deutſchen Nationalcharakters alle Achtung und ehrfürchtige Scheu, die ein Volk, um leben zu können, vor ſich ſelbſt haben muß, beſudelt, und es fragt ſich, ob durch dieſen Gegenſatz nun genug geſchehen ſei, um einen verderblichen deutſchelnden Hochmuth und ſüßlichen unpraktiſchen Egoismus in unſerer Nationalität auszurotten. Oder vielmehr, es kann gar keine Frage mehr ſein, ob in dieſer antinationalen Richtung, die doch nur unglückſelige Halbheiten der Bildung hervorbringen würde, genug geſchehen ſei? Wir ſind nun einmal Deutſche, und haben unſer Unglück und unſer Glück zu tragen, wie jedes Volk und jeder Menſch. Wenn ſich nun auch einige junge Leute zuſammenthun und Bücher drucken laſſen, ſo werden ſie dadurch aus allen dieſen Deutſchen weder Franzoſen noch Griechen machen. Wir ſind Deutſche, und darum verlangt uns vor allen Dingen wieder nach einem Inhalt. Wir ſind es müde geworden, uns mit Heine, Börne und ihren Anhängern in dem bloßen Nichts herumzuwälzen, und wir ſind noch zu jung und zu ſtark, wir haben zu viel gelernt und gelebt, um uns mit dieſer Verzweiflung an allem Inhalt des Daſeins abfinden zu laſſen. Es iſt uns gleichgültig geworden, ob Börne noch neue Briefe aus Paris ſchreiben wird, und es macht keinen Eindruck auf uns, wenn er jetzt ſogar an die demagogiſche Theologie der Paroles d'un Croyant ſein herrliches deutſches Schreibtalent verſchwendet hat. Es trifft uns nicht mehr ins Herz, wenn Heine in franzöſiſchen

Journalartikeln ſeine vaterländiſche Literatur herabwürdigt, und dem Auslande das Schauſpiel eines perfiden Patriotismus giebt. Für uns ſind Börne und Heine bereits wie todt, dieſe Propheten haben wir überſtanden. Was ihre Bewegung für den Fortſchritt hat nutzen können, muß uns jetzt ſchon zu gute gekommen ſein, ſonſt wird es uns nimmermehr zu gute kommen. Aber dieſe Männer vertreten auch bereits nicht mehr die reine Bewegung der Zeit, denn *ſie* ſteht nie ſtill und geht am erſten über ihre eigenen Werkzeuge hinaus. Die Börne-Heineſche Bewegung hat ſich bereits in ihrem eigenen Nihilismus verſumpft, und iſt uns ſo zum Prinzip der Unbeweglichkeit geworden, mit dem ſich nichts mehr anfangen läßt und das wie ein ſchadhafter Theil vom edeln Körper der Zeit abgelöſ't werden muß. Der mächtige Strom des Tages treibt die friſchen Lebenswellen über den Sumpf hinweg, denn er muß ins Weltmeer ſtürzen. Muthig ſetzen wir uns auf die weiterlaufende Bewegungslinie der Zeit, und ſehnen uns aus ganzer Seele, wieder in einem Inhalt, in einer Sache uns zu bewegen.

Nun komme ich wieder darauf zurück, daß es die Wahrheit in den Dingen iſt, die ſich bewegt. Darum widme ich mich der Bewegung. Ich widme mich der Bewegung, welche die Wahrheit iſt. Nicht an unfruchtbarer Polemik, nicht an negativer Kritik wollen wir unſere Kräfte vor der Zeit alt und grau werden laſſen, um auf dieſem Wege die Wahrheit hervorzubringen. Die Wahrheit iſt weſentlich productiv, und die *Productivität* iſt das größte Prinzip der Bewegung. In die Alles verjüngende Productivität müſſen wir uns tauchen, um eine wahrhaft geſchichtliche Bewegung in unſerer Nationalität zu machen. Mit dem bloßen Polemiſiren bringt ſich keine eingreifende Bewegung mehr zu Stande, und das Renommiren mit der blauen Zukunft, und der Dünkel, der ſchon das Gras wachſen hört in dieſer Zukunft, ſind zu kraftlos und in ſich ſelbſt nichtig, um Leben erzeugen zu können. Leben will Leben, und Geiſt will an Geiſt anknüpfen, damit eine Entwickelung, ein Inhalt ſich gebäre. Mit dem Geiſt, mit dem Inhalt muß man bewegen, damit die Zeit ſich umwandle und in die Blüthe ihres Begriffs trete. Nur dem Geiſt gehorcht die Zeit, er iſt ihre gewaltigſte Polemik. Er iſt reich, und in ſeinen Weinbergen arbeitet die ganze Nation. Nur wo etwas gegeben wird, ſei es Liebe, ſei es Inhalt, kann ſich ein Verhältniß bilden. Dieſe Poeſie der Polemik konnte ihrer Nation nichts geben, denn ſie war arm, ſie hatte nichts. Es fand kein Verhältniß Statt zwiſchen ihr und ihrer Nation. Es war eine glänzende Ruchloſigkeit der Form, welche die baare Inhaltsloſigkeit als ihren Gott anbetete. Darum ſuchen wir unſer Heil bei der Bewegung, welche den Inhalt hat und die Sache, und an dieſen die Flügel ſpannt in die Zukunft hinein. Wir wollen Productivität, ihr deutſchen Schriftſteller, ſei es in der Poeſie, ſei es in der Wiſſenſchaft, denn die Productivität iſt das Prinzip der Bewegung!

Die Aufgabe der Productivität in unſerer Zeit iſt keine geringere, als die zu irgend einer anderen Epoche, ja vielleicht die großartigſte, an der das Geſchlecht, auf dieſem heutigen Gipfelpunkt ſeiner Cultur, zu arbeiten berufen worden. Der Reichthum und die Luſt des geiſtigen Erkennens ſind in unſerer Periode uns ſo groß und übermächtig geworden, daß uns die Wurzel unten in der Tiefe faſt mehr anzuziehen begonnen, als der geſtaltvolle Blüthenbaum, der oben aus der Wurzel emporwächſt und das ſaftig grüne Laub in den heitern Sonnenſtrahl ausbreitet. Aber die Wurzel kann nicht ohne den Baum, der Baum nicht ohne die Wurzel gedacht werden, und wer in die Tiefe geſtiegen, darf die Höhe nicht verlieren, ſonſt hat er ſich bloß in ſein Grab gelegt. Darum ſtreben wir danach, den Reichthum des Erkennens, mit dem uns die heutige Culminationsperiode geſegnet, wieder in Fleiſch und Blut, in Bild und Farbe uns umzuſetzen, um dem Menſchen und der Nationalität Das anzueignen, was ſonſt an die Abſtraction verloren gehen würde. Dies iſt die Aufgabe der Productivität unſerer Zeit, einer Productivität, die eben ſo ſehr für die Individualität arbeitet, als die bisherige deutſche Philoſophie für die Allgemeinheit. Es iſt — wenn wir, ohne mißverſtanden zu werden, ſo ſagen dürfen — es iſt eine Wiedereinſetzung des Fleiſches im Reiche des Geiſtes, — eine Wiedereinſetzung, von der ſchon die St. Simoniſten theils als falſche Propheten geſprochen, theils nach einigen Seiten hin das Rechte angedeutet haben *). Dieſe Wiedereinſetzung, wodurch das Begriffliche und das Bildliche mit einander in die Harmonie treten, muß der chriſtlichen Welt eine neue Periode heraufführen, welche ſchon einmal als Blüthenalter der antiken Welt aufgetreten, aber nunmehr in der modernen Weltanſchauung eigenthümliche Wurzel greifen wird. Dies iſt die Periode des Kunſtwerks!

Die Productivität eines jeden gebildeten Volkes ſtrebt danach hinaus, das Kunſtwerk hervorzubringen, ſei es in ſeinem innern Dichten, ſei es in ſeinem äußern Geſtalten, ſei es in ſeinem öffentlichen Leben. Einer größeren geſchichtlichen Arbeit muß es vorbehalten bleiben, zu zeigen, daß im Leben, wie in der Poeſie der Deutſchen, die ausgebildetſte Schönheit des Kunſtwerkes noch nicht erreicht worden iſt. Dieſe große Einheit der Bildung hat immer gefehlt, und die Trümmerhaftigkeit unſeres Staatslebens hat unſern alten eingeborenen Zwieſpalt zwiſchen dem Innen und dem Außen ſtets begünſtigt. Große Gedichte ſind erzeugt worden, titanenhafte poetiſche Abhandlungen, erhabene Apotheoſen des Genius, aber die Einheit von Fleiſch und Geiſt, von Bild und Begriff, von Stoff und Form, welche Einheit das Kunſtwerk iſt, war faſt immer darin aus einander gefallen. Die entſetzliche, von innen aus entſtandene Trennung zwiſchen Geiſt und Form hat ſelbſt Goethe's großes Talent nur in äußerer Technik, nicht aber im Grunde und in der Wahrheit zu beſiegen vermocht, vielmehr wird gerade Gegenſatz von Innen und Außen bewußtes und als Stoff

---

*) Als weitere, wenn auch meiſt hinter Geſtalten verſteckte Ausführung dieſer Ideen erſcheint das Werk: „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen.“

ergriffenes Thema ſeiner elementaren Poeſie. Und in Tieck konnte die vorgerückte und neubewegte Kraft der Form den Mangel an umfaſſender Weltanſchauung nicht bergen. So war immer etwas an dem Ganzen zerriſſen, und zwei Welten lagen ſich feindlich gegenüber. Daher die vielen unglücklichen Genies, welche das vorige Jahrhundert hervorgebracht hat, und die ſich in dem unbefriedigten Drange ihrer eigenen Natur verzehrten. Das Kunſtwerk will Glück, und es macht glücklich. Die Periode des Kunſtwerks wird die unglücklichen Genies nicht kennen. Sie wird weder das Bild pflegen auf Koſten des Begriffes, und an die bloß formelle Luſt des Geſtaltens ſich verſchwenden; noch wird ſie den Geiſt überwogen laſſen und in die Tiefe ſtürzen, ohne die Schätze der Nacht in der Schönheit der Form zu heben.

Heiliger Frieden des Kunſtwerks, ich bete zu dir! Nicht mehr aus antikem Himmel, ſondern auf chriſtlichen Grund und Boden ſteige zu uns nieder! Verſchöne auch einmal dieſe Deutſchen, und ſieh' ſie an, ob ſie nicht deiner werth! Bringe Heiterkeit und Lebensluſt aus reineren Lüften mit, und die ſchaffende Kraft, welche das Ganze kann! Tritt plötzlich in unſere Mitte, und löſe du den Zwieſpalt in den Meinungen des Tages! Denn dieſe modernen Lebenswirren müſſen alle im Gedicht aufgehen, ſo wird es dem Deutſchen ſeiner Natur nach am beſten verſtändlich. Heiliger Frieden des Kunſtwerks, bringe ein in Staat und Leben, in Geiſt und Sitte, in Verfaſſung und Geſellſchaft! — — —

Theodor Mundt.

Römiſcher Kalender.

Von

Leopold Schefer.

Monat März 31 Tage *).

An Luther und Calvin.

> Expiravit aper, majoris dentibus apri.
> Juvenal.

1. Nutzanwendung.

Was Ihr weiſe, gerecht und kraftvoll Beide begonnen,
Führe vereint nun das Volk weiſe zum Ende hinan.

2. Indiſcher Diamant.

Stark, wie vom indiſchen Pracht-Diamant, zerſchlugt Ihr die Mutter,
Ließet die Schalen Rom, reichtet den Stralenden aus.
Mit Diamantſtaub ſchlifft Ihr ihn ab; das nimmt es Euch übel!
Gottes Wort nur erhellt göttliche Wörter allein.

3. Fundgruben des Orients.

Indien warf ſein Schatzhaus zu. Mit den wenigen edlen
Steinen nun jüdiſch hauſirt lange die chriſtliche Welt.

4. Le commencement de la fin.

Ehe wir Chriſten nicht Menſchen, eh' du nicht Ketzer, o Papſt, biſt,
Reformation, eh' fängſt du das Ende nicht an!

5. Herkules und die Lernäiſche Schlange.

Wie die Lernäiſche Schlange vor Angſt in die Fackel Herakles
Beißet, o Hierarchie, beißeſt du unſre vor Angſt.

---

*) Monat Januar und Februar ſiehe in:
„Kleine lyriſche Werke, von Leopold Schefer. Zweite Ausgabe. Frankfurt am Main 1829, bei H. L. Brönner.

Jeſt aber ſteht Herakles, und ſieht ihr ängſtliches Abmühn
Still, wie ſie Gift und Mund kauteriſirt an dem Licht.
Laßt Ihr die Furcht nun! und wacht nur, bis leis ihr die Sonne zu Raſt' geht.
Neiget die Sonne das Haupt, ſtirbt auch die Schlange zugleich.

6. Heimziehende Gewitter.

Fürchte die Wetter nicht, jene hohlen Donner zur Herbſtzeit;
Leer nur zurückgekehrt, zieh'n ſie für immer nach Haus.

7. Felſenſtücke und Bonbons.

Flammen ſchleuderten einſt und Felſenſtücke Propheten
Großer Welt. — Bonbons, kleine gefall'ne, wir dir.

8. Ladenhüter.

Siehe die Prieſter, o Herr, wie ſie plaudern und lachen im Tempel,
Damen führen ſie trotz farbiger Strümpfe umher.
„Civè la loro botega" ſo hört' ich vom Küſter zur Antwort,
Seelenverkauf und Kauf gilt, ſo wie Handel darin.

9. Alles am rechten Ort.

Wer Seehunde geſehn, und ſahe noch Hunde und See nicht,
Sahe den Seehund nicht! — Siehe die Pfaffen in Rom.

10. Wahre Gebiſſene.

Wer die Tarantel ſah, und ſah auf der Weide die Hirtin,
Ihren Geliebten im Arm, wie ſie die Schürze ſich hebt,
Selig im Kreiſe ſich dreht und die Tarantella ſich dudelt,
Sahe der etwa ſchon auch wahre Gebiſſene drehn?

11. Verkehrte Welt.

Immer, ſo ſcheint es, ahmet Ihr Gott nach, geiſtliche Herren,
Aber mit Sinn und Geiſt, wie man ihn ahndet in Euch.
Denn Gott ſchuf Sechs Tage, und ruhte dann Einen; doch Ihr ruht
Sechs, und am Arbeitstag ſchläſert Ihr uns dann in Ruh.

12. Schwarz in Schwarz.

Einen ſchwarzen Streif nur haben unſere Eſel;
Hier ſind ſchwarze! ihr Blut und ihre Galle ſind ſchwarz.

13. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

In San Filippo predigt ein Kind. Horch: „Hà una bella
Comica!" rief es, man ſieht: Weſſen er iſt, ſchon an ihm!

14. Vertatur in succum et sanguinem.

Ueberſetzt iſt Luzian zwar in das Deutſche, doch iſt er
Griechiſch ſo noch, auch deutſch. Wollt ihr ihn ächt, wie er liebt,
Ueberſetzt ihn in's Chriſtliche-Römiſche! Dann iſt er ächt deutſch,
Iſt altdeutſch ächtdeutſch: Heide zu ſein, wie er iſt.

15. Ueberſetzte Menſchen.

Pfäfflein, alſo bekehret ihr Andre nur: Euch zu bekehren!
Ueberſetzet ſie nur! macht ſie zu Heiden im Ernſt.

16. Aufſchluß über deutſche Abtrünnige.

Wer den Glauben wechſelt, der hat dann den vorigen alten
Nicht mehr — den neuen nicht . . . keinen! hat er — wie zuvor.

17. Römiſches Himmelreich.

Kinder kommen allein in's Himmelreich. Du beklagſt dich?
„Sehet, ich bin ein Kind!“ rufſt du, Bekehrter, aus.

18. Der Himmelspförtner.

Welcher Pfaffe mehr Unſinn hält? ... Der Dicke? ... Der Lange?
Ich entſcheide ſogleich ganz mathematiſch es Euch:
Nehmt zwei Haferſäcke und näht ſie, die Länge, zuſammen,
Geht das Zweifache nur in ihre Länge hinein;
Trennt ihr ſie aus einander, und näht ſie, die Quere, zuſammen,
Geht das Vierfache dann in ihre Dicke hinein.
So wird Petrus ſchreckbar am Himmelsthore beſchummelt
Mit den Dicken — er läßt Viere ſtatt Einen hinein!

19. Folge der Vergänglichkeit.

Sage, wer fütterte nicht das Täubchen Noäh noch heut ſich
Gern, und bewahrte das Oel-Blatt mit Vergnügen ſich auf?
Auch ſo die Roſe, die einſt der ſchöne Bathyllus im Haar trug?
Siehe, zuerſt die Natur weihte Reliquien uns.

20. A. Wie man ſelig wird.

Noch ein geiſtiger Alkohol iſt der Glaube der Herzen,
Denn ſelbſt Träume bewahrt ſeine gemüthliche Kraft.
Mißgeburten ſiehſt du darin, dickköpfige Kinder,
Ja, Ungebornes lebt keck mit Geſtorbenem hier.
Kröche lebendig zum Glaſe heraus die ſchnöde Geſellſchaft,
— „Hülfe! geflohen wer kann!“ riefſt du, Custode, zuerſt!

20. B. Ewige Auferſtehung.

Wie die Reliquie rein begrüße die jüngſte Lilie,
Ach, und des Kindes neu-lockiges roſiges Haupt!

21. Verluſt von Aegypten.

Haſt du dir auf Jahrtauſende, Rom, ſchon Oſtern berechnet,
Brieteſt dein Oſterlamm … frage doch: „Eß' ich es auch?“

22. A. Michel-Angelo's Weltgericht.

Auferſtandene richtet hier Chriſtus auf … dürftige Häute,
Graus aus den Gräbern und wild zieh'n ſie die Geiſter herauf.
Welchen Herakles haſt du gemalt! … das unendliche Sitzen
Rechts, und die himmliſche Koſt mäſtet' ihn — haſt du geglaubt.

22. B.

Hilf! Was ſchleppet ihr euch mit Kreuz und Säulen im Himmel,
War's nicht hier ſchon genug! Mit zu Gericht? zum Beweis?
„Siehe, wir heben es auf dort unter uralte Reliquien,
Polterkammer Olymps, ephtecha! thue dich auf!“

22. C.

Schlägſt du die Todten ſo barſch, die bedauernswürdigen, Charon!
Dir geh' es hin! .. Du Greis dienſt ja geerbetem Herrn!

22. D.

Freude dir, Alter! Siehe, du lebſt, wenn ſelbſt Uraniden
Nicht mit hier auferſtehn, wenn ſie die Erde behält!
Und das Begraben iſt aus auf Erden! Im Himmel das Aufſtehn!
Todtengräber und Nacht-Wächter, nun gehſt du zu Bett!

22. E.

Säß' ich mit zu Gericht, ich nähme die Böſen … in Himmel!
Nichts iſt ſchmählicher, als ſchuldig im Glücke zu ſein.
Säß' ich mit zu Gericht, ich ſtieße zur Hölle … die Guten;
Nichts iſt ſeliger, als gut und verachtet zu ſein.

22. F.

„Cosa funeste, si succedesse!“ bemerkte der alte
Tiſchler, welcher den Reih'n Bänke die Beine curirt.

22. G.

Das erwarte du nicht. Hier geſchah's, hier geſchieht's! Unabhängig
Von der laufenden Welt, ſpinnet die inn're ſich aus.

Siehe, die Kunſt ergänzt die Natur, und erfüllet die Mythen;
„Angelo" richtete hier: Welt und Gericht — und ſich ſelbſt.

23. Fußwaſchung des Nachfolgers Chriſti.

Drückt mich nicht todt, ihr ſchönen engländiſchen Mädchen, mit euren
Schenkeln und Buſen; von zwölf Engelsgeſichtern umhaucht
Steh' ich und ſtöhne, ihr dränget gedrängt; doch ich brauche das Leben
Weiter! Ihr braucht es daheim weiter für Glückliche viel!
— „Wohin drängt ſich das Volk?" — Man wäſcht da gewaſchene Füße;
Denn Unnöthiges thut Rom ja, Gethanes nur noch.

24. A. Grablegung.

Todte erweckte der Herr einſt. Wunder, ja Wunder! — Doch Rom thut
Größeres Wunder — denn ſieh: Dieſe begraben ihn hier!

24. B. Myſterium.

Puppen ſah ich voreinſt das Leiden Chriſti tragiren,
Grauſam am heiligen Grab rothe Dragoner umher.
Aber auf Morgen verhieß er's mit ſächſiſchen blauen Huſaren.
Und mit Schweizern nun gar ſiehſt du's in Roma tragirt.

25. Venus und Adonis.

Als Gott todt war, als nun das Volk wie die Hellerhur' heulte,
Vierzig Stunden lang tödliche Stille begann,
Hölzerne Klappern vom Thurm abklapperten hölzerne Stunden,
Rom, was es iſt: ein dem Tag offenes Grab, mir erſchien,
Floh ich hinaus, wie gejagt von der Klapperſchlange, nach Alba.
Abend war es. Ich ſah ſinnend zum Himmel empor —
Venus glänzte mich an! Sie ſprach: „So beklagt' ich Adonis
Einſt, drei Tag' und Nacht irrt' ich in Hainen umher.
Jetzt bin ich hier, und leuchte der Erd' und leuchte dem Himmel,
Weit wie ein Wanderer, weit komm' ich hier oben herum —
Das Stück habt ihr allein, und Keinen ſeh' ich umherziehn,
Der es hier ſtets wiederholt, weil's ſo gefallen bei euch.
Doch ein ſchöneres Kreuz ſeh' ich abwärts leuchten am Himmel,
Feſt von ſelbſt hängt's, glänzt ohne die goldene Haut.
Denn ich ſehe das menſchliche dort zur Pforte herausglühn,
Und hier das himmliſche ſelbſt wird mir im Auge verhaßt.
Doch nur ahnd' ich: warum? ... weil es mir mein eigenes Leiden
Sichtbar vor Augen ſtellt, weil es Erinnerung mir
Weckt an vergangene Zeiten! an Alles, was je mir im Herzen

Theurer war und werth! ... was ich ja ſelber einſt war —
Und mir nun ſelbſt nicht ſcheine, doch tief in mir fühle wie ehmals,
Weil es ſo nahe mir iſt, nachbarlich-helle wie ich.
Alſo wird uns zuletzt der Geliebte, verwandelt, zu unſ'rem
Bitterſten Feind! kein Geiſt käme gefürchteter uns!
Eher ſtürzt' ich hinab und ſtürb' im Meer' — als Adonis
Mehr zu nahen! Er iſt mir wie die † † verhaßt.“ —
Alſo ſprach ſie und ſchwieg. Sie ſpiegelte ſich in Aricia's
See, wo Diana ſich einſt ſpiegelte, machte ihn hell,
Und ſchön dünkte ſie ſich. Ich ſahe ſie, wie die Geliebte,
Auf die Zehe geſtellt, ſah ihr am Hälschen hinein ...
Sahe auch mich: zwei Häupter, an Einem Halſe gewachſen,
Und wie ein einziges Herz fühlt' ich das ihre — wie meins.

26. A. Geſpräch mit der Göttin.

„Laß mich ſterben, o Liebe! die Welt verlor nun im Alter
Ihren Verſtand.“ — Seit wann hatte ſie welchen, o Freund?

26. B.

„Pſyche, wie lange beſtehn wohl Götter?“ So lang' wie der Vater;
Gleich den Söhnchen ſchickt er ſie in eine Provinz.

26. C. Wie leicht man weiſe wird!

Willſt du Rom gleich weiſe? — So denke: es lieget in Japan.
Aufgeklärt iſt es dann! Kehre nach Japan in Rom.

26. D. Reſignation unter dem Monde.

Wie ein Malerknabe bemalet der Menſch auch des Himmels
Wände, ſo weit er reicht, aber er reicht nur noch hoch.
Auch der Mond ſchon iſt vollgeſchmiert! jed' Kuppchen getaufet,
Doch kein .o.a.a., danke du Gott, noch in ihm.
Du biſt das Paradies der großen Geiſter, ihr heilig
Stilles Schattenreich, Mond! du die Oaſe der Nacht.
Bleibe mir rein, o Mond, wie das Antlitz deiner, Geliebte!
Denkeſt du ſchlecht in dir — ſcheine du! lebe du wohl!
Glücklicher lernt' ich, ohne die Welt, voll Ruhe zu leben,
Als einſt mit ihr voll Trug! Ohne dich leb' ich dann auch.

26. E. Welthiſtorie und Bilderkram.

Dichte nicht menſchlichen Unſinn auch den Geſtirnen noch an, Herz!
Denke, ſie haben gewiß ihren — den himmliſchen — ſchon.

Leben und Tod der Natur und des Menſchen im Bild zu empfinden,
    Täuſchend im Bilde zu ſchaun, nennet der Witz —: Poeſie.
Für die Vernünftigen ſcheint bis heute die Welt nicht geſchaffen,
    Selbſt für die Guten nur halb, doch für die Thoren nur ganz.
Denke, du ſeiſt ein Sternedurchwandrer — gelegentlich, heiter
    Schaue die Feſte mit an, welche die Erde dir giebt!
Erde, du biſt ein ſchwarzbraun Mädchen! Schön tatowiret;
    An dein Näschen, Kind, haſt du die Perle gehängt,
Schmuck, wie die indiſche Henne; doch hindert ſie dich nicht am Eſſen!
    Jene zieht ſie hinauf, aber du — bläſeſt ſie weg!
Freue dich eigener Sitt' und ſonderbarer Gebräuche;
    Schöne Geſchichten giebt's! Drollige Kupfer im Heft.
Siehe, der Erdgeiſt ſchreibt ein längeres Werk als die Herren
    St... und Sch...; es iſt wahre Geſchichte: Gedicht,
Und nur Herodotus iſt, nach Homerus, die treu'ſte Geſchichte,
    Sein und Schein und Traum, Alles vereinigt zu Welt.
Jegliches Heft einſt will er gekauft, und bricht es geſchickt ab,
    Da wo das Tollſte beginnt: „Ende des achtzehnten Hefts!"
Bilder müſſen hinein, daß einſt auch das Kind noch was habe,
    Und ſein Finger etwas finde zu deuten: O ſieh,
Hier . . . den Gänſerich als General mit Degen und Sporen —
    Hier ... die Hochzeit! ganz roth wie mit Blute gemalt.
Hier . . . verſtoßen ſie Weiber; hier ſägen luſtige Affen
    Lachend ein Weib entzwei! Zweie! von unten hinauf.
„Garcilaſſo;" ſo heißet der Band. Hier lodert ein Holzſtoß,
    Brennet ein Mann am See! Friedrich der Große hier — weint!"
— Auch ſein nichtiges Heut will er ſchon morgen verhandeln,
    Wie Marktſchreier in Rom, um die Bajochi zu Brot,
Wenn ein Miſſethäter am Pappelthore gebammelt,
    Und ganz warm noch iſt, hörſt du ſie ſchon, wie ſie ſchrein:
Oh! che famosa istoria! col ritratto! che roba!
    Come si converti, nulla ci manca! come
Si scrulò! — favorisca! — — Due Un bajocho, ſo ſetzt er
    Leiſe dazu. Doch drei giebt er am Abend. — Geduld,
Spricht der ſtets neugierige Römer zum Weibchen, wer wirft wohl
    So ſein Geld hinweg! Warte, Carina, Geduld!
So ſaß ein nürnbergiſcher Mann einſt und rief: Auch kein Teufel
    Kauft mir Herrgöttchen ab! — Junge! he! — packe nur ein!
Und ſo male die Erde, ſo bunt wie du willſt, und die Geiſter,
    Doch kein Teufel kauft mehr ihr die Teufelchen ab.

27. Roma benedetta, e popolo fotuto.

Was Papſtſegnen hilft, ſieh an Rom. Jahrjährlich geſegnet,
Lebt es doch ganz verflucht ſchlecht, wie der Römer oft fleht:
„Schenk' uns deinen Segen, o Papſt! Wir ſchenken ihn dir auch;
Mußt du vor ganzer Gewalt ſegnen — dann „„ſegne du Gott.““

28. Naturgleichniß.

Lebend wirſt du genannt: Sr. H...; wenn du ſtirbſt, nicht
Mehr; ſo biſt du ja auch, todt, o Chamäleon, ſchwarz.

29. A. Kuppelerleuchtung.

Illuminirt zu ſein, ward Petri Kirche gebauet:
Illuminirt iſt ſie himmliſche Krone der Nacht.

29. B. Die Girandola.

Dein Verklärungsfeſt wird hier in Roma gefeiert,
Berthold Schwarz! Dein Tag kehret hier dreimal im Jahr!
Gleich dem Rieſenpfau ſchlägt dir die Girandola rauſchend
Sternevoll ihr Rad bis in den Himmel hinauf.
Sieh', und der Himmel ſchämt ſich! er hüllet, beſiegt, ſich in Rauch ein,
Und vergeſſen ſteht Peters erleuchtetes Haus.
Hätte die Kraft dein furchtbarer Hall auch Todte zu wecken,
Hadrian müßte heraus! — Todte, wie ſchlafet ihr hart!

30. Abſchied.

Wagen vor! he! — denn die Oper iſt aus. Raſch fahre nach Hauſe,
Vornehme Welt! — doch nein! Napoli mußt du beſehn,
Denn dort ſpielt San Carlo, der luſtige Heilige! Florenz
Reizt ja! Madonnen dort viel! Bete die Gnädigen an!
Venus iſt da zu Hauſe! die Königin! ſieh, und ein Volk nimmt
Bald der Könige Tracht, Glauben und Sitten ſich an!
Siehe, der arme Gelehrte und Künſtler, ach, bleibet allein hier,
Rom iſt nun mit Rom, bang, wie die — — Engel, allein!

31. Gute Nacht!

Einen langen Schlaf nun zu thun ... ach! ... gähnet der Schweizer,
„Dieſer Tage Qual war ja zu groß!“ — Nun ſo ſchlaf!

Unterhaltungen in Prag.

(Aus dem nächſtens erſcheinenden Werke: „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen." Von Th. Mundt.)

— Was jetzt kommt, Heilige, da bitte ich Dich, es Dir nicht etwa als eine Lobhudelei anzunehmen *). Denn ich will und muß noch einmal über die böhmiſchen Mädchen ſprechen, von denen ſich wahrhaftig ein eigenes Buch ſchreiben ließe, ſo reichhaltig iſt dieſer Gegenſtand. Wer könnte in Prag leben, ohne zu einem ſolchen Buche, deſſen ſchönſte Stellen gewiß kein Cenſor ſtreichen würde, ſorgfältige Studien zu machen. Du aber biſt eine Heilige! Deshalb mach' ein erhabenes Geſicht dazu, wo ich allzu unverſchämt lobe und ſehe. Ich muß loben und ſehen, und Du kannſt Dir immer noch etwas Anderes dabei denken, als ich ſage. Aber ſo viel ſage ich Dir, daß ſogar der alte ſelige Campe in ſeiner „Reiſebeſchreibung von Braunſchweig bis Carlsbad und Böhmen" nicht aufhören kann, die außerordentlichen Vorzüge der ſchönen und gutmüthigen Pragerinnen zu preiſen. Und das war Campe, ein Mann von Grundſätzen, der aus Philoſophie Waſſerſuppe aß, nur der Pädagogik wegen reiſ'te, einen plüſchenen Jelängerjelieberfrack und Schuhe mit großen ſilbernen Schnallen trug, und wohlerzogenes Blut hatte. Als kleiner Junge, wo ich mir für ein paar Dreier von einer alten Frau Bücher borgte, las ich dieſe Reiſebeſchreibung, und weiß noch recht gut, wie es mir damals auffiel und Nachdenken machte. Ich konnte den Campe nicht begreifen, der mich in einem anderen Buche vor dem Umgang

---

*) Die Heilige iſt eine Böhmin.

mit dem weiblichen Geſchlecht ſo ſehr gewarnt hatte, daß ich mir einmal die kleine Nachbarstochter genau anſah, ob ſie wirklich ein ſo gefährlich Ding ſei? Jetzt bin ich ein großer Menſch geworden, ſchreibe ſelbſt Bücher für ein paar Dreier, habe heißes Blut, und begreife den Campe. Campe, Campe, ja Campe hat meine Augen zuerſt auf die Schönheit der Pragerinnen hingelenkt, und in die weltberühmte Tugend dieſes ſoliden Mannes, dieſes reellen Kindervaters und Pädagogen, wahrhaftig, in ſeine Tugend hülle ich mich, indem ich in dieſen glühenden Himmelsſtrich reizender Formen mich wage. Campe, dieſer zuverläſſige Mann, ſoll Alles verantworten, was mir hier begegnet iſt, und an ihn wende man ſich, wenn mir Einer Vorwürfe machen will über die Folgerungen, die ich aus meinen in Prag regegewordenen Betrachtungen jetzt oder bald ziehen werde.

Das ſind hier Töchter des Landes, die im wahrſten Sinne dieſen Ehrennamen verdienen. Nationale Schönheiten, denen an ſcharfgezeichneter Eigenthümlichkeit keine andere Bürgerin einer deutſchen Stadt ſich vergleichen läßt. Das langweilige Geſchlecht der Berlinerinnen mag anziehen durch Tugend, Tournüre, Vorzüge einer feinen und ſchlanken Geſtalt; die ſinnliche Wienerin durch lebhaftes Augenſpiel, großartige Grundſätze, brennbare Lebensſtoffe von Kopf bis Fuß, die leichtgeartete Münchnerin durch ein regelmäßig gebildetes, ſinnig lauſchendes Geſicht, das einem Stieler zum Meiſterwerk ſitzen konnte; die niedliche naive Schwäbin durch freundlich zuthätiges, Alles gerade herausſagendes, convenienzloſes Weſen; die kleine heirathsluſtige Leipzigerin durch ſelbſtgefällige Zierlichkeit, Freigebigkeit des Blickes, redſelig plauderndes Mundwerk; die große farrenäugige Hamburgerin durch irdiſche Friſche, Reichthümer der Natur, und derbe Reſultate des good eating. Die Pragerin zieht vor Allen an, weil ſie eine Pragerin iſt, ein böhmiſches Mädchen. Durchfliege mit entzücktem Blick die Schweſterreihe dieſer Geſichter, von denen jedes dem andern ähnlich ſieht, und frage, wem du den Preis zuerkennen ſollſt, ob der reizenden Mutter oder der reizenden Tochter? Denn der Nationaltypus dieſer ausgezeichneten Bildung hat zugleich ein ſo dauerndes und erhaltendes Leben in ſich, daß er oft noch bis in das höhere Frauenalter hinein wunderbar fortblüht. Die Geſtalt iſt ſelten groß und hervorragend, aber faſt immer von einer üppigen Poeſie des Ausdrucks, die mit rund geſchwungener Wellenlinie Hals, Nacken, Buſen und Hüften in lieblicher Fülle zeichnet. In langem, weichem, dichtem Gelock umfließt das ſchöne Haupthaar, oft blond, öfter kaſtanienbraun, die zärtliche Schläfe, und die etwas blaſſe Wange erhöht in einem anmuthigen Oval den feinen Glanz des Geſichtes. Das am häufigſten geſehene blaue Auge ſtrahlt ein dunkles Feuer von ſich, und läßt in eine brennende Tiefe ſchauen, aus der Muth, Seele, Andacht und Liebe leuchtend auftauchen. Es ſprüht etwas Katholiſches aus dieſem dunkel flammenden Blick der Pragerinnen und zugleich ſo viel Sinnengluth; es iſt eine frivole Myſtik, welche das Auge zu uns emporſchlägt, und das unſere, Blick um Blick, gefangen hält. Wie gothiſch wölbt ſich der Blick dieſer Augen; auch ſchwimmt um die trunkene Bewegung der Iris ein leiſer Heiligenſchein, ich kann es nicht leugnen. Es iſt mir, als gingen ſie alle in die Meſſe, während ich ſie da hinwandeln ſehe, reichgeſchmückt, in bezaubernder Haltung der lebenſtrahlenden Glieder. Und ich folge ihnen bis an die Kirchthür, und ihr Auge trifft mich im Umwenden noch einmal, wie ein verſengender Blitz, und ich weiß nicht, ſoll ich mit ihnen beten gehen und die Meſſe hören, und meine Sinne erſt in frommer Muſik berauſchen, dann im dreiſten Glück der Liebe! Wer nie einer Pragerin tief in die Augen geſehen, weiß nicht, was Myſtik iſt und was Sinnlichkeit; er hat nie ein Gedicht geleſen, das in Flammen der Erde ſpielt und an Sternen des Himmels ſich ſonnt. Die feingeformte Naſe, faſt immer ein zierlicher Adlertypus, welcher die nationelle Gleichförmigkeit der Geſichter hervorbringt, vermehrt die liebliche Keckheit des Ausdrucks, die den Phyſiognomien eigen, und der Ernſt bei aller Anmuth, welcher die Geſtalt umſchwebt, zaubert ein dunkelgeſättigtes Colorit über ihr ganzes Weſen hin, das von einer heimlichen Gluth durchwärmt iſt. So zeigt ſich Fülle und Energie des Lebens, Rundung und Harmonie der Formen, ſinnlicher Schmelz und poetiſche Leidenſchaft, kräftiger und geſunder Drang der Natur, ein Daſein für den Genuß geſchaffen, aber ohne kränkelnde Sehnſüchtigkeit, ſondern muthig und ſieghaft im Herauskehren ſeiner Blüthe.

Es iſt ein freibewegtes, geſtaltvolles Leben hier, und im raſchen Glück und Wechſel der Stunde herrſcht die Gunſt, die überall geſucht und überall gefunden wird. Dieſe ſchöne Gunſt wetteifert jetzt faſt in der entgegengeſetzten Sphäre mit der früheren Grauſamkeit, welche die böhmiſchen Mädchen gegen die Männer ausübten, und wodurch ſie eigentlich welthiſtoriſch geworden ſind, und es kommt mir wie eine Rache der Geſchichte vor, daß die Pragerinnen jetzt ſo voll von beglückender Freundlichkeit und zärtlicher Laune für unſer Geſchlecht ſind. Ja, es iſt eine Rache der Geſchichte, und mitten auf der Promenade, unter hundert lockenden und blühenden Frauengeſtalten, fiel mir heut der blutige böhmiſche Mägdekrieg ein, der die Frauen gegen die Männer ins Feld führte und nichts Anderes als eine gänzliche Vertilgung der letzteren vom Erdboden zum Endzweck hatte. Ich mußte lachen, und auf jedem hübſchen böhmiſchen Geſicht, das mir nun begegnete, ſpähte ich nach, ob ſich nicht zu einer kriegeriſchen männerfeindlichen Wlaſta Anlagen zeigten. Aber dieſer Stamm muß hier ganz ausgeſtorben ſein, und wie viel ich auch herumſchwärmte auf den Gaſſen oder wohin mich meine Bekanntſchaften führten, überall ſah ich zwar Kriegserklärungen aus dieſen dunkelſchönen Augen ſchimmern, aber hinter ſolchen Vorpoſtengefechten der Blicke lauerte doch immer ſchon ein glänzender Friedenstractat. Ich malte mir den böhmiſchen Mägdekrieg in meinen Gedanken immer weiter aus, und mußte immer mehr lachen. Dann wollte ich zu Egon Ebert gehen, ihm einen Beſuch machen, und ihn fragen, warum er in ſeiner „Wlaſta“ den böhmiſchen Mägdekrieg ſo ſentimental verhunzt habe? Ein humoriſtiſches

Heldengedicht, oder eine *hiſtoriſch-komiſche Novelle* hätte er aus dieſem Stoffe machen ſollen, aber nichts Lyriſch-Heroiſches à la Egon Ebert. Ich wollte ihm auch ſagen, daß die jungfräuliche Wlaſta ein ſchöner wilder Löwe ſei mit langer goldener Mähne, aber kein exemplariſches Stickermädchen, das ſich aus einer Leihbibliothek einen gefühlvollen Schwung zuſammengeleſen hat. Aber es iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, einem Poeten die Wahrheit zu ſagen, und ich blieb deshalb unterwegs zu ihm, da ich von der Hitze großen Durſt hatte, in einem Weinhauſe ſitzen. Hier war es kühl, und ich dachte wieder an den böhmiſchen Mägdekrieg, merkwürdig dadurch, daß er ſchon im grauen achten Jahrhundert der keckſte Verſuch *zur Emancipation der Frauen* war, der in der Geſchichte der modernen Zuſtände ſich aufweiſen läßt, und der damals in muthigen Amazonenthaten ſich hervorwagte, während in den letzten Zeiten dieſe Frage nur auf halbphiloſophiſche, theoretiſirende und St. Simoniſtiſche Weiſe in der Welt hin und her ſchwankt.

Ich beſchloß, um mich für die Langeweile des Egon Ebert'ſchen Mägdekriegs zu rächen, mir ſelbſt einen zu Papiere zu bringen, ſo wie ich ihn mir wenigſtens denke. Ich ging zu einem Dominikaner, mit dem ich bekannt geworden war, und borgte mir aus der Bibliothek des Kapitels den Hagek, mit welchem ich dann zurück in meinen Gaſthof wanderte. Nachdem ich es mir bequem gemacht, (auch in Prag kennt und übt man ſchon die Wieneriſche Gewohnheit, in bloßen Hemdsärmeln dazuſitzen) und nachdem ich ungefähr eine Stunde in meiner alten geſchwätzigen Quelle geleſen, ſchrieb ich, mit üblichem Anruf der epiſchen Muſe, Folgendes nieder:

Bohemiconymphomachia.

Libuſſa ſaß wie eine Prophetin auf dem Throne der Böhmen, und nachdem ſie die Macht in den Städten, die Kraft in dem Volke, und das Gold und Silber in den Bergen vorhergeſagt hatte, legte ſie ſich nieder an die Erde, um zu ſterben.

Zuvor berief ſie noch einmal alle ihre Jungfrauen, eine ſchöne Reihe weinender Mädchen, die ihr treu gedient hatten in Leid und Freude, und ſie ſegnete und beſchenkte ſie reichlich, und ihr glänzendes Auge ruhte zum längſten und bedeutſamſten auf dieſen ſchmerzlich ſtummen Jungfrauen, bis es brach. Selbſt Przemysl, der Herzog, welcher betrübt in der Ecke ſtand, war ihr nicht ſo theuer geweſen, als dieſe ihre Dienerinnen, mit denen ſie wie mit zarten weißen Blüthenzweigen ihr ernſtſinnendes Leben ſich geſchmückt hatte. Sie hatte ſie in allen Künſten unterrichten und in der herrlichſten Bildung erwachſen laſſen, und die Mädchen waren ſchön und ſtolz geworden, wie die Sonne, und hell und klug wie der Tag. Sie klagten laut, und ſchlugen ſich an die blaſſe Wange und an die blühende Bruſt, und benetzten mit heißen Thränenſtrömen die Füße der Fürſtin. Am ſtärkſten weinte ein hohes, ſchlankes Mädchen, mit langem blondem Haar, das in üppiger Fülle der Locken ihr über die Schulter floß. Sie hieß Wlaſta, und hatte leuchtende Augen wie Sterne, und ein Antlitz wie Frühlingspracht. Libuſſa hatte dieſer ihrer Lieblingin die Hand gereicht, und Wlaſta wollte ſie nun nicht mehr loslaſſen, ſo todeskalt ſie geworden war. Und alle klagten und weinten, und das Volk draußen, das zuſammengelaufen war, heulte und ſchrie. Sogar der verſtändige Przemysl, der noch nie geweint hatte, feuchtete ſeine Wimper mit einer Wittwerthräne, denn er ſaß nun allein auf dem Herrſcherſtuhle des Landes. Verſchieden aber waren die Stimmen der Böhmen, die ſich draußen vor des Schloſſes Wällen im unruhigen Getümmel durch einander miſchten. Etliche wehklagten, daß es um Böhmen nun geſchehen ſei, und Etliche frohlockten, daß das Weiberregiment ein Ende habe, und Andere erinnerten an ein altes Wort, welches ein vornehmer Czeche der Libuſſa ſelber ſpottend ins Geſicht geſagt, daß Weiber, die lange Haare hätten, aber einen kurzen Verſtand, beſſer zum Weben und Spinnen taugten, als zum Richten über Männer. Und Wlaſta hob ſich zornig empor, als der rohe Volkswitz in ihrem erhabenen Schmerz ſie ſtörte, und aus ihrem großen rollenden Auge ſchoſſen dunkle Blitze der beleidigten Seele hervor. Denn ſchöne Seelen empört am heftigſten ein ſchlechter Witz. Darauf verrichtete ſie den Todtendienſt bei ihrer unſäglich geliebten Herrin, und that ihr ein köſtliches Gewand an, und gab ihr fünf Silbergroſchen in die Hand, um ſie dem unbekannten Gott dort unten zu opfern. Denn das Heidenthum lag noch mit finſterer Gewalt über dieſen trefflichen Gemüthern.

Nachdem nun Libuſſa vor den Thoren ihres Schloſſes Libin begraben worden, kam der verwittwete Fürſt Przemysl allmählig auf den Gedanken, daß es doch gut ſei, keine Frau zu haben. Er fühlte ſich äußerſt behaglich, und begann, ſich in ſeinen Gemächern den ganzen Tag zu pflegen. Früher war er ein ehrbarer Ackersmann geweſen, der ſeine Felder beſtellte und die Ochſen am Pfluge trieb, als Libuſſa, vom Wahrſagegeiſt ergriffen, ſich ihn zum Manne prophezeite. Denn obwohl ihrer Macht nichts fehlte, und ſie mit allen Geiſtern in Verbindung ſtand, ſo fehlte ihr doch ein Mann. Und ſie nahm ihn und machte ihn zum Herzog, und er ſetzte ſich mit aller Ruhe an ihre Seite auf den Czechenthron. Bald aber mußte er einſehen, welche Qual es mit ſich bringe, eine geiſtreiche Frau zu beſitzen. Er konnte gar nicht mitreden, wenn ſie zu philoſophiren anfing, und ſo oft ſie in Begeiſterung gerieth, machte er ein dummes Geſicht dazu und geberdete ſich wie ein geſchlagener Mann. Es graute ihm vor den Augen, wenn die Seherkraft über ſie kam, und es wurde ihm unheimlich, daß er eine ſo kluge Frau hatte. Wenn er nach ſeiner Weiſe ein vernünftiges Wort zu ihr ſagen wollte, ſaß ſie in tiefen Gedanken und hörte ihn nicht. Er konnte nicht begreifen, wie man Gedanken haben könne, und wurde im Geheimen ſeines Lebens überdrüſſig. Er ließ Alles geſchehn, wie ſie es wollte, und bekümmerte ſich um nichts mehr, aber der Meth ſchmeckte ihm nicht, und die Jagd machte ihm nicht mehr Freude. Es war ihm immer, als müßte er ſich vor ſeiner Frau geniren in Allem, was er that. Er verwünſchte die geiſtreichen Weiber, und fürchtete ſich doch zugleich ſehr. Wenn ſie ihn zuweilen mit ihren ſchönen tiefen Augen anſtrahlte, kam er ſich ſelbſt ganz einfältig vor, und wußte nichts dazu zu ſagen. Er wäre davongelaufen, hätte er ſie nicht als eine Zauberin gekannt, deren Gewalt ſich über Alles erſtreckte. Jetzt aber war ihm wohl. Er ſchaukelte ſich vergnügt auf dem purpurnen Thronſeſſel, auf dem ſie ſonſt neben ihm geſeſſen, und merkte, daß er weit bequemer ſitzen konnte. Er ließ ſeinen Freund Hinchvoch zu ſich kommen. Mit dem ſchwatzte er ſich aus, und ſie tranken ein Faß Meth zuſammen und rauchten eine Pfeiſe Taback. Sie ſprachen von lauter langweiligen Dingen, und Przemysl freute ſich zum erſten Mal wieder, daß er ein ruhiges, gewöhnliches, alltägliches Geſpräch führen konnte, bei dem er nicht viel zu reden brauchte. Denn Hinchvoch hatte keinen Geiſt. Zuletzt aber befahl Przemysl dem Hinchvoch, daß er unverzüglich die ganze Budecer Mädchenanſtalt aufheben ſolle. Dies war die preiswürdige Anſtalt, in welcher die Jungfrauen der Libuſſa erzogen, gepflegt und zu allen Tugenden und Vorzügen gebildet wurden. Przemysl befahl, daß dieſe Mädchen zerſtreut und zu ihren Eltern zurückgebracht werden ſollten. Denn es ſei gefährlich, das muthwillige Geſchlecht der Mädchen viel lernen zu laſſen. Es würden geiſtreiche Weiber daraus. Hier zuckte es ihm, und er ſah ſich ſcheu nach der Ecke des Zimmers um, ob Niemand dort ſtehe. Dann fuhr er fort und ſagte: „Nun geh', mein lieber Hinchvoch, und führ' es ſchleunig aus, wie ich dir gerathen!" Und Hinchvoch ging hin und that es gern, denn er hatte keinen Geiſt.

Und nun, o epiſche Muſe, löſe mir die homeriſche Zunge, damit ich, des großen Unglücks würdig, beſchreiben und ſchildern kann, wie, gleich der Trojerinnen beklagenswerther Schaar, als ſie aus dem brennenden Ilion davonzogen, jetzt dieſe böhmiſchen Mädchen, reich an Zahl, und jede ſchön und jede der Liebe und der Thränen werth, in langſam ſtummen Reihen ſich fortbewegten, nachdem ſie ausgetrieben und die Thüren ihrer treugeliebten Penſionsanſtalt hinter ihnen geſchloſſen worden waren. Sie wußten nicht wohin, und irrten wie eine Heerde zerſtreuter Lämmer auf und ab, und das Volk höhnete ſie in den Straßen. Man verlachte ſie und ſagte: Wo iſt nun eure Herrin, vor der wir uns beugen mußten, und vor euch zugleich? Seht, das Blatt hat ſich gewandt, und ihr, die ihr ſo hoch hinauswolltet, habet weder Wohnung jetzt, noch Schutz und Schirm. Nun kehret in eurer Väter Hütten an den Spinnrocken zurück und ſtellt euch zu eurer Frau Mutter vor den Kamin, und helft kochen und fegen! Was habt ihr mit den Künſten zu ſchaffen und mit der Wahrſagung und mit der Wiſſenſchaft der Pflanzen und Kräuter! Ihr ſeid armer Leute Kind. Geht! Geht!

Die Welt lag dunkel da vor den Blicken der armen Mädchen, und ſie ſahen in der Nähe und in der Ferne nichts, was ſie tröſten könnte. In ihrer Eltern niedrige Häuſer zurückzukehren, davor entſetzten ſie ſich alle, denn der alte Vater und die alte Mutter verſtanden der Töchter adliges und freigebildetes Weſen nicht mehr. Sie hatten des Lebens göttliche Freiheit geathmet, und ihr Herz empörte ſich, wenn ſie der häuslichen Sklaverei ihres Geſchlechts gedachten. Des gemeinen Volkes Reden verachteten ſie, denn ſie waren jung und muthig, und fühlten edlen Stolz in der großesſinnenden Seele. Die hohe Wlaſta aber trat mitten unter ſie, und verſammelte ſie alle um ſich her, und hieß ſie ihr folgen. Dann eilte das ſchöne kecke Mädchen mit haſtigen Schritten voran, und die übrigen, die ihr gern vertrauten, zogen der Führerin nach, nicht wiſſend, was dieſe in ihrem oft erprobten Geiſt bewege. Und Wlaſta beeilte ſich immer ſtärker, denn ſie war geſchwind wie ein Reh, bis ſie und ihre Jungfrauen der Menſchen Häuſer und Geſichter verlaſſen hatten. Sie ſchritt vor den Andern her, wie eine Königin, und Haar und Buſen flogen ihr wunderbar vor Wuth und Schmerz. Sie war die Schönſte und Stärkſte unter Allen, und die hochgebauten Glieder waren weiß und friſch und gewaltig, wie ein ſprudelnder Bergquell. Heldenmüthig und herausfordernd in ihrem Weſen, war ſie doch freundlich und glänzend an Geſtalt, und wenn man ſie in raſcher

Bewegung dahinſchweben ſah, leuchtete ſie von Kraft und Anmuth, von Hoheit und ſüßer Lieblichkeit zugleich. Sie hatte etwas Kriegeriſches in ihrer Natur, und doch einen friedenſchließenden Zug um die ſchwellenden Lippen. Sie trat wie eine Siegerin auf, wenn ſie den ſchlanken Fuß ſetzte, und wild blickte ihr holdes Auge, wie auf einen Feind. Und in alle Wildheit miſchte ſich doch die weiche Jungfräulichkeit ihres Mädchenweſens. So war ſie die Erſte ihrer Geſpielinnen, und alle liebten und ehrten die Wlaſta, der Keine glich.

Die Jungfrauen traten jetzt in kühlende Waldesſchatten, und erreichten den Berg Widowle, auf deſſen grünem Gipfel vertrauliche Einſamkeit lag. Hier befahl Wlaſta den Mädchen, ſich zu lagern, und ſie ſelbſt, in ihrer Unruhe, blieb vor ihnen ſtehen und ſagte: „Ihr lieben Geſpielen, hierher habe ich euch geführt, damit wir über unſere Bedrängniß, die zu den Göttern klagt, uns berathen können. O ihr trefflichen Mädchen, giebt es wohl ein höheres Gut, als die Freiheit? die Freiheit, welche Luft und Himmel und Bewegung und Leben und Alles iſt? die Freiheit, an deren Buſen ihr groß und ſchön geworden ſeid, von der ihr die Milch der Erkenntniß getrunken und die Frucht eurer untadligen Bildung geerntet habt? die Freiheit, in deren Schooß allein Sitte, Tugend, Liebe, Tapferkeit und Glauben an die Götter gedeihen? Und mit unſerer Frau Libuſſa iſt uns auch unſere Freiheit geſtorben. Nicht in uns und in unſern Gemüthern iſt ſie geſtorben, ſondern in den wankelmüthigen und unedlen Meinungen der Männer. Libuſſa wollte unſer Geſchlecht erlöſen, ſie hatte ihm die Freiheit beſtimmt, denn nur in der Freiheit können wir unſer Weſen erheben auf eine höhere und ſchönere Stufe der Achtung. Libuſſa beherrſchte das Land, und die Männer gehorchten ihr, und an uns bildete ſie, wie ſie das Frauengeſchlecht in ſeiner künftigen Unabhängigkeit und Geiſteserweckung ſich dachte. Liberté pour toutes les femmes! das war der Grundſatz, theure Freundinnen, in dem wir erzogen wurden. Ich hoffe, wir machen alle unſerer großen Bildnerin keine Schande. Freiheit, Freiheit,

Freiheit für uns Alle! Denn daß dieſer geiſtloſe Herzog Przemyſl unſer Geſchlecht verachtet und ein arger Feind unſerer liebſten Hoffnungen iſt, habe ich ſchon, als unſere hochſelige Fürſtin noch lebte, ahnungsvoll in meinem Geiſte erſchaut. Und ſeinen Sohn, den ihm Libuſſa geboren, wird er gewißlich dazu anhalten, daß er unſerer noch viel weniger achtet. Auf alſo, auf, ihr Jungfrauen der Libuſſa! Es gilt einen Entſchluß zu faſſen, daß wir und unſer Geſchlecht nicht ſchmählicher Dienſtbarkeit, die uns droht, anheimfallen! Das Weib muß frei ſein, ſonſt iſt es verachtungswürdig, denn zur Freiheit haben die Alles wohlbedenkenden Götter nicht bloß den Mann erſchaffen! Die Freiheit iſt überall und in jedem Herzen, das Flügel hat, um ſich über das Gemeine zu erheben!"

Hier endete die herrliche Wlaſta ihre Rede, und ließ ſich mit einem lauten, bruſtzerſprengenden Seufzer unter einen Baum ſinken. Dann ſtützte ſie das ſchöne, gedankenvolle Haupt in die Hand, und ſaß lange, von einem wunderbaren Tiefſinn umfangen, da. Die Andern ſchwiegen bange, und es war ſtill und heimlich wie in einer Kirche. Alle blickten nur mit ſcheuen Augen auf die tiefſinnig gewordene Jungfrau hin, und es war ihnen, als müßten ſie noch bedeutſam geheimnißvollen Worten aus ihrem Munde entgegenlauſchen. Der Wind flüſterte mit düſter raſchelnder Zunge über ihnen in den Wipfeln der uralten Eichen, ein großmächtiger Adler flog mit verworrenem Geſchrei auf aus einem Spaltenriß des Berges, tiefhängende Wolken verfinſterten die Fernſicht, es wurde eine ſeltſam magiſche Dämmerung ringsher um die näher aneinander geſchmiegten Mädchen. Da rief Stratka, eine liebliche Brünette, plötzlich: „Sehet, es iſt über Wlaſta der Geiſt Libuſſa's gekommen, der Geiſt der Weiſſagung!"

Und Wlaſta ſtreckte die Hand aus, und das ſtrahlende Geſicht umflog eine dunkle Röthe. Sie ſetzte ſich hoch aufrecht, es ſchien Allen, als ſei das wunderbare Mädchen größer und ihre ganze Geſtalt leuchtender geworden. Dann wies ſie mit den Fingern in die Ferne, und ſprach: „Ich ſehe die Zukunft.

Dort hinten ſteigt ſie in ſchwankender Geſtaltenreihe aufwärts, und wälzt ſich bis zu mir heran, und beginnt mit meinem Geiſt vertrauliche Geſpräche. Die Sterne über mir fangen an, golden zu erglänzen, wie in ſchöner Mainacht, und Libuſſa ſitzt groß in den Wolken, und reicht mit ihrer Hand von oben bis tief in mein Herz. Sie ſchreibt die Schrift der Sterne eifrig in meine Gedanken ein, und ich halte ſüß bewegt ſtill, wie wenn ein Gott mich berührte. Und die Schrift der Sterne iſt es, die mich leſen läßt, was die hinten ſchwankende Zukunft bedeutet. Und Wald und Strom, und Vogel und Blume, und Luft und Licht werden lebendig und reden ein Wort mit, und ich kann Alles verſtehen, was iſt und kommen wird. Ich ſehe und verſtehe großes Unheil, immerwährende Kriege, geſpaltene Meinungen, himmelſtürmende Verzweiflung, philoſophiſchen Jammer und politiſche Leidenſchaft, jedem Jahrhundert ſeine Seuche und jedem Menſchenherzen ſeinen Todesſchmerz. Und bebend frage ich die Geiſter der Zukunft um unſer Geſchlecht, ob es frei ſein wird? Und ſeht, ſeht, ſeht, es treten aus dem Nebelglanz der Ferne ſeltſame Geſtalten vor mich hin. Unſer eigenes Schickſal kann ich nicht erkennen, denn der Geiſt darf ſich nicht ſelbſt ſchauen, das verwehrt das Verhängniß. Aber ich höre Waffen an mein Ohr ſchlagen, und die Blüthe meines Buſens zwingt ſich wie in einen eiſernen Kriegspanzer, und eine breite Wunde bohrt ſich bis in mein Leben hindurch. Nun ſehe ich ſchönere Jahre herankommen, ein lyriſches Zeitalter der Frauen ſprießt auf. Die Poeſie ſchmückt ſie, die Minne verherrlicht ſie, und das Ritterthum holt ſeinen Dank aus ihren huldſpendenden Händen. Auf dem Söller blinkender Schlöſſer ſtehen ſie freundlich da, und begeiſtern durch ihren Anblick zum Sieg in der Schlacht, zur Sitte im Leben, und zur Ehre im Wandel. Aber das Zeitalter der Minne macht das Weib nicht frei. An Haus und Heerd und an die Stille des Zwingers gebannt, überläßt ſie des Lebens freie Bewegungen den Männern. Dann ſehe ich fromme Geſichter meines Geſchlechts, betende Jungfrauen in dunkeln Zellen, verzückte Mädchen, welche die Gewalt eines Gottes ergriffen haben muß. Alles große Verſuche des Weibes, ſich zu befreien und über das gemeine Alltagsloos ihrer Beſtimmung ſich zu erheben zu höherer Erleuchtung des Geiſtes. Aber auch die Myſtik und die beſchauliche Kloſterzelle macht das Weib nicht frei. Es verliert ſich in Gott, und überläßt des Lebens freie Bewegungen den Männern. Und ich ſehe eine liebliche Jungfrau, die erſt die Lämmer im Thal weidete, dann, vom Geiſt gerufen, den Helm auf ihr Haupt ſetzte und gegen die Feinde des Vaterlandes in die Schlacht zog. Sie will zeigen, daß das Weib auch ein Vaterland habe, und Alle folgen jauchzend dem Mädchen aus Orleans und ſiegen unter ihren jungfräulichen Bannern. Aber dann naht das alte ſchwarze Verhängniß unſeres Geſchlechts, und es ruht ein Fluch auf der That, weil ſie ein Weib vollbracht hat. Sie können es nicht glauben, daß das Weib vom Vaterlandsgeiſt getrieben wird, und verbrennen die Zauberin. Das Weib hat kein Vaterland, ſie können es dem hohen Mädchen aus Orleans nicht glauben. Auch die Vaterlandsbegeiſterung macht das Weib nicht frei, und es überläßt die Freiheit der öffentlichen Bewegung den Männern. Jetzt ſehe ich eine Kirchenverſammlung von großen und gelehrten Männern, wo eigens unterſucht und mit den genaueſten Gründen und Gegengründen geſtritten wird, ob die Frauen Menſchen ſeien? Dann dringt mein Auge weiter und weiter durch den Schleier der Jahrhunderte, und ich gewahre milde Zeiten des Familienglücks auf den Geſichtern unſeres Geſchlechts. Ich ſehe ein häusliches Stubenleben, ein bürgerliches Zeitalter der Menſchen, in dem die Frauen viel gelten; ſie ſtricken, nähen, ſchenken den Thee ein, und ſprechen angenehm. Mir wird kläglich dabei zu Muthe, und ich wende den Blick auf Andere hin, und ſehe bücherſchreibende Weiber, mit Gelehrſamkeit und Künſten ſich abgebende holde Mägdlein; wieder große Verſuche, das Weib zu befreien. Aber das Familienglück, das bürgerliche Zeitalter und das Bücherſchreiben machen unſer Geſchlecht nicht frei. Es muß noch immer des Lebens freie Bewegungen den verhaßten Männern überlaſſen. Nun führt mich mein Geiſt fern gegen den Norden hin, und ich ſehe einen Mann in ſeiner Studirſtube ſitzen, der ſchreibt eifrig und ſieht gedankenvoll aus. Ich weiß nicht, ich muß den Mann lieben, es iſt mir, als ſchriebe er mir meine Gedanken auf und die Gedanken unſerer Frau Libuſſa. Er heißt Hippel, und er ſchreibt über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber und über die Ehe. Er will, daß das Weib ein Vaterland haben ſolle, und eine Stelle im Staat und ſeinen ſchönen Theil an aller Freiheit der öffentlichen Bewegung. Er iſt der Erſte unter allen Männern, in dem der große Gedanke Libuſſa's wieder hervortaucht, denn kein Gedanke geht im Meer der Zeiten verloren. Und o, o, ſeht, wie mir der Geiſt nun hilft, die Erſcheinungen zu verknüpfen. Da zieht es mich hin weit in eine andere Gegend, und ich ſchaue eine mächtige Stadt, die heißt Paris, und eine Straße, die wird die Straße Taitbout genannt. Dort iſt ein Saal, in dem Männer mit langen Bärten verſammelt ſind, die eine beſondere Weisheit unter ſich verabredet haben, die heißt der Saint-Simonismus. Sie tragen eine weiße, hinten zugeknöpfte Weſte, weiße Beinkleider, eine blaue Jacke, und Kopf und Buſen ſind ihnen ganz entblößt. Sie ſehen närriſch aus, und ſprechen über die Weiber. In ihrer Mitte ſitzt Einer, mit Namen Enfantin, der ſich den oberſten Vater der Simoniſten nennt, und neben ihm ſteht ein leerer Stuhl, auf dem das freie Weib noch erwartet wird, damit ſie, ſobald ſie erſcheine in der Welt, ſich gleich ſetzen könne. Alle Anſtalten zu ihrem Empfange ſind gemacht, und ihre Unabhängigkeit vom Manne iſt ausgeſprochen. Was Libuſſa gedacht, was Hippel geſchrieben, wollen die Simoniſten endlich ausführen. L'élevation de l'épouse au niveau de l'époux! ſo hallt es wieder aus dem Munde des oberſten Vaters, der das freie Weib ſucht. Es giebt eine geſellſchaftliche Perſon, das iſt nicht mehr der Mann allein, ſondern Mann und Frau, und alle Geſchäfte des Lebens werden daher paarweiſe verrichtet. Dieſes Paaren iſt die Ehe, und in ihr nimmt die Frau Antheil an den Geſchäften des Mannes. So wirkt ſie zugleich für den Staatsdienſt mit, und kann, wie Libuſſa und Hippel ausdrücklich gewollt, Aemter bekleiden. Der kühne Vater Enfantin aber hebt die Freiheit des Weibes noch über die Ehe hinaus, und erklärt die Ehe nicht für geſchloſſen. Ein ſo freies Weib aber will ſich gar nicht finden laſſen, und darum ſehe ich hier und dort Simoniſten hinauswandern in den Orient, um das freie Weib da zu ſuchen. Und es entſteht eine große Verwirrung über die neue Lehre, in der doch Wahrheiten ruhen, an denen ich alle Jahrhunderte arbeiten geſehen. Schriftgelehrte erheben ſich, um die Wahrheiten zu reinigen von den Schlacken, aber es ſcheint, als könne lange Keiner das Wort dazu finden. Da ſehe ich auch einen wohlbeleibten Jüngling, ich ſehe ihn ſtarkglänzend, der wird ſich auch hinſetzen und wird ſchreiben über den Simonismus, den er nicht verſteht. Kein Verhängniß kann das mehr abwenden, der Jüngling wird ſchreiben über etwas, das er nicht verſteht. Und er wird die Anſichten der Simoniſten vom freien Weibe obenhin verdammen, und wird etwas thun, das er gar nicht verſteht. Und er wird ein Stückchen Hegelſche Philoſophie hineinmengen in den Simonismus, und wird etwas thun, das er abermals nicht recht verſteht. Das freie Weib aber — doch — ah! — —"

Hier hielt die herrliche Wlaſta inne, und der Geiſt der Wahrſagung ſchien von dem ſchönen Munde gewichen. Das Haupt ſank ihr ermattet auf die Bruſt herab, und die Wange, die noch eben von dunkler prophetiſcher Röthe geglüht hatte, überzog ſich wieder mit einer feinen Bläſſe. Sie lehnte ſich ſeufzend an die Schulter ihrer Buſenfreundin Stratka, und fragte leiſe: „Was habe ich euch geſagt?"

„Du haſt uns die Zukunft unſeres Geſchlechtes enthüllt!" riefen Alle einſtimmig, und ſprangen auf und umringten ſie ehrerbietig und traurig.

„Mir iſt das Herz wehe, ich weiß nichts mehr, was ich geſagt!" ſtöhnte Wlaſta. „Ein wunderbarer Traum umhüllte mir mit tauſendfarbigen Bildern die Schläfe. Jetzt möchte ich weinen, und kann nicht ſagen, warum? Das erſte Mal iſt es, daß ihr die wilde, fröhliche Wlaſta betrübt ſeht bis in den Tod. Ihr aber, liebe Geſpielen, laſſet die Gedanken an die ferne Zukunft, denn es bringt den Sterblichgeborenen nur Schaden, in den Spiegel der künftigen Geſtaltungen zu lauſchen. Denket an euer und unſer allernächſtes Unglück. An euch iſt es nun, zum Heil einen Rathſchluß zu faſſen. Wlaſtiſlawa wird zu Allem Ja ſagen, was ihr beſchließet, denn ſie ſelbſt iſt traurig und gedankenlos, und das tapfere Herz iſt ihr wie zerbrochen."

Da trat die ſchmachtende Stratka in die Mitte der Jungfrauen, und es war wie ein linder Weſthauch, wenn ſie ſich bewegte. Sie war als die Zweite und Trefflichſte nach der Wlaſta geachtet, und Alle waren ihr gut, denn ſie ſah lieblich und beſcheiden aus, und hatte Augen, wie zwei ſtille Vergißmeinnicht. Die ſprach, indem ſie ihre Hand ausſtreckte gegen die noch am Boden ſitzende Wlaſta: „O Wlaſtiſlawa, du hochherzige, tugendreiche und adlig geſittete Jungfrau, wir wiſſen Alle, daß Du nichts Anderes denkeſt noch trachteſt, als unſere Freiheit und Ehre und die unſeres ganzen Geſchlechts. Welche wäre, die Dich nicht darum zum allerhöchſten prieſe! Aber, ich bitte Dich, du Tugendreiche, was hilft uns armen Mädchen die Freiheit, wenn wir keine Männer haben? Schickte nicht unſere hohe Frau Libuſſa ſelbſt auf das Feld hinaus und ließ ſich einen Mann holen, und als ſie ihn zum Manne gehabt, wurde ihre Freiheit und ihre Ehre um nichts deſto geringer. Wiſſen wir denn nicht, wie ſie den Przemysl und das ganze Czechenland mit ihrem Rath und ihrer Klugheit regiert hat? In der Ehe erſcheint erſt das freie Weib, von dem Du uns prophezeit haſt, aber ich bin der Meinung, ihr lieben Geſpielen, daß, um das freie Weib erſcheinen zu laſſen, die gewöhnlichen Begriffe der Ehe erſt müſſen umgewandelt werden. Dies, ja dies ſei unſer Werk. Vor allen Dingen müſſen wir Frauen Wahlrechte bekommen. Ich will von dieſen Wahlrechten jetzt nur inſoweit reden, daß wir uns die Männer ſelbſt wählen dürfen, ſowie Libuſſa den Ehegemahl erwählet, welcher ihr gefallen, und worin das ganze Land willigen mußte. Denn die Frau muß zuerſt durch den ſelbſtſtändigen Willen frei werden. Ohne den Willen giebt es keine Freiheit, und ohne die Freiheit keine Liebe, und ohne die Liebe kein Glück. Darum nun, auf daß wir alleſammt die Freiheit erwerben, rathe ich alles Ernſtes, daß Du, o Wlaſta, möchteſt zum Herzog Przemysl ſenden, und ich will zum Hinchvoch ſenden, ob dieſe Beiden nicht wollten unſere Männer werden? Denn ſobald ſie nun, als die Vornehmſten, einwilligen, ſo wird ſich alsdann auch unſerer Aller Freiheit anfangen, und die Budecer Mädchenanſtalt ſoll wieder in ihre alte Blüthe kommen. Verachten ſie aber unſer Begehr, ſo hat dann endlich die Rache der geſchmähten Mägdefreiheit eine Urſache an allen dieſen Männern. Willigen ſie jedoch ein, ſo wird dadurch das Wahlrecht fortan immer unſerm Geſchlecht gewonnen ſein. Denn die freie Frau iſt ſouverain, ſie ſpreche, wer der Mann ihrer Liebe ſein ſoll! Sie ſpreche offen, denn ſie darf reden! Ach, Wlaſta, mir iſt, als führte mich auch der Geiſt der Prophezeiung, wie Dich, bis in eine ferne ſimoniſtiſche Zukunft der Zeiten. Ja, das freie Weib iſt ſouverain, ſie entſcheide, ſie ſpreche, denn ſie darf reden! Und das Glück der freien Liebe iſt ſüß! —"

So ſprach die ſchmachtende Stratka, und warf ihre lieblichen, lauſchenden Augen mit einem fragenden Blick im Kreiſe der Geſpielen umher. Die Jungfrauen aber waren von ihrer Rede alle wie begeiſtert, ſie ſahen freundlich und erheitert aus, und riefen mit den ſchönſten Stimmen, in einem lauten Chor, daß es ſich anhörte, wie Jubelhymne morgenfriſcher Lerchen, ſie riefen alle: „Das freie Weib iſt ſouverain, ſie entſcheide, ſie ſpreche, denn ſie darf reden! Und das Glück der freien Liebe iſt ſüß!"

„Und das Glück der freien Liebe iſt ſüß!" wiederholte die ſchmachtende Stratka noch ein Mal, und hüpfte liebkoſend zu der großen ernſtſinnenden Wlaſta hin.

Dieſe erhob ſich jetzt vom Raſen, und ſchlug ſchwermüthig die Augen zu den Freundinnen auf. Dann ſagte ſie zu Stratka: „O du ſanftherzige, tugendreiche und ablig geſittete

Jungfrau, von wannen kommt Dir dieſer vortreffliche Rath, der mir und allen beiſitzenden Mägdlein ſo gar wohl gefällt? So thuet denn, wie ihr beſchließet!“

Weiter ſagte ſie nichts, die ſchöne nachdenkende Wlaſta, und die Andern beeilten ſich, aus ihrer Mitte vier erleſene Jungfrauen auszuwählen, die zum Przemysl und Hinchvoch abgeſandt wurden. Sie wählten vor allen die beredſame Budeſlawka mit den klugen, braunen Augen, dann die kleine naive Wuſchemila, die ernſthafte, tiefſinnige Hrawka und die lammfromme, ſtille Pietiſyla. Dieſe zogen, von den Uebrigen tauſendmal geſegnet, aus gen des Herzogs Burg, während die Andern mit quälender Neugier zurückblieben. —

Przemysl und Hinchvoch ſaßen wieder bei einander vor einem Faß Meth und bekümmerten ſich um die ganze Welt nicht. Sie zechten um die Wette und ließen nicht einmal Jemanden leben, denn das incommodirte ſie zu ſehr. Sie ſchwitzten ordentlich vor Langeweile, weil ſie nichts mitſammen zu reden wußten, aber es war ihnen dennoch heimlich wohl dabei. Denn Hinchvoch hatte keinen Geiſt, und Przemysl liebte den Geiſt nicht. So vertrugen ſie ſich beide vortrefflich, und gaben ſich die Hand, nie wieder von einander zu laſſen. „Man muß das Leben nutzen,“ ſagte Przemysl, den das Getränk ſchläfrig machte.

„Die Zeit iſt koſtbar,“ entgegnete Hinchvoch und ſtreckte ſich aus, um zu ſchlafen.

„Nur Eins noch,“ rief Przemysl und ermannte ſich.

„Auch mir fällt noch etwas ein,“ entgegnete Hinchvoch.

„Was denn?“ fragte Przemysl.

„Nichts!“ entgegnete Hinchvoch.

„Ich meine das Heirathen,“ ſagte Przemysl.

„Ja,“ ſagte Hinchvoch.

„Niemals werde ich wieder heirathen,“ rief Przemysl.

„Wer hätte Zeit zum Heirathen!“ ſeufzte Hinchvoch.

„Meine Zeit iſt mir zu lieb und meine Freiheit!“ ſagte Przemysl.

„Gieb Dich doch nicht mit ſolchen Gedanken ab!" ſagte Hinchvoch, ärgerlich werdend, denn ihn ſchläferte ſehr.

„Ich muß auf meine Freiheit halten!" rief Przemyſl auffahrend.

„Wenn Du nur eine einzige Lehre von mir annehmen wollteſt!" ſagte Hinchvoch.

„Welche denn?" fragte Przemyſl.

„Daß ſich Alles in der Welt von ſelbſt verſteht!" gähnte Hinchvoch.

„Wie meinſt Du das?" fragte Przemyſl aufmerkſam.

„Ich meine, wie hätte man Zeit und Ruhe, zu ſchlafen, wenn ſich nicht Alles in der Welt von ſelbſt verſtände!" explizirte Hinchvoch.

„Ich verſtehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher," ſagte Przemyſl dringend.

„Laß erſt noch ein Faß Meth holen," ſagte Hinchvoch.

„Soll geſchehen!" rief Przemyſl, und es ward alsbald durch den Diener herbeigeſchafft.

„Nun," ſagte Hinchvoch, nachdem er noch einmal getrunken, „daß ſich Alles in der Welt von ſelbſt verſteht, iſt klar. Zum Beiſpiel, daß Du frei biſt, verſteht ſich von ſelbſt. Ebenſo, daß Du nicht mehr heirathen wirſt! Was machſt Du Dir alſo Gedanken darüber! Die Zeit iſt koſtbar. Laß uns ſchlafen!" —

„Mir wird Angſt bei Dir!" ſagte Przemyſl. „Du fängſt an, geiſtreich zu werden. Ich dachte, Du hätteſt keinen Geiſt. Und ſiehe, mein Haar ſträubt ſich empor, und es iſt mir, als käme der neuerdings Mode gewordene Geiſt der Weiſſagung auch über meine Seele. Ja, ja, Hinchvoch, ich bitte Dich um Alles in der Welt, ich ſehe die Zukunft vor meinen Blicken aufſteigen. Ich ſchaue eine Periode des Menſchengeſchlechts, wo Alle geiſtreich ſind. Es iſt das glorreiche neunzehnte Jahrhundert, in dem jeder Ladendiener geiſtreich werden wird. Man wird einem Menſchen nichts Schlechteres mehr nachſagen können, als daß er geiſtreich iſt, und überall, wo man hinhört, wird die Rede ſein von geiſtreichen Jünglingen, von geiſtreichen

Frauen, von geiſtreichen Berliner Banquierſöhnen, und Keiner wird mehr ein Kleid machen laſſen bei einem Schneider, wenn der Schneider nicht geiſtreich iſt. Die Recenſenten, wenn ſie weiter nichts mehr zu ſagen wiſſen, werden das Wort geiſtreich zum Schimpfwort brauchen, und dieſe klägliche Periode wird damit endigen, daß ſich die Geiſtreichen alle unter einander mit Haut und Haaren auffreſſen. Ich ſehe ſchreckliche Dinge, die da kommen werden, Keiner ſagt mehr zum Andern guten Morgen, ohne dabei geiſtreich zu ſein. Keiner ißt mehr ruhig ſein Butterbrod, ohne eine geiſtreiche Bemerkung dabei zu machen. Kein Spitzbube wird gehenkt, ohne ein geiſtreiches Geſicht dabei zu ſchneiden. Kein Mann prügelt mehr ſeine Frau, ohne geiſtreiche Motive dazu zu haben. Alles wird ſich geiſtreich motiviren, und es wird kein geſunder Discours, bei dem man ſich bequem ausruhen kann, mehr zu Stande kommen. Dieſe klägliche Periode und ihr klägliches Ende habe ich prophezeit. Ich bin dazu auserſehen vom Verhängniß. O Hinchvoch, Hinchvoch, halte mich, mir wackelt der Kopf und ich kann nicht wieder zu mir kommen, mir ſchwinden die Sinne!“

Er ſank in die Arme ſeines getreuen Hinchvoch zurück, und dieſer rüttelte und ſchüttelte ihn, bis die Kraft der Weiſſagung wieder von ihm wich. Dann ſahen ſich Beide ganz erſtaunt an, und reichten ſich gerührt die Hände. Sie ſchwuren, daß ſie nie wieder ein Geſpräch mit einander führen wollten, an dem ſie ſich erhitzen könnten, da heut um ein Haar ihre Freundſchaft auf dem Spiele geſtanden hätte. In dieſem Augenblick trat ein Diener in den Saal und meldete, daß eine Geſandtſchaft von vier Jungfrauen draußen ſtände, die etwas Wichtiges an den Herzog Przemysl und den Reichsoberſten Hinchvoch auszurichten hätten.

Die Jungfrauen wurden eingelaſſen und ſchritten mit ſchüchterner Geberde, die beredte Budeſlawka an ihrer Spitze, vor die Beiden hin. Budeſlawka erhob ihre helltönende Stimme, und begann zuerſt, mit geſenkten Augen, von dem heiligen und allen Völkern ſtets ehrwürdig geweſenen Beruf des weiblichen Geſchlechts zu ſprechen. Sie nannte die Frauen die Ordnerinnen und Hüterinnen des Lebens, und erinnerte, klagend und triumphirend zugleich, an der Libuſſa mächtigen Geiſt, welche dieſes hochemporblühende Reich zuerſt eingerichtet und in ſeinen Grundveſten geſchaffen, geordnet, zuſammengehalten habe. Dann ging ſie, muthiger werdend und mit durchdringenden Blicken aufſchauend, zu der Behauptung über, daß kein Reich, kein Staat, kein Volk ohne der Frauen mitwirkende Hülfe, ohne ihren Alles im Gleichgewicht erhaltenden Sinn gedeihen könne. Sie fügte, leiſer betonend, hinzu, daß ſie und alle ihre Schweſtern draußen auf dem Berge Widowle entſchloſſen ſeien, nur am Altare des Vaterlandes ihre Lebenspflichten zu üben, und Wlaſta und Stratka, ihrer Schönheit und Tugend wegen allberühmte Jungfrauen, hätten entſchieden, die Erſten zu ſein, welche dem allgemeinen Beſten des Staates ſich opferten. Sie böten beide ihre Hand dar, jene dem Przemysl, dieſe dem Hinchvoch, um mit ihnen vereint im Bunde der Ehe Antheil zu haben an dem Wirken und Verrichten der Männer. Dies gäben ſie durch dieſe Abgeſandtſchaft offen und frei zu erkennen, denn die Frau ſei ſouverain, ſie dürfe reden! Nun ſei es an Przemysl und Hinchvoch, ſo würdigen Jungfrauen würdige Antwort zu ertheilen.

Budeſlawka ſchwieg und trat, ſich verneigend, wieder einige Schritte zurück, während Przemysl und Hinchvoch ſich vor Verwunderung nicht zu laſſen wußten. Sie begaben ſich endlich beide in ein anliegendes Kabinet, um ſich dort mit einander zu berathen.

„Ein ſeltſamer Fall!“ ſagte Przemysl.

„Ich dächte, man fragte die Gelehrten!“ ſagte Hinchvoch.

„Was Gelehrten!“ rief Przemysl entrüſtet aus. „Wir müſſen ihnen auf der Stelle eine abſchlägliche Antwort geben.“

„Das müſſen wir, aber ohne allen Aufwand von Redekunſt!“ ſagte Hinchvoch.

„So antworte Du!“ ſagte Przemysl.

„Nein, antworte Du!“ ſagte Hinchvoch. „Du biſt der Herzog.“

„Eben weil ich der Herzog bin,“ ſagte Przemyſl, „befehle ich Dir, zu antworten.“

„Ja ſo,“ ſagte Hinchvoch. „Ich werde mir etwas ausdenken, was Keine beleidigen und Keine erfreuen kann.“

Hierauf gingen ſie wieder in den Saal zurück, und Hinchvoch näherte ſich den Jungfrauen und ſagte, ſich die Hände reibend, nach einigem Beſinnen: „Ihr liebwerthen und ſchönen Jungfrauen, wenn ſich einmal der unvorhergeſehene Fall ereignen ſollte, daß dem Przemyſl und dem Hinchvoch die Wlaſta und die Stratka gefielen, ſo könnte es wohl geſchehen, was ihr uns anſinnet. Da man aber nicht wiſſen kann, wann dieſer Fall eintreten möchte, ſo laßt euch bis dahin Gutes gerathen ſein, und thut, wie die andern Mägde im Lande, und ſpinnet und ſtricket, nähret euch redlich und betet zu den Göttern. Denn was ſeid ihr Beſſeres? Aber gedenkt auch zu euerm Troſt daran, daß ſich bisweilen ſelbſt unvorhergeſehene Fälle ereignen.“

Nach dieſer Rede entließ er die Jungfrauen, die alle in ſchweigendem Zorn von dannen gingen. Sie ſchlichen betrübt einher, wie geſchorene Lämmer, und getrauten ſich kaum einander ſelbſt anzuſehen. Sie ſprachen kein Wort zuſammen auf dem ganzen Rückwege, und nicht einmal ein Seufzer ſchlich ſich aus der gepreßten Bruſt hervor. Als ſie ſo in ſtummer Reihe bei dem Berg Widowle anlangten, kamen ihnen die andern Mädchen ſchon von fern fragend entgegengeſprungen. Aber Budeſlawka winkte ernſt mit der Hand, und bedeutete ſie, ſtill zu ſein. Dann erzählte ſie mit einer Stimme, die wie gemeſſenes Grabgeläute klang, welche ſchnöde Antwort den Jungfrauen zugetheilt worden ſei.

Als Wlaſta dies hörte, warf ſie ſich lautſchreiend an die Erde nieder und brüllte wie eine Löwin, welche des Jägers Schuß ins Herz getroffen. Sie zerraufte ſich das wunderſchöne Haar, und jammerte, daß ſie dieſe Schande nicht überleben werde. Die ſchmachtende Stratka weinte bloß helle Thränen, und faßte ihre Freundin in die Arme, um ſie an ihrem Buſen zu tröſten. Aber Wlaſta wollte von keinem Troſt hören, ſie ſchlug bald auf mit donnernden Tönen einer wuthentbrannten Seele, bald wimmerte ſie in ſich hinein wie eine ſterbende Nachtigall. Dann ward ſie ganz ſtille, während ſich die andern Jungfrauen in ſchmerzlicher Theilnahme um ſie her drängten.

Nachdem ſie eine Zeitlang ſo gelegen, ihr herrliches Antlitz der Erde zugekehrt, erhob ſie ſich plötzlich wieder und ſtellte ſich aufrecht in ihrer ſtrahlenden Geſtalt vor die Freundinnen hin. Ihre Augen leuchteten wie zuckende Blitze, in ihrem hochgehobenen Arm bewegte ſich, wie zum Kampf, die empörte Muskelkraft. „Auf, auf, zur Rache, ihr Schweſtern!“ rief ſie aus. „Zur Rache an allen Männern! Kein einziges dieſer Ungeheuer darf am Leben bleiben, ſo lange wir böhmiſchen Mägde walten in dieſem Lande! Zur Rache, zu den Waffen! Jede ſuche ſich ihre Waffe, damit wir gerüſtet ſind! Schlaget todt, ſchlaget todt, jeden Mann ſchlagt todt! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Jetzt will ich euch ſagen vom freien Weibe, was es iſt! Das freie Weib iſt die Amazone, die gegen die Männer ficht! Die Amazone mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib! Sie iſt unabhängig, ſie ſtreitet für ihre Freiheit gegen die Männer! Darum auf, zur Rache, zu den Waffen! Die Amazone mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib!“

Da jubelten und jauchzten alle die böhmiſchen Jungfrauen, und im ganzen Kreiſe hallte und ſchallte es, daß der Berg erzitterte: „Zur Rache, zu den Waffen! Die Amazone mit Schwert und Bogen und Pfeil, ein freies Weib!“

Und ſie ordneten ſich in Schaaren und beſchloſſen, noch in derſelbigen Nacht die Veſte Motol zu ſtürmen, um ſich darin zu verſchanzen. Wlaſta, der Mägde hochherzige Führerin — — — —

* * *

— Doch hier, o Heilige, muß ich wahrlich abbrechen! Vielleicht ſchreibe ich Dir den Reſt ein anderes Mal auf, vielleicht auch nicht. Du mußt bedenken, ich ſitze im Wirthshauſe. Und wer hat in den Wirthshäuſern dieſes Lebens Zeit und Reihe, ein Kunſtwerk zu ſchaffen? Ich mindeſtens nie, mit meiner flatterhaften Muſe, die ſo wenig reelles Sitzfleiſch jetzt hat. Alſo gehe ich lieber ſpazieren, da ich einmal auf der Reiſe bin.

Ich habe Dir jedoch wenigſtens die Expoſition zu dem böhmiſchen Mägdekrieg gegeben, wie ich ihn mir denke, und ich wundre mich recht, daß alle bisherigen Bearbeiter dieſer Geſchichte, ſowohl der an manchen lyriſchen Schönheiten reiche Karl Egon Ebert, als auch van der Velde in ſeiner bekannten Novelle, die eigentlichen Motive dazu, wie ich ſie aufgefaßt, ſo ganz verkannt haben. Du mußt Dir nun aber weiter denken, wie ſich aus dieſem kühnen Beginnen der Mägde der blutigſte Krieg entſponnen, welcher einige Jahre lang das ganze Land verheerte; wie allmählig alle Frauen im geſammten Reiche Partei ergriffen wider ihre Männer, und den öffentlichen Kampf der Jungfrauen durch kleines häusliches Gewehrfeuer unterſtützten; wie alle Morgen Männer, welche die Oberherrſchaft des Weibes nicht anerkannten, ermordet im Bette gefunden wurden; wie die kriegeriſchen Jungfrauen, nachdem ſie ſich lange auf der Veſte Motol verſchanzt, ſich endlich ein eigenes Schloß erbauten, das berühmte Schloß Diewin (von diewicze, die Jungfrauen), weil es ganz von jungfräulicher Hand erſtanden, und kein Mann auch nur einen Stein zu ſeinem Bau getragen; wie in dieſem Mägdeſchloß die Jungfrauen einen eigenen Staat errichteten und ſich in allen ritterlichen und männlichen Künſten, bald mit dem Speer, bald mit dem Bogen, bald zu Roß, bald zu Fuß, beherzt und geſchickt übten und ausbildeten; wie von Przemysl und ſeinen Schaaren das Schloß Diewin vergeblich belagert und bekriegt wurde; wie die Mägde viele und herrliche Jünglinge des Landes, unter dem trügeriſchen Verſprechen ihrer Gunſt, zu ſich auf das Schloß lockten und dort mit ſchmählicher Liſt ermordeten und verſtümmelten; wie Alles, was einen Bart hatte im Reich, endlich in die allergrößte Verzweiflung gerieth; wie Przemysl einen ordentlichen Landtag wider die Weiber ausſchrieb; wie die furchtbar ſchöne Wlaſta ſich als die Königin des Reiches anzuſehen begann, und eine neue Landordnung, ein eigentliches Amazonen-Edikt, verfaßte, wonach jedem Knaben, der im Lande geboren worden, der Daumen an der rechten Hand abgeſchnitten, das rechte Auge aber ausgeſtochen würde, damit er zu jeder Kriegsthat unfähig ſei, wonach ferner jedem Mägdlein, das geboren worden, die rechte Bruſt mit einem glühenden Eiſen abgebrannt werden ſolle, damit ſie ihr nicht wachſen und ſie im Spannen des Bogens verhindern könne, wonach auch die Männer nur den Ackerbau betreiben, die Jungfrauen aber im Felde ſtreiten ſollten mit den Feinden, und wonach endlich eine Jungfrau den, der ihr wohlgefiele, zum Manne zu nehmen, die Macht hätte, und überhaupt alle Freiheit, welche ſonſt ein ungerechtes Schickſal den Männern zugewieſen, für ſich gewönne. Dann wirſt Du jedoch auch ſehen, wie dieſe ethiſch-geſellſchaftliche Revolution, in welcher ſich das freie Weib als Amazone conſtituirte, zuletzt einen entſetzlich tragiſchen oder vielmehr ſehr gewöhnlichen Ausgang nahm, denn als die Männer jene neue Landordnung der Wlaſta gehört, erſchraken ſie ſo ſehr und ſo gewaltig, daß ſie ſich nun aus allen Theilen des Landes zuſammenrotteten und mit der letzten Kraft ihres Muthes, auf Leben und Tod, einen Sturm unternahmen auf das Mägdeſchloß Diewin. Nach einer fürchterlichen Schlacht bethätigte ſich endlich das bibliſche Wort: Er ſoll dein Herr ſein! und die Jungfrauen, die nicht durch das Schwert fielen, wurden geheirathet, und gelobten Treue und Gehorſam und ein ſanftes Gemüth. — —

Doch genug davon! Ich wünſchte wohl, daß ein junger talentvoller Dichter dieſen Stoff einmal nach meinen Anſichten, wie ich ſie in der Expoſition angedeutet, bearbeiten möchte! Du lieber Gott, wer doch heut den Frieden dazu hätte, talentvoll zu ſein! Aeußern Frieden und Heiterkeit ringt man ſich wohl ab, aber die geheim in mir ziehenden Gewitter laſſen der Seele doch ſelten Ruhe, daß ſie an fremde Stoffe mit ihrer innern Werdeluſt ſich hingebe.

Auch manches Sonſtige, was ich ſchon das vorige Mal berühren wollte, muß ich wieder auf meine nächſten Blätter verſparen. Ich bringe jetzt Alles nur in einzelnen Stücken zu Stande. Es iſt einmal ein zerſtückeltes Leben in dieſer Zeit, und das Herz hängt ſich mit ſeinen Sympathien an dieſe Zeit. Darum iſt es auch zerſtückelt. Mein Herz freut ſich ſeiner Fragmente, und erſchrickt ordentlich vor der Harmonie, als wäre der Welt Ende dann da. Was ſoll ich auch mit der Harmonie! Ich bin nicht für ſie geboren.

Nimm vorlieb, Du Heilige! —

Toaſt.

Von Heinrich Stieglitz.

Wohlauf, ihr friſchen Geſellen,
Zur rüſt'gen Lebensfahrt,
Laßt nicht euch Seufzer entquellen
Umflorter Gegenwart!
Tragt doch den Blick hinüber
Durch's Wogengerolle der Zeit,
Iſt's heut' auch enger und trüber,
Wird's morgen lebendig und weit.

Und blieb' es auch morgen noch enge,
Ein andrer Morgen tagt;
Frei zieht durch das wüſte Gedränge,
Wer glaubet und hoffet und wagt;
Drum, ob auch Alles verſunken
Euch ſchiene rings umher,
Bewahrt nur den göttlichen Funken
Im ſchwankenden Lebensmeer.

Der Eine Funken erhalten,
Wenn ringsher Alles droht
Im Nordhauch zu erkalten,
Erweckt ein Morgenroth,
Ein Morgenroth der Liebe,
Ein Morgenroth der Kraft,
Die mitten im öden Getriebe
Den neuen Frühling ſchafft.

Drum auf, ihr friſchen Geſellen,
In Noth und Tod gepaart,
Laßt freudig die Segel ſchwellen
Zur dräuenden Lebensfahrt!
Die Riffe werden verſchwinden,
Die Strudel wirbeln ſo fort,
Wir aber, wir ſteuern zu finden
Voll Muths den geheiligten Port.

Erwachen.

Nacht hielt im Schlummer eine Welt geſangen,
Beugt' alles Leben durch ihr altes Recht;
Furcht macht zu Knechten ihr das Taggeſchlecht
Der Menſchen, läßt in Todespein ſie bangen.
Und ſüß dem Ohr die Sklavenketten klangen;
Noch fühlt das Herz nicht, wem es dien', ein Knecht:
Wo weilt ein Heros, der die Menſchheit rächt?
Ach, Seheraugen kaum die Nacht durchdrangen!
Doch Träume ſandt' ein Gott von ſchönern Tagen,
Hernieder ſchwebten aus dem Reich des Lichts
Die Cherubim, den Herrn uns zu verkünden;
Und er erſchien, aus Gottesmacht zu ſagen:
Erwach', o Welt! Die Nacht verſank ins Nichts,
Und Freiheit konnt' uns nun der Lieb' entzünden.

F. X. Maerker.

Zwei Werke vom Juſtemilieu und ein ſansculottes Ultra.

Drei kritiſche Berichte von Dr. F. G. Kühne.

1.

Kritiſch-geſchichtliche Ueberſicht der Ereigniſſe in Europa ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Staatsumwälzung bis auf den Congreß zu Verona. Von Herrman von Keyſerlingk, Doctor der Philoſophie. Leipzig, bei Brockhaus. 1834. 326 S. gr. 8.

Herr v. Keyſerlingk, vor mehreren Decennien Privatdocent an der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin, und gegenwärtig ebenfalls wiederum Privatdocent an gedachter Hochſchule, hat ſich, des Privaten überdrüſſig, auf die Oeffentlichkeit geſchichtlicher Thatſachen geworfen. Es iſt noch nicht gar zu lange her, aber es ſcheint, weil die treuloſe Welt ſo ſchnell vergißt, unendlich lange her zu ſein, daß Hr. v. Keyſerlingk eine „vollſtändige Anſchauungsphiloſophie" edirte; jetzt ſchreibt er eben ſo „vollſtändige" Geſchichtsanſchauungen, lauter Bücher mehr zum Anſchauen als zum Leſen, hübſch gedruckt, ſchwarz auf weiß. Hr. v. Keyſerlingk lebt in Preußen, ſeine Bücher tragen die preußiſchen Farben, ſchwarze Lettern auf weißem Papier, ſonſt iſt nichts Preußiſches an ihnen. Der Autor tritt zum erſten Male mit einem hiſtoriſchen Werke vor das Publikum, deshalb ſchien es ihm räthlich, ſein politiſches Glaubensbekenntniß ausdrücklich abzulegen; wir finden es in der Vorrede, ſowie im Werke ſelbſt vielfach eingeſtreut. Hr. v. Keyſerlingk bekennt mit der ihm eigenen Kühnheit des Gedankenfluges öffentlich, er glaube an eine Weltregierung Gottes. Etwas iſt hiemit allerdings gewonnen, nur zu wenig. *Daß* Gott die Welt regiere, zu verſichern, iſt überflüſſig; das *Wie* der Weltregierung Gottes in den hiſtoriſchen Ereigniſſen nachzuweiſen, ſcheint uns die Aufgabe des Hiſtoriographen. Hr. v. Keyſerlingk ſchreibt keine Geſchichte der Wüſte Sarah, noch die Hiſtorie der Finnen, er giebt eine kritiſche Ueberſicht der Ereigniſſe in Europa von 1789 bis 1822, er ſchildert die franzöſiſche Revolution, wie ſie zu einer europäiſchen wurde und nicht wurde, Frankreichs Hegemonie, Napoleons Größe und Sturz, und die gegenſeitige Stellung der Mächte nach ſeiner Beſiegung. Der Autor erzählt Ereigniſſe, in deren Nachwehen wir noch gegenwärtig leben, weben und ſind, ſeine Darſtellung, könnte man ihrer Gegenſtände wegen muthmaßen, trifft die innerſten Nerven unſeres Lebens: es ſcheint nothwendig, das Glaubensbekenntniß des Verfaſſers genauer kennen zu lernen. Hr. v. Keyſerlingk iſt weder Jacobiner noch Abſolutiſt, weder Ultra-Royaliſt, noch Antiroyaliſt, weder Liberaler noch Serviler, weder Ariſtokrat noch Demokrat, weder Rationaliſt noch Supernaturaliſt, weder aufgeklärt, noch unaufgeklärt, weder weiß noch ſchwarz, weder kalt noch warm: Hr. v. Keyſerlingk iſt ein Mann von der Mitte. Hören wir ihn ſelbſt in der Vorrede: „Die den Verfaſſer leitenden Grundſätze, — ſagt er — ſind geweſen: Wahrheit, Unbefangenheit und Beobachtung der geſchichtlichen Würde. Nichts iſt ſo unangemeſſen und widerwärtig, als das kleinliche Schmähen und Herabwürdigen, das einſeitige Aburtheilen über große Männer und außerordentliche Begebenheiten und Zeiten. Sie haben alle ihre Licht-, aber auch ihre Schattenſeite gehabt. Die Wahrheit liegt in der Mitte.“ Einen Zuſtand zwiſchen Licht und Schatten nennt man ohne Sophismus Dämmerung, alſo fiſcht die Wahrheit im Trüben, ſie iſt das Kind der Dämmerung, ein Zwitterding von Licht und Dunkel! Im Sturm und Ungewitter der großen Revolution wechſeln lichte, zuckende Blitze mit dunklen Wetterwolken und düſtern, blutigen Regenſchauern; eine jäh auflodernde Helle wird von der Nacht des Lebens verſchlungen, oder flackert in die Weite hin wie ein tanzendes, ſchwankendes Irrlicht, oder erröthet vor ſich ſelber und wird dunkelroth und ſchwarz wie Blut. Unſer Herrgott hat ſelbſt dies große Buch der Revolutionsgeſchichte geſchrieben, furchtbar mächtige, blutrothe, flammende Buchſtaben auf ſchwarzen, todesdüſtern Grund — und nun kommt ein menſchlicher Geſchichtſchreiber und will die Schrift auslöſchen und ſagt: ach! das iſt alles nichts, lauter Halbheit, Licht und Dunkel, Flammen und Nacht, lauter Extreme, die Wahrheit liegt in der Mitte! Ein Privatdocent, ein menſchlicher Menſch, will dem öffentlichſten aller Docenten, dem göttlichen Docenten der Weltgeſchichte, ſeinen Vortrag und ſein Buch verderben, abſchwächen und auf Nichts reduciren! Warum ſchreibt Hr. v. Keyſerlingk nur ſchwarz auf weiß, warum ſchreibt er ſeine Bücher nicht grau auf grau, da die Wahrheit in der Mitte liegt, und wenn Schwarz und Weiß, dieſe Farbenextremitäten, zuſammenkommen, nothwendig Grau entſteht? Man hätte dabei bloß den Vortheil, ſeine Werke nicht leſen zu können. Oder huldigt er als Politikus der Newton'ſchen Theorie, daß es eigentlich kein reines Licht gebe, ſondern der Lichtſtrahl ein Gemiſch aller Farben ſei?

„Die Wahrheit liegt in der Mitte!“ Hr. v. Keyſerlingk iſt einigermaßen unſchuldig an dieſer Lehre, er ſpricht den Satz bloß nach, Fleiſch und Blut haben ihm das nicht offenbart, ſondern — Hr. v. Raumer. Schade, daß Hr. v. Raumer und Hr. v. Keyſerlingk bei dem erſten Sündenfall im Paradieſe nicht zugegen geweſen ſind! Als Adam den Apfel in der Hand hielt und noch ſchwankte, ob er einbeißen ſolle oder nicht, hätten ſie ihm geſagt: mein lieber Adam, die Wahrheit liegt in der Mitte! — und hätten ihm begreiflich gemacht, wie man einbeißen könne und doch nicht. Wäre Adam aber nicht ſo extrem geweſen und hätte er nicht wirklich gebiſſen, ſo hätten wir ja keine Weltgeſchichte; dieſem Aeußerſten verdanken Sie ja mit Ihre Exiſtenz, meine Herren! Wie närriſch und bornirt benimmt ſich doch der philoſophirende Prinz Hamlet, wenn er in ſeinem ſelbſtquäleriſchen Monologe die Frage aufwirft zwiſchen Sein und Nichtſein! Die Wahrheit liegt ja in der Mitte zwiſchen Sein und Nichts, ein halbes Etwas, ein halbes Nichts iſt die Wahrheit, was weder leben noch ſterben kann, was in den letzten Zügen liegt, das iſt ja die Wahrheit! Sie iſt weder Licht noch Schatten, ſie dämmert; ſie iſt weder weiß noch ſchwarz, ſie iſt gräulich.

Wie man aber bei Beurtheilung kleiner Einzelnheiten verfährt, um zu entſcheiden, was richtig ſei und unrichtig, ſo meint man auch die großen ewigen Fragen der Weltgeſchichte, die tiefſten Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechts mit dieſer Reducirung auf einen mittlern Zuſtand zwiſchen zwei Extremen zu erledigen, zu ordnen, und recht eigentlich zu beſeitigen. Denn wenn man die Extreme links und rechts ſtehen läßt, und ſich mit einer bequemen Mittelmäßigkeitstheorie zwiſchendurch lavirt, ſo beſeitigt man allerdings Irrthum und Wahrheit und gefällt ſich in dieſem Schwanken einer flauen, troſtloſen Halbheit in Anſicht und Geſinnung. Alles Aufgebot der intenſivſten Geiſteskräfte, aller Kampf des Geſchlechts, alles Ringen der Jahrhunderte iſt dann unnütz geweſen, Wahrheit lag nie in ihnen, denn ſie waren nach dieſer Anſicht nur erhitzte Extreme, Uebertreibungen und Abirrungen von dem nüchternen Lehrſatze, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Alle Größe des Geſchichtlichen in That und Begebenheit zerſchmilzt in dem kleinen Schmelztiegel dieſer Hiſtoriographie. Was hilft alles Quellenſtudium, alle fleißige Portraitirung der einzelnen Geſtalten, wenn das Brillanteſte in den Erſcheinungen gerade die weiteſte Verirrung von dem engen Schooße dieſer unfruchtbaren Wahrheitslehre iſt!

Allerdings handelt es ſich in der Geſchichte um Wahrheit, und der Geſchichtſchreiber ſoll darſtellen, was die Wahrheit im Laufe der Dinge war und iſt. Läge die Wahrheit aber wirklich in der Mitte, ſo wäre es eine abgeſchmackte Weltregierung, daß die Geſchichte, wie wir doch in der That ſehen, nie anders als in Extremen und durch Extreme ihren Verlauf hat. Die Wahrheit liegt eben ſo wenig hinter den Ereigniſſen verſteckt, als zwiſchen zweien, ſich contraſtirenden, mitten inne. Eine mathematiſch abgewogene Mitte giebt es gar nicht und iſt ein willkürlich fingirtes Abſtractum, in welchem alles Leben, d. h. eben alle Geſchichte, aufhören müßte zu pulſiren. Die Wahrheit liegt in Allem, jedes welthiſtoriſche Ereigniß zeigt eine Seite der Wahrheit, und dieſe kann nicht anders als in Extremen ſich an das Licht der Tage ſtellen. Die abſolute Wahrheit wird und kann nie völlig rein und ausgeſchält in die Erſcheinung treten, alle Erſcheinungen zuſammen machen die ganze Wahrheit. Jede Erſcheinung in ihrer Einzelnheit verfällt als ſolche dem Irrthum, deshalb liegt in jedem großen Irrthum eine Seite der Wahrheit. Wo ſich in einer Zeit die intenſivſte Kraft entwickelte und ſich Ausdehnung verſchaffte, da war ihre Wahrheit. Eine leidige Mitte iſt nie, in keiner Form hervorgetreten, immer waren es contraſtirende Endpunkte, deren Stellung zu einander der Hiſtoriker zu betrachten hat. In einer abſtracten Theorie lag nie die Wahrheit. Eine ſolche iſt aber auch Hrn. von Keyſerlingks politiſches Glaubensbekenntniß, indem es die Ueberzeugung in ſich faßt, daß das letztliche und alleinige Heil der Staaten für alle Zeiten weder in einer reinen Monarchie, noch in einer reinen Demokratie, ſondern in einer Miſchung der monarchiſchen, ariſtokratiſchen und demokratiſchen Gewalten zu ſuchen ſei. Mit dieſem Recepte in der Hand die Staaten und Nationen, deren Zuſtände im Strome der Ereigniſſe für krankhaft gehalten werden, in die Kur nehmen wollen, heißt alle hiſtoriſche Entwickelung auf einen dürftigen und eintönigen Mechanismus reduciren und die Wahrheit in einem Schema ſuchen, das man ſich ſcheinbar plauſibel entworfen hat. Nach der Schneiderelle laſſen ſich die drei Gewalten im Staate nicht abmeſſen, noch die Geſchichte ſich an ſolchen formellen Maßſtab legen; vielmehr beweiſt dieſe, daß dergleichen künſtliche Abwägungen und Abzirkelungen ohnmächtig ſind gegen den Drang der Ereigniſſe, und daß es vielmehr im Laufe der Begebenheiten, und in der Staatenbildung zumal, darauf ankommt, auf welchem Punkte ſich die größte moraliſche Kraft intenſiv entwickelte und ſich Raum ſchuf. Im Vollgefühl geiſtiger Kraft lag und liegt immer der Sieg, und wo Sieg iſt, da iſt Wahrheit.

Auf ſeinen Bequemlichkeitsſtandpunkte wird es dem Verfaſſer nun auch allerdings leicht, über die verſchiedenen Volkseigenthümlichkeiten abzuurtheilen. Rußland wird mit dem Epitheton „eroberungsſüchtig“ abgewieſen und in allen ſeinen Unternehmungen, der ganzen Expanſion ſeiner Idee, die es ſeiner innern Natur nach nothgedrungen vollzieht, ohne weiteres verdammt. Oeſtreich ſcheint dem Verfaſſer „mehr einer zähen und ſchwerfälligen Maſſe, als einem organiſch belebten und beſeelten Körper zu gleichen.“ Wie dem auch ſein mag, ſicherlich giebt es mehr ſeelenloſe Bücher, als ſeelenloſe Staaten. Jeder Staatenformation, zumal einer ſo gewichtvollen, wie der öſtreichiſchen, die ein Gedanke Jahrhunderte lang trug, muß eine Seele inwohnen, denn ohne innere Bedeutung iſt keine große Erſcheinung möglich. Ein Staatenkörper ohne Seele iſt nicht denkbar; es kommt nur darauf an, zu zeigen, welches die Functionen dieſer Seele ſeien, worin ein Staat ſeine Bedeutung in der Vergangenheit hatte, was ihn gegenwärtig trägt und wie ſich eine Zukunft ihm eröffnen dürfte. — Während aber Oeſtreich wegen ſeines Syſtems der Stabilität getadelt wird, verlangt der Verfaſſer von Frankreich gerade dieſe an Oeſtreich geſchmähte Richtung, indem er dieſem ringenden Proteus alles geſchichtliche Leben verbietet und für dies „leidenſchaftliche, leichtſinnige, ſittlich verderbte, durch Ueppigkeit und Luxus aller Art verwöhnte Volk“ einzig und allein die rein monarchiſche (S. 30) oder ſogar eine despotiſche Verfaſſung (S. 296) für tauglich hält. Auf eine gleich ungeziemende, ſchnöde Weiſe wird in vorliegendem Werke nur von Englands „gewinnſüchtiger und eiferſüchtiger Krämerpolitik“ geſprochen, es ſei „ein alternder, innerlich in Zerfall und Auflöſung begriffener Staat.“ Dies wäre doch nun ein Staat mit den ineinandergreifenden Functionen der drei Gewalten! Aber weil die drei Gewalten nicht ſchlafmützig mit einander zu Biere gehen und mechaniſch unter einander converſiren, ſondern nach einer Seite hin ein Element ſich regſam vorwärts drängt und mithin noch Leben im Körper pulſirt, ſo gefällt das dem Hrn. v. Keyſerlingk auch nicht, ihm gefällt nichts, und ihm iſt nicht zu helfen noch zu rathen. Er leugnet jedem Volke die geiſtige Tendenz, die doch der Athem ſeiner Seele iſt, und indem er das Getriebe ſolcher von ihm in der That entſeelten Völker- und Staatenmaſſen, das er für Geſchichte der neueſten Zeiten ausgiebt, kritiſch beleuchtet, paßt ſein Glaubensbekenntniß von einer Weltregierung Gottes zu dieſem Materialismus der Hiſtoriographie wie die Fauſt auf's Auge. Der Verf. hätte von ſeiner theoretiſchen Glaubensmeinung nicht ſo viel Weſens machen ſollen, dann hätte man ſein Buch als einen gewöhnlichen pragmatiſchen Abriß aufgenommen, bei dem weiter nichts als die Richtigkeit der Angaben, Manier und Styl in Erwägung zu ziehen wären. Davon kann aber jetzt nicht mehr die Rede ſein, der Verf. hat uns zu ſehr gekränkt mit ſeiner Theorie von der leidigen Mitte. Er hat ſich einmal auf dies ſtetiſche Paradegaul geſetzt; ſelbſt wenn er zappelte und wieder herunter möchte, wir helfen ihm nicht, wir laſſen ihn ſitzen.

2.

Roſamunde. Ein Trauerſpiel von **Friedrich von Uechtritz**. Düſſeldorf, 1834. Bei Schreiner. 149 S. 8.

Faſt möchte es uns bedünken, das eben ſo langweilige, wie geiſtig entnervende Glaubensmotto, daß die Wahrheit in der Mitte liege, ſei auch in der Poeſie unſerer Gegenwart das freilich nur ſtille Feldgeſchrei einer Partei, und Hr. v. Uechtritz ſcheint in der dramatiſchen Dichtkunſt ein Vertreter dieſer Richtung zu ſein. Was Wahrheit im Denken, iſt Schönheit im Dichten, und ſo liefe denn hier das troſtloſe Glaubensbekenntniß auf den Satz hinaus: die Schönheit liegt in der Mitte, zwiſchen dem Guten und Schlechten nämlich mitten inne. Die Dramen des Hrn. v. Uechtritz ſind in der That Producte der Mitte, Schöpfungen der Mittelmäßigkeit, ſie ſind ziemlich intereſſant und ziemlich ſchwach zu gleicher Zeit. Ich habe immer gehofft, der Verf. würde einmal aus dieſer Barrière heraustreten, er würde der Grenze nach links oder rechts ſich überheben, ſich total verirren und ſich ſo einer Kraft, die immer bei ihm wie im Schlafe gefangen liegt, bewußt werden. Der Autor ſchrieb wenig, er ſchien ſich in ſich zu beſinnen, man konnte denken, er würde in einem Zeitraume des Schweigens mit intenſiverer Kraft einen neuen, größeren Anlauf nehmen; allein man hat gehofft und geharrt und würde vor Hoffen und Harren zum Narren werden, wenn man auf eine mächtigere Entfaltung des dramatiſchen Talents bei dieſem Dichter noch länger rechnen wollte. Es iſt zum Verzweifeln mit einem Poeten, der ſein lauwarmes Niveau feſthält, nicht ſteigen und nicht ſinken kann, weder Himmel noch Hölle kennt. Das Gute, das Schöne kann man lieben, das Schlechte, Triviale läßt ſich haſſen, und auch im Haſſe iſt man erfüllt und bewegt. Ueber die mittelmäßige Mitte bleibt uns am Ende nichts übrig als die Achſel zu zucken und die Hand vor den Mund zu legen, der unanſtändiger, aber nothgedrungener Weiſe aufklafft. Ludwig Tieck hätte an ſeinem jüngern Freunde beſſer handeln ſollen, als ihn mit ſchonungsvoller Milde loben, wie denn auch der Roſamunde in ſeinem neueſten Novellenkranze rühmlich Erwähnung geſchieht. Der Kenner Shakeſpeare's hätte an die gemüthlich ſchwächlichen Geſtalten der Uechtritziſchen Muſe nur einigermaßen einen ſhakeſpeareſchen Maßſtab legen, dem Verf. ſeine Dürftigkeit, ſeine gutmüthige Energieloſigkeit aufzeigen, er hätte ihn an ſeinem Talente zur Verzweiflung bringen ſollen; dann hätte die Dichtergabe deſſelben in dieſer Feuerprobe der Verzweiflung ſich in ſich ſelbſt ermannt und entſchieden. Das deutſche Publikum, das an ſeinen dramatiſchen Dichtern überhaupt viel Unglück erlebte, hat freilich an Immermann's erſten und Grabbe's ſämmtlichen Productionen das widerwärtige Schauſpiel einer grimaſſirenden, an Parodie grenzenden Nachahmung Shakeſpeare's geſehen, und es mag ſchwer, wenn nicht unmöglich ſein, einem Dichter, der ſich nicht in ſich ſelbſt erfaßt und einen Brennpunkt in der eignen Seele anzündet, Weg und Richtung anzudeuten; aber verwerflich iſt Tieck's Lob aus Mitleid und Milde in jedem Falle, wie denn überhaupt nichts mehr Tadel verdient als eben das

Loben. Einen ächten Dichter kann man gar nicht loben, nur begreifen.

Was aber die hiſtoriſche Roſamunde, die weltbekannte Gattin des weltbekannten Longobardenführers Alboin, nicht iſt, das iſt grade die Uechtritziſche Roſamunde. Der famoſe Satz: das Richtige liegt in der Mitte, hat ſich auch der Heldin dieſes Dichters bemächtigt. Roſamunde ſucht im Fortgange des Drama's ein Auskunftsmittel zwiſchen Haß und Liebe. Statt beides zu ſein und ſich bald in dunkle Nacht, bald in rothe Sonnengluth zu tauchen, fängt ſie einen langweiligen Prozeß mit ſich ſelbſt an und ſchwächt die Extreme ihrer Gefühle durch langgeſponnenes Räſonnement. Sie kann nicht leben und nicht ſterben und verkeucht ſich endlich ſchwindſüchtig. Der Dichter kennt den Haß und die Liebe nicht als Leidenſchaften, er kennt ſie bloß als elegiſche Gefühle; es liegt in der Muſe des Herrn v. Uechtritz etwas Weichliches, das ſich in dem Beſtreben kund giebt, die Spitzen der Seelenſtimmungen abzuglätten, wodurch der tragiſche Conflict ſich matt auflöſt. Sein ganzes Drama iſt ein auflöſender Prozeß, in welchem Haß und Liebe neutraliſirt werden. Roſamunde iſt nicht mehr das mittelalterliche Weib, das Kind der Natur, ſie iſt eine moderniſirte Reflexionsheldin, ſie iſt eine elegiſche Närrin geworden, die nicht dies und nicht jenes will und den Moment der That aus den Händen verliert, ſo daß ſie bloß ſchwächliche Mitwiſſerin des Verbrechens wird. Eine energieloſe, naturprüde, moderne Dame kann unmöglich eine tragiſche Heldin ſein; ſo wie der Dichter ſie zeichnete, könnte Roſamunde in Novellen-Situationen der bürgerlichen Geſellſchaft des vorigen Jahrhunderts oder der gegenwärtigen Zeit eine ſehr gute Figur abgeben, eine dramatiſche Geſtalt iſt ſie nicht. Auch hat ſich der Dichter die Fülle des hiſtoriſchen Stoffes recht abſichtlich geſchmälert, gemildert und geſchwächt. Wir lernen die Gepiden nicht recht kennen, und ſollen doch an Roſamundens Begeiſterung für ihr Volk glauben. König Cunimund's Sturz und Tod hätte uns Shakeſpeare vor Augen geſtellt, weil ſich um dies Motiv alles

Spätere dreht. Statt deſſen ſind die Verhältniſſe als Folge der Ereigniſſe ſchon in der erſten Form fertig da, Alboin und Roſamunde ſtehen ſchon neben einander, ohne zu wiſſen, wie ſie zu einander ſtehen. Nach dieſer vom Verf. beliebten Manier, das Drama zum bloßen Situationsſtück abzuflachen, hätte der britiſche Dichter Romeo und Julia gleich als Perſonen, die ſich bereits geſunden haben, König Lear nicht als launiſchen Selbſtherrſcher, ſondern als ſchwächlichen Greis vorgeführt, der ſchon ſein Reich getheilt und ſich bereits in den Ruheſtand verſetzt hat. Und in der That hatte Schröder, um das Stück dem thatenſcheuen deutſchen Publikum, das auch auf der Bühne ruhige Zuſtände erſehnt, mundrecht zu machen, auf dieſe Weiſe die Shakeſpeareſche Tragödie gleich von vorn herein geköpft, indem er die Theilungsſcene ſtrich.

An der Willensloſigkeit ſeiner zu Ohnmachten geneigten, aller Sinnlichkeit und aller geiſtigen Erection widerſtrebenden, nervenſchwachen Roſamunde zerrt uns Herr v. Uechtritz, dieſer weibliche Verfaſſer, durch das ganze Stück hindurch, bis die Heldin ſich völlig ſchachmatt fühlt und den Mord Alboins, der von Helmichis und dem alten Schildträger Cunimund's vollzogen wird, bloß zuläßt. Seine Roſamunde iſt ganz ein Weib für einen ſchwächlichen, feigen Helmichis und könnte mit ihm ſich ganz gut vertragen. Allein daraus würde ein unmoraliſches Luſtſpiel werden und der untragiſche Dichter will doch einmal eine Tragödie ſchreiben. Launenhaft, wie Roſamunde iſt, ſagt ſie ſich aber von Helmichis los und wird zur ganz gemeinen, kraftloſen Giftmiſcherin an ihm und an ſich ſelbſt. Lady Macbeth ſteht jetzt ſogar in moraliſcher Hinſicht erhaben über ihrer Sphäre, denn ſie war Verbrecherin aus Leidenſchaft, die dämoniſche Gluth der Seele trieb ſie zur That. Wer aber leidenſchaftlos mordet, erregt Ekel, und das iſt das Ende des ganzen Trauerſpiels vom Herrn v. Uechtritz an dem wir die milde Gutmüthigkeit, von der ſeine Dichtungen ein Zeugniß ſeiner Perſönlichkeit ablegen, zu loben haben und nichts weiter tadelnswürdig finden, als daß er ſich an die Darſtellung tragiſcher Cataſtrophen wagt, für die ſein Pinſel viel zu ſehr Pinſel iſt.

3.

Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Cypreſſen, Literatur- und Humoralbriefe. Von M. G. **Saphir.** München 1834, bei Jaquet. 220 S. gr. 12.

Wir verſetzen den Leſer hier plötzlich aus dem Trauerſpiel ins Luſtſpiel. Bedenkt man, daß man in Trauerſpielen oft lachen und in den Luſtſpielen des Lebens weinen muß und bei Saphir's Schauſtückchen, Schau- und Schaummünzen recht ernſtlich zu pſychologiſchen Bedenklichkeiten und Nachdenklichkeiten ſich aufgelegt fühlen kann, ſo iſt der Sprung, den wir dem Leſer zumuthen, nicht ſo weitgreifend. Auf die tragiſche Trilogie der Alten folgte immer ein Satirſpiel, und wenn vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt, um wieviel näher liegt dann nicht das Juſtemilieu-Erhabene der Uechtritzeſchen Muſe einer lächerlichen Komik. Von einem traurigen Trauerſpiele giebt es keine beſſere Erholung, als ein luſtiges Luſtſpiel, und an Saphir hat die Welt einen Satir, ſeine Witzſpiele ſind Spiele des bocksfüßigen Satirs. Bei beſſerer eigner Erziehung und beſſerer Erziehung des deutſchen Volks wäre Saphir unbezweifelt ein Luſtſpieldichter geworden, er hätte Poſſen für die Bühne geſchrieben voll Ariſtophaniſcher Würze. Da der Deutſche aber ſeit geraumer Zeit keine Bühne, am wenigſten eine Nationalbühne für das Luſtſpiel hat, da der Deutſche nicht die gedruckten Schauſpiele, wohl aber deren Kritiken lieſ't, weil der Deutſche am liebſten räſonnirend und reflectirend „des Lebens Unverſtand mit Wehmuth zu genießen" pflegt, ſo iſt der Saphir-Satir dieſer räſonnirende Tagesklatſchbudenheld, dieſer witzige Gaſſenläufer und durch ganz Deutſchland vagabundirende Scharfſchütz geworden, der den großen Schaaren des Pöbels nachzieht und wie ein Meuter über die kleinen Thorheiten und Dummheiten des Lebens herfällt. Und weil ferner der Deutſche ſeine Thorheiten — wie freilich auch ſeine Tugenden — der Oeffentlichkeit entzieht, weil er meiſt in Stube und Kammer ſeine Sünden treibt und ein ſcheues Weſen über ſein ganzes Daſein verbreitet, ſo hat dieſer Saphir-Satir auch alle

Ariſtophaniſche Derbheit und alle geſundnatürliche Körnigkeit verloren, er iſt ganz im Stillen und ohne daß es ihm Einer anmerkt, Chriſt geworden, hat ſeine jacobiniſche Blöße, um den Leuten kein Aergerniß zu machen, mit Sentimentalität behangen und kokettirt mit einer Prüderie, die immer ein Zeichen moraliſcher Verweichlichung iſt. Nun hatte er alle heidniſche Natürlichkeit, die der Satiriker ſich nicht verkümmern laſſen darf, aufgegeben, nun war er von Krankheiten der Seele, die er geißeln wollte, ſelbſt angeſteckt, nun trafen die Ruthenſtreiche auf die Lächerlichkeiten der Zeitgenoſſen ihn ſelber, er wurde eine Geißel ſeiner ſelber, eine Vogelſcheuche für ſeinen eignen Humor, er machte ſich und ſeine Sache zum Scandal und die Gaſſenbuben in Berlin ließen mit triumphirendem Hohne hinter ihm her. Saphir iſt recht eigentlich das Genie des Scandals. In jeder der drei Hauptſtädte Deutſchlands hat er eine Glanzperiode erlebt, im Kampfe gegen ganze Schriftſtellerzünfte ging er ſiegreich hervor, im Wortgefechte des ſchnellzüngigen Witzes konnte ihm Niemand das Waſſer, oder nur Waſſer reichen, um das kleine unermeßliche Gewehrfeuer ſeiner ſarkaſtiſchen Exploſionen zu löſchen. Aber man löſchte nichts, er warf Blitze wie Schlangen um ſich, und auf das Geziſch in der mühſam herbeigeſchleppten Löſchmaterie erfolgte ein ſchallendes Gelächter, das in allen Cirkeln der Reſidenz verſteckt oder offen wiederhallte. Aber wie ein Meteor kam und ging der Mann, und „ſchnell war ſeine Spur verloren", ohne daß er wie Schillers „Mädchen aus der Fremde" Abſchied nahm. Waren die Scandalitäten der Reſidenz durchgehetzt, ſo war ſeine Zeit um, er ließ der Stadt gewiſſermaßen Zeit zum Verſchnaufen und zog wie König Godegieſel über anderer Leute Hütten und Schlafſtelle. Sobald es an Zündſtoff für ſeinen Brennwitz fehlte, ſah er ſich ideell in die Nothwendigkeit verſetzt zur Auswanderung, ſelbſt wenn die reelle Nothwendigkeit nicht dazu kam. Er war ein Komet und hinterließ nicht einmal einen Schweif, geſchweige einen Heller.

Das iſt die Meteorgeſchichte von Saphir. Kommende Geſchlechter werden ſtaunend ſeine Schriften leſen, ſie behufs einer

Charakteriſirung unſerer Zeit ſtudiren, ſie zu enträthſeln ſuchen und ſagen: Er war ein Mann, nehmt Nichts zu Nichts; wir werden nimmer ſeinesgleichen ſehen! Nichts zu Nichts? Der Witz hat dies mit unſerm Schöpfer gemeinſchaftlich, daß er Nichts zu Nichts nimmt und doch eine Welt hervorruft. Sonſt iſt der Witz der Antichriſt, die Ironie der Rachedämon der Zerſtörung. Ich meine aber noch in einem andern Sinne, daß Saphir Nichts zu Nichts nahm, um dennoch etwas zu ſchaffen. Das erſte Nichts war die Leerheit ſeiner Geſinnung, die Hohlheit ſeiner Gedanken, er hatte ſich, weil er die Tugenden des Ariſtophanes nicht kannte, dem innern Nichts in die Arme geworfen, und ſchleuderte aus dem Dunkel ſeiner anſichtsloſen Anſichten, ſeiner meinungsloſen Meinungen, ſeines glaubensloſen Glaubens die ſchnell zerflatternden Irrlichter ſeines meiſt nur in Wortſpielen beſtehenden Witzes. Er that ſein Nichts zu Nichts, und das zweite Nichts waren die Nihilitäten und ephemeren Trivialitäten des Broſchüren-, Couliſſen-, Garderoben- und müßigen Vagabundenlebens. Hier war er groß, im Kleinen groß, im Trivialen vortrefflich; ſo wie er ſich an Großes wagte, erſchien er jämmerlich klein. Saphir war lange Zeit klug genug, ſein Terrain zu kennen; nur als ſein elegiſches Reueſtündlein ſchlug, als ihn die Leerheit ſeines Treibens ſelbſt erſchreckte, als er ſchwermüthige Liebeslieder gurrte, fing er an, ſich nicht mehr zu begreifen. In vorliegendem Bande überhebt er ſich ſeiner Sphäre, indem er in den „Literaturbriefen" über Börne, Heine, über die literariſchen Wendepunkte der Zeit eine ſchiedsrichterliche Rolle übernimmt, ohne eine Ahnung vom geiſtigen Zuſammenhange der Ereigniſſe und Erſcheinungen im Leben des Geiſtes zu haben. Was er über Börne und Heine ſagt, iſt ein abſcheuliches, geſinnungsloſes Gemengſel von knechtiſcher Anbetung und abominabler Perfidie, ein geſchmackloſes Verhimmeln und Verteufeln dieſer Richtungen einer Weltironie, die er ſelbſt nicht kennt, weil ihm für alles Allgemeine der Conner fehlt. Staune, Publikum, lache nicht, ſondern werde wehmüthig ernſt, wenn ich dir ſage: Saphir moraliſirt über Börne und Heine, vermahnt ſie zu chriſtlicher Demuth und zum Feſthalten am Glauben in der Liebe.

Man ſollte einem reuigen Sünder ſein Bußeſtündchen nicht verkümmern; allein er darf dieſe ſeine Anwandlung von Zerknirſchung nicht zur Schau tragen, er ſoll, wenn er dazu ein Gelüſt verſpürt, ſeinen neuen Adam im Stillen anziehen. Von einem Umſchwung des innern Lebens iſt aber bei Saphir gar nicht die Rede, es kommt nur ſeine Unfähigkeit zur Sprache, den Witz aus dem Sumpfe des Tagesklatſches weiter in höhere Gebiete zu verfolgen, wo er Ironie und Humor wird. Zugleich iſt es aber auch intereſſant, an Saphir's Empörung über Börne die Erfahrung zu machen, wie der Witz, der im Kleinen ſein Weſen treibt, vor einer mit kecker Conſequenz zu Ende geführten Weltironiſirung erſchrickt und es bei ihr nicht mehr geheuer findet.

Witz — Ironie — Humor, über dieſe drei geiſtigen Potenzen müſſen ſich die Deutſchen von heute verſtändigen, wollen ſie ſich nicht blind gefangen geben an dieſe Mächte des Lebens, die außer ihrer allezeit großen Bedeutſamkeit weſentlich leitende Principien in der Literatur der Gegenwart ſind. Witz — Ironie — Humor haben ein Triumvirat geſchloſſen, um die Gedankenwelt zu beherrſchen. Sie theilen ſich nicht, wie die römiſchen Triumvirn, in die Weltherrſchaft, vielmehr greifen ihre Functionen eng in einander. Gleichwohl hat jede Perſon in dieſer Dreieinigkeit ihre beſondere, nicht zu verkennende Individualität. Im Don Juan treten drei ſchwarzverhüllte Masken mitten in den Leichtſinn des luſtberauſchten Lebens, ſie bringen den tragiſchen Ernſt in die bacchantiſche Welt, ſie ſind die Geſandten der Nemeſis. Auf umgekehrte Weiſe treten Witz, Ironie und Humor, auch als Abgeſandte und Functionäre der Nemeſis, in eine bleich gehärmte, matt räſonnirte, ſchattenhaft verklügelte Welt, die an ihrem Ernſt, an ihrem Brüten über die Hieroglyphen des abſoluten Daſeins erlahmt, einem welken Tode entgegenzukranken ſcheint. Sie tragen alle drei Masken, komiſche, buntverbrämte Larven, der Witz des Narren Schelle, die Ironie die Geißel der Satire, der Humor aber ein wunderbar geſtreiftes, ſchimmerndes Kleid voll aller Farben des Regenbogens, mit dem er auch die Verſöhnung zwiſchen Himmel und Erde gemein hat. — Es giebt Endperioden in der

Geſchichte des geiſtigen Lebens, wo die Vernunft, von ihrem Welteroberungszug ermüdet, ausruhen möchte. Alle Irrthümer und alle Wahrheiten der Vergangenheit ſind mit einander ausgeglichen, die Vernunft will behaglich auf dem Diwan der Gemächlichkeit ruhen. So mit allen geiſtigen Schätzen des Univerſums beladen, läuft das Leben Gefahr, vor Uebermaß und Ueberfülle zu erſticken. Dann bedarf es der Geißeln, die jene Drei ſchwingen und handhaben. Die drei Kinder des Komus haben eine gemeinſchaftliche Mutter, ſie heißt Oppoſitionsluſt. Ohne Oppoſition iſt kein conſtitutioneller Staat gedenkbar, ſie iſt das Princip der Bewegung, des Lebens. Trotz dieſer Gemeinſchaftlichkeit und verwandten Abkunft ſind aber die Drillinge Witz, Ironie und Humor einander ſehr ungleich. Der Witz, der die Thorheiten der Menſchen an den Pranger ſtellt, iſt ein neckiſcher Kobold, der ſich nicht in die höheren Luftregionen des Lebens wagt und nur im Bereiche des Scheins der Erſcheinungen der Welt ſich tummelt. Die Ironie ſucht aber jene Höhenpunkte des menſchlichen Bewußtſeins, ſie geißelt die Welt, das Ganze, nicht das Einzelne, das Weſentliche, nicht das Ephemere; ſie iſt ein Dämon in Rieſengröße, deſſen Auge über die Spitzen der menſchlichen Erkenntniß hinüberreicht, ſie iſt ein Tieckſcher Polykomikus, der mit dem aus Ruthen zuſammengebundenen Streichbeſen der Kritik die Welt fegt und ſäubert, ſie wirft dabei Geordnetes und Ungeordnetes über den Haufen und freut ſich der Verwirrung, in welche das ganze Daſein rettungslos zuſammenſtürzt. Die Ironie iſt der mephiſtopheliſche Geiſt der Zerſtörung in der Weltgeſchichte, ſie ſchlägt dem Herzen Wunden und der Erde Gräber, läßt Wunden und Gräber offen ſtehen, weil ſie weder Salben hat, jene zu heilen, noch Blumen und einen Stein ſtillen Andenkens, um dieſe zu ſchmücken. Nur der Humor, der Dritte im Bruderbunde, kennt und hat Blumenkränze für die Gruft, die er baute, Balſamtropfen für die Wunden, die er bluten machte. Der Humor hat alle Waffen des Witzes und der Ironie in ſeiner Gewalt, aber er beſitzt noch unendlich mehr. Der Witz kann nur lachen und hohnlachen, die Ironie nur ſtechen und mit Blitzen eine jähe Helle verbreiten, in der ſich ihr eignes Antlitz wie eine eiſerne Larve kalter Verachtung zeigt, der Humor kennt das alles, er hat das alles, aber er hat weit mehr, er hat auch Thränen, denn er kennt und iſt die Liebe. Er trägt das verlorne, das erkrankte Schaf mitleidig zur Hürde, dem getödteten baut er eine kühle Friedensſtätte und pflanzt eine Immortelle auf den Raſen, den ſein thränendes Auge bethaut. Die Wunde, die er dem Herzen ſchlug, läßt er ſtill ausbluten und umhüllt die Narbe mit dem Mantel der Liebe. Witz und Ironie ſind heidniſche Geſtalten, heidniſche Mächte des Lebens, der Humor, weil er die Liebe iſt, bringt chriſtliche Verſöhnung. Es iſt gut, daß der Humor männlichen Geſchlechtes iſt, denn er iſt weſentlich zeugend. Witz und Ironie ſind in ihren Productionen zerſtörend, der Humor hat poſitive Zeugungskraft, und deshalb iſt er weſentlich Poeſie. Unendlich reich ſind hier die Quellen ſeiner unerſchöpflichen Kraft; ein lyriſcher, elegiſcher Grundton kann in ſeinen Schöpfungen vorherrſchen, er kann reflectirend die ganze Tonleiter menſchlicher Lebensſtimmungen durchſpielen, er kann plaſtiſch ſchaffend fertige, objective, dramatiſch-lebendige Menſchenbilder hervorrufen. Die Ironie iſt nur reflectirend, deshalb verzehrt ſie ſich als radicale Skepſis in ſich ſelber, ihre Weltironiſirung wird, wenn ſie conſequent tiefer greift, zur Gottesironie, und deshalb iſt ihr Schooß, weil ihr die Liebe verſagt iſt, mit einer Unfruchtbarkeit geſchlagen, über die ſie wahnwitzig werden muß. Der Ironiſirung der Welt liegt die Ironiſirung des Schöpfers nicht ſehr fern, denn die Welt iſt der Stuhl des Herrn, der Schemel ſeiner Füße, das Kleid, das ſeine Glieder umhüllt. Der Humor iſt nie tempelräuberiſch, nie gottesläſterlich, er wird nie unſchön, denn er iſt Poeſie, er treibt niemals ein frivoles Spiel mit den heiligſten Intereſſen einer Menſchenbruſt, denn er iſt die Liebe, und weil die Liebe, die Wahrheit. Der Humor wird nie zu weit ſich verirren, denn die Liebe hält ihn gebunden an die ewige Vernunft. Die Ironie aber kann ſich weit ab in Wüſten des innern Lebens verirren, wo die Seele verſchmachtet, die Ironie kann eine Furie werden, die ihre Flammen raſch vergeudet und dann, alt und ſchwach geworden, die erloſchene Jugendhitze mit ekelhaften Mitteln anſchürt. An Börne haben wir dieſe vulkaniſch ausgebrannte, hohle, dürre, unfruchtbare Schreckgeſtalt der Weltironie. Der wenige, von Jean Paul theilweis erborgte Humor wurde raſch aufgebraucht, der Witz, mit dem er anfangs ſo glücklich den kleinen Krieg gegen die Frankfurter Preſſe und ſonſtige Localmiſèren geführt, wurde an ihm wie ein Hautjucken und Gliederzucken zur Krankheit, ſein anfangs leuchtendes, blitzendes Auge wurde ſtechend und ſtarr, ſein Gedankenſpiel wurde fix, ſein früher ſchäumendes Gehirn verbrannte, ſein Herz verkohlte, ſeine Phantaſie wurde zu Zunder. Die Symptome zeigten ſich allmälig, aber immer zahlreicher in dieſer craſſen Ausartung; Börne könnte, wenn es mit rechten Dingen zuginge, nichts weiter mehr thun, als radical wahnwitzig werden, oder Hand an ſich legen; weiter bleibt ihm nichts übrig in einer Welt, die der leibhafte Teufel für ihn regiert. Sobald Börne's Ergießungen unſchön wurden, mußte man nicht allein für ſein Gemüth, das ſich völlig aushöhlte und verkohlte, auch für ſein Gehirn beſorgt werden. Er iſt ein ſchreckbares Phänomen der Zeit, ein großes Talent iſt in ihm zur Ruine geworden. Ich habe die Stadien ſeiner Entwickelung ſtill verfolgt, ich könnte eine Geſchichte dieſes pſychologiſchen Patienten ſchreiben, es wäre die Geſchichte des menſchlichen Wahnſinns.

Saphir hat ſich bei beſchränktern Anſichten, bei enger gezogenem Horizonte und bei completer Richtungsloſigkeit ſeiner Beſtrebungen mit Glück in der Sphäre des wuchernden Witzes bewegt. Seine Verſuche, über Tendenzen der Zeit im Allgemeinen zu ſprechen, und zu einem kritiſchen Bewußtſein zu gelangen, waren ſtets verfehlt, die „Literaturbriefe“ in vorliegender Sammlung kleiner Schriften ſind ein Sumpf voll verwirrter Anſichten; hier erſt wird es unangenehm fühlbar, daß der Autor als ſolcher völlig grundſatz- und geſinnungslos iſt. Er ſanctionirt heute, was er morgen verketzert: man wußte vor ihm nichts von ſolcher Perfidie der Kritik. In den „Humoralbriefen,“ in denen er zwiſchen Wien, Berlin und München eine Parallele aufſtellt, macht man nicht die Anſprüche, daß er das Thema umfaſſe, der Witz haſcht Einzelnes und reiht es ſchlagfertig neben einander. Er ſucht und haſcht oft ängſtlich, er trabt keuchend die Gaſſen ſeiner Sphäre auf und ab, der Autor muß ihn Spießruthen laufen laſſen und entblößt ihm und ſich ſelbſt den Rücken. In den „dummen Briefen,“ die klüger ſind als die andern, erzählt Saphir ſeine Aventüren mit dem verſtorbenen Cenſor Granow; auch ſeine Fehden wegen der Sonntag und mit den „Berliner Bühnendichtern“ geben ihm noch immer Stoff zu Späßen, er kann ſeine Berliner Glanzperiode nicht vergeſſen. Die Bilder und Chargen gehören zu den beſten ſeiner Productionen, es ſind humoriſtiſche Portraits voll treffender Züge. Man muß den Saphir der Dame ſeines Herzens gegenüber ſehen und reden hören, der Contraſt iſt ergötzlicher, als er ſelber denkt, man muß nichts von ihm leſen, die Stellen ausgenommen, wo er zärtlich und elegiſch wird und doch witzig bleiben muß, weil ihm in der Liebeserklärung nichts als ſein ſpielender Witz zu Hülfe kommt. Wir ſind dem Autor das Geſtändniß ſchuldig, daß er hier wirklich liebenswürdig iſt; ein Schatz von Erfahrungen und die Fülle ſeiner erfinderiſchen Einfälle amalgamiren ſich zu höchſt ergötzlichen Lebensanſchauungen. Beſonders iſt das ſechſte Stück, das er hier giebt, anmuthig, bitter ſpöttiſch, und doch voll lyriſcher Milde. Es iſt überſchrieben: „das ariſtokratiſche Herz und le valet de coeur.“

Auch die übrigen „Bilder und Chargen“ lieſt man mit vielem Intereſſe, beſonders die „Unnennbare,“ „Napoleon Empereur“ und „Bachelinde bi Rococonia,“ lauter Schilderungen und ſentimentale Traveſtien weiblicher Schönheiten. Deſto weniger kann uns die Mehrzahl der „Cypreſſen“ gefallen, ſchon weil ſie, an Heine's Liebeslieder und Liebesepigramme erinnernd, der Originalität ermangeln. Die Cypreſſe iſt ein Baum von pyramidaliſchem Wuchs, ſie hat kugelrunde Zapfen, ihr Holz hat einen ſüßen Duft; die Cypreſſe iſt der Baum der ſtillen Trauer einer ſanftbewegten Seele, das Immergrün ihrer Blätter deutet auf die Ewigkeit. Ach! die Zapfen ſieht man an Saphir's Cypreſſen wohl hangen, es ſind wehmüthige Zapfen, um Spundlöcher und Lücken der Seele zu ſtopfen; aber wo iſt der Duft, in dem die Trauer zerſchmilzt? wo iſt das Immergrün einer treuen Geſinnung, einer ewig treuen Liebe? Es ſind hier einige ergreifende Wehmuthsaccorde angeſchlagen, aber Saphir's Gemüth hat zerbrochene Claviaturen, der Reſonanzboden iſt unrein; er ſollte nie lyriſche Gedichte machen, denn in ihnen muß ſich der ganze volle Menſch ausathmen. Den liebloſen Vorwurf, Saphir affectire den Schmerz und die Wehmuth, müſſen wir als rechtswidrig verdammen. Der Schmerz iſt in ihm da und der Witz iſt da, aber ſein Schmerz verſteht ſeinen Witz nicht und der Witz verkriecht ſich vor ſeinem Schmerze. So ſtehen Schmerz und Witz in ſeiner Natur ſchroff neben einander, jenem fehlt Licht und Wärme, dieſem Schwere und Tiefe. Beide ſtehen in ihm ſich gegenüber und ſtaunen ſich an und können ſich nicht zur Verſöhnung und friedfertigen Eintracht die Hand reichen. An dieſer Verſöhnung fehlt es Saphir, und ſomit fehlt es ihm an dem eigentlich gediegenen, poetiſchen Humor.

Und die Wahrheit wird euch frei machen!

(Ev. Joh. VIII. 32.)

Wie Frühlingsodem wehet
Durch's lebentrunkne All,
Bis unter Jubelſchall
Jedweder Keim erſtehet,
Wie friſch empor ſich windet
Nun Kraft um Kraft in junger Luſt,
So urgewaltig zündet
Der Wahrheitfunken in der Bruſt.

Das iſt die rechte Wonne,
Die frei die Seele macht!
Durch dunkelſchwere Nacht
Dringt die lebend'ge Sonne;
O ſei gegrüßt hienieden,
Des Himmels neuer Segenskuß,
Der Freiheit uns und Frieden,
Der Licht und Wärme bringen muß!

Und Viele hör' ich ſchnauben
In ſchwer verhaltner Wuth:
„Wer durfte frech das Gut
Der ſüßen Ruh uns rauben?“ —
Und Andre hör' ich fragen:
„War denn das Licht nicht längſt erwacht?
Wie könnt ihr nur uns ſagen,
Es wich ſeit geſtern erſt die Nacht?“ —

Wohl war das Licht erſtanden.
Des Tempels Vorhang riß,
Als Einer Siegs-gewiß
Zerſprengt des Todes Banden;
Wohl herrlich war gewonnen
Des Friedens und der Freiheit Gut,
Als von dem Kreuz geronnen
Des göttlichen Verſöhners Blut.

Doch bald verdroß ihr Glänzen
Der Erde ſtolzen Herrn,
Er möchte gar ſo gern
Die göttliche begrenzen;
Er ſchließt ſie Unheil brütend
In einen dunkeln Bergesſchacht,
Und ſetzt ſich, ängſtlich hütend,
Zum Wächter der gefeiten Nacht.

Und lange blieb es dunkel,
Der Wächter feiert nicht;
Und wenn einmal durchbricht
Den Schacht ein Lichtkarfunkel,
Gleich neidiſch ſeinem Glanze
Der Wächter ſchließt des Berges Riß
Und breitet über's Ganze
Die ſtreng bewahrete Finſterniß.

Da plötzlich wird geboren
Ein rüſt'ger Bergmannsſohn,
Dem Nachtdeſpotenthron
Zum Sturze auserkoren;
Des Schachts verfallnem Gange
Spürt treu er nach trotz Hohn und Spott,
Und ruft im Jubelklange
Herauf: „Frei macht der Wahrheit Gott!“

Und ſeine gute Mähre
Vernimmt die Chriſtenheit,
Es ſtrömet weit und breit
Des Dankes Freudenzähre;
Die Berge hallen's wieder:
„Der Wahrheit Gott macht ſtark und frei!“
Und vor dem Ruf ſtürzt nieder
Des Luges finſtre Kleriſei.

Wie auch mit grimmem Toben
Der Wächter raſ't und ſchnaubt,
Nie hat ſich mehr ſein Haupt
In alter Macht erhoben,
Wie frech auch ſeine Schergen
Mit Rache dräun und Blut und Mord,
Es hallt von Berg zu Bergen:
„Frei macht die Wahrheit!“ jubelnd fort.

Das iſt der zweite Morgen,
Der uns zurücke gab
Den Schatz, den Nacht und Grab
So lang' dem Blick verborgen;
Von nun an wird uns nicht mehr knechten
Des Luges finſtre Kleriſei,
Wir wiſſen für den Geiſt zu fechten —
Der Wahrheit Geiſt macht licht und frei:

Ueber die Theilnahme des Wiener Hofes an der Vermählung des Kronprinzen Friedrich von Preußen.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Förſter *).

Die Geſchichte Friedrich's des Großen iſt neuerdings wiederum ein Gegenſtand ſo allgemeiner Theilnahme geworden, daß es unſern Leſern gewiß nicht unwillkommen ſein wird, über ein Verhältniß des Königs Aufſchluß zu erhalten, über welches bis jetzt ein geheimnißvolles Dunkel waltete. Nur eine leiſe Andeutung giebt Friedrich ſelbſt in der histoire de Brandebourg, wo er in dem Leben ſeines Vaters, nachdem er ſich über die Anmaßungen und die Unredlichkeit des Wiener Cabinets ausgeſprochen, hinzufügt: malgré tant de sujets de mécontentement le roi maria son fils ainé, *par complaisance pour la cour de Vienne*, avec une princesse de Brunsvic-Bévern, nièce de l'impératrice.

Als Erläuterung zu den nachfolgenden Briefen erlauben wir uns zuvor zu bemerken: Friedrich war, nach dem mißlungenen Verſuche zu entfliehen, im September 1730 nach der Feſtung Cüſtrin zuerſt in engeren, dann in weiteren Gewahrſam gebracht worden und mußte bei der dortigen Kriegs- und Domänenkammer als jüngſter Rath arbeiten. Um den Kronprinzen an ein thätiges und geordnetes Leben zu gewöhnen, hielt es der König für gerathen, ihn zu vermählen. Der Kronprinz erfuhr bald, daß dies die Bedingung ſei, unter welcher er eine baldige Befreiung aus der Gefangenſchaft zu hoffen habe. Kaum erhielt die an dem Hofe zu Berlin dominirende öſterreichiſche Partei von dem Entſchluſſe des Vaters und der verzweifelten Lage des Kronprinzen Kenntniß, ſo bemächtigte ſie ſich ſogleich dieſer Gelegenheit, um für die Zukunft einen entſchiedenen Einfluß auf das Leben Friedrich's zu gewinnen. Die Seele der Intriguen des kaiſerlichen Hofes in Berlin war der öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Graf Seckendorf, welcher das Vertrauen des Königs in einem Grade, wie keiner von ſeinen eigenen Miniſtern, beſaß. Dieſer hatte, damit ihm nichts entgehe, was an dem Hofe zu Berlin vorfiel, den preußiſchen General und Miniſter v. Grumbkow zu ſeinem Vertrauten erwählt und mit einer jährlichen Penſion von 1000 Dukaten in kaiſerlichen Sold genommen. Nachdem Graf Seckendorf und der in Wien allvermögende Prinz Eugen in Gemeinſchaft mit dem Kaiſer und der Kaiſerin übereingekommen ſind, den Kronprinzen von Preußen mit der Nichte der Kaiſerin, einer Prinzeß von Braunſchweig-Bevern, zu vermählen, wird dem Könige dies ſo geſchickt unter den Fuß gegeben, daß er ehrlicher Weiſe glaubt, daß dieſe Vermählung allein von ihm ausgehe, und er beharrt um ſo mehr dabei, als er von einer Verbindung mit dem engliſchen Königshauſe durchaus nichts wiſſen wollte. Der Kronprinz aber, dem es nicht verborgen blieb, welche Hände ſich eine Einmiſchung in dieſe ſeine eigenſte Angelegenheit erlauben, geräth in gränzenloſe Verzweiflung. Wie in ſpäterer Zeit ſein Geiſt gegen die Ueberlieferung der Kirchenſatzung, ſein Muth gegen die Autorität des abgelebten heil. röm. Reichs proteſtirt hat, ſo gerieth jetzt ſein Herz in Empörung, da man ihm eine Neigung aufdrängen wollte, die nur aus dem freien Willen hervorgehen kann.

---

*) In größerer Vollſtändigkeit werden dieſe Briefe und Berichte in dem dritten Bande von Fr. Förſter's Lebensbeſchreibung Friedrich Wilhelm's I., (Potsdam bei Riegel) mit noch vielen anderen, aus dem königl. Geh. Staats-Archive zu Berlin und dem gräfl. Seckendorfſchen Archive zu Meuſelwitz entnommenen Urkunden mitgetheilt werden.

Dies genüge zur Verſtändigung der nachfolgenden Briefe.

1.

Der Graf Seckendorf an den Prinzen Eugen.

Berlin, den 19. Juni 1731.

Grumbkow berichtet aus Cüſtrin, daß er bei ſeiner Durchreiſe allda den Hille *) zu ſich kommen laſſen und gemacht, daß der Kronprinz an den König geſchrieben und um Erlaubniß bitten werde, Ihm en passant die Hände zu küſſen. Avertissez le Prince de Bévern, qu'il prenne guarde, si la lettre fera quelque effet. Dem Kronprinzen habe drei Prinzeſſinnen zur Heirath vorſchlagen laſſen: die Gothaiſche, Eiſenachſche und Bevernſche. Er iſt reſolvirt zu heirathen, indem er ſieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat ſich reſolvirt vor die Bevernſche, à condition qu'elle n'étoit pas ni sotte, ni dégoutante, fürchtet aber, der König werde ihm ſo wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens ſagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verſe machen; „il étoit musicien, moraliste, Physique, Mechanique. *Il ne sera ni général ni guerrier*, ne se voulant mêler d'aucun détail de ses affaires, rendre son peuple heureux et choisir des bons ministres et les laisser faire.“ Er weiß, daß die Engländer noch einen Verſuch wegen der Heirath thun wollen, fürchtet aber, daß es ohne Effect, es wäre denn, daß man den Prinzen von Baireuth rebutirte, ſich ſelbſt davon los zu machen, ꝛc.

2.

Der Prinz Eugen an Seckendorf.

(im Auszuge.)

Wien, den 29. Januar 1732.

..... Eine der erſten Wirkungen von ſolcher Unterredung (des Königs von Preußen mit dem Kaiſer) wäre viertens die Bevernſche Heirath mit dem Kronprinzen, obgleich Ew. Excellenz alles Mögliche unter der Hand anzuwenden, womit deſſen Entſchließung nicht ſo lange ausgeſtellt und je eher je beſſer zu Stande kommen möge, wozu etwa die Anweſenheit des Herzogs von Lothringen und der Prinz Bevern ſich mit ihm nach Berlin verfüget, eine mehrmalige Gelegenheit geben dürfte, Ew. Excellenz aber mit Grumbkow in loco am beſten zu erkennen wiſſen werden, wie Sie ſich bei dem Könige ſowohl, als bei dem Kronprinzen zu betragen, damit die, zwiſchen dem letzteren und der Prinzeſſin antragende, Zuſammenkunft, ſobald möglich, es ſei nun bei der Muſterungszeit in Magdeburg, oder an einem anderen Orte, vor ſich gehe und ſodann ungeſäumt zur Heirath ſelbſt geſchritten werde, widrigenfalls doch nicht zu vermuthen, daß die engliſchen Intriguen eher ſich endigen werden; wobei ſich aber von ſelbſten verſteht, daß alles, ſo Ew. Excellenz zu Beförderung dieſes Heirathswerkes beitragen, auf eine Art von Ihnen geſchehen müſſe, daß außer Grumbkow niemand merken könne, als ob Sie einigen Antheil dabei hätten, da vornehmlich die Königin ohnedas an England will glauben machen, daß Sie derjenige wären, der den König von der, dem engliſchen Hofe ſo hoch angelegenen, doppelten Vermählung abgehalten hätte. Da nun kaiſerliche Majeſtät England zwar nicht vor den Kopf ſtoßen wollen, die daſige Heirath aber unmöglich gerne ſehen können, ſo iſt mit äußerſter Verſichtigkeit hierinnen umzugehen und den mit der Prinzeſſin von Bevern abzielenden Endzweck —, ohne bei England einen Verdruß gegen kaiſerliche Majeſtät zu erwecken, — zu erreichen, den Allerhöchſt dieſelben ſo mehreres wünſchen, als ſie ſolchen als das verläßlichſte Mittel anſehen, den, nach Ew. Excellenz und des Grumbkow Berichten, auf ſo gutem Wege nun ſeienden, Kronprinzen auf beſtändig herbeizuziehen, welches letztere, gleichwie es von der höchſten Wichtigkeit iſt, alſo wollen kaiſerliche Majeſtät, daß Ew. Excellenz nichts unterlaſſen, um des Kronprinzen Vertrauen, ſo viel nur immer ohne ein, dem Könige verurſachendes, Aufſehen geſchehen kann, auf alle mögliche Weiſe ſich zuzuziehen, zu dem Ende Sie ihm in all und jedem zur Hand zu gehen, auch wie ſolches am füglichſten geſchehen könne, mit Grumbkow zu überlegen und übrigens bei allen Gelegenheiten, Ihm, dem Kronprinzen, der ganz beſonderen Neigung und Liebe, ſo kaiſerliche Majeſtät vor Ihn und ſein Haus hätten, auf das Kräftigſte zu verſichern haben. Und da fünftens, zu deſſelben vollkommner Gewinnung keine füglichere Gelegenheit doch nicht ſein kann, als in ſeiner dermaligen Bedürftigkeit mit Geld ihm beizuſtehen, ſo haben kaiſerliche Majeſtät eine Summe von 2000 bis 2500 Ducaten dazu gewidmet, die Ew. Excellenz von Zeit zu Zeit zu empfangen und nach Ihrem Vorſchlag, theils zu Anwerbung großer Leute, theils auf andere Art anzuwenden haben werden, wodurch der Kronprinz die Ihm zugedachte Beihülfe in der That genieße, der König aber in keinen Argwohn, als ob demſelben von hier aus, oder andern Orten Geld zukomme, verfallen könne, als welches den König neuerdings gegen den Kronprinzen erbittern und gegen kaiſerliche Majeſtät ſelbſten, wofern er es inne würde, ſehr ungehalten machen könnte, wird daher Ew. Excellenz Gutbefinden von Ihro kaiſerlichen Majeſtät lediglich anheimgeſtellt, wie Sie ſich hierbei zu betragen, damit alles in der größten Enge verbleibe, und außer des

---

*) Kammerdirector, unter welchem der Kronprinz arbeitete.

Kronprinzen und Grumbkow niemand anders, wer der ſei, davon Nachricht überkomme, ꝛc.

3.

Der König an den Kronprinzen.

Potsdam, den 4. Februar 1732.

Mein lieber Sohn Fritz,

Es freuet mir ſehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet, Ihr müßt euch noch etliche Tage ſchonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menſchen ſchrecklich von Flüſſen incommodiret ſein, alſo nehmet Euch hübſch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorſam ſeind, ich ſie ſehr lieb habe, ſo wie Ihr zu Berlin geweſen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht geſehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlſein und Euch zu etabliren, ſowohl bei die Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch ſuchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl perſuadiret ſein, daß ich habe die Prinzeſſinnen des Landes durch andere, ſo viel als möglich iſt, examiniren laſſen; was ſie vor Conduite und Education, da ſich denn die Prinzeſſin, die älteſte von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen iſt, modeſte und eingezogen, ſo müſſen die Frauen ſein. Ihr ſollt mir cito euer sentiment ſchreiben. Ich habe das Haus von Kalſch gekauft, das bekommt der Feldmarſchall als Gouverneur, und das Gouvernementshaus werde laſſen zurecht bauen und alles meubliren und Euch ſo viel geben, daß Ihr allein wirthſchaften könnt und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzeſſin iſt nit häßlich, auch nit ſchön, Ihr ſollt keinen Menſchen was davon ſagen, wohl aber der Mama ſchreiben, daß ich Euch geſchrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch laſſen reiſen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht ſein kann, indeſſen werde ſehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal ſehet in alle honneur, doch damit Ihr ſie noch lernet kennen. Sie iſt ein gottesfürchtiges Menſch und dieſes iſt alles und comportable ſowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe ſeinen Segen dazu und ſegne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Chriſt, und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particulir-Glauben und ſeid gehorſam und getreu, ſo wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen und wer das von Herzen wünſcht, der ſpreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod.

Fr. Wilhelm.

Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, ſo werde ich Dich kommen laſſen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen. Adieu, Gott ſei mit Euch.

4.

Graf Seckendorf an den Prinzen Eugen.

Potsdam, den 23. Februar 1732.

Wie es mit dem Heirathsgeſchäft vom Kronprinzen und der Bevernſchen Prinzeſſin ſteht, haben Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht aus meinen poſttäglich erlaſſenen Briefen erſehen. Der König hat in einem Schreiben an den Kronprinzen der Prinzeſſin Schönheit angerühmt und unter andern gemeldet, wie er nit zweifle, die Prinzeſſin würde dem Kronprinzen anſtehen, anbeifügend, daß er, der König, alsdann bei des Kronprinzen Anherkunft die Heirath mit ihr publiciren wollte. Die Antwort des Kronprinzen hierauf lief geſtern früh per éstaffette dah'n ein: „daß er, der Kronprinz, das Portrait, das der König von der Prinzeſſin von Bevern machte, in der That alſo finde, wenn es aber auch nicht wäre, ſo könnte der König dennoch verſichert ſein, daß ſich der Kronprinz in allem nach des Königs Willen fügen würde.“ Dieſen Brief hat der König erſt im Original dem Grumbkow gegeben, hernach den Herzog von Bevern ſelbſt leſen laſſen. Die Königin aber hat erſtgemeldten Herzog von Bevern über Tafel, jedoch in der Stille, gefragt: ob er die gute Zeitung gehört, und ob ſeine Gemahlin dies auch wüßte? das erſte hat der Herzog mit Ja beantwortet, auf das andere aber erwiedert, der König wollte die Freude der Herzogin ſelbſt machen. Alles dieſes machte mir und dem Grumbkow billig glauben, daß bei der erſten bevorſtehenden Zuſammenkunft zwiſchen dem Kronprinzen und der Prinzeſſin von Bevern die Heirathsſache nach Wunſch ſich endigen ſollte; allein geſtern Morgens bekommt Grumbkow durch Expreſſen vom Kronprinzen einen Brief, darin er dem Grumbkow declarirt, ſich ſelbſt lieber einen Piſtolenſchuß vor den Kopf geben zu wollen, als ſich auf ewig durch eine ſo ſehr zuwider ſeiende Heirath unglücklich zu machen, mit angehängtem Erſuchen: Grumbkow ſollte als ein ehrlicher Mann verhindern, maßen, es möchte auch daraus erfolgen, was da wollte, ſo würde er, der Kronprinz, bei ſeiner Ankunft in Berlin nicht „Ja“ ſagen. Gleich wie uns dieſe, ſo ſehr wider einander laufende, von Einer Hand eigenhändig geſchriebene Briefe, den Grumbkow und mich ſehr beſtürzt, alſo hat Grumbkow die Reſolution genommen, dem Kronprinzen in ſehr harten *terminis* nachfolgender Maßen geantwortet: daß, wenn der Kronprinz die Tragödie von dem, in der Hiſtorie bekannten, ſpaniſchen Infanten Don Carlos durch ſeine wunderliche Aufführung ſpielen wollte, er, Grumbkow, nicht geneigt ſei, den Herzog von Grammont dabei abzulöſen; wenigſtens wäre ihm unbegreiflich, daß, da er, der Kronprinz, in dem Schreiben an den König ſich gutwillig zu dem bequemte, was der König der Heirath wegen verlangte, auf der andern Seite oder in dem an ihn, Grumbkow, erlaſſenen Briefe einen ſolchen Abſcheu vor die Prinzeſſin von Bevern bezeugte, daß es ſchien, der Kronprinz wolle alles lieber hazardiren, als ſeinen Conſens zur Vermählung mit ihr geben. — Es wird ſich nun in wenig Tagen zeigen, ob der Kronprinz fermeté genug hat, ſich des Königs Willen zu widerſetzen, oder ob das, an Grumbkow geſchriebene nur auf einer Uebereilung der Jugend — die in der That noch groß bei dem Kronprinzen iſt — herrührt. Indeſſen, da mir nicht begreiflich vorkam, wie der Kronprinz ſo ſchlechterdings auf ſolche notoriſch contraire extremité, wie die oben angeführte, ohne ſonderliche Urſach verfallen könnte, ſo habe nebſt Grumbkow mir die Mühe gegeben, hinter den Grund dieſer wunderhaften und in der That nicht erlaubten Aufführung zu kommen, da denn erfahren, daß der Kronprinz bereits ſeit einigen Wochen ſich in eine ſtarke amour mit einer gewiſſen Fregin *), die eine geborne von Schöning und deren Mann Oberſt in des Königs Dienſt iſt, eingelaſſen, mit welcher Frau er, connivendo aller derjenigen, ſo um den Kronprinzen ſind, in ſolche debauchen verfallen, daß er ſich wenig Zeit giebt, eine ſo wichtige Sache, wie der König mit ihm vorhat, reiflich zu überlegen. Das Schlimmſte bei dem erzählten Handel iſt, daß man an den Herzog von Bevern ſelbſt ſich nicht über obigen, mir und dem Grumbkow allein bewußten amour und davon herrührende widrige Geſinnung des Kronprinzen vertrauen kann, aus Beiſorge, er möchte den Muth ſinken laſſen und ſolchergeſtalt ſelbſt der, von dem Könige feſt reſolvirten, Heirath etwas in den Weg legen, wodurch nicht allein das Werk hintertrieben, ſondern auch dem Könige in Preußen Anlaß könnte gegeben werden, dieſe Verhinderung dem Hauſe Bevern zuzuſchreiben, einen Widerwillen gegen dieſe vorhabende Allianz zu faſſen und ſich aus Verdruß dem engliſchen Verlangen mit eben der Facilität zu fügen, als er, der König, bishero in der Heirath mit der Bevernſchen Prinzeſſin vorgegangen. Bei ſolchen verwirrten Umſtänden muß man ſolche allein der göttlichen Direction überlaſſen und abwarten, bis nun die in wenig Tagen zu beſchehende erſte Zuſammenkunft des Kronprinzen mit der Bevernſchen Prinzeſſin erfolgt, da ſich der Ausgang von allen um ſo eher zeigen muß, weil nach des Königs bekannten Genie überzeugt bin, daß die Beendigung dieſes wichtigen Geſchäfts nicht über 24 Stunden würde ausgeſetzt bleiben.

Was meine Perſon betrifft, können Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht verſichert ſein, daß mich weder der König noch irgend jemand wird mit Ernſt beſchuldigen können, daß ich ſelbſt directe, oder indirecte bei der ganzen Handlung zum Vorſchein komme. Dem König, der es mir jüngſt

---

*) Grumbkow nennt ſie in ſeinen Briefen la Colonelle Wreech.

angezeigt, habe von aller Uebereilung abgerathen und dies weiß auch der Kronprinz durch Grumbkow. Indeß mag ich mich hierin aufführen, wie ich will, ſo werde doch nimmermehr vermeiden können, daß nicht alles, was vorgeht, mir beigelegt würde. Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht werden aus dieſer, meiner weitläufigen Erzählung erkennen, ob nicht beſſer geweſen wäre, daß die entrevue zwiſchen dem Kronprinzen und der Prinzeſſin von Bevern, wäre bis zu der Zeit verſchoben geblieben, da man ohne einige ombrage den Kronprinzen nach Wolfenbüttel und allda die Sache zu Stande gebracht. Denn wenn nun auch wirklich das Verſprechen, wie ich allerdings vermuthe, vor ſich geht, ſo wird doch der Kronprinz, wenn zwiſchen der Zeit, ehe die Vollziehung der Heirath geſchehen, der König mit Tode abgehen ſollte, nimmermehr dieſelbe zu Stande bringen. Ich ſetze aber den Fall, der König lebt und die Heirath wird vollzogen, ſo iſt doch keine gute Harmonie bei dieſer Ehe zu hoffen, und wenn der Kronprinz wider ſeinen Willen nunmehr, von ihm, dem Könige, genugſam gezwungen, parirt, ſo thut er das Verſprechen nur, um die Heirath, ſelbſt nach des Königs Meinung, in Kurzem zu vollziehen, um deſto ungebundener leben zu können. Und obwohl der Kronprinz ſich mit Grund nie beſchweren kann, daß kaiſerliche Majeſtät zu dieſer Allianz unmittelbar gerathen noch geholfen, ſo iſt doch zu fürchten, daß, wo nicht Gott des Kronprinzen Herz ſonderlich ändert, man mehr Böſes als Gutes ſich von dieſer Vermählung zu verſprechen. Daß der König den Herzog von Bevern die Prinzeſſin mit ſich herzubringen eingeladen, leidet keinen Anſtand, aber man hätte den beſten Vorwand von der Welt gehabt, die Viſite dermalen zu depreciren, indem der Prinzeſſin die rothen Flecken von den Blattern, die ſie gehabt, noch nicht vergangen. Ich geſtehe offenherzig, daß dieſes Geſchäft mir mehr, als alle bisherige mühſame Negotiationen um deswillen anfügt, weil dieſe Uebereilung viele üble Folgen in künftigen Zeiten nach ſich ziehen kann. Was Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht darüber ſo offenherzig geſchrieben, geſchieht aus Treue vor Ihro kaiſerlichen Majeſtät allerhöchſten Dienſt, bin auch verſichert, daß Ew. Hochfürſtliche Durchlaucht dieſes vor dem Herzoge von Bevern werden verborgen halten, denn es iſt der Welt Brauch, daß niemand will Unrecht haben und ſtellen ſich die Dinge ſo nach Wunſche leichter vor, als ſie es in der That ſind. Den weiteren Erfolg berichte allerförderſamſt durch eigenen Courier, denn wenn er diesmal glücklich abgeht, muß man es, nächſt Gott, dem Grumbkow zuſchreiben, welcher ſeinen Kopf, Freiheit und Ehre bei dieſer Handlung wagt, ꝛc.

Extrait d'une lettre du Pr. Royal à Grumbkow *).

Custrin, le 11. Febr. 1732.

Mon très-cher général et ami!

J'ai été charmé d'apprendre par votre lettre, que mes affaires sont sur un si bon pied, et vous pouvez compter que je suis souple à suivre vos avis, je me prêterai à tout ce que je pourrai. Et pourvu que je sois capable de m'assurer par mon obéissance, de la grâce du Roi, que je ferai tout ce qui sera à mon pouvoir. Mais cependant, en faisant mes conventions avec le Duc de Bevern, que le corpus delicti sera élevé chez la grand-mère. Car j'aime mieux être cocu, ou à servir sur la fontange altière de ma future, que d'avoir une bête, qui me fera enrager par des sottises, et que j'aurais honte de produire. Je vous prie de travailler à cette affaire. Car quand on hait tant que je le fais, les héroïnes des Romans, alors on craint les vertus farouches, et j'aimerais mieux la plus grande p. . . . de Berlin, qu'une dévote, qui aura une demi-douzaine de Cagots à ses mines. S'il était encore möglich de la rendre réformée, mais j'en doute, j'insisterai absolument qu'elle soit élevée chez la grand-mère. Ce que vous pouvez y contribuer, mon cher ami, je suis persuadé que vous le ferez. Cela m'a un peu affligé que le Roi est encore en doute sur mon sujet, lui témoignant mon obéissance dans une chose qui est diamétralement opposée à mes idées. Avec quoi lui puissé-je donc donner de démonstrations plus fortes, s'il veut douter toujours? J'aurai beau me donner au diable, cela sera toujours la chanson de Ricochette. Ne vous imaginez pas, je vous prie, que j'aille désobliger le Duc, la Duchesse ou sa fille, je sais trop ce que je leur dois, et je respecte trop leurs mérites, pour ne pas garder les bornes les plus rigides de la bienséance, quand même je la haïrai eux et leur engeance comme la peste. J'espère bien, que je pourrai vous parler à coeur ouvert à Berlin, je vous dirai à vous seul tout ce que je pense, je suivrai vos avis, mais j'espère aussi, que vous m'aiderez de votre crédit, quoique je sais très bien, que le valet de chambre de feu votre père en avait autant, que vous. Vous pouvez croire encore, combien je serai embarrassé, devant faire l'Amoroso, peut-

---

*) Der für verloren gehaltene, ſehr intereſſante Briefwechſel des Kronprinzen Friedrich mit dem Generallieutenant und Staatsminiſter v. Grumbkow wird ebenfalls in der Biographie Friedrich Wilhelm's I. von Fr. Förſter mitgetheilt werden.

être sans l'être, et de goûter à une laideur muette, ne me fiant pas beaucoup au bon goût du Comte de Seckendorf sur ce chapitre. Monsieur, encore une foi, que l'on fasse apprendre à cette Princesse l'école des maris et des femmes par coeur, cela lui vaudra mieux que le vrai Christianisme de feu Jean Arndt. Si encore elle voulait toujours danser sur un pied, apprendre la musique, NB. et devenir plutôt trop libre que trop vertueuse, ah! alors, mon cher général, alors je me sentirais du penchant pour elle, et un Eternel ayant épousé une Eternelle, le couple serait accordant, mais si elle est stupide, naturellement je renonce à Elle et au diable! Tout dépendra d'elle, et j'aimerais mieux épouser Mlle Jette (fille de Grumbkow) sans avantage et sans ayeuls, que d'avoir une sotte princesse pour compagne etc.

Le Prince Royal à Grumbkow.

à Custrin, le 16. Febr. 1732.

Mon très-cher général!

Je vous en croirais sur tout au monde, mon cher général, hormis sur le sujet des femmes, quoique je sache bien que vous les avez fréquentées jadis, je vois néanmoins qu'une personne pour l'autre est plus heureuse, préférablement avec cette marchandise, pour ce qui regarde le reste, je persiste ferme dans mon sentiment, et il faudrait être grand philosophe, pour me prouver, qu'une femme coquette n'a pas beaucoup d'avance envers une dévote. Enfin, Mr., si je dois me marier, pour moi, il faut que ma femme soit selon mon idée ou bien jamais nous ne chasserons bien ensemble. La surdité et ce que vous m'écrivez de mon père, me chagrine véritablement, et malgré ces circonstances mon coeur filial ne se dément jamais. Je l'aime véritablement et pourvu qu'il me traite un tant soit peu passable, je serai peut-être la personne, qui lui sera la plus attachée. Je n'ai que laisser agir à la nature, pour le lui témoigner, ce qui ne me donnera aucune peine et n'aura pas un air gêné, non plus hardi. Je crois la prophétie du Fiſchmar juste, car aujourd'hui j'ai reçu une fort bonne lettre du Roi, dans laquelle il me mande qu'il me fera venir bientôt à Berlin. Si vous avez occasion, je vous prierai de bien faire mes respects à la reine, je suivrai au reste tous les avis de la lettre envoyée par estafette à pied qui sert de réponse à celle ou j'intercède pour mon vieux homme Au reste, Mr., je tâcherai toujours de vous donner des preuves évidentes, non seulement de ma reconnaissance mais de l'estime et de la confidence parfaite, que j'ai en vous, mon très-cher ami, étant comme je suis etc.

Le Prince Royal à Grumbkow.

de Custrin, le 19. Febr. 1732.

Jugez, mon cher général, si je dois avoir été fort charmé de la déscription que vous faites de l'abominable objet de mes désirs. Pour l'amour de Dieu que l'on détrompe le Roi sur son sujet et qu'il se ressouvienne bien que les sottes pour l'ordinaire sont les plus laides. Aussi il y a quelques mois qu'il écrivit une lettre à Wolden, où du moins il voulut me donner le choix de quelques princesses, je n'espère qu'il se donnera le démenti, je m'en rapporte entièrement à la lettre que Schoulenbourg vous donnera, car il n'est ni espoir du bien, ni raison, ni fortune qui puisse me faire changer de sentiment, et malheureux pour malheureux, cela est égal, que le Roi pense seulement qu'il ne se marie pas pour lui et que c'est pour moi, et lui-même il aura mille chagrins de voir deux personnes qui se haïssent et le plus malheureux mariage du monde, d'entendre des plaintes mutuelles, qui lui seront autant de reproches, d'avoir dressé l'instrument de notre sort. En bon chrétien qu'il réfléchisse, si cela est bien fait de vouloir forcer les gens, de causer des divorces et d'être de tous les péchés qu'un mariage mal-assorti nous fait connaître; je suis déterminé plutôt à tout au monde, et puisque les choses sont ainsi, vous pouvez faire savoir d'une certaine façon au Duc, arrive ce qui peut, que je ne la prendrai jamais. J'ai été malheureux toute ma vie, et je crois que c'est mon destin de le rester, il faut se patienter, et prendre le tems comme il vient, peut-être qu'une fortune si subite qui suivra tous les chagrins, dont j'ai fait profession, depuis que je suis au monde, m'aurait enorgueilli. Enfin, arrive ce qui veut, je n'ai rien à me reprocher, j'ai assez subi pour un crime d'égarement et je ne veux pas m'engager à étendre mes chagrins jusque au tems futur, j'ai encore des ressources, *et un coup de pistolet peut me délivrer de mes chagrins et de ma vie*, je crois que le bon Dieu ne me damnerait pas pour cela, et ayant pitié de moi, en échange d'une vie misérable, m'accordera le salut. Voilà ce que le désespoir peut faire penser à une jeune personne, dont le sang n'est pas si rassis que celui d'un septuagénaire. Je me sens, Mr., et quand on hait autant que moi les voies des forces, notre sang bouillant nous porte toujours vers les extrémités. J'approuve fort l'estafette de l'Empereur, qui condamne la démarche insensée de sa belle soeur, quel ridicule cette femme ne se donne-t-elle pas dans le monde, qui rejaillit sur sa fille par conséquent, s'il y a des honnêtes gens dans le monde, il doivent penser à me sauver d'un pas des plus périlleux ou jamais j'ai été. Je me consume dans des idées mélancoliques, et je crains bien, de ne pouvoir dissimuler mon chagrin. Voilà l'état où je me trouve, mais il ne me fera jamais changer à Votre égard, mon cher général, étant avec une parfaite estime et toute la considération imaginable.

J'ai reçu une lettre du Roi, où il parait bien coëffé de la princesse, et je crois que je pourrais encore finir le 18. ici. Quand le premier feu de l'approbation est passé, en la louant on peut faire appercevoir au Roi, les défauts. Mon Dieu, n'a t-il pas encore assez vu, ce que c'est qu'un mariage mal-assorti, ma soeur d'Anspac et Mr. son mari qui se haïssent comme le feu, il en a mille chagrins tous les jours et àprésent si je dois vivre avec elle comme mari, il faut qu'elle soit belle, que nous sympatisions d'humeur, sans cela il est impossible, que jamais je l'aime, et quel but intente-t-il par là, si c'est de s'assurer, ce n'est pas le moyen. Mad. Décate le pourra faire, mais point une bête et au contraire moralement, il n'est possible d'aimer l'auteur de notre malheur. Le Roi est raisonnable, et je suis persuadé, qu'il comprendra cela lui même. Prévenons donc le malheur à tems, afin que nous n'ayons pas lieu de nous répentir de notre négligence.

Grumbkow au Prince Royal.

Custr., le 20. Febr. 1732.

A la fin le Roi m'a parlé avant hier, me faisant promener avec lui dans le parc, et il me dit toutes les raisons de ce qu'il faisait par rapport au mariage en question, avec des raisons si sérieuses et si solides, que je n'en pu pas disconvenir, d'autant plus, qu'il me dit, que V. A. R. lui avait répondu, que V. A. R. obéirait, mais qu'elle demandait de voir la personne en question, à quoi je persistais beaucoup. Il serait trop long de faire un rapport de cette conversation qui demanderait plusieurs pages. Les 5 points sur lesquels j'insistais, furent de ne vous pas presser de vous promettre d'abord, mais de vous donner le tems, de connaitre la personne en question, ce qui fut accordé. 2) de ne pas presser le mariage, ce qui fut aussi accordé. 3) de vous donner toute sa confiance, et de vous considérer, pas comme son fils, mais comme son ami. Le Roi dit: s'il est tel que vous me le dépeignez, cela arrivera sûrement, mais je crains que cela ne sera de durée, pour moi, je comprends, dit-il, qu'il ne faut pas, que nous soyons toujours ensemble, aussi il aura son ménage à part, et se sera alors quelque chose de nouveau pour nous, quand nous nous verrons. 4) J'ai prié le Roi de ménager V. A. R. et de tout faire avec douceur, que par raisonnement et douceur, on faisait tout avec elle; ce que le Roi goûta aussi. 5) Que le Roi vous devait occuper, et donner des occasions de voyager et de voir le monde, sur quoi le Roi me dit, que cela serait selon la conduite de V. A. R. Enfin mille autres particularités, que je me réserve de dire de bouche Ce midi, avant que de se mettre à table, le Roi me dit: Tenez, lisez. Et c'était une lettre de V. A. R. où elle consent à tout sans réserve. Le Roi me dit qu'en dites-vous? Je dis, eh bien, Sire, que dites-vous de ce fils obéissant! que pouvez vous demander davantage? Il me dit les larmes aux yeux: C'est le jour le plus heureux, que j'ai goûté de ma vie, et il s'en alla avec le Duc de Bévern, et entra avec lui dans la chambre voisine et ils s'embrassèrent beaucoup. Je n'ai jamais vu le Roi si content. Nous allâmes l'après-midi à la maison hollandaise du parc, où la Reine donna le café, il n'y avait que la Reine, la Duchesse, la Princesse Charlotte, et la Princesse de Bévern, et j'avoue qu'elle a changé beaucoup à son avantage, et que plus qu'on la voit, et plus qu'on si accoutume, et plus qu'on la trouve jolie, et une couche de la grandmère, et si l'embonpoint vient, et la gorge, qui se montre dejà, et alors elle sera appétissante.

Grumbkow au P. R.

C'est le 27. Febr. 1732.

En m'éveillant je reçois la belle lettre de V. A. R. qui me met hors de moi même. Comment, pendant que V. A. R. accorde tout au Roi, elle parle en desespoir, et veut que je me tourne dans des affaires qui me pourraient coûter ma tête! Non, Monseigneur, la chemise m'est plus près que le juste-au-corps, et puisque vous voulez faire le Dom Carlos je ne veux faire le comte de Grammont. Vous êtes dans une situation brillante en passer de voir notre fortune changée de tout en tout, et nullement pressé, et sans avoir vu la personne, voilà des résolutions désespérées, des projets chimériques, impraticables. Pour moi, Dieu m'a donné assez de jugement pour voir les suites de tout cela, qui seront funestes à V. A. R. et à tous ceux qui lui conseilleront en honnêtes gens. Ce n'est pas mon Beruf ce que j'en ai fait, cela été par surabondance, et par bonne intention. Mais je ne suis pas obligé à me perdre et ma pauvre famille, pour l'amour de V. A. R. qui n'est pas mon maître et lequel je vois qu'il court à sa perte. Je crains trop Dieu pour m'attacher à un Prince, qui se veut tuer quand il n'en a aucune raison, que fera-t-il donc, si le bon Dieu l'afflige par des malheurs réels et sensibles? Enfin, Monseigneur, vous pouvez avoir tout l'esprit du monde, mais vous ne raisonnez pas en homme de bien et chrétien, et hors de cela, point de salut. Je ne dirai autre chose à V. A. R. qu'elle n'a que se tranquilliser, le Duc et la Duchesse ont l'ame trop bien placée pour vous forcer, la Princesse que j'ai dépeinte pas telle qu'elle est, parceque quand on dit: Ah voilà une beauté, on y trouve mille défauts, cette Princesse, dis-je, ne sait pas un mot de son sort, je crois aussi qu'elle s'en ira comme elle est venue, sans chagrin. C'est à V. A. R. à démêler l'affaire avec le Roi son père, à qui elle a écrit une lettre si positive, dont je suis tombé des nues. Je plains de tout mon coeur la Reine, et pour moi, elle me permettra que je prenne très respectueusement congé d'elle. Je la servirai avec mon sang dans tout, ce qui sera conforme au service du maître et pour le véritable intérêt de V. A. R. Mais de me fourrer entre père et fils, qui ont des inclinations si opposées, je vois, que c'est une entreprise qui causera le col à l'homme le plus prévoyant, et je me souviendrai toujours, de ce que le Roi m'a dit à Wusterhausen, quand elle était dans le chateau de Custrin, et que je voulais prendre son parti: Nein, Grumbkow, denket an dieſe Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn ſtirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme. J'ai frémi à ces paroles et le Roi me les répéta deux fois, et cela est vrai, ou je ne veux jamais voir la face de Dieu, ni avoir part au mérite de notre Seigneur. Je comprends qu'après tout ce que j'écris, je perdrai les bonnes grâces de V. A. R., mais j'y suis tout préparé. Elle me permettra que je me retire entièrement de ses affaires, je lui souhaite mille bénédictions, et je répondrai jusqu'à la dernière goutte de mon sang, si je pouvais empêcher le malheur, que je prévois. Mais Salomon dit: Ein verſtändiger Mann ſichet das Unglück und verbirget ſich, aber ein Narr geht blindlängs durch. Et je crois qu'après avoir passé 53 ans, le rôle du dernier ne me conviendrait pas. Le Duc de Lorraine sera ici samedi à midi, mardi au soir à Berlin où il y aura grand bal jusqu'au matin. Je crois que le Roi fera venir V. A. R. vers ce tems là, et je lui souhaite beaucoup de foye et un esprit rassis, beaucoup de jugement, point de prévention, et de prier Dieu, qu'il la conduise par son esprit, sans quoi elle fera la triste expérience que tout notre savoir nous mène à notre perte, il faut que nous soyons conduits par la crainte de Dieu. Ce sont les sentiments dans lesquels je mourrai, étant très-respectueusement et sincèrement

etc. etc.

(Dieſe Mittheilungen werden fortgeſetzt.)

Zodiacallichter.

— Leopold Schefer arbeitet gegenwärtig an einer neuen Novelle: „Meine Probefahrt nach Amerika.“ Was unſer verehrter Freund und Mitarbeiter uns davon geſchrieben, erregt uns lebhafte Erwartung und zugleich einen betroffenen Schreck. Schefer hat vor Kurzem ſeine „vorletzte Novelle“ herausgegeben, und wir können und wollen nicht wünſchen, daß die neue wirklich die letzte iſt, wenigſtens noch nicht die allerletzte. „Meine Probefahrt nach Amerika“ das klingt uns in der That prophetiſch in die Ohren. Möchte Schefer dieſe Probefahrt nur im Geiſt und in der Phantaſie, mit dem Schreibkiel und auf dem Papiere machen! Um Gotteswillen, nur „keinen Sprung!“ Nur nicht dieſen! Es iſt wahr, in Deutſchland iſt Einem heut ſo jämmerlich zu Muthe, daß man kaum mehr weiß, ob man noch in ſeiner eigenen Haut ſicher iſt. Aber dennoch muß man hier bleiben, und wie der verirrte Wanderer alle Augenblicke das Ohr an die Erde legen, um zu erhorchen, ob der Roſſehuf der Erlöſung noch nicht ſchlägt. Und was will ein deutſcher Dichter in Amerika, und was will ein Leopold Schefer mit ſeiner in ſich verlorenen goldgeſponnenen Phantaſie mitten unter den ſcharfen praktiſchen Nützlichkeitstendenzen der neuen Welt! Er, der noch ſelbſt neue Welten ſchaffen kann, braucht die neue jenſeits des Oceans noch nicht. Nein! Nein! Nicolaus Lenau iſt auch wiedergekommen. —

* * *

— Fürſt Pückler von Muskau iſt hoffentlich in dieſem Augenblick glücklich in — Algier angelangt. Es wurde dem genialen Reiſenden zu ſpät in der Jahreszeit für die anfangs beabſichtigte Tour nach Amerika. Vielleicht erobern wir dadurch an Algier eine intereſſante Provinz der deutſchen Literatur, während ſie bisher als franzöſiſche Colonie der Leſewelt in den Zeitungen nur Langeweile erregte! —

* * *

— Profeſſor Steffens in Berlin begeiſtert in ſeinen Vorleſungen über Hodegetik die Univerſitätsjugend für das Beſtehende. Er widmete neulich zwei beſondere Stunden dem Thema, die Jünglinge von allen unerlaubten Verbindungen abzumahnen, und ſprach, obwohl unter veränderter Stellung der Verhältniſſe, gerade mit demſelben Eifer, mit dem er damals in Breslau (1813) die Jugend für den Kampf begeiſterte. Zum Schluß der Stunde ſchwur er, daß er durch keinen fremden Einfluß zu dieſen Vorträgen veranlaßt worden ſei. Dieſe beiden beſonderen Vorleſungen werden nächſtens im Druck erſcheinen, oder ſind vielleicht in dieſem Augenblick bereits gedruckt, und wir verſprechen unſern Leſern, Näheres darüber zu berichten. —

* * *

— Von den Tutti frutti ſind der III. IV. und V. Band von Stapel gelaufen. Auch über die Tutti Frutti wollen wir, zugleich mit den Vorleſungen des Hrn. Prof. Steffens, unſern Leſern berichten. —

* * *

— „Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde" (Berlin, b. Dümmler, 3 Bde.) iſt, obwohl bereits fertig gedruckt, noch immer nicht ausgegeben. Dieſen Briefwechſel hat bekanntlich Frau Bettina von Arnim (die Wittwe des verſtorbenen Dichters Achim von Arnim) als ſiebzehnjähriges Mädchen mit Goethe, den ſie liebte, geführt. Der etwas pretiös gewählte Titel charakteriſirt ſchon gleich die Briefſtellerin, wie ſie iſt. Sie hat den Ertrag der Herausgabe zur Ausführung eines Denkmals für Goethe beſtimmt, zu welchem ſie ſelbſt mit einem Federmeſſer das Modell in Gips gefertigt. —

* * *

— Das erſte Heft der Schriften in bunter Reihe enthielt eine Correſpondenz Goethe's mit Madame Karſchin, die uns mehrere Zeitungen nachgedruckt haben. Unſer lieber Freund und Mitarbeiter, Dr. Hock in Wien, ſchreibt uns darüber Folgendes: „Der Brief Goethe's an die Karſchin und die Antwort ſind zwei köſtliche Inventarſtücke des Jahrhunderts, wo Zopf und Tituskopf ſich um den Vorrang ſtritten; dieſe göttliche Ungenirtheit, verbunden mit dieſer Vergötterung der dichteriſchen Individualität, und dabei die Goetheſche Ironie durchſchimmernd durch all das dumme Zeug! Da hat die Zeit, trotz Hegel, abermals ihre Vernünftigkeit bewieſen, daß ſie ſolch' eine Reliquie erhalten hat. Ja ſelbſt, wenn die Authentie nicht erwieſen ſein ſollte — ein Zweifel, der mich an manchen Stellen beſchlich — iſt die Sache doch ſo erfunden, daß es nicht beſſer geſchehen kann." — Wir können unſererſeits die Verſicherung hinzufügen, daß die Aechtheit dieſer Briefe kaum einen Zweifel übrig läßt. Wir beſitzen ſie, von Goethe's Hand auf zwei Quartblättern abgeſchrieben, und es dünkt uns, daß die Authentie aus jeder Zeile und Sylbe ſpricht. —

* * *

— Die deutſche Literatur hat in der letzten Zeit nicht ſelten das Anſehen eines Todtenackers gehabt. Die Herausgabe von Briefwechſeln und Nachläſſen hat ſich gedrängt und überdrängt faſt an Intereſſe die eigenen productiven Erſcheinungen des neueſten lebenden Deutſchlands. Das iſt nicht gut, und doch iſt es ein andächtiges und lehrreiches Geſchäft, das unſere Literatur jetzt zu verrichten hat. Sie begräbt ihre Todten, und ſammelt ganze Bücher voll von Reliquien und alten Heiligenknochen ein, die zum Gedächtniß und zur Ehrfurcht dienen. Der Goethe-Zelterſche Briefwechſel iſt jetzt mit dem ſechſten Bande beendigt, und es war merkwürdig zu ſehen, wie das Intereſſe des Publikums von Band zu Band ſtufenweiſe abnahm. Das Erſcheinen von Knebel's Nachlaß und reichhaltigem Briefwechſel, der die Mittheilungen aus jener Weimariſchen Dichterperiode gewiſſermaßen abſchließen wird, iſt lebhaft vorbereitet. Merk's Briefwechſel, herausgegeben von Dr. F. L. Wagener, der angekündigt wird, umſchreibt faſt den nämlichen Kreis, wie der Knebelſche, und wird faſt mit den nämlichen Perſonen geführt, gewiß aber aus einem anderen Tone, als in der Correſpondenz des alten Jenaiſchen Lucrez. Denn wer kennt nicht den famöſen Mephiſtopheles-Merk ſchon aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit?“ Für die Gelehrtengeſchichte intereſſant, erſcheint der Briefwechſel des bekannten Halliſchen Gelehrten, Chr. G. Schütz, welchen ſein Sohn, der Händel-Schütz, herausgiebt. Schütz hatte ſich ein Verdienſt erworben, das jetzt nur noch beklagt werden kann, nämlich die Stiftung der Halliſchen Literatur-Zeitung. — Auch aus Ludwig Achim von Arnims Nachlaß haben wir neulich hier in Berlin manches Ungedruckte geſehen, und es ſcheint intereſſantes Material genug vorhanden, um mehrere Bände zu füllen. Wie wir hören, iſt ein zweiter völlig ausgearbeiteter Theil der „Kronenwächter“ da, worauf wir ſehr begierig ſind, und mehrere kleinere ungedruckte Novellen. Auch ſein Briefwechſel mit ſeinem Schwager Clemens Brentano müßte höchſt Anziehendes bieten, da gerade aus dem innern Haushalt der romantiſchen Literaturperiode noch Weniges dieſer Art überliefert iſt, wenn nur überhaupt irgendwie eine verſtänd'ge und erfahrene Hand an das Einſammeln und Redigiren ſolcher Schätze ſich begeben wollte. Man nehme die Zeit wahr, ſo lange ſie noch ſolche Mittheilungen begünſtigt, denn bald wird der rechte Zeitpunkt für alles Derartige vorübergegangen ſein, und das Publikum hat es dann bloß mit ſeinen neuen Intereſſen und ſeinen neuen Schriftſtellern zu thun. Es ſchaut nicht mehr zurück, ſondern nur um ſich und vorwärts. Achim von Arnim hatte im Leben einen ſchönen Apollokopf, dem Aehnliches man ſelten erblicken konnte, und er gefiel beſonders den Damen ſo ſehr, daß von denſelben ſein Name Achim Arnim öfter in das Wortſpiel Ach im Arm ihn umgewandelt worden ſein ſoll. Das deutſche Publikum aber hatte mit ſeinen Büchern nie ein ſo zärtliches Wortſpiel gemacht, und dieſelben blieben oft ungeſucht auf den Böden der Verleger liegen. Achim Arnim muß dem größeren Kreiſe der Leſewelt, die ihn kaum kennt, eigentlich erſt gewonnen werden, und — wie geſagt — man hat keine Zeit dazu zu verlieren! — K. A. Varnhagen von Enſe wird Wilhelm Neumann's Nachlaß in drei

Bändchen (bei Brockhaus) herausgeben. Derſelbe wird theils eine kleine Sammlung von Gedichten und poetiſchen Ueberſetzungen, theils eine Auswahl von Neumanns beſten Kritiken, und dann den originellen Roman: Karl's Verſuche und Hinderniſſe, der von dem damaligen jugendlichen Freundeskreiſe gemeinſam geſchrieben wurde, umfaſſen. — Auch eine Herausgabe von Ludwig Roberts ſämmtlichen Schriften, in ungefähr zehn Bändchen, iſt von derſelben Hand zu erwarten. —

* * *

— Goethe's Fauſt erſcheint diesmal als Weihnachtslamm. Die Cottaiſche Buchhandlung hat eine einzelne Ausgabe davon veranſtaltet, worin beide Theile in einem Bande vereinigt ſind und wohl nun bei einander aushalten müſſen, ſollten ſie auch noch ſo wenig zuſammenpaſſen. Dieſe Ausgabe erſcheint gerade zu Weihnachten, um, wie üblich, zu Geſchenken benutzt zu werden. Kauft! kauft! —

* * *

— Adalbert v. Chamiſſo iſt gegenwärtig mit einer Umarbeitung ſeiner „Reiſe“ beſchäftigt. Der Verf. wird mehrere Züge aus ſeinem Leben einverweben, und ſo ſcheint das Werk mehr oder weniger die Geſtalt einer Biographie gewinnen zu wollen. Es wird jedoch nicht einzeln erſcheinen, ſondern in einer vorbereiteten Geſammt-Ausgabe der Werke des Dichters, in der auch „Peter Schlemihl“ einen Band ausmachen ſoll. Chamiſſo's jetzige Kränklichkeit läßt freilich nur ein langſames Gedeihen dieſes literariſchen Unternehmens zu. — (27.)

* * *

— Friedrich Rückert, den reichen Mann des Liedes, der uns erſt kürzlich mit einer Sammlung ſeiner Gedichte erfreute, dürfen wir auf den nächſten Sommer hoffentlich in Berlin als Gaſt erwarten. — Schelling, den genialen Vorgänger Hegels, bezeichnete das Gerücht vor einiger Zeit auch als den Nachfolger deſſelben, nämlich auf deſſen noch immer unbeſetztem Lehrſtuhl an der Univerſität zu Berlin. Schelling könnte, von ſeinem jetzigen Standpunkt aus, dieſen Lehrſtuhl nur aus polemiſcher Ironie annehmen, aber das ganze Gerücht erweiſ't ſich als ungegründet. Dagegen iſt neuerdings wieder die Rede davon geweſen, daß der bisher noch wenig bekannte Philoſoph Gabler an die Stelle Hegels nach Berlin kommen würde [*]. —

---

[*] So eben erfahren wir, daß dieſe Stelle jetzt wirklich durch Gabler in Baireuth beſetzt werden wird.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Poſthorn-Symphonie.

— Ich will mir ſelbſt etwas blaſen! Jetzt fange ich an, es zu glauben, daß von einer allgemeinen Tonloſigkeit dies unſer Zeitalter ergriffen ſein muß, denn auch die deutſchen Poſtillons laſſen jetzt ihr ſchmetterndes Mundſtück ungenutzt und ſchläfrig herunterhängen, und jeder ſagt mir mißmuthig, ihm ſei das Horn verſtopft. Auf meiner ganzen Reiſe durch Deutſchland habe ich noch keinen vernünftigen Schwager gehabt, der mir und dem lauſchenden Waldecho ein luſtiges, herzerfriſchendes Trarara! Trara! Trara! zum Beſten gegeben hätte. Ihnen iſt das Horn verſtopft. Und ein Poſtillon iſt doch kein deutſcher Schriftſteller. Wovor fürchten ſich denn die Poſtillons? Iſt es die Cenſur? Sind es die großen demagogiſchen Unterſuchungen? Mein Gott, ich will mir ſelbſt etwas blaſen!

Blaſe, blaſe, wilder Sturm! könnte ich, wie König Lear, zu dieſem Herzen ſagen, das mir hier unter dem Reiſemantel ſchlägt und lacht und weint, und wieder lacht. Und warum ſollte es nicht auch lachen? Die hohe Nacht draußen iſt ſchön, wenn auch ſtumm, und die Sterne ſind hell, wenn auch fern, und meine Liebe iſt ſüß, wenn auch unerreichbar. Ich will mir etwas blaſen, und meinen ſchlaflos ſich tummelnden Gedanken, während die übrige Reiſegeſellſchaft ſchnarcht, das Mundſtück aufſetzen, das mein deutſcher Landsmann dort, eben der tonloſe Poſtillon, vor Faulheit nicht brauchen kann. Meine Reiſehoffnung und meine Weltunluſt ſollen ſich hier in einem ſchmetternden Chor noch bei aller Nacht miteinander unterreden. Erlaubte Zeitanſichten werden einen gedämpften Baß dazwiſchen brummen. Eine herrliche Muſik kann das geben, gleich dem ſanften harmoniſchen Chor von Knoblauch und Zwiebeln, den der berühmte Julius Cäſar Scaliger wirklich in einer ſeiner Komödien — die Gott alle ſelig haben möge! — auftreten und in wahrhaft duftigen Rhythmen ſich ausſprechen ließ. Es ſollte dies nur eine beißende Nachahmung ſein des beißenden Zeitſpötters Ariſtophanes und ſeiner Chorwolken und Chorfröſche, und ich möchte Den ſehen, der noch heutzutage ein glücklicherer Nachahmer des Ariſtophanes zu ſein wagen könnte, als der berühmte Julius Cäſar Scaliger. Unſere Zeit gebiert zwar täglich tauſendfachen Stoff für einen doppelten Ariſtophanes, aber — — das Horn iſt verſtopft — — Schwager, Schwager, laß Dir Dein Horn reinigen! — — es iſt verſtopft, und ſtatt des keckbeflügelten Götterſohnes Ariſtophanes quäkt uns ein jämmerlicher Scaliger aus unſerer eignen Bruſtröhre heraus. —

Trara! Trarara! man muß reiſen. Es läßt ſich heuer nichts Vernünftigeres thun, als auf die Reiſe gehen, beſonders wenn man keine Heimath hat im eignen Vaterlande. Nicht Heimath, nicht Weib, nicht Kind, nicht Haus, nicht Heerd, nicht Ruhe, nicht Raſt, nicht Andacht, nicht Hoffnung — ein windſchiefes Leben. Noch mehr bedauere ich Den, dem wohl ſein kann in ſeinen heimathlichen Zuſtänden heut, der eingeſeſſen und zahmgeſeſſen iſt, und nicht jeden Augenblick ſein Bündel geſchnürt hat, um abtrollen und ausmarſchiren zu können. Die Treue gegen die Scholle gilt nichts mehr, wenn die Scholle leibeigen macht den Geiſt. Man kokettire nur nicht mit der Treue, damit man ſich ſelbſt nicht untreu werde, denn ohne große Treuloſigkeiten geht es einmal im Leben und in der Geſchichte nie ab. Die Völker verlaſſen ihre alte Liebe, und ſuchen ſich neue Geſetze, und durch die ganze Welthiſtorie geht ein Klagen und Weinen tauſend verlaſſener Geliebten, und es kümmert die Völker nicht. Und des Menſchen Herz, wenn es ſich an ein Bild gehängt hat, muß ſich blutig reißen, wenn die Scheidung kommt zwiſchen dem Herzen und ſeinen Bildern, denn es muß geſchieden ſein! Aber Vieles bleibt ſtätig und wird nur immer feſter, hat es in der ſich fortbewegenden Idee ſein Leben und ſein Herz, und ſo ſage ich: was ſich bewegt, das iſt ewig! Und was ewig iſt, bewegt ſich. Siehe, was ſtill ſteht und ſich fertig wächſt, iſt nur das Vergängliche an Körper und Seele der Menſchen und der Staaten. Nur der ſchlechte Theil an uns wird ein weiſer Greis, nur das ſterbliche Stück Leben ſetzt ſich am Ende zur Ruhe und kündigt ſich als einen ſtabil gewordenen Organismus an. Die Jugend wird nie klug, darum lebt der junge Menſch immer weiter, und dieſer ewig junge Menſch iſt die ewige Geſchichte. Und die Liebe wird nie fertig, darum bewegt ſie ſich von Geiſt zu Geiſt herüber und hinüber mit dieſer ſtarken Sehnſucht. Die innere Bewegung iſt die wahre Treue der Liebe, an dieſer webt ſie ſich emſig in alle Ewigkeit fort, und kennt eine andere nicht. Du, wir lieben uns, weil ſich unſere Geiſter mit und zu einander bewegen. Du, Du, wir können nicht anders, weil Deine innerſte Bewegung meine iſt, und meine Deine, und ſo bewegen wir uns, indem wir uns lieben. Du, Du, wir ſind jung, weil wir bewegen und lieben, und wir ſind nicht weiſe, deshalb bewegen wir uns ewig. Du, Du, ich bin Dir ewig treu, weil Deine Bewegung meine iſt, und erſt wenn Du mir das einmal anthäteſt und zu mir ſagteſt: „alter, kluger, weiſe gewordener und fertiger Mann!“ und ich zu Dir ſagte: „alte, kluge, weiſe gewordene und fertige Frau!“ dann würde es mit unſerer Liebe vorbei ſein, und der treuloſeſte Menſch bin ich! Du, Du, ich bin Dir ewig treu! Du, Du, nimm Dich in Acht, es iſt das Prinzip der Bewegung! — — —

Es war wahrhaf'ig in der letzten Zeit nicht mehr recht auszuhalten, und ich bin nur froh, daß ich hier auf dem Poſtwagen ſitze. Wie leicht wird der Menſch froh! Er ſtürzt ſich aus Ennui in Ennui, und freut ſich dabei der Abwechſelung die ihn von einem in das andere hinübergeleitet. Das Städtchen, in dem ich ſo lange Quartier gemacht hatte, wäre eine ſchöne Station für einen guten ruhigen Menſchen geweſen, der

Zeit hat, ſich zu verheirathen. Es waren die Freunde und die Freundinnen hier hübſch gerathen, und Jeder brachte ſeinen Scherz und Ernſt an, und die Einen erzählten den Andern, was die Andern längſt wußten. So ging die Zeit hin, und ich mußte aus meinen jungen unſchuldigen Schriften vorleſen, die ſich zu meinem Erſtaunen hier bei einem Leihbibliothekar gefunden hatten, und das war mein erſter Aerger. Die eine Freundin meiner Bücher — hätte ich doch nie etwas geſchrieben! — war beſonders daran Schuld, und brachte mich auf die Reflexion, daß man die Frauen, ſelbſt die geiſtvollſten und begabteſten, doch faſt nie, auch im höchſten Schwunge, den man ihnen giebt, von ihrem nächſten häuslichen Kreiſe, von Vettern und Couſinen, ganz abzuführen vermag. Wenn ich ihr meine beſten Sachen leſe, ſucht ſie bei jeder Geſtalt, die ich ihr vorführe, immer erſt nach einer ihr perſönlich bekannten herum, um ſie damit in Verbindung zu bringen, und es dauert wahrhaftig nicht lange, ſo hat ſie auch in der Erinnerung ſchon irgend einen ihrer Vettern in Aſtrachan oder Neufundland erwiſcht, dem die Figur meiner Dichtung auf's Haar ähnlich ſehen ſoll. Da klatſcht ſie ſich vor Freuden darüber in die kleinen Hände, ruft mir mit dem anmuthigſten Gebieterton zu: nur weiter! und ſcheint ſich jetzt erſt recht für die Vorleſung zu intereſſiren. Das halte ein Anderer aus, mich hat ein blaſſes Grauen deswegen überſchlichen. Gleich den andern Tag ſchon wollte ich fort, und mir Extrapoſtpferde beſtellen. Die Vettern aus Aſtrachan und Neufundland haben mir die ganze Novellenpoeſie verleidet, und ich weiß nicht, ob ich für's Erſte fortfahren werde, in dieſem Genre zu arbeiten. Aber iſt es denn nicht ſo natürlich, daß die Frauen überall nach Familienähnlichkeiten ſuchen, auch in der Kunſt? Sie wollen es ſich gern überall gleich häuslich machen, und verrathen ſo auch in der Kunſt ihren wahrlich liebenswürdigen Häuslichkeitstrieb. Und mir, dem unhäuslich geſinnten Autor, ſtand es ja frei, davon zu laufen.

Mit dem Freunde hatte ich noch meine größere Noth, und wir mochten uns gar nicht vereinigen, weil er meinen Schlafrock nicht leiden konnte. Es empörte ihn nämlich jedesmal, ſo oft er zu mir kam und mich im Schlafrock, oder auch nur ohne Halsbinde, auf meinem Zimmer antraf, und ſein Verdruß darüber malte ſich ordentlich in ſeinen Geſichtsmuskeln aus. Dies beluſtigte mich erſt, und ärgerte mich dann, weil ich auch ein Narr war. Soll man aber einem Deutſchen ſeinen Schlafrock mißgönnen? Oder beſitzt er nicht ſchon pedantiſchen Anſtändigkeitsgeiſt und kleinlichen Sauberkeitsſinn hinlänglich, um ihn auch noch zu nöthigen, daß er ſogar ſeinen traulichen Laren gegenüber nur in Höflichkeitsuniform ſich zeige? Nein, mein Freund, Ihretwegen hätte ich nur den ganzen Tag en parure daſitzen mögen, um Sie immer gewärtigen zu können. Sie ſehen, es iſt meines Bleibens hier länger nicht. Ich muß fort, und muß weiter reiſen. Sie haben mich an einer empfindlichen Seite meiner Neigung, ja meiner Studien angegriffen. Denn ſchon längſt gehörte es zu meiner Paſſion und Lieblingswiſſenſchaft, die Schlafröcke in Deutſchland zu beobachten und zu ſtudiren. Und nichts war mir immer erfreulicher, als wenn ich auf meiner Reiſe die großen Männer, die ich beſuchte, in ihrem Schlafrock antraf. Mein einziges Tagebuch, das ich mir über die ſogenannten großen Männer Deutſchlands geführt, beſtand darin, mir anzunotiren, wen ich im Schlafrock gefunden, und wen nicht. Der einer orientaliſchen Prieſtertracht ähnlich ſehende Schlafrock Schelling's, in dem er jedem Beſuchenden feierlich entgegenſchreitet, iſt in der ganzen Welt berühmt, und der ariſtoteliſche Hegel ließ ſich in ſeinem Schlafpelz ſogar in Kupfer ſtechen. **Schiller** dichtete ſeine feurigſten Tragödien bei Nacht im Schlafrock, und Friedrich Schlegel verkaufte an ſeinen Bruder Wilhelm Schlegel einige tiefſinnige Ideen, die er gerade zu viel hatte, für eine warme Nachtjacke, welche ihm gerade fehlte und dieſer beſaß. **Wilhelm Schlegel** trägt den Orden der franzöſiſchen Ehrenlegion auch auf ſeinem Schlafrock aufgeheftet, und der alte **Muſäus** ſchreibt einmal an

Nicolai, daß er gern ſein ganzes Dichtertalent für einen guten Bärenpelz hingeben wolle, indem er vielleicht meinte, daß Nicolai, um ihm zu helfen, nur irgend einem Bärenhäuter aus der Allgemeinen deutſchen Bibliothek das Fell abziehen zu laſſen brauche. Genug, Sie ſehen ein, mein Freund, die Schlafröcke und die Bärenpelze haben eine große Rolle in Deutſchland geſpielt. Warum wollen Sie Ihre Wuth allein gegen den meinigen auslaſſen? — —

Und nun blaſe muthig vorwärts, du mein ungeduldigſtes Poſthorn, du mein Herz! Laß dich hören in freudigen Sprüngen, ſtimme eine gute Weiſe tief in mir an, und werde leicht, da du mir ſo lange zu ſchwer warſt. Bitte um Wanderglück zum ſtillen Nachthimmel empor, und klinge und klage dein: Gott behüte mich! in das unendliche Univerſum hinaus. Du haſt es nöthig: Gott behüte mich! Gott behüte mich, in den Wäldern und auf den Bergen, in den Städten und Dörfern, bei den Menſchen und Unmenſchen, bei den Haſſenden und Liebenden, bei den Streitenden und bei den Friedfertigen! Gott behüte mich, daß ich jetzt glücklich durch das Schwarzburg-Rudolſtädtiſche reiſe, ohne zum Legationsrath gemacht zu werden! Gott behüte mich vor den vielen Merkwürdigkeiten, die in großen und kleinen Städten, in Muſeen und Schlöſſern, in Paläſten und Rumpelkammern, zu beſehen ſind! Gott behüte mich vor dem Anblick zu vieler Ruinen, er ſtärke mich gegen das Ausgelebte, befeſtige mich für das Neue, und mildere den Spott in mir gegen das Alte! Er mache einen Menſchen aus mir, der leben kann!

Ja, leben will ich gern und mir mit den Menſchen aller Orten zu ſchaffen machen. Ich will umherlaufen auf den Straßen, und mir die hübſchen und häßlichen Geſichter, die mir begegnet ſind, aufſchreiben. Ich will auf den Dörfern ſpazieren gehen und in kleinen Städten über Nacht bleiben, um die ſtillen Herzſchläge eines armen abgeſchiedenen Lebens zu belauſchen, und nachzuſehen, wie es der Weltgeſchichte in den

Bauerhütten und auf den Wirthshausbänken hinterm Bierkruge ergeht. Ich will dem deutſchen Bauer zureden, daß er Abends regelmäßig die Zeitungen lieſt, und der deutſchen Bäuerin, die ihr geſundes Kind an der blühenden Bruſt ſtillt, will ich ſagen, daß ſie den Jungen nicht bloß für den Pflug geboren hat, ſondern für ein menſchlich gefühltes und berechtigtes Daſein. In der nächſten kleinen Stadt will ich mich erkundigen, was die aufgeweckte Schneiderstochter jetzt aus der Leihbibliothek lieſt, und ob die Stadtpfeifer, als die Julirevolution noch Mode war, niemals die Marſeillaiſe geblaſen haben auf der Reſſource? Und in großen Reſidenzſtädten werde ich ebenfalls nur Das aufſuchen, was die Menſchen angeht und aus alten und neuen Zeiten her an ſie erinnert. Wie ſie in den Theatern lachen, in den Kirchen beten, auf der Promenade ſich repräſentiren, und in ihren Geſellſchaften ſich langweilen, ſoll mir wahres Vergnügen machen. Wie ſie von nichts zu reden wiſſen, was ihre wichtigſten Nationalintereſſen betrifft, werde ich in geſpannter Aufmerkſamkeit mit anhören; denn Das, wovon ein Volk nicht ſpricht, ſchildert es oft ſchärfer, als Das, wovon es ſpricht.

Schöne Gegenden werde ich nie beſchreiben, und ich glaube, mir fehlt faſt der Sinn dafür, wenigſtens die Begeiſterung. Der Horizont dieſer gegenwärtigen Zeit iſt zu bewölkt, als daß man weit ausſchauen könnte von den Bergen in die Thäler und die ſilbernen Ströme entlang, und auf die Kuppeln und Thürme der fernen ſchönen Städte. Das harmloſe, unſchuldige Gemüth iſt fort, das mit Landſchaften und Gegenden ſich freute, und ich ſuche es vergeblich in mir, und finde nichts, als daß ich kein Jean-Pauliſcher Jüngling mehr bin. Die Deutſchen können nicht leiden, daß Jemand offen iſt, und ſo werden mich auch meine nächſten deutſchen Freunde, deren ich ſo manche und liebe habe, jetzt ſchelten, wenn ich ihnen bekenne, wie vor den ſchönſten Naturgegenden das Herz mir oft kalt und bange ſchlägt. Ja, der Sinn iſt fort, der mit Bäumen und Sträuchern einen guten idylliſchen Umgang hatte, wie das Kind umgeht mit ſeinen Kameraden, den weißen Lämmchen auf der Wieſe. Dieſe rauſchenden Wälder, dieſe ernſtgeſtalteten Felſen, dies naive Leben der Pflanzen und Blumen, dies Reigen und Grünen der Pappel, der Eiche, der düſtern Fichte, dieſe hochwachſenden Felder, dieſe Triften und dieſe Flächen, dieſe Hügel und dieſe Tiefen, dies Blühen und Lachen, dies Klagen und dieſe heimliche Verſtimmung, wie es von Wechſel zu Wechſel ſchleichend durch die Natur hingeht, Alles dies ſieht und ſpricht mich an, wie eine Schaar gefallener Engel aus der träumeriſchen Frühperiode des Menſchengeſchlechts. Die Menſchen hatten lange in und mit der Natur gelebt, und hatten verſucht, ob ſie ſich zu etwas bilden könnten, indem ſie träumten. Sie träumten am Waſſerfall und in der romantiſchen Bergſchlucht und auf der Hirtenflur ihr erſtes morgenrothes Daſein hin, und die rieſelnden Bäche, an denen ſie lagen und ſchlummerten, floſſen hell und klar; aber des Menſchen Seele war unklar, und aus dem natürlichen Traum des Lebens wachte kein Glück geiſtiger Wahrheit auf. Sie konnten ſich nicht bilden, indem ſie träumten. Da wurden ſie unruhig, und ihre Flur langweilte ſie, und ihr Wald machte ihnen Grauſen. Sie legten die Axt an den grünen Baum, daß ſeine Wurzel erſeufzte, und hieben ihm den Schmuck der Blätter herunter, und machten ſich eine Lanze aus dem grünen Baum, oder ein Ackergeräth. Die Einen arbeiteten im Schweiße ihres Angeſichtes, und die Andern zogen in den Krieg, und Keiner hatte mehr Ruhe und Frieden. Alle wurden in dem erwachten Drange menſchlicher Unruhe zum erſten Mal hiſtoriſch. An der Unruhe der Geſchichte bildeten ſie ſich merkwürdig aus, und fingen an, nach den höchſten Gütern des Lebens immer ſtürmiſcher zu trachten. Die alten grünen Wälder rauſchten vergeblich mit ihren Friedensträumen hinter ihnen drein. Und ſo geht es noch täglich den einzelnen Menſchen und den einzelnen Völkern. Auch den Deutſchen liegt es in Gedanken, einmal hiſtoriſch zu werden, aber die Einen können noch immer nicht den Werther, die Andern den Fauſt nicht vergeſſen, und das idylliſche Naturelement hält ſie gebunden. Die Lyrik der Individualität ſchwächt ab und verdrängt die Geſchichte in der Nation. Goethe hatte ſchon ſelbſt aus der Naturlyrik Werthers einen ſtrebſamen Wilhelm Meiſter hervorgehen laſſen, den ſein Drang von dem grünen Walde weg auf die Formen des bürgerlichen Lebens wies, um an denen ſich zu bilden, aber es war das bürgerliche Leben des achtzehnten Jahrhunderts, und die Deutſchen kannten weiter keine nationellen und öffentlichen Intereſſen, als das Theater. Darum iſt die ganze deutſche Bildung, die im Wilhelm Meiſter erlangt wird, nur noch eine Theaterbildung, und das Leben iſt Repräſentation in guter Geſellſchaft. Aber die Subjectivität war wenigſtens frei geworden von der Naturlyrik, und ſtatt des Umganges mit ſchwirrenden Käfern und ſpielenden Würmern im Graſe iſt der Umgang mit Menſchen, ſelbſt mit Salonsmenſchen, doch immer etwas nütze. Aber die Natur war indeſſen bei Goethe und bei den Deutſchen aus dem ſchwärmeriſchen Gemüth in die geiſtigere Speculation zurückgetreten, und hatte in dem Erſteren den Fauſt erzeugt, unter den Letzteren die Naturphiloſophie. Nun hatte das kranke deutſche Herz den grünen Wald überwunden, nachdem die Natur ernſtbetrachtetes Object der Wiſſenſchaft geworden. So zeigt Goethe ſelbſt in dem Stufengange ſeiner Werke die urſprünglichſten Bildungsſtufen des deutſchen Geiſtes auf, aber eben nur die Stufen unſerer ganz urſprünglichen und embryoniſchen Entwickelung, auf denen er deshalb am wenigſten das deutſche Dichten ſchon erſchöpfen oder auch nur zur Vollendung bringen konnte. Und in den Wahlverwandtſchaften ſchrieb er noch ein Werk über die allgemeinſten Bindungen und Wechſelwirkungen menſchlicher Verhältniſſe, indem er dabei ſogar wieder an die elementare Natur anknüpfte. Eine ſo abſtracte und deshalb graue Dichtung iſt nie geſchaffen worden, als dieſe, in der Goethe zeigen wollte, wie die allgemeinen Naturgeſetze der Anziehung und Abſtoßung aus der Phyſik und Chemie auf den Menſchen ſich anwenden und bis in ſeine Stube und ſein Herz hinein ihn verfolgen. In dieſem Romane trat die Natur nun ſchon ganz ohne alles lyriſche Blätterrauſchen auf, ſie war nacktes phyſikaliſches Geſetz geworden, und der Poet des Werther, der damals das Pathos der Naturempfindung gefeiert, hatte jetzt eine kalte Phyſik des menſchlichen Herzens gedichtet. Aber ein anderer hochbegabter Poet hatte mittlerweile Rückſchritte eingeführt. Durch Tieck und deſſen Jugendlyrik war der deutſchen Dichtung und Geſinnung wieder eine unnatürliche Wendung gegeben worden, unnatürlich, weil mit dem Natürlichen wieder geliebäugelt wurde. Die alten grünen Wälder ſollten wieder im Menſchen zu reden anfangen. Werther wurde ein Minneſänger, die einfache Naturlyrik Goethe's ſchlug in eine künſtlichere Naturromantik um, und ſtatt der naiv plaudernden Lotte ſaßen hinter der Geisblattlaube alte Mährchen, und nickten mit den ſternengekrönten Häuptern, und erzählten hundertjährige Geſchichten voll von Liebe und Wunder. Der Schauplatz war derſelbe geblieben und doch ganz verändert worden. Was im Werther metaphyſiſcher geweſen war, wurde hier poetiſcher und bildlicher, und die Gefühle und Schmerzen, die hinter der Frühlingslandſchaft gelauert hatten, ſetzten ſich in leichtere Elfen und Kobolde und in ein luſtigeres Morgen- und Abendrothsſpectakel um. Aber es war im Grunde nur eine brillante Variation jener ohnmächtigen Naturſtimmung, die den Deutſchen ſo nachtheilig iſt. Die Deutſchen konnten ſich auch an der Waldromantik nicht bilden. Und Tieck ſelbſt brauchte einen Zwiſchenraum vieler Jahre, in denen er ganz ſchwieg, ehe er in den Novellen ſeinen ſchönſten Ton anzuſchlagen und darin aus Lebensproblemen eine ächte und geſunde Poeſie zu ſchaffen vermochte, weshalb nichts lächerlicher, als wenn ſeine Freunde, beſonders die unkritiſchen Berliner, noch immer den Waldlyriker am höchſten in ihm feiern.

Wie geſagt, ſelbſt vor der ſchönſten Gegend empfinde ich es, daß auch ich kein Werther und kein Waldlyriker mehr bin, und es regt ſich Bosheit in mir genug dazu, daß ich auch allen meinen Landsleuten gern das letzte Stück Naturidylle aus dem fühlenden deutſchen Herzen ſchneiden möchte. Nur die friſche freie Gottesluſt brauchen wir unerläßlich, um die ſtarken Bruſtſchläge unſerer neuen Thaten darin geſund ausathmen zu laſſen. In unſerem Unruhigwerden und in unſerm Hiſtoriſchwerden nehme uns Gott nie die friſche freie Luft, damit es eine unbeengte Freude der Bewegung werde! Aber das lächelnde Kind in der Wiege küßt der Mann noch einmal, nachdem er unruhig und hiſtoriſch geworden, und zieht dann hinaus und kann ſich durch den ſchönen Säugling doch nicht abhalten laſſen von den Schlachten. Die Natur iſt das lächelnde Kind in der Wiege, ſie iſt der erſte Säugling an den Brüſten der Schöpfung. So ſeht die unmittelbare Unſchuld des Lebens auf den Wieſen träumen. Aber der Menſch, dieſer eilige Sohn der Zukunft, kann ſeine Zeit nicht hinbringen, um ihr Wiegenlieder zu ſingen. Nachdem er ſeine ſentimentale Frühlingsperiode überwunden, betritt er, an Hoffnungen groß, das Feld der Geſchichte und erweitert ſeine Landſchaftsſtudien zu Weltſtudien. Beſonders heutzutage hat man gar keine Zeit, man hat Kopf und Hände voll zu thun, um ſich und Andere zu verſtehen und die wenigen Geſchichtsſtunden, die uns das Leben noch giebt, recht fleißig zu nutzen; und wenn ich auf die ſchönen Gegenden polemiſire, ſo geſchieht es wahrhaftig meiſtens nur aus dem Mangel an Zeit. Da wollten mich die guten Freunde in W. den ganzen Vormittag umherführen, um mir die herrlichen Gärten in der Umgegend zu zeigen. Ein ganzer Vormittag! Man denke, ein ganzer Vormittag! Und was iſt ein Garten? Gewiſſermaßen nur ein Toilettenſtück der Natur! Ich trieb mich alſo lieber auf der Straße umher, ſah die Wachtparade aufziehn und beſchaute mir die vielen deutſchen Geſichter der umſtehenden Menſchen, eines nach dem anderen. Ein ſolches Geſicht iſt gar nicht zu verkennen, wie das deutſche, und doch in jeder Stadt ein andersgebildeter Schlag davon! Zehn Geſichter gerade fing ich auf aus dem Haufen, die mir theils merkwürdig, theils lächerlich waren, und ich beſchrieb ſie mir nachher in meinem Tagebuche und war mit der

Ausbeute zufrieden. Außerdem gerieth ich noch beim muthigen Klang der Trommeln, Pfeifen und Hörner auf politiſche Gedanken über Krieg und Frieden, und in Streit mit einem jungen Menſchen, der an der Table d'hôte mein Nachbar war und die Meinung behauptete, daß an den zum Fidibus gewordenen ſpaniſchen Papieren ein allgemeiner Völkerkrieg ſich entzünden würde. In Summa, ich hatte etwas erlebt, daß ich in der Stadt geblieben war. Unterdeß hatten meine Freunde für mich den Kukuk angerufen, und nannten mich einen radikalen Stadtphiliſter, als ſie wiederkamen. Und ich ſchüttelte ihnen als eben ſo vielen liebenswürdigen Naturphiliſtern derb die Hände.

Die Alten haben vor ſchönen Landſchaften nie geweint, und Herodot, der erſte große Reiſebeſchreiber, weiß nur von den Menſchen und ihren Sitten gut zu erzählen. Nichts Herrlicheres, als zu ſehen, wie in der antiken Welt das Menſchliche ſo nahe an den Menſchen gerückt ſtand, und wie ſich daſſelbe im Staat als der höchſten Lebensform begränzte und zuſammenſchloß, ein glücklicher Himmel über glücklichen Häuptern. Sie waren human, weil ſie politiſch waren, und ſie waren politiſch, weil ſie religiös waren, und religiös, weil politiſch. Und ſo hing Alles im Großen bei ihnen zuſammen. Das Menſchliche, das ſie im Staat ſo frei und kräftig aus ſich herausgebildet hatten, verhinderte, daß die magiſchen Schatten des Waldes ſie nicht lockten, und die Natur ihnen nicht rief, ſich an ihre Bruſt zu ſtürzen. Sie waren jede Stunde zu glücklich, um mit der Lerche des Morgens zu ſchwärmen und mit der Nachtigall Abends zu klagen. Das Unglück geht am liebſten hinaus ins Grüne und unter die Einſamkeit der wehenden Bäume, das Unglück oder die ſpielende Kinderunſchuld. Die Kinder und die Zerriſſenen, beide ſtehen dem Naturelement am nächſten, und beide würden darin verloren gehen, wenn es nicht ein Stärkeres gäbe als das Naturelement, nämlich den hiſtoriſchen Trieb in die werdende Welt- und Völkerzukunft, die Alle aufreizt, ſich zu bilden, zu bewegen und zu verſöhnen. Und die Deutſchen waren nie unglücklicher, nie innerlich zerriſſener, als zur Zeit ihrer Naturſentimentalität und Landſchaftsempfindſamkeit im Leben und Dichten.

Ich moderner Deutſcher bin auch um ein gut Theil glücklicher, ſeitdem ich nicht mehr im Monbijou-Garten von Berlin ſpazieren gehe. Ich rufe: Menſchen! Menſchen! und noch einmal Menſchen! Ein Königreich für Menſchen! Mit ſchönen Gegenden umgehn, kann ich allenfalls auch in meiner Stube, und habe ziemlich genug Phantaſie dazu. Denn nachdem ich in der lieben ſchönen Gotteswelt manche geſehn, kann ich mir faſt alle denken, und bringe ſie mir, ehe ich des Morgens zu ſchreiben anfange, oft zu Dutzenden beim Zumfenſterhinausſehen in meiner Einbildungskraft hervor. Ich denke mir die mannigfachſten Gruppirungen von Wald, Berg, Fluß, Baum, Himmel und Thal, und gieße dann über dieſe meine müßigen Landſchaftsgedanken einen großartig beleuchtenden Sonnenauf- oder Untergang aus. So rufe ich mir, mag es Winter oder Sommer ſein, die herrlichſte und entfernteſte Natur in meine Nähe, und kann, wenn ich will, meine literariſchen Siebenſachen am hohen Meere oder in einem italieniſchen Pomeranzenwäldchen ſchreiben. Die Natur läßt ſich immer eine ſchöne Decoration abgewinnen, aber die Menſchenwelt kommt nicht, wenn und wo man ſie ruft. Zu den Menſchen muß man hinaus, man muß ſie aufſuchen in Sturm und Wetter, in Schneegeſtöber und Regengüſſen, man muß mit ihnen reden und lachen, leben und leiden, und wenn man ſie ſieht, kennt man ſie noch nicht. Wenn man mit ihnen ſpricht, verſteht man ſie noch nicht. In der Natur iſt Alles einfach, und ihre reichſten Geſtaltungen beſtehen doch nur aus den einfachſten Combinationen. Es iſt immer der Wald, der Fels, der Berg, der See, die Wolke, nur hierhin oder dorthin anders geſtellt, und im Norden zu andern Schildereien vermalt, als im Süden. Darum kann ich mir ſchöne Gegenden denken, wenn ich des Morgens auf die Straße hinausſehe, ich brauche nur zu combiniren. Mit den Menſchen bringe ich's nicht ſo weit, wenn ich zu Hauſe bleibe.

Ein Menſch läßt ſich nicht combiniren, er iſt die ſich ſelbſt bewegende Macht, und zugleich treiben ihn die Geiſter. Er geſtaltet ſich von innen und macht oft ein verſtecktes Weſen mit ſich ſelbſt. Und wenn ein großer Weltentdecker alle Welttheile eines Menſchenherzens entdeckt hätte, würde er noch jeden Augenblick aus deſſen Untiefen neue Inſeln emporſchießen ſehen, und nicht immer glückliche; neue Inſeln, mit fremden Pflanzen, Blumen, Gefühlen und Launen bedeckt. Den Frühling kenne ich; er iſt maigrün und himmelblau. Der Menſchen Geſichter habe ich noch lange nicht ausgelernt. Der Menſch hat alle Tage ein anderes Geſicht, und weiß kaum ſelbſt, wie er eigentlich ausſieht. Ich habe ihn verwundert angeſehn, wenn er liebte und haßte, wenn er eine Frau nahm und ſeine Mutter begrub. Ich will ihm nachlaufen, wenn er begeiſtert iſt, eine Fürſtin einholt, Revolutionen veranſtalten will und ſich knechtiſch geberdet. Ich will mich zu ihm in den Wagen ſetzen, wenn er auf Reiſen geht, ich will mit ihm anſtoßen, wenn er ſeinen Wein trinkt, ich will ſeiner Tochter den Hof machen, wenn ſie artig iſt. Nur fort! Nur fort! Nur vorwärts, Schwager! —

— Ich habe für heut genug geblaſen! Die Landſtraße wird hell, der Morgen zertheilt die Gewölke, ſetzt ſich mit grauſchattirten Gliedern mitten auf die Wieſe hin, und wartet, wie ein gefühlvoller Jüngling, dem Sonnenaufgang entgegen. Nur das fällt mir noch ein, daß der Umgang mit der Natur bei weitem wohlfeiler iſt, als der mit Menſchen. Wer bloß ſchöner Gegenden willen auf die Reiſe geht, braucht offenbar nicht halb ſo viel Geld, als der wegen Menſchen ſich in die Welt hinausſtürzt. In ſchönen Gegenden trinkt man Milch, und nimmt ein ländliches Mahl zu ſich, und der Bäuerin ſchenkt man nicht, wie der Sängerin, einen Shawl zu dreißig Ducaten. Im Walde koſtet's kein Entrée, ſeine Empfindungen hat man alle umſonſt, und von der Landluft wird man ſchläfrig, daß man ſchon vor zehn Uhr Abends ins Bett gehen muß. Da hat man gar nicht Zeit dazu, viel Geld auszugeben, und ich erinnere mich nie, in Geßner's Idyllen etwas von Thalern, Groſchen und Pfennigen geleſen zu haben. Auch von Werther erfährt man nicht, ob er Geld gehabt oder nicht; es kommt in dieſer Richtung gar nichts darauf an. Er trieb ſich entweder im Walde umher, oder ging früh ſchlafen. Wenn man mehr mit Menſchen umgeht, hat man ſchlafloſe Nächte und wacht oft, bis der Hahn kräht, und auch der andere Tag geht verloren. Unſere Leidenſchaften wollen in Feſtkleidern ſpazieren gehen und ſich nur in Purpur und Seide vor den Leuten zeigen. Unſere Thorheit zieht ſich einen koſtſpieligen Treſſenrock an, und unſere Liebe gegen den Bruder und gegen die Schweſter verlernt zu rechnen. Amor iſt Schatzmeiſter und wirft das Geld und das Herz dazu mit vollen Händen auf die Straße. Ein Volksjubel rauſcht auf, das Geld verfliegt das Herz zuckt und blutet, und hat doch etwas gelernt. Die Exiſtenz wird theurer, je mehr der Menſch ſelbſt auf dem Spiele ſteht. So muß es aber auch gerade ſein, man darf nicht anders leben. Mit dem Leben muß man nicht knauſern, man muß es mit freigebigem Herzen verſchütten, man muß es aus allen Adern bluten laſſen, damit es ſtrömt und ſich ergießt. Man muß von ganzem Herzen leben, man muß es ſich etwas koſten laſſen, ſein Inwendigſtes, um zu erfahren, wie viel das Leben werth ſei. Man muß ſich mit Inbrunſt ausleben, und dann mit Inbrunſt ſterben. Und Deinen Leidenſchaften nimm ihre ſtolzen Purpurkleider nicht vor der Zeit; laß ſie etwas erleben und alt werden, und ziehe einen alten Feuerwein der Lebenspoeſie aus ihnen ab. Und Deiner jungen Thorheit reiße nicht zu früh den koſtſpieligen Treſſenrock herunter; laß ſie tanzen und den Tag nutzen und durch gravitätiſche Sprünge der Eitelkeit Dir einen guten Humor machen, an dem Du noch als alter, kluggewordener Mann zu lachen haſt. Am allerwenigſten aber wehre Deiner Liebe die genialen Rechnenfehler. In der höheren Analyſe, Freund, wird wieder eingebracht, was die gewöhnliche Reguladetri verloren und vergeudet geglaubt hat. Gieb aus Alles, was Du haſt, wo Du liebſt; ſei es nun, daß Du die Kunſt liebſt oder Dein Mädchen, oder die Wiſſenſchaft oder

Dein Vaterland. Der Poeſie gieb Deine ſchönſten Tage und frage nichts danach! Deinem Mädchen gieb die angewandte Poeſie auf den Mund und frage nichts danach! Der Wiſſenſchaft gieb allen Deinen Ernſt, und Dein Vaterland befreie, ſollte es Dein Tod auch ſein, und frage nichts danach! Frage nichts danach und gieb Alles aus, was Du haſt, damit Dir Dein Herz leicht werde. Spare nichts, nicht in Gedanken, nicht in Geld, nicht in Liebe, nicht in Scherz, nicht in Ernſt. Auch betrogen zu werden, gehört mit zum Leben. Frage nichts danach, und gieb Alles aus, was Du haſt, wo Du liebſt! Und Du mußt mit Menſchen umgehen, damit Du lieben kannſt. —

Jetzt will ich aufhören zu blaſen. Die ökonomiſchen Vortheile aus dem Umgange mit der Natur werden alſo meinen Reiſefinanzen eben ſo wenig zu gute kommen, als meinen Tagebuchsblättern die ſentimentalen. Zwar habe ich einige kranke ſpaniſche Papiere bei mir, denen ich nach dem, was ich von dem Bankerottſyſtem des Grafen Toreno gehört, wohl eine ländliche Kur zu ihrer Erkräftigung wünſchen könnte. Aber frage nichts danach! Frage nichts danach, und gieb Alles aus, was Du haſt, zum ſtehenden Cours, auch die ſpaniſchen Papiere. Auch betrogen zu werden, gehört mit zum Leben. Frage nichts danach, und gieb zum ſtehenden Cours Deine Papiere aus. Ich werde mir um die ſpaniſche Politik nicht noch graue Haare wachſen laſſen, da ſie mir ſchon der deutſchen wegen auszugehen anfangen. —

Trara! Trara! Da iſt die böhmiſche Gränze! Glorreiches Peterwalde, Du willſt nachſehen, ob ich keine Contrebande mit mir im Koffer führe. Guter, biedrer Oeſterreicher, nicht in meinem Koffer ſuche die Contrebande. Ich frage nichts danach! Ich frage nichts danach! — —

Th. Mundt.

Wilhelm Friedrich Meyern.

Ein Briefwechſel aus dem Anfange unſeres Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Dr. C. F. Hock in Wien.

Es giebt Männer, in denen die Entwicklung einer ganzen Zeit ſich zuſammengedrängt, in denen ſie ihre Eigenheiten am ſchärfſten ausgeprägt hat. Was ſie ſonſt unmerklich anzudeuten pflegte, liegt in ihnen klar und deutlich ausgeſprochen, was ſie bedachtſam oder unſchlüſſig verborgen gehalten, wird hier ohne Rückhalt in die Welt geſchleudert, und was geſchmeidig und bildſam in ihrem Schooße ruhte, ein Stoff für Meiſter, die erſt kommen ſollten, iſt hier erſtarrt und vertrocknet, der weiche Splint iſt zu hartem, taubem Holze geworden. Aber dieſe ächten Söhne der Zeit, ſo ſtark und tüchtig ſie ſich meiſt geberden, ſind ſelten zur Fortdauer für eine ſpätere Zukunft beſtimmt. Schon die nächſten Enkel ſtaunen ſie als fremde ungethüme Geiſter an, und wiſſen kaum, was ſie freute, ängſtigte, antrieb und bewegte, begreifen nur mit Mühe, wie man dieſe Männer und ihr Thun groß, gewaltig, einflußreich, bewunderungswürdig nennen konnte. Es iſt dieſes, wenn man will, einer der nachhältigſten Beweiſe für die organiſche Einheit des Menſchengeſchlechtes, für jenes Geſetz, wie nur aus und in der Negation einer früheren Entwicklung in ihrer Zufälligkeit und Beſonderheit die ſpätere, tüchtigere ſich erheben und bekräftigen könne. Was in der Menſchheit ſich erhalten ſoll, darf nie das Kind des Augenblickes ſein. Die Heroen der Zeit leben in ihren Ideen ſtets vor oder hinter ihr; nur die Poeſie der Vergangenheit und die Vorherſagung der Zukunft pflanzen ſich lebendig im Volke fort.

Der merkwürdige Charakter, der ſich uns hier in den wahrſten und zarteſten Verhältniſſen ſeines Lebens darſtellen ſoll, war auch einer dieſer Prieſter und Opfer ihrer Zeit. *) In ihm ſpiegelten ſich klar und treu die letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts ab mit Allem, was ſie Großes und Gutes, Einſeitiges und Beſchränktes hervorgebracht hatten. Der Glaube und das Geſetz der Väter war damals faſt aller Orten auf das Schärfſte, Schonungsloſeſte angegriffen worden, ſelbſt die Achtung für daſſelbe hatte man verloren, und nicht einmal als hiſtoriſche Erſcheinung, in beziehungsweiſer Nutzbarkeit und Wahrheit, wollte man demſelben Geltung geſtatten. Mitten unter ſeinen Trümmern ſollte ſich durch Menſchenkraft und -weisheit ein neuer, ſchönerer Bau erheben, und der Geiſt gewann eine Zuverſicht zu ſich ſelbſt, die er früher nie gekannt, nie geahnt hatte. Man hielt ſich alles Hohen und Großen fähig, das einzige Uebel war Schwäche und Unentſchloſſenheit und das einzige zu gewältigende Hinderniß die gegenwärtige Unvollkommenheit der Erziehung und der bürgerlichen Einrichtungen; war aber dieſe beſeitigt, ſo mußte die Herrſchaft der reinen Vernunft, ein Reich voll paradieſiſcher Schuldloſigkeit eintreten, ein Fortſchritt ohne Ende und ins Unendliche! Es war damals, wo die Revolution die alten, hochgeehrten Formen zertrümmerte,

---

*) Meyern war geboren in der Gegend von Anſpach um 1760, und ſtarb zu Mainz am 13. Mai 1829. Er hatte die Jura abſolvirt zu Altdorf und Erlangen, trat als Artillerielieutenant in öſterreichiſche Kriegsdienſte, wurde nach mehreren Unterbrechungen ſeiner kriegeriſchen Laufbahn Hauptmann im Generalſtabe, war als ſolcher 1809—1812 bei Organiſirung der Landwehr und des Landſturms thätig, zeichnete ſich in den letzten Feldzügen gegen Frankreich ehrenvoll aus, lebte ſpäter in vertrauten Verhältniſſen mit dem Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg, und diente zuletzt bei der Militärcommiſſion des Bundestages. Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Anſtand und Haltung in ſeinem Benehmen, in ſeinem Geſpräche überwältigend, hinreißend, im Handeln entſchloſſen, nie verzagt. Seine Enthaltſamkeit und Mäßigung ging bis ins Sonderbare. Er ſchlief (wenigſtens mehrere Jahre lang in Wien) auf der Erde, ohne Unterlage, eine leichte Decke über ſich, kaum wenige Stunden, begnügte ſich mit Pflanzenkoſt, entſagte allen Vergnügungen, floh die Geſellſchaft.

wo jenſeits des Oceans ein Staat ſich geſtaltete, in dem man alle Ideale der Zeit verwirklicht glaubte, wo auf deutſchem Boden Kant der Forſchung eine neue Methode, einen andern Ausgangspunkt, eine tiefere Wurzel gab, und während und nach dieſen Vorgängen die begabteſten Geiſter ſich unaufhaltſam in das Feld der Staatenconſtructionen, Philoſophenſyſteme, neuer Geſetzgebungen und pſychologiſcher Entdeckungen verloren. Damals bereitete Fichte ſeine Anſicht vor, daß nur im Ich, im Gedanken, im Willen die Entwicklung des Alls gegründet, und nur in der Erkräftigung, Bethätigung, Entfaltung und Ausbreitung ſeiner ſelbſt die wahre Tugend, der höchſte Erwerb, des Daſeins einziges, letztes Ziel zu finden ſei, und damals begann auch Jakobi mit ſeiner Lehre aufzutreten, daß das Göttliche in uns ſelbſt liege, das eigentliche Weſen, die ſtets weiter, klarer, glänzender ſich entwickelnde Subſtanz der Menſchheit ſei. — Dieſe abſtracten Entwürfe eines neuen Vernunftſtaates, jene Ueberſchätzung des Verdienſtes der Conſequenz, und jene Vergötterung des Ichs, dieſe ſind es, die Meyern zu ihrer poetiſchen Verklärung, zu ihrer begeiſterten Darſtellung in Wort und Schrift veranlaßt haben, und ſie ſpricht ſich in ſeinem großartigen philoſophiſchen Romane aus: Dya-Na-Sore oder die Wanderer *).

Folgendes iſt der Inhalt dieſes Romans (der übrigens dieſen Namen nur dann verdient, wenn man Xenophons Kyropädie, Haller's Uſong und ähnliche Werke ſo bezeichnen darf): Vier Brüder, Söhne eines Volkes, das einſt groß und edel geweſen, aber in Folge inneren Verfalles, feindlicher Obmacht und bundesbrüchiger Tücke fremden Eroberern dienſtbar geworden, treten aus der Einſamkeit des väterlichen Hauſes hinein in die wüſten Räume der erſterbenden Gegenwart. Auf den Trümmern der Denkmäler des Vaterlands erwacht das Bedürfniß der eigenen Bildung und Reiſe, und die Jünglinge werden hinauf geleitet auf die ewigen Höhen, um dort, im Kreiſe ei-

---

*) Erſte Auflage, Wien und Leipzig 1793, zweite 1799—1800.

nes weiſe geordneten Vereines, die Grundſätze des Seins, das eigene Vermögen, den Gebrauch und den Zweck deſſelben kennen und verfolgen zu lernen. Endlich nach mannigfachen Proben ihrer Kraft und Einſicht werden ſie werth erachtet, einzugehen in den geheimen Bund der Edlen, welche die Erde für die Saat der Wahrheit und des Rechts vorbereiten, und es wird ihnen das Ziel gezeigt, dem alle Beſtrebung in ihrem Zuſammenhange ſich hinzugeben verpflichtet iſt: die Veredlung der Menſchheit! — Allein das Ueberſinnliche verlangt einen beſtimmten Boden, auf dem es dargeſtellt werde, die Beſtrebung ſelbſt erheiſcht eine geordnete Fügung, damit ſie fruchtbar werde, und beides bietet nur — das Vaterland. Dieſes zu retten, zu befreien, zu ordnen, zu erheben und zu heilen iſt die Aufgabe eines zweiten Vereins, unter deſſen vornehmſten Gliedern wir Tibar, den älteſten der Brüder, gewahren. Das Mittel, das dieſer zur Erreichung ſeines Zweckes wählt, (vielleicht der tiefſte, großartigſte Gedanke des ganzen Werkes, eine Perſpective weit in die Zukunft unſeres eigenen Volkes bietend) iſt — der Handel!

Der Handel erhält ſich durch die Macht ſeiner Verbindungen frei von den Bedrückungen eines einzelnen Landes, fordert und bringt Bildung des Verſtandes, Feſtigkeit des Charakters, fördert gemeinſame Intereſſen, engere Genoſſenſchaft, ſchafft große, leicht bewegliche Mittel, weitgreifenden Einfluß und bei dem Scheine einer gewiſſen Anſpruchsloſigkeit und Ruhe die ſtrengſte Einheit, die ſchnellſte Ueberſicht, die nachhältigſte Wirkung.

An Uebereilung, Schwäche, Zwietracht und Verrath ſcheitert endlich das große Unternehmen, die Helden fallen, die ſtarke Seele noch im Untergange offenbarend, und nur Wenige bleiben übrig, die erhabene That den Enkeln zu verkünden, und ſie anzuregen zu ähnlicher Wagniß, gleicher Tugend.

Der Stoff iſt großartig, der hohe, feſte Geiſt des Verfaſſers blitzt überall durch den Schleier, und wenn man an Polen und Deutſchland, an Rußland und Frankreich denkt, gewinnen die meiſten Beziehungen an Klarheit und Eindruck. Allein Dya=Na=Sore iſt dennoch kein Kunſtwerk; der Inhalt iſt nicht frei und poetiſch genug behandelt, er dient nur als Träger der philoſophiſchen Anſichten des Verfaſſers, er wird ohne Nachlaß und Erholung, ohne die erheiternden Unterbrechungen des Witzes und der Laune fortgeführt, die Handlung, das Geſpräch, die Betrachtung, die Lehre gehen in demſelben kalten, ſtrengen, ernſten Tone an uns vorüber, wir ſind in immerwährender Spannung, und der Kreis der Ideen bleibt dennoch enge und beſchränkt, an einen unwahren, haltloſen, ſtets wiederkehrenden und ſich endlos hinſchleppenden Grundgedanken gefeſſelt und gebannt. Das Buch iſt reich an erhabenen Denkſprüchen, edlen Wahrheiten, großen, tiefempfundenen Bildern und überraſchenden Wendungen, es redet in einer Sprache, wie ſie kein Deutſcher vor ihm, ſelbſt Schiller, Leſſing und Klinger nicht, welche die Macht des Worts am meiſten geübt, mit ſolcher Fülle, Kraft und Schönheit zu uns geſprochen haben; allein es zieht nicht an, es überzeugt, es feſſelt nicht, es ermüdet und ertödtet. — Die Zeit iſt vorüber, in der es geboren ward, und die beſeelende Kraft mit ihr! Man ſtaunt es an, wie ein Denkmal der Vorzeit, wie die Pyramiden Aegyptens, deren Größe man bewundert, aber deren Zweck man nicht kennt, deren Reiz man nicht preiſt.

Meyern war ein Feind der Liebe und der Ehe, er hielt es des Mannes (im höchſten Sinne dieſes Wortes) unwerth, ſich an das einzelne Weſen zu ketten; das Allgemeine, der Verein, der Staat, die Menſchheit waren ihm allein das Ziel, dem man ſich mit Ehren hingeben dürfe. Er haßte ferner alles unnöthige Schreiben und Sprechen, jedes Spielen mit Empfindungen, jedes Ausmalen und Schildern war ihm verpönt; und doch werden wir in den nachfolgenden Mittheilungen ſehen, wie auch er ein Weſen gefunden, dem er die höchſte Achtung und Zuneigung, die umfaſſendſte, regelmäßigſte Mittheilung ſeines Innern, aller ſeiner Gedanken und Gefühle nicht verſagen konnte, nicht wollte. Den Verlauf dieſes ſchönen und reinen Verhältniſſes zeigen die Briefe, die wir hier im Auszuge folgen laſſen; ſie beginnen im Jahre 1802, da er als Begleiter und Führer zweier junger Männer von Adel eine Reiſe in die Levante unternahm, und ſchließen mit dem Jahre 1807, als er eben der öſterreichiſchen Geſandtſchaft nach Sicilien folgte. Später ward das Verhältniß getrennt, und man ſpricht von einem traurigen Ende, das die Geliebte ſeines Herzens genommen.

C. F. Hock.

I. Die Reiſe.

1.

Leoben, den 7. Juni 1802.

Der Zukunft dunkle Wolke umgiebt mich mit Ungewißheit. Aber der Glaube, daß beſſere Menſchen ſich nie vergeſſen, bleibt mein ruhiges Bewußtſeyn. Das Streben nach dem Edleren verbindet uns und hält uns nahe auch in der Entfernung. Meiſter der Umſtände durch die Vernunft, glücklich ohne Anſprüche auf Glück, gut ohne Streben nach Lohn ſeyn können — iſt das Höchſte im Menſchen; dahin möchte ich Sie kommen ſehen, darüber ſprach ich mit Ihnen aus dem Innerſten meiner Seele. Ich konnte ſo wenig für Sie thun. Zertheilt durch eine nahe Abreiſe, durch das Vorausſehen einer nahen Trennung getrübt — konnte ich nur halb ſeyn, was ich ſeyn wollte. Den ſchönen Sinn des edlen, freien, ſelbſterhöhenden Daſeyns ſuchte ich um Sie zu erweitern. Die Entfernung ſoll es nicht hindern, dieſe Briefe ſollen eine Fortſetzung unſerer Geſpräche ſeyn: mein Andenken feſt an Ihr Streben nach Wahrheit und Güte zu knüpfen, iſt mein Wunſch.

Judenburg, den 8. Juni Nachts.

Das Waſſer rauſcht, der Wächter ruft. An die Gräber verlorner Freunde bringt mich ſeine Stimme, weithin ſind die noch lebenden zerſtreut! Tauſend Erinnerungen der Kindheit und des ſpätern Alters erwachen in dieſen Tönen. Das Auge lebt in der Gegenwart, das Ohr hängt am Vergangenen, es denkt der Rückkehr des Entfernten in jedem leiſen Hauche. Unſer Wagen brach dieſen Morgen. Lange lag ich neben der Dorfſchmiede am Bache. Sein Stürzen und Schäumen ward mir ein bewußtloſer

Rauſch. Alle ſchöne Umgebungen lockten mich nicht, das Dunkel ſeiner Gebüſche ward mir lieber, als die freundliche Sonne in einer unendlichen Gegend. Groß iſt, was ich von dieſer Reiſe erwarte in ihrem Ziele. Aber wenn ich nun nichts erreichte? — Der dunkle Gang der Dinge zerdrückt, was wir wollen; aber der Wille bleibt uns und die Kraft, nach tauſend mißlungenen Verſuchen feſt zu beſtehen an dem, was ſeyn ſollte, und uns ſelbſt treu zu bleiben in der Erkenntniß des Guten.

Welche Berge, welche Thäler habe ich in dieſen drei Tagen geſehen, welche Reize umgeben mich in dieſem Augenblicke: auf einem ſchönen Hügel vor höhern Bergen liegt dieſe Stadt, in der ich übernachte, unter mir die reißende Muhr in vielfachen Krümmungen zwiſchen ihren Wieſen und Ufergebüſchen und aufſteigenden Bergreihen unterm blauen Dunkel ihres Waldes. Höhere Schneeſpitzen leuchten darüber hin; die ſanften Farben der untergehenden Sonne ruhen auf dem Ganzen, lichthell ſchimmern die Fernen einer über das übrige Thal durch ein hohes Waldufer erhöhten Fläche bis zum Umkreis ihrer ſchönen glänzenden Gebirge.

Radſtadt, den 10. Juni.

Bisher hatten wir reizende Gegenden, jetzt haben wir große gefunden. Wir nahen uns Salzburg. Man kann nichts Schöneres ſehen, als die Doppelpoſt von Hundsmark bis Murau, immer hin und her gewandt an den beiden Ufern der Muhr, immer den üppigen Reichthum ihrer Wieſen und ihrer Baumgeſtade im ſteten Wechſel ſchneller Krümmen, ihr Brauſen und Toben, ihre nahen, hohen und doch ſo grünen waldgekrönten Felſenberge, immer neue Thäler, immer neue Bilder. So waren wir geſtern wie in einem Feenreiche blühender Natur. Heute war es der Tauern, ſeine Urfelswände, über reißende Waſſerſtürze in Holz frei aufgehangenen Brückenwege, am ewig ſchattigen, ſteilen Abhange ein blaues Feld von Vergißmeinnicht bis in die Tiefe, wo der Fluß ſchäumt. Drei Stunden aufwärts immer derſelbe tobende Bach, nun in kleinen Fällen, endlich auf der Höhe zwiſchen Moor- und Schneefeldern im Umkreis kahler, ſchneegeſtreifter und dunkelgrauer Felſen, wo nur das Alpveilchen und etliche moosartige Blüthen, tiefer hinab die Krummholzkiefer über die Hügel und Tiefen ſich hinwand. Eine neue blühendere Welt empfing uns hinabwärts. Die untergehende Sonne hatte die Umriſſe der Schneeberge auf hellem Grunde blau und röthlich ſchimmernd hingezeichnet, ein anderer Bach, unter hohen waldgekrönten Felſenwänden, rauſcht in ſeinen Fallen an uns hinab, im Mondlicht ſahen wir ſeinen größten Sturz haushoch, ſtark wie der Guttenſteiner Bach, weit umher verſtäubend und dann immer enger in Felſen und ſein tiefes Bette gedrängt; mit jeden hundert Schritten eine neue Wendung des Weges, ewiges Brauſen neben uns — traten wir hinaus in ein weites mondhelles Thal, wo wir dieſe Nacht bleiben.

Bad Gaſtein, den 17. Juni.

In Salzburg kein freier Augenblick. Ich ſahe die Geliebte meines verlorenen Freundes, er iſt geſtorben wie ein edler Mann. Sie iſt, wie ich ſie zu finden wünſchte, treu ſeinem beſſern Angedenken, frei von aller weinerlich klagenden Engheit, ſtark und muthig in dem, wodurch ſie ihre Pflicht gegen das Leben zu erfüllen trachtet. Sie heirathet, weil er es ſo wollte.

Nur zwei Tage in Salzburg, dann fort zu Fuß, über Berchtoldsgaden, die Seen, viel hohe und ſchöne Gebirge, beſonders den über alles ſchönen Hirſchberg, abwärts ins Salzathal hieher. Am Rande des Waſſerfalls, der mich betäubt, der mich einſchläfert, weil das Rollen und Toben ſo ungeheurer Kräfte, an denen ich ſelbſt bewegungslos ſtehe, mich niederdrückt. Im Sturm eines Schiffes bin ich thätig, bin ich Theilnehmer und erhebe mich. Hier bin ich gleichſam fremd, alles eilt vorüber, ich allein ſtehe ſtill. Schöner iſt der untere Fall deſſelben Fluſſes bei Lend, ein grauer Nebel des Waſſerſtaubes umhüllt und mildert das milchweiße Sprudeln und Stürzen, der Standpunkt iſt entfernter, hinterm Rücken iſt die tobende Salza in ihrer donnernden Felſenbahn, dieſes Hinhören und Hinſehen nach allen Seiten beſchäftiget, ſtatt daß hier alles auf einen Punkt gezogen wird, man glaubt dort ſelbſt mit fortzueilen, weil, wie im Sturme, dieſes rege Leben, das uns von allen Seiten umgiebt, in uns ſelbſt mit zu liegen ſcheint.

2.

Verona, den 24. Juni 1808.

Italien iſt nun betreten, dieſer alte vielgewünſchte Boden. Mit Freuden habe ich ſeine erſten Bäume, dieſe Kinder milderer Luft, noch auf deutſcher Erde (bei Botzen) in allem Stolze einer großen Natur begrüßt. Stolz und über alles herrlich endet Deutſchland vor Trient. Zum letztenmale hörte ich meine Sprache, zum letztenmale ſahe ich kühne Berge, hohe Wälder und vollgewachſene Menſchen. Klein und ſchmutzig erſcheint nun die Gattung. Kein Baum wächſt mehr zum Stamm, weil die Aeſte der Maulbeer- für die Seidenwürmer, die Aeſte andrer Bäume zum Brennen abgekoppt werden, die Kraft der Vegetation zeigt ſich im üppigen Laube, vieles iſt neu, es gefällt, aber zur Bewunderung, zum hohen Sinn eines freiern, erweiterten Geiſtes zieht nichts mehr hin. Der Fleiß erſcheint hier als die harte Tochter der Armuth, und ein reiches Land giebt dem Gemüthe nichts anderes, als die bittre Erinnerung, daß der Menſch ein Laſtthier der Nothdurft ſey. Keiner Nation muß dieſes Land mehr auffallen, als einem Deutſchen oder Schweizer. In unſern meiſten Gegenden ſehen wir den Landmann wohlgekleidet und oft mit netter Sorgfalt bewohnt.

Hier ſind ſchmutzige Jacken ſein Sonntagskleid und im Rauch ſeiner Feuerherde ißt er ſein Mittagsbrod. Beſuchen Sie, wenn Sie können, dieſes Land; aber meiden Sie die Städte, dieſe Behälter des durch Jahrhunderte aufgehäuften Kothes, wo zwiſchen ewigem Schmutz und luftverſchloſſenen, engen Gaſſen der Moder erſtickender Gerüche qualmt. Botzen iſt die einzige deutſche Stadt unter italieniſchem Himmel, ſie zeigt, was unter unſern Händen dieſes Land ſeyn könnte. Wie theuer zahlt man die Schätze des Alterthums, der Kunſt und der ewig jugendlichen Natur! Die ſchönſte Täuſchung erſtirbt am Bettleranblick dieſer überjährten Häuſer, am Schmutz, am Lärm dieſer unwillkommenen, gaffenden, ſchreienden Menſchen, an den Leiden der Naſe.

In England lebte ich unter einer Nation, die ich ehrte, wenn ich ſie auch nicht immer liebte. Hier lebe ich unter einem Volke, das ich geringachte, dem menſchlichen Gemüthe ein peinlicher Zuſtand: denn ungern nur und mit Qual neigen wir uns zur Verachtung unſeres Geſchlechtes, und unſer eigener Stolz findet ſich in fremder Geringheit verletzt. Alle Frohheit, alle Neigung, alle übereinkommenden Gefühle, alle Freundſchaft entſpringt nur aus wechſelſeitiger Achtung: wo dieſe Quelle verſiegt, iſt Tod und Kälte, und das Herz bleibt leer.

Venedig, den 19. Juni.

Ich ſehe nun Schiffe und ihre Matroſen, Caffee's und ihre Müßiggänger, Gemälde, die verlöſchen, und die kalte Unachtſamkeit derer, die ſich bezahlen laſſen, ſie zu zeigen, und ſich keine Mühe geben, ſie zu erhalten, einen Staat, der durch ſeine Gebrechen unterging, und die Spuren des großen Geiſtes, der ihn einſt ſchuf, den Markusplatz, der mir ein edles Denkmal zeigt, was einſt war, aber eben darum auch deſto greller bezeichnet, was jetzt iſt, voll Unrath, voll Gaffer, voll Bettler und voll gedankenleerer Langeweile. So muß ich nun zwei Jahre wie an einem offenen Grabe der Vergangenheit wandeln, Griechenland und Italien beide nur wichtig durch eine größere Vorzeit, beide gleich kränkend durch den Anblick ihrer Entartung. Aber Italien blieb eine eigene Nation und iſt ſo wenig, der Grieche ward unterjocht und kann nichts ſeyn, der unwilligere Blick fällt immer auf die erſten. Und warum verfallen Staaten, warum ſinken Völker bis zur Unachtſamkeit des willenloſeſten Zuſtands hinab? .. Weil in wechſelſeitiger Falſchheit alles wechſelſeitige Zutrauen erſtarb, weil der Menſch im Menſchen nicht mehr den treuen Gefährten eigner großer Gefühle, ſondern nur das verachtete Werkzeug für den Gebrauch einer Stunde oder einzelner Abſichten erkennt. Wir verachten uns wechſelſeitig alle, und darum ſind wir auch größtentheils verächtlich. Laßt einſt wieder ein beſſeres Zutrauen erwachen, und wir werden wieder ſtark, ſo wie wir jetzt ſchwach ſind, weil dieſe einzige vereinende Kraft uns entgangen iſt. So werden meine Reiſen mir ein großer Commentar zur Geſchichte.

3.

Den 21. Juli.

Es war ein ſchöner Platz, auf dem ich ſtand, Punta s. Antonio, die letzte Spitze der Stadt gegen Oſten, in blauem Dunkel zog der Abend über das ferne Meer hin, der Ausgang in daſſelbe bei Lido lag mir gegenüber, fernhin ſchwebten röthlich einige Segel. Vignola certosa (meine geliebte Karthauſe), St. Helena, Murano, Burano, St. Giorgio, lauter Inſeln mit Klöſtern und vielen Häuſern innerhalb des Hafens lagen im weiten Kreiſe um mich, links jenſeits in der Ferne verliert die Bergkette gegen Trieſt hin ſich in die blaue Luft, hinter mir lag die Stadt im großen Cirkel, die Maſten und Raen und die durchſichtigen Thürme am Abendhimmel hin mit allen Farben des unbewegten Waſſers gemiſcht, die Sonne wie ein ungeheurer Feuernebel neben hellſchimmernden und dunklen Wetterwolken hochaufgethürmt über ein fernes, kaum ſichtbares Land gelagert. Wie viel Schönes auf einem Punkte! Aber ich war nicht allein. Ich mußte ſprechen aus Höflichkeit, als von unſern Dichtern die Rede war; von dem Sinn eines Deutſchen, von dem höhern Geiſt, der für die Natur gegeben war, wiſſen dieſe Menſchen wenig. Si sta al fresca iſt ihr Gefühl, ihre höchſte Entzückung. Es wird dunkel auf heller ſchöner Fluth, zwiſchen Schiffen und Barken gleitet die Gondel, ihre Bewegung iſt ſo leicht, ſo ſchnell; hätten die Alten ſie gekannt, der Olymp hätte ſtatt eines Dichterpferds eine Dichtergondel! Das Getümmel des Markusplatzes kann mir nicht genügen; dieſer ſchöne Ort iſt verpeſtet von der faulen Luft des nahen Viehmarktes, von dem Unrath, der an allen Säulen und in allen Gängen ſich häuft. Stoiſch oder von Natur geruchlos ſitzt und geht die ſchöne Welt zwiſchen dieſen Pfützen, eben iſt ein Bettler von dieſer Bank aufgeſtanden, die Dame kommt, ſie nimmt ſeinen Platz, Eis wird gebracht, das Geſpräch iſt laut und lebhaft, Blumenverkäuferinnen mit ihren Jasminkörben erhöhen durch augenblicklichen Wohlgeruch meiner Naſe zurückkehrende Leiden, alles ſchreit mit durchdringender Stimme durch einander, Fruchtverkäufer, Backwerkträger, Fächer- und Putzhändler, nur die Bettler, die in allen Geſtalten erſcheinen, ſprechen leiſe, aber dringend, aber anhaltend, hundert Künſte, das Mitleid zu erregen, werden gebraucht; Lichter leuchten, das Klirren der Löffel und Gläſer der Eiseſſenden iſt hörbar, der Zapfenſtreich beginnt, es iſt 9 Uhr, die Glocke von St. Geminian giebt das Zeichen, ein Haufen Andächtiger ſingt oder gröhlt ihre Litaneien. Ach, wie viel glücklicher nun zu Haus, allein, die Lichtchen der Gondeln ſchweben in langen Streifen über den großen Canal, alles geht abwärts, jetzt erſt beginnt die wahre Stunde der ſchönen Welt. Dieſe Menſchen ſehen nur die Nacht, den Tag verſtehen ſie nicht. Außer den Säulengängen des Markusplatzes iſt hier kein Spaziergang, keine Gärten als Gemüſegärten, die Caffee's ſind ihre ſchöne Natur, die ſchönſten Ausſichten auf die See und das ferne Land bleiben unbeſucht.

Vor zwei Tagen fuhr ich nach der Karthauſe. Einſam liegt ſie auf ihrer Inſel, Wieſen ſind ihr Zugang, ein langer, langer Garten auf ſeiner letzten Spitze von hohen Pinien ſchön geendet, ſonſt ein blos gemeiner Wein- und Obſtgarten, ſtand mir offen, die Sonne ging unter, alles war ſtill, weiße Mönche ſchlichen an mir vorbei. Vier treffliche Gemälde verherrlichen die ſtille, reine, einfache Kirche. In einem Hof von Säulengängen umgeben, unter denen der Eingang in die Zellen, ſtill, als ob die Erde leblos wäre, ſtanden zwei Reihen dunkler Oelbäume um die niedre mit Kreuzen bezeichnete Mauer ihres Begräbnißplatzes, ein leidendes Chriſtusbild in der Mitte, hohe ſchwarze Cypreſſen herum, nie habe ich die Abgeſchiedenheit ſo trauernd, ernſt und edel bezeichnet geſehen. Der Athem ſtockte mir in der Bruſt, ſchön gearbeitete Grabſteine waren das Pflaſter der Gänge, und mit 30 Schritten lag die Stadt, die Veſtungen Lido's und ihre Batterien, der Hafen und ſeine Schiffe, die ganze Mannigfaltigkeit des Lebens, die fernen Inſeln und die untergehende Sonne wieder vor mir. . . —

Noch ſcheide ich mit dieſem Blatte nicht von Ihnen; auf lange iſt's der letzte Brief, die letzte Erinnerung von mir, die ich Ihnen geben kann. Am ſtillen, ſchönen Abend laſſen Sie mein Andenken zuweilen die Stelle nehmen, an der ich ſtand. Entfernte Freunde ſind ein heilig Bild.

Den 31. Juli.

Es iſt entſchieden, ein Schiff nach Smyrna iſt gefunden, übermorgen gehe ich nach Trieſt, in wenigen Tagen von dort ab. Werde ich Briefe dort von Ihnen finden? Ich hoffe, ich fürchte. Die Gewißheit Ihres Andenkens iſt ſo ſchön, meine Anſprüche ſo gering. Wenn am ſtillen Abend mich die Erinnerung umgiebt, dann überſchleicht mich die Sicherheit, daß auch Ihnen des Abweſenden ſtilles Bild in tiefbewegtem Gemüthe zuweilen erwache. Stets an innerm Guten und in edlem Sinne feſt und muthig für das freie Daſeyn des Geiſtes habe ich Sie erkannt, viel — vieles zieht mich mit immer vollem Herzen an Sie. Ach, daß Sie ſo allein, ſo getrennt, ſo freundlos daſtehen! Ihre Einbildungskraft hat das Höhere ergriffen, aber rings um Sie iſt nur ein alltäglicher Haufe. Dieß iſt die Klippe, für die ich zittere. Das Gewöhnliche erreichen, iſt für Gewöhnliche genug, für dieſe iſt überall Raum. Aber wenn der beſſere Menſch ſtillſtehen muß, wenn er von Vertrauen zu Mißtrauen, von Achtung zu Verachtung derer, die ihn umgeben, wenn er zur traurigen Verſchloſſenheit ſeiner Gefühle, im Mangel alles Aehnlichen mit ihm — ſich hinabbeugen muß, dann iſt er wie eine Pflanze ohne Sonne. Sein Weſen iſt Fortſchreiten, das Höhere muß ihn beleben, es iſt ſeine einzige angewieſene Nahrung, oder er ſinkt durch ſchnellen Ueberdruß, und verödet bis zum willenloſen Unmuth. Oft bleibt ihm nichts als die Welt der Dichter und der Bücher (aber eine frühe Gewohnheit ſchon muß ihn dahin retten). An der Geſchichte, an dem, was Edlere dachten und ſprachen, muß er ſich feſthalten lernen in der eigenen Bewegung zum Guten. Ich weiß Ihnen keine reichere Zuflucht anzuweiſen.

Trieſt, den 10. Auguſt.

Ich komme von Pola zurück, alle haben mir geantwortet, Sie allein nicht, Sie allein!!! Eine Hoffnung weniger, eine Freude weniger! aber ich bleibe unverändert

Ihr Freund.

4.

Morea. Kap Matapan, den 4. September 1808.

Griechenland im weiten Kreiſe des Meeres umgiebt mich. Weithin ſtrecken ſich die beiden Vorgebirge Lakoniens in ihren öden abgeriſſenen Felſenhöhen. Rechts hin zieht ſich Kreta „der Vorzeit Wunderland des alten Minos und der Götter“, die dreifachen Reihen ſeiner Berge verſchwinden in bläulicher Ferne. Das Meer leuchtet unterm Wiederſchein des Abends: ſtill und freundlich ſchwebt der Mond über dem Glanz ſeiner Nähe am leichtbewegten Waſſer. Einſam verhallet zwiſchen den Segeln das Lied der Wache am Maſt: leiſe antwortet ihm der Chor ſeiner Gefährten hinauf. Es iſt ein Wechſelgeſang des ſcheidenden Seemanns von Freund und Geliebten. Alles Daſeyn umgiebt uns ſo leiſe und friedlich. Aber die Wache auf dem Maſte gilt den Seeräubern, gegen die wir auf der Hut ſeyn müſſen, im Ofen glühen die Zündruthen der Kanonen: alles iſt zum Schlagen bereitet. So begegnen ſich auch im engen Raume eines Schiffes alle Gegenſätze des Daſeyns: überall der Kampf eines Lebens, das wir für ſeine Erhaltung an den Verluſt wagen müſſen.

Bei der Inſel Naxos, den 7. September.

Nachdem ſieben Tage der Wind uns günſtig, kämpfen wir ſeit fünfen mit Windſtille und Gegenwind, und heute mit ſtetem Wechſel. Jede halbe Stunde beinahe werden die Segel geändert, alles iſt Unruhe, alles iſt in übler Laune. Die Seeleute ſind wie alle, ſie ertragen eher den Kampf der Gewalt und der Gefahr, als die Mühe eines ſtets anhaltenden Achtens auf Wechſel und Unbeſtändigkeit der Umſtände. Aber mich kümmert das alles weniger, als daß meine beiden Gefährten vom erſten Tag an ſeekrank, der zweite in beſonders ſchneller Abnahme der Kräfte unruhig, muthlos, betäubt, alles guten Rathes, aller eigenen Beſinnung und Reſignation unfähig, mir für die fernere Reiſe einen ſchwachen Körper, einen ſchlaffen Muth, ein Gemüth ohne innere Spannung prophezeiet.

Vor Nikaria, den 9. September.

Die Winde ſind uns ungünſtig, aber ſie ſind nicht grauſam. Geſtern war der rauheſte Tag; 12 Stunden hin- und hergeſchleudert, alle Segel ein, Klippen in ihren hohen Brandungen um uns her, Lärmen, Brauſen, Schaumaufſpritzen der Wellen, Aendern der Manöuvres, Geſchrei der Kommandirenden und Arbeitenden zuletzt, der ſinkende Tag und im Mondlicht die Durchfahrt zwiſchen den ſchwarzen Felſen von Lero und den weißaufſtäubenden Schaum ihrer hochgebrochenen Wogen, alles war Todtenſtille auf dem Schiffe, alle Matroſen an ihren Poſten, der Kapitain am vordern Maſt, jede Untiefe, jede verborgene Klippe zu beachten. Glücklich hinter uns lagen nun die Inſeln und die Gefahr: die Abendglocke wurde geläutet, die Nachtwache trat mit ihrem gewöhnlichen Spruche auf, und das Nachteſſen (ein wenig Reis, ein wenig Oliven, ein wenig Brod und Käſe) ward aufgetragen. Ueberhaupt macht die militairiſche Ordnung des Dienſtes am Bord mir viel Vergnügen. Der Kapitain will etwas im Manöuvre ändern. Er tritt an den hintern Maſt und ruft: a testo! Alles antwortet: a testo — und eilt auf ſeinen Poſten, harret, kein Laut iſt hörbar, der Kapitain erwartet ſchweigend den Augenblick, der ihm der günſtige ſcheint, er ruft mit lauter Stimme, was geſchehen ſoll, von jedem werden laut ſeine Worte wiederholt, oft tönt von der oberſten Maſtſpitze die Stimme derer, die oben zu thun haben, herab, die Bootsleute rufen: Hiſſa, und die Bewegung geſchieht.

Der Wind iſt ein kalter Nordwind, kalt, wie ich ihn in dieſem Klima, in dieſer Zeit nie erwartet hätte. Wer nicht zur See muß, thut wohl, nicht zu gehen. Trotz aller Luſt zur Beſchäftigung, ſind doch der Hinderniſſe, der Unterbrechungen ſo viele, daß man ſelten etwas recht Zuſammenhängendes vollbringt, und dann dieſe Ungewißheit der Winde, eine Reiſe, zu der man oft nur 5 Tage braucht, kann durch Gegenwind 50 Tage koſten.

9. September Abend.

Je näher ich dieſem Lande komme, je heller oder je trüber erſcheint mir meine Beſtimmung, je ſchneller wechſeln Freude und Reue, Hoffnung und Erwartungsloſigkeit, die gewöhnlichen Begleiter nach unthätigen

Stunden am Eintritt einer großen Sache. Es entſpringt dieſer Wechſel aus dem Mißtrauen gegen uns ſelbſt, ob unſer Geiſt nicht zu ſchwach für die Laſt ſeines Unternehmens, ob er reiner Auffaſſung und eines unverrückten Zieles, an Kraft und Muth einer immer gleichen Beſonnenheit fähig ſey, oder die Ohnmacht eines mißlingenden Beſtrebens in ſich trage.

Die gerühmten Inſeln des Archipels, an deren Bild meine Einbildungskraft mit ſo zarter Dichtung hing, ſind, ſo viele ich bis jetzt vorüberfuhr, innerlich betrat ich noch keine, von Welle, Zeit und Erdveränderung zerriſſene Felſenküſten, ohne Baum, ohne Wald, ohne Reiz, in der harten Nacktheit einer durch Umſtände und Menſchen erlittenen Verödung. Einſt waren ſie blühend in ihren Wäldern. Man ſieht an kahlen Wänden noch die Beſte alter Gemäuer. Wo der glückliche, freie Menſch ſich Wohnungen baute, begleitete ihn das Wachsthum und eine freundlichere Umgebung; jetzt ſtehen ſie nur da noch als Pfeiler der vorübergegangenen Zerſtörung. So ohngefähr erwarte ich das Ganze. Der ſtille, ſchöne Traum, der aus einer reichen, grünenden Gegend entſpringt, dieſer erſte Zug zu gefälliger, thätiger, wohlwollender Theilnahme fehlt hier ganz. Zweitauſend Jahre rückwärts muß die Einbildungskraft ſich einen Boden froherer Bilder ſchaffen.

Die Menſchen ſelbſt ſind wandelnde Denkmäler der Vernichtung, ihr Anblick kann nur betrüben, und doch, ſo weit ich bis jetzt einige näher kennen lernte, reich an innerer Anlage und fähig für vieles, ein edles Land von Unkraut überdeckt. Um eine von allen vielleicht unrichtig verachtete Nation gegen ein falſches Verkanntſeyn zu rechtfertigen, um ſie als das, was ſie iſt ... als krank — aus Umſtänden, aus Anſteckung, aus Vernachläſſigung gegen das harte Urtheil, als ob ſie verdorben ſey, darzuſtellen; um einigen Samen des Beſſeren zu hinterlaſſen, wenn es mir glückt, kam ich hieher. Um andern die Wege des beſſern Vertrauens und einer glücklicheren Thätigkeit zu öffnen, will ich hier wandeln.

Dieſe Griechen ſehen nichts als eine Regierung, der alles verkäuflich iſt, eine herrſchende Nation, der aller Gemeingeiſt, alle bürgerliche Größe mangelt, Ceremonielreligion, die ſie nie unterrichtet. Sie dürfen ihres Reichthums nicht öffentlich genießen. Jahrhunderte unter dieſe Vorbilder, ohne Schulen, ohne Aufmunterung, ohne gemeinnützige Anſtalten erniedrigt, nur durch Ränke, Beſtechung und demüthige Falſchheit einiger Erhebung oder ihrer Sicherheit gewiß, — wie ſollen ſie edelmüthig, hellſinnig, unternehmend, großthätig, wohlwollend und frei im wohlangewendeten Stolze ihrer Kräfte und ihres Vermögens werden? Jede Urſache hat ihre nothwendigen Folgen. Wollen wir durch ein Wunder fordern, daß Entkräftung zur Erhebung, Mangel edler Vorbilder und Unterrichts zu Tugend und trefflicher Wahrheit führe!! —

Kollonaiß, zwiſchen Aſien und der Inſel Samos, den 14. Septbr.

Samos, das Vaterland des Pythagoras, die erſte Inſel, deren Berge ſich freundlich und bewachſen in ſchönen, kleinen, von niedrigen Vorhügeln begränzten Thälern gegen die See verlieren. Rechts liegt die Küſte Aſiens. Der Wind zwingt uns zu ankern. Zum erſtenmale betrete ich griechiſchen Boden, neue Blüthen, neue Wohlgerüche umgeben mich, treffliche Ausſichten, ich wandle über den Ruinen des alten Synonopolis. Die Wege ſind rollende Steine, oder tiefe Gruben von Maulthierfüßen in die ſchräg ablaufenden Schichten der Felſen, oder hohe Stufentreppen dieſer Schichten, an tiefen Berghängen und Abgründen hin. Aber alles iſt neu. Hohe Cypreſſen und dunkle Koruben bedecken in ſchönen Parthien mit Oel- und Granatbäumen die Aecker, Pinien die Felſenrücken der Berge, Oleander und Myrthen, Lavendel blühen. Tief ins Land muß ich reiten, einen Arzt zu ſuchen, der Zuſtand meiner Kranken fordert ſchnelle Hülfe.

Der Arzt iſt ein Elender, der die Krankheit nicht verſteht, der ißt und trinkt, die Kranken kaum betrachtet, zwei ganz verſchiedene Uebel gleich behandelt, und alles begehrt, was er ſieht, ein rothnaſiger Dickwanſt und ein Schurke, der heute am dritten Tage noch keine Arznei geſchickt hat und nie ſchicken wird. Auch dieſe Hoffnung iſt verloren. Jeder Tag ein Wachsthum der Krankheit, keine Mittel, keine Pflege, keine Ruhe im engen Raume einer dumpfen Kajüte, im Schwanken und Regen des Schiffs, beim Mangel aller angemeſſenen Nahrung. Kein Tag gewiß, wenn wir abſegeln können, um Scio, die einzige Inſel, wo Aerzte und das Nöthige iſt, zu erreichen. Trauernd nehme ich von dem einzigen Menſchen Abſchied, der, um ſchneller in ſeine Heimath zu kommen, mit einem kleinen Küſtenboote nach Scio abgeht. Ein Grieche, der von Trieſt bis hieher ſich mit der Gefälligkeit und Sorge eines Freundes betrug. Wir könnten mit ihm eilen; der Eigenſinn der Kranken, die kein kleines Schiff beſteigen wollen, nimmt mir dieſes Mittel.

Den 14. Abends.

Der Wind ändert etwas, wir lichten Anker. Der Mond geht auf, zwiſchen Aſien und Samos laviren wir, bald nach dem einen, bald nach dem anderen, ſtehen hoch im dunkeln Lichte der Nacht. Die dunkeln Küſten vor uns; zwei türkiſche Kriegsſchiffe, ein ruſſiſches ſind um uns, jedes wendet, wir kreuzen uns, wir berühren uns beinahe, bald ſind wir uns wieder ferne, bei jedem Wenden tönen hundert nahe oder ferne Stimmen, alles lebt; ſchön iſt die Nacht und die freie, kühne Bewegung der Schiffe, ich kann nicht ſchlafen.

Den 17. September. Scio.

Drei Tage noch für einen Weg von 12 Meilen, und das im täglichen Anblicke abnehmender, hülfloſer Kranken, Gegenwind — Windſtillen — welch ein Verzehren der bitterſten Ungeduld. Wir ſind vor Anker. Der Tag vergeht, ich ſuche eine Wohnung. Es iſt Abend, die Kranken kommen ans Land, der eine kann noch gehen, der andere wird vom hohen Schiffe ins Boot gewunden, bewußtlos liegt er zwiſchen unſern Füßen, vier Menſchen tragen ihn in unſer Haus, und mein Leben iſt das Leben eines Krankenwärters. Ein neapolitaniſcher Arzt, ein italieniſcher Konſulatsſchreiber, zwei Menſchen einer mir widrigen Nation, viel Plauderns, wortreich, kleinlich wie ſie alle, ein träger deutſcher Bedienter, der in nichts ſelbſt denkt, das ſind die Weſen, mit denen ich zu thun habe. Ich hatte es errathen, ein bösartig Faulfieber iſt die Krankheit des Jüngern, ein kaltes Fieber des Aeltern.

Hier ſtehe ich nun um Mitternacht in einem verlaſſenen Hauſe einzeln in ſeinem Garten auf einem Hügel der Stadt, um einen Kranken zu bewachen, am Fenſter. Aber Fenſter ohne Glas, kein Laden gegen den Sturm haltend, der jetzt tobt, jede Thür ohne Schloß auf- und zuſchlagend, Niemand um mich, das Rollen des Donners in aller Fülle ſeines Grimmes, Blitze in langen, breiten, alles beleuchtenden Flammen, das Ziehen des Windes in allen Gängen des Hauſes, das Rauſchen des Regens, der zu allen Oeffnungen hereinſchlägt. Dieß iſt mein Eintritt in Griechenland. Meine Lagerſtelle iſt ein hinfälliger Hühnerkaſten, mein Mantel mein Bett, mein Koffer mein Divan. Das Haus ſchüttert, während ich ſpäterhin ſchlafe. Am Morgen erzählt man uns vom Erdbeben. Welch ein Glück, daß wir dieſe Nacht nicht noch in dieſem Klippenmeer zwiſchen Inſeln waren.

5.

Den 21. September.

Alle Entwürfe, alle Hoffnungen ſind geſcheitert, er iſt todt! Krankheit und Schwäche der Krankheit vernichten den Muth des Lebenden. Wir kehren, wenn er hergeſtellt iſt, nach Italien zurück. Dieſe Reiſe lag nie in ſeinem Geiſte: wie die meiſten, unternahm er, was er nicht umfaßte. So hängen des Menſchen ſchöner Lauf, ſein Wille und ſeine Hoffnung vom Zufall eines andern ab; ſo ſind wir, die wir nicht reich ſind, Sklaven fremder Verhältniſſe, und der erhabene Zweck unſeres Lebens ſcheitert an einem Fieber. Wohl und ſtark, im Innern muthig und voll hoher Wünſche muß ich wie ein krankes Kind fremdem Rufe folgen und aller Stolz meines Gemüths vermag nichts gegen die Nothwendigkeit.

Den 29. September.

Scio iſt ſchön! ſchön unter allen Landen, die ich ſah. Nicht in der kühnen Majeſtät Tyroler oder Salzburger Gegenden, aber ſchön im großen, reichen Umfange ſeiner Ausſichten über's Meer und ferne Küſten, über die reizenden Formen ſeiner Felſenberge und ihre in liebliche Hügel wechſelnden Thäler, denen nichts als Wälder zum vollendeten Schmucke fehlen. In einem langen Walde von Orangegärten ſtreckt ſich die Ebene zwiſchen ihren Hügeln voll Oel, zwiſchen den vorragenden Landhäuſern zum Meere von meiner Wohnung hinab, hohe Cypreſſen ſind wie tiefe Schattenſtriche. Feigenſträucher, Wein-, grüne Baumwollfelder, dunkle Karuben und Blüthen und aufkeimende Pflanzen umgeben mich, und ein Himmel ohne Wolken, voll heller, zarter Farben am Abend, in warmer, ſtiller Luft, im Wohlgeruch und einem ſüßen, alle Kräfte weckenden Hauch.

Scio, den 16. October.

Schön iſt die Täuſchung, wenn Sonntags alles im ſtillen Abendthale unter Bäumen ſich zum Tanze verſammelt. Freundlich treten die blauen Schattenhügel über die hohen Pinien und Terebinthen, der helle, leuchtende Himmel und ſeine fliehenden Strahlen hinter dem ſchwanken Laube hervor. Zwiſchen den Gärten gruppiren ſich hingelagert oder auf den niedern Mauern ſtehende Reihen der edlern Zuſeherinnen. In freudiger Zufriedenheit herrſcht Stille. Gärtnerinnen und Landleute tanzen, in der weiblichen Kleidung kein Unterſchied zwiſchen Höheren und Niederen. Schade um dieſe entſtellende Kleidung; aber in ganzen Maſſen, in der Ferne wirkt ſie mit reicher Färbung in die Höhe des Bildes, lange weiße Unterkleider mit hellfarbigem Ueberkleide, vom häßlichſten Schnitte, ein kurzer, ſteifer, nach unten immer weiterer Weiberrock, über die Bruſt herüber ſtraff gebunden, in hundert kleinen Falten mit unterlegter Baumwolle dickgewulſtet. Schade! Schade! Sonſt welch' ein Anblick, dieſe hohen Geſtalten, dieſe warmen, lebendigen Geſichter, dieſes reiche Land des Schönen in der Milde des Himmels, in der Bildung der Menſchen. Nichts von jenem harten keck Ausgeſprochenen der Bildung, jenem leerunruhigen, lebhaftſcheinenden und doch in ſich nichts als beſtimmungsloſes Wiederkäuen eines irrigen Daſeyns bezeichnenden Auf- und Niedertreiben des Italieners, Weib und Mann, das wie ſeine Sprache mit langen Worten nur Triviales ſchreiend ſagt. Hier iſt ein tiefliegend ſtiller Geiſt ſich ſelbſt nicht klar, die hohe Zeichnung einer reichen Natur beim Mangel aller freien, wechſelnden, mannichfaltigeren Bedeutung, die nur aus hoher Erziehung und der ſchönen Entwickelung eines gebildeten Geiſtes hervorgeht. Aber geformt, wie die Alten formten, edel, einfach, jedes Theiles Uebereinſtimmung zum Ganzen ſo ſanft, ſo richtig, ſo klar, daß wie in jeder hohen Kunſt der Sinn gleich einem ſtillen Morgen ſich mehr in immer heller erkanntem Lichte, als durch Ueberraſchung fühlt: es iſt Weichheit ohne Schwäche, Rundung ohne niedliche Verzärtlichung, eine Fülle reingedachter Verhältniſſe, aber alles ohne den innern Wiederſchein des frei- und großbewegten Geiſtes. Die Männer ſo viel Stärke bei ſo viel natürlicher Gewandtheit, ſo viel Ernſtbezeichnendes bei ſo viel froher Regſamkeit, ſo viel Kräftiges ohne Rohheit, daß ich mit Freude und Leid an dieſem Anblick verharre, an ſo viel Reichthum bei ſo wenig Gebrauch.

Die Muſik iſt gemeiniglich eine Geige und eine Laute, beide in willkürlicher Mißſtimmigkeit fertig und fröhlich geſpielt. Der Tanz ein bloßes Schwanken der Bewegung. Unter einer Reihe von 7 bis 8 Weibern, 2 bis 3 Männern, die ſich bei der Hand halten, tanzt eigentlich nur das erſte Paar, oder eigentlich nur der Mann deſſelben in groteſken Sprüngen, in (zuweilen nicht ſehr feinen) Annäherungen gegen ſeine Dame, die ſubaltern und unbedeutend harrend, er zuweilen bei der Hand ergreift, herumführt, etliche Straßburger Touren zuweilen macht, verläßt, dann wieder ihr oder der übrigen indeß ſtillſtehenden Reihe zugleich die Hand giebt, und ſie ein wenig auf der Stelle trippeln läßt. Alles iſt vergnügt, ſieht zu, niemand drängt ſich ein. Die Weiber in ihren bauchigen Wulſtüberkleidern zeichnen ſich nicht gut im Tanz. Uebrigens ſind ſie weder hierbei noch ſonſt linkiſch und mometirt; aber dennoch nichts weiter als frohe Hausthiere, wie Katze und Hund in ihrem eignen Weſen geduldet, vorübergehend ſcheu, oder lärmend, je nachdem der Augenblick es geſtattet, den Männern unterthan, und dennoch im Hauſe herrſchend, künſtlich ohne Wiſſen, unbedeutend, aber nicht unwichtig, froh und ſelbſtbegnügt aus enger Beſchränktheit auf ihren kleinen Geſichtskreis Leben Sie wohl. Ich erwarte jeden Tag das Abgehen eines Schiffes nach Neapel.

Den 20. October.

Mein Geiſt iſt trüb durch ſo vieles Mißlungene. Das Gefühl, am Eintritte des Langegewünſchten nun umwenden zu müſſen, hinter mir zu laſſen, was in tauſend Bildern, Wünſchen und Ausſichten mir ſo reich ſchien — giebt mir Augenblicke des Unmuths, der marternden, beſtimmungsloſen Ungeduld gegen das Leben überhaupt. Der ſtille Abendhimmel, das Andenken der Entfernten, die leiſe Wiederkehr einer höhern Zuverſicht zwiſchen den Erinnerungen des Wahren und Guten im Leben, der dämmernd reine Wiederſchein der letzten Röthe am hohen Sternengewölbe über mir, der belebende Duft des Wohlgeruchs in milder Wärme zu einer Stunde, die Sie im Winterkerker Ihres Zimmers zubringen müſſen, entzünden neue Ausſichten in mir. Die Bilder der Vergangenheit knüpfen ſich an die Gegenwart. Ich denke an Sie, an die, die mir werth ſind, Träume entſtehen, und neuer Ruhe ſitze ich vor meiner Thüre, die Ziege, die ich gewöhnlich füttere, ſieht zu mir herüber, ich ſehe ein Weſen, das meiner bedarf, und indem ich ihr gebe, hat mein innerer Wille ein Object und ich gehe zufrieden in meine Kammer.

II. Die Liebe.

6.

Hütteldorf, den 15. Novbr. 1808.

Ruhig, meine Liebe, ruhig! aller Irrthum iſt gelöſ't. Schön und freudig hat das Ungewiſſe ſich berichtiget. Heiter umgiebt mich Ihre Erinnerung — ein ſchönes Bild in meinem Innern, Liebe und Unvergeßlichkeit in einem vollen Herzen. Endlich einmal und zum erſtenmal in meinem Leben erſcheint der Tag, der in freier, hoher Wirklichkeit mir das Gefühl, geliebt zu ſeyn, verſchafft. Nie, nie noch konnte ich mich ihm ganz vertrauen. In unſern Städten, in unſern Verhältniſſen giebt's nur Schein und Schimmer; der Menſch wagt keinen offenen Glauben mehr an andere. Der ſchönen Zuverſicht, dem ſtillen, feſten Geiſte, der in Ihnen mir entgegentritt, der täuſchungsloſen Stimme Ihres Gemüthes gebe ich mich hin. Von dem erſten Augenblicke, da ich Sie ſah, von dem ſchönen Augenblicke an, da Sie mir näher traten mit einem Vertrauen, das nur aus einem edlen Sinne quellen kann, erreichte ich eine neue Gewißheit alles Guten im Leben. Oft hielt ich mein Inneres zurück, ich zeigte Ihnen weniger, als ich fühlte, ich wollte Sie nicht näher ziehen an mich, denn ich konnte Ihnen ja nicht geben, was Sie verdienten. Fühlen konnte ich, was Sie werth wären, erwiedern konnte ich's nicht. Ihr freies, offenes Herz, auf mich gewendet, konnte nur einem unſteten, mit ſich ſelbſt oft ſtreitenden Weſen begegnen, das nicht glücklich machen kann. Den unbefangenen, hellen Sinn der beſſern Jugend hat die Welt in mir zerſtör't, nur die Heftigkeit alter, ungeſtümer Wünſche iſt geblieben, und wer mir zu viel trauet, könnte leicht in ſeiner eignen Hoffnung ſich betrügen. In Ihrer Gegenwart könnte ich's nicht ſagen, nicht denken, Ihr Anblick riſſe mich fort. Aber hier auf dieſem Papiere bin ich ſtark genug, es warnend zu ſchreiben .... liebe mich weniger! Ein ungewiſſes Leben ſteht mir bevor. Wenn Deine Seele ſich ſo feſt an die meinige kettet, wie willſt Du glücklich werden!? — Wir ſehen uns wieder, in wenig Monaten ſehen wir uns; aber nur auf kurze Tage, Tage des Himmels für mich! Willſt Du das Innerſte Deines ſchönen Gemüthes, Dein Weſen, Deine Ruhe, Deine reiche Liebe an einige flüchtige Stunden hingeben! Iſt eine ſchnelle Gegenwart und eine lange Entfernung Deinem Herzen genug — ſo ſehen wir uns. Ein Tag gilt dann für viele; des Herzens ſchöne Erinnerungen treten mit uns in die Ferne, und wer das Höchſte einmal empfunden hat, der zählt es nicht nach den Stunden ſeiner Dauer, ſondern nach dem ewig hellen Bewußtſeyn, es einmal gekannt zu haben und auf immer in ſeinem Innern zu tragen. Biſt Du einſtimmig mit mir, gilt auch Dir ein Leben, das in ſeinen höchſten und lebendigſten Momenten erkannt wird, mehr, als die Anſprüche eines dauernden, gemächlichen Gleichgangs, wagſt Du den Wunſch und ſeine Erfüllung an eine flüchtige Zeit, und haſt Du Muth, die Dauer Deines Glückes auf Dein Gedächtniß zu gründen . . ſo ſchreibe . . . . .

(Dieſe Mittheilungen werden fortgeſetzt.)

Dem deutſchen Dichter

Friedrich Auguſt von Stägemann

zu ſeinem funfzigjährigen Amtsjubiläum.

(4. Februar 1835).

Den Kampf, der wogend ſchreitet
Durch des Jahrhunderts Drang,
Wer hat ihn treu begleitet
Mit mächt'gem Saitenklang?
Wer hat in die bebenden Herzen
Die Weihe des Liedes geflößt?
Wer hat die beklemmenden Schmerzen
Durch lindernde Töne gelöſ't?

Es geht von alten Meiſtern
Gar manche Sage noch,
Daß ſie im Bund mit Geiſtern
Zerſtört des Feindes Joch;
Auch lieſ't man von Kriegsdrommeten,
Vor deren gewaltigem Spiel
Bei gläubiger Kämpfer Gebeten
Die Mauer der Veſte ſiel.

Wir glauben's gern. Erlebten
Solch Wunder nicht auch wir?
Blitzende Lanzen bebten
Vom Sängerhauptquartier
In jenen geheiligten Tagen
Der männererweckenden Noth,
Und halfen entzünden und ſchlagen
Und Heilung bereiten und Tod.

Heil den geweihten Sängern,
Die Muth- und Klang-bewußt
Des Vaterlands Bedrängern
Aus ſiegesfroher Bruſt
Urmächtige Donnerkeile
Bei Schlachtdrommetenſchall
Geflügelte Pfeil' an Pfeile
Entſendet vom Liederwall.

Heil Dir in Deinem Kranze,
Des Zwingherrn ernſter Bann
Auf heil'ger Sängerſchanze,
Ruhmwürd'ger Stägemann!
Gleich Eckart dem getreuen
Seh'n Dich wir in That und Wort,
Im Alten wie im Neuen
Den jugendlichen Hort.

Der Schlachten Würfel fallen
An jenem Schreckenstag,
Der Deutſchlands Söhnen allen
Verhängt die blut'ge Schmach;
Da tönt unermeßliche Klage
Ringsher aus geängſteter Bruſt;
Du wirſt durch die finſteren Tage
Dir lichterer Zeiten bewußt.

Ein Janus blickſt zurücke,
Ein Janus blickſt Du vor;
An Dörfling's Schlachtenglücke,
An Friedrich's Heldenchor,
An Sterne, die herrlich auf Erden
Geleuchtet am Tage der Schlacht,
An Sterne, die leuchten noch werden,
Mahnſt Du in umdunkelter Nacht.

Bald ſtreift durch Nacht und Dunkel
Ein Feuermeteor,
Ein glüh'nder Lichtkarfunkel
Dringt Schill gen Norden vor;
Du folgeſt den Pfaden des Helden
Im jubelnden Heldengeſang,
Bis Trauertöne vermelden
Des Nordſterns Untergang.

Nun träumſt Du ſchön, es glänze
Vom Oſten junges Licht;
Nun ſchlingſt Du Hoffnungskränze,
Da Habsburgs Enkel ficht;
Nun folgſt Du dem wagenden Schützen
Ins Zackengebirg von Tyrol,
Wo kühne Geſellen verſprützen
Ihr Blut für des Theuerſten Wohl.

Getäuſchter Hoffnung Schimmer!
Umſonſt vergoßnes Blut!
Du Muth'ger läſſeſt nimmer
Vom feſten Glaubensmuth;
Du glaubſt an des Volkes Erwache,
Du hältſt an das Werde, das Licht,
Du weißt, daß die Stunde der Rache
Aus Heldenherzen bricht.

Und als er nun gekommen
Heil'ger Vergeltung Tag,
An Moskau's Brand entglommen
Sühnung der Völkerſchmach,
Wie zuckt durch die ziſchenden Gluthen,
Wie blitzt durch die Flammen Dein Lied,
Das deutſchen Volkes Ermuthen
Im heiligſten Feuer verrieth!

Und Schlag auf Schlag verkündet
Von Stund' an Dein Geſang
Dem Heldenheer verbündet
Des Völkerkampfes Gang;
Mit Scharnhorſt ziehſt Du nach Lützen,
Mit Bülow nach Dennewitz,
Die Bundeslade zu ſchützen,
Umſchwebſt Du den Marſchall, den Blitz.

Dich ſeh'n wir überſchreiten
Im freien Liedesgruß
Dem Bundesheer zur Seiten
Der Elbe treuen Fluß;
Du haſt Dein Te Deum geſungen
Zu Leipzigs glorwürdiger Schlacht,
Wo auf ſich der Phönix geſchwungen
Aus würgender Todesnacht.

Und fort und fort im Kampfe
Ueber den deutſchen Rhein
Ziehſt Du im Schlachtendampfe
Zur Franken-Weltſtadt ein;
Da dringt durch Blut und Leichen
Das Deo gloria,
Da ſchlingſt Du grünende Eichen
Um's Haupt der Victoria.

Doch als der mächt'ge Krieger
Die ſiegvertraute Phalanx
Führt als vermeinter Sieger
Ins Feld von Belle-Alliance,
Da kleideſt der Seele Gedanken
Du wieder in flammendes Erz,
Und trägſt durch die hemmenden Schranken
Den Siegruf himmelwärts.

Nun ſenkt der ſchöne Friede
Sein weichumlocktes Haupt;
Du ſtimmſt zum ſanftern Liede,
Das ſchöne Zukunft glaubt;
Es drängt Dich, den heimiſchen Helden,
Die wiedergeborene Luſt,
Den Dank des Volkes zu melden
Aus freier Sängerbruſt.

Doch hat Dich nicht verblendet
Des Weihrauchs Opferdampf —
Das Schlagen hat geendet,
Es dauert fort der Kampf — —
Und Du, trotz Baſen und Tanten,
Singſt gegen die Schergen der Macht,
Hohlherzige Obſcuranten,
Dein donnernd „haltet Wacht!“

Und „haltet Wacht, ihr Hüter!“
Thut's fort in hellem Klang;
Der Menſchheit höchſte Güter
Im Kampf mit Zwingherrndrang,
Das Recht, das Licht, die Ehre,
Der Freiheit heil'ger Stern,
Sie finden gute Wehre
In Deines Liedes Kern.

Aus Hellas Lorbeerhainen
Erſteht ein junger Tag!
Timoleons Enkel weinen
Der Knechtſchaft langer Schmach;
Und ihren Thränen entblühen
Will üppige Freiheitsſaat,
Europa's Herzen erglühen
Glorwürdiger Fülle der That.

Und in der Sängerhalle
Bebt freudig Alt und Jung
Bei hellem Liedesſchalle
Der Götterdämmerung;
Ein Chor ſangluſt'ger Kehlen
Stimmt Feſtgeſänge an —
Wie dürfteſt Du da fehlen,
Ruhmwürd'ger Stägemann?! — —

Von Neuem ſchwankt die Schale
Des Völkerkampfs. — O ſchaut!
Drüben im Weichſelthale
Wird Kriegesdonner laut;
Mit Schaaren erzürnter Titanen
Ringt herrlich im Drange der Noth,
Entſtammt von rühmlichen Ahnen,
Ein Häuflein auf Leben und Tod.

Der Himmel hat gerichtet; —
Nun iſt ja Einigkeit. — — —
Drum was Du auch gedichtet
In dieſem Völkerſtreit,
Nicht ſei's von Erdenſöhnen
Gezogen ins Gericht;
Der Himmel will ja verſöhnen —
Verſöhnt ſei Dein Gedicht!

Und Du, den heitrer Friede
Umſpielt, verzeih' auch Du,
Daß wir im Schlachtenliede
Geſtört des Tages Ruh',
Des Tags, wo ein halbes Jahrhundert
Im Dienſte des Vaterlands,
Das liebend Dich ehrt und bewundert,
Dir reicht den Bürgerkranz.

Was Du dem Staat geweſen,
Lohnt dankbar Dir der Staat;
Doch ſoll die Nachwelt leſen,
Wie Du mit Rath und That
Im ſchweren Lagerdrange,
Gleichwie im Friedenszeit,
Zu Troſt in kern'gem Geſange
Der Mitwelt Dich geſellt.

Begrüßt im Silberhaare
Voll heitrer Männerkraft,
Du, dem die ſcheidenden Jahre
Die Jugend nicht entrafft!
Drum, wenn ſie Dir Gaben bringen
Heut reich zu Ruhm und Preis,
Möcht' ich in den Lorbeer ſchlingen
Ein friſches Myrthenreis.

Berlin, den 18. December 1834.

Heinrich Stieglitz.

N.

Der Mann mit der eiſernen Maske.

Eine hiſtoriſche Vorleſung.

Vom Profeſſor K. G. Jacob.

Wenn der Reiſende, der aus der Provence ſeinen Weg nach Nizza nimmt, über die Abgründe des Paſſes von Eſterel, drei Viertelſtunden von der Stadt Frejus, hinaus iſt, ſo ſteigt die piemonteſiſche Alpenkette empor, über ſie erhebt ſich der Col di Tende, der Rieſe dieſer Gebirge, mit faſt ewigem Schnee bedeckt, rechts breitet ſich der Meerbuſen von Cannes mit ſeinen freundlichen Ufern aus und aus den Fluthen ſteigt mit ihren blendend weißen Mauern die Inſel St. Marguerite. Mit der Ausſicht auf eine geſegnete Ebene, die, wie der Garten, den die erſten Menſchen bewohnten, blüht und grünt, von hohen Olivenbäumen und Weinpflanzungen umgeben, ſchlingt ſich die Stadt Cannes mit hübſchen, freundlichen Häuſern in einem Halbkreiſe um die Bucht, in deren Mitte die Inſel St. Marguerite liegt. Der ergiebige Fiſchfang und die reichen Erzeugniſſe des Bodens ſind die Quellen, die den Wohlſtand dieſes Städtchens erhalten, den die heitre Außenſeite der Häuſer und der Menſchen verräth. Um ſo düſterer ſticht dagegen die zackige Felſenklippe von St. Marguerite mit ihren Thürmen und alten Mauern ab, die ſchon Jahrhunderte überdauerten und eine Geſchichte haben, die aus allen Farben des Schrecklichen und Geheimnißvollen, aus Blut und Dunkelheit zuſammengeſetzt iſt.

Dieſer Meerfelſen war einſt der Aufenthalt des Staatsgefangenen, der unter dem Namen des Mannes mit der eiſernen Maske lange Zeit hindurch ein ſtreng bewahrtes Geheimniß des franzöſiſchen Cabinets geweſen iſt. In St. Marguerite wurde er während ſeines Lebens mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt bewacht, man ſprach ſo viel von den beſondern und ehrerbietigen Rückſichten, die mit ihm genommen wurden, daß die Neugier dadurch in einem zu hohen Grade rege gemacht ward, um nicht die abentheuerlichſten Nachrichten über ihn zu verbreiten. Der Name und das Verbrechen dieſes Unglücklichen blieb unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., als der Gefangene längſt geſtorben war, ein Staatsgeheimniß, das ſelbſt die allmächtige Marquiſe von Pompadour dem letztern Könige nicht zu entlocken vermochte. Unter Ludwig's XVI. Regierung erfuhr ſeine Gemahlin und nähere Umgebung Manches über den Mann mit der eiſernen Maske, doch waren fortwährend wunderbare Gerüchte über ihn in Umlauf. Die Revolution brach aus. Sie öffnete manche Kerker und brachte manches Verborgene an das Licht, aber die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen ward durch viel wichtigere Intereſſen, als die Geſchichte eines längſt verſtorbenen Staatsgefangenen war, in Anſpruch genommen und Unterſuchungen oder Nachforſchungen von dieſer Art zogen nur diejenigen an, die von den Stürmen der Revolution und den napoleoniſchen Kriegen in einem geringern Grade berührt wurden. Erſt die Rückkehr der Bourbons brachte mit mancher Lieblingsneigung der frühern Zeit auch wieder die Liebe zu Erforſchungen lang verhüllter Staatsgeheimniſſe zurück, der die Eröffnung der bisher ſo ſtreng verſchloſſenen Archive zu Hülfe kam. Denn bis dahin waren die auf der königlichen Bibliothek zu Paris in zierlichen Pappkäſten verwahrten Manuſcripte zur franzöſiſchen Geſchichte ſo gut wie ganz unbenutzt geblieben.*) Ihnen verdankt auch die Geſchichte des Mannes mit der eiſernen Maske wichtige Aufklärungen, durch welche die Lügenhaftigkeit, Leichtgläubigkeit und Schwatzhaftigkeit der frühern Schriftſteller über dieſen Gegenſtand in einem keineswegs erfreulichen Lichte erſcheint.

Der eigentliche Repräſentant dieſer Lügenhaftigkeit iſt ein Schriftſteller geweſen, der nichts weniger als ein Hiſtoriker war, aber durch eine leichte und gefällige Darſtellungsweiſe ſich eine lange Zeit hindurch den Namen eines Hiſtorikers bei Vielen zu erhalten gewußt hat. Das iſt Voltaire. Treu ſeinem Grundſatze: tous les genres sont bons hors l'ennuyeux erzählt er auch im 25. Capitel ſeines bekannten Buches: le siècle de Louis XIV. die Begebenheiten des Mannes mit der eiſernen Maske, ohne gerade beſſer unterrichtet zu ſein, als viele andre. Aber die Welt ſollte glauben, daß er, den Kaiſer und Könige aufſuchten, hievon die beſte Kenntniß haben müßte. Seine Erzählung iſt nun ungefähr folgende.

---

*) M. ſ. Raumer's Briefe aus Paris Th. II. S. 16.

Einige Monate nach dem Tode des Cardinals Mazarin, der bis zum Jahre 1660 für Ludwig XIV. die Regierung geführt hatte, alſo im Jahre 1661, wurde auf ſehr geheimnißvolle Weiſe ein junger, unbekannter Gefangner von hohem Wuchſe und von der edelſten Geſtalt auf das feſte Schloß der Inſel St. Marguerite gebracht. Dieſer Gefangene trug auf der Reiſe eine Maske von ſchwarzem Sammt, deren Kinnbinde mit Stahlfedern verſehen war, die ihm die Möglichkeit gaben, trotz der Maske eſſen zu können. Derſelbe durfte mit Keinem ſprechen, ward jedoch ſonſt mit der größten Ehrerbietung behandelt. Der Miniſter Louvois beſuchte ihn und unterredete ſich ſtehend mit ihm, der Gouverneur des Schloſſes St. Mars brachte ihm ſelbſt die Speiſen, die auf Silber aufgetragen wurden. Einen ſolchen ſilbernen Teller benutzte einſt der Gefangene, um mit dem Meſſer etwas darauf zu ſchreiben, und warf denſelben dann aus dem Fenſter ſeines Thurmes nach einem Fahrzeuge hin, das an dem Fuße deſſelben angelegt hatte. Ein Fiſcher fand dieſen Teller und brachte ihn dem Gouverneur, der den Mann erſchrocken fragte, ob er leſen könnte oder ob ſonſt Jemand den Teller geſehn habe, und ihn erſt, nachdem er ſich vollkommene Gewißheit verſchafft hatte, wieder los ließ. Im Jahre 1690 ward Herr von St. Mars Gouverneur der Baſtille. Er nahm ſeinen Gefangenen, jedoch beſtändig maskirt, mit dorthin. Hier erhielt er eine gute Wohnung, trug ſtets ſehr feine Wäſche, durfte auch die Guitarre ſpielen. Ein alter Arzt, der ihn in Krankheiten behandelte, verſicherte, daß er nie ſein Geſicht geſehen, aber die Zunge und die übrigen Theile ſeines Körpers oft unterſucht habe. Er war außerordentlich ſchön gewachſen, ſagte dieſer Arzt, ſeine Haut war etwas braun und der Ton ſeiner Stimme ſehr angenehm, doch habe er nie über ſein Schickſal geklagt und nie über ſeine Verhältniſſe geſprochen. Im Jahre 1703 ſtarb der Unbekannte und wurde zur Nachtzeit auf dem Kirchhofe zu St. Paul beerdigt. Nach ſeinem Tode verbrannte man Alles, was zu ſeinem Gebrauche gedient hatte, Wäſche, Kleidungsſtücke, Matratze, Decken, ja ſogar ſeine Bettſtelle und ſeine Stühle. Die ſilbernen Teller und Schüſſeln wurden eingeſchmolzen, die Wände ſeines Zimmers friſch geweißt, ja man trieb die Vorſicht ſo weit, daß man ſogar den Fußboden aufbrechen ließ, weil man beſorgte, er möchte ein Billet verſteckt oder ſonſt durch ein Merkmal ſich verrathen haben.

So lautet Voltaire's Erzählung. Eine ſo geheimnißvolle Begebenheit, von einem Voltaire vorgetragen, reizte die Neugier in einem außerordentlichen Grade. Obgleich nun zu jener Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts kein Fürſt oder Prinz in Europa ſpurlos verſchwunden war, ſo gab man ſich doch viele Mühe, um irgend einen hochgeſtellten Mann ausfindig zu machen, der es verdient hätte, Staatsgefangener zu ſein. Bald ſollte es der Graf von Vermandois, ein Sohn Ludwig's XIV. und der Herzogin von Valière, geweſen ſein, bald der Herzog von Beaufort,*) bald der Graf Lauzun, bald der Herzog von Monmouth, dann wieder Fouquet, Ludwig's XIV. Oberintendant und eine Zeitlang allmächtiger Miniſter, dann ein Miniſter des Herzogs von Mantua, ja der berühmte Geſchichtſchreiber des türkiſchen Reichs, Joſeph von Hammer, hat noch neuerdings alles Ernſtes verſichert,**) daß es der armeniſche Patriarch Avedik geweſen ſei, den Ludwig XIV. ſo lange Jahre erſt in St. Marguerite, dann in der Baſtille habe ſchmachten laſſen. Aber mehr als alle dieſe Gerüchte ſchien lange Zeit am franzöſiſchen Hofe und in den höhern Cirkeln eine Sage Eingang zu finden, welche den Mann mit der eiſernen Maske zu einem Zwillingsbruder Ludwig's XIV. machte. Am ausführlichſten hat ſie der Abt Soulavie aus einer anonymen Denkſchrift in den Memoiren des Herzogs Richelieu *) mitgetheilt, und dieſelbe ſcheint allerdings durch den Umſtand ſehr beglaubigt zu werden, daß ſie Richelieu von ſeiner Geliebten, der Prinzeſſin von Valois, und dieſe wieder von ihrem Vater, dem Herzog Regenten, Philipp von Orleans, im Jahre 1719 erhalten haben will. Nach dieſer Darſtellung war jener Gefangene der nur wenige Stunden ſpäter als Ludwig XIV. geborne Sohn Ludwig's XIII. und ſeiner Gemahlin Anna, den ſein Vater von der Thronfolge ausgeſchloſſen wiſſen wollte, deshalb heimlich erziehen und endlich einſperren ließ. Andere wollen wiſſen, daß die Königin Anna allerdings noch einen Knaben geboren habe, deſſen Vater jedoch nicht Ludwig XIII., ſondern der Herzog Buckingham, andere nennen einen Grafen Rangau, andere ſogar den Cardinal Richelieu, geweſen ſei. Voltaire aber, indem er ſich das Anſehn giebt, als wiſſe er die Löſung des Räthſels, erklärt,**) jener Gefangene habe ſein Daſein einem heimlichen Liebesverſtändniſſe der Königin Anna verdankt, er ſei früher als Ludwig XIV. geboren und heimlich erzogen worden. Nur der Cardinal Mazarin habe um ſein Daſein gewußt und erſt nach ſeinem Tode ſei Ludwig XIV. mit dem Geheimniß bekannt geworden, das man ſpäter, um Aergerniß und Unruhe im Reiche zu verhüten, ſtreng verborgen gehalten habe.

---

*) Dieß leugnet mit Beſtimmtheit der Graf von St. Aulaire in ſeiner Geſchichte der Fronde I. 291. der deutſch. Ueberſ.

** Geſch. des osman. Reichs VII. 125.

Es iſt hier nicht der Ort, die innern Widerſprüche und Unwahrſcheinlichkeiten zu enthüllen, von denen dieſe Erzählung voll iſt. Schon Soulavie iſt ein höchſt unzuverläſſiger Gewährsmann, Voltaire nahm es niemals mit der Wahrheit genau, und ſo iſt das Ganze nichts weiter als eine Erfindung franzöſiſcher Memoirefabrikanten, wie wir ſie fortwährend in den neuen und neueſten Memoiren finden. Frivol und unſtät, wie die Franzoſen ſind, haben ſie nie der Luſt widerſtehen können, Erdichtungen und Mährchen an die Namen ihrer Fürſten und Fürſtinnen zu knüpfen, und vermögen ſie nicht dieß in Journalen und Schriften zu thun, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu Carricaturen. Auf der andern Seite hat aber auch nicht leicht ein Volk die franzöſiſche Nation in den ausgeſuchteſten Schmeichelkünſten übertroffen, ſo daß man ſich kaum wundern darf, wenn Napoleon ein Volk verachtete, dem die Knechtſchaft Bedürfniß zu ſein ſchien. Zu dieſer Wahrnehmung giebt die Geſchichte des Mannes mit der eiſernen Maske einen neuen Beleg. Der Graf Las Caſes erzählt in ſeinem Memorial von St. Helena,*) daß ihm einmal recht ernſtlich geſagt worden ſei, Napoleon ſtamme in gerader Linie von dieſer eiſernen Maske ab und ſei ſomit der legitime Erbe Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. mit weit größerem Rechte, als Ludwig XIV. und deſſen bourboniſche Nachkommenſchaft. Auf Las Caſes Frage, wie dieß denn zuginge, ward ihm (der ſich gerade damals mit Abfaſſung genealogiſcher Tabellen beſchäftigte) Folgendes geantwortet. Der Gouverneur von St. Marguerite ſei ein Herr von Bonpart geweſen. Er hatte eine Tochter, die den Gefangenen geſehen, bemitleidet und ſich in ihn verliebt habe. Der Gefangene theilte dieſe Neigung. Da meldete der Gouverneur es dem Hofe und dort war man der Meinung, daß es dem Unglücklichen geſtattet ſein möge, in der Liebe eine Linderung ſeiner Leiden zu finden. So habe denn Herr von Bonpart die jungen Leute mit einander verheirathet und aus dieſer Ehe ſtamme die Familie Bonaparte, die ſich ſpäterhin nach Korſika und Italien übergeſiedelt hätte. Der Kaiſer, der darüber auf St. Helena ſprach, lächelte hierzu, meinte auch etwas davon gehört zu haben und ſetzte noch hinzu, daß es ihm, falls er hätte hiervon Gebrauch machen wollen, nicht ſchwer würde geworden ſein, im Senate Perſonen zu finden, welche dieſe Genealogie mit allen nur möglichen Gründen zu unterſtützen bereit geweſen wären.

---

*) T. III. p. 63—95. oder S. 55—88. der deutſch. Ueberſ. Dieſer Erzählung ſchließt ſich auch die Correſpondenz des Baron Grimm S. 471 ff. (des deutſchen Auszuges) an.

**) In einem Zuſatze zum Art. Anne des Dictionnaire philosophique (Ausgabe vom J. 1771).

---

*) VI. 137. deutſch. Ueberſ. (T. IV. p. 367. nach der Brüſſeler Ausgabe) und Nachtrag zum Memorial von St. Helena II. 3. (T. I. p. 294).

Abgeſehen von dieſer Lächerlichkeit und handgreiflichen Falſchheit bleibt aber der Mann mit der eiſernen Maske doch immer eine Mitleid erweckende Erſcheinung im Zeitalter Ludwig's XIV. Ein unſchuldiger Prinz, ein der Staatskunſt ſeines unmenſchlichen Bruders geweihetes Schlachtopfer, in der Einſamkeit dieſes Felſenkerkers oder in den Schaudergefängniſſen der Baſtille, ein junges und zu großen Anſprüchen berechtigendes Leben — wie hätte dieß nicht zur Theilnahme und zum Mitgefühl auffordern ſollen? Und ſo war es auch. Schon in den ſiebziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts dichtete **Zſchokke** ſein Trauerſpiel: **die eiſerne Maske**, das bis auf den heutigen Tag noch nicht von der Bühne verſchwunden iſt, und noch im Jahre 1832 ward auf den Pariſer Theatern ein Drama von **Arnault** und **Fournier**: l'homme au masque de fer gern geſehen und wirkte vermittelſt einiger draſtiſcher Mittel recht glücklich auf die Schauluſt der Pariſer. Mehr als ein Künſtler (zuletzt in der Urania vom Jahre 1831) haben die rührendſten Begebenheiten dieſer mährchenhaften Geſchichte zum Gegenſtande von Kupferſtichen oder Stahlſtichen gewählt und **Thümmel** hat ſeiner **Reiſe in das mittägliche Frankreich** eine Epiſode über den Mann mit der eiſernen Maske einverleibt, *) welche durch die anſcheinende Wahrhaftigkeit die Ununterrichteten leicht irre führen kann, bis er ſich am Schluſſe derſelben überzeugt, daß der geiſtreiche Dichter ſich einen Scherz erlaubt und denſelben mit allem Zauber einer treulichen und ſcheinbar ehrlichen Darſtellungsweiſe geſchmückt hat.

Aber jene rührenden Geſchichten und bewegenden Erzählungen, wie ſie ſeit Voltaire in Umlauf gekommen ſind, vermögen nicht vor dem Richterſtuhle der hiſtoriſchen Kritik zu beſtehen. Die Unpartheilichkeit fordert das Geſtändniß, daß Keiner von allen den Prinzen und fürſtlichen Perſonen, welche unter der eiſernen Maske verborgen geweſen ſein ſollen, dieſelbe wirklich getragen habe, ſondern daß es ein, freilich unter beſondern Umſtänden eingezogener Gefangener geweſen ſei, der zu allen dieſen Mährchen und Sagen Veranlaſſung gegeben hat. Die franzöſiſche Geſchichte wird zwar durch dieſe Entdeckungen, welche beſonders der neueſten Zeit angehören, um eine rührende Begebenheit ärmer, aber dafür wird Ludwig XIV. auch von dem Vorwurfe unbrüderlicher Härte und Selbſtſucht gereinigt, wenn gleich er noch immer als ſtreng und unverſöhnlich erſcheint. Die hiſtoriſche Kritik zerſtört allerdings, aber ſie baut auch wieder auf. So iſt Schiller's Don Carlos allerdings durch die neueſten Forſchungen eines Theils ſeiner poetiſchen Glorie entkleidet worden und ſeine Maria Stuart hat ſelbſt trotz ihrer zwanzigjährigen Leiden und langer Buße nicht dem unpartheiiſchen Richterſpruche der Geſchichte entgehen können, dafür iſt aber auch ſein Wallenſtein gegen viele unſichere Anklagen durch hiſtoriſche Zeugniſſe in Schutz genommen worden. Anderes, was ihm zur Laſt gelegt wurde, deckt vielleicht wohl immer die Nacht, die ihn in ſeinem Blute ſchwimmen ſah, wenn nicht die vor Kurzem*) angekündigten Entdeckungen und Forſchungen des Fürſten von Windiſchgrätz zu neuen und wichtigen Reſultaten führen.

---

*) Th. VI. S. 70 — 88.

Der Erſte nun, der über die Geſchichte der eiſernen Maske ein helleres Licht verbreitete, war Ludwig Dutens, ein geiſtreicher Franzoſe und Verfaſſer der merkwürdigen Mémoires d'un voyageur qui se répose (Paris 1806), in denen er einen Theil der reichen Erfahrungen ſeines vielbewegten Lebens niedergelegt hat. Er war mehrmals britiſcher Geſchäftsträger in Turin geweſen, hatte faſt ganz Europa durchreiſet und viele

---

*) Allgem. Zeitung vom J. 1833. Nr. 336.

Höfe und ausgezeichnete Staatsmänner kennen gelernt, ſo daß ſein Zeugniß hier beſonders gehört zu werden verdient. *) Eine zweite, aus guter Quelle geſchöpfte Nachricht finden wir in den Memoiren der Madame Campan, der vielbetrauten Kammerfrau der ſo unglücklichen Maria Antoinette von Frankreich. Die Wahrheitsliebe dieſer treuen Dienerin iſt ſo allgemein anerkannt, daß auch die Aeußerungen, **) die ſie aus Ludwigs XVI. Munde, der alſo mit dieſem Staatsgeheimniß weniger zurückhaltend war, als ſeine Vorgänger, vernommen hat und die ſie ganz anſpruchslos, ja faſt beiläufig, vorträgt, Glauben verdienen. Aber das wichtigſte Zeugniß iſt das eines neuern franzöſiſchen Schriftſtellers, des Herrn J. Delort. ***) Seine Angaben ſind für dieſe Geſchichte entſcheidend, da er durch die Gefälligkeit des Grafen von Hauterive Zutritt zu den königlichen Archiven erhielt und ſeine Berichte durch officielle Actenſtücke zu belegen im Stande war, ſo daß über die Wahrheit des Ausgemittelten, trotz einer Gegenſchrift aus den Papieren eines verſtorbenen Ritters Taulàs, †) kaum ein Zweifel übrig bleiben kann. So urtheilen auch Bercht ††) und Heinr. Leo †††), die neueſten deutſchen Schriftſteller, welche dieſen Gegenſtand berührt haben. Daraus geht nun hervor, daß der ſoviel beſprochene Mann mit der eiſernen Maske kein anderer geweſen iſt, als der Miniſter des Herzogs von Mantua, Graf Ercole de Mattioli.

---

*) Mém. d'un voyag. T. II. p. 205. ss. vgl. auch Nürnberger im Morgenbl. 1825. Nr. 309. ff.

**) T. I. p. 208. ff. (I. 169 deutſch. Ueberſ.) oder T. I. p. 121 sv. des Stuttgarder Abdruckes.

***) Histoire de l'homme au masque de fer accompagnée de pièces authentiques et de fac-similé. Paris 1825. 8. (3 Thle.).

†) Le masque de fer à réfutation de l'ouvrage de M. Delort. Paris 1825.

††) In einem längern Aufſatze über dieſen Gegenſtand in Schloſſer's Archiv für Geſchichte Bd. II. S. 197—239., der uns jedoch bei Ausarbeitung dieſes Aufſatzes nicht zur Hand war.

†††) Geſchichte von Italien Th. V. S. 680. Anm. Die in den Lettres de la marquise de Dessand (Paris 1824) p. 270 ff. befindliche Stelle haben wir nicht nachſehen können.

Italien ſtand im ſiebzehnten Jahrhunderte, wie es im neuern Staatenſyſteme fortwährend wahrzunehmen iſt, unter dem alleinigen Einfluſſe derjenigen Macht, welche die leitende unter den Continentalmächten Europa's war. Als ſolche galt bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts Spanien. Aber Italien war allmählig durch den Verfall der ſpaniſchen Macht von Spaniens tyranniſchem Einfluſſe befreit worden, dagegen drohte Ludwig XIV. den franzöſiſchen Hof zu derſelben Stellung in Italien zu erheben, die eben erſt der ſpaniſche Hof verloren hatte. Dieß veranlaßte mancherlei Bewegungen in den italieniſchen Staaten; der Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, glaubte einen Anhalt bei Ludwig XIV. zu finden, ſeinem Beiſpiele ſchien der Herzog von Mantua, Ferdinand Karl, ein in Schwelgerei und ſinnliche Ausgelaſſenheit jeder Art verſunkener Fürſt, folgen zu wollen. Dieſe Geſinnungen benutzend, glaubte Ludwig XIV. ſich in Italien feſten Fuß verſchaffen zu können, wenn er den Herzog bewegen könnte, ihm die Feſtung Caſale in der Markgrafſchaft Montferrat abzutreten oder ihm dieſelbe wenigſtens ſo zu öffnen, daß er franzöſiſche Truppen in dieſelbe legen könnte. Der franzöſiſche Geſandte zu Venedig, der Abbé d' Eſtrades, gerieth deshalb auf den Einfall, ob ſich der Herzog von Mantua, der ſtets viel Geld zur Unterhaltung ſeiner Sängerinnen und Schauſpielerinnen brauchte, nicht würde zur Abtretung von Caſale gegen das Anerbieten einer bedeutenden Geldſumme entſchließen. Ein Haupthinderniß bei Ausführung dieſes Plans lag aber in der Abhängigkeit, in welcher der Herzog von Mantua von Oeſtreich gehalten wurde, und in der von ihm eingegangenen Verpflichtung, in ſeine Feſtung Caſale nur deutſche Truppen aufzunehmen. Ueberdieß war die Familie des Herzogs, ſowie auch ſeine nächſten Umgebungen dem Intereſſe Oeſtreichs ergeben und die Unterhandlungen mußten daher ſehr geheim geführt werden. Indeß fand Eſtrades doch einen für dieſe geheimnißvolle Diplomatie paſſenden

Mann. Dieß war Ercole Mattioli, der früher Profeſſor in Bologna geweſen war, dann vom Herzoge von Mantua zum Miniſter erwählt und in den Grafenſtand erhoben war, ein thätiger und ehrgeiziger Mann, der die Verhältniſſe der kleinern italieniſchen Staaten genau kannte. Er ging ſofort auf die Anträge des franzöſiſchen Geſandten ein und verſprach die Zuſtimmung des Herzogs. Aber der Abſchluß der Verhandlungen zog ſich in die Länge, denn der franzöſiſche Hof befand ſich in Geldverlegenheiten und wollte auch nicht gern vor Beendigung des holländiſchen Krieges einen neuen Krieg in Italien anfangen. Dieß Alles geſchah im Octobr. 1677.

Mittlerweile war Mattioli nach Verſailles gereiſt und hatte am 8. Decbr. 1678 mit dem franzöſiſchen Miniſter, Marquis von Pemponne, einen Vertrag abgeſchloſſen, nach welchem der Herzog von Mantua die Feſtung Caſale den Truppen des Königs zu öffnen ſich anheiſchig machte und dafür eine Summe von 100000 Scudi's erhalten ſollte, ſowie auch im Fall eines Krieges in Italien den Oberbefehl über die franzöſiſche Armee. Auch Mattioli ward reich beſchenkt und erhielt für die Zukunft die lockendſten Verſprechungen.

Hierauf ließ der franzöſiſche Hof an der italieniſchen Gränze Truppen zuſammenziehen, Kriegsvorräthe nach der Feſtung Pignerol bringen und Alles zur plötzlichen Beſetzung von Caſale vorbereiten. Aber dieß erregte Aufſehen: daher ergingen von ſpaniſcher und öſtreichiſcher Seite an den Herzog von Mantua Aufforderungen, ſich über das Gerücht von einer bevorſtehenden Abtretung der Feſtung Caſale zu erklären. Von der andern Seite drang der franzöſiſche Hof in den Herzog, den von ſeinem Miniſter in ſeinem Namen abgeſchloſſenen Vertrag zu erfüllen, und es gehörte die ganze Liſt und Verſchlagenheit eines in Ränken geübten Italieners dazu, um beide Partheien hinzuhalten. Endlich ſollte die Vollziehung des Herzogs dem franzöſiſchen Abgeordneten am 10. März 1679 bei Iniera unweit Caſale mitgetheilt werden, aber Mattioli erſchien nicht und der franzöſiſche Brigadier Catinat wäre von den piemonteſiſchen

Bauern, die keine franzöſiſche Uniform bei ſich dulden wollten, faſt erſchlagen worden, wenn er ſich nicht durch eilige Flucht dieſer Gefahr entzogen hätte.

Am franzöſiſchen Hofe glaubte man jetzt von Mattioli's doppelzüngigem Betragen hinlänglich überzeugt zu ſein. Der Argwohn ward bald zur Gewißheit; denn Eſtrades, jetzt Geſandter in Turin, erfuhr von der verwittweten Herzogin von Savoyen, daß Mattioli ſchon am 31. Decbr. 1678, alſo gleich nach ſeiner Rückkehr aus Verſailles, ſämmtliche Actenſtücke über die Abtretung von Caſale an das ſavoyiſche Miniſterium für 2000 Livres verkauft und außerdem noch für gute Bezahlung wichtige Nachrichten an Oeſtreich, Spanien und die Republik Venedig verkauft habe. Eine ſolche Verhöhnung ſeines Hofes und Beſchimpfung des franzöſiſchen Namens erfüllte Ludwig XIV. mit dem heftigſten Zorne und er gelobte Alles daranzuſetzen, um dieſes argliſtigen Italieners habhaft zu werden. Mattioli befand ſich damals in Turin, nach Dutens *) im Auftrage ſeines Herrn, um den Herzog von Savoyen gegen Frankreich einzunehmen und eine Art von allgemeiner Verbindung gegen dieſen Staat zu veranlaſſen. Obgleich ſonſt nichts von dieſen Plänen verlautet, ſo iſt doch ein ſolcher Plan eines ehrgeizigen Miniſters nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, der auch ſeinem, für ſolche Ehre ſonſt nicht ſehr empfänglichen Herzog mit dem Gedanken mochte geſchmeichelt haben, auf dieſe Art an die Spitze der italieniſchen Fürſten treten zu können. Eſtrades (nicht d' Arcy, wie ihn Dutens nennt) wußte ſich durch mancherlei Zuvorkommenheiten in die Gunſt Mattioli's einzuſchmeicheln, bis es ihm gelang, denſelben unter einem verſtellten Vorwande aus Turin wegzulocken und zu einer Zuſammenkunft nahe an der Gränze zu bewegen. Kaum war er hier in einem einſamen Häuschen angelangt, ſo bemächtigten ſich ſeiner franzöſiſche Soldaten und führten ihn nach der Gränzfeſtung Pignerol. Dieß geſchah am 2. Mai 1679. In Pignerol wußte man

---

*) p. 205. Aber die ganze Angelegenheit wird von ihm fälſchlich in das Jahr 1685 verlegt und der Miniſter Girolamo Magni genannt.

durch Androhung der Folter ihn zu einem Schreiben an ſeinen in Turin zurückgelaſſenen Secretair zu bewegen, auf welches ſich derſelbe in Pignerol einfand und zur Auslieferung der wichtigſten Papiere genöthigt ward. Man erſah aus denſelben, daß der Herzog von Mantua den oben genannten Vertrag nicht vollzogen, ja daß er nicht einmal in die Bedingungen deſſelben gewilligt hatte. Um Mattioli's Schickſal kümmerte ſich derſelbe auch weiter nicht. Dafür nahm er vom franzöſiſchen Cabinet die Summe von 500000 Livres und überließ ihnen dafür die Citadelle von Caſale, in welche die Franzoſen am 30. Septbr. 1681 einzogen. Ludwig XIV. erhielt dadurch einen feſten Punkt in Italien und ſicherte ſich dadurch ſeinen Einfluß auf die Fürſten dieſes Landes, ſowie er zwei Jahre ſpäter durch die völkerrechtwidrige Einnahme von Straßburg den Schlüſſel zu allen ſeinen Unternehmungen gegen Deutſchland erhielt.

Das Reſultat der ſo eben gegebenen Darſtellung wird durch den Bericht der Madame Campan beſtätigt. Ganz einfach und ohne alle abſichtliche Täuſchung oder Entſtellung der Wahrheit berichtet ſie, *) daß Ludwig XVI. ſeiner Gemahlin Maria Antoinette Aufklärungen über das Geheimniß der eiſernen Maske verſprochen habe, ſobald er die von ſeinen Vorgängern nachgelaſſenen geheimen Papiere durchgegangen haben würde. Ich war, fährt Madame Campan fort, im Zimmer der Königin anweſend, als der König nach Beendigung ſeiner Unterſuchungen mit dem Berichte eintrat, daß er in jenen Papieren nichts, das ſich auf die eiſerne Maske bezogen, gefunden und ſich nun an Herrn von Maurepas, ſeinen erſten Miniſter, einen ſchon ſehr bejahrten Mann, mit der Frage gewendet habe, was denn zu ſeiner Zeit dem Miniſter über dieſen Gegenſtand bekannt geweſen ſei. Herr von Maurepas habe hierauf verſichert, daß der ſo viel beſprochene Unbekannte ein wegen ſeines intriguanten Charakters höchſt gefährlicher Italiener und Unterthan des Herzogs

---

*) p. 208. (S. 169 der Ueberſ.)

von Mantua geweſen ſei. Man habe ihn auf das franzöſiſche Gebiet zu locken gewußt, ihn dort verhaftet und feſtgehalten, erſt zu Pignerol, dann in der Baſtille, wo er auch geſtorben ſei. Hiermit ſtimmen auch einige Details, die Dutens anführt, überein.

Mattioli ward alſo von Pignerol in das Staatsgefängniß St. Marguerite abgeführt. Seine Gefangenſchaft iſt hier ſehr hart geweſen, denn der Miniſter Louvois hatte ausdrücklich befohlen, dem Gefangenen Alles zu verweigern, was ihm nur etwa das Leben angenehm machen könnte, und St. Mars, der Gouverneur, befolgte dieß buchſtäblich. Er ließ ſogar, wie aus Delort's Schrift hervorgeht, dem Gefangenen mit Stockſchlägen drohen. Nur ein einziger Officier kam in ſein Gefängniß; war dieſer krank, ſo mußte wohl St. Mars ſein Amt verrichten, und daher mögen die Nachrichten entſtanden ſein, daß der Gefangene mit großer Ehrerbietung behandelt und ſtets vom Gouverneur beſucht worden ſei. Alle die rührenden Geſchichten, daß der Miniſter Louvois ſich nur ſtehend mit ihm unterhalten, daß er ſtets auf Silber geſpeiſet, daß er die feinſte Wäſche getragen habe, und daß ihm das Guitarrenſpiel erlaubt geweſen ſei — alle dieſe Geſchichtchen ſind bloß in Voltaire's Phantaſie entſtanden und entbehren jeder hiſtoriſchen Beglaubigung. Ludwig's XIV. Verfahren wird Jeder — und auch mit Recht — hart und ſtreng finden. Aber ein ſo hartherziger und egoiſtiſcher König konnte es einem italieniſchen Grafen nicht vergeben, ihn getäuſcht zu haben, und da ihm die königliche Milde, dieſes herrlichſte Blatt im Kranze eines edeln Herrſchers, gänzlich fehlte, ſo durfte Mattioli kein beſſeres Schickſal erwarten, als Ludwig's Oberintendant und ehemaliger Günſtling, Fouquet, der von dem Gipfel königlicher Gunſt in den finſtern Kerker hinabſteigen und eine Reihe von Jahren in ihm, trotz aller Bitten der Seinigen, verſeufzen mußte. *) Denn Milde und Gnade gegen Gefangene iſt, mit Ausnahme des menſchlichen Heinrich's IV. und Ludwig's XVI., von Lud-

---

*) Vgl. Bercht in Schloſſer's genanntem Archive I. 179—192.

wig's des Eilften Zeit bis auf Napoleon nie die Eigenſchaft der Herrſcher von Frankreich geweſen. Ludwig XI. ließ wahre und angebliche Verbrecher in trichterförmige Löcher werfen,*) den Biſchof von Verdun in einen Vogelbauer ſperren und zürnte ſehr, als ſich Herr von Pierra unterſtanden hatte, ſeinem Gefangenen, dem Herzog von Nemours, für kurze Zeit die Ketten von den Füßen abzunehmen, oder ihn aus ſeinem Käfige zu laſſen oder in die Meſſe zu begleiten.**) Unter Ludwig XV. durfte die Marquiſe von Pompadour es wagen, den Ritter von Reſſelier wegen einiger Spottgedichte mehrere Jahre lang in einen eiſernen Käfig, dann in ein unterirdiſches Gefängniß einſperren zu laſſen, (eine Begebenheit, welche der angeblich napoleoniſchen Novelle „der Vaterfluch" zum Grunde liegt)***) und wie furchtbar unter Napoleon's Kaiſerherrſchaft die acht Staatsgefängniſſe Frankreichs eingerichtet waren, geht ſchon aus den Memoiren ſeines treuen Senars hervor. †) Der Kerker Mattioli's im Schloſſe St. Marguerite bekommt ſein Licht (wie Reiſende verſichern) ††) nur durch ein Fenſter auf der Nordſeite, das in einer dicken Mauer gebrochen, mit drei eiſernen Gittern verwahrt iſt und die Ausſicht auf das Meer hat. In dieſem Kerker ſaß Mattioli zwölf Jahre auf Ludwig's XIV. Befehl, wie auf Napoleon's Befehl im Jahre 1809 der Cardinal Pacca, weil er von der Treue gegen Papſt Pius VII. nicht laſſen wollte, in einen Kerker zu Feneſtrelles gebracht wurde, wo er weder Himmel noch Erde ſehen konnte. †††) Mit ſeinen Mitgefangenen durfte Pacca, auch wenn er aus dem Gefängniſſe auf Augenblicke gelaſſen wurde, nicht ſprechen, den Seinigen auch nicht die geringſte Kunde von ſich geben, und als der fromme Cardinal zu ſeiner Erbauung um eine Bibel bat, da reichte ihm der franzöſiſche Commandant — einige Bände von Voltaire's Schriften.

---

*) Nach Ségur's Geſchichte Ludwig's XI. S. 362. deutſch. Ueberſ.

**) Ebendaſ. S. 318.

***) Napoleon's Novellen, die er zu Malmaiſon erzählt haben ſoll, Th. II. S. 121. ff.

†) Memoir. IV. 365. 368—375. Ueberſ.

††) Mittheil. aus dem Tageb. eines Reiſenden (Leipzig 1824) S. 369. Der Verf. iſt der verſtorbene Steigenteſch. ſ. die Beilage zur allgem. Zeit. vom J. 1827. No. 30. Vgl. auch Schubert's Reiſe durch das ſüdliche Frankr. I. 401.

†††) Pacca's Memoiren p. 215. d. Originalausg. vom J. 1830.

Das konnte im neunzehnten Jahrhunderte geſchehen. Doch zurück zu dem Manne mit der eiſernen Maske.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß St. Mars, als er zum Gouverneur der Baſtille im Jahre 1690 ernannt ward, ſeinen Gefangenen mit ſich dahin nahm. Unſtreitig geſchah dieß auf höhern Befehl, der Miniſter Maurepas meinte, es ſei geſchehen, weil St. Mars mit dem ränkevollen Charakter ſeines Gefangenen vollkommen bekannt geweſen ſei. Um ihn nun auf eine ſeiner Geſundheit weniger nachtheilige Art mit ſich fortzubringen und zugleich doch unkenntlich zu machen, kam er wahrſcheinlich auf den Gedanken, für ihn eine leichte Maske verfertigen zu laſſen, die ihm den Genuß der freien Luft nicht entziehe. Bei einem Gefangenen, der ſchon ſo lange Jahre im Kerker geſeſſen hatte, war dieß gewiß keine überflüſſige Vorſicht. Dieſe Maske war übrigens von Sammet, nicht, wie man lange Zeit, durch Voltaire verführt, geglaubt hat, von Eiſen und gar mit Springfedern befeſtigt oder mit einem kleinen Schloſſe verſehen, denn es läßt ſich aus phyſiſchen und mediciniſchen Gründen darthun, daß ein Mann, deſſen Geſicht mit einer ſolchen eiſernen Maske bekleidet wäre, nicht lange leben könnte, ohne an ſeiner Geſundheit zu leiden.*) Daher tragen auch die Schauſpieler, welche den Mann mit der eiſernen Maske darſtellen, eine ſammtne Maske, die freilich dem Kopfe etwas Mohrenartiges giebt und der Maske des Othello nicht unähnlich iſt. Uebrigens erwähnt Madame Campan**) einer ähnlichen Sitte in Italien, wo Männer und Frauen

---

*) So urtheilt ein Arzt, Girtanner, in ſeinen hiſtoriſchen Nachrichten über die franz. Revolution T. 118.

**) p. 122. der Stuttgard. Ausgabe.

Sammetmaſken getragen hätten, um ſich dadurch gegen die brennenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Dort geſchah dieß jedoch bereits weit früher, denn ſchon Romeo in Shakeſpeare's Romeo und Julie *) ſpricht von

> der Schwärze jener neidenswerthen Larven,
> die ſchöner Frauen Stirnen küſſen.

Endlich erwähnen auch mehrere franzöſiſche Memoirenſchriftſteller aus den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Damen ſich beſonderer Maſken beim Ausgehen in der Stadt bedient hätten. Dieſe Maſken waren von ſchwarzem Sammet und mit weißem Taffet gefüttert und hatten keine Oehre und kein Band, um auf dem Geſichte feſtgehalten zu werden. Dagegen gingen von den Enden der Mundwinkel nach innen zu Silberfäden, an denen Glaskugeln von der Größe einer Haſelnuß befeſtigt waren, die man in den Mund nahm, um die Maske feſtzuhalten. Auch ward dadurch die Stimme entſtellt und ein Incognito bewerkſtelligt, das zu gewiſſen Zeiten auch ſein Anziehendes und Reizendes hatte. Alſo war die Sitte des Maskentragens nicht ſo ſelten, als man wohl, durch die geheimnißvolle Art und Weiſe, in welcher die eiſerne Maske auftritt, verführt, bisher geglaubt hat.

Ueber die Reiſe nach Paris fehlen alle ſichere Nachrichten. Freilich hat die Sage auch hier Manches zu erzählen gewußt.**) St. Mars habe auf der Reiſe in ſeinem Landhauſe Palteau anhalten wollen, dahin ſei alſo auch der Mann mit der eiſernen Maske in einer Sänfte gebracht, aber mit der größten Vorſicht beobachtet worden. St. Mars habe ſo mit ſeinem Gefangenen geſpeiſt, daß Letzterer den Rücken gegen die Fenſter des Speiſezimmers, die auf den Hof gingen, gekehrt hatte, St. Mars aber während der Mahlzeit ein Paar Piſtolen neben ſeinem Teller liegen gehabt. Nur ein einziger Diener ſei mit dem Auftragen der Speiſen beſchäftigt geweſen; dann ſei jedes

---

*) Act 1. Sc. 1. am Ende.

**) Richelieu's Memoiren a. a. O. S. 79.

Mal das Speiſezimmer ſorgfältig verſchloſſen worden. Alles dieß haben die Bauern durch die Fenſter wahrgenommen, nach ihrer Ausſage wurden jene Details im Jahre 1768 dem franzöſiſchen Publikum mitgetheilt. Aber in Delort's Schrift findet ſich keine Spur davon, nur das Eine iſt aus ihr und aus den Tagebüchern der Baſtille, die bekanntlich im Jahre 1798 zum Theil gedruckt worden ſind, erſichtlich, daß St. Mars mit ſeinem Gefangenen am 18. Septbr. 1698 in der Baſtille angekommen iſt.

Nach der gewöhnlichen Angabe machte der Tod am 19. Novbr. 1703 den Leiden des Gefangenen ein Ende, aber nicht den Muthmaßungen über ihn und den Mährchen und Erdichtungen, welche faſt ein Jahrhundert lang ſo viele Köpfe beſchäftigt und ſo viele Federn in Bewegung geſetzt haben.**) Jetzt aber kann nach den Entdeckungen des Herrn Delort, deren wichtigſte ich mitgetheilt habe, über die Wahrheit dieſer anſcheinend ſo wunderbaren Geſchichte kein Zweifel mehr obwalten, und es kann nur darauf noch ankommen, dieſelbe recht weit zu verbreiten, um hierdurch auch bei denen, welche das Delort'ſche Werk ſelbſt nicht leſen können, den Eindruck früherer Fabeleien und Voltaireſcher Erdichtungen zu zerſtören.

Hat nun gleich die Geſchichte des Mannes mit der eiſernen Maske durch die neueſten Aufklärungen viel von ihrem romantiſchen Zauber verloren, die ihr ſo manches zart fühlende Herz gewonnen hatte, ſo bleibt doch der Steinklippe von St. Marguerite ihre eigenthümliche Berühmtheit, und wenige Reiſende werden verſäumen, die Blicke nach ihr zu richten, oder von Cannes aus hinüber zu ſchiffen. In einer halben Stunde hat man ſie, wenn die See nicht zu hoch geht, von dort aus erreicht. Und wenn man zurückgekehrt iſt, erfüllt mit Erinnerungen an eine Geſchichte früherer Jahrhunderte, ſo umfängt den Reiſenden gerade hier bei Cannes die Gegenwart mit einer wunderſamen Bedeutſamkeit. Denn mehrere der wichtigſten Begebenheiten der neuern und neueſten Zeit wurzeln in dem Boden dieſer Gegend, und für den Mann, der zwanzig Jahre lang Europa mit ſeinem Namen und mit ſeinem Kriegsruhm erfüllte, iſt hier ein claſſiſcher Boden. Hier landete Napoleon Bonaparte bei ſeiner Rückkehr aus Aegypten, die er wie ein Wunder trotz aller feindlichen Schiffe bewerkſtelligt hatte, am 9. Octobr. 1799 bei Frejus (alſo ganz in der Nähe von St. Marguerite), und in demſelben Hafen ſchiffte er ſich vierzehn Jahre ſpäter, am 28. April 1814, auf einer engliſchen Fregatte ein, als er den Thron von Frankreich mit der kleinen Inſel Elba vertauſchen mußte. Und zum dritten Male — gleichſam als ob die wichtigſten Ereigniſſe ſeines Lebens an dieſer Küſte ihren Anfang nehmen ſollten — landete er in der unmittelbaren Nähe der Stadt Cannes am 1. März 1815., als ihn von Elba der Ehrgeiz und die nie geſtillte Sucht nach Alleinherrſchaft nach Frankreich zurückriefen. Von hier aus bewaffnete er noch einmal Frankreich für ſich, die ſchnellſte Erfüllung ſchien noch einmal ſeinen Wünſchen zu folgen, ja ſelbſt der Sieg lächelte bei Ligny noch einmal ſeinem Lieblinge, um ihn zwei Tage ſpäter auf immer zu verlaſſen. Waterloo war das Grab ſeiner Größe, und die erſte franzöſiſche Revolution, die auf den Schlachtfeldern bei Jemappes und Fleurus befeſtigt war, wurde auf den ſie berührenden Feldern von Ligny und Waterloo geendigt. Hier iſt die Wiege und das Grab von Napoleon's Größe, denn mit Recht heißt er der Erbe der franzöſiſchen Revolution, und ein Raum von wenigen Stunden trennt die Endpunkte eines Lebens, das, wenn man es nach Thaten berechnet, wenigſtens drei Jahrhunderte zählte.

---

*) Noch zuletzt die der Herzogin von Abrantes in ihren Memoiren. X. 223.

Eine Stunde hinter Cannes, da wo der Weg von der Küſte her ſich mit der nach Nizza führenden Hauptſtraße verbindet und Bonaparte dieſelbe am 1. März 1815 betrat, hatten ſeine Anhänger unmittelbar darauf eine Pyramide errichtet, die den Helden und den neuen Zeitabſchnitt in der Geſchichte Frankreichs verewigen ſollte. Aber — ſchon vier Monate nach ihrer Errichtung lag die Pyramide in Trümmern, während das alte Schloß auf der Inſel St. Marguerite wie ein dunkler Schatten in die blühende Gegend hineinſtarrt, ein ſtummer Zeuge früherer Ereigniſſe und ſolcher, die noch dereinſt kommen werden.

Bücherſchau.

Von Dr. F. G. Kühne.

1.

Zur Aeſthetik. Unterſuchung und Berichtigung. Von **Aug. Ernſt Umbreit.** Heidelberg, Mohr. 1834. 78 S. 8.

Dieſe kleine Schrift iſt als Vorwort zu einer umfaſſenden Aeſthetik anzuſehen, die der Verf., der dem Publikum bereits ein Syſtem der Logik vorlegte, in der Folge zu liefern verheißt. Obwohl die Beantwortung der hier vorläufig aufgeworfenen Fragen, was Schönheit und Aeſthetik ſei und welche Behandlungsweiſe derſelben fromme, noch ziemlich der Fülle des objectiven Gehaltes ermangelt, ſo iſt es doch nicht unintereſſant, zu ſehen, welches Prognoſticum der Autor ſich ſelber ſtellt. Er beabſichtigt nicht, ein Syſtem der Aeſthetik zu conſtruiren, er will die Summe des äſthetiſchen Wiſſens nicht katechiſiren, und mit einem ſchematiſirten Katechismus könnte man auch nur einem Kathederpublikum unter die Arme greifen. Ein ſolches Werk wäre ein leichtes und ein unnützes: leicht, inſofern ein Standpunkt des philoſophiſchen Bewußtſeins als abſolut feſt angenommen wird, unnütz, inſofern weder dem Schönen und der Kunſt, noch dem allgemeinen Publikum damit geholfen ſein dürfte. Es iſt ein eitel Bemühen, der Schönheit Daumſchrauben anzuſetzen, denn ſie iſt eine geiſtige Macht, ſie hat hunderttauſend Hände und Arme voll lebendiger Kraft, ſie kann eher uns erdrücken und erwürgen, als wir ſie. Auch mit der Schneiderelle der Moral läßt ſich das Schöne nicht meſſen, denn es liegt über alle Dürftigkeit endlicher Beziehungen hinaus. Auch in Paragraphen und Klammern läßt ſich das Weſen der Schönheit nicht abpferchen, noch ihr ätheriſches Fluidum von Stöpſeln in Flaſchen bewahren, ſie will frei flattern, die Adern eines Volkes durchziehen, ſie will leben und leben laſſen, denn ſie iſt Leben, ſie iſt Athem einer Nation, treibender Puls einer Zeit, und wo ſie das nicht iſt, da iſt ſie überhaupt nichts. Es iſt freilich nicht genug, das Schöne zu fühlen, das Gefühl muß auch zum Bewußtſein ſeiner ſelber kommen, die Empfindung muß ſich, wie bei Göthe und jedem echten Dichter dies der Fall, zur Geſetzgeberin ihrer ſelbſt conſtituiren, und wollen wir dies Begriff und Begreifen der Schönheit und der Kunſt nennen, ſo verſtehe man nur unter ſolchem Begriffe nicht eine Klammer, die ihre lebendige Geſtalt knebelt, ſondern einen Strom der reichſten Fülle der Bewegung, in deſſen Woge wir, mitlebend, uns ſelbſt als Geſtalten auf und niedertauchen ſehen.

Mit einem Worte, Schönheit und Kunſt müſſen als lebendige Potenzen gefaßt werden, ſie müſſen noch in den Productionen der Zeit pulſiren, ſonſt verlohnt ſich die Mühe nicht, ihren Begriff zu finden. Iſt es denn mit der Wahrheit etwa anders? Ein Geſchlecht, deſſen Gegenwart aller Wahrheit entfernt läge, könnte auch den Muth nicht haben, ſie noch anderswo in entlegenen Zeiten und Nationen aufzuſuchen. Es wäre ein radicaler Wahnſinn, wenn einer, der nichts Göttliches in ſich erlebt hätte, anfangen wollte Gott zu begreifen. Die bloße Mythe, es gäbe einen Gott, hilft ihm nichts zum Verſtändniß des Urweſens. So nützte uns auch eine Conſtruction des Schönen nicht, wenn das Schöne in uns nicht lebte, ſich in unzweideutigen Erſcheinungen bethätigte und in Geſtaltungen ſein ewiges Weben im endlichen Stoffe manifeſtirte. Alles muß in uns Erlebniß und Geſchichte werden, ſonſt können wir nichts denkend begreifen. Nur ein dichteriſches Individuum, das ſich im Connex einer philoſophiſchen Zeitepoche getragen fühlt, kann eine Aeſthetik ſchreiben. Von allen Völkern hat allein das deutſche zu einer Philoſophie des Schönen Beiträge geliefert, ſeine ſchönſten Poeme ſind oft nur Studien dazu, aber zu einer Aeſthetik hat es Deutſchland doch nicht gebracht. Unſere größten Dichter ſchienen Beruf dazu zu haben. Herder kannte die Schönheit, er verſtand ihr Weſen, wie ein Bräutigam ſeine Braut nur immer verſtehen kann, aber er pflückte nur Blumen für ſie auf vielen Fluren. Schiller dachte tiefſinnig über das Schöne nach, aber nur um eine Norm für ſeine Productionen zu finden. Goethe's Aeſthetik liegt, wie ſein ganzer Menſch, lebendig verwebt in ſeinen Dichtungen. Jean Paul ſchrieb mehr eine Vorſchule für Dichter, als eine äſthetiſche Propädeutik. Deutſchland iſt, wie geſagt, dazu berufen, eine Aeſthetik zu ſchaffen, allein noch haben unſre Gedanken zu viel gährende Stoffe, noch hat Deutſchland mehr zu thun, als eine Aeſthetik zu ſchreiben, noch ſieht es nicht darnach aus, als brächte ſie der nächſte Tag. Erſt am Ende der Tage, hoffe ich, wird eine wiſſenſchaftliche Aeſthetik das Licht der Sonne, wenn dann noch Sonnenſchein iſt, erblicken. Wenn alle Richtungen der productiven Kraft erſchöpft ſind, wenn wir ganz bankerott ſind an poetiſchen Stoffen, wenn die Hand vergeblich an unſer ſtumpf und blöde gewordenes Gehirn ſchlägt, und keinen Einfall, keinen Schatten von ſchöpferiſchem Witz mehr heraufbeſchwören, keine Thräne mehr aus dem getrockneten Auge expreſſen, keinen Tropfen mehr aus dem welken Herzen drücken kann, dann, dann, Syſtematicus, komm und ziehe die Summe des Wiſſens zuſammen, erſt wenn das productive Leben ſich fertig ausgelebt hat, kannſt du vollauf die Geſchichte unſeres geiſtigen Daſeins begreifen und abſchließen. Für jetzt, hoffe ich, iſt dein Thun Stückwerk, der Strom des Lebens ſpühlt deine Bauſteine durcheinander!

Dies ſagen wir dem trefflichen Verfaſſer obiger Schrift, der ſich zu einer Aeſthetik rüſtet, ganz dreiſt in's Angeſicht, weil wir wiſſen, er fühlt und denkt wie wir, denn er hat den ſicherſten Glauben an die lebendige Bewegung der Schönheit, die unſere Zeit noch nicht zu Grabe tragen kann. Vielmehr möchten alle Abirrungen und Carricaturen, die unſere Gegenwart hervorgerufen, nicht anders zu überwinden ſein, als wenn ſich der deutſche Geiſt im Gebiete der Schönheit wieder concentrirt. Bei der Schönheit müſſen wir wieder anklopfen, um zu erfahren, was Wahrheit ſei. Das Unwahre iſt immer auch das Unſchöne, und auf einer andern Seite ſind Wahrheiten wie edle, mit Schlacken conglomerirte Metalle im deutſchen wiſſenſchaftlichen Leben der neueſten Zeit an das Licht geſtiegen, die des Schmelzofens wie eines Fegefeuers bedürfen. Noch lebt der deutſche Sinn productiv im Schönen, und wo Leben iſt, da ſind auch Thaten zu erwarten, tugendhafte und ſündhafte Thaten. Noch ſingen deutſche Lerchengeiſter, noch ſchlagen deutſche Nachtigallenherzen, noch hat der Humor das letzte der ſieben Siegel vom Buche des Lebens zu löſen, noch iſt die Geſchichte reicher und üppiger als unſere Romane, noch hat die Kritik, denn auch ſie kann productiv werden und poſitiv fruchtbar, ihre epiſchen, lyriſchen und epigrammatiſchen Lieder zu ſingen, ehe Deutſchland in einem wiſſenſchaftlichen Conſtruiren ſeiner fertigen Erlebniſſe mit ſeinem geiſtigen Daſein abſchließt. Auf eine Aeſthetik arbeiten die beſten Köpfe unbewußt hin, aber es muß ein großes Nationalwerk werden, womit wir enden, wenn uns kein Schwanenlied vergönnt iſt.

Bei alle dem iſt es in der That räthlich, langſam vorzuarbeiten, und der Verf. fühlt mit vielen Zeitgenoſſen dies Bedürfniß. Es iſt hier nicht der Ort, Umbreits Logik mit ſeiner äſthetiſchen Propädeutik in Einklang nachzuweiſen, nur Folgendes gelte als Andeutung deſſen, was der Autor erzielt. Er bezweckt weder ein Syſtem der Aeſthetik, noch ein vagues Philoſophiren über die bezughaften Materien. „Durch das bloße Denken, ſagt er, wird das Schöne eben ſo wenig erkannt, als durch die eigentliche Sinnlichkeit. Das Erkennen des Schönen iſt ein Leben im Schönen ſelbſt und unſere Einſicht in daſſelbe ein Auffaſſen deſſelben. Die Thätigkeit des Denkens zeigt ſich nur darin, daß es das gegebene Schöne als ſtoffartiges Object behandelt, während der Sinn des Schönen die des Stoffartigen entbundene Verklärung, die eben das Schöne iſt, erkennt und genießt, indem das Genießen und Erkennen hier identiſch iſt. So iſt der Sinn des Schönen eine ihrer ſelbſt bewußte geiſtige Thätigkeit, die da, wo ſie ſich als wirkſam erweiſt, auch in das Denken übergeht, ſich gleichſam kryſtalliſirt, aber doch immer wieder dieſe innern Spiegelungen durch Reflexionsbegriffe, dieſen Kryſtallapparat des Denkens mit ihrer unmittelbaren Lebenswärme durchdringt, auflöſt und in ſich zurücknimmt. In dieſem Sinne ſagen wir dann, daß der Sinn des Schönen urtheile, obgleich wir gar wohl wiſſen, daß im ſtreng logiſchen Sinne genommen, nur das Denken urtheilt.“

Nur Folgendes möchte ich hierauf erwiedern. Es ſcheint nicht heilbringend, zwiſchen Gedanken und Gefühl ein Dilemma zu laſſen, das man ſogar zwiſchen chriſtlichem Glauben und philoſophiſchem Wiſſen bereits als überwunden anſehen darf. Die Diſſonanzen dürfen nicht unaufgelöſt ſtehen bleiben, wenn das concrete Leben unſer ganzes Daſein erfüllen ſoll. Der Gedanke, den der Verſtand denkt, erweiſt ſich zwar für immer als Gegenſatz deſſen, was das Gefühl belebt; allein der Gedanke, den die Vernunft erringt, trägt auch die Fülle des Gefühles in ſich; die Vernunft iſt eben nichts anderes als das Organ des abſoluten, vollen, ganzen Menſchen. Höheres, als die Vernunft erdenkt, vermag die Phantaſie nicht zu erſchwingen. Hat der Menſch im Gefühle noch ein weiteres, freieres Reich, als ſein Gedanke ihm geſtattet, ſo iſt die Vernunft noch nicht zur Vernunft gekommen, denn ſie umfaßt noch nicht die ganze Offenbarung des geiſtigen Lebens. So können wir auch damit nicht übereinſtimmen, wenn der Verf. Philoſophie des Schönen noch für etwas anderes hält als Aeſthetik. Auch der Genuß iſt im Denken des Schönen vorhanden, er kömmt im Gedanken erſt zu ſeinem Rechte, zu ſeiner geſicherten Freiheit; der Gedanke iſt nur das Selbſtbewußtſein des Gefühls, die Empfindung, die durch ſich ſelbſt geſetzgebend wird. So vindiciren wir dem äſthetiſchen Gedanken *ſeine nothwendig productive Form*, an der er ſeine innere treibende Lebendigkeit bethätigt. Das Schöne, das docirt wird, muß immer von der friſchen Farbe der Erſcheinungswelt etwas einbüßen, nur in dem Kunſtwerk iſt das Schöne wirklich ſchön, ſelbſt die kritiſche Betrachtung muß ſich künſtleriſch geſtalten, wenn ſie die lebendige Schönheit lebendig deuten will. Dies kann nicht paradox klingen, Deutſchland beſitzt ſchon kritiſche Kunſtwerke; wir dürften, um eines anzuführen, nur auf die Reflexionen über Romeo und Julie in Tiecks Dichterleben hindeuten.

Trotz dem wollen wir die Bemühungen des Verfaſſers, eine wiſſenſchaftliche Aeſthetik hervorzurufen, die ſich aller Wärme und Fülle dichteriſcher Production zu erfreuen hätte, ehrend anerkennen und ihn ernſtlich auffordern, die Ausführung ſeines Vorhabens nicht ſo lange, als er leider dazu Miene macht, aufzuſchieben. Es thut unendlich noth, daß ſich Kunſt und Wiſſenſchaft als immerwährend bewegſam bethätigen und das Waſſer des Lebens für uns Deutſche nicht verſumpfe.

2.

a) Commentar zum zweiten Theile des Goethe'ſchen Fauſt, von Dr. C. Löwe. Mit zwei Charten vom alten Griechenland und von der alten Welt, und mit einer genealogiſch-mythologiſchen Tabelle. Berlin, Logier. 1834. 109 S. 8.

b) Goethe's Fauſt. Andeutungen über Sinn und Zuſammenhang des erſten und zweiten Theiles der Tragödie von Dr. F. Deycks. Koblenz, Bädeker. 1834. 148 S. 12.

c) Briefe über Goethe's Fauſt. Von M. Enk. Wien, Becks Univerſitäts-Buchhandlung. 1834. 80 S. gr. 8.

Goethe hat in den zweiten Theil des Fauſt, nach ſeinem eignen Geſtändniß, ſo viel „hineingeheimniſſet“, der anfängliche Schauplatz der Intereſſen, der uns den Kampf des Individuums, ſowie ſeine Verbrüderung mit dem Teufel und ſein Ringen nach den Geheimniſſen Gottes und der Welt zeigte, iſt durch die bunteſten Eindichtungen ſo ſehr ausgedehnt, der Greis Goethe hat alle ſeine Lieblingsſtudien, ſo viel eigenſte Laune, ſo viel Schooßkindergedanken in den Faden des Poems hineinverwoben, und durch den Conflict zwiſchen Romantiſchem und Antikem, der ſich als ein Hauptthema des zweiten Theiles ſchon früh geltend machte, iſt der urſprüngliche Geſichtskreis in ſo vague Ferne verzogen, daß es nunmehr wirklich Noth thut zu fragen, ob denn für dieſe weitgeſchweiften Lineamente, für dieſe abſichtlich, mithin allerdings willkürlich gehäuften Kreisbogen noch ein Mittelpunkt zu finden ſei. Iſt jener Fauſt, wie wir ihn aus dem erſten Theile der Tragödie kennen, jener Titane, der ſich nicht ſcheut, die Schlöſſer an den Pforten der Hölle zu entriegeln, um in den wandelnden Ge[illegible]ngen der Erſcheinungswelt das Ewigbleibende zu erſpähen, mit dem Himmel, den er verſcherzte, wirklich verſöhnt? Dieſe Frage iſt ſo metaphyſiſcher Art, daß die ausweichende Antwort, das ganze Thema ſei nur philoſophiſch zu erledigen, ſehr nahe liegt. Und doch iſt es die Frage, die ſich der Dichter ſelbſt ſtellte, es iſt die Frage der Menſchheit. Hat ſich der Dichter einmal das Labyrinth der Gedankenwelt eröffnet, ſo muß er auch berufen ſein, die Löſung der Aufgabe zu verſuchen. Und Goethe hat mit ſo tiefer, heiliger Treue, wie ſie der deutſchen Natur inwohnt, an dieſem Verſuche bis auf den letzten Athemzug ſeiner dichteriſchen Bruſt gearbeitet. Faſſen wir das Centrum der überhäuft complicirten Intereſſen ſeiner Dichtung ins Auge, und geſtehen wir in dem, was wir nachfolgend andeuten, daß die Aufgabe, den Fauſt dem Himmel zu vindiciren, auf die tiefſte Weiſe, wie ſie nur der Anſchauung des Dichters möglich iſt, als gelöſt zu erachten ſein dürfte, ſo iſt damit noch keineswegs der ganze zweite Theil des Doppelſtückes erklärt und gerechtfertigt. Dieſer bedarf vielmehr für ſeine weitbauſchigen Cumulationen, ſeine Anſpielungen auf Zeitgenoſſen und ſeine Bezugnahme auf die Verwirrungen unſerer mythologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen weit mehr noch als Ariſtophaniſche Nationalpoſſen und Dante's zeitgemäße Myſtiſicationen eines kritiſchen Scholiaſtenhandwerkzeugs.

In dieſer Beziehung iſt der Commentar von Löwe des Scherzes halber mit anzuführen, des Scherzes halber, weil er das Schwierigſte ungedeutet läßt und nur Bekanntes bekannt macht. Der Verf. hat ein Publikum vor Augen, das ſich erſt aus einem Converſationslexicon den Apparat zum Wortverſtändniß herbeiholen muß, und wie es Eſelsbrücken giebt für claſſiſche Autoren, ſo macht der verblümte zweite Fauſt-Theil auch ſolche für ſich nöthig. Wer jedoch des vorliegenden Commentars bedarf, hat unmöglich zum Verſtändniß des Dichteriſch-metaphyſiſchen im Fauſt Luſt und Beruf; ſomit hat der Verfaſſer für ein Publikum geſchrieben, das gar nicht exiſtirt, ein Irrthum, der bei Literaten keineswegs einzig in ſeiner Art iſt.

Je kleinlicher dieſe grammatiſch-hiſtoriſch-geographiſch-mythiſchen Erläuterungen gehalten ſind, deſto großartiger in gelehrter Kenntniß und gelehrtem kritiſchen Takt ſind die Leiſtungen von F. Deycks. Dieſer Commentator hat das Verdienſt, die claſſiſche Walpurgisnacht in ihrem ideellen Zuſammenhange mit dem romantiſchen Fauſt und in ihren kryptologiſchen Einzelnheiten zur Genüge erklärt zu haben. Goethe gefällt ſich hier darin, das Antike und Moderne in ihren Gegenſätzen und Verſöhnungspunkten allegoriſch und ſymboliſch zu beleuchten, wie denn ſein ganzes dichteriſches Streben in dieſer Sphäre ſich bewegte, und wiefern dem Romantiſchen die ſehnſüchtige Hinneigung zur antiken Welt inwohnt, gehören dieſe Züge, nur freilich nicht in ihrer abſichtlich myſtiſicirten Ausſpinnunz, in den Gedankenkreis der Fauſtdichtung. Fauſt ſehnt ſich nach dem Beſitze der Helena. Mephiſtopheles erſchrickt, denn er fühlt ſeine Ohnmacht, als Teufel über die claſſiſchen Geſtalten etwas zu vermögen. Er verweiſt jenen an die „Mütter", und Fauſt ſteigt in das nachtdunkele Reich dieſer Geheimnißvollen, deren eigentliche Bedeutung ſchon Roſenkranz vor unſerm Autor nachwies. Dieſe räthſelhaften Mächte, welche der Erſcheinungswelt fern liegen, ſind die vorweltlichen Ideen, nur nicht ſo, wie ſie Plato dachte, ſondern in dem Urdunkel der Schöpfungsſagen, wo ſich Geiſt und Materie noch in einander verhüllten. So ſind dieſe Mütter die Urideen als Urelemente, noch weit antiker gedacht als im Platoniſchen Idealismus, und mit den erſten Philoſophemen Griechenlands, wie mir es ſcheint, enger zuſammenhangend. Helena erſteigt aus der Nacht, und Fauſt zeugt mit ihr den Euphorion, das zügelloſe, launenhaft romantiſche, überſchwenglich moderne, ſchnell aufflatternde Kind der Poeſie, das die

Sehnſucht nach dem Claſſiſchen, ſeinem Mütterlichen, dem es entartete, ergreift, und das nach dem neuen Griechenland zufliegend, plötzlich ſtirbt. Aus dieſer Allegorie taucht Byrons Geſtalt hervor, wie Deycks dieſe treffende Anſicht aufſtellt. Eben ſo gelungen ſind die Anſpielungen auf Vulcaniſten und Neptuniſten, Creuzers Krug- und Topfgötter, Voſſiſche Entgegnungen und Lobecks Kureten und Korybanten gedeutet. Im Wagner wird die Abſtraction des philoſophiſchen Gedankens carikirt. Der mit Unfruchtbarkeit geſchlagene Abſtractionsdenker präparirt mit Umgehung der natürlichen Zeugung einen Phosphor-Menſchen, den Homunculus, in deſſen weiterem Geſchick Goethe's Polemik gegen die Vulcaniſten unter den Naturforſchern ſich bethätigt.

Nach der Cataſtrophe mit der Helena, die keineswegs poſitiv genügend ſich auflöſt, wendet ſich Fauſt zur politiſchen Thätigkeit. Unſer Commentator geſteht, daß die Intereſſen der Fauſtſage im vierten Acte ziemlich ſchlaff zerfallen, und ich möchte hinzufügen, daß ſich hier der Muſe des Dichters eine Trägheit bemächtigt, die den Stoff, das Leben, ja den Gedanken des Daſeins aufgiebt. Eine wenig gekräftigte Ironie zerſchlägt die Intereſſen des Völkerlebens, und wo der Held der Sage, nach Befriedigung der metaphyſiſchen und mittelalterlich-antiken Lebensrichtungen, zum Fauſt unſrer Zeit werden ſollte, zerbricht die Dichtung in ſich ſelbſt. Fauſt giebt das öffentliche Leben auf und wendet ſich zu ökonomiſch-bürgerlicher Thätigkeit. Welche Schwäche des Gedankens! Welcher Verrath an dem Völkerleben! Welches Verzichten auf die Offenbarung weltgeſchichtlicher Wahrheit in den Stoffen der Nationalintereſſen! Es iſt ein deutſcher Weiſer, der dies predigt, ein deutſcher Weiſer, dem für Weltliteratur, für Weltleben, aber nicht für Weltgeſchichte ein Blick in die Zukunft geſtattet war. Aber dieſer große deutſche Weiſe hat auch die idealiſtiſchen Intereſſen ſeiner liebſten Pflegekinder in den Wanderjahren einem materiell-arbeitſamen Leben geopfert. Es iſt gut, daß Alles den Kothurn verläßt und Alles auf dem Soccus des bürgerlich-geſelligen Phlegmas mühſam keuchend am Joche der Alltäglichkeit einherſchlendert. Wenn Wilhelm Meiſter ſeine ideale Bildung aufhebt, Philina ihr Sylphenleben über der Schneidernaht vergißt, ſo muß auch der himmelſtürmende Fauſt als Straßenpflaſterer und Ackerbürger ſchließlich reſigniren. Wäre nur Alles humoriſtiſcher, ironiſcher durchgeführt, dann wäre es haltbar, denn dann ſchimmerte die Ahnung noch hindurch, das Ideelle könne ſich auch im Ideellen befriedigend abſchließen; ſo aber, als gepredigte Weisheit, iſt es für die innern Mächte des geiſtigen Lebens eine troſtloſe Demüthigung. Endet denn Fauſt nun auch wirklich in dieſer Reſignation auf endliche Befriedigung ſeines tieferen Menſchen? Kann er denn im Schooße materieller Betriebſamkeit ſo langſam hinkranken und hinſterben? Als

Greis tritt er zuletzt auf, matt und gebrochen, das Unglück tobte auf ihn ein, er iſt erblindet und trägt die Gebrechen des Alters. Da überfällt ihn die Erinnerung an das Feuer ſeiner jugendlichen Begeiſterung, wie eine heilige Mythe überſchleicht ihn das Gefühl, er ſei mit dem göttlichen Drange in die Welt hinausgezogen, das Abſolute zu erkennen und unter dem Wandel der erſcheinenden Geſtalten des Lebens ein Ewiges herauszuſchauen. Und dieſe Sonne iſt auch nicht in ihm erloſchen, in ihren Abendſtrahlen ſteigt der alte Traum der Jugend, Gott und Natur zu ſuchen in ihrem geheimſten Weſen, wie eine Fata Morgana leuchtend wieder auf; ſein letzter Gedanke, eben dieſe Wehmuth, die ihm die Erinnerung einflößt, wird wieder ſein erſter Gedanke, wie er ihn in der Fülle des jugendlichen Strebens erfaßte; in dieſem Bewußtſein, nie das Heiligthum der Menſchenſeele, die Sehnſucht nach Erkenntniß des Ewigen, aufgegeben zu haben, in dieſer Selbſtverſicherung, nie dem irdiſchen Augenblicke wohlgefällig den Kuß zum ewigen Bunde geboten zu haben, ſtirbt der greiſe Fauſt und iſt ſo für den Himmel gewonnen. Daß der Teufel in ſeiner fleiſchlichen Begier beim Anblick der Engelgeſtalten ad absurdum geführt wird, iſt für die Erlöſungsgeſchichte des Fauſt ſo ſehr Beiwerk und Zuthat der dichteriſchen Erfindung, daß es kaum in Anſchlag kommt. Fauſt iſt nicht durch die ſchließliche Dummheit des Teufels, ſondern durch ſich ſelbſt gerettet. Im kreiſenden Wellentanze des Lebens hat er innerlich keinen Stillſtand erlebt, die Begierde trieb ihn zur Begierde, aber nie erſchien der Augenblick, zu dem er ſagen mochte: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“ Er hat das Abſolute nicht gefunden, aber auch nicht aufgegeben. Er hat keinen Ruhepunkt erreicht unter den Erſcheinungen der Dinge dieſer Welt, in keinem Sein den Gott gewähnt, vielmehr das ewige Werden als das Ewige ſelbſt erkannt. So iſt der Jugenddrang, der ſich zerſchlug, nur zur Greiſeswehmuth geworden, die ihn ſtill und ſanft beſchleicht. Er iſt derſelbe noch, der er war, aber er ſtürmt den Himmel nicht mehr, er läßt ihn über ſich walten, er gräbt nicht mehr mit Schaufeln nach der Weisheit, er läßt ſie über ſich kommen, fühlt ſich getragen von demſelben Athemzuge ſeines Geiſtes, der ihn früher mit Sturmesfittich in die Welt und in des Teufels Arme getrieben, er hat das alte metaphyſiſche Gelüſt, das Ewige zu ſchauen, nicht verlernt, die Flamme der titaniſchen Liebe leuchtet noch wie Abendſchein nach wüſten Tagen, er hat ſich ſelbſt nicht verloren, ſo ſtirbt er hin, ſo iſt er ſelig.

In dieſem Sinne iſt der Fauſt weit mehr zu Ende gedichtet, als der Wilhelm Meiſter, der keine Meiſterjahre erlebt und der in den Wanderjahren mit ſeinen idealen Intereſſen ſich ſelbſt aufgiebt. Fauſt giebt die Metaphyſik nicht auf, er lebt und liebt, er ſündigt, ſtürmt, jubelt und weint und ſtirbt in ihr. Bedeutſam für die Art und Weiſe der Ergänzung des ganzen Lebensbildes iſt ſchon der Anfang des zweiten Theils. Der Stürmer Fauſt läßt ſich von den Naturgeiſtern in Schlaf lullen. Früher, als er ſie gewaltſam heraufbeſchwor, entſtiegen ſie der Tiefe, nur um ihn zu höhnen und wilde Begier in ihm anzufachen. Jetzt, wo er ſich ſtill gefangen giebt, kommen ſie als milde Genien und umfächeln ſeine müde Stirn. So von der Gnade getragen, fühlt er ſich kraft ſeiner Hingebung ſchon geſühnt und verſöhnt, während im erſten Theile ſein Ungeſtüm ſich und der Welt vergebliche Wunden ſchlägt. Während er früher nur ſich gewollt und in ſich Alles, Gott und Natur, will er jetzt ſich im Zuſammenhange der Welt, ſich in Gott und Natur. So treten die beiden Theile des Fauſt in ihrer Tendenz an einander und der myſtiſche Chor mit ſeinen für unenträthſelbar gehaltenen Strophen: „das ewig Weibliche zieht uns himmelan“ hat für Ton und Richtung des zweiten Theils ſeine volle Bedeutung. Was den Jüngling Goethe und den Greis Goethe verbindet, das verbindet auch die beiden Tragödien mit einander, denn beide ſind die Entfaltung des Goetheſchen Jünglings und Greiſes. Und was beide trennt, nämlich der Mann, das trennt auch die beiden Theile, denn Fauſt als Mann (in der Walpurgisnacht und den nationalen und Staatsaffairen) iſt nicht thatkräftig genug herausgeboren. Fehlt doch unſerm ganzen deutſchen Leben das Mannesalter!

Hat der Denker im Dichter ſeinen Fauſt auf die angedeutete Weiſe dem Himmel vindicirt, ſo iſt es wohl leicht erklärlich, warum der Dichter als ſolcher die Formen des mittelalterlichen Katholicismus zu Hülfe nimmt, um Fauſts Seele in den Schooß der Seligen formell aufnehmen zu laſſen, ſo daß das Ganze als lyriſches Oratorium im ewigen Leben ſchließt. Tritt uns zu Anfang der Fauſt als der Mann der Mythe des Mittelalters entgegen, ſo ließ ſich das Ende nur auf dieſe Weiſe homogen geſtalten, und während die Mitte des Werkes durch Häufung abenteuerlicher Zwiſchentöne der Harmonie zu ermangeln ſcheint, greifen Anfang und Schluß mit überwiegend lyriſchen Modulationen und Fugen großartig in einander. Daß im zweiten Theile Lücken ſichtbar zu Tage liegen, die auch die freieſte Willkür der Erfindung nicht zu decken vermocht hat, weil das vermittelnde Glied zwiſchen Jüngling und Greis, Fauſt als Mann, eine Fehlgeburt iſt, dies ſollte doch Niemand mehr in Abrede ſtellen, da Goethe ſelbſt in einem Briefe an W. v. Humboldt das ſchlagende Bekenntniß ablegt, es habe ſich bei Ausführung des zweiten Theiles die „Schwierigkeit“ erwieſen, „dasjenige durch Vorſatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen ſollte.“ Goethe's Kritik über ſich ſelbſt war immer die triftigſte, weil die ſchärfſte.

Das hätte ich über Zuſammenhang und Nichtzuſammenhang beider Fauſt-Theile zu ſagen. Die Aufgabe der Tragödie hat ſich lyriſch gelöſt, die Metaphyſik des Themas kann nur der denkende Geiſt weiter erledigen, ſie iſt deutſche Nationalſache. Der jugendliche Glanz der Einzelnheiten im greiſigen Fauſt hat mich überraſcht, entzückt, aber nicht verblendet, um das Gemachte von dem Gewordenen, die Willkür von der Poeſie im Fauſt nicht mehr unterſcheiden zu können. Nicht an ſich ſelber iſt die Kraft des Dichters erlahmt, ſondern am Stoffe. Fauſt in weltgeſchichtlicher Bewegung konnte kein Gegenſtand Goetheſcher Poeſie ſein.

Die Wiener Kritik in der Schrift von M. Enk ſieht in dem ganzen Fauſt nur einen Don Juan der gemeinſten Sorte, einen nicht allein genußgierigen, ſondern noch dazu empörend hochmüthigen Sünder, der, wenn er nicht aufs Schaffot käme, doch mindeſtens zur Hölle fahren müſſe. Fauſt iſt aber kein ſtupides Beichtkind, der ſich den Bußſack um die Ohren hängen läßt. Fauſt iſt überhaupt kein beſonderes Individuum, er iſt der Repräſentant der geſammten modernen Menſchennatur, ihr ganzes Weſen iſt in ihm zum tragiſchen Conflicte geſteigert. Das loſe Spiel auf der ſinnlichen Oberfläche des Lebens iſt nur die kleinere Sünde der Menſchheit, ihre weit tiefere Sünde iſt der Drang, dem Geiſte ſeine Geheimniſſe abzulauſchen. Dieſe Sünde kann nicht von außen geſühnt werden, ſonſt wäre ſie unverzeihlich, ſie muß vielmehr in ſich ſelbſt verbluten und das rothe Blut muß zur Morgenröthe des ewigen Lebens werden. Der ſpaniſche Fauſt, Calderons Cyprianus, läßt ſich mit den Formen der Kirche durch Buße verſöhnen; der deutſche Fauſt hat in ſeinem eignen Gedankenkreiſe ſein Fegefeuer, ſeine Hölle und ſeinen Himmel. Er war die Schlange, die mit den Häuten die Sünde von ſich abſtreift, in der Greiſeswehmuth, zu der ſich ſein fieberhafter Jugendmuth verklärt, fühlt er den Zuſammenhang ſeiner ſelbſt mit dem Urweſen von Ewigkeit her geſetzt. Dies Gefühl des Abſoluten, dem er nachjagte, ohne es zu erhaſchen, überkömmt den Greis wie eine ſelige Begnadigung: ſo wird er geheiligt und geſühnt, weil er ſich ſelbſt gerettet; ſein ewiges Streben war ſeine Rettung.

3.

Laienbrevier. Von Leopold Schefer. Erſtes Halbjahr.*) Berlin, Veit und Compagnie 1834. 304 S. 8.

Es giebt keinen modernen Dichter, in deſſen Productionen ſich ſo wenig Fauſtiſche Elemente zur Darſtellung, oder nur zur Ahnung bringen, als Leopold Schefer. Die dunklen Mächte, die den Kampf des Lebens in ihm und ſeinen Dichtungen erzeugen, ſind die Miſeren des äußern

---

*) Das zweite Halbjahr iſt unter der Preſſe.

Daſeins, das Unglück, das von draußen her über die liebe Menſchenwelt hereinbricht, niemals Nachtgeſtalten, die aus dem innern Menſchen dämonenhaft herausſteigen und die Welt verwüſten. Schefers Muſe ſitzt wie ein himmelblauer Käfer mit keuſchen, ſilbernen Flügeln auf der Lotusblume, als die ihm die Welt erſcheint. Sanft wiegt ſich der Kelch auf den Waſſern der Liebe Gottes, und der Käfer im ſtillen Blätterverſteck ſingt und ſummt, oft räthſelhaft genug, vom heiligen Traum des Lebens. In ſolcher Seligkeit des innern Schauens, die ihn oft zu einem poetiſchen Schuſter Jacob Böhm macht, ſind die 181 Gedichte des Laienbreviers hingehaucht, für jeden Tag im erſten Halbjahr ein Carmen voll der ſtillſten Andacht des einſiedleriſchen Dichterdenkers. Wie ein Menſch, der in der Frühe des keuſchen Morgens auf weitem Felde ſich unter Blumen lagert und die Augen zudrückt, um den wehenden Athem der Natur im Ganzen und Großen zu fühlen und die Hymnen der frühen Lerche, das Schweben der Luft, das Leuchten der Sonne und das Flüſtern und Säuſeln im All der Welt wie ein einziges Gebet der Schöpfung zu vernehmen, ſo hat ſich Schefer hier einmal recht ſatt geſchwelgt und ſein Glaubensbekenntniß vollauf niederlegen wollen. Auch in ſeinen oft formloſen Novellen beſingt er in jeder Menſchengeſtalt, die er ſchildern möchte, die ganze Menſchheit; Alles, was er ſchrieb, iſt ein Lobgedicht auf die heilige Gotteswelt in der Menſchenbruſt. Die Ecken, die Spitzen und Felſen des Lebens mag er nicht ſehen, die Dämonen des Gemüths ruft er nicht auf, er könnte ſie auch nicht beſchwören; mit geſchloſſenen Augen träumt er einen ewigen Friedenstraum, Alles iſt für ihn ausgeglichen, die Verſöhnung fühlt er aus Allem heraus, denn in Allem ſpürt er den Gott. Er predigt im Laienbrevier eine Lichtreligion ohne Ahriman, er iſt der ſeligſte Pantheiſt, er ſitzt verloren in einer Traumwelt, aber ſicher wie im Schooße Abrahams. Sein Gemüth iſt in einem chriſtlich-idylliſchen Arkadien, in einem modern-indiſchen Paradieſe geboren Deſto mehr Nordländerhaftes hat ſein Talent, in Styl, Form und Geſtaltung liegt viel Gebrochenes, Verzetteltes, Harmonieloſes. Sein Gemüth iſt ewig maiſonnig, ſeine formelle Hand bringt aber unbehäbige Novemberſchauer in ſeine Lebensbilder. Selten gab ein echter Dichter ſo viel und ſo wenig zu gleicher Zeit. — Im Laienbrevier könnte man für die graue Eintönigkeit der fünffüßigen Jamben die Sonnenwärme des Reimes herbeiwünſchen, allein die Gedichte tragen einmal den Charakter einſiedleriſcher Reflexionsgebete zu tief in ſich, um hier der Form zu geben, was dem Inhalte widerſtrebt. Wir ſind hier in einer gothiſchen Halle, wir beten gothiſch-chriſtlich, wenn auch die ſüßeſten Naturſtimmen des Lebens von der Lippe unſers indiſchen Prieſters tönen.

4.

Luther. Ein Gedicht von **Ludwig Bechſtein.** Frankfurt a. M., Sauerländer 1834. 206 S. 8.

In 206 Canzonen beſingt der Dichter die Hauptmomente in Luthers Leben. Eine exaltirte Paraphraſe, die der lyriſche Sänger von ſeinem Gegenſtande giebt, läßt die Geſtalt ſeines Helden nicht immer frei und licht hervortreten; dennoch kann er durch ſeine reflektirende Beſchauung mitunter wirken und ergreifen. Dazu gehört im vorliegenden Gedichte die Schilderung des Kontraſtes zwiſchen dem mächtigen, prachtvollen Rom, das mit Kanonendonner und Brandraketen ſeine Gebete zum Himmel ſendet, und dem einfach biedern Auguſtinermönch aus dem Norden, der ſeine Händt ſtill faltend und ſtaunend, die geiſtliche Hauptſtadt der Welt betritt. Sonſt aber ſehen wir die Emphaſe des Dichters im ſteten Ausſchweifen, ſo daß er ſich mit dem Helden, den er beſingt, verwechſelt und dieſen mit einer Exaltation überſchüttet, die nur ihm als lyriſchem Bachanten angehört. Das Maß der Canzone verhinderte ihn auch, in nähere Umſtände einzugehen, und wenn er ſich deshalb meiſtens in allgemeiner Ausdrucksweiſe über die Situationen in Luthers Leben ergeht, und hier und dort etwas Phraſenſpiel dazwiſchen läuft, ſo bringt dies eben die ſchwierige, immer fremd bleibende Versart mit ſich. Unſere Sprache iſt mehr für den Gedanken, die italieniſche, die ſich die künſtlichen Maße ganz naturgemäß nach ihrem Bedürfniſſe ſchuf, mehr für die Muſik geboren. Daher erſcheint in jener oft als hohles Wortgepränge, was in dieſer als muſikaliſcher Hauch durchaus befriedigt. An ſolchen leeren Allgemeinheiten leidet aber Bechſteins Dichtung durchgängig. Man kann z. B. die erſten 20 bis 30 Canzonen leſen und hätte man den Titel nicht geſehen, ſo wüßte man noch nicht, daß von Luther die Rede ſein ſoll. So ſehr ſind hier über Genius, Zeit, Mitternacht und Licht ganz allgemeine, gewöhnliche Raiſonnements in Verſe geſetzt. Die Verſe an ſich ſind gut, die Geſinnung, die ſich in ihnen ausſpricht, ſogar edel und lobenswerth: und doch macht beides noch nicht den guten Dichter.

Zodiacallichter.

— Am 2. Januar ſtarb Auguſt Friedrich Ernſt Langbein, de Reſtor der Berliner Schriftſteller, in ſeinem ſieben und ſiebzigſten Jahre. Denen, welche ihn bis in ſeine letzte Zeit gekannt und geſehen, muß er immer wie ein rührend treues Bild ächt deutſchen Literatenlebens erſchienen ſein. Vom Anbeginn ſeiner Laufbahn an unaufhörlich mit äußern Sorgen geplagt, mit kleinen, kaum das Nothdürftigſte gewährenden Aemtern, zum Theil als Kanzliſt, jahrelang ſich herumquälend, hat er wohl zu keiner einzigen Zeit ſeines Lebens es reichlich und erquicklich gehabt, und doch ſind ſeine Erzählungen und Gedichte unerſchöpflich an Schwänken und guter Laune, und man möchte bei wenigen deutſchen Schriftſtellern eine ſo ungetrübte, muntere und der Freude hingegebene Lebensanſicht antreffen. Es war ein gewiſſer baarer deutſcher Spaß, den Langbein mit Glück in der Poeſie anbaute, denn der ſubtilere Begriff Humor exiſtirte zu der Zeit, auf die ſeine Muſe zurückdatirt, in Deutſchland noch nicht. Man kannte ſtatt deſſen nur eine gewiſſe bürgerliche Jovialität, die ſich am meiſten in ſogenannten Genieſtreichen gefiel, nach luſtigen Studentenabenteuern ſuchte, und einen Triumph darin fand, mit den Gläubigern auf eine pfiffige Weiſe umzuſpringen. Und dies iſt in der That das Grundthema der Langbeinſchen Romane, das ſich in den meiſten derſelben unter komiſchen Variationen wiederholt, weshalb ſie in dem ganzen Kreiſe, in dem ſie ſich bewegen, heut kaum mehr genießbar ſein möchten. Aber ſie fanden zur Zeit ihres Erſcheinens einen ſo großen Beifall, daß ſogar Andere (aus einer auch in unſern Tagen nicht ſelten vorgekommenen verwerflichen Speculation) ihre Producte unter Langbeins beliebtem Namen der Leſewelt unterzuſchieben begannen. Dies that beſonders ein gewiſſer Dr. Weber in Ronneburg, und ich erinnere mich, daß Langbein noch in ſeinen ſpäteren Jahren, wenn er auf dieſen Punkt zu reden kam, ſehr empfindlich und heftig werden konnte, weshalb er mir einſt ein richtiges Verzeichniß ſeiner wirklich von ihm ſelbſt herrührenden Schriften mittheilte, das dem Verfaſſer ſeiner Biographie im Brockhauſiſchen Converſations-Lexicon zum Gebrauch überlaſſen wurde. Seit dem Jahre 1800 lebte Langbein in Berlin, und wurde im J. 1820 Cenſor der ſchönen Wiſſenſchaften, welches Amt ihm, außer vielfältigen Verweiſen über ſeine zu große Milde, mit der er es ausübte, ſehr wenig einbrachte. Nur ganz in den letzten Jahren wurde dem nothleidenden Schriftſteller, der früher ſo manches Gemüth erheitert hatte, in Weiſe einer Penſion ein beſtimmtes Einkommen von 300 Thlr. gewährt. Es war rührend, den kleinen, freundlichen, gutmüthig furchtſamen Mann mit dem ſilberweißen Haupte in ſeiner Wirkſamkeit als Cenſor zu ſehen, die ihm in der letzten Zeit noch durch die zunehmende Schwäche ſeiner Augen ſehr erſchwert wurde. Auf dem einen Auge war er faſt ganz erblindet, und ſo ſaß er denn, ruhig aufhorchend, an der Seite ſeiner würdigen Frau, der treuen Pflegerin ſeines Alters, welche ihm die zur Cenſur eingekommenen Manuſcripte vorzuleſen und ſelbſt hülfreiche Hand dabei zu leiſten pflegte. Ein Lieblingswunſch ſeiner ſpäteren Jahre war es immer geweſen, daß es ihm noch vergönnt ſein möchte, eine Geſammtausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten, oder wenn dies nicht gelänge, wenigſtens eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte, welche er auf ſieben Bändchen anſchlug, und die allerdings das Beſte und Erfreulichſte ſind, das ſeine Muſe geſchaffen. Ungeachtet der ihrer Zeit angehörenden Obſcönität, welche manchen derſelben anhaftet, beſonders denen unter ſeinen Balladen, welche er nach Boccaccio'ſchen Novellen gearbeitet, iſt doch ein friſcher Sinn und eine Leichtigkeit der Behandlung darin, die noch heut für ausgezeichnet gelten kann. Die beſſeren ſind in den Deklamirbüchern für die Jugend zerſtreut, und wer erinnert ſich nicht noch aus dieſer ſeiner Lebenszeit des „Grafen Eulenfels“ und der „Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel“ mit einem gewiſſen Behagen über die Triumphe, die er damals damit einerntete. Aber die Bemühungen der Freunde Langbeins, ihm für das Eine oder das Andere einen Verleger zu gewinnen, blieben lange fruchtlos, ſo ſchmerzlich es war, daß auch dies nicht einmal für ihn geſchehen konnte. Endlich ſcheint jedoch in der letzten Zeit ein Uebereinkommen der Art zu Stande gekommen zu ſein, da eben nach Langbeins Tode die Scheible'ſche Buchhandlung in Stuttgart eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke (in 30 Bänden, zu 60 Lieferungen) ankündigt, welche der alte Veteran ſelbſt nicht mehr erleben ſollte. Neues hatte Langbein in ſeinen letzten Lebensjahren nicht mehr drucken laſſen, und es iſt wörtlich wahr, daß er ſich vor den böſen Recenſenten heutiger Zeit fürchtete. —

* * *

— Im Druck befindet ſich (bei Duncker und Humblot) eine ausgeführtere Schrift von C. F. Göſchel über die Lehre von der perſönlichen Fortdauer nach dem Tode. Göſchel's vielbeſprochene Entwickelung der Unſterblichkeit der Seele, die zuerſt durch eine Recenſion in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik bekannt wurde und als der erſte Verſuch anzuſehen iſt, auf dem Grunde der Hegelſchen Philoſophie eine Unſterblichkeitslehre zu begründen, wird darin ihre genauere Ausführung erhalten. —

* * *

— Der Fürſt Pückler von Muskau beſindet ſich noch in Spanien, und hat beſonders in den Pyrenäen lange verweilt. Von Spanien wird er nächſtens den Sprung nach Algier machen. —

* * *

— Von Schiller's Werken erſcheint abermals eine neue Ausgabe in der Cottaiſchen Buchhandlung, in 12 Bänden, und zwar mit einer bisher noch nicht in denſelben beſindlich geweſenen Abhandlung: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen" vermehrt. So graben unerſättliche Bergleute aus alten Stollen noch immer wieder neue Schätze und Steine auf. —

* * *

— Der Verfaſſer der Tutti Frutti hat auf ſeiner gegenwärtigen Reiſe ein neues Werk geſchrieben, unter dem Titel: „Nepenthes, oder Vorletzter Weltgang", das in zwei ſtarken Bänden erſcheinen wird. Der Titel verſpricht Etwas, das uns Allen Noth thut, denn Nepenthes heißt bekanntlich ſoviel als: Traurigkeit verſcheuchend, und iſt ſomit ein Heilkraut, das in die Materia medica unſerer Zeit ganz beſonders hineinpaßt.

* * *

— Der Kaiſerl. Ruſſiſche Staatsrath und Dichter Auguſt v. Stägemann feiert am 5. Februar in Berlin ſein funfzigjähriges Amtsjubiläum. —

* * *

— Auch die Halliſche Literaturzeitung hat jetzt funfzig Jahre lang gedient und mit dem Jahre 1835 ihren einundfunfzigſten Jahrgang begonnen. Es iſt zu verwundern, daß ſie nicht ihr Jubiläum feiert, nachdem ſie ſich ſo lange, mehr durch Gottes wunderbaren Segen, als durch eigene Geiſteskraft, zu erhalten vermocht, während andere ihrer Schweſtern frühzeitig ſchlafen gegangen. —

Drei Warnungs-Tafeln.

Stille!

Goethe mochte wohl nicht ſo Unrecht haben, wenn er ſein Zeitalter ein „turbulentes“ nannte. Er ſah, daß nur noch der Lärm praſſelnder Revolutionen auf daſſelbe wirkte, während es für leiſe, langſame Evolutionen den Sinn verloren hatte. Was nicht in Maſſen wirkt, das ſpüren ſie nicht; was nicht mit Fäuſten drein ſchlägt, das fühlen ſie nicht. Originalität erkennen ſie nur in Karrikaturen, nur das Grobe gilt für ſtark, und das Bizarre für das Weſen der Eigenthümlichkeit. Vor Zeiten, ſo leſen wir in Tiecks neueſter Novelle, vor Zeiten fielen beim Klange der Trompeten grundfeſte Mauern ein: heutzutage vermag der tollſte Opernſpektakel kein nervenſchwaches Frauenzimmer zu erſchüttern, geſchweige Mauern. Unter ſolchen Wahrnehmungen erneuert ſich leicht die alte Frage, was es an der Zeit ſei. Iſt denn die Sturm- und Drang-Periode noch immer nicht vorüber, und der Kraftgenies kein Ende? und ſoll es denn immerfort nur lärmen, ſtatt ſtill zu wirken?

Halt!

Bewegung! Bewegung! ſchreiet die Jugend. Nur Bewegung, und weiter nichts als Bewegung! ſie ſchreiet und läuft ſich außer Athem und die Schwindſucht an den Hals. Die Schwindſucht iſt das Ende ſolcher Bewegung. Denn was iſt denn Bewegung ohne Inhalt, und Inhalt ohne Halt? Was iſt Haſt ohne Raſt, und Eile ohne Weile?

Die Pflanze ſehen wir in der warmen Stube, ohne friſche Luft und Gegenbewegung, oder im naſſen Keller, ohne Licht und Leben, jäh und quett aufſteigen, aber noch ſchneller kraftlos umſinken und verkommen. Draußen ſteht der Eichbaum, er wächſt auch, und iſt ſchon viele Jahrzehnte gewachſen, aber langſam: es hat ſich ſchon manche voreilige Ungeduld der Wartenden daran gebrochen. Man ſieht ihn nicht wachſen, aber er wächſt eben darum deſto kräftiger; er wächſt, wohl zu merken, im Freien, das iſt Eins: und unter der Zucht des Geſetzes, das iſt das Zweite, welches dem Erſten nicht widerſpricht, denn das Wachsthum gedeiht.

Gemach!

Platzregen richten nur Verheerungen an, aber es giebt auch andere Regen, welche durchdringen, erquicken, ſtärken und Frucht bringen. Stürme und Gewitter reinigen die Luft; aber das Gute, was ihnen nachfolgt, gehört ihnen nicht ſelbſt an, denn wir genießen es erſt, wenn jene vorüber ſind. Das iſt nur ſo eine ſchlichte Kinderlehre, für Winkelſchulen in Kleinweltwinkel: aber die Lehre wirkt auch weiter, und kommt den Jünglingen und Männern in der großen Welt zu Gute.

Wer täglich vor ſeiner eigenen Thüre kehrt, der wird keiner gewaltſamen Mittel bedürfen, aufgehäuften Schutt fortzuſchaffen: und die Nachbarn werden ſich daran auch ein Beiſpiel nehmen, und ſolches Beiſpiel wird mehr fruchten, als alles Lärmen und Schelten.

Eigentlich iſt es doch ſo übel nicht in Kleinweltwinkel, wenn wir's nur recht betrachten und verſtehen lernen, denn Kleinweltwinkel heißt auf gut Griechiſch Mikrokosmos. Das Erſte iſt, daß in Kleinweltwinkel doch auch die ganze Welt iſt, — im guten und im ſchlimmen Sinne, — und wenn auch dieſe Welt noch klein iſt, ſo hängt ſie doch mit aller Welt zuſammen; und das wirket und fruchtet und erweitert, wenn auch gemach. Wir müſſen alle mit Einſeitigkeiten anfangen: in Einſeitigkeiten werden wir groß. Das iſt alſo Eins. Aber wo die Welt iſt, da bleibt auch der Herr der Welt nicht außen: es iſt dann auch ein Sauſen zu verſpüren, aber wenn wir's darnach machen, ſo iſt das Sauſen ſanft und gemach. Das iſt das Zweite und das Beſte, denn es reinigt und macht — nicht müßig, aber ſtille. So wirket alle wahre Kraft: Titanenkraft iſt nicht die wahre Intenſion der Kraft, ſie endet mit Ohnmacht. *)

C. F. G.....l.

---

*) Ich kann mich unmöglich enthalten, bei dieſen „Warnungstafeln," die mir von einer ſo verehrten und für die Mitwirkung an dieſer Zeitſchrift ſelbſt gewonnenen Hand zugekommen, und die zugleich als eine Erklärung über die Stellung dieſes Mitarbeiters zu der Tendenz des Journals abgedruckt werden ſollten, noch einmal meinen Aufſatz „über die Bewegungsparteien in der Literatur" zu citiren, mag es mir auch ausgelegt werden, wie es wolle! Soll nämlich der Bezug dieſem Aufſatz gelten, ſo kann ich die Freude nicht bergen, den eigentlichen Sinn meiner dort ausgeſprochenen Meinung in einer ſo ſchlagenden Uebereinſtimmung mit dem

hier dagegen Eingeſchärften zu ſehen. Denn was habe ich dort gewollt? „Man ſetze wieder die heilige Stille des ſchaffenden Genius in ſeine Rechte ein!“ und: „Wir ſuchen unſer Heil bei der Bewegung, welche den Inhalt hat und die Sache!“ Dieſe beiden Hauptgedanken ſind es, in welchen ſich die Entwickelung des ganzen Aufſatzes zuſpitzt, oder vielmehr, aus denen er zuerſt entſtanden iſt. So ſollen mir denn auch dieſe wohlgemeinten Warnungstafeln, welche die Stille predigen und den Inhalt, willkommen und geehrt ſein, anſtatt ſie im unbedingten Gegenſatz zu mir und der Tendenz des Zodiacus zu betrachten. Ich hoffe zu Gott, unſere Bewegung wird ſich nicht die „Schwindſucht“ an den Hals laufen! Und ſollte es dennoch der Fall ſein, da es heutzutage mit den Conſtitutionen ſo ſchlecht ſteht, ſo wäre ſie lediglich als ein Privatunglück hinzunehmen, das für die Sache ſelbſt nichts auf ſich hat. Alſo nochmals Dank! Dank! — —

Th. Mundt.

Windroſen.

Zur Orientirung in Zeit, Literatur und Leben.

— Es iſt eine wunderliche Zeit! Ich bin heut früh aufgewacht, die Sonne ſchien blitzend herein in mein Kämmerlein, und ich bekam ordentlich einen Schreck vor ihrer Heiterkeit. Warum iſt die Februarſonne ſo heiter? fragte ich, und wurde traurig. Im Kalender ſteht Froſt, und ſiehe, draußen gehen warme Frühlingslüfte über die Erde. Die Wetterbeobachter verzweifeln an ihrem Syſtem, und meine armen Nerven, die ſich längſt nach etwas Entſchiedenem und Feſtem geſehnt haben, ſeufzen vergeblich nach — Kälte! Im Winter kein Winter, in der Froſtzeit kein Froſt! Und wo bleibt die weiße Romantik der Jahreszeit, die ihre träumeriſchen Schneeflocken über die Gaſſe ſtreut, und einen ſtillen lichten Feierteppich, daß Jedem ſeltſam dabei zu Muthe wird, für die Wandelnden ausbreitet? Auch die friſchen Gräber, in die wir unſer Geliebteſtes hinabgeſenkt haben, ſtehen kahl und warten auf die weiße, andächtige, ſtilleinhüllende Schneedecke, die ſie erwärmen ſoll für den nächſten Blumenfrühling auf ihrem Hügel. Im Winter kein Winter, und im Frühling werden wir vergebens den Frühling ſuchen! Dagegen glimmte im vergangenen Spätherbſt ein wunderbares Nachblühen auf, und zum zweiten Mal wollte der Weinſtock ausſchlagen. Und im Frühjahr hatten wir Froſt und Schnee gehabt. Das iſt eine wunderliche Zeit, man weiß ſich nicht mehr zurechtzufinden, Kalender, Syſteme, Himmelsbeobachtungen, Theorien und Conſequenzen, ja ſelbſt Thatſachen hören auf, ihre Gültigkeit zu haben.

Die Jahreszeiten gehen in einander über, und die geiſtigen Richtungen miſchen, brechen und trüben ſich in einer nervenverſtimmenden Verallgemeinerung! Ein beklommener Athem preßt die Bruſt des Geſchlechts, die ungewiſſe Atmoſphäre macht es feige, und darum ſchreien Alle: Hochverrath! ſobald noch eine ſelbſtändig geſonderte Kraft ſich regt und muthig anſpornen möchte die ſchläfrigen Roſſe des deutſchen Lebens! Was für legitim gelten ſollte, nämlich die ſtrenge Fortentwickelung nach der reinen und ungetrübten Idee, gewinnt durch die allgemeine Verwirrung einen demagogiſchen Anſtrich. Die ſchärfſten Gegenſätze werden ſich bald nicht mehr von einander unterſcheiden laſſen. Alle Extreme verſchwimmen, und die richtige Mitte wird zum Extrem. Das großartige Pathos menſchlicher Leidenſchaft verliert ſeine Heroenpoeſie an die Spießbürgerproſa eines gleißneriſchen Indifferentismus. Eine ausgehungerte Mäßigkeitstheorie ſetzt ſich auf den Thron des Daſeins, und tyranniſirt durch Moderation, und macht Gewaltſtreiche durch ſeine Milde. Die reich ſind, müſſen betteln gehn, denn ſie können ihren Reichthum nicht anwenden auf das Leben, und die es haben, müſſen es verlieren, denn es iſt kein Grund und Boden da, um einen Tempel dafür zu bauen. Die Freiheit thut Knechtsarbeit und dient um die Geliebte lange ſchwere Jahre, bis ſie, wie Rahel, alt und grau geworden. Die Dichter, die das Prieſterthum der Schönheit verwalten ſollen, ſind von innen zerriſſen und von außen häßlich, und die Philoſophen, welche die unendliche Weisheit ſuchen, vernageln ſich ſelbſt die Welt mit Bretern durch ihre Syſteme. Die Conſervativen verbieten den Fortſchritt, und zerſtören ſich doch täglich und ſtündlich durch den Rückſchritt. Die Progreſſiven ziehen ſich Siebenmeilenſtiefeln an, und ſchreiten über Land und Meer, und holen, durch ein lächerliches Schickſal gezwungen, immer zu weit aus, um den rechten Fleck mit den Füßen treten zu können. Die Verzweiflung iſt groß, und doch, Gott weiß es, die Hoffnung noch größer! Die Melancholie der Ausgelebten ſieht in jedem nahenden Abendroth einen anlodernden Weltbrand, der endlich zu Schutt und Aſche verzehren wird die gebrechene Schöpfung; und der neue Jugendmuth der Lebenwollenden ſieht in jedem kommenden Morgenroth eine Brautfackel der Zukunft, die hochaufleuchten wird über der ewig ſich verjüngenden Schöpfung. Noch nie hat die Geſchichte in der einen Wagſchaale ſo viel Werdeluſt einer unabweisbaren Hoffnung, und in der andern ſo viel Todesſchmerz einer lange vorbereiteten Ermattung gehalten. Welche Schaale wird fallen, welche ſteigen? Wird ein Gott ſich in's Mittel legen, wird eine Hand vom Himmel heruntergreifen? Wird ein neues Evangelium die Gegenſätze verſöhnen, die tiefinwendig das ganze Geſchlecht zerfleiſchen? Ach, es iſt eine wunderliche Zeit. Es friert im Frühling, und mitten durch den Winter ſchleicht ein unheimlich warmer Sommer hin. Es iſt das wechſelnde Warm und Kalt eines geheim niſtenden Fiebers. Wie im April oft alle Jahreszeiten an einem einzigen Tage vereinigt zu walten ſcheinen, ſo gleicht unſere Zeit dem April, dem Zwiſchenmonat zwiſchen Froſt und Blüthe, zwiſchen Lachen und Weinen, zwiſchen Beſtand und Unbeſtand, zwiſchen Nichts und Etwas. Und die ganze Wetterphyſiognomie eines jeden Sonnenjahres trägt jetzt dieſen Aprilcharakter, welcher der Zeit aus dem Herzen kommt, auf ihre Züge geſchrieben. Daher durch wirres Schneegeſtöber lächelnde Lenzblicke, daher winterliche Hagelſchloſſen über Blüthenfeldern, und jene naßkalten Herbſtſchauer, unter denen ſich ſchon im Mai die überſchwemmte Knospe zu Tode ſchluchzt.

Eine wunderliche Zeit! Und nun ſchaut auch die wunderlichen Geſichter unſrer Dichter und Schriftſteller an! Die jungen ſehen alt aus, und die alten machen ein kindiſches Geſicht. Es iſt weder Jugend noch Alter da, und ich erblicke — oder trübt der Sehnſuchtsſchmerz meine Augen? — weder hier ächte Jünglinge, noch dort ächte Greiſe. Denn der Jugend wird verwehrt, jung zu ſein, und das Alter hält es für ſeine fromme Pflicht, ſtatt der Friedenspalme das Kriegsſchwert zu ſchwingen über das Neue. Der Greis behängt ſich mit der Eitelkeit ſeiner alten Traditionen, und der verachtete Jüngling, der gern das

Knie beugen möchte aus Ehrfurcht vor der ſilberlockigen Autorität, muß eine Oppoſition des Geiſtes gegen die Ehrfurcht des Herzens beginnen. So geht die Zeit ſchwanger mit Zerwürfniſſen, vor denen keine Sympathie des perſönlichen Lebens ſich mehr zu retten vermag. O wenn einmal meinen Scheitel weißes Haar mild umfließt, und mein Daſein an Luſt und Leid ſich ſatt gelebt hat, dann ſoll es in meiner Abendruhe mein Tagewerk ſein, ſtill hingegeben das Neue und Andere zu beobachten, das über die Zeit hereinbricht und über die Zeit hinausgeht. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als nie aus der Zeit zu fallen, wie nie aus Gottes Hand. Wie könnte ich der Jugend, die fröhlich an mir vorüberzieht, während ich alter Mann vor meiner Hausthür ſitze, wie könnte ich ihr harte Worte darüber zurufen, daß ſie leben will und muß! Bin ich einmal alt und kann ich nicht mehr im Weinberge arbeiten, ſo will ich mich oben auf ſeinen freien Gipfel hinſetzen, und bald ins immer neu ergrünende Thal hinunterſchauen, bald zu dem ewig ſonnigen Himmel hinauf. Nur das nimm mir nie, o gütiges Schickſal, die aus ſtiller Selbſtverläugnung erwachſende Luſt zu ſchauen und zu beobachten das Entſtehende und Werdende, das höchſte Schauſpiel für Götter und Menſchen. Denn die Selbſtſucht iſt es am meiſten, die dem Alter das Alter und der Jugend die Jugend erſchwert, die als Teufel der Reaction die leichte Geburt den Geſchichtsepochen hindert, und als Dämon der Verwirrung die klare, gedankenmäßige Sonderung der Gegenſätze trübt. Ach, es iſt eine wunderliche Zeit! Es friert im Frühling, und der Winter treibt Blüthen einer unheimlichen Wärme. Es iſt das wechſelnde Warm und Kalt eines geheim niſtenden Fiebers. —

* * *

— Es iſt eine kluge Zeit! Ich mag heut nichts arbeiten, eine große Unluſt hat ſich meiner Gedanken, meines Wollens und meines Vollbringens bemächtigt. Ich habe mich ein wenig zum Fenſter hinausgelegt, und blicke auf die Straße hinunter. Meine Nachbarin, die mir gegenüber wohnt, belächelt meine überwallende Gluth, die mich an einem Februartage das Fenſter öffnen läßt. Und dort eilt mein Freund Z., die Akten unter dem Arm, ſchon am frühen Morgen vorüber, ohne mich gewahr zu werden. Er hat ſich mit einem großen Regenſchirm bewaffnet, und doch ſteht die Sonne hellglänzend am Himmel und lächelt auf dieſen Tag herab wie eine gedankenlos zerſtreute Schöne, die freudige Blicke wirft und nicht weiß warum. Aber mein Freund, der gewiß kein Hypochondriſt iſt, hat Recht. Denn ſehe ich nicht, je mehr ich um mich blicke, dort im Weſten bereits leiſe ſich ſchwärzende Regenwolken anrücken, die, trotz der anfänglichen Heiterkeit der Atmoſphäre, bald loszubrechen drohen? Man muß vorſichtig, man muß klug ſein! Man darf heutzutage nie ohne Regenſchirm ausgehen. Freund Z. hat Recht.

Auch die Zeit iſt klug. Sie iſt ſehr klug. Es iſt eine kluge Zeit! Sie ſchirmt und ſchützt ſich von allen Seiten, um immer auf dem Trockenen zu bleiben. Sie hat den Wahlſpruch: „Waſch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!“ Sie möchte gern gereinigt ſein, aber es ſchaudert ſie, einmal den Kopf ganz unterzutauchen in der mächtig gehenden Strömung. So ſteht ſie zagend vor der rollenden Fluth der Geſchichte, und ſucht ſich zu ihrer Zerſtreuung, wie ein Kind, bunte Steine und Muſcheln am Ufer, und ſchrickt vor jedem ziſchenden Tropfen zurück, der ihr aus der Brandung der empörten Wogen in ihr Geſicht ſpritzt.

Die Zeit iſt ſehr klug, ſie iſt ſehr vorſichtig! Man kann kaum mehr drei Schritte weit gehen, ohne auf eine Warnungstafel zu ſtoßen, die ſie um der puren Vorſicht willen ausgehängt hat. Vor den Fruchtgärten der *Zukunft*, in die ich mich neulich aus einem frohen Spaziergängertrieb zu wagen gedachte, fand ich an der Pforte eine große Warnungstafel angeſchlagen: **„Dieſer Ort darf nicht ohne vorgängige Erlaubniß des Magiſtrats betreten werden!“** Ich kehrte um und ſchüttelte den Staub von meinen Schuhen. Nicht durfte ich, ein deutſcher Schriftſteller, erwarten, daß man mir einen Erlaubnißſchein bewilligen würde. In manchen königlichen Park, der vom größeren Publikum nicht beſucht werden ſollte, gelangte ich durch die Gunſt des Kaſtellans und für einen Gulden Trinkgeld. Und nicht einmal in die Fruchtgärten der Zukunft, wo die Acciſefreiheit der Gedanken gilt, nicht einmal in dieſe??

Und dort ſteht eine Warnungstafel: „**Dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!**“ Aber ſeht doch hin, der Ort iſt ja ſchon unrein, ſeit Jahrzehnten! Sperrt ihn doch nicht ab, damit er endlich gereinigt werden kann! Ihr ſeid klug, ſehr klug!

Und auf luſtiger Jugendwanderung wollte ich einſtmals in die Thore einer hübſchen Stadt ziehen, als mir ein Thorſchreiber, der mich in der That für einen vagabundirenden Handwerksburſchen anſah, abermals eine Warnungstafel entgegenhielt: „**Hier iſt alles Fechten und Schnurren ausdrücklich verboten!**“ In meiner Unſchuld verſtand ich die Kunſtausdrücke nicht. Ich fragte, ob unter „Fechten und Schnurren“ das Prinzip der Bewegung gemeint ſei? Natürlich fand ich es, daß in unſerer Zeit das Prinzip der Bewegung fechten gehen müſſe. Der Thorſchreiber machte ein kluges, ſehr kluges Geſicht.

Ihr ſeid Alle ſehr klug, unendlich klug! Könnte ich auch klug werden durch eure Klugheit! Vielleicht gelänge es mir dann, im ruhigen Thale Hütten zu bauen und eine friedfertige Schaferidylle aus meinem Leben zu machen. Meine Strebens- und Schaffensluſt zöge ſich auf's Land zurück und beſtellte den lieben Kartoffelacker der Mutter Erde und triebe die gute alte patriarchaliſche Rindviehzucht. Es hat ja etwas Süßes, in ganz verborgener Abgeſchiedenheit zu wirken, wo die Welle der Zeit nicht hinreicht und wo ich nicht hinreiche in die Welle der Zeit. So ſchlägt auch die Nachtigall am liebſten im verdunkeltſten Haine, in Nacht und Stille, wo Keiner ſie erſchaut und belauſcht. Und ſo tröſten ſich die deutſchen Schriftſteller gern mit dieſem idylliſch-ſentimentalen Nachtigallencharakter, wenn man ihnen lieber eine trauliche Obſcurität, als die offenredende Oeffentlichkeit gönnt. Viele Deutſche fürchten ſich noch und laſſen ſich Furcht machen vor der Oeffentlichkeit, weil dieſe ſo gar wenig idylliſch-gemüthlich iſt. Das iſt idylliſch-gemüthlich und zugleich ſehr klug. Es iſt ſehr klug! Nimm den Regenſchirm mit, Freund Z., wenn du in die Oeffentlichkeit hinausgehſt! —

* * *

— **Es iſt eine reiſe Zeit!** Was ſoll ich heut arbeiten? Am beſten nichts. Ich habe große Anlagen zum Faullenzer, wie der weiſe Sokrates zur Schwelgerei. Im Selbſtgenuß meiner Faulheit durchſchreite ich mein mit Büchern und Papieren überfülltes Zimmer. Dort auf dem Tiſche liegt der neueſte Bücherkatalog, den mir mein dienender Geiſt ſo eben aus der Buchhandlung überbracht hat. Ein Bücherkatalog iſt mir an ſich oft lieber geweſen als das beſte Buch, das er anzeigt. Man blättert ſich in einen gedankenreichen Müßiggang hinein, und ſieht, wie der verſchlafene Thurmwärter, unten über die Mondſcheinwieſe Rieſen, Ritter, Knappen, ſchöne Prinzen, holde Damen, luſtige Elfen ſich hintummeln, ſollte es auch nur gemeines Strauchwerk ſein, das im Winde ſich regt und im Mondlicht Figuren bildet. Aber ſeit einiger Zeit geben mir die Bücherkataloge zu ganz beſonderer Betrachtung Anlaß. Und dieſer neueſte beſtätigt eine Bemerkung, die ſich bis auf ſehr weitgehende Gedanken verfolgen läßt und von mir verfolgt worden iſt.

Noch zu keiner Zeit ſind ſo viel Schriften über die Unſterblichkeit der Seele geſchrieben und gedruckt worden, als eben jetzt. In dieſem Katalog allein zähle ich wieder deren mehr als zwanzig, die entweder den Zuſtand der Seele nach dem Tode, oder die Beziehungen zur Geiſterwelt und einem zu uns herüberſcheinenden Jenſeits, oder die Frage von der perſönlichen Fortdauer zu ihrem Thema haben. Ein haſtiges Drängen, ein allgemeiner Eifer iſt unter dem Geſchlecht entſtanden, ſich dieſe letzten und äußerſten Gegenſtände, die große Philoſophen unerörtert und ſelbſt das Evangelium des Chriſtenthums dunkel gelaſſen, zu ergründen. Es iſt eine reiſe Zeit! Sie beſchäftigt ſich ſo dringend mit ihrer ewigen Zukunft.

Wenn man ſein Beſtes, ſein Alles an den Tod verloren, hat man jahrelang keinen andern Gedanken und keinen andern

Traum, als über die Unſterblichkeit der Seele. Die Unmöglichkeit, ſeine geliebten Todten aufzugeben, und der ſchmerzhafte Drang, einer Gewißheit habhaft zu werden, ob man wieder mit ihnen eins ſein könne, zieht uns tief in eine tranſcendente Speculation, und läßt uns die triftigſten Syſteme, Theorien, Beweisgründe und Combinationen erfinden. Endlich bleibt uns fürerſt nichts gewiß, als daß wir unſere an das Jenſeits mit ſo magiſchen Banden gekettete Liebe wieder in das unentfliehbare Diesſeits, das uns hält und trägt, hineinwachſen laſſen müſſen, daß aus unſerm Verluſt an den Tod ſich Gewinn für das Leben, daß aus unſerer geſtorbenen Geliebten ſich eine neue Poeſie hervordrängen muß. Eine neue Poeſie, die uns, in wiedererweckter Thatkraft des Daſeins, 'aus ungeheuerer Trennung die ewige Nähe und aus der Zerriſſenheit aller Lebenselemente die geiſtige Einheit als den unendlichen Schwerpunkt wiedergewinnen und empfinden läßt. Dann ſchlagen wir das verweinte Auge wieder langſam zu einem freudig umſchauenden Weltblick auf.

Auch die Zeit hat manches heilige Gut an den Tod verloren, die Zeit hat manche Geliebte, die unerſetzlich iſt, begraben. Die Ruhe, der Friede, der poſitive Lebensgenuß und manches harmlos naive Glück der alten Zeit ſind ihr auf immer gebrochen. Tiefgebeugt, in verwittweter Geſtalt, ſteht ſie da. Sie vertieft ſich in Gedanken über die Unſterblichkeit der Seele, über das Jenſeits, über die ewige Geiſterwelt. Es iſt ihr geheimſter Schmerz darin, daß ſie durch die edelſten Geiſter unſeres Volkes ſo viele und immer mehr ſich häufende Schriften über dieſe Dinge einer großen, hinübergreifenden Ferne entſtehen läßt. Ich will und muß alle dieſe Schriften leſen, ſelbſt die unbedeutendſten. Sie ſchlagen eine zu wichtige Saite, ich möchte ſagen, in dem Nervenſyſtem der Gegenwart an. Am meiſten bin ich auf das von dem geiſtvollen, verehrungswürdigen Göſchel in dieſen Tagen zu erwartende Werk geſpannt.

Aber der Zeit mit ihren vielen Gedanken an das Jenſeits muß es endlich gehen, wie den Hinterbliebenen der geliebten Todten. Auch die Zeit muß ihre Liebe wieder in das unentfliehbare Diesſeits, das die nächſte Fortentwickelung hält und trägt, hineinwachſen laſſen. Die großen Todesverluſte, die ſie erlitten, legen ihr nur wieder eine neue Nothwendigkeit auf, zu leben. Das Leben behält doch immer einen unendlichen Werth, weil es einen unendlichen Inhalt hat. Und aus der hingeſchiedenen Geliebten der alten Zeit muß ſich die neue Lebenspoeſie eines neuen Wirkens und Vollbringens gebären, eine neue Lebenspoeſie, welche große, gewaltige Schmerzen des Geſchlechts zu verſöhnen, ſteifgewordene Formen der Geſinnung zu vergeiſtigen, und über gebrochenen Herzen einen kräftigenden Gottesfrieden aufzurichten hat!

Es iſt eine reife Zeit! Aber nicht bloß reif, um jede Stunde an das jüngſte Gericht zu denken, ſondern auch reif zum Handeln, zum Leben! Was reif zum Tode, muß wieder reif zum Leben werden. Leben! Leben! Handeln! Es iſt eine reife Zeit! —

Th. Mundt.

Der Geſandtenmord bei Raſtadt.

Eine hiſtoriſche Skizze von K. G. Jacob.

Unter allen wichtigen und erfolgreichen Begebenheiten der erſten franzöſiſchen Revolution hat nicht leicht eine die Aufmerkſamkeit der Mitlebenden und die Theilnahme der Nachwelt in einem ſo hohen Grade in Anſpruch genommen, als die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten bei Raſtadt. Wie höchſt aufgeregt auch immer jene Zeit war und in einem wie ſchroffen Gegenſatze das Monarchiſche zu dem Republikaniſchen ſtand, wie ſehr ferner die Schickſale der Einzelnen unter der Maſſe von welterſchütternden Begebenheiten begraben und vergeſſen worden ſind, ſo bleibt es doch immer ein denkwürdiger Beweis von der Achtung des Völkerrechts und der Heilighaltung lang geehrter Formen, daß die genannte Begebenheit bis auf den heutigen Tag in ſo vielen Schriften beſprochen worden iſt und daß das Intereſſe an derſelben ſo mannichfaltige Deutungen veranlaßt hat. Freilich liegt auch in dem Geheimnißvollen der ganzen Begebenheit ein beſonderer Reiz zur Enträthſelung derſelben. Wer ſollte aber nicht wünſchen, daß, was ſich im Dunkel der Nacht ſo blutig entladen hat, an das Sonnenlicht der Wahrheit gezogen werden möchte, und daß der Name des Mannes genannt werden könnte, der eine ſo frevelhafte That veranlaßte!

Es ſind jetzt über dreißig Jahre, ſeit jene Begebenheit ſich zutrug. Die Erinnerung daran lebt noch im Gedächtniß Vieler, die damals Jünglinge waren; es leben noch Männer, welche in Raſtadt ſelbſt zur Zeit des Congreſſes ſich aufhielten, ja, es leben vielleicht noch Männer, die durch Amt und perſönliche Kenntniß geeignet wären, die beſten Aufſchlüſſe zu geben. Sie haben es indeß nicht für gut erachtet, dieſe Aufſchlüſſe dem wißbegierigen Publikum mitzutheilen, und ſomit der Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei in einzelnen Memoiren oder geſchichtlichen Werken eine willkommene Gelegenheit verſchafft, falſche Nachrichten zu verbreiten. Es ſoll daher der Zweck der nachfolgenden Darſtellung ſein, die ſchreckliche Begebenheit treu nach den beſten Quellen, vorzüglich nach den Berichten des damaligen preußiſchen Geſandten, Herrn von Dohm *), zu erzählen, die ſeitdem aufgefundenen und ſehr zerſtreuten Notizen mit dieſem Berichte zu vereinigen und am Ende die Grundloſigkeit gewiſſer Gerüchte zu erweiſen.

In der kleinen badiſchen Stadt Raſtadt befanden ſich ſeit dem December des Jahres 1797 die Abgeordneten oder Subdelegirten derjenigen deutſchen Reichsſtände, welche man auf dem Reichstage zu Regensburg, und nach den zu Leoben zwiſchen Frankreich und Oeſtreich beſprochenen Friedens-Präliminarien, zu den Friedensunterhandlungen zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reiche auserwählt hatte. Nachdem bereits am 17. October 1797 der Friede zwiſchen Oeſtreich und Frankreich zu Campo Formio abgeſchloſſen war, begannen die Geſandten ihr ehrenvolles, aber ſehr ſchwieriges Werk. An der Spitze ſtand der kaiſerliche Commiſſarius und Plenipotentiarius, Graf von Metternich, der im Namen des Reichsoberhauptes von reichspatriotiſchen, väterlichen Geſinnungen ſprach, während der Wirkliche Geheimerath Graf Lehrbach zu gleicher Zeit für das Haus Oeſtreich ausſchließlich unterhandelte, ein Mann von Kraft und Feſtigkeit, aber dabei von roher Geſinnung und den franzöſiſchen

---

*) Die hierher gehörigen Aufſätze ſind: Gemeinſchaftlicher Bericht deutſcher Geſandtſchaften über den an der franzöſiſchen Geſandtſchaft in der Nähe von Raſtadt verübten Meuchelmord. 1799. (herausgeg. vom Legat.-Rathe von Eggers) und abgedruckt in: Chriſt. Wilhelm von Dohm, nach ſeinem Wollen und Handeln. Ein biographiſcher Verſuch von W. Gronau. (Lemgo 1824.) S. 507—676. — Dann ein zweiter Aufſatz in Häberlin's Staats-Archiv Bd. VII. S. 113—264. Damit vgl. man die Erzählung im Gronauſchen Werke ſelbſt S. 335—355. und Dohm's Denkwürdigkeiten.

Geſandten mit wildem Haſſe gegen alles Republikaniſche gegenüberſtehend. Von deutſcher Seite waren ſehr geſchickte Männer da, der kurmainziſche Geſandte, Freiherr von Albini, die preußiſchen Geſandten, der ehrwürdige Graf von Schlitz, genannt Görz, Geheimerath von Dohm und Freiherr von Jacobi-Klöſt, der kurſächſiſche Geſandte, Graf von Löben, der würzburgiſche Geſandte, Graf Stadion, der zweite öſtreichiſche Geſandte, Graf Cobenzl und andere *). Aber was halfen die Talente nach den Verhandlungen zu Baſel und Campo Formio! Was fruchtete der gute Wille und die Rechtlichkeit Einzelner, wo ſich manche der Größern doppelt vertreten ließen und Habſucht und Egoismus der Einzelnen ſo vorherrſchend waren, daß man ſchon damals den nahen Sturz der geiſtlichen Stifter, wie der kleinern Fürſten und Herren vorausſehen und bemerken konnte, wie die Gruft für Deutſchlands Verfaſſung gemeinſchaftlich von Freunden und Feinden gegraben wurde.

Die franzöſiſchen Unterhändler waren zuerſt Treilhard und Bonnier, zu denen noch der General Bonaparte erwartet wurde. Treilhard war im diplomatiſchen Verkehr mehr ungeſchliffen als ungezogen, er pflegte wohl ſeinen Oberleib lang auf den Tiſch hinzulegen, reckte dann das trotzende Haupt empor, haderte, ſchalt und drohete. Im geſelligen Kreiſe war er liebenswürdiger, auch für wiſſenſchaftliche Unterhaltung nicht unempfänglich. Bonnier war düſter, einſylbig, von rauhem und barſchem Weſen, beſaß jedoch große literariſche Kenntniſſe, die aber das Beleidigende und Herausfordernde in ſeiner Natur nicht zu unterdrücken vermochten. Ihn haßten die Deutſchen daher beſonders. Als Treilhard zum Mitgliede des Directoriums erwählt und Bona-

---

*) Das Verzeichniß der Geſandten ſ. m. bei Gronau S. 329 ff. und über manche Perſönlichkeiten und Details die Schrift des Freiherrn von Gagern: Mein Antheil an der Politik I. S. 91. und die „Memoiren eines deutſchen Staatsmannes“ (Leipzig 1833) S. 162—167., deren Verfaſſer der Baron Labes, nachmals Graf Schlitz nach ſeinem Schwiegervater genannt, iſt, wie aus den Jahrbüch. f. wiſſenſch. Kritik 1833. Julius. Nr. 5. hervorgeht.

parte am 20. Mai 1798 nach Aegypten abgeſegelt war, kamen Roberjot und der im vorigen Jahre erſt verſtorbene Jean de Bry ſtatt ihrer nach Raſtadt. Roberjot war ein unterrichteter, hellſehender, wohlgeſinnter Mann, der erträglichſte von allen Franzoſen, ſowie auch ſeine Gattin, Jean de Bry's Gattin und ſeine Töchter erſter Ehe gebildete und wohlwollende Frauen waren; Jean de Bry dagegen ſchauete höhnend auf die Deutſchen herab, ihm war nur der franzöſiſche Verſtand der untrügliche, das franzöſiſche Gepräge allein das wahre. An allem war der Uebermuth der Deutſchen Schuld, der Druck dieſer gegen Frankreich unerträglich, welches großmüthig in ſeiner Milde beſchloſſen hatte, Deutſchland zu beglücken. Daher wurde auch die Umgegend von Raſtadt zu derſelben Zeit durch revolutionäre Umtriebe bearbeitet und den Dörfern das Trugbild einer allemanniſchen Republik vorgeſpiegelt. Wo er und Bonnier, wie früher Treilhard, in der beſchriebenen Art auftraten und durch mancherlei Kunſtgriffe und Verſprechungen den Funken des Mißtrauens unter den deutſchen Abgeordneten zur Flamme der Zwietracht anfachten*), da mußte wohl manches wackere Gemüth von Haß und Unmuth bewegt werden, in heftigern Gemüthern aber konnte ſich wohl der Gedanke regen, durch blutige Rache den Uebermuth der verhaßten Franzoſen zu ſtrafen.

Die Unterhandlungen, deren Geſchichte nicht hierher gehört**), hatten bis in den März 1799 gedauert, als die franzöſiſchen und öſtreichiſchen Heere ſich wieder näher rückten und die Hoffnung eines Friedens zwiſchen dem deutſchen Reiche und Frankreich immer mehr verſchwand. Am 18. April reiſte der kaiſerliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, ab, am 23. April erklärte ſich die Reichsfriedens-Deputation für ſuſpendirt und der Congreß war alſo als aufgelöſ't zu betrachten. Die deutſchen Geſandten beſchloſſen abzureiſen, die franzöſiſchen Geſandten erklärten auf die ihnen von der Suſpenſion der Deputation gemachte Anzeige, daß ſie gleichfalls binnen drei Tagen gedächten, Raſtadt zu verlaſſen.

---

*) Vergl.: Geheime Geſchichte der Raſtadter Friedensverhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieſer Zeit. Von einem Schweizer (K. L. von Haller). 6 Bde. Germanien 1799.

**) Memoir. eines deutſch. Staatsmannes. S. 104.

An demſelben Tage (es war der 25. April) wurde von öſtreichiſchen Huſaren, die bereits ſeit mehrern Tagen die Gegend durchſtreiften, ein mit Paß und Schild verſehener Courier der franzöſiſchen Geſandtſchaft, der Depeſchen nach Straßburg bringen ſollte, gefangen genommen und nach Gernsbach in das Standquartier des öſtreichiſchen Oberſten von Barbaczy abgeführt. Auf die mündlichen und ſchriftlichen Vorſtellungen der preußiſchen und mainziſchen Geſandtſchaft, ſo wie auf den zugleich mitausgedrückten Wunſch, daß die Abreiſe der franzöſiſchen Geſandten auf keine Weiſe behindert werden möchte, erwiederte der Oberſt mündlich, unter Verweigerung einer beſtimmten Erklärung über den ausgeſprochenen Wunſch, daß er die Depeſchen des Couriers in das Hauptquartier überſendet habe. Trotz dieſer beunruhigenden Vorgänge beharrten die franzöſiſchen Geſandten doch auf ihrem Vorſatze abzureiſen. Am 28. April, als am letzten Tage der von ihnen ſelbſt zur Abreiſe beſtimmten Friſt, ſtanden ihre Wagen früh um acht Uhr zur Abfahrt bereit im Hofe des Schloſſes, wo ſie wohnten, und auch die aus dem Marſtall des Markgrafen von Baden ihnen beſtimmten Pferde waren bereit. Da man ihnen indeß vorſtellte, daß ihre Sicherheit gefährdet ſei, ſo entſchloſſen ſie ſich noch zu warten, bis eine ſchriftliche Antwort vom Oberſten Barbaczy auf die ſchriftliche Vorſtellung der Geſandten eingegangen wäre. Als dieſe ausblieb, ſchrieb der Miniſter Albini nochmals an den Oberſten und erbat ſich eine beſtimmte Erklärung, ob die franzöſiſchen Geſandten, wenn ſie mit von ihm ausgeſtellten Päſſen verſehen wären, auf ihrer Reiſe irgend ein Hinderniß zu beſorgen haben würden. Die mit Ueberbringung dieſes Schreibens beauftragte badiſche Ordonnanz blieb über Gebühr lange aus. Sie hätte ſchon zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags zurück ſein können. Dagegen traf Abends zwiſchen 7 und 8 Uhr ein öſtreichiſcher Huſarenofficier mit einigen Gemeinen ein, begab ſich auf das Schloß zu dem kurmainziſchen Miniſter und entſchuldigte den Oberſten, daß er wegen überhäufter Geſchäfte nicht habe ſchriftlich antworten können. Zugleich zeigte er in ſeinem Namen an, daß die franzöſiſchen Miniſter mit Sicherheit reiſen könnten und daß ihnen dazu ein Termin von 24 Stunden beſtimmt ſei. Die preußiſche Geſandtſchaft erhielt keine Antwort. Den franzöſiſchen Miniſtern übergab der Officier ein Schreiben ſeines Oberſten. Durch Zufall hat der Miniſter von Dohm dieß geleſen *) und kann verbürgen, daß deſſen Inhalt im Weſentlichen folgender war:

Miniſter!

Sie werden von ſelbſt einſehen, daß innerhalb der von k. k. Truppen beſetzten Poſitionen keine franzöſiſchen Bürger geduldet werden können. — Sie werden es mir daher nicht mißdeuten, wenn ich mich genöthigt ſehe, Ihnen, Miniſter, anzudeuten, Raſtadt binnen 24 Stunden zu verlaſſen. Gernsbach, den 28. April 1799.

Barbaczy, Obriſt.

Auf dieß Schreiben entſchloſſen ſich die franzöſiſchen Geſandten ſofort abzureiſen. Alle Gegenvorſtellungen waren vergebens und ſo fuhren ſie wirklich gegen 8 Uhr Abends in acht Wagen, in denen ſich auch die italieniſchen Geſandten befanden, ab. Zugleich mit dem das obige Schreiben überbringenden Huſarenofficier waren etwa 50 Mann öſtreichiſche Szekler Huſaren (von einem ſiebenbürgiſchen Regimente) in die Stadt gekommen, hatten ſich vor dem landwärts belegenen Etlinger Thore gelagert und ſperrten nun in Gemeinſchaft mit den badiſchen Truppen die Thore, ſo daß über die Communicationsbrücken zwiſchen der Stadt und Vorſtadt Niemand durchgelaſſen wurde. Selbſt der badiſche Stadtcommandant erhielt nicht die Erlaubniß hinauszureiten.

---

*) Gronau S. 600.

Wie die franzöſiſche Geſandtſchaft an das Thor kam, wurde ihr das Herausfahren verweigert. Die drei Miniſter ſtiegen ſogleich aus und gingen mit Zurücklaſſung ihrer Wagen, in denen ſich ihre Frauen und Suite befand, auf das Schloß zu dem kurmainziſchen Miniſter. Kein Menſch konnte dieſen Widerſpruch zwiſchen der Anweiſung, binnen 24 Stunden abzureiſen, und dieſem Anhalten am Thore begreifen. Der Miniſter Albini ſendete daher ſeinen Legationsſecretär von Mönch an den Rittmeiſter, der vor dem Thore auf der Chauſſee mit ſeinem Trupp hielt und bekam die Antwort, daß bei Beſetzung der Thore allerdings der Befehl ertheilt ſei, Niemanden hinauszulaſſen, und daß man vergeſſen habe, die Ausnahme wegen der franzöſiſchen Geſandten hinzuzuſetzen. Dieſes, verſicherte von Mönch, ſei nun geſchehen und die Geſandten könnten abreiſen. Aber dieſe hielten es für nöthig, um eine militäriſche Escorte nachzuſuchen, damit ſie auf ihrem Wege bis Plittersdorf, wo ſie über den Rhein ſetzen wollten, nicht nochmals aufgehalten würden. Es dauerte lange, ehe die Antwort kam. Der badiſche Major von Harrant brachte ſie und erklärte, daß der Rittmeiſter die Escorte abgeſchlagen habe, weil er dazu nicht mit Ordre verſehen ſei, doch würden die Geſandten kein Hinderniß auf ihrem Wege finden. Auf die von ihm gethane Frage, ob dieſes ſo zu verſtehen ſei, daß die franzöſiſchen Miniſter mit Sicherheit über den Rhein gehen könnten und ob er, der von Harrant, dieß den franzöſiſchen Miniſtern ſagen könne, bejahete es der Rittmeiſter. Nach einigem Ueberlegen entſchloſſen ſich die franzöſiſchen Geſandten, lieber ohne Escorte abzureiſen, als wieder auf das Schloß zurückzufahren und den Anbruch des Tages abzuwarten, was Verſchiedene riethen und ſelbſt die Frauen der Geſandten wünſchten. Zwiſchen 9 und 10 Uhr fuhren alſo die franzöſiſchen Miniſter wirklich zum Thore hinaus. Es war eine ganz finſtere Nacht. Eine Fackel wurde vorgetragen.

Noch war keine Viertelſtunde verſtrichen, als ſich ſchon das Gerücht verbreitete, die Franzoſen wären nicht weit vom Thore von öſtreichiſchen Huſaren angefallen und dieſe hätten auf die

Kutſcher und auf den Fackelträger eingehauen. Der liguriſche Geſandte Brecardi, der ſich mit ſeinem Bruder in dem letzten Wagen befand, war, als er bei den vordern Wagen Tumult und Geſchrei vernommen hatte, durch den Schloßgarten auf einem ihm bekannten Wege geflüchtet und brachte nebſt einem entwiſchten Poſtillion den im Caſino noch verſammelten Diplomaten die erſte ganz zuverläſſige Nachricht von dem Anfall auf die franzöſiſchen Geſandten. Bald darauf, als mehrere der verſammelten Diplomaten, unter ihnen auch Dohm, im Begriff waren, zum Rittmeiſter zu gehen und von ihm ſchleunige Hülfe zu begehren, erhielt man ſchon die Nachricht, daß die franzöſiſchen Geſandten aus ihren Wagen geriſſen, daß auf ſie gehauen, ja — daß ſie ermordet wären. Um ſo mehr beeilten ſich nun die Geſandten, aber am Thore weigerte ſich die Wache, ſie hindurchzulaſſen, und als dieß endlich geſchehen war, ſo verfloß wohl eine halbe Stunde, ehe der Rittmeiſter Burkard erſchien. Auf die Frage des preußiſchen Miniſters von Görz, welche Maßregeln er auf die ihm unſtreitig bekannt gewordene ſchreckliche That bereits genommen habe, verſicherte er, einen Officier mit zwei Huſaren abgeſchickt zu haben. Als die Geſandten noch ſtärker in ihn drangen und ihn bei der Ehre der deutſchen Nation, bei der Ehre ſeines Monarchen und bei ſeiner perſönlichen Ehre beſchworen, doch ja Alles zu thun, um zu retten, was noch zu retten ſei, da antwortete der Rittmeiſter, „es ſei ein unglückliches Mißverſtändniß, bei der Nacht ſchwärmten freilich die Patrouillen umher, und da könne leicht dergleichen geſchehen: die franzöſiſchen Miniſter hätten nicht bei Nacht reiſen ſollen." Als man ihm vorhielt, daß er die Escorte abgeſchlagen und geſagt habe, es ſei für die franzöſiſchen Geſandten nichts zu fürchten, verſetzte er, „er habe ja keinen Befehl gehabt, die Escorte geben zu können, man hätte ſie bei dem commandirenden Oberſt ſuchen müſſen." Auch ſonſt bezeigte er ſich unmuthig und unwillig, äußerte ſich ſehr befremdlich gegen den däniſchen Geſandten von Roſenkranz: „Wollen Sie hier mit mir eine Inquiſition anſtellen?" und verlangte endlich zu wiſſen, wo die Wagen der franzöſiſchen Geſandten wären; eine in der That ſehr ſonderbare Frage, da die deutſchen Geſandten in der Stadt waren, er aber außer derſelben ſtand. Erſt nach vielem Hin- und Herreden erlangten die Geſandten, daß er noch ein Commando auf die Landſtraße nach Plittersdorf abzuſenden ſich bereitwillig erklärte. Indeß kamen noch mehrere vom Mordplatze Geflüchtete und beſtätigten die früheren Ausſagen. Ein Augenzeuge, der die Fackel getragen hatte, erzählte namentlich die Ermordung des Miniſters Bonnier.

Als der badiſche Major von Harrant, dem indeß nur ein öſtreichiſcher Wachtmeiſter ſtatt des ganzen Commando's zugegeben war, auf dem Mordplatze, der kaum 200 Schritte von der Stadt entfernt iſt, ankam, fand er die Wagen von etwa 50 Szekler Huſaren umringt, die eben im Begriff waren, die Wagen nebſt allen noch darin befindlichen Perſonen, die in ſinnloſer Betäubung lagen, um die Stadt herum, nicht in dieſelbe, abzuführen. Nur mit Mühe und durch ſtarke Drohungen des Majors konnten jene bewogen werden, die Wagen in die Stadt fahren zu laſſen. Bis dahin behaupteten ſie, die Wagen wären ihre Beute. Neben den Wagen lagen die Leichname von Bonnier und Roberjot ſchrecklich mißhandelt auf der Erde. Doch Jean de Bry war weder todt noch lebendig zu finden. Harrant wollte ihn aufſuchen, doch die Huſaren weigerten ſich, ihn zu begleiten, und ſo konnte er nur die Wagen in die Stadt zurückbringen. Die Gattinnen von Jean de Bry und Roberjot, die Töchter des erſtern, die Secretäre und Bedienten ſaßen darin. Niemand von allen war verletzt, doch waren Mehrere des bei ſich gehabten Geldes, der Uhren und anderer Koſtbarkeiten beraubt. Die Wagen hielten nun vor dem Schloſſe, Jeder drängte ſich hinzu, um den Unglücklichen zu helfen, aber die Huſaren ließen Niemanden, ſelbſt nicht die angeſehenſten Miniſter, hinzu. Endlich wurden die Damen erſt in das Schloß, dann in die Wohnung des kurbraunſchweigiſchen Geſandten, des Freiherrn von Reden, gebracht, um ihnen hier beſſere Hülfe leiſten zu können.

Jetzt konnten die Nachrichten über die Ermordung der Geſandten zu einem Ganzen geſtaltet werden. Aus den Erzählungen der betheiligten Perſonen, ſo wie aus dem ſpätern, ſummariſchen Protocoll über die Ausſage der Kutſcher *), die die Geſandten gefahren hatten, und aus anderweitigen Aeußerungen ſtellte ſich nun Folgendes heraus. An den Wagen des Geſandten Roberjot ſprengten Huſaren, zerhieben die Glasfenſter und frugen: Miniſter Roberjot? Als derſelbe auf Franzöſiſch ja! geantwortet und ſeinen Paß vom kurmainziſchen Geſandten vorgezeigt hatte, zerriſſen die Huſaren den Paß, nahmen den Miniſter gewaltſam aus dem Wagen, hieben ſtark auf ihn los und verdoppelten ihre Hiebe auf eine, nach Ausſage des Kutſchers, gräuliche Weiſe, als der Unglückliche noch einige Zeichen des Lebens von ſich gab und ſeiner Gattin zurief: o sauvez, sauvez! Die Gattin wollte ſich auf ihn ſtürzen und mit ihm ſterben, aber der Kammerdiener hielt ſie umſchlungen und hielt ihr auch die Ohren zu, damit ſie das ſchreckliche Todesröcheln ihres Gatten nicht hörte. Den Kammerdiener warf ein Huſar ebenfalls aus dem Wagen und frug: Bedienter? Auf die Antwort: oui, domestique, klopfte er ihn auf die Schulter und ſagte, indem er ihm mit der andern Hand die Uhr aus der Taſche zog: „Bedienter bleib, nit bös.“ Eben ſo war auch Madame Roberjot beraubt worden. Sie fiel, als man ſie in Sicherheit gebracht hatte, aus einer Ohnmacht in die andere, und unter ſchrecklichem Schluchzen hörte man die Worte: „on l'a haché devant mes yeux.“

An den Wagen des Geſandten Bonnier ſprengten ebenfalls Huſaren und riefen: „Bonnier, ſteig aus!“ Als dieß nicht gleich geſchah, riſſen ſie den Miniſter heraus, hieben ihn vor den Augen des Kutſchers neben dem Sattelgaul zuſammen und ließen ihn todt liegen. Nur einzelne Laute — unter andern das Wort Pardon — will der Kutſcher vernommen haben. Der Körper des Todten ward darauf von den Huſaren ganz ausgeplündert, die auch im Wagen einige Plünderungen vornahmen.

---

*) Abgedruckt bei Gronau S. 623—625.

Eben ſo ward, wie der Kutſcher ausſagte, Jean de Bry nebſt ſeinen Damen aus dem Wagen geriſſen, er ſelbſt durch Säbelhiebe verwundet, ſeine Damen jedoch nur ausgeplündert, wobei der Kutſcher ſelbſt von den Huſaren einen Schlag mit dem Säbel erhalten. Wie es dem Miniſter weiter ergangen, wußte derſelbe nicht anzugeben.

In dem vierten Wagen ſaß der Legationsſecretär Roſenſtiel. Durch den Lärm aufgeſchreckt, ließ er von ſeinem Diener die Wagenthüre öffnen, um zu den vorderſten Wagen zu eilen, wo er die, wie er glaubte, aus Sprachunkunde entſtandenen Mißverhältniſſe heben zu können hoffte. Aber ſein Diener hatte ſchon das Angſtgeſchrei der Ermordeten vernommen, ſah alſo auch ſeinen Herrn in augenſcheinlicher Lebensgefahr und ſchob ihn ſofort in den waſſerfreien, ziemlich tiefen Chauſſeegraben, aus welchem ſich nun Roſenſtiel durch ſumpfige Wieſen flüchtete und über die Mauer in den Schloßgarten entkam. Von da gelangte er in Oehm's Wohnung, wo er die freundlichſte Aufnahme fand. Sein Wagen ward gleichfalls geplündert *).

So weit die Zuſammenſtellung der einzelnen Umſtände, die ſich entweder gleich nach dem unglückſeligen Ereigniſſe oder kurz darauf ermitteln ließen und durch die neueſten Nachrichten beſtätigt worden ſind. Wir fahren nun in der Geſchichtserzählung fort.

Den beklagenswerthen Hinterbliebenen und Angehörigen der Ermordeten ward jede Art von Hülfsleiſtung gewährt, nur über de Bry's Schickſal war man noch in Ungewißheit. Um nichts zu ſeiner Rettung unverſucht zu laſſen, ritten am andern Morgen (29. April) gegen 4 Uhr der Major von Harrant in Begleitung des Reichsgrafen von Solms-Laubach und mit einem Gefolge badiſcher und öſtreichiſcher Huſaren aus, durchſuchten die ganze Gegend bis nach Plittersdorf und riefen den Namen des Miniſters. Beſonders that dieß Graf Solms mit ſeiner

---

*) M. ſ. Roſenſtiel's Biographie in Voigt's Neuem Nekrolog der Deutſchen 1825, Bd. I. S. 239.

dem Miniſter bekannten Stimme. Aber ſie fanden ihn nicht, doch erfuhren ſie manche andere erhebliche Umſtände. So erfuhr der Major Harrant von dem Schulzen des Dorfes Rheinau (eine Stunde von Raſtadt), daß auch hier kaiſerliche Huſaren nach einem geflüchteten, verwundeten Franzoſen gefragt hätten, an deſſen Wiedererlangung ihnen Alles gelegen ſei. Zugleich hätten ſie ausdrücklich verlangt, daß, wenn man dieſen von ihnen nach ſeinem Aeußern und ſeiner Kleidung beſchriebenen Franzoſen fände, man ihn ja nicht nach Raſtadt, ſondern um die Stadt herum nach Mückenſturm auf einem von ihnen bezeichneten Wege bringen, oder ihn nur ſicher verwahren und es melden ſolle, damit ſie ihn aus Rheinau abholen könnten.

Hierauf ſchien es den Geſandten vor allen Dingen nöthig, für die ſichere Abreiſe der franzöſiſchen Geſandtſchaften und ihre ungeſtörte Ueberfahrt über den Rhein Sorge zu tragen. Mit einem deßfalſigen Schreiben der Geſandten verſehen, ging der preußiſche Legationsſecretär von Jordan in das Standquartier des Oberſten Barbaczy nach Gernsbach ab. Dieß geſchah um 4 Uhr des Morgens; die ganze Nacht war unter dieſen Beſchäftigungen vergangen.

Einige Stunden nach Abſendung dieſes Schreibens kam plötzlich um 7 Uhr früh Jean de Bry, mit Blut und Schmutz bedeckt, in der Wohnung des preußiſchen Miniſters, Grafen von Görz, an. Sein Aeußeres war ſo entſtellt, daß die Dienſtboten ihn erſt gar nicht einlaſſen wollten. Als er aber in Görz's Zimmer auf ſeine Frage, ob Frau und Kinder gerettet wären, erfahren hatte, daß ſie wohl und in Sicherheit wären, da ſtürzte derſelbe Mann, der bisher nur revolutionäre Wildheit gezeigt hatte, auf ſeine Knie, faltete die Hände und betete mit lauter Stimme: „divine providence, si j'ai méconnu les bienfaits jusqu'ici, pardonne!“ *) Seine Kleidung war ganz zerhauen, er ſelbſt war am linken Arme, an der Schulter und über der Naſe verwundet, ein Hieb auf den Kopf hatte wegen Hut und

---

*) Memoir. eines deutſch. Staatsmannes. S. 167.

Perrücke nur eine ſtarke Contuſion veranlaßt. Die Geſchichte ſeiner Rettung erzählte er in folgender Weiſe. Auf ihn war, da ſein Wagen zuerſt fuhr, der erſte Angriff geſchehen. Seinen Paß hatten die Huſaren ebenfalls wie den Roberjot's in Stükken zur Erde geworfen, dann ihn nebſt ſeiner hochſchwangern Gattin und zwei Töchtern gewaltſam herausgeriſſen. Auf die Bejahung der von einem Szekler Huſaren in gebrochenem Franzöſiſch an ihn gerichteten Frage: Est-ce que tu es Jean de Bry? erfolgt ſofort ein ſtarker Säbelhieb über den Kopf und ein anderer in den Nacken, worauf er in den am Wege befindlichen Graben niederſtürzt. Doch bleibt ihm noch hinlängliche Beſinnung, ſich todt zu ſtellen, man verſetzt ihm noch einige Hiebe, auch einen Stich in den Schenkel, plündert ihn dann aus und läßt ihn todt liegen. Als die Huſaren fort waren, ſtand er auf und eilte in den Wald. Es regnete ſtark. Da er ſich nun nicht auf die naſſe Erde legen wollte, kletterte er, ungeachtet ſeines ſtark verwundeten linken Armes, auf einen Baum, wo er ſich, zuweilen vor Mattigkeit halb ſchlummernd, bis zum anbrechenden Tage erhielt, nicht ohne Furcht, von öſtreichiſchen Patrouillen, die gegen Morgen den Wald durchſtreiften, entdeckt zu werden. Am Morgen nahm er den Weg zur Stadt. Eine Menge Volk war aus derſelben gekommen, um die Leichname zu ſehen. Jean de Bry miſchte ſich unter dieſen Haufen und ſah unter den ſchmerzlichſten Gefühlen die Leichname ſeiner Collegen am Boden liegen, wo er dicht vorbeigehen mußte. Unbemerkt kam er bis an die Stadt und auch glücklich in das Thor, ohne von der öſtreichiſchen Wache angehalten zu werden.

Noch war die Antwort des Oberſten Barbaczy nicht angekommen. Die Geſandten wünſchten aber ſo bald als möglich die franzöſiſchen Abgeordneten über den Rhein gebracht zu wiſſen, um alsdann ſelbſt abreiſen zu können. Gegen 9 Uhr begab ſich alſo Dohm in Begleitung des däniſchen Geſandten von Roſenkranz und des Freiherrn von Gemmingen, des Bevollmächtigten der unmittelbaren Reichsritterſchaft, zum Rittmeiſter Burkard und erklärte ihm, daß, ſobald der Zuſtand des verwundeten Jean de Bry und der Witwe des ermordeten Roberjot es erlauben würde, ſämmtliche Mitglieder der franzöſiſchen Geſandtſchaft mit ihren Effecten unter badiſcher Escorte und in Begleitung mehrerer Mitglieder des diplomatiſchen Corps nach Plittersdorf gebracht werden ſollten, wenn er mit ſeiner Ehre und mit ſeinem Leben für die Sicherheit einſtehen und auch eine Escorte geben wollte. Der Rittmeiſter geſtand dieß nach einigen Schwierigkeiten zu. Aber bei dieſer Unterredung entfielen dem Rittmeiſter manche bemerkungswerthe Aeußerungen: „Es ſei ein Unglück, aber wer dafür könne? Auf Befehl ſei es nicht geſchehen." Als die Geſandten ihm zu erkennen gaben, daß ſie weit entfernt wären, nur die Möglichkeit einer ſolchen Schandthat vorauszuſetzen, ſuchte er die Größe des Verbrechens dadurch zu mildern, daß er hinzuſetzte: „auch ihnen ſeien wohl Generale todtgeſchoſſen worden."

Bald darauf langte endlich der Legationsſecretär von Jordan um 11 Uhr mit einem Schreiben des Oberſten von Barbaczy an. Er hatte denſelben ſelbſt nicht ſprechen können, und obſchon er ſich als den Abgeordneten aller in Raſtadt verſammelten Geſandten genannt hatte, ſo wurde ihm doch geſagt, er könne den Oberſten nicht ſprechen und wenn er von Gott dem Vater und von Gott dem Sohne käme. Ja, er hatte ſchon Mühe, den in Rothenfels commandirenden Rittmeiſter zu bewegen, ſein Schreiben an den Oberſten gelangen zu laſſen, da derſelbe, wie er ſagte, ſchon genug Couriers und Eſtafetten in dieſer Nacht bekommen habe. Dagegen war die Antwort des Oberſten beruhigend und eines Mannes von Ehre und Gefühl würdig *). „Seien Euere Excellenzen überzeugt," hieß es unter anderm in derſelben, „daß in meinem ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten Buſen dennoch ein Herz ſich reget, welches über derlei Gräuelthaten ſich entſetzet und zu eben ſo unnatürlicher Rache, wie das Verbrechen jener Raubſüchtigen war, im höchſten Grade gereizt wird **). Ich gebe in dem Augenblicke den Befehl, daß ein Officier mit einem Commando der ſich glücklich geretteten franzöſiſchen Geſandtſchaft bis an den Rhein Sicherheitsgeleit leiſten, ſo wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen laſſe, die ich unter meinem Commando jemals gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigſter Wehmuth fühlen muß. Was die Begleitung der übrigen hochanſehnlichen Geſandtſchaften betrifft, ſo erlaubt mir meine Lage nicht, in dieſer Gegend meine Truppen zu zerſtreuen, und ich bin überzeugt, daß Niemand etwas zu befürchten haben wird, ſo wie auch zu dieſer Gräuelthat nie jene von Plünderungsſucht geblendete Verbrecher ſich herabgelaſſen haben würden, wenn die franzöſiſche Geſandtſchaft, welche vier und zwanzigſtündige Friſt zur Abreiſe bekam, beim Tage abgereiſet wäre.“

---

*) So urtheilt Dohm bei Gronau S. 619.

**) Man bemerke die undeutſche Faſſung dieſer Worte.

Zugleich mit dieſem Schreiben hatte auch der Rittmeiſter die nöthigen Befehle erhalten, in denen aber, wie er ſagte, ihm ausdrücklich aufgegeben ſei, keine Begleitung von diplomatiſchen Perſonen zu geſtatten, da die deutſchen Geſandtſchaften ihre Rückreiſe antreten, nicht aber an den Rhein gehen könnten. So auffallend dieſe Behandlung auch war, ſo würde doch jede Vorſtellung hierüber die Abreiſe verzögert haben. Demnach trafen alſo der Major von Harrant und der Legationsſecretär von Jordan, dem allein der Rittmeiſter es geſtatten wollte, den Zug zu begleiten, die nöthigen Anſtalten. Um 1 Uhr verließen Jean de Bry, deſſen Wunden die Reiſe geſtatteten, die Damen und das übrige Perſonal der Geſandtſchaft die Stadt, und gelangten — freilich unter fortwährender Todesangſt — bald nach Plittersdorf, wo die Ueberfahrt ohne Störung vor ſich ging. Die Geretteten ſchieden unter den lebhafteſten Dankesäußerungen gegen Harrant und Jordan, Jean de Bry gab der Escorte ein Douceur und ſeine Gattin händigte dem badiſchen Miniſter von Edelsheim beim Abfahren aus der Stadt eine Rolle mit 100 Louisd'ors für die Armen zu Raſtadt ein.

Noch an demſelben Abende verließen die ſämmtlichen Geſandten Raſtadt und begaben ſich nach Carlsruhe, von wo ſie an den Erzherzog Karl als commandirenden General der öſtreichiſchen Armee, ſo wie an den Landesherrn, den Markgrafen von Baden, den gemeinſchaftlichen, von Dohm verfaßten Bericht unter dem 1. Mai 1799 erſtatteten, der auch gleich darauf durch den däniſchen Legationsrath von Eggers, der in Raſtadt anweſend geweſen war, mit mehrern Beilagen und Actenſtücken zum Druck befördert worden iſt *).

Aber noch ehe dieſe Berichte zur öffentlichen Kenntniß gelangen konnten, ſprach der öſtreichiſche Hof in einem Decrete vom 6. Mai 1799 laut und öffentlich ſeine hohe Mißbilligung über das Geſchehene aus und bezeigte ſeine Bereitwilligkeit, mit Hintanſetzung aller nur immer denkbaren Rückſichten dem beleidigten Völkerrechte die vollkommenſte Genugthuung zu verſchaffen. Eben ſo verſprach auch der Erzherzog Karl, die Reſultate der von ihm angeordneten militäriſchen Unterſuchung dem Publikum vorzulegen. Das Gefühl des Abſcheu's über dieſe That wurde von einem jeden ehr- und rechtliebenden Deutſchen getheilt.

War nun ſchon die Aufregung in Deutſchland groß, um wieviel größer mußte ſie in Frankreich ſein, wo das Directorium, welches zu jener Zeit die vollziehende Gewalt in Frankreich war, Alles that, um das Gräßliche der That noch zu ſteigern. In Mainz ward der Geſandtenmord vom Commandanten auf dem Theater angekündigt, und Alles ſchrie: vengeance, vengeance et la mort aux Allemands **). In Paris wurde ein feierliches Todtenfeſt für die Ermordeten gehalten ***). Die Stühle, welche Bonnier und Roberjot früher in der Verſammlung des geſetzgebenden Corps eingenommen hatten, waren mit ihren Kleidern bedeckt, und auf die Worte des Präſidenten (nach dem namentlichen Aufrufe der Beiden): „Auf dem Congreſſe zu

---

*) Vergl. Gronau S. 349.

**) Crome's Selbſtbiographie S. 306.

***) Arndt's Reiſen durch Frankreich I. 360. Garat hielt eine treffliche Rede, die nach Bernadotte's Ausdrucke in einem Briefe an Ney aus Simmern vom 14. Mai 1799 (Ney's Memoiren S. 141.) ihn an die ſchönen Tage Lacedämon's und Rom's erinnert hat.

Raſtadt ermordet", antworteten die Secretäre: „Ihr Blut komme über die Urheber ihres Mordes" *). Auffallend iſt es, daß weder das Directorium, noch ſpäterhin die Conſuln, noch endlich Napoleon in der Folge Reclamationen bei der öſtreichiſchen Regierung wegen Beſtrafung des Geſandtenmordes erhoben haben. Es erſcheint dieß um ſo auffallender, je aufgebrachter ſich Bonaparte ſchon im Jahre 1796 über den an dem Legations-Secretär Baſſeville zu Rom im Jahre 1793 verübten Mord geäußert und ſeine Soldaten zur Rache gegen die Römer in tönenden Worten aufgefordert hatte.

Und in der That war der Mord zu gräßlich und die Zeit zu aufgeregt, als daß nicht die Beweggründe deſſelben und die ſo geheimnißvoll, im nächtlichen Dunkel begangene That die mannichfaltigſten Gerüchte hätte hervorrufen ſollen. Trotz des Dohm'ſchen Berichtes wurden durch öffentliche Blätter, durch kleine Flugſchriften und wahrſcheinlich auch auf andere Weiſe ſchleunig und abſichtlich Nachrichten über das Ereigniß zu Raſtadt verbreitet, die der Wahrheit zuwider waren, die aber bei ſehr Vielen Eingang fanden, da die Verfaſſer es verſtanden hatten, einſchmeichelnde Vermuthungen zu äußern und vor allem den Reiz des Geheimniſſes noch zu erhöhen. Ja, man ging ſo weit, daß es in einem kleinen Aufſatze **) beſtritten werden konnte, ob überhaupt Szekler Huſaren die Mörder der Geſandten geweſen wären, wobei nicht undeutlich auf eine viel nähere Theilnahme des öſtreichiſchen Hofes hingedeutet ward! Ferner wurden officielle Berichte erdichtet, die der Oberſt Barbaczy an den Erzherzog Karl in franzöſiſcher Sprache ***) erſtattet hätte und die von Unrichtigkeiten wimmelten, um anderer Erdichtungen und durch den Druck verbreiteter Unwahrſcheinlichkeiten nicht zu gedenken. Am auffallendſten war wohl die Anſicht, daß die Geſandten auf Veranlaſſung des franzöſiſchen Directoriums ermordet wären, welches dadurch den Haß der Franzoſen gegen Deutſchland auf das Höchſte zu ſteigern beabſichtigt hätte. Wie ſonderbar dieſe Anſicht auch erſcheint, ſo fand ſie doch in jener Zeit viele Anhänger und iſt bei Perſonen, deren Erinnerungen in jene Zeit reichen, noch nicht ganz untergegangen. So hat mir Herr Buchhändler Voigt in Ilmenau brieflich mitgetheilt, daß er im Jahre 1799 im Pfarrhauſe zu Pfungſtadt bei Darmſtadt von dem Lieutenant Keil im Szekler Huſaren-Regimente Folgendes gehört habe: „Die Franzoſen wollen der Welt glauben machen, daß der Geſandtenmord auf Anſtiften der öſtreichiſchen Regierung und zwar durch Szekler Huſaren verübt worden ſei. Allein wir Officiere dieſes Regiments wiſſen gewiß, daß dieß erdichtet ſei. Denn es iſt uns bekannt, daß die Uniformen unſers Regiments von einem Schneider zu Straßburg verfertigt worden ſind und daß es Franzoſen waren, die in dieſer Verkleidung auf geheimen Befehl des Directoriums dieß Attentat verübten, um Frankreich bei dem bevorſtehenden Ausbruche der Feindſeligkeiten gegen Deutſchland wegen dieſer Verletzung des Gaſtrechts zu fanatiſiren.“ Wir brauchen jedoch auf Widerlegung dieſer Nachricht, die ein Officier des durch jenen Mord allerdings beſchimpften Regiments glauben konnte und verbreitet zu ſehen wünſchen mußte, nicht einzugehn.

---

*) Nach dem Romane Fragoletta Th. II. S. 100. der deutſch. Ueberſ.

**) Unter der Aufſchrift: Iſt Vertheidigung des Hauſes Oeſtreich in Betreff des Geſandtenmordes nöthig? In Häberlin's Staats-Archiv Bd. IV. H. 14. S. 258 ff. abgedruckt.

***) Nach der Broſchüre: Rapport officiel sur l'assassinat des ministres plénipotentiaires françois à Rastadt 1799.

Durch ſo viele unrichtige Darſtellungen und falſche Gerüchte geärgert, hielt ſich Dohm in ſeinem Gewiſſen verpflichtet, noch einmal öffentlich über den Geſandtenmord bei Raſtadt zu reden. Er wollte durch Mittheilung aller wahrhaft hiſtoriſchen Nachrichten und ſeines eignen Urtheils, ſowie durch Enthüllung der gefliſſentlichen Entſtellung der Thatſachen und groben Erdichtungen die Wahrheit, ſo weit es nur immer möglich wäre, feſtſtellen oder wenigſtens jedem Urtheilsfähigen die Materialien zu einer eignen Anſicht und zur Begründung einer eignen Unterſuchung verſchaffen. Zur Bekanntmachung dieſer Arbeit und der dahin einſchlagenden Actenſtücke wählte Dohm das Häberlin'ſche Staats-Archiv *). Niemand konnte hierzu geſchickter ſein als Dohm mit ſeinem edeln Wahrheitsſinne, mit ſeiner Kenntniß der Perſonen und Umſtände und ſeiner durchaus rechtlichen Geſinnung. Wir haben ihn daher auch unbedenklich zum Führer angenommen und erwähnen nur folgende Hauptreſultate ſeiner Unterſuchung, mit Bezugnahme auf neuere Anſichten und Aeußerungen.

Es kann erſtens als entſchieden angenommen werden, daß die Mörder Szekler Huſaren geweſen ſind.

Nur die Liebe zum Außerordentlichen konnte glauben laſſen, daß unter Szekler Uniformen franzöſiſche Soldaten verſteckt geweſen wären, und nur ein ſehr weit getriebener Haß gegen den öſtreichiſchen Hof, daß beſonders abgeſchickte Leute zu dieſem Attentate in die Uniform eines bekannten öſtreichiſchen Regiments geſteckt worden wären. Warum hätte man nicht lieber eine viel mehr entſtellende Vermummung gewählt? Uebrigens wurden ja gleich nach dem Morde zu Raſtadt Uhren, Tabacksdoſen und andere Koſtbarkeiten von den Szekler Huſaren verkauft; ja, am 29. April, als die Leichname der beiden Geſandten auf dem Kirchhofe zu Raſtadt beerdigt wurden, geſtand ein im Wirthshauſe zum Engel anweſender ältlicher Huſar, daß er den Miniſter Roberjot ermordet habe und äußerte große Reue über die That. Er verſicherte auch, von ſeinem Officier dazu angehalten zu ſein, der, als er ſeine Abneigung bezeigt, heftig geſchimpft und gedroht, worauf er dann, wie außer ſich, auf den Geſandten eingehauen habe **). Endlich beklagt es der Oberſt Barbaczy in ſeinem Schreiben vom 29. April, daß die That von raubſüchtigen Gemeinen geſchehen ſei, und verſichert, daß er bereits Befehl gegeben habe, dieſelben gefänglich einzuziehen. Alſo waren ſie doch von ſeinem eignen Regimente. Und ſo werden ſie auch in dem Berichte des Erzherzogs Karl vom 2. Mai an den Hofkriegsrath in Wien *) bezeichnet.

---

*) Bd. VII. S. 113—264.

**) Bei Gronau S. 346. Anm.

Als zweites Reſultat kann feſtgeſtellt werden: Dieſe Mörder haben nicht aus eignem Antriebe und aus Raubſucht, ſondern, wo nicht unter der unmittelbaren Anführung, doch auf Befehl ihrer Officiere gehandelt, in deren unmittelbaren Nähe die Gräuelthat verübt worden iſt.

Hier muß nun zuvörderſt auf die ſehr beſtimmte Aeußerung des alten Huſaren, die ſo eben beigebracht iſt, verwieſen werden. Dann aber widerſpricht es ganz der Wahrſcheinlichkeit, ſowie aller militairiſchen Polizei und Disciplin, daß Soldaten es gewagt hätten, ſo ganz in der Nähe eines Officiers, des Rittmeiſters Burkard, der nach den vorliegenden Thatſachen kaum 200 Schritte von dem Mordplatze entfernt ſein Quartier hatte, einen ſolchen Frevel zu begehen. Wenigſtens würden ſie ſich dazu einen entlegenern Platz ausgeſucht haben. Auch mußten ſie ja bei dem langen Zuge von acht Wagen Widerſtand befürchten, der ihren Plan, der doch nur auf die Schnelligkeit des Anfalls und die Schutzloſigkeit der angegriffenen Perſonen begründet ſein konnte, geſtört haben würde. Dagegen erſcheint das Benehmen des Rittmeiſters Burkard zweideutig und verdächtig. Zuerſt entſchuldigt er es, daß der Befehl, Niemanden aus den Thoren von Raſtadt zu laſſen, aus Verſehen auch auf die franzöſiſchen Geſandten ausgedehnt ſei, dann bezeigt er ſich unmuthig, faſt grob gegen die deutſchen Geſandten, hierauf erklärt er, daß die franzöſiſchen Geſandten abreiſen könnten und kein Hinderniß auf ihrem Wege finden würden. Als die Mordthat bekannt iſt, redet er von unglücklichen Mißverſtändniſſen, die beim Umherſchweifen der Patrouille ſich leicht ereignen können, antwortet dem däniſchen Geſandten faſt trotzig, macht alsdann die größten Schwierigkeiten, die gewünſchte Escorte zur Rettung zu bewilligen, will nicht geſtatten, daß diplomatiſche

---

*) M. ſ. Häberlin a. a. O. Bd. VII. S. 170. und Gronau a. a. O. S. 351. Anm.

Perſonen die Begleiter der Franzoſen bis an den Rhein ſind, und äußert zuletzt: „daß ihnen auch wohl Generale todt geſchoſſen wären“. Man kann ſich bei Zuſammenſtellung dieſer Umſtände kaum des Verdachtes erwehren, daß der Rittmeiſter Burkard um die ganze Sache gewußt habe, ja daß er vielleicht gar bei derſelben thätig geweſen ſei. Sein Benehmen iſt durchaus roh und beleidigend; es kann nur befremden, daß er ſo geringe Rückſichten gegen die angeſehenſten diplomatiſchen Perſonen nimmt, da es doch ſein Oberſt an der Beobachtung aller Formen der äußern Höflichkeit nicht hat ermangeln laſſen.

Drittens: Dieſe Gräuelthat war planmäßig angelegt und ihr Zweck ganz ausdrücklich, die drei Geſandten und keine Andern zu ermorden. Die Plünderung iſt Nebenſache geweſen, die man nicht hindern konnte (oder wollte) und allem Vermuthen nach den Mördern als Belohnung verſprochen hatte, welche deshalb auch die in den Wagen noch befindlichen Effecten als Beute geradezu in Anſpruch nahmen. Der oben mitgetheilte Hergang bei dem Anfalle auf die franzöſiſchen Geſandten zeigt deutlich, daß ſie ſelbſt geſucht wurden und daß ihre Ermordung ſchon im voraus anbefohlen war. Die Geſandten wurden, als man ſich durch theils an die Kutſcher, theils an ſie ſelbſt gerichtete Fragen überzeugt hatte, daß ſie die geſuchten Perſonen wären, durch Säbelhiebe zu Boden geſtürzt und fürchterlich zerhauen. Den übrigen Perſonen geſchah, wenn man die Todesangſt bei Ermordung ihrer Angehörigen und die Ausplünderung derſelben abrechnet, kein Leid.

Man hat gleich nach der That und neuerdings wieder die Meinung aufgeſtellt, daß der Anfall nicht ſowohl den Perſonen der Geſandten als ihren Papieren gegolten habe. Dieſe Anſicht iſt beſonders durch den General Jomini *) vertreten worden. Man habe, ſo erzählt derſelbe, von öſtreichiſcher Seite gewünſcht, über die Verbindungen, welche mehrere Mitglieder der Reichsdeputation mit Frankreich angeknüpft haben möchten, Licht zu erhalten, und der Graf von Lehrbach, der in der Nähe von Raſtadt geblieben war, habe daher einen Oberſten von den Szekler Huſaren beauftragt, die Geſandten auf der Landſtraße anzuhalten und ſich in den Beſitz der Papiere zu ſetzen. Dabei ſoll die Anweiſung geweſen ſein, zwei derſelben, Jean de Bry und Bonnier, die ſich in beſonderm Grade übermüthig bezeigt hatten, durch eine Tracht Schläge abzulohnen *). Daſſelbe beſtätigt ein hochgeſtellter badiſcher Staatsbeamte, der Freiherr von Drais **), indem er angiebt, daß die Huſaren nur den Auftrag gehabt hätten, ſich der Papiere der franzöſiſchen Geſandten zu bemächtigen. Das letztere Zeugniß namentlich könnte einiges Gewicht haben, da die Papiere allerdings mit den übrigen Effecten weggenommen waren und ihre Rückgabe ausdrücklich verweigert wurde, obgleich der Geſandte Jean de Bry ſich darüber ſehr bitter beklagte und der badiſche Miniſter von Edelsheim ſich für deren Auslieferung lebhaft verwendete ***). Allerdings würde das Entſetzliche der That in etwas gemildert, wenn man annähme, daß der räuberiſche Anfall bloß die Beſitznahme der Papiere bezweckt habe. Aber kein Bericht von Augenzeugen oder betheiligten Perſonen erwähnt einer ſolchen Forderung, die Papiere auszuliefern, vielmehr zeigt die ganze Art des Angriffs deutlich genug, daß man den Geſandten habe das Leben nehmen wollen. Angenommen endlich, daß Jomini's Angabe richtig ſei, ſo fragen wir, ob wohl die Möglichkeit einer blutigen That ausgeſchloſſen ſein konnte, wenn man rohen Soldaten auftrug, die Geſandten mit einer Tracht Schläge abzuſtrafen? Im Dunkel der Nacht, bei der Gefahr auf der That ergriffen zu werden, konnte der Unterſchied zwiſchen einer Abprügelung und einer tödlichen Verwundung unmöglich beobachtet werden, zumal da im Hintergrunde die Ausſicht auf eine reiche Beute eröffnet war.

---

*) Histoire de la guerre de la révolution T. II. p. 143.

---

*) Bien houspiller, iſt der Ausdruck in Ney's Memoiren S. 141. Ueberſ. Dazu iſt eine lange Anmerkung gefügt, nach welcher der öſtreichiſche Geſandte in Raſtadt den Auftrag ertheilt habe, die Papiere der Geſandten in Beſchlag zu nehmen.

**) Gemälde aus dem Leben Karl Friedrich's von Baden, Abth. II. S. 156. Doch wird derſelbe in der Minerva 1834. Julius S. 147. (durch Rüder) angeklagt, die Aufklärung über jene Begebenheit, die ihm doch wohl amtlich bekannt war, ſchuldig geblieben zu ſein. Dann fährt R. fort: „noch lebt aber einer, der ſie auch amtlich kannte, in den Gränzen Sachſens und wird ſolche Kenntniß früher oder ſpäter ausſprechen.“

***) Gronau S. 347.

Wer aber hat den Plan angelegt? in weſſen Intereſſe lag es, die Geſandten zu ermorden? Dohm geſteht, daß über dieſen vierten Punkt die einzelnen Facta allerdings keinen Aufſchluß geben und daß Vermuthungen nur immer eine größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit haben können. Er ſelbſt war zu vorſichtig, damals ſeine eignen Vermuthungen öffentlich auszuſprechen. Seit jener Zeit ſind mehr als dreißig Jahre verſtrichen und man darf es daher wohl wagen, Vermuthungen auszuſprechen, die aus äußern und innern Gründen einen nicht geringen Grad von Wahrſcheinlichkeit haben.

Die neuern franzöſiſchen Schriftſteller, wie La Valette *), Montgaillard und Gohier **), ſind gerecht genug, den öſtreichiſchen Hof wie auch das franzöſiſche Directorium von allem Verdachte des Antheils an der That freizuſprechen. Dagegen fanden Memoirenſchreiberinnen und Romanfabrikanten Vergnügen daran, als die eigentliche Anſtifterin des Frevels die Königin Caroline von Neapel, die Tochter Maria Thereſia's und Napoleon's unverſöhnliche Feindin, zu nennen. Ihr die Ruhe im Grabe mißgönnend, häufen ſie auf die Vorwürfe der Sittenloſigkeit, Unzucht und Ränkeluſt noch die Beſchuldigung, den Oberſten Barbaczy, der ihr ganzes Vertrauen beſeſſen, zu dieſer Mordthat bewogen zu haben ***). Ja, die Herzogin von Abrantes †) verſichert, daß ſie es gewiß wiſſe und es der geſchichtlichen Gerechtigkeit nicht vergeben könne, daß Caroline von

---

*) Memoir. I. 268—270. der deutſch. Ueberſ.

**) Vgl. Varnhagen von Enſe: Zur Geſchichtſchreibung und Literatur S. 73.

***) M. ſ. den Roman Fragoletta a. a. O.

†) Memoir. II. 193 f. der deutſch. Ueberſ.

Neapel auch hier die Anſtifterin geweſen ſei. Wie anziehend auch immer das Geplauder der letztgenannten Schriftſtellerin iſt, ſo bewährt ſie doch hier ihre Unkunde in Beurtheilung auswärtiger Verhältniſſe, wie an vielen andern Stellen ihres Buches. Es iſt kein einziger Beweis, keine einzige Autorität da, auf welche ſich dieſe Behauptung ſtützen kann.

Gehen wir in unſrer Kritik weiter, ſo fällt allerdings auch auf den Oberſten Barbaczy der Verdacht, um ein Ereigniß gewußt zu haben, das in ſeinem Regimente vorging und zu dem er ſelbſt doch die Leute commandiren mußte. Sein Schreiben vom 29. April an die deutſchen Geſandten ſpricht allerdings den tiefſten Unwillen über eine That aus, durch welche die Uniform, die er trug, entehrt werden mußte. Aus einer Stelle in Dohm's Berichte *) ſcheint hervorzugehen, daß man ſeinen Aeußerungen Glauben beigemeſſen habe, und wir vermögen dieß auch nicht zu bezweifeln. Indeß iſt es uns doch auffallend, daß Barbaczy in jenem Briefe erklärt, die Verbrecher unverzüglich (alſo in den Morgenſtunden des genannten Tages) verhaften zu laſſen, und daß noch am Abend deſſelben Tages ein Huſar im Wirthshauſe zum Engel in Raſtadt ſich öffentlich als Roberjot's Mörder zu erkennen geben konnte. Alſo war dieſer noch nicht eingezogen? und wenn andere Huſaren eingezogen ſind, was iſt mit dieſen geworden? ſind ſie beſtraft oder haben ſie ihre Freiheit als Unſchuldige wieder erhalten? Es iſt allerdings befremdend, daß der öſtreichiſche Hof in einer ihn ſo nahe angehenden Sache die mit den Huſaren abgehaltenen Verhöre — falls ſolche Statt gefunden haben — nicht öffentlich bekannt gemacht hat. Dieſer Umſtand ſcheint uns am meiſten für die Theilnahme eines hochgeſtellten Mannes an dieſer Unthat zu ſprechen, den man ſelbſt höhern Orts nicht wollte bekannt werden laſſen. — Nicht minder auffallend erſcheint eine andre Mittheilung, die Häberlin in einem Schreiben vom 15. Januar 1802 dem Miniſter Dohm gemacht hat **). Nach der Verſicherung eines Freundes von

---

*) Bei Gronau S. 610.

**) a. a. O. S. 209. Gronau S. 264.

Häberlin in Schwaben, befand ſich am Abend der Schandthat der Pfarrer aus Rothenfels bei dem Oberſten und aß mit ihm zu Abend. Bei Tiſche war Barbaczy ſehr ungeduldig, führte auch ſo räthſelhafte Reden, daß der Pfarrer glaubte, der Oberſt habe zuviel getrunken. Als der Pfarrer aufbrechen wollte, hielt Barbaczy ihn immer zurück und ſagte, es komme noch eine wichtige Nachricht. Endlich ſei er nachdenkend im Zimmer auf- und abgegangen und habe zu ſich ſelbſt geſprochen: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe ſagen!“

Wir dürfen nun nicht länger mit der Bemerkung anſtehen, daß ſehr bald nach der verübten Mordthat und mit noch größerer Beſtimmtheit in unſern Tagen der Verdacht, der Urheber jenes Anfalls geweſen zu ſein, einen der beim Congreſſe zu Raſtadt bevollmächtigten Geſandten trifft. „Ein Mann war es, ſagt der Verfaſſer der Memoiren eines deutſchen Staatsmannes, der durch ſeinen Standpunkt auch in Raſtadt eine bedeutende Rolle ſpielte. Die edlere nicht; denn wäre ſie es geweſen, ſo wurde ſie durch ihn entweiht; er miſchte allein ſein Gift hinzu. Ihn hatte Rachgefühl entflammt und beſtimmt, ſich die geheimſten Papiere der Geſandten, es koſte was es wolle, anzueignen. Das eigentliche größere Archiv war ſchon mehrere Tage vorher nach Straßburg hingeſendet worden. In dem rohen Huſarenhaufen hatte er Werkzeuge gefunden. Die Elenden glaubten, was ein in dem Dienſte hochgeſtellter Mann verlange, ſei auch der Wille ihres Herrn. Der Unverſtand wird leicht durch Bosheit mißleitet und ſo wurden Soldaten Räuber und Mörder an Unbewaffneten, die unter dem heiligen Schutze des Völkerrechts ſtanden.“ Allerdings konnte Graf Schlitz, der Schwiegerſohn des preußiſchen Miniſters Görtz, wohl um die Wahrheit wiſſen, die in diplomatiſchen Cirkeln kein Geheimniß blieb. Deutlicher noch erklärt ſich der Freiherr von Gagern *). „Niemand zweifelt, daß die Maſſe der Thäter ächte Szekler Huſaren waren: kein Verſtändiger beſchuldigt den Hof und die hohen Perſonen des Kaiſer-

---

*) Mein Antheil an der Politik I. 91.

hauſes, aber Lehrbach's rohem Charakter iſt es wohl zuzutrauen.“ Hier iſt nun zuerſt ein beſtimmter Name ausgeſprochen. Graf Lehrbach war ſeit dem Anfange des Congreſſes im Jahre 1797 öſtreichiſcher Miniſter bei demſelben geweſen und hatte beſonders die Proteſtationen mehrerer Reichsſtände zu beantworten, welche ſich darüber beklagten, daß der Kaiſer das Intereſſe Deutſchlands ſeinem eignen Intereſſe aufgeopfert habe. Er that dieß, nach Napoleon's Bemerkung *), mit der ganzen, ſeinem Charakter eignen Kraft, Anmaßung und Ironie. Späterhin hatte er ſeinen Haß gegen die drei franzöſiſchen Geſandten auf eine ſo deutliche Weiſe an den Tag gelegt, daß man ihm gerade eine blutige Selbſthülfe und Rache wohl zutrauen konnte. Es iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß ein ſo hochgeſtellter Mann unter den Szekler Huſaren, die roh und ungebildet waren, willige und blinde Werkzeuge ſeines Unternehmens fand, ſo wie auch gerade der Umſtand, daß die Mörder öſtreichiſche Uniform trugen, ſehr geſchickt ausgeſonnen war, um den Verdacht gänzlich von einem Privatmanne abzulenken und dem Anfalle den Schein eines kriegeriſchen Ueberfalles zu geben. Ob die Ermordung ausdrücklich befohlen war, ob nicht, gilt ziemlich gleichviel. Den Huſaren war die Ausſicht auf Beute eröffnet und bei rohen Gemüthern gilt ein Menſchenleben wenig, wo man ſich bereichern kann. Auch zeigt die Aeußerung der Huſaren in dem Dorfe Rheinau, daß man ihnen den verwundeten Franzoſen, falls er ſich fände, ausliefern möchte, hinlänglich, daß es ihnen um die Perſon der Geſandten, nicht bloß um ihre Papiere und Koſtbarkeiten zu thun war. Kurz, ein vornehmer, angeſehener Mann hat mit einigen rohen Officieren von Barbaczy's Huſaren das Complott verabredet, und die Huſaren folgten unbedenklich theils dem Befehle ihrer Officiere, theils der lockenden Ausſicht auf Beute. „Wir ſind Soldaten der Fortuna,“ mochten ſie mit Hauptmann Deveroux in Schiller's Wallenſtein denken, „wer das Meiſte bietet, hat uns.“

---

*) In den von Montholon herausgegebenen Memoiren IV. 201. der Berlin. Ueberſ.

Freilich bleibt ſelbſt nach den Berichten angeſehener Zeitgenoſſen und Diplomaten das Ereigniß bei Raſtadt noch immer in einem gewiſſen Dunkel verſteckt und dürfte ſchwerlich ohne das freie Geſtändniß der eigentlichen Theilnehmer ganz aufzuhellen ſein. In höhern Cirkeln iſt gewiß noch Manches bekannt, was aus Rückſichten gegen Mitlebende bisher verſchwiegen geblieben iſt, Manches dagegen haben die Ohren- und Augenzeugen jenes Ereigniſſes mit ins Grab genommen. So wußte Dohm gewiß mehr, als er zur öffentlichen Kenntniß gebracht hat, und ſein Biograph äußert geradezu deſſen Anſicht, daß die Enthüllung der Wahrheit dadurch verhindert würde, weil noch Perſonen am Leben wären, die von dem eigentlichen Zuſammenhange der Sache Kenntniß haben. Dieß ſchrieb Gronau (S. 355) im Jahre 1824. Nicht minder war der durch ſeine publiciſtiſchen Kenntniſſe in ganz Deutſchland hochgeachtete Häberlin in Helmſtedt, der manches diplomatiſche Geheimniß kannte, durch fortgeſetzte Nachforſchungen zu einer feſten Ueberzeugung in Betreff der Anſtiftung des Mordes gelangt, die er öffentlich nur ſehr vorſichtig andeutete und nie gewagt hat, beſtimmt auszuſprechen. Aber in freundſchaftlichen Briefen an Dohm — und wahrſcheinlich auch an andere Freunde — hat er ſie unverholen, jedoch nur als ſeine moraliſche Ueberzeugung geäußert, die als ſolche auch mit ihm zu Grabe gegangen iſt. Auch dieß berichtet Dohm's Schwiegerſohn, Gronau, ohne jedoch zu bemerken, ob er in Dohm's Nachlaſſe dahin bezügliche Papiere und Briefſchaften gefunden habe.

Zum Schluß gedenke ich noch einer ähnlichen Begebenheit, welche mehr als zweihundert Jahre früher den Schein niedrigen Meuchelmords gleichfalls auf einen deutſchen Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg warf. Die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten Rincon und Fragoſo am 31. Juli 1541 durch ſpaniſche Soldaten im Dienſte des kaiſerlichen Gouverneurs von Mailand hat die Geſchichtſchreiber jener und der neuern Zeit vielfach beſchäftigt, aber auch mehr als eine falſche Darſtellung hervorgerufen. Die Sache verhält ſich in der Kürze, wie ſich aus genauer Vergleichung der Quellen und Erzählungen beider Partheien ergiebt, folgender Weiſe. Rincon und Fragoſo wurden von Franz I. von Frankreich im Sommer 1541 als Geſandte nach Venedig und Conſtantinopel abgeſchickt. Sie nahmen ihren Weg, obgleich vielfach gewarnt, durch das von kaiſerlichen Truppen unter dem Marquis del Guaſto beſetzte Mailand, ſie reiſeten aber nicht als Geſandte unter dem Schutze des Völkerrechtes, ſondern heimlich unter anderem Aeußern und zu angeblich andern Zwecken. Ohne Unfall waren ſie bis Cantalone, unweit der Mündung des Teſſino, gekommen, als plötzlich zwei Fahrzeuge mit Bewaffneten auf ſie zueilten, den erſten Kahn von dem zweiten abſchnitten und denſelben angriffen. Die franzöſiſchen Abgeordneten griffen zu den Waffen, es begann ein Gefecht und beide wurden erſchlagen.

Die franzöſiſchen Geſchichtſchreiber haben nun verſucht, dem Kaiſer Karl V. einen Schandfleck anzuheften, indem ſie ihn beſchuldigen, den Mord befehlen zu haben, um ſich der Papiere der Geſandten zu bemächtigen *). Den Marquis del Guaſto nennen ſie zugleich als den, auf deſſen unmittelbare Anordnung der Angriff geſchehen ſei. Hiergegen hat ſich del Guaſto auf das Feierlichſte und Beſtimmteſte öffentlich vertheidigt, auch ſich (im Geiſte der Zeit) erboten, ſeine Unſchuld durch einen Zweikampf zu erhärten. Spaniſche Geſchichtſchreiber geben zu, daß der Marquis jene Beiden habe wollen aufgreifen laſſen und ſich ihrer Papiere bemächtigen. Dieß war nicht rechtswidrig gehandelt. Denn welcher Gouverneur würde es nicht dem Intereſſe ſeines Herrn für angemeſſen halten, ein Paar Leute einziehen zu laſſen, die ſich durch ſeine Provinz zu einer ihm feindlichen Macht (wie im vorliegenden Falle zu den Türken) durchſchleichen wollten? Um ſo mehr, wenn ſie, wie Rincon und Fragoſo, ohne Päſſe und unter falſchen Angaben reiſten. Kann man ihn aber wohl, wenn durch Widerſetzlichkeit Todſchlag herbeigeführt wurde, einen Mörder nennen oder gar einen edeln Kaiſer des ſchreck-

---

*) Ihnen folgt Ancillon im Tableau des révolutions du système politique de l'Europe T. I. p. 385. und A. L. Hermann in ſeiner Biographie Franz I. S. 371 ff.

lichſten aller Verbrechen anklagen? Ueberdieß war Karl damals in Spanien, wußte wohl gar nichts von der Sendung und leugnete auch, jemals nur zum Auffangen Befehl gegeben zu haben. Dieß wird um ſo glaublicher, wenn man die damaligen Umſtände erwägt, unter denen es ihm höchſt unangenehm ſein mußte, den König von Frankreich beleidigen oder reizen zu wollen. Ihm lag vielmehr daran, Franzens Freundſchaft zu erhalten, damit er ſeine Unternehmung gegen Algier ungeſtört beendigen könnte. Die Darſtellung Fr. von Raumer's in ſeinem neueſten Werke *) hat die Unſchuld des Kaiſers Karl bei dem Angriffe auf die franzöſiſchen Geſandten außer Zweifel geſetzt.

Die vorſtehende Erzählung des Geſandtenmordes bei Raſtadt enthält die Berichte der Zeitgenoſſen und derer, die ihnen zunächſt lebten und ſtanden, über jenes beklagenswerthe Ereigniß. Vielleicht daß derſelbe günſtige Stern, dem die Geſchichte der neuern Zeit ſchon ſo manches Licht verdankt, auch bald über die Nachtſcene bei Raſtadt aufgeht und mit ſeinen Strahlen das Dunkel erleuchtet.

---

*) Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrh. I. 500. und in den Briefen aus Paris I. 265.

Wilhelm Friedrich Meyern.

Ein Briefwechſel aus dem Anfange unſeres Jahrhunderts.

Zweiter Artikel.

Dieſe zweite Mittheilung der Meyern'ſchen Briefe, die wir unſerm Freunde Dr. Hock in Wien verdanken und die im vorigen Monatsheft das Intereſſe auf dieſen ſeltenen, kaum gekannten und ſelbſt von denen, die ihm näher geſtanden, faſt vergeſſenen Mann lebhaft hingelenkt haben, glauben wir nicht beſſer einleiten zu können, als wenn wir diesmal ein uns von verehrter Hand zugeſtelltes Schreiben voranſchicken, das Meyern's Perſon betrifft und in klaren Zügen eine ſcharf zuſammengefaßte Charakterſchilderung von ihm liefert. Dieſes Schreiben, deſſen Verfaſſer damals als Officier in öſterreichiſchen Dienſten geſtanden, iſt an den berühmten Grafen von Schlabrendorf, den beſonders durch Varnhagen von Enſe's Darſtellung und Zſchokke's Mittheilungen im „Prometheus" uns näher bekannt gewordenen genialen Sonderling, gerichtet, und hat zum Zweck, demſelben eine ſo originelle Perſönlichkeit, wie Meyern, als ein wahlverwandtes Bild vorzuführen und näher zu bringen. Wer aus Meyern's Briefen, in welchen der ſeltſamſte Contraſt einer ſtarken, auf ſich zurückgeworfenen, faſt beduinenartig ſich abſondernden Geſinnung oft mit wertheriſcher Schwermuth und Gefühlszartheit ſo wunderbar anziehend wechſelt, eine ſolche Natur liebgewonnen, mag die Mühe nicht ſcheuen, ſich darauf irgendwie in den Beſitz ſeiner Dya-Na-Sore zu ſetzen und wenigſtens den Verſuch der Lectüre damit anzuſtellen. Eine ausgeführtere Darſtellung von Meyern's Lebensverhältniſſen iſt in den Brockhauſiſchen „Zeitgenoſſen" nachzuſehen.

* * *

An den Grafen von Schlabrendorf in Paris.

Steinfurt, d. 3. Jänner 1811.

— „Zumeiſt dürften jetzt wohl die auf den Staat gerichteten Strebungen und Fähigkeiten ihre Mühen und Bedrängniſſe haben, ja von ihrem

Berufe ganz ausgeſchloſſen bleiben. Gewiß ſind die Völker und die Zeiten zu beklagen, die ſolche Kräfte hervorbrachten, ohne ſich ihrer Wirkungen zu erfreuen; aber noch mehr die Staatsmänner ſelbſt, die im Stillen hingelebt, ohne den Stoff ihrer höchſten und ſchwerſten Kunſt gefunden zu haben, weil ſie ihn auf ſchlechten, unvaterländiſchen Wegen verſchmähten. Um ſo inniger hängt mein Herz an denen, die ich in dieſem Geſchick erkannt habe, und in denen vielleicht auch meinem Eifer das Bild geſetzt iſt der Beſchränkung, in welcher auch mein Streben erfolglos verkommen ſoll. Mein Leben kann noch tauſendfältigen Wechſel erfahren; ich bleibe ihm wider Willen hingegeben, ſo lange um mich her nichts Stätiges iſt; was man Freude und Glück nennt, erwarte ich wenig, ſo lange dieſe Richtung der Zeiten fortdauert; vielleicht ſieht das fernſte Ziel meines Lebens das nicht im Geringſten erfüllt, wonach ich ſtrebe; aber meine ſpäteſte Zukunft wird dennoch für meinen Blick erhellt, wenn ich mir denke, ich könne in hohem Alter, nach überſtandenen Kämpfen und im Schmerz über ihr Mißlingen, ſtill und feſt ſo daſtehen, wie ich Sie, Verehrungswürdiger, geſehen habe! Es iſt mir, falls ich lange lebe, ein tröſtliches Bild hoch aufgeſtellt; ich wünſche dann ſo zu ſein, wie ich Sie, und wie ich Meyern jetzt ſehe, die mir verſtändlichere Lebensbilder ſind, als die Muſter der Vorwelt, von denen auch nur die auf uns gekommen ſind, die in früherm oder ſpäterm Erfolg die Kraft und Frucht ihres politiſchen Wollens zu zeigen vermocht! — Ich machte mir ſchon oft zum Verwurf, Ihnen damals von dieſem Meyern nicht geſprochen zu haben, und ich will es jetzt thun, um mich zugleich zu rechtfertigen, daß ich ihn neben Sie geſtellt habe, obgleich ſeine Weiſe, und beſonders die Lebensbahn, die er durchgangen, von der Ihrigen ganz verſchieden iſt, und nur in der politiſchen Tugend, die ich nirgends größer geſehen, will ich die Einheit gefunden haben! Ich machte ſeine Bekanntſchaft vorigen Winter in Prag, und es traf ſich glücklicherweiſe, daß er einige Monate hindurch mit mir daſſelbe Zimmer bewohnte. Er war beim Ausbruche des letzten Krieges in öſterreichiſche Dienſte getreten und Hauptmann bei der Landwehr geworden. Von ſeinen früheren Verhältniſſen habe ich nur wenig, und durch ihn ſelbſt, ungeachtet wir ziemlich vertraut waren, beinahe nichts erfahren, weil ſeine Perſönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat und er ſich ſelbſt nie bedachte, ſondern nur die Dinge, die er geſehen, und die Gedanken, die er gefaßt, bei ſeinen Geſprächen vor Augen hatte. Dazu ſtimmte auch ſein äußeres Leben, das nach Selbſtwahl in jeder Art enthaltſam, ſtreng und hart iſt; er bedarf wenig Schlafs, geringer Koſt, ſeine Kleidung zeigt, daß er ein Mann iſt, der ihrer zu keinem Scheine braucht. Beſchwerden, Arbeiten, Gefahren ſcheut er nicht, und hat die Art von Vertrautheit damit, die auf männliche Weiſe jedes Unnöthige zu umgehen und das Unternommene ſtandhaft zu Ende zu führen weiß. Der Ruhm und das Glück ſeines Volkes ſind ihm das Einzige und Höchſte; er würde dieſes auch auf ungerechte Art herbeizuführen ſuchen; was dem entgegen iſt, das iſt ihm feind; das tiefſte Unglück iſt ihm, und faſt das einzige, ſein Volk ſchmachvoll unterjocht zu ſehen. Dieſe Geſinnung hat er feurig und edel in einem Jugendwerke ausgeſprochen, in einem politiſchen Roman, Dya-Na-Sore genannt, einem Buche, das mehrere Auflagen erlebt hat und zu einem großen Rufe gelangt iſt, das in ſeiner etwas wunderlichen Form die edelſten und tiefſten Gedanken darſtellt, und das gediegene Gemüth und den geſchichtlichen Blick ſeines Verfaſſers nicht verkennen läßt. Durch dieſen ſelbſt hätte ich aber wohl nie etwas von dieſem Buche erfahren; er betrachtete ſich davon wie abgelöſt und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine ſtrenge Rechtſchaffenheit, ſeine thätige Menſchenfreundlichkeit, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſein Schweigen, wo Reden unnütz geweſen wäre, und ſeine Anſpruchloſigkeit gerade in den Dingen, in welchen die Menſchen gewöhnlich am meiſten durch Wetteifer beleidigt werden, haben ihn ſeit langer Zeit den Großen angenehm gemacht, und bei der ausgebreitetſten Bekanntſchaft unter ihnen genießt er überall die größte innere Achtung, die ihn der etwa mangelnden äußeren Auszeichnung leicht entbehren läßt. Er hat große Reiſen mit Geſandten, Generalen und andern wichtigen Perſonen gemacht, Deutſchland in allen Richtungen durchwandert, England und Schottland beſucht, Ungarn und Polen geſehen, Italien in allen ſeinen Theilen durchſtrichen, ſieben Monate auf Sicilien gelebt und ſich lange in Griechenland, in Konſtantinopel und auf der Küſte von Kleinaſien aufgehalten. Ueberall hat er die Völker ſtudirt und die Natur der Länder erforſcht; ich kann nicht ſagen, mit welcher inneren Freude ich ihm zugehört habe, wenn er Abends mir, ſeinem jüngern Freunde, belehrend erzählte, gleichſam durch mein Hören aus ſeinem Schweigen geriſſen, und bald von Bergwerken, von Brücken, Wäldern und Flüſſen, bald von venetianiſchen Sitten, von dem Leben der engliſchen Matroſen (die er überaus liebt), vom Schiffsweſen, von dem Zuſtande der Neugriechen und dem des türkiſchen Reiches, bald von militairiſchen Operationen und alten Schlachtfeldern, lebhaft, ruhig, ſicher, geiſtvoll und treffend erzählte, daß ich oft unwillkürlich an den freundlichen Herodotos denken mußte! Die Kriegskunſt verſteht er in allen ihren Zweigen; er würde Soldaten nicht nur anzuführen, ſondern auch zu bilden wiſſen. Alle dahin bezüglichen Gegenſtände ſind ihm ſo vertraut und geläufig, daß ihm die richtige Kombination von Menſch und Natur zum Behuf des Kriegs in jedem gegebenen Falle wie von ſelbſt entſtehen müßte, und er gewiß immer das Eine Nothwendige träfe. Der Fürſt Ypſilanti wollte einmal durch ihn ſeine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erſt geſchaffen werden ſollte, gegen den Paswan Oglu führen laſſen; die eingetretenen friedlichen Verhältniſſe nahmen ihm dieſe Gelegenheit, wirklich zu zeigen, was er im Felde vermocht hätte. Alles, was den Staat angeht, die Anordnung und Erzeugung allgemeiner Geſellſchaftsverhältniſſe, hat er mit tiefem Sinn durchdacht; die große Bezwingung der Natur zu menſchlichen Zwecken, die vielen Bauwerke, die gegen ihre Feindſeligkeiten der Menſch unternommen, das Weſen der Landwirthſchaft und des Handels, die Kraft der Finanzen, alles hat er in ſeinem klaren Geiſte bearbeitet, alles vielfach geſehen und in Erfahrungen geprüft. Der Geſchichte iſt er kundig, und vorzüglich der deutſchen: Poeſie in Kunſtform ſteht ihm fern, aber vom Staat und von der Geſchichte aus hat er den Shakeſpeare ausgefunden. Im Gegenſatze der katholiſchen Umgebung, in der er ſich meiſt befunden, iſt er ſtets ein ſtrenger Proteſtant. Von der Welt will er nichts, ſein Leben iſt ihm gleichgültig; freie Völker, und vorzugsweiſe freie Deutſche zu ſehen, wäre ihm der einzige Troſt; er hatte früher mit den Engländern unterhandelt, Deutſche als Koloniſten nach Sicilien zu führen, wo ſeiner Ausſage nach für mehr als 30,000 Menſchen unbebautes Land liegt; zu einer Auswanderung fände er ſonſt Candia am beſten, das wenige Plätze zum Angriff, und faſt überall gute Vertheidigung darbietet; daß dort aus geretteten Deutſchen gegen die Unterdrücker des Mutterlandes eine Art Maltheſerorden ſich feſtſetzte, gehört unter die Ideen, die er vielfach genährt hat, und deren Nicht-Ausführung noch nichts gegen ihre Ausführbarkeit beweiſt. Dieſer treffliche Mann, der wohl, wenn irgend Einer, zum Staatsmann geboren ward, — nur daß er nicht auch die Umſtände, die ſeinen Gaben nöthig waren, ſchaffen konnte und ſeiner Perſönlichkeit keine glänzende Erſcheinung zu geben wußte, — der nun über funfzig Jahr alt iſt und wohl unzählige Schmerzen und Leiden in ſeiner Laufbahn erfahren hat, wie jeder, der mit hellem Geiſte die Verkehrtheit der Handelnden erkennt, und ſein leiſes Reden und Warnen, bei allem Fehlſchlagen ſeiner Mühe, doch immer wieder erneuern muß, hätte auf verſchiedene Weiſe dreimal die Schlacht von Wagram entweder unmöglich gemacht oder für uns entſchieden, wenn man ihn gehört hätte! Er benutzte ſeine Bekanntſchaft und gewohnten Umgang mit Generalen und Vornehmen, um anſpruchslos wie er war, Einzelnen, die ihm freundlich Gehör gaben, folgende Vorſchläge zu thun, die insgeſammt unbeachtet blieben. Erſtens gab er eine Zeichnung ein, wie vermittelſt einiger Balken jeder Donaukahn zum Kanonierboot umgewandelt werden konnte, eine Einrichtung, die er vom engliſchen Seeweſen her kannte und mit einigen alten Schiffern völlig ins Werk zu ſetzen, ſchon verabredet hatte. Alsdann waren auch wir im Beſitz einer Flottille, wie die Franzoſen, und dieſe konnten nicht ſo leicht Meiſter des Fluſſes werden. Zweitens gab er eine Art von Telegraphen für die Linie unſerer Armee an, die es unmöglich gemacht hätten, daß der Erzherzog Johann den Befehl, nach Wagram zu rücken, zu ſpät erhielt. Drittens hat er oft die einflußreichſten Perſonen dringend aufmerkſam darauf gemacht, wie ſehr es nöthig ſei, das Gebirge Hohenleithen zu verſchanzen; dann war unſer linker Flügel beim erſten Weichen nicht gleich bloßgeſtellt, wodurch die Schlacht eigentlich verloren ging. — Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das faſt unaufhörlich in ſolchem vergeblichen Wiſſen und Bemühen ſich hinſchleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, ſo oft nur der geringſte Keim des Beſſern ſich leiſe regt! Und wie wäre dieſer Mann vielleicht in einer günſtigen Lage erſt erſchienen? Wer will ergründen, welche Kraft dann entfaltet worden wäre? Was wir ſehen, ſind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu ſchließen! Sie ſehen, Verehrungswürdiger, daß jener nicht unwerth iſt, neben Ihnen genannt zu werden, und daß ich nicht unbillig ſeinen treuen ſtillen Ernſt und ſein geſchichtliches Daſtehen mit dem verglich, das aus Ihnen zu mir ſprach, und mir iſt es, als hätte ich mich einer längſt verſchuldeten Pflicht entledigt, daß ich Ihnen von dieſem Manne endlich geſprochen habe! — Die Geſchichte rauſcht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen dieſe Zeit durchleuchtete; ſie trägt wohl gar die Klage und den Vorwurf mit hinüber, daß arm die Deutſchen in ihr geweſen an großen Talenten für den Staat, und eine auf Bücherweſen gerichtete Geiſtesbildung, mehr in Wort als in That, das Einzige ſei, was in dieſen Zeiten uns gegeben werden; und dennoch ſcheint die ganze Geſchichte doch nur um ſolcher Männer willen da zu ſein! War nicht auch der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen ein junger Held, den ungünſtige Schickſale den Anſprüchen ſeines Volkes ſchon zerſtört und verzehrt hatten, als er anfangen ſollte, ſpät dieſelben zu erfüllen? Ich weiß es, Sie lieben dieſen Prinzen nicht, und ich erinnere mich wohl, daß Sie ihn hart ſchuldigten, aber Sie kannten ihn nicht, und Niemand wurde jemals ſo wie er von wahrhaftigen Gerüchten dennoch nur verläumdet, weil dieſe Gerüchte wohl die äußere Thatſache zum ſcheinbaren Beleg hatten, aber nicht die inneren Gründe zur wahrhaften Erklärung. Deshalb auch würde ein Dichter in einem Trauerſpiel dieſen Prinzen treuer darſtellen können, als ein noch ſo begabter, aber undichteriſcher Geſchichtſchreiber.“ —

* * *

Meyern's Briefe.

7.

Konſtantinopel, den 23. April 1803.

Die ſpäte Wiederkehr der ſchönen Tage, nach einem Winter, wie er unter dieſem Himmel nicht zu erwarten war, die Blüthenbäume vor meiner Thüre, die ganze frohe Ausſicht des Frühlings umgiebt mich; aber ich bin nicht froh. Die weite Ausſicht, über den Hafen, den Kanal, das weite Meer und die ſchönen Küſten Aſiens liegt vor mir, die Sonne geht auf in ihrer Herrlichkeit, eine blaue Fläche iſt das Meer, der Himmel rein und wolkenlos. Hundert Schiffe ſah ich dieſen Morgen einlaufen; aber mich ergreift beinahe kein Leben mehr; denn mein ſchönſtes Wollen iſt vernichtet, und der Riß meines Daſeins löst ſich in Staub auf. Fragen Sie mich — warum? ſo antworte ich durch ein Gleichniß: legen Sie ein Stück Eiſen in die feuchte Erde, Eiſen iſt ſtark; aber dennoch roſtet es, es widerſteht der Gewalt, aber nicht dem nagenden Einfluſſe. In meinem Charakter liegt ein Gebrechen, das alles Gute vernichtet, — ich habe zu viel gewollt, um viel zu erreichen: oder vielmehr, meine Einbildungskraft hat mich immer auf Dinge hingezogen, die außer meinem Wege lagen, und hat mir verleidet, was mir nahe war.

Ein Reiſender, der vor vier Wochen einen Brief an Sie mitnahm, hat unterwegs den Fuß gebrochen, liegt in Bukareſt, kommt in zwei Monaten kaum an; auch darum ſchreibe ich heute. Sie ſehen, wie viel ein Menſch, wenn er will, Urſachen in ſich findet. Nicht der weichliche, empfindelnde Eigennutz, daß jemand an mich denke, die Sucht, ein wichtiger Gegenſtand in Anderer Gemüthe zu ſein, erinnert mich an Sie; ſondern das, was eigentlich das einzige Band der Unvergeßlichkeit ſein ſollte . . . die Erinnerungen des Schönen und Guten, das Bedrängte und Ungewiſſe der Lage, in der ich Sie verließ, Ihr Alleinſein unter Fremden, das Hinweggeriſſenſein von Ihrer Schweſter, die Entfernung von Ihrem Vaterlande, eine Jugend, der kein ſtiller Morgen der Jugend lachte. Konnten Sie glauben, daß Ihr beſſeres oder minder beſſeres Schickſal mir ſo gleichgültig ſei! Wollen Sie, daß ich immer mehr glauben ſoll, die Männer ſeien beſſer als die Frauen, und das Gedächtniß einer Frau gehe nicht weiter als ihre Gegenwart? —

Sobald Menſchen, denen wir uns näher glaubten, ſich von uns entfernt halten, was ſoll man von den übrigen hoffen? Unfreundlicher wird unter einer Welt von Fremden das Gemüth: kommt hierzu noch, daß wir in jeder Erinnerung nur auf etwas Verlorenes zurückſehen, daß aus unſerm vergangenen Leben auch nichts mit bleibender Dauer nachfolgt, daß alles nur fliehendes, unſtätes Gewirre des Augenblicks wird; ſo tritt Verachtung des Lebens in die innere Leere; denn nur in Erinnerungen lebt der Menſch, nur in den bleibenden Bildern einer ſchönern Vergangenheit ordnet ſich ſein Daſein zu einem bedeutenden Ganzen.

Sonderbar ſind die Begriffe, die man von Reiſen und Reiſenden ſich macht. Unter den Reizen einer ſteten Neuheit glaubt man ſie glücklich. Leicht wie Vögel ſcheinen ſie über der Erde zu ſchweben. Ein junger Fant, der nach Paris zieht und vom Schuh bis zum Hute ſich verneut, mag ſo reiſen. Aber in einem Lande der Zertrümmerung hängt aller Reichthum, aller Erwerb des Dageweſenſeins von unſerm eigenen Sehen ab. Alles muß man finden, nichts wird uns gegeben, kein Menſch knüpft ſich an den andern. Der leeren Stunden giebt es viele, und nur die glückliche Erinnerung, daß andere Menſchen unſrer freundlich denken, kann Wollen und Streben in reger Thätigkeit der Zukunft entgegenhalten. Der Mönch in ſeinem Kloſter kann kaum einſamer ſein, als unter Welt und Lärmen ich. Mit den Eingebornen wird man nie bekannt; der Türke ſchließt durch ſeine Lebensart alle Nationen von ſich aus, der Grieche iſt zu ſubaltern, um für die beſſere Geſellſchaft Kenntniſſe, Form und Verbindungen zu ſuchen. Die Franken beſtehen aus Kaufleuten und Leuten der Geſandtſchaften; die erſten wollen blos reich werden, die letzten ſind hier, weil ſie dafür bezahlt werden und in der Zukunft Vergütung hoffen. Keiner liebt hier zu ſein, Allen erſcheint die Rückkehr in ihr Vaterland als eine Erlöſung vom Uebel. Alles geſchieht alſo nur wie vorübergehend für den Augenblick, man braucht ſich und vergißt ſich. In Smyrna war's beſſer, die Menſchen ſind einheimiſcher. In meiner Einſamkeit auf Scio war's am beſten. Nur unter wenigen, die er genau kennt, die er ehrt und liebt, denen er viel iſt, weil ſie ihm in der vollen Erhebung ſeines Herzens viel ſind — lebt der Menſch am beſten.

8.

Bukareſt, den 18. Juni 1803.

Nach eilf Monaten finde ich endlich die erſten Briefe hier. Wie mir das Herz ſchlug, da ich ſie in die Hand nahm. — Keiner von Ihnen, — keiner — nach ſo vielen von mir. Nur zwei Menſchen hatten an mich geſchrieben. Alle übrigen entſchuldige ich. Ihnen allein kann ich nicht vergeben, Sie allein kann ich nicht begreifen; wo ich mein bleibendſtilles Andenken ſo ſicher gehofft und gewünſcht hatte. Sie, an der mein Gedächtniß mit aller Klarheit des Vergangenen ſo feſtiglich hing, mein liebſter, freundlichſter Gedanke — was ſoll ich glauben? Hätten Sie doch wenigſtens geſchrieben: „ich will deine Briefe und deine Erinnerungen nicht,“ ſo ſchwankte ich nicht zwiſchen trüber Vermuthung. Sind Sie krank?

Haben meine Briefe Sie verfehlt? Erſcheine ich dadurch vielleicht in Ihrer Meinung im Lichte eines Vergeßlichen? Sind Sie nicht mehr in Wien? Bin ich Ihnen etwas? Bin ich Ihnen nichts? Wie viele Fragen des Ungewiſſen! Haben Sie glauben können, daß die Entfernung mich ändere? Haben Sie ſo wenig in mein Inneres geſehen? Bin ich Ihrer Vernachläſſigung werth? — Verlaſſen mußt' ich Sie, weil ich dieſe Reiſe als eine Art Pflicht, als einen Ruf anſah, der mich vielleicht zu beſſerer Thätigkeit führte. Aber daß Sie mir die Freude des Wiederſehens, die mich überall wie ein ſtiller, lächelnder Traum begleitete, entriſſen! Daß ich jenen ſchönen Moment des Wiederfindens in Ihnen nicht erreichen ſoll! Daß alle meine freundlichen Erinnerungen an Sie und alle frohen Bilder nur Schatten ohne Wirklichkeit bleiben ſollen, das iſt doch unbillig und widerſtrebend meinem Bilde, meiner Erwartung und meinem Glauben an Sie.

9.

Brünn, den letzten Juli 1803.

In dem Augenblicke, da ich mich Wien nahe, erfahre ich, daß Sie auf zwei Jahre reiſen, und zwar in ein Land, das ich vielleicht — aber auch nur vielleicht, dieſen Winter betrete. Es ſpinnt ſich eine entfernte, aber ſehr entfernte Wahrſcheinlichkeit an, dieſen Winter Paris zu ſehen, oder was dann noch mehr wäre, Sie zu ſehen; denn ich weiß nicht warum, aber Paris iſt unter allen Städten die, nach der ich am wenigſten begehre.

Erhalten Sie Ihren reinen, unverdorbenen Sinn in einem verdorbenen Lande. Ich kann dieſes Land und ſeine Einwohner im Allgemeinen nicht lieben, ich kann kein Zutrauen für ſie gewinnen. Wir haben ihnen manches zu danken; aber der ätzende, ſpottende, wechſelnde, untreue Sinn, der allen Glauben an das Große, Gute, Heldenmüthige und Einfacherhabene untergräbt, der Europa in eine gleichgültige Unbedachtheit gegen alle innere, erhabene Begeiſterung der Wahrheit verſenkt, — iſt ihr Werk. So lange ich lebe, werde ich ihr Gegner ſein und ihrem Einfluſſe widerſtreben.

Je mehr ich Nationen kennen lerne, je mehr erkenne ich den großen Werth der meinigen, die trotz all ihrer Gebrechen doch immer noch dem edlern Gange der Menſchheit und ihrer höhern Beſtimmung näher bleibt.

Leben Sie wohl. Die Glocken tönen traurig, die Erde iſt mit Regen bedeckt. Ach, wie vermiſſe ich den reinen, ſtillen Himmel, unter dem ich lebte, ſchon jetzt, und wie fürchte ich den Winter!!

Ich könnte ſechs Blätter fortſchreiben, ſo voll bin ich von dem, was ich ſagen möchte. Aber ſo lange ich nicht gewiß bin, wie meine Briefe aufgenommen werden — was kann ich ſagen!

Gott befohlen. Vollbringen Sie Ihre Reiſe ſo geſund als ich, und bleiben Sie deutſchem Geiſte und Sitten getreu.

10.

Wien, den 15. October 1803.

Dem Dringen einiger Bekannten nachgebend, bin ich hier. Was ich Andern ſchuldig zu ſein glaubte, habe ich gethan. Was ich mir ſelbſt ſchuldig bin, habe ich verſäumt. Was ſoll mir dieſer Ort, den ich nicht liebe? Seine dumpfe, drückende Beengtheit, ſein Mangel, ſeine Leere, ſeine Erinnerungen an Ihre Abweſenheit?

Klima, Menſchen, ihre Wünſche, ihr Begehren gehen in ödem Widerſpruche an mir vorüber. In meiner einſam ſtillen Ferne, im fremden vielbedeutenden Lande haben neue Bilder des Daſeins ſich mir entwickelt. Die, die mich hier willkommen heißen, ſind mir fremder geworden als ich — ihnen. Sie ziehen ihren altgewohnten Kreis um mich; aber was ſie wohlmeinend darbieten, kann mir nicht genügen. Sie freuen ſich, ich — muß ſo ſcheinen. Sie greifen in meine Träume, alles iſt anders in mir. In dunkler Haſt und mit verwirrtem Sinne rollen die Tage hinweg und jeder Abend endet leerer für mich. Warum muß die Einzige mir fehlen, an der meine Einbildungskraft ſich erhoben, meine Neigungen, mein Wollen, meine Träume, alle zerriſſenen Bilder meines Innern zu einem feſten Ganzen ſich verſchlungen hätten! Wie wollte ich ſprechen mit Ihnen über das, was mir jetzt ungeäußert ſchlummern muß. Lebendig, froh ſtünde ich an Ihrer Seite, muthvoll vor dem Blicke, der mein Innerſtes ergreift, alle Flammen der Fantaſie lodernd in der Nähe eines vertrauten, geehrten, verſtandenen Weſens. Hätten Sie mich auch Träumer genannt, in Ihrem Munde hätte das Wort eine ſchöne Bedeutung erhalten; bei Andern wird's ein ſchneidender Ausdruck, der mich verſchließt und bedrückt, den ich meide und meiden muß. Schönes, gutes Weſen, mein Herz iſt ſtolz in deinem Andenken!

Den 19. October 1803.

Schreiben Sie mir, wie Sie Ihre Tage hinbringen, was Sie beſchäftiget, was Sie erfreut, keine eigentlichen Briefe, ſondern den Gedanken, der Sie an mich erinnert, das Ereigniß, das Sie näher ergreift. Das Bild, das Sie umgiebt, einzelne abgeriſſene Blätter in den Stunden hingeworfen, wenn der Geiſt ſich offner fühlt. Alles, was Sie mir vergegenwärtigen, was die weite Lücke Ihrer Entfernung ausfüllen, was Sie mir immer heller, geachteter, theurer machen kann, wird in dieſen Abbildern mich umgeben. Das Abſchreckende jeder beſchränkten Form macht, daß ich nur da, wo ich auf dieſe Art ſchreiben kann, willig, frei und mit innigerem Vergnügen ſchreibe. Es giebt Stimmungen, die der Augenblick und eine glückliche Umgebung hervorbringen, die der Wille nie hervorrufen kann und die man ſich verewigen muß durch Wort und Schrift.

Den 20. October 1803.

Welch ein armſelig Ding iſt ein Brief, ein Spiel des Zufalls; immer fürchte ich, er möchte Sie verfehlen. Was ich ſchreibe, iſt zu viel für fremde Augen, zu wenig ſagend für Sie. Und was iſt ſchreiben?! Der Ton, der Blick, die Wärme, zu der die freie Gegenwart erhebt, ſind des Gemüthes eigentliche Sprache. So reich das Leben an ſich iſt, ſo arm iſt dennoch der Menſch im Geben und Nehmen, wenn nicht der Augenblick ihn über ſich ſelbſt erhöht. Er wagt's nur ſelber, ſich ſelbſt zu faſſen, er verſchließt ſein Inneres aus Scheu, er zittert vor der Gegenwart ſeines freigelösten Geiſtes. Wenn er ſich ſelbſt zu feſſeln weiß und unverſtanden mit ſich ſelbſt ſein Leben zum Wortſpiel macht, glaubt er ein Held zu ſein. Und warum dieſes allem Guten und Wahren hinderliche, ſelbſtbetrügende Verzagen? — Lehrt man uns nicht von Jugend auf fürchten, bindet man uns nicht an Unterricht und Sitte durch Furcht, ſtatt unſern Muth dahin zu lenken? Mißtrauen gegen Alles, gegen ſich, gegen die Umſtände, gegen die Möglichkeit, gegen das Edlere im Menſchen.

Und wagt es endlich auch Einer, an ſein Glück, an fremde Güte, an ſein eigenes Weſen zu glauben...nie ſteht er ganz und rein und ohne den ſchwarzen Schatten einer fernen Drohung in ſeiner Freude da. Sie wird ein kühner Schwung, aber keine Folge — ſicherer Ueberzeugung. Wer nur fürchten lernte, hat kein feſtes Geſetz. Achten muß der Menſch etwas. Wer mit Wahrheit achten lernte, hat geprüft und erkannt, ſein Bewußtſein ſteht auf hellem Grunde, und er zittert nicht mehr vor ſeinen eigenen Kräften, die er zu lenken weiß, nicht wie ein Legendenheiliger zu tödten braucht. Die Zuverſicht eines ſich ſelbſt und Andere ehrenden Geiſtes, der Muth, der das edler mögliche vom wirklich gemeinen ſcheidet, iſt die Lebensluſt der innern Stärke, die innere Gottheit eines wahrhaft freien Geiſtes.

Den 22. October.

Wie mir alles, alles zur Erinnerung an Sie wird! Die leiſeſte Aehnlichkeit weckt das tiefgelegte Bild. Alles Gute und Schöne knüpft ſich daran. Einen Menſchen gekannt und geachtet — iſt ein heiliges Feuer, an dem alles beſſer erkennbar wird. Mag die Menſchheit in ihren Gebrechen uns zum Unmuth aufreizen: ſo lange das edlere Daſein eines Einzigen uns gewiß iſt — kann der Unmuth unſer Herz nicht tödten, es lebt im Bilde des Erkannten! — Ich komme heute zu Kininger; auf ſeiner trefflichen Platte trifft in Fügers Virginia mich ein ähnlicher Zug von

Ihnen. Schweigend hänge ich an der lieblichen Täuſchung, und doppelt ehre ich das Bild, warum — darf Niemand errathen. Vor Niemand ſpreche ich Ihren Namen aus, mit Niemand ſprach ich noch von Ihnen. Er iſt mir zu theuer. Mir ſoll Ihr Andenken gehören, mit Niemand mag ich es theilen. Das Innere des Gemüths iſt eine ſtille Welt, wo jeder fremde Blick die Geiſter ſtört. Wer nichts eigenes mehr hat und kein verſchloſſenes Heiligthum, für deſſen Berührung er ſich ſelbſt nicht immer würdig achtet — wie arm iſt er! Zutrauen — (d. h. Glauben an ihren ſittlichen Gehalt) mag man für Viele haben. Aber Vertrauen — die Ueberzeugung, daß ihr Geiſt in hoher Freiheit von aller flachen Deutung den unſeren rein verſtehe — kann uns weniger gelten, und nur dem Vertrauen gehört das Geheime. Wie froh bin ich in Ihrem Andenken, das mir Niemand abfragt, wie lieblich umgiebt mich Ihre Geſtalt! Wenn dieſe hellen Augen voll inniger Bedeutung ſich mir erſt wieder öffnen, der Geiſt Ihrer ſchönen Züge mich wieder anſpricht, dieſe Hände mir begegnen, dieſe Stimme mir erklingt: Ferne, Ferne, wann wirſt du ſchwinden! Nichts um mich her thut mir Genüge. Ich ſtehe fremd, und mit kalter Höflichkeit verderbe ich mir manche Stunde. Ach Frühling! Frühling!! Es regnet heftig. Dieſer trauernde Herbſt, die Furcht des noch ſchlimmern Winters, die ſtillen verſchönernden Rückerinnerungen jener himmliſch milden Abende auf Scio verwirren mich. In dieſem Monate lebte ich unter Blumen und Blüthen, im leiſen Wehen der Luft voll unendlicher Wohlgerüche.

11.

Den 3. December 1809.

Sie haben Recht, wenn Sie in Ihrem Briefe von ſich ſagen: „ich bin nie in meiner Sphäre geweſen, es hätte viel aus mir werden können." Wer von uns iſt geworden, was ſeine Kindheit ihm verhieß? Wer von uns klagt nicht über Anlagen in ihm, die von fremden, ungeſchickten Händen gelähmt wurden? Aber ſelbſt dieſe Lähmung zu erkennen und zu beklagen, iſt ſchon ein beſſeres Loos. Wer in ſich ſelbſt noch ein edleres, wenn gleich halb unterdrücktes erkennt, dem blieb doch noch das Streben nach ſeiner Wiederbelebung und ein milderer, gerechterer Sinn gegen alles Mangelhafte in Andern. In der Berührung mit Andern, aber durch uns ſelbſt ſollten wir werden, was wir werden können. Aber gerade die, die wie eine ſchöne Erſcheinung unſern Geiſt im Blüthenalter der freien Kindheit nur erregen ſollten, machen ihre Berührung zur Gewalt. Die Wenigſten wiſſen, was das heiße, fremde Freiheit achtend nur das Eigene entwickeln. Selbſt nur durch Gewalt geformt, glauben ſie alles gethan zu haben, wenn ſie ihre Form in Andern erzwungen wiederholen. Selbſtſtändigkeit iſt des Menſchen höchſtes Gelingen. Die Meiſten verfehlen den Weg dahin, weil ſie ſie mit Selbſtwilligkeit, Selbſtgefälligkeit verwechſeln, weil ſie ihre Wünſche und ihre Neigungen zum höchſten Geſetz ihrer ſelbſt machen. Sie glauben frei zu ſein, indem ſie nur ihrem Gutdünken folgen, und vergeſſen, daß ihre Wünſche, ihre Neigungen, ihr Gutdünken nur Einflüſſe der Umgebung, etwas Fremdes, Angelerntes, Zufälliges ſind, eine Herrſchaft, die das Alltägliche über ſie ausübt. Sie ſind nicht frei, ſie hängen an etwas, das außer ihnen liegt und von der Willkür anderer Menſchen gegeben und genommen wird. Sie wollen glücklich ſein und werden's nie, weil ſie immer nach etwas Fremdartigem trachten.

Wenn Ihr Landsmann Müller in ſeiner Schweizergeſchichte Sie überall darauf hingeführt, warum ſo manches geſchah, und ſo vieles mißlang; wenn Herder in ſeiner Philoſophie zur Geſchichte der Menſchheit Ihnen (wenn gleich nicht wohlgetroffen) zeigt, wie alle Begebenheiten ſich im Geiſte der Menſchheit zu einem beſtimmten Fortſchritt der Wirkungen vereinigen, wenn Göthe's Iphigenia Ihnen ſagt, wie reiner Sinn ſich über jeden Irrweg erhebt, wenn ſein Wilhelm Meiſter Ihnen zeigt, wie ſelbſt unter den gemeinſten Umgebungen doch ein Menſch für das Edlere ſich bildet, wenn nur eine einzige feſte Idee des Trefflichern in irgend einer Sache ihm Beharrlichkeit und Gleichſinn giebt, wenn Sie erkennen, daß alles Aeußere auf etwas Beharrliches in uns ſelbſt zurückführt, dem aus innerer Beobachtung die Geſetze des Rechten und Guten klar werden müſſen: ſo habe ich Ihnen einſtweilen Geſichtspunkte genug eröffnet, aus denen Sie nicht die einzelnen Ereigniſſe, ſondern das Leben ſelbſt als ein Ganzes zu betrachten erweckt werden. Komme ich dann im Frühjahr, ſo leſen und ſprechen wir ſo manches, an dem Sie ſich dann immer heller und weiter verſtehen lernen. Nicht wiſſen allein, ſondern das, was Sie wiſſen in ſtetes Leben und Anwendung zu verwandeln — das iſt's, wozu ich Ihnen den Weg bahnen möchte.

12.

Den 28. December 1803.

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 12. December. Beſorgniſſe von einer Seite wären alſo gehoben. Schwerere bleiben an ihrer Stelle.

Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihr Inneres zeigen. Ich kenne Ihren Zuſtand: ich habe ihn ſelbſt durchlebt, freilich unter den thätig freien Verhältniſſen meines Geſchlechts; aber auch unter den vielleicht noch größern Zerrüttungen, die aus der größern Heftigkeit des männlichen Gemüths entſpringen. Meine ſchönſte Jugend ward unter Beſchäftigungen vertrauert, zu denen man mich zwang. Alle Ausſichten des Ehrgeizes und der Ruhmbegierde, die in einem Stande, den ich liebte, mir gelächelt hatten, mußte ich unter fremder (wenn gleich gutgemeinter) Willkür zertrümmern ſehen. Endlich trat ich in dieſen begehrten Stand; aber zu ſpät: jene frühern Gelegenheiten waren entflohen, mein Geiſt geſchwächt für jedes wahre Beginnen. Ich verließ um einer Beleidigung willen, was ich für immer gewählt hatte: fand keine Bahn der edlern Thätigkeit mehr offen. Zu ſtolz, dem Dienſte fremder Launen mich zu verkaufen, nicht unbefangen genug, zu erkennen, daß auch das Einzelne noch etwas werth ſei, wenn gleich das Ganze nicht erreicht wird; bald hoffend, bald ohne Hoffnung, immer ein Spiel meiner Bilder, immer mich ſelbſt im Allzuhohen täuſchend, mußte ich ſehen, wie viel Schlimmes in der Welt geſchehe, und in bitterer Ohnmacht mich ausgeſchloſſen fühlen von jedem Verhältniß, das die Macht zum Beſſern giebt. Vieles Angefangene mißlang, dem ſchönſten Vorrechte des Menſchen — für Viele etwas zu leiſten, mußte ich immer mehr entſagen, und immer klarer merken, daß mein Leben — ein verlornes Leben ſei. Daß ich mir ſelbſt ſo manches verſagen mußte, hat mich nie bekümmert, Entbehrung war mir leicht zu tragen, wie jedem, den die Phantaſie beſchäftiget. Aber daß ich für das Ganze nichts ſein könne, hat in frühern Jahren meinen Ehrgeiz, in ſpätern mein Gemüth verletzt. Mir ſelbſt endlich das bittere Zeugniß geben müſſen, daß nicht alles ohne eigene Schuld geſchah, daß ich vieles kühner, feſter hätte wollen, beharrender entſcheiden ſollen, daß ich vieles aufgegeben, und dem Unmuthe des ſcheinbaren Mißlingens zu viel mich überlaſſen habe, war das Härteſte von allem.

Vergleichen Sie nun ſich und mich. Nichts, was Sie bedrückt, iſt Ihre Schuld, Ihr eignes verſäumtes Können oder Wollen. Umſtände ſind's, die das, was Andere überſahen, verdarben oder verloren. Noch ſind Ihnen die Hoffnungen des Künftigen nicht verſagt. So wie Ihr Geiſt ſich rein und frei über tauſend Hinderniſſe hob, der Welt und ihren Verderbniſſen entging, ein edleres Sein im inneren Wiſſen ſich zu erringen wußte, ſo kann er in ſich auch Kräfte finden, dem unvermeidlich Jetzigen mit Stärke zu begegnen. Sie haben der Gewohnheit nachgegeben, Ihr ganzes Weſen nur auf eine einzige Empfindung zu beziehen. Sie haben in dieſem ſtarren, ausſchließenden Hinſehen auf ein Verhältniß, das eben dadurch erſt ſeine Uebermacht erhält, jede freie Bewegung Ihres Geiſtes gehemmt. Hat denn das Leben nur eine einzige Seite, und neben allen ſeinen Laſten nicht auch eine vielfach höhere Erinnerung? Giebt's denn keine Hoffnung? Keine Dichtung? Keine Bilder der freien, innern Welt? Iſt denn alles nur Verhältniß, Deſpotismus der Umgebung, und kein Geiſt in uns, der durch Wiſſen und Erkennen, durch Streben und Fortſchritt beider ſelbſtgenügend über das, was doch vergehen muß, ſich ſelbſt erhöhen kann?

Apoll vom Belvedere, jede blühende Gegend — in meinem Innern feſtgehalten . . . iſt mein eigen. Durch Gefühl und Sinn ſind wir ewig allem Höhern anverwandt! Wer kann dem innern, wahren Leben, das ſich dorthin wendet, ſeine Freiheit rauben! Freilich wird man ſagen . . . wer leidet, kann dem Leben keinen reinern Sinn mehr abgewinnen. Wahr! aber um zu leiden, mußte doch etwas in uns vorhergehen. Leiden iſt kein unmittelbarer Zuſtand, ſondern Folge einer Vorſtellung. Vorſtellungen ſind das Reich, in dem wir herrſchen oder dienen. Nur wer ſich ſelbſt auf ein ausſchließendes Gefühl beſchränkt, iſt nicht mehr frei.

Und nun der Schluß: Nur wer den Blick von ſeinem einzelnen Daſein zum allgemeinen Sein der menſchlichen Natur erhebt, nimmt ſeinen Kräften ihre Feſſeln ab. Nur dadurch, daß durch eine allgemeinere ſelbſtloſe Anſicht aller Dinge das Wiſſen unſerer innern Unabhängigkeit begründet und inneres Vermögen rein enthüllt, wird Wiſſen der Menſchheit edelſter Beſitz.

So wie ich Ihnen den trüben Anfang meiner Tage zeigte: ſo kann ich Ihnen auch in mir beweiſen, daß nur durch dieſe Erhebung über mich ſelbſt ich noch einen Theil von mir zu retten Mittel fand. Ich habe die Wirklichkeit mit der Idee vertauſcht, das äußere Begehren mit dem begehrungsloſen Denken, ohne darum, wenn eine beſſere Wirklichkeit ſich zeigt, ihrem thätigen Gebrauche zu entſagen. Noch ſtehe ich freilich nicht ganz feſt auf meinem Punkte. Aber ihn erkennen, iſt doch ſchon ein näherer Schritt, und ihn ganz beſitzen, iſt nur Wenigen vergönnt. Doch ſah ich Menſchen, die mich lehrten, daß auch ein krankes Leben zur höhern Würdigung deſſelben führen könne: die in leidenstrüber Einſamkeit den tiefen Sinn des Beſſern in ſich empor zu treiben wußten. Ich berufe mich auf eine Dichtung, die Sie lieben. Was war Iphigenia! Wie ähnlich in manchem Ihrer Lage! Weggeriſſen vom angeſtammten Boden; eine Königstochter, hülflos einzeln, abhängig von fremdem Trotze, roher Willkür hingegeben, Prieſterin einer Göttin, deren Heiligeres, wie ſie es im Innern trug, Niemand faßte, Organ eines Weſens, das durch ſie in reinerem Sinne über Barbaren herrſchte, aber auch mit jedem Augenblick zum Ungeheuer eines rohen Glaubens ſich zurückverwandeln konnte, umfangen von Menſchen, deren dumpfer, gewaltſamer Sinn jedes Gelingen ihres beſſern Strebens ihr nur als ein Werk des flüchtigen Augenblicks erſcheinen laſſen mußte. Und doch wie frei erhält ſie ſich! Was war ihre Stärke? . . . Selbſtgewißheit und das Unwiderſtehliche im Schönen, das mit Güte ſich zur höhern Wahrheit darſtellt.

Als im höchſten Kampf der Leidenſchaft auch dieſe Schutzwehre wegzuſinken drohte, als ſie rathlos daſtand . . . ihren Bruder zu opfern . . , oder undankbar entfliehend dem empörten Sinn betrogener Menſchen ein Grund zur Rückkehr grauſamer Geſetze zu werden — was errettete ſie vom Irrthume einer weichern Nachgiebigkeit gegen den Wunſch in ihrem Innern? — Der reine helle Sinn der ewigen Pflicht, daß nur durch Wahrheit und Vertrauen auf das edelſte Geſetz in uns — der Menſch dem Menſchen ſich offenbare als Vorbild des möglich Beſſern und immer Wahren, das als allgemeine Kraft in jedem Buſen ſchlummert.

Den 29. December.

Es giebt einen Stolz, der eigentlich des Unglücks höchſte Stufe iſt, . . . ſich im Unglück als etwas Beſſeres, Abgeſchiedenes, Ungemeineres — den Gram als einen Siegelbrief eigener, höherer Natur zu betrachten. Das Gute erſcheint um ſeines beſſern Stoffs willen als das ewig Leidende, und Qual und Nichtigkeit als Principien des Daſeins. Dieſer Zuſtand, eine wahre Seelenerſtarrung, endet entweder mit ängſtlicher Frömmigkeit, oder mit wildem Trieb nach Berauſchung, oder mit zermalmender Verachtung alles deſſen, was iſt und war. Brütend in ſich ſelbſt verſinkt der Geiſt in eine ſcheue Leere des geſtaltlos dunkeln Raumes. Der Hohn alles beſſern Erkennens und Glaubens umgiebt uns. Umſonſt lebt die äußere Welt für den, der ſein inneres Leben tödtete. Nahe war ich dieſer Stufe. Selbſt die Schönheit löste ich in ihre Elemente auf und ſah in der erhabenſten Gegend nur die todte Vereinzelung ihrer Linien. Ich kenne aus trauriger Erfahrung den Weg, der dahin führt und führen muß. Als warnender Geiſt ſtehe ich vor Ihnen. Was ich in dieſem Briefe ſagen mußte, iſt kein fühllos hartes Wort, ſondern nur ein ernſtes, die vorausſehende tiefe Beſorgtheit, die Wahrheit der Freundſchaft und der Wunſch, das Uebel in ſeinen Quellen zu tilgen, ein Zeichen meines Vertrauens auf Ihren Geiſt, der in ſich ſelbſt alle Kräfte der innern Freiheit trägt. Mit einem ſchwächern Weſen würde ich weicher geſprochen haben. Ihnen kann ich ſagen:

„Menſch! du biſt des Augenblicks und ſeiner flüchtigen Geſtalten
„Meiſter, ſobald in deinem Innern du dem hellern Strahl die
„Selbſtbetrachtung folgſt, der Wahrheit, die uns göttlich macht,
„ſobald ſie rein das Aeußere vom Innern ſcheidet.“

Ich verweiſe Sie nicht auf die Hoffnungen der Schwäche, daß ſich alles ändern kann, auf den Troſt, daß es noch Unglücklichere giebt, auf das Eintreten noch unbekannter Ereigniſſe, und auf hundert ähnliche Dinge. Alles dieſes ſind nur Zufälligkeiten, Selbſttäuſchungen, die die Stunde erleichtern, aber in ſich ſelbſt verſchwindend zu ſpätern, ſchwerern Rückfall führen. Nur durch den Uebertritt in eine reinere, feſtere

Welt der innern Unabhängigkeit, und durch das Vorbild höherer Dichtung und höherer Menſchen erwachen Kräfte, um dem Aeußern nur als einer traurigen Erfahrung, als einem allgemeinen Schmerz, der die verworrene, irrige Menſchheit drückt, aber nicht als einem Zuſtand, der Gewalt über uns hat, zu begegnen.

Den 30. December.

Was ſoll in mir vorgehen? Wenn ich Menſchen wie Sie, deren Geiſt und Vermögen ich ſo hell erkannte, deren reiner, höherer Sinn mir gewiß iſt, ſich ſelbſt vergeſſen ſehe! Nicht Ihre Lage, ſondern das Niederſinken Ihres Gemüths unter einer allzu einzeln aufgefaßten Empfindung iſt mein eigentlicher Kummer.

Sie wollen die Menſchen fliehen? Wahr! Die Menſchen geben wenig; aber ſie bedürfen der Beſſern deſto mehr. Iſt Ihre Schweſter Ihnen denn ſo wenig geworden, daß Sie, was Sie ihr ſein können, nicht in Anſchlag bringen? Muß denn der Menſch glücklich ſein, um Etwas zu ſein? Erinnern Sie ſich, da ich Ihnen ſagte: „ich habe dem Glück entſagt, um unabhängig in mir ſelbſt zu ſein.“ Sie beſtritten mich: und doch muß endlich dieſer Selbſtbeſchluß erfolgen, oder wir bleiben ewig mit uns ſelbſt entzweit; ein falſcher Geſichtspunkt verſchiebt uns aller Dinge Schein und Gültigkeit.

13.

Wien, den 1. April 1804.

Gut, daß ich frühe Entſagung lernte. Wie ſchön hatte ich den Traum mir vorgebildet, an den Ufern Ihrer Inſel, unter Maienblüthen, unter heiterm Himmel Sie zum erſten Male wieder zu finden. Der Traum hat geendet; aber für Sie hat mehr als ein Traum, hat eine Wirklichkeit ſich verloren. Sie nennen mich den Einzigen, auf den Sie vertrauen. Ich will es erfüllen, mehr als bisher. Nur geben Sie mir bald Nachricht, ob ich Sie hier noch erwarten, oder wo ich ſelbſt, oder meine Briefe Sie finden ſollen. So lange ich noch hoffen kann Sie zu ſprechen, will ich lieber durch Wort als durch Schrift mich über die Zukunft mit Ihnen berathen. Daß ich immer noch einen Brief von Ihnen erwartete, verzögerte dieſe Antwort. Eilen Sie mit der Ihrigen. Mich quält die Ungewißheit, die Unruhe Ihres eigenen Gemüthes, die lange Reihe trüber Tage, die auf Ihnen haftet. Frei möchte ich Sie wiſſen, frei und unabhängig machen. Möglichkeiten zeigen ſich.

Zwei Jahre Entfernung haben mich nur näher an Sie gezogen. Reiner, ſchöner hat Ihr Bild ſich mir entwickelt, umgeben von all ſeinem Kummer und ſeinem Trutz gegen das Unglück, ſtolz und verharrend an einer Idee! Ach, der Menſchen, die den Muth haben feſt zu bleiben in dem, was ein edlerer Sinn ihnen vorſchreibt, habe ich ſo wenige begegnet! Nichts kettet mich feſter an Menſchen, als dieſer Stolz und dieſer Muth, den ich in ihnen erkenne. Für weichere Tugenden iſt mein Sinn zu hart geworden. Das Leben hat keine ſanften ſchimmernden Farben mehr für mich. In fernen Dichtungen ſehe ich das Große, in enger Unzulänglichkeit das Nahe. Faſt einſam ſtehe ich in der Welt, abgeriſſen von jeder That, jedem Ehrgeize und jedem ſchönen Wunſch, als Mann zu wirken. Unter keinem Volke blüht das Edle und das Rechte. In einen dunklen Abgrund verworrener Neigungen und zur Vergrößerung des Unrechts, das ſie hemmen ſoll, verſinkt jede That. Selbſt der Stolz, für eine gute Sache zu ſterben, iſt unſerer Zeit verſagt. Meine Anſprüche ſind dahin. Wer ganze Nationen in nichtiger Thorheit untergehn, wer den täglichen Mißbrauch aller Kräfte ſieht, dem muß mit ſeinem eignen Leben auch das Sein und Schickſal einzelner Menſchen nur ein Schatten ohne Bedeutung werden. Glücklich, wer aus dieſem allgemeinen Untergange noch die Theilnahme für einige Wenige rettet, wem in der Erinnerung noch ein bleibendes Bild des Schönern blüht.

Den 28. Mai.

Ich erwarte Sie. Meine Reiſe verſchiebt ſich. Hier, wo wir uns trennten, vereinen wir uns wieder. Auf Ihrer freundlichen Inſel, in einem beſſern Lande, in der Frühlingsfeier einer erhabenen Umgebung wäre ich freilich lieber mit Ihnen zuſammengetroffen. Höher und freier begegnen ſich Gemüther in der Nähe, in der Uebereinſtimmung alles Schönen, wo ihre Jugend freudig blühte, wo aus allen Erinnerungen die Gegenwart ſich inniger verklärt hatte. — Warum muß der Menſch ſein Vaterland verlaſſen! Nirgend findet er daſſelbe! Gleichgültiger, künſtlicher, klüger wird er auf fremdem Boden, gewandter und viel gelehriger. Aber die ſchöne zarte Ruhe, die Einheit mit ſich ſelbſt kommt ihm nie zurück. Er fühlt ſich losgeriſſen von ſeinen erſten Wünſchen, abgetrennt von ſeinem Daſein und den Menſchen.

Sie erwarteten, daß ich Sie tröſten würde. Liebe, was kann ich tröſten! Die Lücke, die ein geliebter Menſch läßt, füllen keine Worte. Vorwärts über den Verluſt treibt uns nur die Thätigkeit und die Kraſt eines angeſtrengten Lebens. Mit Mühe ward es darum ausgeſtattet, damit der ältere Schmerz unter neuen Anſtrengungen ſich verkleinere. Der immer erneute Kampf iſt des vergangenen Heilung.

Aber ein Mann iſt von Natur aus ſchon ein ſchlechter Troſtredner. Er ſucht im Trotz gegen das Uebel des Uebels Erleichterung. Der weibliche Geiſt fühlt anders, ſucht andere Mittel; ſein weicherer Sinn ſordert eine zarte Begegnung, und ich fürchte, die unſere reißt, auch mit dem beſten Willen, die Wunde oft mehr auf, als ſie ſie heilet. Darum höre ich theilnehmend Ihre Bekümmerniſſe: aber ich wage ſelten darüber zu ſprechen. Ich traue mir nicht zu, zu treffen, was ſie lindert.

14.

Den 24. Mai.

Immer einſamer macht mich, was die Zeit mich hören und ſehen läßt. Den Menſchen alles Ueble nachzuſagen, haben die letzten 20 Jahre Stoff genug gegeben. Läge nicht das Beſſere ſo theoretiſch feſt in meinem gerne dichtenden Geiſte, wären ihm die Quellen, die verurſachenden Umſtände der überhandnehmenden Schlechtheit minder bekannt, ich würde auch ſagen, der Menſch iſt ſchlecht, aber ſo kann ich nur ſagen, er iſt dem Schlimmen zugänglich wie dem Guten, er iſt nur unglücklich und ſich ſelbſt verkennend. Seit zwei Jahrhunderten hat durch die Thorheit der andern eine Nation den Vorrang erworben. Zerſtörend auf Sitten und Geiſt war ihr Friede verderblicher als ihre Kriege. Was ſie antaſtet, das Heilige und das Unheilige wird unter ihren Händen zum Spielwerk. Wenn Europa untergehen ſoll, ſo geſchieht es durch ſie. Warum bin ich kein Mann, der auf ſein Volk wirken kann, um den Geiſt derer zu wecken, die, wenn auch nicht für einen edleren Zweck, doch wenigſtens für ſich und gegen ihre eigene Schande ſorgen ſollten! Es hat verwüſtende, gewaltſame Völker gegeben. Aber ſo auflöſend für alles, was edel, wahr und nothwendig im Menſchen bleiben ſollte, ſo ſchamlos in Eitelkeit und ſo zerrüttend in Lehren, Beiſpielen und Mißbrauch auch des Beſten, ſteht keines in der Geſchichte. Aber gerade durch Eitelkeit und den Leichtſinn, heute als Schmuck zu tragen, was ſie morgen als lächerlich verwerfen, ſind ſie den meiſten Menſchen ſo verwandt und ihr herrſchendes Vorbild; weil des Trefflichſten bedachtloſe Annahme und Verſpottung den Meiſten weit angemeſſener dünkt, als Prüfung und Feſtſtehen im Erkannten und Durchforſchten.

Wenn auch — doch ich mag nicht mehr davon reden. Nur das noch. Ein Volk, das einem andern, auch dem beſten, ſich unterwirft, geht verloren, weil alles Gute nur durch die Kraft eines eigenthümlichen Charakters in Völkern, wie in einzelnen Menſchen, hervorgebracht wird. So richteten die Römer ſich ſelbſt und alle von ihnen beherrſchten Nationen zu Grunde, weil in ſolchen ungeheuren Maſſen durch Miſchung des Allzuentfernten alles Feſte ſchwankend und unbeſtimmt wird. Und ſo würde das Schickſal Europens ſein, wenn alle Völker Einem unterthan würden. Gegen den, der ſolches wollte — zu ſtreiten, iſt eine Sache der Menſchheit.

Schriebe ich nicht an Sie, ſo würde ich dieſes ganze Blatt wegſchneiden. Aber ich weiß, daß Sie auch daran mehr als andere Frauen Theil zu nehmen wiſſen. Und wahrhaftig, was hat der Menſch Beſſeres in ſich, als daß er das Glück oder Unglück der Menſchheit zu dem ſeinigen, und ſein Leben dadurch zu etwas Größerm macht; daß er ſich zur Sorge für ihr Schickſal erhebt? Einzeln iſt man ja ſo wenig. Fliehend entgeht uns die Jugend. Das Herz verlöſcht, ein enges Daſein zerſtört alle Wünſche. Nur im Beſitz oder der Dichtung eines Vaterlandes, nur in ſeiner Liebe bleibt man ewig jung. Was auch unſere empfindſamen Dichter von Freundſchaft und Liebe und allen Tugenden ſingen, die ſie auf dem Boden der Ruhe und in einzelner Herzen ſtiller Abſonderung aufzuſuchen rathen; ſo glaube ich, daß ſie nur in einer Zeit und auf einem Boden, wo die edle Kraft großer und allgemeiner Geſinnungen blüht, zum Wachsthum gedeihen. Alles Große iſt ſich verwandt. Und wo der Menſch ſchwach iſt im Vertrauen auf Andere und nur ſtark in der Klugheit, ſich ſelbſt nützlich zu beſorgen — da wird die Freundſchaft ſelbſt nur der Gewinn eines Zeitvertreibs gegen die Langeweile. Man ſpricht ſo viel von der Unzufriedenheit, von der Unbeſtändigkeit der Menſchen. Gebt ihnen große Objecte, an denen die Phantaſie vollauf hat — und Unzufriedenheit wird das werden, woraus ſie entſpringt, das innere Gefühl einer höhern Beſtimmung.

Sizo, den 29. Mai.

Der Brief hat die Wanderung bis hieher gemacht. Die erſte Seite war ſo unleſerlich, daß ich ihn nicht abſchicken konnte. Die letzten Tage gingen in einer Art wilder Haſt vorüber.

Hier ſitze ich nun auf einer Fläche ohne Ende als den blauen Himmel, zwiſchen Sumpf und ſtehenden Wäſſern und einem Garten voll hoher Bäume, der Qualm unreiner Luft macht mich niedergeſchlagen. Ich kann mich nicht mit dieſem Lande befreunden. Dieſe armſeligen Dörfer gegen unſere deutſchen. — Wie tief muß der Menſch zurückſtehen, wo er nicht einmal die Eitelkeit oder das Bedürfniß einer beſſern Wohnung fühlt! So ſcheint es wenigſtens.

Den 30. Mai,

Nichts iſt dem Menſchen ſchädlicher, als wenn er lange und immer unter ihm gleichgültigen Menſchen, Gegenden, Verhältniſſen wandelt, das fühle ich an mir. Nur der Glückliche, den ein ewig reger Reiz an Andere zieht, kann ſagen „ich lebe.“ An die Gegenwart der Meiſten, mit denen ich umgehe, knüpft mich nichts, ihre Abweſenheit iſt kein Verluſt für mich. Ich zähle die Minuten, bis ich wieder allein bin.

Nur die Höflichkeit zwingt mich zum Geſpräch. Kommen Sie, aus dieſem Stand mich zu erlöſen, daß nur einmal mein Herz ſich wieder öffne der Freude, einem Menſchen zuzueilen, und im frohen Gefühle das Leben ſelbſt für wichtiger halten lerne.

Grüßen Sie Beate. Immer ſeh' ich ſie vor mir, in ihrer ſchönen, freien Zutraulichkeit. Wahrhaftig, wenn man unter euch beiden iſt, ſo verſchwindet alle Erinnerung an das Schlimme im Leben. Jede ſo anders und jede doch ſo gut, ſo wahr. Ach, wenn die Menſchen wüßten, wie ſchön die Wahrheit macht, ſie würden ſie wenigſtens darum ſuchen. Wie leicht iſt's, ſich verſtehen, wo keine Ungewißheit ängſtlich macht.

Lebt beide wohl, ſorget, daß wir uns wiederſehen, bei wenigen Menſchen bleibt mir dieſer Wunſch.

Es wird mir nicht wohl hier. Dieſe Sumpfluft eines flachen, immer überſchwemmten Landes mattet mich ab. An nichts hängt ſich mein Sinn. Die Menſchen ſind häßlich. Nur das Daſein einer tagewerkenden, verzehrenden Thierart ſieht mir überall entgegen. Man ſammelt Gemälde, man baut, man unternimmt ſo vieles: und das Schönſte — das Ewiglebende einer reizend erhaltenen Landſchaft, eines Volkes, das mit edlerm Sinn und Geſtalt ſich erhebt, den Ausdruck eines veredelten Daſeins in allem — dieſen höchſten Kunſtſinn findet man ſo ſelten erkannt oder geübt.

Den 17. Juli.

Hin- und hergetrieben von Ort zu Ort; eine leidige Gefälligkeit, ſeine Zeit an Andere wegzuſchleudern, immer unter der nichtigen Entſchuldigung gegen unſer eignes Bewußtſein . . . „Es geſchehe nur um der Gelegen„heit willen, neue Länder und Städte zu ſehen.“ Und was habe ich geſehen? Halbgebaute Felder, baumloſe Ebenen, armſelige Menſchen, den Menſchen in ſeiner traurigen Vernachläſſigung zwiſchen rohem Uebermuth und bedachtloſer Nichtigkeit.

Geben Sie wohl Acht auf Ihrer helvetiſchen Reiſe, ob Sie irgend einen abgeſchiedenen Wohnplatz treffen. Kaufen will ich ihn, wenn er nicht allzutheuer. In Bern habe ich einen Bekannten, der mich wohl lehrt, wie ſo etwas zu betreiben iſt. Mein ganzes Sinnen iſt dahin gerichtet. Ich muß frei werden von dieſem zerſtörenden Leben, das in tauſend unbedeutenden Beſchäftigungen mich langſam um mein Daſein betrügt, das mich entkräftet und ermüdet und mir ſelbſt fremd macht. Wenn ein ſtiller Geiſt des beſſern Daſeins uns dort vereinte, uns! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Ihr Wiederſehen dem Zufalle nur zu danken. Erwerben und verdienen will ich es. Sehen möchte ich Sie, mit Ungeduld ergreift mich der Verzug. Aber den Verhältniſſen, die Sie zerſtören, muß ich Sie entreißen. Ein ſo reiner, edler Geiſt darf nicht der Raub des rohen Weltgangs werden. Ach, welch eine ſchöne Stunde, wenn ich mir ſagen könnte: Sie iſt nun ruhig; wenn auch nicht glücklich, doch nicht mehr gequält.

In acht Tagen gehe ich nach Salzburg. Dort ſpreche ich mit der Frau, von der ich Ihnen ſchrieb. Iſt ſie noch, wie ſie war, ſo iſt wenigſtens jetzt ein ruhiger Hafen für Zeit und nahen Sturm gefunden. Von dort aus ſollen Sie darüber Nachricht haben. Sie dürfen nichts fürchten: ruhig und freundlich ſoll Ihr Bleiben ſein. Ein Menſch von tiefem Charakter nimmt Sie auf, keine Abhängigkeit, keine Verhältniſſe. Ich veranſtalte Ihren Aufenthalt, wie er Ihrem Geiſte entſpricht; was Sie zu ändern wünſchen, ſagen Sie mir. 1. Juli gehe ich dahin ab. Bis 8. oder 12. bleibe ich. Können Sie mir antworten bis dahin, ſo thun Sie's, damit ich Ihren Willen wiſſe, die Art, wie Sie dahin kommen können, kurz alles, was nothwendig iſt.

Wann werde ich Sie ſehen? Wie lang wird mir die Zeit! Wie müde bin ich all der Hinderniſſe! Welch ein unbedeutendes Leben führe ich! Nichts, was mein Gemüth ergreiſt und bewegt! Ihr Andenken iſt ein fliehender Schatten, der in tiefer Neigung mich erſchüttert und meine Einſamkeit um ſo finſterer macht. Erinnerungen an etwas, was durch ſeine Natur nicht mehr wiederkehren kann, haben etwas Ernſtgroßes, im Gedächtniſſe wird alles Vergangene erſt unſer wahres, reiches Eigenthum. Aber Erinnerungen, die an Wünſche, an die Hoffnungen der Wiederkehr grenzen, in denen uns die leere Gegenwart wie eine trübe Nacht zwiſchen den Bildern des vergangenen Abends und der Ungeduld des zögernden Morgens ſich ewig verlängert, ſind nicht erfreulich. Ich fürchte, ich verſchiebe an Sie zu ſchreiben. Schreiben genügt mir nicht, es iſt eine harte Wirklichkeit, das feſte eiſerne Bild der Entfernung. Man kann tauſendmal unter einem Baume ſtehen, das Ferne wird im Strahl der Dämmerung zum Schein der Gegenwart. Hingegeben, ſtill und täuſchend begegnet uns das Fehlende in innern Bildungen. Aber ſchreiben — verzeihen Sie mir's. Sie ſagen, es mache Ihnen Freude, Briefe von mir zu haben. Ich ſchreibe jeden nur im harten Gefühl einer weiten ungewiſſen Trennung.

Wien, den letzten Juli 1804.

Einen Brief, der an Sie fertig war, habe ich ſelbſt verloren, oder vielmehr auf dem Lande gelaſſen, dort bleibt er alſo, bis ich zurückkomme. Ich reiſe heute Abend nach Steyermark und Oberöſterreich. Um Ihnen nur einige Nachricht zu geben, ſchreibe ich dieſes Wenige in der Stadt. Ich war lange in Ungarn. Einen Brief müſſen Sie von dort erhalten haben. Einen habe ich von Ihnen erhalten. Von einem zweiten ſpricht man in der Buchhandlung, aber er muß im Nachſchicken verloren worden ſein, wahrſcheinlich war es der ſpätere. Durch den erhaltenen weiß ich, daß Sie nicht nach W . . . kommen, ſondern eine Schweizerreiſe und Paris Ihre Beſtimmung iſt: ein höchſt widriges Mißlingen meiner Hoffnungen. Wo und wann ſoll ich Ihnen nun begegnen? Es war entſchieden, auf dieſer jetzigen Ausflucht nach Salzburg zu kommen. Mündlich hätte ich dort Ihren Aufenthalt mit jener Frau, von der ich ſchon vor zwei Jahren ſchrieb, arrangirt: weil ſchriftlich und ohne die Haltung des Menſchen, den man zwei Jahre nicht ſah, vor ſich zu haben, vieles falſch oder nur halb geſchieht.

15.

Stadt Steyer, den 5. Auguſt.

Des Guten giebt es ſo vieles auf Erden. Warum wird es ſo ſelten gefunden! Wie hinter Nebeln ſchleichen wir an einander weg. Der Zufall entdeckt uns zuweilen das nahe Gold. Unſrer eignen Weisheit haben wir's ſelten zu danken. Auf Sie ward ich durch Neumann in Dresden aufmerkſam gemacht. So ſuchte ich Sie auf. Sie wiſſen, wie ich Sie zum erſten Male ſah. Scheu trat ich Ihnen näher. Der Eindruck war gemacht. Sie zu ſehen, hatte einen unendlichen Reiz. Aber hätten nicht die Umſtände uns näher gebracht, ich wäre geſchwind geſchieden und hätte einen unerfüllten Wunſch mehr in mir begraben. Ach, jeder kleine Schritt, ſelbſt gegen die, die ich für gut erkenne, koſtet mich ſo viel. Wie erinnere ich mich noch all der kleinen Stufen, durch die ich Ihnen näher kam!

Morgen gehe ich nach Gemünden und Hallſtadt. Die Seen, die Berge dieſer hohen Gegend, mich dünkt, Sie waren da. Ich glaube es wenigſtens, und ſo wird dieſe Reiſe mir eine lebendige Erinnerung mehr werden. Wie kettet mich alles an Gebirge! Durch alle Menſchen, die mir je etwas waren, ſind ſie mir verſchwiſtert, meine Jugend, meine edelſten, beſten Jahre vergingen unter Bergen. Von den Ebenen Ungarns bin ich plötzlich hieher verſetzt. Wie eine heilige Wallfahrt zu den edelſten Denkmalen des Daſeins beginne ich meine Fahrt. Von dem Unmuth jenes ſchmutzigen, flachen, mitten im Ueberfluß des Bodens armen Landes will ich mich hier heilen. Ich komme aus den hohen Erzgebirgen Steyermarks, leider habe ich ſie nur durchflogen. — Doch das Große, Kühne braucht nur wenige Momente, um ſich einzudrücken. Aber bleibend in deſſen Nähe leben, wie viel mehr wäre das Leben werth! Denken Sie wohl an den Auftrag, den ich Ihnen gab. Er iſt die einzig ſichere Möglichkeit, alles Irre — ſchön zu löſen.

Je mehr ich Menſchen kennen lerne, vorzüglich Ihres Geſchlechtes, je einziger, trefflicher ſtehen Sie — das feſte, reine, mit voller Seele fühlende Weſen vor mir da. Wie leer und nichtig, wie ſo gar nichts treiben ſich doch alle über das hohle Daſein weg!

Mich verlangt von Ihnen etwas zu wiſſen. Ihre Briefe ſind alle aufgehoben. Keiner fehlt. Wie würde es Ihnen ergehen, wenn Sie in Paris, von aller deutſchen Lectüre ausgeſchloſſen, auf den magern Blumenſtöcken der franzöſiſchen Nahrung ſuchen müßten. Ich kenne nicht zehn Franzoſen, die das Herz, das wahre innere Sein des Menſchen berührten oder achteten, oder zu verſtehen und verſtehen zu lehren ſtrebten. Es giebt nichts Eintönigeres, nichts Wiederholteres, als ihre Literatur. Man könnte ſie eigentlich die Kleinſtädtiſchen nennen — immer nur beſchäftigt mit ſich, mit ihrer Umgebung, mit den Meinungen und dem Kitzel derer, die ihnen verwandt ſind, nur wichtig in allen Sorgen der kleinlichen Gegenwart. Kein Blick in die Welt, in das Allgemeine, über jede Beſchränktheit erhabene Daſein. Immer nur die egoiſtiſche Eitelkeit, gerühmt, geprieſen von ihrer Zeit, durch Tadel oder Lob der Heerführer des Tages zu ſein, kein unabhängiges, freies, abſichtsloſes Gefallen am unverhofft und unbedingt Schönen. Alles nur der herrſchenden Meinung untergeordnet, oder höchſtens beſtimmt, ſich ſelbſt zum Gebieter einer neuen Meinung hinaufzuſpotten. Es giebt nur wenige Ausnahmen hievon. Daher auch ihr ſchamloſes oder vielmehr bedachtloſes Uebergehen von Gegenſatz zu Gegenſatz, ihre Verachtung alles feſten Durchdringens, aber auch ihre ſcheinbare Kraft, in dem, was Eitelkeit des Tages als Form vorſchreibt, andere übertreffend zu ſchwärmen. Daher aber auch ihr Eingang, ihre Macht über andere Völker, weil die meiſten Menſchen, mit ihnen durch Trägheit und Eitelkeit verwandt, ſich lieber leicht und gemächlich hin- und herwenden laſſen, als mit Ernſt und Tiefe ſelbſt das Wirkliche betrachten und an großen durch Geiſt laſtenden Ideen feſtgehalten werden wollen. Darum werden aber ſie, die nur in der Gegenwart ſchöpfen, die das Wirkliche ſo leicht und folgelos lenken, auf immer die Vorbilder Europa's bleiben und ihr Einfluß zerſtörend herrſchen.

Es iſt kein Mittel, dieſem zu widerſtreben; denn nur im übereinkommenden Willen der Menſchen lägen die Mittel, und der Wille der Meiſten liegt an früher Entkräftung krank.

Leben Sie wohl. Bald ſchreibe ich wieder. Ich beſchäftige mich mit zwei Maſchinen; gelingen ſie, ſo ſollen die Folgen wohlthätig für uns ſein.

Wie lebt Ihre Schweſter? Hat ſie alles glücklich überſtanden? Grüßen Sie dieſe treffliche Seele mit aller Freundlichkeit. Wenn ich mir einen recht einfach guten Menſchen denken will, denke ich ſie.

Sonette von Adam Mickiewicz.

I.

An den Niemen.

Wo ſind, o Niemen, heimathlicher Fluß,
Die Fluthen, die ich ſchöpft' in Kindeshänden?
Dann ſchwamm ich zu verödeten Geländen
Auf dir, da ſuchte Ruh' mein irrer Fuß.
Hier liebte Laura ihres Bildes Gruß,
Den Haarputz mit dem Kranze zu vollenden,
Ich, jung und thöricht, mich hinabzuwenden,
Dem Bild zu miſchen meiner Thränen Guß.
O Niemen, du mein heimathlicher Fluß,
Wo iſt dein Quell, wo ſo viel Hoffnung, Glück,
Und andrer Jahre unruhvolles Sehnen?
Lärmvoller Jugend ſüß're Luſt, Genuß
Der Freund' und Laura? Schon blieb nichts zurück!
Warum denn wollt ihr weilen, meine Thränen?

II.

Schifffahrt.

Der Schaum ſchwillt, häuf'ger nah'n des Meers Gebilde,
Die Stieg' hinauf klimmt der Matroſ': Wohlan!
Er klomm hinauf, unſichtbar droben ſpann
Er ſich ins Netz und lauſchet nach dem Wilde.
Wind, Wind! Das Schiff greift in des Meers Gefilde,
Wirft ſich, vom Zügel frei, die Wog' hinan,
Taucht, hebt ſich, drückt die Fluth, ſtrebt himmelan,
Zerreißt die Wolk' und bläht der Segel Schilde.
Und wirbelnd ſchaukelt, gleich dem Maſtenlauf,
Mein Geiſt, wie Segel ſchwillt der Sehnſucht Flügel,
Mein Ruf miſcht mächtig ſich dem freud'gen Zuge.
Die Bruſt des Schiffes ſchließt mein Herz mir auf;
Ich ruh' an ihr; mein Drang gab ihm die Zügel;
Nun weiß ich, was ein Vogel iſt im Fluge!

F. X. Maercker.

Bücherſchau.

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Berlin, Dümmler. 1835. Bd. 1. 356 S. gr. 12. Bd. 2. 374 S. Als dritter Band: Tagebuch. 243 S. Jeder Theil mit 1 Kupfer.

In dieſen Briefen und Tagebuchblättern hat ein wunderbares Mädchenherz der Welt ſein ſüßeſtes Geheimniß offenbart. Wofür der keuſche Mond nicht keuſch genug, das bleiche Sternenlicht nicht jungfräulich rein und die Stille der Nacht nicht veſtaliſch verſchwiegen genug ſchien, das wird hier der Welt in harmloſer Unbefangenheit verrathen und zur Schau geſtellt. Mögt ihr die Schuhe abziehen, Kinder der Gewohnheit, wenn ihr hier wandeln wollt, denn die Stätte iſt heilig. Wo eine ſinnige Jungfrau ihre tiefſte, ihre einzige Liebe geliebt, wo das Käthchen unſeres Jahrhunderts, um die Formen des Lebens unbekümmert, ihrem hohen Herrn ihr ganzes Selbſt gewidmet, wo in aller Keuſchheit der reinſten Entzückung die Thränen der Wolluſt ſtrömten und der Puls der Sinnlichkeit die Schwingungen der heiligſten Begeiſterung für das Tiefſte und das Göttliche ſelbſt in ſich erfuhr: da kann und darf es nicht anders ſein, als daß ein Schauer der Andacht unſer Gemüth ergreift, um uns zum Verſtändniß deſſen zu befähigen, was hier erlebt, geweint und gejubelt wurde. Ohne dieſe Andachtsregung, die freilich immer unerläßliche Bedingung iſt, wo ein Geheimniß der innern Welt ſich uns erſchließen ſoll, wolle doch Niemand dieſe Briefe zur Hand nehmen, ſie möchten ihm unenträthſelt bleiben, und der Spötter halte ſich fern, er verſündige ſich nicht an der Religion des menſchlichen Herzens. Die verehrte Frau, die den Freunden der Schönheit den köſtlichen Genuß nicht hat entziehen wollen, die Tempelhallen ihres Innern zu betreten, hat bei dem Ordnen und Zuſammenſtellen dieſer Jugendbriefe eine leiſe Scheu, die ſie angewandelt, kaum zu verwinden vermocht, und auch der Dichter, dem die glühende Liebe der Mädchenſeele gewidmet war, hatte die Veröffentlichung von Bettinens Briefwechſel mit ihm, aus Furcht vor dem Leumund der Welt, niemals wünſchen können. Das Verhältniß zwiſchen der ſiebzehnjährigen Jungfrau und dem Greiſe, dem ſchon die Locke ſilbern geworden, lag gewöhnlichem, profanem Denken ſo fern, in Bettinens Küſſen brannte ſo viel zarte, verklärte Sinnlichkeit, in ihren Thränen floß ſo viel geheimes Glück, aus ihrem ungemeſſenen Jubel tönten ſo viel wunderſüße, aber dunkle, bisher unerhörte Stimmen einer dämoniſchen Gewalt, daß er ſelbſt nicht den Schleier von dieſen Geheimbriefen zu heben gewagt hätte, aus deren feſſelloſer Sprache er ſo vieles für ſeinen weſtöſtlichen Divan in Verſe überſetzte. Wie viel ihm auch im reichen Leben zu Theil geworden, ſolche

Apotheoſe hatte er noch nicht erlebt, ſo kindlich rückſichtslos hatte ſich kein Herz ihm je erſchloſſen. Philinens und Mignons Naturen ſcheinen in Bettinen verſchmolzen und zu einer überflügelnden Macht ſich vergeiſtigt zu haben, deren Allgewalt ihn, oder ſie, oder beide zu verzehren gedroht. Es gab Stunden, wo Goethe ſich dieſen magiſchen Verſchlingungen, in die Bettinens Liebe ihn zog, gewaltſam zu entwinden geſucht, wo er nur mit bangem Zittern einen Brief von ihr entfalten konnte, weil ſie im Greiſe den Jüngling aufflammte, und in ihren Armen hatte er oft für ſie und ſich ſelbſt gebebt. Darum hätten wir ihm die Mittheilung dieſer unſchätzbaren Briefe nie zu verdanken gehabt; vielmehr hatte er einſt in der Roſenlaube ſeines Gartens das wunderſame Mädchen unter ſeinem Mantel an ſich gepreßt und geſagt: So gehörſt Du mit zu meiner Geſtalt. Ein andermal wob er ein Spinngewebe um ihre Stirn mit den Worten: So möge Dein ganzes Selbſt der Welt verſchleiert bleiben!

Bettina v. Arnim, Clemens Brentano's Schweſter und Enkelin der Sophie Laroche, ſieht in ihrer Kindheit, in ihrer Erziehung und in ihrem ganzen erſten Geſchick nur eine Vorbereitung zu dem Verhältniß, in das ſie zum Dichter trat. Früh eine elternloſe Waiſe, lebte ſie als kleine Tempeldienerin bis zu ihrem dreizehnten Jahre in einem Kloſter in Frankfurt a. M. Sie läutete Abends das Angelus ein, ſpielte den Engel des himmliſchen Friedens bei feierlichen Handlungen und mußte, als erwählter Liebling der frommen Schweſtern, für die Reinigung des Kelches und der Kelchtücher Sorge tragen. Heiter und unbefangen wie ſie war, that ſie den Tempeldienſt in geſchäftiger Anmuth, aber es ſtand ſchon früh ein ganz andrer Himmel in der jungen Mädchenſeele, als er aus den abgehärmten Zügen der Kloſterjungfrauen und ihren erloſchenen Augen herausblickte. In dieſen angewöhnten Formen der chriſtlichen Buße bewegte ſich Bettina nur ſo lange harmlos und frei mit ihrem kleinen, unſchuldig lachenden Heidenthum, bis ſich die Jungfrau in ihr regte und [illegible] friſch bewegter Sinn, immer rein und ſtill, aber immer nach dem lebendigen Gott in lebendiger Welt ſehnſüchtig, an dem hölzernen Kreuze nicht mehr tief und innig genug zu beten wußte. Sie hatte ſich ſchon längſt, ohne es zu wiſſen und zu wollen, dem Gott in der blühenden Natur im Geheimen zur Prieſterin geweiht. Nachts, wenn Alles im Kloſter ſchlief, ſtieg ſie keck hinaus in die ſtille Nacht, lief von Thal zu Hügel, ſprach mit der plätſchernden Welle, mit dem ſäuſelnden Wind, mit der weinenden Nachtigall und ſchuf ſich in dieſem Verkehr mit den Geiſtern der Natur für den unverſtandenen Dienſt der Kirche einen heimlichen Erſatz. So ſuchte das aberwitzige Kind, das den todten Chriſtus floh und von ſeinem Leben im Geiſte nichts erfuhr, ſich auf eigne Weiſe einen lebendigen Gott in dieſem ſtillen Naturdienſt. Hier glaubte ſie den Geiſt der Geiſter ſich weit näher, hier ward ſie heimiſcher, hier fand ſie in jeder Form den tiefern Sinn und ſelbſt während der Schauer einer Gewitternacht, als man im Kloſter ſingend und betend und in ſcheuer Haſt durcheinanderlief, hielt ſich das ſeltſame Kind im tobenden Sturm für unendlich ſicherer und heiliger von der Nähe des Gotts heimgeſucht, als vor dem Altare des Herrn. Dieſe nächtlichen Wanderungen, die ſie mit Fiſchern und Hirten der Gegend in vielfachen Verkehr brachten, erhielten dem Kinde den naturfriſchen Zauber der Geſtalt, den die Nonnen an ihr liebten wie etwas ihnen unerreichbar Fernes. Dieſe Geheimthuerei mit dem kindiſchen Prieſterthum in freier Natur, das ſich ganz ungeſucht in ihrem ſonſt offenen Weſen erzeugte, mochte dem Blicke ihres braunen Auges jenen magiſchen Schimmer verleihen, der ſelbſt auf Goethe's altverſtändige Mutter ſo wunderſam wirkte, daß ſie ihn nicht anders als mit dem Ton des Violoncells vergleichbar fand. Ohne alle Befähigung zum Verſtändniß der Formen der Kirche, ja der Formen des Lebens überhaupt, wußte Bettina nur von ſich und der kindlichen Laune ihres lebendigen Herzens, die ſich in der ungebundenen Willensfreiheit ſpäter zu einem feſſelloſen Dämon ſteigern ſollte. Nie hat ſie eine Thräne im Kloſter geweint, als wenn ſie das blonde Haar einer ſchönen Novizin abſchneiden und ein volles blühendes Jugendleben dem langſamen Tode eines dunklen Opferwahnes ſich hingeben ſah. Ihre ſpieleriſche Kinderſeele war nicht auf den eiteln Tand der äußern Welt gerichtet, vielmehr ſuchte ſie, einer geheimen Ahnungsſtimme folgend, hinter der erſcheinenden Geſtalt des Lebens ein geiſtiges Verſtändniß, ohne das ſie nicht zu leben vermochte, allein ſie wollte auch mit den Mächten des Geiſtes nur ſpielend verkehren, auch ihre innigſten Gebete an den Gott der Natur verriethen den Grundzug ihres Weſens, auch im Heiligſten, das ſie mit allen Schauern der Andacht erſchütterte, eine harmloſe religiöſe Tändelei zu erblicken.

So konnte es nicht fehlen, daß ihr ſcheinbar nur zur Freude eines ewigen Blüthenlebens berufenes Gemüth jenen Mächten, mit denen ſie geſpielt, ſelbſt als Spielzeug zu verfallen drohte. Auf den Fluren einer indiſchen Paradieſeswelt wäre ſie eine Heilige geworden, die man anbeten durfte, in der Welt des Chriſtenthums mußte ſie einen Theil Schmerzen tragen, die zu unſerem geiſtigen Leben zu gehören ſcheinen. Nicht ungeſtraft hat Bettina ſich in der Natur ihren Gott geſucht und ihm Tempel erbaut. Die Stimmen, denen ſie auf den Fluren nachgegangen, um mit ihnen zu koſen und zu ſcherzen, erwuchſen nach und nach in ihrem eignen Buſen zu Göttern, deren flammende Begier das Mädchenherz zu verzehren drohte, und ſo war es ihr vorbehalten, in der ſüßen Luſt, der ſie nachgejagt, alle die Schmerzen, denen ſie zu entfliehen gedacht, mit zu erleben und in einer glühenden Leidenſchaft zu dem Dichter alle Früchte ihrer kindlich harmloſen Laune, die Blüthen ihres ſinnigen Witzes, und die

Blumen der keuſcheſten Treue verloren oder verachtet und langſam in ſich verwelken zu ſehen.

In Bettinens Hang zu einem ſelbſtgeſchaffenen Naturdienſt ſprach ſich das tiefe Bedürfniß ihres ſüßen Kindergemüthes aus, das Leibliche wie alle Materie der endlichen Welt nicht als das Abgefallene, ſondern als die gebenedeite Form für den Inhalt des Ewigen ſelber anzubeten. Darum entlief ſie der Kloſterzelle, weil ſie das Leben des Endlichen nicht geopfert wiſſen wollte, um ſich das Heilige zugänglich zu machen. Darum entſchlug ſie ſich der Trauer um einen gekreuzigten Erlöſer. Ihr Gott war ein lachender Götterknabe voll friſcher Lebensluſt, voll überſchwenglicher Begier, ſich in die Welt zu ſtürzen, um aus den Flammen der Leidenſchaft als Phönix verklärt wieder aufzuſteigen, ihren Gott wußte ſie viel zu tief im Einverſtändniß mit der erſcheinenden Welt, er blühte, ſtarb und lebte wieder auf mit ihr, er ſchwelgte und tanzte, er brach alle Knospen, ſog alle Düfte, genoß alle Früchte des glühendſten Lebens, ihr Gott, den ſie anbetete von früh an, war ſie ſelber, ihr eigner Genius, ihr geiſtiges Ich, als göttliches, ewiges Ideal verklärt. Nie iſt die Sinnlichkeit herrlicher vergeiſtigt, nie die Seele als die Seligkeit des Leiblichen, der Geiſt als der Aether der Materie reiner und tiefer erklärt und gedeutet, als in der Religion Bettinens. So mußte es nun aber auch ganz natürlich erſcheinen, daß ihr ſchwärmendes, tobendes, trotz aller Tändelei gefährlich pochendes Herz in dem Verkehr mit der Natur, der ihre Nerven nur aufregen, nicht beſchwichtigen konnte, nirgend Ruhe und Raſt zu finden vermochte, als bis ſie an Goethe's Buſen lag und die Lippen desjenigen Dichters küßte, in deſſen Dichten und Denken die Verklärung der Sinnlichkeit zur geiſtigen Schönheit nicht bloß Grundthema, ſondern der eigentliche Nerv und die heimliche Religion war.

So weit mußte das unbändige Kind es nun bringen, daß ſie den Gott, den ſie in dem Leichnam des Gekreuzigten nicht erkannt, den ſie vergebens in Wald und Flur geſucht, in der Perſon des Dichters zur innigſten Offenbarung gebracht wähnte. Sie glaubte an einen Genius im Menſchen, den ſie noch für etwas anders hielt als deſſen Geiſt; ſie nannte die ewige Perſönlichkeit des Individuums den göttlichen Genius deſſelben, der in die Hülle herabſteige, ohne von jedem Auge erblickt zu werden. Dieſen Genius in Goethe betete ſie an, ihm machte ſie ihr Herz zum reinen Altar, ihm gehörte all ihr Denken, Dichten und Trachten, Sinnen und Träumen. Im Schlummer ſchmiegt ſich ihre Seele erſt recht am innigſten an ihn, da zerfließt ſie ganz in ſeine Geſtalt. Ihre ganze Natur zerlöſt ſich in der Perſon Goethe's, Gott und Natur haben ſich für ſie am innigſten in ihm vermählt, und wenn die ganze Schöpfung nur eine Brautnacht iſt zwiſchen Geiſt und Materie, ſo hat Bettina hier alle ihre tiefſten Gebete zu ſprechen, ihre Opfer zu bringen, ihre Gelübde abzulegen, voll ſüßer Einfalt, voll harmloſer Keuſchheit der entzückten Seele. Aber es bleibt nicht bei dem kindlichen Geplauder, das ihre Zunge anhebt, um ſich und ihn, den ſie ihren Herrn und Meiſter nennt, ſelig zu preiſen. Ihr Gemüth iſt oft wie mit Sturmesfittich getrieben, maßlos das Leben hinzuſchleudern, um unter den Küſſen der Lippe des geweihten Mannes die Seele zu verhauchen. Fern aber von ihm, von rauher, kalter Welt feindlich berührt, ſteigert ſich ihr Verlangen nach der trauten Nähe ſeiner ſinnlichen Erſcheinung zu einer dunklen, ſtürmiſchen Sehnſucht, die ſich rückſichtslos ergießt, und ſo rächt ſich denn der Verkehr mit den Mächten der Natur, den ſie ſo ſtill gepflegt, jetzt auf eine unbezwingliche Weiſe. Goethe ſelbſt erſchrickt vor dem dämoniſchen Geiſt, der Bettinens Leidenſchaft ſtachelt, das tändelnde Kind kann toben wie ein Bergkobold, und er hat Noth, ſie mit jener kühlen Haltungskraft, die ſeiner Natur eignet, zu beſchwichtigen. Dann iſt ſie oft wieder ſo ſchmeichelnd ſüß, ſo ſanft betäubend wie Blumenduft, ſie ſchleicht ſich in die Bruſt des Greiſes wie der ſilberne Mondenſtreif durch Schloßruinen liſtig lugt, und ſo gleicht ſie wohl am meiſten einer jungfräulichen Nixe des Rheins, die bald plätſchernd das Ufer küßt, bald zu ſchwarzem Strudel aufrauſcht. Eine feenhafte Undine in ihrem ganzen Weſen, hat ſie durchaus das launenhaft Wechſelnde des Waſſerelements. Spielend verräth ſie unbewußt das Tiefſte und Zarteſte, und ſelbſt im Wirbelwind ihrer glühendſten Herzensexploſionen iſt ſie noch lieblich, anſpruchslos und muthwillig wie ein Kind. Manchmal regt ſich in ihr der Trieb, ſich von der ſinnlichen Erſcheinung des Dichters abzuwenden und nur das Geiſtige in ihm zu feiern. Sie appellirt dann an ihren eignen Genius, aber er verläßt ſie in der Gefahr, ſie iſt zu wenig denkende, reflectirende Natur, um Geiſt und Leib zu ſondern, ſie kann Form und Gehalt nicht ſcheiden, iſt ihr doch das Sinnliche nicht als Sinnliches ſchön, ſondern wiefern es ein Geiſtiges manifeſtirt, es iſt ihr ſogar an und für ſich dunkel, ſie verſteht es nicht anders als es durch das Ideelle, dem es dient, zu faſſen. So bleibt denn alles, was ſündhaft heißen kann, aus der reinen Kinderſeele Bettinens fern, es ſcheinen nur ſeltene Stimmungen in ihr aufgeſtiegen zu ſein, die einen Novemberſchauer in den blühenden Maitag ihrer Liebe brachten.

Und dieſe kurzen Novemberſchauer hat Goethe's ruhige Sonne ſtill verſcheucht. Wie leicht wäre Bettinens Feuergluth in dunkle Nacht zu verkehren geweſen, wie nahe lag die Gefahr, in dieſem Sturme die ſchwankende Mädchenſeele zu verlieren. Von einer gleichen Hingebung war hier eben ſo viel zu fürchten, als von kalter Verſchloſſenheit oder einem Verſuche, das entzündete Mädchenherz, in dem die glühendſten Naturmächte laut geworden, durch verkehrte Enthaltſamkeit zur Beſinnung zu bringen. Es war ein Dämon in ihr, der ſeine Befriedigung wollte, oder er zerbrach die Hülle, in der er tobte. So nahm ſie der Greis ſtill in ſeine Arme, und küßte Stirn und Lippen, wenn das ſturmbewegte Herz nicht anders zu beſchwichtigen war, und die Kobolde des Rheingau's ihr toſendes Spiel in Bettinens Bruſt begannen. Vor ſeinem Blicke, wenn er ihn lange in dem ihrigen verſchwimmen ließ, zerfloſſen dann alle Schauer einer gefahrdrohenden Ueberſchwenglichkeit, und wie wohlthätig ſeine Berührung auf ſie wirkte, erweiſt ſich recht in der erſten Begrüßung, die ſie ſich Auge in Auge machten. Sie ſank, als er ſie an ſein Herz ſchloß, wie von einem magnetiſchen Zauber getroffen, in ſtillen Schlaf. Vor einer förmlichen Seelenkrankheit bewahrte ſie wieder ihre friſchduftende, lebenſpendende Natürlichkeit. Bei aller phantaſtiſchen Transſcendenz ihrer Natur hatte ſie den tiefſten Beruf zum Leben und Weben in allen Stoffen der Endlichkeit.

So hatte ſich der alte Goethe durch ſeine wohlerprobte Weisheit dieß holde Kind gerettet und erhalten. Dafür erwuchs ihm aus Bettinens Gemüth ein überſchwenglicher Gewinn, und er genoß in dieſem Verhältniß zu ihr einer erfriſchten Jugend des Geiſtes, wie er ſie bedurfte, um das Buch Suleika zu dichten. Ihre Naturevangelien, die ſie ihm vorpredigt in ihren Briefen, ruften ihm die Zeit wieder auf, wo er „eben ſo närriſch" war wie ſie, und weit „glücklicher und beſſer" als in der Spätzeit ſeines Lebens. Ihre ganze vollblühende Leidenſchaft zu ihm nimmt er in ſein weites, großes Herz, und die überfließenden Faſeleien kindiſcher Exaltation ſteckt er bequem daneben hinter den Miniſterrock, wo ſchon ſo manches ſaß. Aus den reinſten Ergüſſen ihrer aſtraliſchen Natur macht er ſeine beſten Lieder, und wenn ſie zu dringend wird und zu läſtig, dictirt er dem Secretär eine abkühlende Antwort in die Feder. Iſt ſie um ihn, ſo lacht er ſie oft aus wegen ihrer tollen Phantaſtik, nimmt ſie aber gleich darauf wieder in ſeinen Mantel und trägt ſie ſtreckenweit durch Gärten und Fluren. So kann er ſie nicht entbehren, ſie iſt ein Theil von ihm, ſie holt in ihrem Leben manches nach, was er in ſeinem eignen ſchon verwunden. So genießt er die Schmerzen und Freuden ſeiner jugendlichen Jahre in ihrer Geſtalt noch einmal mit, und indem ſie ſo ganz nur ein Gebilde Goethiſcher Muſe ſcheint, bringt ſie ihm doch unendlich viel Neues, was er erſt durch ſie verſtehen lernt. Sie deutet ihm die Religion in ſeinen eignen Dichtungen, zeigt ihm den Gott auf in ſeiner Natur, ſchlägt mit ſtrafenden Werten an das kalte Ariſtokratenherz, das die Wahlverwandtſchaften ſchuf, verwirft die weiblichen Geſtalten im Meiſter, und weiſt ihm mit inſtinctartiger Divination einen Schluß des Romans nach, wie er niemals in Goethe's Ahnung gelegen, und ruft wie eine tobende, von Völkerfreiheitsluſt begeiſterte Mänade den Dichter auf, den Wilhelm Meiſter hinauszuſchicken in die Tyroler Berge, wo die Helden der Unſchuld ihre Stutzen losbrennen, wo das Blut für Freiheit fließt und das Leben eine Weihe erhält, die die Goethe'ſche Dichtung nicht kennt.

Das J. 1809, wo der Tyroler Aufſtand Bettinens raſtlos beſtürmtes Herz wachend und träumend beſchäftigt, verlebte ſie in München. Täglich lief ſie auf die Spitze des Schneckenberges und lauſchte auch Nachts hinüber nach den Firnen, wo die Feuer der Freiheit loderten. Nie war eine zärtlichere Liebe ſo rein gefühlt für Völkerglück. Ihre Briefe werden zu Dithyramben; die kleine Mädchenſeele wird ein Schauplatz der heiligſten Thaten des menſchlichen Bewußtſeins, während Goethe, um dieſen „verſchlingenden“ Ereigniſſen der ſtürmiſchen Zeit zu entfliehen, ſich abſichtlich in jenen Roman einſpinnt, deſſen ganze Tendenz Bettinens Seele wie ein kaltblütiger tückiſcher Tiger anſtiert.

Dieſe Epoche macht überhaupt einen Abſchnitt in dem Verhältniſſe Bettinens zu Goethe, obwohl daſſelbe einer geſchichtlichen Entwickelung eigentlich ermangelt; es trug ſchon im Keime alles in ſich, was es überhaupt werden konnte. Bettine fühlt ſich ſeit den Kriegsbewegungen in Tyrol zu andern Geſtalten mehr als ſonſt hingezogen, und ſo enthalten denn ihre Briefe herrliche Skizzen fremder Eigenthümlichkeiten, und Laune, Witz, Phantaſtik und tiefſinnige Kindlichkeit vereinigen ſich hier, den damaligen Kronprinzen von Baiern, Jacobi, Tieck, die Tyroler Heldengeſtalten, und ſpäter Beethoven getreulichſt abzuſchildern. Goethe empfängt dankend was ſie gibt, er weiß ihre Gaben unendlich zu ſchätzen, und ſie unterläßt es nicht, ihm das tiefſte Weſen der Muſik, wie ſie es ſo zart und innig erfaßte, mit aller Begeiſterung zu deuten, ohne zu wiſſen, daß ſie hier eine Ueberlegenheit gegen den Dichter offenbart, die in ihrer Natur bei aller Anſchmiegung eine Kraft der Selbſtändigkeit verräth. Es kommt ihr nun auch gut zu ſtatten, daß ſie durch die katholiſche Kirchenmuſik ſchon früh eine Befähigung für dieſe Offenbarung erhielt. Eigentlich liebt ſie in Allem, auch in Goethe, nur das Muſikaliſche, jede andere Kunſt iſt ihr nur ein Leib für dieſe Seele, und ſo hat ſich denn dieſe Eigenheit ihres ätheriſch flüſſigen Weſens, wie ſie ſich von Anfang an verrieth, nicht ohne Hülfe der Eindrücke aus ihrem Kloſterleben in erſter Jugend wieder mächtig gemacht, ja der Reichthum ihres unbewußten Denkens aus religiöſem Inſtinct hat ſich dem Leſer ſo vollauf erſchloſſen, daß auch die Seiten, wo ſie mit ihrer kindlichen Harmloſigkeit den Umfang Goethiſchen Denkens und Dichtens überflügelt, nicht unangedeutet bleiben konnten.

F. G. Kühne.

* * *

Geſammelte Gedichte von Friedrich Rückert. (Mit K. Würtembergiſchem Privilegium gegen den Nachdruck!) Erlangen, Heyder. 436 S. gr. 8.

Dieſe Sammlung müßten wir als eine wahre Feſtgabe ächter Dichtkunſt begrüßen, wenn ſie der Dichter in dem Sinne veranſtaltet, in dem wir ſie erwartet und uns lange vorher darauf gefreut hatten. Nach wahrer Poetenart, die in der Verwirrung ihres eigenen Reichthums am leichteſten für ſich ſelbſt zu ſorgen vergißt, hat aber der geniale Rückert eine höchſt unvollſtändige Schatzkammer für die Juwelen und Goldfrüchte ſeines Liedes hier errichtet. In ihre immerwährenden Gedanken vertieft, hat ſeine Muſe hier und da das Beſte, was ihr angehört, bei Seite liegen laſſen, und wie ein reicher Mann, der ſelbſt nicht weiß wie viel er hat, ſich einen Augenblick lang ärmer geſtellt als ſie iſt. Mit einem Wort, wir vermiſſen viele der ſchönſten Lieder Rückerts, ſelbſt von denen in Almanachen und Zeitſchriften zahllos zerſtreuten (z. B. das Gedicht von dem alten roſt'gen Apotheker), in dieſer Sammlung, in der freilich noch immer ſo viel Herrliches vorliegt, daß ſie die erquicklichſten Spaziergänge durch den Paradiesgarten Rückert'ſcher Lyrik darbietet. Aber den ganzen Staatshaushalt ſeiner Muſe umfaßt ſie nicht.

Friedrich Rückert iſt ein Naturdichter, und als ſolcher der größte, reichſte und originellſte, den es in Deutſchland gegeben. Früher verſtand man unter Naturdichtung vorzugsweiſe nur jene Landſchaftsmalerei in der Poeſie, die Scenen, Beleuchtungen, Gruppen, Situationen der Natur unter die Perſpective irgend einer elegiſchen, andächtigen oder idylliſchen Empfindung rückt und daraus ein Bild geſtaltet, das in den Farben jener ſubjectiven Empfindung ſich ausmalt. In Rückert iſt es nicht das Pittoreske der Natur, das zur Folie der poetiſchen Stimmung wird, ſondern die aus ſeiner weiten Bruſt hervorquellende Naturanſicht macht ihn zum Dichter und überſtrömt ihn mit tauſend Liebesgedanken, in denen er wie ein berauſchter Seher durch den Frühling hinwandelt und aus den Herzſchlägen der ganzen blühenden Natur ein allgemeines Weltgefühl in ſich herausfühlt. Seine Naturanſicht iſt eine durch und durch vergeiſtigte und neigt ſich mit einer überwiegenden Richtung zu dem dichteriſchen Pantheismus der orientaliſchen Weltanſchauung, die in Allem nur Eines ſieht, feiert und anbetet. So ſingt Rückert:

> O Sonn', ich bin dein Strahl, o Roſ', ich bin dein Duft,
> Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!

und dieſes lyriſch trunkene Sichempfinden im Allgemeinen, woraus gewiſſermaßen ein hymniſcher Wettgeſang zwiſchen Menſch und Natur zur Feier der Schöpfung hervorgeht, bildet einen überall anklingenden Grundzug ſeiner Poeſie. Dabei jedoch, trotz aller Ueberſchwenglichkeit dieſer Stimmung, nirgend eine myſtiſche Verkümmerung in Rückert. Weiſe wie ein Bramin, und leicht und leichtſinnig wie ein Vogel, bewegt ſich ſein Lied unter einem immer blauen, reinen, lächelnden Himmel, mit tiefen Fernſichten nach Oſt und Weſt, mit blitzenden Sonnen, ſymboliſchen Sternen, und gedankenvollen Morgen- und Abendröthen. Bald liebenswürdig unter Blüthen gaukelnd wie ein ſchelmiſcher Elfengeiſt, bald ernſt unter wehenden Bäumen und Büſchen in feierliche Prieſterandacht verſunken, träumt ſich dieſer Dichter, während er ſich nur an das Naturwuchſige der ihn umgebenden Blüthenwelt hinzugeben ſcheint, daran oft in die tiefſte Speculation hinein. Und dies wird meiſtentheils der eigenthümliche Wendepunct ſeiner Gedichte. Ganz verſchieden von der Naturlyrik der romantiſchen Schule, bleibt Rückert vielmehr immer von dem eigentlich Naturromantiſchen fern, weil er mit ſeinen Gedanken zugleich immer wieder über die Natur hinausgeht und an das Bild der Blume eine Anſchauung des Geiſtes anknüpft, während die Dichter der romantiſchen Schule ihre Gefühle nur als unmittelbaren Ausfluß des Waldes, des Blätterrauſchens, des Glühens der Abendröthe, des Reigens der Blüthen, in ſich empfangen.

Dieſe Sammlung enthält folgende Hauptpartieen: 1) Bauſteine zu einem Pantheon, worin manche vortreffliche Gedichte, voll Ernſt und Scherz, zuſammengeſtellt ſind. Rückert's Humor gefällt ſich in tauſend kleinen lieben Naivetäten; ſein Humor iſt ein gaukelnder Frühlingsſcherz, ein neckender Zephyr, der mit Roſenblättern um ſich wirft; er duftet ſüß wie Jasmin, tönt wie Becherrauſchen unter Weinlauben, und hat keinen einzigen ſcharfen oder verletzenden Gedanken. Selbſt der Vers und die Wortbildungen ſcherzen oft in harmloſer Ausgelaſſenheit mit. — 2) Edelſtein und Perle (1817 gedichtet). Ein Zwiegeſpräch des Schmuckes der Geliebten, welche der Dichter ſchlafend angetroffen. Ein holder Müßiggang der zarteſten Betrachtungen ſpinnt ſich hier in ſinnreicher Anmuth aus. Die Perle ſitzt im Ohr, und der Edelſtein auf dem Buſen des ſchlafend hingeſtreckten Mädchens. Beide ſtreiten ſich, in Terzinen-Wechſelgeſängen, um den Vorrang der beſten Stelle, indem jeder, zur Hervorhebung ſeines wichtigen Selbſt, ſeine kleine Lebensgeſchichte dabei erzählt. Unterdeß ruht der lauſchende Dichter hingebeugt über die Geliebte. In ſolchen Stellungen wird allerdings das Märchen wach, und man kann wohl ſelbſt die Kleider der Geliebten ſich miteinander unterreden hören. Die Fiction iſt alſo gerechtfertigt. — 3) Liebesfrühling. Liebe, Lied, Frühling, dieſe heilige Dreieinigkeit der Rückertſchen Lyrik, flechten ſich hier zu einem reichen, vollſchwellenden Garbengewinde zuſammen. Den Schluß bilden zwei rührende Nachträge vom J. 1833 und 1834; in dem erſten widmet er dieſe Liebeslieder dem Kinde der Mutter, der er ſie geſungen, in dem zweiten beklagt der Dichter den bald darauf erfolgten Tod dieſes ſeines Kindes. — 4) Fünf

Mährlein zum Einſchläfern für mein Schweſterlein. Ein artiges, naives, poſſirliches Kindergedahle. Alles ſieht wie improviſirt aus und gewinnt dadurch an Reiz. — 5) Volksſagen, die uns am wenigſten angeſprochen. Der Balladenton iſt nicht für Rückert, da er die Ueberſchwenglichkeit ſeines Gefühls nicht in dieſe gehaltene, plaſtiſche, kurz ſich begrenzende Form zu gießen vermag, und deshalb auf dieſem Gebiet dürftig erſcheint.

Das Orientaliſche, das in Rückerts Gemüth und Anſchauungsweiſe mehr wie eine geiſtige Sympathie, denn als abſichtliche Hinneigung hervorſticht, tritt dagegen in ſeinen poetiſchen Ausdrucksformen öfter mit beſtimmter Abſichtlichkeit, ja mit philologiſchen Anflügen heraus. Die neuen, reichen Wendungen und Ausdrucksweiſen, die dadurch in ſeiner Sprache entſtehen, ſind nicht ſelten bedeutend und von origineller Schönheit, mitunter jedoch läſtig und ins Spieleriſche entartend. Mit den Orientalen theilt Rückert auch noch die Eigenthümlichkeit, daß er ſeinen Ergießungen, die ihn ſelbſt aus einem unerſchöpflichen Füllhorn überſchütten, keine Genüge finden, ſeinem Gedicht kein Ende und keinen Abſchluß zu geben vermag. Viele ſeiner Gedichte ſind in der That zu lang, und nicht ohne einige Beeinträchtigung ihres Eindrucks, ſo ſchlecht auch jene Kritik des Polonius ſein mag, und ſo gewagt das Hülfsmittel Hamlets, jede Länge gleich zum Barbier zu ſchicken.

M.

Zodiacallichter.

— Ein Engländer, der ſich auf einer gelehrten Reiſe durch Deutſchland auch in Berlin umgeſehen, meldet von letzterm Orte, daß ihm daſelbſt nur zwei ausgezeichnete Rednertalente aufgefallen ſind; die Predigten von Eduard Gans und die Univerſitätsreden über Staatsrecht von Franz Theremin, würden auch in England, ſo meint er, als vortreffliche Exhibitionen der Beredtſamkeit gelten. Indem wir aber an ſolcher Verwechſelung der Namen uns ergötzen, finden wir mit wahrer Betroffenheit uns ſelbſt eines unverzeihlicheren Mißgriffes ſchuldig; in unſerm letzten Stücke S. 171 muß es bei Erwähnung der funfzigjährigen Jubelfeier des verehrungswürdigen Dichters Friedrich Auguſt von Stägemann ſtatt: der Kaiſerlich Ruſſiſche Staatsrath heißen: der Königlich Preußiſche Geheime Staatsrath. —

* * *

— Habe ich nicht Recht mit meiner früher aufgeſtellten Behauptung, daß wir in Tagen leben, wo die Gegenſätze wie die Jahreszeiten in einander überzugehen anfangen? So hat auch der berühmte Homöopath Hahnemann eine allöopathiſche Heirath geſchloſſen, wie man aus den Zeitungen erſieht. Er hat noch in ſeinem achtzigſten Lebensjahre mit einer jungen Dame Hochzeit gemacht. Möge ihm dieſe allöopathiſche Kur gut bekommen, und ihn verſöhnlich ſtimmen gegen die Feinde des homöopathiſchen Syſtems, zu denen wir uns auch bekennen müſſen. Man ſieht, das Syſtem reicht nicht aus, und der durchgeführte Grundſatz: *similia similibus*, würde für einen alten Mann, der noch heirathen will, keine erfreulichen Reſultate abgeben! —

* * *

— Das neue portugieſiſche Preßgeſetz, das in der Liſſaboner Hofzeitung publizirt worden, beſtimmt für Schriften, die eine hochverrätheriſche Tendenz gegen den Staat haben, als Maximum der Strafe 250 Pfund und zwei Jahre Gefängniß. Wer in ſeinen Schriften aber blos den lieben Gott läſtert, kommt bei weitem wohlfeiler davon. Man bezahlt für den ſchlimmſten Fall der Gotteslästerung nur 200 Pfund, und wird auf ein halbes Jahr eingekerkert.

* * *

— Ein „Leſer“ des Zodiacus hat anonym durch die Stadtpoſt an uns geſchrieben, und hält den Redacteur des literariſchen Thierkreiſes bei weitem für zu gelehrt, indem er mehrere Fragen von ihm beantwortet wiſſen will. Dieſer Leſer, wenn es nicht vielmehr, der Handſchrift nach zu urtheilen, eine Leſerin iſt (was mir nur noch angenehmer ſein müßte!), geht mit dem Gedanken um, unter dem Titel „Lethe“ geſammelte Gedichte aus den Werken vergeſſener Autoren herauszugeben. Ein ſchöner, ein rührender Gedanke! der dadurch ſelbſt unerwartet zum Autor ſich aufſchwingende Leſer hat hierbei beſonders auch an die Schriften Achim von Arnim's gedacht, auf welche der Januar-Zodiacus in einer kurzen Notiz hingewieſen. Zwar ſcheinen, ſo viel ich weiß, die Hinterbliebenen dieſes Kronenwächters ächter Poeſie ſelbſt darauf bedacht, eine vollſtändige Geſammtausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten, und waren auch ſchon vor einigen Jahren die Gebrüder Grimm in Göttingen geneigt, ihrem alten romantiſchen Freunde dieſe letzte Ehre zu erweiſen. Doch hat ſich, wie ich höre, die Sache wieder zerſchlagen, und iſt, wenn auch nicht aufgegeben, doch im Ungewiſſen ſchwebend. Mag ſich aber mein geneigter Leſer und idem Autor, wenn's ihm ſonſt Ernſt um ſeinen hübſchen Plan iſt, dadurch nicht abhalten laſſen! Die ſchönſten Gedichte Arnim's gehören in der That der Lethe an, und paſſen alſo in eine ſolche Sammlung hinein, ſelbſt wenn auch noch eine Geſammtausgabe der Werke, die ſchon in merkantiler Hinſicht etwas ſehr Problematiſches hat, erſcheinen ſollte. Noch ſchlimmer ſteht es mit den ſeltſam genialen Werken des Clemens Brentano, die vielfach zerſtreut ſind und keinen Anwalt haben, der ihre Sache führte. Brentano lebt gegenwärtig, ſo viel ich weiß, in Frankfurt am Main in mönchiſcher Zurückgezogenheit von der Welt, und denkt wohl ſelbſt am allerwenigſten an die wunderbar verworrenen Schöpfungen einer bizarren Jugend. Dieſelben zu einer vollſtändigen Reihe einzuſammeln, zeigt ſich Niemand beeifert, und wenn die Lethe auch die Proſa nicht ausſchließt (die bekanntlich noch leichter vergeſſen wird, als die versus memoriales der Poeſie), ſo wäre in den von Gubitz herausgegebenen „Gaben der Milde“ eine herrliche kleine Novelle vorhanden, die vor allen hervorgezogen werden müßte. Wer ſonſt noch Alles in die Lethe hineingehörte, damit will ich mich nicht befaſſen, da ich ſelbſt leider ein deutſcher Schriftſteller bin, und die Nemeſis nicht vor der Zeit gegen mich reizen darf. Wie aber nur die, welche wirklich gelebt haben, auch wirklich ſterben können, ſo gehören auch nur die Schriftſteller, die einmal gekannt waren, unter die vergeſſenen. Jedes einzelne duftige Blümchen, das nie recht eine Wurzel und einen Stengel gehabt, mit Mühe aufzuſuchen, und neu aufſpülen zu laſſen in den Wellen der Lethe, hilft zu nichts, und würde ſelbſt im Strom der milden Lethe ſogleich wieder zu Grunde gehen. Unſere Zeit, mit unbefriedigter Sehnſucht auf ein fernes, zukünftiges Ziel gerichtet, iſt gar zu grauſam zerſtörungsluſtig, und fragt in ihrer wilden Haſt nichts danach, ob einmal der Maler Runge, und der Dichter Roſtorf, (Carl v. Hardenberg, ein Bruder von Novalis) ein einzelnes ſchönes Lied gedichtet, zwei Poeten, über die auch ich keine nähere Auskunft zu geben weiß. Glücklich, wenn man nur die Hauptſachen aus dem Sturz retten und in eine ſtille Bucht bergen, in Spiritus ſetzen oder in einer Kunſtkammer aufhängen kann! Auch der arme, tiefſinnige, tiefverlorene Hölderlin, einer der größten deutſchen Dichter, gehörte allerdings der Lethe an, die jetzt ſeinen von der Verdunkelung gelöſten Geiſt wohlthätig umrauſchen möge! Wie ich durch einen vor Kurzem aus Tübingen gekommenen Reiſenden höre, hat bereits vor einigen Jahren ein ſtiller und unbeſprochen gebliebener Tod ſein Leben geendet, das er länger denn zwanzig Jahre im tiefſten Wahnſinn in der verborgenen Hütte eines wackern Tübinger Tiſchlers geführt. Seine Gedichte und der merkwürdige „Hyperion“ ſind zwar neu aufgelegt worden, doch verdiente das Ausgezeichnetſte daraus dem ihm ſtets ferngebliebenen Publikum in jeder Weiſe wieder vorgeführt zu werden. Ade, geneigter Leſer oder Leſerin! Ich danke ſchön für freundliche Anſprache, und bitte, wenn's angeht, um fortdauernde Gewogenheit. —

* * *

— Seume's Werke erſcheinen, herausgegeben von Adolph Wagner, in einem Bande, Leipzig, bei Hartknoch. —

* * *

— Von C. F. Göſchel's „Zerſtreuten Blättern aus den Hand- und Hülfsacten eines Juriſten“ wird gegenwärtig der zweite Theil (im Verlage von C. Glaſer in Schleuſingen) unter dem Nebentitel: „Zur Theologie und Philoſophie des Rechts“ gedruckt. Wir freuen uns darauf! —

* * *

— Die Herberufung Schellings an die Univerſität zu Berlin auf den unbeſetzt gebliebenen Lehrſtuhl Hegels wird erneuerter Gegenſtand des Geſprächs in den näher unterrichteten Kreiſen. Soviel iſt gewiß, daß hochgeſtellte Perſonen dieſen Wunſch ſeit längerer Zeit gehegt und eifrig gepflegt haben, und ſoviel iſt wahrſcheinlich, daß dieſer Wunſch an den Umſtänden und der unverhältnißmäßigen Aufwendung von Mitteln, die zur Gewinnung Schellings erforderlich ſein würde, dennoch endlich ſcheitern wird. In der einen Wagſchaale ſchwebt nun noch immer das neue Syſtem Schellings, auf das er als ſein eigner Prophet mit geheimnißvoller Bedeutſamkeit längſt hingewieſen, und von dem wir uns, wie von Schellings Erſcheinung überhaupt, wenigſtens eine neue wirkſame Anregung des Berliner wiſſenſchaftlichen Lebens und Treibens verſprechen dürften; auf die andre Wagſchaale drückt der natürliche Fortpflanzungstrieb der Hegelſchen Philoſophie, der ihr gar nicht verargt werden kann, in Geſtalt des durch dieſe Herberufungsangelegenheit ſehr bekannt gewordenen Gymnaſial-Directors Gabler in Baireuth. Wir werden es ja binnen Kurzem erleben, wie es Alles kommen wird! —

* * *

— Unlängſt iſt nun erſchienen: „Ueber die geheimen Verbindungen auf Univerſitäten Fragmente aus Vorträgen über die Hodegetik. Von Henrich Steffens“. (Berlin, b. Dunker.) Dieſe Brochüre, auf deren Entſtehung wir ſchon im 1. St. hingewieſen, hat den wohlthätigen Zweck, daß ſie zum Beſten der Schleiermacherſchen Stiftung verkauft werden ſoll. Jene Stiftung, deren hochverdientem Begründer Steffens, obwohl in vielen Dingen ein Antipode Schleiermachers, eine ſo ſchöne Todtenrede gehalten, iſt zur Unterſtützung und freieren Ausbildung junger talentvoller Studirender beſtimmt. —

* * *

Der „Alte im Barte“ hat ſeine „Fahrten“ beſchrieben. Das heutige Deutſchland wird dieſe Mittheilung nicht mehr verſtehen, deshalb überſetzen wir dieſelbe in unſere geläufige Sprache: Jahn hat ſeine Memoiren herausgegeben (Schleuſingen bei Glaſer, 1835). Da iſt uns freilich ein verpöntes „Mangdeutſch“ entfahren, und wir hätten recht gut „Denkwürdigkeiten“ ſagen können; allein auch dies Wort gefiel dem alten Wortkrämer nicht, es iſt ihm zu vielſagend, zu inhaltsſchwer, zu ſtolz für ſein „Geſchreibſel“, deshalb ſetzte er „Denkniſſe eines Deutſchen“ auf die „Nenne“, i. e. auf den Titel ſeines Werkes. Dieſe „Nenne“ nennt aber auch ſeinen Namen nicht, das Buch iſt von Karl Schöppach, einem Freunde und Schüler Jahns, herausgegeben und bevorwortet. Warum verſchweigt man den Verfaſſer der Schrift, da er doch aus jeder Zeile herausguckt? Warum ſchickt Jahn durch einen ſeiner „Möglichmacher“ i. e. Commiſſionaire ſeine Denkniſſe in das Publikum? Weshalb werden die Namen der Oerter, Gegenden und Perſonen (wiederum Mangdeutſch!) entſtellt, verſtümmelt? Jahn braucht doch heutzutage (?) keine „Nahderer“ i. e. Delatoren, Angeber, mehr zu fürchten, oder gar die „Schriftſchau“ i. e. Cenſur zu ſcheuen! Wozu alſo dieſe „Quertreibereien“ i. e. Myſtifikationen? Jahn hat ſein Spiel längſt ausgeſpielt und verſpielt, deshalb hat er nichts mehr nöthig zu verblümen, all dieſe Verblümerei mit der deutſchen Freiheitsepoche kann das Publikum nur „vermißquemen“ i. e. ennüyiren. Man kann, wie dieſe wenigen Zeilen ergeben, nicht mehr Jahns Sprache ohne Lexikon verſtehen, das ganze Gethue und Gehäbe des „Alten im Barte“ kann nur noch lächerlich erſcheinen. Zu erzählen aber hat er genug aus der Zeit, deren Mann er ſich dünkte, und der Herausgeber ſeiner Denkniſſe, Schöppach, der ſeinen Meiſter den „getreuen Eckart des Freithums“ nennt, lebt noch ganz in dem alten Wahn, Jahn (welcher Wortklang, den der Zufall anſtimmt!) ſei ein wichtiges Individuum, ein wichtiges Einzelweſen damals geweſen, und ſelbſt der Corſe, der „Mordleue“ (ſo wie Mordkerl), habe ihn, wie aus dem Moniteur und aus Aeußerungen von Männern in deſſen nächſter Umgebung hervorgegangen, für ſeinen hartnäckigſten und gefährlichſten Gegner angeſehen. Nach den Ausſagen Anderer war Jahns Deutſchthum in jener Zeit, als er die „Wehrquaſte“ trug, keineswegs eben ſehr „werklich“ i. e. practiſch. Wie dem aber auch ſein mag, Jahn hat ſeine Zeit gehabt, und es iſt nur zu bedauern, daß die Zeit ihn nicht hatte, ſo daß mit ihr fortzuſchreiten und die unfruchtbare Deutſch- und Teutſchthümelei in eine fruchtbringende zu verwandeln ihm nicht vergönnt blieb. Jahn iſt längſt eine Ruine, i. e. altes Mauerwerk, und nach der alten Weiſe immer noch huſten, ſchnupfen und ſchnacken, kann nur dem Spotte der Kinder dieſer Zeit anheim fallen, ſelbſt wenn dieſelben zu „Launſcherz“, „Schalksernſt“, „Hechelſcherz“, „Scheinunwiſſenheit“ und „Spottlob“ i. e. zu Humor und Ironie, weniger als es wirklich der Fall iſt, aufgelegt wären. Hübſche Charakterzüge kann Jahn noch immer aus ſeiner Zeit uns mittheilen, allein die Sprachreinigung ſollte er längſt aufgegeben haben. Hübſche „Läuſchchen“ i. e. Anekdoten, aus der deutſchen Selbſtbefreiungsgeſchichte mag er vortragen, allein ſeine Wortkrämerei bringt es zu weiter nichts als faden „Kinkerlitzchen,“ weil er ſie noch immer in allem Ernſte treibt. Auch der „Alte im Bart“ müßte heutzutage ein Humoriſt, ein „Hechelſcherzer“ werden, das ſtände ihm wirklich gut und machte ſeinem Verſtande Ehre. Duldet ſein ehrſam ſteifes Herz das nicht, ſo ſollte er ſchweigen, ſeine Polemik gegen unſere Zeit iſt ſo vereinzelt, ſo troſtlos ärmlich, daß ſie erſt recht dazu beigetragen hat, eine heilige Freiheitsſache ihres Glorienſcheines zu entkleiden. Seine Polemik gegen die Zuſtände der Gegenwart geht auch faſt nur auf Theatermiſeren (das Wort iſt gar nicht zu entbehren) und allerlei Kleinigkeiten des Tagesklatſches. Er ſpricht von Rührſpielen, die „durch aberwitziges Gethue und weinerliches Gequängel uns zermarkeln.“ Er ſchimpft auf Schnellpoſten und Dampfwagen und nennt derlei Schnellfahrten bloße „Reiſehetzen“ durchs Land. Er giebt auf das „Deutſchſchofel in Paris“ einen knotigen Seitenhieb, und tadelt den „Läufling“ Heine, daß er unter der „Renne“: „Schwatzſal“ i. e. Salon, eine „meindeutſche Verunglimpfungsſchrift“ verfaßt habe, u. d. gl. Die Denkniſſe zerfallen in drei Erzählungsſtücke. Jahn tritt in denſelben als „Geleiter,“ als „Schwarzer“ und als „Sendner“ auf. — (27.)

* * *

— Von dem bekannten Schriftſteller **Auguſt Lewald** werden im Verlaufe dieſes Jahres zwei neue Taſchenbücher erſcheinen. Das eine in der Cottaiſchen Buchhandlung unter dem Titel: „Allgemeine Theater-Revüe“, das im Herbſt mit den übrigen Taſchenbüchern ausfliegen wird und den Zweck hat, in Darſtellungen jeder Art und Form, ſowohl unterhaltenden als belehrenden, einen beſſeren und edlern Sinn in Beſprechung und Auffaſſung deutſcher Theaterangelegenheiten zu erwecken. Auch wir halten das Theater für ein zu bedeutendes Inſtitut, um es noch immer ganz aufgeben zu können, und Hr. Lewald iſt der rechte Mann dazu, hier mit wirkſamer Hand einzugreifen. — Das andere Taſchenbuch iſt ein „Bade-Almanach“ und ſoll im Juni beim Beginn der Saiſon als Begleiter der ſchönen Welt erſcheinen. Es wird mit Stahlſtichen und ganz auf engliſch faſhionable Weiſe im Verlage von Lieſching in Stuttgart herauskommen, einem neu etablirten Verleger, der bereits Werke namhafter Autoren zu ſeinem Debüt an ſich gebracht hat. —

* * *

— Neulich Abends las ich mit einigen Freunden in dem Taſchenbuch Penelope für 1835. Wir waren alle etwas trübe geſtimmt, und die höchſt unerquicklich beginnende, noch dazu verletzte Novelle von unſerm Leopold Schefer: „die Geſchiedene“ wollte uns durchaus nicht arſprechen. Wir ſchieden uns bald von ihr, und blätterten hin und her. Endlich nahm ein Reſoluter das Buch, und las: „Eine Sommernachtsphantaſie von Amalia Krafft.“ Es iſt die Geſchichte einer flatternden Pſyche, die mehrere auf die verſchiedenſten Lebensſtufen führende Verkörperungen erleidet, aber mit einer wunderbaren geiſtigen Zartheit, Innigkeit und Originalität gedacht und ausgeführt. Wir athmeten alle auf, fühlten uns erhoben, und mußten uns geſtehen, nie etwas Eigenthümlicheres geleſen zu haben. Wo lebt dieſe Dichterin, die ſo viel Seele mit einer ſo großen Gediegenheit des Talents verbindet?

* * *

— Die Schriftſtellerin Talvj (geb. Thereſe von Jacob aus Halle, jetzige Mistreß Robinſon in Boſton), bekannt als geiſtvolle Bearbeiterin der Serbiſchen Volkslieder, hat ſich während ihres jetzigen Aufenthalts in Nordamerika beſonders mit ſehr gelehrten Forſchungen über die Slawiſche Sprache und deren verſchiedene Dialekte beſchäftigt. Ihre neueſte Schrift: Historical view of the Slavic language in its various dialects (ein beſonderer Abdruck aus der von ihrem Gatten herausgegebenen Zeitſchrift: Biblical repository) liefert ein durch ſeine Gelehrſamkeit in Erſtaunen ſetzendes Zeugniß davon. —

* * *

— Von dem ſehr gediegenen und empfehlenswerthen „Univerſal-Lexicon der Tonkunſt“, unter Mitwirkung von Fink, Großheim, Heinroth, B. A. Marx, Naue, G. Nauenburg, Rellſtab, Seyfried, Weber, u. A. redigirt von Dr. G. Schilling (Stuttgart, b. Löflund) ſind bis jetzt drei Lieferungen erſchienen, welche bis zu der muſikaliſchen Familie Bach reichen. Wie es ſcheint, ſetzt das Werk, wenn auch nicht gerade zu einem muſikaliſchen Erſch und Gruber, doch zu einer großen Ausdehnung an, die es nur langſam vorſchreiten läßt. —

* * *

— Wolfgang Menzel wird eine Reiſe nach Italien antreten. Möchte er aus den italieniſchen Citronen- und Pomeranzen-Wäldern das alte piquante Gewürz ſeiner Kritik, die er in der letzten Zeit der eigentlichen deutſchen Literatur faſt ganz abgewandt hat, wieder zurückbringen! —

* * *

— Die Frühlingszeitung: der Phönix, redigirt von dem talentvollen E. Duller, mit einem Literaturblatt von K. Gutzkow, hat ihre erſten Schwalbenausflüge recht verheißend angetreten. Nur iſt in Deutſchland noch bei weitem nicht genug Aſche da, um den wahrhaften Vogel Phönix daraus hervorſteigen zu laſſen. —

* * *

— Engliſche Blätter machen unter Denen, die ſich in London um Verbreitung der Kenntniß deutſcher Sprache und Literatur ein Verdienſt erwerben, einen Herrn Klauer-Klatowsky namhaft, von deſſen „German Dramatic Reader“ gegenwärtig zwei Hefte, ein Drama von Werner und ein Luſtſpiel von Kotzebue enthaltend, erſchienen ſind. In dem erſten Hefte ſeines „German Prose Reader“ gab der Editor Fouqué's Undine. Er begleitet den ſorgfältig abgedruckten Text mit erklärenden Noten. Ein engliſches Blatt, der „Atlas,“ lobt die Bemühungen Klauer-Klatowsky's, tadelt aber ſeine unverholene Hinneigung zu Dom Miguel und zu Schinderhannes, die ſich in den Anmerkungen einer erklärenden Erwähnung zu erfreuen hätten. — Iſt es nicht ſpaßhaft, daß die gutmüthige, romantiſche deutſche Seele ihre Vorliebe für Tyrannen, Henker und Räuberhauptleute auch im Auslande und in Schulbüchern nicht verheimlichen kann? Muß der junge Student auf Oxford-College, oder die blonde Ariſtocratentochter der Themſeſtadt, die ſich von dem Geiſt der

Romantik in unſerer Literatur angeregt fühlen, auch ſogleich einen Blick in die Jämmerlichkeiten unſerer Herzensgelüſte thun? Es fehlte nur noch, daß man der jungen Lady den Lafontaine in die Hände giebt, um die ganze rührende Blöße des inwendigen deutſchen Menſchen an den Pranger zu ſtellen, damit die ſtolze Jungfrau ſich mit Widerwillen von einem Volke abwendet, in deſſen geſelligen Zuſtänden ſich die Tugenden und die Gebrechen des Menſchenlebens ſo windelweich geſtalten konnten! Dom Miguel und Schinderhannes! Ein Lehrer der deutſchen Literatur in London ſchwärmt für beide! (27.)

* * *

— Unter den „Blättern für literariſche Unterhaltung" wird ſeit einiger Zeit Hr. Heinrich Brockhaus als verantwortlicher Redakteur derſelben genannt. Dies kann nur zum Vortheil dieſer Blätter gereichen, deren Tendenz dadurch ohne Zweifel eine größere Beſtimmtheit gewinnen wird. Denn es muß eigentlich in der literariſchen Republik für unſtatthaft angeſehen werden, daß eine Buchhändlerfirma ein Journal redigirt. Hr. Heinrich Brockhaus wird ſeine weitverbreiteten Blätter jetzt nicht mehr als Buchhändler redigiren, ſondern als ein zu einer literariſchen Verantwortlichkeit herausgetretener Mann, deſſen Geiſt und Kenntniſſe auch in der literariſchen Welt alle Achtung verdienen. Und das war es, was den „Blättern f. l. U." bis jetzt immer fehlte: nämlich die Rückſicht einer vorhandenen literariſchen Verantwortlichkeit. Nun weiß man, woran man ſich bei dieſem Journal zu halten hat, und der Redakteur ſelbſt wird ſich bemühen, ein zu dichtes Nebeneinanderſtehen der ſchreiendſten Gegenſätze in den abgegebenen Urtheilen durch eine feſtere allgemeine Norm zu begrenzen! —

* * *

— Man ſagt, der Carneval iſt da! Und wahrlich, trotz aller Todesſchmerzen, welche auf dem Angeſicht der Zeit zucken und in dem eigenen Herzen, wäre man aufgelegt genug zu tollen Faſchingsſtreichen! Aber es müßte auch ein recht toller, toller Faſching werden! Von außen ſo toll, als die Welt jetzt von innen iſt. Mit humoriſtiſchem Mittelgut ließe ich mich nicht abſpeiſen. Es gibt Zeiten, wo nur durch die höchſte Unvernunft die höchſte Vernunft wieder in ihre Rechte eingeſetzt werden kann. Und man ſagt, der Carneval iſt da! Ich glaube es kaum. Zwar raſſeln draußen mehr Wagen als ſonſt über die ſtille mitternächtliche Straße, drüben aus dem Nachbarhauſe ſteigen ſchöne, bunte Masken ein, ich möchte mit, und ärgere mich, daß ich noch in ſpäter Lucubration hier vor meinem Schreibtiſch ſitze. Es iſt eine ſtürmiſche Nacht, der Wind klopft unheimlich ans Fenſter, und heimlich muß es im glänzenden Ballſaal ſein, wo tolle Maskenfreiheit ſelbſtvergeſſene Dithyramben des Lebens tanzt! Maskenfreiheit! Maskenfreiheit! Aber was hilft es, ſelbſt zur Maske zu werden, wenn der Carneval ſchlecht beſucht wird, und dem Volke ſein ganzer Witz in der Hirſe ſtecken geblieben iſt. Ein ſchreckenerregendes Ding, ein deutſcher Carneval! Wir ſind Leute, denen es ſogar an Muth gebricht, dummes Zeug zu machen. Aber halt, mein Licht geht aus — —

Berliner Theater-Ellipſe.

— Man geht auch einmal ins Theater, quand même. Es gehörte ſchon eine große Bösartigkeit und Verhärtung des Gemüths dazu, einem Hauſe ganz den Rücken zu kehren, in welchem ich ſo viele meiner Mitbürger ihre Abende hinbringen ſehe. Ich laſſe mich immer gern in Mitleidenſchaft ziehen, und glaube meine Bereitwilligkeit, mich dem allgemeinen Schickſal der Nation anzuſchließen, dadurch bewieſen zu haben, daß ich in dieſem Monat bereits vier Mal im Königl. Hoftheater geweſen bin. Ich ſah jedesmal ein Stück von Raupach, der jetzt faſt einen Tag um den andern auf unſerm Repertoir ſteht, und mit ſeinem großen Bevölkerungstalent, gegen das keine Infibulation der Kritik helfen würde, ſchon einen ſo gewaltigen Vorrath gezeugt hat, daß er mehr als ein ganzes Theater-Kalender-Jahr Tag für Tag füllen könnte. Nur die beiden neueſten Stücke dieſes dramatiſchen Vielvaters, ſeine Corona von Saluzzo und die Tragikomödie: Der Kardinal und der Jeſuit, will ich unter den geſchauten hier erwähnen. Erſteres Stück iſt nach einer italieniſchen Novelle bearbeitet, die dem Dichter zu nichts Anderem, als zu einer Variation von Shakeſpeare's Romeo und Julia Anlaß geben konnte, und dieſe Variation iſt, wenn auch ſehr gewandt, doch eben nicht neu ausgefallen. Die Charaktere ſind ſämmtlich bekannte Typen, die Situationen nach dem gewöhnlichen Raupach'ſchen Schema abgeſchneidert, und ſo bleibt nur das Kunſtſtück bemerkenswerth, wie der geſchickte Dichter auch hier wieder, auf einem ganz abgenutzten Gerüſt, eine im Ganzen nicht effectloſe, im Einzelnen ſogar von manchem ſchönen Moment getragene Maſchinerie entwickeln konnte. Der gelungenen Vorſtellung unſerer Schauſpieler, die nun ſchon auf Raupach beſonders eingeübt ſind und meiſtens bereits in demſelben Kunſtwerth ſpielen, in dem Raupach dichtet, iſt freilich bei ſolchen Stücken, welche nur andeutende Noten für die Bühnenausführung geben, ein beträchtlicher Theil des Erfolgs beizumeſſen. In der Titelrolle trat das Fräulein v. Hagn nach der Rückkehr von ihrer Reiſe wieder auf, eine routinirte Schönheit, die, ohne beſondere Eigenthümlichkeit in Spiel und Darſtellung zu beſitzen, immer ihr Publikum haben wird, dem ſie gefällt.

Bei weitem bedeutender iſt: „Der Kardinal und der Jeſuit,“ ein im ſtrengen hiſtoriſchen Stil gehaltenes Drama, bei dem ſich Raupach die einfache Würde und ſtille, einſylbige Größe der ſtrenghiſtoriſchen Stücke Shakeſpeares zum Muſter genommen zu haben ſcheint. Es iſt lediglich eine Staats-Action, die den Inhalt und Verlauf des ganzen Dramas bildet, und, wenn auch das größere Publikum kalt laſſend, doch durch die feine Berechnung und Anlage, durch eine künſtleriſcher Begrenzung nahekommende Symmetrie und Abrundung erfreut. Obwohl keine großen innern Mächte der Poeſie aufgewandt ſind, um ein tiefer ergriffenes Leben der Charaktere zu malen, oder nach irgend einer Seite hin eine poetiſche oder hiſtoriſche Weltanſchauung hervortreten zu laſſen, wie es bei Shakeſpeare auch in ſeinen kälteren Dichtungen dieſes Genre's immer der Fall iſt, ſo erkennt man dabei doch durchgängig den glücklichen Pinſel Raupachs, der in den beſſeren Stunden ſeiner Muſe ein wunderbar täuſchendes Scheinleben, das faſt Wahrheit hat, hinzuzaubern weiß. Die Intrigue der Maria von Medici, Mutter des ſchwachen, guten Ludwigs XIII., um den Kardinal Richelieu aus ſeiner allmächtigen Stellung zu verdrängen, und ſich ſelbſt des Zügels der Verwaltung zu bemächtigen, eine Intrigue, welche der großartig ſchlaue Richelieu endlich vernichtend auf das Haupt ſeiner Feinde zurückſchleudert, iſt das Thema der dramatiſchen Durchführung, die meiſterlich zu nennen iſt, und man kann es hier Raupach ordentlich Dank wiſſen, daß er keine einzige Rolle darin für die anziehende Figur einer Liebhaberin geſchrieben. Dennoch iſt es ihm, der beim Dichten das hieſige Theaterperſonal immer vor Augen hat, begegnet, daß er bei der Geſtalt des Herzogs von Angoulème, den er wahrſcheinlich ſelbſt für Hrn. Beſchort beſtimmte, zu lebhaft an den Polonius im Hamlet gedacht hat, welchen man von dieſem Schauſpieler, mit ſeiner freiſinnigen Kunſt Höflinge darzuſtellen, ſo trefflich zu ſehen gewohnt iſt. Der Herzog von Angoulème iſt daher ein Ableger vom Polonius geworden, und wird von Hrn. Beſchort, mit einigen leiſen Nüancen, ſeinem eignen Urbilde nachgezeichnet. Kardinal Richelieu ſelbſt iſt vom Dichter nur mit wenigen, kurzen, treffenden Strichen ausgeſtattet, welche der Darſteller, Herr Lamm, zu einem bewundernswürdigen Geſammtbilde ergänzt und ausgeführt hat. Dieſer Schauſpieler, mit einer ſtrengen dramatiſchen Schule, mit einem charaktervollen, durch Studium zur höchſten Ausbildung und Reife gelangten Talent, mit einer ſeltenen Fähigkeit, ſeine eigenen Mittel zu beherrſchen und zu brauchen, gehört zu den wenigen Künſtlern, die der jüngeren, immer charakterloſer auftretenden Schauſpieler-Generation zum Muſter in Spiel und Auffaſſung empfohlen werden können. Ludwig XIII. wurde von Hrn. Devrient, an dem man eine feine, ſinnreiche Charakterzeichnung gewohnt iſt, zu einem ſehr anſchaulichen Bilde erhoben, und ſo war dieſer Theaterabend, obwohl nach der Meinung mancher allzu Vornehmen nichts als ein Stück von Raupach gegeben ward, doch ein guter, anregender, unterhaltender. Wie wir hören, wird dies Stück Raupach zu einer ähnlichen Folge hiſtoriſcher Stücke aus der franzöſiſchen Geſchichte Anlaß geben, als wir ſie bereits in ſeinem Hohenſtaufen-Cyclus aus der deutſchen beſitzen. Laßt uns ſehen, wie dieſe Gallerie von Bourbons uns munden wird! — —

* * *

Es nahm uns Wunder, daß in einer ſüddeutſchen Hofſtadt die Aufführung des Drama's „Kerker und Krone" vom Baron von Zedlitz unterſagt wurde. Jetzt liegt das Stück, über das wir nächſtens berichten werden, (ſobald Raupachs „Taſſo's Tod", das wir der Vergleichung halber heranziehen wollen, auf unſerm Hoftheater eine neue Aufführung erlebt haben wird) im Druck vor uns, und wir leſen eine Stelle, wo ſich Taſſo freut, aus dem Irrenhauſe zu St. Anna durch einen Spruch des Fürſten befreit zu werden. Er bricht in die Worte aus:

„Sterben iſt nichts, leben iſt nichts, frei ſein iſt Alles!
Frei ſein aus düſterer Gefangenſchaft,
Von Ort zu Ort, durch Berg, Wald, Thal zu dringen,
Nacht ſehn und Tag, und Licht und Farb', und Luft
Einſaugen mit der ſehnſuchtskranken Seele! —
Das nur heißt ſein, das nur heißt wirklich ſein!

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich mehr frei
Sein ſollte, daß ichs überleben könnte,
Das Wort zu hören: „„Taſſo, Du biſt frei!"""

Sollte das für revolutionair gehalten werden können, wenn einer durch Fürſtenſpruch aus dem Kerker entlaſſen wird und ſich nun freut über dieſe Freiheit? (27.)

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Denkwürdigkeiten
Juſtus Erich Bollmanns.

Mitgetheilt von
K. A. Varnhagen von Enſe.

I.

Wir nennen hier einen Namen, der dem größten Theil unſrer Leſer, und beſonders den jüngern, unbekannt klingen wird. Doch iſt er einſt laut genug erſchollen, und hat ſeinen Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum Gegenſtande der aufgeregteſten Theilnahme machte. In den Schriften der Frau von Staël, in den Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette, iſt er ehrenvoll aufgezeichnet. Aber auch nach der augenblicklichen Berühmtheit, welche die unternommene Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz ihm gab, hatte Bollmann fernerhin merkwürdige Schickſale, wirkte mit großartiger Thätigkeit in bedeutenden Verhältniſſen, und ſein ſpäteres, wenn gleich ſtilleres und minder beſprochenes Leben geſtaltete ſich nicht weniger betrachtungswerth, als das frühere jugendliche. Durch den Reiz ſeiner Sinnesart und ſeines Geſchickes, durch die Richtung ſeiner Kenntniſſe und den Umfang ſeiner Verbindungen, ſtellt er eines der ausgezeichnetſten Lebensbilder dar, welche ſein Zeitalter aus deutſcher Heimath in auswärtigen Strömungen zur Erſcheinung kommen ließ.

Das die Welt bewegende Ereigniß am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts war die franzöſiſche Revolution. Alle Staaten und Völker empfanden dieſe Bewegung, an welcher überall die regſameren Geiſter Theil nahmen, als wäre ſie eine auch ihnen heimiſche Angelegenheit. Deutſche Kräfte ſind zahlreich eingeſtrömt in jene nachbarlichen Bahnen, und durch wirkſames Handeln, wie durch geiſtiges Ausbilden, ſowohl förderlich als gegneriſch, haben wir von Anfang einen bedeutenden Beitrag zu den Kämpfen und Entwickelungen geliefert, welche ſpäter allerdings im vollſten Sinne auch die unſrigen werden mußten. Allein die Verflechtung deutſcher Geſinnungen und Schickſale in den Lauf der franzöſiſchen Revolution behielt faſt immer eine beſondre Eigenthümlichkeit, in welcher die Merkmale des Urſprungs unverkennbar blieben, und hieraus entſteht für jene Bezüge ein eigner Reiz, der uns wohl auffordern dürfte, ſie näher zu betrachten und zu behandeln. Wir haben ihnen aber bisher nur wenige Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Geſchichtſchreibung des Tages ſucht ſich der großen Begebenheiten und Wandlungen, ſo gut ſie kann, zu bemächtigen, die perſönlichen vernachläſſigt ſie, oder weiß ſie nicht aufzufinden. Doch liegt in dieſen letztern nicht ſelten ein näherer Aufſchluß für jene, und immer eine Fülle von Farben und Lichtern, ohne welche die allgemeinen Schilderungen kalt und leblos bleiben. Eine genauere Ueberſicht der Verhältniſſe, die ſich aus der Wechſelwirkung deutſcher Einflüſſe in Frankreich und franzöſiſcher in Deutſchland ergeben haben, würde die fruchtbarſten Betrachtungen hervorrufen. Allein faſt alles fehlt uns dazu. Ueber Georg Forſter, Schlabrendorf und Oelsner ſind einige ſchätzbare Nachrichten mitgetheilt worden, die jedoch nur den Wunſch nach vollſtändigern wecken. Von andern bedeutenden Namen wiſſen wir faſt nichts, als was die franzöſiſchen Erzählungen darüber im Vorbeigehen abwerfen. Eine lebendige Darſtellung der deutſchen Revolutionsverſuche in Mainz und Koblenz mangelt noch ganz, und doch könnte das treue Bild dieſer Vorgänge wirkſamer, als manches andre Mittel, für die Gegenwart zur Lehre dienen.

Die franzöſiſche Revolution, in ihrem zerſtörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach ſehr ſchnell ihre eignen Werkzeuge, nur die geſchmeidigſten und wandelbarſten durchdauerten den Wechſel der ſtürmiſchen Entwickelungen. In demſelben

Maße, wie ſich in Frankreich die Meinungen und Anſichten veränderten, geſchah dies auch in Deutſchland. Jede ſpätere Geſtalt der Revolution büßte einen Theil der Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Gentz und Stolberg ſagten ſich ſchon bei den früheſten Wendungen los, Klopſtock und Bürger wurden erſt durch die Gräuel der Jakobinergewalt zurückgeſchreckt, Fichte'n machte Napoleons unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftſteller, weil durch ihre bekannte Namen und Beiſpiele am leichteſten ganze Klaſſen bezeichnet werden. So ließ die in raſchen Verwandlungen ſtets wachſende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutſchen Anhänger abzuſtoßen und zu verlieren, bis endlich ſelbſt die hartnäckigſten bekehrt oder erſchöpft waren. Nicht gerade die beſſere Geſinnung und reifere Einſicht bedingten jedesmal das frühere Loslaſſen; die perſönlichen Einflüſſe, Lagen, Ausſichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachſten Gemüthsarten, wie auf die überkommenen und gewählten Denkweiſen, ſehr verſchieden ein. Die wunderbarſten Wahlverwandtſchaften wurden wach, die größten Widerſprüche hielten ſich eng verknüpft, und der innerſte Antrieb verbarg ſich unter den räthſelhafteſten Erſcheinungen. Merkwürdig iſt es, in dieſem vielverſchlungenen Gemiſch und Wechſel die Hauptzüge des deutſchen Karakters im Weſentlichen faſt immer verfolgen und faſt als unzerſtörbare nachweiſen zu können, woraus auch den trübſten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinſte Theilnahme ſich widmen kann.

Dieſe Theilnahme wird unſtreitig auch dem Manne nicht fehlen, mit welchem die nachfolgenden Denkblätter ſich beſchäftigen. Wir haben die eignen Briefſchaften deſſelben, für deren Darbietung wir manchen Dank erwarten, aus mündlicher Mittheilung und eigner Kenntniß zu vervollſtändigen geſucht, ohne deßhalb den Anſpruch zu machen, das hier unvermeidliche aber auch genügende Fragmentariſche zur eigentlichen Lebensbeſchreibung zu erheben.

II.

Juſtus Erich Bollmann wurde geboren im Jahre 1769 zu Hoya im Hannöverſchen, wo ſeine Eltern in geachteten und wohlhabenden Verhältniſſen lebten. Er zeichnete ſich früh durch Faſſungskraft und Lebhaftigkeit aus; mit friſchem Geiſtesmuthe verband er körperliche Geſundheit und Rüſtigkeit, er galt für einen kräftigſchönen Knaben, und man zweifelte nicht, daß er in der Welt ſein Glück machen würde. Zu den Studien beſtimmt, ließ er es an ſtrengem Fleiß nicht fehlen, und bemächtigte ſich leicht und gründlich der Kenntniſſe, die ihm dargeboten wurden. Seine Einbildungskraft aber war nicht hervorbringend; in den Werken der Dichter ſuchte er weniger ihre Geſtalten, als einen allgemeinen Reiz und Schwung für unbeſtimmtes Große und Schöne. Mit dieſer Richtung jedoch verband er thatfertige Einſicht und feſte Beſonnenheit, ſobald es Verhältniſſe der Wirklichkeit zu behandeln gab. Aus dieſen Eigenſchaften, deren Verknüpfung faſt immer zu bedeutenden Ergebniſſen führt, beſtimmten ſich früh ſein Karakter und ſeine Schickſale. Die Umſtände trugen dazu bei, ſeine Eigenheiten noch ſchärfer auszubilden. Die Familie war zahlreich, und es galt als erwünſchte Erleichterung des Hauſes, daß angeſehene und freundliche Verwandte im ſüdlichen Deutſchland ſich erboten, einen der Söhne zu fernerer Fürſorge und Ausbildung bei ſich aufzunehmen. Juſtus Erich wurde hiezu erſehen, und kam in das Haus ſeines Vetters, des badiſchen Staatsraths Brauer, nach Karlsruhe. Er fand hier anmuthige, dem norddeutſchen Jünglinge beſonders zuſagende Lebensverhältniſſe, in welchen neben ſtrenger Ehrbarkeit und Ordnung eine freimüthige Sinnesart gedeihen konnte. Beſonders wichtig wurde ihm auch das Haus des berühmten Lehrers der Staatswirthſchaft und Gewerbkunde, des Hofraths Böckmann, der ihm gleichfalls verwandt war, und durch deſſen Unterricht und Verkehr in ihm frühzeitig die Neigung zu dieſen wichtigen Fächern geweckt wurde. Die Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren er ſich in dieſer Richtung hier ohne Mühe bemächtigen konnte, und für welche das nahe Murgthal mit ſeiner vielartigen Betriebſamkeit den Reiz noch erhöhen mußte, fingen ſchon damals an, mit ſeinen ärztlichen Studien, für welche er ſich entſchieden hatte, zu wetteifern. Er legte aber auch in dieſen letztern ſchon hier einen vortrefflichen Grund, und bezog darauf, wohlvorbereitet, die Univerſität Göttingen.

Unter den jungen Männern, mit welchen er hier Freundſchaft knüpfte, waren manche, deren Namen nachher berühmt geworden. Eine höhere Gedankenrichtung im Betrachten der Natur und des Lebens, und ein kühnerer Drang, die Welt im Großen anzuſchauen, vereinigte ihn mit dem Arzte und Naturforſcher Link, der bald nachher als öffentlicher Lehrer nach Roſtock berufen wurde. Vorzüglich aber ſchloſſen ſich an Bollmann mehrere junge Engländer innigſt an; ſie ſchienen in ſeinem Weſen alle Vorzüge des engliſchen Karakters wiederzufinden, ohne den Stolz und die Schroffheit deſſelben. In der That hatte er frühzeitig eine ſtarke Hinneigung zu der engliſchen Sinnes- und Handlungsweiſe, und befeſtigte ſich leicht in den Anſichten, welche ihm daher überkamen. Für engliſche Sprache und Literatur war ſeine Vorliebe ſchon hier entſchieden.

Nachdem er in Göttingen die Würde eines Doktors der Arzneiwiſſenſchaft empfangen, begab er ſich im Herbſt 1791 nach Mainz, wo er den Unterricht des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sömmering benutzte. Er kam hier auch mit dem Weltumſegler Georg Forſter, der als Bibliothekar und Profeſſor in Mainz angeſtellt war, und mit dem liebenswürdigen Schriftſteller Huber, der daſelbſt als ſächſiſcher Diplomat lebte, in vertraute Bekanntſchaft, und nahm an dem Gegenſtande, der dieſe beiden Männer begeiſterte und bald ausſchließlich beſchäftigte, den regſten Antheil. Die franzöſiſche Revolution ſchien eine Verkündigung an das ganze Menſchengeſchlecht, und ihre Bewegungen ſchritten wie im Innern ſo auch nach außen unaufhaltſam vorwärts. Bollmann hegte zwar gemäßigtere Denkart, als ſeine neuen Freunde, und verwarf manches, was ſie billigten, allein im Allgemeinen ſtimmte er den Wünſchen und Beſtrebungen der Freiheitsfreunde eifrigſt bei, und die Gluth ſeiner edlen Geſinnungen ſetzte bereitwillig eben ſolche überall voraus, wo nur eine Stätte dafür möglich ſchien.

Er begab ſich von Mainz wieder nach Karlsruhe, wo er im Kreiſe ſeiner Verwandten und Freunde einige Zeit angenehm verlebte. Doch gab er ſich, bei dem Mangel eingreifender Vorgänge und anziehender Beſchäftigung, allzuſehr den Zerſtreuungen jugendlichen Umgangs hin. Er gefiel auch beſonders den Frauen, und ſeine aufgereizte Eitelkeit konnte ihn leicht auf Abwege führen. Allein der romantiſche Schwung, welchen ſeine Lebensvorſätze genommen hatten, und die ſittlichen Anſprüche, die er an ſich ſelbſt machte, bewahrten ihn vor größeren Verirrungen. Eine verheirathete Frau verliebte ſich in ihn, und wußte durch ihre Leidenſchaft ihn ſo weit zu gewinnen, daß er ſich von dem ſchmeichelhaften Wohlgefallen einige Zeit befangen ließ; als aber dieſer Austauſch von Empfindung und Vertrauen für die beſtehenden Verhältniſſe wirklich ſtörend zu werden drohte, erwachte in Bollmann der Stolz ſeiner Grundſätze, und er wandte die Macht, welche er ausübte, mit Erfolg dazu an, die Frau zu ihrem Gatten zurückzuleiten. Er glaubte, wie er ſelbſt nachher ſagte, recht weiſe zu thun, als er nach vielen ſchönen Reden es dahin brachte, ſie ihrem Manne in Thränen ſchwimmend in die Arme zu werfen. Auf ſolche Weiſe mit Selbſtverläugnung Handlungen des Edelſinns und der Großmuth auszuüben, war tief in ſeinem Karakter begründet, in welchem lebhafte Reizbarkeit und ernſte Ueberlegung ſich gegenſeitig nicht unterdrückten. Seine ſpäteren Handlungen, Unfälle und Erfolge, laſſen ſich alle aus dieſer Miſchung ableiten.

Inzwiſchen war ihm durch dieſe und andre Mißverhältniſſe, welche in dem kleinen Kreiſe gar leicht entſtanden und gewichtig wurden, der Aufenthalt in Karlsruhe verleidet. Zudem war es Zeit, daß er ſeiner Beſtimmung folgte und in der großen Welt ſich eine Laufbahn wählte. Der nächſte Blick mußte natürlich auf Frankreich und deſſen Hauptſtadt gerichtet ſein, wo von jeher für deutſche Aerzte ein günſtiger Boden war, und obgleich Bollmann durch den Gang, welchen die franzöſiſche Revolution in der damaligen Zeit genommen, längſt nicht mehr angezogen war, vielmehr gegen die dort herrſchende Tagesgewalt eine entſchiedene Abneigung fühlte, ſo war doch das Verlangen, ſich in dieſer großen Welt umzuſehen und die Gelegenheit des Wirkens und des Glücks aufzuſuchen, für ihn um ſo beſtimmender, als auch die Seinigen ihm dieſen Weg anriethen, und ein in Frankreich lebender Oheim denſelben ſehr zu erleichtern verſprach.

An Empfehlungen und vorausgeknüpften Bezügen mangelte es nicht, und ſo reiſte Bollmann im Anfange des Jahres 1792 von Karlsruhe hoffnungsvoll nach Straßburg, und bald darauf nach Paris. Seine ferneren Verhältniſſe und Wendungen gehen aus nachſtehenden, an ſeine verehrungswürdige Freundin und Baſe, die Staatsräthin Brauer, in die Heimath nach Karlsruhe geſchriebenen Briefen hervor, welche wir in der Zuverſicht, daß ihr Inhalt und Ausdruck gleicherweiſe zu lebhaftem Antheil auffordern, unverändert hier folgen laſſen.

1.

Straßburg, den 14. Februar 1792.

Liebe Frau Baſe! Ich habe Ihnen ſogleich nach meiner Ankunft hier geſchrieben, aber bis jetzt auf dieſen Brief noch keine Antwort erhalten, vermuthlich auch nicht zu erhalten verdient; denn ich erinnere mich, daß ich ſehr munter war, indem ich ihn ſchrieb, — ſollt' ich es zu ſehr geweſen ſein, ſo bitte deßwegen um Verzeihung!

Sie werden ſich wundern, darüber ſowohl, daß ich noch hier bin, als daß ich Ihnen noch nicht geſandt habe, was Sie ſchon längſt erwarten konnten. Beides iſt mir ſelbſt ſehr unangenehm, doch bin ich's unvermögend zu ändern. Auf drei Briefe nach Paris erhielt ich immer keine Antwort, und erſt geſtern erfahre ich vom Freunde meines Onkels, an den die Briefe adreſſirt ſind, er ſei bis jetzt noch nicht in Paris angekommen. Meine Briefe liegen alſo noch bei dieſem Freunde; daß mein Onkel ſie aber nicht ſchriftlich abgefordert, iſt wenigſtens ein Beweis, daß er nach Paris kommen wird. Irgend etwas muß ihn aufgehalten haben; Sie wiſſen indeß, wie ich von Ihnen wegging, können ſich alſo das Unangenehme meiner gegenwärtigen Lage denken, und werden mich entſchuldigen.

Dieſe Unannehmlichkeiten abgerechnet, worein man ſich fügen muß, befind' ich mich wohl. Das genauere Studium der franzöſiſchen Geſchichte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, und die Verfolgung des Spiels menſchlicher Leidenſchaften, im Gewirre der Gegenwart, machen meine Zeit intereſſant und nützlich; und der Umgang in der Familie des Herrn von Türckheim, worin einige ausgezeichnet gute Menſchen ſich befinden, und verſchiedene junge Frauenzimmer, von denen es ſchwer fällt zu entſcheiden, ob ſie mehr ſchön oder mehr witzig ſind — gewährt mir mehr vergnügte Stunden, als ein genügſamer Mann zur glücklichen Exiſtenz von Rechts wegen nöthig hat. Noch vollhaltiger an Intereſſe und Lebhaftigkeit würden dieſe Geſellſchaften ſein, hätten nicht die politiſchen Unruhen ihnen verſchiedene der beſten Mitglieder entwandt. Ueberall iſt Uneinigkeit und Spaltung, überall begegnet man den traurigen Folgen davon — die Demokraten ſagen, das ſind unvermeidliche Uebel — aber die guten Früchte der gegenwärtigen Verfaſſung ſucht man vergeblich. Die Demokraten ſelbſt ſind uneins. Die Mitglieder des deutſchen Klubs geriethen vor ſechs Tagen ſo heftig an einander, daß die Wache kommen mußte, ſie zu beruhigen. Seitdem ſind über die Hälfte der Mitglieder — Halb-Ariſtokraten — in eine neue Geſellſchaft zuſammengetreten. Viele ſind gegen den Maire aufgebracht, ſtündlich erſcheinen Broſchüren für und wider. Die Hälfte der Bürger glaubt überzeugt zu ſein, daß die Conſtitution der Kabale Thür und Thor öffne. Menſchen, die nichts zu verlieren haben, Fremde zum Theil, wovon niemand weiß, woher ſie kommen, drängen ſich vor. Die beſten Köpfe fühlen ſich beleidigt und treten zurück. Von achttauſend Aktivbürgern in Straßburg gingen nur vierhundert zu den Wahlen. Von ſechzigtauſend in Paris nur zehntauſend. Und ſo iſt es verhältnißmäßig durch ganz Frankreich. Ein Gemeiner unter der Nationalgarde bekömmt täglich funfzehn Sous. Ein Gemeiner von den Linientruppen täglich acht Sous. Die undisciplinirten Nationalgarden haben den Rang in allem vor den alten, bewährten Truppen. Daher die äußerſte gegenſeitige Erbitterung. Daher ſind die Linientruppen faſt alle gegen die Conſtitution. — Nicht minder ſtark iſt die Religionserbitterung. Die Kirchen der geſchwornen Prieſter ſind leer; und die ungeſchwornen laſſen heimlich nichts unverſucht, ihren Anhang zu vergrößern. Zu allem dem kömmt noch der Mangel an Geld und der entſetzliche Verluſt der Aſſignaten; ſie verlieren vierzig Prozent. Alle ſchlechte Menſchen nehmen dieſen Zeitpunkt wahr, um ihre Schulden abzutragen, die zum Theil in baarem Gelde gemacht wurden. Kurz, die Ungerechtigkeiten ſind ohne Zahl, die Kabalen ohne Maß, die Zerrüttungen ohne Gränzen. Noth und Erbitterung iſt allgemein, und nur eine gewaltſame, blutige Kriſe — in deren Wünſchung allein ſich alle, alle Köpfe, aus Hoffnung und Verzweiflung, vereinigen — wird den

Jammer zu gleicher Zeit auf's äußerſte treiben und endigen können. Doch glaub' ich, daß Jahrhunderte erfordert werden, die Spuren der traurigen Tage ganz zu verwiſchen! — Ich ſchriebe gern noch weiter, aber die Poſt geht fort, und ich möchte gern den Brief noch heute fortſenden. — Leben Sie alſo wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter, den lieben Kleinen, dem Griesbach'ſchen Hauſe — und bleiben Sie ein bischen gut Ihrem Sie herzlich liebenden Vetter Juſtus Erich Bollmann. (Chez M. Jean de Türckheim.)

2.

Paris, den 15. März 1792.

Gleich nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, liebe Frau Baſe! erhielt ich Nachricht von meinem Onkel, ſparſames Reiſegeld, und ſtrengen Befehl, ſogleich nach Paris zu ihm zu kommen. An Ort und Stelle war ich gezwungen, in demſelben Gaſthofe und auf demſelben Zimmer mit ihm zu wohnen. Sie wiſſen, er iſt ein ſehr braver Mann; aber er iſt auch ein vierzigjähriger Hageſtolz, ein Kaufmann und ein Engländer, — folglich iſt er rauh und unbekannt mit vielen Freuden des Lebens, geldliebend und ein Freund von Eſſen und Trinken. Drei Wochen lang kam ich nicht von ſeiner Seite, und was macht' ich in dieſer Zeit? — Er war über und über voll von Plänen, deren Ausführung mich zum reichen Mann machen ſollten. — Schon Morgens im Bette fing er mir ſie vorzutragen an, und ſelten hatt' ich bis zu zwölf Uhr Zeit genug, um ſie gründlich zu widerlegen. — Petersburg, meint' er, London, Philadelphia ꝛc. wären ſehr gute Plätze für mich, und ich zweifle nicht, daß ſeine redlichen Wünſche für mein Wohl mich unverzüglich nach Sibirien verpflanzen würden, wenn man ihn überzeugen könnte, es ſei da viel zu verdienen. Um zwölf Uhr wurde gefrühſtückt, dann ſpaziren gegangen, dann gegeſſen, oder geſchmauſt vielmehr, bis um fünf Uhr, dann das Schauſpiel beſucht, dann zu Nacht geſpeiſt, dann Punſch getrunken. Den folgenden Tag dieſelbe Wiederholung, und ſo ging's fort, ohne daß ich ſonderlich etwas gewonnen hätte, es ſei denn einen kleinen Zuwachs in der Fertigkeit, ſich in die grämlichen und zuweilen ein bischen despotiſchen Launen eines Mannes zu fügen, dem man Dankbarkeit und Liebe ſchuldig iſt, und der im Ganzen ſie verdient. Da mir's indeß nicht ſo leicht wurde, wie's billigerweiſe mir hätte werden ſollen, ſo war ich recht ſehr aus meiner Behaglichkeit herausgeworfen, gab alſo auch meinen Freunden in Straßburg keine Nachricht von mir — denn Unthätigkeit iſt von Unzufriedenheit eine natürliche Folge — und ſo kam's denn, daß ich Ihren Brief vom 14. Februar erſt heute erhielt. — Die Wahrheit zu ſagen, ich hab' ihn nicht erwartet. Der Mangel an Antwort auf mein erſtes an Sie Erlaſſenes (um kaufmänniſch zu reden), die Ueberzeugung, meine Zeit in Karlsruhe nicht ganz ſo regelmäßig zugebracht zu haben, wie ich's wohl geſollt hätte, und ein gewiſſer Hang zu melancholiſchen Ideen, der aus alten Zeiten Ihnen noch bekannt ſein wird, ließen das Schlimmſte mich fürchten. Aeußerſt gefreut hat mich daher Ihr lieber, Ihr guter, Ihr herzlicher Brief, weil er mich äußerſt überraſchte. Er hat mich mehr entzückt, wie das erſte geſehene große pantomimiſche Ballet in der hieſigen großen Opera — welches ſehr ſtark geſagt iſt, und dennoch nicht weniger wahr.

Mein Aufenthalt in Paris wird fünf bis ſechs Monate dauern, weil ich gern dieſe Stadt ganz kennen lernen und der Sprache ganz mächtig werden möchte. Ich werde einige Vorleſungen über Chemie und Phyſik hören, in der Entbindungskunſt unter Baudeloque's Anleitung mich praktiſch vervollkommnen, und die Hoſpitäler beſuchen, um zu ſehen, wie man nicht praktiſiren muß. Um mir indeß Erfahrung in einem Zweige meiner Kunſt zu verſchaffen, den ich vorzüglich liebe, um mich unabhängiger von meinem Onkel zu machen, um deſſen eigne Wünſche zu erfüllen, und um — Geld zu verdienen, werd' ich mich in den öffentlichen Blättern als Okuliſten ankündigen und dem geneigten Publiko meine Dienſte gegen baare Bezahlung entbieten. Der glückliche oder unglückliche Erfolg dieſes Projekts hängt von vielen Umſtänden ab, und läßt ſich ſchwerlich vorausſehen. Die Wahrſcheinlichkeit indeſſen für's erſte iſt ein bischen größer. Ich habe juſt Hoffnung genug, um thätig zu ſein, und doch keine ſo geſpannte Erwartung, um mich zu ärgern, wenn's nicht ginge. — Geld verdienen alſo! — mit den feiſten Hamburgern zu reden, bin ich noch nichts werth, aber es geht darauf zu, um etwas werth zu werden. Die neuen Staarmeſſer liegen vor mir; ſie ſollen das Hebezeug werden, um die Börſen meiner Nebenmenſchen zu lichten, und meine Hand ſoll dies Hebezeug dirigiren! — Es fällt mir ein bischen ſchwer, mich aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. — Es iſt traurig, daß alles, alles Intereſſe beinahe zuletzt bis auf's Geldgewinnen zuſammenſchrumpft. Wer das Herz zu weit hat und den Kopf zu helle, um ſich bis auf dieſen Punkt beſchränken zu können, der bringt nie was recht Beträchtliches vor ſich! — O! ich darf nicht ſagen, wo mich überall der Schuh drückt! — Wie gut, daß die meiſten Leute die engen Gränzen unſrer Kunſt nicht wiſſen! — Der Glauben der Leute an die Kunſt des Arztes muß das Brot geben, der Menſch in ihm muß nutzen. Man muß ſich des Glaubens an die Kunſt bedienen, um dem Menſchen einen Wirkungskreis zu verſchaffen. Man muß ſich die ſcheinbaren Dienſte bezahlen laſſen, um das Leben für die unbezahlbaren zu friſten! — Das alles iſt nicht ganz ſtrenge wahr, aber es iſt doch wahr im Ganzen, und es iſt zugleich der Troſt des redlichen Mannes!

Sie erwarten wohl, liebe Frau Baſe! viel Wichtiges über Paris, dieſem großen Mittelpunkte der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks, des Luxus und der Verhandlung der Rechte der Menſchheit! — aber die Wahrheit zu ſagen, ſo kenn' ich's noch zu wenig, um viel Vernünftiges davon zu ſagen. — Der erſte Anblick dieſer ungeheuren Stadt muß jedem ekelhaft ſein! Die Straßen ſind zwar gerade, aber entſetzlich enge, und die Häuſer entſetzlich hoch. Man glaubt ſich in einer Felſenſpalte fortzubewegen. Wer nicht im fünften Stock wohnt, der kann den Himmel nicht ſehen, es ſei denn daß er rückwärts den Kopf zum Fenſter hinaus ſtreckt und ſenkrecht über ſich ſchaut. Dieß verſchafft indeſſen nicht wenigen Leuten den Vortheil, daß ſie bei hellem Tage, wie aus einem tiefen Brunnen, die Sterne ſehen können. Dieſe engen Straßen haben nur Eine Goſſe; das Pflaſter läuft abwärts von den Häuſern zur Mitte; ſie ſind mit einem ſehr dicken Kothe bedeckt; Karren, Pferde, Kutſchen, Menſchen und Eſel arbeiten denſelben gemeinſchaftlich durcheinander, denn Fußbänke ſucht man zur Seite vergebens. — Ich habe mich ſehr lange bemüht, die vortheilhaften Seiten dieſer Unannehmlichkeiten auszufinden, um mich beſſer damit vertragen zu können, und ich bin endlich ſo glücklich geweſen zu entdecken, daß die erſten Gründe des franzöſiſchen Nationalkarakters in dieſen engen Straßen, in dieſem Mangel an Fußbänken, und in dieſem Kothe zu finden ſind. Jederman weiß, Gewandtheit des Körpers und Schlauheit der Seele ſind die Hauptzüge deſſelben; iſt es aber zu verwundern, daß man gewandt wird, wenn man beſtändig auf den Fußſpitzen hüpfen, wenn man unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen ſich um Savoyarden, Perückenmacher, Mehlkrämer und Laternenweiber jeden Augenblick wegſchieben muß, damit man das Ausſehen eines reinlichen und rechtlichen Mannes nicht verliere! — iſt es zu verwundern, wenn man zu gleicher Zeit immer vorwärts und rückwärts ſehen muß, um nicht gerädert zu werden? — Lachen Sie nicht, liebe Frau Baſe! der Karakter des Volks bildet ſich nach dem Karakter der Hauptſtadt; dies kann man in Deutſchland ſehen, wo weder eins noch das andre Statt hat; kleine Urſachen, aber die unabläſſig wirken, erzeugen große Effekte; ſelbſt zufällig erworbene Eigenſchaften werden zuletzt erblich — hinter dieſen drei Bollwerken bin ich für jeden Einwurf ſicher! — Es ſtehe indeß mit der Wahrheit dieſer Bemerkungen, wie's wolle, genug, auf die Originalität derſelben bin ich ſtolz, und eben deßwegen bin ich durch Vermittelung der bekannten Selbſtliebe jetzt ausgeſöhnt mit den ſchmutzigen Straßen. — Sollten ſich übrigens in Ihrer Bekanntſchaft Melancholiſche und Trübſinnige befinden, ſo geben Sie ihnen den Rath, ſich auf eine Zeit lang nach Paris zu verfügen, und zugleich den ſtrengen Befehl, in den engen Gaſſen täglich einige Stunden ſpaziren zu gehen. Entweder der nothwendige ſchnelle Uebergang von einer Idee zur andern kurirt ſie, oder auch, man führt ſie todt, und ſie entweichen alsdann auf einmal der Sünde des Selbſtmords und einem läſtigen Leben. Dies Mittel iſt auf jeden Fall zweckmäßig, und weil ich's in keinem Schriftſteller noch angeführt finde, ſo werde ich daſſelbe der gelehrten Welt in einem kleinen Traktate bekannt machen. Dies Werkchen wird früher erſcheinen, als das bewußte, und da Sie natürlicherweiſe auf die verſprochene Dedikation äußerſt begierig ſind, ſo bin ich geſonnen, ſie dieſem Vorſchlag eines neuen Mittels gegen die Melancholie vordrucken zu laſſen. Ich hoffe Ihren Beifall hierdurch um ſo mehr zu verdienen, da der menſchenliebende Inhalt dieſes Werkes mit Ihrem menſchenfreundlichen Herzen ſich weit beſſer verträgt, als ſich die Grübeleien eines andern vertragen würden mit dem einfachen und liebenswürdigen Gang Ihres Verſtandes! —

Vom Palais-Royal, den Tuilerien u. ſ. w. ſag' ich Ihnen heute nichts. Eben ſo wenig von den Schauſpielen, — aber ich werde mich bemühen, dies nachzuholen, wenn meine Sachkenntniß gründlicher iſt, wie jetzt. —

Die Nationalverſammlung und ihre einzelnen Mitglieder ſind bald der Gegenſtand der Anbetung, bald des Geſpötts, bald der Verachtung. Im Ganzen iſt es ein wüthendes Chor. Ein großer Haufe leidenſchaftlicher, übelunterrichteter, eigennütziger, ehrgeiziger Menſchen, unter denen einige Brave in Unthätigkeit begraben ſind. — Die Klubs tyranniſiren das Volk. Ihre Mitglieder ſind der neue Adel. — Man fängt an, vorzüglich die Jakobiner zu haſſen. Ariſtokraten giebt's in Menge, Demokraten noch mehr, und dennoch ſind nur hier und da zwei und zwei Köpfe einig. — Es giebt ſo viel Arten von Demokraten, als es Modefarben giebt. Der klügſte Theil iſt der beſcheidenſte, und ſeufzt im Stillen. Viele Demokraten ſind dies aus Eigenſinn und Verzweiflung. Viele ſind wirklich hingeriſſen von der idealiſchen Schönheit der franzöſiſchen Conſtitution. Sie ſehen nicht ein, daß ſie nur ein Ideal iſt, wie die Republik des Plato. Sie meinen, es müſſe und müſſe gehen können; da doch ein Werk wie die Conſtitution, bei einem Volke, wie das franzöſiſche, ſo viele Reibung giebt, daß ſie ewig nicht gehen kann. — — — Der einzelnen Unordnungen, die aus dem Zuſtande des Gouvernements fließen, ſind viel; aber die Franzoſen ſind von Natur ſanft und freundlich und geſittet, — ſonſt würden ſie ohne Gränzen ſein. — Wer nicht unvernünftig iſt, kann ſehr ungeſtört hier leben. Und für den Beobachter iſt der Aufenthalt ſehr intereſſant. Es wimmelt von auswärtigen Kaufleuten, die wegen der Wohlfeile der Waaren, in Rückſicht auf den niedrigen Kurs des Papiergeldes, beim Einkauf der franzöſiſchen Produkte ihre Rechnung finden, und welche die Thätigkeit der Manufakturen und Fabriken des Landes faſt erſchöpfen. — Der

Tod des Kaiſers hat viele Köpfe auf einige Tage ſchwindlich vor Freude gemacht. Die Jakobiner betrauern ihn mit ſcharlachrothen Mützen. — —

Ich danke nochmals, liebe Frau Baſe! für Ihren gütigen Brief, deſſen Zurechtweiſungen ich mir gewiß zu Nutze machen werde, nur muß ich Sie bitten, ſowohl in dieſem als in allen meinen Briefen, der Eile, womit ſie geſchrieben werden, etwas zu gute zu halten. — Meine Korreſpondenz wird immer weitläufiger, und überdem giebt's in Paris der Zerſtreuungen und Beſchäftigungen ſo viele! —

Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter und den übrigen Verwandten und Freunden herzlich! —

Mit meinem Onkel, der meine Angelegenheiten kennt und der noch hier iſt, kann ich nicht zur Abrechnung kommen bis jetzt, und muß ſehr ſäuberlich mit ihm umgehen. Er verreiſt indeß in einigen Tagen, und dann werd' ich ſogleich das Bewußte nach dem Kurs der Zeit in Aſſignaten ſenden, die Herr Williard auf Straßburg leicht verhandeln wird! — — Meine Sachen hätt' ich hier gern, doch will ich noch einige Zeit warten, bevor ich ſie nachkommen laſſe! — —

Einem neuen Brief von Ihnen, und vorzüglich Ihrem ſanften und ſcherzhaften Tadel, der mich vorzüglich gefreut hat, und der mich beſſern ſoll, ſeh' ich mit Vergnügen und Begierde entgegen. Ich habe immer viel Freude darin gefunden, von Damen mich zurechtweiſen zu laſſen, und wäre anders dieſe Vorſicht nöthig, ſo würd' ich einige Fehler mit Fleiß erhalten, um dieſes Genuſſes nie zu entbehren.

3.

Paris, den 19. März 1792. Abends 11 Uhr.

So eben, liebe Frau Baſe! war ich Augenzeuge einiger nicht unintereſſanter Auftritte! — Nehmen Sie noch, als Zugabe, davon die kurze Beſchreibung. — Man gab dieſen Abend, auf dem Théatre de la Nation, „la mort de César“, ein Trauerſpiel von Voltaire. — Cäſar, durch viele Siege groß und mächtig geworden, droht die republikaniſche Verfaſſung des römiſchen Reiches umzuſtoßen. Brutus, Cäſar's Sohn, und Caſſius, deſſen Freund, zwei unbiegſame Stoiker voll rauher Tugend und übermenſchlicher Stärke der Seele, beſchließen den Staat zu retten. Sie verſchwören ſich gegen Cäſar's Leben, dieſer erfährt es, und fürchtet ſich nicht. Er will die Herzen gewinnen und ſiegen. Er verachtet ein Leben, das er zu beſchützen hätte. Er ehrt die Größe im Karakter ſeines Sohn's, und will ſie durch Gegengröße beugen. — Brutus wußte noch nicht, daß er Cäſar's Sohn ſei; — wie alle Gründe, alle Bitten ſogar umſonſt ſind, dies ſtolze Herz zu erweichen, ſo entdeckt er's ihm. — Die Kämpfe zwiſchen Natur und Grundſatz in der Seele des mächtigen Brutus veranlaſſen die ſchönſten Scenen des Stücks. — Caſſius verhärtet wieder den ſchon halb Erweichten. Vaterlands- und Freiheitsliebe ſiegen, und Cäſar fällt. — Vermöge der Natur des Stücks iſt es voll Beziehung auf Frankreichs jetzige Lage. Und eben deßwegen ſtrömte eine Menge von Menſchen zu ſeiner Vorſtellung hin. Ein großer Platz vor dem Hauſe war ſchon von halb vier Uhr an mit Leuten überſäet; — zwanzig und dreißig wurden immer zu gleicher Zeit hineingelaſſen, und noch um halb ſechs Uhr war nicht alles darin. — Vorzüglich drängten die Jakobiner mit den rothen Mützen ſich zu; — viele dieſer Leute ſind bezahlt, um den Ton anzugeben. — Kein Bienenkorb iſt voller von ſeinen Bewohnern, als dieſes ſehr geräumige Schauſpielhaus es von Menſchen war; und vorzüglich war auf dem Parterre, welches allein mehrere Tauſend enthielt, ein Kopf auf dem andern gedrängt. — Eben ſo war's in den Logen, deren ſechs übereinander dennoch nicht Raum genug enthielten für die zudringliche Menge! — Kaum war das Parterre voll, ſo begann dieſe dichte und kaum einer Bewegung fähige Maſſe unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geſchwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben ſich in patriotiſchen Liedern, und nach wenig Minuten ſang ſie die ganze Geſellſchaft. — Indeß verſammelte ſich das Orcheſter. Tauſend Stimmen ſchrien durch einander ça ira, ça ira; und dies Geſchrei ließ nicht nach bis zum Gehorſam der Virtuoſen. — Man klatſchte den Takt zu dieſer Arie, das ganze Parterre war nur ein Handſchlag, man glaubte eine Maſchine vor ſich zu ſehen, die ein einziger Zug bewegte! — Mehrere Lieblingsarien folgten dieſer. Sie wurden vom gleichen Freudenſchall begleitet. — Endlich begann das Stück! Nicht wohl mehr wie höchſtens zwanzig Worte konnte Brutus hintereinander reden, dann unterbrach ihn das Klatſchen. Oft eine Viertelſtunde hielt dies an, dann ſprach er wieder, dann begann das Klatſchen von neuem. Aber nicht genug, daß man klatſchte — man vermehrte das Getöſe des Beifalls durch eigne dazu mitgebrachte Becken, nach Art der Becken bei Feldmuſik! Man ſchlug ſie über den Köpfen zuſammen, und ein fürchterliches vielfaches Bravo machte das Getöſe noch voller. — Cäſar wurde wenig applaudirt, doch rief man zuweilen „bravo acteur!“ — — Uebrigens kann man ſich in Deutſchland keinen Begriff von der Vollkommenheit einer ſolchen Vorſtellung machen. Wir bewundern einen Iffland und Schröder! wir bewundern die Einzelnen, — hier ſollte man fragen, wo iſt der Akteur, der's ſchlechter macht, geſchweige der vielen, die ſie übertreffen! — Endlich wird Cäſar ermordet, aber hinter der Bühne. Man bringt ſeinen Leichnam. Antonius ſteht vor ihm, Cäſar's Freund; ihn umringen die übrigen Senatoren. — Antonius überläßt ſich ſeinem Schmerz, er ſchildert Cäſar's Größe, Cäſar's Güte; er ſchildert das Verbrechen ſeines Sohnes; er fordert die Senatoren zur Rache. —

Der Akteur ſprach warm und gut, und Voltaire hatt' ihm eine Rede gegeben voll Geiſt und Kraft. — Er forderte die Senatoren zur Rach' über Brutus! — Zwei Männer, wovon der eine dicht hinter mir und der andere in der erſten Loge unmittelbar neben mir ſaß, wurden ſehr hingeriſſen, ſie vergaßen ſich und klatſchten! — Auf einmal entſtand ein gräßlicher Lärm im Parterre. Herunter, herunter, ſchrien ſie, der Mann im rothen Kleid herunter! — Er blieb; — das fürchterlichſte Geſchrei wiederholte ſich von neuem; es hielt eine halbe Stunde lang an, und endlich wich der Mann zu meinem nicht geringen Verdruß! Er hätte — NB. über dieſe Zeilen ſeh' ich einigen intereſſanten Bemerkungen und freundſchaftlichen Verweiſen entgegen — er hätte von der Loge herunter das Wort verlangen, er hätte auf die Freiheit, auf die Rechte, die ihm die Conſtitution zuſichert, ſich berufen ſollen. Er hätte fragen ſollen, wo das Geſetz ſei, das dem Einzelnen ſeinen Beifall zu geben verbiete. Er hätte erklären ſollen, daß er ſich eher würde umbringen laſſen, als zurückgehen. Er hätte die kaum beklatſchten Worte aus Brutus Munde auffaſſen und ſich damit ſchützen können. Er hätt' es verſtehn müſſen, dieſe Feſtigkeit ſelbſt der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther anzuſchmiegen, und ſo würd' er mit Ehren ſeinen Platz behauptet haben, ſtatt wie eine feige Memme zu entweichen. — Den Klatſcher neben mir hatte man zum Glück nicht bemerkt, und er blieb ſitzen. — Endlich endigte das Stück. — Ein Jakobiner erhob ſich; er that den Antrag, Voltaire's Büſte mit der Mütze der Freiheit zu krönen. Nichts, ſagt' er, fehl' ihm ſonſt noch zu ſeinem Ruhme. — Dieſe Idee verſchlang urplötzlich alle Gemüther! Ein fürchterliches, anhaltendes, immer ſteigendes Bravo ſtürzte von allen Seiten her gegen das Theater ſo lange zuſammen, bis die Acteurs Anſtalt machten, um in's Werk zu ſetzen, was der einmüthige Wille gebot! Man brachte ein Fußgeſtell; man ſetzte Voltaire's Büſte darauf von Gyps. — Ein Jakobiner warf ſeine rothe Trauermütze auf's Theater. Man bemützte damit den grinzenden Voltaire, und ſo paradirt' er während einem ganzen Luſtſpiel, das man nach dem Trauerſpiele noch gab, auf dem Theater! — Guter Voltaire, wie würdeſt du lachen, wenn du auferſtündeſt aus deinem Grabe! — —

Armes geblendetes Völkchen! wo ſind denn eure Cato's, eure Caſſius, eure Brutus? wie viele zeigt uns denn die Geſchichte ſo ſchöne Ungeheuer? und was vermochten ſie im üppigen Rom? wo ſind ihre Thaten? — Oder wollt ihr zu der nüchternen Mäßigkeit des alten Roms zurückkehren? — das wollt ihr! — und die erſten Freudenmädchen dieſer Stadt ſind von den Deputirten, euren Geſetzgebern, euren Vaterlandsvätern, gepachtet? — verjagt die zuvor! zertrümmert die Denkmäler der Kunſt! verjagt eure Kaufleute; verbrennt eure Schiffe! zerſtöret eure Städte! — macht euch dagegen Hütten! pflanzt Kohl! pflanzt Rüben! pflanzt Wälder, um jagen zu können! Hütet eure Heerden! und geſetzt, daß es euch dann gelingt, das ſchwere Mittel halten zwiſchen Menſchlichkeit und Viehheit; geſetzt, daß ihr das hohe Ideal von Freiheit in dieſen Zuſtand mit hinübernehmen, geſetzt, daß ihr es realiſiren könnt! — wie lange würd' es dauern? — oder vermögt ihr dem menſchlichen Geiſte Feſſeln anzulegen, der euch zu gleicher Zeit verfeinert, veredelt und entnervt! nicht weil's an und für ſich ſo ſein müßte, ſondern um der Schwachheit willen der menſchlichen Organiſation! — Bollmann.

4.

London, den 14. September 1792.

Liebe Frau Baſe! Auf meinen von Paris aus, und mit deutſchen Buchſtaben an Sie geſchriebenen Brief hab' ich keinen Gegenbrief erhalten, und ich habe dieſe Grauſamkeit um deſto tiefer gefühlt, je willkommner mir ein freundliches Wort in einer Lage geweſen ſein würde, mit deren Unannehmlichkeiten ich Sie bekannt gemacht hatte; weil aber nichts von einmal gefaßten Vorſätzen uns abwendig machen muß, ſo bleib' ich meinem Verſprechen, wenigſtens aus jeder großen Stadt einmal an Sie zu ſchreiben, getreu; und ich erkläre feierlich, daß ich dies immer thun werde, wenn Sie's mir nicht feierlich unterſagen.

Mein Onkel, dieſes traurige, bemitleidenswerthe Gemiſch von Gutheit und Stolz, Anmaßung und Kleinheit, verließ mich bald nach Abgang meines letzten Briefes an Sie, und ließ mich das wohlthätige Gefühl der Freiheit, wiewohl einer ſehr nothdürftigen, nach langem Entbehren derſelben, endlich wieder koſten. Feſt entſchloſſen, mich künftig ohne denſelben zu behelfen, mußt' ich nach Arbeit mich umſehn, und ein gichtbrüchiger Ludwigsritter, behaftet mit dem Spleen des übermäßigen Glaubens an ausländiſche Aerzte, verſchaffte mir bald eine ziemlich beträchtliche gichtbrüchige Bekanntſchaft, wodurch ich in den Stand geſetzt wurde, zuerſt wenigſtens rechtlich zu exiſtiren, und hernach auch Nutzen von den Anſtalten in Paris zu ziehn, Kollegia und Hoſpitäler zu beſuchen, Merkwürdigkeiten zu beſehn u. ſ. w. — Ich würde dieſe Exiſtenz vermuthlich noch lange fortgeſetzt haben, allein der Tod, welchem ich bisher förmlichen Widerſtand geleiſtet und den ich mehreremal glücklich zurückgeſchlagen hatte, nahm auf Einmal alle ſeine Wuth wider mich zuſammen. Nicht zufrieden, vermittelſt der Hoſenloſen alle brave Schweizer ſich ſchlachten zu laſſen, ſchlug er mit ſchrecklichem Schlagfluß alle meine gichtbrüchigen Ritter zu derſelben Stunde, wo das Blut der Schweizer noch dampfte! — Alle meine Kunden ſtarben am 10. Auguſt vor Schreck! was ſoll' ich nun förder in Paris noch thun? was konnt' es mir helfen, mir neue Kunden zu verſchaffen, an einem Orte, wo ſo viel wilde Auſtritte es platterdings unmöglich machten, die Seelendiät, den wichtigſten Theil meiner Kunſt, gehörig zu beſorgen? was ſollt' ich noch länger der Verweſung entgegenarbeiten, an einem Orte, wo ſie entſchloſſen ſchien, künftig hauſen zu wollen? — Sie war mir überdies zu verſchiedenenmalen ſelbſt auf den Hacken, vorzüglich am 10. Auguſt, wo mir eine Pike aufgedrungen und ich fortgeriſſen wurde mitten in's Gefecht! — Ich faßte den Entſchluß, ihr das Feld zu laſſen und mich ehrerbietig zurückzuziehn! — Aber wie und wohin? meine erſchlagenen Ritter nahmen zum Theil ihre Schulden an mich in's zweite Daſein mit hinüber, und Billets de confiance, auf jene Welt ausgeſtellt, konnten mir in einem Lande nichts helfen, wo man an jene Welt nicht mehr glaubt! — Haben Sie keine Sorge für mich, liebe Frau Baſe! Sie wiſſen, Unkraut verdirbt nicht; und Sie werden bald ſehn, daß ich, der Mordſucht eine Beute entwendend, worauf ſie am meiſten gelüſtig war, mich königlich aus der Affaire zog.

Unter den verſchiedenen in Paris gemachten Bekanntſchaften war auch die der Frau von Staël, die Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, die Tochter Neckers, die Verfaſſerin der Briefe über Rouſſeau, die ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre ſchrieb. Sie haben wahrſcheinlich jene Briefe geleſen, und folglich haben Sie eine Idee vom Geiſt und von den überwiegenden Fähigkeiten dieſer Frau; aber von ihrem Herzen würd' ich mich umſonſt bemühen, Ihnen einen würdigen Begriff zu machen; denn wenn ich Ihnen auch erzählte, wie raſtlos thätig ſie in den Tagen der Bedrängniß für ihre Freunde war, wie ſie ſich ſelbſt ausſetzte, wie ſie die äußerſten Schritte wagte, auch da, wo durchaus nur das reinſte freundſchaftliche Intereſſe, nur der Wunſch Gutes zu thun, ſie leiten konnte — wenn ich Ihnen das alles erzählte, Sie würden einen Roman, aber keine hiſtoriſche Wahrheit zu leſen glauben; und folglich verfehlt' ich immer meinen Zweck. Die Frau von Staël hat einen Freund, und dieſer Freund iſt Narbonne, ehemaliger Kriegsminiſter, und dieſer Narbonne iſt einer der liebenswürdigſten Männer, die ich jemals geſehen habe. Bei einer ſehr weitausgebreiteten Menſchen-, Welt- und Literaturkenntniß, bei einem unerſchöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geiſt, der unabläſſig durchblitzt in allem, was er ſagt und thut, hat er dieſe gänzliche Verläugnung ſeiner ſelbſt, dieſe anſpruchsloſe Hingebung an die Umgebenden, welche gewöhnlich nur bei dem reinen Bewußtſein innern Werths ſtattfindet, und dieſe altritterliche Offenheit, welche in unſern Tagen ſo ſelten, und in der großen Welt ein Wunder iſt. Dies vorausgeſetzt, werden Sie eben nicht unnatürlich finden, daß die Frau von Staël ihren Freund Narbonne lieb hat, und um ſo weniger, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Frau von Staël — nicht verheirathet, ſondern gekuppelt iſt an einen Mann, der nicht einmal die Zubereitung eines Kartoſſelgerichts, und alſo noch viel weniger das Pulver erfunden haben würde. Sie werden ferner nicht unnatürlich finden, daß Narbonne, bei einer hinlänglichen Anzahl von Scheingeſchäften, um ſeine Vernunft mit ſeinem Herzen einſtimmig zu machen, die Armee verlaſſen hatte, um nach Paris zu kommen und ſeine Freundin zu ſehn. Wenn Sie ſich nun erinnern, daß die Jakobiner Todfeinde von Lafayette, von Narbonne und von allen wackern Leuten ſind, die ihnen anhängen, wenn Sie ſich erinnern, daß der 10. Auguſt die unumſchränkteſte Gewalt in die Hände dieſer Horde von Böſewichtern gegeben hatte, und wenn ich Ihnen zu dem allen noch ſage, daß Narbonne, deſſen Gegenwart in Paris man wußte, der erſte auf der Liſte der Schlachtopfer war, deren ihr Blutdurſt habhaft zu werden ſuchte —: ſo werden Sie ſich ungefähr eine Vorſtellung von der Angſt machen können, worin ich die Frau von Staël antraf, als ich den 14. Auguſt morgens in ihr Zimmer trat. Narbonne war bei ihr; man ſah mich bald als das einzige Mittel an, ihn zu retten. — Eine Menge von Motiven, wozu jedoch die Schönheit der Frau von Staël nicht gerechnet werden kann, zu meiner nicht geringen Beruhigung, — denn ſie iſt häßlich — ſtürmten auf meine Seele los, und die Freude, dieſen Mann retten zu können, der ſo ſchön, ſo edel und ruhig vor mir ſtand, und der ſüße Gedanke, dieſer Frau die Ruhe wiedergeben zu können, die ſie für ihren Freund verlor, und die ſie für ſich ſelbſt nicht verloren haben würde, und die Genugthuung des unbeſchränkten Vertrauens, welches man in dieſer kitzlichen Sache auf mich ſetzte, — dies alles, dem ich nichts als die augenſcheinliche Gefahr meines eignen Kopfes entgegenzuſetzen wußte, wirkte ſo mächtig auf mich, daß die erſte Idee der Möglichkeit ſehr bald zur Feſtigkeit des Entſchluſſes reifte! — Die Sache einmal unternommen, wurde auf ihre Ausführung durch ruhige und überlegte Maßregeln hingearbeitet; ich hatte, was mir niemals gefehlt hat, Freunde, auf die ich zählen konnte, Deutſche überdies, alſo Leute von kaltem Blut und Courage; Glück, Gegenwart des Geiſtes und Muth ließen uns manche Gefahren überwinden, wir kamen glücklich nach Boulogne, während man vor uns und hinter uns andere Flüchtlinge arretirte; wir flogen im Sturm über die See, und liefen wohlbehalten am 20. Auguſt abends um 6 Uhr in dem Hafen von Dover ein. — Wir ſetzten hernach unſere Reiſe weiter fort bis hieher, wo wir uns bei der Madame de la Châtre, einer ſehr liebenswürdigen Franzöſin, logirten. Kaum hatten wir uns von der Reiſe ein bischen erholt, ſo bekam unſre freundliche Wirthin die traurige Nachricht von der Arreſtation verſchiedener Perſonen in Paris, die ſie ſehr nahe angingen, und die ſie ſehr liebte. Von Natur ſehr zart und empfindlich, fiel ſie bei Leſung des Briefes in fürchterliche Krämpfe, die ſich von Stunde zu Stunde erneuerten; und das ging zwei Tage lang ſo fort. Nach und nach kam Hoffnung und Ruhe wieder; glücklicherweiſe waren die Freunde der Madame de la Châtre am Abend vor der Ermordung der Gefangenen aus der Abbaye entkommen; man erwartet ſie jetzt mit noch verſchiednen Andern; auch die Frau von Staël wird in kurzem hieher kommen; alle dieſe Leute zuſammen, vermuthlich der Kern von Frankreich, reine Freunde der Revolution, und gleichweit entfernt vom Wahnſinn der Emigrirten in Koblenz und von der Wuth der Jakobiner, werden, eine kleine franzöſiſche Kolonie, in der Nähe von London ſich etabliren, und den weitern Gang der Angelegenheiten ihres Vaterlandes, dem ſie jetzt nicht dienen können, abwarten!

Verhältniſſe wie die obigen, zuſammen und gegenſeitig hülfreich miteinander durchlebt, machen die Scheidewände plötzlich fallen, welche die Eitelkeit und der Wahn oft zwiſchen Menſchen und Menſchen ſetzt; man rückt ſich näher; man kömmt auf Einmal mit vielen Punkten herüber und hinüber in Berührung, und der Neuling, der Fremdling, tritt in den Platz bejahrter Freunde. — Dies iſt gegenwärtig ungefähr mein Fall. Ich habe mich nicht weigern können, mit dieſen Menſchen, von denen ich überzeugt bin, daß ſie mich lieben, eine Zeit lang zu leben. Ich werde mit ihnen einige Monate auf dem Lande zubringen, und während dieſer Zeit der engliſchen Sprache und Literatur in glücklicher Ruhe mich widmen.

Die unbegränzte Güte Narbonne's und der Frau von Staël ſetzen mich überdies in den Stand, meinen erſten Reiſeplan zu verfolgen, und hernach meine Praxis anzufangen, ohne um die erſten Augenblicke in Verlegenheit zu ſein; denn ich habe — doch von dieſen Umſtänden und dem, was damit in Verbindung ſteht, red' ich Ihnen ein andermal. Es würde mich heute zu weit führen, und ich fürchte ſo ſchon Ihre Geduld zu mißbrauchen. — Genug, ich glaube einen weſentlichen Schritt gethan zu haben, nicht nur um mein eignes, ſondern auch um das Glück mancher meiner Freunde zu gründen; und ich kann die Früchte deſſelben um ſo ruhiger genießen, je weniger ich dieſelben vorherſah, je weniger ich um ihretwillen handelte, und je ſorgfältiger ich mich auch für die geringſten Anſprüche hütete! —

Ueberzeugt, liebe Frau Baſe! von dem gütigen Antheil, den Sie und der Herr Vetter u. ſ. w. an meinem Schickſal nehmen, würd' ich ein Verbrechen zu begehn geglaubt haben durch Vorenthaltung dieſer Nachrichten. — Ich ſehe mich endlich auch im Stande, meine Schuld, mit herzlichem Dank für Ihre Güt' und Nachſicht, Ihnen abtragen zu können. Sie werden dieſelbe von Böckh bezahlt erhalten, dem ich heute eine Anweiſung auf Straßburg zuſende. Sollt' Ihnen dieſer ſchuldig geblieben ſein bis jetzt, ſo fall' Ihr Unwill' auf mich. Das durchaus unvorhergeſehne Betragen meines Onkels verzögerte eine Bezahlung an ihn auf ſo viel Monat, als ich auf Tage rechnete; doch würd' ich andre Anſtalten getroffen haben, hätt' er mir nicht geſchrieben, es geh' ihm wohl! Mein Aufenthalt in Frankreich war mir ſehr nützlich und von unbezahlbar wohlthätigem Einfluß auf mein ganzes Leben. Ich habe die Menſchheit im Großen arbeiten geſehn mit denſelben Triebfedern, womit ſie im Kleinen wirkt. Ich bin mit dem Detail vieler Begebenheiten und Verhältniſſe bekannt geworden, worin ich fremd ſein um vieles nicht möchte. Sehr gerne würd' ich Ihnen manches über die franzöſiſche Revolution, über die Haupttriebfedern derſelben und über den Karakter der wichtigſten handelnden Perſonen mittheilen, erlaubte der enge Raum eines Briefes auch nur einigermaßen erträglich von dieſen Dingen zu reden. — Sollten indeß dieſe oder jene Punkte Sie oder den Herren Vetter vorzüglich intereſſiren, ſo werd' ich auf beſtimmte Fragen mit vielem Vergnügen und mit möglichſter Vollſtändigkeit antworten. Ich habe Paris um ſo lieber verlaſſen, weil in den Augenblicken meines Weggehens durchaus alle Lehranſtalten in Unordnung geriethen, und weil, vorzüglich in meinem Fache, nichts mehr zu profitiren war, man möchte denn die Amputation des Kopfs für etwas rechnen, die häufig zu ſehn war, die aber in der gewöhnlichen Praxis nicht vorzukommen pflegt. — Hier bin ich in der glücklichſten Ruhe, in der ausgeſuchteſten Geſellſchaft, und in dem angenehmſten Wechſel von Arbeit und Zerſtreuung! —

Sie werden mich recht ſehr erfreuen, wenn Sie mir baldmöglichſt einige Nachricht von ſich zukommen laſſen; in der angenehmen Erwartung derſelben bin ich, liebe Frau Baſe, Ihr Sie kindlichliebender Pflegeſohn

J. E. Bollmann.

(Chez M. Talleyrand-ancien Evêque d'Autun. Kensington-Square.)

5.

Frankfurt am Main, den 29. Auguſt 1793.

Gute, inniggeliebte, vernachläſſigte, aber nie vergeſſene Freundin! Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt Herr Pannifer, ein guter braver Landsmann von Ihnen, welchen ich in London kennen lernte, und mit dem ich vergnügt und angenehm von dort bis hieher reiſte. — Ihren Brief, den einzigen, welchen Sie mir nach London geſchrieben, hab' ich richtig erhalten; ich hab' ihn oft beantworten wollen, und ich würd' es mir zum Verbrechen rechnen, es nicht gewollt zu haben, aber die Ausführung des guten Vorſatzes iſt immer verzögert worden, vorzüglich dadurch, daß ich immer den Augenblick abwarten wollte, um Ihnen eine gewiſſe angenehme Nachricht geben zu können, und daß eben dieſer Augenblick nicht kam. — Ich bin gegenwärtig auf einer Reiſe nach Berlin begriffen, die ich eigentlich nicht ſowohl zum Vergnügen als in Geſchäften unternommen habe; von wo aus ich wieder nach London zurückkehren werde, wohin meine heißeſten Wünſche mich ziehn. Ich bin ſo ſehr eilig, daß ich nicht einmal die Freunde in Offenbach ſehn kann. Ich werde von hier bis Berlin Tag und Nacht reiſen! Verzeihen Sie daher, liebe Freundin, daß ich dieſen Brief ſo kurz abbreche; ich verſpreche Ihnen einen langen und ausführlichen auf mein heilig Wort von Berlin aus!

Einſtweilen ſein Sie verſichert, daß, obwohl verwickelt in mancherlei Verhältniſſen und mannichfaltig ausgeſetzt geweſen, dennoch keine der Beſorgniſſe gegründet geweſen iſt, die Sie in Ihrem Brief an mich äußerten. Ich glaube vielmehr, daß ich beſſer geworden bin! Mein Herz und mein Karakter ſollen immer rein und meiner herzlichlieben Pflegemutter würdig bleiben!

(Meine beſten Empfehlungen an den lieben Herrn Vetter und die Freunde. In größter Eile!) J. E. Bollmann.

6.

Leipzig, den 14. October 1793.

Ich hoffe, liebe Frau Baſe! daß Sie durch Herrn Panniſer einen Brief erhalten haben, welchen ich in Frankfurt an Sie ſchrieb. Ich verſprach Ihnen darin einen ausführlichen, und mein Verſprechen wäre ſchon erfüllt, hätte ich mir nicht geſchmeichelt, Sie perſönlich zu überraſchen. — Ich glaubte nämlich von Berlin aus zur Armee gehn zu müſſen, ich war ſogar ſchon auf dem Wege! aber gekommen bis Fulda erhielt ich Nachrichten, welche mich nöthigten wieder umzukehren; dies wird Ihnen unten deutlicher werden! —

Ich bin willens, liebe Freundin, Ihnen recht weitläufig zu ſchreiben, um die Liebe zu Ihrem Pflegeſohn und das Vertrauen auf ſein gutes Herz zu retten, welche ſonſt ſchwankend werden dürften, und die mir doch unendlich theuer ſind. Bevor ich aber von dem ſpreche, was mir in Frankreich und in England begegnete, erlauben Sie mir einen Augenblick auf die Zeit meines letzten BeiIhnenſeins zurückkommen zu dürfen; nicht um Ihnen etwas Neues zu erzählen, ſondern nur um der Genugthuung willen, Ihnen ſelbſt geſagt zu haben, was Sie durch eigne Beobachtung und durch andre Perſonen zum Theil vermuthlich ſchon wiſſen.

Mir war nicht ſo wohl bei Ihnen in der letzten Zeit, als wie im Anfange; ich war weniger offen, weil mein Betragen weniger fehlerfrei war. Ueber mein Billardſpielen und über mein Verhältniß mit B. macht' ich mir Vorwürfe, und über beides verdient' ich Tadel. — Meine Finanzen waren durch Billardſpielen zerrüttet; ich brauchte mehr Geld, um nach Straßburg zu kommen, als wie ich hatte. Indeſſen waren meine Bemühungen, dem Freunde Geld zu verſchaffen, darum nicht weniger ehrlich; ich würde ohne die eigne Verlegenheit eben ſo gehandelt haben, nur waren wir übereingekommen, daß er mir etwas abgeben ſollte, obwohl er die ganze für ihn geſuchte Summe nöthig hatte. Ich hofft' ihm dieſes von Straßburg ſogleich wiederſchicken zu können, indem ich nicht auf das lange Ausbleiben der Briefe vom Onkel und nicht darauf rechnete, daß er mir nur eben würde zukommen laſſen, was nothdürftig war, um bis Paris zu kommen. Dieſe unedle Leidenſchaft des Spiels iſt erſtorben, wo ſie entſtanden war, und ich freue mich, Sie verſichern zu können, daß ich ſeitdem nie wieder, außer einige wenige mal mit guten Freunden, ſpielte! — —

— In Straßburg macht' ich durch Böckmanns Empfehlung die Bekanntſchaft von Türckheims, welche mich ſehr lieb, ſo lieb gewannen, daß ſie mir auf ihre Beihülfe zu zählen erlaubten, als der Onkel in Paris mich verlaſſen hatte. Seit kurzer Zeit haben Umſtände, hoffentlich nur vorübergehend, uns von einander entfernt, welche ich ſelbſt noch nicht kenn' und nicht begreiſe, und wovon ich alſo nicht reden kann.

In Paris wiſſen Sie wie's ging. — Sie glauben aber, Ihrem Briefe nach, ich habe meinen Onkel falſch beurtheilt. Ich verſichre Sie, liebe Frau Baſe, auch jetzt, da alle Verbindungen zwiſchen uns ſchon längſt aufgehört haben, denk' ich noch von ihm wie damals. Er hat alle die Anmaßung eines kleinſeligen Emporgekommenen, und die ſchreckliche Indifferenz der Leute, deren Kopf und Herz leer ſind. Er macht beſtändig ſein Glück und ſeine Arbeitſamkeit geltend; ſeine Wohlthaten ſind drückend, das Betragen deſſelben gegen meinen jüngern Bruder, der bei ihm iſt, der beſte Junge von der Welt, und neuere Vorfälle zwiſchen mir und ihm haben dies nur zu ſehr beſtätigt! Sein Wille mag nicht böſe ſein, aber ſeine Handlungs- und Denkungsart iſt roh, und die vernünftigſte Maßregel mit ihm die: alle Verbindungen und Verhältniſſe möglichſt ſorgfältig zu vermeiden! — Er hatt' etwas angefangen, was er nicht konnt' oder wollte. Ich bat ihn alſo, mir nur noch wenigſtens etwas zu geben. Er gab mir ſechshundert Livres in Aſſignaten, und überließ mich Gott und meinem Schickſal in einer ungeheuren Stadt, deren Sprach' ich erſt lernen mußte, um mir ſelbſt etwas verdienen zu können. In dieſer Zeit ſchrieb ich Ihnen meinen zweiten Brief; ein Hausknecht, der ihn auf die Poſt trug, hatte das Porto mir angerechnet, aber nicht bezahlt. Daher der Zufall, daß er Ihnen ſo ſpät erſt zu Handen kam, und darum hab' ich auch Ihre Antwort nicht empfangen, deren Verluſt ich recht ſchmerzlich bedaure.

Ich hatt' in Straßburg einen gewiſſen Philipp Heiſch kennen gelernt, der in dem Türckheim'ſchen Hauſe freundſchaftlich umging. In Paris trafen wir uns wieder. Er begleitete dorthin ſeinen Bruder Friedrich Heiſch, einen jungen Kaufmann, welcher bei einem der erſten Banquiers einen ſehr guten Platz bekommen hatte. Er blieb ungefähr drei Wochen bei ſeinem Bruder und ging dann wieder zurück nach Straßburg. — Friedrich Heiſch war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, ein wahres unſchuldiges Naturkind. Er hatte die Handlung in einem guten Hauſe in Straßburg ſieben Jahre lang gelernt, war fünf davon in ſeine Prinzipalin verliebt geweſen, und ſprach ihren Namen nicht aus ohne Erröthen. Seine Seele war rein wie Kryſtall, er wußte von allem Böſen nichts wie die Namen, und hatt' ein ſehr gefühlvolles Herz, das ganz ungetheilt und mit vollem Vertrauen ſich hingab! Sie können leicht denken, daß eine ſo ſeltene Erſcheinung mir nicht gleichgültig war; wir ſchloſſen uns bald äußerſt feſt an einander, und nahmen ein gemeinſchaftliches Zimmer, feſt entſchloſſen, Freud' und Leid mit einander zu theilen.

Mein Heiſch war nur mittags und abends zu Hauſe, folglich hatte ich beinahe den Alleingenuß der Wohnung. Ich wendete alles mögliche an, um franzöſiſch zu lernen, bot deutſchen Buchhändlern Ueberſetzungen franzöſiſcher Werke an, hörte zwei Kollegia, ließ mich in den öffentlichen Blättern als Augen- und Hautkrankheiten-Doktor für nothleidende Arme ankündigen, bekam ſechs bis ſieben deſperate Patienten, die nicht arm waren, dokterte eine lange Zeit mühſam und nach beſten Kräften, brachte einige ein bischen zur Beſſerung und wurde von keinem bezahlt. Zuletzt fiſcht' ich einen Abbé auf, der ſich die kleine Zehe wegen der übeln am Gehen hindernden Anheilung derſelben, nachdem ſie gebrochen geweſen war, wollte abſchneiden laſſen. Wir wurden eins für hundert Livres. Aber kurz vor der Operation fiel mein Abbé in eine Ohnmacht, aus der er ſich nur wieder erholte, um mich auf den Knien zu bitten, für diesmal das Abſchneiden noch zu verſchieben. Ich ging und hab' ihn nicht wieder geſehn! — Dies iſt die Geſchichte meiner praktiſchen Laufbahn in Paris.

Dieſe Zeit würde äußerſt traurig geweſen ſein, hätten nicht die politiſchen Begebenheiten angefangen mich zu intereſſiren. Die damalige Lage Frankreichs war für mich ein weites Feld; ich ſuchte der Geſchichte der Revolution beſtmöglichſt inne zu werden, beobachtete ſoviel ich konnte, und erkannte bald, (ohne mich für irgend eine der verſchiedenen Partheien zu erhitzen) in dem Sturme des Ganzen die fürchterlichſte Kriſe eines ſeit langer Zeit durch die Folgen aller möglichen Ausſchweifungen ſchwer kranken Staatskörpers. Ich ſah einen Haufen, den wilder Enthuſiasmus zu großen Bewegungen fortriß; aber nirgends ſah ich Freiheit, Geſetzkraft, Ordnung. Ueberall arbeiteten Privatleidenſchaften, vorzüglich Habſucht und Herrſchſucht, durch und wider einander. Ueberall war das öffentliche Beſte ausgeſtecktes, faſt nirgends war es wirkliches Ziel! — Schon damals glaubt' ich, daß nichts von Beſtand ſein würde; ich ſah ein üppiges, ſittenloſes Volk; „die Knaben,“ ſagt' ich, „müſſen erſt wieder aufwachſen unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter Trübſal und Thränen — eher wird's nicht beſſer!“ Und noch jetzt iſt mein Wunſch, daß die Kriſe austoben, aber nicht erſtickt werden möge, damit die feindlichen Elemente wahrhaftig ſich zerſtören, damit die Gluth der Krankheit nicht in's Innere ſich verſchränke, ſondern wirklich erlöſche, denn nur unter dieſen Bedingungen, däucht mich, kann dauerhaftes Wohl aus der allgemeinen Zerrüttung hervorgehn! — Ob's die Habſucht der Großen erlauben wird, weiß ich nicht!

Wenn ich nicht hell in dieſen Dingen geſehn habe, ſo lag die Schuld wenigſtens nicht an den Dünſten der Unmäßigkeit, denn ein magres Mittageſſen für dreißig Sous, ein Endivienſalat abends, und Rettige mit Butterbrot morgens — dies war unſre tägliche Koſt. Meine ſechshundert Livres waren alle, und wir fingen nun an, von der Einnahme des guten Heiſch gemeinſchaftlich zu leben, immer in der Hoffnung, daß bald eine Gelegenheit auch für mich ſich zeigen würde, um was zu verdienen; aber beinahe hätte der 10. Auguſt aller Noth und aller Hoffnung auf Einmal ein Ende gemacht. Wir hörten in der Nacht das Läuten der Glocken, und ſahn am Morgen das Gewühl des bewaffneten Volks. Mein Heiſch mußte zur Arbeit; ich ſelbſt ging mit einem Freund in den Garten der Tuilerien. Wir ſahen überall viel Bewegung. Zuletzt kam der König mit ſeiner Familie, umgeben von Soldaten, aus dem Schloſſe, und ging zur Assemblée nationale, deren damaliger Verſammlungsſaal an jenen Garten ſtieß. Wir fanden Mittel, uns mit hinein zu drängen. Der König war wie einer, der nicht weiß, was mit ihm iſt und mit ihm werden ſoll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, ſchien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Verſammlung und keine Sorge für ſich ſelbſt! — Man verhandelte dies und jenes, als auf Einmal die erſten Schüſſe fielen. Die ganze Verſammlung verlor den Kopf, mein Freund auch! Er rannte fort wie beſeſſen, natürlich rannt' ich mit, denn trotz meiner Bemühungen ließ er ſich nicht halten. Wie wir draußen waren, ging die Noth erſt an; überall Waffen und Schießen; — wir konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Mein Freund rettete ſich in eine kleine Hütte, wo er in den Schornſtein kroch, ich ſelbſt entkam durch's Getümmel!

Einige Tage nachher kam Herr Gambs zu mir, der Prediger an der ſchwediſchen Kapelle. Er ſprach von der Rettung eines Unglücklichen, in großer Gefahr ſchwebenden; ich errieth, wer's ſei. Er führte mich zur Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, Madame de Staël. Eine hochſchwangere, um ihren Geliebten jammernde Frau wirkte ſtark auf meine Einbildungskraft. Sie können ſich's denken, wie ſehr ſie jammerte, denn ihr Geliebter ſeit neun Jahren, ſollte eigentlich bei der Armee ſein. Er war in Paris nur auf ihr Bitten und heimlich, aber man wußte ſeine Anweſenheit, man war begierig auf ſeinen Kopf, man forſchte nach ihm, und man ſprach von Durchſuchung des Hauſes. — Eine Frau in Thränen, ein Mann in Lebensnoth, die Hoffnung der Freud' einer gelungenen Rettung, die Ausſicht auf England, die Möglichkeit einer Verbeſſerung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — dies alles wirkte zuſammen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. „Ich übernehm' es," ſagt' ich, „und will meinen Plan bringen". — Auch dieſer war bald fertig! Nur den zweiten Paß zu bekommen hielt ſchwer. Ich lief drei Tage lang zu allen Engländern, zu allen Freunden, die ich kannte — nichts! Keiner wollt' es wagen! Zuletzt erſt fiel mein guter Heiſch mir ein. Wir gingen zum engliſchen Geſandten; Heiſch mußte ſich für einen Hannoveraner ausgeben. Wir bekamen einen Paß. Er wurde gegen einen andern eingetauſcht von Lebrun, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dann unterſchrieben von Petion, dem Maire, und ſo war's richtig! — Der Name von Heiſch war zum Glück auf dem Paß verſchrieben, und er mußte ſich auch verborgen halten am Tage der Flucht. Er ſchied von mir mit der Verſicherung, mir ſobald wie möglich zu folgen; die Staël hatte ihm ein Geſchenk gemacht, während er noch in Paris war. —

Narbonne ſchlief bei mir die letzte Nacht vor der Abreiſe. Morgens um 4 Uhr ging's fort. Wir mußten auf die Wachſtube voll Menſchen gehn, bevor wir zur Stadt hinaus konnten. Das Wort Engländer und unſre Freimüthigkeit verblendeten die Augen. Geplauder über die Meinung der Engländer von der Revolution zerſtreute die Aufmerkſamkeit. Unſre Päſſe wurden endlich unterſchrieben. Wir fuhren fort. Verſchiedene Wiederholung derſelben Scene unterwegs. Wir kamen glücklich nach Boulogne. Wir flogen im Sturm über's Meer. Wir ſchliefen die zweite Nacht ruhig in Dover. Wir waren am dritten Abend zu Kenſington, das Ziel unſrer Reiſe.

Narbonne iſt ein ziemlich hoher, etwas plump gebauter ſtarker Mann, aber deſſen Kopf etwas Auffallendes, Großes, Ueberlegenes hat. Er iſt unerſchöpflich an Witz, an Reichthum von Ideen. Er iſt vollendet in allen geſellſchaftlichen Tugenden. Er verbreitet Anmuth über das Dürrſte. Er reißt unwiderſtehlich fort, und macht, wenn er will, einen Einzelnen wie eine ganze Geſellſchaft trunken! — Es war nur ein Mann in Frankreich, der ihm in dieſer Rückſicht an die Seite geſetzt wurde, und der ihn, meiner Meinung nach, noch bei Weitem übertrifft, — dies iſt ſein Freund, Monſieur de Talleyrand, ehemals Evêque d'Autun. — Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand Jahre lang zuhören. — Narbonne arbeitet und verräth Bedürfniß zu gefallen, Talleyrand entſchlüpft, was er ſpricht, und es umgiebt ihn beſtändig eine leidenſchaftloſe Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne ſagt, iſt mehr glänzend; was Talleyrand ſagt, mehr anmuthig, fein, niedlich. Narbonne iſt nicht durchaus für alle Leute, ſehr empfindſame mögen ihn nicht, er hat über ſie keine Herrſchaft. Talleyrand, ohne weniger moraliſch verdorben zu ſein, als Narbonne, kann die ſelbſt bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten! — Ich weiß hievon merkwürdige Beiſpiele!

Alle Franzoſen, vorzüglich die der großen Welt, ſtreben nach obigen Vollkommenheiten, haben mehr oder weniger davon, und dieſe Vorzüge ſind meiſtens das Beſte, was ſich an ihnen auffinden läßt. Vorzüglich fehlt ihrem Ruhme großherzige Simplizität und geſunde Vernunft. Sie können nichts grad und natürlich betreiben, ſie wollen immer Gewandtheit mit in's Spiel bringen, und durch's Beſtreben, recht fein zu handeln, gehn die meiſten von ihren Unternehmungen zu Grunde. Sie wollen immer über die Dinge mit viel Geiſt ſprechen, ſie vertiefen ſich daher blitzſchnell in die feinſten, entlegenſten Verhältniſſe derſelben, ſehn darüber die viel weſentlichern nicht, welche dicht vor ihren Augen liegen, und ſchließen meiſtens falſch. Es fehlt ihnen überdieß Feſtigkeit und Ausdauer. Sie ſind übrigens gutherzig und handeln ſelten anders ſchlecht, als aus Schwäche. Während meinem Aufenthalte in Kenſington, wo ſich in der letzten Zeit alles, was vormals in Paris den glänzendſten Zirkel ausmachte, verſammelte, hab' ich ſehr viel Gelegenheit gehabt, Belege zu obigen Schilderungen zu finden. — Sie glauben nicht, liebe Frau Baſe, wie verſchieden von jenen Menſchen die Engländer in ihrem Karakter und Weſen ſind. —

Narbonne überhäufte mich unterwegs mit Freundſchaftsverſicherungen, mit wiederholten Aeußerungen ſeiner Dankbarkeit, mit einem Strom von ſchönen Worten, die ich bewunderte, aber wobei ich mich unwillkürlich zurückzog. Ich ſah darin nur die Beſtrebungen, eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen — aber es war darin nichts Herziges, — Narbonne kannte mich nicht; er konnte mich weder ſchätzen noch lieben. Alſo war ich während der ganzen Reiſe zurückgezogen und ernſt, und zuweilen heiter über den glücklichen Ausgang des Wagſtücks! —

Unter dieſer Stimmung kamen wir nach Kenſington, und logirten uns ein bei Madame de la Châtre. Dieſe lag im Bett' und war krank; ich verſchrieb ihr was, und ſuchte mich um die Wirthin verdient zu machen. Sie wurde wieder beſſer, und ſchenkte mir nachher ein Dutzend der feinſten engliſchen Schnupftücher für meine Bemühungen. Ich macht' ihr ein Gegengeſchenk mit einer feinen engliſchen Scheere, deren ſie bedurfte. Narbonne fuhr fort in ſeinem Betragen wie unterwegs. Ich ſagt' ihm geradezu: „Sie ſind zu gut, Sie machen mich beklommen; Sie kennen mich noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, ob ich Freundſchaft verdiene.“ Er antwortete, ich ſei ein Original, und ließ mich ruhig! — Ich habe nachher gemerkt, daß es ihm unangenehm geweſen war, mich nicht gewinnen, nicht gleich an ſich feſſeln zu können.

Einige Tage nachher war Narbonne am Morgen früh ausgegangen, und ich frühſtückte allein mit Madame, die der franzöſiſchen Sitte gemäß noch im Bette lag. — Verheirathet nur aus Convenienz, wie das bei allen Damen in Frankreich der Fall iſt, und überdies noch mit einem alten grauhärigen Manne, ſtand ſie ſchon ſeit neun Jahren in der engſten, vertrauteſten Verbindung mit einem gewiſſen Monſieur de Jaucourt, einem der Abgeordneten an der zweiten Aſſemblee. Madame de la Châtre bekam einen Brief, während wir noch Thee tranken, und ſie hatt' ihn kaum halb geleſen, ſo fiel ſie in Convulſionen, die bald auf einen fürchterlichen Grad zunahmen. — Sie ſchrie, ſie weinte, ſie ſchlug mit Händen und Füßen, ſie wollte ſterben, ſie wollte fort auf der Stelle nach Paris. — Ihr Kammermädchen und ihr Sohn ſtürzten herein, ein Knabe von zehn Jahren, und machten noch mehr Lärm wie die Kranke ſelbſt. Ich ſchickte ſie fort, um Narbonne zu ſuchen. — Die arme Frau fiel aus einem Paroxysmus in den andern, ſie rief unabläſſig: „Es iſt vorbei, er iſt verloren, ſie haben ihn feſtgenommen; ſie werden ihn umbringen!“ — Ich ſchloß aus dem Allen, daß Jaucourt arretirt worden ſei, und das war auch wirklich der Fall. — Ihr Zuſtand fing nun an, mich doppelt zu intereſſiren, denn ich dachte, die hätt' eine ſehr gute Gattin werden müſſen unter andern Umſtänden, welche nach neunjährigem Umgang noch ſo heftig für Jemand fühlt, dem ſie gut iſt! — Ich wurde von dieſem Augenblick an verliebt in Madame de la Châtre.

Ihre Anfälle wurden immer ärger, ich hatte nie ſo was Fürchterliches geſehn und wußte mir keinen Rath mehr; als endlich Narbonne kam. — Sein Erſtes war, von den augenblicklichen Anſtalten zur Reiſe nach Paris zu ſprechen; das Zweite, daß man einen Courier hinſenden müſſe, — der Courier wurde gleich geholt und fortgeſchickt; — das Dritte, es ſei am beſten, nur bis Dover ſelbſt zu reiſen, und da die Zurückkunft des Couriers abzuwarten! — Sein Benehmen war unübertrefflich ſchön; er führte ſie in Zeit von anderthalb Stunden wieder zurück zur Vernunft und Ruhe, und ſeine geiſtvolle Geſchäftigkeit um Madame herum während der fünf folgenden Tage war eins der ſchönſten Schauſpiele, die man ſich denken kann.

Am ſechſten kam die Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung. Madame de Staël war zu Manuel gefahren, damals Procureur de la Commune. Sie hatt' ihn beinahe fußfällig gebeten, ſich für Jaucourt zu verwenden. Manuel, ſtill, finſter, in ſich gekehrt, von Kindsbeinen an Republikaner, war übrigens kein böſer Menſch. Er that das Seinige, und Jaucourt entkam aus der Abbaye am Abend vor dem Gemörd' am 2. September. — Es würde Schad' um ihn geweſen ſein, hätt' er ſterben müſſen. Er iſt ein guter Mann, in dem kein Falſch iſt.

Dieſe gute Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung errieth ich nur, — förmlich mitgetheilt wurde ſie mir nicht. — Ich hatte einigen Antheil an dem Kummer von Madame de la Châtre genommen, und da ſie mich ſehr zu intereſſiren anfing, ſo verdroß mich's um ſo mehr, daß man mich nicht Theil an der Freude nehmen ließ. Ich wollte auf der Stell' aus dem Hauſe, und verſchwieg Narbonne nicht, warum. „Sie werden mir dieſe Kränkung nicht anthun,“ ſagt' er, „die Weiber ſind ſchamhaft mit ihren Geliebten; der Schmerz treibt über alle Schranken h'naus, aber mit der Ruhe kehrt die Ueberlegung wieder.“ — Er hatte gleich mit Madame de la Châtre geſprochen, ſie nahm den erſten Anlaß, um mir weitläufig und vertraulich von den erhaltenen guten Nachrichten zu ſprechen. — Ich blieb! Von dieſem Augenblick an ſagten ſie, ich ſei empfindlich und ſonderbar wie Jean Jaques Rouſſeau, — und dieſen Charakter hab' ich hernach behalten.

Indeſſen war ich verdammt, die ſchöne Madame de la Châtre vom Morgen bis zum Abend zu betrachten. Ihr Weſen war nicht ſanft, nicht gütig, nicht empfindſam, ſie war vielmehr raſch, lebhaft, mannhaft, heftig ſchneidend zuweilen, und dieſe Frauenzimmer rühren mich ſonſt nicht; aber ſie war ehrlich, fein, offen, hatte die ſchönſte, vollkommenſte weibliche Form, Händ' und Füße zum Mahlen, und eine Haut ſo weiß und fein, daß es ſogar in England vergeblich geweſen ſein würde, eine ſchönere aufzuſuchen. Ich ſah ſie morgens ehe ſie aufſtand, abends ehe ſie einſchlief, und den ganzen Tag über bald ſitzend, bald ſtehend, bald liegend auf dem Sopha in den ſchönſt-möglichſten Attitüden, immer voll Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, — ſie begegnete mir überdies ſehr freundſchaftlich, und hatte die Art von Freud' an mir, die man an einem Weſen von beſonderer Art hat, deſſen Freimüthigkeit gefällt. — Es war mir nicht möglich, unter dieſen Umſtänden gleichgültig zu bleiben.

Nach und nach kamen von Paris Talleyrand, Jaucourt, Montmorency, und eine große Menge andrer Herren. Die Zirkel bei Madame de la Châtre wurden ſehr brilliant. Wir ſpeiſten oft zu achtzehn bis zwanzig Perſonen. Gegenſtände aller Art wurden verhandelt, Syſteme aller Art wurden vertheidigt, Anekdoten aller Art erzählt. Witz und Laune wurden vergoſſen! — Natürlicherweiſe konnt' ich mit dieſen Herrn in ihrer Art nicht wetteifern; ich hielt mich daher deſto genauer an meine eigne; ich war ſo unfranzöſiſch wie möglich. Meiſtens kalt, ſtreng wahr in allem, was ich ſagte, naiv aufrichtig, unverbindlich in Worten, und äußerſt gevorkommend, wo ich gefällig ſein konnte, vorzüglich fehlte meiner Madame de la Châtre keine Nadel, kein Etwas, ſo unbedeutend es auch ſei, das ich ihr nicht entgegentrug, — treffend zuweilen in meinen Bemerkungen, vorzüglich wenn die Herren im Disputiren ſich erhitzten und gegenſeitig einander nicht verſtanden, uneitel, ſtolz-männlich, verſchafft' ich mir eine Art von Exiſtenz, die mir nicht unangenehm war, wobei mein wirklicher Karakter, glaub' ich, gewann, und die ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt.

Ob indeß dies Leben auf die Dauer gut für mich geweſen wäre, weiß ich nicht. Ich las Voltaire und Rouſſeau, ſtudirte die franzöſiſche Sprache und die Menſchen, die um mich waren, aber meine närriſche Leidenſchaft machte mich zuweilen mißmuthig, und ſtörte die Freiheit meiner Seelenkräfte. Zum Glück zerſtreute ſich die ganze Geſellſchaft. — Narbonne, Madame de la Châtre, Jaucourt, Montmorency, hatten ein Landhaus gemiethet, wo natürlicherweiſe für mich nichts zu thun war. Die Uebrigen gingen anderswo hin, und ich ſelbſt ging nach London, wo mein guter Heiſch eben angekommen war. —

Kurz zuvor hatt' ich einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Madame de Staël erhalten, worin ſie mich bevollmächtigte, zu jeder Zeit meines Lebens, dies ſind ihre eignen Worte, die Rechte eines Bruders, eines Freundes, eines Wohlthäters auf ſie geltend zu machen! — Die Folge hat bewieſen, daß dieſer Brief ſehr ehrlich geſchrieben war.

Ich erhielt auch einen Brief von Zimmermann in Hannover, welcher mich mit Lobſprüchen überhäufte, mir die ſchönſten Ausſichten öffnete und ſogar ſchrieb, der König würde mich ſprechen, und hernach würde mein Glück gemacht ſein. — Ich gab den Brief Narbonne zu leſen, er war geſcheidter wie ich, und ſagte nur bloß: „Der Mann ſchreibt ſehr gut franzöſiſch“! — Wiewohl er Recht haben mochte, ſo hab' ich dennoch ihm lange Zeit dieſe Antwort nicht verziehen. —

Ueberhaupt hatte Narbonne, zuverläſſig aus dem oben angegebenen Grunde, ſeit geraumer Zeit ſich ſehr zurückgezogen; er hatt' auch übel genommen, daß ich ihm von meinen Empfindungen für Madame de la Châtre nichts ſagte, von denen er ſah', daß ſie mich quälten. — Bei verſchiedenen freundſchaftlichen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit in Kenſington mit ihm einzuleiten ſuchte, blieb er kalt. Er verließ mich übrigens unter vielen Freundſchaftsverſicherungen, verſprach, mich in London zu beſuchen, mich zu Lord Grenville zu führen, an meinem Glücke zu arbeiten, u. ſ. w. — Heiſch, der ihn beſuchte, hatt' er mit vieler Artigkeit empfangen und ihn gebeten, von ſeinen Empfehlungsbriefen noch keinen Gebrauch zu machen, indem er ſelbſt bei verſchiednen angeſehenen Kaufleuten in London von ſeiner Bekanntſchaft ſich bemühen wolle, ihm einen guten Platz zu verſchaffen. Heiſch war erfreut darüber, und verſprach, Nachricht von ihm zu erwarten. —

Die Trennungen in Kenſington gingen wie im Sturm, ich habe ſeitdem Madame de la Châtre, welche bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, wo ſie noch iſt, nicht wiedergeſehn. — Ich logirte mich vorläufig mit Freund Heiſch in London-Coffeehouse, Ludgate-hill, einem großen Gaſthof in London, und freute mich bald recht königlich meiner wiedererlangten moraliſchen Freiheit. —

Ich hatte damals funfzig Louisd'or, welche man mir in Paris gegeben hatte, um nicht ohne alle Hülfsmittel zu ſein, im Falle wir arretirt würden, oder daß uns ſonſt etwas zuſtieße. — Ich ſprach in Kenſington vom Zurückgeben, Narbonne fragte mich ſtatt aller Antwort, ob ich nicht geſcheidt ſei? —

Dies führt mich, liebe Frau Baſe, wieder auf Ihren Brief. Sie ſchreiben: „In Paris war Ihnen der Gedanke bitter, Ihren Nebenmenſchen gegen baare Bezahlung zu kuriren und doch.“ — Geſetzt, ich hätte Narbonne geradezu für's Geld gerettet, ſo ſehe ich kaum, was in der Sache juſt Unmoraliſches wäre. Alles ehrliche Geldverdienen in der Welt iſt Verdienen durch Dienſtleiſtungen, die höheren Pflichten nicht widerſprechen, und mich däucht nicht, daß es mehr ſtrafbar iſt, für ein gerettetes Leben mit Gefahr des eignen ausgezeichnete Belohnung zu empfangen, als für ein gerettetes Leben durch ein kühnes Aderlaß, ein kühnes Brechmittel mit Gefahr des guten Rufs. Sein Leben vernünftig zu wagen, — d. h. mit der Wahrſcheinlichkeit es davon zu bringen, und für einen hinlänglich wichtigen Zweck, — iſt ſo wenig einer Pflicht zuwider, als vernünftigerweiſe ſeinen guten Ruf zu wagen. — Aber die Staël war ſchwanger, und Narbonne's Tod wäre zuverläſſig der Untergang dreier Geſchöpfe geweſen! — Das Einzige, was ein feines Gefühl dabei Bedenkliches findet, und was auch Sie, liebe Freundin, bei Ihrem Briefe geleitet hat, iſt die Bemerkung, daß es gewiſſe Dienſtleiſtungen giebt, die zu edel ſind, um bezahlbar zu ſein, und die man nach Rouſſeau nicht für Geld thun kann, ohne Ich ſelbſt und die Sache zu erniedrigen! Dies iſt unſtreitig wahr! — Aber ich hab' auch mit Narbonne keinen Handel gemacht; es iſt nicht mit Einer Silbe von Geld als von Motiv unter uns die Rede geweſen. Ich bin innig überzeugt, daß ich nicht um ein Haarbreit verſchieden gehandelt haben würde, ſelbſt bei der Gewißheit, keinen Pfennig dadurch zu gewinnen; aber ich geſteh' auch eben ſo aufrichtig, daß unter dem Berechnen der möglichen Folgen jener Handlung der Gedanke mir lieb war, meine Glücksumſtände dadurch vermuthlich zu verbeſſern. Ich wollte mir einen Freund auf Koſten der größten Gefahr machen, deſſen Ueberfluß ich nicht umhin konnte als vortheilhaft für mich ſein könnend mir vorzuſtellen, aber ich würde das Geld nicht als Beweggrund haben denken können, ohne mich vor mir ſelbſt zu ſchämen. Ich habe deßwegen in jener Ihrer Aeußerung die zärtliche Freundin tief gefühlt, habe über Ihre Liebe, über Ihre Beſorgniſſe mich gefreut, und ich würde dieſen weitläufigen Brief, dies Stück Roman nicht ſchreiben, fürchtet' ich nicht, daß Sie von manchen Vorfällen ſchief unterrichtet ſein möchten, und wünſcht' ich nicht, Sie zu überzeugen, daß ich, trotz der mancherlei begangnen Fehler, doch wenigſtens die Gefahren nicht gelaufen bin, für welche Sie am meiſten zu fürchten ſcheinen.

Ich fing nun an, mit meinem treuen braven Heiſch, den ich wieder zu haben mich freute, London zu beſehn, legte mich mit Eifer auf die Sprache, ſtudirte die Zeitungen, um das Volk kennen zu lernen, worunter ich mich befand.

Acht Tage waren ungefähr ſo verfloſſen, als mir Narbonne eine gerichtliche Obligation zuſchickte, worin er ſich und ſeine Erben verpflichtete, mir Zeit meines Lebens funfzig Louisd'or jährlich zu bezahlen, als einen Beweis, wie es in der Obligation hieß, ſeiner Dankbarkeit für meine ihm geleiſteten Dienſte. Dies Papier war von einem Billet begleitet, worin er mich in ſehr höflichen Ausdrücken bat, das Beikommende anzunehmen, worin er es bedauerte, daß Geſchäfte ihn verhindert hätten, mich zu beſuchen, und worin er am Ende ſagte, nichts würd' ihn abhalten können, in den nächſten Tagen zu mir zu kommen und mich zu ſehn. — Ich war geſonnen, ſeine Obligation zu behalten, im Fall' ich ſie, durch Narbonne's künftiges Betragen berechtigt, als ein freundſchaftliches Geſchenk würde anſehn können, und ſchrieb ihm daher zurück, ich ſähe ſeinem Beſuche, um ihm meine Dankbarkeit beweiſen zu können, mit heißer Erwartung entgegen. — Ich war dies um ſo mehr berechtigt zu ſchreiben, da Narbonne ſelbſt in ſeinem Billet mir anzeigte, er ſei gegenwärtig bald hier, bald dort, und da das Landhaus, wo er eigentlich zu ſuchen war, zwanzig engliſche Meilen von London lag.

Um die Zeit machte ich im Coffeehouse durch einen Dritten, den ich ſchon in Paris gekannt hatte, die Bekanntſchaft eines gewiſſen Erichſen, eines ſchwerreichen Kaufmanns aus Kopenhagen. Es war ein ſehr hübſcher Mann, frei, offen, ſtolz, großmüthig in ſeinem Weſen, dreißig Jahr alt, aber ſeit ſeinem dreizehnten beſtändig auf Reiſen; er war zweimal in Oſtindien geweſen, war, ohne gelehrte Kenntniſſe zu haben, durch eigne Erfahrung über unendlich viele Dinge äußerſt richtig und umſtändlich belehrt. Er verſtand ſich gut auf Menſchen, und kannte vorzüglich England, wo er wie zu Hauſe war, mit allen ſeinen Verhältniſſen durch und durch! — Nach einigen Unterhaltungen fing er an, ſich für mich zu intereſſiren, und dies Intereſſe wuchs bald zu einem ſolchen Grade, daß er nicht ohne mich fertig werden konnte. Er nahm ſich vor, mich London kennen zu lehren. Wir beſahen eine Merkwürdigkeit nach der andern, gingen täglich ins Schauſpiel, beſuchten alle öffentlichen Häuſer, alle öffentlichen Zuſammenkünfte, und drei Wochen verflogen ſo im Taumel. Erichſen verſtand in einem hohen Grade die Kunſt, zu beobachten. Sein Verſtand brachte mannigfaltig zuſammen alles, was ſeinen Blicken begegnete. Er ſah nichts ohne zu denken, und überraſchte mich oft in großen Zirkeln mit Aufſchlüſſen über einzelne Perſonen, die es unmöglich ſchien ohne genaue Bekanntſchaft mit denſelben geben zu können, und die er doch, wie er mir nachher bewies, nur aus einzelnen Bemerkungen ſchöpfte. Er machte mich aufmerkſam auf alles, was einem jungen Reiſenden merkwürdig ſein kann, er führte mich zur Kenntniß engliſcher Sitten und engliſchen Karakters; er ſprach mir von der engliſchen Staatsverfaſſung und von den eingeſchlichnen Mißbräuchen in dieſelbe, — mit Einem Worte — ich war keinen Augenblick bei ihm, ohne etwas Nützliches zu erbeuten! — Von den Koſten unſrer Zerſtreuungen bezahlt' ich kaum nur den fünften Theil, er wollte durchaus nicht, daß ich alles zur Hälfte bezahlte, auch hätt' ich's nicht können! Er ſagt', ihm mache das alles nichts aus, ſein Glück ſei gemacht, er wünſche mich zur Geſellſchaft zu haben, und ſo weiter, und er that alles mit einer ſo guten Art, daß mir darum, weil ich ihm Verbindlichkeiten ſchuldig ward, auch nicht ein bischen in ſeinem Umgange weniger leicht, weniger behaglich war! —

Hriſch hatt' unterdeß Gebrauch von ſeinen Empfehlungsbriefen gemacht und wieder einen ſehr guten Platz bekommen. Narbonne ließ durchaus nichts von ſich hören, und das verdroß mich um ſo mehr, weil dadurch ſeine Obligation das Anſehn einer Bezahlung erhielt. Ich wollte ſie zu wiederholtenmalen zurückſenden, aber Erichſen hielt mich immer davon zurück. Er ſagte: „Die Großen taugen nichts; ihr Geld iſt beſſer wie ſie ſelbſt; Narbonne würd' ſich freuen, ſein Papier wieder zu haben, und Sie noch obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehn Sie keine Thorheit aus falſcher Delikateſſe.“ — Dieſe Gründe verzögerten wohl die Ausführung meines Vorhabens, aber ſie befriedigten mich nicht, — die Obligation war mir drückend. —

Erichſen faßte den Entſchluß, nach Paris zu gehn, um eine Unternehmung in Getraide zu machen. Er hatt' einen eignen Reiſewagen und folglich einen leeren Platz. Er dacht' in drei Wochen wieder nach London zurückzukommen, und drang heftig in mich, ihn zu begleiten. — Es ging mir mit Paris, wie's oft geht; wenn man aus einem Orte weg iſt, fällt' einem erſt bei, was man noch hätte erforſchen, wornach man hätte ſehn, wovon ſich unterrichten können; drum war mir ein neuer kurzer Aufenthalt in Paris ſo unrecht eben nicht. Die Gefahr war überdies nur geringe, denn theils kannte man meine Geſchichte mit Narbonne nur wenig, theils wußt' ich, daß man Niemand ohne Nutzen verfolgt. Die Gelegenheit war ſchön; ich entſchloß mich und gab mein Verſprechen! — Erichſen war froh darüber. Er ſagte, die ganze Reiſe, mein Aufenthalt in Paris, alles kurzum, ſolle mir keinen Pfennig koſten, er habe mir für's Mitgehn, nicht ich ihm für's Freihalten Verbindlichkeit. —

Alles wäre gut gegangen, wenn wir allein geblieben wären; aber es war in London ein gewiſſer Herr Rilliet, Banquier aus Paris, mit ſeiner Frau. Er war ſo halb und halb mit Aufträgen nach England geſandt worden, aber die Sache war nicht ganz klar. Er fürchtete ſich ein bischen, wieder nach Frankreich zu gehn, weil man ſchon harte Dekrete gegen die Ausgewanderten gegeben hatte. Er hatte Erichſen kennen gelernt, und bat ihn, in ſeiner Geſellſchaft reiſen zu dürfen, weil er dies für einen kleinen Schutz hielt; Erichſen war's zufrieden. Wir fuhren ab in zwei Reiſewagen, Rilliet mit ſeiner Frau und einem Kammermädchen, Erichſen und ich; ein Bedienter war zu Pferde. Wir wechſelten auf jeder Station die Plätze! Natürlicherweiſe kam ich auf meiner Tour bei Madame Rilliet zu ſitzen, und ich entdeckte bald an ihr einen köſtlichen Schatz. Sie war nicht ſehr groß, aber äußerſt fein gebaut und ohne Fehler im Verhältniß. Ihre gebogne Naſe allein hätte ein bischen kleiner ſein können, aber der Mund darunter war deſto hübſcher, und ihre großen ſchwarzen, nie ſtummen, ſanften Augen waren unbeſchreiblich ſchön! Sie war auferzogen worden, zugleich mit Madame de Staël von dem berühmten Abbé Raynal, welcher nichts verſäumt hatte, ihrem von Natur ſchon regen und thätigen Geiſte Reichthum und Bildung zu geben. Sie hatte überdies, was mehr werth war, ein ſehr empfindſames Herz, eine reine fleckenloſe Seele und einen ſehr feinen Sinn für's moraliſche Schöne. — Alle dieſe Genußfähigkeiten und Kräfte blieben in ihrem täglichen Leben ungebraucht und unbefriedigt, denn ihr Mann, den ſie hatte nehmen müſſen, war nur ein guter Kaufmann. Sie war vier und zwanzig Jahr alt. Sie war eine vertraute Freundin von Madame de Staël, wiewohl ſie nicht alle Handlungen derſelben billigte. Sie kannte den Dienſt, welchen ich derſelben geleiſtet hatte. Sie war ſehr beklommen, wieder nach Frankreich zu gehn, und ſehr traurig, weil ſie in England einen vielgeliebten Sohn zurücklaſſen mußte, der erſt drei Jahr alt war. — Nehmen Sie alles dieſes zuſammen, und urtheilen Sie ſelbſt, ob unſre Unterhaltungen im Wagen lange gleichgültig bleiben konnten!

Ich bin nie verliebt geworden in Madame Rilliet, aber ſie wurde meine innigſte Freundin. „Sie ſind ein Mann aus meinem Lande," ſagte ſie, nachdem wir ein paar Tage beiſammen geweſen waren, und ich fühlte, daß ſie eine Frau aus dem meinigen war. Nie hab' ich eine ſchönere Reiſe gemacht; ſie dauerte ſehr lange; wir waren beinahe vierzehn Tage unterwegs. Die Milliet hatte ſich davor gefürchtet, und ihre Furcht wurde betrogen. Ich hatte mir Vergnügen verſprochen, aber ſo viel nicht! — Wie viel hätt' ich zu thun, wollt' ich Ihnen nur halb mittheilen, was all Intereſſantes und Schönes zwiſchen uns vorfiel! — Ungeſtört blieb indeſſen die Freude nicht lange. Erichſen war zu fein, um nicht bald zu merken, wieviel die Milliet anfing auf mich zu halten. Er hielt ſelbſt zu viel auf ſie, und war zu ehrgeizig, um nicht eiferſüchtig zu werden. Ich hätte ſeine ſchwache Seite ſchonen ſollen, aber ich kannte ſie nicht, und nachdem ich ſie kennen gelernt hatte, war es zu ſpät. Er fing an kalt zu werden, fing an, ſich gern an mir zu reiben und bitter zu diſputiren. Manche Umſtände trugen dazu bei, ſeine üble Stimmung zu vermehren! —

Widrige Winde hielten uns hier Tage lang in Dover zurück. Die Milliet war neugierig, meine Verhältniſſe mit Narbonne zu kennen, und ich erzählt' ihr alles, wie wir nach und nach anfingen vertrauter zu werden. Sie unterſtützte ſehr den Entſchluß, die Obligation an Narbonne zurückzugeben. Ich ſchrieb an ihn auf der Stelle, ſeine Obligation würde mir lieb geweſen ſein, hätt' ich ſie betrachten können als wie ein Geſchenk, ſo wie es ein Freund dem andern giebt, ſelbſt ohne vorhergegangene beſondre Dienſtleiſtung; ſeine Zurückgezogenheit mache daraus eine Bezahlung; ich ſei aber nicht gewohnt, mit ähnlichen Handlungen zu wuchern, und ſende ihm ſein Papier zurück, um mich von einer Sache zu befreien, die mich nicht weniger drücke als entehre; zu gleicher Zeit bekannt' ich mich als ſein Schuldner für die funfzig empfangenen Louisd'or, und bedauert' es recht ſehr, ſie nicht gleich zurückgeben zu können. — Heiſch, an welchen ich dieſen Brief ſandte, mußte die Obligation beifügen, und alles an die Behörde befördern! — —

Erichſen merkte, was geſchehen war, und ob er gleich nichts ſagte, ſo haben doch ſpätere Aeußerungen mir bewieſen, daß die Hintanſetzung ſeines Raths ihn nicht wenig gekränkt hatte.

Es zeigte ſich endlich ein günſtiger, wiewohl ſehr ſchwacher Wind, und wir ſchifften uns ein des Abends um 10 Uhr.

Es war eine trübe, halbhelle, ziemlich rauhe Novembernacht; die Milliet befürchtete ſehr, krank zu werden, und ich bewog ſie daher, auf dem Verdecke zu bleiben, weil man ſich da gewöhnlich beſſer befindet. Sie ſetzte ſich wohl eingehüllt auf eine Art von niedrigem Stuhl. Ich gab ihr hernach noch meinen Oberrock und meinen Mantel. Ich ſetzte mich ſelbſt hinter ſie auf einen erhöhten Theil des Schiffes, und ſie mußte Schultern und Kopf auf meine Knie legen, um das Schwanken des Schiffes weniger zu fühlen. Sie lag auf meinem Schoß wie eine agyptiſche

Mumie, und ich bot alle Kräfte meiner Seele auf, um durch eine intereſſante Unterhaltung ſie von der Idee der Gefahr abzuwenden. Mitunter kam Schneegeſtöber; der Schaum der übereinanderſtürzenden Wellen phosphoreſzirte. Herr Milliet lag in der Kajüte und war krank. Erichſen, gleich einem alten Seehelden, ſaß mitten auf dem Verdeck bei einer Lampe, ſchnitt Roaſtbeef vor, und theilte Portwein aus. — Es war eine der ſchönſten Nächte meines Lebens, wiewohl vor Froſt meine Kniee zitterten und meine Zähne klappten! —

Erichſen fand ſehr ſonderbar für einen Doktor, in einer kalten Novembernacht, mit bloßem Rock und ohne Unterweſte, ſich ſo preiszugeben. Die Milliet wollte durchaus, daß ich meine Bedeckungen wiedernähme, und ſie in die Kajüte gehn ließe. Ich demonſtrirt' aber aus Leibeskräften, daß mir wohl ſei; daß ſie dann in der Kajüte unfehlbar krank werden würde, und daß die Kälte allein noch Niemand geſchadet habe. — — Erichſen fütterte mich und tränkte mich, und es gelang mir, das zarte Geſchöpfchen vollkommen wohl nach Calais zu bringen, woran ihre Beſorgniſſe für mich keinen geringen Antheil hatten.

Kaum angekommen, erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, und wir freuten uns nicht wenig, in Sicherheit zu ſein.

Wir hatten nicht mit dem großen Schiffe bis Calais kommen können, weil Ebbe war, und der Anblick entzückt' uns, wie wir, in einer kleinen Barke davon fliegend, das Packetboot ſchwebend auf der Fluth zurückließen. Nach und nach kamen wir bis Rouen, wo die Milliets blieben, und Erichſen und ich ſetzten die Reiſe fort bis Paris.

Wir beſahen da vieles und verlebten während drei Wochen manche intereſſante Augenblicke, aber die alte Harmonie kam nicht wieder. Wir entfernten uns vielmehr immer weiter von einander, und dazu trug die Verſchiedenheit unſrer politiſchen Meinungen und die fortdauernde Korreſpondenz zwiſchen mir und der Milliet nicht wenig bei. Erichſen war wüthender Republikaner, und kannte nur wenig die geheime Geſchichte der Revolution und die Schlechtigkeit der Menſchen, welche anfingen, ſich derſelben zu bemächtigen. Unſre Urtheile waren daher faſt immer ſich entgegengeſetzt, und das war um ſo trauriger, weil man beſtändig überall faſt nur politiſche Gegenſtände verhandelte. Sein Aufenthalt zog ſich überdies in die Länge, wir mußten uns trennen, wir thaten es ohne Bitterkeit, aber das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen uns war ſo ſehr verändert, daß ich unwillkürlich ſagte, ich woll' ihm hundert und funfzig Livres in Aſſignaten, ungefähr drei Louisd'or in Gold, die er mir zur Reiſe gab, weil ich mit Geld nicht reichlich mich verſehen hatte, in London zurückgeben. Er antwortete nichts hierauf, und ich reiſte fort. —

Meinen Weg nahm ich, wiewohl es Erichſen ſonderbar fand, über

Rouen, wo ich einige köſtliche Tage zubrachte. „Sehn Sie,“ ſagt' eines Tages die Rilliet, welche nach und nach meine ganze Lage kennen gelernt hatte, „ſehn Sie, dieſe Börſe iſt im eigentlichen Sinne mein unbeſchränktes Eigenthum; betrachten Sie dieſes als das Ihrige, denn wenigſtens bin ich's nicht unwerth, daß Sie von mir nehmen,“ und die Thränen liefen ihr über's Geſicht. — Ich drückt' einen glühenden Kuß auf ihre Hand, — die größte Kühnheit, welche ich mir jemals mit ihr erlaubte, — entwand mich ſo gut ich konnt', und verſprach, mich ihrer zu erinnern, wenn ich jemals in Verlegenheit kommen ſollte.

Ich ſchiffte mich zu Dieppe ein, landete nach ſechsunddreiſſig Stunden morgens früh am 23. Januar in Brigthelmſtone, und kam noch am Abend deſſelben Tages nach London. — —

Ich richtete mich mit Heiſch wieder auf denſelben Fuß ein, wie in Paris, ſuchte Bekanntſchaften zu machen, beſuchte Hoſpitäler, legte mich ganz auf's Engliſche, ſtudirte die Geſchichte, die politiſchen Verhältniſſe, die Sitten des Landes, und brachte ſo vier Monate, ich darf ſagen, fleißig zu. Ich darf von England nicht anfangen zu reden, ſonſt würde dieſer Brief, welcher ſo ſchon zu einer ungeheuren Größe anſchwillt, vollends ein Buch. Es iſt mit Einem Worte das Land der Freiheit, der geſunden Vernunft, der Männlichkeit, der Großmuth und Behaglichkeit. — Das Gouvernement verflicht ſich überall in die Sitten und in den Karakter der Völker, und ohne zu wiſſen, daß man über die Gränze gekommen iſt, darf man zuweilen nur einen Bauern, ein Dorf anſehn, um ſich zu überzeugen, daß man auf dem Gebiet eines andern Landesherrn iſt. Nirgends iſt dies auffallender, als wie in England. Ordnungsſinn, Reſpekt für's Ganze, Halten auf Regel, Beſcheidenheit, Feſtigkeit, Formgang, Ruhe, Ehrfurcht für die Sitte der Vorväter, Nationalſtolz, laſſen ſich beinahe in jedem Einzelnen vernehmen. Es giebt in England Mißbräuche, ſo gut wie anderswo, und wer ſich Mühe geben will, der kann davon ein wahres und häßliches Gemälde zuſammenbringen. Aber das verſteckte wenige Häßliche muß aufgeſucht werden, das vorwiegende, überall verbreitete Schön' und Gute bietet ſich entgegen! — Sie können denken, liebe Freundin, daß, von den Vorzügen Englands innig durchdrungen ſein und der Wunſch dort ſich anzubauen, für einen jungen Mann in meiner Lage nicht lange zwei geſonderte Dinge ſein konnten; nur wie dieſer Wunſch auszuführen ſei? Das war die große Frage! Ich hatte wieder angefangen unter guten Bekannten zu praktiziren, und hatte ſogar einige glückliche Kuren gemacht, die aber geheim gehalten wurden, um ältere, umſonſt ſich bemüht habende Hausärzte nicht zu beleidigen. Aber theils begriff ich, daß ein großes Kapital dazu erfordert würd', um es auszuhalten bis zum entfernten Zeitpunkt, wo nach und nach erworbene große Bekanntſchaft, Ruf und Glück mir eine hinlängliche Praxis verſchafft haben würden, um davon anſtändig leben zu können; theils war die Liebe zu meinem Fach, durch nähere Bekanntſchaft damit, ſchon ſeit geraumer Zeit beträchtlich erkaltet. — Die Arzneikunſt hat wirklich keine feſten Prinzipien, und kann keine haben und keine erhalten, weil wir wohl die groben Theile unſers Körpers, aber nicht die feinere Struktur deſſelben kennen, nicht die innern bewegenden Kräfte, nicht die Art und Weiſe, wie die Zerrüttungen in ihnen entſtehen, weil wir eben ſo wenig die innere Natur der Heilmittel und ihrer nächſten Wirkungen erforſchen können, und weil es nicht möglich iſt, in der Medizin reine Erfahrungen zu machen, indem die ungeheure Menge der nicht in Anſchlag zu bringenden mitwirkenden Umſtänd' und Zufälle die vorſichtigſten Schlüſſe der beſten Logik ſchwankend und unzuverläſſig macht. Die Erfahrung beweiſet dies Raiſonnement! — Glauben Sie mir auf mein Wort, liebe Frau Baſe, in demſelben Falle, wo man in Deutſchland purg'rt, läßt man zu Ader in Frankreich und giebt Opium und China in England. Letzteres in Deutſchland thun, hieße tödten, und dort werden die Leute geſund davon, und würden es höchſt wahrſcheinlich noch beſſer, wenn ſie gar nichts nähmen. So viele geſcheidte, weiſe Leute haben ſeit zweitauſend Jahren gedacht, geforſcht und geſchrieben, und dennoch lacht noch immer der von heute über den von geſtern, und nicht einmal über die Behandlung eines einfachen Fiebers iſt man in's Reine! — Um in der Laufbahn eines praktiſchen Arztes glücklich zu ſein, muß man entweder keinen Verſtand haben, oder ſeinen Verſtand gefangen nehmen, und gläubig werden an Ein Syſtem, oder roh genug ſein, um vom Vorurtheil der Leute Nutzen ziehn, das Geld in den Beutel ſtreichen, und in's Fäuſtchen lachen zu können.

Alle praktiſchen Aerzte befinden ſich entweder durch Kärglichkeit der Natur, oder durch Gewohnheit und Nothwendigkeit, oder durch die Nichtswürdigkeit ihres Karakters in einem der drei beſagten Fälle, und die wenigen edeln, welche nur gezwungen und vermöge der Ueberzeugung, daß es beſſer iſt, irgend ein ehrbares Handwerk, als gar keins zu treiben, auf der unwiſſend gewählten Laufbahn fortgehn, geſtehn unter vier Augen mit Kummer ihre Bedrängniß. — Von allen vier Klaſſen hab' ich kennen gelernt! —

Geſetzt aber auch, die obigen Bemerkungen wären nicht wahr, geſetzt, die praktiſche Arzneikunſt wär' eine feſtgegründete Wiſſenſchaft, ſo würde die Nützlichkeit derſelben dennoch nur gering ſein, indem die hitzigen Krankheiten ſich meiſtens von ſelbſt kuriren, und, indem die langwierigen ihren Grund faſt immer in phyſiſchen, moraliſchen und bürgerlichen Verhältniſſen haben, die abzuändern außer der Gewalt des Arztes liegt! —

Alle dieſe Vorwürfe treffen indeß nur die innere Heilkunde vorzüglich; in der Wundarzneikunſt iſt mehr Gewiſſes, ihr Nutzen iſt mehr auſer Zweifel; aber theils würde die Ausübung derſelben immer empörend für mein Gefühl ſein, theils erfordert ſie eine lange Uebung, die ich nicht Gelegenheit gehabt habe mir zu verſchaffen.

Auch weiß ich wohl, daß trotz der Ungewißheit der Heilkunde im Ganzen dennoch die Kurart von einigen wenigen Uebeln ziemlich ſicher iſt. Aber die Anzahl derſelben iſt ſo äußerſt gering, daß zuverläſſig unter hundert verſchriebenen Rezepten keine acht ſind, deren Zweckmäßigkeit, bei einer gewiſſenhaften und vollſtändigen Unterſuchung, beweisbar wäre. Und wie gering, wie kümmerlich iſt dieſe Genugthuung für ein ſo mühſames und trauriges Leben, als das eines praktiſchen Arztes, wenn er ein fühlendes Herz hat!

Ich begreife endlich, daß die Aerzte in der Welt, wie ſie nun einmal beſchaffen iſt, nothwendig ſind, wär's auch nur wegen des einmal verbreiteten Glaubens an die Kunſt. Ein Arzt rettet ſchwerlich mehr Leiber, als ein Prediger Seelen, aber aus der gegenwärtigen Ordnung der Dinge laſſen ſich Prediger ſo wenig als Aerzte verbannen.

Und dazu kömmt noch, daß ein weiſer Arzt ſchon darum Gutes thut, weil er das Böſe, das ein ſchlechter an ſeinem Platz thun würde, verhindert, und weil er unendlich viel Gelegenheit hat, als Menſchenfreund noch heilſam zu wirken, wo ſeine Kunſt ihn verläßt.

Dieſe verſchiedenen Gründe ſind hinreichend, um einen geſcheidten Mann zu verhindern, nicht wider die Aerzte im Allgemeinen zu Felde zu ziehn, und um den zu beruhigen, welcher nun einmal das Unglück hat, Arzt ſein zu müſſen; aber ſie ſind zu ſchwach, für mich wenigſtens, um nicht begierig ein andres Handwerk zu ergreifen, wenn es vernünftigerweiſe geſchehn kann.

Ja, wenn man gleich ein Arzt mit gemachtem Ruf und alſo von Autorität ſein könnte, — aber das mühſelige Quälen bis man dahin kömmt, das Wartenmüſſen auf Arbeit, die man ſich menſchenfreundlicherweiſe nicht einmal wünſchen darf, der beſtändige und ſo gefährliche Gegenſatz des eignen Vortheils und des Vortheils des Kranken, der ewige Kampf mit den mancherlei Vorurtheilen, die Nothwendigkeit, den Charlatan zu machen! — Ich möchte beſoldeter, von der Polizei angeſetzter Geſundheitsrath ſein, aber ein praktiſcher Doktor, der zu den Kranken um's Brot läuft, deſſen Einnahme mit der Menge der Rezepte im Verhältniß ſteht, und der um dieſer ſchändlichen Sklaverei willen, faſt niemals ſagen und thun darf, was er möcht' und ſollte! — Die Praxis öffnet auch kein beſtimmtes, regelmäßiges Feld der Thätigkeit, vorzüglich im Anfange nicht, und dies iſt vorzüglich für mich etwas ſehr Nothwendiges. Bald giebt's etwas zu thun, bald wieder nichts; man muß immer warten auf Beſcherung!

Manche dieſer Unannehmlichkeiten finden auch bei andern Fächern ſtatt, aber durchaus bei keinem häufen ſie ſich ſo zuſammen, als wie bei der praktiſchen Heilkunſt. Ich bin indeſſen nie aus meinem Fache ganz herausgetreten, liebe Frau Baſe, ſondern habe das Erlernte behalten und zu vermehren geſucht; aber zugleich haben die obigen Betrachtungen, unterſtützt von meinen Meinungen und Wünſchen, mich bewogen, alles Mögliche anzuwenden, um für die *politiſche Karriere* mich geſchickt zu machen. Ich habe geſucht in eins der Bureaus von Pitt oder Grenville zu kommen, und auf dieſen Zweck los arbeit' ich noch! —

Ich machte vom Januar an bis zu Ende Mai ziemlich viel, mehr oder weniger intereſſante Bekanntſchaften, aber im Ganzen lebt' ich ſehr eingezogen und ſtill.

Sophia Hoffmann darf ich nicht übergehn. Ich lernte ſie kennen durch eine Empfehlung, welche Heiſch an ihren Mann hatte, wir wurden beide, Heiſch und ich, ſehr bald im Hauſe derſelben wie Kinder. — Sie iſt eins der ſeltnen Geſchöpfe, deren natürlicher Liebenswürdigkeit die Kunſt nichts würde hinzuſetzen können. Ohne ſchön zu ſein, iſt ſie äußerſt intereſſant. Sie hat ein ſehr warmes Herz, und einen gewiſſen romantiſchen Schwung, der ihre Geſellſchaft äußerſt angenehm macht. Sie iſt überdies ſehr lebhaft, mit Einem Worte, ſie gleicht einem deutſchen Fräulein der guten alten Ritterzeit!

Ich hab' ihr pflegemütterliche Rechte über mich eingeräumt, und ſie hat die Pflichten, welche daraus entſprangen, mit einer Güte, mit einer Sorgfalt, mit einer Aufopferung erfüllt, welche ein mehr förmliches Denkmal von mir verlangen würden, wären dieß weniger flüchtige Zeilen.

Erſt im Mai kam Erichſen aus Frankreich wieder. Er ließ mich ſeine Ankunft wiſſen. Mein Herz pochte, denn ich hatt' ihn lieb. Ich ging nicht, ſondern ich flog zu ihm. Er empfing mich freundlich, aber mit Herablaſſung, welches meine Stimmung ſo blitzſchnell veränderte, daß ich mich vor's Kaminfeuer ſtellte und von Müdigkeit ſprach. Er hatte wirklich ein Feuer, weil der Morgen ſehr kalt war.

Es fehlte Erichſen, um ein ganz liebenswürdiger oder wenigſtens ganz mein Mann zu ſein, eine gewiſſe edle Erhebung der Seele. Mein Blick beim Hereintritt, mein Glühn der Freude hätt' ihn entwaffnen ſollen, ſelbſt im Fall eines begangnen Verbrechens, aber er behauptete ſich, und mein Zurückfahren wie Jemandes, der ſich verbrannt hat, hätte ſeine Rache ſein können, wär' anders ſein Betragen Kunſt und nicht Temperamentsfolge geweſen.

Ich ſah ihn während ſeiner fünftägigen Anweſenheit in London noch einigemal, aber nur flüchtig. — Ich wagte nicht im eigentlichen Sinne von den drei Louisd'or zu ſprechen, die er mir Reiſegeld gegeben hatte; er ſchrieb mir ein halb ſatiriſches Billet und forderte ſie. Ich ſandte ſie ihm auf der Stell', und ſah ihn ſeitdem nicht wieder. Dieſe Art Demüthigung war ſeine wirkliche Rache.

Er ſchiffte ſich noch denſelben Tag ein und fuhr nach Kopenhagen — wo ihn ſeine Frau ſehnlichſt erwartete, — und in einem eignen, für fünftauſend Guineen gekauften Schiffe.

Es hat mir oft leid gethan, mit ihm zerfallen zu ſein. Ich habe verſchiedenemal an ihn ſchreiben wollen; — nicht ſein Forderungsbillet, aber ſeine Mienen beim erſten Wiederſehn haben mich immer davon abgehalten.

Während dieſer ganzen Zeit hört' ich durchaus nichts von Narbonne. An die Staël hatte ich gleich nach Zurückgabe der Obligation von Rouen aus — ſie war damals in Genf — geſchrieben und ihr alles aufrichtig erzählt. Mit der Rilliet blieb ich im Briefwechſel, ſo lange bis die Aufhebung aller Verbindung zwiſchen Frankreich und England die Fortſetzung deſſelben unmöglich machte.

In den erſten Tagen des Juni kam die Staël nach London. Sie ſchrieb mir ein ſehr freundſchaftliches Billet, worin ſie mich nur bat, ſie zu beſuchen.

Ich ging. Sie war mit Narbonne. „Willkommen, willkommen, mein lieber Bollmann," rief die Staël. „Sie ſind ein böſer Mann," ſagte Narbonne, „Sie haben mir einen kleinen Streich geſpielt; Sie ſchrieben mir, Sie gingen nach Frankreich, und Sie ſind hier." Er wußte ſehr wohl mein Gehn und Wiederkommen. Dies war alſo eine von den franzöſiſchen nichtsſagenden Reden, worauf ich nichts erwiederte. —

„Wir müſſen allein zuſammen ſprechen," ſagte die Staël, und ſomit nahm ſie mich beim Arm und führte mich die Treppe hinunter zu ihrem Wagen, denn ſie war gerad im Begriff, einen nothwendigen Beſuch abzulegen. Als wir eben einſteigen wollten, kam der genfer Geſandte, um ihr aufzuwarten; ſie gab ihm gleichfalls Audienz in dem Wagen. Angekommen, wo ſie hinwollte, ging der Geſandte fort; die Staël ſtieg aus, bat mich, im Wagen zu warten, und ließ mich ſo eine halbe Stunde allein. — Als ſie wiederkam, brachte ſie die Freundin mit, welche ſie beſucht hatte, um ſie anderswo niederzuſetzen, — dann fuhren wir nach Hauſe.

Sie war im Morgenhabit, und als wir auf ihre Stube kamen, rief ſie ihr Mädchen, um ſich entkleiden zu laſſen -- nun endlich waren wir allein, denn in den franzöſiſchen Sitten ſind die Domeſtiken ſogut wie Niemand. — Ich ſtand an der einen Ecke des Kamins, ſchwarz angezogen von Kopf bis zu Fuß, gar herrlich gepudert, und meinen Hut in der Hand haltend; ſie an der andern im Unterröckchen und bloßen Hemde, ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern rollend, ohne welches ſie nie ſein kann. Sie ſteht damit auf, und geht damit zu Bette. — Unter dieſen Umſtänden fing ſie an, Narbonne's Vertheidigung und Lobrede zu machen, mit einer ſeltnen Wärm' und einer außerordentlichen Fluth von Worten. — Ich wußte dem allem nichts entgegenzuſetzen, als: die Obligation habe mich gedrückt, ich wiſſe nicht warum, ich habe ſie zurückgegeben, nicht um Jemand zu kränken, ſondern um von einer Laſt mich zu befreien. „Sie ſind empfindlich wie Jean Jaques Rouſſeau," ſagte ſie, und damit war unſre Unterhaltung für dasmal zu Ende. Beim zweiten Beſuch war ſie vertraulich, ſie erzählte mir manches aus der Geſchichte ihres Lebens, ſprach vorzüglich viel von ihrer unglücklichen Verheirathung, von ihren dermaligen Verhältniſſen mit Monſieur de Staël, und beklagte vorzüglich das Schickſal der Großen, die, mehr Sklaven wie Jemand, mannichfaltigem Druck unterworfen wären, woraus vielerlei Uebel entſprängen. Sie ſagte, Narbonne ſei ihre erſte, ihre einzige Liebe; er hab' umſonſt um ſie geworben als Mädchen; er ſei ihr Mann, u. ſ. w.

Beim drittenmal, wo Narbonne zugegen war, ſagte ſie: „wir ſind alle gute Kinder, und müſſen nicht zuſammen krittеln." So war die Geſchichte wieder in Ordnung. Wir waren noch einige Tage zuſammen in London; hernach ging die Staël mit Narbonne auf's Land, wo ich ſie mehrmals beſucht habe. Sie unterließ nicht, mir ſcherzend ſehr ſanfte italieniſche Arien vorzuſingen und vorzuſpielen, wir wurden nach und nach ganz freundſchaftlich, und alles Vergangene wurde vergeſſen.

Die Staël iſt ein Genie. Eine außerordentliche, excentriſche Frau in allem was ſie macht und thut. Sie ſchläft nur wenige Stunden, und iſt die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochnen fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden ſind Abhandlungen, oder eine zuſammengehäufte Maſſe von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um ſich leiden. Während ſie friſirt wird, während ſie frühſtückt, — im Ganzen genommen ein Drittel von jedem Tag bringt ſie mit Schreiben zu. Sie hat nicht Ruhe genug, um das Geſchriebene wieder vorzunehmen, um auszubeſſern, um zu vollenden, aber ſelbſt die rohen Ausgüſſe ihrer unabläſſig gedrängtvollen Seele ſind von dem äußerſten Intereſſe, und enthalten Bruchſtücke voll des feinſten Scharfſinns und der lebendigſten Kraft. Sie hat mehrere Werke von ſehr ernſtem Inhalte fertig zum Druck liegen, und arbeitet immer noch fort. Ich habe manches von ihren Sachen geleſen, indem ſie's ſchrieb. Ihre Briefe über Rouſſeau, herausgegeben, als ſie ſiebzehn Jahr alt war, ſind bekannt. Sie hat manche Fehler, aber auch manches, das bei Andern Fehler ſein würde, iſt bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eignen Maßſtab.

Sie iſt ziemlich gut gewachſen, aber ihr Geſicht iſt nicht ſchön. Sie iſt ein bischen kupferig und hat einen etwas aufgeworfenen Mund. Sie iſt nichts weniger als eitel. Sie hat durchaus nicht das Anſehn einer gelehrten Frau. Sie hat ein offenherzig freimüthiges, ganz ungezwungenes und durch einen gewiſſen Karakter von Biederkeit und Wahrheit ſehr für ſie einnehmendes Weſen. Sie thut ſich durchaus nichts auf ihr Wiſſen zu Gute, und ich habe ſie ſehr naiv ſagen hören: „Einem Manne gegenüber, der nur Geiſt hat, behaupt' ich mich; einem gegenüber, der nur unterrichtet iſt, auch; aber wer beides verbindet, läßt mich fühlen, daß ich doch nur ein Weib bin!"

Sie ſuchte mir nützlich zu ſein, und machte mir verſchiedene Bekanntſchaften. Unter andern die eines gewiſſen Herrn Lor, eines reichen Güterbeſitzers, eines Mannes voll Geiſt und Kenntniß, welcher ſeiner ſchwächlichen Geſundheit halber von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, zwanzig engliſche Meilen von London auf einem Gute, das Norbury heißt, ſich ſelbſt und ſeiner Familie lebt. Er iſt allgemein geſchätzt, und hat zwei erwachſene Söhn' und zwei Töchter, wovon die jüngſte Emilie heißt. Ich hatt' ihn hier anführen wollen, weil er in einer Fortſetzung dieſer Geſchichte wieder vorkommen dürfte.

Sie lehrte mich auch den berühmten Grafen de Lally-Tolendal und eine gewiſſe Prinzeſſin von d'Hénin kennen. Beide aus Frankreich, aber die jetzt in England leben.

Ungefähr nach ſechs Wochen verließ Madame de Staël England. Ich habe ſeitdem wieder einen Brief von ihr erhalten. Narbonne betrug ſich während ihrer Anweſenheit und auch nachher ſo äußerſt freundſchaftlich, daß wir vollkommen gut zuſammen geworden ſind. Ich habe ſogar in einer kleinen Verlegenheit einmal Geld von ihm gefordert, welches ihn entzückt hat. — Er iſt nicht bös, aber ſo äußerſt leichtſinnig, daß er ſeine Staël ſelbſt vergeſſen könnte. Ueberdies gewohnt, viel Einfluß zu haben, großmüthig, verſchwenderiſch zu ſein, und alles zu können, war ihm nicht ganz wohl in England, wo er nichts konnte, und er hatte mir zu mancherlei verſprochen, um mich nicht zu meiden. Ich hatt' ihn überdies gleich anfangs in Verlegenheit geſetzt, indem er mir nicht genugzuthun wußte. Auch konnt' er mir nicht genugthun, denn ich wollte Herzlichkeit, und das iſt gerade das Einzige, was er nicht hat. —

Tolendal und d'Hénin fingen an, ſich für mich zu intereſſiren. Die letztere, eine Dame von vierzig Jahren, eine nahe Verwandte und vertraute Freundin von Lafayette, iſt was man geradezu eine ſehr gute Frau zu nennen pflegt. Sie hat nie den Ruf der ſtrengſten Sittlichkeit verloren. Sie meint es redlich mit jedermann und vorzüglich treu mit ihren Freunden. Sie würde noch vollkommner in dieſem Karakter ſein, und vorzüglich davon die ſchöne Außenſeite mehr tragen, wenn ſie keine Franzöſin wäre. —

Tolendal iſt von Allen, die ich aus Frankreich habe kennen gelernt, der Mann, welchen ich am meiſten ſchätz' und liebe. Er iſt ein Tugendfreund, ein redlicher, gefühlvoller, — mit Einem Wort', ein herziger und wackrer Mann. Er iſt ein ſyſtematiſcher Denker, ein fleißiger Arbeiter, ein warmer Patriot; er hat Beharrlichkeit in ſeinen Unternehmungen, und bleibt ſeinen Ueberzeugungen treu! Von ſeiner Geſchichte kann ich hier nicht weitläufig reden.

Er ſpielt' eine glänzende Rolle im Anfange der franzöſiſchen Revolution. Er war Eines Sinnes mit Clermont-Tonnere, Mounier und noch einigen Andern. Seine Mémoires à mes Commettans und ſeine Schutzſchrift für den unglücklichen Ludwig den Sechzehnten, die beſte von allen, welche erſchienen ſind, kennt man überall.

Meine Verbindungen mit dieſen zwei Leuten ſind ſehr enge geworden, und es iſt in ihren Angelegenheiten, oder wenigſtens durch ihre Beſtrebungen für einen Dritten ſchon genannten Unglücklichen, für Lafayette, daß ich gegenwärtig in Deutſchland bin. Tolendal hat eine Abhandlung gemacht, welche die Unſchuld des ſchändlich Gefangengenommenen und ungerecht Gefangengehaltenen auf die ſchönſte Art an den Tag legt, und welcher eigenhändige Briefe, zwiſchen ihm und dem König in den erſten Tagen des Auguſt 1792 gewechſelt, als Belege beigefügt ſind. Ich ſoll dieſe Abhandlung auf eine geſchickte Art an ihre Behörde, an den König von Preußen befördern, ſoll ſie bei den Miniſtern perſönlich unterſtützen, ſoll Einwürfen begegnen, ſoll die Sache in Bewegung ſetzen, mich nach allen Umſtänden erkundigen, und ſo weiter.

Man giebt mir die Reiſekoſten, aber ich weiß nichts von einer andern Belohnung. Ich mußte zuerſt zu Prinz Heinrich gehn in Rheinsberg, dem Bruder des vorigen Königs. Ich habe bei ihm zehn Tage zugebracht, die ich unter die ſchönſten meines Lebens rechne, aber das Ausführliche davon, ſo wie von allem, was ſeit dem 1. Auguſt vorgefallen iſt, muß ich bis auf ein andermal verſchieben! — Ich habe große Wahrſcheinlichkeit, den Zweck meiner Sendung zu erreichen. Eingezogene Nachrichten, die Lage der politiſchen Verhältniſſe, der Umſtand, daß manche Leidenſchaften erkalteſt, und manche Perſonen, die nächſten Werkzeuge des unglücklichen Schickſals des Gefangenen, außer Credit gekommen ſind, laſſen es vermuthen. —

Tolendal iſt naher Verwandter von dem Lordkanzler, Lafayette hat viele Freunde in England, und die Staaten von Nordamerika rechnen ihn als einen ihrer Erretter; Pitt und Grenville wiſſen um die Sache, und ich erwarte von dieſen durch Tolendal Briefe, um das Unternehmen zu unterſtützen. Dies Unternehmen ſelbſt iſt gerecht und edel. Die Geſchichte mit Narbonne hat mir keinen übeln Credit verſchafft, und ich ſuche durch mein gegenwärtiges Geſchäft den Ruf der Brauchbarkeit und die Aufmerkſamkeit der Leute mir zu verſchaffen, die mir nützlich ſein können, — hierauf gründen ſich meine Ausſichten und Hoffnungen! —

Ich erwarte die Zurückkunſt des Königs von Preußen aus Polen, werd' aber übermorgen ſchon nach Berlin abgehn. —

Da haben Sie, liebe Freundin, im Kurzen meine ganze Geſchichte vom Januar 1792. an bis jetzt. — Ich habe drei Tage daran geſchrieben und ohne Ermüdung, weil ich mir dacht', Ihnen damit eine Freude zu machen, nicht ſo wohl durch die Sachen, — manches, welches nicht angenehm und ſchön iſt, wie manche Umſtändlichkeiten im Betragen der Staël, hab' ich nur angeführt, um Sie mit den Perſonen bekannter zu machen, — als durch die Genugthuung, welche entſteht, wenn man umſtändlich von Jemand hört, dem man gut iſt. Manches hätte beſſer geſagt ſein können, und ich finde beim Wiederdurchleſen, daß hie und da franzöſiſche Wendungen in meinen Brief gekommen ſind, — halten Sie eins und das andere mir zu gut, denn ich habe nicht Zeit zum Wiederabſchreiben und Verbeſſern. — Vieles Uebergangene und viele unterdrückte Ausführungen würden das Ganze intereſſanter gemacht haben, aber ich bin gezwungen geweſen, mich möglichſt kurz zu faſſen, und habe nur ſagen wollen, was mir das Nothwendigſte ſchien, um Sie wieder mit mir bekannt zu machen, und um Sie in den Stand zu ſetzen, mich ſelbſt und meine gegenwärtige Lage zu beurtheilen.

Ich weiß, daß ich über vieles Tadel verdiene, aber ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich nicht wenigſtens noch gut, brav, und unverdorben ſei. Ich liebe das Schön' und Gute noch ebenſo warm als jemals, und ſuch' es mir täglich mehr zu eigen zu machen. Ich bemühe mich, aus meinen Fehlern zu lernen, und glaube gewonnen zu haben als Menſch und Mann, ob ich nicht zunächſt für den künftigen Staatsbürger meine Zeit hätte beſſer anwenden können, weiß ich nicht! Ich erwarte nun ſehnlichſt einen recht langen Brief von Ihnen; aber ſchreiben Sie ja recht freundſchaftlich, ſonſt komm' ich ſelbſt, und wie böſe Sie dann auch ſein mögen, Sie ſollen mich nicht ſehn, ohne mich wieder zu lieben.

Vorzüglich inſtändig bitt' ich um den Rath des lieben Herrn Vetters. Der Weg, den ich vor mir habe, ſcheint mir ſchön zu ſein. Die Weite des Wirkungskreiſes, wozu er führen könnte; die Unabſehbarkeit ſeines Endes; die beſtimmte und große Thätigkeit, die er mir verſpricht, ſobald ich nur einmal feſten Fuß darauf gefaßt habe; die Gelegenheit, alle meine Kräfte zu üben und mich ſelbſt immer mehr zu bereichern; die Freude, mich einem großen und edeln Volke einzuverleiben; die Genugthuung, mir ſelbſt eine kühne Bahn gebrochen zu haben; die Ueberzeugung, meinen Freunden und meinen Brüdern, die ich innig liebe, künftig äußerſt nützlich ſein zu können, und wozu mein bloſſer Aufenthalt in London mir ſchon manche kleine Gelegenheit gegeben hat, wovon ich gern erzählte; das Angenehme endlich einer mir bald zu verſchaffenden regelmäßigen, wenn ſchon kleinen Einnahme, — dies ſind die Reize, welche mich locken! Zweifel und Beſorgniſſe heben ſich aber auch mitunter, und ich weiß ſehr wohl, was ich auf das Obige einem Freund' antworten würde, welchen ich das Intereſſe hätte von der beſagten Laufbahn abzuziehen. — Vieles macht mich kühn wieder. Das Sonderbare meines bisherigen Schickſals ſelbſt, und die Umſtände, ſcheinen mich zu ermuntern. Faſt noch kein Plan, kein Unternehmen iſt mir bisher mißlungen!

Der Gründ' und Gegengründe ſind ſo viel, daß ich entweder durch einen Machtſpruch der Unterſuchung ein Ende machen, oder mich ganz der Entſcheidung eines Dritten überlaſſen muß. Der Beifall und die Aufmunterung eines guten, mich liebenden, einſichtsvollen Mannes, wie des Herrn Vetters, würde mir doppelte Kraft und doppelte Feſtigkeit geben! Ich habe Stärke genug, um ruhig bei einem Unternehmen zu Grunde zu gehn, ſobald ich nur überzeugt bin, vernünftig gewollt zu haben; aber darauf kömmt's an!

Zurück kann ich noch! ich kann nach geendigtem Geſchäfte und nach einer kurzen Anweſenheit in England, wo ich wieder hin muß, nach Bremen gehn, um dort zu praktiziren! Wollen Sie mich nach Bremen zur Ruhe verweiſen, lieber Herr Vetter? gefolgt würden Sie — vermuthlich — Sie ſehn, daß ich ehrlich bin, — aber zuverläſſig koſtete mich dieſer Entſchluß eine ſehr bittre halbe Stunde!

Ich wiederhole noch Einmal, daß ich Briefen aus Carlsruhe mit vieler Sehnſucht entgegenſehe.

Ich bitt' ausdrücklich, in Ihren Briefen keine Perſonen zu nennen, und von der Angelegenheit, welche mich gegenwärtig beſchäftigt, nur für mich verſtändlich zu reden; auch Niemand vor der Hand mündlich etwas davon anzuvertrauen, von deſſen Diskretion Sie nicht auf's vollkommenſte überzeugt ſind. Viele Gründe machen dieſe Bitte von Wichtigkeit! —

Ich wünſche ferner, daß Sie mir Empfang dieſes Briefes ſo ſchnell wie möglich, wär's auch nur mit zwei Worten, beſcheinigen möchten, weil ich bis dahin über die richtige Ueberkunft deſſelben etwas in Sorgen ſein werde. —

Mein guter Vater, welcher mich ſehr, ſehr liebt, und welcher mein Thun und Laſſen ganz mir ſelbſt übergeben hat, wird in dieſen Tagen an Sie ſchreiben. Seine Antwort iſt dadurch verzögert worden, daß er nicht wußte, was von mir ſagen? ich hab' ihn gebeten, ſich nur auf dieſen meinen Brief zu berufen. Haben Sie die Güte, ihm nichts zu ſchreiben, was ihn meinetwegen beſorgt machen könnte. Er iſt von meiner gegenwärtigen Reiſe und von der Urſache derſelben, ſo wie von allem, was mir bisher begegnet iſt, unterrichtet. —

Schreiben Sie mir auch vor allen Dingen recht umſtändlich, wie's Ihnen geht und was die Kleinen, was die Offenbacher machen, u. ſ. w., damit auch Sie und was Ihnen angehört mir nicht fremd werden möge.

Leben Sie, meine liebe, unvergeßliche Freundin und Pflegemutter, herzlich, herzlich wohl, und grüßen Sie all' die guten Leute von mir, welche ſich noch freundſchaftlich meiner erinnern! J. E. Bollmann.

N. S. Ihren Antworten ſeh' ich entgegen unter Couvert der Herren Fetſchow und Jury in Berlin! —

Haben Sie die Güte, dieſen Brief aufzuheben, weil der Fall kommen könnte, daß ich bei der einen oder andern Gelegenheit, wenigſtens für eine kurze Zeit, darüber verfügen zu können wünſchen würde. —

7.

Rotterdam, den 21. Januar 1794.

Ich bin, liebe Freundin, wieder auf meiner Rückreiſe nach England begriffen. Morgen gehe ich von hier nach Helvontſluis und dann von da nach Harwich. Weil es mit dem Waſſer allemal etwas mißlich iſt, ſo will ich lieber zuvor noch für Ihren gütigen, lieben, herzlichen Brief vom 31. October Ihnen danken. Giebt's dann ein Unglück — nun wohl! ſo werde ich doch dermaleinſt wenigſtens nicht mit Vorwürfen empfangen! —

Meine Bemühungen ſind vergeblich geweſen, und haben es ſein müſſen aus dem ſimpeln Grunde, weil die gewöhnlichen Menſchen keinen Glauben an Tugend haben, ſondern jeden ungefähr für eben ſo ſchlecht halten, als ſich ſelbſt, und andere Leute, die in ihrer Gewalt ſind, deßwegen behandeln, wie ſie ſelbſt behandelt zu werden verdienten. Meine Reiſe iſt indeſſen meinen Committenten indirekt nützlich geworden. Ich ging von Berlin nach Hamburg, wo ich ſechs Wochen zugebracht habe. — Am 11. reiſete ich von dort ab; ſah' im Vorbeigehn meinen Schwager in Lüneburg, meinen Vater in Hoya, meinen Vetter in Bremen, fuhr dann Tag und Nacht durch, kam am 17. nach Amſterdam, und bin nun hier. Ich bin in größter Eile, um nach London zu kommen! —

Die weitläufige Geſchichte dieſer letzten vier Monate behalte ich Ihnen vor, und verſichere nur einſtweilen, daß ſie in ſehr vieler Rückſicht Sie ſehr intereſſiren wird. Vorzüglich von Hamburg habe ich Ihnen recht ſehr viel zu erzählen.

Ihr Brief ſowohl als der vom Herrn Vetter hat mir ſehr viele Freude gemacht. Der Ihrige hat mich in vielen Stellen gerührt. Gute, liebe Freundin! Sein Sie feſt überzeugt, daß meine innige, liebevolle Anhänglichkeit durch nichts wird erſchüttert, wird lau gemacht werden können. Sie haben Recht, wenn Sie ſagen, daß mein Herz weit ſei. Es kann viele Edle ſtark und dauerhaft umfaſſen.

Dem lieben Herrn Vetter danke ich herzlich für ſeinen großen ſchönen Brief. Er iſt mir ſchon nützlich geweſen, und wird es noch oft in der Folge ſein können! — Es iſt nichts darin, was mir nicht Freude gemacht hätte, ausgenommen der Ausdruck, welcher eine kleine Verzweiflung der guten Aufnahme deſſen zu verrathen ſcheint, was er über religiöſe Dinge ſchrieb. Wie auch meine gegenwärtigen Grundſätze in dieſem Punkt beſchaffen ſein möchten, ſo ſtützen ſie ſich wenigſtens auf ehrliche Ueberzeugung, nicht auf Hängen an Mode. Wie abweichend ſie auch von denen mancher Anderen ſein mögen, ſo werden ſie mich doch nie verhindern, die Ueberzeugungen Anderer als ſolche zu reſpektiren. Der Herr Vetter hätte mir ſtatt des philoſophiſchen Briefes, den ich empfangen habe, kraß abſurde Sachen ſchreiben können, und ſein Brief würde noch Gefühle des Dankes erregt haben. Das innige Bewußtſein der wohlwollenden Abſicht hätte jeden hohnlächelnden Gedanken ſchon in der Ferne erſtickt. Uebrigens erlaubt meine Zeit mir gegenwärtig nicht, ſeinen Brief weitläufig und gründlich, ſo wie ich's gern möchte, zu beantworten. Einſtweilen meinen ehrlichen Dank, das andre künftig! —

Leben Sie herzlich wohl! ich glaube ſtark, auf dem Wege zur zeitlichen Ruhe zu ſein! Mein nächſter Brief ſoll Sie hoffentlich mit angenehmen Nachrichten überraſchen! Ich bin ſehr eilig! **J. E. Bollmann.**

N. S. Mein Bruder Ludwig iſt, durch meine Bemühungen, vom Onkel weg, und zu einem Manne, einem ſehr anſehnlichen Kaufmann in London, gekommen, den ich genau kenne, den ich als vortrefflichen Menſchen und erfahrenen Geſchäftsmann hochſchätze und liebe. Er bekömmt hundert Pfund Sterling Gehalt.

8.

Wien, den 9. Auguſt 1791.

Ich habe den lieben Roſenfels hier gefunden! Sie erfahren alſo, daß ich hier bin — das wird der Fortſetzung meines Romans um *eine* Ueberraſchung Schaden thun — aber, nun dem ſo iſt, warum erführen Sie's nicht eben ſo gut auch durch mich ſelbſt?

Nicht viel diesmal! Nur bloß, daß ich wohl bin und daß mir's gut geht! Freilich bleibt da noch immer viel zu wünſchen, aber wer möchte auch ſchon am Ende ſein? Vor mir wird die Ausſicht immer ſchöner, weiter, heller; hinter mir der Rückblick immer intereſſanter. Ich bin mit der Gegenwart zufrieden; mein Wirkungskreis wird größer! Kleine Succeſſe ſpannen meine Thätigkeit! Ich bin in den letzten Jahren ſehr viel reicher geworden an Leuten, die mich lieben, und habe keinen von denen, die mich ſchon vorher liebten, verloren. Der Fonds angenehmer, wohlthätiger Rückerinnerungen, den ich mir ſammle, iſt ſo groß, daß ich meine innerliche Unabhängigkeit zunehmen fühle, und überzeugt bin, auch unglücklich wenigſtens Jahre lang in der Vergangenheit Entſchädigung und Freude finden zu können!

Ich bin wieder auf Reiſen! Es iſt eine ſchöne Exiſtenz, liebe Freundin, ſo von Ort zu Ort den beſten, den denkendſten Menſchen ſich zu nähern! In dem weiten Gebiete der Wiſſenſchaften von Gegenſtand zu Gegenſtand mit ihnen fortzugehn; von dem, was jeder über jeden dann das Beſte gedacht, gefühlt oder gelernt hat, ſich gegenſeitig zu entbinden; in Lieblingsideen, in ſeltnen Geſichtspunkten, ſich einig zu begegnen; ſich anzuſchließen, liebzugewinnen, liebgewonnen zu werden, und ſo mit den Vortrefflichſten ſeines Zeitalters gleichſam eine unſichtbare Kirche zu ſtiften! — Da haben Sie, was ich als Nebenſache treibe, von der Hauptſache in der künftigen Fortſetzung meines großen Briefes!

Wenn ich nur Allen ſo wohl machen könnte, wie mir iſt! Wenn ich nur Sie recht wohl wüßte! — Aber ich bin überzeugt, die ſanfte Freundin der Ruhe und des ſtillen Genuſſes wird in dieſen ſtürmiſchen Zeiten manche bange Stunde haben! — Aber nur getroſt, liebe Frau Baſe! nur nicht zu finſter geſehn! Glauben Sie mir, wir leiden weit mehr von den Uebeln, die wir nie erfahren, als an denen, die uns wirklich befallen! Denken Sie nicht daran, was es wohl geben würde, wenn die böſen Nachbarn einmal nach Carlsruhe kämen, ſondern daran, was Sie wohl empfinden würden, wenn unerwartet Ihr Pflegeſohn einmal wieder vor Ihnen ſtände. Ich will nicht vorbereiten, um Sie, wenn's kömmt, angenehm überraſchen zu können, und wollte, daß ich deſſen eben ſo gewiß wäre, als ich gewiß bin, daß, wenn die andern kommen ſollten, ſie ſich artiger und gebührlicher aufführen würden, als Sie wohl denken.

J. E. Bollmann.

(Dieſe Mittheilungen werden fortgeſetzt.)

Der Ritter Gluck.

Eine biographiſche Skizze von A. B. Marx.

Chriſtoph von Gluck, dieſer *tiefdenkendſte* aller Tondichter, der Vollender der franzöſiſchen großen Oper, iſt am 4. Juli 1714 in der Oberpfalz, nahe an der böhmiſchen Gränze auf der fürſtlich Lobkowitzſchen Herrſchaft Weidenwang geboren, wo ſein Vater, Alexander, fürſtlicher Jägermeiſter war. In Prag lernte er Muſik, übte ſie als Inſtrumentiſt fleißig aus, und galt beſonders für einen geſchickten Violoncellſpieler. Siebzehn Jahr alt kam er nach Italien, wo er zu Mailand im Dienſte des Prinzen Melzi lebte, und unter San Martini Kompoſition ſtudierte. Hier wurde 1741 ſeine erſte Oper, *Artaxerxes*, ein Jahr ſpäter zu Venedig ſein *Demetrius* aufgeführt. Nun begab er ſich 1745 nach London, nach Kopenhagen, nach Italien zurück. In London hatte er den *Sturz der Giganten*, überhaupt in 18 Jahren mehr als 40 Opern geſchrieben und aufgeführt. Fehlte es ihm auch bei dieſen Leiſtungen nicht an ephemeren Erfolgen, wie ſie damals die italieniſche Oper, als erſte Faſchingsluſtbarkeit, wohl finden konnte, — mag er auch (wie verſichert wird) ſchon in den Werken dieſer Periode nach einer, den Zeitgenoſſen *meiſt* fremden Wahrheit des Ausdrucks gerungen haben: er ſelbſt konnte nicht befriedigt ſein. Die feſtgefrorne Opern- oder Scenenform widerſtritt jedem Pulsſchlag regern Lebens. Es mochte ihm (wie Händel und, noch viel ſeltner, einigen Italienern) gelingen, in einzelnen Zügen, etwa in ein paar Cavatinen und Arioſo's, einen Laut der Wahrheit feſtzuhalten; die Art des Ganzen, die größern Maſſen ließen ſich nicht beſeelen; — und mehr als einmal ſchalt Gluck dreißig

Jahre ſeines Lebens für verloren, in denen er auf Jomelli's und Pergoleſe's Spuren gewandelt; ein Irrthum, nach allen Seiten ungerecht, und doch eine tiefe Wahrheit in ſich ſchließend.

So kehrt nun Gluck, mit manchem Lorbeer bedeckt, und das Herz voll unbefriedigt nagenden Verlangens, in das Vaterland zurück. Er lebt in Wien in einem Garten, ſcheinbar in Muße, aber große Plane im Geiſte wälzend. Neben kleinern Arbeiten trägt er ſich mit der Kompoſition der Bardengeſänge in Klopſtocks Hermannsſchlacht. Es iſt begreiflich, daß der Schwung in Idee und Diktion dieſes Gedichts ihn erfaſſen mußte, und das Werk, ſo viel Einzelnes auch im Kopfe fertig geworden ſein mag (Zeitgenoſſen verſichern das Ganze), doch nicht vollendet werden konnte; nie iſt eine Note davon zum Vorſchein gekommen. Vielleicht gehört dieſer Zeit oder einem frühern Durchgange durch Wien die *komiſche Oper*, die *Pilger nach Mekka*, an, voll tüchtigen treudeutſchen Volksgeſanges; es iſt nicht gewiß, ſicher aber unentſcheidend. Vielleicht muß auch ein ernſtes Ballet, *Don Juan* *) (deſſen vorzüglichſte Sätze in ſpätern Opern eingelegt wurden) in jene Periode gerechnet werden; gewiß ein Feſtſpiel, das 1765 zur Vermählung Joſeph II. bei Hofe aufgeführt wurde, und in dem die Erzherzoginnen Amalie als Apollo, Eliſabeth, Joſephine und Charlotte als die drei Grazien auftraten.

Gluck war acht und vierzig Jahre alt geworden; die Hofſpiele konnten ihn noch weniger befriedigen, als die rauſchende Laufbahn der Jugend. Sein gereifter Geiſt vernahm höhern Ruf; in der Zurückgezogenheit ward er ſich ſein bewußter und ſicherer, als in der drangvollen, ehrgeizigen Geſchäftigkeit des italiſchen Theaterlebens. Sollten ſich nicht die gewohnten Annehmlichkeiten des Opernſtyls, die längſt unbeſtrittenen Vorrechte des Sängers, die ausgemachte Vorliebe des Publikums mit tiefern, wahrern Intentionen des Komponiſten ſinnreich, klug vereinigen laſſen? *Calzabigi*, als Operndichter von Gluck ſehr geehrt, ging auf dieſe Hoffnungen ein. Orpheus und Euridice bot den glücklichſten Stoff dafür; dieſe Oper, zwiſchen 1762 und 1764 komponirt und im letztern Jahre aufgeführt, erſcheint als Uebergangspunkt in die neue Periode Gluck's und des muſikaliſchen Drama's. Die feierlichernſten Trauerchöre an Euridicen's Grabe, die düſter einherwallenden Furien, die den Eingang in die Unterwelt mit ſchroffem „**No!**“ verweigern; ſie müſſen doch den klaren, ſanften Weiſen des Sängers Raum geben, der Held der Oper, deſſen Thaten ſchmelzende Melodien ſind, müſſen an ihnen erweichen und dem Glanz ſeiner Töne als hebende Folie dienen.

---

*) Die Klavierauszüge bei Trautwein in Berlin.

Derſelbe Reiz, der in jedem Munde unter gleichen Umſtänden Lüge wäre, ſchmeichelt ſich uns als Wahrheit auf von den Lippen des Geſanghelden; ſogar jene Bravourſtellen darf ſich der Komponiſt hier lächelnd erlauben, um die ihn ſonſt der Schlendrian und die Eitelkeit der Sänger oft genug beläſtigt haben mag.

Aber für Gluck mußte dieſes Reich der ſinnenkitzelnden Lüge nunmehr ganz zuſammenbrechen; es gab auch keine ſtandhaltende Vermittelung zwiſchen Trug und Wahrheit. Alceſte wurde geſchrieben und 1768 im vier und funfzigſten Jahre des Meiſters in Wien aufgeführt. „Als ich es unternahm (ſagt Gluck in der italieniſchen Zueignungsſchrift), dieſe Oper in Muſik zu ſetzen, war es mein Vorſatz, letztere von allen Mißbräuchen zu reinigen, welche, durch die unkluge Eitelkeit der Sänger und die übergroße Nachgiebigkeit der Komponiſten eingeführt, ſo lange ſchon die italieniſche Oper entſtellen und aus dieſem großartigſten und ſchönſten das lächerlichſte und langweiligſte aller Schauſpiele machen. Ich wollte die Muſik auf ihre wahre Aufgabe beſchränken: der Poeſie zum Ausdruck der Worte und der Situation zu dienen, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder dieſe durch unnütze, überflüſſige Zierrathen zu erkälten. Drum habe ich weder die handelnde Perſon in der größten Wärme des Dialogs aufhalten mögen, um erſt ein langweiliges Ritornell abzuwarten, noch durfte ich ſie in der Mitte eines Wortes auf einem günſtigen Vokal Halt machen laſſen, um in einer langen Paſſage mit der Geläufigkeit ihrer ſchönen Stimme zu prangen, oder um zu warten, daß ihr das Orcheſter Zeit gönne, zu einer Kadenz den Athem zu ſammeln. Ich meinte nicht, über die **seconda parte** einer Arie, wäre ſie auch noch ſo leidenſchaftlich und wichtig, ſchnell hinübereilen zu müſſen, um nur die Worte des erſten Theiles viermal wiederholen zu laſſen, und die Arie gegen ihren Sinn zu endigen, damit der Sänger ja beweiſen könne: er verſtehe einen Satz viermal nach ſeiner Laune zu verändern. Kurz, ich wollte alle Mißbräuche verbannen, gegen die ſich ſchon längſt der geſunde Menſchenverſtand aufgelehnt hat."

— Große Ehre ward der Alceſte zu Theil; aber zu einem wahren Eingehn auf Gluck's eigentliche Idee ſcheint es nicht gekommen zu ſein. Er ſelbſt deutet in der Dedikation der nächſten Oper, Paris und Helena, der letzten, die er in Wien geſchrieben, nicht ohne Mißvergnügen darauf hin. „Nur in der Hoffnung," ſagt er, „Nachahmer zu finden, entſchloß ich mich, die Muſik der Alceſte heraus zu geben, und glaubte mir ſchmeicheln zu dürfen, daß man ſich beeifern würde, den von mir betretenen Weg zu verfolgen und die Mißbräuche zu zerſtören, die ſich in die italieniſche Oper eingeſchlichen und ſie entehrt haben. Allein meine Hoffnung iſt vergebens geweſen. Die Halbgelehrten, die Leute von Geſchmack — unglücklicherweiſe die größere Zahl und zu allen Zeiten tauſendmal ſchädlicher für die Fortſchritte der ſchönen Künſte, als die Ungelehrten, toben wider eine Methode, die, wenn ſie ſich begründet, ihre Anmaßungen zu vernichten droht. Man hat geglaubt, ſogleich über Alceſte (die ſehr mangelhaft einſtudirt, ſchlecht dirigirt und noch ſchlechter exekutirt worden iſt) abſprechen zu dürfen, man hat in einem Zimmer die Wirkung berechnen wollen, die dieſe Oper auf der Bühne hervorbringen könnte, und zwar mit derſelben Superklugheit, wie man einſt in Abdera auf einige Fuß weit die Wirkung von Statuen berechnen wollte, die zur Aufſtellung auf hohen Säulen beſtimmt waren. Da findet denn ein extrafeiner Muſikliebhaber — einer von denen, deren Seele nirgends als im Ohre ſitzt —

eine Arie zu hart, eine Paſſage zu ſtark oder zu wenig vorbereitet; daß dieſe Arie, dieſe Paſſage in der Lage der handelnden Perſon gerade den ſtärkſten Ausdruck, gerade den treffendſten Kontraſt forderte, — begreifen ſie nicht. Ein Harmoniſt hat gar eine geniale Nachläſſigkeit, oder einen unvorbereiteten Vorhalt aufgeſtöbert, und ſchreit nun über Verſündigung wider die Geheimniſſe der Harmonie. Gleich ſind eine Anzahl Sprecher bereit, beizufallen und die Muſik als barbariſch, wild und überſpannt zu verdammen.“ — In der That war Deutſchland damals nicht fähig, Gluck zu verſtehen; und Wien am wenigſten. Hier kannte und mochte man von der Oper nichts als Sinnengenuß und koſtbaren Zeitvertreib. Ueberhaupt gab es damals nur Eine Bühne in der Welt, und nur Ein Publikum, wo eine höhere, geiſtigere Auffaſſung des muſikaliſchen Drama möglich ſein konnte: in Paris, wo Lulli und Rameau die Oper zu einem Drama mit wahrhaften, ernſten Tendenzen erhoben, wo die klaſſiſche Tragödie aus Ludwigs XIV. Zeitalter Traditionen und Anſichten vorbereitet hatte, die eine gute, wenn auch mehr abſtraktverſtändige und formaliſtiſche Grundlage bieten konnten einem kühnen und freiern Geiſte.

Dieſer Schauplatz ſollte ſich Gluck öffnen; der Bailli de Roulet lernte ihn 1772 in Wien kennen, vermochte dieſen Geiſt zu faſſen, erbot ſich, ihm aus Racine's Tragödie, Iphigenia in Aulis, ein Operngedicht zu verfertigen. In zwei Jahren iſt die Oper vollendet, vom pariſer Theater angenommen; die Kabalen der Gegner werden unter Marien Antoinettens Protektion (ſie war als Erzherzogin in Wien Glucks Schülerin geweſen) überwunden, und am 19. April 1774 erfolgt die Aufführung. Der Beifall war enthuſiaſtiſch; man erzählt, daß bei der Zornaria Achills in Einem Augenblick alle Edeloffiziere, unwillkürlich hingeriſſen, ihre Schwerter entblößt haben. Jede neue Aufführung ſteigert den Enthuſiasmus; der vergötterte Lulli, der hochgeachtete Rameau, ſie ſind vergeſſen, die Franzoſen ſehen ihr Ideal von Muſik und von Oper, worauf Lulli hingearbeitet und Gretry ſchüchtern hingedeutet hatte, verwirklicht, — herrlicher in das Leben getreten, als ſie je hoffen können. Es zeigte ſich wieder, daß die italiſche Oper nur herrſchen kann, wo Entartung, Erſchlaffung des Geiſtes und Karakters walten; und in Frankreich hatte die geiſtige Reaktion ſchon begonnen, die nach wenig Jahren zur welterſchütternden Thätlichkeit reifen ſollte. Schon hatten Duni, Philidor, Monſigny und beſonders Gretry ſich von den handgreiflichen Widerſinnigkeiten der italiſchen Oper losgeſagt und eine natürlichere muſikaliſche Diktion in Frankreich beliebt gemacht; bei Glucks entſcheidendem Auftritte begann der letzte Kampf der Italiener, — und der König Ludwig **XVI.** war auf ihrer Seite. Piccini und ſpäter Sacchini wurden Gluck entgegengeſtellt; die geiſtreichſten Männer, J. J. Rouſſeau und Arnaud für Gluck, La Harpe u. A. gegen ihn, führten den literariſchen Krieg. Stets war der Erfolg für Gluck, und doch der Kampf nicht ohne ſchweren Verluſt für ihn und uns. — Noch in demſelben Jahre, am 2. Auguſt, führte Gluck ſeinen Orpheus, am 11. Auguſt 1775 eine Feſtoper **(Opera-Ballet)**, **Cythère assiégée**, am 30. Auguſt 1776 ſeine Alceſte auf, ſtets mit dem entſchiedenſten Erfolge. Seine Gegner breiteten aus, daß er dem Pariſer Theater nur alte, nicht für Frankreich geſchriebene Werke zu geben wiſſe. In demſelben Jahre war Gluck zur Kompoſition der Oper Roland eingeladen worden, und hatte dieſelbe ſchon angefangen. Allein derſelbe Text wurde durch Marmontel und die Adminiſtration Piccini gegeben. Sogleich verbrannte Gluck, was er davon geſchrieben hatte, und wandte ſich ganz der Armida zu. Schon in die literariſche Fehde verwickelt, hielt er es nothwendig für ſeine Stellung, das Gedicht dieſer Oper ganz ſo, wie es Quinault 1686 für Lulli geſchrieben hatte, beizubehalten, um auch hierin ſeinen Gegnern obzuſiegen, für die Marmontel alte Operngedichte auf entſtellende Weiſe umarbeitete. Armida wurde am 23. September 1777 gegeben. Abermals ſiegte Gluck über die Italiener; man wollte nur ſeine Opern hören, die des Nebenbuhlers ließen ſich nicht halten. Im Jahre 1778 erſchien und verſchwand Piccini's Iphigenia in Tauris, ein Jahr ſpäter, am 18. Mai, wurde die Gluckſche gefeiert; ihr folgte in demſelben Jahre am 21. September **Echo und Narciß**, es war die letzte Oper, die der 65jährige Greis, von Siegen und dem unerſchöpflichen Intriguenſtreit ermüdet, zur Aufführung brachte. Er übernahm noch die Kompoſition der **Danaiden**, überließ ſie aber (1784) Salieri, der zuerſt unter der Aegide des Gluckſchen Namens damit ſein Glück machte. Er ſelbſt war nach Wien zurückgekehrt und endete bald darauf, am 17. November 1787, am Schlagfluſſe. Er ſtarb reich und einſam. Eine geliebte Nichte, Maria Anna, hatte er ſchon 1776 verloren; eine treffliche Sängerin. —

Um Glucks Idee, die von ihm durchgeführte Reform ganz zu begreifen, müßte man (und dazu iſt hier nicht der Ort) auf ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen in Italien und Frankreich zurückgehen. In Italien, das damals für die Oper den Ton angab, war dieſelbe (wie Arnaud richtig ſagt): „ein Konzert, dem das Drama zum Vorwande diente.“ Sie hatte Sinnengenuß und Geſangvirtuoſität zu ihrem wahren Zwecke, erwartete daher ihr eigentliches Intereſſe vom Talent, Reiz — und Ruhm einer oder zweier Sängerinnen, oder Sänger. Dieſe wieder hatten in jedem Akt ihre Hauptſcene, in der ſie all’ ihre Kunſt und Begabung zur Schau auslegten; traf der Komponiſt hier das Rechte, — nach der Laune der Sängerin und des Publikums, ſo war Alles gewonnen; denn unter den Nebenſcenen wurde ohnehin Chocolate genommen. Die Handlung diente nur als Faden, um die Scenen und Zwiſchenſcenen an einander zu reihen, die antiken oder romantiſchen Karaktere der Handlung waren nur hohle Masken, ſchmuckreiche Verkleidungen. — Gluck machte Ernſt. Ihm war ſeine Oper eine Wahrheit, und nur dieſe Wahrheit wollte er ausſprechen: die große Wahrheit, die in den würdigen Begebenheiten ſeiner Oper, die tiefe Wahrheit, die im Karakter ſeiner Helden, den ganzen rechten Sinn, der in jedem Worte ſeines Gedichts lag. Nichts Anderes wollte er. Nichts galt ihm daneben Reiz, Neuheit, Kunſtgeſchick; von ganzem Herzen trachtete er, wenn er ſich mit ſeiner Oper erfüllte, zu vergeſſen, daß er Tonkünſtler ſei. Dies iſt ſeine Loſung, mit der er jede etwaige

Vorliebe oder Geſchicklichkeit vor ſeiner Idee beugte und opferte, — um Alles aus ihr geſteigert zurück zu empfangen, oder, — was ihm mangelte, aus ihrer Kraft zu erſetzen. Als ein ſolcher ſteht er vor uns ſeit jener Uebergangsoper, Orpheus, in Alceſte, Armide und beiden Iphigenien. Echo und Narciß und der Kampf um Cythere ſcheinen entweder ganz der erſten Epoche anzugehören, oder doch größtentheils aus Sätzen älterer Opern zuſammengeſetzt: ſo entſchieden widerſpricht ihre undramatiſche, ja fade Haltung dem Standpunkte Glucks ſeit Alceſte. Paris und Helena ſind mir unbekannt; ein Urtheil J. J. Rouſſeaus ſtellt ſie hoch. Jene zwei Opern aber geben uns wenigſtens den Beweis, wie anmuthig ſich Gluck im Melodiſchen, ſogar in der Erfindung von Bravourſätzen zu bewegen wußte. Was die Andern ihm entgegenzuſetzen trachteten, hatte er wohl beſeſſen, und hochſinnig weit hinter ſich gelaſſen.

Tiefe Weisheit, unterſtützt von der vollen ungetheilten Energie eines erhabenen Karakters, leitete ſichtbar jeden Schritt von der erſten Auffaſſung der Oper an, und erreichte ſicher, was nach dieſer erſten Idee erreichbar war. Vor dem Auge deſſelben, ſcharfgehefteten Geiſtes ſtellte ſich die Handlung und gruppirte ſich um ihre Hauptmomente. Sie waren die Höhenpunkte, um ſie lagerte ſich gleich wohlgeordneten Hügelketten um den Gebirgskern alles Uebrige, keines ſich vordrängend, oder dem andern vorgreifend. Aus der Handlung heraus bildeten ſich, feſt und gerundet, wie griechiſche Marmor, die Karaktere, — auch feſt und ruhig und kalt, wie Marmorbilder, bis im rechten Augenblick ein pygmalioniſcher Liebesſtrahl ſie ſüß und leidenſchaftsvoll durchzuckte, durchglühte in hoher Beſeelung. Jeder dieſer Karaktere ſcheint ſich vor unſern Augen zu bilden, zu reifen, zu entſcheiden, jeder iſt ein feſtgerundetes, hart in ſich abgeſchloſſenes Ganze. So behaupten ſie ſich auch, wenn ſie einander gegenübertreten, jeder feſt in ſich zuſammengehalten, ſchwerlich mit dem Andern in innigem Verein, eher mit ihm verſchmelzend zu einem neuen Ganzen, welches dann die Idee der Scene iſt *). Dieſe Wahrheit

---

*) Dieſe Härte der Perſonificirung hat wohl zu dem Irrthum ver-

und Treue erſtreckt ſich aber von der Bildung der Karaktere bis in die einzelnen Momente ihrer Rede. Edel, groß, feſtbeſtimmt wird das Wort des Dichters in die Muſikſprache übertragen; die Gluckſche Melodie iſt keine andre, als die in das Tonreich erhobene Deklamation. Auch hier gruppirt ſich das Ganze um die Gipfelpunkte der entſcheidenden Worte, und dieſen Entſcheidungsmomenten fehlt niemals die vollgenügende Macht; eher verſäumt Gluck zehn melodiſche Anläſſe, gefliſſentlich opfert er eine Nebenbeziehung um die andre, wenn nur jenen Momenten volles Recht und Gewalt wird. Merkwürdig iſt dabei die Energie, mit der er ſich des innerſten Nervs der Sprache bemeiſtert. Das näſelnde, unreine, kleinlich minaudirende, unrhythmiſche Franzöſiſch iſt für Gluck Alles, was er eben braucht: klar und hochtönend, mächtiger Leidenſchaft voll, maleriſch, mit der ganzen Gewalt äſchylëiſcher Rhythmen gerüſtet. Ihr muß ſich endlich das Inſtrumentale anſchließen, im Allgemeinen die einfach würdige, religiös unter dem Geiſte des Worts dahinziehende Geleitſchaft, im rechten Momente, wo keine andre Kraft dafür eintreten könnte, kühn und ſchlagend in die Handlung eingreifend. Dann wählt Gluck ſtets das Einzig-Rechte für ſeinen Zweck, und nur dies, nur ſein Ziel, keine Nebenidee, keinen Nebenſchmuck, keinen beſtehenden oder Schwächen bergenden Nebenreiz hat er im Auge. Wir inſtrumentiren ſeit Haydn und Beethoven anders, und mit Recht. Aber all' unſer Reichthum wird der Gluckſchen Inſtrumentation kein Tüttel zuthun können; ſie wird uns, nicht Vorbild zur Nachahmung, aber Muſter und Schule für Künſtlertreue und Künſtlerdenken bleiben. —

Iſt es möglich, daß dieſer Mann mit ſeiner That einſam ſtehen bleiben konnte, ohne Nacheiferer als einige mechaniſch Nachdeklamirende, in ſeinem Vaterlande verlaſſen? — Es konnte nicht anders ſein. Unſer verzwicktes, da und dorthin blinzelndes,

---

führt, Gluck verſtehe (!) kein Duett zu ſchreiben. Man hat das Verſchwörungsduett in Armida, das Terzett in Iphigenia in Tauris u. a. vergeſſen, in der leider ſo häufigen als ſeichten Verwechſelung des Geiſtes mit der formalen Bildung.

vereinzeltes Privatleben, unſer innerlich gekehrtes Dichten und Träumen, ohne freie Thatäußerung, beengt durch tauſend Rückſichten, durch Gunſt oder Ungunſt der Höfe, durch die imponirenden Moden des Auslandes, Dürftigkeit und Abmühen ohne das Stärkmittel öffentlicher Angelegenheiten, iſt noch nicht bereit für eine deutſche Oper in Glucks Sinne; und ſeine Werke, jeder Ton verſchmolzen mit jedem Laute des Worts, verblaſſen ſelbſt bei der ſorgfältigſten Ueberſetzung. Auch gehören ſie in Wahrheit einem entlegenen Vorſtellungskreiſe an; dieſe Schaaren von Furien, dieſe handgreiflichen Todesgötter, dieſe allegoriſchen Figuren des Haſſes und der Liebe, die in Fleiſch und Bein und mit Gefolge vor uns erſcheinen, ſelbſt die glückliche Vermählung Achills mit Iphigenia: ſie finden in unſerer Sinnesart gerechten Widerſpruch. Und ſo konnten Glucks Schöpfungen in Deutſchland keine bleibende Stätte finden, ſelbſt in Berlin nicht, wo eine große Zahl vorzüglich gebildeter Männer und die faſt ausſchließlich für ſie geeignete Perſönlichkeit einer großen Sängerin am längſten an ihnen hielten und für ſie wirkten.

Wo aber je eine Bühne ſich aus der Miſere des heutigen Tages aufrichten, ein Kunſtfreund im heutigen Verfall ſich tröſten und ſtärken, und neue Hoffnung ſchöpfen will aus dem reichen vaterländiſchen Geiſte, wo ein Künſtler ſich vollenden, und über die Gemeinheit der heutigen Schaubühne beruhigen und erheben, ſich ermuthigen will zu treuausdauerndem Wirken und Harren: da werden vor allen Glucks hochragende, unerreichte Geſtalten ihrem Auge vorüberziehen. Aus den wallenden Trauerchören des Volks und dem bangen Verſtummen der Vertrauten wird die milde, hohe Fürſtin Alceſte hervortreten; über den würdigſten und angelegentlichſten Tempeldienſt; ja, über den Eigenwillen des Gottes ſelbſt, der nur Opfer um Opfer losgiebt, wird die reine Liebe der Gattin emporgeflügelt zur Unſterblichkeit ſchweben, da ſie willig war, den Tod ſelbſt zur Sühne auf ſich zu nehmen. Wieder wird im Zauberſchimmer der Jugend und Schönheit das Schooßkind des Oſten, Armida, uns ſinn- und phantaſieumſtrickend entgegentreten. Ihr ſprödes Herz, kühl, weit über die fürſtlichen Freier, über das dargebotene Glück, und die neidiſche Schmach des Schickſals erhoben, ruft wieder in jungfräulichem Zorne den Gaſt zu Hülfe gegen ſich ſelbſt, um jenem Liebesnetze ſich zu entwinden, das der Anblick des ſchlafenden Feindes zuzog. Wenn ſie dann, unnachahmlichen Reizes voll, überwunden ſich dem ſüßen Zuge hingiebt, werden wir mit ihr den geheimen Schauer wieder empfinden, daß nun bald an ihr das Schickſal ihres Geſchlechts ſich zu erfüllen eilt, um ſo haſtiger und herber, je edler ſie ſich erhoben. Dann wird ſie einſam, verhüllt, in die Nacht dahin ziehen, und unter ihrem fliehenden Fuße wird ihr Paradies in Aſche zerfallen. — Aber zwiſchen den Königen, im Lager der opfergierigen Völker erſcheint die Kraftgeborne, Iphigenia. Schaaren umkränzter Jungfrauen im Reigen der Jünglinge feiern ihre Ankunft und der hohen Mutter in ſüßen Huldgeſängen. Hier erfüllt ſich Alles, was der Kreis hoher Geſtalten zu hoffen erlaubte. Das Volk ſo friſchgierig im Verlangen, ſo blutdürſtig in ſeiner Noth, ſo froh bei Feſten und ſo fromm, wenn der Prieſter das Opfer feierlich geſchmückt! Der Fürſt, ſo bang im Vaterherzen, und ſo königlich groß und feſt in der Würde und Marter ſeiner Pflicht! Der junge Löwe Achill, und der Prieſter, ſo weihevoll und klug! Und dann ſie, das Opfer Aller, ſo liebevoll vermittelnd zwiſchen dem löwenmüthigen Freier, und dem hartgezwungenen Vater, und der Mutter, die den Göttern ſelbſt ihr Kind beſtreitet, und gewiß ſchon den Gattenmord, die blutige Vergeltung ſich unwiderruflich gelobt hat. — Die Lüge der Vermählung müſſen wir vergeſſen. Dann, nach funfzehn bangen Jahren, finden wir Iphigenien wieder in Tauris. Wieder erſchallen jene Weiſen, mit denen die glückſelige Braut im Lager begrüßt wurde. Aber trübe Schleier umwallen dieſe Anmuthtöne, die ſich trüber und trüber im Chor der einſamen Jungfrauen aus Molltönen in Molltöne wenden. Denn Iphigenia feiert an leerem Grabeshügel, in der Fremde, den Untergang ihres ganzen Hauſes, den Mord des Vaters, den blutigen Tod der Mutter. Auch ihn zählt ſie zu den Todten, der ihr die Kunde gebracht, an deſſen wahnſinnige Flucht die Furien des

Muttermordes noch ungeſühnt gehaftet ſind, in deſſen Schlummer der bleiche Schatten der Mutter grauſenvoll tritt. —

Zwei Jahrhunderte und länger hatte man geträumt von der Wiedererweckung der griechiſchen Tragödie und danach getrachtet in Italien und Frankreich. Bilder, glückliche und verzerrte, die italiſche, und das **drame lyrique** waren aus dieſen Träumen hervorgeſtiegen. Dem Deutſchen, Gluck, war die Erfüllung verliehen. Mit ſeinem Hintritt ſchloß die Reihe dieſer Geſtalten *).

---

*) Vorläufer eines Artikels im Univerſal-Lexicon der Tonkunſt.

Das Denkmal bei Kaſan.

In dem Thale der Kaſanka
Iſt ein Denkmal aufgerichtet,
Wo man unter einem Kirchlein
Viele Schädel aufgeſchichtet —

Schädel der gefallnen Chriſten
In dem Kampf mit den Tataren,
Deren durch Iwan, den Sieger,
Tauſende geſchlachtet waren.

Und in jenes Grabgewölbe
Hatt' es, zum Gebein der Chriſten
Neckſchem Zufallsſpiel gefallen,
Ein Tatarenhaupt zu niſten.

Horch, wie's im Gewölbe raſſelt!
Um die finſtern Mitternächte
Kämpft der Eine gegen Alle
Um des echten Glaubens Rechte.

Seinen Halbmond wild beſchwörend
Sucht er in den morſchen Brettern
Einen Aufgang zum Altare,
Dort das Kreuz herabzuſchmettern.

Und die Chriſtenſchädel alle
Sehn mit zürnender Gebärde,
Ihres beſſern Rechts verſichert,
Jenen auf geweihter Erde.

Und ſie ſuchen gläub'gen Grimmes
Einen Ausgang aus den Gängen,
Um den Feind der reinen Lehre
Gläubig da hinaus zu drängen.

Horch, wie's über dem Gewölbe
Plötzlich dröhnt in nächtgen Stunden!
Alle Steine ſind zerborſten,
Und der Aufgang iſt gefunden.

Und auf dem Altar der Kirche
Flammen tauſend helle Lichter,
Milde Strahlen niedergießend
Auf die grellen Beingeſichter.

Und auf leuchtendem Altare
Tönt vom Kreuz der Liebe Stimme:
„Einer iſt der Vater Aller;
Brüder, laßt von eurem Grimme!“ —

Und es zittert das Gewölbe,
Und der Riß hat ſich geſchloſſen,
Und ſeitdem hat Ruh und Friede
Auf die Schläfer ſich ergoſſen.

Kaſan, am 4. (10.) Auguſt 1833.

H. Stieglitz.

Bücherſchau.

Der Salon von H. Heine. Zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 330 S. 8.

Alte und junge Verehrer Heine's, von dem heimlich an ihm ſich entſchädigenden Staatsmann an, der ihn in ſeinem Kloſet bei verſchloſſenen Thüren lieſt, um ſich durch dieſe verbotene Liebſchaft an ſeinem eigenen offiziellen Büreaugeſicht zu rächen, bis herab zu dem lyriſchen Ladendiener, welcher ſich ein in Gott vergnügter Heine zu ſein dünkt, weil er die Gedichte in dieſer Manier dutzendweiſe verfertigt, alle haben ſehr und ernſtlich gezürnt über das, was in dieſen Blättern von H. Heine geſagt worden iſt. Ich aber meine, mit Unrecht. Wenn man einen Dichter, der einen ſolchen Ruhm und eine ſolche Bedeutung erlangt hat, auch nach der Seite hin getreu und ſchonungslos charakteriſirt, wo man ihn in ſeiner blendenden Negativität als verderblich für die geſunde und den Inhalt habende Fortbewegung anſieht, ſo übt man nur den eigenſten Beruf der Kritik aus, welcher der iſt, zu *charakteriſiren*. Es könnte gerade ſein, daß ich Heine, mit dem ich über viele Dinge einen Kampf auf Leben und Tod eingehen möchte, mehr *liebe*, als manche andere exemplariſche und in der Baumwolle ihrer Tugend eingewickelte Schriftſteller, mit denen ſich eben nichts weiter anfangen ließe, als ſie zu lieben. Aber warum Heinen eine ſo einſeitige Beurtheilung widerfährt, warum man ihn eigentlich nicht als einen Schriftſteller hinnimmt, den man ſich wie jeden andern bedeutenden charakteriſirt, um ihn zu verſtehen und zu genießen, ſondern ſich vielmehr mit ſeinen Parteileidenſchaften, ſowohl denen der Politik als des Herzens, an ihn anklammert, davon iſt dies der Grund, daß ſich ſo Viele in der That nur hinter Heine *verſtecken*. Die Kriegführung der Meinungen geht allerdings in unſerm Deutſchland, als wäre es Hoftrauer, nur mit angelaufenem und umflortem Degen vor ſich, und wer den Gedanken hat, beſitzt den Muth nicht, das Wort zu haben. Und H. Heine ſitzt in Paris, und wenn er auch oft den Gedanken nicht hat, ſo hat er doch das Wort, und ſein Wort und ſein Witz haben ſich ſchon in manchem guten Gewitter über dem äußerſten Thule der politiſchen Glückſeligkeit, Deutſchland, entladen. Nun giebt es eine ganze Gattung von Individuen, die nichts lieber hören als donnern und blitzen, die aber fürchten müſſen, daß ihnen irgend ein Adler von oben herab nicht ſo glimpflich, als dem Johannes, die Feder aus der Hand reißen würde, wenn ſie ſelbſt über das Gewitter und deſſen geheimſte Zuſammenhänge ſich expectorirten. Sie ſehen den Heine als den beſten Vortrab des von ihnen heimlich erſehnten Donnerwetters an, und ſammeln ſich einſtweilen, auf dem durch ſeine humoriſtiſche Jupiterkeule aufgewühlten Felde ſpazierengehend, die Mondſteine ein, die durch ſeinen Lärm vom Himmel gefallen ſind. Sie meinen es keineswegs redlich und groß mit Heine und den ihm ähnlichen Schriftſtellern, denn ſie ſehen ihn nur als ein Ventil an dem ungeheuern Dampfwagen der Zeit, als ein flinkes Roß vor der Kaleſche der neuen Meinungsrevolution, an. Sie laſſen ihn verdauen für ihren Magen, ſie laſſen ihn ſich compromittiren für ihre Zwecke, für ihre Hoffnungen, um dieſelben nachher uncompromittirt genießen zu können. Daher wird es ihnen ſo leicht, an dieſem Schriftſteller Alles zu dulden, was er ihnen auch bieten mag, und jede Pirouette, die ſein Satyr auf Koſten des guten Geſchmacks ſchlägt, ſchon als eine Sonnenkreizung anzuſehen, welche die Morgenröthe einer beſſern Zukunft heraufführt. Deshalb geſchieht es, daß jede objective und vorurtheilsfreie Kritik über Heine nicht den Eindruck einer gewöhnlichen Kritik hervorbringt, ſondern das individuelle Leben ſo Vieler verletzt. Den Einen wird ihr Bollwerk erſchüttert, hinter dem ihr eigener Zeitüberdruß verſtohlen plänkelt, und die Andern, ſeine baaren und blanken Nachahmer, verlieren an ihm das tägliche Brot, wovon ſie leben. Ich geſtehe, daß ich den Straußmagen eines ſolchen Schriftſtellers, der für ſo viele Deutſche bis auf mehrere hundert franzöſiſche Lieues weit verdaut und ſchon ſo manchen harten Stein der Zeit glücklich hinuntergeſchluckt hat, hinlänglich hoch anſchlage. Heine iſt das Zeitindividuum, in dem ſich die Zeit mit ihrem momentanen Unglück, Nichts ſein zu können, verkörpert und durch Witz und unheimlich luſtige Träume getröſtet hat. Er würde jedoch weit bedeutender daſtehn, wenn er nicht auch in ſeinen Feldzügen für und gegen die Zeit bloß der gefallſüchtige Lyriker wäre, der nur nach ſubjectiven Stimmungen und egoiſtiſchen Motiven arbeitet. Als deſtructiver Schriftſteller im Kampf mit der Vergangenheit hat er daher doch im Grunde wenig gewirkt, beſonders im Vergleich zu dem metaphyſiſchen Börne mit dem heiligen Ernſt ſeiner Verzweiflung. Und jetzt, wo man, um mit Richard III. theilweiſe zu reden, ein Königreich hingeben möchte für einen poſitiven Inhalt, für ein neues inhaltsvolles Evangelium in der Literatur, iſt Heine, nachdem wir die erſten Flitterwochen der Negation bei ihm überlebt, ungenügender als je für uns geworden.

Wie muß ich es aber beklagen, daß ich in dieſem neuen Buche, das hier auf meinem Tiſche liegt, die neuen Töne noch nicht gefunden habe, nach denen ich jetzt immer bei ihm ſuche! Hätte Heine doch lieber die

Memoiren des Herrn von Schnabelewopski aus dem erſten Theile ſeines Salon, die ſo vortrefflich waren, weiter fortgeſetzt, als daß er in dieſem zweiten die Memoiren der deutſchen Religion und Philoſophie zu ſchreiben unternimmt. Er hat es ſich mit dieſen beiden himmelſtürmenden Titanen, die er bei ſich auf dem Lotterbett hat Platz nehmen laſſen, ſehr bequem gemacht, und wie man in fremden Landen mit einem zufällig angetroffenen Landsmann weit leichter vertraulich wird, den man in der Heimath vielleicht über die Achſel angeſehen, ſo mochte Heine auch mit ſeinen beiden Landsleuten, Religion und Philoſophie, in Paris eher fertig werden zu können glauben, als früher bei der flüchtigen Bekanntſchaft in Deutſchland. Sein glücklicher Witz iſt ihm auch bei Bewältigung dieſer ernſtgroßen Gegenſtände ſonderbar genug ſehr zu Hülfe gekommen. Dieſe Aufſätze ſind, wie man weiß, zuerſt als Artikel der Revue des deux mondes franzöſiſch erſchienen, urſprünglich aber offenbar deutſch niedergeſchrieben, da der meiſtentheils flüchtige, nüchterne und ungepflegte Stil einer ſolchen Schreibart gleicht, wie man ſich ihrer wohl im Brouillon bedient, wenn man für die nachherige farbigere Ausführung in einer andern Sprache den Grundtext aufſetzt. Ungewiß bleibt nur, für wen Heine hier eigentlich geſchrieben? Die Franzoſen, denen er in dieſen Artikeln das erſte ABC der deutſchen Philoſophie vorſetzt und durch manchen unphiloſophiſchen Spaß mundrecht zu machen ſucht, ſind offenbar durch Couſin und Lerminier ſchon weiter in der deutſchen Speculation vorgerückt und tiefer in dieſelbe eingeführt worden. Denn mag auch, was Erſteren betrifft, Heine's Spott nicht ganz mit Unrecht auf ihm laſten, ſo hat doch auch Couſin ſchon, wie unfruchtbar immer ſein aus Hegel hervorgeſchrobener Eklektizismus geweſen, ſich wenigſtens wirklich auf die Prinzipien der verſchiedenen philoſophiſchen Syſteme in Weiſe wiſſenſchaftlicher Erörterung eingelaſſen, ja um die Verſtändigung der franzöſiſchen Sprache mit unſerer philoſophiſchen Terminologie ſich verdient gemacht. Heine dagegen, vielleicht oft nur verblaßten Erinnerungen aus frühern Berliner Collegienheften nachgehend, beſpricht nur die Aeußerlichkeiten und Allgemeinheiten der deutſchen Philoſophie, die ihm zur Folie für die Sprünge ſeines Humors dienen müſſen. Deshalb gewinnt die Philoſophie bei ihm, wie der ferne Mann im Monde, größtentheils eine ſo ſpaßhafte Geſtalt. Er weiß genau, daß Paracelſus Scharlachhoſen und rothe Strümpfe getragen, und führt dies zu ſeiner Charakteriſtik an. Von Descartes kennt er den Satz: „Cogito, ergo sum," und von Hegel: „Was wirklich iſt, iſt vernünftig, und was vernünftig iſt, iſt wirklich." Bei Kant liefert er ein hübſches Capriccio über deſſen alten Bedienten Lampe, welcher den Philoſophen mit dem Regenſchirm abholt, und von Jacob Böhme iſt es ihm genug, zu ſagen, daß er ein Schuſter war, den er ſich nie habe entſchließen können zu leſen. Von Moſes Mendelsſohn wird beigebracht, daß er einen großen Buckel gehabt, woran ſich ihn die Franzoſen nun merken mögen. Spinoza, deſſen Pantheismus er ſehr verherrlicht, muß ſich doch mit ſolchen lyriſchen Ausrufungen, die auf jeden guten modernen Poeten paſſen würden, abfertigen laſſen, als da ſind: „Bei der Lectüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigſten Ruhe. Ein Wald von himmliſchen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung ſind, während die unerſchütterlichen Baumſtämme in der ewigen Erde wurzeln!“ Wo bleiben da die Franzoſen, die von Spinozas Syſtem gern etwas Näheres erfahren möchten? Aber Heine hat ſich einmal für Spinoza ſo enthuſiasmirt, weil er durch das allgemeine Hörenſagen von ihm vernommen, daß ſelbiger Spinoza den Pantheismus gepredigt, und weil Heine, deſſen neueſter Lieblingsgedanke der Pantheismus iſt, deshalb in dem großen Spinoza einen Wahlverwandten zu ſeinem Genius entdeckt hat. Darum wird auch der edle F. H. Jacobi weidlich ausgeſchimpft als der wüthendſte Gegner Spinozas, und doch hat Jacobi, was Heinen ganz entgangen ſein muß, wichtige Verdienſte gerade um Spinoza. Denn Spinozas tiefe und unmittelbar aus dem Urquell des Geiſtes geſchöpfte Forſchungen waren in Deutſchland faſt gänzlich vergeſſen, als Jacobi, der allerdings den dogmatiſchen Pantheismus verfolgte, durch ſeine berühmten Briefe an Moſes Mendelsſohn (Breslau 1785) zuerſt wieder daran erinnerte, und eine vollſtändige Darlegung ſeiner Lehre gab. So würde Heine höchſt wahrſcheinlich gar nichts von Spinoza wiſſen ohne Jacobi, den er dennoch ſo verächtlich behandelt, als ſei er nur eine alte ſentimentale Betſchweſter geweſen. Empörend ſcheint es aber, wenn es nicht lächerlich wäre, was ſich Heine gegen Schelling herausnimmt, von deſſen Philoſophie er ſo Unverſtandenes faſelt, daß es ebenſo gut zur Charakteriſtik einer Fiſchotter paſſen könnte. Die perſönlichen Inſinuationen, zu denen Heine in der neueſten Kritik leider den Ton angegeben, und die im Grunde mehr kindiſch als boshaft ſind, müſſen doch auf dem Felde der Wiſſenſchaft, wo John Bull eben nicht befriedigt zu werden braucht, als etwas Unwürdiges abgewehrt werden. Hier ſind ſie aber in der That nicht ohne Giftigkeit ausgeſpritzt, laſſen jedoch keine Widerlegung zu, da ſie außerhalb aller kritiſchen und wiſſenſchaftlichen Erörterung an der Marktecke der Literatur ſtehen. Ich bedauere, daß Heine wahrſcheinlich von dem abgeſchloſſenen Schelling in München nicht vorgelaſſen worden iſt, denn ſolcher Motive darf man ſich bei Heine gewärtigen. Dafür hätte Deutſchland freilich wieder mehrere Seiten in dem zweiten Theile des Salon weniger gehabt, und auch ſogar Frankreich hätte darunter gelitten, wenn der finſter erhabene Schelling gegen den komiſch großen Heine freundlich geweſen wäre. Eine ächt Heineſche Humoreske aber giebt es darauf, wenn Heine nunmehr *Hegel*, gegen den er früher polemiſchen Spott geſchrieben, als den größten deutſchen Philoſophen zu verherrlichen unternimmt. Denn nachdem Hegel ſo vielfältig angegriffen worden, wäre es allerdings nichts Neues und Piquantes mehr, noch gegen ihn zu polemiſiren. Piquant iſt vielmehr jetzt, wenn ſogar ein Heine auf Einmal, wenn auch post festum, als ſein Apologet ſich erhebt, und dies Piquante beſtimmt Heinen, plötzlich ſeine Lanze in dieſer Richtung einzulegen. Wenn er aber von Hegel ſagt: „er habe die *Naturphiloſophie* zu einem vollendeten Syſtem ausgebildet, und aus *ihrer* Syntheſe die ganze Welt der Erſcheinungen erklärt," ſo ergiebt ſich leider, daß Heine's Verehrung für dieſe Philoſophie nicht einmal aus einem auch nur angenäherten Verſtändniß des coloſſalen Syſtems dieſes großen abſoluten Philoſophen hervorgegangen. Denn die Natur, dieſes „*Andersſein der Idee*," iſt bei Hegel ſo weit davon entfernt, das zu ſein, was Heine ſo wohlwollend iſt von ihr zu vermuthen, daß ſie dort vielmehr, da ſie nicht zum Begriff zu kommen vermag, in eine ewige Feindſchaft mit dem *Geiſt* gerathen.

Eine witzigere Oberflächlichkeit in Beſprechung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände iſt noch nie vorgekommen. Etwas ernſter ſieht es mit dem *religiöſen* Theil dieſes Buches aus. Der Verfaſſer hat ſich einen ſeltſam populairen Gebrauch der Begriffe: *Spiritualismus* und *Senſualismus* an die Hand genommen, und führt auf den Gegenſtreit dieſer beiden, alle religiöſen Erſcheinungen des modernen Lebens, beſonders aber den Ausbruch der Reformation, zurück. Man muß bei dieſen ſehr ſchlecht gewählten Ausdrücken zunächſt von Allem abſehen, was Einem ſonſt wohl aus der Geſchichte der Philoſophie Beſtimmtes dabei einfällt, da Heine nur den bloßen flachen Gegenſatz von *Geiſtigkeit* und *Sinnlichkeit* damit bezeichnen will. Die Idee des Chriſtenthums iſt nach Heine bloß Spiritualismus, d. h. Geiſt, welcher die Materie vernichten wolle, und darum ſcheut er ſich nicht, ſie eine *unausführbare Idee* zu nennen, weil ſie feindlich gegen ſeine Sinnlichkeit gerichtet ſei. Der Verſuch, die Idee des Chriſtenthums zur Ausführung zu bringen, — ſo raiſonnirt Heine weiter — habe die Menſchheit unglücklich gemacht, und die Folge davon ſei das jetzige ſociale Unwohlſein in Europa. Das Chriſtenthum habe die Materie fletrirt, die edelſten Genüſſe herabgewürdigt. Die Sinne hätten heucheln müſſen, und es ſei Lüge und Sünde in der Welt entſtanden. Jetzt aber müßten wir unſern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unſere Gefühle durchräuchern, wie nach einer überſtandenen Peſt. Der Verfaſſer hat hier nämlich die *Rehabilitation der Materie* im Sinne, bei der er jedoch nicht über die flache und im eigenſten Sinne *geiſttödtende* Bedeutung der St. Simoniſten hinauskommt. Denn am

Ende iſt mir doch noch lieber, daß der Geiſt die Materie ertödte, als daß nun die Materie den Geiſt umbringen und eine Religion der Induſtrie auf den Thron des Lebens ſetzen ſolle, die ich eigentlich nur als ein wahnſinniges Gedankenbild zu begreifen vermag. Heine aber verliert ſich im Grunde an einen ganz materiellen Pantheismus, den man auch atheiſtiſch nennen könnte, wenn es nicht faſt unanſtändig wäre, in unſerer gebildeten Zeit einem Gentleman noch den Vorwurf des Atheismus zu machen. In der gänzlichen Ausrottung des Deismus aber, als deſſen „Schweizergarde“ er ſehr witzig das Judenthum bezeichnet, ſieht Heine den zunächſt gebotenen Fortſchritt der Zeit, als ob nicht ſchon das Chriſtenthum, oder vielmehr die wahre, urſprüngliche und poſitive Idee deſſelben, die geiſtige Aufhebung des Deismus ſelber wäre.

Denn die wahre und poſitive Idee des Chriſtenthums muß nothwendig für eine andere angeſehen werden, als welche Heine mit ſchmählicher Anklage die unausführbare nennt. Rehabilitation der Materie heißt allerdings das große Wort, welches zu löſen und zu verarbeiten die heutige Menſchheitsepoche vor allen berufen iſt. Aber ſind nicht gerade in der wahren Idee des Chriſtenthums ſelbſt die tiefſten und einzigen Elemente zur Verſöhnung dieſer großen eingeriſſenen Kluft zwiſchen Welt und Geiſt, zur Ausfüllung der unendlichen, in ein Dieſſeits und Jenſeits zerſpaltenen Trennung der modernen Weltanſchauung, gegeben? Jene erſten chriſtlichen Jahrhunderte, deren bizarre Ascetik die Materie, in der ſie Gott nicht erkannte, mit dem Fluche des Fleiſches belegte, waren nur die Carikaturen der urſprünglichen chriſtlichen Idee, in denen ſich dieſe zunächſt zu einem coloſſalen Gegenſatz gegen den noch nicht zu Grunde gegangenen Materialismus des Heidenthums hinaufſchrob. Sie ſind nicht die chriſtliche Idee ſelbſt, noch mit dieſer zu verwechſeln, wie Heine thut. Im Chriſtenthum ſelbſt iſt vielmehr Gott in die Welt getreten, und hat ſich im Fleiſche offenbart. Die Materie iſt zur Stätte des Geiſtes geheiligt worden, und das Jenſeits iſt in das Dieſſeits hinübergegangen *). Gott und Welt haben ſich in Chriſtus umarmt, der alte Fluch des Fleiſches iſt aufgehoben, und was zum Weh des ganzen Univerſums in ewigen Fernen auseinandergelegen, hat die Friedenshand zu einem gegenſeitigen Bunde ausgeſtreckt. Dieſe Verſöhnung liegt in der poſitiven Offenbarung des Chriſtenthums ſelbſt, es bedarf dazu nicht erſt des St. Simonismus. War ſie in trüben und nur als Gährungsprozeſſe vorübergegangenen Jahrhunderten der Geſchichte verkannt und verloren gegangen, ſo wird es Aufgabe eines geſunden und tüchtigen Geſchlechts, ſich

---

*) Vergl. meine eben erſchienene „Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen.“ S. 296 ff.

dieſer urſprünglichen und ächten Bedeutung ſeiner Religion fortan wieder zu bemächtigen, ſie zu entwickeln, in ſeine menſchlichen und bürgerlichen Einrichtungen einzubilden, und daran ſich zu erneuern und zu erſtarken! Wir bedürfen keiner neuen Religion, weder vom H. Heine, noch vom St. Simon, und das kann man dem St. Simonismus am wenigſten vergeben, daß er ſich nicht geſchämt hat, jener Entdeckung von der Wiedereinſetzung des Fleiſches, deren erſtes und kühnes Ausſprechen allerdings ſein großes Verdienſt ausmacht, den Namen einer neuen Religion zu geben und das Ausgelebte des Chriſtenthums daran zu beweiſen. Dieſe Wiedereinſetzung der Materie, wenn ſie ſich anders über den bloß diaboliſchen Sinn neuromantiſcher Poeten hinauserheben ſoll zu einer wahren Idee, iſt nur in und mit dem Chriſtenthum zu vollbringen und liegt in demſelben vorbedeutet. Die Idee des Chriſtenthums iſt keine unausführbare, noch weniger eine ausgelebte. Sie iſt vielmehr eine entwickelbare. Nur die bereits mit allem Inhalt des Lebens fertig gewordene, zähneblökende Verzweiflung kann in ihren Aengſten dahin gerathen, gegen dieſen tiefſten und einzigen Grund und Halt alles modernen Lebens, Bewegens und Strebens ein Fieberbild des Wahns ſich eintauſchen zu wollen. Und was hilft uns ein unverſtandener, ins Blaue hinein zurechtgemachter Pantheismus, der, ohne alle ſpeculative Begründung, geradezu ein Nichts iſt? Soll er uns tröſten für die Wunden, die uns Heine mit ſeiner antichriſtlichen Scherzen ſchlägt? Th. M.

* * *

Erwin von Steinbach, oder Geiſt der deutſchen Baukunſt. Ein Roman von Theodor Melas. Hamburg, Fr. Perthes. 1834. In drei Theilen. 553, 587 und 420 S. gr. 8.

Es giebt Schriftwerke, die gleichſam verſchwiegen ihre Weisheit predigen. Dergleichen Bücher, die in einer Zeit der Reflexion ſeltner werden, haben einen eigenthümlichen Reiz. Zu ihnen gehört der obengenannte, in der That ausgezeichnete Roman, der uns das Leben des ſtraßburger Baumeiſters vorführt. Wir haben in dieſem, gegen hundert Druckbogen ſtarken Werke eine Reihe von Familienſcenen aus dem dreizehnten Jahrhundert in mannigfaltigem Wechſel mit Reiſebildern, kriegeriſchen und abenteuerlichen Erlebniſſen, die an der Perſon des ritterlichen Architecten allerdings auf ganz natürliche Weiſe ihren äußern Mittelpunkt finden, aber in dieſem Verbande als Einzelnheiten eines biographiſchen Ganzen noch keineswegs ihre eigentliche Geltung erhalten, noch in Bezug auf Darſtellung und Form als gediegen und künſtleriſch fertig durchgängig hervorgehoben zu werden verdienten. Vielmehr iſt eine gewiſſe Eintönigkeit in der ganzen Anlage des Romans vorherrſchend, die Situationen wiederholen ſich nur mit mäßigen Variationen, die fromme Einfalt des bürgerlichen Helden bringt es nicht recht zu erklecklichen Abenteuerlichkeiten, die Fülle des ſinnlichen Lebensgehaltes wird eben ſo wenig vollauf erſchöpft, als ſich die weitergreifenden Kreiſe der damaligen Weltzuſtände, wie ſie der Kampf der Hohenſtaufen mit Päpſten und Gegenkönigen erzeugte, zur wünſchenswerthen Ergänzung und Contraſtirung dem hier entworfenen Zeitgemälde anſchließen. Bei alle dem feſſelt uns an das Werk faſt unausgeſetzt ein eigenthümlicher, uns lange verborgener Reiz, der die nicht ſelten haushälteriſche Kargheit als etwas Mangelhaftes zu bezeichnen verbietet, und von dem ich hier, erſt nach kurzer Andeutung der ganzen Gruppirung des Stoſſes, Rechenſchaft geben kann.

Wir erblicken im Helden des Romans gleich Anfangs den Jüngling auf der Schwelle des Mannesalters. Seine Kindheit war eben ſo ſchlicht wie ſein frommer, biederer Sinn. In der freien Bauhütte zu Straßburg iſt er unter Anleitung des Vaters ſchon als Meiſter in den Bund der Maurer aufgenommen. Er hatte ſchon früher ſeine Reiſe durch Italien vollendet und ſich mit Widerwillen von der ſchwelgeriſchen Zerfloſſenheit des dortigen Lebens abgewendet. Auch den Bauſtyl der Italiener hat er nur ſtudirt, um das Gegentheil deſſelben liebzugewinnen; es widert ihn an, daß die üppigen Säulen der alten ſinnlichen Griechenwelt ſich wie geſchmückte, coquette Hetären zum Gebete in den Tempel des Herrn drängen wollen. Er ſpricht es nicht in dieſer Weiſe aus, allein es iſt die Baſis deſſen, was er über die italieniſche Baukunſt ſagt; der ganze römiſche Katholicismus, wie er ſich in jenem Lande im Kampfe und in der Verſchmelzung mit den vorhandenen Formen einer feſſelfreien Sinnlichkeit entwickelte, ſteht im völligen Widerſpruch mit Erwin's echt deutſcher, frommer, kräftiger und ſittlich gebundner Gedankenwelt. Seine Gemüthsſtimmung iſt nur ein geiſtiger Complex ſeiner Familien- und nationellen Zuſtände in damaliger Zeit. Für den gebannten Hohenſtaufenkaiſer erklärt ſich die Partei eines ſich frei in geſunder Derbheit aufſchwingenden Bürgerthums, während in Wilhelm von Holland ein Pfaſſenkönig auftritt. Erwin's Altvordern haben zum ſtraßburger Münſter ſchon den Grund gelegt, unter der Leitung ſeines Vaters ſteigen die Mauern ſchon himmelan, Jahrhunderte haben langſam ſchon daran gewerkelt; aber wie eine fertige freie Verfaſſung mit ſelbſtändiger deutſcher Krone aus den vorhandenen ringenden Elementen der Nation ſich damals vergeblich zu geſtalten ſtrebt, ſo ſcheint ſich auch am Münſter die Baumaſſe im Laufe der Zeiten inſtinctartig zu häufen, und aus der ſcheinbaren Willkür der allerdings verſchiedenartig zuſammengeſetzten Grundbauten läßt ſich kein Ziel abnehmen, noch eine Ausſicht gewinnen, wie ſich dereinſt noch die Spitzbögen zu Gewölben ſchließen werden, oder nach welchen Geſetzen ſich die künftige Structur der Thürme entwerfen wird, und wie das Einzelne ſich dereinſt nach Plan und Idee zu einem Ganzen, dem nur Ein Gedanke inwohnt, geſtalten und zuſammenfinden möchte. Denn dieſer rieſenhafte Münſter hat ſich nicht nach dem Entwurf eines einzelnen Kopfes componirt, dieſer Bau hat ſich, wie ein Volk, ſelbſt gebaut, und die Einheit, die ihn trägt und beſeelt, muß eine Einheit der Zeitgeſinnung in Jahrhunderten geweſen ſein. Schon Erwin's Vater hat das Werk aus den alten Anfängen in byzantiniſchem Geſchmack herausgerettet, ſchon ſtreben die Pfeiler hoch und höher und ſuchen im Abſchluß ein Verſtändniß ihrer ſelber; aber der Sinn des Baumeiſters weiß den Trieb, der ihn immerfort geſtalten heißt, nicht zu deuten, und Erwin kommt aus der Befangenheit ſelbſt nicht heraus, vielmehr muß er ſich all dem Wirrwarr entwinden, er ſucht die Ferne, um das Nahe zu verſtehen, er will das Leben ſich deutlich machen, um dann erſt den Gottestempel in der ganzen Idee ſeiner Conſtruction aufzufaſſen.

So greift er zum Wanderſtab und geht nach Köln, wo Meiſter Dietrich den Dom baut. Ein Kirchenfürſt hat hier die Hand im Spiele, und die Kirche wird eine Verherrlichung der katholiſchen Chriſtenheit in den damaligen Formen der Zeit. Erwin kann ſich aber mit dem Geheimniß der Fünfzahl, das ihm hier offenbar wird, und aus deren ſymmetriſchem Geſetze das prachtvolle Chor des Domes ſich geſtaltet, nicht ganz in Einklang ſetzen. Seine Ahnung treibt ihn weiter; ſelbſt die Liebe der Tochter Dietrich's hält ihn nicht. Mit Kunſtgenoſſen ſchifft er den Rhein hinab zum Lande der modernen Lotophagen. Hier, wo die Scholle, die er betritt, dem Meere erſt abgewonnen iſt, ſcheint ihm die Natur zur Kunſt, aber die Kunſt auch deſto mehr zur Natur geworden zu ſein. Die ahnende Stimme ruft ihn weiter; er ſchifft über's Meer nach Skandinavien. Hier, wo die Hand Gottes ſich ſelber Felſentempel gebaut hat, fühlt er ſich heimiſch, obwohl die Natur ſtumm bleibt, und der ſinnende Menſch ſie deuten muß. Er findet das Schwedenreich in wilder Gährung, König Erik kämpft mit den Folkungen, und während die Tartaren einbrechen, herrſcht überall nur rohe Gewalt. Dazu landet ein römiſcher Legat und verwirrt die Gemüther zu bitterer Zwietracht. Trotzdem gewahrt Erwin hier, was er in Deutſchland vermißte, das echt Germaniſche in den biederkräftigen, felſenfeſten Männern des Nordens. In dem Erzbiſchof Serenius ſieht er mitten unter katholiſchen Formen einen einfach chriſtlichen Hirten, und die ſterbende Schweſter deſſelben, eine chriſtliche Skaldin, die religiös prophetiſche Eliſabeth, wendet ſeinen Blick nach einer Zukunft, in der das reine Evangelium in der germaniſchen Welt Raum gewinnen würde. So wird ein Urtypus des Chriſtenthums in Erwin lebendig, und in dieſem Sinne baut er in Schweden Kirchen, Kapellen und Schlöſſer. Zugleich nehmen ihn vielfache Verhältniſſe in Anſpruch, er wird mit den Granitfelſen des echtgermaniſchen Lebens unter den Schweden immer vertrauter, und die reine, keuſche Liebe, die eine zartſinnige Königstochter zu ihm hegt, weitet ſein Herz in heiliger Ahnung und wölbt ſeine Bruſt zu einer Kirchenhalle, in der das gläubige Auge das Höchſte erſpäht, und der betende Geiſt das Tiefſte ergründet. So baut ſich ſein innerer Menſch ſelbſt zur Kirche aus; es iſt das echt Germaniſche in ahnender Liebe und treuer Demuth, und das rein Chriſtliche in reinſter Gottesandacht, das Erwin erſt in ſich erleben mußte, um es dann im Münſter zu Straßburg als Bauwerk äußerlich hinzuſtellen. Und da nun die rohen Elemente des ſtürmiſchen Lebens ihn vielfach bedrohen, ſo daß er kaum dem Kerker und dem Verfolgungseifer entflieht, ſo hält er im Innern um ſo mehr an dem Kunſtgebilde ſeines Geiſtes feſt, in welchem er die Verſöhnung aller verworrenen Mächte des Daſeins zu feiern gedenkt. So eilt er denn nach Deutſchland zurück, ſichert ſich, zu ſeinem äußeren Halt, in Köln ſein Familienglück, und zieht nach der Vaterſtadt, wo man ſich verzweifelnd nach einer neuen leitenden Hand für den Bau des Münſters umſieht. So wird denn Erwin von Steinbach, weil ſeiner Natur nach ein vollendeter Menſch, der vollendete chriſtliche Baumeiſter, und ſo läßt er die Strebepfeiler der Kirche, die ſich wie Menſchenarme faſt troſtlos gen Himmel heben, ſich wie zum Gebete oben mit gefalteten Händen ſchließen, und wird der Werkmeiſter der Thürme.

So hat der Verfaſſer in einem chriſtlich-germaniſchen Menſchenleben die Geſchichte des Münſterbaues veranſchaulicht und ſeine geiſtvollen Reflexionen über das Verhältniß der Siebenzahl, in dem ſich die Structur der Thürme offenbart, und über die Form des Dreiecks, deſſen zwei Seiten ſich zu einem Spitzbogen im Schiff der Kirche wölben, ſtehen mit dieſer Parallele bald in engerem, bald in weiterem Bezuge. Der Autor, der im Romane auch vielfältige Proben einer echt evangeliſchen Beredtſamkeit an den Tag legt, iſt, dem Geſpräch zufolge, das die pſeudonyme Autorſchaft auf dem Titel zu beſtätigen ſcheint, ein Paſtor Schwarz in Altenkirchen auf der Inſel Rügen. Wir können das Werk wegen ſeiner gediegenen Kunſtanſchauungen und des von uns angedeuteten Grundgedankens als einen der beſten neueſten Romane bezeichnen, obſchon das eigentlich Pragmatiſche und Novelliſtiſche deſſelben in manchen Partien einer poetiſch durchgebildeten Formgeſtaltung ermangelt. F. G. K.

* * *

Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Von Dr. F. Förſter. II. Bd. 358 S. Urkundenbuch zu der Lebensgeſchichte Fr. Wilhelms I. II. Bd. 230 S. Dazu III. und letzter Band. 471 S. Potsdam, Riegel. 1835.

Wenn alle geſchichtliche Entwickelung auf irgend einem Felde ſich durchaus in den Wahlſpruch: Kampf, zuſammendrängt, mag er innerer oder äußerer, Kampf der Nationen oder der Individuen ſein, ſo muß es für dieſe, wie für die Geſammtheit eines Volkes das höchſte Intereſſe haben, die Bedingungen ſolcher Fortentwickelung, ihre Prämiſſen zu kennen, ſie im Ganzen und Einzelnen ſich vollſtändig zur Anſchauung zu bringen. Preußen hat ſich unter den Fittigen ſeines angeſtammten Fürſtenhauſes das Recht erkämpft, eine Nation zu ſein, es hat einen Anſpruch auf dauernde Selbſtändigkeit, nicht in Deutſchland allein, ſondern allen Völkern gegenüber, und es iſt die Aufgabe unſerer Geſchichte geworden, das Bewußtſein unſerer Stellung in immer höherem Grade zu erwecken, den Charakter Preußiſcher Nationalität immer entſchiedener und mit der Furchtloſigkeit feſtzuſtellen, mit dem hohen Muthe, welcher eben Preußen auf den Kampfplatz der Weltgeſchichte treten ließ. Die Würfel ſind geworfen, Rückſchritt iſt unmöglich; es kann ſich nur darum handeln, den Fortſchritt mit Weisheit, mit höchſter Beſonnenheit zu leiten. Hier nun vor Enthüllungen ſich ſcheuen, furchtſam und bedenklich eine Stellung nicht erkennen wollen, die doch durch den Lauf der Weltgeſchichte nothwendig herbeigeführt werden muß — — wer kennt nicht die Scheu vor einer Selbſtprüfung zunächſt? Aber: Les rayons du soleil ne m'éblouiront pas! war unſeres erſten Königs, iſt eines jeden Preußen Wahlſpruch; unſer Adler ſtrebt ſeiner Heimath, der Sonne, zu; ſie allein hat nie den Kampf geſcheut mit den Mächten der Finſterniß; „die höhere Anforderung unſerer Zeit iſt: nicht vor dem Glanze jenes ungetrübten Lichtes der Wahrheit zurückzubeben,“ ſagt der Verfaſſer in der Zueignung, die S. K. H. der Kronprinz von Preußen, in Anerkennung dieſer nationalen und wiſſenſchaftlichen Bedeutung, welche ſich in dem vorliegenden Werke geltend macht, angenommen.

Wünſcht man indeß, wie der Verfaſſer dieſer verdienſtlichen, nunmehr vollendeten Arbeit, ſich nicht an die Schulbänke, deren unſere Geſchichtſchreiber bisher nur zu oft gedachten, ſondern an die Nation zu wenden (und welche ſollte reifer ſein, ihre Geſchichte zu verſtehen, als die Preußiſche?), ſo kam es hier auf ganz andere Geſichtspunkte an. Unmündiger Jugend müſſen viele Dinge verborgen bleiben, einem herangereiften Volke kann man, nach der ganzen Wahrheit, eine Regierungsgeſchichte, mit allen Mängeln und Fehlgriffen dennoch für alle Folgezeit der Grund- und Eckſtein Preußens, vor Augen ſtellen, man kann es ſelbſt in das Innere einer unglücklich geſpaltenen Familie führen, des Vaters und des Sohnes beklagenswerthe Stellung enthüllen; dort finden wir die geheimſten Fäden ſpäterer bedeutſamſter Entwickelungen geknüpft. Einen Menſchen als Ideal hinſtellen, lichtſcheu ſeine Menſchlichkeit verhüllen, ihn mit Krone und Scepter zur nächtlichen Ruhe bringen zu wollen — das erinnert zu ſehr an Papismus; an Romanhelden, für die höchſtens die Jugend ſchwärmen kann, oder an die aus dem vorigen Jahrhundert herübergekommenen Ehrenrettungen irgend eines illuſtren Autors. Der Mann will und darf endlich den Menſchen ſchauen: was kann uns die Geſchichte Höheres geben, als den Menſchen? Was wäre aus der Geſchichte geworden, gedächte ſie nicht Wahrheit, ſondern Ideale zu geben? Und wer den Menſchen kennt in ſeinem Irren und Streben, wie er im Kampf mit den Seinen, mit ſeiner Zeit, ſich endlich Bahn bricht — der ſucht gerade des Herzens geheimſte Fäden, im ſtillen Selbſtgeſpräch; dort erkennt er den Menſchen und den Gott oder den Dämon in ihm. Wer aber ſolche Enthüllung ſcheut, ſeinen Zuſtand am liebſten ſich ſelbſt verbärge — — nicht der iſt der Größte, der Fehler am geſchickteſten verdeckt, ſondern ſie frei erkennt; er nur zeigt den Mann in ganzer Größe.

Wozu aber dieſe weite Auseinanderſetzung? — In dem vorliegenden Werke handelt es ſich um ein Doppeltes: um die Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelms I. und um die innerſte Geſchichte ſeiner Familie, enthüllt in jetzt zum erſtenmal bekannt gemachten Correſpondenzen und geheimen Relationen der Geſandten; es handelt ſich um den König, als Herrſcher und um den Vater ſeiner Familie, beides im innigſten Zuſammenhange; es erſcheint der König, ſo zu ſagen, in ſeiner ganzen Menſchheit. Und welch ein Fürſt! wie treu ſeinem gegebenen Wort, wie rückſichtslos und unredlich behandelt, wo er ſich hingab mit ganzem Vertrauen; ſcharf, oft rauh in ſeinem Aeußeren, aber unermüdlich, einen Fehler gut zu machen, ſobald er ihn erkannt. (Vergleiche vor allem die Verhältniſſe mit Wolff.)

Dies der erſte flüchtige Eindruck des Werkes, wie es jetzt vollſtändig vor uns liegt. Die Bedeutſamkeit ſeiner hiſtoriſchen Mittheilungen, beſonders des hier zuerſt vollſtändig abgedruckten Wuſterhäuſer, und des Berliner Vertrages feſtzuſtellen, bedarf es einer langathmigeren Urtheilung, und wir gedenken, nachdem wir die allgemeinen Geſichtspunkte feſtgeſtellt, zunächſt in einem folgenden Artikel in das Nähere der Regierungsgeſchichte und der organiſchen Geſetze, die wir dem Vater des großen Friedrich noch jetzt danken, einzugehen *). In ſeinem Schlußwort verſpricht Herr Hofrath F. Förſter, „durch die Zuſammenſtellung vieler intereſſanten Urkunden in einem Werke, welches unter dem Titel: Die Höfe und Kabinette Europas im 18. Jahrhundert **), erſcheinen ſoll, eine weſentliche Lücke der neueren Geſchichte auszufüllen, indem ſich darin das Morſchwerden der europäiſchen Staatsverhältniſſe kundgiebt, durch welches jene trübe und wilde Gährung, die mit dem Jahre 1789 beginnt, vorbereitet wurde.“

F. A. Märcker.

---

*) Die Verlagshandlung von Riegel hat durch einen beſonderen Abdruck der Inſtruction für das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium vom 20. December 1722 den Ankauf derſelben für Beamte ꝛc. zu erleichtern geſucht.

**) Das Werk ſteht im Lauf des Sommers zu erwarten.

Zodiacallichter.

— **Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde** erregt in allen Zirkeln den lebhafteſten Enthuſiasmus, enthuſiaſtiſchen Haß auf der einen, enthuſiaſtiſche Liebe und Bewunderung auf der andern Seite. Auch das beſonnenere Juſtemilieu hat ſich bereits durch die Stimme von W. Alexis in ſeinem „Freimüthigen“ geltend gemacht. Aber es hilft Alles nichts. Seit der Sontag und Hegel war Berlin in keine ſo große Parteiſpaltung, in kein ſo leidenſchaftliches Pro und Contra gerathen, als in dieſen Tagen durch den genialen, romantiſchen, myſtiſchen, prophetiſchen, wunderſam herumirrlichtelirenden Kobold Bettina, die Sibylle der romantiſchen Literaturperiode, und doch das von herzinniger Liebe gequälte Kind Goethe's, des legitimen olympiſchen Vaters der deutſchen Poeſie! Hier nutzt kein Beſänftigungswalzer einer objectiven Kritik. Das ruhig genießende und klar hinnehmende Veranſchaulichen einer ſo merkwürdigen Perſönlichkeit, wie ſie ein Mitarbeiter des Zodiacus, der ſonſt diesmal ſtark zu den Inſpirirten gehört, im vorigen Heft gegeben, will bei den Andern noch immer nicht zum Durchbruch kommen. Man trübt das originelle Bild, indem man eine Parteifrage daraus macht, und ſo werden wir bald die altklaſſiſchen Goethianer, bald die modernen Antigoethianer, dann die pietiſtiſchen Goethianer und dann auch wieder die antigoethiſchen Pietiſten ihre Lanze erheben ſehn gegen das verliebte romantiſche Kind Bettine, die wie ein burlesker Johannes an den Brüſten des Meiſters gelegen und ihm ſeine Poeſie mit brünſtigen Küſſen von den Lippen geſogen; gegen das brennend eiferſüchtige Kind Bettine, die Alles an Goethe liebte, und nur die *Frauen* in ſeinen Dichtungen ſammt und ſonders haßte, aus Eiferſucht: gegen das poetiſche Kind Bettine, die wie eine geſeite Katze im Mondſchein auf den Dächern herumklettert, im Sauſen der Nachtwinde ihr Gebet in den Sternenhimmel ſchickt, und vor Begeiſterung überwältigt zuſammenſchauert, wenn ſie der großherrliche Goethe in ſeinen Mantel wickelt. An dieſem räthſelhaften Kinde iſt eine offenbare Verwirrung der Parteien unter uns ausgebrochen. Die, welche dafür ſein ſollten, ſind dagegen, und die, welche dagegen ſein ſollten, ſind dafür. Wohlan, die Schranken ſind eröffnet! Der Zodiacus wird ſeiner Zeit die Schlachtberichte liefern, und bis dahin ſein Pulver noch in der Patrontaſche behalten. Nur vorläufig iſt jetzt eines Aufſatzes zu gedenken, der in Nr. 79—82. der von Hrn. Heinrich Brockhaus redigirten „Blätter für literariſche Unterhaltung“ ſteht. Ein merkwürdiger, leſenswerther Aufſatz, den ein junger geiſtreicher Orthodoxer, ſicherlich aber ein Berliner, geſchrieben haben muß. Nichts in der Welt würde mich abhalten, ihn einen *alten* Orthodoxen zu nennen, wenn nicht das Enthuſiaſtiſche und Hymniſche dieſer Verehrung für Bettine noch das volle Lockenhaar begeiſterungsfähiger Jugend an ſich trüge. In einem maßvollen vortrefflichen Stil, wie er äußerſt ſelten geſchrieben und geleſen wird, beginnt die Einleitung geiſtvolle Gedanken über Sinn und Werth origineller Weiblichkeit zu entwickeln. Nachher aber fällt der Aufſatz ſogleich auffallend ab, und indem er, in Bettinen ein höchſtes Bild der Hingebung an Goethe feiernd, zugleich polemiſch wird und in ſeiner Polemik Witzworte wie ein alberner Dandy gebraucht gegen Alle, die an Goethe's Univerſalbedeutung für die deutſche Bildung und Entwickelung zweifeln, ſteigt er auf Einmal von dem Dreiſuß, den er bis dahin mit ziemlich vornehmer Grazie behauptet, auf den Schuſterjungenſchemel pöbelhafter Ausdrücke herab. Er nennt alle Diejenigen, welche die Bewegung der Zeit zu einer Oppoſition gegen Goethe getrieben, ein „unwürdiges Geſindel". Warum, warum in aller Welt, Sie böſer Orthodoxer? Kann man nicht, bei aller großen Verehrung für Goethe, abweichende Anſichten haben über ſeine Bedeutung für die nächſtliegende, in ihren eigenthümlichen Gährungsprozeß ſich ſelbſt zu überlaſſende Zeit, und dabei dennoch ein würdiger Staatsbürger ſein, der in nobler Geſellſchaft wohlgelitten iſt und anſtändig für Frau und Kinder ſorgt? Bei literariſchen Kämpfen iſt es das erſte Ehrengeſetz, daß man auch ſeine Gegner für ebenbürtig erachte. Sonſt giebt es eine Hundehetze, deren Schimpf zuerſt auf deſſen Haupt fällt, welcher das Getümmel begonnen. Merke ſich dies der einſeitig befangene Verfaſſer, wenn er wieder einmal über die literariſchen Wirren und Kämpfe der Gegenwart das Wort nehmen ſollte, die er nur aus einer Mitberückſichtigung der ganzen heutigen politiſchen und ſocialen Stimmung und Verſtimmung gerechter zu würdigen im Stande ſein wird. Hier hat alſo ein orthodoxer Goethianer geſprochen, der zugleich als ein Rechtgläubiger mit andächtig abgezogenem Hut in dem magiſchen Feenpark Bettinen's herumwandelt. Dies iſt jedoch keineswegs die allgemeine Anſicht über Goethe und das Kind auch bei jener ächten und wahren Goetheſchen Partei, die, mit ihrer Lebensanſchauung aus ſeiner Poeſie erwachſen und in ihr genährt, noch die feſteſte und anſehnlichſte Truppenmacht ſeines Reiches bildet. — Von ſehr verehrter Hand, als Ausſpruch eines Mannes, der hier vor allen als altberechtigter Stimmführer in Goethe-Sachen genannt werden könnte, geht uns vielmehr zum Abdruck unter die Zodiacallichter folgender Zettel zu, dem wir hier bereitwillig eine Stelle geben:

> „Jemand, gefragt, ob er ein gewiſſes allerneuſtes Buch ſchon geleſen, und was er dazu ſage? antwortete:
>
> „„Das Hohelied Salomonis, Lucinde, der kunſtliebende Kloſterbruder, Novalis und noch andres dergleichen Genien- und Hexenweſen, feiert es nicht hier eine Art Walpurgisnacht?"""

* * *

— Von den Oden Friedrich Auguſt von Stägemann's, die er bei Gelegenheit der letzten polniſchen Revolution gedichtet, erſcheint eine neue Auflage. Der Dichter wird ſie mit einem Vorwort begleiten, und ſich darin näher zur Rechtfertigung ſeiner von manchen Seiten her angefeindeten Anſichten über die Polen, beſonders von ſeinem individuellen hiſtoriſchen und patriotiſchen Standpunkte aus, erklären. —

* * *

— Das neueſte vielverſprechende Werk des Verfaſſers der Tutti Frutti: „Nepenthes, oder Vorletzter Weltgang von Semilaſſo" iſt für eine ſo ungeheure Summe verkauft worden, daß wir ſie, aus Furcht, uns in den Zahlen zu verſchreiben, nicht hieherzuſetzen wagen. Dafür denken wir nächſtens in den Stand geſetzt zu ſein, unſern Leſern einige Bruchſtücke, die den Titel: Nepenthes bewähren ſollen, daraus mitzutheilen. —

* * *

— Von unſerm Mitarbeiter F. G. Kühne erſcheint nächſtens: „Eine Quarantaine im Irrenhauſe, metaphyſiſche Novelle aus den Papieren eines Sonnenſteiners." (Leipzig, bei Brockhaus.) —

* * *

— Der vierte Theil des Erbrechts von Eduard Gans, mit welchem der verehrte Verfaſſer ſtark beſchäftigt iſt, wird das Erbrecht der germaniſchen Völker des Mittelalters behandeln. Mit einem fünften Theil, welcher die Gegenwart befaſſen wird, dürfte dies berühmte Werk beſchloſſen ſein. —

* * *

— Deutſchland, dieſes Land des Druckes, das nur durch den Druck das iſt, was es iſt, das nur im Druck ſeine Unſterblichkeit erobert, das im Druck ſeine philoſophiſchen Zähren, ſeine poetiſchen Träume, ſeine himmelſtürmende Metaphyſik und ſeine zahme Hypochondrie, ſeinen rieſenmäßigen Fleiß und ſeine zwergenhafte Thatkraft, ſeine Weltgedanken und Stubengefühle, tagtäglich und ſtundſtündlich ausſchwitzt und verewigt, Deutſchland, das ohne den Druck erſt recht ein gedrücktes Land, ohne die Preſſe eine gepreßte Nation wäre, Deutſchland bekümmert ſich um den Erfinder ſeines Druckes, um den ehrſamen Mainzer Patrizier Johannes Gensfleiſch zum Gutenberg, dem in Mainz ein Denkmal errichtet werden ſoll, ſo gut wie gar nicht. Die Beiträge ſind der dafür zuſammengetretenen Kommiſſion ſo ſpärlich zugefloſſen, daß, ungeachtet der berühmte Thorwaldſen in Rom die Ausführung des Modells umſonſt übernommen, noch 8000 Fl. zur Beſtreitung der Koſten fehlen, welche die ſich aufopfernde Stadt Mainz, die ohnehin ſchon das Meiſte beigeſteuert, auf Stadt-Actien zu übernehmen beſchloſſen hat. Will Deutſchland ſich für das rächen, was der Druck zu gleicher Zeit an ihm verdorben hat? Auffallend iſt und bleibt es, aber das geldarme Deutſchland wird entſchuldigt, wenn man den Rechenſchaftsbericht jener Kommiſſion durchſieht, und darunter findet, daß ganz Altengland zu Ehren der Erfindung der Buchdruckerkunſt nur 50 Fl. ſubſcribirt hat, die noch dazu von einem in London anſäſſigen Deutſchen herrühren. Ich lobe mir doch meine Deutſchen! Geben ſie auch kein Geld aus zu Ehren der Buchdruckerkunſt, ſo werden ſie doch ſicher, zur Verherrlichung der Jubelfeier des Druckes, noch Vieles, ſehr Vieles drucken laſſen. Und geſchrieben hat bereits Mad. Birch-Pfeiffer, gegenwärtig in Berlin, die Verfaſſerin des Leichenräubers, des Freiknechts Hinko, der Pfeffer-Röſel, der Günſtlinge ꝛc., einen Johannes Guttenberg, der auf dem Königſtädtiſchen Theater an der Spree Applaus gemacht hat. Da konnte man ſehen, wie die Deutſchen den Druck beklatſchten, und ſeine Freude daran haben! Wie man ſagt, iſt Victor Hugo in Paris, aus Rache, daß Madame Birch-Pfeiffer neulich ſeine Notre Dame de Paris dramatiſirt hat, damit beſchäftigt, ebenfalls einen Johannes Guttenberg zu ſchreiben. Und Victor Hugo hat im Namen Frankreichs Grund, ſich dazu zu halten, denn ganz Frankreich hat, laut Rechenſchaftsbericht, nur 830 Fl. 53 Kr. zugeſchoſſen. Aber höre man doch lieber auf, ſich zu wundern, daß dieſe Sache, ſo heilig und groß ſie iſt, nirgend Anklang gefunden. Die Buchdruckerkunſt iſt bereits etwas ſo Allgemeines, ein ſo incarnirtes Organ der modernen Welt geworden, daß das individuelle Verdienſt des Urhebers faſt verloren gegangen iſt. Daher auch der noch unausgemachte Streit, wer eigentlich für den Erfinder derſelben zu halten? Goethe würde ſagen, die Buchdruckerkunſt iſt etwas Allgemeinmenſchliches geworden, wie Eſſen und Trinken. Ja, in der That, ſie iſt etwas Allgemeinmenſchliches, den ganzen Preßbengel-Inſtitutionen unſres modernen Lebens nach. Die Buchdruckerkunſt iſt ſo allgemeinmenſchlich, wie die Liebe, der Kuß, die Wolluſt! Schreibt doch eine Subſcription zu einem Denkmal für die Liebe aus! Es wird kein Batzen einlaufen, während in Frankreich, wenn ein Zeitungsblatt, das einen äußerſt linkiſchen Witz losgelaſſen, zu 2000 Fr. condemnirt iſt, noch ein Ueberſchuß zur Deckung der Strafe zuſammenkommt, oder auch in Deutſchland, wo die Subſcription zu einem ſilbernen Ehrenbecher für einen alten durch die lateiniſchen Genusregeln unſterblich gewordenen Schuldirector noch einen Ueberſchuß für die Armenſpeiſungsanſtalt der Stadt zuläßt. —

* * *

— Die in Paris erſcheinende Revue du Nord et principalement des pays germaniques, redigirt von J. E. **Boulet** und dem bekannten deutſchen Literator K. O. **Spazier**, ſcheint mit großer Umſicht redigirt zu werden, und wird ſich offenbar als das beſte Vertretungsorgan deutſcher Literatur in Frankreich geltend machen. Dies geht ſchon aus der höchſt einſichtigen Wahl der Gegenſtände hervor, die, nach dem Proſpectus, den Inhalt der für die erſten Hefte beſtimmten Aufſätze bilden ſollen, worunter ſich folgende befinden: über den Nutzen literariſcher und wiſſenſchaftlicher Verbindung zwiſchen Frankreich und Deutſchland; — über die deutſchen Frauen und ihren Einfluß auf die Literatur; — über die Reaction gegen den Einfluß Goethe's und ſeine Schule in Deutſchland: — über Jean Paul, als Nationaldichter der Deutſchen; — über die muſikaliſche Organiſation der Deutſchen und das Verhältniß der dramatiſchen Muſik zu den Volksliedern und Volksſagen, u. a. —

* * *

— Die Librairie étrangère du dépôt central de la librairie, unter welcher Firma eine „Geſellſchaft von Gelehrten“ in Paris die meiſten deutſchen Schriftſteller in hübſchen Ausgaben nachzudrucken unternimmt, und die dabei aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht fern von dem Gedanken iſt, dieſelben auch in Deutſchland zu verbreiten, ruft eine Nothwehr der deutſchen Buchhändler und lebenden deutſchen Schriftſteller gegen ſich heraus, und es iſt löblich, daß die Großherzoglich Weimariſche Regierung bereits den Anfang gemacht hat, in einem neulich erſchienenen Decret den Debit jener in Paris erſcheinenden Bibliothek der deutſchen Klaſſiker in ihrem Lande zu verbieten, und nicht nur den inländiſchen Buchhändlern den Handel mit dieſem Nachdrucke ſtreng zu unterſagen, ſondern auch das Publikum vor der Annahme von Subſcriptionen auf dieſe Sammlung zu warnen. —

* * *

— Herr **Stawinsky**, Regiſſeur des Königl. Hoftheaters in Berlin, arbeitet gegenwärtig an einem Drama, das gewiſſermaßen die ganze Theatergeſchichte Berlins in geſchickten ſceniſchen Einrahmungen vor den Augen des Publikums vorüberführen ſoll. Beginnend von den älteſten Zeiten, mit einem auf dem Grauen Kloſter aufgeführten lateiniſchen Schulaktus, wird es allmählig, in einer Auswahl von Scenen aus den ſich folgenden epochemachenden Dramatikern, eine Stufenfolge dramatiſcher Kunſt und Bühnenaufführung veranſchaulichen, bis herab auf Raupach und, um mit einer Ironie zu ſchließen — Angely. Der Faden einer durchgehenden Erfindung hält das Ganze als Rahmen zuſammen. Dieſe Idee iſt originell und erfreulich, und man darf ſich von dem bevorſtehenden Erſcheinen dieſes Stückes auf der Bühne ebenſo viel angenehme Unterhaltung als Belehrung verſprechen. —

Berliner Theater-Ellipſe.

Fräulein Sabine Heinefetter hat an unſerer Hofbühne einen Cyclus Gaſtrollen eröffnet. Die Hoffnung der Muſikfreunde, ſie würde ſeit ihrem letzten Auftreten in Berlin den ziemlich eng gezogenen Kreis ihrer Darſtellungen erweitert haben und ihren urſprünglichen Beruf zur Mitwirkung für die deutſche, namentlich für die Gluck'ſche Oper nicht länger verkennen, iſt durchaus unerfüllt geblieben. Vielmehr hat man ſogar eine Abnahme ihrer ſonſt ſo naturkräftigen Stimme in gewiſſen Tonlagen wahrnehmen wollen; man begrüßte ſie kälter als früher. Zu dieſer kühleren Aufnahme berechtigt auch faſt die kühle Routine dieſer Sängerin, bei der eine franzöſiſch cultivirte Eleganz bereits zu ſehr Manier geworden iſt, um in der deutſchen Oper mit deutſcher Innigkeit zu wirken. Sollte ſich das Gerücht von einem feſten Engagement des Frln. H. an unſerer Bühne beſtätigen, ſo würden wir ganz und gar der Hoffnung beraubt werden, die Gluck'ſche Oper nur einigermaßen wieder bei uns heimiſch zu ſehen. Wo aber ſoll man für die Claſſicität der deutſchen Muſik den Stützpunkt ſuchen, wenn nicht in Berlin?

Für die neue Einſtudierung des ſtandhaften Prinzen von Calderon fühlen ſich alle Freunde dramatiſcher Poeſie der General-Intendantur der Königl. Bühne innigſt verbunden. Da ſich die dramatiſche Muſe erſchöpft zu haben ſcheint, ſo können wir einmal nicht anders, wir müſſen zurückgehen auf die frühern Epochen der Kunſt, um uns das Aechte wieder aufzufriſchen und lebendig zu erhalten. Seit Wolfs Tode war der ſpaniſche Fernando (nach der Goethe'ſchen Bearbeitung) von der hieſigen Bühne verſchwunden. In Hrn. Devrient, der ſein umfangsreiches Talent jetzt mehr dem Schauſpiel als der Oper zuwendet, fand die Direction durchaus den feinſinnigen Künſtler, der dieſer Rolle gewachſen iſt. Sollte ſich derſelbe nicht auch berufen fühlen, uns Shakſpeare's König Johann vorzuführen? Hr. Rott würde den franzöſiſchen Philipp zu geben wiſſen oder den Baſtard übernehmen, falls ſich Hr. Beſchort noch wieder zu jenem verſtehen könnte.

Aus der Raumer'ſchen Hohenſtaufengeſchichte, obwohl darin keine Drachenzähne geſäet ſind, entſpringen noch immer in unverwüſtlicher Reihenfolge die geharniſchten Heldenſpieler unſeres routinirten Hofdichters Raupach. Das Haus war gedrängt voll bei der erſten Aufführung Friedrichs I. Barbaroſſa. Das Stück ſoll ſchon früher verfaßt ſein; wir glauben nicht, daß Anſtößigkeiten im Stoffe die Aufführbarkeit vor unſerem Publikum in Zweifel ſtellten. Vielleicht war die Anfertigung einer neuen Decoration, welche dem Reichthum unſerer Scenerie einen Zuwachs giebt, Urſache der Verzögerung. Das Stück gehört zu den beſſern im Hohenſtaufencyclus; es geht nicht ſo mattherzig und ſchattenſpielartig, wie Raupachs König Manfred u. a. an der Seele des Zuſchauers vorüber, der Dichter hat hier wie ein courfähiger maitre de plaisir faſt alle Kräfte des Schauſpielapparats zu einer Feſtivität vor den Augen des Hofes und des Reſidenz-Publikums vereinigt. Raupach iſt der geſchickteſte Bühnen-Arrangeur, den Deutſchland kennt. Er hat ein ſehr kluges Auge, einen berechnenden Tact, der ſich ſehr unſchuldig gemüthlich ausnimmt; er kennt ſehr genau die bedingenden Lineamente, die er ſich zu ziehen hat, wenn es ſich darum handelt, die Majeſtät der Hohenſtaufen, die ſich an der drängenden Freiheitsluſt der Republik Mailand zu brechen drohte, aber in der That nur ſchwächte, nicht zu compromittiren. Wir ſehen in dieſem erſten Theile des erſten Friedrich (auch mit dem beſondern Titel: Friedrich und Mailand), in welchem der Conflict der nach Unumſchränktheit ſtrebenden Herrſchermacht mit der Bürgerfreiheit der italieniſchen Städte ſich vollführt, nur ein Vorſpiel zu dem tieferen Zerwürfniß zwiſchen kaiſerlicher und hierarchiſcher Majeſtät. Es iſt dem Geſchichtskundigen nicht unbekannt, daß Raupach nur diejenigen Punkte aus dem hiſtoriſchen Stoffe herauszuſtellen und rhetoriſch gewandt auszumalen liebt, wo ſich dem Kaiſer Prieſtertrug und italieniſche Ränke gegenüberſtellen und dem weltlichen Herrſcher, deſſen deutſchkräftige Biederkeit idealiſirt wird, mit allem Fug das Recht vindicirt werden muß, ſich als Einherr der Welt Geltung zu verſchaffen. Das Tragiſche ſieht Raupach dann darin, daß ſoviel treuherzige Fürſtengröße doch leider der Tücke einer finſtern Zeitmacht erliegen muß. In der Zeichnung Friedrichs des Erſten, den Herr Lemm mit ſeiner anerkannten Meiſterhaftigkeit gab, kommt es dem Dichter einmal zu Statten, daß er wirklich Recht hat; des Kaiſers Geſinnung feiert Triumphe, ſelbſt wo ſeine Waffen nicht ſiegen. Allein Raupach wäre auch (etwa nach Luden's Darſtellung in ſeiner deutſchen Geſchichte) im Stande, die Buße des fränkiſchen vierten Heinrich im Schloſſe zu Canoſſa als ein ruchloſes Verbrechen an der Majeſtät des weltlichen Herrſchers darzuſtellen. Das Verkennen der ideellen Mächte des Mittelalters macht ſich beim Dichter in ſeiner ganzen Grundanſchauung des Kampfes zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Regimente geltend. Wer im ſiebenten Gregor nur eine negative Potenz für die Geſchichte der Menſchheit im Mittelalter erblickt, muß auch den ſpätern förmlichen Ausbruch der Spaltung des geſammten Daſeins ſchief auffaſſen. Hildebrand hat allerdings nicht Nachfolger, die ſeiner und ihrer Machtvollkommenheit würdig ſind, aber ſein Geiſt iſt mächtig geblieben, und die Stimmung des Jahrhunderts, der Zuſtand der Gemüther iſt für die Wahrheit der Zeit entſcheidend. Gegen dieſe temporelle Wahrheit kämpfen die Hohenſtaufen an, das Gefühl einer weltlichen Autokratie kündigt ſich bei ihnen nur an, ſie ſtreben gegen den Strom und gehen unter, weil ſie, erfüllt von der Ahnung eines zukünftigen Zeitgeiſtes, die ihnen ein geordnetes Staatsleben zeigt, gegen ihre Mitwelt Unrecht haben. Die Päpſte ſiegen nur, weil ſie ihre temporelle Wahrheit begreifen, und wenn die Hohenſtaufen das leiſe Gefühl anwandelt, ſie ſtrebten Unmögliches an, aber die Conſequenz ihrer einmal gefaßten Lebenstendenz ſie dennoch weiter treibt, ſo liegt hierin die tiefere Tragik ihres Schickſals. Beſonders bricht in dem Größten unter ihnen, im zweiten Friedrich, dies Bewußtſein in leiſen Anklängen hervor, denn er hat Momente, wo ſeine liebſten Freunde (ſelbſt Peter von Vineis) von ihm abfallen, weil ſie vor dem weltlichen Geiſte der Revolution, der die Hohenſtaufen erfüllt, zurückſchrecken. Die Hohenſtaufen fielen als die edelſten Revolutionsmänner ihrer Zeit. In der gewöhnlich und geläufig gewordenen Auffaſſung werden ſie aber zu geſicherten Majeſtätsvertretern des 16. und 17. Jahrhunderts; die Romantik, die man ihnen läßt, giebt ihnen dazu den Anſtrich von belletriſtiſchen Helden im Fürſtencoſtüm. Im 16. und 17. Jahrhundert hätten die Hohenſtaufen Recht gehabt, denn da galt nur die abſolute Hoheit des weltlichen Herrſchers. Vor der Zeit des Proteſtantismus mußten ſie untergehen. Raupach hat vor einem modernen proteſtantiſchen Publikum leichtes Spiel, den Geiſt der Hierarchie bloß als einen Dämon der Tücke zu ſchildern, der die edlen Fürſten verketzerte. Dagegen hat er in dem neuen Drama die Geſinnung der mailändiſchen Freibürger mit vieler Wärme dargeſtellt. Die Volksſcene, wo der Pöbel, um ſich Brod zu verſchaffen, einige Freiheitsſtreiche unternimmt, ſind freilich etwas dürftig im Witz ausgeſtattet. Dagegen gefiel ſich ſein rhetoriſcher Hang in der Zeichnung eines italieniſchen Edlen, des Martino della Torre, den Hr. Kott mit ſeiner gediegenen Kraft und romantiſchen Nüancirung trefflich darſtellte. Der Künſtler wußte das Gemiſch von verſchmitzter Ränkeſucht und ſchäumender Freiheitsbegier im Charakter dieſes Beleidigers der weltlichen Majeſtät effectvoll zu variiren. An den Herren Stawinsky, Weiß und Hartmann hat Raupach treffliche Perſönlichkeiten für die ſogenannten undankbaren Rollen, ſie ſind die Träger und Referenten der hiſtoriſchen Facta. In einigen Familienſcenen, die nicht immer ganz geſchickt eingeſtreut ſind, ſuchte Mad. Crelinger nebſt ihrer liebenswürdigen älteren Tochter möglichſt zu wirken. Raupach kann niemals ganz vergeſſen, mit welchen Mitteln Kotzebue zu rühren wußte. Etwas Kotzebue und etwas britiſche Wendungen finden ſich bei ihm nicht ſelten im unverdauten Gemiſch. 30.

Die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte, und iſt nothwendig die Mitte.

Im Januar-Heft des „literariſchen Zodiacus“ befindet ſich von Dr. F. G. Kühne eine kritiſche Expectoration wider mein Buch „Kritiſch-geſchichtliche Ueberſicht der Ereigniſſe in Europa ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Staats-Umwälzung bis auf den Congreß von Verona,“ mit der Ueberſchrift: „Zwei Werke vom Juſte-milieu und ein ſansculotter Ultra.“ Dieſe Ueberſchrift iſt ſchon an und für ſich merkwürdig und den Dr. F. G. Kühne bezeichnend. Nicht minder merkwürdig iſt der in dieſer Herzensergießung herrſchende Ton, und man weiß fürwahr nicht, ſoll man mehr den Unverſtand oder die Anmaßung des p. Kühne bewundern. Der unterzeichnete Verf. iſt nicht gewillt, die Diatribe des p. Kühne zu beachten, oder den p. Kühne ſelbſt irgend einer Erwiderung und Gegenrede zu würdigen, weil er ſich dadurch ſelbſt herabzuwürdigen glauben würde. Der genannte Kritiker eifert beſonders gegen den von unterzeichnetem Verf. in ſeinem oben erwähnten geſchichtlichen Buche aufgeſtellten und befolgten Grundſatz: „die Wahrheit liegt in der Mitte;“ den nach ihm Herr Prof. v. Raumer erfunden haben ſoll. Dieſer Grundſatz iſt aber weder von dem unterzeichneten Verfaſſer, noch von Herrn Prof. v. Raumer, ſondern von Ariſtoteles ausgegangen und aufgeſtellt. Er hat ihn ferner nicht verſtanden. Doch der unterzeichnete Verf. hat es nicht weiter mit dem Dr. Kühne zu thun, den belehren zu wollen ſo viel ſeyn würde, als einen Mohren weiß waſchen zu wollen. Wohl aber will er Einiges zum Verſtändniß des Satzes: „die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte, und iſt nothwendig die Mitte“ beibringen, was zugleich dazu dienen kann, die Aufmerkſamkeit auf ſein oben erwähntes Buch zu lenken, das ihm derſelben nicht unwerth zu ſeyn ſcheint. Stellen ſich im Gebiete der Moral, Politik und Geſchichte, oder der Wiſſenſchaft überhaupt zwei, oder verſchiedene ſcharf und ſchroff beſtimmte Gegenſätze einander gegenüber, ſo kann das Recht und die Wahrheit weder in dem einen, noch in dem andern enthalten ſeyn, eben weil ſowohl das eine, als das andere eine Einſeitigkeit iſt und in ſich enthält, ſondern liegt nothwendig in der Mitte und iſt nothwendig die Mitte. Aber deßhalb iſt ſie keinesweges weder ja, noch nein ſagend, d. i. nichtsſagend, ſondern nur die Gegenſätze in ſich aufhebend und vermittelnd, oder Etwas ausſagend und feſtſtellend, das, indem es das wahrhaft Vernunftgemäße iſt, das Nicht-Vernunftgemäße, oder Einſeitige, was ſich in den bis auf die äußerſten Endſpitzen getriebenen Gegenſätzen darſtellt, von ſich ausſchließt und zurückweiſt. Erläutern wir dies durch ein Beiſpiel. In der neueſten Zeitgeſchichte und Politik ſtellen ſich folgende Gegenſätze dar, und bilden gewiſſermaßen das bewegende Princip in derſelben.

Satz A.

Alles Heil der Staaten und Völker iſt einzig und allein in einer conſtitutionellen Verfaſſungsform und in der unbedingten und ſofortigen Abſchaffung der aus dem geſchichtlichen Leben der Völker und Staaten hervorgegangenen Inſtitute und Einrichtungen bedingt.

Dieſem tritt entgegen der

Gegenſatz Non A.

Alles Heil der Völker und Staaten iſt einzig und allein in der unumſchränkten monarchiſchen Verfaſſungsform und in der unbedingten und unveränderten Feſthaltung des Alten und geſchichtlich Gegebenen bedingt.

Es muß von ſelbſt einleuchten, daß weder der Satz A, das Paradepferd der Liberalen und Whigs in allen Ländern, in dieſer ſeiner ſchroffen und ſcharf begränzten Einſeitigkeit, noch der Gegenſatz Non A, das Steckenpferd der Legitimiſten und Torys in allen Ländern, in ſeiner ſchroffen und ſcharf beſtimmten Einſeitigkeit wahr iſt, noch ſeyn kann, ſondern daß das in dem vorliegenden Falle das in der Mitte liegende und die Mitte ſeyende Wahre darin gegeben iſt, daß das Heil der Völker und Staaten weſentlich nur auf einer weiſen, das Vernunft-, Zeit- und Volksgemäße wollenden und befördernden Regierung beruht, die weder ſchlechthin nothwendig eine unumſchränkt monarchiſche, noch ſchlechthin nothwendig eine conſtitutionelle ſeyn muß, ſondern eben ſowohl in und mit einer unumſchränkt monarchiſchen, als in und mit einer conſtitutionellen Verfaſſung beſtehen, und ſich ſowohl in jener, als in dieſer darſtellen und bewegen kann. Ferner wird eine ſolche wahrhaft vernunftgemäße Regierung weder unbedingt das Alte, geſchichtlich Gegebene abſchaffen, und durch neue noch nicht erprobte und bewährte Einrichtungen erſetzen, blos weil ſie neu ſind, oder um der Mode und dem leidenſchaftlichen Geſchrei der Partheien zu huldigen, oder zu ſchmeicheln, noch unbedingt das Alte und geſchichtlich Gegebene feſthalten, blos weil es alt iſt, und ſich gegen jeden Fortſchritt, oder gegen jede Fort- und Umbildung, die ein weſentlich veränderter Bildungszuſtand der Zeit und des Volkes dringend nothwendig machen, eigenſinnig und unbeweglich verſchließen, ſondern ſie wird mit der fortſchreitenden Zeit und Bildung angemeſſen Schritt halten, und ſich eben ſo wenig als Hemmſchuh an den unaufhaltſam fortrollenden Wagen der Zeit anhängen, und denſelben zurückhalten, als ſeiltänzeriſch demſelben vorausſpringen, und ſich blind in die Zukunft hineinſtürzen wollen. Vor allem muß ſie den Bildungszuſtand, die individuelle Eigenthümlichkeit, und die beſondere politiſch-geographiſche Stellung ihres Volkes berückſichtigen, und nur dieſem gemäß, aber nicht nach allgemeinen Theorien und Principien ihr Verwaltungsſyſtem einrichten, und die vorhandene Verfaſſung anordnen und regeln. Der Dr. Kühne kommt nun zwar mit dem Einwande angezogen, daß das ſo viel heiße, als „dem göttlichen Docenten der Weltgeſchichte," wie Er ſich in ſeiner oben erwähnten Diatribe S. 59. ausdrückt, „dem öffentlichſten aller Docenten, ſeinen Vortrag und ſein Buch verderben" u. ſ. f. Dieſe ganze hochtrabende Tirade will aber, näher betrachtet, nichts ſagen und löſt ſich in nichts auf. Gott, der Allvollkommne, Allvernünftige, Allliebende, läßt der menſchlichen Freiheit Spielraum, und wie Er die Orkane einherſtürmen und die zerſtörenden Erdbeben und Erdumwälzungen nicht nur hat geſchehen laſſen, ſondern auch geordnet hat, ſo läßt Er auch das zerſtörende Toben und Wüthen der Leidenſchaften der Menſchen erſcheinen, weil es mit zur Bedingtheit der Menſchennatur gehört; „denn," heißt es in der heiligen Schrift, „meine Wege ſind nicht Eure Wege, und meine Gedanken ſind nicht Eure Gedanken." Aber Er hat dieſem einſeitig-leidenſchaftlichen Toben das Gelingen und Vollbringen verſagt: es geht ſpurlos vorüber, und endet mit dem Untergange derjenigen Richtungen und Partheien, deren Zweck und Streben nicht das Wahre, Gute und Vernunftgemäße, ſondern weſentlich nur das Einſeitige und Selbſtiſche geweſen iſt, und nicht das, was ſie gewollt, und um deſſentwillen ſie Alles geopfert, an Gott und Menſchen in thöricht-ruchloſem Wahne gefrevelt haben, geſchieht und erhält ein bleibendes Daſeyn, ſondern gerade das bewirken ſie, was ſie nicht gewollt haben, und ihr ganzes Wirken und Thun wird in Bezug auf ihre rieſenhaften und weltumſtürzenden Plane und Zwecke zu einem eiteln und nichtigen gemacht, und für die Nachwelt bleibt von ihnen nichts, als ein leerer Name, als ein hohler Schall. So dürfte ſich der Grundſatz „die Wahrheit liegt nothwendig in der Mitte, und iſt nothwendig die Mitte" auch von dieſer Seite vollkommen rechtfertigen und beſtätigen. Ganz ſchief und verkehrt iſt aber vollends Dasjenige, was der Dr. Kühne in ſeiner Diatribe S. 59. weiter unten vorbringt. Es würde, meint der gute Mann, die zweifelnde Frage des Hamlets „Seyn, oder Nicht-Seyn" ſchnell durch dieſen Satz: „die Wahrheit liegt in der Mitte" entſchieden worden ſeyn. „Die Wahrheit liege ja," beliebt ihm zu ſagen, „in der Mitte zwiſchen Seyn und Nichts, ſey ein halbes Etwas, ein halbes Nichts, was weder leben, noch ſterben könne, und in den letzten Zügen liege." Dr. Kühne muß fürwahr, nach dieſer Probe, ſehr wenig von Logik und Dialectik gelernt haben, denn ſonſt hätte er unmöglich eine ſo abgeſchmackte Anſicht vorbringen können. Jeder, der nur die Anfangsgründe der Logik und Dialectik kennt, weiß, daß Seyn und Nicht-Seyn nicht blos einander widerſprechende Gegenſätze ſind, die ſich zu einander wie ja und nein, oder wie A und Non A verhalten, ſondern daß es einander gegenſeitig nothwendig ausſchließende Sätze ſind, die ſich in einem dritten Mittelſatz nicht vermitteln und ausgleichen laſſen. Daher kann es in Bezug auf ſie nicht heißen, wie in Bezug auf die beiden von uns oben aufgeſtellten Gegenſätze und dem Gebiete der Politik, A und Non A, ſondern es muß in Bezug auf ſie heißen: *aut* A, *aut* Non A, d. i. entweder A, oder Nicht-A. Die Wahrheit kann alſo hier nicht zu beiden, ſowohl zu dem einen, als zu dem andern Nein, noch kann ſie auf bedingte Weiſe zu beiden zugleich Ja ſagen, wie ſie es in dem Streite zwiſchen Torys und Whigs (A und Non A) konnte und kann. Denn hier ſagt ſie mit Recht zu A: Du in Deiner unbedingten Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit haſt Unrecht und biſt nicht weder im Rechte, noch in der Wahrheit; aber mit eben ſo großem Rechte ſagt ſie zu Non A: auch Du in Deiner unbedingten Einſeitigkeit und Ausſchließlichkeit biſt weder im Rechte, noch in der Wahrheit, ſondern das Vernunftgemäße allein, gleichviel in welcher Form und Geſtalt, iſt das Wahre und Rechte, und dies wahrhaft Vernunftgemäße kann eben ſowohl in A ſeyn, und wird darin ſeyn, wenn es ſeine unbedingt einſeitige Ausſchließlichkeit aufgiebt, und ſomit aufhört Parthei zu ſeyn, als es in Non A ſeyn kann und ſeyn wird, wenn es ebenfalls ſeine unbedingt einſeitige Ausſchließlichkeit aufgiebt, d. i. aufhört Parthei zu ſeyn. So aber verhält es ſich offenbar nicht mit *aut* A (Seyn) und mit *aut* Non A (Nicht-Seyn). Hier kann die Wahrheit, der Natur der Sache und des Begriffs gemäß, nur zu einem entweder Ja, oder Nein ſagen, und wenn ſie zu dem Einen, oder dem Andern Nein, oder Ja geſagt hat, ſo hat ſie nothwendig damit unmittelbar zugleich zu dem Entgegengeſetzten entweder Nein, oder Ja geſagt. Sie kann ſich im vorliegenden Falle nur für das entſcheiden, was dem vernunftgemäßen Begriffe gemäß iſt, d. i. für A (Seyn). In Bezug auf den Streit zwiſchen A (Tory) und Non A (Whig) kann ſie ſich ebenfalls nur für das beſtimmt entſcheiden, was dem vernunftgemäßen Begriff angemeſſen iſt, und das iſt das, was etwa von vernunftgemäßem Gehalte ſowohl in A, als in Nicht-A ſeyn mag: wogegen ſie ſich eben ſo beſtimmt verneinend gegen das erklären muß, was in beiden, ſowohl in A, als in Nicht-A vernunftwidrig iſt: vernunftwidrig aber iſt in beiden die unbedingt einſeitige Ausſchließlichkeit, welche in beſtimmt-gegebenen und bezüglichen Formen alles Heil der Völker und Staaten ſucht und ſetzt. Sofern man dies auf ein *aut* A, oder *aut* Non A zurückbringen will, iſt das *aut* A das Vernunftgemäße, und das *aut* Non A das Vernunftwidrige. Die Wahrheit giebt nur jenem Recht, und dieſem Unrecht. In den Handlungen, Unternehmungen, Einrichtungen, Zuſtänden und Strebungen der bedingten Menſchen iſt aber weder das rein Vernunftgemäße, noch das rein Vernunftwidrige, ſondern eine Miſchung von beiden. Sie laſſen ſich daher weder unbedingt lobend anerkennen, noch unbedingt tadeln, ſondern nur beziehungsweiſe, bedingt loben, oder tadeln, nämlich nur in ſo weit und in ſo fern, als in wie weit und in wie fern ſie vernunftgemäß, oder vernunftwidrig ſind. Seyn und Nicht-Seyn dagegen ſchließen ſich einander gegenſeitig ſchlechthin nothwendig aus, und können in demſelben nicht zugleich, noch zuſammen ſeyn. Jedes Weſen iſt, und durch ſein Seyn iſt ſein Nicht-Seyn ſchlechthin negirt. Dagegen iſt durch das im menſchlichen Wollen und Handeln vorhandene bedingt Vernunftgemäße das in ihm zugleich vorhandene bedingt Vernunftwidrige nicht negirt, ſondern es kann neben und mit dem Vernunftgemäßen zugleich in demſelben ſeyn, und iſt wirklich in ihm. Daher ſind ſie eben ſo wenig unbedingt wahr und recht, als ſie unbedingt unwahr und unrecht ſind: jenes nicht, weil alles menſchliche Wollen und Handeln und Alles von Menſchen ausgehende, ſeiner Natur nach, nothwendig bedingt iſt, dieſes nicht, weil alle menſchliche Individuen Vernünftigkeit beſitzen. Die Wahrheit liegt daher in der Mitte, und iſt die Mitte, ſofern ſie das aus der menſchlichen Bedingtheit hervorgegangene Einſeitige und Vernunftwidrige aufhebt und vermittelt, und nur das wahrhaft Vernunftgemäße, das, ſeiner Natur nach, alles einſeitig-Ausſchließliche von ſich ausſchließt, als das Rechte und Wahre anerkennt. Sonach bleibt der Satz: „die Wahrheit liegt in der Mitte und iſt die Mitte,“ vollkommen wahr, und muß für den wahren Geſchichtſchreiber, der ſich über die Leidenſchaften des Tages und der Partheien erheben ſoll und muß, der leitende Grundſatz bleiben, trotz der leeren Declamationen und Tiraden des Dr. Kühne, die ihn eben ſo wenig kümmern, als den unterzeichneten Verfaſſer.

Herrmann v. Keyſerlingk.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Denkwürdigkeiten

Juſtus Erich Bollmanns.

Mitgetheilt von

K. A. Varnhagen von Enſe.

III.

Wir haben Bollmann in ſeinen eignen Briefen bis nach Wien begleitet, müſſen aber nun für ihn die Erzählung wieder aufnehmen, und den Zuſammenhang ſeiner Abſichten und Ereigniſſe durch einige frühere Bezüge erläutern, ehe wir zu ſeinen ferneren Schickſalen übergehen.

Die zu Gunſten Lafayette's eingeleitete Unterhandlung war fehlgeſchlagen. Die von Lally-Tolendal verfaßte Denkſchrift, welche die Ungerechtigkeit der Verhaftung Lafayette's darſtellen ſollte, und alle Beweggründe zu ſeiner Freilaſſung eindringlich vortrug, hatte dem Prinzen Heinrich von Preußen ungemein gefallen und deſſen lebhafteſte Theilnahme angeregt; er hatte ſeine eifrigſte Unterſtützung verſprochen. Wie in Rheinsberg war Bollmann auch in Berlin günſtig angehört, und ihm von angeſehenen und einflußreichen Perſonen gute Hoffnung gemacht worden. Die herrſchende Stimmung, welche ſogar in den höchſten Kreiſen laut für die Sache Frankreichs und wider den Krieg zu ſprechen wagte, hatte hieran nicht minder Theil, als die bedeutenden Empfehlungen Pitt's und Grenville's, und der perſönliche Eindruck ſelber, welchen der jugendliche Sachwalter machte. König Friedrich Wilhelm der Zweite, an welchen die erwähnte Denkſchrift gerichtet war, hatte wenigſtens von ihrem Inhalte — denn ſie ſelbſt konnte nicht übergeben werden —

Kenntniß genommen, und erklärt, er wolle nicht, daß das Verhaßte dieſer Gefangenſchaft länger auf ihm haften ſolle; auch ſonſt waren ſeine Aeußerungen im menſchenfreundlichſten Sinne der Sache günſtig, wie auch der Sendung und Perſon Bollmann's insbeſondere. Allein der Gefangene befand ſich nicht mehr in preußiſchem Gewahrſam, ſondern war in öſterreichiſchen ausgeliefert worden, weil man von dieſer Seite den Umſtand geltend gemacht hatte, daß Lafayette, bei ſeinem Herüberkommen aus Frankreich, zuerſt auf öſterreichiſche Vorpoſten geſtoßen, und von dieſen aufgenommen, dann aber nur zufällig durch preußiſche Truppen weitergeführt worden ſei. Das Begehren erſchien begründet, und wurde gewährt. Lafayette war jetzt öſterreichiſcher Staatsgefangener, und wurde zu Olmütz in ſtrenger Haft gehalten. Auf ſein Schickſal konnte Preußen keine unmittelbare Einwirkung mehr haben; höchſtens war eine diplomatiſche Verwendung zu verſuchen, deren Erfolg bei den in Wien herrſchenden Geſinnungen ſehr zu bezweifeln ſchien, und obwohl es Perſonen gab, welche zu ſolchem Verſuche eifrig riethen, ſo fand die Ausführung doch gerade bei denjenigen Staatsmännern, welche dabei hätten amtlich auftreten müſſen, zu große Bedenklichkeiten, und die Sache blieb auf ſich beruhen.

Doch hatte Bollmann genug erkannt, wie allgemein die Theilnahme für den Gefangenen auch in den Ländern und Kreiſen, die man ihm als feindlich geſinnt vorausſetzen mußte, verbreitet war, wie günſtig und ſchmeichelhaft der Eifer für ihn überall aufgenommen wurde, und wie geneigt auch die ſonſt unbiegſamſten Geſinnungen ſchienen, Alles ſchön zu finden und gut zu heißen, was ſeine Befreiung fördern konnte. Dies entzündete Bollmann's Hoffnungen auf's neue, und er glaubte auf kühneren Wegen erreichen zu können, was er auf dem bisherigen glimpflichen verſagt ſehen mußte. Sein Entſchluß war ſchnell reif, ſein Plan ausgedacht.

Für die Beurtheilung der reizbaren und leidenſchaftlichen Stimmung, welcher ſein Gemüth in dieſer Zeit hingegeben war, iſt es wohl bemerkenswerth, daß er während dieſer bewegten

Zurüſtungen, die ihn auch in Leipzig eine Weile feſthielten, daſelbſt ein verliebtes Abentheuer beſtand. Eine flüchtige Bekanntſchaft, in aller Lieblichkeit unbefangener Jugend ſich darbietend, war die erſte, welche den bisher ſtrengen jungen Mann zugleich mit ſinnlichen Lockungen umſtrickte. Zwanzig Jahre ſpäter, als er in Wien während des Congreſſes durch einen liebenswürdigen Brief einer ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Tochter an jene frühere Zeit erinnert wurde, ſprach er noch mit dankbarer Innigkeit und lebhaften Schilderungen von der Anmuth des idylliſchen Begegniſſes, und wandte gern den Ausdruck ſeiner liebevollen Sorgfalt darauf zurück. Während des nächſtfolgenden Zeitraums aber hatte der Leichtſinnige dies Abentheuer bald vergeſſen, nachdem ihn ſein Geſchäft ſchnell wieder von Leipzig abgerufen und nach Hamburg geführt hatte. Hier im Gegentheil verliebte er ſich neuerdings, und hegte ein zartes Glück reinſter Zuneigung im erfriſchten Herzen! Nichts aber vermochte ſeinen Eifer in dem gefaßten Vorſatze zu ſchwächen, keine Neigung und Leidenſchaft ihn von der Ausübung abzuziehen. Er verließ Hamburg ſobald es die Umſtände erforderten, widmete den Orten, wo er liebe Angehörige mit treuem Sinn aufſuchte, nur die nöthigſten Stunden, und eilte über Rotterdam nach London, wo für ſeinen neuen Plan die ſchlüßlichen Verabredungen zu nehmen waren.

Die Freunde Lafayette's waren hier in größter Beeiferung. Sie hatten auf wunderbar geheimen Wegen dringende Briefe des Gefangenen erhalten, der flehentlich bat, für ihn zu wirken, ihn zu befreien. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen die ſtärkſten Aufforderungen ein, Alles für Lafayette zu wagen, dem die dortigen Bürger als dem Kämpfer für ihre Freiheit ſich zur höchſten Dankbarkeit verpflichtet hielten. Der amerikaniſche Geſandte in London betrieb die Sache mit Lebhaftigkeit, alle Hülfsmittel wurden berathen, vorbereitet, die Theilnehmer erboten ſich wetteifernd zu jedem Opfer, zu jeder Thätigkeit. Jedoch erkannte man zuletzt nur Eine Auskunft übrig, die einer gewaltſamen Befreiung; und kein Andrer vereinigte ſo alle Eigenſchaften zu dem verzweifelten Unternehmen, wie Bollmann. Er ſelbſt hatte den Gedanken ausgeſprochen, den vorläufigen Plan hingeworfen, er ſchien der Einzige, dem die Ausführung gelingen könne. Er wurde aufgefordert, die Sache zu wagen; der Ruhm des Gelingens mußte ihn überſchwänglich belohnen, in Deutſchland, Frankreich und England erwarb er ſich die Zuſtimmung von Tauſenden, in den Vereinigten Staaten die unabweislichſten Anſprüche auf jede Dankbarkeit; im Falle des Mißlingens blieb ihm der Ruhm des kühnen Wagniſſes, und in dem Anſehn und den Mitteln ſeiner Freunde noch manche Zuflucht und Rettung offen. Seine Begeiſterung für Lafayette brauchte nicht geſteigert zu werden, er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der redlichen Denkart, den wahren Vermittler und Herſteller des Königthums und der Freiheit, den Feind aller Gräuel und Zerrüttungen, in welche die Revolution ausgeartet war. Dieſen Mann aus der Gefangenſchaft zu befreien, in welche, wie man behauptete, er wider alles Recht, mit Verletzung von Treu und Glauben, die man den Schutzbedürftigen ſchuldig ſei, geworfen worden, ſollte keine unmoraliſche Handlung heißen; und wenn dabei eignes und fremdes Leben auf das Spiel geſetzt wurde, ſo ſollte dies nur als ein Fall gelten, wie er im Kriege ſich jeden Tag ereignet. Mit ſolchen Vorſtellungen ging Bollmann, den wir als einen Gegner revolutionnairen Schwindels, als einen Freund geſetzlicher Ordnung geſehen, der ſo früh und beſonnen von den franzöſiſchen Bewegungen ſich abgewendet, in größter Seelenruhe und heitrer Entſchloſſenheit einem Unternehmen entgegen, vor dem er, in nur wenig anders geſtelltem Verhältniſſe, und bei minderer perſönlichen Bezauberung, als vor einem Staatsverbrechen geſchaudert hätte!

Mit Empfehlungen und Wechſeln reichlich verſehen, reiſte Bollmann im Sommer des Jahres 1794 von London wieder nach dem Feſtlande. Die zurückbleibenden Vertrauten gelobten das tiefſte Schweigen; Lafayette's Name wurde nicht mehr genannt, er ſollte möglichſt vergeſſen ſcheinen; man könne nichts für ihn thun, hieß es, man müſſe den Frieden abwarten; ihm ſelbſt aber kamen zwei Worte zu, welche ihn benachrichtigten, ſein Retter ſei unterwegs.

Als naturforſchender und neugieriger Reiſender nahm Bollmann ſeinen Weg durch das nördliche Deutſchland nach Schleſien, wo er ſich einige Zeit aufhielt, mancherlei Ausflüge machte, und viele Bekanntſchaften anknüpfte, darunter auch ſolche, die ihm für ſeinen Zweck wichtig werden konnten. Er gewann einige Freunde, auf deren Herz er rechnen konnte, denen er aber durch ſein Vertrauen nicht voreilig und unnütz eine Laſt auflegen wollte, und daher ſeine Abſichten noch verſchwieg. Er beſuchte Tarnowitz, an der polniſchen Gränze, und beſah die dortigen Bergwerke; dann begab er ſich über Ratibor nach Olmütz. Hier war er an einige Perſonen empfohlen, unter dieſen an einen Arzt, mit dem er durch wiſſenſchaftliche Anregungen ſogleich in lebhafte und bald auch trauliche Verbindung gerieth. Nach einigen Tagen, da von pſychologiſchen Erſcheinungen die Rede war, bemerkte Bollmann, als käme dieſer Einfall ihm nur eben jetzt, hier müſſe ja der berühmte Lafayette gefangen ſitzen. Man wiſſe den Namen nicht, wurde erwiedert, aber einige Franzoſen ſeien unter den Staatsgefangenen, die in dem ehemaligen Jeſuitercollegium ſtreng bewacht würden, und die Vermuthung, daß Lafayette unter ihnen ſei, habe viel für ſich; ſoviel ſei gewiß, daß einer derſelben ſehr niedergeſchlagen und in tiefe Traurigkeit verſunken ſei. Bollmann meinte, da dürfte der Verſuch, dem Gefangenen einige Schriftzüge in engliſcher Sprache vorzulegen, leicht Aufklärung verſchaffen; ſei es Lafayette, ſo würde der bloße Anblick von Worten in der ihm von Amerika her wohlbekannten Sprache ihn plötzlich erheitern, und es müßte intereſſant ſein, die Wirkung eines ſolchen Eindrucks zu beobachten, wie ſtark dieſelbe ſei, welchen Vortheil ſie bringe, wie lange ſie daure. Nach einigen Bedenklichkeiten ſchien die Sache thunlich, es fand ſich eine Vermittelung, dem Gefangenen, der nur durch ſeine Nummer bezeichnet und Niemand namentlich bekannt war, ein beſchriebenes Blatt zuzuſtellen. Bollmann ſchrieb auf der Stelle einige Worte nieder, und der Arzt, nachdem er ſie mit prüfendem

Bedacht geleſen und ganz unverfänglich befunden, verſprach ihre Beſorgung. Sie enthielten den Spruch eines engliſchen Dichters, worin der Leſer aufgefordert wurde, die Schwermuth zu fliehen; jedoch hatte Bollmann, als rede noch der Dichter fort, die Mahnung hinzugefügt, dieſen Zuruf nicht kalt, ſondern mit der nöthigen Wärme aufzunehmen. Als Lafayette, — denn die Nummer, unter der man ihn vermuthete, traf richtig zu, — dieſes Blatt zu leſen bekam, verſtand er ſogleich den geheimen Sinn, ließ ſich aber nichts merken, ſondern that, als ob hiebei für ihn weiter kein Bezug ſei. Sobald er aber allein war, hielt er das Papier vorſichtig über ſein Lampenlicht, und durch die Wärme deſſelben traten neben den offenbaren die geheimen Schriftzüge hervor, in welchen Bollmann ihn von Allem unterrichtete, was ihm zu wiſſen noth war; er fand in unzweifelhaften Zeichen die Beglaubigung, daß er dem von ſeinen Freunden Abgeſendeten unbedingt vertrauen könne, er fand den Plan zu ſeiner Befreiung hinreichend angedeutet, und beſchloß, ohne Zögern ſich dieſer Leitung hinzugeben. Er gab ſtatt des empfangenen Zettels eine Zeile Antwort zurück, die gleichfalls in einem Spruche, doch nur ganz allgemein, eine feſte Bejahung ausdrückte. Bollmann ſah, daß er verſtanden worden; er freute ſich gegen den Arzt des gelungenen pſychologiſchen Verſuchs, und ließ die Sache vorläufig ruhen. Nach ein paar Tagen aber kam er darauf zurück, und wünſchte einen zweiten Zettel auf gleiche Weiſe zu befördern. Wir wiſſen nicht, ob auch dieſesmal die Mittelsperſon arglos geblieben, oder in ſtillſchweigendem Einverſtändniß, vielleicht auch nur aus der unvermeidlichen Folgerung gehandelt, die ſich durch die erſte Gefälligkeit für die zweite zu ergeben ſchien, genug, der Zettel wurde befördert, ohne daß Bollmann ſein Geheimniß auszuſprechen oder einen Mitſchuldigen zu gewinnen brauchte. Nachdem er auf ſolche Weiſe den Gefangenen unterrichtet, was er in der nächſten Zeit thun und erwarten ſolle, mit dem freundlichen Arzt aber zur Fortſetzung der angeknüpften Unterhaltungen einen vertraulichen Briefwechſel verabredet hatte, reiſte er von Olmütz nach Wien. Unterwegs, in Brünn, ſchloß er mit dem rühmlich bekannten Erzieher und Wirthſchafter André, der ſeine gemeinnützige Thätigkeit von Schnepfenthal nach Mähren verpflanzt hatte, und viele Jahre ſpäter nach Stuttgart übertrug, einen engen Freundſchaftsbund; ſie hatten viele gemeinſame Berührungspunkte, ihre Geſinnungen und Gemüthsarten ſtimmten zuſammen; es war für Bollmann wichtig, hier einen Mann zu haben, dem er ganz vertrauen durfte; doch wollte er auch dieſen Freund, der Manches errathen konnte, nicht ohne Noth durch gefahrvolles Mitwiſſen beunruhigen.

In Wien angekommen, wurde Bollmann als wohlempfohlener und durch ſeine ganze Erſcheinung einnehmender Gelehrter in den angeſehenſten Lebenskreiſen bald einheimiſch, er fand nach allen Seiten die günſtigſten Verhältniſſe, und ſchien außer den wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden kein andres Intereſſe zu haben, als in den Zerſtreuungen des Tages mitzuleben. Er ſelbſt aber war unaufhörlich mit ſeinem Vorhaben beſchäftigt, und harrte voll Ungeduld auf Nachrichten. Sie ſagten bloß, Lafayette ſei krank, und werde immer kränker; dies war ein willkommenes Zeichen, daß Bollmann's Rath wirkte, allein der entſcheidende Wink, daß der zum Handeln günſtige Augenblick erſchienen ſei, blieb aus.

Der letzte Theil des Sommers verſtrich, ohne daß Bollmann ſich gefördert ſah. Nur der Herbſt war noch übrig; blieb auch dieſe Jahreszeit unbenutzt, ſo mußte das Unternehmen, das durchaus nicht im Winter zu vollbringen war, bis zum nächſten Frühjahr aufgeſchoben werden. In dieſer Verlegenheit reiſte Bollmann ſelbſt wieder nach Olmütz. Hier empfing er am 10. Oktober den erſten und einzigen Brief von Lafayette, der ihn bringend bat, ohne Verzug zu handeln. Der Gefangene hatte ſich mehr und mehr erkranken laſſen, und weil durchaus kein andres Mittel helfen wollte, war der Arzt endlich dahin gekommen, den Genuß der freien Luft als die einzig noch mögliche Rettung vorzuſchlagen. Wollte man Lafayette'n nicht als Opfer des Grams und der Kerkerluft ſterben laſſen, ſo mußte man ihm Spazierfahrten erlauben. Aber nur erſt gegen Ende des Septembers war dieſe Erlaubniß ertheilt, und erſt wenige Fahrten, unter gehöriger Vorſicht und Bedeckung, waren verſucht worden. Bollmann ertheilte den Rath, Lafayette möchte nun den guten Erfolg dieſer Ausfahrten allmälig merkbar werden laſſen, auf dieſen geſtützt, ſie häufiger begehren, durch ausgeſprochene Vorliebe für beſtimmte Gegend ihnen möglichſt immer dieſelbe Richtung geben, und ſie in möglichſt weite Entfernung von der Stadt auszudehnen ſuchen. Da dies zu gelingen ſchien, ſo kehrte Bollmann nach Wien zurück, um dort die letzten Anſtalten zu bereiten.

Bis jetzt hatte er in Oeſterreich keinen eigentlichen Mitwiſſer, außer einem jungen Arzt aus Sachſen, Doctor Karl Weigel, der ſein vertrauter Freund geworden war, und voll feurigen Muthes ſich bereit erklärte, jedes Wagſtück mit ihm zu theilen. Rückſichten jedoch, deren Verletzung Bollmann ſeinem Freunde um keinen Preis zumuthen wollte, mußten dieſen abhalten, an einem gewaltſamen Handſtreiche, wobei es Leib und Leben galt, unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab ſich aber nach Olmütz, um an Ort und Stelle durch Kundſchaft und Wachſamkeit nützlich zu ſein. Bollmann fand in Wien einen andern Helfer, der ganz nach ſeinem Sinne und in allen Beziehungen geeignet war, bei dem Unternehmen ſein Gefährte zu ſein. Ein Amerikaner aus Süd-Karolina, Namens Huger, ein Jüngling voll Eifer und Muth, der auf Reiſen zufällig in Wien war, und ſchon den glühendſten Antheil für Lafayette ausgeſprochen hatte, ging auf die Eröffnungen Bollmanns lebhaft ein, und meinte, wenn er für Lafayette ſein Leben wage, ſo zahle er damit nur eine Schuld ſeines Vaterlandes, deſſen Freiheit jener habe erkämpfen helfen. Die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Sache vollführt werden mußte, wenn ſie noch vor dem Winter Statt haben ſollte, erlaubte nicht, alle Maßregeln ſo genau und umſtändlich anzuordnen, wie es zur Sicherung des Erfolges nöthig geweſen wäre. Allein der Ausgang konnte durch vervielfältigte Anſtalten und größere Zahl der Theilnehmer einerſeits zwar ſicherer gemacht, andrerſeits aber auch gefährdet werden; nach reifer Ueberlegung beſchloſſen die beiden Freunde, nur zu Zweien das Wagniß zu beſtehen, und ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Sie betrieben ihre Abreiſe ganz offen, ließen ihre Päſſe nach Mähren und Schleſien ſtellen, und verließen Wien gegen Ende des Oktobers. Sie führten ihren Wagen bei ſich, außerdem aber auch zwei Reitpferde nebſt einem Reitknecht; der letztere war gewöhnt worden, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden vorauf zu gehen, je nachdem die Reiſenden es vorzogen, gemächlich der Straße zu folgen, oder zu Pferd und nach Umſtänden zu Fuß querfeldein auf Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend auszugehen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu erſetzen, deſſen ſie in der Folge benöthigt ſein mußten, und das ſie doch nicht rathſam fanden, zu ihren beiden hinzuzufügen, hatten ſie das eine derſelben abgerichtet, zwei Reiter zu tragen. So vermieden ſie möglichſt jeden Verdacht; ſie galten für naturforſchende Engländer, und durchſtreiften einen großen Theil von Mähren, indem ſie allmälig Olmütz näher kamen, wo ſie am 7. November eintrafen. Ein verabredetes Zeichen benachrichtigte den Gefangenen von ihrer Ankunft, der nächſte Tag war einer der zu den Spazierfahrten feſtgeſetzten, und wurde daher ſogleich als gute Gelegenheit gewählt.

Am 8. November ſandten die beiden Freunde Morgens um 11 Uhr ihren Wagen mit dem Reitknecht fünf Meilen weit nach Hoff, auf der Straße nach Schleſien, und ließen dort Poſtpferde um 5 Uhr bereit halten. Nachmittags gegen 2 Uhr ſetzten ſich Bollmann und Huger zu Pferde, um Lafayette aufzuſuchen, der gleichfalls auf jener Straße und wohl eine Stunde weit zu fahren pflegte. Sie trafen ihn ziemlich fern von der Stadt, er ſaß in einem bedeckten Wagen, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, ein Soldat als Kutſcher auf dem Bock, ein andrer ſtand hinten auf. Augenblicklich ſprengten die beiden Freunde heran, geboten dem Kutſcher Halt, und während Huger abſaß, um die Pferde bereit zu halten, that Bollmann desgleichen, um Lafayette aufzunehmen. Dieſer hatte auf den Anruf ſeiner Befreier ſchon den Kutſchenſchlag aufgeſtoßen, und warf ſich mit ſeinem Begleiter, der, entſchloſſen genug, ſich an ihn hing, gewaltſam hinaus auf den Weg. Beide lagen ringend am Boden. In demſelben Augenblick aber ſtürzte Bollmann herzu, machte Lafayette'n los, und hielt den Gegner, den er entwaffnete, mit ſtarker Hand niedergedrückt. Inzwiſchen war der eine Soldat hinten vom Wagen abgeſprungen, und in das Feld geflohen, der andre auf dem Bock, ſobald er ſich unbeachtet ſah, hatte den Wagen umgelenkt, und jagte zur Stadt zurück. Schon hatte Bollmann auch ſeinen Gegner losgelaſſen, der allein und ohne Waffen nichts thun konnte, als dem Wagen nacheilen. So ſtand denn der befreite Lafayette mit ſeinen nie vorher geſehenen Freunden auf der offnen Landſtraße, und es galt nun für alle drei ſchleunige Flucht. Allein im Augenblicke des Ringens waren die Pferde wild geworden, hatten ſich gebäumt, und als Huger, um Bollmann beſorgt, dieſem helfend näher treten wollte, war ihm das eine Pferd entſprungen, und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, und Eifer und Mittel zum Nachſetzen konnten dort nicht fehlen. Ueberdies hatten eine Menge Landleute, die auf dem Felde beſchäftigt waren, den Vorgang zum Theil ganz in der Nähe mit angeſehen; noch ſtanden ſie unthätig, aber wie leicht konnten ſie ſich beſinnen und weitere Flucht erſchweren! In dieſem Drange war Lafayette's Rettung das einzige Augenmerk. Bollmann gab ihm kurze mündliche Weiſung über das Nächſtnöthige, einen Zettel mit ausführlicheren ſchriftlichen Angaben, eine Börſe mit Geld, und beſchwor ihn, das eine noch vorhandene Pferd zu beſteigen, und allein fortzureiten, auf der großen Straße bis Hoff, dort eine halbe Stunde auf die Andern zu warten, ſie würden Mittel ſuchen, ihm zu folgen; kämen ſie aber in dieſer kurzen Friſt nicht nach, ſo möchte er für ſich allein weiter nach Schleſien zu kommen ſuchen; Orte, wo er ſichre Zuflucht fände, waren ihm namhaft gemacht. Nach einigem Widerſtreben, dem aber ſeine großmüthigen Retter nachdrücklich ein Ende machten, ritt er ſpornſtreichs davon, und war ihnen bald aus dem Geſicht.

Inzwiſchen hatte nur dreihundert Schritt von dem Tummelplatz ein Bauer das entlaufene Pferd aufgefangen; Bollmann und Huger eilten dorthin; der Bauer gab das Pferd für ein Trinkgeld willig zurück. Jetzt ſchien ihre eigne Rettung nicht zweifelhaft; allein das ungebärdige Thier wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufſitzen laſſen; das hiezu abgerichtete Pferd hatte Lafayette bekommen. Da kein Zwang und keine Kunſt half, und die größte Eile drängte, ſo rief Huger: das Unheil mit den Pferden verſchulde er, er ſei auch weiter nicht für die Sache nöthig, Bollmann ihr aber noch fernerhin unentbehrlich, derſelbe ſolle für ſich und Lafayette ſorgen, er ſelbſt werde ſchon zu Fuß durchkommen. Und ohne weiter Antwort abzuwarten, entfernte er ſich raſchen Laufes dem Walde zu.

Bollmann ſpornte ſein Pferd, und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg; nur zehn Minuten vor ihm war der Reiter, nach dem er fragte, durchgekommen. In größter Haſt folgte ihm Bollmann. Als er aber nach Hoff kam, fand er ihn nicht, derſelbe mußte einen falſchen Weg eingeſchlagen haben. Zurückzukehren wäre fruchtlos geweſen, ja konnte ſogar für Lafayette ſchädlich werden; noch war die Hoffnung vorhanden, ihn am nächſten Zufluchtsort in Schleſien glücklich wiederzufinden. Um 10 Uhr Abends war Bollmann jenſeits der öſterreichiſchen Gränze, um 1 Uhr Nachts traf er in Ratibor ein, um 7 Uhr des andern Morgens konnte er in Tarnowitz ankommen. Dies war das erſte Ziel, wohin er Lafayette in Sicherheit bringen wollte, dort konnten ſie unbeſorgt drei Wochen verſteckt bleiben, und alle Zeit für weitere Maßregeln gewinnen. Sie konnten auch gleich durch Polen nach Danzig gehen, wofür im voraus Päſſe und Empfehlungen bereit lagen. Die Umſtände des Augenblicks würden beſtimmt haben, welcher Entſchluß wäre vorzuziehen geweſen. Für die eigne Sicherheit hätte Bollmann den Weg nach Danzig ſogleich wählen müſſen. Allein er dachte nicht an ſich, ſondern nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren, da Niemand kam, da ſich an keinem der Orte, wo ſichre Kundſchaft zu erwarten war, die geringſte einfand, nicht von Lafayette ſelbſt, aber auch nicht von ſeinem Entweichen, und noch zum Troſte eben ſo wenig von ſeiner Wiedereinfangung, ſo faßte Bollmann die Hoffnung und Beſorgniß, derſelbe könne auf einem andern Wege über die Gränze gekommen ſein, und nun ohne Hülfe umherirren. Dieſe Vorſtellung bewog ihn, ſich alsbald wieder aufzumachen, und von Ratibor längs der Gränze hin mehr als zwanzig Meilen weit nach Waldenburg zu gehen. Dort hatte er einen Freund, deſſen Pferde er nehmen, und mit einem der Gegend kundigen Mann dieſe durchſtreifen wollte, um Lafayette aufzuſuchen, ihm fortzuhelfen. Er traf die mannigfachſten Anſtalten zu dieſem Zwecke, ſuchte ſeine Mittel für alle denkbare Fälle einzurichten. Doch ſchon für jenen zu ſpät, und für ihn ſelber unglücklich! Lafayette war bereits wieder in Gefangenſchaft, und Bollmann wurde, als er kaum ſeine kühnen Nachforſchungen beginnen wollte, verhaftet und zuerſt nach Olmütz, dann aber nach Wien abgeführt.

Wir müſſen uns nach Lafayette umſehen. Dieſer war von Sternberg, gleich vom Thore ab, einer falſchen Richtung gefolgt; nicht ganz aus Irrthum, er wollte einem öſterreichiſchen Reiterregiment, welches zufällig auf dem Marſche ſich in dieſer Gegend befand, ausweichen, und ſpäterhin auf die große Straße wieder einlenken. Durch den ſtarken Ritt war aber ſein Pferd erſchöpft, und ſtürzte zuſammen; er mußte es liegen laſſen, und ſeinen Weg zu Fuß fortſetzen. Von einem Bauer, dem er einige Geldſtücke bot, erhandelte er bald ein andres Pferd, und ritt ſo gut es gehen wollte weiter. In der Nähe von Braunſeifen wurde er des Weges unſicher, ſeine Erkundigungen machten ihn verdächtig, er wurde angehalten und vor den Dorfſchulzen geführt. Dieſer wußte nichts von Staatsgefangenen, hielt aber den Fremden für einen Landſtreicher, und wollte ihn nicht ſogleich losgeben. Lafayette benahm ſich jedoch ſo klug und gemeſſen, daß man ſchon im Begriff war, ihn wieder fortreiten zu laſſen, als ihn ein Ladendiener, vielleicht der einzige Menſch in der ganzen Gegend, der ihn ſo genau geſehen hatte, erkannte und namhaft machte. Man hielt ihn nun auf's neue feſt, ohne doch ſeine Wichtigkeit zu ahnen. Aus Olmütz hatte man ihm auf der großen Straße nachgeſetzt, und glaubte, in Bollmanns Spur die ſeinige zu haben; an die Nebenſtraße hatte Niemand gedacht. Drei Tage lang ſaß er hier, wo die Kühnheit und Gewandtheit ſeiner Freunde ihn noch allenfalls hätten freimachen können; erſt am vierten Tage kam auf die ſpät empfangene Meldung ein Commando von Olmütz, um ihn dahin abzuholen. Er wurde in ſtrengſten Gewahrſam genommen, und in ſein früheres Gefängniß zurückgebracht. Dies war für ihn der Ausgang des allzu kühnen und doch wunderbar ſchon halb gelungenen Unternehmens! Bekanntlich blieb er ſeitdem noch drei Jahre in Gefangenſchaft, bis die öſterreichiſche Regierung endlich einwilligte, ihn gegen andre Gefangene, welche die franzöſiſche Republik für ihn losgab, auszuwechſeln.

Huger entkam aller Verfolgung glücklich, ſeine Perſon und ſein Name hatten die wenigſte Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen; er ging bald nach Amerika zurück, und lebte in ſeinem Vaterlande, wo er die Stelle eines Oberſten bei der Miliz erhielt, in angeſehenen Verhältniſſen; wegen ſeiner Theilnahme an dem Verſuche zu Lafayette's Befreiung wurde er dort allgemein geprieſen; Lobreden und Gedichte feierten ſeinen Ruhm noch ſpät bei allen wiederholten Gelegenheiten, wo die Begeiſterung für Lafayette ſich in den Vereinigten Staaten ſo glänzend ausſprach. Weigel wurde verhaftet, da er jedoch bei dem Unternehmen nicht perſönlich zugegen geweſen, auch die Schriften und Geldſummen, welche ihm für mögliche Fälle anvertraut waren, ſchon in Sicherheit gebracht hatte, und ſich unter ſeinen Papieren nichts Verdächtiges fand, ſo wurde er bald wieder frei gelaſſen, und er entging weiteren Verdrießlichkeiten durch die Anſtellung, die er bei dem portugieſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, dem Grafen Souza-Coutinho, erhielt, der ihn als Arzt in portugieſiſche Dienſte und mit nach Italien nahm, wohin er ſelber ſeiner Geſundheit wegen alsbald abreiſte.

Das härteſte Loos ſchien für Bollmann fallen zu müſſen; er war der Urheber und Anführer eines räuberiſchen Ueberfalles, eines Angriffs gegen die öffentliche Gewalt, welchen dieſe nicht ungeſtraft laſſen konnte. Seine Freunde zitterten für ſein Leben; das gelindeſte Urtheil ſchien ewige Gefangenſchaft über ihn ausſprechen zu müſſen. Er wurde in Ketten gelegt; kein Licht erhellte ſeinen Kerker; Alles um ihn her war ſtumm, jede Verbindung mit der Welt abgeſchnitten. Gleich bei ſeinem erſten Verhör machten aber ſeine rückhaltloſe Aufrichtigkeit, ſein freimüthiges Bekenntniß, und die edle Stärke ſeines ruhigen und einfachen Weſens einen für ihn höchſt vortheilhaften Eindruck. Seine That erregte in der Welt unglaubliches Aufſehen, überall wurde ſie beſprochen, gerühmt und bewundert, letzteres faſt am meiſten in Wien ſelbſt, wo die beſondern Umſtände des romantiſchen Abentheuers mit lebhafter Begier vernommen wurden, und bald auch das Ergebniß der Verhöre nicht mehr geheim blieb. Eine Menge von Menſchen ſprachen für ihn mit wärmſtem Eifer, ſuchten ihn zu rechtfertigen, zu entſchuldigen, beſonders zeigten die Frauen großen Antheil. Perſonen von höchſtem Range, durch menſchenfreundliche Regung aufgefordert, verwandten ihren ganzen Einfluß zu ſeinen Gunſten; manche ſcheuten nicht, ihre ſonſtigen Grundſätze einen Augenblick zu verläugnen, und hier eine Ausnahme zu verlangen; die Richterſtrenge ſelbſt fühlte ſich erſchüttert. Durch die Kraft dieſer allgemein verbreiteten Stimmung, und durch andre Einwirkungen, deren letzter Zuſammenhang noch jetzt mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt, wahrſcheinlich aber in menſchenfreundlichen Verbrüderungen zu ſuchen iſt, geſchah das Wunder, welches beſonders in den damaligen Zeitumſtänden als ſolches gelten muß, daß Bollmanns Geſchick, dem nur die dunkelſte Wendung vorbehalten ſchien, unvermuthet die glücklichſte nahm. Die öſterreichiſche Regierung, welche im Praktiſchen von jeher einen freien Geiſt gezeigt, der bei außerordentlichen Dingen nicht karg am Hergebrachten haftet, behandelte Bollmanns Sache in ganz beſondrer Weiſe. Nach ſieben Monaten Gefängniß und Unterſuchung, die leicht eben ſo viele Jahre werden konnten, wurde er plötzlich weniger ſtreng gehalten, und ihm bald nachher unerwartet angekündigt, daß er frei ſei, und gehen könne, wohin er wolle, ohne andre Strafe, als daß man ihm auferlegte, die öſterreichiſchen Staaten ſogleich zu verlaſſen und künftighin zu meiden.

Dieſe wunderbare Milde, welche nur ihn perſönlich betraf, aber auf Lafayette nicht überging, ſetzte mit Recht alle Welt in Erſtaunen, und der Dank vieler Herzen wandte ſich ſegnend dahin, wo ein ſo großartiges Verfahren entſtehen konnte. Wie Bollmann lange nachher die Schuld der Dankbarkeit werkthätig abgetragen, werden wir ſpäter zu ſagen haben.

Bollmanns damalige Stimmung und Anſicht in Betreff des Vergangenen und ſeiner nächſten Zukunft erkennen wir zum Theil aus dem Bruchſtück eines Briefes, den er an dieſelbe bewährte Freundin richtete, in deren Vertrauen wir ihn ſchon die früheren Bekenntniſſe niederlegen ſahen. Zwei ſpätere Briefe geben uns einen Blick auf den ferneren Verlauf ſeines Lebens, welchem jenſeits des Weltmeers ein neuer Wirkungskreis ſich glücklich eröffnete.

9.

Leipzig, den 10. Auguſt 1795.

Alſo von Karlsruhe aus wäre die erſte Nachricht meiner wiedererlangten Freiheit nach Bremen gekommen! Und wer denn, liebe Freundin, iſt Ihr Correſpondent in Olmütz? Warum hat er mich nicht beſucht, da ich doch in den letzten vierzehn Tagen Freunde ſehen durfte? Oder iſt's wohl gar der gute Roſenfels geweſen, der Ihnen die erſte frohe Nachricht gab? Schreiben Sie mir darüber, denn ich bin recht ſehr neugierig, das zu wiſſen! —

Daß ich nicht bei Ihnen ſein kann! Ich hätte Ihnen ſo viel zu erzählen! Meine Plane haben ſich ſeit 1793 nicht geändert. Mit den Memoiren ging's nicht, konnte es nicht gehen, um der Schlechtigkeit einiger einzelnen Menſchen willen. In Hamburg, wo ich ſchon vorhatte, was in Mähren fehlgeſchlagen iſt, wurde ich von einem Manne, der Aufſehen in der literariſchen Welt macht, auf's ſchändlichſte hintergangen. Lafayette hatte dann von neuem dringende Briefe geſchrieben. Der Miniſter der Vereinigten Staaten intereſſirte ſich für die Sache. Er und Viele glaubten, ich ſei der Einzige aus ihrer Bekanntſchaft, der nützlich werden könne; ſie forderten mich auf! — Ich liebte Lafayette, ich hatte durch die fehlgeſchlagene Reiſe nach Berlin noch mehr Enthuſiasmus für ſeine Freiheit bekommen. Ich hielt die Handlung, wozu man mich aufforderte, — eben der Fruchtloſigkeit aller anderen angewandten Mittel wegen, weil nur Privatrache, Furcht, ſich ein Dementi zu geben, und eine thörichte Politik ihn verfolgte, — weil ſeine Gefangenſchaft an und für ſich höchſt ungerecht war, — weil man mit der größten Verletzung von Treu und Glauben ſich ſeiner bemächtigt hatte, — weil eben deßwegen ſogar beim Frieden ſich wenig für ihn hoffen ließ, — nicht für moraliſch unrecht. — —

— Zu fragen würden Sie viel noch haben. Sie würden ſehn, daß man mir keinen gegründeten Vorwurf machen kann; daß ich that, was ich thun mußte; was ſich unter den gegebenen Umſtänden nicht beſſer thun ließ. Ausführlich kann ich jetzt nicht ſchreiben! —

Ich habe Ketten getragen! Ich bin ohne Licht, ohne Luft, ohne Bette, ohne Buch, ohne irgend eine Nachricht von meinen Freunden, für eine geraume Zeit geweſen. Man behandelt im Preußiſchen einen Straßenräuber beſſer, als ich im Anfang in Olmütz behandelt wurde. Dennoch bin ich immer geſund und heiter geweſen; ich habe nicht gelitten. Man leidet mehr von Uebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Jeder unglückliche Zuſtand trägt in ſich ſeine Hülfsmittel. Das Geringfügigſte iſt ein Schatz, wenn man durchaus in der größten Beraubung ſich befindet. Darin liegt Hülfe. — Um keinen Preis gäbe ich die gemachten Erfahrungen. Es war ſehr conſequent, zu leiden, gefangen zu ſein. Aber ich bin ſehr glücklich geweſen. Meine Gefangenſchaft von Anfang bis zu Ende war ein Triumph der Freundſchaft. Sonſt verliert man Freunde im Unglück. Ich habe neue gemacht. Mir iſt Hülfe von Menſchen gekommen, die ich vorher nie kannte, deren Thätigkeit, um mir nützlich zu werden, außerordentlich mit Aufopferung verbunden geweſen iſt. Wie wäre ich auch ſonſt ſchon frei? Daß ich darüber nicht mehr ſchreiben kann, nicht mehr ſchreiben darf! — Das Geſchöpf, welches mir auf der Welt am liebſten iſt, und zuverläſſig eines der gebildetſten Mädchen in Deutſchland — ach! daß Sie ſie kennten, liebe Freundin! ſie wohnt in Hamburg — mit dem habe ich, eben der Ungewißheit meines Schickſals wegen, nie correſpondiren *wollen*! Ich hatte *mich* ihr gebunden — *ſie* war frei! Auch ſie wollte mir, durfte mir, um ihrer Eltern, ihrer Freunde willen, nie ſchreiben. Mein Unglück überkam ihre Grundſätze! Hundert Mittel wurden verſucht, doch mit Vorwiſſen des Mannes ihrer Schweſter, meines Freundes. Endlich — den erſten Brief an mich, den erſten, den ich je von ihr ſah — er war in die Hände meines Richters gefallen, er las ihn mir vor! — Bald hernach erhielt ich einen andern von ihr, innerhalb der Mauern meines Gefängniſſes! — Ich hatte in Gedanken Abſchied von meiner Freundin genommen, wie man mich nach

Olmütz brachte! — Sie ſo wiederzufinden! ich glaubte, ich ſollte ſterben vor Freude! — Bin ich nicht zu beneiden? Iſt's nicht der Mühe werth, ſo unglücklich zu ſein? Und was liegt nun vor mir? — Selbſt um Lafayette's willen wollte ich nicht, daß nicht geſchehn wäre, was geſchehn iſt! Es wird Alles gut, ſehr gut werden! Zwei meiner Brüder ſind im Begriff, nach Amerika abzugehn! Wenn ich Sie nur ſehn könnte, und den lieben Herrn Vetter! Warum ſind Sie auch nicht ein biſchen näher! — Die freundſchaftlichen Genüſſe, die ich jetzt habe, bei ſo Vielen, die ſich freuen, daß ich wieder da bin, ſind unbeſchreiblich! — Ich gehe über Deſſau, Braunſchweig, Hannover, nach Hoya, dann, wie Sie wohl denken können, nach Hamburg; dann nach England! — Von dort aus mehr! — Verzeihen Sie dieſen wilden Brief, liebe Freundin; ich habe zu viele zu ſchreiben, um ruhiger ſchreiben zu können! Er wird Ihnen dennoch, hoffe ich, lieb ſein! — Grüßen Sie herzlich Ihre ganze Familie. Auch die Offenbacher. Alle die Lieben, die mir gut ſind! —

Was macht Boeckh? In Wien habe ich einen Brief von ihm erhalten, worauf ich nicht antworten konnte, eben weil ich ſah, daß er mit Allem gänzlich unbekannt war. Er glaubte, ich ſei in Wien als Arzt! — Ich möchte, aus manchen Gründen, den Faden mit ihm gern wieder anknüpfen! Wenn Sie ihn doch den weſentlichſten Inhalt meiner Briefe wiſſen laſſen könnten. Er iſt ja nicht weit von Ihnen; kömmt vermuthlich zuweilen nach Karlsruhe! Er mag immer, wenn Sie's erlauben, meinen großen Brief ganz leſen! — Was macht Ihre Schweſter, Schwager, Bruder? was Ihre Kinder? Luiſe habe ich in Offenbach im letzten Jahre geſehn. Sie iſt immer das gute, ſanfte, liebe Mädchen! — Ich ſchlich mich damals nur durch Frankfurt! — Mir war ſonderbar. Es iſt unangenehm, wenn man heimlich ſein muß, wo man offen gern ſein möchte. Wenn man keine klare Rechenſchaft von ſich ſelbſt geben kann! —

Leben Sie recht wohl. Vermuthlich ſchreibe ich Ihnen noch Einmal von Hamburg. Sie ſollen mich gewiß nie verlieren; erhalten Sie mich auch hübſch bekannt mit Ihrem Hauſe. Wer weiß, wo Sie und ich, oder ich und die Ihrigen, uns noch begegnen? —

Briefe nach Hamburg addreſſirt, kommen mir immer zu, ſelbſt wenn ich nicht in Hamburg bin, die gegebne Addreſſe iſt bleibend. Adieu, liebe, theilnehmende Freundin! Adieu, lieber Herr Vetter! —

Glauben Sie nicht, daß Ehrgeiz oder wilde Begierde mich treiben oder trieben. Ich glaube, conſequent gehandelt zu haben. Die Umſtände warfen mich wider Willen in ſonderbare Lagen. Auf dem kürzeſten Wege möchte ich gern dem häuslichen Glück und der ſtillen Freude zueilen. Ich glaubte, und glaube noch, ſie ſo auf dem kürzeſten Wege zu finden. Selbſt die dabei intereſſirt ſind, die ſie theilen ſollen, denken ſo. Drum geſchah, was geſchehn iſt. Mehr kann ich darüber nicht ſchreiben.

J. E. Bollmann.

10.

London, den 24. October 1795.

Ihren Brief, liebe Freundin, vom 16. Auguſt, habe ich richtig erhalten. Er hat mir viel Freude gemacht. Gern hätte ich den verſprochenen vom Herrn Vetter noch erwartet. Er iſt nicht gekommen, und ich muß nun fort. — Es ſind noch ſonderbare Dinge ſeit meinem letzten Briefe vorgefallen. Eine unglückliche Verbindung von Umſtänden hat mich in Hamburg von dem Gegenſtand geriſſen, deſſen Andenken, deſſen Briefe im Gefängniß mir Troſt waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! — Wir ſind aber Freunde, alle Freunde. — Sie glaubte ſich ihrer Pflicht opfern zu müſſen, und das kann man ja nicht tadeln! —

Ich gehe mit ſchönen Erwartungen, — an denen ich jedoch nicht hänge —, mit vielen Mitteln nach Amerika. Was ich ſelbſt und die Umſtände daraus machen können, muß die Zeit lehren. Auf jeden Fall werde ich mit den ausgezeichnetſten Menſchen dort bekannt werden, und Gelegenheit haben, mich von Vielem zu unterrichten. — Die Gewalt der Umſtände wird auch Lafayette bald befreien. Ich hoffe, in Geſchäften bald wieder nach Europa zurückzukommen.

Es ſchmerzt mich, daß Boeckh nicht glücklich iſt; mehr noch, daß er keine Ausſicht hat, es zu werden. Alles um ihn herum muß ihm verdrießlich ſein. Wo man einmal ſehr unglücklich geweſen iſt, da hat man die Meinung wider ſich; da kömmt man zu nichts mehr. Fort in's Weite, das wäre am beſten! Ich wollte, daß ich Ausſichten in Amerika für ihn finden könnte. Dahin kommen kann man leicht. Neue Umgebungen machen einen neuen Menſchen. Wo ein reiner Anfang, da iſt ein beſſerer Fortgang! — Die Kriegsunruhen umgeben Sie nun wieder. Ich hoffe, daß Sie davon nicht leiden! — Sollte ein Krieg zwiſchen England und Amerika ausbrechen, ſo iſt es beſſer, die Briefe für mich an Herrn Sieveking in Hamburg zu ſenden, mit der Bitte, ſie zu beſorgen. Die Sachen, wobei viele kleine intereſſante Dinge ſind, liegen mir ſehr am Herzen. — Danken Sie ja dem lieben Roſenfels recht herzlich in meinem Namen. Ich glaube, er hat in Brünn die Akten gern ſehn wollen. Ich denke, meine Unternehmung wird noch nützliche Folgen haben. Mein Gehn nach Amerika wird dadurch veranlaßt. Schreiben Sie mir ja, liebe Freundin, wenigſtens zweimal im Jahr, und dann hübſch von Allem. Sie und die Ihrigen müſſen mir nicht fremd werden; ich will's eben ſo machen. Nichts iſt unangenehmer, als wenn man durch Entfernung ſich allmählig abſtirbt. — Amerika iſt ein ſchönes, vielverſprechendes Land, das große Vortheile vereinigt; keine Vorurtheile, keine alte fehlerhafte Einrichtungen, und die zahllos daraus entſpringenden Schwierigkeiten zu bekämpfen hat; daher von den Erfahrungen der verfloſſenen Jahrhunderte mehr Nutzen ziehn kann, wie nie kein Land noch konnte! —

Die liebe Griesbach muß ſich mehr ermüden, muß allein, in einem luſtigen, geräumigen Zimmer ſchlafen. Sie muß ſich mit dem eignen Verſtande mehr als mit Medizin curiren; muß härter leben, zuweilen durch dick und dünn waten. — In Leipzig wurde eine allerliebſte Dame, die zehnjährige Noth ihrer Aerzte, geſund, wie der Mann Bankrott machte! — Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Nachbarſchaft der Franzoſen für den verſchleimten Magen gut wäre! — Sie ſehn, ich kann das Doctern noch nicht laſſen. In jedem Rath iſt meiſtens etwas Gutes. Nehmen Sie ſo vorlieb!

Leben Sie wohl, meine gute, inniggeliebte Freundin! — Leben Sie wohl, mein lieber Herr Vetter. Sein Sie überzeugt, daß ich auch jenſeits der Meere und überall treu und unwandelbar Ihr und der Ihrigen Freund ſein werde! — J. E. Bollmann.

N. S. Ich muß heute kurz ſein. Morgen geht's zu Schiff; und es iſt ärger, wie eine Vorbereitung zum Tode; ſo viel Einrichtungen hat man zu machen, wenn man in eine andere Welt geht, die noch zu dieſer gehört. —

IV.

Bevor Bollmann nach Amerika überſchiffte, hatte er noch in Betreff Lafayette's eine große Unannehmlichkeit zu erleiden, welche ihm der Unbedacht eines Freundes zuzog. Die erwähnte Denkſchrift, welche zu Gunſten Lafayette's dem Könige von Preußen hatte überreicht werden ſollen, war durch Bollmann von Hamburg aus, mit Lally-Tolendal's und Clermont-Tonnere's Vorwiſſen, abſchriftlich an Huber geſandt worden, der damals in der Schweiz lebte. Derſelbe ſollte ſie jedoch geheim halten, und nur dann erſt im Druck mittheilen, wenn ihm von den Leitern dieſer Angelegenheit deßfalls eine beſtimmte Weiſung zugegangen wäre. Auch beging Huber gegen dieſe Vorſchrift keinen Fehler, machte jedoch einen weit gefährlicheren Mißbrauch. Georg Forſter, ebenfalls Bollmanns Freund, aber in die franzöſiſche Revolution tiefer verflochten, und mit der heftigen Parthei fortſchreitend, in deren Augen die gemäßigte, zu welcher

Bellmann und ſeine franzöſiſchen Freunde gehörten, ſchon als Feinde und Verräther galten, war von Paris an die ſchweizeriſche Gränze geſandt worden, und hatte dieſe, um Huber und ſeine eigne bei demſelben lebende Familie in Travers zu beſuchen, ohne Erlaubniß überſchritten. Hieraus konnte ihm in Paris ein Todesverbrechen gemacht werden, und er ſann auf eine gültige Ausrede. Huber hatte ihm die Denkſchrift für Lafayette gezeigt, ſie enthielt mancherlei, was den damaligen Gewalthabern in Frankreich wichtig ſein konnte, unter andern den Beweis, daß der Feldmarſchall Luckner als General der franzöſiſchen Republik gegen dieſe einen Verrath begangen habe. Luckner war ſchon ſeiner Befehlführung entſetzt, die Anklage gegen ihn vollſtändig, ſein Todesurtheil gewiß; ihm konnte demnach nichts mehr ſchaden; Forſter hielt es aber für ſich nützlich, wenn er eine Abſchrift jenes Aufſatzes, für den Fall, daß er ſelbſt angeklagt würde, vorzeigen, und den Zweck, ſich dieſe Abſchrift zu verſchaffen, als den ſeines Beſuches bei Huber angeben könnte. Huber gab ihm die Abſchrift, welche zwar glücklicherweiſe nicht als das Zeugniß gegen Luckner, der bereits guillotinirt war, noch für Forſter, der unangeſchuldigt blieb, zu dienen brauchte, allein durch deſſen bald erfolgten Tod, in fremde Hände gerieth, und in Paris unter dem Titel: **Mémoire de Lally-Tolendal au roi de Prusse, pour réclamer la liberté de La Fayette,** öffentlich im Druck erſchien. Groß war das Aufſehn, welches dieſe Bekanntmachung verurſachte, und der Verdruß Bollmanns, der dieſelbe unmittelbar von Huber ausgegangen glaubte. Er machte dieſem daher bittre Vorwürfe. Huber konnte ſich rechtfertigen, daß wenigſtens die Bekanntmachung nicht durch ihn unmittelbar verſchuldet worden; er theilte den ganzen Hergang dem Freunde aufrichtig mit, und dieſer war, in Betracht der ſchwierigen Verhältniſſe, und daß es ſich um Forſters Rettung gehandelt, für das Vergangene leicht befriedigt, entnahm aber auch dieſem Verdruſſe die warnende Lehre, wie gefahrvoll die beſte Meinung ſich verwickle, wenn ſie, anſtatt ſtrengen Pflichtgeboten zu folgen, willkürlichem Gutdünken ſich überläßt.

11.

Philadelphia, den 27. November 1797.

Mit vielem Vergnügen, liebe Freundin, ſehe ich aus den letzten Briefen von Hamburg, daß das Schiff daſelbſt angekommen, und meine Briefe vom 31. Juli Ihnen und Boeckh alſo wahrſcheinlich geworden ſind. Als einen Beweis meiner Aufmerkſamkeit und meines Andenkens, und weil ich weiß, daß Sie an meinem Geſchicke Theil nehmen, bin ich ſo frei, Ihnen ein Exemplar eines gedruckten Zirkularbriefes zuzuſenden, welcher ſelbſt Ihnen vermuthlich nicht ganz unintereſſant ſein dürfte, und wovon ich mir viele Vortheile verſpreche.

Unſer junges Etabliſſement hat übrigens einen ſo guten und glücklichen Fortgang, daß wir unſere Erwartungen zuweilen übertroffen fühlen, und wenn nur unſer Vater einwilliget und unſre Mittel etwas vergrößert, ſo hoffe ich bald ihm noch mehr Reſpectabilität und Solidität durch eine Verbindung zu geben, die ſo vernünftig ſein wird, als wenn ſie nur Convenienzſache, und ſo herzlich, als wenn ſie nur romantiſch wäre. — Wir kennen uns ſeit achtzehn Monaten, und ſeit zwölf arbeite ich dieſem Plan entgegen.

Dann ſind meine größten Sorgen einſtweilen vorüber, und dann will ich Ihnen auch recht lange Briefe ſchreiben.

Der beikommende Brief war ſchon vor ſechs Monaten gedruckt. Aber Nachfrage und einige andere Umſtände veranlaßten uns, davon eine vermehrte und verbeſſerte Auflage zu machen. — Haben Sie die Güte, ihn meinem Freund Boeckh mitzutheilen.

Ich bedaure auch um Ihrentwillen, daß der Frieden von Deutſchland noch nicht nahe ſcheint. Aber Sie entwichen ſchon ſo mancher Gefahr, daß ich hoffe, Ihr gutes Geſchick wird Sie und die Ihrigen förderhin unverſehrt erhalten. —

Ich hoffe, bald von Ihnen, vom Herrn Vetter, von Boeckh, von allen Freunden zu hören — wo iſt Herr von Roſenfels jetzt? — und empfehle mich einſtweilen der Fortdauer Ihrer Liebe. J. E. Bollmann.

N. S. Sollten vermögende Leute aus Ihrer Gegend und in Ihrer Bekanntſchaft, etwa der Kriegsunruhen halber, wie das der Fall ſein könnte, ihre Kapitale in einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen wünſchen, ſo bitte ich den Herrn Vetter, ſolchen dieſen Brief mitzutheilen, und unſer Haus ihnen zu empfehlen. — Kaſpar Voght und Sieveking in Hamburg — Männer von der erſten Reſpectabilität —, werden, wenn es erforderlich wäre, unſern kaufmänniſchen guten Charakter bezeugen. — Ich ſchreibe dies ſehr ernſtlich. — Man hat bisher Gelder in Holland und England angelegt. Sie werden wiſſen, und auch aus unſerem Briefe ſehn, warum ſie da nicht mehr ſicher ſind. — Nichts ſcheint vernünftiger, als ſie in den Vereinigten Staaten anzulegen. — Wir können hier beſſer beurtheilen, wie ſie hier gut untergebracht werden können, als wie ſich das in Europa thun läßt. — Die Art, wie ſich Selber uns am füglichſten übermachen laſſen, iſt im Brief angegeben. — Wir empfehlen uns daher, wenn Gelegenheiten vorkommen, der vorzüglichen Aufmerkſamkeit des Herrn Vetters. Es iſt ſonderbar genug, wie Dinge herumkommen. Unſre vorzüglichſten Geſchäfte ſind jetzt mit Schleſien, deſſen Manufacturwaaren wir zugeſchickt erhalten und hier verkaufen. Meine Abentheuer in dem Revier verſchafften mir dort Zutrauen und Freunde! —

Sie wundern ſich wohl ein bischen, liebe Freundin! — Sein Sie unbeſorgt! Wiewohl ein Wucherer, wenn Sie wollen, kein Roſt von niedrigem Eigennutz ſoll jemals auf meinem Charakter haften!

Intereſſen berechnen, Preisverzeichniſſe ſtudiren, Proben ſammeln, Briefe ſchreiben, Verkäufe machen, — das wechſelt ab mit Dichter leſen, Aufſätze ſchreiben, Politik ſtudiren; — dies iſt ein gutes Leben genug. Und ſoviel weiß ich wenigſtens, daß ſelbſt das ſpirituellſte Metier ſeinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat.

Außer Lewis iſt noch ein jüngerer Bruder, Andreas Bollmann, mit uns, der unſerm Entwurf zufolge ſich künftig mit uns verbinden wird. Er iſt erſt ſiebzehn Jahr alt, und lernt die Handlung jetzt.

Es freut mich oft, daß der Herr Vetter vom kaufmänniſchen Stand eine ſo gute Meinung hatte.

Bleiben Sie meine Freundin, liebe Baſe. Sie ſollen noch Freude an mir erleben!

V.

In Amerika war Bollmann mit offnen Armen aufgenommen worden; die zahlreichen Freunde und Verehrer Lafayette's hatten ſich ſogleich ihm angeſchloſſen, ihm ihre wärmſte Dankbarkeit bezeigt, und ihm die eifrigſten Anerbietungen gemacht. Sein thatkräftiger Sinn, ſein ruhiges, feines Benehmen, und ſeine beſcheidene Selbſtſtändigkeit erweckten allgemeines Wohlwollen. Mannigfache glänzende Vorſchläge, die man ihm that, lehnte er ab, und wollte ſein Fortkommen nur auf die eigne freie Thätigkeit gründen. Nur Raum für dieſe und vorläufiges Zutrauen wünſchte er, und beides fand er reichlich. Wir haben geſehen, daß er mit ſeinen Brüdern in Philadelphia ein Handlungshaus gründete. In dem ſchon erwähnten Umlaufſchreiben, durch welches das Haus ſeine Errichtung anmeldete, ertheilte Bollmann umſtändlichen Bericht vom allgemeinen Zuſtande der Dinge in den Vereinigten Staaten, von dem Umfange und den Bedingniſſen der dort möglichen Geſchäfte, von den perſönlichen Verbindungen und Ausſichten, welche ſich ſeinen Unternehmungen günſtig zeigten. Dieſe Darſtellung, vier Druckbogen ſtark, iſt ein merkwürdiges Zeugniß der gründlichen Kenntniß und des reifen Sinnes, ſo wie der rechtlichen Denkart des jungen Verfaſſers und noch jüngeren Geſchäftsmannes, und dürfte wohl verdienen, bei andrer Gelegenheit wieder abgedruckt und als ein ſprechendes Bild der damaligen, jetzt ungemeſſen fortgeſchrittenen Verhältniſſe bewahrt zu werden.

Das Unternehmen hatte den glücklichſten Erfolg, und Bollmann ſtand bald in der mannigfachſten und ausgebreitetſten Geſchäftsthätigkeit. Dabei ſtudirte er unabläſſig die Natur in allen ihren Richtungen, die Bezüge der Kunſtfertigkeiten, des allgemeinen Verkehrs, des Staatslebens, und ſelbſt der Religion. Die thatſächlichen Anſchauungen ſtützten ſein Denken, dieſes gab jenen ein helleres Licht. Das Glück begünſtigte ihn; er gelangte zu bedeutendem Anſehn und Wohlſtand, und lebte geſchätzt und geliebt unter ſeinen neuen Mitbürgern, in deren Mitte er ſich nun auch durch die Hand einer edlen und liebenswürdigen Frau heimathlich feſtgehalten ſah. Seine glückliche Ehe gab ihm zwei Töchter. Sein Wirkungskreis erweiterte ſich fortwährend; er machte eine große Reiſe durch die ganze Ausdehnung der Vereinigten Staaten, durch die Urwälder, zu den fernſten Bergen, über die Seen. Er nahm nicht minder Theil an dem politiſchen Leben ſeines neuen Vaterlandes, wo ſich in den damaligen Umſtänden zwei beſtimmte Partheien einander gegenüberſtellten, die Demokraten und die Föderaliſten. Bollmann gehörte zu den letztern, in welchen ſich vorzugsweiſe die Hinneigung zu England und zu gemäßigtem Freiheitsſinne zeigte, dem ſogar ein ariſtokratiſches Element nicht zuwider war. Mit den Häuptern dieſer Parthei, höchſt achtungswürdigen und bedeutenden Männern, ſtand er in naher Verbindung, und durfte erwarten, auch als Staatsmann einſt in angeſehener Wirkſamkeit aufzutreten.

Inzwiſchen hatte die franzöſiſche Revolution in Europa die wunderbarſten Wandlungen durchlaufen, und in Napoleons Herrſchaft den höchſten Gipfel ihrer dem Anfange ſchon längſt ungleichartigen Erſcheinungen erreicht, bis endlich auch dieſe Geſtalt zuſammenſtürzte, und eine glückliche Zukunft in der Wiederherſtellung ehemaliger Zuſtände und allgemeinen Friedens verheißen wurde. Schon oft hatte Bollmann gewünſcht, Europa wiederzuſehen, und ſeine lieben Verbindungen dort, welche durch den Krieg faſt ganz unterbrochen worden, zu erneuern. Er hatte das Unglück gehabt, ſeine Gattin zu verlieren, und fand ſich dadurch um ſo mehr gemahnt, die noch lebenden Angehörigen in Deutſchland aufzuſuchen. Aber auch der Umfang und die Bedeutung ſeiner Geſchäfte, und neue Unternehmungen, die ſich ihm eröffneten, machten ſeine Gegenwart in der alten Welt nothwendig. Er hatte wichtige Entdeckungen im Gebiete der praktiſchen Phyſik und Chemie gemacht, aus welchen große Vortheile zu ziehen ſein konnten. Die bedeutendſten Aufträge wurden ihm anvertraut. Ja ſogar politiſche Zwecke konnten von ſeinem Beobachtungsgeiſte förderliche Ausbeute hoffen. Er kam nach England, wo er mit den erſten Staatsmännern ſogleich in Verbindung trat; für die Geſchäfte des Handels und betriebſamer Unternehmungen bot ihm das große Haus Baring einen feſten Anhalt, der jeden andern entbehrlich machte. In Frankreich, wohin er ſich dann begab, lebte noch ſein Andenken im beſten Ruhme bei den alten Freunden fort, die zum Theil jetzt in den höchſten Aemtern und im größten Einfluſſe ſtanden. Auch hier eröffneten ſich ihm eine Menge von Verhältniſſen, die gewöhnlich dem Einwirken des Privatmannes verſchloſſen ſind, deren Behandlung aber in dem Lande, wo ſich ein Franklin entwickeln konnte, der ächten Bürgerbildung, wie anderswo der Amtswürde, zuſtändig und geläufig wird. Doch London und Paris konnten ihm nicht genügen; nicht nur ein romantiſcher Trieb, der ſich leicht begreifen läßt, ſondern auch geſchäftliche

Anläſſe von großer Wichtigkeit, denen er zu folgen hatte, zogen ihn durchaus nach Wien, wo zum großen Congreſſe die machtvollſten und glänzendſten Vertreter der europäiſchen Welt ſich ſchon verſammelten.

Eingedenk der früheren Verwarnung, fragte er bei dem öſterreichiſchen Geſandten an, ob ihm der Zutritt in Oeſterreich wohl erlaubt werden möchte? Wie fern lag jener alte Vorgang dem jetzigen Zuſtande, wie tief begraben in der Erinnerung! Der Bürger der Vereinigten Staaten, der wirkſame Geſchäftsmann, der von Lord Caſtlereagh und von dem Fürſten Talleyrand eifrig Empfohlene, hatte nichts mehr gemein mit jenem tollkühnen Abentheurer; der Mann, für den er Leben und Freiheit gewagt, war kaum noch ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, geſchweige denn des Haſſes. In der Noth des Kampfes und in der Freude des Sieges waren ganz andre Ausſöhnungen erfolgt, ganz andre Unbilden vergeſſen worden! Bollmanns vorſichtige Anfrage wurde daher ſehr gut aufgenommen, und durch die Verſicherung beantwortet, er dürfe ohne Scheu nach Oeſterreich reiſen, Niemand werde ihn dort wegen der alten Geſchichte beunruhigen. Er empfing die nöthigen Päſſe, und reiſte nach Wien.

Im October 1814 traf er daſelbſt ein, als die Geſchäftsarbeiten noch wenig im Gang, das Gedränge der geſelligen Bewegung aber am größten war. Hier, wo die glänzendſten Perſönlichkeiten ſo leicht verblichen, fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger alsbald die ausgezeichnetſte Beachtung. Er hatte der öſterreichiſchen Regierung mancherlei Anträge zu machen, bei welchen er theils in eignem Namen, theils in dem des Hauſes Baring auftrat. Mit den Häfen des adriatiſchen Meeres hatte Oeſterreich einige Linienſchiffe zurückbekommen; in Idria lag Queckſilber angehäuft, das ſeit mehreren Jahren wegen des Krieges nicht hatte nach Amerika verſchifft werden können; dieſe Gegenſtände, im Betrage ſehr großer Summen, wollte er ankaufen; auf der Donau ſollte die Dampfſchifffahrt eingeführt, und darüber ein Vertrag abgeſchloſſen werden. Während Bollmann dieſerhalb Unterhandlungen anknüpfte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der Finanzen hingezogen, und beſonders auf die große Maſſe Papiergeldes, welche aus den frühern Kriegsjahren übrig war und das Land als ein empfindliches Uebel drückte. Der Finanzminiſter Graf von Stadion, an welchen Bollmann wegen ſeiner Geſchäfte gewieſen war, gewann bald ein großes Vertrauen zu deſſen Einſichten und praktiſchen Fähigkeiten, und klagte über den ſchwierigen Kampf, den er gegen dieſes unaufhörlich ſchwankende Papiergeld zu führen habe, die Verminderung deſſelben ſei durchaus nothwendig, nur vermöge man die beſten Hülfsmittel dazu noch nicht aufzufinden. Bollmann verfaßte hierauf eine Denkſchrift, worin er bündig und klar, in der einfachſten Darſtellung, dieſe Hülfsmittel angab. Seine Anſichten und Vorſchläge machten Eindruck, und wurden von allen öſterreichiſchen Staats- und Geſchäftsmännern, denen ſie mitgetheilt wurden, durchaus gebilligt. Der Fürſt von Metternich nahm den Urheber perſönlich mit großem Wohlgefallen auf, und äußerte den Wunſch, derſelbe möchte durch den Präſidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatiſche Anſtellung in Wien erhalten. Gentz, der auch in den Finanzſachen öfters zu Rath gezogen wurde, konnte nicht aufhören, Bollmanns Einſicht zu rühmen, und ſuchte eifrig ſeinen Umgang. Auch der Banquier Freiherr von Eskeles, durch vertraute Kenntniß der Oertlichkeit und innern Verhältniſſe, ſo wie durch umſichtige Geſchäftskunde und durchdringenden Scharfſinn höchſt ausgezeichnet, erklärte ſich einverſtanden mit dem vorgelegten Plane. Wirklich wurden in den nachherigen heilſamen Finanzmaßregeln, ſo wie bei den Grundlagen der bald hervortretenden Nationalbank, einzig Bollmanns Angaben und Entwürfe befolgt, und er iſt ſonach als der eigentliche Stifter dieſer in den öſterreichiſchen Finanzen neuen Epoche zu betrachten, deren ſegenreiche Wirkſamkeit noch ſtets fortdauert. Er arbeitete ohne Eigennutz und Belohnung, aber mit dem ſüßen Gefühl, dem Staate nützlich und dankbar zu ſein, in deſſen obrigkeitliche Gewalt er einſt freventlich eingegriffen, und der ihn dafür mit Großmuth und Nachſicht behandelt hatte!

Nicht nur den Staatsmännern Oeſterreichs, auch denen andrer Länder wurde Bollmann in Wien vortheilhaft bekannt. Der preußiſche Finanzminiſter, Freiherr von Bülow, beſprach mit ihm den Plan, durch Dampfſchiffe die Elbe zu befahren. Der ruſſiſche Finanzminiſter, Graf Gurieff, trat in Briefwechſel mit ihm über den Vorſchlag, aus Platina Geld zu münzen, der viele Jahre ſpäter in Rußland wirklich zur Ausführung kam, und wozu Bollmann eine damals noch geheime Verfahrungsart anzubieten hatte. Auch der hannöverſche Staatsminiſter, Graf von Münſter, freute ſich ſeines ausgezeichneten Landsmannes, und ſetzte großes Vertrauen in ihn. Mit Cotta, der zu Wien in einem großen, ſowohl politiſch als literariſch bedeutenden Kreiſe wirkte, fand Bollmann viele Anknüpfungspunkte. Der deutſche literariſche Zuſtand aber befriedigte ihn im Ganzen wenig; Goethe'n ausgenommen, waren die neueſten Dichter und Philoſophen ihm faſt unzugänglich, und er verhehlte nicht, wie ſehr ſie ihn befremdeten. Dagegen war er einer der Erſten, der in jener Umgebung mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeiſterung von Lord Byron ſprach.

Der Gang aller Verhandlungen und Geſchäfte war weitausſehend; Bollmann konnte ihre Entwickelung für jetzt in Wien nicht abwarten, denn andre wichtige Verhältniſſe forderten dringend ſeine Gegenwart in England. Er reiſte vor beendigtem Congreſſe dahin ab.

Die Rückkehr Napoleons von der Inſel Elba nach Frankreich, welche die Völker Europas in abermalige Verwirrung geſetzt hatte, wurde nach kurzer Dauer durch den Sieg Blüchers und Wellingtons bei Belleallianсe wieder ausgelöſcht, und der Thron der Bourbons zum zweitenmale hergeſtellt. Während der hundert Tage dieſer zweiten Herrſchaft Napoleons war aber auch Lafayette aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, und als Mitglied der Repräſentantenkammer das eigentliche Werkzeug der zweiten Abdankung des Kaiſers und ſeiner Entfernung aus Paris geworden; zugleich hatte er für die Unabhängigkeit Frankreichs, und gegen die Einmiſchung der Verbündeten in deſſen innere Angelegenheiten, ſich ſtark erhoben, und zu dieſem Zweck eine ſchwierige Sendung mit übernommen. Bollmann, der in dieſer Zeit eine kurze Anweſenheit in Paris machen mußte, ſah den alten Freiheitsfreund ganz in alter Weiſe handeln, in denſelben Grundſätzen wie ehemals, und fand nicht nur dieſe folgerecht, ſondern auch das Benehmen des vielgeprüften Mannes tadellos. Dieſer hatte jedoch an der Spitze der Angelegenheiten nur eben erſcheinen, aber nicht ſich behaupten können, wie dies ihm und allen denjenigen immer begegnet iſt, welche in den wogenden Ereigniſſen nicht dem Strome, ſondern unnachgiebig einer ſtarren Richtung folgen wollen. Der Haß und Unglimpf aller Partheien ſchüttete ſich darauf heftig gegen ihn aus, man ſagte laut, neben begründetem Tadel, auch die falſcheſten Dinge von ihm. Dies wollte Bollmann nicht leiden, und ſo grobe und unwahre Anklagen ſeinem theuern Lafayette abwehren. Er ſchrieb zu dieſem Behuf eiligſt einen Aufſatz unter dem Titel: „Einige hiſtoriſche Notizen, die neuerlichen Ereigniſſe in Frankreich betreffend", ſandte denſelben an Cotta, und dieſer ließ ihn in der Allgemeinen Zeitung und in den Europäiſchen Annalen, an letzterem Orte mit hinzugefügten Belegen, ſofort abdrucken. In der Fluth politiſcher Stimmen machte ſich dieſe bemerklich genug; ſie fiel durch ſchlichte Entſchiedenheit auf, und brachte Thatſachen und Anſichten zur Sprache, welche tief in den Streit der Partheien eingriffen. Gentz erhob ſich als Gegner, und ſchrieb heftig gegen den unbekannten Verfaſſer, nicht ahnend, daß dieſer derſelbe Mann ſei, mit welchem er eifrig Briefe wechſelte, und welchem Oeſterreich eine ſeiner wichtigſten Angelegenheiten vertraut hatte! Bollmann lächelte zu dem wunderlichen Zuſammentreffen, und mochte den Streit nicht weiterführen, da kein Ergebniß davon zu hoffen ſein konnte. Ihn ſelbſt beſchäftigten wieder ganz andre Gegenſtände. Er war bereits wieder in England, und ſchiffte ſich nach Amerika ein, um ſeine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und ſeine beiden Töchter nach Europa abzuholen.

Hier ſchließen ſich aus dieſer und der nächſtfolgenden Zeit einige an Varnhagen gerichtete Briefe an, aus welchen die Geſinnungen, Verhältniſſe, Thätigkeiten und Ausſichten, in welchen Bollmann unermüdet ſtrebte, einigermaßen zu erſehen ſind. Sie machen übrigens keinen andern Anſpruch, als die Züge ſeines Bildes, die wir von ſeiner Jünglingshand mitgetheilt haben, durch einige hinzugefügte Striche von der Hand des gereiften Mannes zu vervollſtändigen.

12.

London, den 13. September 1815.

Sie wollen mir alſo keine Ausſchnitte ſenden? wollen nichts dazu beitragen, daß ich meinen Töchtern zeigen könne, wie vielerlei Talente es in Deutſchland giebt!

Und Frau von Varnhagen — iſt Sie mit Ihnen — geſund — heiter? das Letzte iſt ſchwer in der Mitte von ſo viel bedrängten, und ſo viel ekligen Leuten — ich verſtehe hierunter nicht die Pariſer.

Ich wollte, ſie wäre hier. Wenn Ihr in Wien des alten würdigen Pouthon's Thätigkeit zuſagte, ſo würde ſie hier nicht aus der Ekſtaſe kommen, wenn Sie ſähe, wie man groß ſein kann in der Arbeit, und magniſik in Anſtalten des Nützlichen! Demungeachtet ſind die Engländer beſchränkt, kalt, ſteif, wenn Sie wollen. Es läßt ſich ſchwer Alles vereinigen!

Der Prinz-Regent ſagt nun laut, man habe Unrecht gethan, den alten König hinzuſetzen — denn er verhindert uns, ſetzt er hinzu, Exempel zu ſtatuiren! — Die Welt liegt im Argen!

Ich laſſe Frau von Varnhagen bitten, ſich vor den Doctoren zu hüten — ſelbſt vor Koreff, wiewohl einer der Beſten. — Meinen Gruß an Oberſt von Pfuel. Ich bedaure, daß ich ihn ſo kurze Zeit gekannt habe. Und recht viel Schönes, Herzliches an Schlabrendorf. — Auch ſeinetwegen verlaſſ' ich Europa ungern, und glichen ihm Viele, ſo ſollte nichts mich abhalten, zurückzukommen, ſelbſt auf Kartoffeln und Waſſer! —

— Was wollen denn Sie — Sie Alliirte — zuletzt noch in Frankreich anfangen? — Haben Sie von Cotta gehört? E. Bollmann.

13.

London, den 15. Juli 1816.

Ihren Brief, lieber Varnhagen, vom 25. September, mit den ſchönen Ausſchnitten, erhielt ich erſt in Amerika, ſpät im Frühjahr. Er war mir recht erfreulich, und meine Mädchen haben die Ausſchnitte ſehr bewundert.

Sie ſehn, daß ich Wort halte. Am 16. Mai gingen wir von Philadelphia ab, am 12. Juni waren wir in Liverpool — nach einer kurzen, ſchönen Ueberfahrt — nur wären wir am 10. an der Küſte von Irland beinahe geſcheitert. Ein dichter Nebel verbarg das Land, der Kapitain war unvorſichtig, und verlor nachher alle Gegenwart des Geiſtes, wie wir umringt waren mit Felſen und nicht wußten, wohin uns wenden. Die Mädchen benahmen ſich recht heroiſch, und wir zogen uns glücklich aus der böſen Lage.

Seit drei Wochen ſind wir hier. Ich ſchrieb gleich an Schlabrendorf, zu erinnern, wo Sie wären, er hat aber nicht geantwortet. Ich laſſe dieſen Brief auf's Gerathewohl nach Berlin gehn. —

Mehrere Angelegenheiten werden mich für's Erſte hier aufhalten. Meine weiteren Bewegungen werden von Umſtänden abhängen. Die Abſicht iſt, wenigſtens einige Jahre in Europa zuzubringen. Da meine Töchter nun mit mir ſind, ſo zieht mich nichts mehr ſtark nach Amerika zurück, es ſei denn beſſere Ausſichten für dieſe. — Es erſchreckt mich zuweilen, ſie nun in einer Welt zu ſehn, wo, außer mir, ſie Niemand kennt und liebt, und wo ſie Niemand angehören. — Mein Leben ſchien mir nie ſo nothwendig. Weibliche Geſchöpſe, vorzüglich wenn ſie mehr Werth als Schönheit beſitzen, vertragen das Verpflanzen nicht gut. Ich denke oft an Sie, und Ihre liebe Frau, und wollte, wir wären uns näher. —

Stadion — wie ich ſo eben gehört — bringt nun alle meine Pläne zur Ausführung. Bedeutend iſt dieſe Revolution doch gewiß, und von mir ging ſie aus, wiewohl mich in der Sache Niemand nennt, und mir auch daraus bis jetzt noch nicht der mindeſte Vortheil entſprungen. Mein Plan iſt in allen Zügen — im Weſentlichen, wie im Beſondern, beibehalten worden, nur hat man ſich Eine Abweichung erlaubt, die mir gefährlich ſcheint. Die allmählige Einziehung der im Umlauf bleibenden Scheine, nach Errichtung der Bank, ſollte nach meiner Idee durch den Verkauf der neuen $2\frac{1}{2}$ Prozent tragenden Staatsobligationen bewirkt werden. Die Bank ſollte dieſe gegen Scheine verkaufen, und der Staat der Bank für die ſo eingezogenen Scheine neue Obligationen geben — die ſie dann hätte wieder verkaufen können — und ſo fort. — Dann hätte man den Gang des Geſchäfts in ſeiner Gewalt behalten, der Staat hätte den Vortheil des Markts genoſſen, und der Cours hätte ſich allmählig gehoben. Statt deſſen erbietet man ſich, $\frac{2}{7}$ baar Geld den Inhabern zu bezahlen, und $\frac{5}{7}$ zu 1 Prozent zu fundiren. — Die ganze Papiermaſſe dürfte ſich alſo plötzlich zur Umgeſtaltung verdrängen — das iſt weniger vortheilhaft, ja gefährlich — wenn man nicht wenigſtens 50 bis 60 Millionen in Münze in Bereitſchaft hat, und es können daraus viel Unbequemlichkeiten für's Publikum entſtehn. Hat man indeſſen die Münze, ſo bin ich's zufrieden; im entgegengeſetzten

Fall, und wäre man der Nothwendigkeit ausgeſetzt, zu den Eingeladenen ſagen zu müſſen: ihr müßt wiederkommen, — halte ich den guten Erfolg des ganzen Syſtems für gefährdet —, ihr Knaben hütet euch, die Klugheitslinie auch nur ein Haar breit zu verfehlen! — An Stadion und Gentz habe ich ſeit meiner Ankunft hier geſchrieben. Ob ſie mich wohl brauchten? — Eſterhazy hier war dieſen Morgen ausnehmend freundlich — fragte mich auch gleich, ob ich wohl Luſt hätte, nach Wien zu gehn? — Das müßte ſich aber doch der Mühe verlohnen, und dann iſt Berlin nicht weit davon — das wäre recht ſchön. — An einen bleibenden regelmäßigen Aufenthalt in Wien würde ich nicht denken. Das Schöne iſt weg, ſobald man Jemand im Wege ſteht, und Sie wiſſen, es kommt nicht leicht wieder. —

Der Aufſatz über die Vereinigten Staaten blieb in Gentz's Händen. Was daraus geworden, weiß ich nicht! —

Iſt Adam Müller jetzt in Leipzig? — und wo iſt Wieſel? und Schlegel? — Was erwarten Sie vom Congreß in Frankfurt? — Alles dies wüßt' ich gern, und von Ihnen, aber vor allen Dingen, und ganz beſonders, und vorzugsweiſe ſchreiben Sie mir recht viel von Ihrer lieben Frau — wo ſie iſt, und wie ſie iſt, und wo ſie ſein wird, damit ich berechnen könne, wie ich mich bewegen muß, um Ihnen Beiden recht bald wieder zu begegnen!

Machen Sie keinen Gebrauch von dieſem Brief, der Jemand in Wien in üble Laune ſetzen könnte, ich habe mich über Niemand zu beſchweren.

Ich ſetze hier Verſchiedenes in den Künſten in Gang, das mir ſehr vortheilhaft werden dürfte.

An Ihre Frau viel Hochachtungvolles, Schönes und Liebes von meinen Töchtern und mir ſelbſt. — Schreiben Sie mir recht bald — initiiren Sie mich in dem Bedeutenden, das vorgeht, und ſich zubereitet — ein freundlich Wort an Auguſte, wenn ſie in Ihrer Nähe iſt. Der Ihrige, wie immer, warm und wahr. E. Bollmann.

Wo iſt Carl Sieveking? —

14.

London, den 25. October 1816.

Ihren freundſchaftlichen Brief vom 8. Auguſt ſo lange nicht beantwortet zu haben, iſt durchaus unverzeihlich. Sie hätten indeſſen — Sie Beide — ganze Bände von mir zu durchleſen, wenn man niederdenken könnte ſtatt niederzuſchreiben. — Ich bin ſehr beſchäftigt, um ein großes chemiſches Etabliſſement zu organiſiren, das mir die Mittel abwerfen ſoll, künftig herumzureiſen, zu thun und zu ſagen, was mir gefällt, und was ich für Recht halte, ohne mich um Jemand zu bekümmern. Es läßt ſich auch an, als ob mir das vollkommen gelingen ſollte.

Den 1. November.

So weit war ich gekommen, wurde unterbrochen, und der Brief blieb unvollendet. Dieſen Morgen empfing ich Ihren zweiten vom 23. October, welcher nicht der dritte iſt, denn die Italiäner haben ſich noch nicht ſehen laſſen. Die Gewiſſensbiſſe werden nun zu groß. Ich ſetze mich alſo gleich hin, und will nicht aufſtehn bis der Brief expedirt iſt.

Im Juli, als ich Ihnen zuerſt ſchrieb, hielt ich's für wahrſcheinlich, daß man mich veranlaſſen würde, nach Wien zu gehn, und dann hofft' ich Sie zu ſehn. Die Erwartung hab' ich aber längſt fahren laſſen. Die Sachen gefallen mir überhaupt mehr und mehr beſſer wie die Menſchen, und im chemiſchen Manufacturfach iſt hier noch Vieles zu thun. — Einer meiner Freunde hat das Raffiniren der Zucker ſo ſehr vervollkommt, daß er ¼ mehr Ertrag erhält, als nach der gewöhnlichen Art. Man bot ihm für ſeine patentirte Erfindung 40,000 Pfund Sterling, die er ausſchlug. — Er veräußerte aber, an Einzelne, das Recht, ſich derſelben zu bedienen, und hatte ſich ſo ſchon ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling verſchafft, als ihn der Tod abholte. Er ſtarb vor einigen Wochen. Eine Tochter und ſein Bruder, der Herzog von Norfolk, ſind untröſtlich über ſeinen Verluſt. — Ich fürchte mich, ich weiß nicht warum, vor einem ähnlichen Schickſal. Wenn mir's in weltlichen Dingen mal recht gelingt, ſo wird's gewiß nicht lange dauern. — Dies hindert mich aber nicht, fortzuarbeiten. Seit ich hier bin, hab' ich eine Aſſociation zu Stande gebracht zwiſchen mir ſelbſt, einem reichen jungen wiſſenſchaftlichen Mann, deſſen Steckenpferd die Chemie iſt, und einem Schwaben, der in Frankreich zu großen chemiſchen Operationen erzogen worden. — Wir kauften ein großes Etabliſſement an der Themſe, eine halbe deutſche Meile von der Stadt, deſſen Beſitzer kürzlich ſtarb. — Da deſtillirt und reinigt man Holzeſſig nach einer neuen patentirten Methode, und fabrizirt alle die Waaren oder Artikel, die mit Eſſig was zu thun haben — als Spangrün, Bleizucker, auch Soda — und viele andere. Der Gewinn darauf iſt von 100 bis 200 Prozent, ſo viel einfacher, ſchneller und beſſer iſt unſere Art zu erbeiten. Es fehlt aber an Schwierigkeiten nicht. — Die Nachbarn ſagen, die Fabrik verfälſcht die Luft, und wollen uns forttreiben, vorzüglich weil unſere Arbeiter alle Deutſche ſind. Die Conſumteurs ziehn die gekannte, ſchlechte, theuere Waare der ungekannten, wohlfeileren, ſchönern vor, u. ſ. w. — und dieſe Schwierigkeiten machen vorzüglich mir zu ſchaffen, denn der Engländer giebt das Geld, der Schwabe dirigirt die Fabrik, und ich das Ganze. — Ueberdies hab' ich noch ſelbſt ein Laboratorium, wo ein Arbeiter unter meiner Anleitung den Chromat von Blei fabrizirt, — die ſchöne neue gelbe Farbe, — wozu ich die Materialien mit von Amerika brachte. — Wir haben auch ein Patent für eine neue Art, das Holz zu verkohlen. — Man erleuchtet hier mit Steinkohlengas die Stadt. — Mit dem Holzgas verkohlen wir das Holz. Das eingeſchloſſene Holz iſt oben. Sein herunter geleitetes Gas wird Flamme unten. Es verkohlt ſich mit ſeiner eigenen Hitze. — Ich verhandle jetzt mit dem Gouvernement die Anwendung dieſer Erfindung in ſeinen Pulverfabriken. — Und ſo bin ich denn den ganzen Tag, von 8 Uhr Morgens auf den Beinen, während die Mädchen leſen, ſchreiben, ſpielen, ſingen, Muthwillen treiben u. ſ. w. — um 5 Uhr wird gegeſſen — von 7 bis 9 nehmen die Geſchäftsſchreibereien weg — um 9 Uhr wird Thee getrunken, von 9 bis 12 Uhr beſchäftigen wir uns mit Phyſik, Mineralogie, und dergleichen, machen allerlei Experimente mit Luftpumpen, elektriſchen Maſchinen u. ſ. w., und amüſiren uns höchlich. Gegen 1 Uhr gehen wir zu Bette und ſchlafen ohne uns zu rühren. — Dies iſt buchſtäblich unſere Tagesgeſchichte, worin nur gelegentlich das Schauſpiel, die Oper, ein Ball, eine Einladung, eine Spazierfahrt — einige Veränderungen machen. — Es ſoll mir indeſſen künftig, wenigſtens an Sie und Ihre liebe Frau zu ſchreiben, ein Stündchen übrig bleiben. — Ich freue mich der vielen Dinge, die ich in den letzten 12 Monaten in Anregung gebracht, und zum Theil zu Stande gebracht habe. Wenn mir's vollkommen gelingt, ſo habe ich für meine übrigen Lebenstage Ruhe. — Auch hoffe ich, während des Winters die Maſchine ſo vollkommen und regelmäßig in Gang zu bringen, daß wir im Sommer eine Ausflucht nach Frankreich und Deutſchland machen können, wonach uns Allen recht lüſtet. —

Von Gentz habe ich, ſeit fünf Wochen, einen noch unbeantworteten Brief von dreizehn Seiten. „Er ſelbſt habe ſich in das Finanzfach geworfen, da doch die Politik jetzt nicht viel zu thun gebe — die vielen Gründe, warum man im Plan die von mir mißbilligte Veränderung (oder vielmehr den Zuſatz) habe machen müſſen, würden ein Buch erfordern. Die Leute ſeien ſo dumm, das Mißtrauen ſei ſo groß, das Andringen ſo unbändig. Es ſolle indeſſen Alles gut werden am Ende. Mein Hinüberkommen wäre recht ſchön. Auch woll' er, bei der Zurückkunſt nach Wien (er war im Bade) gleich ſehn, daß man mir zur Reiſe Luſt mache" u. ſ. w. u. ſ. w. — Der Zuſatz hat, für die gute Sache, beinahe Alles unwiederbringlich verdorben, wenigſtens das Erreichen des guten Zwecks unendlich erſchwert. — Mit einem ungeheuern baaren Geldvorrath wäre die Maßregel kaum vernünftig geweſen; mit einem beſchränkten (wo denn die ſchon erfolgte Einſtellung derſelben unausbleiblich) war ſie ganz ungeheuer dumm. — Die Bank ſollte das Mittel, das Werkzeug der ruhig durchzuführenden, großen Operation werden. Guten Glauben und Vertrauen wieder zu begründen, war die erſte Rückſicht. — Der Ueberfluß des geſunkenen Papiergeldes diſponirte das Publicum, zur Bank begierig zu unterſchreiben. Der Münzvorrath des Gouvernements konnte der neuen Inſtitution Gewicht und Kraft geben. Statt dieſe günſtigen, zum Zweck ſchnell führenden Umſtände klug zu benutzen, wirft man die Alternative hin, läßt durch's angebotene Abbezahlen der ⅔ (der Cours war zwiſchen 300 und 360) einen augenblicklichen Gewinn von 30 bis 40 Procent wahrnehmen, ohne die Obligationen für die ⅓ auch nur in Anſchlag zu bringen. Die Bankſubſcription wird nun vernachläſſigt, auf die ⅔ ſtürzt ſich Alles hin — die Banknoten ſind dem Publicum nur Anweiſungen auf Geld, um ſo mehr, weil doch Jeder ſchon fühlt, es könne ſo nicht fortgehn. Das Gouvernement muß endlich die Maßregel zurücknehmen, die Zahlungen einſtellen, und der Credit der Bank wird ſchon zertreten, ehe ſie einmal angefangen hat zu exiſtiren, — und dies hätte Gentz nicht vorhergeſehn? — Die Erſten, welche im Geheimniß waren, die Erſten für die ⅔ an der Thür — waren doch in großem Vortheil —! Daß meine ehrlich gemeinten, uneigennützigen, vernünftigen Vorſchläge eine Einleitung, ein Inſtrument zu Privatſpeculationen geworden ſind — iſt doch ärgerlich, wenn man ſich über's Alltägliche und Gemeine ärgern dürfte! — Es iſt aber ſehr natürlich, daß man nicht ſehr begierig ſein kann, mich in Wien zu ſehn. — Wenn ich Zeit hätte, und es der Mühe ſich lohnte, ſo ließe ſich ein recht intereſſantes Pamphlet über dieſe Geſchichte ſchreiben. —

Meinen Aufſatz gegen Niebuhr hat Gentz noch. Ich ſchreib' ihm, ihn zu verbrennen. — Niebuhr iſt abweſend, und der Zeitpunkt vorüber. — Daß der Aufſatz von Paris aus den Eindruck gemacht, und die Bewegung veranlaßt hatte, wovon Sie ſchreiben, war mir ganz unbekannt. Ich wäre gern in Deutſchland, wo ich doch Vieles fände, das mir fehlt — auch Sie Beide — und wo mir's recht wohl ſein würde, vorzüglich wenn ich Alles mitbrächte — wo ich auch noch Manches wirken könnte — aber es iſt am beſten, jetzt hier fort zu arbeiten, um mich, vielleicht, nach einiger Zeit dort in der gewünſchten Lage zu befinden, wenn ich nicht alt werde, und ſteif und kalt, eh's ſo weit kömmt. —

Es überraſchte mich recht, Sie in Karlsruhe zu wiſſen. — Da machte ich meine erſten Studien. Der vor einiger Zeit verſtorbene Staatsrath Brauer (dort in hohem Andenken) war mein Vetter. Mit ihm lebt' ich drei Jahre im Hauſe. — Auf der Reiſe nach Wien — nach zwanzigjähriger Abweſenheit — kam ich durch Karlsruhe. Ich kam an in der Nacht. — Der Vetter — todt. Hofrath Böckmann — den ich ſehr geliebt, dem ich Vieles dankte — todt. Dieſer todt — jener todt — nur Tittel, der Kirchenrath, (Logiker, Metaphyſiker) an dem hing noch Leben. — Wenn die Bekannten, Geſchätzten, ſo allmählig ſterben, bemerkt man's nicht, aber nach ſo langer Abweſenheit iſt's wie eine Schlacht. —

Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbekannten Straßen — durch die Schneckengänge und Alleen im Garten hinter dem Schloß — die Bäume, die Sitze, waren noch da, die Atmoſphäre herum war dieſelbe — die Sterne ſtanden auf den alten Plätzen, und die Erinnerung erſter romantiſcher Gefühle und Abentheuer war in mir lebendig. Aber ich fühlte mich äußerſt allein — was ich noch liebte, jenſeits des Meeres — ich fuhr in derſelben Nacht noch weiter. — Jetzt bin ich hier, und die ſind mit mir; und Sie in Karlsruhe! —

Ueber dies Land und Vieles hätte ich Ihnen viel zu ſagen. Dies muß ich verſparen.

Mein Vetter Brauer hat eine Wittwe hinterlaſſen, eine zweite Frau, die eine vortreffliche Frau ſein ſoll, die ich nie perſönlich kannte. — Sie können vielleicht mit ihr bekannt werden. An ihre Vorgängerin, meine Pflegemutter, ſchrieb ich im Jahre 1793 von Leipzig aus, einen ſehr langen Brief, ein Stück Biographie von dreißig bis vierzig Seiten, das viel Eindruck machte, und das ich gern hätte, wenn's noch exiſtirt. —

Die Domeyer war kürzlich in Cheltenham, und erkundigte ſich nach mir. Wenn ſie zur Stadt kömmt, will ich ſie aufſuchen. Graf Bentheim hat London ſchon lange verlaſſen. Paul Eſterhazy iſt ein guter Menſch, und recht freundlich. Das etwas herzliche, öſterreichiſche Weſen der hübſchen Fürſtin ſticht mit der engliſchen Kälte recht ab. Gräfin Münſter hat ein kleines Mädchen, — ſehnt ſich nach Deutſchland.

Prinz Coburg und ſeine Prinzeſſin ſind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin dieſe aufgewachſen iſt, hat ſie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfiſche Abnutzung und Verärmlichung verhindert, die im Hochleben ſo gemein ſind. Sie fühlt ſtark, und will ſtark. Im Trauerſpiel weint ſie Güſſe, lacht im Luſtſpiel, daß der Buſen ſchüttert. Sie nickt auch im Schauſpiel ohne Umſtände denen zu, welchen ſie wohl will — eine ſonderbare Prinzeſſin, aber ein intereſſantes Geſchöpf. — Prinz Coburz hat mich gefragt, wo Profeſſor Köſel ſei? Wiſſen Sie's? —

Herr Küper — Hofprediger hier — vormals ſechs Jahre Lehrer oder Hofmeiſter in meines Vaters Hauſe, war viel um die Prinzeſſin Charlotte, und unterrichtete ſie im Deutſchen. — Ich habe viel Intereſſantes, ſie betreffend, von ihm gehört. —

Adam Müller ſchreibt in Leipzig allerlei, das mir nicht gefällt, allerlei Beſchränktes. Die ungeheuren Ausgaben Englands auf den Continent während des Krieges, brachten den Cours herunter, in natürlichen Worten — machten engliſches Geld, machten Pfund Sterling ſpottwohlfeil; folglich kamen auch die engliſchen Waaren dem auswärtigen Conſumenten wohlfeil zu ſtehn; folglich war der Abſatz groß; folglich vermehrte ſich —

unverhältnißmäßig — die fabrizirende Klaſſe; folglich fütterten — indirect, aber doch recht wirklich, die ungeheuern, von den Bemittelten bezahlten, im Auslande ausgegebenen, als Prämie auf Ausfuhr operirenden Taxen — die arbeitenden Ärmeren. Der Krieg, die Taxen hören auf, oder vermindern ſich, der Cours wird beſſer (wie man zu ſagen pflegt), alſo engliſche Waaren theurer, und die Ausfuhr bedeutend geringer. Man findet, daß man für die regelmäßigen Weltverhältniſſe, und Englands natürlichen Antheil an der allgemeinen Thätigkeit, ein paar Millionen Menſchen hier zu viel hat — die Noth und Elend allmählich aufreiben muß. — Dies iſt die wahre Erklärung des jetzigen Zuſtandes der Dinge hier. Dazu kommt noch, daß des Kriegs Aufwand und Verſchwendung nicht mehr exiſtiren; daß die vorzüglich leiden müſſen, welche davon lebten; und daß immer die neuen Leidenden ſchreien, und Lärm machen, während die Leidensgewohnten in der vergangenen Zeit, und denen es nun wohl wird, ſich ganz ruhig halten. — Es giebt hier viel einzelne Bewegungen, und wird deren noch mehr geben, — aber das Lebensprincip des Staats iſt ſtark und ungeſchwächt, und Alles wird ſich ins Reine arbeiten.

Während dieſer Kriſe iſt es ganz natürlich, daß die, in ungebührlicher Menge verfertigten, angehäuften Waaren verſchleudert, weggegeben werden, aber es iſt nothwendig, daß dieſer Zuſtand vorübergehend ſein muß. — Warum erhebt denn Adam Müller ſeine Stimme, und macht anerkannt wahren Grundſätzen den Krieg? — Wenn Manufacturiſten vorübergehend leiden, ſo befinden ſich auf der andern Seite die Conſumirenden — die größere Anzahl — um ſo viel beſſer. Ein Staatsmann ſollte auch Ohren haben für die Stillen!

Daß in der Staatenfamilie, wie in der einzelnen Stadt, Jeder mache, was er am beſten verſteht, und daß ſich die Producte frei und ungeſtört vertauſchen: das iſt die wahre Lehre; dabei kommt ungezweifelt heraus das Beſtbefinden der Maſſe; daran ſollte man ſich halten, wie ſich die Natur an die großen Grundſätze hält, trotz gelegentlicher Erderſchütterungen und Peſtilenzen. — Wer immer den flüchtigen Umſtänden begegnen will, wird nie fertig, und erzielt nichts am Ende. —

Hier wird man gewahr, daß der Handel nicht wegen des Syſtems, ſondern trotz des Syſtems geblüht hat, und daß das Syſtem nichts taugt. — Und Adam Müller predigt, man ſolle das Syſtem nachahmen! —

Hier wird man gewahr, daß, wer abſetzen will, auch brauchen muß; daß aller auswärtiger Handel — daß aller Handel — ſich in Tauſch auflöſt. Daß, wenn eine Nation nur verkaufen will, der Cours nothwendig ſich ſo heben muß, daß aller Abſatz aufhört; daß man alſo keine Art von Induſtrie zwangsweiſe haben muß, wenn man einen geſunden Handel haben will, ſondern Alles gehen laſſen muß ſeinen natürlichen Gang. — Nach dieſer Anſicht hat man im letzten Tractat mit Amerika gehandelt — nach dieſer möchte man immer handeln, nur daß man vom langbefolgten fehlerhaften, alten, kurzſichtigen Syſtem auf Einmal nicht abkommen kann. — Und dies Syſtem will nun Müller den Deutſchen anempfehlen, den Deutſchen aufbürden! Oder iſt die chineſiſche Mauer wünſchenswerth? Das will mir nun einmal nicht in den Sinn, — denn die Reibung — individuell, oder national — bringt den Menſchen doch eigentlich erſt heraus, und vollendet ihn, und erhebt ihn! — Ich muß wohl aufhören, — die Mädchen kommen immer herein, und denken, daß ich ungebührlich lange ſitze. — Auch haben Sie für diesmal wohl genug! Ich habe nicht Zeit, das Geſchriebene zu durchleſen — entſchuldigen Sie mein Deutſch u. ſ. w. —

Laſſen Sie Ihren Brief nicht regiſtriren. Der letzte machte mir die Reiſe einer deutſchen Meile, und beinahe eine halbe Guinee Unkoſten, doch war das Vergnügen wohlfeil erkauft. Leben Sie Beide herzlich wohl.

E. Bollmann.

15.

London, den 28. November 1817.

Beide Ihre Briefe, lieber Varnhagen, und den von Ihrer lieben Frau, habe ich richtig erhalten. Wie ſoll ich Ihnen erklären, daß ich den erſten ſo lange nicht beantwortet? Ich bin immer in einem Gedränge von Geſchäften geweſen — ich ſchrieb mehrmals mehrere Seiten — wurde unterbrochen — nachher paßte das Geſchriebene nicht mehr zu den veränderten Umſtänden — der veränderten Stimmung. So gerieth die Antwort denn in Aufſchub, und Sie wiſſen, wie's in ſolchen Fällen geht.

Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre Bemühungen in Betreff der Papiere. Sie ſind in guten Händen. Wenn Sie wieder eine Gelegenheit haben, wie die mit Bülow, ſenden Sie mir dieſelben zu.

Meine Lage hier iſt noch immer zu ungewiß, ich bin ſelbſt hier zu wenig feſt, um dem von den Karlsruhern Empfohlenen dienen zu können; als junger Mann war er überdies von ſehr beſchränkten Fähigkeiten, und flüchtig. Wie er ſich ausgebildet haben mag, weiß ich nicht.

Mein intimſter Jugendfreund, Doctor Boeckh, wohnt in Lörrach, ohnweit Baſel. Ich möchte gern ſeine Art von Exiſtenz und gegenwärtigen Verhältniſſe kennen. Wenn Sie in die Gegend kommen, beſuchen Sie ihn! Mein Name iſt genug. Wir wechſelten einige Briefe, wie ich in Wien war. Er iſt gebürtig von Karlsruhe.

Ich habe, ſeit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, viel Mühe und Arbeit gehabt. — Einen fatalen Aſſocié in meinen Geſchäften hatte ich los zu werden — Vorurtheile wider neue Conſumtionsartikel zu bekämpfen — mit der Excis-Behörde (Excise-Office) mich abzufinden — beunruhigte Concurrenten zu beſänftigen u. ſ. w. — Alles das habe ich nun ziemlich in's Reine gebracht, und wenn die Maſchine einmal gehörig im Gange iſt, ſo wird ſie wohl von ſelbſt gehn; oder nur wenig unmittelbarer Aufſicht benöthigt ſein. — Ich bilde jetzt einen geſetzten Mann, dem ich dann die Leitung anvertrauen kann, damit meine eigenen Bewegungen frei bleiben, welches ich vorzüglich wünſche.

Ihr letzter Brief, und der recht liebe von der Frau, fanden mich krank im Bette — ein Herbſtfieber, — das den Mädchen mehr Noth machte, als mir. Ich wußte nicht, ob's nicht anſteckend ſein könnte, und es war doch unmöglich, ſie von mir abzuhalten. — Wie ich beſſer war, ging ich nach Paris — nur auf eine Woche, ein Geſchäft mit A. Baring abzumachen — mich zu erfriſchen. Beſonderes fiel nichts vor. Indeſſen hörte ich die Catalani ſingen, und Schlabrendorf ſprechen. Das verlohnt ſich ſchon der Mühe. Ich habe auch Henriette Mendelsſohn geſehen, A. W. Schlegel, die Herzogin Broglie, und einige Andere.

Die franzöſiſche Sache ſcheint allmählig Geſtalt und Feſtigkeit zu gewinnen, aber die deutſche — giebt es denn eine deutſche Sache? Es gährt doch gewaltig, und wenn ich etwas von moraliſcher Chemie verſtehe, ſo muß es beim Gemiſch ſo mancher heterogener Elemente bald zum Aufbrauſen und Platzen kommen. Dann wird's allerlei dramatiſches Spectakel geben, und das wird Ihnen eben recht ſein.

Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen geſehn, — er iſt recht freundlich, findet die engliſchen Nebel ganz anders wie die deutſchen — ſie ſind pittoresk und impoſant. Uebrigens ſcheint er ſich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zweckloſen Gedränges bemerken. — Bülow ſcheint ein wackerer junger Mann zu ſein. Graf Münſter hat zwei Kinder, und nimmt ſich häuslich ſehr würdig aus, auch arbeitet er viel. Seine Frau — mit allen Vortheilen — fühlt ſich doch verpflanzt, und ſehr verpflanzt.

Der Tod der Prinzeſſin Charlotte hat viel ungeheuchelte Thränen fließen gemacht. Meine Töchter konnten, viele Tage durch, die gewohnte Herzensruhe nicht wiederfinden, und dieſe Stimmung war allgemein. Das ſchöne Beiſpiel einer moraliſch reinen und höchſt glücklichen Exiſtenz hatte für die Prinzeſſin und den Prinzen ein ſehr großes, allgemeines, lebhaftes Intereſſe erweckt, dem viele, nun zerſtörte Hoffnungen ſich anſchloſſen. Eine ganze Reihe von Ideen und Gefühlen treiben ſich nun im Leeren herum, ohne ſich wo anſchließen zu können. Denn mit der künftigen Succeſſion ſieht's nun weitläufig aus. — Prinz Coburg ſteht ſchön vor der Nation da. Wenn er in der öffentlichen Meinung die Aſſociation mit der geliebten Verſtorbenen nicht unterbricht, und hervorſtechend der edle Mann, von unbeſcholtenen Sitten, unter dem corrumpirten Geſindel bleibt, ſo können, meiner Meinung nach, weitere Ereigniſſe ſeine Tage ſehr bedeutend machen. — Aber da liegt noch ſo viel dazwiſchen, und ſo Wenige bleiben unter veränderten Umſtänden dieſelben. —

Es freut mich recht, daß Ihnen — liebe Freundin — die Engländer in Brüſſel ſo gefielen. Das Sinnige, Vernünftige, Gutbeſorgte, Ueberlegte, Geordnete, der Regel, ſtatt der Willkür und Laune Unterworfene — würde Sie hier in Allem — im Vieh wie im Menſchen, im Lebloſen wie im Belebten anſprechen. Sie würden überall bemerken, daß es hier zu Lande gerichtliche Gerechtigkeit giebt für ein mißhandeltes Pferd, für eine mißhandelte Ziege (man hat juſt zwei ſolche Proceſſe entſchieden), wie für einen mißhandelten großen Herrn, und ſelbſt den Straßen und Heerſtraßen ſehen Sie's an, daß der Fußgänger im Staat eben ſo viel gilt, als der ſich in Karoſſen Herumtreibende, oder doch etwas, und was Bedeutendes gilt. In dem Allen — in der *durchgängigen* Herrſchaft der Regel, ſtatt des Anſehns und der Willkür, liegt eben das *Freie*. Das möchten ſie auch jenſeits der See wohl, aber das geht doch aus dem Geweſenen hervor, und kann auch nur aus dem Geweſenen bleibend hervorgehn. Das ſcheint man nicht begreifen zu können! Deßwegen ſetzt ſich der Deſpotismus ſublimer Conceptionen, die dann doch auch an Narrheit gränzen, ſo oft an die Stelle des Deſpotismus verjährten Dünkels, und wird in ſeiner Ruhe bald wieder ein Opfer des kräftigern Deſpotismus gemeiner Ränke, und grundſatzloſer Conſequenz. — Alles bleibt am Ende oft beim Alten, weil man anfängt, wo man endigen ſollte. Möchten doch Ihre wackeren Studenten auf drei oder vier Jahre unter den engliſchen Bauern auf Univerſitäten gehen!

Ich liebe die Engländer in *Maſſe*, und wer ſie nur im Auslande einzeln ſieht, der kennt ſie nicht. Das Nationalgefühl iſt indeſſen weſentlich zur glücklichen Exiſtenz unter ihnen. Mir Fremden — wiewohl ich's nun kaum bin — iſt für den Lebensgenuß das heitere Frankreich lieber. — Ein Engländer iſt mir immer nur ein Theil eines Ganzen, dem ich nicht angehöre, und der mich nicht braucht, während im Deutſchen und Franzoſen oft ein Ganzes mich anſpricht, dem ich viel ſein kann. — Ueberdies iſt Vieles auf dem feſten Lande ſo gemüthlich und zuſagend, mir wenigſtens, der früheren Aſſociationen wegen! — Kurz, ich ſuche hier frei zu bleiben, und mich ſo einzurichten, daß ich bald — vielleicht nächſten Sommer — meinen Töchtern das Vergnügen einer Reiſe nach Frankreich upd Deutſchland machen kann. — Wenn ich mit einem Frauenzimmer bekannt werden könnte, das etwas Schönheit, etwas Geld und viel Vernunft beſäße, und nicht leiden möchte, ſo würde ich mich wieder verheirathen — denn ſo allein zu ſein in der Welt mit zwei jungen Dingern hat viel Unbequemes, und der Gedanke, künftig, ohne ſie, noch mehr allein zu bleiben, iſt wenig erfreulich. — Laſſen Sie mich alſo immer wiſſen, wo Sie ſind, damit wir Sie finden, und Ihnen begegnen können.

Politiſch iſt Alles hier ſehr ruhig. Der Wohlſtand hebt ſich. Die Folgen des ſchnellen Ueberganges vom langen Kriege zum allgemeinen Frieden — die Stockungen und partielle Noth, die dadurch veranlaßt wurden, vermindern ſich täglich, wie die Induſtrie in einen regelmäßigen, dem verminderten Zuſtand der Zeiten angemeſſenen Gang zurücktritt. —

Iſt **Malthus** letzte (dritte) Ausgabe ſeines Werks „On population“ in's Deutſche überſetzt und geleſen worden? Wie ſteht's denn mit Adam Müller? Es ſcheint mir, als ob ihm etwas den Kopf verdreht hätte! — Gentz ſchreibt mir viel Artiges — man brauche in dieſen verkehrten Zeiten ruhige, ſinnige Leute, wie ich u. ſ. w. — das ſagt ſich wohl, doch ſcheint es Niemand zu wollen.

Wenn Sie's nicht müde ſind, an mich zu ſchreiben — halten Sie mich unterrichtet m[illegible]an, was in Deutſchland vorgeht, und das ich aus anderen Quellen nicht lernen kann. Ich werde künftig mehr Muße haben zum Antworten. —

Leben Sie recht herzlich wohl, erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief, und laſſen Sie mich wiſſen, daß Sie Beide ſo wohl und glücklich ſind, wie ich's wünſche. Briefe, ganz einfach an mich addreſſirt, werden mir ungeöffnet zukommen. Auch können Sie mir, wenn Sie Gelegenheit haben, durch die engliſche oder hannöverſche Geſandtſchaft ſchreiben, oder auch durch die preußiſche, wenn Sie's vorziehn. **E. Bollmann.**

16.

London, den 13. April 1819.

Sie werden daraus, daß ich Ihren und Ihrer lieben Frau Gemahlin Briefe ſo lange nicht beantwortet habe, hoffentlich nicht ſchließen, daß ſie mir gleichgültig waren. Im Gegentheil, ich habe ſie recht mit Freude geleſen, aber zum Schreiben und Antworten kann ich oft nicht kommen. Es liegt mir ſo Vieles auf, das beſorgt ſein will — und dann denke ich immer, ich werde Sie Beide bald ſehn. Aber der gewünſchte Augenblick, wiewohl er ſich immer zu nähern ſcheint, will immer noch nicht kommen.

Ich habe kürzlich über die bedeutende Frage der Zurückkehr zu Münzzahlungen an der Bank ein kleines Werk geſchrieben, worin ich ſage, was Viele denken, aber doch zu ſagen ſich fürchten. — Ich ſchickte einige Exemplare an Treuttel und Würtz in Paris, mit der Bitte, Ihnen eins davon zukommen zu laſſen. Ich hoffe, Sie haben's erhalten.

Die Frage iſt hier, wie alle ähnliche, Partheifrage geworden, und das rein Vernünftige wird hoffnungslos gepredigt, und der Prediger nicht ausposaunt, weil ſich die regen Leidenſchaften ſolcher Lehre am innigſten anſchließen. Die Oppoſition — worunter ich meine beſten Freunde hier habe — ſucht vor Allem und in Allem, was das Miniſterium in Noth bringen könne — das Gemeinbeſte iſt nur Nebenſache. Das Miniſterium ſucht vor Allem und durch Alles ſich zu erhalten, und deßwegen wagt auch Vanſittaert, mit den Uebrigen, nicht die beſte Maßregel auszuſprechen, und zu ſuchen, wenn er denkt, ſie könnte der Menge doch mißfallen, die noch abergläubiſch, und mit engliſcher Zähigkeit, an der Idee des Goldes hängt. — Indeſſen werden meine Verhältniſſe immer intereſſanter, und die Schrift ermangelt nicht, viel Aufmerkſamkeit zu erregen.

Ich ſehe, Sie haben kürzlich Couriere abgefertigt, — ſagen Sie mir denn doch, ob man dieſe That Sand's als eine individuelle betrachten muß, oder als den erſten Ausbruch einer Diſpoſition, die ſich weiter, vielfältiger, und erſchütternder äußern wird. Laſſen Sie mich doch wiſſen, wie Sie das Alles anſehn?

Wieſel, wie ich von Gentz höre, iſt von Wien abgegangen. — Ich ſtelle mir vor, er hat bei Ihnen angeſprochen, auf ſeinem Wege hieher, und vielleicht iſt er noch in Ihrer Nähe. In dem Fall ſagen Sie ihm doch, die Idee der Ueberkunft aufzugeben. Er wird Zeit und Mühe und Geld verlieren, denn ſeine Erfindung iſt nichts werth.

Meine Töchter ſind geſund und wohl, und beſchäftigen ſich jetzt mit der Erlernung der deutſchen Sprache. — Wer wird denn hierher kommen an Humboldts Stelle, und was macht dieſer? —

Es iſt Alles hier in England ſo geſpannt, daß einige bedeutende Fehler, von der Adminiſtration begangen, und ſie iſt deren fähig — leicht ſeriöſe Folgen haben könnten. In Amerika iſt es anders. Der junge Staatskörper iſt dort ſo voll von natürlicher Lebenskraft, daß ſelbſt Unordnung und ein bischen wüſtes Leben ihm nichts anhaben können.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau recht herzlich von mir. Dieſen Sommer ſehn wir uns vielleicht. Laſſen Sie mich Ihre wahrſcheinliche Bewegungen kennen, und ſagen Sie mir auch, was für Gedanken Sie denn jetzt am meiſten beſchäftigen. Leben Sie herzlich wohl, und antworten Sie mir prompt, — ich will auch gewiß ein beſſerer Correſpondent ſein künftig.

E. Bollmann.

VI.

Mit dieſem letzten Briefe hören unſre Nachrichten auf; nur durch die öffentlichen Blätter erfuhren wir nach einiger Zeit, daß Bollmann im Jahre 1821 eine neue Reiſe nach Amerika unternommen, und zwar diesmal nach Weſtindien und den ehemaligen ſpaniſchen Beſitzungen des Feſtlandes, um wichtigen Anleihe- und Waaren-Geſchäften, bei welchen wiederum das Haus Baring betheiligt war, perſönlich vorzuſtehen. Im Laufe dieſer Betreibungen, denen ein unermeßliches Feld eröffnet, und großer Gewinn vorauszuſehen war, ereilte ihn unvermuthet der Tod. Er ſtarb am 10. December 1821 zu Kingſton in Jamaika an einem hitzigen Fieber, das er ſich durch zu große Arbeitſamkeit zugezogen hatte. Seine beiden Töchter, Karoline und Eliſabeth, waren in London geblieben, und ſind ſpäterhin, nachdem ſie das Ableben ihres theuern Vaters tief betrauert, wie wir hören, in glücklichen Verhältniſſen nach Nordamerika zurückgekehrt. Wir aber ſchließen unſern Abriß mit der Betrachtung, daß, wie es als das ſchönſte Loos des Menſchen erſcheint, wenn ſeinem eingebornen Streben aus allen Verwirrungen der Welt die richtige Bahn ſich immer wieder klar hervorhebt und unabſehbar neue Zielpunkte zeigt, wir es auch in dem Scheiden Bollmanns tröſtlich anerkennen dürfen, daß er, ſeinem Sinne, ſeinen Fähigkeiten und Wünſchen gemäß, bis zuletzt in ſeinem Elemente kräftig fortſchwimmt, und nicht in trauriger Abnahme, ſondern in freudiger Steigerung ſeines Wirkens und Hoffens, bei noch friſchem Wetteifer der Geiſtes- und Lebenskräfte, zum dunkeln Uebergange abgerufen wird, welchen als den verheißungsvollen Eintritt zu höheren Entwickelungen und Thätigkeiten er längſt gewohnt war feſt und muthig anzuſchauen.

Vier Stunden aus meinem jungen Leben.

Von A. Bernſtein.

1.

Was iſt Erinnerung? ſagt es mir, ihr Pſychologen, die ihr in die Herzenskammer des wunderlichen Geſchöpfes, das man Menſch nennt, einen Blick geworfen habt; ſagt es mir, warum es der Seele ſo wohl thut, wenn ſie eine helle Stunde repetirt, warum es dann iſt, als freue ſie ſich wieder in eine bekannte, alte heimiſche Gegend mit einem Male verſetzt worden zu ſein; warum es ihr ſo wohl thut, ſich zurückzuziehn in ſich ſelbſt gleich einer Schnecke, die plötzlich berührt wird; warum ſie ſo gern die Fühlhörner der geiſtigen Kraft in das Herz, das enge und doch ſo weite Grab unſrer Leiden und Freuden, hinein ſenkt, und dort ſo oft an großen Grabhügeln, wo ganze Geſchichten unſres Lebens, ganze Jahre, ganze Perioden, ja, eine ganze Kindheit, eine ganze Jugend, ein ganzer Himmel von Liebe vergraben liegt, vorübergeht, und nach einem einſamen Winkel ſich wendet, und an die goldene Repetir-Schnur eines einzigen Moments zieht, und die Gedächtnißglocke lange, lange läuten läßt mit ihrem wunderbaren alten, in Wohl und Weh verhallenden Ton? — Das Wie des Lebens hat der menſchliche Geiſt vielfach beantwortet, und man ſpricht von unſern Erinnerungen, wie von Linien, man nimmt Strahlen und Winkel und Reflexe, ein Nach-, Mit-, Neben- und Gegeneinander unſres Erinnerungsvermögens an, als hätte der liebe Gott bei der Schöpfung des Menſchen ſich ja in Acht genommen, keine mathematiſchen Fehler zu begehn, als hätte er die Seelen nach Maaß und Gewicht, und die Kräfte nach der Muſterkarte eines Profeſſors eingetheilt.

Aber das Warum, ja, das Warum iſt das ewige Räthſel, bei dem der menſchliche Geiſt eher erblindet, als daß er einen Strahl der Auflöſung ſieht. Das Warum iſt die hohnlachende Frage, die der Wurm, den unſre Ferſen zertreten, uns, den Gott ſich denkenden Geſchöpfen aufgiebt; es iſt die Hand, die den Grundſtein zum Tollwerden unſres Verſtandes legt; es iſt der rieſige Arm eines ſpottenden Wegweiſers, der an der Grenzlinie unſres Geiſtes ſteht und uns den Rückweg anzutreten befiehlt. Es iſt die Scheidewand zwiſchen Gott und Menſchheit!

Welcher Menſch hätte nicht Vieles erlebt? kann Einer aber die Stunden ſeiner heftigſten Gemüthsbewegungen alle aufzählen? Hunderte ſinken in das Meer der Vergeſſenheit, das Andenken ſelbſt iſt geſtorben, und es iſt, als ob ſie nie dageweſen wären. Wenige aber tauchen unter tauſend Geſtalten immer neu im Herzen des Menſchen auf, ohne Willen, ohne Zuthat ſeines Geiſtes, ohne daß man die Kraft beſitzt zu widerſtehen. Gewaltſam muß man im Geiſte die längſt verwichenen Stunden durchleben, wehmüthig weinen bei verfloſſenen Schmerzen, und ſchmerzlich lächeln bei verfloſſenen Freuden. Warum aber gerade tauchen dieſe Stunden ſo oft, ſo unwillkührlich auf??

Auch in meinem Leben gab es ſolche Stunden, die vor allen andern ſich in mein Gedächtniß drängen. Dann aber, wann mich die Erinnerung befällt, wird es licht in meinem Innern, und ich möchte die Sonne vor meinem Blicke verſtecken und das Räderwerk des Lebens auf eine Stunde anhalten, auf daß kein Geräuſch mich ſtöre; dann träume ich einen Traum aus meiner früheſten Kindheit, und die erſte Stunde, deren ich mich aus meinem Leben erinnern kann, erwacht und lacht mich an; ich aber ſehe ſie vor mir, wie durch ein Fernrohr klein und rein, klar und edel von einem Sonnengeſpinnſt umflechten, und mit geſchloſſenen Augen in mich verſunken, lächle ich und weine. —

— Denn ich war ein Kind, und es war ein heller Sommernachmittag, als ich in der Stube meiner Mutter zu ihren Füßen auf dem Bänkchen ſaß, und hinausſchaute durch die helle Hausflur auf die weiße, reine Straße. Die Sonne lag weit hinter der Straße und hinter dem Waſſer, das unſerm Hauſe vorüber floß, und hinter dem jenſeitigen Ufer, wo wenige Gebäude ſtanden; aber ihr Strahl lag vor unſrer Thüre auf dem reinen, weißen Pflaſter, auch ſpiegelte er ſich im Waſſer, und auf der Decke unſrer Hausflur, ſpielte der Wiederſchein in goldenen, gebrochenen Streifchen, die durch einander ſprangen, ſo luſtig und ſpaßig, daß ich nicht ſatt ward, es anzuſehn.

Ich fragte die Mutter, wer denn ſo mache? und als ſie mir ſagte, daß es die Sonne ſei, die mit dem Waſſer ſpiele, erwiederte ich erſchrocken und altklug: Wenn ſie nur nicht in's Waſſer fällt!

Die Mutter antwortete nichts hierauf, und ich verfolgte dieſen Gedanken: — Wenn die Sonne einmal in's Waſſer fällt, ſo muß es plötzlich anfangen zu regnen, und es kann nicht aufhören, weil keine Sonne mehr ſcheinen kann. Wenn ſie aber der Bootsmann aus dem Waſſer zöge, wäre ſie nicht mehr blank und würde nicht brennen, weil ſie naß wäre, und man müßte ſie in die Sonne legen zum Trocknen. — Und es fiel mir die Köchin ein, die immer ſo viel Lärmen macht, wenn das Holz nicht brennen will, und — ich weiß ſelbſt nicht was mehr. —

Die Sonne aber war nicht in's Waſſer gefallen, ſondern ſpielte noch immer auf der Decke der Hausflur, und lag noch immer auf der reinen, weißen Straße; und als ich wieder durch die Stubenthür, durch die helle, weite Flur und die Hausthüre hinausſah auf die Straße, ſah ich die Kinder luſtig ſpielen und ſpringen, und hörte ſie jubeln und ſingen, und ich ſprang munter auf und ſah die Mutter wie fragend an. Die Mutter aber hatte geweint — ich weiß noch nicht, warum? —

— Willſt du nicht bei deiner Mutter bleiben, mein Sohn? ſagte ſie zu mir.

Ich vermochte nicht, das Nein zu ſagen. Ich hätte doch ſo gern geſpielt! aber ich ſetzte mich mit einem unterdrückten Seufzer wieder auf das Bänkchen hin, legte meine Arme auf den Schooß der Mutter, küßte ihre Kniee und legte den Kopf auf die Arme. Hinaus zu ſchauen aber, das durfte die Mutter nicht kränken, und ich ſah hinaus, die Kinder ſpielten, und meine Seele ſpielte mit. Die Sonne neigte ſich, und das Steinpflaſter ward roth und röther, und es kam mir vor, als ſei es von Gold und Silber zuſammengefloſſen! Und meine Seele half Steinchen in's Waſſer werfen und trabte auf dem wilden, ſcheuen Steckenpferd, und machte ſich ſelber Muſik dazu, und war ſo taumelluſtig; meinem Herzen aber ward bang, und es wollte hinaus auf das vergoldete Pflaſter, es zuckte mir in Füßen und Händen, und ich hob leiſe den Kopf, ohne daß es die Mutter gewahrte, und lauſchte mit offnem Munde und naſſen Blicken hinaus auf die geröthete Straße und die ſpielenden Kinder.

Die Mutter aber küßte mir die Stirne und fragte mich, was mir der Vater von der Reiſe mitbringen ſoll?

— Eine Sonne! ſagte ich zerſtreut.

— Ja, mein Sohn! eine goldene Sonne in einem blauen Rahmen!

— Und Spielſteinchen und Roſinen! fiel ich ihr in's Wort, und die Mutter lächelte und ſagte: ja!

Sie legte mir den Kopf wieder auf den Schooß und erzählte mir von dem Prinzen, der in der Stadt vor dem Junkerhofe ſteht, der einen Drachen mit ſieben Köpfen getödtet und meine Vaterſtadt gerettet; aber ich ſah doch noch immer hinaus auf die Straße, und meine Sinne verwirrten ſich, und Drachen und Waſſer und Prinz und Kinder und Spielſteinchen gingen mir durch's Gehirn, und ich weinte im Stillen, und wußte nicht, warum? Vor Allem aber kam mir die Straße ſo ſpiegelblank und fremd vor, und die halb dunkle Hausflur auch. In der Stube ward es ſchon ganz dunkel, das Stückchen Himmel aber, das in der Hausthüre lag, ward heller und heller. Endlich kam die Sonne und legte ſich ebenfalls in die Hausthüre und ſtarrte in unſre Stube. Ich ſah ſie voll Furcht an, denn ich glaubte, man könne jetzt nicht aus dem Hauſe gehen. Und es dauerte nicht lange, die Sonne ſank und ſank, bis ſie am Rande der Erde lag und nur halbe goldene Blicke in unſere Stube warf; ein breiter Strahlenſtreif vergoldete die Dielen bis zu meinen Füßen, und ich ſah ihn an und weinte und lachte, und ich zeigte auf die Hausthüre und fragte die Mutter, ob das die goldne Sonne im blauen Rahmen ſei, die mir der Vater mitgebracht?

Sie bejahte, und ich war glücklich! Aber wie lange? Bald konnte ich in meine goldne Sonne nicht ſehen, denn ſie blendete mir die Augen. Ich hielt die Hand davor und ſchloß ſie, aber ich ſah die Sonne noch immer, ſie war grün geworden und ſchien mit hellem, wohlthuendem Strahle in mein Herz hinein, der Rahmen war dunkel, aber meine Seele war hell. Die Sonne wechſelte die Farbe, ward roth und endlich lichtblau, mir ward ſo ſchweigſam, ſo wohl, ich war ſo glücklich! Aber als ich wieder die Augen aufthat, um die goldene Sonne noch einmal zu ſehn, da war ſie ſchon fort. Die Nacht war faſt da, die Stube war finſter. Ich wollte mich zur Mutter wenden, ſie war nicht da. Eine Angſt fröſtelte mich plötzlich an, Alles was ich geſehen, war vorbei. Ich wollte in die Küche zur Mutter eilen, aber der volle Mond fiel durch das Fenſter mir in's Antlitz, ich fuhr zuſammen und ſchrie auf. Die Mutter trat mit der Lampe ein und wunderte ſich über meine Angſt. Ich wußte ihr nicht zu ſagen, was mir fehle? Sie brachte mich in's Bette; aber ich weinte und bat, daß ſie bei mir bleibe, ſie reichte mir die Hand und blieb an meinem Bette. Ich drückte und küßte ihre Hand viel tauſend Mal, und Sonne und Mond, und Kinder und Waſſer ging mir durch das Gedächtniß, und dazwiſchen ſummte das liebe Schlaflied meiner Mutter:

„Nacht drückt die Erde jetzt ſchwer,
Es ſingen die Vögel nicht mehr,
Schlaf ein, ſchlaf ein,
Mein Bübelein!“

Und ich ſchlief ein. — —

Ich habe ſo oft die Sonne und den Mond geſehn; aber niemals wieder ward mir ſo wohl, niemals wieder ſo angſt. Aber oft befällt mich noch gewaltſam dieſe Stunde, und ich durchlebe ſie im Gedächtniß und fühle Alles lebendig wie damals. Doch die Stunde kommt dann nur über mich, wenn ich weder Sonne, noch Mond ſehe, am meiſten aber an wolkenſchweren Tagen und regnichten Nächten. Dann ſtarre ich lange in das Wolkendunkel, oder höre den Regen an Dächer und Fenſter und Straßenpflaſter ſchlagen und ſchließe die Augen. — Die Sonne liegt wieder in der Hausthüre, wie damals, der Mond fällt durch's Fenſter mir in's Antlitz, wie damals, und ich küſſe die Hand der Mutter viel tauſend Mal, wie damals, und lebe noch einmal die erſte helle Stunde meines Kinderlebens. —

2.

Die Kindheit ſelbſt war längſt untergegangen, während ich noch die Augen geſchloſſen hatte, wie damals, als mir die Sonne unterging. Das Knaben- und Schulalter war erſchreckend über mich gekommen, wie damals der Mond durchs Fenſter. Ein ſpärlicher Schein der großen Leuchte Wiſſenſchaft hatte mich getröſtet, wie damals die Lampe der Mutter. Aber nicht der fromme Schlummer war über mich gekommen, ſondern die helle Gluth der Jugend rüttelte mich auf, und das Leben war mir neu. —

Da ward mir der Himmel zu eng und das Herz zu weit, die Erde ſchmolz unter meinen Füßen, und wenn ich des Tages hinausging in die Gottesnatur, zog es mich gewaltſam weit, weit, weit hin über Berge und Thäler, dorthin, wo ſich der Himmel auf die Erde ſtützt, und ich hätte unaufhaltſam hineilen mögen, und ich glaubte, die Halmen müßten meine Füße tragen, ohne daß ſie ſich beugen; und auf der Oberfläche der Meere müßte mein Fuß hinübergleiten, ohne daß ſie ſich bewege, denn die lebendige Seele trüge die Laſt des durchſeelten Körpers. Und wenn ich mich nach ſolchen tiefen Blicken in die Ferne umſah und mich ſo allein fand, da ſank ich oft mit dem Antlitz nieder zur Erde und weinte heiße, ſchmerzlich glückliche Thränen. —

Oft ſchüttelte der Wind die Wipfel über mir, und ich merkt' es nicht; oft thaute die Nacht über mir, und ich merkt' es nicht; oft ging der Mond über meinem Haupte hinweg, und ich merkt' es nicht. Aber wenn ich mich umſah und die Sterne zu mir herablugten, da ward mir's ſo ſtill, ſo aufhorchend; und wenn ich hinauf ſah, kam mir's vor, als fielen die Lichter langſtreifig herab in mein Herz, und meine Seele umzog es, wie undeutliche Erklärung auf myſtiſche Fragen, und lange, volle Worte von unendlicher Weisheit fielen in mein Ohr, die Worte waren unverſtändlich, aber ich lauſchte und hoffte, ſie zu verſtehn; und wenn ich lange gelauſcht und es lange nicht verſtand, kam es mir immer zu Ende vor, als ſei es ein großes, mächtiges Gebet, von unendlicher Wirkung, das ich ſchon einmal vor langer Zeit, ich weiß nicht wann und wo, auswendig wußte und es vergeſſen hätte, und die Sterne erinnern mich daran. Und das Gebet, ich hab' es oft gebetet mit bebender Lippe, es war ſo groß, wie die Welt und unbegreiflich, wie das ganze Weltall.

Da litt es mich nicht mehr in der Heimath, wie ein großes Räthſel lag es mir auf dem Herzen. Löſung mußte mir werden. Aber wie? wußte ich doch das Räthſel mit Worten nicht zu ſagen! War ich doch wie jener König, der den Traum vergeſſen, und die Deutung deſſelben von den Weiſen verlangte!

Und doch ſchien es mir, als läge in der Ferne jedes Räthſel gelöſt, wenigſtens mußte es dort Worte geben, die das Räthſel ausſprechen. Und ich ging oft hinaus auf die Straßen und blickte in die Augen der Wandernden und beneidete jeden Burſchen, der in die Welt ging, und manchen jungen Geſellen redete ich an, und ich gab ihm Alles, was ich hatte, und ließ mir von ihm erzählen wunderliche Sagen, die meine Seele nicht glaubte, aber doch ſo innig begriff.

Eines Abends kam ich nach Hauſe, Augen und Herz und Sinn voll Sonnengold. Seligmatt ging ich auf mein Zimmer und ſank auf einen Stuhl. Ich zündete das Licht an, ſchob es zur Seite, ſtützte die Arme auf den Tiſch und bedeckte meine Augen mit den Händen. Das ganze vorhergegangene Schauſpiel der Natur ging vor dem Auge meines Geiſtes langſam vorüber. Bäume bewegten ſich ſinnend im Abendgolde, Blätter rauſchten, leichte Wolken und Vögel zogen durch den blauen Himmel langſam der Sonne nach, und meine Seele zog mit. Es nachtete wieder hinter mir, doch vor mir lag noch der Tag goldgeſchmückt. Und es kam mir vor, als trügen meine Füße in unausſprechlich ſel'ger Todesmattigkeit mich tiefer und tiefer der Sonne nach. Große goldene Gegenden kamen mir entgegen, und Berge und Felſen und Waſſerfälle und Thäler und Bäume und Hütten zogen mir zu beiden Seiten vorüber. Ich ging weiter und weiter, und ſah mich nicht um, da glaubte ich wieder hinter mir das große Weltgebet der Sterne zu hören, ich ſtand ſtill und horchte, vor mir ging die Sonne unter, es nachtete über mir, ich betete wieder und weinte. —

Als ich wieder die Hände von den Augen nahm, ſtand das Schreibzeug vor mir, ein nüchternes Schulheft gähnte mich an. Das Licht war faſt herabgebrannt, ich wollte ſchreiben und nahm die Feder zur Hand; aber ich konnte meine Gedanken nicht ſammeln. In halbem Leichtſinn und halben Träumen griff ich nach einem Blatt und ſchrieb Etwas nieder von Natur und Herrlichkeit und Flur und Blüthenkleid. Aber wie ward mir! Meine Hand begann zu zittern, und meine Augen wollten in Thränen zerfließen, ich ſchrieb weiter und weiter, ohne Willen, ja faſt ohne Bewußtſeyn. Es war mir, als ſtürzten die Wände meines Zimmers ein, als erwache die Natur über mir, als kläre ſich der Himmel, als verjünge ſich der Morgen! Meine Seele rang ja nach Worten, und es war mir, als hätte ſie dieſelben in reichem Uebermaaß gefunden. Die ganze Kraft des Wortes ſtürmte auf mich ein, ich konnte meine Sehnſucht nennen, meine Bruſt ausſchütten. Der Himmel neigte ſich mit einem Male zu mir herab, ich ſah Alles, was ich ſehen wollte, es geſchah Alles, was ich niederſchrieb; ich fühlte das Sonnenlicht tief in mein Herz hineinſcheinen, wenn's vom Sonnenlichte mir aus der Feder floß, ich hörte den Puls der Erde, wenn ich's mit Worten erwähnte. Ich war mit einem Mal ein Zaub'rer geworden und gebot über Tag und Nacht, denn ich ſah die Nacht, wenn ich ſie beſchrieb, mich durchglühte der Tag, wenn ich ſeiner gedachte; und — was ſollt' ich mich ſchämen, es zu geſtehn, — ich glaubte, der heilige Geiſt der Poeſie küſſe meine Stirne! —

Und ich ſchrieb weiter und weiter, Hand und Herz flogen mir fieberhaft. — Glaubte ich doch jetzt, Alles feſthalten zu können, was der flüchtige Augenblick meiner Seele vorüberführte! Heller Schweiß lag auf meiner Stirne, Thränen rollten mir über's Angeſicht und fielen auf das Papier und verlöſchten manches Wort; aber meine Seele war taumeltrunken und badete ſich in einem Meer von Entzückungen, ich ſchrieb und glaubte vor Glück zu ſterben! — — Da flackerte das Licht hell auf und verloſch, ich aber taumelte auf mein Bett. Seligtrunken und todesmatt lag ich da, Träume wirbelten um meine Seele, große, unendliche Träume, die blühenden Bilder alle der Jugendſeele mit ihrem Zauber, ihren Wundern, mit ihrem Lichte, ihren Farben und Düften. —

Als ich am Morgen erwachte, lag ich unentkleidet auf meinem Bett. Ich glaubte Alles geträumt zu haben, ich ſprang auf. Auf dem Tiſche lag noch das Papier, das die Zauberformel meines unausſprechlichen Glückes enthalten ſollte. Ich durchlief es mit zitternden Händen; aber wie kam mir das Alles ſo todt vor! Der Zauber war davon gewichen, es waren abgeriſſene Worte, ungeregelte Sätze und übereinandergeworfene Gedanken. — Da ward meine Seele ſo trübe, und es war mir, als wäre mein Glück auf immer geſtorben. Wohl zwanzig Mal durchflog ich an dieſem Tage geheim das Blatt, manch Mal kam mir's doch gut vor; aber gleich darauf verwarf ich's wieder, und — o mein Gott! — mit einer Verzweiflung, die, ſo grenzenlos ſie war, mir doch jetzt ein Lächeln auspreßt; und dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, es ganz fort zu legen. Ich trug es bei mir, ja, ich ließ es faſt den Tag über nicht aus der Hand.

Als der Abend heran kam, ſaß ich wieder auf meiner Stube und ſtarrte auf die gegenüberſtehende Wand, die von der untergehenden Sonne beſchienen ward. Ein Tuch, das in einer Luke hing, flog im Sonnengolde hin und her, ich ſah es an, es kam mir ſo natürlich vor, daß das Tuch der untergehenden Sonne grade in's Antlitz ſchaue. Ich war ſo vertieft in meiner Betrachtung, daß ich heftig zuſammenſchrak, als ich eine Hand aus der Luke hervorkommen, und das Tuch fortziehen ſah. Als wollte ich mich zerſtreuen, nahm ich das Blatt zur Hand, las lange darin, langſam Wort für Wort — halb verwarf ich's wieder — aber dennoch, dennoch, als ich es ſtiller, andächtiger anſah, dünkte es mich doch beſſer, als Alles, was ich jemals geleſen, und als ich mich mehr und mehr hineinlas — ſelige Eitelkeit! glückliche Selbſttäuſchung! — glaubte ich doch an meine Zauberkraft, denn Alles, was ich niedergeſchrieben hatte, lebte und webte um mich wie geſtern, und es ward mir wieder wohl wie geſtern, der Himmel ſchaute wieder durch die Decke meines Zimmers, und durch die Wände ſah ich Sonne und Wald und Berge und Thäler. —

O, Euch Alle, die ihr die unendliche Macht des Wortes gefühlt, Euch Alle, denen der Genius des Herzens, denen der Geiſt des Weltalls, denen der Gott der Poeſie die zitternde Hand geführt und niegeahnete Worte der trunknen Seele zugeflüſtert! Euch Alle beſchwöre ich bei der erſten, heiligen Stunde Eures Dichterlebens, die weltumfaſſend über Euch kam, bei dem glücklichen Selbſtvergeſſen, bei der ſeligen Selbſttäuſchung, die Euch in dieſer Stunde, wie mich, umzog, lächelt nicht, wenn ich Euch geſtehe, daß beim Andenken dieſer Stunde noch jetzt Thränen meine Augen feuchten! lächelt nicht, wenn ich Euch geſtehe, daß der ſelige Unſinn, der damals meiner Feder entfloß, mir jetzt noch eine tolle Zauberformel iſt, und mich jetzt noch über allen Erdentand zu erheben vermag! lächelt nicht, wenn ich Euch geſtehe, daß ich jetzt oft noch das Blatt anſchaue, in trüben Stunden, wie ſie wohl auch oft Euer Herz umzogen haben werden, wenn Ihr die Töne der Bruſt verklungen, wenn die Seele ihre Lieder geſtorben wähnt, wenn Ihr Euch zu einem Todesſang Eurer Poeſie anſchicken möchtet, wenn Ihr einen Abſchied von dem Heiland, dem Tröſter des Herzens, dem Geſange zu nehmen gedenkt, in ſolchen trüben Stunden, die ſo oft, ſo ſchmerzlich das Herz nach einer ſegensreichen Liederzeit befallen, wo man ein Trauerlied über ſich ſelbſt anſtimmen möchte, während die Freunde lächelnd meinen: Man ruhe auf den Lorbeeren! — In ſolchen Stunden verſenk' ich mich oft in tiefes Anſchau'n jenes Blattes, und unendliche Wehmuth ergreift mich, und ich werde ſtill und andächtig, es tagt in meiner Seele wieder, wenn ich das Wort Tag leſe, und die Sonne geht in mir auf, wenn ich das Wort Sonne ſehe, und es mai't in meiner Seele, wenn mein Auge auf das Wort Frühling fällt. Bis endlich die Wände ſich öffnen und die Decke ſich hinweghebt, dann liegt der Himmel über mir blauend und die Erde unter mir grünend, die Vögel ſingen, die Quellen rauſchen, die Wälder flüſtern heimliche Lieder von tiefer Einſamkeit, die Sonne ſinkt, die Berge vergolden ſich die Häupter und ſtarren die Erde mit lichten Blicken an, die Thäler umnebeln ſich, und die Nacht kommt von Oſten her, die Sterne beten wieder das große unendliche Gebet, und meine Seele betet wieder mit, und ich durchlebe Andacht durchſchauert die erſte Stunde meines Dichterlebens! —

3.

Ich reiſ'te! —

Das Leben aber ergriff mit ſeiner Eiſenhand hart mein Herz, und mich drückten Leiden und Leidenſchaften, wie ſie wohl Jeder erlebt; jedoch das Wort mit ſeiner Zaubermacht ſenkte ſich wohlthuend auf mich herab und tröſtete mich, bis ſich endlich Wort und Leben in mir vereinigten und ich erſt das ſanfte Land der Lyrik, die Friedenspforte zur wahren, beſeligenden Dichtung auffand. Aber der Weg zu dieſem ſonnenhellen Lande geht durch die Bahn der Liebe. —

Wem brauch' ich die glückliche Thorheit, die wunderſüße Narrheit, die himmelumfaſſende Tollheit zu ſchildern, in der man heimlich in ſüßer Verwirrung Bänder und Schleifen und Kleidſaum und Häkchen und Zwirnknäul und ſelbſt die kalte Scheere eines geliebten Mädchens ſich ſelbſt belächelnd an die Lippen drückt, und doch ſo glücklich iſt? Wem brauch' ich jene Zeit zu ſchildern, wo man jedes Leberfleckchen auf Antlitz und Hand der Geliebten liebgewinnt und wunderſchön findet, und was man ſonſt tadeln würde, jetzt aber küſſen möchte? Die Zeit, in der man die weißen Fleckchen an den Nägeln der Geliebten auswendig kennt, wie jedes Haar an der Augenwimper, wie jedes

Grübchen ihrer Finger und jede Linie der flachen Hand? Jene Tage, wo man mit klarem Auge die faſt bewußtloſe Zuneigung eines geliebten Mädchens ſtündlich wachſen ſieht, wo man die Stecknadeln ihres Mieders zählt, mit ihren Fingern ſpielt und ſie geheim an das Herz drückt, wo man in die Augen ſchaut, und die Seele auf der Zungenſpitze liegt, wo manch tiefes Wort über die Lippen ſpringt, wo man wieder erröthet, wie das unſchuldige Mädchen ſelber, wo man wieder endlich ſelbſt unſchuldig wird, und man wieder lachen und weinen kann, wo man närriſch iſt, wie ein Kind, und glücklich, wie Gott! — Wem brauch' ichs zu ſchildern? Ihr Alle, die Ihr es erlebt, Ihr habt mich ja ſchon verſtanden, von Jenen, die es nie erlebt, ſchäme ich mich faſt, verſtanden zu werden! —

Dieſe glückliche Zeit durchtaumelte ich auch! —

Ich dichtete, begann von meiner Feder zu leben, und dankte für die Unterſtützung meiner Eltern. O, wie glücklich, glücklich, war ich damals! Doch in der Heimath ſprachen ſie von Reichthum und Beruf, von Welt und Geld; und in mancher ſchönen Stunde drückte mich der liebevolle, aber tiefſchmerzende Vorwurf naher Verwandten und kalter Bekannten. Da ſchrieb ich mit heiterem Gemüthe und tiefbeleidigtem Stolze folgende Zeilen nieder:

„In Wahrheit, es giebt keinen glücklichern Menſchen, als einen jungen Dichter! — Mit wahrem Bedauern höre ich oft andere Menſchen mitleidig über die Lage und die Umſtände, in welcher dieſer oder jener Dichter lebt, urtheilen. Wie kennt ihr Armen die tauſend Freuden eines Dichters nicht, wie kennt ihr Armen die tauſend Freuden des eignen Lebens nicht!“

„Ich will es nicht Tugend nennen, denn es koſtet ja keine Ueberwindung; ich will es nicht Leichtſinn nennen, denn es iſt die wahre Weisheit des Lebens, der Zweck unſers Daſeins; ich will es nicht Gleichgültigkeit nennen, denn es macht ja ſo unausſprechlich glücklich; kurz, ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll, das unbekannte Etwas, das die Bruſt des jungen Dichters umzieht, gleichviel in welcher Lage er lebe, gleichviel in welchen

Umſtänden er ſich befinde. Es iſt ein Gemiſch von Genügſamkeit, Heiterkeit, Laune und tiefer Empfindung, von Fröhlichkeit und Schwermuth, von Lachen und Weinen, das ſich in die Seele des jungen Dichters lagert, und dieſes Gemiſch wird bei jeder Anregung, die das Gemüth erhält, im Buſen wach und lebendig, und beglückt auf ſeltſame Weiſe ſo unausſprechlich das Herz.“

„Ich kenne dieſe Gefühle von mir ſelbſt, ich ſelbſt zähle mich zu dieſen Glücklichen. Ich bin ſelten glücklicher, als dann, wann mich meine Umgebung mißgelaunt glaubt. Dann ſitze ich gewöhnlich ſtill für mich am Fenſter, halte ein Buch in der Hand, ohne recht darin zu leſen, ſondern blicke darüber hinweg auf die Straße, ohne auf einen Gegenſtand mein Auge zu heften. Ich denke an Vieles mit innigem Intereſſe, doch am wenigſten an mich ſelber. Ich ſehe mit Freuden die Knaben jauchzend aus der Schule kommen; ich ſehe, wie das Waſſer aus dem Brunnen ſo ſchön im Bogen in den Eimer ſtürzt; ein Papier, das Jemand aus dem zweiten Stockwerk fallen läßt, verfolge ich mit den Blicken, und freue mich, wenn es der Wind lange aufhält, ehe es zur Erde fällt. Dann bin ich neugierig, wer es zuerſt aufheben wird. Geht ein Mann auf der Straße eilig vorüber, ſo denke ich mir, warum der wohl ſo eilen mag! — Es fallen mir viele Möglichkeiten ein, ich ergreife nicht die wahrſcheinlichſte, ſondern die ſchönſte, angenehmſte, verfolge dieſe im Geiſte, habe oft Mitleid mit den ganz Unbekannten, und nicht ſelten weine ich faſt unbewußt eine Thräne, um das nur mögliche Schickſal eines Fremden.“

„Dieſe Stimmung iſt die glücklichſte. Ich gehe vom Fenſter, ſetze mich an den Tiſch, ergreife die Feder, ein Thema, aus meinem eignen Leben ergriffen, ſkizzire ich flüchtig in Verſen, ſchreib' es meiſt unleſerlich nieder, und nicht ſelten mit einer nur halb geſchnittenen Feder, ſtehe dann auf und bin innerlich glücklich. In dieſer Stimmung vermag der Dichter ſein ganzes Vermögen einem Armen hinzugeben. Dieſe Stimmung iſt die geeignetſte, Menſchen glücklich zu machen. Man hat Thränen für Andere und jauchzt in der Freude Anderer!“

„Ich weiß, daß man hierüber lächeln kann; ich ſelbſt bin erbötig, eine Satyre auf mich zu ſchreiben, und dennoch iſt es ſo!“—

„Ich ſprach vom Glück der Dichter im Allgemeinen. Welcher Dichter liebt nicht? und welcher Dichter iſt in ſeiner Liebe nicht glücklich? Der wahre Dichter ſteht über ſeinem Unglück, und giebt er uns dasſelbe in ſeinen Gedichten, ſo läßt er ſich nur herab, unglücklich zu ſein. Auch über ſeinem Glücke ſteht er; es iſt wahr! aber eben dieſes iſt die größte Wonne der Liebe, die edlere, mit dem Bewußtſein darüber zu ſtehen, ſich in das Meer der unendlichen Freuden zu werfen und zu ſchwelgen in ihrem Uebermaaße. Die Geliebte muß befangen von ihrer Liebe ſein, ſie darf das Maaß ihrer Liebe, die Stärke ihrer Empfindungen nicht kennen, ihr Glück darf ihr nicht deutlich ſein, jedes Bewußtſein von ihrer Seite macht, bei der angebornen Gefallſucht des Geſchlechts, die Liebe zur Affectation; anders aber iſt es bei dem Liebenden. Daher giebt es keinen Dichter, der zum erſten Male liebt, und kein Mädchen, das in ihrer zweiten Liebe liebenswürdig iſt. Glücklich das Paar, wo ſie in unbewußter Unſchuld liebt, ohne zu ahnen, wie ganz ihre Seele an der Liebe hängt, und wo er mit ruhigem Bewußtſein ſich immer mehr und mehr hingiebt und ſich auf Augenblicke glückliches Selbſtvergeſſen hebt.“

„Und auch ich bin glücklich! Erſt neulich ſaß ich neben ihr, ſie hatte eine Handarbeit vor ſich, und ich las ihr Uhlands „der Wirthin Töchterlein“ vor. Sie hörte dieſes Gedicht zum erſten Mal und war ſo ergriffen davon, daß ſie in Thränen ausbrach und mit halblauter Stimme zu mir ſagte: „So möchte ich auch einſt ſterben!“ Als ich ſie lächelnd fragte, wer denn die drei Wandrer ſein ſollten? Da nannte ſie mir zwei Freunde, und ich, meinte ſie ganz unbefangen, ich müßte der dritte der Wanderer ſein!“

„Dieſe Antwort überraſchte mich nicht ſo ſehr, daß ich die Faſſung verlieren mußte, vielmehr weiß ich, daß ich ruhig hätte aufſtehen können und ihre Worte ſcheinbar unbeachtet laſſen, hätte ich gewollt; aber ich legte ihr meine Hand auf die

Stirne, ſah ihr in die braunen, feuchten Augen, und freute mich über ihre und meine Verwirrung, die uns umzog.“

„Wie weit ich meine glückliche Narrheit trieb, iſt gleichgültig. Doch als ich wieder ganz zu mir kam, ſaß ich auf ihrem Fußbänkchen, hatte den Kopf auf ihre Kniee gelegt, hielt mit meinen Händen die Ihre und küßte die Fingerſpitzen. Und wahrlich, ich war unbeſchreiblich glücklich!“

„Man glaubt vielleicht, daß ich in glücklichen Umſtänden lebe, daß meine Lage eine ſolche iſt, daß auch ein Proſaiker ſich hätte glücklich fühlen können; aber dem iſt nicht ſo. Zwar kenne ich Viele, die zu meinen Jahren ſchon viel mehr geſchrieben haben, und dennoch lebe ich buchſtäblich vom Ertrag meiner belletriſtiſchen Arbeiten. Mein Einkommen iſt ſo beſchränkt, daß ich ſelbſt das kleinſte Vergnügen, das ich mir für Geld erkaufen ſoll, mir verſagen muß, wenn ich nicht in Geldverlegenheit gerathen ſoll; und dennoch lebe ich ſehr zufrieden und glücklich, und behaupte, daß jeder junge Dichter eben ſo glücklich lebt! — Ihr Geldmenſchen zuckt die Achſeln und ſprecht mit Bedauern von uns; aber ich frage Euch: Welcher junge Dichter iſt ſo ungebildet, daß er nicht eine geldeinträgliche Beſchäftigung ergreifen könnte? Welcher junge Dichter könnte nicht, wenn er ſich's vornähme, ein Lehramt bekleiden, das ihn ſorgenfrei hinſtellte? Thut er es nicht, ſo leiſtet er ſelbſt Verzicht auf Euer Glück, auf Euern Reichthum, und er dankt für Euer Mitleid.“

„Oft höre ich die Worte: „Ja, wenn man ein Privatvermögen hat, dann mag es wohl angehen!“ Aber ich muß geſtehen, mir iſt noch kein reicher genialer junger Mann vor Augen gekommen. Und ſeht doch nur auf die Großen unſ'rer Literatur, Schiller, Jean Paul, Leſſing, Klopſtock, Kleiſt, Herder, waren dieſe reich? wie lebten dieſe? — Ja, ich glaube vielmehr, daß die jetzige Stellung der Journale, durch die ſich ein junger Mann, wenn er Etwas leiſten kann, als Mitarbeiter einigermaaßen freiſtellen kann, daß eben dieſes beiträgt, daß unſer Jahrhundert weniger Heroen zählen wird. Denn es iſt wahr, ſo wenig es ein Geldmenſch begreift, daß man in äußern unglücklichen Umſtänden die gelungenſten Arbeiten dichtet.“

„Darum fahrt mit Eurem Mitleid fort, mit Eurem Achſelzucken! Der wahre Dichter iſt der glücklichſte Menſch auf Erden. Was Euch in Verzweiflung bringen kann, kann einen Dichter nur erheben. Was Euch unter die Menſchheit bringt, ſtellt den Dichter über dieſelbe. Drückende Umſtände machten oft aus einem ehrlichen Mann einen Verbrecher; dem Dichter aber ſind ſie nur ein Dunkel, in welchem das Licht des Innern heller flammt. Ihr könnt nur glücklich leben, wenn ein Anderer darbt, denn wenn Ihr Euch Reichthum wünſcht, ſo wünſcht Ihr Anderen Mangel; der Dichter aber hat das Schönere, Beſſere, Beglückendere gewählt. Er lebt für Andere und iſt beglückt in ſeinem Mangel. Seine Seele und Feder ſind ſeine Reichthümer, an dem kein Schweiß Anderer klebt! Wie Viele mögen über Schiller die Achſel gezuckt haben? Wie Viele über Jean Paul? Aber ſie ſind dahin geſchwunden, ihren Reichthum beſitzen Andere, ihr Andenken iſt verſchollen. Jene Bemitleideten aber, wer beneidet ſie nicht? Wer von Euch Reichen möchte nicht mit ihnen tauſchen?“

„Darum höre ich mit Bedauern Euer Mitleid an; und nennt es Stolz, oder Arroganz, oder wie Ihr wollt: Kein Dichter iſt glücklicher, als dann, wann Ihr ſein Schickſal bemitleidenswerth findet!“.

Und wie wohl thaten mir dieſe einfachen Zeilen? Mit dem Leben war ich ausgeſöhnt, mit dem Schickſal zufrieden. Ich wünſchte Nichts, als das, was ich hatte, behalten zu können! So vielen Freunden ſchloß ich mich an, keiner verrieth mich, denn ich verlangte je keinen Freundſchaftsdienſt, mir war's ja nur um das Herz zu thun; ich hätte die Welt umarmen können, Alle machte ich ſo gern glücklich, wenn ich's nur vermochte. Ich verſagte keinen Wunſch, als mir die meinigen, und war ſo fröhlich, wenn ich nur Einen fand, der einſt mit eben ſo Wenigem eben ſo glücklich war, wie ich, in der ſchönſten Stunde meines Dichterlebens.

4.

Aber das Glück des Lyrikers iſt ein Schatz überirdiſcher Geiſter, den ein laut ausgeſprochnes Wort ſchnell verſchwinden macht. Doch wenn das Herz zu ſchweigen anfängt, hebt das Auge der Vernunft ſeine Wimper, und man ſchaut mit neuem Blicke umher.

Wenn ich ſonſt hinausſah auf die Straße und die Häuſerreihen, das Menſchengewühl unter mir und den Himmel über mir ſah, wenn ich ſonſt die Vorübergehenden Stunden lang betrachtete, wenn ich ſonſt die Brunnen, das Steinpflaſter, die ziehenden Wolken, oder die beſonnten Dächer, den leicht aufſteigenden, oder ſchwerziehenden Rauch beſchaute, dann fühlte ich immer in mir, wie das Alles verbunden iſt durch ein unſichtbares Band, das man nicht zu nennen vermag, durch einen wunderſchönen Zauberring an einander gekettet zur Freude jedes Lebenden, zur Luſt jedes Beſchauenden. Und wenn ich nachdachte, wie Geſchlechter an Geſchlechter ſich reihen, wie Völker ſich bilden, und wie Völker vergehen, wie Jahrtauſende ſo ſtill, ſo ſpurlos ſchon vorübergegangen, wie oft auf einem ſchwachen Denkmal eine ganze Geſchichte ruht, und wie die Zeit ſich ſo wunderbar gebärt und ſich ſelbſt mordet, und wieder jung wird: ſo kam mir's immer vor, als ziehe ſich eine leichte, goldne Schnur, wie etwa durch eine ſchöne Perlenreihe, auch durch die ganze Welt, die Alles mit einander verbindet, verwickelt, die Alles an einander reiht mit einem ungemeinen Schmelz, mit einer wunderbaren Sanftheit: und dieſe Schnur ſei die Poeſie! —

Von der lichten Sonne bis zum leichten Kreis, den ein Regentropfen auf der Waſſerfläche bildet, von dem härteſten Felſen bis zum weichſten Nerv im tiefen Herzen des Menſchen, vom weiten Weltmeer bis zur Thräne im glücktrunknen Auge des Sterblichen, Alles durchwogte die Poeſie. Gott ſelbſt war mir ein Dichter und die Welt ein Gedicht, das er glücklich liebend verfertigte; wo ſein heißer Blick fiel, entſtand eine Sonne, wo ſeine Thräne fiel, entſtand ein Meer, mit dem ſehnſüchtigen Auge dichtete er den Mond, mit einem Flammenkuß einen Kometen. Und ſeine ſpielende Hand dichtete Berge und Thäler und Waſſerfälle und Thiere und Wälder; und manchmal ſchuf er in verſchiedener Stimmung Gedichte, und die Gedichte ſind Menſchen verſchiedner Stimmungen; wenn er lächelte, ward's ein Glücklicher, wenn er ſeufzte, ward ein Trauriger, und wenn er nachſann, wards ein Weiſer; aber zuweilen dichtete er lachend und weinend einen Menſchen, und wenn ihm der gefiel, ſo raunte er ihm die verliebteſten Worte ins Ohr, Worte von unendlicher Wonne, von unendlichem Schmerz, und ſagte ihm auch manches ernſte Wort voll Kraft und Würde, und erlaubte ihm in fröhlicher Laune, ein Wenig zu ſchalten und walten über das Gedicht, das man Welt nennt; und wenn er ihm die Hand gnädig zum Küſſen und Koſen reichte, dann wards ein Dichter! —

Und Gott liebte die Welt wie ein Dichter ſein ſchönes Gedicht, nur dann und wann feilte er an dieſem Gedichte, änderte Strophen und machte neue hinzu, manche Verſe ſtrich er ganz, — wir nennen es den Untergang der Völker. — Die geſtrichenen Verſe ſind auch ſchön und leben im Gedächtniſſe fort; aber die neuen ſind ſchöner. Und in unſrer Zeit hat der alte Gott ſeinem Gedichte mehr Weisheit gegeben, wie es ihm auch geziemt, die Zaubergeſtalten ſeiner jungen Poeſie läßt er ein Wenig liegen, nur dann und wann läßt er ein Flöckchen des herzinnigſten Zaubers in dem Meer von Wahrheit auftauchen, und wir Menſchen ſagen dann: In den ideenreichen Weltgeſchicken unſrer Zeit kommt manche poetiſche Erſcheinung vor.

Das war mein Glaube, in manchen Stunden mehr als ſolcher, meine Ueberzeugung!

Und ich war glücklich in derſelben, die enge Spanne Zeit überſprang ich zu tauſend Malen und vertauſchte oft Traum und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft, und wirbelte mich hinein in ein wunderbares Leben, in ein weltumfaſſendes Fühlen! —

Und es kam anders. Es war an einem Abend, und ich ſaß im kleinen Zimmer auf der Hälfte eines Stuhles, denn auf der andern Hälfte ſaß ein Mädchen mit ſchönen braunen Augen, die mir längſt zu tief ins Herz ſahen, mit rothen, lichten Lippen, die mir ſchon längſt auf der Seele brannten, mit ſchwarzen, weichen, ſchmeichelnden Locken, die mich ſchon längſt zu tief gelockt; und wir lehnten uns an einander und flüſterten uns ſüße Thorheiten zu, denn die Tante wollte im Nebenzimmer ſchlafen, und wir ſprachen leiſer und leiſer, bis wir uns endlich küßten und ſchwiegen. Alles war ſtill, die Lampe brannte trübe; aber keiner dachte daran, den Dacht heraufzudrehn, weil wir überhaupt nichts dachten. Der Regen klopfte, wie mit hundert Fingern an die Scheiben, dazwiſchen hörten wir den Holzwurm dann und wann im geſchnitzten Lehnſtuhl der Tante bohren, und die hängende Taſchenuhr ſchien ſich über den langſamen, unregelmäßigen Takt des Lehnſtuhlbewohners zu ereifern und ſagte ihr Tiktak geſchäftig mit geläufiger Zunge von der Wand her dazu.

Mir fiel die Schule ein, und die Sommernachmittage, wo ein contagiöſer Schlummer ſich auf Alles ſenkte, und der ſchläfrige Lehrer bei dem ſchläfrig monotonen Takt der ſchläfrig repetirenden Knaben uns wehmüthig gähnend anſah, und wir ihn auch wehmüthig gähnend anſahen, und er ſo gern unſrer los wäre, wie wir ſeiner; und bei einer momentanen Pauſe, wo Alle nur athmeten, tief hinten im Hofe der gelbe Hahn, mit dem wir Alle die innigſte Bekanntſchaft hatten, lang tönend krähete, und wir Alle ſo gern dort wären beim Goldhähnchen, das in ſeinem eigen aufgeſcharrten Sandbette dalag, die Füße unter dem Bauch und den Kopf am Flügel. — Die Zeit, die Zeit! fiel mir ein, wie ſie eilt! und wie ich wieder jetzt nach funfzehn langen Jahren hier ſitze, bei einem ſchläfrig verliebten Mädchen, das mir, dem in Halbſchlaf verſunkenen, verliebten Thoren, wie ein Kind fromm und unſchuldig die Hände und die Stirne küßt. —

— Von heute über funfzehn Jahre, wie wird das Alles anders ſein! — raunte ich ihr leiſe in's Ohr. Sie ward ernſt und ſtill; und ich fühlte mich plötzlich in die Zukunft auf funfzehn Jahre ſpäter verſetzt. — — Wie iſt doch Alles ſo anders, ſo ungewöhnlich unfreundlich, ſo kalt und alt, ſo herzdrückend weh, wie ein blumenreicher, beſonnter Kirchhof. Die Gegenwart nebſt funfzehn Jahren liegt verhügelt, für immer und ewig nur ein Obelisk ſteht noch mit manch bemooſ'tem Stein, die Erinnerung! — So ſprach ich zu mir und kam mir wirklich um funfzehn Jahre älter vor. Auch ſie mochte daſſelbe fühlen, denn als ich zu ihr, dem Spiel dieſer Phantaſie weiter nachhängend, ſagte: Denkſt du noch, wie wir vor funfzehn Jahren beiſammen ſaßen, und die Tante im Nebenzimmer ſchlief, und die Uhr und der Regen und Holzwurm einförmig die Stille unterbrachen? Da ſchaukelte ſie wehmüthig lächelnd das Köpfchen und küßte mich. Ich drückte ſie an mich, küßte ſie und fuhr fort: Denkſt du noch, wie ich dich drückte und küßte? und du lächelteſt? — — Und wir ſo närriſch plauderten! erwiderte ſie mir leiſe. — Und ich deine Stirne küßte! ſagte ich, indem ichs auch that. — — Und ich dich wieder küßte! ſagte ſie, während ſie mir die Lippen auf die Stirne drückte. —

Wir ſcherzten lange noch das ernſte Spiel, das man Liebeständelei nennt, und genoſſen ſo Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart in einem Augenblick. Da verloſch die Lampe und mit ihr verloſchen unſre Träume. Ich ſtand auf, nahm Abſchied und ging. An der Hausthüre kam Wind und Regen ins Geſicht; auf der Straße blickte ich noch einmal hinauf in ihr Zimmer und gewahrte das Aufflackern eines Schwefelhölzchens; ich ſagte noch einmal: Gute Nacht! und ging nach Hauſe. — —

Als ich die Thüre öffnete, riß der Wind ein Fenſter auf und jagte den Regen in die Stube. Ich ſchloß es ſchnell, aber ein Buch, das in der Nähe deſſelben lag, war durchnäßt. Ich ſetzte mich in die Nähe des Ofens, worin das Feuer durch den Luftzug getrieben flackernd regelmäßig klappte, und träumte von den vergangenen Stunden. Es dünkte mich ſo natürlich, daß der Ofen lebe und das Feuer drinnen den Pulsſchlag ſchlage; in dieſer halben Träumerei nahm ich das naßgewordene Buch zur Hand und blätterte und las, zuerſt aus Zerſtreuung, dann aber mit innigem Intereſſe.

Es war Heine's wunderbares „Buch der Lieder". Wer kennt es nicht? — Nach und nach las ich mich tiefer und tiefer hinein. Bis in die innerſte Seele ging mir jedes Wort, und jeder Vers ſchien mir eine Zauberleuchte zu ſein, der man auf ſchwindelnde Gänge folgen muß; aber wenn ich an die Spitze gelangt war, da war mirs, als habe der Dichter unter Schmeicheln und Koſen früher mit milder Hand tief in mein ſich immer mehr und mehr öffnendes Herz hineingegriffen; aber plötzlich erfaſſe er es an der tiefſten Spitze, und wende es um, wie man einen Strumpf umwendet, daß die Nerven zerreißen, und das Blut vergoſſen werde. — Ich hatte oft ſchon den Geiſt dieſer Lieder bewundert, oft ſchon durchfuhr mich ein Grauen bei den himmliſchen Verſen mit den herzzerreißenden Pointen; aber nie noch ſchnitt es mir ſo tief in die Seele. Aller Zauber war mir gewichen, und es kam mir immer vor, als habe der Dichter gewußt, wie tief ins Herz die erſten Verſe dringen, und wolle uns im Schluß nur zeigen, wie ſehr unſer Herz der Spielball ſeiner Laune ſei; wie er ſelbſt gar nicht glaube an das, was er uns ſagt; wie er ſelber lache, während wir in Thränen ſterben möchten. — Doch was iſt es, das den Dichter ſo tief mit ſich riß, daß er bei ſeinen ſchönen Gebilden den herzzerſchneidenden Jammer als Endurtheil anhängte? fragte ich mich. — — —

Es iſt das Leben! die Wahrheit! ward mir plötzlich klar, und ich ſchrak heftig zuſammen. Das Leben in Wahrheit neben dem Sein in der Dichtung iſt es, das ſo die Bruſt bedrückend uns befällt bei dieſen Liedern. Der Dichter giebt uns das Leben, wie es ſein könnte, und wenn wir weinen und lachen aus Mitempfindung ſeiner Phantaſie'n, dann zeigt uns plötzlich ſein unglücklich Herz das Leben in der Wahrheit, die Welt wie ſie iſt; und der unendliche Jammer, das tödtende Weh eben iſt, daß das Leben nicht ſo iſt, wie es ſein könnte!

Daß unſer Glück nur ein Traum, nur ein freiwilliges Gebilde unſ'rer lebendigen Phantaſie iſt, daß mit dem wahren Blicke, den wir umher werfen, das Schöne zertrümmert, die wunderfarbige Perlenreihe der Alles umſchlingenden Poeſie zerriſſen da liegt; getrennt ſtehn Menſchen von Menſchen, nur im Schlamme, im Eigennutz begegnen ſie ſich; auf den Nacken des Einen tritt der Andere, und auf deſſen Sturz lauert ein Dritter! Ein unglückſeliges Daſein!

Ich ſtand tief ergriffen auf und ging ans Fenſter. Der Regen ſchlug dagegen. Wie ſah die Welt ſo anders aus! Kein Menſch auf der Straße zu ſehen, die Gaslampen beleuchteten die naſſen Häuſer, und von Hausthüre zu Hausthüre ſchlich der triefende Wächter mit ſchläfrigem Schritt und unterſuchte die Schlöſſer. Jene, die er bewacht, dachte ich mir, liegen auf weichen Betten, oder ſitzen bei Spiel und Luſt!—— In der Ferne rief Jemand, der halbtrunken wankte, dem armen Wächter, und dieſer ſchlich geduldig hin, als müßte das Alles ſo ſein! — Mir that es weh!

Leben und Dichtung! ſagte ich zu mir. Wie ſoll das einſt in mir werden? Bald liegt die Jugend mit ihren Träumen hinter mir! Wie dann, Unglücklicher? — Ob ich mich anklammere an das Gebilde meiner Jugend? Soll ich die Augen ſchließen und das Leben über mich hinweg ſtürmen laſſen, und träumen und ſinnen meine Jugendträume mein ganzes Leben hindurch? Soll ich mich einſpinnen im eignen ſchönen Gewebe und leben, wie das Wunderkind der Sage, das ein Berggeiſt entführt und liebt, das ewig jung bleibt, das in einer lichten Grotte viele Jahre durchlebt, während über und unter ihm die Welt wechſelt und Geſchlechter verſinken, und Geſchlechter entſtehen. Stillſtand! Iſt das das Glück des Lebens?

Oder ſoll ich das Gewand meiner Jugend ſinken laſſen, ſoll ich die Roſen meiner Jahre verblühen ſehen, und dann in's Leben hinein, mit ſtürmen und fallen mit der großen Maſſe der Menſchheit? ſoll ich dem All meine Bruſt öffnen, mit tragen den Stein zum großen Gebäude des Menſchenadels, und meinen Nacken freiwillig in's Joch der Geſammtheit beugen, um mit zu leiden, mit zu ſchaffen, mit zu ſiegen, oder mit unterzugehn? So ſprach ich zu mir ſelbſt, ſtand lange und ſann:

Als ich mich umwandte, brannte meine Lampe düſter, um die Kohlen im Ofen aber ſchwamm eine blaue Flamme hin und her, und manches Fünkchen ſtieg leicht auf, ſchaukelte ſich wunderbar leuchtend und verſchwand. Ich ſank auf einen Stuhl und ſah lange in die Flamme. Mein Herz ward ruhiger. — Die Flamme leuchtet und wärmet! ſagte ich zu mir ſelbſt, und verſank wieder in tiefes Sinnen. — So möchte ich denn — fuhr ich endlich auf — ſo möchte ich jetzt, da mich die Jugend noch durchwogt, ehe ſie von mir abfällt noch, mit ruhigem Herzen ſie beſchließen; nicht will ich mehr mit überheißem Herzen hineintaumeln in mein eignes Gebilde, nicht will ich mit erkaltetem die Dichtung je verlaſſen: jetzt, jetzt will ich meine Jugend mit ruhigem Herzen beſchließen, mit friſcher Jugendkraft will ich in das Mannesalter mich verſetzen. Leuchten und wärmen zugleich ſoll mir die ſchöne Flamme der Dichtung neben der Leuchte Wahrheit! Warum ſoll Wahrheit und Schönheit ſich nicht vereinigen können? Hat Leben und Dichtung denn keinen vereinigenden Punkt! So rief ich aus, während meine Hand eine Halsſchleife lös'te, die ſie mir noch Abends in ſüßer Spielerei geknüpft — Wie hab' ich an Dich, mein Mädchen, ſo lange nicht gedacht? rief ich plötzlich aus. Was iſt ſchön, wenn Du's nicht biſt, was wahr, wenn's Dein Herz nicht iſt? Ja, ja! Die Liebe, ſie vereiniget Alles! Liebend, liebend will ich die Welt umfaſſen, liebend will ich Leben und Wahrheit ergreifen, und ſie liebend mit der Krone der Dichtung ſchmücken. Nicht des Haſſes Flamme entzünde mich, nicht die Pfeile des Spottes will ich je ausſenden, wie Jene, die die Löſung des Lebens zur Aufgabe ihres Geiſtes machen: mit klarem Bewußtſein will ich in's Reich der Dichtung weiter ſchreiten und meine Gedanken liebend, und mein Herz in Wahrheit geben. Geiſt iſt Wahrheit, Herz iſt Liebe; aber wo der Geiſt ſich liebend offenbart, und das Herz in Wahrheit ſpricht, da iſt die ſchöne Löſung des großen Welträthſels „Leben,“ das viele, viele Herzen ſchon erdrückte!

* * *

Ich ſtand auf, meinem Herzen ward leicht, und meinem Geiſte klar. Die Vergangenheit lag jetzt gelöſt vor meinem Auge, ich that einen ruhigen Blick noch in mein bisheriges Leben und ſchrieb dieſe Blätter der Erinnerung dem Angedenken der letzten Stunde meines Jugendlebens.

Sonette von Adam Mickiewicz.

III.

Blick auf die Gebirge aus den Steppen von Kozlow.

Der Pilger.

Dort? Hat ein Eismeer Gott emporgeſtellt,
Den Wolkenthron den Engeln dort errichtet?
Ward von den Diwen dieſe Mau'r geſchichtet,
Daß ſie der Sterne Heer' im Aufgang' hält?

Wie glüht der Gipfel! wie vom Brand erhellt!
Hat Gott durch ihn den Himmelskreis gelichtet,
Daß er der irr'nden Welten Segel richtet,
Wenn grau der Nacht Gewand herniederfällt?

Mirza.

Dort? — ſitzt der Winter; Ströme ſah ich trinken,
Der Flüſſe Mund aus ſeinem Becher da.
Ich haucht' und ſah wie Schnee den Odem blinken.

Ich ging, war Adlern, Nebeln nicht mehr nah,
Vorbei, wo Donner ruh'nd aus Wolken winken,
Bis über mir nur Stern' ich glänzen ſah.
Das iſt Hatyrdach!

Der Pilger.

Ha!!

IV.

Hatyrdach.

Mirza.

Bang küßt der Moslem deines Felſens Fuß,
Maſt krimm'ſchen Schiffes, großer Hatyrdach!
Weltminaret, der Berge Padiſchah,
Entflohn der Erde zu der Wolken Gruß.

Dein Sitz am Himmelsthor iſt dir Genuß,
Du wahrſt, ein Gabriel, Edens Gemach,
Wald iſt dein Kleid, durch Wolkenturban brach
Des Schreckens Janitſchar, der Blitze Guß.

Sengt uns die Sonn', hüllt Nebel uns in Schatten,
Zehrt Wurm die Ernten, brennt der Giaur das Haus,
Hatyrdach, biſt du taub, erweichſt dich nicht;

Ein Drogmann ſollſt du Welt und Himmel gatten,
Dir dienen Erde, Menſch, der Donner Graus,
Und du hörſt nur, was Gott zur Schöpfung ſpricht.

J. A. Märcker.

Erläuterungen des Dichters.

III. **Die Diwen** (oder Dämonen) ſind, nach der alterthümlichen Mythologie der Perſer, böſe Geiſter, die einſt auf der Erde geherrſcht, nachher aber durch die Engel vertrieben wurden. Sie wohnen jetzt am Ende der Welt, hinter dem Berge Kaf.

Hatyrdach. Der höchſte Gipfel der Krimmſchen Gebirgskette auf dem ſüdlichen Rande. Man erblickt ihn ſchon aus weiter Ferne, faſt 200 Werſt im Umkreis, in Geſtalt einer rieſigen Wolke von bläulicher Farbe.

Schiller und Goethe.

Gedankenſtriche.

Von G. Guhrauer.

Die Künſte und die Wiſſenſchaften blühen! Wir leben in einer Zeit, welche an Leib und Seele geſund iſt!

Wir blühen und *ſind geſund* — ſonſt *könnten wir nicht blühen!* — Wie ſchön muß es in uns ſein, wie geſund müſſen wir ſein: ſolche Blüthen treiben zu können!

Der *Gebildete* klagt nicht! er weiß ſich als Glied des geſunden Ganzen. Der Gebildete weiß, was er gelernt hat; hört aber niemals zu lernen auf; das Schönſte, was wir gelernt haben, iſt, zu *ſchauen*. — Wir ſind ſo *praktiſch* als Franzoſen und Engländer: wir ſind es erſt ſpäter geworden! Dafür ruht unſre Praxis auf einem herrlichen Grunde!

Zu ſterben — verſtanden die Deutſchen allezeit vortrefflich; als rechte Philoſophen! Dieſe *praktiſche Anſtelligkeit* hat kein Volk ihnen ſtreitig gemacht: nur zu *leben* — hatten ſie ehedem nicht Geſchick — oder ſoll ich ſagen den Muth?

Schön ſterben — Schön leben .... wer nicht ſchön lebt, ſtirbt nicht ſchön.

— Als *Goethe* auftrat, war die Mondnacht- und Naturſentimentalität unter den Deutſchen im Schwange. Goethe war von Haus aus *praktiſch*. Die Sentimentalität drückte Goethen wie ein Geſchwür. Er überſtand ſeine Kriſis — und ſchrieb den *Werther*. Die Deutſchen ſtürzten auf dieſe edle Excretion der Goetheſchen Seele — die Kriſis erreichte bei Allen die oberſte Stufe — vor 1789 waren ſie meiſt geheilt. Ein Gewaltiger *machte den Schluß*, die Werther wuchſen in Deutſchland wie die Holzäpfel in deſſen Wäldern: und täuſchte ſich —

— Als man zu Paris Waſſer machte, lehrten Deutſche, es beſtände aus Monaden —!

Goethe ſchrieb den Fauſt:

> Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
> Und grau des Lebens goldner Baum. —

Das iſt der Kern des Buches. Die Deutſchen haben eine Bibel daraus gemacht, das neueſte Teſtament — das Stück *Theodicee!* — noch iſt keine *grüne Theorie* erſchienen.. θεωρία heißt: *Schauen!*

Goethe ſchenkte uns den *Wilhelm Meiſter.* Wilhelm küßte eine Gräfin, welche es zuließ — dieſes wirkte auf die Stände!

1789 machten unpraktiſche Deutſche Oden; Alles war Revolutionär. —

Die *natürliche Tochter* — es erregt dies *Meiſterſtück* wie die Ouvertüre zum Don Juan! Man fühlt die Beklemmung eines Vogels, wenn die Donner rollen und die Blitze zucken! Don Juan — das iſt die franzöſiſche Revolution, welche der Dichter *nicht überwunden* hat; ſo wenig wie die *Kantiſche* — bei der Ouvertüre mußte er es bewenden laſſen . . . Don Juan — hat die Welt ſtürzen ſehen . . .

— Damals aber konnten die Deutſchen *ein Gedicht*, ein *ganzes Werk*, ſchwer *faſſen*; daß es etwas *Ganzes* ſei, gaben Buchdrucker und Buchbinder zu verſtehen — ſie *ſahen* einmal nicht!

Goethe faßte rechts den *Winkelmann*, links den großen Philologen *Wolf*. Den Schutt hatte größtentheils *Leſſing* fortgeräumt. Winkelmann ſchickte ſeine Kunſtgeſchichte nach Deutſchland; Wolf revolutionirte in der Philologie.

Die Deutſchen waren von der *Schönheit*, welche ſie *nicht ſahen*, welche dem farbloſen durchſichtigen Waſſer gleichen ſollte, wie verblendet: ſo unpraktiſch waren ſie — waren ſie? — was ſie nicht ſahen, bewunderten ſie am meiſten.

Wolf zerriß den Homer —

Die Schönheit war *unſichtbar* — und man hielt Stücke in den Händen.

Es erſchien Iphigenie! Sophokles war erſtanden. Die Deutſchen erblickten ein ſchönes Ganzes.

* * *

Wer nicht ſchön lebt, ſtirbt nicht ſchön! Doch dem Schön-Leben geht das Schön-Sterben voran! Wie ſchön ſtarben deutſche Jünglinge! Die Ebenen von Marathon trugen nicht ſo ſchön Geſtorbene, als die Ebenen von Leipzig.

Goethe hat die Deutſchen vornehmlich ſchön leben gelehrt. Schön ſterben lehrte die Deutſchen Schiller!

— Goethe war ſich ein Räthſel — als ein echter Dichter. Ein Dichter verſteht ſich ſelbſt am wenigſten, ſonſt wäre er kein Dichter. Goethe hat in ſeinen letzten Bekenntniſſen zum öftern betheuert: die Poeſie ſei keine Kunſt. Durch dieſe Erklärung hat er ſich den Kranz aufgeſetzt. Hätte er das Gegentheil erklärt . . . er war aber kein Philoſoph!

Schiller war ein Philoſoph; — der eigenthümlichſte deutſche Philoſoph — ſeine Philoſophie legte er in Gedichten nieder!

Schillern gebührt in der Geſchichte der deutſchen Philoſophie ein ſelbſtſtändiger Platz —

Schiller hat kein Syſtem; d. h. kein abgeſchloſſenes Wortgebäude aufgeſtellt; aber auch — Schelling nicht! Schelling ſprach das große Wort: die Natur iſt frei! Schiller ſetzte die Deutſchen in Begeiſterung durch dieſen Kern ſeiner Philoſophie: „Frei iſt der Menſch — und wär' er in Ketten geboren!“

Damals ſtellte ſich ihm ein Mann zur Seite — Johann Gottlieb Fichte. Beide hatten die Aufgabe, in den Deutſchen die nöthige Spannkraft anzuregen für kommende große Thaten —

Fichte in Proſa, Schiller in Verſen; Fichte durch Reden, Schiller durch Dramen! Fichte durch Donner, Schiller durch Blitze. Zuſammen waren ſie Donner und Blitz, welche die deutſche Atmoſphäre von knechtiſchem erſchlafenem Sinne reinigten!

Goethe war ein großer Dichter; Schiller war ein großer Philoſoph.

Fichte lehrte: der Menſch iſt frei! — aber: er iſt nicht frei! denn die Natur feſſelt ihn mit ehernen Banden. Dabei blieb Fichte.

Darüber erhob ſich Schiller: der Menſch iſt frei — und wär' er in Ketten geboren!" Nur daß er ſagte: der Menſch — Fichte aber: „Ich." Dieß machte den Unterſchied.

Goethe ergreift uns; Schiller hebt uns hinauf!

Schiller, ſagte ich, lehrte ſchön ſterben; gleich andern Philoſophen hinterging er die Wahrheit — o ſchöne Lügen! o göttliche Unwahrheit! Wallenſtein machte er zum Märtyrer für Deutſchlands politiſche Freiheit; den Poſa zum Märtyrer für die geiſtige Freiheit .... ſie ſtarben ...

In Wilhelm Tell ſuchte er die Verſöhnung. Aber das Ende iſt in der Mitte! — In einem Kunſtwerke iſt das Ende am Anfang! und der Anfang am Ende: die Mitte iſt überall.

Maria Stuart iſt die herrlichſte Tragödie; ſie zeigt, wie eine Königin ſterbe! ..

— Schiller ſtarb — ein Jüngling. Um ſeinen Mund ſpielt die Sehnſucht.

* * *

Nächſt Leibnitz haben die Deutſchen Goethen am meiſten bewundert. Leibnitz war gleichfalls ſehr praktiſch — und Philoſoph. Goethe war praktiſch — und Dichter. Darum iſt ſich Leibnitz gleich geblieben — bis an ſeinen Tod. Goethe aber nicht! —

Philoſoph iſt Einer durch den Geiſt, d. h. durch ſich ſelber, er muß ſich dazu machen. Der Dichter wird geboren. Erſt um ſein vierzigſtes Jahr, wie er ſelbſt in einem Briefe geſteht, hat Leibnitz ſeine Philoſophie gefunden. Vorher war er alſo weniger als Goethe — das, was Goethe die letzten dreißig Jahre geweſen iſt. Bei Leibnitz war der andere Theil, bei Goethe der erſte Theil glänzend: beinahe, wie ſich der erſte Theil des Fauſt zum andern Theil deſſelben verhält. —

1108

Bücherſchau.

1. **Geiſt der Geſchichte.** Von **Wolfgang Menzel.** Stuttgart, S. G. Lieſching. 1835. 195 S.
2. Das Verdienſt der Deutſchen um die **Philoſophie der Geſchichte.** Vortrag zum Krönungsfeſte Preußens am 18. Januar 1835 in der deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg gehalten und mit erläuternden Beilagen herausgegeben von **Karl Roſenkranz.** Königsberg, 1835. Unzer. 111. S.

Der ſchärfſte Stachel in unſer Herz iſt die Betrachtung der Geſchichte, die allerdings aus einer beſtimmten Geiſtesanſchauung heraus vorgenommen werden muß, da das bloß pragmatiſche Hinundherblättern in der großen Weltbibel des Geſchehenen das Menſchliche wie das Göttliche in der Geſchichte gleich unverſtändlich läßt. Welches iſt aber das Prinzip ſolcher Geſchichtsbetrachtung, das den praktiſchen Griffel der Klio zugleich zu dem deutenden Seherſtab für die Geheimniſſe der Vergangenheit und Zukunft macht, welches iſt die philoſophiſche Formel, die der hiſtoriſchen That ſo gewachſen iſt, daß ſie dieſelbe erklärt, ohne ſie zu vernichten? oder kann hier weder Prinzip noch Formel gefunden werden noch nützen? Etwas Allgemeines aber iſt in der Geſchichte, welches entweder aller Dinge Einheit iſt oder nach ihr ſtrebt, wodurch ſie für die verſchiedenſten Bedürfniſſe des Geſchlechts wie des Individuums etwas Ausreichendes, etwas Feſtſetzendes oder etwas Prophetiſches hat, und bald als Tragödie, bald als ironiſches Weltgericht, bald als Theodicee unſere Gemüther bewältigt. Dieſes Allgemeine zu erkennen, es nennen es die Einen Philoſophie der Geſchichte, die Andern Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Geſchichte; die Andern Geiſt der Geſchichte.

Die Wiſſenſchaft vom Geiſt der Geſchichte iſt eine ächt deutſche, ihre Ausbildung gehört unſerer Zeit. Von zwei Seiten hat es uns gezogen, die geheimen Kräfte und Mächte, die unſere Menſchheitsentwickelung bedingen, uns zur Anſchauung und in eine gewiſſe Norm zu bringen. Von der einen Seite die ungeheuere Bewußtwerdung, die das Zeitalter in das Syſtematiſiren alles Lebens geſtürzt hat, die, den Begriff der Geſchichte ſuchend, die Geſchichte als einen Begriff, als ein logiſches Rechenexempel, als die Paragraphenauseinanderlegung eines conſtruirenden Gottes, feſtſtellt und fixirt. Dieſer abſchließenden Richtung, die mit der Vergangenheit fertig geworden iſt, bei allem ihrem Ernſt und ihrer Tieſe leichtſinnig oder ſtumpf genug, nicht an die Zukunft zu denken, dieſer ſteht die andere gegenüber, die man die prophetiſche zu nennen veranlaßt iſt. Auch die prophetiſche Zuckung in unſern heutigen ſeltſamen modernen Herzen treibt uns in die philoſophiſche Combination der Geſchichte hinein. Dies iſt die St. ſimoniſtiſche Geſchichtsphiloſophie, welche die der Zukunft iſt, wie ſie aus der combinirten Vergangenheit zu einer allgemein befriedigenden Epoche des Völkerlebens entwickelbar gedacht oder geträumt wird. Beiderlei Art der Betrachtung, die aus der Conſequenz des Begriffes, und die aus dem Geſichtspunct der Zukunft, ſind gleich gefährlich für die freie und gewinnreiche Bewegung auf dem hohen Meer der Geſchichte. Die eine, welche die Geſchichte Grau in Grau malt mit den Farben eines beſtimmten Syſtems, ertödtet alle individuelle Entwickelungsfähigkeit des Geſchlechts, ohne die es überhaupt keine Welthiſtorie gegeben haben würde, ja ſie ertödtet, möchte ich ſagen, alle Natur in der Geſchichte, indem ſie aus den Thaten logiſche Momente, aus den Menſchen Zeichen, aus dem waltenden und lebendigen Gott einen nothwendig ſich vollbringenden Prozeß macht. Die andere, welche mit dem Morgenrothshauch der Zukunft malt, läßt dieſe ferne Aurora zugleich zur Brandfackel werden, an welcher Alles verlodert, was die Welt von bisher beſtehenden Formen und Zuſtänden, von bisher gekanntem Menſchheitsglück, in ſocialer, ethiſcher und geiſtiger Lebensbedeutung, beſeſſen. Auf welchen dieſer Höhepunkte ſtellen wir uns, um uns in der Weltgeſchichte zu begreifen, und die Weltgeſchichte in uns? Hieße Philoſophie der Geſchichte nichts weiter als das Denken der Geſchichte, wohlan, ſo laßt uns Philoſophen der Geſchichte ſein, denn wie vermöchten wir in dem Geſchehenen über das Denken hinauszukommen, welches das Erſte und das Letzte iſt! Aber das Denken muß ſo frei ſein, wie die That. Der Begriff der Roſe muß die Roſe ſelbſt ſein. Die Form darf nicht Formel, der göttliche Geiſt der Geſchichte darf nicht menſchliches Syſtem werden!

Hegel hat in ſeiner „Phänomenologie des Geiſtes“ und nachher in ſeinen akademiſchen Vorleſungen, die conſequenteſte und auf das Aeußerſte getriebene Durchführung eines philoſophiſchen Syſtems der Geſchichte gegeben. Namentlich in der Phänomenologie ſtehen großartige Ideen wie ein ägyptiſcher Pyramidenbau, mit den Gräbern ganzer Geſchlechter und Königsſtämme in ſeinem Schooße, da. Aber uns wird, nach den erſten erhabenen Schauern, wieder ſo eng und unheimlich dabei zu Muthe, als hätten wir uns beikommen laſſen, den lieben Gott ſelber zu ſchulmeiſtern. Wir ſind an das Ende aller Geſchichte geſetzt. Der Begriff iſt die Identität von Anfang und Ende; die ſich ſelbſt bewegende Idee, ſobald ſie im Begriff zu ſich ſelbſt gekommen, hat das Unglück, damit alle geſchichtliche Bewegung aufzuheben. Zwar darf man Hegel nicht den Vorwurf machen, daß, indem er die Geſchichte a priori conſtruirte, er ſich nicht der hiſtoriſchen Lebensfülle ſelbſt bewußt und verſichert geweſen ſei. Aber die Lebensfülle mußte Syſtem werden, und die Geſchichte, obwohl als der Prozeß des Abſoluten entfaltet, trug ſchwer an den Kategorieen des ſubjectiven Geiſtes, die ſie annehmen mußte, denn welcher abſolute Gedanke der menſchlichen Syſteme wäre nicht zugleich behaftet mit der Form der endlichen Subjectivität? Dieſe Philoſophie der Geſchichte, die man auch eine Geſchichte der Philoſophie nennen könnte, war der Philoſophie förderlicher als der Geſchichte. Hegel gerieth durch die hiſtoriſchen Geſichtspuncte in der Phänomenologie recht in die Mitte ſeines eigenen Syſtems hinein, das er nachher aufführte als eine organiſch gegliederte Denkgeſchichte, die fertig geworden iſt. Roſenkranz, der in der oben angezeigten kleinen Gelegenheitsſchrift auf dieſe Philoſophie der Geſchichte hinweiſt, iſt einer der achtungswertheſten Anhänger und Verbreiter der Hegelſchen Lehre. Er beſitzt viel eigene geiſtige Lebendigkeit, große Gewandtheit in Darſtellung von Gedanken und einen Vorrath von Kenntniß und Geleſenem, der ihn überall zu Hauſe ſein läßt. Aber er hat ſich den Beruf, Miſſionnair eines beſtimmten Syſtems zu ſein, zu gewiſſenhaft zu Herzen genommen, und darüber ſeine eigene Individualität abgeſchwächt, oder, wie es das Loos in dieſer Philoſophie iſt, verallgemeinert. Zuweilen lugt er wohl mit klugen und redlichen Blicken hinaus über den Wartthurm des, wie er meint, noch länderbeherrſchenden Syſtems, und er hätte vielleicht große Luſt, ſich auf eines der vorbeiſegelnden Schiffe zu ſetzen, um ſich weiter tragen zu laſſen den Strom der Zeit entlang. Doch er hat einen unüberwindlichen Reſpect vor dem alten, todten Meiſter, deſſen Geiſtergeſtalt ihn wieder einholen könnte, bevor er noch den fliehenden Fuß hinausgebracht hat über das abgeſperrte Stromgebiet. Da bleibt er lieber der fleißige Gärtnerburſche, der begießen, oculiren, beſchneiden und Beete machen hilft, und alle Feſttage einmal der ſchönen Herrin Wiſſenſchaft einen ſyſtematiſch geordneten Selam in knieender Ehrfurcht verabreicht; während er mehr ſich ſelbſt und der vorſchreitenden Zeit angehören, mehr Eigenes ſchaffen, eigenthümliche Wege einſchlagen, und mit der ſchönen Herrin freieren, vertrauteren und genußreicheren Umgang pflegen könnte. Denn die Zeit bedarf ſo vielſeitig gebildeter und reger Köpfe, wie Roſenkranz; ſie bedarf ihrer nicht zum fortgeſetzten Syſtematiſiren des Lebens, aus dem ſie ſich eben durch den Prozeß der Auflöſung wieder zu retten beginnt; ſondern ſie hat ſie nöthig, um der erſtarrten deutſchen Wiſſenſchaft freiere und lebensvollere Formen zu ſchaffen, ihr eine kunſtgebildete Darſtellung für das Leben, wie die Griechen die Wiſſenſchaft trieben, zu erwerben, und ſie zu emancipiren aus den Studirſtuben und von den ledernen

Leſeeſeln, auf denen ſie ſich bei den deutſchen Gelehrten feſtgeſeſſen, zu einer blühenden Geſtalt für die Welt und für den Menſchen. Begeiſterung, ihr deutſchen ſteifgliedrigen Gelehrten, heißt der Verjüngungstrank der Wiſſenſchaft! Mit ihr befruchtet euere Syſteme, und ſie werden geſprengt werden!

Die Weltgeſchichte iſt kein philoſophiſches Syſtem, ſie iſt ein lebendiges *Kunſtwerk*. Im Kunſtwerk iſt die ganze Freiheit und Allgewalt der *Individualität* nachgelaſſen, die Wunderblume der *Perſönlichkeit* ſteht in Blüthe. Die Individualität iſt das Gottwohlgefällige, Gott hat ſeine Freude und ſein Schauſpiel daran. In der Weltgeſchichte iſt nichts als Individualität, Volk, Menſch, Verhältniß und Schickſal ſind durch die Individualität in Bewegung, in Kampf und in Ideenverbindung geſetzt. Der Streit um die Rechte und Geltendmachung der Individualitäten iſt die Geſchichte. Ein Kunſtwerk voll Streit und Hader, und doch darüberſchwebend der Friedensgeiſt des herrſchenden Gottes, der genau Epoche gegen Epoche abgränzt und doch wieder aneinanderknüpft, wie ein cykliſcher Dichter. Fürchtet ihr Philoſophen, daß ihr nichts mehr zu *denken* haben werdet, wenn auch die Geſchichte zum Kunſtwerk wird? O ſchämt euch doch endlich einmal eurer niedrigen Anſicht von der Kunſt, als ſei ſie ohne den Gedankeninhalt, deſſen reichhaltigſtes Gewächs ſie gerade iſt! Iſt euch das Kunſtwerk nur bloß *das unmittelbare Leben*, das noch nicht vermittelt ſei durch die Idee, ſo frage ich, was giebt es Höheres und Reizenderes auf unſerem unvermittelten Erdglobus, als *das unmittelbare Leben*, und wo hat Gottes Finger vom Himmel heruntergegriffen, um die Vermittelung durch die Idee zu *fixiren* für einen Zuſtand, der unabläſſigem Werden unterworfen iſt, mithin aus jeder Vermittelung (die nur ein momentaner Gewinn, ein Ausruhn von der Epoche, iſt!) wieder hinausenteilt in die bewegungsfähige Unmittelbarkeit? Und da iſt auch der ſpielende Augenblick, der Zufall, dem in der Geſchichte, wie im Kunſtwerk, ſein Recht nicht ganz geläugnet werden darf, worauf ſchon Herbart, gegen die philoſophiſche Begriffsverſteinerung der Geſchichte, treffend aufmerkſam gemacht hat! Und fürchtet ihr, daß euch ein Zufall nichts zu *denken* giebt? Kennt ihr denn den Wind, von wannen er kommt und wohin er fähret? Wie viel Zufälliges iſt in eurer Subjectivität, und doch iſt es nur Subjectivität, welche den Begriff zurecht macht! Wer hat es ſchon mit Winkelmaaß und Pendel ausgemeſſen, wo in dem Geſchehenden, der Geſchichte, das Unbewußte aufhört, und das Bewußte anfängt? Ihr ſtolzen Mathematiker des Begriffs, die ihr klüger ſeid als Gott ſelber, meßt mir doch wenigſtens hier das menſchliche Kunſtwerk aus! Sagt mir genau, wo das Unbewußte darin aufhört, und das Bewußte anfängt! Gebt mir eine chemiſche Zerſetzung dieſer ächt menſchlichen

Miſchung, die in Allem, was da iſt und geſchieht, zu Grunde liegt; gebt ſie mir, mit allem Aufwand eurer phyſikaliſchen Inſtrumente, eurer kategoriſchen und logiſchen Neutralſalze und Scheidewaſſer; gebt ſie mir, wenn ihr könnt! Aber Leben, Geſchichte, Kunſtwerk, ſind ſtärker als ihr! Es ſind ewige Urwälder, eure Inſtrumente fällen ſie nicht! Sie rauſchen und rieſeln von hohen Gedanken, wie heilige Quellen, in die ein Gott ſich ergießt. Fangt ſie auf in euren Syſtemen, aber laßt in ihnen kein abgeſtandenes Regenwaſſer daraus werden! Laßt es rauſchen, wie es durch die Welt ſelber rauſcht! Oder beſſer: legt euch an die Quelle mit horchendem Ohr und Herzen, trinket ſelber den Strom des Lebens, und gebt euch ſinnend an die Gedanken hin, die euch aus dem Meeresſpiegel entgegenblicken. So ſtudirt Philoſophie der Geſchichte!

Wolfgang Menzel hat in ſeinem mit großer Klarheit und Anſchaulichkeit geſchriebenen Büchlein einen vortrefflichen Gedanken geltend gemacht, der uns hier ſehr zu Statten kommt. Er weiſt auf die Poeſie der Geſchichte hin. Gegen die Deduction der Weltgeſchichte aus philoſophiſchen Formeln, die nur ſyſtematiſche Conſequenzen ſind, ſpricht er ſehr gut und eifrig, in ſeiner kurzen, ſchlagenden, kryſtallhellen Art, die einmal wieder, nach vielen matten Recenſionen in ſeinen letzten Literaturblättern, erfreulich auftritt. Er ſchlägt die Begriffsconſtruction der Geſchichte ſchon durch den naiven Vergleich, daß Homer nicht darum gedichtet habe, damit Thierſch eine griechiſche Grammatik ſchreiben konnte. Dagegen neigt er ſich mehr zu der Anſicht hin, daß die Weltgeſchichte in jedem ihrer Momente ſchon erfüllt werde, es mithin nicht auf den Schlußpunct, worauf die weltbürgerlich-prophetiſche Geſchichtscombination immer hinausſteuert, ſondern auf den geſammten Inhalt ankomme. Darum bekämpft er auch das St. ſimoniſtiſche Ziel der Geſchichte in einer allgemeinen induſtriellen Aſſociation der Völker, denn weit entfernt, an einen ſolchen endlichen Friedenszuſtand des Geſchlechtes ſich zu hängen, zeigt er ſich vielmehr zu dem ſtrengſten Glauben an die Viſionen der Apokalypſe bereit. Seine Poeſie der Geſchichte iſt ihm eine ungeheuere Tragödie, die er jedoch allzu unpoetiſch — ich muß es bekennen — mit einer allgemeinen Vernichtung und Verwüſtung endigen läßt. Wenn er auch Recht hat, daß die Menſchen nie ſo glücklich und vollendet werden dürften, um am Ende, wie Elias, lebendig gen Himmel zu fahren, ſo kann dieſe Anſicht, eine wie materielle Wahrheit auch nur darin liegen mag, noch keine Schlußfolge begründen, daß „im allgemeinen Gewürge unter den Schrecken der Natur die letzten Zeiten kommen würden.“ Die Betrachtung der unendlichen phyſiſchen Vermehrung des Geſchlechts, und was dann geſchehen werde, wenn alles bewohnbare Land wirklich bewohnt, und die Möglichkeit, wie dieſe Menſchenmenge ſich erhalten ſolle, unſere Capacität überflügele, kann ziemlich ruhig von der

Hand gewieſen werden, ohne darum nach dem Würgengel aus der Apokalypſe zu ſchicken. Wozu ſich dieſem heidniſchen Trübſinn des allgemeinen Untergangs hingeben? Warum nicht zugleich in dieſem Untergang, mag er auch wirklich das Ende der Geſchichte ſein, doch die Verherrlichung des ewigen Inhalts, den Sieg im Tod, andächtig hervorheben? Die Erlöſung des Geſchlechts wird allerdings nicht auf Erden vollbracht, ſondern durch die Ueberwindung der Erde, aber nicht das ſind die „letzten Zeiten," wo die Entartung und Verwilderung allgemein geworden, ſondern wo die geiſtige Vollendung erfüllt, und in der Einheit von Hirt und Heerde Alles zu ſeinem Recht gekommen iſt! So laßt uns an die roſigen Engel der Zukunft denken, um unſere Tage in göttlichem Leichtſinn und Strebensluſt hinzubringen!

Th. M.

* * *

Der Meſſianismus, die neuen Templer und einige andere merkwürdige Erſcheinungen auf dem Gebiete der Religion und Philoſophie in Frankreich, nebſt einer Ueberſicht des gegenwärtigen Zuſtandes der Philoſophie in Italien. Von Fr. Wilh. Carové, Dr. Philos. und Licenc. en droit. Leipzig, Hinrichsſche Buchhandlung. 1834. gr. 8. 368 Seiten. Mit dem Motto:

> Les innombrables pensées diverses qui se croisent et se mêlent à l'horison du monde spirituel, sont le signe qui annonce le lever du soleil des intelligences.
>
> De Lammenais.

Der Herausgeber giebt in einer bunten Reihe von Auszügen aus den Pamphlets, Aufſätzen und Abhandlungen neu-franzöſiſch-religiös-politiſcher Speculation von den Herren Fabre d'Olivet, Auguſt Comte, Bozelli, Chateaubriand, Damiren, St. Vincent, Wronski, Carl Nodier u. A., eine, in vieler Hinſicht anziehende und merkwürdige, Fortſetzung ſeiner Schriften: Religion und Philoſophie in Frankreich, 1827, 2 Bde. und der Saint-Simonismus und die neuere franzöſiſche Philoſophie 1831. Es iſt nicht ſchwer, dieſe hier aufgeführten Stimmen, wie ſehr auch mehrere unter ihnen durch ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit hervorſtechen, unter einige allgemeine Geſichtspunkte zuſammen zu faſſen; und ein Mehreres, ich meine ein Eingehen in das Einzelne, würde uns hier nur zwiſchen Oberflächlichkeit oder ungebührender Weitſchweifigkeit die Wahl laſſen. Wenn wir uns bei dem nicht beruhigen, was ſchon der Herausgeber theils im Vorworte, theils in ſeinen Kritiken und Bemerkungen zur Orientirung des Leſers mit Geiſt, Sachkenntniß und, wir bekennen es, mit edelm Freiſinn, aufgeſtellt hat, ſo iſt es, weil wir in der Grundanſicht von ihm abweichen. Es iſt wahr, daß die Morgenröthe Vorbote des nahenden Sonnenaufgangs iſt; es iſt wahr, daß eine gewiſſe allgemeine Sehnſucht, welche die Männer der Wiſſenſchaft, des Staates und der Kirche gegenwärtig bewegt, ja wohl einen Jeden, der ſich ſeine Aufgabe in der Zeit zum Bewußtſein gebracht hat, erfüllt, auf eine große geiſtige Epoche, nach der geſchichtlichen Analogie zu ſchließen, auf eine große Perſönlichkeit hinweiſt: es iſt aber ebenſo wahr, daß die Sonne alle Tage aufgeht; und daß ſie jeden Tag durch die Morgenröthe angekündigt wird: — bis über das 15. Jahrhundert vom heutigen Tage an können wir rückwärts eine fortgeſetzte Prophetie verfolgen. So hat Cardanus eine Umſtaltung des Chriſtenthums im 18. Jahrhundert geweiſſagt; ſo hat vor mehr als hundert Jahren Leibnitz die europäiſche Revolution nicht ohne wehmüthige Ahnung verkündigt, worüber Herder ausrief (ſ. Briefe über die Humanität): „Auch Leibnitz unter den Propheten?“ — Jene erhabenen Genien unter den Menſchen, von dem Firniß eitel „ſchimmernder Gegenwart ungeblendet, durchdringen gleichſam den hellen Mittagsglanz bis zu den ewigen Sternen der Geſchichte, welche, wie die Sterne am Himmelsgewölbe auch bei Tage, obſchon ungeſehen, in ewiger Bewegung hinziehen: denn die Geſchichte iſt kein ſtehender Sumpf, ſondern ein rinnender Strom, und mit jeder Umkreiſung der Erde erhält die Geſchichte ihrer Bewohner einen neuen Schwung. Was Wunder denn, wenn jede Gegenwart mit einer bedeutſamen Zukunft ſchwanger geht? — Aber die neue Prophetenſchule will uns überreden, daß eine ganz neue Welt, eine neue Religion, ein neuer Himmel und eine neue Erde im Anzuge ſei: weil ſie keine Ordnung ſehen, meinen ſie in einem Chaos unterzuſinken; weil ſie keine Religion haben, meinen ſie, ein neuer Meſſias werde vom Himmel ſteigen, oder vielmehr aus der Erde hervorbrechen; weil ſie, in innerer Zerriſſenheit, nach der Zuſammenkunft mit ſich ſelbſt ringen, und vergeblich nach einem Anker die Hand ausſtrecken, ſehen die Einen mit Carl Nodier den Erdball in elende Atome zerſtäuben, und die Tragiko-Komödie der Weltgeſchichte mit ironiſchem Gähnen dem ewigen Todesſchlafe zuwanken; wollen die Andern mit Hoëne Wronski den weibgebornen Menſchen zum abſoluten und allfreien Geiſt hinaufſchrauben; wollen endlich Andere Himmel und Erde, Nord und Süd, Liebe und Haß zuſammenknüpfen und neben Gott im Himmel das liebe Herz, den Gott der Welt, zum Gotte und ſich ſelbſt zum Hohenprieſter beſtellen; — allein, Mephiſtopheles, „eine gute Autorität,“ lehrte:

Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer, was du biſt!

Wie ſehr ich daher auch nach dem Maaßſtabe des Herausgebers, der uns in religiöſer Abſicht in Ungebildete, Halbgebildete, und Höchſtgebildete eintheilt, ein hartes Urtheil zu beſorgen habe, ſo wird es vielleicht meiner Einfalt zu Gute gehalten werden, wenn ich die neufranzöſiſch-religiös-politiſchen Beſtrebungen, deren Bekenntniſſe uns vorliegen, als keinen Beitrag zur Fortbildung des Chriſtenthums als Weltreligion anſehe, ſondern vielmehr als ein vorübergehendes, ohnmächtiges Entgegenſtemmen gegen das Princip des Chriſtenthums. Ich ſtütze mich nämlich auf folgende Erfahrungen: 1) Der Menſch findet, daß er moraliſch gebrechlich iſt; 2) er entdeckt, daß dieſe Gebrechlichkeit ein unzubeendigendes Ringen zwiſchen Egoismus und Liebe iſt. Das Chriſtenthum heißt, den Egoismus der Liebe zum Opfer bringen; eine harte Religion! Denn uns haben wir ſehr lieb! Unſer Zeitalter iſt ein gebildetes, ſanftes, ſociales; die Härte iſt unverträglich mit der Societät. Sie paßt nicht für ſie. H. Heine hat es uns aus Paris explicirt. Das achtzehnte Jahrhundert ſchickte die Harte in die Verbannung. Nun aber haben deutſche Philoſophen aus den Gruben des deutſchen Tiefſinns und Gemüths Erze hervorgeholt und ausgelegt; hungriges franzöſiſches Volk iſt über die gediegene Speiſe zum Theil hergefallen; ſie vermuthen eine Bereicherung der Pſychologie, und ahnen nicht, daß der fruchtbare Boden jener Speiſe ſelbſt ſeine Nahrung aus den warmen Quellen der Geſchichte geſchöpft hat; doch ſie können das Erworbene nicht aſſimiliren; nun ſollen die heterogenſten Elemente verſchmolzen werden; es ſoll — auf dem entgegengeſetzten Ende der Erde ein neues irdiſches Himmelreich als ein würdiges Gegenſtück des ehrwürdigen himmliſchen Reiches auf Erden in China erblühen; ſiehe da den Triumph des neuen Meſſianismus! er hat es verkündigt! Mein Reich iſt von dieſer Welt — und die Pforte iſt ſehr weit! — Daß ich einen treffenden Gedanken Goethe's hier anwende, oder vielmehr zur Anwendung empfehle: „Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zweien Empfindungen ſchwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe (die Sehnſucht!), die ihn peinigen!“ Kurz alſo, giebt es eine Religion, ſo ſoll ſie dem Menſchen zu Hülfe kommen; eine Religion, welcher der Menſch zu Hülfe kommen, welche er ſich erſt machen ſoll, iſt keine! —

Es iſt charakteriſtiſch, daß dieſe unſre Reformatoren die Pſychologie, die Selbſterkenntniß zur Baſis machen wollen: giebt es eine Pſychologie? Jedes Jahrhundert hat die ſeinige! Die Religion des 19. Jahrhunderts iſt der Ausdruck der Pſychologie des 19. Jahrhunderts.

Da in dieſen Abhandlungen zum öftern unſers Leibnitz ehrend Erwähnung gethan iſt, ſo kann zur erbauenden Beleuchtung des Gegenſatzes eines gewiſſen verſchiedenen Geiſtes nichts dienlicher ſein, als eine Gegenüberſtellung von Auguſt Comte's und Leibnitz's Gedanken über den politiſchen Gebrauch der ſchönen Künſte. Leibnitz ſagt hierüber:

„Dieſe Einbildungskraft (nämlich von der Schönheit des zukünftigen Lebens d. h. Gottes) ſollte in dem beſten Staate durch alle Mittel und Wege der Kunſt den Menſchen ohne Unterſchied, den Weiſen ſowohl als dem Volke eingeprägt werden. Und hier wird der Weiſe Gedichte und Allegorieen, auch Vorſtellungen und Zeichnungen und Gemälde gebrauchen dürfen: weil an einer an ſich ſo vortrefflichen Sache alle Mittel recht ſind, und ihrer Niemand mehr bedarf, als die Weiſen, welche ſonſt am Wenigſten den Affecten unterworfen zu ſein pflegen, und daher auch keine ſtarke Einbildungskraft haben. — — Daher halte ich dafür, die Dichter könnten ſich um das gemeine Beſte nicht beſſer verdient machen, als wenn ſie nach allen Kräften arbeiteten, die ewige Seligkeit mit allen Farben abzumalen und den Gemüthern einzuprägen. — — Die Sybariten ſetzten Preiſe für denjenigen aus, welcher neue Vergnügungen entdeckte: ich glaube, daß die Chriſtenheit dem den meiſten Dank ſchuldig ſein werde, welcher bewirkt, daß die Frömmigkeit die höchſte Luſt einflöße. — Auguſt Comte, Schüler von Heinrich St. Simon (in unſerm Werke S. 11.), ſagt hierüber: „Damit aber dieſes Syſtem (der poſitiven Politik) zur Wirklichkeit komme, muß auch noch die Maſſe der Geſellſchaft ſich für deſſen Ausführung paſſioniren... Hierzu iſt nothwendig, den Menſchen das Bild der Verbeſſerungen vorzuhalten, welche das neue Syſtem für die menſchlichen Zuſtände herbeiführen wird... Hierbei muß vor Allem die Phantaſie in Thätigkeit geſetzt werden, was nur durch die ſchönen Künſte bewerkſtelligt werden kann.“ Dieſemnach haben alſo die Gelehrten den Plan des neuen Syſtems zu entwerfen, die Künſtler die allgemeine Annahme deſſelben hervorzurufen, die Induſtriellen daſſelbe unmittelbar in die Wirklichkeit einzuführen. — Das Geiſtreiche dieſer Anſicht ſind wir am erſten geneigt, anzuerkennen.

G. Guhrauer.

Zodiacallichter.

— Ein ſeltener Mann iſt aus unſerer Mitte geſchieden. — **Wilhelm von Humboldt.** Er ſtarb am 8. April. Solche Lebenstypen, von hohem imponirendem Adel der Humanität, Sterne erſter Größe aus jener Epoche, wo die ſogenannte Claſſicität der Bildung für das Höchſte galt, fangen immer mehr an, unter uns zu verſchwinden und einer neuen deutſchen Bildungsſtufe Platz zu machen, deren Charakter freilich noch im Schwanken begriffen, und ſich noch durch kein feſtes Gepräge angekündigt hat. W. v. Humboldt (geboren 1767), der innigſte Freund Schiller's, der vertraute Genoſſe und Mitlebende jener Geiſter, die ſich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeitlang in Jena begegneten, und merkwürdige Beſtrebungen, für Literatur und Cultur wichtig, vereinigten, ſtellt am reinſten und entſchiedenſten, und zugleich am anmuthigſten, einen ſolchen Bildungscharakter dar, welcher deutſches Weſen und Leben mit Geiſt und Form der Antike zu verſchmelzen und dadurch zu heben trachtete. Es war eine Zeit, wo es kein größeres Lob für einen deutſchen Schriftſteller gab, als das: ein „Claſſiſcher Geiſt" zu ſein und zu heißen, ein Ehrentitel, wonach zu verlangen heutzutage kaum Jemand mehr einfällt. In Beurtheilung der deutſchen Dichter beſtrebte man ſich abſichtlich, ſie überall auf die Alten zurückzuführen, und je mehr griechiſche oder römiſche Sympathieen und Züge man an einem Werke nachweiſen konnte, für um ſo heiliger und größer wurde es erachtet. Deutſchland war eine verſpätete Kolonie des alten Griechenlands geworden. Das Ausgezeichnetſte in dieſer Parallele deutſchen und griechiſchen Geiſtes leiſtete Humboldt in ſeinem Werk über Goethe's „Herrmann und Dorothea," worin er, von allen Verzerrungen in dieſer Richtung frei, ſeine eigene feinſinnige Bildung auf das Geſchmackvollſte bekundete. Dieſe Bildung, dieſer ganze Typus, hatte etwas Ariſtokratiſches an ſich, man kann es nicht läugnen. Was man in unſern Tagen die „Ariſtokratie der Geiſtreichen" zu nennen angefangen, war damals die Ariſtokratie des klaſſiſchen Geſchmacks. Von griechiſchem Republikanerſinn blieb man bei aller Gräcität entfernt. Aber Humboldt war im ächteſten und edelſten Sinne des Wortes ein vornehmer Mann, es war in ihm, bei großer Freiheit der Geſinnung, eine gewiſſe Humanitätsvornehmheit, die wie ein mildes Geſtirn wärmt und erleuchtet, ohne zu dem gewöhnlichen Dunſtkreis herniederzuſteigen. Dazu die für Deutſchland ſeltene und höchſt bemerkenswerthe Erſcheinung, daß ein ſo gründlich gelehrter Mann, der in ſeinen tiefgehenden grammatiſchen Unterſuchungen das vergleichende Sprachſtudium mitbegründen half, zugleich der gewandteſte und ausgezeichnetſte Staats- und Weltmann geweſen: eine Allianz deutſcher Wiſſenſchaft mit der großen Welt, die ihr von jeher Noth gethan und als das Förderlichſte noch bevorſteht. Nach einer vielfältigen und einflußreichen Bewegung auf dem öffentlichen Schauplatz ſeit 1802, als Geſandter zu Rom, Wien, London, als Bevollmächtigter bei dem Friedenscongreß zu Prag, mitthätig bei dem Wiener Congreß und andern wichtigen Gelegenheiten, mehrmals und zu verſchiedenen Perioden wirkſam im preußiſchen Miniſterium, beſonders für die Section des Cultus und öffentlichen Unterrichts, verlebte er ſeine letzten Jahre, in der Ruhe eines Weiſen, auf ſeinem romantiſchen Landſitz Tegel, bis zu ſeinem Tode mit gelehrter Forſchung in den ſeltenſten Gebieten des Wiſſens beſchäftigt. Laßt uns jedesmal ein andächtiges Todtengeſchäft verrichten, wenn wir einen ſolchen Mann begraben! Denken wir nach, was aus uns werden wird und kann, heut, wo man auf der einen Seite angefangen hat, alle gründliche Bildung in Kunſt und Wiſſenſchaft und jenen ganzen Typus der Humanität als etwas der Freiheit Zuwidergehendes zu verſpotten, während wir auf der andern Seite durch manche Schranke gehemmt ſind, das Eigenſte unſerer Entwickelung, wodurch wir uns original hervorthun könnten, zu Tage zu fördern! —

* * *

— Goethe und das Kind. Nr. II. Görres, der Prophet, hat das Nixenkindlein in ſeinen Arm genommen, und in ſeiner Weiſe, mit mancherlei myſtiſchen Zeichen und Zauberformeln, ſeinen Segen darüber geſprochen. (S. Morgenblatt, Nr. 78 flgd.) Nur von Zeit zu Zeit ſind wir noch gewohnt, die Stimme dieſes Predigers in der Wüſte erſchallen zu hören, meiſt in abgebrochenen Verkündigungen, die bald wie trunkene Schmausſprüche, bald wie kniſterndes, ſchwefelichtes Witz- und Blitzgeſtöber, am Himmel aufleuchten. Das letzte war ſein hochklingender Pſalm geweſen, den er über die heilige Jungfrau von Orleans losgelaſſen, und jetzt iſt das burleskere Wunderkind Bettine an die Reihe gekommen, wenn auch nicht, wie jene, des Gottes voll, ſo doch Goethe's voll. Früher einmal hatte Görres im Morgenblatt eine erhabene Elegie über Achim von Arnims Tod ausgeſtrömt, und nun lobſingt er der Witwe Bettine, die nicht die Witwe Bettine, ſondern noch immer bloß Goethe's Kind ſein will. Gern fragte ich die Witwe Bettine einmal nach Achim von Arnims Nachlaß, aber Goethe's Kind hält mich ab. Doch der Münchener Merlin iſt auch ein Schalk! Diesmal hat er auf dem hohen ſterngepolſterten Wolkenthron ſeiner Rede manche unverkennbare Ironie zum Beſten gegeben. Man wird nur nicht allerwegens recht klug daraus! Erſt ſchildert er, mit komiſch geheimnißvollen Gleichnißſpielen, Wolfgangs ſämmtliche Thaten und Abenteuer auf der Erde und im Himmel merkwürdig und erbaulich genug. Er läßt ihn als Simſon unter die Philiſter fegen, und giebt ihm, ſtatt des Eſelskinnbackens, den Intermaxillarknochen in die Hand, an dem Goethe bekanntlich ſo genaue Studien gemacht. Dann kommt das Kind, mit Tambourin, Cymbelſpiel und Zigeunertänzen, und umſchließt mit magiſchen Kreiſen und genialen Bockſprüngen den mittlerweile alt werdenden Wolfgang, dem, bei aller kühlen Abgemeſſenheit, mit dem er ſich benimmt, doch zuweilen angſt und bange dabei wird. Der Familie Brentano ſoll auch angſt und bange geworden ſein, denn ſie iſt, dem Gerücht zufolge, bemüht, ſoviel als möglich von der Auflage aufzukaufen. Man ſieht jedoch noch nicht recht ein, wem zum Nutzen oder wem zu Schaden? Soviel iſt gewiß, daß man immer confuſer wird über Goethe und das Kind, und ſich der Behexung nicht zu erwehren vermag. —

* * *

— Von der Brieſſammlung Rahels erſcheint (Bamberg, bei Dreſch) eine Blumenleſe als „Toilettengeſchenk für die Gebildetſten des weiblichen Geſchlechts.“ Werden dieſe Gedanken nicht die Toilettentiſche erdrücken und in Grund und Boden brechen? Ich rathe keiner Schönen dazu, eine Toilettenlektüre daraus zu machen. Denn wer kann für den Schaden einſtehen? Ihr holden Modepuppen, der Spiegel, den euch Rahel entgegenhält, zeigt euch euer Geſicht anders, als es iſt und ihr wünſchen könnt! Mehr noch gefällt mir der naive Poſtmeiſter und Doctor Nürnberger, der in einem Journal auch über Rahel's Briefe geſchrieben und behauptet hat, daß er beſonders deshalb ſo unendlich davon hingeriſſen worden, weil er eine ſo große Verwandtſchaft und Aehnlichkeit zwiſchen Rahel und — ſich ſelbſt darin entdeckt habe. Seine ganze Denkweiſe, ſeine eigenſten Gedanken ſeien ihm überraſchend daraus entgegengetreten, und dies habe ihn bezaubert, habe ihn mit wahrer Bewunderung erfüllt. Warum hat uns ein löbliches Poſtamt dies ſo ſpät erſt entdeckt? Unſer Studium der Rahel muß jetzt eine ganz neue Richtung nehmen, da die Schriften des Herrn Nürnberger zur nothwendigen Vergleichung und Combination mit heranzuziehen ſind! —

* * *

— Die Baierſche Literaturzeitung, die ſchon ſeit der Gründung der Univerſität in München beſtändig im Werke geweſen, und nunmehr, wie es ſcheint, die hinreichenden Fonds zu ihrer Exiſtenz angewieſen erhalten hat, wird erſt mit dem 1. October dieſes Jahres in's Leben treten. An der Spitze der Redaction ſtehend, nennt man Schelling, der jedoch, wie wir wiſſen, nur formell ſeinen Namen dazu hergeben wird. Die eigentlich thätige Leitung wird von Roth ausgehen. Ob die übrigen Münchener Gelehrten-Notabilitäten, die unter ſich ſo zerfallen und zerſpalten leben, Görres, Baader, Schubert, Niethammer, Thierſch u. A. ſich nun auf dieſem Terrain einträchtig zu einem gemeinſchaftlichen Wirken vereinigen werden, iſt die Frage, obwohl ohne eine ſolche Vereinigung der beſten ſüddeutſchen Kräfte das neue Inſtitut ſchwerlich zu einem eigenthümlichen Charakter gelangen würde. Welches ſoll und wird aber der Charakter und die Tendenz der Baierſchen Literaturzeitung ſein? Soll es eine katholiſche, eine ſüddeutſche Literaturzeitung ſein? Wozu das? Soll es die Oppoſition gegen die norddeutſche Wiſſenſchaft und Richtung vertreten? Wozu das? Wozu eine unfruchtbare Spaltung zwiſchen Nord und Süd fixiren helfen, die zu nichts nütze iſt, und wo nur eine ächt philoſophiſche Vermittelung der Gegenſätze zu etwas Heilſamem für das Allgemeine führen kann? Bei uns im Norden denkt man nie daran, gegen den Süden in's Feld zu rücken. Umgekehrt findet jedoch dort das Umgekehrte ſtatt. Der Süden macht ſeine katholiſchen Elemente auch noch immer in unduldſamer und dem allgemeinen literariſchen Fortſchritt abgewandter Geſinnung geltend. Als die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik gegründet wurden, war man beeifert, auch die ſüddeutſchen Notabilitäten der Wiſſenſchaft zur Theilnahme einzuladen, um einen Vereinigungspunct für die getrennten Intereſſen der Literatur in Nord- und Süddeutſchland zu bieten. Iſt dieſe Idee auch nicht zur Verwirklichung gekommen, ſo verdiente ſie doch Anerkennung und Nachahmung, oder Anregung, ſie möglich zu machen! —

* * *

— Die Revue de Paris (livraison du 22 mars 1835) enthält von Philarète Chasles, dem Ueberſetzer Jean Pauls, einen intereſſanten Artikel über Henri Heine. Das Portrait, das der Genannte von ihm entwirft, iſt ſehr treffend und gelungen; die Kritik, die ihm widerfährt, zu ſehr franzöſiſchem Bedürfniß entſprechend, um für Deutſchland Gültigkeit zu haben. Chasles bemüht ſich zwar, Heine als Original aufzufaſſen, er ſagt, zwiſchen ihm und Jean Paul ſei der weſentliche Unterſchied, daß dieſer die franzöſiſche Revolution vor ſich in der Zukunft erblickt, Heine dagegen ihren Ausgang erlebt habe; daher in jenem die trunkene Hoffnung eines harrenden, zuverſichtlichen Gemüthes, in dieſem die grellen Blitze aus dem Gewölke einer Melancholie der Verzweiflung. Dabei kann der Franzoſe der heimiſchen Anknüpfungspunkte ſich nicht entſchlagen, er ſieht in Heine, trotz ſeiner melancholie si drôle, Voltaire's Geiſt erwacht. In einem Briefe an Chasles, der hier mitgetheilt wird, giebt Heine einen kurzen Abriß von ſeinem Leben. Er legt beſonderes Gewicht darauf, daß er in ſeiner Vaterſtadt Düſſeldorf, wo er 1800 geboren, von ſeinem ſechſten bis zum vierzehnten Lebensjahre franzöſiſche Luft geathmet habe. In Betreff ſeiner Familienverhältniſſe ergiebt ſich noch daraus, daß er außer dem ruſſiſchen Arzte Maximilian Heine, der den türkiſchen Feldzug unter Diebitſch mitmachte, noch einen zweiten Bruder, Guſtav von Geldern, hat, der den Namen ſeiner Mutter annahm und Dragonerofficier in öſtreichiſchen Dienſten iſt. — Im Ganzen hat Chasles Heine's Erſcheinung glücklicher aufgefaßt, als Jüles Janin. Er vindicirt ihm für einen immer weiter greifenden Conner zwiſchen Deutſchland und Frankreich die größte Bedeutſamkeit. In den funfziger Jahren unſers Säculums würde man das, wie er meint, noch weit mehr als in den dreißigern überſchauen können, wenn Deutſchland noch franzöſiſcher, Frankreich erſt noch deutſcher geworden ſei. — Wir geben dieſe franzöſiſche Anſicht unſern deutſchen Leſern zu bedenken und nach Belieben zum weiteren Ausſpinnen. (10.)

* * *

— Die nachträgliche kleine Kunſtausſtellung, die uns Berlinern als Oſter- und Feſtgabe diesmal geboten wird, zog mich hinein, um zu erfahren, ob auch das junge Frühlingslicht, wie die Natur, ſo die Kunſt verkläre. Und ſo erſchien es mir; denn mit den freundlichſten Eindrücken verließ ich dieſe jüngſten Kinder der Kunſt. Von größern hiſtoriſchen Stücken leuchtet das einzige, ein Altarbild von Hübner, wie die Sonne unter den Sternen hervor. Die vier Evangeliſten, jeder ſein Evangelium vor ſich, ſchauen in dieſem Augenblicke zur Geſtalt Chriſti empor, welche, die Hände zum Segnen ausgebreitet, mit heiligen, Andacht und Sammlung gebietenden Zügen, verklärt über den Wolken im Lichte ſchwebt; die Schrift, unten angebracht, zeigt: Ich bleibe bei euch bis an der Welt Ende. Gedanke, Compoſition, die Haltung aller Figuren, die Schönheit der Köpfe der Evangeliſten, links (vom Beſchauer) Markus und Lukas, rechts Johannes und Matthäus mit ſeinem Engel; die gediegene Ausführung aller Theile in Form und Färbung, alles dies erhebt dieſes Bild zu einem der vorzüglichſten, vielleicht zu dem vorzüglichſten im Gebiete religiöſer Darſtellungen, aus dem letzten Jahre. Es iſt für die Kirche von Meſeritz beſtimmt. — Unter den Genrebildern ſtechen hervor: zwei von Elsholz: 1) Schnitter beiderlei Geſchlechts beim Mittagsmahle; links zieht ein reitender Soldatentrupp vorüber; beiderſeitige lebhafte Theilnahme und Neugierde; 2) ein militäriſches Lager; im Vordergrunde ein Reiſewagen mit einer armen Familie; die Mutter und das Jüngſte auf dem Wagen; die Tochter mit dem Brüderchen ſteht furchtſam einem Soldaten Rede; der Bauer zeigt vorn den Weg. Beide Stücke ſind mit wohlthuender Wahrheit und Lebendigkeit ausgeführt. — Eines von Piſtorius, eine Geſellſchaft Bauern auf der Hausflur neben einem Faſſe Bier, in behaglichſter Stimmung einem Geigenſtreicher unter ihnen zuhörend, im Hintergrunde die Wirthin an der Küche beſchäftigt; mit gewohnter Naturtreue und ſprechendem Ausdruck der Phyſiognomieen und bewundernswürdiger Ausführung des Einzelnen — erinnert gleichwohl zu ſeinem Nachtheile an ähnliche frühere Darſtellungen dieſes Meiſters. Es iſt eine geſunde, lebensvolle Manier, aber doch eine Manier. — Ohne Intereſſe gingen wir an den ſich zu oft wiederholenden kleinen Jagdſcenen von J. Schulz vorüber, verweilten dagegen an drei andern Stücken von ihm: ein Haus mit einer Waſſermühle, eine Gegend mit einer Windmühle, ein Landmann hinter ſeinem Pfluge, der ſeiner Frau das Kind abgenommen hat, mit vielem Vergnügen. — Zwei von Schröter, eine alte Bettlerin, die von einer geputzten Dame ein Geſchenk empfängt; ein ältlicher ausruhender Bürgersmann, dem ein paar Kinder Blumen anbieten, ſcheinen, beſonders das letzte, nicht mit beſonderer Liebe behandelt. — Zwei von Hopfgärtner, eine junge vornehme Dame zu Pferde, welchem der Bruder die Zügel hält, während der zweite ebenfalls zu Pferde nach vornhin eine Bewegung macht, im Hintergrunde das Schloß; und ein Prieſter mit der Hoſtie zur Seite eines Kloſterbruders reitend, geführt von dem Meßner, zeigen überraſchende Schönheit der Farben. — Ich erwähne außerdem eines mit großer Liebe ausgeführten ſchönen Fruchtſtücks von Völker; einer Räuberfamilie von Brücke; Fiſcherinnen, mit ihren Reuſen im Waſſer beſchäftigt, von Spriek; einer Ausſicht auf die Stadt Berlin, von dem weſtlichen Rande des Daches der Werderſchen Kirche, welcher Standpunkt vielleicht eben nicht günſtig gewählt ſcheint — von Gärtner. — Einige vorzügliche Bildniſſe von Begas und Schoppe. — Höchſt anziehend iſt eine Zeichnung nach der, ſeit längerer Zeit im Königl. Muſeum befindlichen Ruine eines Raphael'ſchen Jugendbildes, eine Anbetung der Könige. — Nur kurz darf ich auf einige plaſtiſche Meiſterwerke von Rudolph Schadow, Emil Wolf u. a. hinſehen; von Letzterm: Hermann und Thusnelda; Hebe, welche den Ganymed in ſeinem neuen Amte unterrichtet; von Erſterm ein Relief aus der Mythe des Caſtor und Pollux u. a. Bei einigen an ſich vorzüglichen Werken drängte ſich die Betrachtung auf, wie höchſt wichtig beſonders in den plaſtiſchen Kunſtwerken der wahrhaft poetiſche oder hiſtoriſch bedeutende Gehalt der Motive ſei, wenn ungeachtet des großen Aufwandes an Kunſt, der Beſchauer nicht kalt, oder nur momentan angeregt, davor verweilen ſoll; ich meine bei den Werken jetzt lebender Künſtler; denn die Antike verbreitet über jedes Erzeugniß aus ihrem Bereiche einen unwiderſtehlichen poetiſchen Reiz.

(—h—)

Berliner Theater-Ellipſe.

Karl Seydelmann in Berlin.

Seit einigen Wochen iſt unſer Theater-Publikum durch Seydelmanns Erſcheinung auf der Königl. Bühne vielfach in Bewegung gerathen. Ein großer Ruf ging dem Künſtler vorauf, und in ſolcher Suppoſition hat das Berliner Publikum die Marotte, den Gaſt mit Kälte zu empfangen, wie dies bei Seydelmanns erſtem Auftreten als „Carlos“ in Goethe's Clavigo der Fall war. Während der Darſtellung witterte man jedoch bald eine eigenthümliche, ächt künſtleriſche Lebensluft, die der Perſönlichkeit dieſes in der That poetiſch gebildeten Hiſtrionen entſtrömt. Die Gemüther wurden geſpannt, es bildete ſich am erſten Abend eine Partei für und wider den Gaſt. Man rühmte die ſinnige Auffaſſung, die gedankenmäßige Berechnung, die feine Nüancirung, die Harmonie ſeines ganzen Spieles und die Geſtaltung jeder ſeiner Rollen zu einem lebensvollen Ganzen. Die Oppoſition, die nach und nach immer ſchwächer wurde, wußte bald nichts weiter als tadelnswürdig vorzubringen, als einen anſcheinenden Fehler im Organ, der im erſten Augenblick befremden, aber nicht ſtören kann. Die Zufälligkeiten der Perſönlichkeit ſind bei dem Schauſpieler allerdings von Bedeutung, ſie werden, im Fall ſie ungünſtig ſind von Natur, nur dann überwunden, wenn das innere Spiel das äußere bedingt, und der Künſtler mit ſeiner ganzen Ueberzeugung oder, was noch glücklicher iſt, mit ſeiner ganzen Liebe von innen heraus in die Wellenlinie der Schönheit tritt, ſein Habitus gewiſſermaßen in eine ideelle Stimmung verſetzt und ſo auch eine hemmende Einzelnheit im Naturell von der Harmonie ſeiner geiſtigen Kräfte mit fortgetragen wird. Ohne mit der Zunge gegen die Lippen in Colliſion zu kommen, ſcheint es doch faſt bei Seydelmann, als wenn gerade ſein Zungeninſtrument eine naturelle Schwere und Dickigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, zu überwinden habe. Kehle und Bruſt iſt dagegen außerordentlich, ſogar auf ſeltene Weiſe, begünſtigt, ſeine Stimme iſt körnig, inhaltsreich, ſie kömmt aus der Tiefe der Seele, und durch ſein ganzes Weſen zu Rollen von ideeler Reflexion berufen, kommt jene Neigung des lingualen Organes zum Tardiren ſeinem in ſich grabenden Tiefſinn faſt zu gute. So iſt die Zufälligkeit in der äußern Erſcheinung eines Schauſpielers ſelten, vielleicht niemals eine leere Zufälligkeit. Seiner individuellen Beſchaffenheit fällt ja doch Alles anheim. Nur muß ein Aether ſeinen ganzen Menſchen durchdringen, eine Liebe, die zum Bewußtſein geworden, alle ſeine Einzelnheiten halten und tragen. Dieſe ideelle Stimmung iſt nun aber bei Seydelmann in ſo penetrirender Wirkung vorhanden, daß ſie ſeiner ganzen Perſon eingeboren ſcheint und in ſeiner ganzen Weiſe, ſich zu äußern, zu bewegen, zu haben, ſich ſo conſolidirt hat, daß man ſie eine poetiſche Geſinnung nennen könnte. Dieſe ideelle Haltungskraft fehlte einem der größten deutſchen Mimen, dem verſtorbenen Devrient. Er hatte weniger eine durchgebildete, harmoniſch künſtleriſche Stimmung, als vielmehr eine großartige künſtleriſche Laune, womit er ſpielte und die groteſken Wirkungen hervorrief. Es giebt im Berliner Theater-Publikum von Alters her noch immer eine Partei Devrients und eine Partei Wolfs. Seydelmann gab unter andern außer dem Carlos im Clavigo, den Marinelli, Ludwig XI., den Oſſip, den Cromwell in Raupachs Royaliſten. Man kann ſagen, daß Seydelmann Wolfs Schule in Devrients Rollenfach hineinträgt. Das Publikum verſteht, wie ich das meine, ſelbſt wenn unſer Gaſt ſich weit weniger an Wolf, als vielleicht an Eßlair in früheren Zeiten gebildet haben ſollte. Devrient gab als Carlos, als Oſſip, oft in einzelnen Momenten mehr als Seydelmann in ganzen, gediegen durchgeführten Scenen. Devrient wirkte in einzelnen Situationen durch Blitze der Erfindung, er herrſchte durch einzelne geniale Coups, es überkam ihn plötzlich wie ein ungeahnter, ungeſuchter prophetiſcher Einfall, und dann ſtand der ganze Charakter, den er geben ſollte, mit wunderbar grotesker Maske in leuchtendem Feuer vor uns. Er hat unauslöſchliche Eindrücke hinterlaſſen. Man kann nicht ſagen, daß er einen naturellen Fehler gehabt hätte; aber er hatte eine launiſche Hinfälligkeit in ſeinem Naturell, deshalb erſchien er in Scenen, die er für Nebenwerk hielt, oft matt und läſſig, er hatte krankhafte Gelüſte als Menſch und als Künſtler, und mit der Zeit ſteigerten ſich dieſe krampfartig. Er hatte den tiefſten Beruf zur Shakspeareſchen Poeſie, allein ſeine Auffaſſung blieb größer und bedeutender als ſeine Durchführung. Er konnte nicht ſtudiren, der Menſch in ihm litt es nicht, wenn auch der Künſtler wollte. So nahm er Alles nur wie mit einem Wurf, die Kunſt war ihm eine göttliche Laune, aber keine wirkliche Göttin, er kam mir nur wie ein Baſtard der Shakspeareſchen Muſe vor, und ich hätte doch glauben mögen, er ſei ihr ächter, legaler Sohn. Seydelmann iſt weniger bedeutſam in der Auffaſſung als in der Durchführung. Er macht nie aus der Rolle was er will, ſondern was der Dichter bezweckte. Devrient war als Oſſip ein getretener Wurm, der ſich aufrichtet und Scorpion wird; er gab in dieſer Rolle einen gebeugten Sclaven voll teufliſcher Emancipationsluſt. Seydelmann ließ die blöde Dumpfheit des Ruſſiſchen Leibeignen nie verſchwinden; er gab das Zähneblöken des blutig verletzten Thieres, die dummwitzige Racheluſt des Narren. Raupach hat die Rolle ſo hingeworfen, daß ſich mancherlei hineintragen läßt, um die ohne alle Sorgfalt ſkizzirte Figur zu füllen.

Wir glauben, daß Seydelmann Beruf hat zum Höchſten; allein er hat uns das Höchſte noch keineswegs gezeigt. Man hat ihn hier einen Imperator der jetzigen Bühnenwelt genannt. Dazu gehörte nun doch, daß wir Seydelmann erſt als Lear, Macbeth, Othello ſähen. Bis jetzt aber hat er es — wir müſſen faſt ſagen — verſchmäht, einen Shakspeareſchen Charakter zu geben. Er hat ſich ſogar nur zu ſehr in Kotzebueſchen, Ifflandſchen, Auffenbergiſchen und Raupachſchen Gehäuſen gefallen, in die er allerdings erſt Etwas hineintragen muß. Er gab den zweiten Friedrich in „Friedrich und ſein Sohn“ und hatte doch hier in der That keinen Spielraum weiter als zum guten, geſchmackvollen heldenmäßigen Declamiren. Er zog vor, ſich als Wellenberger in Iffland's „Advocaten“, als Klingsberg, als Ludwig XI. von Auffenberg zu zeigen. Verrieth er hier ſeine klaſſiſche Schule, ſeine ſinnvolle Combination, ſeine tiefe, innerliche Sicherheit, ſo kam es hier doch mehr oder weniger darauf an, lückenhafte Geſtalten zu füllen und den Dichter zu ergänzen. Es iſt uns allerdings noch nicht vorgekommen, daß ein Schauſpieler ein verblaßtes und verwaſchenes Familiengemälde von Iffland durch ſein Erſcheinen ſo auffriſchen, der blanken hölzernen Wirklichkeit ſoviel Gemüth einflößen kann. Als „Nathan“ hat uns Seydelmann bis jetzt am meiſten eine ſeiner Kunſtfähigkeit auch objectiv entſprechende Dichtergeſtalt gegeben. Hier galt es, die Intention des Dichters nicht zu ergänzen, ſondern zu erreichen; ſomit verlohnte es ſich der Mühe des Studiums, und die Liebe wurde durch den Schatz, den ſie vorräthig fand, reich belohnt. Man hat dieſe in jeder Beziehung meiſterhafte Leiſtung Seydelmanns überall anerkannt, die orientaliſche Färbung, die edle Grazie bei aller faſt ſtörriſchen Gründlichkeit des denkenden Juden, die Kunſtfertigkeit ſeiner Declamation, man hat ziemlich Alles gerühmt, aber, mich dünkt, noch nicht die harmloſe Liebenswürdigkeit des Künſtlers genug herausgehoben, die alle Schärfe der Auffaſſung der einzelnen Momente ſo geſchmackvoll überkleidet und verbirgt. Hierin iſt eine Identität zwiſchen Künſtlerſtreben und menſchlicher Gemüthlichkeit, die den Gaſt von unſerm Perſonal mehr oder weniger, aber ſichtlich, unterſcheidet. Seit Wolf ſahen wir nicht dieſen Verein von ſcharfer Charakterfärbung und gefühlvoller Wärme der Seele, die an die Menſchenbruſt, an das Herz des Volkes appellirt. Dazu kömmt oft eine elegiſche Weichheit, die ſich im Nathan geltend machen muß, der ſich der Künſtler aber auch in den entſprechenden Stimmungen ſeiner Helden gern hingiebt. Man konnte das ſogar in Raupachs Friedrich II. zu überwiegend nennen, wenn es überhaupt zu tadeln wäre, in ein hohles, declamatoriſches Schattenbild, das nur von ſich und ſeiner Hoheit als König anmaßlich weiß, in einen ſich ſelbſt flickenden Lumpenkönig, zu dem Raupach dieſen Friedrich machte, menſchliche Schwäche als einiges Colorit hineinzutragen.

Es heißt, Seydelmann werde von Shakspeareſchen Rollen den Shylok und den Hamlet geben. Er ſoll auch zum Mephiſtopheles erbötig ſein, allein Goethe's Fauſt gehörte bisher gar nicht zum Berliner Repertoir.

D. 20. April 1835. (30.)

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Ein Beſuch
bei
Louis Philipp und in den Pariſer Salons*).

Von dem Verfaſſer der Briefe eines Verſtorbenen.

Paris, den 20. Aug 1834.

Kurz nach meiner Ankunft in Paris ward ich in den Tuilerien vorgeſtellt, die der König neuerdings ſehr verſchönert hat. Auch die kleinere Abtheilung des großen Gartens, die jetzt ein reiches Blumenparterre längs dem Palaſte bildet, und worüber die Journale in einen ſo lächerlichen Zorn geriethen, iſt eine große Verbeſſerung. Vorher lebte man in den Tuilerien faſt wie auf öffentlicher Straße, und jede Unanſtändigkeit ward an den Mauern begangen, die ſich unter den Fenſtern der königlichen Familie befinden.

Von Etikette iſt bei der Präſentation kaum die Rede, wiewohl die Pracht der Umgebung überall königlich iſt. Nachdem wir durch mehrere reich erleuchtete große Piecen und eine ſchöne Gallerie gegangen waren, traten wir (Herr von Braſſier, mein älterer Freund und Gönner, ſtellte mich in Abweſenheit des Geſandten vor) kaum in den Salon, als der König uns ſchon entgegen kam, und nachdem ihm mein Name genannt worden war, mich mit vieler Herablaſſung begrüßte. Die Königin nebſt den anweſenden Mitgliedern der Familie und einigen Damen des Hofes ſaßen um einen großen runden Tiſch, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf dem mehrere Lampen ſtanden, und beſchäftigten ſich mit weiblichen Arbeiten. Nur wenige Herren, alle in Civilkleidung, auch die General-Adjutanten vom Dienſt, waren um den Tiſch gruppirt, oder im Saale vertheilt. Nachdem ich die Ehre gehabt hatte, der Königin und den Prinzeſſinnen ebenfalls vorgeſtellt zu werden, fing die Unterhaltung bald an allgemeiner zu werden, ungezwungen, geiſtreich und mit vieler Heiterkeit geführt. Die Königin gehört zu den Frauen, die man, in welchem Stande ſie auch geboren ſein möchten, unmöglich eine Zeit lang beobachten kann, ohne ſich von Ehrfurcht und Zuneigung für ſie durchdrungen zu fühlen; Madame Adelaide, die Schweſter des Königs, iſt voll Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, und die jungen Prinzen und Prinzeſſinnen muſterhaft erzogen, einfach, natürlich, mit dem Anſtand ihres hohen Ranges.

---

*) Aus dem nächſtens erſcheinenden Werke: „Vorletzter Weltgang von Semilaſſo.“

Der König erzeigte mir ſpäter noch die Ehre, ſich eine geraume Zeit privatim mit mir zu unterhalten, ſprach viel über England mit großer Sachkenntniß, beſchämte mich faſt durch einige ſchmeichelhafte Urtheile über meine Schilderungen dieſes Landes, und hatte zuletzt noch die Gnade, mir eine Menge guter Rathſchläge für meine Reiſe nach Amerika zu ertheilen, indem er zugleich mehrere intereſſante Particularitäten ſeines Aufenthaltes in jenem Welttheil erzählte. Es iſt unmöglich, beſſer zu ſprechen, als der König, und eine größere Anziehungskraft auf ſeine Zuhörer auszuüben, auch zeigt ſich unter denen, die ihm näher ſtehen, allgemein die größte Anhänglichkeit für ſeine Perſon.

Zu dieſen gehört der General Gourgaud, — ſo ehrenvoll bekannt durch ſeine Treue für Napoleon, — deſſen Bekanntſchaft ich hier mit großem Vergnügen machte, nachdem er mir ſchon am Julifeſt als der eleganteſte Offizier unter den verſammelten Truppen, mit dem ganzen brillanten militäriſchen Anſtand des Kaiſerthums aufgefallen war.

Einige Tage darauf ward ich zur Tafel eingeladen. Meinem angebornen, unverbeſſerlichen Fehler nach, kam ich etwas ſpät, ich fürchte ſogar, ich war der Letzte, denn die Königin gab mir ſogleich den Arm, um ſie in den Speiſeſaal zu führen. Es war ein ziemlich großes Diné, ungefähr einige 40 Perſonen, und ich muß bekennen, da ich ſo viel in den carliſtiſchen Journalen von der übertriebenen Oekonomie, die am Hofe des Königs herrſchen ſollte, geleſen hatte, ſo gab ich mehr auf alles hieher Gehörende Acht, als ich ſonſt gethan haben würde. Ich fand aber im höchſten Grade das Gegentheil von den Mährchen der Preſſe, und außer der Hofhaltung Georgs IV. habe ich noch keine vorher und nachher geſehen, die ſo gut organiſirt geweſen wäre. Es gab zwar keine Hofchargen in Uniform, keinen Hofmarſchall mit dem Stocke, dagegen aber hinter jedem Gaſte einen Diener in prächtiger Livree, eine reiche und funkelnde Vaiſſelle, welche an vielen unſrer deutſchen Höfe oft wegen Mangel des Putzens wie Zinn ausſieht, Küche und Wein waren ſehr gut und in Profuſion, die Bedienung ſchnell und ſorgſam, ganz im beſten engliſchen genre, der auch jetzt in den guten Häuſern faſt allgemein der der Pariſer geworden iſt. Der König wie die Königin legten von einigen Schüſſeln ſelbſt vor, und belebten auch hier die Unterhaltung mit der Verbindlichkeit gaſtfreier Hauswirthe.

Ich theile Dir alle dieſe an ſich freilich unbedeutende Details mit, liebe Adelheid, weil ich weiß, daß ſie Dich intereſſiren, und weil in Deutſchland, durch die abgeſchmackten Lügen, die man täglich hier erfindet, noch eine ſo falſche Vorſtellung über den jetzigen franzöſiſchen Hof, den König und ſeine Familie herrſcht.

Nach der Tafel begab ſich die Geſellſchaft, um die erfriſchende Abendkühle zu genießen, auf die offene Terraſſe, welche die Ausſicht auf den herrlichen Garten der Tuilerien und die vom Duft der Orangenblüthen und Blumen geſchwängerte Atmoſphäre zu einem ſehr anmuthigen Platze machen. Leider ſoll ſie der Symmetrie, der die neueren Architekten ſo viel innere Bequemlichkeiten aufopfern zu müſſen glauben, weichen und überbaut werden. Ich unterſtand mich, Madame Adelaide auseinanderzuſetzen, wie viel angenehmer ein Pflanzenhaus dort anzubringen wäre, deſſen Fenſter man im Sommer wegnimmt, und das überdieß jetzt noch ganz in dem Palais der Tuilerien fehlt, aber die Symmetrie wird wohl den Sieg davon tragen. Ich lernte hier zwei Damen der

Königin kennen, Meſdames de Dollomieu und de Montjoie, die mich dadurch überraſchten, daß ſie beide faſt eben ſo gut deutſch als franzöſiſch ſprachen, und in der einen Sprache ſo liebenswürdig als in der andern waren.

Der König, der mich über Mehreres befragte, ſprach mit großer Offenheit von früheren Zeiten, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß, wenn er jetzt König ſei, er dieſe ſchwere Verpflichtung nur für das Glück Frankreichs übernommen, für ſeine Perſon aber, und in der glücklichen harmloſen Lage, in der er gelebt, nur ein Opfer gebracht habe. „Wenn dies Cabinet ſprechen könnte," ſagte er mehrmals, indem er auf eine Nebenthür wies, „und wiederholen, was ich ſo oft Carl X. vorgeſtellt, es wäre Alles anders gekommen." „Als ich in England war," ſetzte er hinzu, „trug mir Georg IV. auf, dem König zu ſagen, er ſolle die Preſſe in Frankreich vernichten, oder ſie würde ihn verjagen. Ich erwiederte, daß ich die Botſchaft ausrichten würde, durchaus aber nicht derſelben Meinung ſein könne. So ſagte ich es auch dem Könige, denn die Freiheit der Preſſe iſt das Palladium Frankreichs, und," fuhr er ſehr animirt fort, „réprimer sévérement la licence de la presse par les lois, oui, mais l'abolir jamais! Au reste," fügte er lächelnd hinzu, „on dit qu'elle me maltraite quelquefois, mais je me garde bien de le lire."

So dachte auch Friedrich der Große, und wenn man bedenkt, wie ſchamlos Louis Philipp und ſeine Familie täglich von einem Theil der Preſſe wie von tollen Hunden angefallen worden ſind, ſo erhält gewiß dieſe Aeußerung einen doppelten Werth.

Als ſpäter mehrere Perſonen kamen, um ihre Cour zu machen, war der König noch ſo gnädig, mich mit Herrn Guizot, den ich erſt vor wenig Tagen eine vortreffliche Rede in der Kammer hatte halten hören, und mit Herrn Dupin bekannt zu machen. Herr Guizot hat ein feines, ariſtokratiſches Anſehen, und ſehr viel Anſtand in ſeinem Benehmen; Herr Dupin etwas Einfaches, Biederes, Geiſtreiches und Ernſtes in ſeinem Weſen, das mich ſehr anzog. Es freute mich, von ihm Urtheile über

England zu vernehmen, die ganz mit meinen eigenen Anſichten übereinſtimmten, unter andern, daß, nachdem der Herzog von Wellington, mehr um ſich perſönlich populair zu machen, als aus Ueberzeugung, die Emancipation der Katholiken bewilligt habe, keine Gewalt mehr im Stande ſei, den Strom aufzuhalten, jedoch dieſer England nur heilſam ſein werde, wenn ein weiſes Miniſterium ihn auf dem Wege allmäliger Reform ruhig abfließen laſſe, unverſtändiger Widerſtand aber ohnfehlbar eine Revolution herbeiführen müſſe. Vielleicht würde er weniger mit mir in der Ueberzeugung übereingeſtimmt haben, daß es dennoch das Daſein der engliſchen mächtigen Ariſtokratie (nicht der fanatiſchen Tories, welches zwei ganz verſchiedene Dinge ſind) allein iſt, was eben England dieſen Weg der Reform ſichert, und es vor einer Revolution bewahren wird.

Doch wie gerathe ich mit Dir in die Politik, gute Adelheid, verzeih dieſe Diſtraction, denn Du haſt Gottlob die ungraziöſe Mode noch nicht angenommen, welche heutzutage die Frauen oft zu heftigern Politikaſtern macht, als wir ſelbſt nur ſein können.

Ich habe noch einige Beſuche in den Tuilerien abgeſtattet, und bin immer mit gleicher Artigkeit aufgenommen worden, ja als ich die mir vom König gegebene Erlaubniß, das Palais-Royal und Neuilly zu ſehen, benutzt hatte, und im Geſpräch äußerte, wie ſehr ich gewünſcht hätte, einen Plan der Ställe von Neuilly zu beſitzen, da ich nie zweckmäßiger gebaute geſehen, hatte der König die ungemeine graziöſe Attention, mir den andern Tag ſeinen Architekten, Herrn Fontaines, zu ſchicken, um ſich mit mir über Alles zu beſprechen, was mir hinſichtlich der erwähnten Gebäude zu erfahren angenehm ſein könnte. Ich war nicht zu Hauſe geweſen, und eilte daher am Morgen darauf, Herrn Fontaines, deſſen Name berühmt in Europa iſt, ſelbſt aufzuſuchen. Ich fand einen äußerſt liebenswürdigen und mehrſeitig gebildeten Mann an ihm, der dem König mit Leib und Seele ergeben iſt, und mir viel höchſt Intereſſantes als Augenzeuge über die noch nicht hinlänglich bekannten Particularitäten der Juli-Revolution erzählte, mit denen ich mich jedoch hüten werde, Dir die Zeit zu verderben. Nur ein paar Worte über Napoleon, mit dem Herr Fontaines ſo lange zu thun hatte, und deſſen Geduld, genaues Eingehen in das Verſtändniß jeden Details und Leichtigkeit des Verkehrs er nicht genug loben konnte. Er ſagte, daß er es ſich zu keinem geringen Glücke anrechnen müſſe, zum Dienſte zweier Herrn berufen worden zu ſein, die, beide außerordentliche Männer, durch ihre großen Eigenſchaften, doch Einer wie der Andre **de si bonne composition** wären, um mit Vergnügen in Geſchäftsabhängigkeit von ihnen zu ſtehen. Drollig iſt es, daß Napoleon, der gern baute, doch immer aufſchob, aus Furcht der zu großen Koſten, und dann ſtets zu ſagen pflegte: **Quand on me laissera faire la paix, mon cher Fontaines, nous batirons, jusque-là il faut ajourner.** Ueber Neuilly und das Palais-Royal muß ich Dir noch einige Notizen geben. Neuilly iſt ohne Zweifel das reizendſte Landhaus, das in der Nähe von Paris gefunden wird. Es gehörte früher der Prinzeß Borgheſe, iſt aber vom König ſehr verſchönert, vergrößert und faſt ganz umgeſchaffen worden. Der erſte Anblick verſetzte mich nach England, denn es gleicht ganz den Beſitzungen der dortigen Großen, ſowohl an geläutertem Geſchmack, als an Sorgfalt der Unterhaltung. Beſonders ſchön gepflanzt und verziert iſt der Raſenplatz vor der Hauptfaçade, von dem ich gelernt, daß Trauerweiden, die ich bisher immer nur am Waſſer benutzt gefunden, einen noch ſchöneren Effect freiſtehend auf dem Raſen machen. Einige Spielereien, die man ſich in **pleasure-grounds** ſehr wohl erlauben mag, fand ich ergötzlich, z. B. das genau nach den Regeln der Kunſt von einem Ingenieur ſolid aufgeführte Modell einer Feſtung, das mich an weiland Graf Hoditz Garten der Lilliputs erinnerte, ferner den Diminutivtempel der Schildkröte, mit deſſen Nachahmung ich der meinigen in M... nächſtens ein Geſchenk zu machen denke. Die bebuſchten Inſeln, welche man der Seine abgewonnen, mit einem eleganten Ruheſitz auf dem großen felſenartigen Eisbrecher, von wo man eine ſchöne Ausſicht auf den Lauf des Fluſſes hat, ſind originell, beſonders da, wo der Weg unter einem der coloſſalen Bogen der Brücke von Neuilly hindurchführt. In den neuen Anlagen vermiſſe ich, daß man gar keine großen Bäume gepflanzt hat, eine Procedur, die in Frankreich noch ganz unbekannt zu ſein ſcheint, wie ſie auch ſelbſt in England noch nicht häufig, und die doch ſo wichtig iſt, da ſie dem Pflanzer ein Menſchenalter erſpart! Auch finde ich in dem Garten von Neuilly etwas zu viel Wege, und es macht keinen guten Effect, daß da, wo ein Weg aus dem andern ſich abzweigt, der Raſen oft eine ungraziöſe Spitze bildet, und nicht gefällig abgerundet iſt. Zu den hübſcheſten Partieen gehört eine kleine Mühle mit eiſernen Rädern, welche das nöthige Waſſer nach dem Schloſſe liefert, und die Gewächshäuſer mit einem regelmäßigen Blumengarten. Eine Menge ſehr zweckmäßiger und eleganter Modelle von Stühlen, Bänken und Blumenkaſten, theils in Holz, Flechtwerk oder Eiſen, kann der Liebhaber ſich hier abnehmen.

Das Innere des Schloſſes iſt einfach, aber elegant und wohnlich, wie es ſich für ein Landhaus ſchickt; beſonders freundlich, und was wir heimlich nennen, fand ich das Appartement der Schweſter des Königs. Eine Sammlung meiſt moderner Gemälde giebt allen dieſen Zimmern ein ſehr mannigfaches Intereſſe. Unter den ältern Sachen bemerkte ich ein ſchönes Portrait Ludwigs **XIV.** zu Pferde, ein anderes (Bruſtbild) des Regenten von Orleans, das eine geiſtreiche, feine Phyſiognomie darbietet, und eine Darſtellung des Salons des Prinzen von Conti mit einer Menge hiſtoriſcher Portraits. Unter den neuern Bildern zogen mich die des Königs und ſeiner Familie am meiſten an. Es hat etwas Rührendes, den Mann des Schickſals, der heute 30 Millionen Menſchen regiert, hier in ſeinem eignen Palaſt abgebildet zu ſehen, wie er in der Revolution als Obriſt der Chevauxlegers, mit eigner Gefahr des Lebens, das eines Prieſters rettet, den die wahnſinnige Menge eben ermorden will; ihn dann in der Schweiz als Lehrer wieder findet, wo er zu ſeinem Lebensunterhalt Unterricht in der Geographie ertheilt; und endlich ihn in Norwegen ſo weit vom Unglück verfolgt erblickt, daß er zu Fuß reiſend vergebens um ein Obdach bittet, und in einem Stalle über=

nachten muß! Wer wird hiernach nicht mit erhöhter Ehrfurcht das Bild betrachten, wo ſich ihm derſelbe Mann als König der Franzoſen in allem Glanze ſeiner Macht verkündet!

Etwas Häusliches theile ich Dir zur Nachahmung mit. In dem Speiſeſaale fand ich ein Kamin, zum Tellerwärmen beſtimmt, von ſehr zweckmäßiger Vorrichtung. In der Mitte ſeiner Höhe iſt ein Roſt, auf den die Teller geſtellt werden, die Wärme kömmt durch conduits de chaleur von unten. Thüren von Meſſing ſchließen das Kamin, und an den Seiten ſind elegante Riegel mit Federn angebracht, in welche dieſe Thüren, wenn man ſie öffnet, einſchlagen, ſo daß ſie feſt ſtehen bleiben, und man nicht an ſie anſtoßen kann. Dies erinnert mich beiläufig an eine hübſche Pariſer Mode, die Kamine im Sommer durch genau paſſende Vorſetzer von ſchwarz lackirtem Blech zu decken, auf welches bunte Blumen gemalt ſind.

Ich gehe zum Palais-Royal über. Dieſes, aus dem jetzt alles Unanſtändige entfernt wurde, und außerdem der dem Publicum und den Boutiken gewidmete Theil von des Königs Palais durch eine prächtige Gallerie, deren plattes Dach einen ſchön decorirten Garten bildet, getrennt iſt, war kaum vollendet, als der König es für die Tuilerien verlaſſen mußte. Es iſt mit vieler Pracht meublirt, ſteht aber jetzt ganz leer. Als ein Uebelſtand, der indeß wohl leicht abzuändern ſein müßte, fiel es mir auf, daß in einem der glänzendſten Theile deſſelben, ſich ein unangenehmer Gasgeruch bemerklich machte. In allen Wohnungen des Königs findet man der Kunſt am meiſten gehuldigt. So auch hier, und ſehr angemeſſen ſind die Kunſtwerke nicht in Gallerien zuſammengehäuft, ſondern zum Schmuck jedes einzelnen Zimmers verwandt. Der Reichthum der hieſigen Sammlung iſt zu groß, um in dieſem Briefe in irgend ein erſchöpfendes Detail einzugehen. Ich folge meiner gewöhnlichen Weiſe, nur mit wenig Worten das zu berühren, was gerade in dem Augenblicke den meiſten Eindruck auf mich machte. Zwei große Gemälde in voller Figur, die Cardinäle Richelieu und Mazarin darſtellend, hielten mich lange gefeſſelt. Man ſtudirt in ihrem

Anblicke ihre Geſchichte von neuem. Das Gepräge iſt deutlich; Talent und Liſt bei dem Einen, Genie und nicht mindere, aber erhabnere Feinheit (denn mit dem gemeinen Namen Schlauheit möchte ich es nicht benennen) beim Andern. Nichts kann ſchöner ſein, als Richelieu's Herrſcherantlitz mit aller Größe, Ruhe und Sicherheit in Miene und Haltung, die des Erfolges gewiß iſt. Geringer iſt der Anſtand Mazarins, und eine gewiſſe unruhige Thätigkeit verbirgt ſich hinter einem nicht ganz natürlichen Lächeln. Auch ein Bild Ludwigs XI. iſt höchſt charakteriſtiſch. Gemeines und Hohes, Grauſamkeit und Furcht, Unglaube und Bigotterie miſchen ſich eben ſo wunderbar in dieſem Geſichte, als einſt in dem formidablen Original, das dennoch nicht ohne Größe iſt.

Pſyche, die Amor, das nächtliche Lager verlaſſend, mit der Lampe beleuchtet, ein berühmtes neueres Gemälde, ich glaube, von Girodet, hat zwar etwas von der Natur Entferntes, Phantasmagoriſches, aber der Lichteffect, welcher die Figur Amors ſo gerundet hervortreten läßt, als ſei es eine gemalte Statue, war mir eben ſo auffallend, als die ideale Schönheit des Liebesgottes. Pſyche ſteht darin weit hinter ihm zurück. In der großen Gallerie hat der König den glücklichen Einfall gehabt, in einer Serie Bilder, ausgeführt von den geſchickteſten Malern der heutigen franzöſiſchen Schule, die ganze Geſchichte des Hauſes Orleans dem Beſchauer vorführen zu laſſen. Das letzte Bild iſt des Königs Krönung, gleichſam die Apotheoſe der Familie. Es iſt kein Platz mehr. Sein Nachfolger muß einen neuen Saal anfangen, und der Himmel gebe dem hoffnungsvollen jungen Prinzen das ſchöne Loos, ihn ſo glorreich zu beginnen, als der Vater den ſeinen beendet hat!

Laß uns noch einige flüchtige Blicke auf die Geſellſchaft der Stadt und einige wenige ihrer Sehenswürdigkeiten werfen.

Neulich machte ich ein ſehr angenehmes Diné bei Deiner Couſine, der Wittwe des großen, viel zu früh verſtorbenen Benjamin Conſtant, die mich mit Artigkeit und Freundſchaft überhäuft. Ich ſah hier den liebenswürdigen Beranger wieder, den

Patriarchen der Chanſonniers, deſſen politiſche Meinungen ich zwar nicht theile, deſſen ungemeine Liebenswürdigkeit, eminentes Talent und tiefen Geiſt aber von Jedem bewundert werden müſſen. Er hat dabei eine ſo ganz natürliche, gutmüthig heitere, ächt franzöſiſche Weiſe, mit der die Bonmots wie aus unerſchöpflicher Quelle bei ihm hervorſprudeln, daß, was er ſagt, faſt eben ſo anmuthig dadurch wird, wie er es ſagt. Der zweite merkwürdige Gaſt war Balzac, der Dir ſo oft ſchon eben ſo innige Thränen als herzliches Lachen, doch jenes Lachen nur, das die feine Komik ſcharfer Beobachtung erregt — entlockt, und dann durch die ſeltſamſten Paradoxen Dein Gemüth aufgeregt hat. Ich weiß nicht, warum ich mir einbildete, daß er wenigſtens 40 Jahr alt ſein, ein graves, ſchwermüthiges, ja lebensſattes Ausſehen haben müſſe, von den Täuſchungen der Welt, von einem zu tiefen Blick in ihr Inneres verblüht. Wie wunderte ich mich, ſtatt deſſen einen kleinen dicken Mann zu finden, mit dichten kohlſchwarzen Haaren, ſo jugendlich und ſo ausgelaſſen kindiſch luſtig, als wenn er eben erſt das College verlaſſen hätte! Aber ſo wie Lachen und Spaß aufhören und er ernſt ſpricht, nimmt er einen eben ſo genialen als männlichen Ausdruck an, und beſonders habe ich nie Augen von einem größeren Seelenfeuer belebt geſehen. Er wird ſehr angenehm auf dieſe Contraſte; iſt ebenfalls höchſt einfach und natürlich in ſeinem ganzen kräftigen Weſen, und hat eine Natur, die, dächte ich, den Weibern vorzüglich gefallen muß. Das Leben dieſer jungen Schöngeiſter in Paris iſt übrigens ziemlich diſſipirt, und ſehr von dem der unſrigen verſchieden. In der jetzigen Saiſon ziehen ſie ſich aber alle, wie die Schnecke in ihr Haus, in irgend eine entlegene Stadtwohnung oder auf das Land zurück, und arbeiten dann mit großem Fleiß. Ihre Mühe wird auch reichlicher belohnt, der literariſche Succeß giebt ihnen unendlich mehr Anſehn in der Geſellſchaft; und ſie können ihr Leben angenehmer genießen, als es in der Regel ihren deutſchen Collegen zu Theil wird, deren Viele dadurch gewiß eine bittrere Tendenz annehmen, als ſie ſonſt gehabt haben würden. Herr Lerminier, der elegante Philoſoph, den Du wahrſcheinlich in

Berlin kennen lernteſt, ein junger Neffe der Wirthin, und der Bildhauer Bra, deſſen Talent ſehr geſchätzt wird, complettirten die Gäſte. Es war für mich ein großes Vergnügen, dem immer lebhafter werdenden Geſpräch dieſer lebendigen und geiſtreichen Franzoſen zu folgen, für welche die Converſation, faſt gleichviel mit wem, ein wahres Vergnügen, eine der angenehmſten Recreationen iſt, während ſie uns nur zu oft als ein bloßes penibles Geſchäft erſcheint. Unſere erfahrne Gaſtgeberin wußte, indem ſie von Zeit zu Zeit dem Feuer eine neue Nahrung gab, es immer lodernd zu erhalten, ohne auch der materiellen Nachhülfe des Champagners zu vergeſſen. Nach Tiſche ward die Luſtigkeit noch größer, und da die Uebrigen behaupteten, daß Beranger Niemand zu Worte kommen ließe, wurde von Jedem, ſo wie er zu ſprechen anfing, eine Nadel in das Wachslicht geſteckt, mit der Weiſung, bis hieher und nicht weiter. Einmal ſagte Beranger (vielleicht nicht genau mit denſelben Worten, aber ganz dem Sinne nach): „L'humilité est la preuve d'un jugement supérieur, car elle provient de la faculté de faire de vastes comparaisons, et avec cela on doit toujours se trouver petit, quelque grand que soit d'ailleurs comparativement le rôle qu'on est destiné de jouer dans ce monde.“ — „Non,“ rief Balzac mit Feuer, „je ne veux pas de votre humilité, j'aime l'Hercule de la Halle qui, dans la conscience de sa force, ne doute de rien.“

Iſt das nicht artig? es ſtellt mit wenig Worten zwei große Gegenſätze auf, beide ſchön, und Urſache genug vorhanden, in der Wahl zu ſchwanken. Zugleich, dächte ich, bieten ſie ein lebendiges Bild deutſchen und franzöſiſchen National-Charakters dar. Der Neffe der Frau von Conſtant, welcher eine zu gütige Meinung von mir gefaßt hatte, überraſchte mich, indem er mit einemmale aufſprang, die Nadel vor mir ins Wachslicht ſteckte, und mir zurief: „Votre tour, Monsieur, je vous en prie.“ Ich rangirte mich aber auf Seiten der Humilität, und zog mich leicht aus der Affaire, indem ich die Geſellſchaft verſicherte, daß mich meine Couſine heute nicht zum Sprechen, ſondern nur zum Hören eingeladen habe, gut vorauswiſſend, daß ich dabei nur gewinnen, und die Uebrigen nichts verlieren könnten. Der junge Mann wollte dennoch mit Gewalt etwas von meinen Reiſen hören, und fing mich faſt an zu importuniren, ſo gut es gemeint war. Herr Beranger kam mir aber zu Hülfe: „Pardieu, Messieurs,“ rief er, „que dira-t-on de la politesse française, si nous mettons à Monsieur le poing sur la gorge pour lui forcer la parole!“ — „Sans doute, Messieurs,“ fiel ich ein, „il serait trop dur pour moi; si votre supériorité après m'avoir causé tant de plaisir finissait par m'étrangler!“ — Voilà, ma chère Adelaïde, un diné français, c'est plus gai que les nôtres.

Ich beſitze eine Freundin aus alter Zeit hier in Paris, Madame Sophie Gay, von deren Berühmtheit als Schriftſtellerin ich nichts ſage, weil ſie Dir, wie der ganzen Welt, bekannt iſt, deren Verſtand ich nicht lobe, weil er eben ſo allgemein zugeſtanden wird, deren ſeltene Eigenſchaften ich aber rühmen muß, immer dieſelbe für ihre Freunde zu bleiben, immer mit gleicher Gefälligkeit, gleicher Selbſtverleugnung und nie ſich änderndem guten Humor für ihren Dienſt bereit zu ſein. Wenn man nun bedenkt, daß ſie früher eine markante Schönheit war, und jetzt beim Alter angekommen iſt, früher großen Reichthum beſaß, und jetzt faſt arm genannt werden kann, früher in der Zeit der Revolution und des Empire eine große Rolle in der Welt ſpielte, und jetzt, obgleich von der Mehrzahl geiſtreicher Leute immer recherchirt, doch verhältnißmäßig zurückgezogen zu leben genöthigt iſt, — ſo zeigt dieſe ſich immer gleich bleibende Heiterkeit, dies nie geringer werdende Wohlwollen, gewiß viel innere Gediegenheit und eine ehrenvolle Charakterſtärke an.

Dieſe Freundin hat mir fortwährend, ſo zu ſagen, die Honneurs von Paris gemacht, und nur der Abweſenheit ſo vieler der intereſſanteſten „litterary characters,“ ſo wie meiner Indolenz und ſchon gerügten Menſchenſcheu, iſt es zuzuſchreiben, wenn ich nicht mehr erinnerungsreiche Bekanntſchaften gemacht habe. Einige unſerer Courſen werde ich Dir jetzt beſchreiben, denn Du mußt Dich ſchon reſigniren, wenn dieſer Brief nach und nach aus ſeinem Charakter tritt, und eine Art von Relation wird.

Vor einigen Tagen führte ſie mich auf eine Soirée bei ihrer Tochter, der Frau von Girardin (geb. Delphine Gay). Es waren, außer der ſchönen Frau vom Hauſe, auch mehrere andere hübſche Weiber zugegen, unter andern die heitere und liebenswürdige Gräfin Odonnel, eine Schweſter der Frau vom Hauſe, und jene originelle Mademoiſelle Iſaure, deren ich, wie Du Dich vielleicht erinnerſt, in Tutti Frutti, als einer ſo ächten Franzöſin erwähnte, welche aber jetzt durch einen langen Aufenthalt jenſeits des Canals zu einer vollkommenen Engländerin geworden iſt, und dazu eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Dir bekannten älteſten unverheiratheten Tochter der Dowager Lady Lansdowne hat, **NB.** als dieſe noch hübſch war. Ich habe übrigens noch nie eine Fremde, und am wenigſten eine Franzöſin, ſo gut engliſch ſprechen hören. Ferner befanden ſich hier mehrere Deputirte, verſchiedene Elegants (man zeigte mir Einen, der acht Onkels zu beerben hat, — der Glückliche!) und einige Dichter. Nachdem ſich die **foule** verlaufen hatte, ließ ſich Frau von Girardin bewegen, einige ihrer allerliebſten Verſe vorzutragen, worin ſie eben ſo ſehr Meiſterin iſt, als in ihrer Compoſition. Sie ſetzte ſich dazu auf einen kleinen Schemel in die Mitte der Stube, wo ſie von allen Seiten geſehen werden konnte. Nach anhaltendem, wohlverdienten enthuſiaſtiſchen Beifall, nahm ein Anderer die Sellette ein, und nach und nach wohl fünf bis ſechs, worunter Mr. Emile Deſchamps, Mr. Alfred de Muſſet, und Mr. le Comte de Reſſéguier, deren Namen ich leicht behalten habe, da ich ſie ſchon früher mit Lob erwähnen hörte. Die meiſten der mitgetheilten Sachen waren von vieler Feinheit, graziös gewendet, voll eſſentiell franzöſiſchen Verſtandes! Oft applaudirte man an Stellen, die es mir weniger zu verdienen ſchienen, und ließ andere, die mir hinſichtlich der Gedanken beſſer vorkamen, unberückſichtigt. Dies überzeugte mich von neuem, daß jede Sprache in der Poeſie Geheimniſſe hat, welche dem Fremden ewig unbekannt oder dunkel bleiben, Schönheiten des Ausdrucks, mit denen der Gedanke gar nichts zu thun hat, und die vielleicht eben deshalb die allerangenehmſten Gefühle erregen. Es iſt dies die Muſik der Sprache, welche, wie alle andere Muſik, auch ohne Beihülfe des Verſtandes die größte Wirkung auf unſere Seele hervorbringt. Deswegen ſind gewiſſe Dichter durchaus nicht zu überſetzen, als Goethe in ſeinen Balladen und Romanzen, Lord Byron, La Fontaine und mehrere Andere.

Graf Reſſéguier, von altadlicher Abkunft, der noch ſein Familienſchloß in der Nähe von Paris beſitzt, lud mich mit Mad. Gay und der Frau vom Hauſe ein, den nächſten Sonntag bei ihm auf dem Lande zuzubringen, was ich mit Vergnügen annahm.

Da unſer Weg uns dort vorüberführte, beſahen wir vorher den Ballon, mit welchem einige Tage darauf zwanzig Perſonen auf einmal aufſteigen, und zugleich eine Direction dieſes **ballon monstre** verſuchen wollten.*) Der Entrepreneur war ein ſehr diſtinguirt ausſehender, noch junger Mann, von der beſten Erziehung, ein Herr von Lenor, früher Obriſt eines Cavallerie-Regiments, wo er faſt eine Reputation à la Seydlitz erlangt hatte, ſpäter aber ſich in politiſche Machinationen einließ, um den jungen Napoleon auf den franzöſiſchen Thron zu ſetzen, in deren Folge er ein bedeutendes Vermögen verlor, und lange gefangen ſaß. Es iſt originell genug, daß er, zwiſchen vier Mauern eingeſperrt, zuerſt auf die Idee der Direction des Luftballons, dieſes Bildes höchſter Freiheit, verfiel. Er ſprach mit vieler Beſcheidenheit von ſeinen Verſuchen, hoffte aber beſtimmt über kurz oder lang zu einem günſtigen Reſultat zu gelangen, um ſo mehr, da er ſich überzeugt hielt, bei einer frühern Fahrt ſchon, durch Anwendung noch unvollkommner Mittel, über

---

*) Es mißglückte, und als ich, wie gewöhnlich etwas zu ſpät, auf dem Platz ankam, verkauften nur noch die Straßenjungen mit franzöſiſcher Induſtrie kleine Lappen des zerriſſenen Ballons für 5 Sous das Stück als Reliquien.

500 Fuß aus der graden Richtung des Windes gewichen zu ſein. Gelänge aber auch die Direction nicht, ſo würde ſchon als bloßes wohlfeiles Transportmittel mit günſtigem Winde für kleinere Diſtancen eine ſehr lucrative Speculation zu erreichen ſein, da nach ſeiner Theorie 1000 Perſonen auf einmal fortgeſchafft werden könnten, und je größer der Ballon, deſto geringer die Koſten, welche, mit einer chemiſchen Fabrik in Verbindung geſetzt, ſich auf das Unbedeutendſte reduciren müßten. Als Mad. Gay zufällig meinen Namen nannte, ſagte er lächelnd, er freue ſich doppelt, mir dieſe Auskunft gegeben zu haben, da ihm bekannt ſei, daß er als Luftſchiffer in mir einen Collegen vor ſich habe.

Ich verſicherte, daß aus dieſem Grunde auch meine beſten Wünſche ihm doppelt gewidmet wären, und in der That intereſſirte dieſer Mann uns Alle ungemein. Uebrigens bin ich von jeher der Meinung geweſen, daß die Direction des Luftballons einmal gefunden werden wird, wenigſtens hat mir die Demonſtrirung der phyſiſchen Unmöglichkeit nie einleuchten wollen. Jede ganz neue Erfindung ſcheint faſt immer unmöglich, ehe ſie gemacht iſt.

Wir fuhren jetzt über den Berg, auf welchem Napoleon das Palais du Roi de Rome projectirt hatte. Wie Schade, daß dieſer coloſſale Gedanke nicht ausgeführt worden iſt! Das wäre die wahre Reſidenz eines franzöſiſchen Kaiſers geweſen. Ganz Paris zu ſeinen Füßen, eine höchſt vortheilhafte militairiſche Stellung, und ein unermeßlicher Palaſt, dem das Champ de Mars zum Hofe, und die Seine zum Ruiſſeau gedient hätte. Die Ausſicht iſt überdies die ſchönſte, welche die ganze Umgegend von Paris gewährt.

Wir fanden beim Grafen Reſſéguier eine zahlreiche Geſellſchaft, ein hübſches wohlgehaltenes Schloß, einen anſehnlichen und nicht übel gepflanzten Park mit herrlichen Bäumen, und ſehr verbindliche und liebenswürdige Wirthe. Unter den Gäſten intereſſirte mich beſonders die Bekanntſchaft eines Adjutanten des Königs, Neffe der durch Rouſſeau ſo bekannt gewordenen

Gräfin Houdetot, welcher als erſte Schlacht die von Trafalgar, und als ſeine letzte die von der Moskwa und Waterloo mitgefochten hatte. Das ſind reiche Erinnerungen und Contraſte! Nach Tiſch ward noch eine weite Promenade bei Mondſchein im Park gemacht, und ich nahm von der Ungezwungenheit der franzöſiſchen Geſellſchaft, ihrer Heiterkeit und reichhaltigen Varietät einen ſehr angenehmen Eindruck mit mir.

Der nächſte Tag ward der Kunſt gewidmet. Wir beſahen früh eine der Madame Mathieu Faviers zugehörige ausgezeichnete Sammlung ſpaniſcher Gemälde von Velasquez, Murillo und andern berühmten Malern dieſer Schule. Das preußiſche Gouvernement war mit der Beſitzerin in Unterhandlung über den Ankauf dieſer Gallerie getreten, und es wäre für unſer Muſeum zu wünſchen, daß eine ſo ſeltene Acquiſition ihm nicht verloren ginge. Wir hatten von hier einen ziemlich weiten Weg bis zum ägyptiſchen Muſeum, wo Graf Cailleux, der die Direction darüber führt, die Güte hatte, uns zu erwarten. Unterwegs erzählte mir Mad. Gay eine drollige Anecdote von Frau von Staël. Als ſie, von Napoleon exilirt, nach Coppet ſich zurückgezogen hatte, überraſchte ſie eines Tages ihre Freundin, Mad. Récamier, von Paris aus mit einem unerwarteten Beſuch. Frau von Stael war außer ſich vor Freuden, wahrhaft gerührt von dieſer zarten Aufmerkſamkeit, und erſchöpfte ſich in Dank und Zärtlichkeiten. „Aber," ſagte ſie, „**pauvre amie, que vous allez vous ennuyer ici, pas une ame présente pour vous faire la cour, personne qui est amoureux de vous — mais vous n'y pourrez pas tenir. Ah, il me vient une idée, j'ai votre affaire.**" Hier zog ſie heftig die Klingel. „**Qu'on dise à mon fils Auguste de descendre à l'instant.**" Dieſer, der von nichts weiß, erſcheint ohne Halstuch, im Schlafrock, noch ganz im Philoſophen-Coſtüme, mit dem er eben über Plato oder Descartes gebrütet, und ſehr verwundert, eine bildſchöne fremde Dame neben ſeiner Mutter ſitzen zu ſehen. „**Auguste,**" ſagte dieſe ſehr ernſthaft; „**voilà Madame Récamier à qui je vous présente. C'est mon amie intime, elle est** venue de Paris exprès pour me voir, sans craindre ni les fatigues du voyage, ni de se compromettre, ni de quitter pour l'amour de moi la plus aimable société dont elle est l'idole. C'est beau, c'est généreux, et au moins ne faut-il pas qu'en récompense d'une si belle action elle meure d'ennui ici. Auguste, je vous ordonne d'en devenir amoureux sur le champ. Cela suffit, à présent allez vous habiller, et puis vous reviendrez.“ —

„Figurez-vous,“ fuhr Madame Gay fort, „Monsieur Auguste épouvanté, rougissant, ne sachant que dire, et Madame Récamier riant comme une folle, se récriant sur un tel ordre, et prétendant, tout en lançant au jeune homme un de ces regards, auquels il était si difficile de résister, que c'était bien exactement ce qu'il fallait pour rendre à jamais Mr. Auguste indifférent pour elle.“

Es entſtand aber aus dieſer Scene eine Leidenſchaft, die in der größten Heftigkeit viele Jahre gedauert hat, obwohl ſie, wie man behauptet, gleich ſo vielen andern, welche die ſchönſte Frau Frankreichs eingeflößt hat, immer unglücklich geblieben iſt.

Im Louvre angekommen, führte uns Graf Cailleux, ein Mann von angenehmen Formen und voll Eifer für ſein Fach, zuerſt in einen Saal, der eine Menge Curioſa und Koſtbarkeiten aus dem Mittelalter enthielt, die größtentheils den königlichen Häuſern von Frankreich zugehört haben. In der Juli-Revolution iſt Einiges beſchädigt, genommen, und ein paar Schränke zerſchlagen worden, doch die Geiſtesgegenwart des Grafen rettete die Hauptſammlung, und das Meiſte von dem Abhandengekommenen hat man ſich ſpäter wieder verſchafft. Man ſieht hier beſonders eine große Menge Becher, Monſtranzen, Schüſſeln und dergleichen in Metall, Email, Majolika oder Glas, von denen Graf Cailleux einen Theil zur Herſtellung eines vollſtändigen Büffets jener Zeit zu arrangiren beabſichtigt, um es in einem der Zimmer im Louvre aufzuſtellen, die der König ganz in ihrem früheren Zuſtande mit äußerſter Sorgfalt und vielen Koſten wieder herſtellen läßt, weshalb auch ein großer Theil dieſes Palaſtes jetzt einem Magazin des Alterthums gleicht, wo von allen Seiten herbeigeſchafft wird, was dem beabſichtigten Zwecke entſprechen kann. Gemälde, Meubles, Lambris, Tapeten, Thürflügel, reiche Plafonds, Teppiche, Waffen, Sculpturen in Holz und Stein, liegen wie im Chaos umher. Man arbeitet in dieſem Augenblicke an den Schlafzimmern Heinrichs II. und Heinrichs IV., und ich bin überzeugt, daß die Ausführung dieſer herrlichen Idee den Fremden und Franzoſen ſelbſt eins der angenehmſten Schauſpiele gewähren wird. Es iſt wie eine materielle Belebung der alten Memoiren, oder einer Scene à la Walter Scott, die man vor ſich zu ſehen glaubt.

Um auf die Sammlung zurückzukommen, ſo will ich Dich nicht mit einer Herzählung der vorzüglichſten Merkwürdigkeiten ermüden, nur einer alten ſpaniſchen Schüſſel von Silber, herrlich gearbeitet, erwähne ich, weil ſie aus dem eroberten Schatze des Dey von Algier herrührt, und wir bei dieſer Gelegenheit mit wahrem Schmerz erfuhren, daß dieſer Schatz die ſeltenſten und reichſten Kunſtwerke enthielt, die alle eingeſchmolzen wurden, welches Schickſal auch der erwähnten Schüſſel bevorſtand, die Graf Cailleux nur durch einen Zufall rettete. Und wo iſt dieſe Barbarei begangen worden? nicht etwa in Algier, ſondern in der Münze zu Paris! Dies iſt der Zeiten der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien würdig. Unter anderm befand ſich in dieſem Schatz auch das erſte Modell einer ſpaniſchen Kanone in edlem Metall.

Die ägyptiſche Sammlung iſt ſehr reich, indeſſen haben wir zuſammen in Berlin bei Herrn Paſſalacqua ziemlich daſſelbe geſehen. Ganz neu war mir eine ägyptiſche Gypsbüſte, die auf einem lebenden Kopf abgeformt zu ſein ſcheint, und der man durch Farbe ſehr täuſchend den braunen Teint jenes Volkes gegeben hat. Der Ausdruck der Phyſiognomie, beſonders des Mundes, iſt angenehm und weit weniger ſtreng, als er gewöhnlich auf andern ägyptiſchen Sculpturen und Bildern erſcheint. Die Büſte ſchien mir übrigens eine große Aehnlichkeit mit dem Kopf der Sphinx aus Roſamarmor zu haben, der im Hofe ſteht, und den Seſoſtris vorſtellen ſoll. Bemerkenswerth iſt auch eine große Anzahl der mit Zeichen verſehenen Scarabäen, die als Münze dienten, und welche Champollion am meiſten geholfen haben ſeine ägyptiſche Chronologie feſtzuſtellen.

Von beſonderm Intereſſe erſchien mir das erſt begonnene Muſeum der Marine mit den Büſten der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Admirale, die Reliefs aller Seehäfen des Landes, einer Sammlung aller Seeinſtrumente, aller Waffen nach der Epoche ihrer Erfindung und allmäligen Verbeſſerung, Schiffsmodellen nach älteſter Zeit, Plänen, Seekarten, u. ſ. w.

Im Vorſaal des Muſeums iſt ganz iſolirt ein kleines Fahrzeug aufgeſtellt, mit welchem die Eigenthümer 30 Jahre lang die Contrebande mit Spitzen getrieben haben, die auf eine ſinnreiche Weiſe in den Kanonen verborgen waren. Nachdem ſie durch dieſen Handel reich geworden, verkaufte der Erbe, als letzten Nutzen von ſeinem Schiff, dieſes mit dem ihm ſo lucrativ gewordenen Geheimniß noch für eine bedeutende Summe an das Gouvernement. Das heißt doch die Citrone bis auf den letzten Tropfen ausdrücken.

Graf Cailleux führte uns jetzt in die Gallerie der ſchönen Façade, die noch alle Spuren der Kugeln trägt, welche in der Julirevolution auf ſie gerichtet wurden. Als die Füſillade anging, bat eine Dame, die ſich in dem Muſeum befand, den Grafen, ſie doch auf die Gallerie zu führen, um den Tumult mit anzuſehen. Er äußerte ſeine Beſorgniß, daß Gefahr damit verbunden ſein möchte, da ſie aber nur darüber ſpottete, gab er ihr den Arm und trat hinaus. Kaum hatten ſie jedoch einige Schritte gemacht, als eine Kugel mitten zwiſchen ihnen hindurchfuhr, und ein Fenſter hinter ihnen zerſchmetterte. „**Qu'en pensez-vous à présent, Madame?**“ fragte der Graf ganz ruhig, ihre Neugierde war aber ſchnell befriedigt, und ſie eilte voll Entſetzen, ſich wieder in den ſichern Sälen zu bergen.

Ehe wir den Louvres verließen, paſſirten wir ein Zimmer, in dem die beiden ſchönen Gemälde von Gerard, Heinrichs IV. Einzug in Paris, und die Schlacht von Auſterlitz aufgehangen ſind. Dieſes letzte, welches in meinen Augen das Beſte iſt, was er gemalt hat, und ein Meiſterſtück in jeder Hinſicht, hatte ich noch nicht geſehen, denn unter der Regierung Ludwigs XVIII., im Anfang derſelben wenigſtens, als ich mich in Paris befand, war es ſeines Süjets wegen thörichterweiſe aufgerollt, und wie alter Plunder in das Gardemeubles geworfen worden. Gerard fühlte ſich mit Recht dadurch ſehr gekränkt, und Jemand erzählte mir damals, er habe geſagt: „Mein Gott, wenn ſie den Napoleon nicht ſehen können, dem iſt ja leicht abzuhelfen, ich brauche ihn ja nur zu überpinſeln und den Herzog von Berry daraus zu machen!“

Graf Cailleux iſt ein genauer Freund von Charles Nodier, und da er mir ſagte, daß dieſer ſich ſehr gütig über mich geäußert, und mich kennen zu lernen wünſche, ich aber dieſen ſchwärmeriſchen, liebenswürdigen Schriftſteller auf das tiefſte ehre und liebe, ſo habe ich es ungemein bedauert, daß ſich ſpäter dazu die Gelegenheit nicht gefunden hat, um ſo mehr, da ich keinen franzöſiſchen Autor kenne, Rouſſeau ausgenommen, deſſen Genie ſoviel jener germaniſchen Beimiſchung enthält, welche die Gallier ohne Zweifel durch ihren Kreuzzug mit den Franken erhielten, und die jetzt, wie es ſcheint, in ihrer Literatur die Oberhand gewinnen will, nachdem ſie im Mittelalter ſchon einmal vorherrſchend geweſen iſt. —

Philoſophiſche Kreuzzüge.

Von Theodul.

Die deutſche Philoſophie iſt wieder in denjenigen Zuſtand zurückgefallen, aus welchem, vor mehr als einem Menſchenalter, der große Kant ſie herauszuarbeiten berufen war; den Zuſtand, welchen Kant die „Euthanaſie der falſchen Philoſophie“ benannt, und in einem Briefe an Lambert (1765) ſo beſchrieb: „Ehe wahre Weltweisheit aufleben ſoll, iſt es nöthig, daß die alte ſich ſelbſt zerſtöre; und wie die Fäulniß die vollkommenſte Auflöſung iſt, die jederzeit vorausgeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen ſoll, ſo macht mir die Criſis der Gelehrſamkeit zu einer ſolchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beſte Hoffnung, daß die ſo längſt gewünſchte große Revolution der Wiſſenſchaften nicht mehr weit entfernt ſei.“ Faſt 70 Jahre ſind ſeitdem verſtrichen: aber wie durch einen erſchreckenden Zauber finden wir uns wieder in einer Zeit „der Fäulniß“ und der „Criſis“ — und die „ſo längſt gewünſchte große Revolution der Wiſſenſchaften“ ſcheint noch gar nicht gekommen; obſchon — vor der Thür! Die wahre Weltweisheit iſt noch nicht geboren: Kant und früher Leibnitz lenkten wohl ihre Kräfte nach ihr hin; allein ſeit Fichte ſetzten die Philoſophen ihren Ruhm darein, aus der Philoſophie eine „Wiſſenſchaft“ zu machen — um „wahre Weltweisheit“ unbekümmert. Heute iſt unter dem Kern der deutſchen Nation nur noch ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer übrig, endlich zu der Erkenntniß Gottes und dadurch zu der Selbſterkenntniß zu gelangen — worein von Alters her die wahre Weltweisheit geſetzt worden iſt. Und unter den Männern der Wiſſenſchaft ſelber regiert Streit und Aergerniß; — die Theologie, unter den Fakultäten die oberſte, krankt an arger Zerriſſenheit; die geſammten Naturwiſſenſchaften; die Medizin; die Gerechtigkeitspflege — ſie ſchauen ſich um, die Menſchenſeele zu gewinnen; alle aber ſehnen ſich nach Vereinigung; die Edelſten endlich, ich meine die Menſchenfreunde unter den Philoſophen und Gelehrten, ſetzen ihren Troſt darein: daß ſie zu dem Wiſſen des Nichtwiſſens gekommen ſind. Jedennoch, — wenn vor ſiebenzig, wenn vor fünfzig Jahren ein Mann mit dem Nichtwiſſen ſich brüſtete! — Heute aber, wo die Geſchichtsforſcher, die Natur- und die Sprachforſcher einen unüberſehbaren Schatz der mannichfaltigſten Kenntniſſe und Erfahrungen zu Lichte gefördert haben: was ſoll uns unſer Reichthum, wenn wir ihn nicht zu unſerm Heile gebrauchen? wie können wir ihn aber gebrauchen, nachdem wir uns in tauſend Abtheilungen, jede nach den entfernteſten Richtungen hin arbeitend, getrennt haben? Was nützt uns die reiche Habe, ehedenn wir wiſſen, wer wir ſind? Die Fülle und der Reichthum wird uns arm machen — weil wir ihn nicht faſſen können....

Die deutſche Philoſophie entquillet aber einer ewig jung ſprudelnden Quelle! Der Stifter dieſer Philoſophie, Gottfried Wilhelm von Leibnitz, hat ihr ſeine erhabene Seele eingehaucht. Und ſo ſteht jener Ausſpruch Kants als eine noch unerfüllte Weiſſagung da, welche endlich in unſern Tagen eintreffen ſoll, eintreffen muß und wird. — Darum haben wir die wahre Weltweisheit: die Erkenntniß Gottes, zu dem wir beten! und die Selbſterkenntniß nicht finden können: — weil wir weder uns ſelbſt, noch unter einander verſtehen, mit einem Worte: wir ſind die nämlichen Scholaſtiker, gegen welche Bako, gegen welche Leibnitz ſchon gekämpft haben; nicht blos die Philoſophen; nein, Theologen, Naturforſcher, alle Gelehrte: — rechnen haben wir vortrefflich gelernt, darum können wir weder von Gott noch von uns ſelber Rechenſchaft geben!

Als Leibnitz Jüngling war, fand er einen ähnlichen Zuſtand in der Philoſophie vor, wie Kant an Lambert ihn gezeichnet hat. Kant erwartete eine Reformation durch die Kritik der „Erkenntnißvermögen;“ Leibnitz aber — durch eine Herſtellung der philoſophiſchen Darſtellungskunſt — aus barbariſcher Unverſtändlichkeit in einfache, unbefangene, lichtvolle Rede: damit aus falſcher Schulweisheit wahre Welt-Weisheit würde.

Obſchon Leibnitz ſelbſt durch ſeine eigene Philoſophie, mit welcher er, nach eigenem Geſtändniſſe, vor dem vierzigſten Jahre ſeines Lebens nicht zufrieden war, alle die Anforderungen nicht erfüllt hat, welche er als Jüngling an die Schreibart und die Darſtellung in der Philoſophie geſtellt hatte; eben ſo wenig aber, ja viel weniger die folgenden deutſchen Philoſophen — ſo ſind jene Forderungen um nichts weniger gerecht; keiner der Zeitgenoſſen unſrer Tage, welcher um die wahre Weltweisheit bekümmert iſt, wird geringere Anſprüche machen. Daß indeſſen jene Anforderungen noch nicht befriedigt worden ſind — rührt daher: daß die deutſche Philoſophie noch nicht Welt-Weisheit geworden iſt.

Dieſes iſt der einzig richtige Geſichtspunkt, von welchem aus wir ſowohl den bis auf den heutigen Tag aufgekommenen Syſtemen der deutſchen Philoſophen, und namentlich der jetzt verbreiteten philoſophiſchen Schule, als auch den fortbeſtehenden, ganz und gar nicht befriedigten Forderungen, wie aller echt Gebildeten der Nation, ſo insbeſondere der Gelehrten an die Philoſophie — Gerechtigkeit widerfahren laſſen können: wenn wir die deutſche Weltweisheit von der deutſchen Philoſophie unterſcheiden. Wenn die deutſche Philoſophie vollkommen aufgelöſt ſein wird, dann iſt der Tag angebrochen, wo die Himmelsfrucht, die deutſche Weisheit, welche Welt-Weisheit, d. h. Weisheit der Welt, der Menſchen werden wird — zur Nahrung der dürſtenden Gemüther hervorbrechen wird. Die deutſche Philoſophie iſt nur der Weg zur Welt-Weisheit.

So hat der Stifter der deutſchen Philoſophie als Jüngling gleichſam das Ziel ausgeſteckt, wohin ſie zuletzt gelangen müßte: denn nicht früher werden ſeine Anforderungen an die Philoſophie erfüllt werden, bis ſie Weisheit geworden iſt, bis ſie ſich ſelbſt aufgehoben und aufgelöſt hat; denn von der Weisheit gilt, was Leibnitz von der Liebe zur Weisheit, von der Philoſophie verlangt hat (Werke **IV.** Bd. Vorrede zu des **Nizolius Antibarbarus**).

„Kunſtausdrücke ſind ärger als Feuer und Flamme zu meiden!“ — „Die größte Klarheit iſt in den aus dem Leben genommenen Ausdrücken, mit Beibehaltung des gemeinen Sprachgebrauchs, vorhanden; einige Dunkelheit herrſcht immer in den Kunſtausdrücken.“ — „Obſchon, um Weitläufigkeit zu vermeiden, Kunſtausdrücke nicht zu verhüten ſind: ſo bleibt es nichts deſto weniger wahr, daß es kein Ding giebt, welches nicht durch gewöhnliche, wenigſtens mehrere Ausdrücke erläutert werden könnte. Alles dasjenige iſt nichtig, erdichtet und nutzlos, wofür nicht in der gemeinen Sprache in einem, wenigſtens allgemeinen, Ausdrucke ein Name vorhanden iſt.“

„Denn der Philoſoph hat vor dem gemeinen Manne nicht immer darin einen Vorzug, daß er andere Dinge denkt, ſondern, daß er auf andere Art denkt, d. h. mit dem Auge des Geiſtes — — — die Aufmerkſamkeit der Menſchen kann aber nicht beſſer erweckt werden, als man ihnen ein beſtimmtes Wort für den Gegenſtand gebe; dem Verfaſſer ſelbſt, als ein Zeichen der Erinnerung, den Andern, als ein Zeichen für das Urtheil.“

„Uebrigens ſind die Philoſophen ſo weit entfernt, abſtruſere und vornehmere Gegenſtände zu denken, als andere Menſchen, daß vielmehr im Gegentheil, bevor der edle Berulam und andere vortreffliche Männer die Philoſophie aus den Luſtirrfahrten, oder auch aus dem eingebildeten Raume auf dieſe Erde und für den Gebrauch des Lebens herabriefen, oft ein alchymiſtiſcher Aſchenbläſer gründlichere und beſſere Vorſtellungen von der Natur gehabt hat als mancher Philoſophaſter, der zwiſchen ſeinen Mauern nur den Hocceitäten oder Häcceitäten oblag.“

— „Es ſtehet daher außer allem Zweifel, daß Alles, was ſich durch Ausdrücke des gemeinen Lebens nicht erklären läßt, ſofern es nicht (wie z. B. viele Arten der Farben, Gerüche, Geſchmäcke) durch das Anſchauen ſelbſt klar iſt, Nichts bedeutet, und gleichſam aus der Philoſophie herausbeſchworen werden muß. Daher iſt es bei einigen ſinnreichen Philoſophen Gebrauch, jene trefflichen dialektiſchen Kämpfer dahin zu treiben: daß ſie entweder alle ihre Worte klar auseinander ſetzen; oder, wollen ſie dieſer Mühe entgehen: ſich zu irgend einer lebenden oder volksthümlichen Sprache herablaſſen, und in ihr ihre Gedanken verdeutlichen: wodurch nun jene Männer Wunder! in welche Noth! gerathen, oder, verſtehen ſie ſich dazu, von den anweſenden urtheilsverſtändigen und erfahrenen Männern, die jedoch der lateiniſchen Sprache nicht ſehr kundig ſind, zum Gelächter gemacht werden.“

„Ich wenigſtens glaube, daß die ſcholaſtiſche Methode zu philoſophiren darum in England und Frankreich abgekommen iſt, weil dieſe Nationen ſchon längſt angefangen haben, die Philoſophie in der Mutterſprache zu behandeln; ſo daß ſogar in einem gewiſſen Grade dem Volke, ja ſelbſt den Frauen zu einem Urtheil über ſolche Dinge der Zugang eröffnet worden iſt. Bei den Italiänern wäre ohne Zweifel daſſelbe geſchehen, wenn dort nicht die ſcholaſtiſche Theologie ihrer Schweſter, der Philoſophie beigeſtanden hätte. In Deutſchland aber hat ſich außer andern Urſachen deshalb die ſcholaſtiſche Philoſophie tiefer feſtgeſetzt: weil man zu ſpät, ja nicht einmal gegenwärtig angefangen hat, deutſch zu philoſophiren.“

„Jedoch wage ich es, zu behaupten, daß zu einem Probirſtein und für die Prüfung philoſophiſcher Sätze durch irgend eine lebende Sprache in Europa, keine geeigneter, als die deutſche ſei: weil die deutſche Sprache für wirkliche Dinge die reichſte und vollkommenſte iſt, allen übrigen zum Trotze; da die „realen und mechaniſchen Künſte“ ſeit vielen Jahrhunderten von keinem Volke fleißiger betrieben wurden; ſo daß ſelbſt die Türken in den Gruben von Griechenland und Kleinaſien der Deutſchen Bergwerksausdrücke ſich bedienen. Dahingegen, um erdichtete Dinge auszudrücken, dazu iſt wohl die deutſche Sprache am wenigſten geſchickt, und weit ungeſchickter, als die franzöſiſche und italiäniſche, und die übrigen Tochterſprachen der lateiniſchen: weil in den Tochterſprachen des Lateiniſchen durch eine leichte Biegung eines lateiniſch-barbariſchen Wortes ſofort ein nicht-barbariſches franzöſiſches oder lateiniſches wird; weshalb Vieles aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie in die franzöſiſche Sprache auf irgend eine Art übergetragen ſich findet: während in Deutſchland Niemand bisher dergleichen verſucht hat, ohne mit allgemeinem Geſpötte aufgenommen zu werden. Hätte aber auch Jemand lateiniſche Ausdrücke beibehalten, oder verdrehen (germaniſiren) wollen: ſo hieß dies nicht mehr: deutſch, ſondern lateiniſch philoſophiren; er hätte davon auch keinen Gebrauch machen können, wäre auch von keinem des Lateins Unkundigen verſtanden worden: weil die deutſche Sprache von der lateiniſchen wie Himmel und

Erde verſchieden iſt; was ganz anders bei der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache ſich verhält. Und dieſes war die Urſache, daß bei uns die Philoſophie ſpäter in der Mutterſprache behandelt ward: weil die deutſche Sprache zwar nicht gegen die Philoſophie, jedoch gegen die barbariſche Philoſophie widerſtrebt; weil aber die barbariſche Art zu philoſophiren zu ſpät verdrängt worden, ſo iſt es kein Wunder, daß unſre Sprache in der Philoſophie zurückgeblieben iſt."

Wenn Leibnitz heute lebte, ſo würden wir ihn fragen, ob er, wenn er alle Stadien der deutſchen Philoſophie, bis auf den heutigen Tag mit uns überblickte, die vollbrachten Thaten für ungeſchehen erklären möchte: weil immer durch Kunſtausdrücke philoſophirt worden iſt; weil die meiſten Worte namentlich in den Syſtemen ſeit Kant und Fichte nicht durch gewöhnliche Ausdrücke wiedergegeben werden können; weil die Philoſophen wirklich andere Dinge gedacht haben, ſo daß Fichte erklärte, Philoſophie ſei der Tod des Lebens; Hegel aber, daß die Philoſophie wie eine Kunſt gelernt werden müſſe; — — was wird an den philoſophiſchen Syſtemen übrig bleiben, wenn wir die Worte alle herausbeſchwören wollten, die ſich nicht durch Ausdrücke des gemeinen Lebens erklären laſſen? Und wie würde Leibnitz erſtaunen, daß nach dem, was in der deutſchen Philoſophie von Kant bis Hegel gethan worden iſt, ſeine Erwartungen faſt alle in das Gegentheil ausgeſchlagen ſind? Statt der ſcholaſtiſchen Theologie iſt die ſcholaſtiſche Philoſophie von neuem ins Leben getreten, und die That hat bewieſen: daß die deutſche Sprache weit geſchickter geworden iſt, „erdichtete Dinge" auszudrücken, als die Tochterſprachen der lateiniſchen, indem man lateiniſch-barbariſche Worte maſſenweiſe in die philoſophiſche Sprache aufgenommen hat, „ohne mit allgemeinem Geſpötte empfangen worden zu ſein;" obſchon „die deutſche Sprache von der lateiniſchen wie Himmel und Erde verſchieden iſt;" daß alſo in unſern Tagen unter allen lebenden Sprachen die deutſche der barbariſchen Philoſophie am wenigſten widerſtrebt; — ja, würde nicht Leibnitz erröthen, daß er ſtolz zu *ſeiner Zeit* die deutſche Sprache als den *beſten Prüfſtein* philoſophiſcher Sätze erhob, — — da keine lebende Sprache die deutſche Philoſophie den Ausländern zum rechten Verſtändniſſe überzutragen vermag! Leibnitz ſelber müßte es geſtehen: *die deutſche Sprache iſt nicht mehr der Prüfſtein für die Gedanken der Deutſchen!!* er, welcher auf der *Höhe ſeines Alters* dieſe Worte deutſch niederſchrieb. (Werke VI. Bd. 2te Abthl. Anfang.)

— „Weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutſch gegeben, ſo iſt kein Zweifel, daß dasjenige, ſo vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkömmt, als dieſen, wenn ſie gewollt, auch ſehr wohl, wo nicht beſſer, in reinem Teutſch gegeben werden könne.“

„Nun wäre zwar dieſer Mangel bei denen *logiſchen* und *metaphyſiſchen* Kunſtwörtern noch in etwas zu verſchmerzen: ja, ich habe es zu Zeiten unſrer anſehnlichen Hauptſprache zum Lobe angezogen, *daß ſie nichts als rechtſchaffne Dinge ſage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne!* Daher ich bei den Italiänern und Franzoſen zu rühmen gepfleget: *Wir Teutſche hätten einen ſonderbaren Probirſtein der Gedanken, der andern unbekannt*; und wenn ſie denn begierig geweſen, etwas davon zu wiſſen, ſo habe ich ihnen bedeutet, *daß es unſre Sprache ſelbſt ſei.* Denn, was ſich darin ohne *entlehnte* und *ungebräuchliche* Worte vernehmlich ſagen ließe, Das *ſei wirklich was Rechtſchaffenes*; aber leere Worte, da nichts dahinter, und gleichſam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine deutſche Sprache nicht an.“ —

„Ferner haben wir darauf zu achten,“ ſo fährt Leibnitz an jenem Orte fort, „wir mögen uns der gemeinen oder der Kunſtausdrücke bedienen, ſo dürfen *bildliche Ausdrücke* entweder *gar nicht*, oder nur in *ſehr geringer Anzahl* und zwar paſſende, vorkommen: und *darauf haben die Scholaſtiker zu wenig geachtet!* Denn, wie wunderbar es klingt, ihre Darſtellung ſtrotzt von Bildern! Denn, was ſind Worte, wie *abhängen, haften, ausfließen, einfließen*, anderes, als Tropen? Auf die Erfindung dieſes letzten Wortes thut ſich Suarez nicht wenig zu Gute. Denn da die Scholaſtiker vor ihm lange mit dem Nachſpüren eines allgemeinen Begriffes für *Urſache* ſich abgemühet hatten, ſo war Suarez zwar nicht ſinnreicher, jedoch kecker, und mit ſchlauer Anwendung des Wortes influxus definirte er *Urſache*: id quod influit „esse“ in aliud, ziemlich barbariſch und dunkel. Denn es iſt ſowohl die Conſtruction albern, indem aus einem Neutrum influere ein Activum wird; als auch ferner inſofern bildlicher und dunkler, als das definirte Wort ſelber.“ —

Sonderbar! nach Leibnitz wären alſo die Naturphiloſophen, welche weit kühnere Bilder gebrauchen, Scholaſtiker; die Geiſtreichſten der Nation wären die größten Scholaſtiker — wir Alle wären durch unſre heutige deutſche Sprache Scholaſtiker!

* * *

Wenn Leibnitz heute lebte: würde er die Thaten der deutſchen Philoſophen, der deutſchen Dichter, der deutſchen Naturforſcher — für ungeſchehen erklären? — Im Gewirre der Scholaſtik, unter den Flimmern der Bilder, unter den Wehklagen und Schimpfreden der gegen einander erbitterten Partheien: würde er zuerſt erſtaunen über die Rieſenſchritte, welche die deutſche Gelehrſamkeit und die deutſche Philoſophie ſeit anderthalb Jahrhunderten gegangen iſt; freudig die neue Welt begrüßen: und entrüſtet die eingetretene Erſchöpfung der Arbeiter wahrnehmen! „Darf das kräftige Geſchlecht der Lebenden die vollbrachten Thaten der Todten bewundern? Die Völker haben mit Begeiſterung der „Weltgeſchichte“ den Rücken zugekehrt und eilen dem Ziele, der Volkswohlfahrt entgegen: in der deutſchen Philoſophie, und in allen Wiſſenſchaften drohen die ewigen „Geſchichten“ der deutſchen Männer Muth und Kraft aufzuzehren; ihren Ruhm und ihre Kunſt ſetzen ſie, wie der joniſche Sänger darein, ihrer ſelbſt vergeſſend — von Andern zu erzählen!“

Begeiſtert durch das Andenken an den Geiſt des erhabenen Stifters der deutſchen Philoſophie ſchauet ein Freund der Welt-Weisheit in dieſem lange währenden Ausruhen, an dem Strome der Geſchichte — bis er verfließe?! — einen Waffenſtillſtand, wie vor einem neuen prächtigen Kampfe! In jenem unharmoniſchen Gewirre vereinzelter Stimmen von allen Seiten, wo keine die andre verſteht, erblickt er die Vorbereitung zu einem herrlichen Concert!

Was bis heute durch die Arbeit der Forſcher und Gelehrten und Menſchenfreunde für die Welt-Weisheit gewonnen worden iſt: es iſt nichts weiter — es iſt viel! — es iſt nur die feinere und ſorgfältigere Auslegung des Räthſels, unſrer ſelbſt, unſeres Schöpfers und aller ſeiner Geſchöpfe — des Räthſels von „Natur und Geſchichte." Mit dem Erſtaunen fing die Philoſophie an: weil ſie nicht Wiſſenſchaft war; mit dem Erſtaunen hört ſie auf: weil ſie Wiſſenſchaft worden iſt. Sie begann mit einem freudigen Erſtaunen: ſie endigt mit einem ängſtigenden Erſtaunen: die Wunder ſind wohl zur Natur; dafür iſt die Natur zu Wundern geworden: dieſe Wiſſenſchaft verweiſet auf jene, jene auf eine andere und dieſe auf die erſte; je genauer einer das Räthſel kennet, deſto ſehnſuchtsvoller harrt er auf das Wort.

Herrliche Räthſel ſind vor unſern erſtaunenden Augen ausgelegt! Das höchſte Räthſel — ſchließt alle übrigen in ſich: das Räthſel unſrer eigenen Thaten! denn wiſſen wir, wer wir ſind?

Die Männer der Wiſſenſchaften harren auf das Wort! Wenn der Gründer der deutſchen Philoſophie heut lebte — er müßte erſtaunen, daß die deutſche Philoſophie noch nicht deutſche Weisheit daß die Deutſche Weisheit noch nicht Welt-Weisheit geworden iſt!

— — Denn die Geburt einer jeglichen Philoſophie war die Weisheit des lebenden Menſchengeſchlechts, wenigſtens eines Volksgeſchlechts! Neue Philoſophie gebar neue Weisheit; — wie hinwiederum die alte Weisheit neue Philoſophie gebar; die Philoſophie war das Mittel; die Weisheit war der Zweck! — — Die Frucht der Leibnitziſchen Philoſophie war die Weisheit der Deutſchen im vorigen Jahrhundert bis gegen deſſen Ende. Dieſe Weisheit war — der Glaube an Gott und Unſterblichkeit, der Glaube an ſich ſelber, ein Gegengewicht des Unglaubens an Gott und an ſich ſelber. Dieſe Glaubens-Weisheit der Deutſchen hat Kant von Grund aus — wie es ſchien — vernichtet.

Welches iſt aber die Weisheit, als Frucht der Philoſophie Kants, Fichte's, Schellings, Hegels? — — Wer findet in dem zweiten Theile der deutſchen Philoſophie den Rhythmus heraus zu dem erſten Theile derſelben? Welches iſt der Rhythmus dieſes andern Theiles? Hier muß weiter ausgeholt werden.

Schon die Sprache aller Völker iſt nichts Anderes, als eine höhere Rechenkunſt, welche ununterbrochen von den Sprechenden getrieben wird, ohne daß ſie ein Bewußtſein davon haben: denn das Auge hält den Sprechenden, wenn ſie darauf ſchauen, die Werthe vor; ſonſt würden ſie vor Verwirrung und Irrſalen einander einfallen. Dieſen Gedanken hat ſchon Leibnitz ſehr gefällig ausgedrückt:

„Gleich wie man in großen Handelsſtädten, auch im Spiel und ſonſt nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zettel oder Marken, bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedient; alſo thut auch der Verſtand (ſollte heißen: der Menſch!) mit den Bildniſſen der Dinge, zumal, wenn er zu viel zu denken hat; daß er nämlich Zeichen dafür brauchet;“ — — „daher braucht man oft die Worte als Ziffer oder als Rechenpfennige, anſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man ſtufenweiſe zum Facit ſchreitet, und beim Vernunftſchluß zur Sache ſelbſt gelangt.“

Wie ſich aber die Algebra von der gemeinen Rechenkunſt unterſcheidet, ſo das Geſchäft redender Philoſophen oder redender philoſophiſch gebildeter Geſellſchaften, von dem Geſchäfte redender Menſchen: — wie die Deutſchen in Deutſchland vor den Zeiten Leibnitzens waren: Die Philoſophie iſt die Algebra der einander ablöſenden Menſchengeſchlechter geweſen, um zwei Unbekannte zu finden, welche auf eine ganz merkwürdig innige Art mit einander verbunden, und auf eine noch merkwürdigere Art von einander verſchieden ſind — nämlich Gott — und: Sich ſelber, denn hierin giebt es durchaus keine Ausnahme: was mir bekannt iſt, kann ich wohl beſchreiben und von ihm erzählen, was mir aber unbekannt iſt und $= x$ oder $= y$; dieſes kann ich, darf ich und muß ich durch algebraiſche Rechnung, wo ich ſtatt der unbekannten Werthe bekannte willkührliche Zeichen ſetze, herausbringen. Hieraus läßt ſich leicht urtheilen, was ſpäte Nachkommen zu den Beſchreibungen und Erzählungen von Gott und von mir — ich rede hier für jeden lebenden Menſchen in Deutſchland! — ſagen werden: da Gott und ich — (ich rede für jeden lebenden Deutſchen insbeſondere, nicht von mir allein! damit ja keiner ſage, meine Rede ſei nicht „objectiv"—) — da Gott und ich zur Zeit noch Unbekannte ſind; wer Gott ſei, wer ich ſei (ich rede im Namen eines jeden lebenden Deutſchen!), weil die deutſche Philoſophie noch nicht aufgelöſt iſt! — und es entſteht die merkwürdige Frage, ob unſre Nachkommen unſre Naturwiſſenſchaften, Sprachwiſſenſchaften, Geſchichtswiſſenſchaften, welche bald von Gott, bald von mir, bald von Gott und mir zugleich — ich rede im Namen jedes lebenden Deutſchen! — Beſchreibungen und Erzählungen geben — obſchon ſowohl Gott als ich noch Unbekannte ſind, wer Gott iſt, wer ich bin; — ob ſie dieſe Wiſſenſchaften werden zur Ehre Gottes und zu ihrem Heile gebrauchen können; es leuchtet die Möglichkeit ein, daß ſie „die Wiſſenſchaften" vielleicht ganz noch einmal von vorn anfangen werden; (was man eine Revolution nennt;) wenn nach der Auflöſung der deutſchen Philoſophie, nach der Auflöſung der Algebra der philoſophirenden Menſchengeſchlechter vor Chriſto und nach Chriſto erkannt wird, wer Gott iſt, und wer ich bin.

Weiter! Mit Gott und mit mir ſind noch nicht „zu zählende Unbekannte verknüpft, Unbekannte, weil Gott und ich — Unbekannte ſind. Von dieſen Unbekannten allen haben die Philoſoph-Algebraiſten Kenntniß erhalten wollen; und weil ſie ſie nicht ſchauen konnten mit ihren Augen, ſo nannten ſie ſie überſinnliche, unſinnliche, vernünftige Dinge! Dinge — welche ſie glaubten! Denn was ich nicht ſehe oder ſchaue, das glaube ich!

Es könnte alſo Jemand mir die Rede wegnehmen, und ſagen: Die Philoſophie ſei die Algebra der überſinnlichen oder vernünftigen Dinge, oder die Algebra der „Ideen,“ oder der vernünftigen Begriffe, oder „Weſen“ u. dgl. Ich aber bediene mich meines Rechts, wenn ich ſage: Die Philoſophie iſt eine Algebra, genau genommen zwei Unbekannter; überhaupt aber aller Unbekannten, welche man zu ſehen nicht Auge hatte, und welche man, aus Schwäche zu ſehen, unſinnliche, überſinnliche Dinge nannte; vernünftige Dinge aber, weil man ihre Zeichen vernahm, als wenn die Vernehmung oder die Vernunft der Zeichen der Unbekannten ein ſo Großes wäre — gegen das Schauen der Unbekannten ſelber! Anſtatt ihrer Schwäche ſich zu ſchämen — adelten ſie dieſelbe, nannten die Vernunft, welche durch das Ohr getrieben wird, „das Göttliche“ = X. Dies thaten die deutſchen Philoſophen.

Die philoſophirenden Menſchengeſchlechter verfuhren nicht ſo. — Von der Erziehung durch das Ohr haben wir uns zu der Bildung durch das Auge hinaufgearbeitet. Das Kind erzieht der Vater durch das Ohr, d. h. das Wort; das Kind lebt in dem Glauben an die Weisheit des Vaters. Der erwachſene Sohn bildet ſich durch das Auge, mit dem er in das Leben ſchauet.

Im Orient iſt das Ohr edler geſchätzt als das Auge — das Horchen, Hören, iſt dort üblich. — Dort gab und giebt es Betrunkene! Verwirrte!

Im Occident regiert das Auge — bei den Griechen brach es auf! Hier giebt es Begeiſterte! Erleuchtete! denn es begeiſtert die Schönheit, und das Licht erleuchtet den, welcher ſchaut!

Heute leben wir in einer Zeit der bildenden Kunſt! Das Auge ſchauet in die Tiefen — durch das Licht wird es der Klarheit in der Tiefe theilnahmig!

Die chriſtlichen Völker verleihen Gott ein Auge! Für das Ohr — zertheilt ſich der Schall nach tauſend Richtungen und hallet wider als täuſchendes Echo; ſo zerſpaltet das trügeriſche Wort ſich in viele Bedeutungen. —

Das Auge aber — ſtrahlet das Licht aus. Ich gebe durch mein Auge der Sonne ihr Licht zurück. Wie! wir wiſſen bereits, daß unſer ſchönes Auge, das Geiſtblitzende, das Seelenverkündende, das Licht ausſtrahlt, und mehr giebt, als ihm gegeben wird, und ſind zu träge, um zu ſchauen! Mögen die, welche das Auge mit den Mathematikern für einen glatten, faden Spiegel halten, lieber vernehmen. Die Thaten des Geſichts ſind mehr werth, als die Thaten der Vernunft!

Wenn es heißt: „Die Liebe höret nimmer auf!" ſo doch die Ausſprüche (Weiſſagungen) aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird — was iſt gemeint, als daß wir durch die Erziehung des Ohres zu der Bildung durch das Auge hindurch und hinauf arbeiten werden? Denn die Liebe iſt allewege Liebe zur Schönheit, weshalb Plato betheuerte, das Gute ſei ſchön! — und die Schönheit ſchauen wir — ſehen wir mit den Augen; durch die Augen gewahren wir die Kunſt!

Was Wunder, daß ſo viele Gelehrte und philoſophiſche Forſcher ausrufen: „Unſer Wiſſen iſt Stückwerk!" da ſie nicht aufhören, „durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte zu ſehen?"

Warum laſſen die Könige Muſeen errichten? Damit die Menſchen ſehen lernen! Wer ſieht, für den giebt es kein Stückwerk! Tretet in die Gallerien! weidet Euch an den Statuen und Gemälden! Hier giebts kein Stückwerk!

Oder erklimmet die Kuppe eines Berges und ſchauet um Euch: hier giebts kein Stückwerk!

So lange ich ſchon ſehen kann — gewahre ich mit den Augen nirgend und nimmer Stückwerk!

Für mein ſehendes Auge giebt es keinen Unterſchied ohne Vereinigung, keine Trennung — ohne Zuſammenhang, kein Tod ohne Leben — das Auge blicket Liebe und ſchauet Liebe.

Was habt Ihr mit Eurer „Einheit," Eurer „Ganzheit," Eurer „Totalität," welche Eure „Vernunft poſtuliret;" mir ſchaudert vor Eurer „Einheit," wie vor Eurer „Vernunft."

Beſtehet die Liebe in dem Geſchäfte, daß einer den andern verſchlingt, oder einer alle, oder eines alle verſchlingt, damit Alles Eines ſei und ein Ganzes? Wehe! Verzehre ich den, den ich liebe! Eure „Vernunft“ nehmet mit zu Eurer „Mutter Natur,“ Philoſophen und Forſcher! die Alles verſchlingende — wie es ſcheint! — Eure „Vernunft“ will die Einheit? und das ſoll die Göttlichkeit ſein? Einheit habe ich mit mir ſelbſt, darum iſt meine Liebe zu mir allein die geringſte; Verſchiedenheit aber habe ich mit Gott und den Menſchen — darum iſt meine Liebe zu ihm die größeſte!

Es giebt allewege keine Theile — als die Redetheile! Wenn ich vernehme — ja dann erhalte ich nichts als Stückwerk! Für die Vernunft bleibt alſo das Wiſſen Stückwerk, von Rechtswegen.

Jedes Wort iſt ein Witz, eine Ironie, eine Lüge — Plato, der Künſtler, geringſchätzte das Wort, aber er liebte die Geſtalten!

Ariſtoteles hatte kein Auge zu ſchauen: — ſeit ihm wollten die Philoſophen „begreifen.“

— Und es brach der Strom von hundert und hundert Wörtern herein, welche die Bürgſchaft der Augen verachteten. Das neue Geſchäft betrog das Auge — das Auge? den Menſchen! Ariſtoteles iſt der Fürſt der Scholaſtik! Das Ohr hat Verwandtſchaft mit den Lüften! — es höret auch ein Blinder! — und die Formeln wurden geſchmiedet!

Die ſichtbare Welt Gottes wollten die Scholaſtiker des Mittelalters vernehmen, am hellen Lichte — begreifen! Die Blinden lieben die Dinge zu begreifen, und auf die Laute zu horchen, um ſie zu vernehmen!

. . . . Mit den Worten läßt ſich beim innerſten Ernſt nichts als ſpielen . . . .

Dieſe Scholaſtiker ſtarben aus: und hinterließen den philoſophirenden Nachkommen jene leeren bodenloſen Fäſſer, woran ſie und womit ſie wie die Danaiden gearbeitet hatten; es ſind dieſe: die Vernunft! und: der Begriff; in ihren Bund nahm die neueſte Scholaſtik die Idee auf!

Wer iſt die Vernunft? Wer iſt der Begriff? Wer iſt die Idee? Soll ich ſie lieben? ſo ſagt mir, wer ſie ſind!

. . . .

Seit Bako und Carteſius arbeiten wir ſeit zwei hundert Jahren — jeder Geiſt zu werden, in zwei Reihen . . .

Die eine Reihe führt Bako an: Sie trauten nur dem Auge! was ſie ſahen, bekannten ſie!

Die andere aber Carteſius: dieſe trauten mehr dem Ohre; was ſie vernahmen, bekannten ſie!

Wir Menſchen haben aber nicht der eine Augen, der andere Ohren, ſondern Augen und Ohren ein jeder . . .

Ohne den großen Leibnitz wäre die Vereinigung nicht zu Stande gekommen! ohne die deutſche Philoſophie wäre Welt-Weisheit nicht möglich!

Ich habe geſagt: die Philoſophie iſt die Algebra der einander ablöſenden Menſchengeſchlechter geweſen, um zwei Unbekannte zu finden, welche ſehr merkwürdig verbunden und noch merkwürdiger von einander unterſchieden ſind — nämlich Gott und ſich ſelber. —

Jetzt ſetze ich hinzu: Die Geſchichten und Thaten der Menſchengeſchlechter ſind eine Erziehung zur Liebe geweſen und ſie dauert fort... Darum haben wir, die wir leben, eine größere Einſicht in der Liebe, und üben echtere Liebe, als die Zeitgenoſſen des großen Leibnitz!

Die Liebe, welche in der Vereinigung Zweier oder Mehrerer geſchaut wird, iſt nicht ſo innig, als die Liebe, welche in der Getrenntheit und Geſondertheit derſelben geſchaut wird.

„Gott hat die Welt aus Nichts geſchaffen;“ du wirſt ſagen: aus Nichts ſchaffen heißt nichts anders als: Nicht ſchaffen; denn wer aus Nichts ſchafft, der ſchaffet nicht; „Nichts“ ſagen und „Etwas“ dabei denken, iſt arge Verworrenheit.

Der Satz heißt alſo ſcharfausgedrückt: Gott hat die Welt nicht geſchaffen!

Dieſer Satz ſteht ſo feſt, als die Religion! denn jener Satz iſt der oberſte der Religion; der oberſte Satz der oberſten Religion.

Die Religion hat die höchſte Liebe zwiſchen Gott und der Welt ausgeſprochen: Gott hat die Welt nicht geſchaffen — und ſie beſtehet! Gott und die Welt ſind geſondert: denn Gott hat die Welt nicht geſchaffen — welche Liebe! ſo lehren konnte die Religion der Liebe.

Zu ſolch hoher Liebe konnte noch kein Philoſoph ſich erheben — der oberſte Satz der oberſten Religion leuchtet erhaben über alle Philoſophieen, welche bis auf dieſen Tag gethan worden ſind. —

Sondern die Philoſophen ſtrengten außer dem einen Leibnitz alle Sehnen an, um zu zeigen, daß Gott und die Welt — ſchauderhaft! — eines und das Nämliche wären; dies war ihre Liebe! aus den zwei Unbekannten, Gott und mir, wollten ſie eines herausbringen: Gott in ſeiner Gnade läßt mich beſtehen! und jene wollten mich auslöſchen! —

Sie fanden weder Gott, noch mich! — o Religion der Liebe! du richteteſt die Menſchen auf.

— Die Philoſophen, außer Leibnitz, wurden zu der geringern Liebe getrieben — durch die Thorheit der Uebrigen. Weil die Religion der Liebe lehrte: Gott hat die Welt nicht geſchaffen — ſo nahmen ſie ſich heraus: die Welt eine böſe, eine ungöttliche, eine ſündliche zu nennen! und — — worüber die gottesfürchtigern Philoſophen erſchraken: — Wie kann doch Gott eine böſe, ungöttliche Welt lieben? — und jene Thoren kränkten die Freunde Gottes. — —

Durch den oberſten Satz der Religion der Liebe — ſind bis auf den heutigen Tag die Philoſophen und ihre Anhänger, mit den Uebrigen Feinde: aber jener Grieche ſang: ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε —

Die deutſche Philoſophie hat die Aufgabe ſich geſtellt, den oberſten Satz der Religion der Liebe, den Satz der höchſten

Liebe: Gott hat die Welt nicht geſchaffen — und liebt ſie — und ſie ihn — den Deutſchen und allen Völkern anſchaulich zu machen. Leibnitz, der Vater dieſer Philoſophie, gürtete ſich und ſtellte der Arbeit erſten Theil an.

Unbekannte kannſt du — finden! Durch Rechnung! Um die beiden Unbekannten zu finden, erfand Leibnitz zwei Rechnungen: Die Differentialrechnung für die „Natur“ und die Monadentheorie für den „Geiſt,“ als ſei „Natur“ = x, der Geiſt = y. Dies iſt Leibnitzens Größe: daß er an ein Reich der Gnade — neben dem Reiche der Natur glaubte.

Darum iſt Leibnitz der einzige Mathematiker, weil er Philoſoph geweſen iſt; und der einzige Philoſoph, weil er Mathematiker geweſen iſt. Seine Mathematik iſt zugleich ſeine Philoſophie, und ſeine Philoſophie iſt ſeine Mathematik.

Wenn der Geiſt die Philoſophie ablegen wird — wird die Natur — die Mathematik ablegen. . . . .

Denn: die Rechnung gehet — bis an den lebendigen Geiſt. — Ein Deutſcher „Schelling“ ſchaute die lebendige „Natur!“ — und ſeitdem ſind deutſche Naturwiſſenſchaften in Fülle und Reichthum ausgebreitet; — durch dieſe Ausbreitung drohet der Tod in ihnen ſich wieder einzuniſten. Die Mathematiker ſtreckten jetzt ihre Hand nach dem lebendigen Leben aus — wollen ſie jetzt das Leben „der Natur“ integriren? Sie werden nicht! . . . .

Aber der Geiſt! . . . Die Lehre von den Monaden hatte einen erhebenden, erquickenden Sinn!

Die Monaden ſind Geiſter! . . . Sind wir Menſchen nicht Geiſter? . . . So wären wir Geſpenſter! . . . Zwiſchen beiden iſt die Wahl! —

Dies iſt das Erhebende!

Das Erquickende (Lebendig machende) aber iſt: daß Geiſter ſich vertragen ſollen, — weil ſie keinen Raum einnehmen; denn der „Raum“ iſt ein „Begriff:“ für Geiſter giebt es keine Begriffe! — Daß aber die Geiſter in einander nicht verſchweben oder aufgehen, obſchon ſie nicht „undurchdringlich“ ſind —

das hat etwas Erquickendes! denn es rühret von der Liebe! Dieſe iſt auch nicht zu „begreifen;" du ſchauſt ſie nur! — in dem Auge deiner Mutter!

Allein — die Monaden ſind keine Geiſter . . . ſie möchten wohl; aber ſie können nicht! ſie dürſten nach Liebe! — eine vorherbeſtimmte Harmonie iſt zwiſchen ihnen geordnet: was nützt ihnen die Liebe? Sie ſchauen alle einander an — ach nein! ſie ſpiegeln alle einander ab! ſchauderhaft!

O Leibnitz, Lehrer des Rechts! wie konnteſt du deinen erhabnen Geiſt und die Geiſter deiner Brüder — zu Dingen herabſetzen? Sind wir nicht Perſonen? Dinge ſind geordnet . . . Nur Perſonen werden lieben!

Seit jener Zeit arbeiteten Pſychologen, die Seele zu differentiiren; ſie ſpalteten und ſichteten . . .

Der große Kant, der Zermalmer, ahnete die Verwirrung . . . was half ihm, daß er die Schulen zermalmte. . . Hätte er die Spiegel zerſchlagen!!

Denn — ſo wie Hegel aus der Metaphyſik Schellings, welcher die „Natur" herzuſtellen den Gedanken gegeben hat: durch die Kunſt des Fichte eine Integrallogik zeſchaffen hat: alſo machte Chriſtian Wolf aus der Metaphyſik des Leibnitz eine Differentiallogik. — Dieſe unſre geſammte Schullogik, dieſe unſre Schulpſychologie . . . iſt blind und lieblos — wie die Leibnitziſchen Monaden!

Solche Zerwürfniſſe kränkten den erhabenen Fichte. Der große Fichte unternahm der deutſchen Philoſophie zweiten Theil — er ſprach das Wort! . . . Dieſer Rieſe wollte den Geiſt integriren! — durch die Integralrechnung des Geiſtes, welche ſeine Erfindung iſt.

Und Fichte und Schelling verſtanden einander nicht . . .

— Wie in aller Welt konnten Mathematiker zugeben, daß Fichte, Schelling, Hegel und die Schüler — das wunderbare neue Geſchäft — Conſtruction nannten! wenn aus je zwei „Begriffen" ein dritter wird, der dritte in zwei neue ſich ſpaltet und in einem ſechſten zuſammen geht und ſo fort . . .

iſt das etwas anders als Rechnung? aus zwei Factoren entſteht ein Product!

Ein Beiſpiel für alle Deutſchen:

Der Fromme ſpricht: Gott iſt Alles in Allem! Darin liegt:

„Ich bin Gott.“

Hier ſchaudert der Fromme! „Gott,“ du Quelle meines Lebens, wer mag ſich dir gleich ſetzen? und er ſpricht:

„Ich bin Nicht-Gott.“

Dadurch geräth der Fromme in Unruhe. Nach dem erſten Gedanken, war er zu dem Satze gedrungen: Ich bin Gott. Nach dem andern zu dieſem: Ich bin Nicht-Gott. Da richtet er ſich auf und ruft freudig:

Ich bin ein Menſch!

Auf dieſe Art iſt es mir eine Leichtigkeit, Mann und Weib, und die ganze Sprache „zu conſtruiren“ — wenn ich es nöthig haben ſollte . . .

So wenig wie Pythagoras mit Zahlen conſtruirte, ſo wenig haben jene Philoſophen mit ihren „Begriffen“ conſtruirt; beide haben gerechnet.

Es ergiebt ſich alſo, daß die deutſche Philoſophie, als eine den Deutſchen ſo eigenthümliche, wie die griechiſche Philoſophie es den Griechen war, ein aus zwei Theilen beſtehendes Geſchäft geweſen iſt: aus einem differentiirenden und einem integrirenden. Die neue Speculation hebet bei Fichte an, als dem Eröffner des zweiten Theils. —

Wie der Staat durch die Oekonomie, und die Stadt und das Haus und jede Geſellſchaft — Alles durch Rechnung erhalten wird: welche Ehre für die deutſchen Philoſophen, — daß ſie für die Nation, welche ihnen Ruhm angedeihen ließ, die Oekonomie in dem Vermögen der geiſtigen Güter geführt haben — ohne ihre Philoſophen — wußten die Deutſchen, was ſie haben?

Und die Verwalter werden geſchmähet. . .

* * *

Philoſophie iſt noch nicht Weisheit; die deutſche Philoſophie noch nicht Welt-Weisheit. Wenn „das Facit“ gefunden iſt — wird die Rechnung überflüſſig.

.. Hätte auch Fichte das Nicht-Ich überwunden — er wäre nicht fertig geworden. ..

Hätte auch Schelling die „Einheit von Natur und Geiſt“ aufgewieſen — er wäre nicht fertig geworden.

Hegel — hat das Nicht-Ich überwunden — den Geiſt hat er vortrefflich erkannt; nicht alſo ſeinen Geiſt. So lange einer ſich nicht entblödet, zu ſagen: das Ich! wird er nur rechnen! anders ſind Dinge nicht in Ordnung zu bringen.

Ehe haben jene Männer ſich aufgegeben — als „die Wiſſenſchaft“ ... — Fichte hat uns erhoben — obſchon nicht erquickt

Schelling hat uns erquickt —

Hegel hat uns nicht erhoben, noch erquickt!

* * *

Jetzt nehme ich die Frage wieder auf: Welches iſt die neue Weisheit als Frucht der neuen Philoſophieen Kants, Fichte's, Schellings, Hegels?

Die Antwort iſt: Weil die deutſche Philoſophie noch nicht aufgelöſt iſt; weil namentlich zu den Rechnungen von Fichte und Hegel die Summa noch nicht gezogen wurde, wie in dem erſten Theile zu denen von Leibnitz und Wolf Kant es gethan: ſo iſt die deutſche Weisheit, welche Welt-Weisheit werden wird, annoch erſt vorbereitet.

Kant ſteht erhaben als der deutſche Sokrates; er rang nach „wahrer Welt-Weisheit“ und errang die Weisheit des Sokrates; die Weisheit des Nicht-Wiſſens, das Wiſſen des Nicht-Wiſſens. Dieſe Frucht der ſchwerſten Geburten empfingen träge Deutſche mit Jubel: als wären ſie in Ewigkeit von dem Schmerze des Wiſſens befreit worden. Mitten durch den Wachsthum der Wiſſenſchaften und das Anſchwellen der Kenntniſſe arbeitete ſich die Weisheit des deutſchen Sokrates durch, und wurzelte ſich den Seelen ein. Auf den Hörſälen der Theologen ſteht geſchrieben: Wir wiſſen nichts! Die Medizin bekennet: Wir wiſſen nichts! Die Blüthe der Nation — Alle rufen: wir wiſſen nichts! Philoſophen von Ruhm ſind nach einem thatenreichen Leben zur Weisheit des deutſchen Sokrates eingekehrt: Wir wiſſen nichts!

Die Weisheit des Sokrates iſt ſchön und löblich; Sokrates war Lehrer und Vater des Platon; ſchön iſt es, daß die Weisheit des Sokrates deutſche Weisheit geworden iſt: allein die Weisheit des Platon iſt erſt Weisheit einer Welt geworden. Die Weisheit Kants kann, wird nicht Welt-Weisheit werden!

„Ehe wahre Welt-Weisheit aufleben ſoll, iſt es nöthig, daß die alte ſich ſelbſt zerſtöre“ ..... ſagte Kant.

Welcher Hader und Streit und Mißverſtand hat die weiſen Nicht-Wiſſenden betroffen!

— Von allen denen, welche nicht wiſſen, weiß der größere Theil, daß er nicht weiß; der andere Theil glaubt, daß er weiß!

Diejenigen Deutſchen, welche wiſſen, daß ſie nicht wiſſen — unter denen nehmen den erſten Rang jene Edeln ein, welche der Reichthum der Erfahrungen und Kenntniſſe — die Auslegung des Räthſels peiniget; welche dem Ziele der deutſchen Philoſophie mit Sehnſucht entgegen ſehn; ihr edler Geiſt verſchmähet zu denken, die Thaten der deutſchen Philoſophen wären in den Wind gethan!

Alsdann beruhet die höchſte Kraft unter den Männern, welche, weil ſie wiſſen, daß ſie nicht wiſſen, aus freiem Willen glauben und die Erkenntniß an einem Tage erwarten!

Von dieſen verzweifelten einige, daß die deutſche Philoſophie die Welt-Weisheit gebären werde, und zürnen gar den Philoſophen, den Rüſtigen, von deren Arbeit ſie ſelbſt ſagen: **Quaerit veritatem!**

— Andere erwarten den Ausſchlag, fromme Männer, wie z. B. in der Evangeliſchen Kirchenzeitung XII. Band 1833, S. 757 zu leſen iſt:

— „Mit dem Hand in Hand gehen der Philoſophie mit der Offenbarung hat es eine ganz eigene Bewandtniß. Ich fürchte, ſie vertragen ſich auf die Länge nicht ſonderlich mit einander, und es wird damit enden, daß plötzlich die Eine der beiden Wandelnden unter unſern Händen verſchwindet, und daß entweder die Philoſophie von der Offenbarung, oder dieſe von jener verſchlungen werde.“ —

Wieder Andere ſetzen den Ausſchlag an das Ende einer unendlichen Zukunft: als drehe ſich die Philoſophie mit dem menſchlichen Geiſte um die Erde, wie der Menſch ſammt der Erde um die Sonne, als wäre die Philoſophie in dem „Organismus“ der Seele, was eine Arterie in dem des Körpers, etwa vielleicht die Aorta! — weil mithin die Philoſophie zum Leben ſo ſehr nöthig wäre, als die Aorta, — der Tod aber ſchrecklich iſt, — ſo ſetzen ſie beruhigt das Ziel der deutſchen Philoſophie an das Ende einer unendlichen Zukunft!

Dieſe nun, und einige Andere ſchätzen die Philoſophie, ſcheuen aber die Welt-Weisheit.

Ein bedeutender Theil derer, welche wiſſen, daß ſie nicht wiſſen — brüſten ſich, und ſchmähen ſowohl die Philoſophen, als auch die Gläubigen — im Grunde aber verachten ſie ſich ſelbſt . . .

Diejenigen, welche glauben, daß ſie wiſſen, bilden zwei Abtheilungen, in ſofern der Glaube der Einen mehr auf „den Geiſt,“ der Glaube der Andern mehr auf „die Natur“ ſich gerichtet hat. Sie glauben Beide an „Weſen,“ deren Vornehmſtes angegeben wird als „die Vernunft,“ und deren Töchter die „Vernunftbegriffe“ oder „Ideen.“

Was ich nicht ſchaue — das glaube ich!

— Wie ſich Blinde verhalten zu den Perſonen und den Dingen, ſo verhalten ſich Sehende zu den „Ideen“ und „Begriffen.“ Ueber Perſonen und Dinge, welche Blinde begreifen, ſtreiten ſie ſich eben ſo wenig, als Sehende, wenn ſie Perſonen oder Dinge ſchauen. Darin unterſcheiden ſich

Blinde von Sehenden: jene glauben das, was ſie nicht begreifen, dieſe glauben das, was ſie begreifen.

Kant lehrte: Gott, Unſterblichkeit und Freiheit glauben wir, weil wir ſie nicht, Gott, Seele, ſchauen; ein Begreifen Gottes und der Seele verſpottete der große Kant — und ſo auch Jacobi.

Nun lehrte Schelling: Wir ſchauen Gott! — jedoch nicht: Gott, zu dem wir beten! Dadurch ward die Noth noch größer . . .

Ich ſoll entweder nicht beten, oder Gott nicht ſchauen dürfen . . .

Die Weisheit des Sokrates gewann die Oberhand; aus Liebe zu Gott — gab man es auf, Gott zu erkennen, Gott zu ſchauen! Die Andern ſetzten die Arbeit fort — durch Begriffe und Ideen — —

Ich erkenne! Ich ſchaue! denn ich lebe, ich liebe; was ich thue, thue ich. Außer mir erkenne ich allewege nur Gott — und die Menſchen an. Wer iſt der Verſtand, frage ich wiederum, wer iſt die Vernunft? Antwortet mir!

Worte wie: Subject, ſubjectiv, Object, objectiv, real, Ideal, Qualität, Quantität, Materie, Individualität, Identität, abſolut u. ſ. w., werde ich daher nicht gebrauchen: ich verſtehe ſie nicht! Doch berufe ich mich auf Leibnitz, auf welchen Keiner in Rückſicht auf Gottesfurcht und Menſchenliebe einen Makel zu ſpritzen wagen wird. „Weſen,“ „an ſich,“ „für ſich,“ „Form,“ „Aeußerlichkeit,“ „Innerlichkeit,“ „endlich,“ „unendlich“ u. ſ. w., ſie ſind aus lateiniſchen ſcholaſtiſchen Wörtern in das Deutſche überſetzt. Der Deutſche verträgt ſie nicht.

Wenn die deutſche Philoſophie aufgelöſt ſein wird, ſo wird ſich zeigen, daß ſolche Wörter keine andere Bedeutung haben, als $a, b, c, m, \ldots = x = y = z$ in einer gemeinen Gleichung.

Von den Naturforſchern nennt man die, welche wiſſen, daß ſie nicht wiſſen, läſternd Materialiſten; dieſe ehrenwerthe Männer, welche raſtlos an den Gliedern der Kette ſich hinauf arbeiten, getreu dem alten Worte:

Felix, qui didicit rerum cognoscere causas!

Vornehmer achten ſich die, welche Dynamiker ſich nennen, von Dynamis, Kraft = x. Solcher Schriften „ſtrotzen von Kunſtausdrücken“ und allen Wörtern, vor denen Leibnitz einen Abſcheu hatte. Das rührt daher, daß ſie der „Einheit“ zu eifrig nachgehen — —

Das äußerſte oder innerſte — das letzte Geheimniß „der Natur“ iſt — die Zeugung. Wer kennt nicht, oder wer könnte alle „grauen Theorien“ über das merkwürdige Räthſel!

Seitdem der Fauſt auf die Erfahrung, auf des „Lebens goldnen Baum“ die Naturforſcher gewieſen hat, — haben ſelbige die grauen Theorien, welche **causas rerum** aufſtellten, mit Recht verworfen! Welche Früchte hat der Baum des Lebens getragen, nachdem man den Baum der Erkenntniß verlaſſen hat? . . .

In einer bekannten Phyſiologie, als Erfahrungswiſſenſchaft I. Theil S. 567 (Burdach) lieſt man zuerſt: „die dynamiſche Anſicht bleibt bei der Erfahrung ſtehen! — Darauf (573): Der Dynamiker findet die Zeugung nicht unbegreiflich — (welches ich gern zugebe, denn dies heißt lange noch nicht: „er erkennet, er ſchauet ſie . . .) — — warum? „weil er Begriffe von dem geſetzmäßigen Wirken der Kräfte (= x) an der Materie (= y) überhaupt hat; weil er die Macht des Ideellen (= z) über das Materielle (= y) in der ganzen Natur (= X) anerkennt, und in der Zeugung nur eine „beſondere Form“ (= t) darin erblickt — — (579) die Natur (= X) iſt die Erſcheinung des „Unendlichen“ (= Y) im Endlichen (= Z). Welch Wunder, wenn einer, der ſich die Arbeit ſo leicht macht, die Sache nicht unbegreiflich findet! Soll „die Erfahrung“ begreifen lernen? Erfahren heißt erleben!

Plato, der Künſtler, fragte bei jedem Worte: τί βλέπων; — was ſchauſt du? — indem du dieſes Wort ausſprichſt? . . . . .

* * *

Ein halbes Jahrhundert leſen die Deutſchen den „Fauſt"; — noch immer dieſelben Klagen über den Abſtand zwiſchen Theorie und Praxis, Speculation und Erfahrung, Wiſſenſchaft und Leben. . .

Die menſchlichen Beſtrebungen durchkreuzen ſich vielfältig; alle ſtrömen aus dem Mittelpunkte heraus und wieder zurück: — und Wiſſenſchaft und Leben ſollten ewige Scheidung eingeführt haben? . . . . .

So iſt es nicht! Theorie und Praxis, Wiſſenſchaft und Leben ſind verbunden und waren jeher verbunden: durch die Gerechtigkeit Gottes; keine „Idee," noch ein „Begriff," weder „Form" noch „Weſen" — überhaupt keine Tochter noch eine Mutter von Formelſchaft! — ſondern die wirkliche und wahrhafte Gerechtigkeit Gottes, welche uns führet; — ſie ſchienen uns getrennt und parallel zu gehen; weil wir die Gerechtigkeit Gottes zu ſehen nicht Auge hatten. . .

Schauen wir hinter uns — iſt die Geſchichte der letzten Jahrhunderte ſeit Luther und ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften etwas Anderes, als das Ringen des menſchlichen Geſchlechts: die Gerechtigkeit, es giebt nur Eine!, zu erreichen, zu erkennen — zu erleben! . . . nur, daß man das Wort nicht gefunden hat! . . . daß man, wie Ahnende thun! Ideen, Begriffe aufſtellte, Formeln . . . ſchreckliche Mißgriffe! welche ſo viel Blut gekoſtet haben. . . .

So lange Religion den Gedanken und Trieben der Völker die Richtung gab, ſchrie der Menſch: Toleranz! d. h. Gnade! (im Grunde aber — Gerechtigkeit!) Da Bürgerthum die Völker in Begeiſterung verſetzte, welche Begeiſterung zuletzt in Wuth ausgeartet iſt, erhallte der Ruf nach Freiheit d. h. nach Gerechtigkeit . . . und hier koſtete es viel Blut. . .

— Carteſius hatte die Welt in zwei Subſtanzen geſpalten; Malebranche rief die Gnade für ſie an: Spinoza faßte die Enden mit ungeheurer Energie in Eines: der hatte die Gerechtigkeit — des umſchlingenden Geſetzes; in welches er hinabtauchte, ſich aufgebend. . .

Leibnitz kam — der Chriſt, beſeligt durch die Gnade, welche aus dem Glauben fließt — und er ſuchte allewege die Gerechtigkeit; er fand ſie nicht: dies zeiget ſeine Theodicee! — —

— Kant und die Revolution! Von nun ab gehen Wiſſenſchaft und Leben Hand in Hand: Politik und Philoſophie: es iſt ein Geiſt, es iſt ein Name: die Freiheit!

Die Freiheit war die feurige Wolke, welcher ſeitdem die deutſchen Philoſophen und Theologen nachgezogen ſind; die Philoſophen rangen mit der Wiſſenſchaft, ob ſie ihnen die Freiheit ließe — als wäre „die Freiheit" „eine Idee!" das höchſte Gut... der Stein der Theologen — — ſteht und fällt mit der Freiheit; jene Erbſünde. . . Die Moraliſten ſogar haſchten nach „der Freiheit" — um damit — zu binden!

Der eine nannte es Freiheit, der andere Nothwendigkeit. So iſt die „Freiheit" die Noth, wie der Völker, ſo der Philoſophen geworden! —

— Hegel machte ſich zum Philoſophen der Gerechtigkeit;
„Was vernünftig iſt, das iſt wirklich,
Und was wirklich iſt, das iſt vernünftig." —

Ueber die neue Theodicee erſtaunte die Welt! und wollte nicht an ſie glauben. Hegel berief ſich auf die Religion! und behauptete, „daß das Daſein" zum Theil Erſcheinung und nur zum Theil „Wirklichkeit hat." Dies kränkte die Religion der Zeitgenoſſen! Aus Religion leugneten ſie jenen Satz: aus Religion haben ſie einen Haß gefaßt gegen die Beſchmitzung deſſen, was ſie mit ihren Augen ſehen — gegen die Scholaſtik. Aus Religion wollen die Deutſchen die Gerechtigkeit gewieſen haben, und ſie ſchauen — zu begreifen — dafür haben wir zu viel durch die bildenden Künſte ſchauen gelernt.

Hegel hat die Gerechtigkeit Gottes nicht gefunden! Spinoza auch nicht . . . doch iſt er fertig geworden.

* * *

Ein neues „Syſtem der Metaphyſik,“ (Braniß) hat ſich erhoben. Hier heißt es: (S. 142) „die Realphiloſophie hat vorn eine offene Seite; ſie endet bei einer actualen Gegenwart — welche über ſich hinaus auf eine noch zu erfüllende Zukunft weiſet. . . .

Der Philoſoph hat wohl (ſ. 147) die Freiheit als den oberſten Standpunkt gewonnen. . . .

Die Gerechtigkeit aber hat der Philoſoph nicht gefunden. Daß aber die Philoſophie in Idealphiloſophie und Realphiloſophie eingetheilt worden iſt, iſt ein Vorbote der Auflöſung der deutſchen Philoſophie.

Die Königin der Wiſſenſchaften . . . muß als Begleiterin den Wiſſenſchaften zu dienen — zu ſtolz ſein.

Die Philoſophen haben bisher für die Wiſſenſchaften gearbeitet: von den Wiſſenſchaften ſich zu nähren ſollte Philoſophie verſchmähen. . . . .

* * *

Die Zahl der Formeln iſt erſchöpft! und es kann Niemand eine neue Formel aufſtellen! Dies iſt der richtige Sinn der ſtolzen Verſicherungen:

Die Philoſophie ſei aufgelöſt!

Bücherſchau.

1. Von den Beweiſen für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele im Lichte der ſpekulativen Philoſophie. Von Carl Friedrich Göſchel. Eine Oſtergabe. Berlin, Duncker und Humblot, 1835. XXII. u. 272 S. gr. 8.
2. Die Idee der Perſönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Von J. H. Fichte. Elberfeld, Büſchler, 1834. 204 S. 8.
3. Die philoſophiſche Unſterblichkeitslehre, von Andreas Reubig, Dr. und Prof. zu Baireuth. Nürnberg, Zeh. 1834. 128 S. gr. 8.

Die erſten beiden der genannten Schriften müſſen in dem Bezuge, in welchem ſie zu einander ſtehen, betrachtet werden. Ich habe nur um deswillen die ſpäter erſchienene hier voran geſetzt, weil der jüngere Fichte ſich auf eine noch frühere Abhandlung Göſchels in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik vielfach bezieht und weil es dadurch den Anſchein gewinnt, als habe nicht er, ſondern ſein Gegner in der Wortführung den Vorrang des Primären. Die Gegnerſchaft beider Männer gleicht ſich jedoch hier bei ſtrengerer Erörterung ihres Stoffes auf eine Weiſe aus, die den ſtillen Beobachter, der ſich über ausſöhnende Vermittelung wohl zu erfreuen Luſt hätte, doch mehr in Erſtaunen als in Freude ſetzt. Göſchel hat dem Hegelſchen Syſteme den Beweis für perſönliche Unſterblichkeit vindicirt! So mögen jetzt die Anhänger dieſer Schule präconiſiren oder vielmehr ohne beſondere Berückſichtigung der speciell Göſchelſchen Bemühung, ganz ihrer gewohnten Natur gemäß, die Objectivität der Beweisführung als etwas ſich aus dem Syſteme von ſelbſt Ergebendes behaupten. Mögen ſich aber die Unbefangenen in Acht nehmen, was denn nunmehr noch Hegelianismus ſei und was nicht. Man macht Miene, einen Hegelianismus vom Jahre 1832 und einen Hegelianismus früherer Jahre anzunehmen, und jener iſt vom älteren ſo ſehr verſchieden, daß Hermann Fichte, der ausgemachteſte Gegner des Syſtems, ſich zu jenem zu bekennen wenig Anſtand nehmen dürfte, wenn es nicht überhaupt abgeſchmackt wäre, um einen Hegelianismus neuer Art wie um ein namenloſes Ding auf öder Heide herumzutanzen, über das der alte Meiſter, wenn er auferſtände, vielleicht ſelbſt nicht mehr den Zauberſtab ſchwingen möchte. Dies zugegeben oder nicht: ſoviel ließe ſich wohl behaupten, daß Göſchel durch ſeinen Bibliogoethohegelianismus zur Auflöſung der alten Lehre gar viel beigetragen hat. Lieber Himmel! in's Paradies und in den Stand der Unſchuld kommen wir doch nicht mehr auf dieſem Wege zurück. Die friſche Freudigkeit eines göttlich unbewußten Lebens, die heilig reine Feier jungfräulicher Unmittelbarkeit, mit der iſt's doch aus! So ſollten wir denn nur klug ſein und uns über die in der Auflöſung begriffenen Zuſtände einfach verſtändigen.

Sehen wir uns aber danach um, wie es in der alten Hegelſchen Lehre um die Unſterblichkeitslehre ſtand, bevor ein ſtolzer Pietismus die Hand im Spiele hatte und ſich der Kategorien des Syſtems bemächtigte, um ſcheinbar für ſie, im Grunde aber nur für ſich ſelbſt das Wort zu führen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß von der Deduction einer perſönlichen Fortdauer nach dem zeitlichen Tode weder ſchon bei Schelling (beim alten, denn der neue iſt noch eine imaginäre Größe), noch bei Hegel ſo eigentlich die Rede ſein konnte. Im Syſteme des letztern hätte füglich bei der Kategorie vom Leben die Unſterblichkeit conſtatirt werden müſſen, wenn es überhaupt geſchehen konnte. Allein hier ergiebt ſich nach ſeinem Ausſpruche, daß ſich das individuelle Leben nur um deswillen verzehrt und aufhebt, damit das Allgemeine erhalten werde. Eine Fortdauer der Perſönlichkeit mochte Hegel zu den „ſchlechten Progreſſen in's Unendliche“ rechnen, ein Ausdruck, den er zur Rumpelkammer für allerlei unhaltbare Dinge machte. Es war ihm um das Ewige des Geiſtes zu thun, dies ſuchte er zu erfaſſen, aber nicht als ſeiner Dauer nach endlos, ſondern als das zu der Zeit überhaupt Verhältnißloſe. Es mußte ihm daher ein Mißkennen des ächten Geiſtes der Philoſophie ſcheinen, die Unſterblichkeit über die Ewigkeit der Seele und über ihr Sein in der Idee zu ſetzen. Hieraus conſtruirte ſich das ganze Syſtem der Vernunftnothwendigkeit, das Abſolute war objective Potenz. Das iſt der Nerv der Hegelſchen Lehre, das hat ſie für alle Zeit markirt. Nach ihr ſind nur die Ideen (Hegel nannte ſie Begriffe) ewig, die Perſönlichkeiten ſind mehr oder weniger ſelbſtloſe Figurationen vor dem Alles verſchlingenden Hintergrund. Nicht anders als durch dieſen Terrorismus ſchien die frühere Gewaltherrſchaft des Subjectivismus in der Philoſophie geſtürzt werden zu können. Und dieß war nach Schelling Hegels Werk. Von dem rieſenhaften, hartmäuligen Spartanismus des Mannes laß ich mir kein Tüttelchen nehmen, denn in ihm liegt alle ſeine Größe und Bedeutſamkeit. Wer nun das Abſolute ſtatt in die Idee, in die Perſönlichkeit ſetzt, der löſt mit einem Striche die Bande des ganzen Syſtems auf; die der Nothwendigkeit involvirte Freiheit taucht wieder auf und ſucht ſich ein anderes Verhältniß zu jener; das ganze mühſam zuſammengepferchte Gebäu des Syſtems geht aus den Fugen, und die ſchwerfälligen Querbalken tanzen aufrecht und händeringend durch einander und geben ein herzbrechendes Schauſpiel für Götter und Menſchen.

So herzbrechend iſt nun freilich nicht, was Göſchel aus innigem Bedürfniß chriſtlicher Aufregung der Lehre zumuthet. Allein es iſt in ſeinen Folgen unberechenbar, wenn das Abſolute jetzt in die Perſönlichkeit geſtellt wird, ſtatt daß es ſonſt in der Idee lag und nur die objectiven Potenzen unſterbliche Geltung hatten. Wie kann das aber aus dem Syſtem ſelbſt herausentwickelt werden? Wie kann jetzt das Object dem Subject dieneriſch werden, ſtatt daß ſonſt ſich das Individuelle in das Allgemeine auflöſen und nur ſo, in dieſem Aufgeben ſeiner ſelber, Ewigkeit und Unſterblichkeit, mithin unperſönliche Unſterblichkeit haben durfte? Welches iſt der Zwiſchen-Terminus, die Zwiſchen-Potenz, um das verträglich zu machen? Das iſt die Aufgabe, die ſich Göſchel ſtellte und in ſeiner Schrift vermeintlich gelöſt hat. Sie iſt gelöſt, aber mit ihr iſt auch Alles gelöſt und in der Auflöſung begriffen. Göſchel faßt nämlich das Object ſelbſt, die geiſtig objective Potenz, den Begriff, den Gedanken — als Perſönlichkeit. Nur das Natürliche, das Anſichſein, das Äußere, ſagt er, iſt unperſönlich; erfaßt ſich das Sein aber ſelbſt in ſich, „erinnert“ es ſich, ſo wird es Gedanke, d. h. Bewußtſein, d. h. Perſönliches. Dabei wird jedoch ein feiner (höchſt zerbrechlicher) Unterſchied zwiſchen Individualität und Perſönlichkeit geſetzt. Jene muß ſich ihres „ſchlechten, abſtracten Ichs“ entäußern, die Individualität muß das Individuelle abſtreifen, ſie muß Gedanke und Allgemeines werden, indem ſie Gott denkt und kann nur in dieſem Gottwiſſen unſterbliche Perſönlichkeit werden. Verdammt zur ewigen Vernichtung ſind alſo alle nicht denkenden Menſchen, verdammt iſt die naive Unſchuld des Anſichſeins, verdammt die friedfertige Harmloſigkeit des ächt Menſchlichen, verdammt ſind alle die Millionen, die ſich nicht dialectiſch aufſtacheln zu dieſer begrifflichen Form des Bewußtſeins, und die vielen Generationen und Völker vor uns, die der Stofflichkeit des Erdenlebens hingegeben, in ſchöner Unſchuld des Naturlebens ein vor Gott und Menſchen herrliches Daſein führten, ſind von der Tafel der Ewigkeit fortgelöſcht; denn nicht der Menſch als Menſch, nur der Gott denkende Gedanke in ihm iſt unſterblich. Nur der denkende, und zwar nur der in dieſer pietiſtiſch-ſpeculativen Form denkende Menſch hat auf eine Seligkeit zu rechnen. Das iſt Göſchels Quietismus; zu etwas Anderem bringt es ſeine Speculation nicht. O! es war eine göttliche Regſamkeit im Hegelſchen Begriffe. Der Begriff durchirrte den ganzen Kreis der äußeren Erſcheinungen, er durchfluthete alle Figuration der Leiblichkeit, durchzog ewig unruhig alle Geſtalten der Welt und ſetzte ſich in Allem ſeine ewigen, nothwendigen Momente. Nun iſts damit aus. Nun können wir Alle beten gehen, wenn wir unſterblich ſein wollen, denn nicht der handelnde, der eine Welt der Wirklichkeit erbauende Menſch iſt einer Ewigkeit gewiß, ſondern nur der ſich in die Form des ſpeculativen Gebetes auflöſende. Im Hegelſchen Begriff lebte doch noch die Unabhängigkeit eines abſoluten Gedankens, der ſich ſelbſt zum Schrecken und zur Freude ſelbſtſtändig ſeine Geburten ſich ſchuf und zerſchlug. Jetzt aber müſſen wir mit Göſchel in die Wüſte gehen und als fromme Anachoreten botaniſiren. Vom Leben als ſolchem war ohnehin nicht eben die Rede, allein mit der Unabhängigkeit des Gedankens iſt nun auch die Exiſtenz einer Philoſophie aufgehoben. Das haben wir nun von dieſem abſchwächenden Vermitteln. Erſt wurde Goethe, der freie Dichter, bearbeitet und mußte all ſein Poetenblut laſſen, um das Chriſtliche aus ihm zu filtriren; nun iſt Hegel auf die Erbaulichkeit, die er ſelbſt ſo haßte, reducirt. So müſſen die entſchiedenſten Pole ſich hier an die Axe eines calculirten Pietismus ſchmiegen, alle Köpfe müſſen unter Einen Hut kriechen, und dieſer Hut iſt eine enge Kaputze. Warm und weich ausgefüttert iſt die Kaputze, das mag ſein, denn auf quietiſtiſche Erbauung läuft Alles hinaus. Man laſſe ſich durch die methodiſche Abkaſteiung im erſten Theile der Schrift nicht abſchrecken, hier wird der Hegel'ſche objective Begriffs-Verlauf in früheren Beweisführungen über die Unſterblichkeit der Seele proceſſualiter verfolgt: der Schluß iſt eine fromme Belohnung für dieſe philoſophiſch-ſpeculative Buße, und in der Vorrede ergeht ſich der Verfaſſer in einer ſo ſüßlichen Spielerei ſymboliſirender Frömmigkeit, wie ſie ſelbſt auf der Kanzel heutzutage ihresgleichen ſucht.

Kann Göſchel für den jetzigen Vertreter der Hegelſchen Lehre angeſehen werden, ſo hätte ſich dieſe Philoſophie mit ihren Gegnern inſoweit vereinigt, daß das Abſolute in die Perſönlichkeit zu ſetzen ſei. Es iſt dies von Seiten Göſchel's wenigſtens eine Accommodation gegen das Chriſtenthum. Sonſt aber ergiebt ſich denn doch zwiſchen ſeiner und Fichte's Deduction der perſönlichen Unſterblichkeit ein weſentliches Dilemma. Nach Göſchel iſt ſpeculative Gotteserkenntniß identiſch mit Unſterblichkeit. Immer iſt bei ihm nur davon die Rede, daß Gott das abſolute Wiſſen, das Ur-ſelbſt im Genuß ſeiner ſelbſt iſt; die abſolute Perſönlichkeit Gottes iſt ihm die Wirklichkeit des abſoluten Denkens. Fichte nimmt von Anfang an einen friſchen, kräftig freien Anlauf. Er faßt die Frage der Unſterblichkeit zuvörderſt als Sache der Phyſiologie auf und giebt hier ein Meiſterſtück anthropologiſcher Forſchung. Der ungetrübten Freudigkeit ſeiner Auffaſſung und der durchſichtigen Klarheit ſeiner geſchmackvollen Darſtellung iſt hier keine Faſer des Stoffes entgangen. Aus ſeiner Betrachtung der ſomatiſchen Seite der Seele ergiebt ſich der Leib, in dem das Seeliſche erſt die Verwirklichung ſeiner ſelbſt vollzieht, als organiſche, der Geiſt als ſelbſtbewußte Identität, ſo daß ſich nach Fichte ſo gut als nach Göſchel das chriſtliche Dogma von der dereinſtigen Auferſtehung und Verklärung des Leibes erhärtet. Was Fichte über den Zuſtand der Seele nach dem leiblichen Tode ſagt, trägt den Charakter jener leiſen, behutſamen Zuverſicht, welche die beſte Gewährſchaft für die tiefſte Wahrheit bietet.

Auf Fichte's Deduction nach Naturanalogieen folgt ſeine theologiſche Entfaltung des Begriffs Unſterblichkeit. Der Menſch iſt unſterblich, weil perſönlich. Das ergiebt ſich ſcheinbar aus beiden Schriften in gleicher Weiſe. Aber doch nur ſcheinbar. Nach Göſchel erlangt der Menſch Perſönlichkeit, indem er den Begriff Gottes findet, nach Fichte: indem er den Gott in ſich erlebt. Nach den ſpeculativen Theologen iſt Gott das abſolute Wiſſen, der abſolute Gedanke als Urperſönlichkeit gefaßt, nach Fichte iſt Gott abſolute Thatkraft im weiten All der Welt, mithin lebendig ſchaffende und im Schaffen, nicht bloß im Wiſſen ſich bethätigende Perſönlichkeit. So wird, was nach Göſchel's Lehre eine innere gedankenmäßige Conſtruction des Begriffes Gott iſt, nach Fichte eine innere Erfahrung mitten im Strom des bewegten Lebens. Was ſich nach jenem als ein bloßer Act des einſiedleriſchen Gedankens im menſchenſcheuen Kämmerlein ergiebt, iſt nach Fichte ein concretes Erlebniß mitten im Sturm und auf der Woge der Welt. Göſchel ſetzt das Sicheindenken ins Ewige und Abſolute als den ſchon hienieden zu eröffnenden Moment unſterblicher Perſönlichkeit, nach Fichte ergiebt ſich dieſer Moment aus dem Sicheinleben ins Ewige und Abſolute, ſo daß nach ihm allein der Menſch als ſolcher, nach jenem nur der Menſch als ſpeculativer Denker ſelig und unſterblich iſt. Nach Göſchel's Lehre gehen Millionen, ganze Völker, ganze Zeitalter in das Reich des ewigen Nichts, weil ſie bloß lebten, nicht dachten und den Begriff Gottes nicht fanden hienieden. Wo iſt nun die chriſtliche Demuth bei ſolchem Stolz des ſpeculativen Pietismus? wo iſt die Liebe, die Milde des Chriſten bei ſolchem Terrorismus des frommen Gedankens? — Ich ſtaune, ich ſchweige. Nur Eins muß ich noch ſagen, woran die Schuld liegt, daß man zu ſolchem Gipfel des Schreckens gekommen iſt. Die Schuld liegt daran, daß die Hegelſche Lehre den Begriff Leben ſo niedrig ſtellte. Was nicht Denken und Gedachtes iſt, wurde immer ſchon als das Schlechte und Verwerfliche, mindeſtens als das Gemeinere bezeichnet. Und nun kommt ſchließlich noch der fromme Bannfluch und giebt ſeine Salbung.

Die Schrift von Neubig enthält gutgemeinte Sachen und Anſichten für die Exiſtenz der Seele im Dieſſeits und Jenſeits. Von der in der Leiblichkeit bedingten Verwirklichung des menſchlichen Geiſtes iſt ſo wenig wie von eigentlich perſönlicher Fortdauer die Rede; mithin liegen die ſchwierigeren, aber jetzt lediglich intereſſanten Punkte der Forſchung außer dem Horizonte des Verfaſſers, dem das Talent nicht abzuſprechen iſt, Dinge zu ſagen, die ſich von ſelbſt verſtehn. Anerkannten Gutmüthigkeiten kann man eine gutgemeinte Anerkennung nicht verſagen. Einige Trivialitäten laufen harmlos dazwiſchen. Die Unterſuchung: „ob geiſtige Weſen zu einem Klumpen zuſammengeballt werden können," die einen der Abſchnitte dieſer Schrift füllt, iſt, wenn nicht heilſam, doch auch nicht ſchädlich. Wir dulden Alles, was den Menſchen als Menſchen duldet; ich bin ſehr tolerant, nur nicht gegen die Intoleranz. Dr. F. G. Kühne.

* * *

Handwörterbuch der deutſchen Sprache mit Hinſicht auf Rechtſchreibung, Abſtammung und Bildung, Biegung und Fügung der Wörter, ſowie auf deren Sinnverwandtſchaft. Nach den Grundſätzen ſeiner Sprachlehre angelegt von Dr. J. Chr. A. Heyſe; ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyſe, außerord. Prof. an der Univerſität Berlin. Erſter Theil. A bis K. Zweiten Theiles erſte Lieferung. L bis Meſſer. Magdeburg, 1835. 964 und 160 S. gr. 8.

Es iſt noch nicht lange her, daß in die Urwälder unſerer Mutterſprache die lichtende Forſchung eingedrungen und die Axt der Gelehrten an die vollwuchernden Buſchwerke und Blüthenhecken unſerer Wörter gelegt worden iſt, um durch Trennung und Sonderung den Zuſammenhang zwiſchen Stamm und Zweigen, zwiſchen Wurzel und Krone aufzuzeigen. Die allmählige Wiederherſtellung der althochdeutſchen Literatur iſt in ſprachlicher Hinſicht von wichtigerer Bedeutung geworden als in poetiſcher. Die poetiſche Größe dieſer alten Denkmale iſt von den Enthuſiaſten mit bloßem Hals und altdeutſchem Kragen, und den Gelehrten, die zum Landſturm in den deutſchen Befreiungskriegen zu ſchwächlich waren, und dafür die Deutſchheit in den Studirſtuben bis auf's Aeußerſte ſchröpften, genug überſchätzt worden, und wird in vielen Fällen durch Ermangelung des nationalen Urſprungs im Werth einer heimiſchen Volksdichtung beeinträchtigt. Aber die Sprache, die hier wieder in ihrer Urkraft, in der gewaltigen Fülle ihrer Originalität, im Reichthum oder der Lieblichkeit ihrer Wendungen und eigenthümlichen Geſetze an unſer Ohr ſchlug, mußte die Deutſchen, die zeitweiſe die dürftigſten und abgeſchmackteſten Perioden ihrer Aeußerungs- und Ausdrucksweiſe im Leben wie in der Literatur gehabt haben, auf dieſe unabweisliche Art an den lebendigſten Quell und Schatz der Nationalproductivität mahnen. Zwar iſt die Bildung und Fortbildung der Sprache, welche eben ſo viel Geheimnißvolles und Unbeſchreibliches an ſich hat, als jede andere Hervorbringung des menſchlichen Geiſtes, vorzugsweiſe Sache der Production, und wird in verborgener und verſchwiegener Werkſtatt, wo die Geiſter und Volksdämonen mit daran arbeiten und hämmern helfen, am beſten gefördert. Sie iſt Sache der unbewußten ſchöpferiſchen Hervorbringung, und kann nicht durch das reflectirende Bewußtſein gemacht, noch durch die Geſchicklichkeit der gelehrten Hephäſte, die man Grammatiker nennt, geſchmiedet werden. Aber dennoch wird es für den Gebrauch von beſonderer Wichtigkeit, wenn ſich die wiſſenſchaftliche Forſchung des nationalen Sprachſchatzes bemächtigt und ihn hebt für das Bewußtſein, wo er ſich in anſchauliche Bilder und Formen organiſch gliedert und auf die Geſetze ſeines Urſprungs feſt baſirt wird.

Wie ärmliche Schulmeiſterlichkeiten hat jedoch die deutſche Philologie auch auf dieſem Gebiete aufzuweiſen! Die Gelehrten, welche zuerſt von dem Altdeutſchen Profeſſion machten und mit ſteifer Wichtigthuerei die erſten Minneſänger- und Nibelungen-Ausgaben, meiſtentheils für ein gemiſchtes Publikum, mit halbpopulariſirtem Text und hintenangehängten Wörterbüchern, veranſtalteten, hatten dabei keinen höheren Geſichtspunkt im Auge, als dieſelbe unausſtehliche Pedanterie, mit welcher die großſinnigen Alten ſo oft von uns mißhandelt worden ſind, auch in die neueröffnete Kunde der altdeutſchen Poeſie mithinüberzuſchleppen; nur mit dem Unterſchied, daß ihnen noch die gründliche und eigentlich wiſſenſchaftliche Sprachkenntniß mangelte, welche ſich die Gewiſſenhaftigkeit der antiken Philologie ſelbſt bei ihren philiſterhafteſten Vertretern doch immer angelegen ſein ließ. So entſtanden jene ſtümperhaften Editionen der Nibelungen, denen nur die berüchtigten Ausgaben ad modum Minellii gleichkommen und die, wenn ſie auch für die erſte oberflächliche Bekanntſchaft mit jenen Dichtern dankenswerth ſchienen, doch ebenſo den Laien irre führten, wie ſie jeden wiſſenſchaftlichen Kopf anekelten. In Weiſe dieſer Charlatanerie hat beſonders ein Mann arg gewirthſchaftet, der ſich ſchon durch ſeinen Namen für die altdeutſche Literaturforſchung berufen glauben konnte, weil derſelbe im Nibelungenliede vorkommt, und der, im Verkennen ſeiner wiſſenſchaftlichen Stellung und Würde, ſo weit ging, daß er des Gelderwerbes wegen aus den altdeutſchen Dichtern Leihbibliothekenfutter zurecht machte und à la Cramer und Spieß „Nordiſche Heldenromane“ u. dgl. daraus fabrizirte. Obwohl ſolche Erſcheinungen ſich bald durch ſich ſelbſt vernichten und an ihrem eigenen literariſchen Ruf, wie bereits geſchehen, ſchmählichen Todes verſterben, ſo war es doch für die Sache und die Reinheit der Wiſſenſchaft trübe, bis endlich durch die großartigen Beſtrebungen von Grimm und Graff, und mittelbar durch den Einfluß der von Bopp begründeten vergleichenden Sprachlehre, jene glänzende Periode der deutſchen Sprachforſchung begann, welche die höchſte Bahn der Kritik und Wiſſenſchaftlichkeit einſchlug und eröffnete, Folgerungen hervorbrachte, die auch für die Culturgeſchichte von erheblicher Wichtigkeit ſind, und für immer den früheren ſeichten und halbwiſſeriſchen Dilettantismus in Behandlung dieſer Gegenſtände in ſein Nichts zurückſtellte.

Herr Profeſſor Heyſe in Berlin, welcher auf den wiſſenſchaftlichen Inhalt jener Forſchungen fußt und ſich dieſelben mit ſeltener Sachkenntniß zu eigen gemacht, hat mit dieſem „Handwörterbuch“ das verdienſtliche Unternehmen begonnen, auf der ſtrenggelehrten Grundlage, welche ſeine großen Vorgänger gelegt, ein Werk auszuführen, das die Reſultate derſelben gewiſſermaßen dem Leben und dem Gebrauch der Nation zuführen ſollte. Er wollte daher kein eigentliches wiſſenſchaftliches Wörterbuch liefern, wie Graff in ſeinem „althochdeutſchen Sprachſchatz“, von dem ſich bis jetzt zwei Lieferungen in unſern Händen befinden, und worin das großartigſte anatomiſche Theater unſeres Sprachorganismus, das nur die Wiſſenſchaft irgend eines Volkes aufzuweiſen haben dürfte, aufgeſchlagen iſt. Heyſe hat vielmehr bei ſeiner Arbeit ein Ziel ins Auge gefaßt, das, der allgemeinen Aufgabe unſerer Zeit vorzüglich angemeſſen, höchſt anerkennenswerth erſcheint, indem er in dieſem Werke, worin wir eine freie Herrſchau über die ganze Truppenmacht unſerer Sprache halten können, den Ertrag der Gelehrſamkeit in das ſich fortentwickelnde Element der Zeit und der allgemeinen Nationalbildung hinüberzuführen beſtrebt iſt. Ein Buch dieſer Art ſollte keinem Gebildeten fehlen, vorzüglich aber in den Händen jedes deutſchen Schriftſtellers ſein, dem darum zu thun, in den Mitteln ſeiner Sprache die augenblickliche Eingebung der Production durch das Bewußtſein über die urſprüngliche Bedeutung der Wörter zu ergänzen. Demgemäß wird auch in dieſem Werke das Verhältniß der Wörter zur Umgangsſprache und zum Volksgebrauch meiſt durch Anführung von Redensarten und Sprüchwörtern ſehr geſchickt hervorgehoben, und die Etymologie, auf die überall zurückgegangen wird, ohne in endloſe Details zu verleiten, hilft oft überraſchend einen bedeutungsvollen Zuſammenhang von Leib und Seele in den Wortbildungen erkennen. Die fleißige Hinzufügung der Wortparallelen aus dem Gothiſchen, Altdeutſchen, Engliſchen, Lateiniſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen, Däniſchen, Schwediſchen u. a. iſt nicht minder dankenswerth, und ſo wünſchen wir, daß der geſchätzte Verfaſſer ſeine eigene Bemerkung über das Unlohnende und Undankbare ſolcher Vermittelungsverſuche zwiſchen der ſtrengen Wiſſenſchaft und dem praktiſchen Lebensgebrauch widerlegt finden möchte durch die allgemeine Anerkennung ſeiner Arbeit, die ihr nicht vorenthalten bleiben kann. 18.

* * *

Die Gräfin Ulfeld oder die vierundzwanzig Königskinder. Hiſtoriſcher Roman von Leopold Schefer. Berlin, Veit und Comp. 1834. 2 Bde. 288 und 216 S. kl. 8.

Wer Schefer als Novellendichter kennt, iſt vielleicht nicht allzu willfährig, ihn für den hiſtoriſchen Roman für berufen zu halten. Schefer hat auf mannigfaltige Weiſe die Welt geſehen, am Hofe eines Fürſten, im Geräuſche großer Städte, unter Italiens Himmel, in der Levante, auf dem griechiſchen Archipel gelebt, — und doch hat dies Alles ſeinen innern Menſchen aus der engen Traulichkeit eines Familienlebens nicht hinausgetrieben. Zwiſchen den vier Wänden der deutſchen Häuslichkeit ſitzt ſein Gemüth und zehrt aus kleinen Ereigniſſen große, himmelweite Gedanken. Für die Broſamen einer dürftigen Krähwinkelalltäglichkeit blickt ſein dichteriſches Auge dankbar gen Himmel, im Allerkleinſten preiſt und beſingt er das große Ganze. So kindlich begnügſam iſt ſein Herz, und von allen Functionen des innern Menſchen kennt er auch nur das Herz. Was das Herz geſchaffen im Raum der Welt, das ſcheint ihm einzig und allein der Schauplatz der Offenbarung; woran aber ſonſt der Geiſt gearbeitet hat im Menſchenleben, davon verſteht ſeine Muſe nichts. Somit kennt er von der Welt der Wirklichkeiten eben nur die engbegrenzte Scholle um Haus und Heerd, höchſtens noch ein Küchengärtchen hinter dem Hofraum. Und will er einmal hinausblicken aus dieſer verzweifelt kleinen, zuſammengepferchten deutſchen Kleinſtädterwelt, ſo wirft er ſich gleich in das Univerſum der allweiten Natur und ſchwärmt mit den Mücken im Abendſtrahl oder ſteigt trunken mit der Lerche auf zum Morgenſang, bis er ermüdet von all den Weitläufigkeiten im Raum der Welt, wieder zurückſinkt in die kleine enge Hütte einer traulichen Dürftigkeit. Somit fehlt denn Leopold Schefer, wie mehr oder weniger in Summa den deutſchen Romandichtern, für das Leben im Staate der Sinn der Auffaſſung und das Talent der Darſtellung. Hier aber, im Staate, iſt die volle Enthüllung und Entwicklung des ganzen Menſchengeiſtes in ſeiner Weite, ſeiner Tiefe und Höhe zu ſuchen. Hier greift die Enge des individuellen Lebens und die Weite des objectiven Daſeins zu einem organiſchen Ganzen in einander, hier allein iſt der volle Gehalt der Exiſtenz des Menſchen offenbarlich, wenn nämlich ein Staat da iſt, ein Staat, der die freieſte Entfaltung der Perſönlichkeit zu allgemeinſter Geſammtheit möglich macht. Den deutſchen Romandichtern aber fehlt der Sinn für ein Völkerleben, wir haben noch keine hiſtoriſchen Romane, wir ſind auch in den Stoffen der Geſchichte ſehr häusliche, gemüthliche Menſchen, wir ſuchen uns auch aus dem Strome des reichſten Völkerverkehrs die ſtilleren Inſeln des Familienglücks heraus und ſchildern am liebſten und am beſten die philiſterhaft gutmüthige Idylle der Häuslichkeit. Wenn den Deutſchen noch an der Zukunft ihrer Poeſie etwas gelegen iſt, ſo müſſen ſie einen Shakespeare des Romans erhoffen und erſehnen. Der hiſtoriſche Roman hat noch keine Norm in Deutſchland gewonnen, wie es mit dem engliſchen Drama zur Zeit Shakespeare's wirklich der Fall war. Tieck's Aufruhr in den Cevennen war ein mächtiger, gewaltiger Anlauf, mit dieſem Werke iſt die

Goetheſche Romanpoeſie überflügelt, weiter iſt mit dem Fragment noch nichts geſchehen.

Die Schuld liegt weniger an dem einzelnen Dichter, wenn er ein hiſtoriſches Thema unhiſtoriſch macht, ſie liegt an der deutſchen Nationalität. Scheſer's Talent hat ſich aber gar zu getreu an Jean Paul's Muſe entwickelt, deshalb iſt er doppelt unfähig, ein geſchichtliches Object rein, ſchlank und ſicher hinzuſtellen. Trotzdem gelingt es ihm, aus ſeinem Stoffe etwas Bedeutſames zu machen, er giebt ein tragiſches Familienbild, zu dem nur der hiſtoriſche Rahmen, den er herumlegt, unverhältnißmäßigen Raum einnimmt. Der Dichter verſetzt uns in einen ſehr complicirten Wendepunkt der däniſchen Geſchichte. Der Staat iſt von zwei Seiten her bedroht. Der zehnte Karl von Schweden drängt die däniſchen Heere ſtürmiſch zurück, während eine tobende Gährung der Gemüther auch innerlich die Grundſäulen des Reiches erſchüttert. Es iſt das letzte Aufbrauſen der Ariſtokratenmacht, die der Krone die Erblichkeit nicht zugeſtehen will. Der Röſkilder und Copenhagener Friede ſind das Reſultat jener Kriege mit Schweden, der groſe und letzte Reichstag, auf welchem die monarchiſche Gewalt als erblich und unumſchränkt ſtipulirt wird, iſt der Schlußpunkt der innern Tumulte, welche des dritten Friedrich Regierung als die Wetterſcheide bezeichnen, an der ſich die mittelalterlich-feudaliſtiſche Zeit zerbricht und der Abſolutismus des ſiebzehnten Jahrhunderts eine felſenfeſte Grundlage ſich ſchuf, gegen die ſich der Geiſt der Zeit auch noch heutzutage die Stirn zerſtößt. Auch Friedrich's des Dritten Vorgänger, der vierte Chriſtian, iſt ſchon ein Herrſcher, der bei aller Unbeholfenheit ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit doch die Keckheit verräth, mit der ſich jener diaboliſche Ultraſatz: l'état c'est moi, bei der Erſchlaffung der Völker ſeit den Wirren des dreißigjährigen Krieges geltend machte. Zahlloſe Opfer des Todes ſind eben ſo ſehr Producte ſeiner Willkür als die vierundzwanzig Königskinder, die der Pfaffe, wenn er am Altare für den König und das geſammte königliche Haus betet, mit einbegreifen muß, obſchon es zwei Dutzend Sündenkinder ſind. Der alte Sündenkönig ſtirbt, und nun iſt das Gewirre in allen Sphären des Lebens groß. Der Dichter vermag aber nicht, ſeine Satyre mit einer logiſchen Conſequenz zu verfolgen und uns ſo ein Geſammtbild von einem abſoluten Herrſcherhauſe aus dem ſiebzehnten Jahrhundert zu entwerfen. Sein Witz iſt zu lächelnd, er geht oft leiſe auf Strümpfen einher, und wird oft ein bloßer Anecdotenjäger. Seinem dichteriſchen Spotte fehlt nicht die Tacitiſche Wehmuth; allein ſeine von Jean Paul ererbte Erzählungsweiſe läßt es nie zu einer feſten Durchführung des Themas kommen. Er erzählt eigentlich weniger als er die Ereigniſſe herräſonnirt. Sie drücken ihm das Herz ab, und ſo ſchüttet er ſie lieber von ſich. Sein Herzblut pocht immer dazwiſchen und ſtört und zerlobt die einfache, aber erſchütternde Wirkung, welche ein ſchlichter, mehr ſtechender als verbrennender Erzählungston haben würde. Zu einer ruhigen Beſchaulichkeit kommt Schefer nicht, ſein überſchwängliches Herz hüpft und trippelt wie ein treues Hündchen neben der Kataſtrophe her, ſelbſt die Gefahr, unter die Räder des Wagens zu kommen, ſchreckt ſeinen gemüthſeligen, kindlichen Humor nicht ab, zu ſpringen und zu tändeln, wenn er auch die Fingerſpitzen in eine tiefe blutende Wunde taucht.

Das Geſchick der vielen Baſtardkinder des alten Königs hat der Dichter mit großer Vorliebe im erſten Theile ausgeſponnen. Wittwennöthe, Wittwenthränen, Mutterangſt und Kindesliebe, Bagatellproceſſe über Mein und Dein, Eiferſucht, Scheelſucht, Ränkeſpiel der Weiber, Mißgunſt und gelber Neid der Gevattern — alle dieſe Krähwinkelzüge ſind mit einer ſchwelgenden Herzlichkeit erörtert und erſchöpft, die recht deutlich zeigt, der Autor fühlt ſich hier ſo wohlig, wie der Fiſch im weichen, warmen Gartenteich. Bei alle dem iſt das Waſſer ſumpfig, und der Dichter muß ſich ſelbſt entſchädigen. Dann taucht aus dem Gewirre der unſäglichen Lebensmühen eine engelreine, idealſchöne Mädchengeſtalt, wie Joleſſa, hervor, und das Menſchenleben wird uns plötzlich in zwei Hälften getheilt, die der echte Dichter doch ſo gern verſchmolzen zeigt, um unſern Glauben an die Wahrheit im Leben zu unterſtützen. Sehr zart und ſchön iſt die Scene, wo dieſe ſtillmächtige Jungfrauengeſtalt, Joleſſa, dem weiberſüchtigen Ulfeld gegenüber tritt und mit ihrer naturklaren Einfalt ſeinen Stolz demüthigt. Die Hauptfigur des ganzen Romans iſt aber die Gattin des Grafen Ulfeld, in der ſich der Dichter eine Verherrlichung der weiblichen Natur vorzugsweiſe zum Ziel geſteckt hat. Sie iſt eines jener Königskinder, und ihr Gemahl macht dieſerhalb Anſprüche auf den Thron. Er verbündet ſich ſogar mit dem Schwedenkönig und wird zum Verräther am Vaterlande. Eleonore erträgt alle Schmach mit ihm, die der vereitelte Verſuch des verbrecheriſchen Grafen nach ſich zieht. Nur als der Vater den Sohn zum Mörder macht an ſeinem Verfolger, hebt ſie ihre Function als Eheweib auf, und die Mutter tritt ſiegend aus der Tiefe ihrer Seele hervor. Hier erhebt ſich der Dichter zur tragiſchen Höhe. Die Schlacken ſeines verworrenen Humors fallen ab, und wie ein Phönix fliegt ſeine Muſe mit freierem Flügelſchlag durch die letzten Scenen des Gemäldes. Eleonore ſitzt im tiefen Kerker, über ihr ein alter, treuer Freund, der Doctor Sperling, der Lehrer ihrer Kindheit. Er gräbt ſich mit den Nägeln ein Loch durch den Fußboden ſeines Gefängnißzimmers. So kann er zu ihr reden und vom Frühlinge, den ſie im Kellergewölbe nicht ſieht, ihr erzählen. Er hört ſie aber nur, wenn ſie laut ſingt, und ſo ſingt ſie ihm ſeine luſtigen Lieblingslieder, denn der alte Sperling iſt ein lebensluſtiger Spatz, der nichts als den Tod, den er an Andern curiren mußte, für ſich fürchtet. Als er todt iſt, hört Eleonorens Gefangenſchaft auf. In blühender Jugend betrat ſie den Kerker, als Greiſin, mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, tritt ſie wieder in die ihr fremd gewordene Welt. Sie kennt Niemand mehr, ſelbſt ihre Töchter nicht. Das Erſte, was ſie erfleht, iſt ein Spiegel. Sie muß wiſſen, ob ſie noch ſie ſelber iſt. Sie blickt hinein und muß nun gläubig lächeln über die Vergänglichkeit der Welt. In einem Kloſter findet ſie Ruhe für die letzten Lebenstage und ſchreibt dort ihre Geſchichte. — Dieſe Situationen ſind meiſterhaft gedacht, angelegt und durchgeführt. Sie gehören als einzelne Scenen zu dem Schönſten in der deutſchen Romanpoeſie. K.

* * *

Silvio Pellico von Saluzzo poetiſche Werke. Im Versmaß der Urſchrift aus dem Italieniſchen überſetzt von F. M. Duttenhofer. Erſter Band. Stuttgart, Chr. W. Löflund. 1835. 414 S. 8.

Silvio Pellico hat durch ſeine Schickſale, wie durch ſeine Poeſien, auch unter uns die innigſte Theilnahme auf ſich gezogen. Die rauhe Luft unſrer bewegten Zeit hat hier eine prächtig ſich entfaltende Blüthe tief verletzt; dieſe Zeit hat einen finſtern Schatten auf lebenslang über ein Gemüth geworfen, welches in der Begeiſterung für Vaterland, Religion und Poeſie die Strahlen einer beſſern, aber, wie es ſcheint, noch ſehr fernen, Zukunft in die Gegenwart hinüber blitzen ſah, nur um dieſe kurze Wolluſt durch eine zu lange Reihe finſterer, vergiftender Tage im Aufenthalte der Schmach und des Unglücks zu büßen. Als ein Sohn wohlhabender, zärtlicher, gebildeter Eltern (1789 zu Saluzzo in Piemont geboren) verlebte er eine glückliche Kindheit; ſchon im zarteſten Alter entwickelte ſich ſein dichteriſches Talent; durch ſeinen Vater, der ſelbſt lyriſcher Dichter war, angeregt und aufgemuntert. Als Jüngling ſchrieb er ein Trauerſpiel, durch Oſſian's hehre Geſtalten begeiſtert. In Lyon, wohin er als ſechzehnjähriger Jüngling ſeine Schweſter, als an den Ort ihrer Beſtimmung, begleitet hatte, und wo er eine Zeit lang verweilte, beſchäftigte ihn die franzöſiſche Literatur, vornehmlich die Muſe Racine's. Allein die „Gräber“ des Ugo Foscolo entzündeten endlich die Sehnſucht, das Vaterland wiederzuſehen, in ſeiner Bruſt. In Mailand, wo er ſeine Eltern jetzt traf, ſchloß er ſich an jenen düſtern Foscolo an, und dieſer bewies dem jungen Dichter eine ungewöhnlich innige Zuneigung. In Mailand bildete ſich damals ein Kreis junger, gleichgeſinnter, hoffnungsvoller Freunde. Silvio blieb dort als Erzieher der beiden Söhne des Grafen Luigi, deſſen Haus der Sammelplatz der ausgezeichnetſten Fremden war. Frau von Stael und Friedrich Schlegel, die Engländer Davis, Byron, Hobhauſe, Brougham und Andere lernte er hier kennen. In dieſem glücklichen Zeitraum dichtete er Fuſemio da Meſſina, welches zuerſt in ſeiner Zeitſchrift: der Verſöhner (il conciliatore) abgedruckt erſchien, und Franceſca di Rimini, das ſeinen Ruf in Italien begründete. Doch konnte er das Ungewitter nicht beſchwören, das ſich bereits über ſeinem Haupte zuſammenzog. 1820, den 13. October, ward er verhaftet und nach dem Gefängniſſe Santa Margarita gebracht; niemals hat er ſich über die eigentlichen Urſachen dieſes Verfahrens, über ſeine Schuld ausgeſprochen; aber zehn lange Jahre, bis 1830, dauerte ſeine Prüfung, welche er als Chriſt wie als Dichter gleich rühmlich beſtanden hat. 1821 kam er unter die Bleidächer von Venedig, und hier dichtete Silvio Eſther von Engadin, die zarteſte Blüthe aus dem uns hier gebotenen Kranze. Er und ſein Freund Maronzelli mußten hierauf das Schaffot bei Piazette beſteigen, erſt ihr Todesurtheil und dann ihre Verurtheilung: Silvio zu funfzehnjährigem hartem Gefängniſſe auf dem Spielberge, vernehmen. Mit Ketten beladen wurden Beide 1823 dorthin gebracht und hier von einander getrennt. Silvio wurde in einen unterirdiſchen Kerker geworfen, wo ein hartes Bret ſein Lager, Waſſer und Brot ſeine Nahrung, Räuber und Mörder ſeine Genoſſen unter einem und demſelben Dache waren. Wie rührend und erhebend hat er uns nicht ſeine Leiden ausführlich in ſeinen 1833 erſchienenen Bekenntniſſen: Le mie pregione, beſchrieben! An jenem Orte dichtete er, außer mehreren lyriſchen Ergüſſen, die Tragödien Gismonda da Mendriſio, Leoniero da Dertona, Erodiade, und ſchuf Pläne zu künftigen Tragödien. Nach bittern Leiden, 1830, im Juli, erlangte er endlich ſeine Befreiung, und von ſeinen neueſten ſpätern Erzeugniſſen iſt in unſrer Sammlung Thomas Morus aufgenommen.

Hier haben wir alſo den im Versmaß der Urſchrift überſetzten Dichter vor uns. Mögen ſich die italieniſchen Kunſtrichter unter einander ſtreiten, wie ſie den Silvio zwiſchen den Romanticismus und Claſſicismus hineinbringen, und was ſie überhaupt an ihm gewonnen zu haben glauben. Höre ich aber dieſe Gedichte mit deutſchem Klange, ſo frage ich vor Allem: erfreuen ſie dich? erheben ſie dich? beſſern ſie dich? was zieht dich zu ihnen? was ſtößt dich von ihnen ab? — Silvio Pellico iſt ein Italiener und ein römiſcher Katholik, und zwar Beides in Eins innig durchdrungen und verſchmolzen; darum ſuche hier keine antike Tragödie; ſuche hier kein modernes romantiſches Helldunkel: der fallende Vorhang wirft bei ihm keinen myſtiſchen Schleier über die Gerechtigkeit, welche durch die Tragödie hindurchſchreitet. Nein! hier ſollſt du den grauſen Jammer, die Strafe, die Rache an dem Sünder in den Gründen der Hölle, oder ſeine Beängſtigung in dem Fegefeuer hinter dem Vorhange noch vernehmen, fruher entläßt dich der Dichter nicht. — Schaudre! und ſei gewarnt!... Ich meine, dieſer Dichter giebt dir nicht in ſeinen Tragödien die Weltgeſchichte, welche ſelber das Weltgericht iſt; ein Ganzes in dem Stücke; nein, ſondern *Beiſpiele* von der Gerechtigkeit, von Verſchuldung am Unglück u. ſ. w., wie er es in ſeiner Vorrede zu den Tre nuove tragedie gegen ſeine Eltern, denen er dieſelben widmet, ſelbſt offen erklärt; er giebt dir *Stücke aus dem Ganzen.* — Aber ebenderſelbe iſt ein frommer *Chriſt* und einer aus dem gottgewählten Geſchlechte der *Dichter!* Ein *Chriſt*, ſage ich; wie hätte er ſonſt Eſther von Engadin unter den Bleikammern gedichtet! Soll ich ihn nicht lieben, den Jüngling, der die Seufzer ſchrecklicher Beängſtigung in dichteriſche Blüthen verhauchte! Wie gern verweil' ich bei dieſem Gedichte, das ſich unter der ſengenden Gluth der doppelt ſtechenden italieniſchen Sonne dem gekränkten und erweichten Gemüthe, wie eine Perle der ſterbenden Auſter, entwunden hat!

Weniger erfreut *Thomas Morus.* Dies Stück vermag, ungeachtet der Treue der Geſchichte, der treffenden Zeichnung aller Charaktere, der raſchen, lebhaften Handlung; ungeachtet des ungerechten Todes, den Morus ſtirbt: es vermag nicht, den *Schauer der Tragödie* zu erwecken, mein Herz gründlich zu rühren und zu reinigen. *Wehe dem Morus, wenn er das Schaffot nicht beſtiegen hätte!...* dies ruft durch das ganze Gedicht der als Katholik und Bürger doppelt beleidigte Dichter: — dieſer Tod iſt *nicht tragiſch!* — *Eſther von Engadin:* hier iſt Tragödie! ein wunderbar poetiſches Bild, in der edelſten, wärmſten Rede, welche ſelbſt durch das ihr geliehene fremde Gewand herrlich durchſchimmert; ein majeſtätiſcher Hintergrund zeigt dir das welterſchütternde Ringen des jungen, wie neuer Moſt noch ſchäumenden Chriſtenthums, hier mit den verwitterten Reſten des im Sterben ſich noch einmal aufrichtenden Heidenthums, dort mit dem in ſeinen erſtarrten theokratiſchen Formen das aufkeimende Gewächs noch bedrohenden Judenthums; und auf dieſem Grunde trug der Dichter ein Gemälde auf: — leuchtenden Sieg der Tugend über das heuchelnde Laſter, der *kindlichen* Liebe über die *mütterliche* und die Liebe zur *Ehre* und zum Leben: der Liebe Gottes über Alles; ein Gemälde ſtandhafter Treue mitten durch alle Schreckbilder, welche ein weibliches Herz ängſtigen, erſchüttern, durchbohren müſſen — bis in den Tod! Hier iſt Tragödie; eine geknickte Blüthe holder Schönheit, hoher Unſchuld: möchte der grauſe Gifthauch ſie verſchonen! Nein! der Dichter ſchont uns nicht; unſre Thränen ſollen fließen; wir ſollen Eſther beweinen — wir ſollen ſie beneiden! Gewiß! nicht nöthig war es, daß der Hoheprieſter *Jeſte*, der ſchändliche, von fleiſchlicher Gier entzündete Heuchler, der für Eſther, die Gattin *Azaria's*, des rauhen, tapfern Anführers einer in die Gebirge von Engadin vor den Römern geflüchteten jüdiſchen kleinen Republik, entbrannte; der, böſliche Hoffnungen während, lange Eſther's alten, Chriſt gewordenen, deshalb verbannten, mit Eſther's Mutter in den Gebirgen herumirrenden Vater verſchonte; nachher aber, von Eſther mit Abſcheu und Angſt zurückgewieſen, rachedürſtend und mit teufliſchem Plan bei Azaria den Verdacht des Ehebruchs ſeiner ſchönen Gattin erregte; denn er hatte ſie bei einer heimlichen Zuſammenkunft mit ihrem verbannten Vater belauſcht, der hierauf, kraft ſeiner hohenprieſterlichen Gewalt, jenes furchtbare Gottesurtheil (1. Buch Moſes, Cap. 5) über Eſther, als des Ehebruchs Verdächtige, in der Hoffnung verhängte, die Angſt vor einem ſchrecklichen und ſchmachvollen Tode werde ihre Standhaftigkeit brechen; — es war nicht nöthig, daß dieſer Jeſte, als an Eſther's Liebe zu ihrem Vater (dem, war er verrathen, der Tod drohte) ſowohl Azaria's Verzweiflung als Jeſte's Drohungen ſcheiterten, und in dem Augenblick, da ſie den Gifttrank vor dem Volke genommen hatte, durch die Erſcheinung ihres Vaters ihre Unſchuld und des Mörders Abſicht an das Licht kam; es war nicht nöthig, ſage ich, daß Jeſte, entlarvt, von dem Glanze der gemordeten himmliſchen Unſchuld gemartert, zum Tode abgeführt, voll Verzweiflung, hier ſchon gerichtet, ausrief:

> O, hätten mit dem Tode dieſe Qualen
> Ein End'!.. Weh mir, die ew'ge Zukunft ſchau' ich
> Vor mir ... ich glaubte nie daran! O Marter!
> O Schrecken! —

Ich ſage, es war nicht nothwendig, denn die Sünde, die ſich weiß, iſt in jedem Augenblick ihre eigene ewige Vergeltung! Und dies iſt in der That die einzige Spur kirchlichen Dogmas in dieſer Tragödie. Wunderbar! Hier ſchien der nach Troſt und Erfriſchung ſelber lechzende Dichter ganz zu vergeſſen, welcher Religionspartei er angehöre, der er ſonſt überall ſo feſt anhängt. Er zeichnete mit ſchonungsloſer Schärfe die innere Unwahrheit und Ungerechtigkeit jener Hierarchie, jener irdiſchen Theokratie, die im Judenthume erſtarb — um viel ſpäter im chriſtlichen Römerthume in noch viel größerer Ausartung, bis zur Verzerrung, ſich auszubilden; mit kühner Offenheit brandmarkte er die Lüge und den Verrath, welchem ſelbſtſüchtiger Prieſtergeiſt ſelbſt die göttlichſten Mittel vergiftend unterwirft. Chriſtenthum zeichnete der Dichter, das Chriſtenthum, das wie eine unſichtbare, vom Himmel geſtiegene Macht von den Herzen Beſitz nimmt und ſich nicht innerhalb einer Abſchließung nach Außen begränzt; denn Eſther iſt eine Jüdin; es iſt das Chriſtenthum, welches noch das Wort und die Formel nicht gefunden hat, aber es auch noch nicht braucht, weil es noch ringt in den Herzen, um eine Geſtalt zu gewinnen, und in dieſem Ringen die entzückten Sterblichen zur Palme des Märtyrerthums ſelig dahinreißt; — hier, mein Leſer, führte der Dichter dich an die heiß ſtrömende Quelle, woher der mächtige Strom, der dich heute ſo ſicher und majeſtätiſch trägt, gefloſſen iſt; an die Quelle des göttlichen Opfers für die Geliebten, die nämliche Quelle, die tief in deiner Seele und warm rinnet, weshalb du dich hier ſo tragiſch erſchüttert fühlſt. — Zu jenem Hintergrunde, zu dieſer Compoſition, dieſen Figuren, dieſer Licht- und Schattengebung, welche reizende Umgebung! welch poetiſcher Rahmen! Die nämliche Umgebung, derſelbe Rahmen, in welchen ein großer Deutſcher ein merkwürdig ähnliches, ein merkwürdig verſchiedenes Bild ſpannte: Leſſing in ſeinem Nathan! Jeruſalem, Zion, Libanon! welche poetiſche Erinnerungen! Jedes Wort ein Gedicht! Ein Kritiker nannte Nathan den Weiſen ein Gedicht, und wenn eben nur jene Worte Libanon, Zion, darin klängen! Oder iſt dies keine Poeſie? war jene welterſchütternde Begeiſterung in Europa vor 800 Jahren für dieſe Namen keine Poeſie? — —

Die Ueberſetzung bekundet dieſelbe geſchickte und erfahrene Hand, welcher wir bereits mehrere ähnliche Uebertragungen verdanken. Die treffliche Ausſtattung macht der Verlagshandlung Ehre. G. G.

* * *

Leben des Generals Freiherrn von Seydlitz. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Mit Seydlitz's Bildniß. Berlin, Duncker und Humblot, 1834. 8. 240 S.

Den trefflichen Biographien dreier preußiſcher Generale, Derfflinger, Leopold von Deſſau und Blücher, die wir bereits vor einer Reihe von Jahren durch Hrn. Varnhagen von Enſe erhalten haben, reiht ſich die vorliegende Schrift auf das Würdigſte an. Unter den Kriegsgehülfen Friedrichs II. ſtehen Winterfeldt und Seydlitz obenan, jener als der Freund des Königs, klug im Rathe und feurig zur That, dieſer als Bildner und Führer der preußiſchen Cavallerie. Man weiß, daß der große König in den erſten Jahren ſeiner Feldzüge mit derſelben keineswegs zufrieden war, ja er konnte das harte Urtheil fällen, daß ſie das ſchwerfälligſte und geiſtloſeſte Corps der europäiſchen Heere ſei, und ſo herunter geweſen, daß ſie geglaubt, er liefere ſie auf die Schlachtbank, wenn er nur ein kleines Detaſchement ausgeſchickt, um ſie zum Kriege zu gewöhnen. Erſt das Gefecht bei Neuſtadt am 22. Mai 1745., in welchem General Schwerin mit zwei Cavallerie-Regimentern zwei öſterreichiſche Infanterie- und ein Dragoner-Regiment vernichtete, bezeichnete der König als den Wendepunct zum Ruhme, der ſich vollgültiger als je am 4. Julius deſſelben Jahres in der Schlacht von Hohenfriedberg bewährte. Seit dieſem Tage ſehen wir die preußiſche Reiterei an jeder Schlacht, an jedem Gefechte, bis auf einige wenige, wo es die Umſtände an ſich hinderten, nicht nur ausgezeichneten Antheil nehmen, ſondern namentlich bei Sorr, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Freiberg eigentlich den Sieg erfechten. Dieſe erfolgreiche Umänderung bewirkte zuvörderſt Friedrichs Genius, ſeine Strategie, die in kraftvollen offenſiven Schritten vorwärts ging, ferner, daß er es verſtand, dieſe Truppengattung mit ſeinem durchblitzenden Geiſte zu durchdringen, daß er eine ſtrenge Disciplin in ihr hielt, den Einzelnen zu belohnen und die fehlende Mehrzahl ſtreng zu beſtrafen wußte, daß er in jedem einzelnen Regimente einen Esprit de Corps der Officiere zu nähren verſtand, der ihnen das Regiment zum Vaterhauſe, ja zur Welt machte und ſie nie gleichgültig gegen deſſen Ehre oder Schmach werden ließ. Dazu war die Reiterei gut beritten, zweckmäßig ausgerüſtet und wohl exercirt, Mann und Pferd waren vollkommen Eins. Und nun dazu ein Feldherr von Seydlitzens großem Talente, wie ihn ſich der König gar nicht beſſer wünſchen konnte. Dieß gab der preußiſchen Cavallerie im ſiebenjährigen Kriege ihre Vollkommenheit und verſchaffte ihr den Sieg, ſelbſt über Reiter, die wie die ungariſchen, ſo vortrefflich beritten waren. Wollte man mit ihr die franzöſiſche Reiterei unter Napoleon, die ſo oft ruhmvoll gefochten hat, vergleichen, ſo glauben kriegskundige Männer nicht, daß man ſie der preußiſchen unter Seydlitz gleichſtellen könne. Ihr fehlte das Allgewaltige, Dahinfliegende. Nur die Maſſe entſchied, und ein Sieg, wie ihn das Dragoner-Regiment Bayreuth bei Hohenfriedberg erfocht, ward jener ſelbſt im verjüngten Maaßſtabe niemals zu Theil. Die franzöſiſche Cavallerie Mürats, dieſes ausgezeichnet kühnen Cavallerie-Generals, gegen die preußiſche Seydlitz'ens erſchien nach dem Urtheile eines berühmten militäriſchen Schriftſtellers mehr wie eine tapfere Infanterie, die auf Pferde geſetzt iſt, welche ſchwerfällig aber tüchtig in den Feind dringt, und ehe ſie flieht, lieber haltend um ſich herum ſticht und haut.

In ſo fern alſo Seydlitz an den vielen Siegen des preußiſchen Heeres im ſiebenjährigen Kriege einen ſo bedeutenden Antheil hatte, verdiente ſein Andenken recht eigentlich für die gegenwärtige Generation erneuert zu werden. Es iſt dieß in Herrn Varnhagen von Enſe's bekannter, anziehender und kunſtvoller Weiſe geſchehen. Eine durchaus quellenmäßige, durch reiche handſchriftliche Mittheilungen unterſtützte Erzählung, große Sicherheit im Urtheil und ausreichende Kenntniß militäriſcher Verhältniſſe, durch deren Detail der Leſer jedoch nirgends gelangweilt wird, endlich eine elegante Schreibart, Anſchaulichkeit und Geſchicklichkeit im Vortrage, die nirgends Etwas verheimlicht, aber wohl in geſchickter Weiſe Manches nur errathen läßt — das ſind die Vorzüge der vorliegenden Schrift, die ihr einen ausgezeichneten Platz in unſrer biographiſchen Literatur anweiſen. Möchte nur der Hr. Verfaſſer Zeit und Luſt zu recht vielen ähnlichen Schilderungen finden!

K. G. Jacob.

Zodiacallichter.

— Eine kleine Brochüre, welche in dieſen Tagen in das Geſpräch gekommen, hat anfänglich durch die Kühnheit ihres Titels ordentlich in Schrecken geſetzt, und man würde nicht gewagt haben, davon laut zu reden, wäre nicht — ein Merſeburger Juſtizcommiſſarius, Hr. Friedr. Weidemann, (der Herausgeber einer antipietiſtiſchen und antidemagogiſchen Zeitſchrift: Salina) der Verfaſſer. Dieſer Titel heißt: „Das Polizeiminiſterium Brenn in Preußen.“ Ungewohnt, öffentliche Fragen bei uns zur Sprache gebracht zu ſehen, bekommen wir, wie geſagt, billigerweiſe einen rechten Schreck, erholen uns jedoch allmählig, indem wir finden, daß uns in allen Stücken eine ſolide Lobſchrift auf das Polizeiminiſterium Brenn in die Hände gegeben wird! Der Verfaſſer hebt mit Recht die hochanzuſchlagenden Verdienſte dieſes Miniſteriums um Ausrottung und Schadlosmachung des Pietismus in Preußen hervor. Wir wiſſen nicht, ob die Gefahr da ſei, die Hr. Weidemann in dieſer Brochüre befürchtet, nämlich: ein Miniſterium Wöllner wiederhergeſtellt zu ſehn, aber der Pietismus, dieſer giftige Krebsſchaden unſerer heutigen Verhältniſſe, iſt verderblicher Intriguen genug fähig und ſchuldig, um nicht polizeiliche Maßregeln gegen dieſe Frömmigkeit herbeizurufen und dankenswerth zu finden. Man hat gegen Geiſter und Geſpenſter die Polizei zu Hülfe genommen. Warum nicht gegen jene verruchte Religioſität, jene heimliche Peſt der Betſtuben, die noch immer in der Finſterniß ſchleicht, und ärgere Umtriebe als je anzuzetteln beginnt, um alle freiere Lebensanſchauung zu lähmen, unwillkürlich die kräftigſten Grundlagen des Staats zu untergraben, und harmloſe Menſchen, die Gott vor einem Bündniß mit ihnen bewahrt hat, mit höchſt unchriſtlichem Verfolgungsgeiſt zu verfehmen. Eine gute Polizei iſt auch im Reiche Gottes etwas werth! —

* * *

— Es wird zweifelhaft, ob die beabſichtigte Herausgabe von Schleiermachers Werken völlig zu Stande kommt. Es ſieht nicht danach aus, und ſcheint bei dem bloßen Wiederabdruck ſeiner Predigten ſein Bewenden haben zu ſollen. Nimmt die Schüler- und Jüngerſchaft Schleiermachers, die ſeiner nie würdig war, die ihn niemals ganz und recht verſtanden, Anſtoß, die vollſtändige Gedankenreihe dieſes großen Meiſters im offenen Zuſammenhange wieder auftreten zu laſſen? Erſchrickt ihre kleinliche Geſinnung vor dem Gefährlichen dieſer Ideen? Fürchtet ſie, ſich damit die Finger zu verbrennen, wenn ſie dieſe feurigen Kohlen auf einmal in die Hand nimmt? Von den Vorleſungen Schleiermachers ſind doch gewiß entweder ſeine von ihm ſelbſt ausgearbeiteten Hefte, oder einige gut nachgeſchriebene ſeiner zahlreichen Zuhörer vorhanden. Warum druckt man nicht ſeine Politik, ſeine Pädagogik, ſeine Aeſthetik? Habt Ihr Eurem Herrn und Meiſter, den Ihr wie Petrus zu gleicher Zeit bekennt und verläugnet, nicht einmal ein vernünftiges Heft nachſchreiben können, damit Ihr es wenigſtens Schwarz auf Weiß in der Taſche hattet? Ihr habt lange und wohlausgearbeitete Reden an ſeinem Grabe gehalten, und jetzt nehmt Ihr nicht einmal das Wort, um eine armſelige „Prediger-Bibliothek“ zu widerlegen, in der ein hochmüthiger Bonze ſeinen unverſtandenen Groll gegen Schleiermacher ausſchüttet! Ihr ſchweigt, und wißt nichts zu ſagen und nichts zu thun, und laßt Euch allmählig mit Achſelzucken überreden, daß Euer Meiſter doch im Grunde — eine recht bedenkliche Richtung hatte! Euer geiſtiges Phariſäerthum wird Euch nichts nützen und dem Meiſter nichts ſchaden. Schleiermachers Wirken, wenn es auch mehr ein anregendes und in die Zukunft weiſendes, als ein ſchaffendes und vollbringendes war, iſt unverloren, und wird, auch wenn Ihr kein Monument auf ſein noch leer ſtehendes Grab ſetzt, ſeiner Palme und ſeines Lorbeers nie entbehren! —

* * *

— Profeſſor Zumpt tritt eine Reiſe nach Griechenland an. Der Zodiacus freut ſich auf Reiſebriefe und Reiſeberichte aus dem alten oder vielmehr neuen Hellas, mit dem er ganz friſch ſeine Blätter wird ſchmücken können. —

* * *

— In dem neuen Palais in Potsdam ſind 120 muſikaliſche Compoſitionen Friedrichs des Großen, meiſtentheils Flötenſolo's, in der eigenen Handſchrift des Königs, aufgefunden worden, lange verborgen gebliebene Schätze, die indeß gerade jetzt zu einem günſtigen Zeitpunkt ans Licht treten, wo man, durch das berühmte Werk von Preuß angeregt und auf einen neuen Standpunkt gehoben, beſchäftigt iſt, ſich das Bild des großen Königs nach allen Seiten hin auf eine früher kaum geahnte Weiſe auszumalen und zu vervollſtändigen. Der Werth dieſer Compoſitionen ſoll in einer beſonders reichen Empfindung beſtehen, und zugleich unzweifelhaft an den Tag legen, daß Friedrich der Große genaue Kenntniſſe vom Generalbaß gehabt. —

* * *

— Dr. F. G. Kühne übernimmt mit dem 1. Juni die Redaction der Zeitung für die elegante Welt. Glück und Segen! Die junge aufſtrebende Literatur muß ſich immer mehr der altberechtigten Sitze bemächtigen, um auch auf den durch die Tradition geſicherten Boden ihre neuen Intereſſen hinüberzuſpielen. So iſt es in der Ordnung, und ſo wird es gehen. Zwar konnte es auf den erſten Augenblick bedenklich erſcheinen, eine alte Witwe, wie die Elegante, die ſchon ſo viel Männer zu Grabe getragen und doch immer wieder gefreit hat, zu heirathen. Aber die alte Witwe, die Haus und Hof, und ihre liegenden Gründe hat, wird ſich noch einmal verjüngen, nachdem ſie auf ihrer vierunddreißigjährigen Laufbahn ſo mancherlei ſeltſame Schickſale, Abenteuer und Liebſchaften beſtanden, und mehrere und verſchiedenartige Epochen der Oppoſition wie der Stabilität wechſelweiſe in ihrem Schooß getragen. Dr. Kühne iſt der Mann dazu, der Geiſt, Kraft und Muth hat, um dieſer wandelbaren Schönen fortan eine beſtändige und für den Fortſchritt erſprießliche Richtung zu geben. Der Zodiacus begrüßt die Elegante im Voraus als ſeine Wahlverwandtin und Kampfgenoſſin, um gegen die immer unbequemer werdende Erbärmlichkeit gewiſſer Richtungen in Literatur, Leben und Wiſſenſchaft verbündete Waffen ins Feld zu ſtellen. —

* * *

— Von den Tutti Frutti wird eine neue Auflage gedruckt. —

* * *

— Das ſchöne Talent einer Dichterin, Amalie Krafft, deſſen wir in einem früheren Stück zu gedenken Gelegenheit hatten, begegnet uns wieder in No. 110 flgd. der Abend-Zeitung, mit einer hiſtoriſchen Erzählung: „Plinganſer.“ Der einfache hiſtoriſche Darſtellungston iſt in dieſer Novelle vortrefflich gehalten. Dieſe Schriftſtellerin verdient alle Aufmerkſamkeit. —

* * *

— Eine culturhiſtoriſche Merkwürdigkeit Berlins ſind die ſeit einiger Zeit überhandnehmenden Heirathen durch das Wochenblatt, oder, wie es bei uns heißt — das Intelligenz-Blatt. Auf die Intelligenz wird zwar bei dieſen Heirathen in der Regel keine Rückſicht genommen, ſondern es heißt in ſolchen bräutlich verſchämten Annoncen, die man unter der Rubrik: Miethsgeſuche, Offene Stellen und dgl. lieſt, gewöhnlich nur, daß eine ſolide Lebensgefährtin, deren Solidität in einem disponiblen Vermögen beſteht, geſucht werde. Berlin fängt auch hierin an, allmählig eine große Stadt zu werden, obwohl die förmliche Etablirung von Heiraths-Büreaus, wie ſie in Paris im Gange ſind, durch die Polizei unterſagt worden ſein ſoll. Das Recht der Initiative in dieſen Zeitungs-Annoncen haben ſich jedoch nicht bloß die Männer vorbehalten. Seit einiger Zeit lieſt man auch auf dieſelbe Weiſe die Wünſche der Frauen offen ausgeſprochen, die mit dieſen oder jenen Qualitäten dem Gott Hymen ſich in die Arme zu liefern bereit ſind, und ſo gewiſſermaßen ſchon die Wahlbefugniſſe des St. ſimoniſtiſchen „freien Weibes“ ſich vindiciren. Wer möchte aber ein ſo „freies Weib“ heirathen? Indeß läßt ſich gar nicht berechnen, welchen Einfluß auf die Sitten und die Einrichtungen die im Volke zunehmende Anſicht, die Ehe als ein bürgerliches Geſchäft oder als ein Lotterieloos zu betrachten, gewinnen kann, obwohl in denjenigen Claſſen der Geſellſchaft, die durch das Wochenblatt zu heirathen pflegt, das Princip der Ehe immer nur als Theilung der Arbeit angeſehen wurde. —

* * *

— In Berlin erſcheint ſeit Kurzem ein „Haus- und Wirthſchaftsblatt“ unter der Redaction des Dr. Andreſſe, das, ganz neu in ſeiner Art, Allen, die Hausfrauen ſind oder haben, auch außerhalb Berlin empfohlen zu werden verdient. Selbſt ich, der ich weder Hausfrau bin noch habe, leſe in den Verdauungsſtunden dies Wirthſchaftsblatt, zur Erholung von der literariſchen Wirthſchaft, in der ein Kritiker tagtäglich ſeine Aſchenbrödeldienſte thun muß, und habe mein Behagen daran, mich mit meiner Phantaſie in die Oekonomie zu ſtürzen. Die bisher erſchienenen Blätter enthalten werthvolle und intereſſante Beiträge von dem bekannten Arzt Dr. Strahl, die ſich dadurch auszeichnen, daß ſie in Behandlung mediziniſcher und diätetiſcher Gegenſtände die Verhältniſſe des wirklichen und geſellſchaftlichen Lebens in anſchaulicher Darſtellung berückſichtigen.

Berliner Theater-Ellipſe.

Seydelmann's Gaſtſpiele.

Das einzige Talent dieſes Künſtlers, das ihn zu einem großen Menſchenmaler auf der Bühne macht, lockt auch die ſeltneren Theatergänger, ſeine Leiſtungen, die ſich auf dem Berliner Hoftheater zu einer ſo erfreulichen Reihe ausdehnen, regelmäßig zu verfolgen. Trotz dem, daß Seydelmann ſeine Liebhabereien hat, denen er ſich gern vor den Augen des Publikums hingiebt, und die ihn ſeine Kräfte ſo vielfach und wiederholt an die unbedeutendſten Aufgaben verwenden laſſen, in denen er ſich aus irgend einer künſtleriſchen oder gemüthlichen Laune gefällt, weiß er doch auch durch dieſe die Stimmung des Publikums, deren er ſich jetzt hier auf das Entſchiedenſte bemächtigt hat, wirkſam zu beherrſchen und auf etwas Höheres hinzuleiten. Seine Größe iſt die Größe der Reflexion. Er iſt ein reflectirender Künſtler. Das Talent der Ausführung kommt bei ihm wie eine reinliche und geſchickte Technik hinzu, die dem Gedanken nur Schritt für Schritt in abgemeſſener Grazie folgt, und alle Lineamente mit einer Abrundung und erſchöpfenden Vollſtändigkeit umzeichnet, die auch das kleinſte Tüppelchen in dieſer phyſiognomiſchen Fracturſchrift nicht ohne Farbe und Ausmalung läßt. So bringt er große Eindrücke für den Verſtand hervor, die erſt von da aus in das Gemüth übergehen, und einen Einblick in den innerſten Zuſammenhang ſeiner Studien gewährend, wirkt er ſelbſt da, wo er einmal auf das hohe Meer der Tragik ſich hinausbegiebt, mehr belehrend als erſchütternd, und die Thränen, die er entlockt, verſiegen vor dem Nachdenken, welches dabei entſteht. Das Lachen, das ſeine Komik hervorbringt, beſinnt ſich über ſich ſelbſt bis zum tiefſinnigen Ernſthaftwerden. In dieſer ſeltenen und eigenthümlichen Weiſe der Darſtellung giebt er Lebensbilder, die eine ungemeine Menſchenkenntniß verrathen, in denen er aber oft das pſychologiſche Intereſſe gegen das poetiſche, die Wahrheit gegen die Schönheit überwiegen läßt. Es iſt ihm ſo ſehr darum zu thun, körnige Gemälde der Wirklichkeit hinzuſtellen, daß ich ihn darin zuweilen mit dem berühmten Balthaſar Denner vergleichen möchte, der jene bekannten Portraits malte, worin die Aehnlichkeit des Geſichts bis auf die kleinſte Muskel und anatomiſche Faſer, ja bis auf die nur durch die Lupe erkennbaren Härchen und Falten, nachgepinſelt erſcheint. Seydelmann idealiſirt niemals, er ſtellt ſich niemals auf den hohen Kothurn, ſondern führt überall auf die ſchärfſten Formen des wirklichen Lebens zurück. Daher ſcheint es oft, als trüge er ſeine Farben zu ſtark auf, als beſtehe er auf zu harten und ſtrengen Conſequenzen in der Durchführung ſeiner Charakterentwürfe, und das Syſtematiſche, das ſeine Darſtellungen ſämmtlich an ſich haben, indem dem genialen Wurf des Moments, der augenblicklichen Begeiſterung des Spiels, nichts überlaſſen bleibt, ſondern Alles in geiſtreich berechneter Folge aus der genau feſtgehaltenen Idee eines Ganzen ſich ableitet, begünſtigt dieſen Anſchein. Aber das ächt Menſchliche ſeiner Kunſtleiſtung kommt dadurch meiſtentheils nur um ſo mächtiger zu ſeinem Recht.

Solche Schauſpieler, wenn ſie eine Schule nachſtrebender Talente um ſich verſammelten, würden dem Theater wieder eine Nationalbedeutung, der Nation ein Theater wiedergeben, und die Bühnendichter hätten ihre Rollen nicht für Marionetten, ſondern für Menſchen zu ſchreiben. Raupach müßte mit ſeinem ſchönen Talent noch einmal von vorn anfangen und käme diesmal nicht ohne tiefergehende Charakterſtudien fort. Vielleicht lernt er noch jetzt an Seydelmann's Spiel und Auffaſſung ſeiner Helden und Menſchen, wenigſtens der Declamation, auf welche Richtung dieſer Dichter lediglich die Bühnenkunſt hingetrieben, einen triftigeren Hintergrund an Individualität und Gemüthsentwickelung zu geben. Raupach'ſche Charaktere gehören jedoch zu dem Unweſentlicheren in Seydelmann's Leiſtungen. Seines „Cromwells“ und „Friedrichs II.“ wurde in unſerm früheren Bericht gedacht. Den „Bettler,“ den wir neulich von ihm ſahen, giebt Seydelmann in dieſem kaum zu ertragenden Miſerenſtück wahrſcheinlich aus demſelben Behagen ſeiner Laune, mit dem Devrient den Kotzebue'ſchen „armen Poeten“ ſo gern zur Schau ausſtellte, obwohl der ſentimentale Contraſt, an dem jener große Schauſpieler ſeine wildgeniale Natur zu ſeinem eigenen Ergötzen hier verſuchte, in Seydelmann's zu weichen Gefühlsanflügen gern geneigtem Weſen nicht auf dieſelbe Art vorhanden iſt. Man kann nicht eigentlich ſagen, daß Seydelmann, wie Devrient, ein beſtimmtes Rollenfach beherrſche, oder den Charakteren irgend eines großen Dichters ausſchließlich angehöre, und zu deren Darſtellung berufen ſei. Seydelmann würde faſt aus jeder Rolle etwas ihm Gemäßes zu bilden verſtehn, denn daß er bei ſeiner großen Luſt, ſelbſt zu ſchaffen, der Bedeutſamkeit des Gedichts nicht bedarf, um ſeine Begeiſterung in Bewegung zu ſetzen, hat er vielfältig an den dürftigſten Charakteren, denen er ſelbſt erſt Leben gegeben, bewieſen. Seine neueſten Darſtellungen auf dem Berliner Theater waren: Graf Klingsberg, in der „unglücklichen Heirath aus Delikateſſe;“ Morhof, in Goldoni's „gutherzigem Polterer;“ Shylok, im „Kaufmann von Venedig;“ der Mohr, in Schillers „Fiesko.“ In allen dieſen Maſken bewies er gleicherweiſe ſein großartiges Talent, ſich zu verändern. Am vollendetſten erſchien er uns als gutherziger Polterer in dem loſe hingeworfenen Stück des Goldoni, wo er ſeine große Kunſt, die unwillkürlichſten und innerſten Bewegungen des menſchlichen Temperaments zur Erſcheinung zu bringen, mit höchſter Feinheit und dem Schein freieſter Natürlichkeit ſpielen ließ. Als Shylok hatte Seydelmann mit glänzenden Erinnerungen des hieſigen Publikums zu kämpfen, die er wenigſtens nicht beſiegte. Devrient ließ dieſe Rolle etwas mehr in eine leichtere und lindere Umgrenzung verſchweben, wie es der märchenartige Charakter der ganzen Dichtung mit ſich bringt; denn das wogende Wellenſpiel von Ironie, burleſkem Humor und muſikaliſcher Schwärmerei, in deren Mitte der Dichter eine ſolche Individualität, wie Shylok, geſetzt hat, verbunden mit der leichtfertigen Behandlung der Kataſtrophe bei aller Ernſthaftigkeit der Motive, mildern von ſelbſt die harten Umriſſe dieſer Erſcheinung, geben auch ihr faſt etwas mehr humoriſtiſche Färbung, und laſſen in das Grauſen, das ſie erregt, eine nicht ganz zu verläugnende komiſche Beimiſchung eintreten. Indem wir uns ſo den Shylok, wie er aus den Händen Shakeſpeares hervorgegangen, denken, finden wir, daß ihn Seydelmann allzu herbe und mit zu ſcharfer und ſchroffer Feſthaltung der Grenzen genommen, und dadurch, indem der Jude ſchon an ſich der einzig bedeutende Charakter der ganzen Dichtung iſt, dieſe unwillkürlich in eine ſchwerere Atmoſphäre hineingeſchoben hat. Deshalb iſt auch am allerwenigſten nach ſeinem Spiel der fünfte nachmuſizirende Akt noch zu ertragen, während er in der Intention des Dichters wohlbegründet liegt, der dieſe ſeltſame Mähr mit ihrem Spuk und Graus ganz in muſikaliſch gemüthliche Cadenzen ausklingen laſſen wollte. Doch laſſen ſich viele höchſt meiſterhafte Momente in Seydelmann's Spiel und Auffaſſung nicht verkennen. Er zeigt und giebt beſonders den empörten Juden, der die Verachtung ſeines Stammes bitter empfindet, und dadurch zur Vergeltung des Haſſes an den Chriſten ſich getrieben fühlt, vortrefflich, und ſchiebt auf dieſe Grundlage die hauptſächlichſten Motive ſeines Handelns. Weniger Raum zu Evolutionen des Charakters bieten ſich ihm als Muley Haſſan im Fiesko, wo die von vorn herein angenommene ausgezeichnet charakteriſtiſche Haltung und Maske (die afrikaniſchen Tigerſprünge in Gebärden und Bewegungen) feſtſtehend bleibt und nicht anders als mit einiger Monotonie bis zu Ende ſich durchzuführen vermag. Wir hoffen, von Seydelmann während ſeines Hierſeins noch den Hamlet zu ſehn. Franz Moor (die Räuber ſollen unſere Breter nicht mehr betreten) und Mephiſtopheles ſind ihm definitiv abgeſchlagen worden.

Eine ausführlichere Analyſe ſeiner ſämmtlichen Darſtellungen und Leiſtungen im Zuſammenhange liefert die kürzlich erſchienene Schrift:

Seydelmann und das deutſche Schauſpiel.
Für Kenner und Freunde der Bühne. Von Auguſt Lewald.
Stuttgart, bei C. G. Lieſching.

Dieſe Abhandlung, von der kundigen, in dieſem Gegenſtand vielfach erfahrenen Hand Lewald's geſchrieben, verdient von Allen, die in einer kräftigen Erneuerung des deutſchen Theaters eine Nationalangelegenheit erblicken, nachgeleſen und verglichen zu werden. Das umſichtige, gediegene Urtheil Lewald's, der als der begeiſtertſte Lobredner Seydelmann's auftritt, muß immer für belehrend gelten, wenn man ihm auch nicht überall beizuſtimmen vermag. Es iſt ſchon eine intereſſante Erſcheinung, daß Seydelmann, der von Wolfgang Menzel ſogar beſungen worden, die Kritik ſo vielfach zu beſchäftigen anfängt, und auch die Sympathieen unſerer jüngeren deutſchen Literatur erregt, während die Theaterintereſſen bisher faſt aufgehört hatten, ein literariſcher Gegenſtand zu ſein.

Den 10ten Mai 1835.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

495

Intelligenz-Blatt № 1.

Literariſche Anzeigen werden mit 1½ Gr. pr. Zeile berechnet.

Einladung zur Subſcription.

In unſerm Verlage erſcheint:

K. L. von Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt.

3 Bände. gr. 8. nebſt dem Titelbilde von Knebel's.

Subſcriptions-Preis 4½ Thlr.

Der literariſche Nachlaß K. L. von Knebel's, des vertrauteſten Freundes, Genoſſen und Geiſtesverwandten der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, der Koryphäen unſerer Literatur, muß den wahren und kundigen Freunden derſelben eine eben ſo wichtige, wie höchſt intereſſante Gabe ſein. Da ſich mit Recht behaupten läßt, daß Knebel's literar. Nachlaß die wichtigſten Mittheilungen über jene reiche Dichterperiode abſchließt, ſo ſollte er in keiner Bibliothek fehlen, welche die Werke Goethe's, Herder's, Schiller's und unſerer übrigen Claſſiker beſitzt.

In der gegenwärtigen Ausgabe des Knebelſchen Nachlaſſes erhält das Publikum: Die Biographie Knebel's; eine vollſtändige Sammlung ſeiner lyriſchen Gedichte; ſeine proſaiſchen und vermiſchten Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände; intereſſante Auszüge aus ſeinen Tagebüchern; und endlich den reichhaltigen Briefwechſel, den er mit ſeinen berühmten Zeitgenoſſen unterhalten hat. Um von dem Reichthume des letztern einige Andeutung zu geben, wollen wir hier nur die Namen der bedeutendſten Perſonen, deren Briefe zum Abdruck ausgewählt wurden, aufführen: Carl Auguſt, Großherzog von Weimar, Staatsminiſter von Altenſtein; Boie; Fräulein von Boſe; Dalberg; Einſiedel; Falk; Fernow; Gleim; Hegel; Herder; Caroline Herder; Henriette v. Knebel; Lavater;

Matthiſſon; H. Meyer; Kanzler v. Müller; Fr. Nicolai; Oken; Paſſow; Ramler; Jean Paul Fr. Richter; Charlotte v. Schiller; Schütz; Voß; Zacharias Werner; Wieland; F. A. Wolf.

Das ganze Werk wird drei Bände gr. 8. ſtark und noch in dieſem Jahre beendigt. Den Subſcriptions-Preis ſtellen wir auf 4½ Thaler, die bei Empfang des erſten Bandes gezahlt werden; mit dem Erſcheinen einer zweiten Lieferung tritt aber der Ladenpreis von wenigſtens 6 Thlrn. ein. Dem erſten Bande wird das wohlgetroffene Bildniß Knebel's beigegeben.

Wir hoffen, ſchon nächſte Oſtermeſſe einen Band liefern zu können und bitten nur alle, die geſonnen ſind ſich dieſes Werk anzuſchaffen, ſich gefälligſt bei Zeiten zu melden, was uns wegen Beſtimmung der Auflage höchſt wünſchenswerth iſt. Subſcriptionen nehmen alle ſolide Buchhandlungen an, woſelbſt auch ausführlichere Subſcriptions-Anzeigen zu bekommen ſind.

Leipzig, im Februar 1835.

Gebrüder Reichenbach.

Unter der Preſſe befinden ſich und werden in Kurzem verſandt:

Ciceronis, M. T., pro **Sexto Roscio Amerino** oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit Dr. **Guilelmus Büchner**. gr. 8.

Mnemoſyne, oder ſtufenweis geordneter Stoff zu Gedächtnißübungen ꝛc. Herausgegeben von einem Lehrervereine. (Für Realſchulen.) 14 Bogen. gr. 8. Preis 8 Gr.

Mundt, Dr. **Theodor**, **Madonna**. Geſpräche mit einer Heiligen. 8.

Rümpler, C., der **Rathgeber** in Haus- und Landwirthſchafts-Angelegenheiten. 8.

Türk, **Wilh.** von, vollſtändige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des **Seidenbaues** und des **Haſpelns der Seide**; ſo wie zur **Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume**. **Zweite** umgearbeitete Auflage in einem Bande. gr. 8.

Gebrüder Reichenbach.

Ein Wort an die Redaktion des Frankfurter Converſations-Blattes.

Ihr methodiſches Verfahren, das Frkf. Conv. Blatt durch unerlaubten Nachdruck zu bereichern, hat Sie in der letzten Zeit dermaßen ſignaliſirt, daß auch ich mich nicht wundern darf, wenn Sie ganze Bogen aus dem von mir redigirten „Zodiacus“ herausdrucken, ohne auch nur mit einer Sylbe der Quelle zu erwähnen, aus der Sie das fremde Gut entwandt haben. Sie fügen mir dadurch einen nicht unerheblichen Schaden zu, indem durch Ihr Blatt, das als eine tägliche Beilage der Frf. Oberpoſtamts-Zeitung mit den Eilpoſten verſandt wird, die nachgedruckten Aufſätze ſchneller ins Publikum kommen, als es faſt in dem langſamer ſich verbreitenden Original-Blatt, dem ſie als Eigenthum angehören, möglich iſt. So konnte es beinahe ſcheinen, als hätte ich Ihnen neulich die Abhandlung meines Mitarbeiters, des Hrn. Prof. Jacob, „über den Mann mit der eiſernen Maske“, mit der Sie fünf Blätter Ihres Journals ausgeſtattet haben, nachgedruckt, da das dieſen Aufſatz enthaltende Heft des Zodiacus in manchen Gegenden wahrſcheinlich erſt ſpäter anlangte. Ich rathe Ihnen, von dieſer Unverſchämtheit ferner abzuſtehen, und ſollte es keine geſetzlichen Mittel geben, Sie dazu zu zwingen, ſo erinnern Sie ſich doch wenigſtens bei ſich ſelbſt, daß es auch in der literariſchen Welt einen Begriff von Ehre und Sitte giebt. Von allen Seiten lieſt man ſeit Kurzem in den öffentlichen Blättern die gerechteſten Beſchwerden über Sie und Ihr Verfahren, wodurch Sie allem öffentlichen Anſtand ungeſtraft Hohn ſprechen. Wenn Sie nicht nachdrucken, ſo bringen Sie Original-Aufſätze, in welchen Sie die Ehre der edelſten Menſchen durch hämiſche Angriffe beflecken laſſen. Ich habe, durch meine Lebensverhältniſſe, die nächſte Veranlaſſung dazu, Sie an die in Ihrer Nr. [illegible] enthaltene Correſpondenz-Nachricht aus Berlin wiederholt zu mahnen, in der Sie Ihre Spalten dazu hergegeben haben, die ſchnödeſte und allerböswilligſte Stimme über ein in unſerer Mitte vorgefallenes, dem Privatleben angehöriges Ereigniß laut werden zu laſſen. Ungeachtet der an Sie ergangenen öffentlichen Aufforderung haben Sie Jenen noch immer nicht genannt, der ſich in ſeiner Gemeinheit ſo weit vergeſſen konnte, und die ganze moraliſche Verantwortlichkeit laſtet deshalb noch immer in den Augen des ehrliebenden Publikums auf Ihnen. Ich warne Sie dringend, Sich über die künftig einzuſchlagende Tendenz Ihres Blattes beſſer mit Sich ſelbſt zu verſtändigen, und zu bedenken, daß endlich irgendwie eine Rache Den treffen wird, der, wie Sie, auf die verſchiedenſte und unermüdlichſte Weiſe die öffentliche Meinung gegen ſich kehrt. Und ſollte nicht bald auch das Fürſtl. Turn- und Taxiſche-Poſtamt, das Ihr Benehmen ſchwerlich billigt, zu der Einſicht gelangen, daß es das Gerathenſte ſei, Sie von Ihren fernern Redactions-Bemühungen zu entbinden, indem von dem allgemeinen Unwillen, den Sie aufreizen, nothwendig auch auf die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, deren ſanscülotter Trabant Sie ſind, einige Abſchattung übergehen muß? Oder würde nicht wenigſtens das Fürſtl. Turn- und Taxiſche-Poſtamt Ihnen zur ſtrengen Pflicht machen können, daß Sie da, wo Sie nachdrucken, mindeſtens die Quelle angeben, und da, wo Sie Original-Aufſätze bringen, Ehre, Sitte und Anſtand berückſichtigen??

Berlin, den 16. Februar 1835.

Dr. Th. Mundt.

Literariſcher
Zodiacus.

Journal für Zeit und Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Redigirt von **Dr. Th. Mundt** in **Berlin.**

1835.

Juli bis December.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

Motto:

Heilig achten wir die Geiſter,
Aber Namen ſind uns Dunſt:
Würdig ehren wir die Meiſter,
Aber frei iſt uns die Kunſt!

Uhland.

Inhalts-Verzeichniß.

Juli bis December.

Juli. Seite

Ode an die Jugend. Von A. Mickiewicz 1
Ueber die poetiſche Behandlung des Ehebruchs. Vom Prof. Karl Roſenkranz in Königsberg 3
Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart. Vom Prof. K. G. Jacob in Schulpforte. (Erſter Artikel) 28
Die Herzogin Amalie. Briefe von ihr (an v. Knebel) und an ſie (von Herder und Wieland) 52
Charlotte Stieglitz. Mündliches u. Niedergeſchriebenes von ihr 65
Atlantis. Von Dr. Eduard Duller 69
Bücherſchau. (Das Haus Düſterweg, von W. Alexis. — Caſtelli's Gedichte. — Frühlings-Almanach, v. Nicol. Lenau. — Pfizer's Gedichte. — Chatterton par Alfred de Vigny) 76
Correſondenz. Aus Leipzig. Ende Juni 86
Feuilleton. (Berliner Witze. — Die junge Literatur contra Göſchel. — Alfred Meiſters Lehrjahre. — Neues v. Varnhagen von Enſe. — Schickſale des Landpredigers von Wakefild in Baiern. — Jean Pauls Denkmal und die Frauen. — Toleranz und Tolleranz. — Knebel's Nachlaß.) 90

August.

Leibnitz und die deutſchen Akademien. Einleitungsrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zur Feier des Leibnitziſchen Jahrestages am 9. Juli 1835. Von dem Geh. Regierungsrath A. Böckh 93
Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart. Vom Prof. K. G. Jacob. (Zweiter Artikel) 106
Ein April in Rom. Von Leopold Schefer 120
Ausſtellungen über H. Heine. Von Alexander Jung 128
Unterhaltungen mit Göſchel, zur Schilderung Götheſcher Dicht- und Denkweiſe. Von Th. Mundt 146
Bücherſchau. (Poggel, Grundzüge einer Theorie des Reimes. — Viehoff, wie malt der Dichter Geſtalten? — Leſſing, Lehre vom Menſchen. — Schiller's auserleſene Briefe, von Döring. — Ch. G. Schütz, Briefwechſel. — Hotho, Vorſtudien für Leben und Kunſt. (Von C. H. Weiße) 152
Feuilleton. (Ein Comité gegen den Nachdruck. — Die Revue du Nord. — Dr. Bretſchneider und Madonna. — Nicolai Gretſch u. die ruſſiſchen Romane. — Neue Bilder des berliner Muſeums) 161

September.

Etwas über Wilhelm v. Humboldt. Von A. Böckh 165
Schweizerwanderungen. Von K. L. von Knebel 171
Morgenandacht. Von H. Stieglitz 179
Hinblicke auf die Emancipation des Familienlebens. Von M. Veit 181
Beethoven's Viſion. Eine Phantaſie in ſeiner Manier. Von Jeannette Lozaouis, geb. Goldſticker 191
Hiſtoriſche Streifzüge gegen Fr. Förſter. Von Dr. Wilh. Bernhardi in Meuſelwitz 201
Bücherſchau. (Eine Quarantaine im Irrenhauſe, v. Kühne; Laube's Liebesbriefe; Langbein's ſämmtl. Schriften, 1. Bd.; Abbotsford u. Newſtead, v. Waſhington Irwing; Böttigers Geſch. des deutſchen Volkes) 216
Feuilleton. (Adolf Wagner. — Göthe- u Schiller-Denkmal. — Gans und Marheinecke. — Neue Ausgabe v. Leſſing. — Schriften v. Beurmann. — Steffens ſagt ſich von den Pietiſten los. — Neues v. Grabbe. — Troxler über Göſchel. — Die Aquarellmalerei in Berlin. — Rechtsgefühl für literariſches Eigenthum in Frankreich. — Letztes Wort über die Frankf. Ober-Poſtamts-Zeitung) 230

October.

Seite
Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutſchen. In Briefen an einen Freund. Von Eduard Gans. 237
Einige (18) Briefe Göthe's an Varnhagen von Enſe.... 260
Bücherſchau. (Wienbarg, Wanderungen durch den Thierkreis. — Gutzkow's Wally, die Zweiflerin. — Wienbarg, zur neueſten Literatur. — Deutſcher Muſenalmanach auf 1836 v. Chamiſſo u. Schwab. — Schefer's Laienbrevier, zweites Halbjahr. — Sechs Erzählungen v. Amalie Krafft. — Marco Visconti, v. T. Groſſi. — B. von B's Fauſt. — Gott und das Wichtigſte in der Natur, v. Hoffbauer. — Leo u. ſeine Zeit, von Arendt) 281
Feuilleton. (Eine antichriſtliche Buchhandlung. — Ein antijüdiſches Kaffeehaus. — Göthe u. ſein Jahrhundert — Tieck, die alte Mährchenpracht u. unſere Zeit. — Das parodirte Höllen-Attentat. — Eine neue italieniſche Reiſe v. Strombeck. — Hölderlin lebt. — Eine neue Geſchichte Englands. — Compoſitionen für die Altſtimme. — Berliner auf Reiſen.) 298
Correſpondenz. Aus Paris.......................... 302

November.

Wie die Kunſt bei den Deutſchen nach Brot geht! Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literar. Vereins. Von F. G. Kühne 305
Der ſegenreiche Bildſtock. Eine Geſchichte für Gläubige. Von H. Koenig.......................... 323
Wanderungen durch Latium. Vom Prof. C. G. Zumpt.... 331
Am Bußtage 1835.......................... 347
Mittheilungen aus Berlin.......................... 351
Bücherſchau. (Nero, von Gutzkow. — Grabbe's Hannibal, Aſchenbrödel u. Schrift über das Düſſeldorfer Theater. — Beurmann, Frankf. Bilder. — Gedichte von Sileſius Minor. — Duller, Kronen u. Ketten. — Lewald's Bad-Almanach. — Merck's Briefwechſel. — Heyſe's Sprachlehre. — Kahlert, Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie. — Erohmann, Chriſtenthum und Vernunft für die Abſchaffung der Todesſtrafe)..... 359
Feuilleton. (Wie man ſich einen Wolf lieſt. — Eine deutſche Frau über H. Heine. — Die lithographirte Dresdner Gallerie. — Eine Berichtigung über Heinrich Stieglitz. — Semilaſſo's vorletzter Weltgang. — Ein Strauß zwiſchen dem Zodiacus und der Revüe du Nord. — Am Grabe Ludwigs v. Voß. — Des Profeſſor Steffens Ferienreiſe zum Abendmahl) 378
Correſpondenz. Aus Montmorency.......................... 384

December.

Reiſefahrten und Wanderlaunen. Von Th. Mundt. I. Ein frommer Tag in Neuwied.......................... 387
Die Götterdämmerung in Frankreich. Von F. W. Carové. 393
Gedichte von Rudolph und Hermann Marggraff......... 405
Die Halsbandnovelle. Von K. G. Jacob.................. 412
Bücherſchau. (Raumer's hiſtoriſches Taſchenbuch auf 1836. — Oeffentliche Charaktere, von Karl Gutzkow. — Byron's Dichtungen, überſetzt von Pfizer. — Michael Beer's ſämmtliche Werke).................. 448
Feuilleton. (Profeſſor Gans und die Ariſtokratie. — Anſtößiges in Berlin. — Die baieriſche Literatur-Zeitung. — Der kleine Freund der deutſchen Literatur im Auslande. — Ehrenbezeugung. — Beförderungen des päpſtlichen Stuhlgangs. — Schindereien der Menſchheit. — Schweizer Merkur. — Der Freimüthige. — Das hamburger Tivoli-Theater wird halb gerettet. — Böttiger †. — Verbot.)........... 460
Correſpondenz. Aus Hamburg. (Eine Berichtigung von Herrn Dr. G. Rießer, in Sachen der Juden)....................... 464

Literariſcher Zodiacus.

Juli, 1835.

Ode an die Jugend.

Von Adam Mickiewicz.

Nicht Herz, nicht Geiſt, nicht Menſchen, nein Skelette:
O Jugend, leihe Flügel mir!
Daß ich aus öder Welt zum Erbe
Himmliſcher Phantaſie mich rette,
Zu der Begeiſt'rung Wunderſtätte,
Dort neuer Schöpfung Kranz erwerbe,
Wo ſich die Hoffnung deckt mit goldner Bilder Zier.

Laß düſtres Alter, das zur Erde
Im Nebel die gefurchte Stirne bückt,
In ſeinem Weltkreis unverrückt,
Wie ihn beſchreiben Stumpfſinn und Beſchwerde.

Du, Jugend, laß die Erdengränze,
Empor! und mit der Sonne Blick,
Den endlos der Azur umkränze,
Durchdring' der Menſchheit Weltgeſchick.

Dort unten — wo der ewgen Nebel Heerde
Der Trägheit Raum umſchattet, ſturmgetrieben:
Das iſt die Erde!

Und ſieh, aus ihrer todten Fluth
Erhob ſich kriechend ſchaal'ge Brut,
Sich ſelber Steu'r, Pilot und Schiff geblieben;
Sie jaget nach der winz'gen Würmer Unterhalt,
Schwingt ſich zur Höh' und taucht zur Tiefe,
Sie flieht die Well', und Welle ſie, wie feucht ſie triefe;
Da ſchwand ſie, wie am Felſen Luftgeſtalt:
Ihr Daſein war verborgen und ihr Sterben; wißt's,
Die Selbſtſucht iſt's!

Jugend! des Lebens Nektar iſt
Mir ſüß nur, theilen Freunde den Genuß:
Ein gold'nes Band ſie all' umſchlingen muß,
Eh' Freud' aus gottgebor'nem Herzen ſprießt.

Zum Bund', ihr jungen Freund', herbei! . . .
Und Aller Glück der Wahlſpruch ſei;
In Einheit ſtark und weiſ' in kühnem Muth,

Zum Bund', ihr jungen Freund', herbei! . . .
Und glücklich, der wegs ſeiner Rennbahn fiel,
Geführt durch hehren Dranges Gluth;
Denn ſank der Leib in Kampfes Wuth.
Trägt er die Folger zu des Ruhmes Ziel.
Zum Bund, ihr jungen Freund', herbei! . . .
Ob ſteil und gleitend iſt die Bahn,
Schwäch' und Gewalt den Zugang wehren,
Stürmt gegen ſie doch himmelan
Gewaltig, Schwäche brechen wird die Jugend lehren.

Wer in der Wieg, ein Kind, erdrückt die Hyder,
Er ſchlägt, ein Jüngling, die Centauren,
Entreißt der Höll' ihr Opfer wieder,
Und bricht die Palm' in Edens Mauren.
Dorthin! wohin der Blick nicht trägt;
Brich, was nie löſet der Verſtand:
Jugend! des Aars Kraft deine Schwingen regt,
Wie Donnerſchlag iſt deine Hand!!

Auf! Arm in Arm nun, laßt mit ſtarken Ketten
Den trägen Erdkreis uns umſchließen!
In eine Sonn' all' unſer Denken ſchießen,
In einen Herd die Geiſter retten! . . .
Aus deinem Grunde, Ball der Welt!
Wir treiben dich in neue Bahnen:
Dich weckt der blüh'nden Jugend Ahnen,
Wenn erſt die morſche Rinde fällt.

Und wie im Reich der Nacht und der Verwirrung,
In wilder Elemente Streit,
Von Gottes Macht ein: „Werd'“ aus Irrung
Allein der Sinnen Welt erſchuf;
Und Wind und Meer gehorcht dem Ruf,
Von Sternen ſtrahlt die Bläue weit:

So herrſcht im Reich der Menſchheit dumpfe Nacht,
Im Kampfe ſind des Strebens Elemente;
Doch glüht der Jugend heil'ge Gluth,
Die Welt der Geiſter iſt erwacht:
Die Lieb' im Schooß des Vaters ruht,
Zum ew'gen Bund ſchlingt Freundſchaft ihr die Hände.

Zerſplittert iſt unfühlend' Eis,
Des Vorurtheiles Dunkel bricht:
Dir, Morgenroth der Freiheit, Preis,
Dir folgt des Helles Sonnenlicht!

F. X. Märker.

Ueber
die poetiſche Behandlung des Ehebruchs.

Von
Karl Roſenkranz.

Ich will den Verſuch machen, die Hauptmomente zu charakteriſiren, welche der Ehebruch für die Poeſie darbietet, ein Verhältniß von ſo unſittlicher Natur, daß hier die Einheit des Schönen mit den ihm coordinirten Ideen des Wahren und Guten, welche wir für alle Kunſt zu fordern haben, auf den erſten Anblick etwas Unmögliches dünken dürfte. Ich meine hier nämlich nicht die Polemik der Poeſie in ſatiriſchen Ausbrüchen gegen das Laſter des Ehebruchs, wie bei Horaz, Juvenal u. A., ſondern ſeine epiſche und dramatiſche Formation. Denn es iſt unläugbare Thatſache der Erfahrung, daß ein großer Theil der poetiſchen Productionen, und gerade ſehr vorzüglicher, von den älteſten Zeiten her bis auf die gegenwärtige Literatur herunter, ſich um den Ehebruch drehet. Die Analyſe eines ſo bedeutenden Verbrechens in Bezug auf ſeine poetiſche Behandlung wird daher nicht ohne Intereſſe ſein. Da nun die Ehe innerhalb eines jeden Volkslebens auf eine beſtimmte Weiſe ſich geſtaltet, da ferner dieſe ſpecifiſche Beſtimmtheit bei einem jeden Volk im Verlauf ſeiner geſchichtlichen Entwicklung ſich mannigfach verändert, ſo könnte für eine erſchöpfende Betrachtung des Stoffs kein beſſerer Weg gedacht werden, als die Abfolge der Geſchichte zur Grundlage zu machen, weil die Poeſie in ihren Erzeugniſſen immer auch der Reflex der herrſchenden volksthümlichen Sittlichkeit iſt. Bei dieſer Methode würden wir im Allgemeinen den Unterſchied der Polygamie und Monogamie zu beachten haben. Dort würden wir finden, daß der Ehebruch eigentlich gar nicht exiſtirt, weil das Weib dem Manne ſchlechthin untergeordnet, und die Gleichgültigkeit gegen ſeine Verbindungen Grundton des ganzen Verhältniſſes iſt. Im Chineſiſchen Schi — King finden wir wohl Klagen der Frauen über die Vernachläſſigung durch den Mann, aber durchaus keine ſittlich empörte Anklage deſſelben wegen Verletzung der ehelichen Treue. In dem merkwürdigen Indiſchen Drama, Mrichchakati, wird uns das Verhältniß eines ernſten und frommen Brahmanen, Chárudatta, zu einer geiſtreicher, gefühlvollen und reizenden öffentlichen Buhlerin, Vaſantaſn'na, dargeſtellt. Dieſe verliebt ſich in jenen und, von ſo viel Schönheit und Zärtlichkeit eingenommen, kann er nicht umhin, ihre treue Liebe mit Gegenliebe zu belohnen. Er iſt aber verheirathet. Als er nun durch Kabale eines Nebenbuhlers eines Diebſtahls verdächtigt und deshalb zum Tode verurtheilt wird, nahet ſich ihm ſeine Gattin mit ihrem Kinde. Vaſantaſn'na rettet ihn. Chárudattas Gattin, die eben aus Verzweiflung den Scheiterhaufen beſteigen wollte, begrüßt ſie neidlos mit den freundſchaftlichen Worten: Willkommen, glückliche Schweſter! — und Vaſantaſn'na umarmt ſie, indem ſie geſteht, jetzt wirklich glücklich zu ſein. Wäre dieſe Scene auch, wie der Ueberſetzer Wilſon vermuthet, ſpäter interpolirt, ſo verliert ſie doch das Charakteriſtiſche nicht. — Erſt in der Monogamie wird der Ehebruch wahrhaft unſittlich, weil ihre Baſis nicht, wie vorherrſchend im Orient, die Befriedigung des Geſchlechtstriebes, die Erzeugung einer Nachkommenſchaft iſt, ſondern die Sittlichkeit ſelbſt den Ausgangspunkt bildet und ſich die Sinnlichkeit von vorn herein unterordnet. Hier erſt wird wirkliche Eiferſucht möglich. Die Frauen der Griechen und Römer ſtanden in dieſer Beziehung in der Mitte zwiſchen dem Orientaliſchen und dem chriſtlich-modernen Leben. Daher finden wir hier den Anfang einer Wechſelwirkung zwiſchen Mann und Frau, wo dieſe mit Vorwürfen über ihr gekränktes Recht frei herausgeht. — Allein die rechte Innigkeit der wechſelſeitigen Beziehung erſcheint erſt im chriſtlich-germaniſchen Leben. Den Germanen zeichnet von ſeinem erſten Auftreten in der Geſchichte an die Achtung der individuellen Perſönlichkeit aus. Das Chriſtenthum befeſtigte dieſelbe, erhob ſie zum vollen Bewußtſein. Nun iſt es höchſt intereſſant, in den Ueberlieferungen der älteſten chriſtlichen Kirche zwei verſchiedene Richtungen dem Keim nach angedeutet zu finden, welche in der neueren Geſchichte ſich maſſenhaft in dem Gegenſatz einer ehelichen, ich möchte ſagen realen und objectiven und einer erotiſchen, idealen und ſubjectiv-ſentimentalen Liebe entfaltet haben. Auf der einen Seite ſteht nämlich Chriſtus, auf der andern Maria. Chriſtus ſetzt die Heiligkeit der Ehe feſt; auch nur den begehrenden Blick des Auges, die Unreinigkeit des Herzens, die Befleckung des Gemüthes durch den lüſternen aufſteigenden Wunſch erklärt er ſchon für Ehebruch. Die Ehe ſoll nach ihm unauflöslich ſein, außer wo der Ehebruch ihr Weſen zerſtört und die Gatten auf immer einander entfremdet hat. Und doch iſt er auch wieder milde. Bei den Griechen, noch mehr aber bei den Germanen war die Strafe des Ehebruchs ſehr hart. Chriſtus verzieh der Ehebrecherin auf eine ſehr nachſichtige Weiſe. — Auf der anderen Seite ſteht nun Maria mit einem doppelten Verhältniß, einem proſaiſchen und einem poetiſchen. Das proſaiſche iſt ihre Ehe mit Joſeph, das poetiſche ihre Befruchtung durch den heiligen Geiſt, wodurch ſie in ein Verhältniß zu Gott ſelbſt tritt. Die Dichter haben nur dies letztere aufnehmen können; Joſeph wird von ihnen vergeſſen, und nur in einigen gereimten Legenden vom Leben der Maria kommt er als der ſorgliche Hüter des Kindes vor. Maria wird als die von Gott geliebte Jungfrau, als die Königin der Himmel geprieſen. Die Malerei dagegen hat Joſeph theils bei ſeiner Verlobung mit der Maria, theils bei der Geburt des Chriſtkindes im Stall, endlich bei der Flucht der Eltern nach Aegypten, wie ſie unterwegs ausruhen, mit der Miene der zwar erſtaunt anbetenden, aber doch im Durchſchnitt ihr gänzliches Nichtverſtehen ausdrückenden Demuth dargeſtellt, zuweilen ſogar mit Zügen eines nicht völlig überwundenen Zweifels, der ihm ein verdrießliches Anſehen gibt. In dem weiteren Verlauf von Chriſti Geſchichte tritt der treue Pflegevater ganz zurück; am Kreutz des Sterbenden finden wir wohl die von Schmerz zerriſſene Mutter, aber nicht ihn. Betrachten wir dieſe Ueberlieferungen näher, ſo zeigt ſich einmal die abſolute Einheit und Heiligkeit der Ehe; ſodann aber die Ueberſchwänglichkeit des Verhältniſſes zu einer Geliebten. Beide Momente ſind in Maria vereinigt. Sie iſt Gattin eines frommen, unbeſcholtenen Mannes und zugleich iſt ſie diejenige, die in bräutlicher Jungfräulichkeit auf Gott ſich bezieht. Die katholiſche Poeſie hat ſich wohl gehütet, ſie als Gattin Gottes des Vaters darzuſtellen; das wäre proſaiſch geweſen; ja es widerſpricht überhaupt der Vorſtellung von Gott, eine beſondere Neigung u. ſ. f. in ihm zu ſetzen. Allein ſie hat ſich nicht geſcheuet, geradezu von der Liebe zu ſingen, mit welcher Maria's Keuſchheit, Tugend und Schönheit Gott erfüllt habe; ja, indem Gott der Sohn dem Weſen nach von dem Vater nicht verſchieden iſt, hat ſie auch nicht Anſtand genommen, den Sohn in das Verhältniß des Bräutigams zur Mutter zu ſtellen. *) Erſt mit der tiefſten Begründung der Ehe erzeugt ſich daher unter den chriſtlich-germaniſchen Völkern das eigenthümliche Verhältniß zu einer Geliebten. Die nordiſchen Stämme und der Proteſtantismus haben daſſelbe nicht anerkannt, nicht geduldet; aber die katholiſche Kirche und die romaniſchen Stämme haben es in ihr Syſtem der Sittlichkeit aufgenommen. In der Provence, in der Mitte zwiſchen dem eigentlichen Frankreich, zwiſchen Spanien, Italien und Deutſchland, finden wir

---

*) In der griechiſchen Mythenwelt, wenn wir uns den Vergleich des Heiligen mit dem Profanen erlauben, finden wir eine in der äußeren Conſtruction ganz analoge Geſchichte in der Erzeugung des Herakles. Aber hier iſt es die Sinnlichkeit, welche den Zeus zur Alkmene zieht, und wegen dieſes Ausgangspunktes wird die ganze Geſtaltung komiſch. Es wird dem Amphitruo und Soſias durch Zeus und Hermes erſt ein Betrug geſpielt, und dann die in Verlegenheit geſetzte Frau gerechtfertigt. Von der unendlichen Tiefe der Liebe, wie Heinr. v. Kleiſt dieſen Stoff aufgefaßt hat, ſehen wir bei Plautus, der nach griechiſchem Vorbild arbeitete, noch nichts. Die individuelle und dadurch ſentimentale Liebe gehört der modernen Zeit.

im Leben der Troubadours die erſten Spuren deſſelben; jeder Troubadour hatte eine, im Lauf der Zeit auch wohl mehre Geliebten, welche Gattinnen Anderer waren. Auch Dante gehörte mit ſeiner wahrſten Liebe nicht ſeiner Gattin, ſondern ſeiner Beatrice an, und Petrarca's Geliebte war ebenfalls die Frau eines Anderen; alle Glut der Schwärmerei hinderte ihn jedoch nicht, außerdem einen natürlichen Sohn und eine natürliche Tochter zu erzeugen. In Spanien und Italien bildete ſich dieſe Seite in der Galanterie des hausbefreundeten **cavaliere servente** aus. In Frankreich blieb ſie frei von der Weitläufigkeit eines ſtrengen Ceremoniels der Etiquette; die Geliebte war die **maîtresse** und dadurch das ganze Verhältniß einer größeren Sittenloſigkeit preisgegeben, als in Spanien und Italien. Wenn wir bei dieſen Völkern einer abſtracten Trennung der Proſa der Ehe und der Poeſie der Liebe begegnen, ſo haben die Scandinavier, die Engländer, die Deutſchen, obwohl auch ſie nicht davon frei geblieben ſind, im Durchſchnitt die Forderung feſtgehalten, daß das zur Gattin erwählte Weib auch durch allen Wechſel der Ehe, durch die ganze Dauer derſelben die Geliebte bleiben ſoll. Daher bei den Deutſchen das Vorwalten des Familienlebens, weil die Gatten durch die ſtete Erneuung der urſprünglichen Liebe in der Ehe eine Befriedigung finden, die an Innigkeit und Süßigkeit jedes andere Verhältniß übertrifft. Für die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts war dieſe Glückſeligkeit nichts als Philiſterhaftigkeit; die höheren Stände ahmten ihren Ton nach, drangen aber nicht durch den Kern der Volksſitte hindurch und ſind gegenwärtig zur Achtung der Ehe zurückgekehrt.

Dies möchten die ungefähren Grundzüge ſein, die uns leiten müßten, wenn wir die dichteriſche Geſtaltung des Ehebruchs im Zuſammenhang mit der Geſchichte entwickeln wollten. Allein ein ſolches Verfahren erheiſcht eine Ausdehnung, der ich mich hier nicht überlaſſen kann; es würde uns nämlich in die detaillirte Geſetzgebung der Kirchen und Staaten verſtricken. Es ſei mir daher erlaubt, nur einige Andeutungen über die Hauptdiſferenzen mitzutheilen, welche ſich am augenſcheinlichſten bei dieſem Thema herausſtellen. Die Poeſie kann ſo wenig als irgend eine andere Kunſt des Häßlichen entbehren. Dies klingt vielleicht paradox, iſt es in der That aber nicht. Das Schöne hat ſeine Beſtimmtheit im Maaß. Soll daſſelbe nicht blos ſymmetriſch erſcheinen, ſo iſt nothwendig, daß die Gleichheit der Verhältniſſe durch das Ungleiche gebrochen werde. Erſt dadurch entſteht Harmonie. In unſerem Falle ſind es die beiden Gatten, die zu einander in ſymmetriſchem Verhältniß ſtehen. Der Ehebruch iſt das Negative dieſer poſitiven Elemente. Aber die Poeſie hat uns zu entwickeln, wie das Negative im Poſitiven ſich aufhebt. Je ſtabiler das Element iſt, in welchem die Kunſt darſtellt, um ſo mehr bleibt ſie in der reinen Conſonanz harmoniſcher Formationen, wie die Architectur und Sculptur, ſtehen. Je flüſſiger, beweglicher aber das Medium ihrer Verwirklichung wird, um ſo mehr verſchwindet die ruhige Größe, die heitere Einfachheit. Die Unterſchiede der dargeſtellten Objecte vermannigfaltigen ſich; die Leidenſchaft wird wach; Luſt und Schmerz machen ſich frei, ſelbſt das Böſe tritt heraus. Die Malerei bietet uns die vollendete Erſcheinung des Lebens; wie ſie im ſeelenvollen Blick des Auges, der der Sculptur noch fehlt, die Pforte des Innern eröffnet, ſo ſtrömt die Muſik nur die Innerlichkeit der Empfindung in den Wogen der Töne aus. Die Poeſie aber umſchließt das äußere und innere Leben mit gleicher Macht in allen Nüancen; wo keine andere Kunſt hinreicht, wo auch die Muſik nur anzudeuten vermag, da iſt ſie die volle Offenbarung. Sie ſpricht aus, was den Geiſt in ſeinen Tiefen bewegt. Sie kann daher die Wildheit der Leidenſchaft, die Verhärtung des Böſen nicht von ſich ausſchließen. Aber es kommt darauf an, daß ſie das Verwerfliche, das moraliſch Verabſcheuungswürdige als das hinſtelle, was es iſt. Das Gute für ſich allein iſt nicht poetiſch; im Gegentheil es wird langweilig. Das Böſe für ſich allein iſt auch nicht poetiſch. Es iſt widrig, ſeine Anſchauung wird quäleriſch. Jedoch der Kampf des Guten mit dem Böſen iſt poetiſch; da nun das Böſe lediglich als Verneinung des Guten Exiſtenz hat, ſo iſt es bei dem Kampf im Nachtheil; es iſt machtlos gegen das Gute, es findet ſeinen Untergang an demſelben und durch daſſelbe. Des Teufels können die Dichter alſo nicht entbehren; es fragt ſich nur, ob ſie ihn an den Stufen des göttlichen Thrones der Liebe und Macht erſcheinen laſſen, wie Goethe und jeder ächte Poet, oder ob ſie, wozu einige neuere Franzoſen nicht übel Luſt zu haben ſcheinen, ihn auf den Thron ſetzen, Gott aber ſammt den Schaaren der Engel aus dem Himmel exiliren. Vom Princip der Sittlichkeit aus angeſehen, iſt der Ehebruch ſchlechterdings häßlich. Der Antheil, den die Poeſie an ihm nimmt, muß ſich auf der Idee der Ehe ſelbſt begründen. Ohne den Ehebruch kann die Ehe nicht lebendig entwickelt werden. Die treuen Gatten, wie Philemon und Baucis, haben auch wenn ſie ſich in den Pfarrer von Grünau und deſſen kochkunſterfahrene Ehefrau verwandeln, nur in einer Idylle Raum. Die Treue einer Penelope wird nur dadurch ſo reizend, daß ſie ſelbſt von Freiern umſchwärmt, und ihr Mann von ſchönlockiger Kalypſo und Kirke eine Zeitlang gefeſſelt wird. Die Poeſie bedarf des Negativen. In der Darſtellung des Ehebruchs muß ſie uns alſo die Wahrheit der Ehe ſelbſt darlegen. Oder vielmehr, jene Darſtellung iſt ohne die Idee eigentlich unmöglich, denn eine Dichtung, welche uns in vollem Ernſt den Ehebruch als vernünftig vorführen wollte, würden wir mit Ekel von uns weiſen. Zwar fehlt es nicht an ſolchen Producten in der Literatur, namentlich aus der Zeit, wo der jüngere Crébillon ſeine libidinöſen Romane ſchrieb, allein als Poeſie können ſolche Gemälde trotz ihres Glanzes der Phantaſie, trotz ihrer ſchimmernden Diction nicht anerkannt werden. Sie ſind ſchmutzigen Träumen vergleichbar; man hat ſie geträumt, das iſt wahr; hätte man aber die Beſonnenheit des freien, wachen Lebens gehabt, ſo würde man ſie nicht geträumt haben. Man ſucht ſchnell darüber fortzukommen, man ſpricht nicht davon: ſo ſucht auch ein Volksbewußtſein ſolche Erinnerungen zu verkürzen und als Verirrungen, deren es ſich ſchämt, zu vergeſſen.

Die Familie iſt der Boden des ſittlichen Geiſtes, der Schooß ſeines unmittelbaren Daſeins, weshalb jede Verletzung des Familienlebens ohne Weiteres die tiefſten geiſtigen Intereſſen aufregt. Da nun alle Kunſt dahin ſtreben muß, im kleinſten äußeren Umfang die höchſte Kraft und Fülle zu entwickeln, in geringen Räumen die ganze Welt zu concentriren, ſo iſt die Familie mit den mannigfaltigen Unterſchieden ihrer ſo einfachen und doch ſo gediegenen Verhältniſſe unzweifelhaft ein ſehr naheliegender und günſtiger Stoff. Daß die Ehe die vollkommenſte Darſtellung des Geſchlechtes, daß ſie als Ergänzung des männlichen und weiblichen Charakters die ſchönſte, daß ſie ſowohl im Verhältniß der Gatten zu einander, als im Verhältniß derſelben zu den Kindern die heiligſte Sittlichkeit, endlich, daß ſie durch Innigkeit und Zartheit des Gefühls der wahre Heerd gemüthlichen Daſeins iſt, dieſe Begriffe muß ich vorausſetzen. Der Ehebruch zerrüttet alle dieſe Schönheit, Heiligkeit, Gemüthlichkeit. Denn indem die Ehe Mann und Weib als eine ungetrennte, wenn gleich in ſich unterſchiedene Einheit ſetzt, führt der Ehebruch eine dritte Perſönlichkeit hinzu, welche das Abgerundete, feſt in ſich Abgeſchloſſene der Ehe ſtört und ſo ihre reizende Geſtalt aufhebt, die offenbar nur darin liegt, daß innerhalb der Ehe mit und an dem Manne das Weib, mit und an dem Weibe der Mann erſcheint. Wird ſo der erfreuliche Anblick einer harmoniſchen Einheit verkümmert, ſo wird die Heiligkeit des ehelichen Bundes nicht minder gekränkt, denn nur ſo lange beſteht dieſer, als der Mann ſeinem Weibe, die Frau ihrem Manne ausſchließend ergeben iſt. Wird daher dieſe Grenze mißachtet, wird dieſe Nothwendigkeit verletzt, ſo iſt mit einer ſolchen Befleckung auch die heilige Weihe der Ehe auf immer dahin. Und dieſe Verletzung zieht ſchließlich eine Zertrümmerung aller heiteren wohlthuenden Gemüthlichkeit nach ſich, weil ſich der ehebrecheriſche Gatte, um doch den Schein der Liebe zu erhalten, zur Heuchelei gezwungen ſieht. Die ächte Einheit iſt verſchwunden. Das natürliche Zuvorkommen des herzlichen Vertrauens verwandelt ſich in geſuchte Schmeichelei, um den eingelullten, getäuſchten Gatten deſto ſicherer zu betrügen; die ſtille, ungezwungene Achtung verkehrt ſich in ein conventionelles Betragen, dem Gatten Alles zu gewähren, was er nach Recht und Pflicht verlangen kann; genug, alle Künſte eines böſen Gewiſſens, das ſich nicht verrathen will und daher um Legitimität eifrigſt bemüht iſt, werden rege.

Die Verſuchung zum Ehebruch liegt für beide Gatten vornehmlich darin, daß er alles Süße, was das Werden eines Liebesbündniſſes begleitet, alles Fürchten und Hoffen, alles Entbehren und Genießen deſſelben von Neuem darbietet, und zwar, durch die nothwendige Verſchwiegenheit des Verhältniſſes, in erhöhetem Maaße. Der Mann durchlebt wieder die Spannung des leidenſchaftlichen Jünglings. Das Weib hat den Genuß, zu empfinden, daß, obwohl ſie dem Recht nach einem Einzigen zugehört, und dies Verhältniß in dieſer Beziehung jeden anderen Mann von ihr abſchneidet, jeden in ehrerbietiger Ferne hält, obwohl ſie als ausſchließend von ihrem Gatten geliebt betrachtet werden ſoll, dennoch ein Anderer ſie mit ſehnſüchtigem Verlangen verfolgt. Eine ſolche Liebſchaft hat zu ihrem Hintergrunde nicht die Ehe, wie die öffentliche Bewerbung. Sie iſt vielmehr von dem geiſtigen Kitzel erfüllt, daß dem ſchändlichen Verhältniß ein ſittliches geopfert wird. Die Buhlerin ſiegt über eine Gattin, wenn die Verführung von ihr ausgeht, der Buhler über einen Gemahl. Die ſataniſche Eitelkeit, heilige Bande zerriſſen zu haben und ſich als die unwiderſtehliche Macht zu wiſſen, welche dies vermochte, iſt gerade das Verlockende; eben ſo die falſche Luſt, welche aller Betrug, alle Heimlichkeit dem Menſchen gewährt. Man freut ſich nicht blos, geliebt zu werden, ſondern auch einem Anderen dieſe Liebe entzogen zu wiſſen; man hat nicht bloß den Genuß einer ſchlichten Ergebung des Geliebten, ſondern weiß auch, daß dieſelbe Entſagung eines anderen Verhältniſſes in ſich ſchließt. Dieſe Verſunkenheit in die gemeinſte Eitelkeit iſt es, wodurch viele Romane der neueren Zeit ſo widerlich werden, weil ihre Verfaſſer und Verfaſſerinnen ihre Triumphe als die intereſſanteſten Situationen malen, als etwas Neidwerthes, und von der grenzenloſen Verworfenheit ſolcher Zuſtände gar keine Ahnung zu haben ſcheinen.

Da nun in der Ehe die zarteſte Verſchmelzung des Geiſtigen und Sinnlichen ſtattfindet, ſo ergiebt ſich aus der Einheit dieſer Elemente, daß der Ehebruch entweder die geiſtige oder die ſinnliche Seite hervorkehrt. In dieſem Unterſchied wurzelt der des Ehebruchs überhaupt; er iſt, wo die Macht der Sittlichkeit über ihn hingreift, tragiſch, wo hingegen die Sinnlichkeit ihr Spiel treibt, komiſch.

Der tragiſche Ehebruch iſt aber, wie der komiſche, in ſich höchſt mannigfaltig. Im Allgemeinen dürften ſich in ihm folgende Fälle unterſcheiden laſſen: 1) der directe Ehebruch, wo die That ohne Zweifel, ohne Zaudern erfolgt; 2) der Kampf des von der Sittlichkeit gehaltenen Gemüthes mit dem Reiz des Verbrechens; 3) die Steigerung des Verhältniſſes durch die Nothwendigkeit, ihm nicht blos die Sittlichkeit überhaupt zu opfern, ſondern ſelbſt zur Gemeinſchaft mit dem Unnatürlichen ſich entſchließen zu müſſen.

Der erſte Fall iſt der einfachſte und daher auch der früheſte; die Leidenſchaft abſtrahirt von allen Folgen; ſie läßt ſich ohne Skepſis ein. Die Poeſie kann ſich dies Verhältniß, inſofern es ernſter Natur iſt, nur durch eine anderweite Berechtigung aneignen. Der Raub der Helena durch Paris hat zwar einen ernſten, allein noch keinen wirklich tragiſchen Charakter, denn er iſt nicht unmittelbar durch Paris oder Helena beabſichtigt, er iſt durch den Streit der Göttinnen motivirt; es iſt nicht blos menſchliche Willkür, welche dieſen Ehebruch veranlaßt, es iſt Aphrodite im Kampf mit Here und Athene, welche den ſchönen Hirten zum ſchönſten Weibe führt. Unleugbar würde es proſaiſch geweſen ſein, hätte Aphrodite dem Paris ein ſchönes Mädchen zugeführt; indem aber das Schönſte bereits im Beſitz eines Anderen ſich findet, kann es nicht mit ſinnlicher Ruhe genoſſen werden, ſondern ſchon das erſte Ergreifen deſſelben iſt mühevoll. — Ein anderer ächt tragiſcher Fall iſt das Geſchick des Agamemnon. Menelaos erbeutet ſich die Gattin wieder. Agamemnon kehrt zurück; Klytämneſtra hat ſich dem Aegiſtheus geſellt; ſie ermordet den Agamemnon. Kaſſandra iſt es bei Aeſchylus, welche die Unſeligkeit des Hauſes im Innerſten empfindet. In den Homeriſchen Geſängen findet ſich in Bezug auf Helena, Menelaos und Paris keine finſterdrohende Aeußerung. Nur Verdruß, Unmuth, Gram wird zuweilen in der Ilias laut. Kaſſandra dagegen beſchwört in ihrem Seherwahnſinn alle Schrecken herauf, welche die Zerrüttung in der Familie des Agamemnon umſchweben. Klytämneſtra iſt über ihre That, die ſie frohlockend im Detail ſelbſt erzählt, ganz ruhig. Als der Chor ihr zuruft:

Flieh' aus der Stadt verbannt,
Haß und Greuel den Bürgern!

entgegnet ſie:

Du nun erkenneſt ferne Stadtverbannung mir,
Und Bürgerhaß zu tragen und den Fluch des Volks,
Dagegen gar nichts dieſem Mann anſchuldigend,
Der ſonder Anſtand, gleich als würd' ein Lamm erwürgt,
Da reichlich Wollvieh durch die Au'n herwimmelte,
Geopfert ſeine Tochter, mir die theuerſte Frucht
Der Wehen, zur Hemmung raſcher Stürm' aus Thrakia.
Nicht den vom Land hier wegzubannen ziemte dir,
Zum Lohn des Greuels? aber hörſt du meine That,
Gleich biſt ein ſtrenger Richter du? Dir ſag' ich denn
Auf ſolche Drohung, daß ich vorbereitet bin,
Du ſollſt, wenn gleich ſo deine Hand obſiegt, von mir
Herr ſein; doch wenn das Gegentheil vollführt ein Gott,
Traun, ſpät gewitzigt lerneſt du Beſonnenheit.

Wie hier die Mutter es iſt, welche im Bewußtſein, die Tochter am Vater zu rächen, den Mord deſſelben als Pflicht betrachtet und ihr Verhältniß zum Aegiſtheus durch die Impietät Agamemnons gerechtfertigt ſieht, ſo hat die neuere Poeſie an der Geſchichte der Longobardenkönigin Roſamunde einen Stoff empfangen, wo die Tochter den Mord des Vaters an ſeinem Mörder, ihrem Gatten rächt. Um einen Mörder deſſelben zu finden, nimmt ſie ihre Zuflucht mit kälteſter Berechnung des Haſſes zu einem künſtlich herbeigeführten Ehebruch; ſie ſchiebt ſich dem Liebhaber ihrer Kammerfrau, dem Peredeo, unter und weiß ihn ſo mittelſt der Furcht der Anklage zum Morde Alboin's zu bewegen. Schon im funfzehnten Jahrh. verſuchte ein italieniſcher Dichter, Rucellai, dieſen Gegenſtand in einem Trauerſpiel zu behandeln. Bei uns iſt dies mehrfach geſchehen, zuletzt von Fouqué und Uechtritz. Endlich hat auch Gruppe eine epiſche Formation des Stoffes verſucht. Aber keine dieſer Behandlungen hat Glück gemacht; der Grund möchte am Ende weniger in den Dichtern, als darin liegen, daß Roſamunde noch einem zweiten Verrath ſich überläßt, indem ſie den Peredeo wiederum ihrer Neigung zum Exarchen von Ravenna durch Gift aufzuopfern verſucht, eine Gemeinheit, wodurch die Anlage zu tragiſcher Größe, welche ſie als eine durch barbariſchen Uebermuth des Gatten gereizte Tochter unſtreitig beſitzt, ſehr beeinträchtigt wird.

Reicher geſtaltet ſich der Ehebruch, wo das Bewußtſein ſeiner Unſittlichkeit in den Ehebrechern eine Entzweiung des Gemüths hervorruft. Die reinſte tragiſche Entfaltung findet in dieſem Falle da Statt, wo der Ehebruch ſelbſt als That an ſich gar nicht exiſtirt, wo aber nichtsdeſtoweniger von dem Verdacht des Ehebruchs aus ſo gehandelt wird, als ſei er wirklich vollbracht. Denn unter dieſer Vorausſetzung ſind beide Gatten unſchuldig und erwecken deshalb unſere reinſte, ungehemmteſte Theilnahme. So iſt es z. B. in den Nibelungen, wie die deutſche Poeſie dieſelben entwickelt. Sigfrid hat die Ehe nicht mit Brunehild gebrochen, aber durch einen unglückſeligen Zufall iſt allerdings der hinreichendſte Grund zu ſolchem Verdacht vorhanden. So iſt es in Shakeſpeare's Othello, wo die keuſcheſte und treueſte Frau dem Gatten eines elenden Schnupftuchs halber als unrein, als verrätheriſch erſcheinen muß. So iſt es in Cymbelin; am einſeitigſten und grauſamſten aber in dem Calderonſchen Stück, der Arzt ſeiner Ehre. — In dieſen Dichtungen iſt der Ehebruch ſelbſt gar nicht angeſtrebt. Aber wir finden auch eine Reihe, wo es in der That auf ihn angelegt iſt, wo es aber, ſei es durch die Keuſchheit des Mannes, ſei es durch die der Frau, nicht dazu kommt. Bei dieſen Poeſieen liegt das Tragiſche nicht in der Intention des Ehebruchs, in der Anſtrengung, ihn herbeizuführen, ſondern erſt in der Verwandlung der nicht befriedigten, nicht erwiederten Liebe in Haß. Die älteſte Geſchichte dieſer Art iſt die altteſtamentiſche von Joſeph. Die mohamedaniſche Dichtkunſt hat dieſelbe weitläufig und oftmals ausgeführt, weil die zwölfte Sure des Koran ihre vollſtändige Erzählung gibt. Der Frau des Potiphar iſt auch ein Name gegeben, Suleicha. Ich kann mich hier nicht darauf einlaſſen, die verſchiedenen Schattirungen zu analyſiren, welche die Phantaſie der orientaliſchen Dichter in den Künſten, womit Suleicha den ſchönen Juſſuf zu verführen ſucht, darbietet. Als er ihrer Begierde widerſteht, klagt ſie ihn ſelbſt des Conats des Ehebruchs an. Das Tragiſche iſt hier beſonders in dem qualvollen Kampf enthalten, den Suleicha, hingeriſſen von ihrer Wuth, mit ſich ſelbſt ſtreitet, den geliebteſten Mann der Härte des Gefängniſſes preisgegeben zu haben. Die perſiſchen Dichter haben deshalb für die Schönheit Suleicha's ſo ſehr Partei genommen, daß ſie, nicht ungeſchickt, eine endliche Verſöhnung und Vermählung derſelben mit Juſſuf herbeizuführen wiſſen, die ſogar als ein Rathſchluß des Himmels dargeſtellt wird. Im Mittelalter liegt die nämliche Geſchichte der Erzählung zu Grunde, welche die einzelnen Novellen der **Gesta Romanorum** umſchließt und im Deutſchen als das Volksbuch von den ſieben weiſen Meiſtern bekannt iſt. Wie hier der Mann ein Gegenſtand der Begierde des Weibes iſt, ſo haben wir auch zwei Volksbücher, in denen umgekehrt das Weib durch den Mann dem Elende aufgeopfert wird, weil es ſeiner verbrecheriſchen Neigung nicht entgegenkommt. So ſehen wir durch Biren's Anſchwärzung im Octavianus die Kaiſerin Felicitas verſtoßen, aber, wie in Shakeſpeare's Wintermährchen, am Ende wieder zu Ehren gebracht. So ſehen wir in der Genoveva die Pfalzgräfin durch Golo's Tücke in die Waldeinöde verbannt. Der letztere Stoff, der urſprünglich durch einen franzöſiſchen Jeſuiten in die Literatur eingeführt ward, hat durch zwei deutſche Dichter, durch Maler Müller und Tieck, ſeine höchſte Blüthe erreicht. Die Zerriſſenheit Golo's in Liebe und Haß gehört zu dem Herrlichſten, was Tieck hervorgebracht hat. — Hier ſehen wir auch noch den Verdacht des Ehebruchs; aber er iſt dadurch hervorgerufen, daß von der einen Seite her der Ehebruch wirkliche Abſicht war. Kommt es endlich von beiden Seiten zur Einwilligung in den Ehebruch, ſo iſt damit der Gipfel der Entzweiung erſtiegen. Hier hat die Poeſie nur die doppelte Wahl: entweder ſie läßt ſich die Liebenden im Schmachten nach einander verzehren, weil die Scheu der Sittlichkeit die Obmacht behält, oder die Liebenden ſündigen wirklich und gehen in ſchnellem Sturze unter. Das Erſtere iſt in allen Romanen der Fall, welche eine ähnliche Grundlage wie Goethe's Werther haben; in der gelungenſten Nachbildung deſſelben, die wir beſitzen, in Bulwers Falkland, iſt mehr das Weib, bei Goethe mehr der Mann geſchildert. Der Mittelpunkt dieſes Kampfes iſt in Goethe's Wahlverwandtſchaften enthalten. Was im Werther eine einfache Leidenſchaft iſt, erſcheint hier verdoppelt; was dort nur den Einzelnen betrifft, umfaßt hier eine Familie; was dort als ein Band des Gemüthes mit der Natur in unmittelbarer Friſche hervorſtrömt, iſt hier durch eine ſehr geübte Reflexion und die mannigfachſten geſelligen Verhältniſſe zur Melancholie des Nachdenkens geſteigert; Lotte iſt ein unbefangenes Naturkind; Ottilie iſt ein engelhaftes Weſen, das aber — ein Tagebuch führt. Durch die Klarheit des Selbſtbewußtſeins wird hier Alles geſchärft, aber auch wieder bis zum Elegiſchen gemildert. Wir unterſcheiden in dem Roman zwei Extreme, die ernſtgemeinte Ehe zwiſchen Charlotte und Eduard, den liederlichen Ehebruch der Baroneſſe im franzöſiſch frivolen Ton der höheren Stände. Hier iſt gar nicht der Wille der Ehe; dort iſt er wohl, aber in den Perſonen fehlt die Bedingung ſeiner völligen Realiſirung. So bewegt ſich Alles im Unmöglichen; jeder Rettungsverſuch birgt ſeine Vernichtung in ſich ſelbſt. Ich geſtehe, daß ich Alles, was den harmloſen Geiſt einer Ehe unter der unſchuldigſten Außenſeite vergiften, bis zur Unnatur verderben kann, in dieſem Roman zuſammengedrängt ſehe. Wohl weiß ich, daß gerade die Wahlverwandtſchaften für das Maximum Goethe'ſcher Unſittlichkeit gelten. Ein ſolches Urtheil iſt aber nur ein Beweis des gedankenloſen Abſprechens, worin unſere Kritik ſo verloren iſt, daß die Objecte, über welche ſie urtheilt, ihr nur nebelhaft vor Augen ſchweben. Ich brauche mich hier auf eine weitläufige Rechtfertigung des Romans nicht einzulaſſen, da wir Alle hoffentlich von der tiefen Lebensweisheit deſſelben, von der darin dargelegten wundervollen Offenbarung eines ſelbſtgeſchaffenen Fatalismus überzeugt ſind, und ich frage daher nur, ob nicht ſolche Verhältniſſe, wie darin geſchildert ſind, exiſtiren, ob nicht durchweg das Bewußtſein ſich zeigt, daß die Ehe „als der Anfang und Gipfel aller Cultur" aufrecht erhalten werden müſſe, ob nicht Eduard wie Ottilie, der Hauptmann wie Charlotte in unaufhörlichem Kampf mit ihrer Neigung begriffen ſind, endlich ob es für eine unentſchloſſen ſchwankende Sittlichkeit eine härtere Gerechtigkeit geben kann, als nach unzähligen halben Anſtrengungen elend hinzuſiechen, weil die verderbende Schwäche nicht von vorn herein mit Entſchiedenheit bekämpft wurde? Iſt wohl von allen dieſen Widerſprüchen etwas durch den Dichter verborgen, hat er uns nicht gerade den bodenloſen Abgrund der Sophiſtik eröffnet, mit welcher eine gern empfundene Leidenſchaft Verſtand und Willen bis zur kränklichſten Schwäche, ja bis zur Unnatur verbildet? Iſt einmal von Didaktik die Rede, ſo wüßte ich in der That ſo leicht kein Buch, das uns mehr aufreizen könnte, in Hinſicht auf die unendliche Bedeutung der Ehe alle Beſonnenheit aufzubieten, um weder uns ſelbſt noch Andere durch ſüße ſchmeichleriſche Nachgiebigkeit und zu ſpäten Kampf gegen ſo bald, ſo oft und leicht gefundene Wahlverwandtſchaften ein reines Glück zu zerſtören, als eben dieſen Roman. In ſolchen Verhältniſſen, wie im Werther und in den Wahlverwandtſchaften, bedürfte es nur der Auflöſung der Ehe; aber ſie eben wird vermieden, weil mit ihr ein Geſtändniß von der Halbheit derſelben abgelegt wurde. Wo nun die Liebenden aus der Geſinnung für einander zur That des Ehebruchs übergehen, da bleibt für das Gewiſſen gar kein Ausweg der Sophiſtik mehr übrig. Die Poeſie kann jedoch nur dann ein ſolches Verhältniß darſtellen, wenn ſie den Willen als mit ſic ſelbſt kämpfend entwickelt; er will das Eine nicht laſſen und das Andere auch nicht; ſeine innere Entzweiung muß ihn alſ verzehren. In aller Schroffheit hat die Kunſt dieſe Marter in jenem Trauerſpiel, das leidende Weib, welches dem unglücklichen Lenz zugeſchrieben wird, uns vor Augen gebracht. Hier ſehen wir eine Frau in den angenehmſten geſelligen Verbindungen ihr Mann iſt ein geachteter, ausgezeichneter Staatsdiener; ihre Kinder ſind allerliebſte Weſen; ſie ſelbſt die allgemein verehrte, überall triumphirende Liebenswürdigkeit. Allein zufällig wird der Herr von Brand, ihr Jugendgeliebter, ihr wieder nahe gebracht. Die alte, lang verdeckte, wie es ſchien, bereits vergeſſene Leidenſchaft lodert von Neuem mit der raſendſten Heftigkeit auf, und ſie erliegt der Verſuchung. Die gräßlichſte Pein über ihr Verbrechen foltert ſie und ihren Geliebten, denn Beide ſind von wahrhaft zärtlicher Achtung gegen den hintergangenen Ehemann durchdrungen. Es iſt natürlich, daß nur ihr Tod einem ſo zerriſſenen Zuſtande ein wünſchenswerthes Ende bereiten kann. — Der Untergang der Liebenden, ſei es, daß der Schmerz der unerquickten Sehnſucht ihnen das Mark ausſaugt, ſei es, daß die Qual des Gewiſſens ſie vernichtet, iſt von der Poeſie als das gewöhnliche Reſultat feſtgehalten. Aber die deutſche Poeſie beſitzt auch ein Werk, in welchem die Unſittlichkeit des Ehebruchs ſich in Sittlichkeit auflöſt. Dieſe merkwürdige Compoſition hält ſich am Dogma der katholiſchen Kirche von der Untrennbarkeit der Ehe. Ich meine hier der Gräfin Dolores Reichthum, Armuth, Schuld und Buße von Arnim. Die reizende junge Frau wird von einem Wüſtling planmäßig verführt; im Traum ſprechend enthüllt ſie ihrem Gatten das entſetzliche Geheimniß ihres zermalmten Gewiſſens. Karl will ſich erſchießen oder beſſer, von ihr, gleichſam durch einen Zufallſich erſchießen laſſen. Es ſchlägt fehl. Ihn in ſeiner Geneſung pflegend, von dem Bewußtſein ihrer Schuld zu Boden gedrückt, eröffnet ſie endlich ihr Inneres in einer erſchütternden Beichte. Nun hat Arnim meiſterhaft die allmählige Erſtarkung der Geknickten zur Sittlichkeit zu entwickeln gewußt. Die Erinnerung an die Schuld wird die Baſis der reinſten Demuth und Hingebung. Sie lernt ihren Gatten nun erſt wahrhaft kennen, nachdem ihr Gemüth in der Schule der Sünde und Reue zur Beſinnung geführt und von der Oberfläche des Vergnügens und der Gefallſucht zur Tiefe des Lebens gewendet iſt. Sie wird, nachdem der Schmerz ſie gereinigt, und ſeines Umgangs wieder würdig gemacht hat, das liebevollſte Weib und die aufopferndſte, aufmerkſamſte Mutter einer reichen Kinderſchaar.

Wir haben bis jetzt zuerſt den Ehebruch betrachtet, wie er ohne Reue als ein berechtigter, zweitens wie er als der unberechtigte im Kampf des Gemüthes erſcheint. Hierin zeigte ſich uns eine Steigerung. Einmal war der grundloſe Verdacht des Ehebruchs vorhanden; ſodann derſelbe Verdacht, aber hervorgegangen aus der einſeitigen Beabſichtigung des Verbrechens; endlich die Zuſammenſtimmung der Liebenden zum Ehebruch mit dem Unterſchied, daß ſie ihn nicht wagten und ſomit innerlich erkrankten oder, daß es wirklich dazu kam und ſie nun theils dem nothwendigen Untergang erlagen, theils zur Höhe ächter Sittlichkeit mittels der Buße ſich erhoben. Ungleich tragiſcher wird der Kampf, wenn der Ehebruch nicht bloß die Verletzung der Ehe überhaupt, ſondern mit dieſer zugleich eine Verletzung der Familienpietät in ſich begreift. Ueber die Ehe würden die Liebenden ſich vielleicht hinwegſetzen, dieſen Bund würden ſie im Drang ihrer Leidenſchaft vielleicht mit Füßen treten; allein die Pietät drängt ſich wie eine Mauer zwiſchen die tobendſten Wünſche und deren Realiſirung. Denn das Unnatürliche müßte gethan werden, und zu ihm ſich zu entſchließen, bedarf es viel für den Menſchen. Schon die Pietät gegen einen Herrn zu überſpringen, iſt eine harte Zumuthung, wie das Mittelalter im Ehebruch des Lancelot mit der Genievra, Goethe im Götz von Berlichingen im Verhältniß des Franz zur Adelheit und zu Weislingen dies Süjet behandelt haben. Auch die Pietät gegen die Liebe und ihre Eide iſt eine ſchwierige Colliſion, wie Goethe's Stella ſie uns vorführt, wo Ferdinand als die Mitte einer früheren und ſpäteren Verbindung nur im Tode eine Erlöſung findet. Allein weder im Ehebruch mit einer Herrin, auch wenn ſie die Königin iſt, noch in der Doppelehe, wo an der Heiligkeit des Eides gefrevelt wird, iſt die gräßliche Empfindung enthalten, welche die Verwüſtung der Familienpietät erregt. Die Poeſie darf hier nur dann den Ehebruch darſtellen, wenn er das Aeußerſte des Unnatürlichen vermeidet. Denn das abſolut Unnatürliche iſt der poetiſchen Form unfähig. In Goethe's Geſchwiſtern kann man erbangen, aber die düſtere Ahnung der möglichen Blutſchande löſ't ſich in dem Ende auf, wodurch die Neigung der Liebenden völlig gerechtfertigt wird. Wer aber wollte es unternehmen, die Geſchichte der Beatrice Condi poetiſch auszumalen — oder die Verbindung Nero's mit ſeiner Mutter? Freilich hat ein deutſcher Dichter, v. Lohenſtein, den Verſuch gemacht, das letztere Verhältniß in ſeiner Agrippina dramatiſch zu geſtalten; aber wir wiſſen auch, bis zu welchem Grad der Unnatur die ganze zweite ſchleſiſche Schule ſich verirrte, ſo daß es ein Leichtes ſein würde, aus ihren Werken eine Menge von Ehebruchsgeſchichten aufzuführen, welche ſämmtlich dem angegebenen Kanon entgegen ſind. In der berühmten Agrippina iſt der dritte Act, wo die Mutter den gegen ſie ſpröden Sohn zum Beiſchlaf zu beſtimmen ſucht, das Scheußlichſte, was man leſen kann. Es iſt daher nothwendig, daß das Verhältniß der Eltern und Kinder nicht das directe ſei. In der Poeſie des Mittelalters erinnere ich mich gar keiner Erzählung, worin dieſer Kreis der Pietät berührt würde. Die umfangreichſte ſeiner Ehebruchsgeſchichten iſt der Roman von Triſtan und Iſalde. Marke, Iſalde's Gatte, iſt Triſtan's Herr und Oheim; aber Iſalde liebte den Triſtan, bevor ſie Marke erblickt hatte, und überdies wird die ganze Liebe durch die Magie eines Zaubertrankes ebenſo entſchuldigt, wie etwa Helena's Entführung durch den ihr voraufgegangenen Streit der Göttinnen. *) Das Hauptverhältniß, das wir in der Poeſie antreffen, iſt deshalb die Ehe, in welcher eine jugendliche Stiefmutter mit einem jugendlichen Stiefſohn zuſammentrifft. Hier iſt eine Verzeihung möglich, da offenbar die Jugend ein gewiſſes Anrecht auf einander gibt, und die Ehe des Vaters Sohn und Gattin in ein entſchiedenes Mißverhältniß zu einander ſetzt. Schon Sophokles hat die Geſchichte der Phädra behandelt. Auch Euripides, auch Racine, deſſen Bearbeitung des Stoffs durch Schiller ein Eigenthum auch unſerer Bühne geworden iſt. In der antiken Auffaſſung iſt es freilich wieder Aphrodite, welche die Verſchmähung ihres Cultus an dem Jäger Hippolyt rächen will, die eine ſo glühende Leidenſchaft der Mutter zu ihm entzündet; als ſie unerwiedert bleibt, ſinkt Phädra zu der Gemeinheit herab, beim Theſeus den Sohn des Conates zum Ehebruch anzuklagen, gerade wie Suleicha dem Joſeph that. Umgekehrt iſt es in Schillers Don Carlos der Sohn, welcher die Stiefmutter liebt, allein durch ihre hohe Sittlichkeit von dem Verbrechen fern gehalten wird. Eine der ſchönſten Erzählungen des Lord Byron, die beſonders durch die reinſte Simplicität des Tones ausgezeichnet iſt, ſchildert uns den Ehebruch der Gattin des Grafen Nicolaus von Eſte mit ſeinem natürlichen Sohn. Der Vater entdeckt die verbrecheriſche Liebe; den Sohn läßt er enthaupten, Pariſina muß den Schleier nehmen. Die wahre Poeſie wird ſich in ſolchen Verwicklungen mit der ächten Sittlichkeit niemals in Widerſpruch zeigen. —

Die komiſche Geſtaltung des Ehebruchs darf dagegen auf die ſittliche Natur der Ehe nur obenhin reflectiren; ſie muß vom Geſchlechtstriebe als ſolchem, von der Sinnlichkeit ausgehen. Nur unter dieſer Bedingung wird der Ehebruch für die Poeſie lächerlich. Oder vielmehr, er an ſich, als Handlung der Sittlichkeit genommen, iſt nicht lächerlich, wohl aber die Form, wie

---

*) Ich enthalte mich hier genauerer Details, weil ich ſchon in meiner „Geſchichte der deutſchen Poeſie des Mittelalters“ (Halle, 1830) ausführlicher davon gehandelt habe.

er erſcheint. Durch ſie iſt es der Poeſie möglich geworden, ſogar den Ehebruch als gewaltſamen, als Nothzucht darzuſtellen. Dies iſt im Reinicke Fuchs geſchehen. Bereits in der lateiniſchen Abfaſſung dieſes Stoffs iſt dieſer Zug enthalten; die ſpätere Metamorphoſe deſſelben hat das Komiſche noch dadurch erhöhet, daß ſie Iſegrim ſelbſt zum Zuſchauer der Schändung ſeines Weibes macht, wie er in der Goethe'ſchen Behandlung im Anfang des eilften Geſanges es in eigener Perſon berichtet.

Als gemeine Thatſache aufgefaßt, iſt in der Welt gewiß nichts häufiger als Ehebruch aus dem einzigen Beweggrunde, die ſinnliche Luſt zu büßen, ohne ſich außerdem noch mit dem tieferen Gefühl leidenſchaftlicher, durch die Ehe eines Anderen gehemmter Liebe zu vermiſchen. Man könnte deswegen ſagen, daß bei der komiſchen Behandlung des Ehebruchs die Ehe gar nicht als wirklich exiſtirend gedacht, ſondern nur als ein Hinderniß vorausgeſetzt werde, das durch Verſtand und Gewandtheit, durch pfiffige Lüge und kluge Verſtellung aus dem Wege geſchafft werden muß. Und ſelbſt hierbei macht die Poeſie noch die Bedingung, daß von Seiten derer, welche die Ehe brechen, Neigung zu einander, mindeſtens eine joviale, gemüthvolle Sinnlichkeit Statt finde. Denn ſonſt würde ein bloßer Betrug, ein, wenn auch noch ſo liſtig ausgeführtes Verbrechen, wie es der Ehebruch doch immer bleibt, uns auf jeden Fall abſtoßen, weil wir uns für die handelnden Perſonen zu wenig intereſſiren würden. Allerdings kommt der ganz gemeine und gemüthloſe Ehebruch in der Poeſie ebenfalls vor, allein nur in der Satyre, welche die totale Zerſtörung einer volksthümlichen Sittlichkeit ſchildert, wie bei Juvenal und Perſius und Rabelais. Die erſte Erſcheinung einer ſolchen Entſittlichung, die Gegenſtand der Kunſt ward, finden wir in Griechenland, als die Tragödie die Reinheit der ſittlichen Principien mit anderen Motiven zu vermiſchen anfing. Es war die Zeit, wo Ehebruch das Familienleben zu verwüſten, wo gebildete Hetären gerade die geiſtreichſten Männer durch die anmuthigſte Kunſt des Umganges zu feſſeln, und die unnatürliche Rohheit der Päderaſtie alle Stände zu durchſchleichen begann. Ariſtophanes, der Verfechter heiliger, altmarathoniſcher Sitte, hat bekanntlich dieſen Wendepunkt der Tragödie im Euripides in den Thesmophorien ſcharf durchgezogen und gezeigt, wie das, was als tragiſch gelten ſoll, dem Inhalt nach komiſch iſt. Vorzüglich bitter äußert er ſich wegen der Phädra. Mneſilochos ſelbſt erzählt hier alle Ränke der Weiber, wie ſie, der ſchnödeſten Luſt ſich preisgebend, auch Hausknechte und Maulthiertreiber nicht verſchmäheten und an liſtigen Verhüllungsmitteln ihrer Schändlichkeit unerſchöpflich waren, Knoblauch zerkäueten, bleich auszuſehen, unter dem Vorwand des Bauchgrimmens vom Lager des Gatten zum Liebhaber ſich fortſtahlen u. dgl. m. Soll aber der Ehebruch mehr als ein vorübergehendes Moment in einer Dichtung ausmachen, ſoll er in einer abgeſchloſſenen Handlung als Centrum derſelben ſich entfalten, ſo treten die obigen Bedingungen ein.

Für dieſe Komödie iſt nun die Grundſituation die, daß der Ehemann ein alter Herr oder ein dummer Tropf, die Frau aber ein junges, feuriges, ſchlaues Weibchen ſei. Der andere Fall, daß das Weib alt, der Mann aber jung ſei, kommt in der Poeſie faſt gar nicht vor, denn ein altes wollüſtiges Weib iſt eine total häßliche Erſcheinung. Ariſtophanes hat in der Ekkleſiazuſon die abſolute Scheuſeligkeit der entfeſſelten Begierde alter Weiber an den Pranger geſtellt; jedoch nur in der attiſchen Komödie dürfte ein ſolcher Sansculottismus des Fleiſches möglich ſein. Der Mann iſt von Hauſe aus ſelbſtſtändiger und bleibt auch phyſiſch länger kräftig, weshalb die Leidenſchaft der Liebe ihn auch im Alter noch kleiden kann. Das Lächerliche liegt nur in dem Mißverhältniß der Form; die Würde des Greiſes contraſtirt zu ſcharf mit der ſpielenden Anmuth und Regſamkeit einer jungen Frau. Die Richter, welche ſich an der badenden Suſanna vergaffen und ſie unerhört des Ehebruchs anklagen, werden dadurch ein Spott. Karl Immermann hat dieſen Gegenſtand, der der Malerei von jeher eben ſo willkommen geweſen, als die Verliebung des David in die Bathſeba, in ſeinem Luſtſpiel, das Auge der Liebe, behandelt.

Bojardo erzählt nach den **Gestis Romanorum** die Geſchichte von dem Schloß, in welchem ein alter Geck ſeine blühende Gattin verbarg, und welche von Platen-Hallermünde in ſeinem Luſtſpiel, das Schloß der ſieben Thürme, erneuet hat. In Wielands Oberon finden wir eben dies Verhältniß in der reizenden Novelle von Gangolf und Roſette, und auf dem Gipfel im erſten Geſang von Byrons Don Juan, wo Julia den jungen Don Juan verführt, von ihrem Manne überraſcht wird, den Liebhaber unter dem Deckbett verſteckt hält, und nun gegen den Alten mit einer äußerſt moraliſchen Predigt über die Schändlichkeit ſeines Verdachts in Gegenwart der umherſtöbernden Polizeidiener losfährt, von denen natürlich kein einziger darauf kommt, den Ehebrecher im Bette ſelbſt zu vermuthen.

Bedenken wir, daß der alte Ehemann den Liebhaber mindeſtens nicht mehr ſo geläufig zu ſpielen vermag, als der junge Mann, dem ein ſolches Betragen natürlich iſt, bedenken wir, daß ſeine ſchon mit den Jahren gegebene Geſetztheit ihn in den zärtlichſten Momenten unwillkührlich zu einem **stilo caricato** zwingen, und endlich, um nichts zu verſchweigen, daß er ſeiner Frau in phyſiſcher Hinſicht ungleich ſein wird, ſo ſehen wir bald das Lächerliche eines ſolchen Contraſtes, und nehmen Partei für die junge Frau. Wir bedauern ſie, daß ſie ihre blühende Jugend bei einem verlebten Alten genußlos hintrauern, daß ſie keinen ganz gleichfühlenden Genoſſen haben, daß ſie das Koſen und Tändeln, den ganzen ſeligen Wahnſinn einer heißen leidenſchaftlichen Liebe entbehren ſoll. Das Höchſte iſt das töchterliche Gefühl einer dankbaren Verehrung, deren Ernſt das Spiel unterdrückt. Stellen wir uns die junge Frau recht lebhaft vor, ſo werden wir uns halb und halb bereit finden, dem zarten, lieblichen Kinde einigen Troſt zu ſchaffen, um ſie das Verdrießliche ihres langweilig-idylliſchen Zuſtandes vergeſſen zu machen. Kommt noch hinzu, daß der Ehemann, indem er etwa ſeiner Impotenz und Unliebenswürdigkeit ſich bewußt iſt, ſeine theure Hälfte mit grämlicher Eiferſucht bewacht, daß er ihr auch unſchuldige Vergnügungen verſagt, daß er ſie in Bezug auf das Zuſammenſein und den Umgang mit anderen Männern in einer ewigen Quarantaine hält, ſo iſt keine Frage, daß wir uns ganz auf die Seite der jungen Frau ſchlagen und ſie als die Märtyrin eines unverſtändigen Argos verehren. Macht nun ſchon der grundloſe Verdacht eines in dieſem Verhältniß eiferſüchtigen Gecken uns herzliches Vergnügen, ſo ſind wir auch nicht abgeneigt, den wirklichen Ehebruch mit Schadenfreude gegen ihn ausführen zu ſehen. In dieſer Sphäre hat Cervantes mit ſeiner Novelle, der eiferſüchtige Eſtremadurer, den Preis errungen.

Wenn die tragiſche Auffaſſung des Ehebruchs den Widerſpruch der Leidenſchaft mit der Heiligkeit der Ehe zeigt, ſo kann, wie geſagt, die komiſche Darſtellung des Ehebruchs das eheliche Band nur als einen Vertrag, als eine äußerliche Einheit erſcheinen laſſen. Jede Erinnerung an eine tiefere Verpflichtung, jede Hinweiſung auf die der Idee nach abſolute Unverletzlichkeit der Ehe würde den Eindruck des Komiſchen ſtören. Daher kommt es auch, daß der unnatürliche Ehebruch von der komiſchen Behandlung ſchlechthin ausgeſchloſſen iſt. Aus dieſem Grunde iſt das angegebene Verhältniß das einzige, in welchem wir durch eine gewiſſe Gerechtigkeit für das Unrecht ſchadlos gehalten werden, was darin der Ehe als einer eben ſo ſehr ſinnlichen wie geiſtigen Einheit durch das Fehlen des Momentes der Sinnlichkeit gethan wird. Ja, man muß behaupten, daß die Heirath des Alten ſelbſt das wahrhaft Unſittliche iſt, was durch dieſe andere Unſittlichkeit gleichſam corrigirt und wieder in's Gleiche gebracht wird, indem wir unſere Luſt daran haben, daß der alte verliebte Thor, ſeiner Würde vergeſſend, ſinnlichem Genuß ergeben, von der liſtigen und erfindungsreichen Gattin durch ihre Untreue beſtraft wird.

Doch iſt auch der Fall denkbar, daß die Frau im Einverſtändniß mit ihrem Manne handelt. Sie kirrt den Ehebrecher nur, um ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel oder ſonſt auf andere ſchmähliche Weiſe abtrollen zu laſſen. Dieſen Stoff hat die Poeſie dann beſonders gern behandelt, wenn der Ehebrecher ein Pfaffe oder wenigſtens ein pfäffiſch geſinnter Frömmler iſt, wie der Molièriſche Tartüffe. Ja, wie die tragiſche Poeſie uns eine Ueberwindung des Ehebruchs, einen Uebergang vom Unſittlichen zum Sittlichen gezeigt hat, ſo iſt auch im Komiſchen eine ſolche Geſchichte vorhanden. Ich meine die italieniſche Novelle, welche Goethe in die Erzählungen der Ausgewanderten aufgenommen hat, wo der junge Doctor das üppige, einſamgelaſſene junge Weib durch Hungern zur Tugend bekehrt, ein Ausgang, der ſich bei dem Beginn der Geſchichte ſchlechterdings nicht erwarten läßt.

Ueber den Mechanismus der komiſchen Behandlung dieſes Stoffs bemerke ich noch Folgendes. Zu den Handelnden, den beiden Gatten und dem Ehebrecher, tritt häufig noch eine Perſon hinzu, welche vorzugsweiſe die Schwierigkeiten fortzuräumen hat, die bei der Realiſirung des Verbrechens der Luſt die Thür zu verſperren drohen. Dieſe Perſon iſt nichts, als der reinſte, umſichtigſte Verſtand und immer entſchloſſene Wille. Für Alles weiß ſie Auskunft; kein Hinderniß, wie unüberwindlich es ſcheine, ſchreckt ſie zurück. Bald ſind die Liebenden zu ermuthigen; bald iſt der allein verbliebene alte Narr zu unterhalten, damit er nichts merke; bald iſt Geld anzuſchaffen, um der jungen Frau Geſchenke zu machen und ſie damit zu feſſeln; bald iſt ein liebeflüſterndes Billetchen unbemerkt abzugeben; bald muß Schildwacht geſtanden, bald ein Einfall, eine Spazierfahrt, eine Krankheit, ein nothwendiger Beſuch und dergleichen erſonnen werden, Raum für eine Schäferſtunde zu gewinnen; genug, es giebt für dieſe vermittelnde Perſon unaufhörliche Arbeit, bei welcher uns die zähe Beſonnenheit in der Gefahr und die verſchmitzte Löſung verwickelter Umſtände angenehm unterhalten, möge nun dieſe Perſon eine Amme, ein Kammermädchen, eine Kupplerin, ein Bedienter, ein Gärtner, ein Mönch und Derwiſch oder ein Barbier ſein. Unter den von Le Grand herausgegebenen Fabliaux iſt in dieſem Bezuge die Geſchichte der Frau Auberée eine der niedlichſten, die den Charakter der Kupplerin vortrefflich zeichnet.

Ich will nicht mit näheren Angaben einzelner Poeſieen aus dieſem Gebiet ermüden. Es ſind ihrer ſo unzählige und ſo pikante, daß eine angemeſſene Auswahl ſehr ſchwer fällt. Die wahre Geburtszeit derſelben iſt das Mittelalter geweſen. Denn im Orient wirkte die Sitte des Harems, in der antiken Welt das ungenirte Concubinat und die Männerliebe der ehelichen Eiferſucht ſehr entgegen, welche für den Effect des Komiſchen unentbehrlich iſt. Im Mittelalter dagegen trat die Idee der unbedingten Monogamie entſchieden hervor und ſteigerte ſowohl die Unſittlichkeit des Ehebruchs als die Empfindung der Eiferſucht. Die Mehrzahl der intereſſanten Anekdoten, die unter dem Namen der Contes und Fabliaux bekannt ſind, drehet ſich um den klug angefangenen Ehebruch in allen erdenklichen Wendungen, namentlich auch in der, daß die Liſt des einen Gatten die des anderen noch überbietet. Vor allen Anderen ſei es mir erlaubt, hier zum Schluß an Boccaccio zu erinnern, als an denjenigen, der ſolche leichtfertige Hiſtörchen, mit den derbſten Zoten gewürzt, am zierlichſten und anmuthigſten vorzutragen gewußt hat.

Die Napoleoniden.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

K. G. Jacob.

Als der Bellerophon den Kaiſer wider ſeinen Willen von Frankreichs Küſten nach St. Helena entführte, blieb die mannigfache Verzweigung und Verſchwägerung ſeines Blutes in Europa zurück, Namen von verſchiedenem Werthe, zum Theile Glückspilze, die neben den Fußtapfen des Kaiſers aufgeſchoſſen waren. Noch lebte ſeine Mutter, Lätitia, einſt **Madame Mère** genannt, noch ſeine Brüder Joſeph, Lucian, Ludwig, Hieronymus, noch die Schweſtern Caroline, Pauline, Eliſe, noch die Kinder der Gattin, die einſt ſein Glück gegründet hatte, Eugen Beauharnais und Hortenſia, noch die dem Großherzoge von Baden vermählte Stephanie, die Nichte des Kaiſers, noch Joachim Murat, der Schwager, und Cardinal Feſch, der Oheim des Kaiſers. Dieſe Napoleoniden ziehen ſich ſeitdem durch die Tagesgeſchichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, die auf St. Helena ihren Untergang gefunden hat. Von ihnen fiel wenige Monate ſpäter als das Opfer eines abentheuerlichen Unternehmens Murat auf der Küſte des Landes, das er noch in demſelben Jahre das ſeinige genannt hatte. Faſt noch zehn Jahre überlebte den Stiefvater Eugen Beauharnais, der edelſte unter den Napoleoniden. Er war des Kaiſers Augapfel, ſeine Sanftmuth ſchmeichelte ſich in Napoleons weichere Empfindungen ein, ſeine Anſtelligkeit war eine vortreffliche Gewährleiſtung für die Gunſtbezeigungen, welche der Kaiſer auf ihn häufte. Von ſeinen Feldherrntugenden zeugen alle napoleoniſchen Feldzüge, ſeine Menſchlichkeit kannten die Länder, durch welche ihn der Krieg führte. In einem ſo militairiſch ſtreng zuſammengehaltenen Gouvernement, als das Königreich Italien war, hatte der Vicekönig Gelegenheit genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeeren durch Friedenspalmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Gegenſatz zu dem ſeinigen bilden ſollte, daß es nicht Maske war, ſondern Naturell, und fürchtete daher auch die Vergötterung nicht, die Italien, gleich excentriſch in der Liebe wie im Haſſe, ſeinem Stellvertreter zollte. Des Prinzen Verbindung mit einer deutſchen Fürſtin, nicht minder ſein eigner Werth, rettete ihn bei dem Zuſammenſturze der Kaiſerherrſchaft. Er lebte in München geliebt und geachtet, und es war daher eine ſeines Verdienſtes würdige Huldigung, daß ein ausgezeichneter Dichter Deutſchlands in dem „Trauerſpiele in Tyrol“ ſeines Namens Gedächtniß gefeiert hat. An dem Haupte ſeines älteſten Sohnes ſtreifte die griechiſche Krone vorüber, dann die belgiſche, dann hatte Prinz Auguſt, der Sproß des jüngſten europäiſchen Fürſtenhauſes, die Braut des Oceans heimgeführt und war (leider nur für wenige Monate) der Gemahl der Königin Maria von Portugal geworden, deren Thron einer der älteſten in der Chriſtenheit iſt. Eine ſeiner Schweſtern trug einige Zeit die braſiliſche Krone, eine andre iſt Erbin der ſchwediſchen und eine dritte Erbin des Hechingiſchen Thrones.

Wenden wir uns zu den noch lebenden Napoleoniden. Mögen ſie immerhin nur kleinere Funken des zerſprungenen Sterns Napoleon ſeyn, ſo gehörten ſie doch weſentlich in die große Univerſalmonarchie Napoleons, und ihre Erſcheinung behält fortwährend ein bedeutendes Intereſſe für die Gegenwärtigen, wenn gleich dieſe Familie eine Verlaſſenſchaft ohne Nache iſt, ungleich hierin den engliſchen Prätendenten des Hauſes Stuart oder den franzöſiſchen aus dem Hauſe Bourbon.

In Rom auf der Via San Romoaldo wohnt die fünf und achtzigjährige Mutter des Napoleoniſchen Geſchlechts. Jener Trojaniſchen Hecuba vergleichbar, hat ſie erſt den großen Sohn überlebt, dann des Sohnes Sohn, und iſt mitten unter den Trümmern der ewigen Stadt ſelbſt zur Ruine geworden. Dort liegt ſie, wie Reiſende ſchreiben, auf einem bettartigen Sopha, (weil der Bruch eines Schenkels, den man gefürchtet hatte, wieder einzurichten, ſie zum immerwährenden Liegen nöthigt); ihr dürrer Leib iſt in weite Shawls gewickelt, ſie ſelbſt faſt blind, aber ohne Prophezeihung, doch ſonſt lebhaft und geſchwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Geſpräch mit Onkel Feſch, wie einſt im Palaſt Elyſée in Paris oder mit Fremden, die ſie gern bei ſich ſieht. Onkel Feſch, dieſer verſchlagene Prieſter mit dem rothen Hute, will noch jetzt die Dinge immer beſſer wiſſen, als Napoleon; er beweiſt der Matrone, wie es der todte Kaiſer hätte anfangen ſollen, wie Alles gekommen ſein würde, wenn er auf ihn gehört, wie er aber immer tollkühn und tyranniſch geweſen wäre. Hier ſeufzt Madame Lätitia, aber der weiſe Cardinal fährt grauſam fort: ich hatte den Papſt in der Hand, der es ſo gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich ſchloß das Concordat, welches dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können, aber wollte er denn?" Und wie auch die Mutter ſeufzt, ſo ſchilt Feſch doch fortwährend auf den Kaiſer, der ſie Alle unglücklich gemacht habe. Und, ſo fragen wir billig, was wäre denn auch Feſch geworden, wenn Napoleon nicht geweſen wäre?*)

Sonſt genießt aber Madame Lätitia einer großen Verehrung bei allen ihren Kindern. In dieſer Beziehung beſteht noch ganz das alte Verhältniß, wie in der Zeit des Kaiſerreiches. Damals zeigte ſie ſich als Frau von einem ſehr beſtimmten Charakter, der oft in Hartnäckigkeit übergehen konnte; von Herzen war ſie gut, im Aeußern kalt, ſehr verſtändig und ſehr aufmerkſam, daß man ſie nach Gebühr ehrte. In den Briefen eines Verſtorbenen wird aus guter Quelle eine Scene geſchildert, die vor Napoleons Krönung Statt hatte, als man ihr einen Stuhl hingeſetzt hatte, während für die übrigen weiblichen Mitglieder der Familie Tabourets hingeſtellt waren. Zornroth drang ſie in das kaiſerliche Cabinet und erklärte, daß ſie augenblicklich den Saal verlaſſen würde, wenn ihr nicht ein Fauteuil gegeben würde, daß ſie aber vorher laut den Grund ihrer Handlungsweiſe angeben wolle. Und Napoleon ſah ſich genöthigt nachzugeben. Charakteriſtiſch iſt, daß ſich bei der Heirath mit Maria Louiſe genau derſelbe Vorfall wiederholte, die zu ſehr eingeſchüchterte und gedemüthigte Mutter aber damals nicht mehr den Muth hatte, zu widerſtreben. Unter ihren Söhnen iſt ihr Lucian der liebſte, aber auch die andern ſind ihr lieb, Hieronymus iſt immer noch das verzogene Kind des Hauſes; auf den Herzog von Reichſtadt hatte ſie alle ihre Hoffnungen und den ganzen mütterlichen Stolz, mit dem ſie in ihrer Zurückgezogenheit an Napoleon dachte, übergetragen. Daher hat ſie auch ſein Tod auf das Schmerzlichſte bewegt. Jetzt ſpart ſie für ihre Kinder und Enkel: den erſtern gab ſie auch früher viel im Geheimen, und nach der Schlacht bei Waterloo bot ſie dem Kaiſer ihr ganzes Erſpartes an, um ſeinen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Sie würde ſich zu dieſem Zwecke ohne Murren auf ſchwarzes Brod beſchränkt haben. In Paris lebte Madame Lätitia ſehr genau, faſt geizig, doch ſtand ſie bei feſtlichen Gelegenheiten nicht hinter den andern Mitgliedern der Familie zurück. Von ihrem Einkommen legte ſie große Summen zurück; man will jetzt wiſſen, ſie habe des Sohnes Fall im voraus geahnet und ſich und die Ihrigen für kommende Zeiten ſchützen wollen. Doch beſitzt ſie nicht ſo viele Millionen, als man ihr zuſchreibt, und die Herzogin von Abrantes behauptet, ſie habe erſt ſeit dem Jahre 1807 eine Million jährlich erhalten, und beſitze jetzt 80,000 Fr. an Renten. Gewiß iſt, daß ſie im hohen Alter vielen Genüſſen ihres frühern Lebens entſagt hat, und in dieſer Beziehung als eine ſehr achtungswerthe Frau erſcheint.

---

*) Vergl. Allgemeine Zeitung, 1834. Nr. 467—70, 472, 473, wo ſich ein Aufſatz unter ähnlicher Ueberſchrift, wie der unſrige befindet. Wir konnten denſelben indeß nur an einigen Stellen benutzen, da ſeine Tendenz und die oft zu ſpitzige Manier, in welcher er abgefaßt, mit unſerm Plan nicht vereinbar ſchienen.

Die acht Kinder der Madame Lätitia hatten allerdings eine gewiſſe Familienähnlichkeit, bei großer Verſchiedenheit unter den Einzelnen. Es waren dieſelben Züge, dieſelben Augen, derſelbe Schnitt des Kopfes, derſelbe Ausdruck (nur mit Ausnahme des Kaiſers), und doch war die Form des Körperbaues außer allem Verhältniß. So war die Prinzeſſin Pauline Borgheſe eine höchſt anmuthige Nymphe, wie die Statue Canova's, die über ſie ſelbſt modellirt iſt, hinlänglich zeigt, während die Prinzeſſin Eliſe ſchlecht gebaut war, und Arme und Beine hatte, die gar nicht an ihren Körper zu gehören ſchienen. Ebenſo waren Napoleon, Joſeph und Ludwig zwar klein, aber vollkommen gut gebaut, Lucian aber und Hieronymus zeigten denſelben Contraſt, wie die Schweſtern, indem Hieronymus den Kopf zwiſchen den Schultern trug und Lucian im Vergleich zu ſeinen Brüdern ſehr groß iſt.

Wie im Körperlichen, ſo gab es auch im Innern in dieſer Familie häufige Störungen und Mißhelligkeiten. Zuſammen taugten die Geſchwiſter wenig, in der Entfernung ſchien das gemeinſame Band feſter zu werden und Jedes nicht blos an ſich zu denken. Denn darin begegneten ſich ihre Gedanken. Dieſe Mißhelligkeiten wurden zuvörderſt durch den großen Haß und die elendeſten gegenſeitigen Intriguen zwiſchen der Familie Napoleons und der Kaiſerin Joſephine veranlaßt, welche auch zuletzt das Opfer davon ward. Bourienne's Memoiren und in gewiſſer Beziehung noch mehr die der Herzogin von Abrantes ſchildern dieſe Dinge mit großer Lebendigkeit. Napoleon nahm früher ſtets die Partie ſeiner Frau und ward dafür von ſeiner Mutter oft ins Angeſicht und in den gröbſten Ausdrücken geſcholten. Aber als Joſephine kinderlos blieb, und als ſie ſich nicht entſchließen konnte, auf Lucian's und Fouché's ſchamloſe Vorſchläge einzugehen, um dem Reiche einen Erben zu verſchaffen, da fand freilich wohl leichter die Verläumdung einen Zugang bei Napoleon, wenigſtens widerſtand er weniger den Anfeindungen ſeiner Geſchwiſter, ohne jedoch Joſephinen ganz zu vergeſſen. Mit Recht konnte ſie daher nach ihrer Scheidung an ihre Tochter Hortenſia ſchreiben, daß ſie dem Kaiſer das größte

Opfer gebracht habe, die Neigungen ihres Herzens, und daß ſie überzeugt ſei, er werde ſie nie vergeſſen. Ihren Kindern, Eugen und Hortenſie, blieb dafür Napoleons Gunſt ganz ungeſchwächt.

Ueberhaupt liebte Napoleon die weiblichen Mitglieder ſeiner Familie mehr als die männlichen, ſeine Brüder. Freilich erkannten auch wohl die Schweſtern mehr den Abſtand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder und kleideten ſich gern in den Prunk ſeines Ruhmes, wenn er ihn nicht ſelbſt zur Schau tragen wollte. Daher nahm er auch ihren Beifall für überirdiſche Weiſſagung, wie einſt die alten Gallier, ihr Widerſtand imponirte ihm oder machte ihn lachen, ihr heißes Blut verzieh er ihnen und entſchuldigte es durch ſein eignes. Aber zu ſchaffen machten ſie ihm auch genug, namentlich als er anfing, ſeine Dynaſtie in die Reihe der regierenden Häupter eintreten zu laſſen, da war Eliſe die erſte, welche der Kaiſer zur Herrſcherin erhob, indem er ihr die Republik Lucca ſchenkte und ſie zum Fürſtenthume machte. Als Caroline Murat ihre Schweſter ſo geſchmückt ſah, ſtrebte ſie gleichfalls nach einem Diademe. Sie wurde Großherzogin von Berg. Jetzt kam Pauline an die Reihe, um die der Kaiſer einen wahrhaften Krieg zu beſtehen hatte, bis er ſie zur Herzogin von Guaſtalla erhob. Und dann fand Caroline doch ihr Großherzogthum zu klein und hätte dafür lieber ein kleines Königreich gehabt, Eliſe fand, daß Lucca und Piombino erbärmliche Fürſtenthümer wären, Pauline beklagte ſich nicht minder, und ſo hörte der Kaiſer lauter Klagen. „Nun,“ ſagte er,*) „was ſoll denn das Alles bedeuten? Warum ſind dieſe Damen nicht zufrieden? Es ſcheint wahrhaftig, als ſollten wir die Hinterlaſſenſchaft des ſeligen Königes, unſers Vaters, vertheilen.“

Von den drei Schweſtern lebt jetzt allein noch Caroline Murat, unſtreitig die bedeutendſte und die am meiſten Aehnlichkeit mit ihrem Bruder hatte. Eliſe Bacciochi, die Großherzogin von Toskana, war nicht ſchön, ſehr ſtark und knochig gebaut, aber von ſtolzem Geiſte, lebhaft und leicht auffahrend, recht im Gegenſatze zu ihrem Gatten, der ein ſehr friedfertiges Geſchöpf war und alle Regierungsangelegenheiten gern ſeiner Frau überließ.*) Eben ſo hätte ſie auch gern über ihre Schweſtern, als die älteſte, eine Art von Herrſchaft ausgeübt, und veranlaßte dadurch, ſo oft ſie ſich in Paris befand, mehrfache Zänkereien, ja ſelbſt dem allmächtigen Bruder wagte ſie zu widerſprechen. Als ſie nach dem Sturze des Kaiſerreiches alle ihre Beſitzungen im Jahre 1814 verloren hatte, nannte ſie ſich Gräfin Compigniano und lebte auf einem Landgute Viſſentino bei Trieſt, wo ſie am 6. Auguſt 1820 ſtarb. Der einzige Sohn aus ihrer Ehe, Friedrich Napoleon, ſtarb am 7. April 1833 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde zu Rom; ihre witzige, lebhafte Tochter Napoleone Eliſe iſt an den Grafen Camerata, einen der reichſten Grundbeſitzer in der Mark Ancona, verheirathet.

---

*) Memoiren der Herzogin von Abrantes, IX., 79. (Deutſche Ueberſ.)

Von allen Schweſtern war Pauline die reizendſte. Ihre außerordentliche, ganz vollkommene Schönheit, ſagt die Herzogin von Abrantes, die in ſolchen Fällen auf vollgültiges Urtheil Anſpruch machen kann, läßt ſich eigentlich gar nicht ſchildern. Alles war an ihr reizend, jede Bewegung des Kopfes, jede Verneigung, man erkannte bei jedem Schritte, wie ſchön und untadelhaft ſie gebaut war, nur das Ohr, dem der gebogene Rand fehlte, war eine Unvollkommenheit der höchſt anmuthigen Figur. Daher war ſie auch, ſobald ihr Bruder Napoleon groß und einflußreich geworden war, unwiderſtehlich für jeden Mann, den ſie an ihren Triumphwagen feſſeln wollte. Eine durchaus neue, ſehr elegante Toilette, die uns von der genannten Schriftſtellerin ausführlich beſchrieben worden iſt, erhöhte ihre Reize und machte alle Frauen auf den Bällen übel gelaunt; ja ihre Putzliebe ging ſo weit, daß ſie in ſpäterer Zeit, wo ſie ſich bisweilen in Nizza aufhielt, dort einen eignen Poſtenlauf hatte einrichten laſſen, um die neuen Moden möglichſt ſchnell aus Paris zu erhalten. Aus der Mitte von Feſten und Vergnügungen folgte ſie ihrem erſten Gatten, dem General Leclerc, im Jahre 1801 nach St. Domingo. Es iſt bekannt, wie unglücklich dieſer Feldzug für Frankreich von Napoleon ausgedacht war und ein wie unglückliches Ende derſelbe hatte. Der Krieg mit den Negern ſowohl, als das gelbe Fieber, zernichtete eine der ſchönſten Armeen, die Frankreich damals hatte. Der Obergeneral ſelbſt erlag der Seuche am 23. Novbr. 1802. Aber Pauline Bonaparte blieb durch ſolche Leiden ungerührt. Sie ſpielte auf St. Domingo die Rolle einer Cleopatra und ſoll in der Wahl ihrer Antonius nicht allzu ekel geweſen ſein, denn von jetzt an fügte ſie zum Ruhme der Schönheit auch den der Ausgelaſſenheit. *) Das Auffallendſte war, ſo berichtet der franzöſiſche Geſchichtſchreiber dieſer Expedition, **) daß ſie recht eigentlich damit umging, der Seuche durch Feſte zu trotzen, wo Tanz, Muſik, Luſt und wollüſtige Freuden ihren Schritten folgten, während rings um ſie der Tod ſeine Grabesfackel leuchten ließ. Am Abend wurde getanzt, am folgenden Morgen ſtarben die Tänzer. „Das ſind jetzt unſre letzten Augenblicke,“ pflegte ſie wohl zu ſagen, „wir müſſen ſie in Freude, Luſt und jeder Art von Ergötzlichkeiten zubringen.“ Mit den Trümmern des franzöſiſchen Heeres kehrte ſie nach Frankreich zurück; ſie war ſchön wie ein Engel in ihren ſchwarzen Trauerkleidern, aber nicht mehr die reizende, friſche Paulette (wie ſie in den vertrauteſten Zirkeln genannt ward), ſie trug ſchon den Keim der furchtbarſten weiblichen Krankheit in ſich. Sie verheirathete ſich zwar im Jahre 1803 mit dem Prinzen Camillo Borgheſe, den ſein kaiſerlicher Schwager zum General-Gouverneur in den Departements jenſeits der Alpen ernannte; aber die Heirath mit einem ganz unbedeutenden Manne (er iſt am 9. May 1832 geſtorben) gab ihr bloß einen fürſtlichen Namen, da ſie ſelbſt in Paris blieb, wo ſie bald für die ausſchweifendſte in der ganzen Familie galt. „Geſchrieben,“ ſagte Napoleon auf St. Helena, „hat Pauline keinen Roman, aber genug deren geſpielt.“ Die Läſterchronik jener Zeit hat wohl Vieles noch vergrößert, ſie ſogar eines unnatürlichen Verhältniſſes mit ihrem Bruder Napoleon angeklagt. Aber daß ſie höchſt zügellos lebte, bezeugt unter andern auch der Graf von Schlitz, genannt Görz, der ſich in Angelegenheiten der Herzoge von Meklenburg im Jahre 1806 in Paris aufhielt. Ihre körperlichen Leiden nahmen in Folge dieſer Ausſchweifungen zu, und nicht ſelten ſah Graf Schlitz bei ihr, die noch äußerlich reizend war, wie das Reizendſte im Schimmer des Juwelenſchmuckes, die Grazie der Miene plötzlich ſich in den Ausdruck des Schmerzes verwandeln, wenn bei einer Bewegung der innere Schmerz die Gefallſucht beſiegte. In den folgenden Jahren wich ſie faſt nicht von ihrer chaise longue und nahm an Tanz und andern Feſtlichkeiten keinen Antheil mehr. Krank und matt ſaß ſie da, wie ein Götzenbild, ſie, die einſt die Schönſte der Schönen geweſen war.

---

*) Ebendaſ. III. 220. Antommarchi's Memoir. I. 327. flgd. Fouché, I. 246.

---

*) Memoiren eines deutſchen Staatsmannes (Graf Schlitz, genannt von Görz) S. 218. 237.

**) Metral im 3. Buche ſeiner Histoire de l'expédition franc. à St. Domingo. Paris 1815.

Nach der Zertrümmerung des Kaiſerreiches mußte Pauline Borgheſe Frankreich verlaſſen und nahm ihren Aufenthalt in Florenz, wo ſie am 9. Junius 1825 geſtorben iſt, in bitterm Unmuth über das Exil ihres Bruders, zu deſſen Pflege ſie ſo gern nach St. Helena gegangen wäre. Kinder hat ſie nicht hinterlaſſen.

Die dritte, noch lebende, Schweſter Napoleons, Marie Annunciade Caroline, verſtand beſſer als ihre Schweſtern in die Plane und Abſichten des herrſchenden Bruders einzugehen. Sie war zwölf Jahre alt, als ſie mit ihrer Mutter von Marſeille nach Paris kam und ſchon damals ein ſchönes Kind. Späterhin war ihre Schönheit nicht ſo blendend, als die ihrer Schweſter Pauline, doch war ihr Geſicht außerordentlich friſch, ihre Haut weiß und zart, die Zähne glänzend weiß, ihre Schultern voll und weiß, jedoch zu hoch, daß der Kopf zwiſchen ihnen wie eingekeilt war und ſie in der Tragung und Bewegung deſſelben nicht die Grazie zeigen konnte, welche Frauen und vorzüglich Prinzeſſinnen ſo wohl anſteht. Man weiß, daß Napoleon eine ſehr ſchöne, weiße Hand hatte und ſogar eitel auf dieſelbe war. Seine Schweſter Caroline hatte, wie die Herzogin von Abrantes verſichert, dieſelbe weiße und entzückend ſchöne Hand. Zu dieſen äußern Annehmlichkeiten kam Geiſt und Lebendigkeit, wodurch Caroline Bonaparte bereits im Jahre 1799, als ſie ſich mit ihren Brüdern in Mailand oder in Rom aufhielt, die Aufmerkſamkeit Joachim Murat's, der damals Bonaparte's erſter Adjutant war, auf ſich zog. Auch ihr gefiel der ſchöne Mann mit dem ſtolzen Blicke und der aufbrauſenden Kühnheit.

Bald nach dem 18. Brumaire (10. Novbr. 1799) veranlaßte Joſephine ſelbſt Murat, bei dem erſten Conſul um die Hand ſeiner Schweſter anzuhalten. Bonaparte ſah den Antrag ungern, nach Bourienne war es ihm anſtößig, daß Murat der Sohn eines Gaſtwirthes war, nach dem Berichte der Herzogin von Abrantes aber hätte er lieber die Hand ſeiner hübſchen Schweſter benutzt, um einen General, wie Moreau oder Augereau war, um ſo feſter an ſich zu ketten. Er gab indeſſen nach, und am 20. Januar 1800 ward Caroline Bonaparte Madame Murat. Sechs Jahre darauf ward ſie Großherzogin von Berg.

Als ſolche begann ſie nun einen Hof ſich zu bilden und an öffentlichen und Privatangelegenheiten lebhaften Antheil zu nehmen. In der Intrigue war ſie Allen überlegen, eine boshaft reizende Zauberin, aus deren Auge einladend eine ſchelmiſche Fröhlichkeit winkte, die auch nicht ohne Sinnlichkeit war, aber dieſe den Zwecken des Eigennutzes und des Ehrgeizes unterzuordnen verſtand. Die eheliche Treue hat ſie nicht rein bewahrt, ſelbſt die Männer ihrer Freundinnen, wie Junot, zu verführen, nahm ſie nicht Anſtand;*) aber auch Murat hielt Alles für erlaubt, wenn es auf die Befriedigung ſeiner Triebe ankam, und ſündigte dann wie gegen die Geſetze des Staats, ſo auch gegen die der Ehre. Der Schweſter ſah der Bruder Alles nach, da ſie ſonſt ſeinem Hofe durch Anmuth und Schönheit Ehre machte, da ihr Verſtand ſcharf war, und ſie, wenn auch ohne alle Bildung und ununterrichtet, Menſchen und Verhältniſſe in ſeinem Geiſte aufzufaſſen verſtand. Um ſie bewegte ſich Alles, was der Hof Junges und Schönes hatte, und die Feſte, welche ſie im Palaſt Elyſée kurz vor dem Ausbruche des ſpaniſchen Kriegs zu geben begann, zeichneten ſich vor allen durch Fröhlichkeit und Eleganz aus. „Es war wirklich eine allerliebſte Zeit,“ ſagt die Herzogin von Abrantes im Gefühl ihrer entſchwundenen Herrlichkeit, „ſich den Tag zu vertreiben. Immer war Leben, immer wurde Toilette gemacht.“

---

*) Junot's Gattin ſagt dies ſelbſt in ihren Memoiren, IX. 249. flgd. Aber die Erzählung von den politiſchen Umtrieben der Herzogin von Berg (ebendſ. S. 279.) bedarf noch anderweitiger Beſtätigung.

Aus dieſen Feſten riß ſie die Ernennung ihres Mannes zum König von Neapel im Jahre 1808. Sie war mehr als glücklich, endlich einmal auf einem Königsthrone ſitzen zu können, denn der herzogliche Stuhl von Cleve und Berg blieb doch nur ein Stuhl. Daher hatte ſie ſich auch wenig um dieß Land gekümmert. Anders war es in Neapel. Murat war nicht zum Regenten geboren, ſein kriegeriſcher Muth reichte hier nicht aus. Dazu kam ſeine unglückliche Stellung als Vaſall Napoleon's, der ohnehin, wie alle Franzoſen, im Lande nicht beliebt war; er mußte Soldaten zu Napoleons Kriegen ſtellen und ſie ſelbſt mitfechten, ſtatt ſein Reich zu beherrſchen, weßhalb ihn auch die Neapolitaner **il grenadiere** nannten. Um ſo mehr war ſeine Gemahlin dem Berufe einer Königin gewachſen. Urtheilte doch Talleyrand von ihr, daß bei ihr Cromwells Kopf auf den Schultern einer ſchönen Frau ſäße. Hohe Ideen, Scharfſinn, unübertreffliche Geſchäftigkeit und große Liebenswürdigkeit gab ihr die Natur. Nichts fehlte ihr, als die Kunſt, ihre Herrſchſucht zu verhüllen (auch darin war ſie dem Bruder ähnlich), beharrliche Geduld bei Verfolgung ihrer Zwecke und die Macht, ihre Spottſucht zu zügeln, ein Fehler, den ſelbſt die Herzogin von Abrantes nicht verleugnen kann. So griff denn Caroline in Neapel thätig in einzelne Theile der Verwaltung ein: die Ausgrabungen in Portici, der Straßenbau, die Verbeſſerung des Volksunterrichts ſind als ihre Verdienſte allgemein anerkannt werden. Bei allen dieſen Geſchäften vertraute ſie beſonders auf den weiſen Erzbiſchof von Tarent, Capece Latro, den Freund Herder's und Stolberg's, und unterſtützte namentlich mit großem Eifer und perſönlichem Intereſſe ſeine Einrichtungen in Betreff der weiblichen Erziehung. In Neapel gründete ſie eine Penſionsanſtalt im Kloſter der Miracoli, in Averſa ein Erziehungsinſtitut, die ihr noch am Herzen lagen, als ſie bei Auflöſung ihres Reiches Neapel verlaſſen mußte. „Wacht über die Miracoli, erhaltet meine Schule," waren ihre letzten Worte an die ſie umgebenden Neapolitaner.

Auf der andern Seite aber umgab ſich die Königin Caroline auch mit großer Pracht und Luxus. Lady Morgan, die wenige Jahre nach der Vertreibung Murat's Neapel beſuchte, fand die Villa zu Portici noch im Glanze dieſer Verbeſſerungen. *) Breite, ſchöne Treppen, helle Corridore, Gallerien mit prächtigen Candelabern und geſchmackvollen Ottomanen, Zimmer mit den trefflichſten Malereien, mit den ſchönſten ſeidenen Draperien — alles dies war Caroline's Werk, „**Fatti da Madame Murat**," ſagte der alte Cuſtode, der die Reiſenden herumführte. Die Zimmer der Königin waren wahre Muſter von Eleganz und weiblichem Geſchmack; im Ankleidezimmer waren noch einzelne Stücke der Toilette aus Silber oder Kryſtall zurückgelaſſen; nichts ſei verändert, meinte der Cuſtode, außem dieſem, wobei er auf das prächtige Bett und zwei daneben befindliche große ſchwarze Crucifixe nebſt einer Vaſe voll Weihwaſſer zeigte und hinzuſetzte: **non è questa una moda francese.** Letzteres ward hierher geſchafft, als König Ferdinand IV. mit ſeiner Gemahlin eine Nacht in Portici zubrachte.

Als die Niederlage der Franzoſen und die Annäherung der öſterreichiſchen Heere die Herrſchaft Murats auflöſten, drohten die Lazzaroni's mit Aufſtand und Plünderung. Nur der Gemahlin Murats hatten es die Neapolitaner zu danken, daß ſie dieſem

---

*) Hierher gehören die Stellen aus ihrem Buche über Italien, IV. 109. 114. 172—74. Nicht ganz übereinſtimmend redet eine deutſche Schriftſtellerin, Fr. Brun, in ihren Landſchaftsſtudien und Skizzen, S. 253. 256. 305. 310.

Schickſale entgingen. Mit einem ihres Bruders Napoleon würdigen Muthe unterſuchte ſie bis auf den letzten Augenblick alle Poſten, ermunterte die Nationalgarde durch eine kraftvolle Rede zu thätiger Wachſamkeit und verſicherte ſich ſelbſt des Zuſtandes der Stadt bis die endliche Ankunft der Oeſtreicher ſie zwang, mit ihren Kindern auf dem engliſchen Kriegsſchiffe (Tremendous) des Capitains Campbell einen Zufluchtsort zu ſuchen. Selbſt bis dahin verfolgten ſie die wüthenden Lazzaroni's, und ihr Leben war mehr als einmal in größter Gefahr. Am Bord des Schiffes hörte die unglückliche Königin noch den Kanonendonner und ſah die feſtliche Beleuchtung der Hauptſtadt, mit welcher der einziehende Prinz Leopold empfangen wurde.

Nach dem unglücklichen Ende Murats ſtellte ſich ſeine Wittwe unter den Schutz Oeſtreichs. Anfangs geſtattete man ihr den Aufenthalt in der Gegend von Wien, dann lebte ſie einige Zeit in Venedig, und ſiedelte ſich darauf in Trieſt an, wo ihr nach dem Tode ihrer Schweſter Eliſe Bacciochi die Villa Campo Marzo zufiel. Hier lebt ſie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin Lipona (eine Verſetzung der Sylben von Napoli), getrennt von ihren Verwandten. Ihre beiden Söhne ſind in Amerika, wo ſie Plantagen angekauft haben. Einer von ihnen, Achilles Murat, iſt zum Demokratismus übergegangen und predigt als Schriftſteller, und als der Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gaſtwirths in Frankreich, die Lehre des Coutrat social und die freie Staatsverfaſſung Nordamerika's.*) Kein Napoleonide hat ſich in dieſer Art dem Bürgerthume angeſchloſſen.

Seine Mutter dagegen hat in ihrer Einſamkeit ihre Liebenswürdigkeit behalten und erträgt mit großer Haltung einen ſo großen Schickſalswechſel. Ihr Aeußeres, ſo erzählt Hauptmann v. Pirch (Caragoli, II. 45—49.), der ſie im Jahre 1830 ſprach, wie ihre Art zu ſeyn, machen einen durchaus angenehmen Eindruck, ſie iſt ohne Zwang, eine vornehme und (in ihrem drei und funfzigſten Jahre) noch immer hübſche Frau.

---

*) Man ſehe die Reiſe der Königin Hortenſia in Italien, Frankreich und England. (Deutſch 1834) S. 211.

Erinnerungen an ihre außerordentliche Laufbahn vermeidet ſie nicht in ihren Geſprächen, und ſpricht dann mit Würde und Feſtigkeit von dem Wechſel, den ſie erfahren hat. Keine weichliche Klage miſcht ſich ein, ſie hält den Ton feſt, welcher allein dem großen Trauerſpiele geziemt, zu deſſen Heldenkreiſe ſie gehört. Aber auch eine große Lebensluſt hilft ihr das Geſchick ertragen, ſie ſieht gern Geſellſchaft um ſich und belebt ſie dann durch den Frohſinn, durch welchen ſie als Königin einſt Neapel zum Mittelpunkte aller geſelligen Freuden Italiens machte. Herr von Pirch wohnte auf ihre Einladung einem ſolchen Balle bei. Alles war auf franzöſiſchem Fuß eingerichtet. Um den Camin war die Converſation verſammelt, in der Mitte bewegten ſich die Contretänze, am Ende des Salons war die Partie Ecarté, um die ſich ein aufmerkſamer Kreis ſchließt, im Nebenſaal ein Billard, in der Rotonde lagen Prachtwerke von Kupferſtichen aus. Die Herrin des Hauſes belebte die verſchiedenen Gruppen. In den untern Sälen der Villa werden die Denkmäler aus der großen Zeit ihres Hauſes aufbewahrt, an denen kein Beſchauer ohne beſonderes Intereſſe vorüber gehen wird. —

Soviel von den Schweſtern Napoleons. Die Brüder hatten es, wie wir ſchon bemerkten, nicht ſo gut bei ihm. Er adelte allerdings ſein Blut, ſeine Familie, und machte ſeine Brüder zu Königen über Reiche, welche entweder erſt erobert waren oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.*) Dafür durften ſie aber auch keinen freien Willen, keine freie Wahl haben, eben ſo wenig, als die vertrauten Sclaven, denen ehedem die ägyptiſchen Mameluckenhäupter die Aufſicht über Land und Leute anvertrauten. Napoleons eignes Verfahren galt als Muſter, ſeine Politik, ſeine Handelsgrundſätze durften von keinem ſeiner Vaſallen überſchritten werden. Dieſe militäriſche Feudalherrſchaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Brüdern ſelbſt faſt unerträglich wurde. Dazu kam nun üble Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle ſeines Unmuths. Ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung ſeiner Familie, unter die er dann ſtürmte, die Thüren ſchlug, drohte und zankte, bis ihn erſt ſeine Schweſtern beſänftigten. Napoleon hatte nicht Unrecht: denn ſchon damals, als er noch General der Republik und Conſul war, gaben ihm die Geſchäfte ſeiner Brüder an der Börſe oder ihre Uebernahme von Lieferungen bei der Armee vielfachen Anlaß zum Unwillen. Als er ſie zu Königen gemacht hatte, erging es ihnen nicht beſſer. An jeder Niederlage im Felde, an einer entdeckten Verſchwörung, an jedem Mißgeſchick des Kaiſers waren ſie Schuld. Der eine war ihm zu ſehr Holländer, der andre zu ſehr Neapolitaner, er wollte, ſie ſollten beſſere Franzoſen ſein; dann warf er ihnen vor, daß ſie mit den Engländern unterhandelten, und ſchwor ihnen zu Gott, ſie ſollten ſich in Acht nehmen. Kurz, wenn in Haag, in Neapel, in Madrid, in Caſſel eine Depeſche von Paris ankam, ſo zitterte man, denn die Brüder wußten, daß ſie ſchon wieder etwas nicht recht gemacht hatten.

---

*) „Napoleon hatte,“ ſagt General Foy (Memoiren a. d. ſpan. Feldz. III. 125.) „eine faſt kindiſche Eitelkeit, überall ſeine Dynaſtie an die Stelle der Bourbons zu ſetzen.“ Ein Seitenſtück dazu iſt, was P. L. Courier in ſeiner ſarkaſtiſchen Weiſe (Denkwürdigkeiten und Briefe I. 116.) von Murat und ſeinem Koch Mart erzählt hat. Murát, heißt es bei ihm, macht ſich oft das Vergnügen, mit ſeinem Koch zu plaudern; er iſt, wie man ſagt, der einzige Menſch, für welchen Se. Majeſtät einige Aufmerkſamkeit zeigt. „Mart,“ ſprach der König zu ihm, „Du hängſt mir Deine ganze Familie, Deine Nichten, Deine Neffen, Deine ganze Sippſchaft an den Hals, Du haſt keine Verwandten mehr, die ich nicht anſtellen und zu großen Herrn machen müßte.“ — „Sire,“ erwiederte Mart, „es iſt meine Dynaſtie!“ —

Am meiſten unter den Brüdern hatte **Ludwig** von Napoleons Mißlaunen zu dulden. Und doch will die Herzogin von Abrantes behaupten, daß der Kaiſer keinen ſeiner Brüder mehr geliebt habe. Freilich waren auch dieſe Brüder zu ſehr von einander unterſchieden. Ludwig war durchaus ſanftmüthig und friedfertig, alles Rohe, was in ſeiner Nähe vorfiel, machte ihn unglücklich, Unſchicklichkeiten gegen ſeine eigene Perſon vergab er weit leichter. Eine ſchöne Seele, Herzensgüte und Redlichkeit, Ernſt mit Sitte verbunden, beide ohne die geringſte Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimiſchung von Furcht und Aberglauben — das waren, nach Goethe's Urtheile, der im Jahre 1810 zu Teplitz viel mit dem Könige Ludwig verkehrte, die weſentlichſten Grundzüge ſeines Charakters *). Und Alles dieß war nicht anerzogen, nicht angelernt, ſondern dieſer ſchönen Natur ganz eigenthümlich. Hiezu kam noch eine äußerſt liebliche Erſcheinung (in ſeiner Jugend glich Ludwig ſehr ſeiner Schweſter Caroline, und war bei Beiden ganz daſſelbe Geſicht, ſo lange die Letztere in Ruhe blieb), die ſeinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilte. „Man bemerkt," ſagt Goethe weiter, „weder Philoſophie, noch Grundſätze, noch irgend Etwas dergleichen in ſeiner Unterhaltung, was an irgend einer Seite ſcharf und verletzend für Andersgeſinnte hervortritt; es iſt vielmehr die reine, gütige Natur ſelbſt, die vor uns ſteht und ihren angebornen, ſanften Trieben gemäß heitere Geſtändniſſe ablegt." Sein Bruder nannte ihn dagegen auf St. Helena einen Querkopf, gab ihm Schuld, daß er ſich durch das Leſen des Rouſſeau verdorben habe, und meinte, daß er nur ein Präfecturkönig geweſen ſei, der ſtets nach dem Rufe der Empfindſamkeit und Wohlthätigkeit geſtrebt habe, aus ſich ſelbſt nie große Anſichten hatte und nur örtliche Dinge überſehen konnte.

Das erſte Mal, wo Napoleon ſtörend in Ludwigs Leben eingriff, war, als er ihn mit ſeiner Stieftochter Hortenſia verband. Hortenſia Beauharnais, eine ſchlanke, reizende Blondine mit blauen Augen, in deren Weſen und Haltung ſich die creoliſche Nachläſſigkeit und die franzöſiſche Lebhaftigkeit vereinigten, liebte keineswegs ihren Stiefoheim Ludwig, obgleich dieß Napoleon auf St. Helena behauptet hat. **) Er ſelbſt hatte ſie früher dem General Deſaix zugedacht, der am 14. Junius 1800 in der Schlacht bei Marengo blieb. Hortenſia war indeß weder dem Einen, noch dem Andern ſo zugethan, daß ſie ſich für ihr Leben mit ihm zu verbinden gewünſcht hätte. Sie liebte vielmehr den General Duroc, und dieß war auch nach Bourienne's Verſicherung, der hierüber ausführlich ſpricht, dem erſten Conſul nicht unbekannt. Aber Joſephine wünſchte dieſe Verbindung, ſie wollte unter ihren Schwähern einen haben, auf den ſie ſich bei der übeln Geſinnung von Bonaparte's Brüdern gegen ſie verlaſſen konnte. Daher ſtellte ſie ſich auch, die Liebe ihrer Tochter zu Duroc und die Correſpondenz derſelben, die durch Bourienne's Hände ging, nicht zu wiſſen, und brachte es endlich durch ihre Geſchicklichkeit, ihre Liebkoſungen und allerhand feine Kunſtgriffe, die ſie ſo geſchickt anzuwenden wußte, bei ihrem Gemahl dahin, daß er einwilligte. „**Le boudoir étoit souvent plus fort que le cabinet,**“ ſagt Bourienne von der damaligen Zeit. Derſelbe zweifelte, daß Hortenſia ihren Oheim würde heirathen wollen. „Sie wird ſchon müſſen,“ entgegnete Napoleon. Und ſo geſchah es auch. Ludwig ließ ſich bewegen, Hortenſien zur Gemahlin anzunehmen, die ihn bis dahin ſtets vermieden hatte und ihm wenigſtens eben ſo viel Gleichgültigkeit, als er ihr Widerwillen bezeigte. Dieſe Geſinnungen haben ſich auch im Ganzen nicht geändert. Die Heirath ward am 3. Januar 1802 zu Paris vollzogen, aber beide Gatten lebten faſt immer getrennt von einander und ſind in dieſem Verhältniſſe auch nach der Auflöſung des Napoleoniſchen Reiches geblieben.

---

*) Man ſ. Falk's Schrift: Goethe, aus näherm perſönlichen Umgang dargeſtellt, S. 163—173.

**) Mémorial de St. Helène, I. III. p. 311. Bourienne's angeführte Erzählung (IV. 216—221.) ſoll jedoch nach Schloſſer „Zur Beurtheilung Napoleons I. 57. und 135. falſch ſein, wobei er ſich auf mündliche Mittheilungen der Herzogin St. Leu bezieht.

Im Jahre 1806 mußte ſich Ludwig entſchließen, König von Holland zu werden. Es erſchien, um der Sache doch einigen Schein zu geben, eine holländiſche Deputation in St. Cloud, um den Kaiſer um die Ueberlaſſung des Prinzen Ludwig zu erſuchen. Dieſer Deputation ſtellte der Kaiſer auch den jungen Ludwig Napoleon vor, der damals fünf Jahr alt war, und der Prinz, um ſich liebenswürdig zu zeigen, declamirte ihnen die Fabel vor von den Fröſchen, die einen König verlangen. Wenigſtens galt dieſe Sache lange am Hofe für wahr. Ludwig konnte ſich bei ſeiner Ankunft in Holland, ſo ſagt ſein Bruder, nichts Schöneres denken, als wenn man von ihm ſagte, er ſei ein guter Holländer, und ſo gab er ſich denn gänzlich der engliſchen Partei hin, begünſtigte die Schmuggelei und hatte Gemeinſchaft mit unſern Feinden. Einen ſolchen Vorwurf hat Ludwig nicht allein in den von ihm im Jahre 1820 bekannt gemachten **Documens historiques sur le gouvernement de la Hollande** widerlegt, ſondern auch durch die Art ſeiner Regierung in Holland. Des ehemaligen Herrſchers Milde wird in Holland noch jetzt anerkannt. Es iſt noch unvergeſſen, wie er bei der fürchterlichen Exploſion des Pulverſchiffes in Leyden die größte Menſchenliebe zeigte, ſelbſt mit Hand zur Rettung anlegte und große Summen für ein erhaltenes Leben bot. Man erzählt noch jetzt von jenem jungen Prediger, der in ſeiner Gegenwart republikaniſche Gebete gen Himmel geſchickt habe. Seine Miniſter wollten, er ſolle den Frevler beſtrafen. Nein, ſagte er ſtolz, er wolle ihn nur belehren. Er ließ ihn zu ſich kommen und ſetzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeſchichte und die holländiſche auseinander. Ludwig liebte es, Reden zu halten, von den Pflichten eines Königs, von allgemeiner Menſchenliebe zu ſprechen. Das mißfiel aber dem Lakonismus ſeines Bruders Napoleon, er nannte dieß Humanitätswahnſinn und ſchrieb ihm die beleidigendſten Briefe. Ein ſolcher vom 3. April 1808 ſteht im Memorial von St. Helena und iſt nebſt den dazu von Napoleon gemachten Bemerkungen ein ſchlagender Beweis für die verächtliche Art, mit der er Brüder und Verwandte in ſeiner übeln Laune behandelte.*) Dem Könige Ludwig aber blieb bei ſeinem ſtrengen und ſittlichen Ernſte von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maas nur noch wie von den Adern des großen franzöſiſchen Staatskörpers ſprach, wo er ſah, daß die Einführung der Conſcription, die Herabſetzung der öffentlichen Schuld und die ſtrenge Handelsſperre ſeinem Lande die tiefſten Wunden ſchlagen mußten, nichts Anderes übrig, als die Krone niederzulegen. Er that es am 1. Juli 1810 zu Gunſten ſeines Sohnes Napoleon Karl. „Alles, was in dieſer Sache öffentlich geſchehen iſt, ſagt Goethe, geht aus der innerſten Ueberzeugung eines Weſens hervor, dem der Friede und die Ruhe eines guten Gewiſſens das ſchätzbarſte Kleinod auf Erden ſind, und mehr als der Beſitz eines Thrones gelten.“

---

*) Las Caſes, IX. 69—73. Dahin gehört auch jener Brief Napoleons, vom 20. Mai 1810, an ſeinen Bruder, in welchem er erklärt, daß der Hauptzweck ſeiner Politik ſei, den deutſchen Geiſt auszutreiben (depayser l'esprit allemand), in den erwähnten Documens historiques III. p. 287. Vergl. auch die Betrachtungen der Frau von Stael über die franz. Revolution, IV. 438. flgd.

Ludwig verließ Holland und hat ſich mit ſeinem Bruder nie wieder ausgeſöhnt. Er nahm ſeinen Aufenthalt nach dem Sturze Napoleons erſt zu Grätz zu Steiermark, dann in Florenz, wo er unter dem Namen eines Grafen von St. Leu ein ſtilles, den Erinnerungen an ſeine Vergangenheit, über die er gern ſpricht, und den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben führt. Der Dichtkunſt hat er ſich ſchon früher mit beſonderer Liebe zugewendet: einige Romane, beſonders der im Jahre 1812 erſchienene Roman: **Marie ou les peines de l'amour,** zeigen eine durchaus ſittliche Tendenz, wenn gleich die Erfindung etwas matt iſt. Hier ſchrieb er auch im Jahre 1828 ſeine Prüfung von Scott's Geſchichte Napoleons, in der zwar nicht Alles widerlegt iſt, was er zu widerlegen beabſichtigt, die Wärme aber, mit der er ſich ſeines Bruders annimmt, höchſt achtungswerth iſt. Seine Gemahlin, zwar fortwährend von ihm getrennt, jedoch ohne feindliche Geſinnung, hält ſich in Rom während des Winters auf, im Sommer bewohnt ſie ſeit mehreren Jahren das Schloß Arenenberg am Bodenſee, unter dem Namen der Herzogin von St. Leu, den ſie nach der Beſitzung in Frankreich angenommen hat, die ihr Stiefvater im Jahre 1810 nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ihr überwieſen hatte. Hortenſia war für Napoleon von dem Augenblicke, wo ſich ihre Mutter mit ihm verheirathet hatte, ſtets der Gegenſtand ſeiner innigſten Sorgfalt geweſen, wie unter Anderm daraus hervorgeht, daß er ſie ſowohl als die übrigen Damen ſchon am ſechzehnten Brumaire (wo für ihn ſo viel auf dem Spiele ſtand) aus der Stadt hatte nach Ecouen bringen laſſen, damit ſie durch die Unruhen nicht geſtört oder unnöthig erſchreckt werden ſollten.*) Und dieſe Zärtlichkeit blieb der Stieftochter ſelbſt nach der Scheidung ihrer Mutter, gleichſam als ob der allmächtige Mann auf dieſe Weiſe in etwas doch das Herz der ſo tief verwundeten Mutter erfreuen wollte. Nicht minder trug er dieſe Zärtlichkeit auf Hortenſia's Kinder über: ihr älteſter Sohn, Napoleon Carl, der am 10. October 1802 geboren war, ward von ihm wie ſein Sohn betrachtet. Ja er hatte unſtreitig große Pläne auf das Leben dieſes Kindes gebaut, deſſen plötzlicher Tod in Haag am 5. Mai 1807 ihn daher mit der größten Betrübniß erfüllte. Unverſtellt und wie ein leiblicher Vater ſpricht er dieſen Schmerz in den vor Kurzem gedruckten Briefen des Kaiſers an ſeine Gemahlin Joſephine (deren Aechtheit wir nicht bezweifeln können) aus. „Man ſagt," ſchreibt er an Hortenſia, „Sie liebten nichts mehr, Sie wären gleichgültig gegen Alles, und ich ſehe das aus Ihrem Stillſchweigen. Das iſt nicht gut, Hortenſia! Das iſt nicht, was Sie uns verſprachen. Ihr Sohn war Alles für Sie. Ihre Mutter und ich ſind alſo nichts!" Dann muntert er ſie auf, gegen den kleinen Ludwig Napoleon (ihren zweiten Sohn) nicht ungerecht zu ſein, ihre Geſundheit nicht zu zerſtören und ſich Zerſtreuung zu machen." Dieß Kind ernannte er zum Kronprinzen von Holland am 5. Mai 1807, zugleich zum Großherzog von Cleve und Berg am 3. Mai 1809, wobei er die merkwürdigen Worte ſprach, daß er zuerſt franzöſiſcher Prinz wäre, dann erſt Kronprinz von Holland und Großherzog von Berg ſein dürfe. Auf dieſen Prinzen und auf den dritten Sohn Hortenſia's ſchien er mehrere Jahre die beſondere Hoffnung ſeiner Dynaſtie zu ſetzen: denn er ſchrieb aus dem Feldlager zu Ebersdorf im Kriege gegen Oeſtreich ſehr ungehalten an Hortenſia, daß ſie ſich ohne ſeine Erlaubniß aus Frankreich in die Bäder von Baden entfernt, und vorzüglich darüber, daß ſie ſeine beiden Neffen mit ſich genommen habe. Er gebietet ihr daher, ſie eine Stunde nach Empfang ſeines Briefes nach Straßburg zurückzuſchicken, indem ſie Frankreich niemals verlaſſen dürfen.

---

*) Nach Schloſſer, a. a. O. I. 224.

Die große Liebe Napoleons zu Hortenſia und zu ihrem erſtgebornen Sohne ſcheint die Veranlaſſung zu dem vielfach verbreiteten Gerüchte geweſen zu ſein, es habe zwiſchen Napoleon und Hortenſia eine geheime Verbindung beſtanden, und die Frucht derſelben ſei Ludwig Napoleon geweſen. Ja in den unter Fouché's Namen erſchienenen Memoiren wird Joſephine ſogar beſchuldigt, dem Stiefvater die eigene Tochter in die Hände geſpielt zu haben, da ſie ſelbſt der Hoffnung beraubt war, dem Throne einen Erben zu geben. Aber wie zuchtlos auch immer die napoleoniſche Zeit in Frankreich, und wie locker das Band der Ehe war, ſo widerſpricht doch Joſephinens Charakter, ihre innige Liebe zu ihrer Tochter, ſo wie auch der ſonſt ganz makelloſe Ruf der letztern einer ſolchen Beſchuldigung auf das Lebhafteſte, die auch unmöglich mit ihrer bekannten, oft ſehr großen Eiferſucht ſich vereinigen ließe. Auch ohne die beſtimmte Widerlegung eines ſolchen Verhältniſſes in den Memoiren Bourienne's und der Herzogin von Abrantes,*) von denen der erſtere beſonders mit der Vertheidigung Napoleons von ihm ſelbſt beauftragt zu ſein erklärt hat, halten wir das ganze Verhältniß in allen ſeinen Ausſchmückungen (wie z. B. in den berüchtigten **Amours de Napoléon Bonaparte**) für eine bloße Erdichtung. Aber daß ein ſolches Gerücht allgemein geglaubt werden konnte, ſchildert hinlänglich die Zeit und die ſittlichen Verhältniſſe in der napoleoniſchen Familie. Daß Napoleon für Liebe nicht unempfänglich war, iſt hinlänglich bekannt. Madame Fourès in Aegypten, die ſchöne Polin Valeska auf dem Schloſſe Finkenſtein, die ihm ſpäterhin nach Elba folgte,**) die berühmte Sängerin Gazzani und andere Frauen ſind dafür genügende Zeugen, ſo daß Ludwig Napoleon wohl zu viel behauptet, wenn er ſagt, daß man ſeinem Bruder kein außerehelicheſ Liebesverhältniß Schuld geben könne. Was aber den Kaiſer vorzugsweiſe an ſeine Stieftochter feſſelte, das war ihr Geiſt und ihre unverſtellte Anhänglichkeit an ihn. Sie liebte in ihm den großen Mann, den Schöpfer von Frankreichs Ruhme, den Mann des Volks, ſie wollte (und mit ihr wollte dieß Joſephine) ihn gern dem Innern ſeiner Familie erhalten, wo er ſo häuslich, freundlich und bürgerlich ſorgſam für gute Sitte war. Daher wünſchten auch beide, daß er ſich nicht zum abſoluten Monarchen machen möchte, ſie hatten ſich ja bis dahin ſo wohl bei dem Manne gefühlt, der ſeine Herrſchaft nur auf ſein eignes Verdienſt begründet hatte, nicht auf die morſche Stütze von Titeln und Namen. Beide hatten, und Joſephine ganz beſonders, noch andere Gründe, den Planen derjenigen Leute entgegenzuarbeiten, die wieder große Herren werden und auf dem alten Fuße leben wollten. Der Widerſtand ging darum nicht weniger aus ihrem Innern hervor, und wer die Töchter kennt, wird nicht bezweifeln, was Thibaudeau von der Mutter erzählt. *)

---

*) Bourienne, IV. 221 flgd. V. 23. 166—168. Abrantes, III. 246. Gegen das Gerücht ſpricht auch Napoleons Kammerdiener Conſtant (Denkwürdigk. I. 59 64.), nicht minder Walter Scott (XVII. 26.), der ſelbſt nach Fouché's Ausſage den Kaiſer ſolcher Schändlichkeiten im Kreiſe ſeiner Familie nicht für fähig hält. Man ſ. auch Thibaudeau's Memoiren über Napol. IV. 286.

**) Gagern, mein Antheil an der Politik unter Napoleon I. 171 flgd.

Als die Kaiſerherrlichkeit in Frankreich zertrümmert war, durfte Hortenſia noch in Paris verweilen. Aber ihr Palaſt diente von jetzt an allen alten Anhängern Napoleons zum Sammelplatz, ihr Eifer zur Ermunterung, und ihr Gold, ihre Wechſel und ihre Diamanten zur Unterſtützung der Pläne, die des Kaiſers Zurückführung nach Frankreich bezweckten. Daher mußte ſie auch nach Napoleons zweiter Abdankung nebſt den übrigen Gliedern ſeiner Familie das Land meiden, und nur höchſt ungern ſchied ſie aus dem ſchönen Frankreich, wo ſie ſo lange als eine der erſten Frauen geglänzt, und Künſtler, Gelehrte und Dichter

---

*) In den Mém. sur le consulat p. 237. ſagt er: „à la verité Mme. Bonaparte prévoyoit peut-être sa chûte dans l'élévation de son mari au thrône, mais un instinct délicat qui chez les femmes tient souvent lieu de pénétration ne lui laissait pas voir sans effroi règner sur les ruines de la république un homme qui devoit à la république sa grandeur et sa gloire.“ Damit iſt Schloſſer a. a. O. I. 157. II. 166. 196. zu vergleichen.

in ihren Abendgeſellſchaften um ſich verſammelt hatte. Aber auch den Namen einer wohlthätigen, gütigen Fürſtin nahm ſie mit ſich. Von da an hielt ſie ſich abwechſelnd in der Schweiz, in Italien und Deutſchland auf, bis ſie endlich das Schloß Arenenberg zu ihrem Wohnſitz erwählte. Ihre beiden Söhne lebten abwechſelnd bei ihr und bei dem Vater. Der älteſte hatte ſeine Couſine Charlotte, die Tochter des ehemaligen Königs Joſeph von Spanien, im November 1825 geheirathet und beſchäftigte ſich mit landwirthſchaftlichen Unternehmungen, der jüngere, Ludwig, ſtudirte bis zum Jahre 1831 in der Militärſchule zu Thun im Canton Bern das Artillerie- und Genieweſen. Als aber die Julius-Revolution 1830 ausgebrochen war, glaubte Hortenſia ihre lang genährten Wünſche verwirklicht zu ſehen. Ihre beiden Söhne waren indeß entſchiedene Republikaner geworden und hatten ſo die Humanitätsgrundſätze des Vaters verkehrt. Um ſo ſchneller ſchloſſen ſie ſich der italieniſchen Inſurrection im Jahre 1831 an, ganz gegen den Willen ihres Vaters, der ſie auf alle Weiſe zur Umkehr zu beſtimmen ſuchte. Doch ſchon am 17. März 1831 ſtarb der ältere Napoleon im Lager zu Forli an den Maſern (nicht vergiftet, wie damals berichtet ward), den jüngern nahm die troſtloſe Mutter zu ſich und reiſte mit ihr unter fremden Namen durch Italien über Genua nach Frankreich, wo ſie in Paris den König Ludwig Philipp ſelbſt anzutreten und ihn für ſich zu intereſſiren gedachte. Sie gelangte allerdings zur Audienz bei ihm, während ihre Ankunft in Paris ſo geheim als möglich gehalten wurde. Ludwig Philipp war fein, artig, huldreich gegen ſie, beklagte ihre Verbannung, äußerte auch, daß ſie und andere Mitglieder ihrer Familie gerechte Geldforderungen an die franzöſiſche Regierung hätten, und daß dieß auch den Kammern vorgelegt werden ſollte. Bei dieſen Verſprechungen, die Caſimir Périer zum Theil in derſelben Art wiederholte, blieb es aber, ja die Fürſtin mußte ſchnell am Morgen des 6. Mai mit ihrem kranken Sohne Paris verlaſſen und ſich nach England begeben. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte daſelbſt durchreiſte ſie Frankreich von Neuem, ohne jedoch Paris zu berühren, und kehrte auf ihren Sitz am Bodenſee zurück; ihr Sohn aber blieb in der Schweiz und hat ſich nach den neueſten Nachrichten wiederum an die Partei der Bewegungsmänner angeſchloſſen. Die unpaſſende Art, in welcher ihr Aufenthalt in Paris ſpäterhin in der Deputirtenkammer erwähnt ward, namentlich Périers Ausdruck, daß man ihr Unterſtützung angeboten habe, veranlaßte die Fürſtin, einen Bericht über dieſe Reiſe dem Pariſer Buchhändler Levaſſeur zu übergeben. So erſchien jenes bekannte Buch 1833 im Druck. —

Amalie, Herzogin von Weimar.

Briefe von ihr und an ſie.

Für die Bedeutung des weiblichen Geſchlechts hat in neueſter Zeit eine glänzende Epoche begonnen. Den deutſchen Frauen beſonders ſcheint jetzt ihr Tag gekommen, wo allgemein bewunderte Beiſpiele von ihnen Zeugniß ablegen ſollen, daß die Natur ihrer Begabung doch höher hinausreicht, als bloß die häusliche und phyſiſche Seite des Lebens auf anmuthiger Vegetationsſtufe darzuſtellen. Ihre Geſchichte, die im Durchſchnitt bisher nur ein Lafontaineſcher Familienroman, eine Claurenſche Erzählung oder eine Voſſiſche Wirthſchaftsidylle mit Kaffee und Kuchen war, muß nun eine andere Wendung nehmen, und wir wollen ſehen, was wir fortan beſitzen werden an dieſen beſſeren Hälften des Lebens, von denen ſogar der kalte, aber großſinnige Leſſing ſagte, daß in ihnen die Natur ihr Höchſtes habe ſchaffen wollen, aber ſich nur im Thon vergriffen, und ihn zu fein genommen habe; ſonſt ſei Alles beſſer an ihnen als an uns! Dies war ein kühner Ausſpruch zur Zeit der Reifröcke und Puderhaare und etwas bloßer Bruſt aus Ludwigs XIV. Regime, und die Frauen ſind Leſſingen, von dem ſie überhaupt zu wenig wiſſen, noch heut einen Ehrentempel dafür ſchuldig. Nicht wird jedoch eine wiederkehrende oder höher ausgebildete Galanterie des Mittelalters den Frauen ihre Geltung erweitern, oder ſie in die eigenthümliche Stellung erheben, deren ſie in einem allſeitig frei werdenden Zeitalter fähig ſind, und wodurch die Ehe, die meiſtentheils eine Aſſociation zur beiderſeitigen Vernichtung der Individualität geworden, gerade zur ſchönſten Blüthenſtätte der in der Gegenſeitigkeit gedeihenden Perſönlichkeit werden könnte. Denn jene mittelalterliche Galanterie war bloß die Form einer

Romantik, deren Huldigung nicht in dem Werth ihres Gegenſtandes ſelbſt beruhte, welcher damals ziemlich hausbacken ſein konnte, während es doch Ritterpflicht war, jenem urſprünglich myſtiſchen Frauendienſt, der ſich auf den Dienſt der heiligen Maria zurückführt, nachzuhängen, und den Reiz der phantaſtiſchen Aventüre daran aufzuſuchen. Nein, die Frauen müſſen jetzt ſelbſt als Ritter ihres Geſchlechts auftreten, und entweder durch Art und Kunſt ihrer Bildung und ihrer Wirkſamkeit im geſelligen Leben, oder durch Weiſe und Kraft eines eigenen Thuns und Hervorbringens, wenn eine die Gabe davon hat, beweiſen, was höchſte und ächteſte Weiblichkeit iſt. Die Frauen, ſonſt bloß eine Sache, müſſen jetzt ihre Individualitäten geltend zu machen anfangen! Und ſind nicht wunderſame Frauengebilde unter uns auferſtanden, die, nach weiblicher Sitte lange im Stillen verborgen, doch endlich mit dem Reichthum ihrer großartigen Bildung der Oeffentlichkeit anheimgefallen ſind, davon zeugend, daß die Organe ihres Geſchlechts nicht bloß für die Fortpflanzung berechnet! Man ſtaune ſie nicht als Ausnahmen an, die nichts Allgemeingültiges hätten! Die Ausnahme verdient mehr Beachtung als die Regel, es giebt nichts Herrlicheres im Leben als eine Ausnahme! Die Ausnahme iſt der höchſte Repräſentant des Wahren und Schönen. Rahel iſt eine große, dunkelgeſtaltige, ſibylliniſche Ausnahme: aber ſollen darum ihre Weiſſagungen von einem geiſtigen und innenbewegten Leben ihres Geſchlechts verloren gehn und vernichtet werden, wie die zu theuer befundenen Bücher der Cumäiſchen Prophetin? Bettina, das Kind, iſt eine geniale, koboldartige, nur freilich etwas gekünſtelte Ausnahme: aber ſoll darum das Zaubermährchen ihrer wunderſamen Liebesneigung, dieſe phantaſtiſche Predigt von ſüßer Einheit der ſinnlichen und geiſtigen Natur, unwirkſam bleiben für die Befreiung des Weibes von Prüderie und von den Gefahren der häuslichen Proſa? Und manche andere weibliche Geſtalt, zart und tief, herrliche Seele und mächtige Erſcheinung, die bisher nur ſich ſelbſt und engerm Kreiſe angehörte, harrt noch des Augenblicks, um hervorzutreten, und Beſitzthum der Welt zu werden! Wenn ein Türke den Glauben hegt, daß den Frauen bei der Schöpfung keine Seele zu Theil geworden, ſo iſt das eben ein Türke, und ein Türke hat ſeinen Harem, worin er ſich für den Uebelſtand zu entſchädigen weiß, daß ſeine Weiber nichts als einen Leib beſitzen! Der geiſtige Reiz an den Frauen iſt ebenſo groß und ſüß, als ihr natürlicher und ſinnlicher. Ihr Prüden und Frommen, die ihr recht ſittlich und dem Sinn tugendhafter Altvordern gemäß zu handeln glaubt, wenn ihr euch eure Eheweiber bloß für das Bett nehmt und für die Küche, um in beiden nur etwas Legitimes zu haben, und die ihr jede höhere Einigung des ſinnlichen und geiſtigen Elements als eine Frivolität verdammt und verketzert, wie gemein und unſittlich iſt eure Geſinnung! Die geiſtige Bedeutung einer ganzen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts verkennt ihr, ihr ſeid die Frivolen! So iſt auch die oft aufgeworfene Frage, ob die Frauen ſchreiben und an Literatur Theil nehmen dürfen oder nicht, von vorn herein eine lächerliche, die als ſolche nicht beantwortet zu werden braucht. Was iſt denn Literatur? Liegt ſie außer der Welt? Iſt ſie etwas Unmenſchliches? Gehören Beinkleider dazu, um die Blüthe menſchlicher Cultur mitzugenießen? Wie mißlungen und pſychologiſch unverſtanden treten aber ſelbſt bei den meiſten Dichtern die weiblichen Figuren auf! Das kommt daher, weil ſo Wenige edler hochgebildeter Frauen vertrauten Umgang genoſſen, und was iſt ohne dieſen ein Dichter! Unter den Deutſchen hat Goethe zuerſt und am meiſten ſich auf Schönheit und Wunderbarkeit weiblicher Charaktere im höheren Stil verſtanden. Das hat er dem warmen Leben abgelauſcht und abgeſchrieben, und er übte ſelbſt einen magiſchen Zauber aus auf Frauenherzen, die er, wie Dichtung und Wahrheit zeigt, bald zu beglücken, bald zu zerknicken wußte, ein grauſamer Gott, in deſſen Armen die Erdentöchter ſterben. Jean Paul hat nichts von den Weibern verſtanden, da er ihnen die Blumenglocke des Körpers genommen hat, ſie in Jean-Paulsduft verſchweben laſſend. Tieck hat die Weiber gekannt als Menſch, aber nur ſehr materiell; die verſchiedenen Fleiſchſorten derſelben hat er im Sternbald und William Lovell überraſchend charakteriſirt, aber wahre dichteriſche Geſtaltungen ſind ihm weder im höhern noch niedern Sinne eigenthümlich geglückt.

Man hat den thatſächlichen Einfluß der Frauen auf ganze Perioden der Literatur und der Bildung noch viel zu wenig hervorgehoben und eingeſehen. Und doch gehört er der Culturgeſchichte mit an und verdient als ein Moment darin aufgezeichnet zu werden. Nach manchen Seiten fehlen auch noch die nöthigen Ueberlieferungen dazu. Entſchieden hat aber eine hochgeſtellte Frau zu einer literariſchen Periode in Deutſchland gewirkt, welche, wie entfernt wir ihr auch bereits ſtehen, immer als die bedeutſamſte für das Werden einer deutſchen Nationalliteratur anerkannt werden wird.

Es iſt die Herzogin Amalie von Sachſen-Weimar.

In früher Zeit des deutſchen Lebens war ſie eine anmuthige und feine Geſtalt, mit ungewöhnlicher Gründlichkeit der Bildung, Geſchmack, Grazie und Sinn für das Schöne verbindend, wie es den übrigen Deutſchen damals etwas Seltenes und Unerhörtes ſein mußte. An ſie zu erinnern, reizt mich theils die hier aufgenommene Betrachtung der Geſchichte der Frauen, theils werde ich durch eine Reihe eigenhändiger Briefe der Herzogin Amalie dazu veranlaßt, die, ein ſchönes Denkmal ihres Geiſtes, hier vor mir liegen, und in dem in einigen Wochen erſcheinenden erſten Bande des Nachlaſſes K. L. v. Knebels, an den ſie gerichtet ſind, eine Stelle finden werden.

Anna Amalie, eine braunſchweigiſche Prinzeſſin, war am 24. October 1739 geboren. Als neunzehnjährige junge Witwe, nachdem ſie ihren Gemahl, Herzog Ernſt Auguſt Conſtantin, durch den Tod verloren, trat ſie an die Spitze der Landesverwaltung, und traf in einer trüben Zeit des ſiebenjährigen Krieges die muſterhafteſten Anſtalten für das Wohl des ihr anvertrauten Ländchens, eine Thatkraft bewährend, die ihr unter größeren Verhältniſſen eine hiſtoriſche Bedeutung verſchafft haben würde. Zum Erzieher ihres genialen Sohnes, Karl Auguſt, erwählte ſie ſich den damals feingebildeten Deutſchen, Wieland.

Bald darauf wurde Knebel der Erzieher ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Conſtantin. Und nun währte es nicht lange, ſo rundete ſich jener glänzende weimariſche Kreis, der die ausgezeichnetſten deutſchen Geiſter vereinigte, unter den Auſpizien und dem Vorſitz dieſer liebenswürdigen Fürſtin immer vollſtändiger aus. Ihr Luſtſchloß Ettersburg, und beſonders das reizende Tiefurt, welches Knebel angelegt, wurden der häufige Verſammlungsort einer deutſchen Geſellſchaft, wie ſie nicht ſobald zum zweiten Mal an einem deutſchen Hofe ſich zuſammenfinden wird. Am letzteren Orte entſtand, gewiſſermaßen unter der Herzogin Redaction, das Tiefurter Journal, das nur handſchriftlich und zum Gebrauch des geſelligen Kreiſes zuſammengeſtellt wurde, mit Beiträgen von Wieland, Goethe, Herder, Knebel, Seckendorf, Einſiedel u. A. und welches Jeder, der auf ſeiner Reiſe in dieſen Gegenden den lohnenden Abſtecher von Weimar nach Tiefurt nicht ſcheut, nicht verſäumen ſollte, ſich von dem Gründe annehmenden Caſtellan dieſes Schloſſes vorzeigen zu laſſen. Der Herzogin fehlte es zugleich nicht an jener klaſſiſch gelehrten Bildung, die zu ihrer Zeit für höher und weſentlicher erachtet wurde, als es heut noch unter uns der Fall iſt. Sie war des Lateiniſchen ſehr mächtig, und erlernte noch in ihren ſpätern Jahren von Wieland das Griechiſche. Eine Ueberſetzung mehrerer Elegien des Properz, die viel Geſchmack verräth, habe ich in ihrer eigenen Handſchrift geſehen. In ihren Abendzirkeln, zu denen ſie wöchentlich einmal die großen Dichter und Denker ihrer Umgebung verſammelte, wurden die wichtigſten Gegenſtände in freieſter Mittheilungsweiſe verhandelt.

Von ihren Briefen an Knebel mögen hier einige zur Probe folgen. Um einen weitern Einblick in die ganze Art dieſer Verhältniſſe und dieſes gegenſeitigen Verkehrs zwiſchen Fürſtin und deutſchen Schriftſtellern zu gewähren, füge ich dann noch zwei Briefe hinzu, von Herder und Wieland an die Herzogin geſchrieben, in deren Beſitz ich durch einen günſtigen Zufall gekommen bin.

Th. M.

Herzogin Amalie an Knebel.

Weimar, den 8. November 1782.

Sie können glauben, lieber Knebel, daß mich Ihre guten Wünſche bei Gelegenheit meines Geburtstages ſehr gefreut haben; ich bin überzeugt, ſie kommen aus dem Herzen eines Freundes, und meine Freunde machen mir dieſen Tag lieb, denn ſie machen mir durch ihre freundſchaftliche Theilnehmung das Leben ſüß. Wie innig würde es mich freuen, wenn ſie mir Gelegenheit geben, ſie überzeugen zu können, wie ſehr ich ihnen ergeben bin. Goethe hat mich durch ein Geſchenk von allen ſeinen ungedruckten Schriften ſehr erfreut; ſollte das einem nicht ſchmeicheln, lieber Knebel? ich bin aber auch ganz ſtolz darüber.

Da Ihnen Thusnelda*) von meinem Aufenthalt in Wörlitz einige Nachrichten gegeben hat, ſo will ich weiter nichts davon ſagen. Aber das müſſen Sie wiſſen, daß meine Imagination etwas gelitten hat, denn ich ruhe und raſte nicht, bis ich Tiefurt in einen (dürſt' ich doch ſagen!) beinahe ähnlichen Zuſtand gebracht habe. Kaum war ich wieder zurück, ſtürmte ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erſtaunt über meine erhabenen Ideen, und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeſchaffen, und in einen ſolchen Zuſtand geſetzt, daß Faunen und Nymphen ſich nicht zu ſchämen brauchen, ihren Aufenthalt darinnen zu haben. Ich will Ihnen einen Plan ſchicken, den mir Goethe für die Entrée im Garten hat machen laſſen, die, wie Sie wiſſen, etwas eng im Raum iſt. Sie kennen ja wohl das bekannte Sprüchwort: les petites choses engendrent des grandes. —

Das Portrait, was Sie mir von dem Herzog von Gloceſter machen, gefällt mir ſehr, es iſt etwas ſelten, aber deſto liebenswürdiger. Von Fürſten haben wir hier nichts; hingegen ſind wir immer mit ſonderbaren Menſchen geſegnet; wir beſitzen für jetzt einen großen Theoſophen, Namens Oberreits aus der Schweiz; das Myſtiſche wird ſo Mode bei uns, daß alle Damen ſich hier mit myſtiſchen Wohlgerüchen parfümiren; dieſer Brief, welcher damit geſalbt worden iſt, ſoll Ihnen einen kleinen Echantillon davon geben.

Mein alter Oeſer iſt hier geweſen, und war ſo galant, daß er zu meinem Geburtstag kam, und viele ſchöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht ſo vergnügt und ſo gut geſehn, als dieſes Mal. Villoiſon läßt viel Schönes ſagen, die kleine Werthern desgleichen; ſie läßt Ihnen noch ſagen, ſie wollte morgen recht viel tanzen, und das bei mir. Hiermit endigen ſich meine Neuigkeiten; ich kann aber nicht endigen, ohne Ihnen ernſtlich zu verſichern, wie ſehr ich aufrichtig bin

Ihre Freundin

Amelie.

---

*) Fräulein von Göchhauſen.

Ich habe vergeſſen, Ihnen zu danken für den ſchönen Beitrag für das Tiefurter Journal. Wollten Sie auch wohl ſo gut ſein und hübſches Spielzeug ausſuchen für unſer kleines Kind, denn Weihnachten naht heran.

* * *

Herzogin Amalie an Denſelben.

Weimar, den 4. Januar 1784.

Da ich mir gewöhnlich zum heiligen Chriſt den Spaß mache, meinen Freunden ein kleines Andenken zu beſcheeren, ſo ſchicke ich Ihnen hier auch eins; und wenn wir Deutſche nicht ſo ſchwerfällig wären, und könnten ſchon Luftreiſen, wie unſre lieben Nachbarn, die Franzoſen, thun, ſo würde ich ſelbſt auf einem globe aërostatique angefahren kommen, um es Ihnen ſelbſt zu beſcheeren. Indeſſen wünſche ich von Herzen, daß es Ihnen ſo viel Spaß, als mir Vergnügen macht, Ihnen darzuthun, wie gern ich alle Gelegenheiten ergreiſe, Ihnen meine aufrichtige Freundſchaft zu zeigen.

Unſere größte Neuigkeit wird Ihnen ſchon bekannt ſein, daß wir nämlich eine Truppe deutſcher Comödianten haben, die ganz leidlich iſt und mir gewiß mehr Spaß macht, als alle die Scenen, die le Consiturier Saxon mir immer bemüht iſt zu geben. Mein Fleiß in dem Griechiſchen geht mit großen Schritten, dieſen Winter ſtudire ich den Ariſtophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland leſe; ich finde an ihm ſehr viel Vergnügen, ſein beißender Witz iſt unerſchöpflich, und mit allem dem hat er ſo viel Grazie, daß man ihm Alles gern vergiebt, auch ſelbſt ſeine ſchmutzigen Sachen. Ich habe mit den Fröſchen den Anfang gemacht, die ſo gut auf unſere Zeiten paſſen, daß, wenn Ariſtophan jetzt noch lebte, er nicht beſſer über unſere μουσικὴ χελιδονῶν und λωβητοὶ τεχνῆς ſprechen könnte!

Wieland hat abermals ſeinen Witz auf mich ſchießen laſſen. Thusnelde wird es Ihnen abſchreiben und ſchicken; es iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich was darüber ſagen könnte; des alten Poeten ſein Witz iſt einer Grube gleich, deren Ausbeute den Werth an Gold und Silber weit überwiegt.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und laſſen bald von ſich hören.

Amelie.

* * *

Herzogin Amalie an Denſelben.

Neapel, den 18. September 1789.

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr Sie mich durch Ihr liebes Andenken erfreut haben; ſein Sie verſichert, lieber Knebel, daß, ob ich ſchon im Genuß der ſchönſten Natur lebe, mir doch eine liebe bekannte Stimme von dorther ſehr willkommen iſt. Wie ſehr wünſchte ich, daß ich, auf Art der Napolitaner, mit Allegorien und feinen Sprüchwörtern die Schönheit der Natur hier beſchreiben könnte, um Ihnen Luſt zu machen, ſie ſelbſt einmal in Augenſchein zu nehmen. Die Napolitaner ſagen wohl mit Recht: è un pezzo di cielo caduto in terra.

Könnten Sie nur einen hieſigen Mondenſchein ſehn, wenn er, ſchöner als die Thüringiſche Sonne auch in den wärmſten Abenden bei uns untergeht, hier majeſtätiſch hinter dem Veſuv hervortritt, auf der Spitze deſſelben ruht und die ganze Gegend begrüßt, deren glühender Purpur nur dem neuen Lichte weicht. Der dunkelblaue Himmel, deſſen brillantirte Sterne den Mond zu umkränzen und lieblich um ihn zu tanzen ſcheinen; die funkelnde Milchſtraße mit ihren Millionen Sternen, die, wie der Gürtel der Venus, den ganzen Erdkreis mit Liebe zu umgeben ſcheint; dieſes Alles doppelt in dem ſilbernen Meere widerſcheinend, das ruhig und ſtille alles das Schöne aufnimmt, womit es rund umgeben iſt: — aber ich komme mir ordentlich wie ein elender Schmierer vor, der ein Gemälde von Rafael copirt, indem ich eine Scene der Natur beſchreibe, die nur durch Anſchauen und Gefühl kann genoſſen werden; auch will ich ſchweigen und es Ihrer fruchtbaren Imagination überlaſſen, ſich ſelbſt ein Bild davon zu machen.

Was die franzöſiſche Revolution betrifft, ſo traue ich mir nicht darüber zu urtheilen, aber ich glaube, man könnte über den jetzigen Zuſtand der Franzoſen einem gewiſſen Griechen nachſprechen, der zu Solon ſagte: chez vous les Sages discutent, et les foules decident. Bis jetzt iſt es noch eine völlige Anarchie; ob etwas Gutes herauskommen wird und kann, muß die Zeit lehren. Man erwartet hier viele franzöſiſche Prinzen mit Weib und Kindern.

Sagen Sie Herdern von mir tauſend ſchöne Sachen und melden Sie, daß der Mr. Caco oder Sacco ein determinirter Antiroyaliſt geworden ſei, und dadurch ſeine ſtumpfe Naſe noch einmal ſo hoch trüge und noch viel dezidirter geworden ſei.

Die Zeit iſt zu kurz, Ihnen, lieber Knebel, mehr zu ſchreiben. Grüßen Sie den alten Wieland mit ſeiner ſchönen geſtickten Robe und die Frau von Kalb von mir. Wie geht es denn ihrem Manne? Man ſagt, alle fremden Regimenter ſollten abgedankt werden. Adieu, bald hoffe ich Ihnen mündlich ſagen zu können, wie ſehr ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

* * *

Herzogin Amalie an Denſelben.

Tiefurt, den 8. Auguſt 1806.

Es iſt für mich das größte Vergnügen, von Ihnen, lieber Knebel, zu hören, daß Sie zufrieden ſind von den paar Tagen, die Sie bei mir zu Tiefurt zugebracht haben, und auch dadurch meine Wünſche erfüllet worden ſind, Ihnen meine Freundſchaft zu bezeigen. Daß die berühmte Sauce à la Jartax nicht mag ſo gut geweſen ſein als gewöhnlich, mag wohl nichts Anderes daran Schuld ſein, als — wie Goullon le grand faiseur des sauces ſagt: daß die verſchiedenen Kräuter, womit ſie aſaiſonnirt iſt, ſauer geworden und nicht mehr ganz friſch waren.

Das Leben von Schmettau beweiſet hinlänglich, daß Oeſterreich immer Das war, was es jetzt iſt.

Auf den Mittwoch werde ich Ihnen Hugo Grotius ſchicken; der Autor dieſes Buches wird Profeſſor der Geſchichte in Jena, und iſt ein ſehr guter Freund von Johannes Müller und vom Geheimen Rath Hufeland.

Eine traurige Nachricht muß ich Ihnen mittheilen, die Wieland bekommen von der Frau von La Roche, welche uns Alle hier ſehr beſtürzt hat und Ihnen gewiß leid thun wird. Nämlich ſie ſchrieb, daß die Verfaſſerin von verſchiedenen ſchönen Gedichten, Fräulein von Günderode, vor acht Tagen ſich ſelbſt entleibt hat. Sie lebte viel in dem Hauſe der La Roche und war eine Buſenfreundin der Bettina Brentano, die auch ſehr exaltirt iſt und bekannt durch tolle Streiche, die ſie vorgenommen hat. Man weiß aber nicht die Urſach, wie die La Roche ſchreibt, warum ſie eine ſolche That an ſich begangen habe. Die einzige Vermuthung wäre ein Brief, den ſie den Abend vorher bekommen haben ſollte, der ſie traurig gemacht hat. Den andern Morgen fand man ſie mit zwei Dolchſtichen im Herzen am Ufer des Rheins todt, auch vermuthet man, daß ſie ſich habe in den Fluß ſtürzen wollen, wenn die Stiche nicht tödtlich geweſen, denn man fand, daß ſie ziemlich große Steine um den Hals gebunden hatte.*) Welche ſchreckliche That! Der Idealismus hat ſchon manche Opfer dem Charon zugebracht. —

Indem bemerke ich, daß ich einen dummen Streich gemacht, und falſche Seiten beſchrieben habe; vergeben Sie es mir, ich kann es nicht mehr ändern, weil die Zeit zu kurz iſt. Der Bote will fort. Leben Sie denn wohl, und machen tauſend Grüße an Frau und Kind!

---

*) Siehe „Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde," Bd. I. S. 75—110, wo Bettine in einem Brief an Goethe's Mutter dieſe Begebenheit ausführlicher und genauer erzählt. — Ueber Caroline von Günderode, die ihre Gedichte unter dem Namen Tian herausgab, vergl. Schindel, die deutſchen Schriftſtellerinnen, Bd. I. S. 176—178. Aus den genaueren Zuſammenſtellungen über ihr Leben geht jedoch hervor, daß Bettine die eigentlichen Motive ihres Todes, die zum Theil in einer unglücklichen Liebe zu ſuchen, in ihrer Darſtellung, worin ſie nach ihrer Art bloß das Groteske und Romantiſche der That hervorgehoben, völlig unbeachtet gelaſſen hat. D. Red.

Ihre

Amelie.

* * *

Herder an die Herzogin Amalie.

Durchlauchtigſte Herzogin,
Gnädigſte Fürſtin,

Weimar, den 18. September 1789.

Euer Durchlaucht gnädigſtes Andenken iſt mir in Ihrem lieben Briefe ſo erfreulich geweſen, daß ich im ſchönen Neapel und auf dem noch ſchönern Iſchia mit meinem Geiſt ſelbſt zu ſein glaubte. Sonderbar ſind dergleichen Gedanken in die Ferne: denn es fehlt nicht viel, daß ich, in Italien geweſen zu ſein, ganz für einen Traum halte, weil alle Erinnerungen in eine ſo ganz andre Welt gehören. Ich kann es mir wohl denken, daß in recht barbariſchen Zeiten man alle Erzählungen von außen her entweder ganz glaubte, oder ganz für Lügen hielt, wenn man nicht zum Glauben aufgelegt war; und wer weiß, kommt nicht die Zeit, da ich mich ſelbſt beſinnen werde, ob es wahr ſei, daß ich in Rom und Neapel an E. D. Seite geſeſſen, hie und dort geweſen, dieſen oder jenen Wundertraum geſehen habe. Ihnen, gnädigſte Herzogin, wird es nicht völlig ſo gehen, Theils weil Sie länger in der Zaubergegend geblieben ſind, als ich, Theils weil Sie eine weiſe Fürſtin ſind und alles mit mehrerer Zueignung ſehen; indeſſen ſehe ich doch die Zeit voraus, da auch Sie davon als von Träumen und Mährchen ſprechen werden. Das glücklichſte dabei iſt, worüber ich mich auch und jedermann ſich freuet, Euer Durchlaucht Geſundheit. Bringen Sie dieſe auch auf der langen Rückreiſe (die ſich indeſſen auch in einen kurzen Traum verlieret) ungeſtört, heiter und fröhlich zu uns zurück; und ich bin gewiß, daß der *ſchönſte* Genuß Italiens Ihnen in der Erinnerung noch erſt bevorſtehe. Dieſe Zauberin rückt Zeiten und Gegenſtände nachher zuſammen, läßt alle Mühe und Langeweile, kurz alle ſich mit eindrängenden odiosa weg, und bereitet unſerer Phantaſie, unſerm Gebrauch und Geſpräch eine reine vollkommene Nahrung. Was Lukrez von ſeiner Philoſophie ſagt:

> Süß, wenn tobender Sturm des Meeres Fluthen empöret,
> Iſts vom ſicheren Ufer der Schiffenden Arbeit zu ſchauen u. f.

wird auch Euer Durchlaucht Philoſophie ſein, ſobald Sie in den ſtillen Hafen nach Tiefurt angelangt ſein werden und dann zuweilen den Ueberblick des Zurückgelegten mit ſtolzer und froher Seele ſich ſelbſt gewähren.

Sie ſehen, gnädigſte Herzogin, wie ſehr ich ſchon wieder impatriirt bin; Theils aus Liebe, Theils aus Noth habe ich mir die fremden Dünſte ziemlich aus dem Kopf geſcheuchet, und laſſe die Gedanken nur noch wie Sommervögel zuweilen um mich flattern; auch meine redſelige Zunge iſt ziemlich ſchon wieder verſtummet; nur laſſe ich mir meine Späße und Paradoxa, womit ich die Fräulein zuweilen böſe gemacht habe, auch hier noch nicht nehmen: denn ſie gehören wirklich zum Genuß des Lebens. Knebel ſagte neulich: „es ſchiene, daß ich ſie von meinem Auguſt lernte:“ und wenn ſie mir ausgehen, will ich ſie auch wirklich von ihm lernen, und behalte mir blos vor, ſie auf der Kanzel nicht zu brauchen. Auf dieſer bin ich denn auch Gottlob ſchon einmal wieder geweſen; ich dachte, ich würde gar nichts hervorbringen können, und wie ich heraufkam, war es auch beinahe ſo. Da ich indeß jetzt weniger zu predigen habe: ſo will ich mir ſchon durchhelfen: denn im Grunde lernt ſich Alles wieder. Wir haben uns, gnädigſte Herzogin, aus Italien klare Augen geholt, und damit wollen wir uns ſchon durchhelfen; ſo lange uns guter Muth und im Nothfall Späſe nicht verlaſſen, mit denen man Unmuth und lange Weile wegſcherzt. Ich finde alle Menſchen hier beſſer, als ich ſie verlaſſen hatte, weil ich ſelbſt beſſer geworden bin; wie ſie mich finden, das kümmert mich minder. Der Prinz Auguſt iſt einige Wochen hier geweſen, obwohl ſehr kränklich. Goethe, Wieland, Knebel und ich haben da oft und faſt täglich einige von uns gut und froh zuſammen gelebt. Wieland iſt von ſehr gutem Humor, gleicher als ich ihn jemals gekannt habe; Knebel habe ich gedrückt gefunden, wovon die Urſachen ſehr natürlich ſind; Goethe hat ſich eingerichtet, und es gelingt ihm alles, was er als Dichter, Philoſoph, Künſtler und ſonſt treibt, zu ſeiner und unſer aller Herzensfreude. Er hat ſich gegen mich ſehr brav erwieſen, uud ich bin ihm zehnfache Dankbarkeit ſchuldig, daß er mich von dem leidigen Profeſſorpfade zurückgehalten hat. Der Weg iſt breit und die Pforte iſt weit, die zur Hölle führt, und ohne mich ſind Schwätzer genug, die ſie finden.

Den Herzog, der vor 8 Tagen weggereiſet iſt, habe ich etwas ſtiller und ich möchte ſagen zuſammengedrängter gefunden, als er ſonſt war: man ſieht, daß ihn ſein Dienſt und ſonſtiges Verhältniß ſehr beſchäftigt; er hat ſich aber gegen mich ſo edel und bieder gezeigt, daß ich ihn nicht genug loben kann. Er wollte mich noch mehr von meinen geiſtlichen Arbeiten losmachen, als es [illegible] der Hand anging, oder ich ſelbſt es nach Lage der Sache annehmen konnte. Von E. Durchlaucht habe ich ihm viel erzählt: er hat ſich mit wahrer, gutmüthiger Theilnehmung nach allem erkundigt und E. D. Freude und Genuß wirklich als Freund und Sohn getheilet. Der Prinz Conſtantin iſt auf ein paar Tage auch hier geweſen; er ſieht geſunder als jemals aus, ja recht blühend im Geſicht, und iſt geſetzt, wie es einem General gebühret. Der Dienſt hat ihm wirklich wohl gethan, und E. D. werden ſich ſeiner freuen, wenn Sie ihn wiederſehen. Ich ſchreibe von lauter Männern; denn da ich als Geiſtlicher [illegible] die galante Welt nicht gehöre, und E. D. darüber von Ihrem galanten Ober-Kammerherrn und Reiſemarſchall ohnſtreitig beſſere Nachricht werden erhalten haben, als ich zu geben vermag: ſo übergehe ich dieſen, den ſchönſten und Haupttheil der Schöpfung mit ehrerbietigem Stillſchweigen, und nehme mir die Freiheit, noch einige häusliche Kleinigkeiten hinzuzufügen, die E. D. nach Ihrer Güte gegen mich wenigſtens verzeihen werden.

Meine Frau befindet ſich ziemlich wohl; ſie war zuerſt mit ihrem wiedergekommenen Herrn Gemahl hie und da nicht recht zufrieden, ſie ergiebt ſich aber jetzt nach der angebornen weiblichen Güte und Geduld ſo ziemlich in ihr Schickſal; nur an ihren neuen Ehrennamen kann ſie ſich noch nicht recht gewöhnen. Euer Durchl. hat ſie neulich einen ganzen Extract unſres neuen hieſigen Etabliſſements gegeben, das uns eben ſo vorkommt, als wenn ſich die Schwalbe ihr Neſt neu zuſammen flickt; geben Sie uns, gn. Herzogin, einen guten Wunſch, daß es wohl geflickt ſein möge. Die Kinder ſind alle wohl, und Gottfried, der eben jetzt die Maſern auf die beſte Weiſe hat, iſt ſeit meiner Abweſenheit recht ſtark in der Muſik worden. Er ſpielt Haydn's 7 Worte auf dem Clavier recht ſchön, und ſoll auch einiges von meinem Mitgebrachten ſeinen Fingerſpitzen mittheilen. Fahren Sie fort, gnädigſte Herzogin, hübſche Muſik zu ſammlen: ſie wird uns hier zu großer Freude gereichen. Granz, den ich neulich in einem kleinen Concert gehört habe, ſpielt recht ſchön; und es wird ſich manches hier geben laſſen, was uns in Weimar noch erquickender ſein wird, als in des Cardinals oder Senators muſikaliſchen Schwitzſtuben; für dieſe hat das Klima bei uns geſorget. Ich freue mich ſchon auf die Abende, die wir zuweilen zwiſchen dem Kopf des Homers und der Ariadne genießen werden, und freue mich auf das Ehrendenkmal, das ſich der Palmyrena-Thalia von ſelbſt errichten wird, indem ſie es genießet. Leben E. D. aufs Beſte wohl und kehren glücklich wieder. Wo in der Welt mögen Sie jetzt ſeyn? Im ſüdlichen Frankreich iſts nicht gut hauſen. Der kleine Schack iſt vor 8. Tagen hier durchgegangen (ich habe ihn verfehlt) und hat üble Dinge daher erzählet. Der Himmel geleite E. D. und gebe Ihnen die beſten Geſinnungen ein, wie Sie ſich allmählig zu uns wenden; da Sie davon ganz ſchweigen, ſo ſchweige ich auch, wünſche Ihnen aber das Beſte, als ob ichs ſelbſt mitgenöſſe und verharre in Liebe und Verehrung

E. D.

unterthänigſter Herder.

* * *

Wieland an die Herzogin Amalie.

Gnädigſte Herzogin!

Weimar, den 23. März 1803.

Ew. Durchlauchten lege ich für das gnädigſte Handbillet, wodurch Sie dem angenehmen Geſchenk der Ungenannten Freundin den höchſten Werth, den es nur immer erhalten konnte, ertheilt haben, meinen gefühlvollſten Dank zu Füßen. Eine ſo hohe Vermittlerin — ein ſo zierliches, der berühmten Weberin und Strickerin Arachne, ja ihrer ſiegreichen Rivalin Minerva ſelbſt Ehre machendes Kunſtwerk — und die außerordentliche Zartheit des ganz ſchuldloſen Gewiſſens, welcher ich den Beſitz deſſelben zu danken habe, — wie vieles vereinigt ſich, um dieſem in ſeiner Art einzigen Leibchen eine Heiligkeit zu geben, die mir kaum erlauben wird, einen andern Gebrauch davon zu machen, als durch ſein tägliches Anſchauen mich an die gütige Geberin zu erinnern, und mich, wie eine fromme Reliquie, zur Nachahmung ihrer Tugenden aufzumuntern.

Vielleicht entſchädigt mich der nächſte Sonnabend für die zweitägige Entbehrung des Glücks, Ew. Durchl. zu Füßen zu legen Höchſtdero

unterthänigſten treuverpflichtetſten
Wieland.

Charlotte Stieglitz.

Mündliches und Niedergeſchriebenes von ihr.

Unter den edeln und geiſtvollen Frauen der Deutſchen wird künftig immer dieſer Name mit beſonderer Theilnahme und Rührung genannt werden. Bekannter durch ihren Tod, als durch ihr Leben, wird beiden in den Meinungen der Welt Gerechtigkeit widerfahren durch ein Werk, das unter dem Titel: „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal" für ihre Freunde im Erſcheinen begriffen iſt, und in einigen Wochen ausgegeben werden ſoll. So viel liebliche Natur und ſchönes, unmittelbares, weibliches Weſen war ſelten vereinigt mit einem auf das Höchſte angelegten Geiſt, der während eines kurzen Lebensfrühlinges immer mächtiger die Flügel entfaltete, um alles Große und Bedeutſame in der Zeit und im menſchlichen Daſein zu erreichen. Sie war ein Kind der neueſten Zeitideen, denen ſie mit Begeiſterung und Gedankenkraft anhing, und ſtellt das Verhältniß einer tiefen weiblichen Bildung, die alles Holdſeelige des Geſchlechts beibehält, zu jenen neuen Elementen dar, welche ſich in den Köpfen und den Herzen mit ſo unruhvollem Drang angekündigt haben. Und heut, am 18. Juni, welcher ſonſt ein Tag ſchöner Feier für ſie war, blättere ich, ſtatt ihr Blumen zu bringen, in ihren Papieren, und winde ihr aus ihren eigenen Gedanken dieſen kleinen Cypreſſenkranz, der den Freunden zugleich als Probe und Anzeige von der bevorſtehenden Veröffentlichung ihres Denkmals diene.

Th. M.

— Wann werden einmal die deutſchen Frauen emancipirt werden? Es ſollte ihnen Einer zeigen, was ſie ſind! Bricht ein Schmerz über ſie herein, dann zeigen ſie ſich ſo bedeutend, ſo achtungswürdig, und im gewöhnlichen Leben machen ſie ſich öfters ſelbſt ſo unbedeutend, hangen an den flachſten Intereſſen. Das hab' ich geſtern wieder recht mit tiefem Schmerz und Scham empfunden. —

— Die Zeit iſt ſo bedeutend in ihren Strömungen, daß nur der gute Schwimmer ſich in ihrer Fluth erhalten kann, keiner, der ſonſt bei ruhigem Spiegel wohl auch ſich gewiegt und geſchaukelt hätte. Daher kann jetzt nur der weltumfaſſende Dichter auftauchen und ſich erhalten, keines von den freundlichen Talenten, wie ſie wohl in früheren friedlichen, weniger von Ideen und Meinungen durchflutheten Perioden ſind gelobt und bewundert worden! —

— (Nach der Rückkehr aus einer legitimen Geſellſchaft.) — Wie tolerant iſt Gott! Läßt ſich anbeten auf die Weiſe und die und die, läßt ſich läſtern mannigfaltig durch Anbetung wie durch Verſchmähung, und ſchickt keinen Blitz herunter, wie er's doch vermöchte! Und liegt nicht Alles darin, gewähren zu laſſen, ungehemmt, ungeſtört Urtheil und Anſicht hervorbilden zu laſſen, ruhig den Gedanken werden zu laſſen, ſich ſelbſt reinigend von Schlacken? — Preßzwang! Gedankenzwang! Nur noch ein Schritt iſt da bis zur Hemmung jeder Aeußerung des Geſprächs, im Umgang ſelbſt, und Alles iſt gelähmt und gehindert, und das Leben wird zum Sumpf, ſtagnirt. Weh' über die Wichte! —

— Weißt Du, warum die Mädchen früher welt- und lebensklug werden als die Knaben? — Wenn der arme Junge längſt ſchon über ſeinen Büchern ſchwitzen muß, dann lehnt das Mädelchen ſich faullenzend zum Fenſter hinaus und guckt im dolce far niente ſich das Leben und die Welt an! —

— Iſt die vielfach geſteigerte Unruhe in den beſſern Köpfen nicht das Aufbäumen gegen die überhandnehmenden induſtriellen Intereſſen? —

— Alles, Baum, Blume, Pflanze, die ganze Natur iſt ſtill zufrieden in ſich ſelbſt, will nichts ſein, als ſie ſelbſt, die Roſe keine Lilie, die Lilie keine Roſe, das Wieſenblümchen keine Treibhauspflanze; der Baum ſchüttelt Blätter und Blüthen nach ſeiner Art; nur allein der Menſch iſt unzufrieden, will anders ſein, und iſt doch was er iſt und ſein kann nur in ſich. —

— Der ſtillere, mehr geiſtig ſich vertiefende, weniger um Oeffentlichkeit ſich bekümmernde, dem Beſtehenden treu anhangende Deutſche gleicht mehr einer ſchönen edlen Frau, die ihre Wirthſchafterin das Haus verwalten läßt, während ſie ruhig der Erweiterung und Bereicherung des Innern lebt und Alles pflegt, das da hineinſchlägt; der Franzoſe gleicht mehr der Frau, die ſelbſt um Alles in dem Haushalt ſich bekümmert, mit wirthſchaftet, ſelbſt Verwalterin iſt, auf daß ja nichts vernachläſſigt werde. Nie wird's ihm ergehen, wie dem Deutſchen, daß er durch die Politik aus ſeinen Träumen herausgeriſſen wird, eben weil er immer au courant bleibt, praktiſch wie geſellig. Und die Verwalterin hat auf dieſe Weiſe die ſchöne, mehr dem Geiſtigen lebende Herrin unter dem Pantoffel; ſie hat Haare auf den Zähnen, weiß zu ſprechen, hat ſich umgethan in Rechnungs- und in Kochbüchern; ſie hat immer Sonnabend Abrechnungs- und Scheuerfeſt, fröhnt darin ihrer Luſt und rüttelt ſo ſehr auf, daß ſelbſt die Herrin einmal auflodert; doch es bekommt ihr nicht, es iſt nicht ihr Naturell; ſie muß ſelbſt erſt dazu aufgerüttelt werden und fällt wieder zurück in ihr ſchönes Sinnen und Träumen. —

— Dichter, höre! — Weihnachten iſt der Kinderhimmel. Auf die Eröffnung der Thür oder des Vorhangs, hinter dem beſchert werde, wartet jeder Blick, jeder Herzſchlag. So harrt mehr oder minder Jeder unter uns, „zu jeder Zeit faſt, irgend einer Erfüllung, blickt irgend einer Vorhangsentfaltung mehr oder weniger geſpannt entgegen. Und ſo bleiben wir immer Kinder, und der klare hellſichtige Himmel bleibt in ſeinem Sternenkleid der ewige Weihnachtsbaum. Sie mögen noch ſoviel reflectiren über Ewigkeit, wir ſtehn doch immer vor verſchloſſenen Thüren und gucken manchmal nur durch Schlüſſellöcher, die noch dazu von innen verhängt ſind. Frühmorgens hab' ich die Beſcheerung nie geliebt, immer nur Abends. Da war das Chriſtkind mir ſo nah. Die Pfaffen aber kommen immer mit ihrem gemachten Knecht Ruprecht. —

— Als Kind ſammelt man Käfer, Muſcheln, Schmetterlinge; ſpäter Menſchen; und das iſt das wahre Leben. —

— Der Hund iſt der ächte Deutſche. Er bellt, ſpringt an, läßt ſich nicht ſchrecken durch die Peitſche, ſpringt wieder an, dreht ſich um ſich ſelbſt herum, gleichſam um ſich zu zügeln und übriggroßen Eifer an ſich zu halten. Aber nicht die wölfiſche Natur des augenblicklichen Anpackens. Der Hund ſteht für ſeinen Heerd; nur eine Strecke aus ſeinem Revier verfolgt er Dich; dann zieht er ſich ruhig zurück, nur noch ſtoßweiſe nachbellend. Er iſt gezogen, nicht im rohen Urzuſtande der Natur mehr, verſtändig, aufmerkſam, getreuer Wächter, ſeinem Herrn folgſam zur Seite. Der Hund iſt das deutſche Thier. Die Aehnlichkeit des Affen zum Menſchen iſt mehr Scheinähnlichkeit. So iſt der Ruſſe auch der Anſtelligſte im Nachmachen, aber weniger entwickelbar. Der Hund iſt, woraus der Menſch am meiſten machen kann, und ſeine Aehnlichkeit iſt gemüthlich. Was war * * *, als der treue Hund Goethes? — Der Hund giebt ſeine Natur auf und ſchließt ſich lieber an den Menſchen. Er iſt großmüthig, läßt ſich von kleinen Kindern necken, geht lieber hinweg, als daß er ihnen was zu Leide thäte. Es wäre eine Aufgabe: die Philoſophie des Hundes! —

— Der Antheil an den Polen gleicht dem an liebenswürdigen verzogenen Kindern, denen man ſtets von Neuem Unarten zu verzeihen hat, und für die ſich um dieſer ſtets zu übenden Nachſicht willen der Antheil immer nur noch erhöht. —

— Die Begeiſterung iſt das Gas des Lebens, das belebende Princip. Möchten wir unſern alternden Staaten davon einflößen können! Wie würden ſie ſich verjüngen! —

— (Beim Sonnen-Untergang.) Das blöde Volk! — ſieht Welterlöſung nur im Chriſtenthum. Weltbeherrſchung iſt darin — und darin Milde, Kraft und alle Vermittlung. Die Größe Seiner Lehre iſt die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, dieſe Kraft, wie keiner ſ hatte. Alle Andern, auch Sokrates, weiſen auf ein Jenſeits. Er ſeh *hier* den Kampf und Sieg. Und ſo ſeh' ich in ihm den größten Lebens philoſophen. Er iſt der tiefſte. In die Wüſte ging er, in ſich ſelbſt d Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Geiſt voll Rieſenkraft, de Welt gegenüber. — Dann ſeine Hoheprieſterſchaft in ſeiner Reinheit. — Dieſe bodenloſe Tiefe, die, wie ſie auch daran herumzupfen, nicht zu er ſchöpfen iſt, und ausreichen wird, ſo lange die Welt ſteht! *In der Weltbändigung die Milde, das iſt Chriſtenthum*!! —

— Viele Menſchen haben nur den Moment in ſich, wie das Thie weder Vergangenheit noch Zukunft. —

— (An Profeſſor Scheidler.) Kiſſingen, den 27. September 183 Es hat ſchon mehrere Male den Anſchein genommen, als wollten wir un überhaupt wegen *Rahel's* Größe ſtreiten. Da wir ſie aber Beide ſo hoc ehren, ſo muß ich faſt lächeln über das grauſame Mißverſtändniß. Si ſagten von einer Freundin, die Ihnen lieb: „ſie ſei ein Stückchen Rahel.“ — Darauf erwiederte ich: warum iſt ſie nicht *ſie ſelbſt*? warum gerad ein Stückchen Rahel?“ — Gleich glaubt unſer Freund, ich wolle Rahe damit angreifen, nahm haſtig eine große Senſe und mähte luſtig hinein i das Aehrenfeld ſtrahlender Häupter. Ich aber wollte ganz einfach andeuten, daß ich *ein Stückchen von etwas ſein* immer als etwas Erbärmliches anſähe und daß ich deßhalb einem Freunde nichts Kränkendere anthun konnte, als wenn ich ihn für ein Stückchen, und wäre es irgen eines Größten, hielte. Das liebliche Veilchen iſt ebenſo wenig ein Brüder tiefglühenden Roſe als das Haideblümchen ein Stück des wunderbare Lotoskelches. Ich für mein Theil will lieber eine Butter- oder Gänſeblume ſein und mich von der erſten hungrigen Ziege mit Kopf und Krau verzehren laſſen, wenn ich nur einmal *ein Ganzes* dageweſen bin; nu kein Blatt einer Roſe oder Stengel eines Lotos! — Und Gott ſei Dank in dieſer wunderbar reichen Menſchenwelt giebt es auch Sonnenblumen un Nachtſchatten, Dornen und Diſteln dicht neben einander. Eine Luft un Ein Boden erzieht ſie, und dennoch ſie wachſen und werden ihre eign Weiſe. —

Bücher müſſen nur der fruchtbare Dünger ſein, aus dem, wenn ei gute Sonne uns beſcheint, unſer eigenes Leben herauswächſt. Ich verſteh und erkenne die Menſchen nur als Individualitäten; ſchon die ganz gleichſtehenden Knöpfe der Soldaten haben für mich etwas Kränkendes, wievie mehr nun überhaupt die *Maſſen*kriege.

Doch ich verliere mich beim Brummen zu weit; Sie verſtehn mic ſchon aus dieſen Andeutungen heraus. Guten Abend in Frieden! —

Charlotte Stieglitz.

69

Atlantis

von

Eduard Duller.

I.

„Geliebtes Weib! was einer kann ertragen,
Bis ihn das Joch, das bleierne, zermalmt, —
Du weißt: ich trug's; mag mancher Spürhund jagen,
Der um Iſcariothslohn im Dienſtſchweiß qualmt!
Er kann von mir kein ſchillrig Wörtchen ſagen,
Als: daß ich nie die Mächt'gen angepſalmt,
Um Fürſprach nie gebettelt bei Lakeien, —
Den Vogel nur beneidend dort, — den freien!

„Geliebtes Weib, — was einer kann verklemmen
In's unerſtürmte, feſte Schloß der Bruſt, —
Du weißt: ich barg's! — auch Männerthränen hemmen, —
Ich hab's gekonnt, denn, — ach! — ich hab's gemußt!
Und mehr noch! — Mich mir ſelbſt entgegenſtemmen,
Wenn Tyrannei mir keck auf's Haupt gefußt, —
Und nur geknirſcht geheim, und nicht — gebiſſen! —
Wer kann von mir verdächt'ge Thaten wiſſen! —

„Ach keine That! O Weib, — um Deiner willen!
Fühlſt Du's auch ganz? — Ein Leben ohne That! —
Es muß der Strom im glüh'nden Sand zerquillen,
Statt daß er tränkt die ſterbensmatte Saat!
Verdampft mein Blut, verzehrt mein Mark im ſtillen, —
Doch ſtets gehofft! — Und ſieh', die Stunde naht,
Und Wahrheit wird, was oft mein Wunſch — gedichtet,
Wann bald der Steuermann die Anker lichtet!

„Im Hafen harrt das Schiff uns ſchon entgegen,
Mit keuſchen Wimpeln, hold wie eine Braut,
Gewiegt noch leiſe wie von Herzensſchlägen,
Verſchämt, daß rings die Nachbar-Schaar es ſchaut,
Aus ſeinem Namen ſelbſt lockt heil'ger Segen, —
Die „„Hoffnung““ heißt es ja! Gott ſelber traut
Uns unſer neues Leben, — ſtatt 'nem Prieſter!
Sein Himmel iſt der Zeug', ſein Ocean der Küſter.

„Denn nach Amerika ſoll es uns bringen,
Nach jenem Land, wo keine Kette klirrt,
Wo Vögel hoch in Lüften: Freiheit ſingen,
Und keines Schranzen Hauch dazwiſchen ſchwirrt,
Wo Treu und Eintracht einzig Bande ſchlingen,
Nicht Gunſt die Treu, nicht Geld die Eintracht kirrt,
Wo frei der Menſch, das was er denkt, darf ſprechen,
Wo Wahrheit man nicht pranget zum Verbrechen.

„Drum fort noch heut'! den Hafen zu gewinnen,
Geliebtes Weib! — Nimm nichts mit als das Kind!
Nicht alten Hausrath ſchleppen wir von hinnen,
Zur neuen Welt. Ach fort! Nur fort geſchwind!
Morgen vermäkl' ich raſch den Plunder Trödlerinnen,
Indeß du ſicher ſchon erwarteſt günſt'gen Wind.
Nur fort mit Euch! Mich tödtet ſonſt das Bangen,
Bald komm' ich ſelbſt euch eilig nachgegangen!

„Leb wohl, geliebtes Weib! — nein, nicht für immer!
Bald hinter mir auch liegt das Vaterland.
Noch einmal, ſüßer Knabe, und dann nimmer —
Noch einmal ſchau, wo deine Wiege ſtand!
Lebt wohl, lebt wohl! des dritten Morgens Schimmer
Begrüßt vereint uns an des Weltmeers Strand,
Und frei und fröhlich mit der leichten Habe
Entſegeln wir dem Vaterland, der Freiheit Grabe!“ —

Er wendet ſich. Er kann ſie noch nicht laſſen!
Noch einen Kuß! — Nur dieſen letzten noch!
Noch einmal muß er Weib und Kind umfaſſen;
Wie bang'?! Der dritte Morgen eint ſie doch!
So ſchwer das Herz?! — O wüßten, die da praſſen,
Wie Tragen — preßt! — Läßt man ſo ungern ſelbſt ein Joch?
Beweint man, was man noch beſitzt, ſchon als Verlornes?
Iſt Scheiden denn ſchon Heimweh, — neugebornes?

Die Stunde ſchlägt. Dumpf raſſelnd flieht der Wagen
Fort durch der Straßen nächtig Labyrinth.
Nachſchleicht der Vater; — ob ſie eilig jagen?
Sie ſind am Thor; man hält, man fragt, man ſinnt!
Wenn Wachen dort, Verdächt'ges witternd, — fragen? —
Ob Weib und Kind die Grenzmark noch vor Tag gewinnt? —
Gelobt ſei Gott! Jetzt ſind ſie aus den Mauern!
Frei, ſicher, — bald! — Jetzt macht kein Henker mich mehr ſchauern.“

Er ſchleicht nach Hauſ'; er ſitzt in ſeinem Stübchen,
Wo er ſo oft in trauten Stunden ſaß,
Küſſend ſein Weib, herzend ſein einzig Bübchen,
Der Heimath Leid, der Brüder faſt vergaß.
Daſſelbe iſt's und doch ein andres Stübchen;
Breit an die leere Wand ſtreckt ſich der Haß
Und gähnt ihn an, und aus den öden Ecken
Spielt Wehmuth jetzt mit ihm geſpenſtig, graß — Verſtecken.

Wie ſchleicht die Nacht! Sie geht ſo ſchwer, wie ſchwanger
Mit Treubruch, Meineid, Diebſtahl oder Mord;
Die Decke ſenkt ſich. — Bang, ach, immer banger
Flattert der Geiſt ihm aus der Kammer fort,
Ein Fiebertraum jagt ihn auf öde Anger,
Weit, unabſehbar, braun, verkohlt, verdorrt,
Doch an der Ebne Rand erblinzt er blaue Stellen, —
Ein Punkt! — Ein Schiff! — dort fliegt's auf lichten Wellen.’

Ah, endlich Lichtſtreif! Endlich friſcher Morgen,
Der froh beſonnt das leere öde Haus;
Sein Athem bläſt des Vaters nächt'ge Sorgen
Wie alten Staub zum Fenſter all hinaus.
„Sind Weib und Kind doch ſicher jetzt geborgen,
„Ohnmächtig wirfſt, Tyrann, du deine Stricke aus.
„Bald folg' ich ſelbſt.“ Horch! — horch! — Drei Schläg' am Thor!
Das Haus umſtellt! — Der Sbirre ſteht davor.

„„Durchſtört das Neſt! Der Freiheitsträumer muß zu finden,
Muß dem Gericht ein ſüßes Opfer ſein!
Stricke herbei!““ „Hier bin ich! — Wie? — Mich binden?!
„Frei war mein Mund, doch iſt die Hand mir rein.“ —
„„Feſſelt den Narr'n! Es läßt ſich nicht umwinden
Das Wort, dem Geiſt erſann bis jetzt man keine Pein; —
Drum, bis man weiß die Kunſt, wie man das Maul verſiegelt,
Wird, was der Geiſt gefehlt, — am Leib geprügelt.

„„Die Schlüſſel her!““ — „Nehmt, was ihr finden könnet!
„Das Beſte, Schergen, findet ihr doch nicht!
Denn Einer iſt, der euch nicht Alles gönnet,
Der Unſchuld Anwalt, — Gott! — fort zum Gericht!
Sich zeigen wird's, daß ihr nicht binden könnet
Den ew'gen Geiſt, der jedem deutlich ſpricht.
O fordert nicht vor eure blut'gen Schranken
Den Erſtgebornen Gottes, — den Gedanken!“

„„Und gibt's für dieſen keine feſten Wände,
So gibt's für dich ein ſichres Kämmerlein,
Und Eiſen gibt's für flinke Schreiberhände.
Und ſchwere Blöcke für ein raſches Bein. —
Fort!““ — „O vergönnt, daß einen Blick ich ſende
Zur Sonne noch und Grüße hinterdrein,
Die, wenn ſie wieder ſinkt im freien Weſten,
Sie bringe ſeinen vaterloſen Gäſten.“ —

II.

In Eiſen-Angeln knarrt die ſchwere Pforte.
Puh! gähnt's herauf vom tiefen feuchten Thurm!
An dieſen Wänden ſcheitern alle Worte,
An dieſen Blöcken ſcheitert jeder Sturm.
Man baut' ihn einſt wohl über einem Horte
Zum Schutz vor Dieben, gar ſo feſt den Thurm?!
Auch heute wird ein Hort darein vergraben
Von Weib und Kind, — die keinen zweiten haben!

„Wann führt ihr mich herauf vor meine Richter,
Auf daß ich ehrlich Red' und Antwort ſteh?
O bald, nur bald! Weh, dicht und immer dichter
Klemmt jetzt ſchon um die Bruſt mir Kettenweh.“ —
„Schon jetzt? Schon jetzt? — Ei, mit Geſpenſtern ficht er
So bald! — Engbrüſt'ger, ſag der Sonn: Ade!
Sie kommt und geht; — du aber wirſt hier bleiben,
Bis? — ſteinerne Wände Roſenknospen treiben!““

„Verdammt! Ich? Ungehört? — Richter? nicht — Hölle? —
Was? Thrän' im Aug? — Glut! glühend Erz hinein!
O daß ſtatt Thränen aus dem Aug' mir quölle
Das Leben ſelbſt, durchſickernd unter'm Geſtein! —
Hält denn der Thurm noch? — Knarrt's nicht, wie Gerölle?
Hält länger die Mauer, als mein ſchwach Gebein?
Bricht Gottes Hand ſchon Stein für Stein aus loſen Fugen?
Gott: leben noch, die dir dein Kind, die Freiheit, ſchlugen? —"

Das Schloß ſchnappt ein. Die ſchweren Ringel knarren.
Er liegt — allein — auf's faule Stroh geſtreckt.
„Sind Treu und Glaub' und Hoffnung falſche Narren?
War's Wahnſinn, der im Geiſt mir lang geheckt? — —
Läßt ſich die Wand mit Fingern nicht durchſcharren?
Wie Ohnmacht pulsweis mir am Herzblut leckt! — —
Nein! Nein! Ich hoff! — durch muß der Nothruf ſchallen:
Unſchuld liegt hier, liegt — ungehört, — verfallen!

„Hörſt du ihn auch, Vater der Liebe d'roben,
Der Freiheitsdrang dem Würmlein ſelber gab?
Schallt: Freiheit, ſüßer Oſterklang, nur oben?
Küßt er auf Erden liebend nur das Grab?
Hat ſie auf Schwingen keinen noch enthoben?
Ach, ſtützt ſie keinen treuer, als ſein Stab?
Verdammt, o Gott! — weil du den Geiſt uns frei erſchufſt,
Aus tauſend Stimmen: Freiheit, Freiheit! rufſt!!

Und iſt die Wahrheit hier nur ein Verbrechen,
Warum, o Gott, entflammteſt du den Drang?
Und darf der Menſch, das was er glaubt nicht ſprechen,
Warum denn ward ihm Zunge, Bruſt und Klang?
Am Jäger darf das Wild die Freiheit rächen,
Der Freiheit tönt der Lerche Morgenſang.
Sein Recht an's Licht kann jedes Weſen fodern,
Und ich ſoll langſam tief in Nacht vermodern!?

„Gott! Gott! ſiehſt du herein durch dieſe Wände?
Siehſt du herab in dieſes Grabes Schlund?
Siehſt du, Allſicht'ger, dieſes Jammers Ende?
Fluchſt du, Allgüt'ger, deinem eignen Bund?
Allmächt'ger, ſind erlahmt ſchon deine Hände?
Allhörender, iſt ſchon verdorrt mein Mund? —
Nein! Ob ſie mich mit Skorpionen hauen,
Auf dich doch will ich bis zum Tod vertrauen!

„Nein, du mein Vater, wirſt mich nicht verlaſſen,
Wirſt meiner Waiſe treuer Vater ſein!
Du wirſt ſie führen auf des Weltmeers Straßen
Und in des Weſten freies Land hinein,
Du bleibſt treuliebend ja, wenn Alle haſſen.
Du wirſt auch ob den Meinen — Morgenſchein
Und nächtlich deinen Sternenmantel breiten; —
Frei nach Amerika wirſt du ſie leiten!"

Ermattet ſinkt er aufs zerwühlte Lager; —
Ah, Ohnmacht preßt ihm feſt die Augen zu,
Es laſten auf ihm, knöchern-ſchwer und hager
Herz-ſaugende Träum', die Schergen ſeiner Ruh';
Auf fährt er ſtöhnend, nicht verzweifeln mag er,
Und kämpft auch rieſ'ger Zweifel immer zu.
Er hofft auf Den, der All' umfaßt, in Demuth.
Da ſchmilzet Schmerz in Sehnſucht, Grimm in Wehmuth.

„Ach,“ ſeufzt er, „riſſe ein Orkan gewaltig
Mit Rieſenfauſt den alten Thurm entzwei!
Ach, flatterte ein Zaubermantel faltig!
Ach, flög' ein Adler, rettend, mir herbei!
Hätt' ich die Kraft, zu werden neugeſtaltig,
Denn ſelbſt ein Vöglein flög' ich, wieder frei,
Und flöge hin, wo meine Lieben zogen,
Hoch ob des Weltmeers jungfräulichen Wogen!

In jenes Land, wo keine Späher lauern,
In der Atlantis nie verjochtes Reich,
Wo Fried' und Eintracht feſter ſtehn als Mauern,
Wo Menſch' dem Menſchen nur iſt nah und gleich,
Wo nicht Halbgötter Männer machen ſchauern,
Wo Alter nur, nicht Sclaverei macht bleich. —
Sel'ge Atlantis! Könnt ich dich gewinnen! —
Mein Weib! mein Kind! — zu Euch! — Dort! Dort! — von hinnen!“ —

Da ſchenkt der Herr in's Aug' ihm eine Thräne
Und auf die Stirn' — des Traumes Friedenskuß.
Er ſchaut, er zweifelt, ob er ſchau', ob wähne,
Ob ihm die Kette noch umeiſt den Fuß.
Eins fühlt er nur, daß er ſich hoffend ſehne
Nach Weib und Kind, nach einem Wiedergruß!
Dann ſinkt erkaltend an die kalten Steine
Zurück das müde, das verſehmte Haupt, — das reine!

III.

Wie? iſt's ein Traum? Gräßlich, in Kerkerräumen
Erwachen müſſen nach ſo holdem Traum —
Ein Traum? — Nein! Nein! zu wahr iſt's, bloß für Träume.
Wunder? — dafür hat dieſe Welt nicht Raum!
Doch iſt's ja, iſt! — hier, — friſche Roſen keimen
Aus feuchter Wand, — wie unterm Blüthenbaum,
„Darf ich ſie faſſen? Dieſe? Jene? Welche?
Duft! Farbe! Schimmer! Sonnenglanz im Kelche!

„Mai rings um mich! Mai wieder in der Seele!
Ach, Morgenroth in tiefer Kerkernacht.
Horch! — Freiheitsklang — aus einer Lerchen-Kehle!
Und Himmel über'm Haupt! — der Thurm entdacht!
Frei? wirklich frei, gefangne Philomele?
So hauſt' ich nur als Bergmann hier im Schacht?
Wahnſinnig war ich! — Rings, o goldne Klarheit!
Ich ſchau, ich bin ja, fühl's ja: Wahrheit! Wahrheit!

„O ſelige Atlantis! — hier, die blauen,
Die freien Wellen locken mich zum Strand.
Dort iſt ein Punkt, ein Segel dort zu ſchauen.
Ihm nach! O ſchwinde nicht im duft'gen Rand! —
Gott! Gott! Du lebſt! Auf dich iſt gut vertrauen! —
Die Ketten ſpringen, fallen von der Hand!
Mein Puls — dein Pſalm, — mein Hauch — Triumphgeſchrei!
Herr! ich bin frei! — — —

Er fliegt zum Strand. Da ſchaukelt ſich eine Barke.
Es ſitzt am Bord ein milder Steuermann.
Ade! Ade! Der Knechtſchaft blutge Marke!
„O Schiffer! rudre, was dein Arm nur kann,
Und zahlen will ich dir, wenn deine ſtarke,
Gewalt'ge Hand bezwingt den Ocean, —
Dir zahlen — was? Nichts hab ich ja als dies mein Herz,
Ein reicher Bettler! — Sieh das Segel! — heimathwärts!

„Ja, heimathwärts! denn nur, wo meine Lieben,
Nur dort iſt ja mein Vaterland.
Dort iſt auch mir ein Königreich geblieben,
Das keines Seglers gier'ger Blick noch fand.
Als Inſel ſchwimmend wirds umhergetrieben,
Daß unberührt es bleib' von fremder Hand.
Schiffen wir, ſtatt in Barken ſelbſt in Särgen,
Ich hoffte doch! — Dort winkt's — von der Atlantis Bergen!

„Schau, Fährmann, wie die Gipfel ſich erheben,
Den höchſten dort krönt neues Morgenroth.
Freiheit wird ſonnig ſchirmend drüber ſchweben
Und predigen vom guten, treuen Gott!
Treu iſt in Gott, und in der Treu' iſt Leben,
Wer treu ihm glaubt, wird — Menſchen nicht zum Spott.
Ich hoff! Drum ſterbend könnt' ich freudig weinen;
Der Vater bringt gewiß den Vater zu den Seinen!“ —

Da läßt der Steuermann das Ruder ſinken
Und blickt in Wonne auf den Sel'gen hin.
„„Du haſt gehofft, — Erfüllung ſiehſt du winken,““
So ſpricht er, „„Tod bringt dich zum Leben hin.
Schau meine Sterne, die dort ewig blinken,
Die Sonne ſchau, der Erde Prieſterin.
Sie wiſſen, was den Menſchen ich beſchworen!
Und, that ich's, gäb ich einen je verloren?

„„Du haſt gehofft! Du haſt dich nicht betrogen.
Ja, die Atlantis ſollſt du, als ihr Bürger, ſchaun.
Du warfſt dich gläubig in des Weltmeers Wogen,
In's Schiff des Todes ſtiegſt du ohne Grau'n.
Schmieg an mein Herz dich, dran ich tauſend ſchon gepflogen,
Komm mit zur neuen Welt! — Sie wird dich friſch umblau'n.
Ließ ich im Tod denn je ein Aug' erblinden,
Als daß ihr Freiheit ſollt und Liebe wiederfinden!?““

Da ſchmiegt an's Herz des Herrn, an's ewig treue,
Der ſehnſuchtbleiche Neuerſtandne ſich. —
Goldfunken rings aus dunkler Meeresbläue!
Dort — Flammenpforten, rieſig, königlich!
„„Eingehe jetzt der Neugeborne, Freie,
Kein Strahl verſengt, warm luſſig haucht's um dich.
Geh ein in's Reich, wo ſchlanke Flammenblüthen
Die Schwelle deiner neuen Welt behüten!""

Erreicht! Hoch ragen tauſend Rieſenpalmen,
Grün-goldner Säulen unermeſſ'ner Wald,
Thauperlen zittern auf gebeugten Halmen,
Dankthränen wohl? Lauttönend mannigfalt
Auf Sonnenpfeiler fliegen Liebespſalmen
Und hell von Freiheit iſt das Land durchſchallt!
Der Hauch des Herrn iſt's, ſeiner Macht Verkünder!
Er aber ſteht inmitten ſeiner Kinder.

„Mein Weib! Mein Kind! So warm und treu an meinem Herzen!
Und kein Tyrann, kein Scherge trennt uns mehr!
Geſegnet, alte Welt mit deinen Schmerzen,
Geſegnet, Trennung, warſt du noch ſo ſchwer;
Durch dich ja wird ſo ſüßer Herz in Herzen
Das Wiederſehn, und heil'ger immer mehr!
Freiheit iſt Treu! Das Leben nichts als Sehnen!" — —
Da weint der Herr im Stillen Freudenthränen.

Bücherſchau.

Das Haus Düſterweg. Eine Geſchichte aus der Gegenwart. Von **W. Alexis.** Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 385 und 349. S. 8.

Der Verfaſſer hat ſich bei dieſem Roman großer Votheile ſeiner bekannten und beliebten Darſtellungskunſt begeben; nämlich der tüchtigen Staffage eines praktiſchen Stoffes, auf den er mit ſeiner ſicheren, meiſterhaften Technik das Figurentheater piquanter und bunter Verhältniſſe aufſchlagen und die reizenden Wolkenbilder einer amüſabeln Erfindung auf einen Grund zurückſchieben konnte, auf dem ſie feſtes Fleiſch und pralle Wirklichkeit ſcheinen. Statt deſſen hat er ſich hier mit ſeiner an Walter Scott groß gewordenen Muſe auf das Gebiet der Reflexion gemacht, aber dieſe Ueberſiedelung auf ein neues Terrain iſt nicht glücklich bekommen. Er wollte diesmal von **Gedanken** ausgehen und daraus erſt die Figurengeſtaltung werden laſſen, aber **Gedanken** ſind nicht der rechte Farbentopf für Häring's Pinſel. „Das Haus Düſterweg“ ſollte die Zerriſſenheit der Zeit in Meinungen und Geſinnungen, im innern und äußern Leben ſchildern. Dies iſt kein Thema für ihn. Dazu beſitzt Häring nicht Subjectivität genug, dazu fehlt es ihm an einer gewiſſen Lyrik eigener Verzweiflung, die ihn einmal durchſtrömt und durchſchüttert haben müßte, dazu fehlt es ihm an einem Fonds innerer Erlebniſſe, der ſich auch durch die geſchickteſte und glänzendſte Copiemalerei nicht erſetzen läßt. Häring iſt ein Dichter, der ſich inmitten ſeiner Begeiſterung eine gute und anſtändige Geſellſchaft zuhörend denkt, der er es recht zu machen, der er nichts zuzumuthen ſucht, was nicht in anſtändige Geſellſchaft gehört. Seine Poeſie iſt ein guter Geſellſchafter, dem man es nie anſieht, daß er verweinte Augen und ſchlafloſe Nächte gehabt; ſie hat nie in ſtillen Träumen und Gedanken für ſich dageſeſſen, während das Fräulein vom Hauſe durch eine Stadtgeſchichte unterhalten ſein wollte; ſie hat nie vor Herzklopfen eine Taſſe Thee umgeſchüttet oder einen Geheimen Hofrath auf den Fuß getreten. Sie iſt ſäuberlich, manierlich, gefallſam, erfinderiſch in ausgeſuchten Wendungen, und wo ſie einen ironiſchen Mundwinkelzug hat, iſt es mehr ein blitzender Effect, als eine tiefe Zuckung der Herzfaſer oder eine aufleuchtende Ueberlegenheit des Geiſtes. Da iſt kein wildes Gelächter und kein humoriſtiſches Weinen, kein Jauchzen eines zerſprungenen Herzens, keine Selbſtopferung der Leidenſchaft, keine Wolluſt der Vernichtung in Häring, was ihm Beruf gäbe, die Zerriſſenheit, von der auch er hier, nach dem Beiſpiel der Zeit, einen Roman dichten will, zu zeichnen und zu beſchreiben. Ich bedauere die Zeriſſenheit, wenn Häring ſie ſchildern will. Wie wird er es beginnen, wird er ſie nicht von weitem her wie ein Naturphänomen behandeln, oder wird er ſie in einem Raritätenkaſten abfangen, um darin den grellen Wundervogel aller Welt zur Schau zu ſtellen? Doch nein, Häring hat Empfindung, Talent, Gabe des Blicks und der Combination; er hat manche Leiden der Zeit mit durchgefühlt und auf eine ehrenwerthe, wenn auch nicht immer ritterliche Weiſe ſich zu vermitteln geſucht. Er wird den Roman der Zerriſſenheit zu einer verſtändigen mediziniſchen Pathologie der Zeitzuſtände machen. Aber er iſt ſelbſt nicht zerriſſen. Er iſt mehr Zuſchauer, als Mitſpieler, bei dieſer großen Hiſtorikotragikomödia der Gegenwart. Und entweder ein Gott, oder ſelbſt ein Zerriſſener muß man ſein, um von der Krankheit eines ganzen Zeitalters ſingen und ſagen zu können, was ſie bedeute und was Unnennbares von Schmerzen und Ideen ſie Alles in ſich ſchließe. Häring haßt die Zerriſſenheit, ſie ärgert, ſie verdrießt ihn, wie ein Elſterauge, das ihn am Gehen hindert. Er kann in der Zerriſſenheit nicht tanzen und begeiſtert ſein, wie ein Bacchant. Er ſchleicht, er hinkt an ihr, wie an einer Krücke. So lieſt ſich dieſer Roman, in dem das Subjective, was mitſpricht, nur die Gelegenheit benutzt, unter der Verhüllung einzelne Schlacken von Unmuth und Bitterkeit, die der Verfaſſer vielleicht nicht gern auf ſeine Perſon zugeſtehen möchte, auszuwerfen. Häring haßt die Zerriſſenheit, und ich liebe ſie. Soll ich ihn noch recenſiren? Ich liebe ſie, weil ſie etwas Ehrwürdiges iſt, wie jenes ſchöne Mädchen, das in nächtelanger, wehthuender Arbeit zarte Hände und holde Augen ſchmerzlich anſtrengt, um ihren alten Vater zu ernähren. Ja, etwas Ehrwürdiges iſt die Zerriſſenheit unſerer Zeit, was auch die Phariſäer und Schriftgelehrten, die Ruhigen und die Altklugen, die Vermittelnden und die Unterdrückenden, darüber ſeufzen mögen. Iſt es nicht ehrwürdig, das Kreuz auf ſeine Schulter nehmen für eine ganze Zeit, und die Geburtsſchmerzen einer ganzen Epoche zuſammendrängen in die zwei Herzkammern des Individuums, wo ſie die Idee ausfechten, mag auch das arme Gefäß geſprengt werden durch ſeinen eigenen reichen Inhalt? Die wahren Zerriſſenen ſind die wahren Kreuzträger der Zeit. Sternberg und Alexis, Beide aus der Schule der ruhigen, altherrlichen Vornehmheit, der erſte ganz und gar ein geiſtreicher Tieckianer und dazu ein talentvoller Baron, der zweite ein aus Walter-Scottiſchen, Tieckiſchen und Berliniſchen Elementen gemiſchtes Original, ſind Beide noch nicht der rechte Dante geweſen für dieſe neue göttliche Komödie von der Zerriſſenheit!

Trotz der vielen ſchönen Einzelpartien, an die der Verfaſſer ein glänzend ausführendes Malertalent verwandt hat, iſt „das Haus Düſterweg“ eine völlig verunglückte Arbeit. Der Roman iſt in ſeiner Manier ſkizzenhaft, fragmentariſch, unzuſammenhängend, aber er hat, was ihm nicht wenig ſchadet, keinen Schluß, weder in der Idee, noch in den Ereigniſſen. Die zu Grunde liegende Geſchichte, deren Romankitt ein wunderliches, auf das Verderben ſeiner Erben berechnetes Teſtament des alten Freiherrn Düſterweg iſt, zerfällt zumeiſt in zwei Hälften. Die eine iſt die Geſchichte des demagogiſchen Eberhard, der, in einer legitimen Ehe freiherrlichen Stammes erzeugt, ſeine Geburt nicht kennend, von ſeinem Vater, welcher ein ironiſches Erziehungsexperiment an ihm machen wollte, in die Welt hinausgeſtoßen worden. Der Fluch des Vaters und der Verhältniſſe ſtürzen ihn in eine Reihe von Irrſalen und unglücklichen Gemüthszuſtänden, die ſich mit der ihn ergreifenden Verworrenheit der Zeitmeinungen noch ſchmerzhafter verwickeln. Er wird, wie es auf Einmal heißt, ein Zerriſſener, als ob das eine beſtimmte Compagnie wäre, wie die ehemalige berliner Löffelgarde, oder wie wenn eine Köchin ſich einen armen Ritter backt. Eberhard iſt ein ganz trübſeliges, in halber Metaphyſik confiscirtes Subject. Alles iſt nur halb an ihm, er iſt ein halber Hamlet, ein halber Börne, ein halber Ironiker, ein halber Sentimentaler, bis er endlich halb wahnſinnig wird. Um ſich ganz radikal äußern zu können, — dazu iſt er unter Cenſur gedruckt. Was ſoll er alſo machen? Er ſchreibt Briefe voll oſſianiſcher Schwermuth und fauſtiſcher Weltverzweiflung an einen Berggeſchwornen, die uns ſeine Zuſtände ausmalen. Zuletzt endet er in den Frankfurter Aprilunruhen, wo er einen Aufrührerhaufen anführt, und ſein eigener Bruder, ein als Demagogenverfolger angeſtellter Baron, den er nicht kennt, auf ihn ſchießen läßt, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Die Geſchichte dieſes Bruders nimmt die größere Hälfte des Romans ein. Dieſem Baſtard des alten Freiherrn Düſterweg hat der bizarre Vater das umgekehrte Schickſal von ſeinem rechtmäßig erzeugten Sohn zugedacht, obwohl er ihn durch die Verfügungen der in verſchiedenen Lebenszeiträumen zu eröffnenden Codicille nicht minder äfft und ihm dadurch jedesmal das ſchönſte Glück der Liebe und des Beſitzes zerſtört. So wird der junge Baron Landſchaden von Düſterweg meiſtentheils durch unglückliche Liebe ein Zeriſſener, obwohl er eigentlich nie der lieken Seite angehört hat. Vielmehr iſt er durch ſeine witzigen Epigramme gegen die Demagogen als Schriftſteller berühmt geworden und im Staatsdienſt geſtiegen; er hat „Senfkörner“ herausgegeben, die ich wohl kennen zu lernen wünſchte, da mir bis dahin noch kein witziger Ariſtokratismus in der Literatur vorgekommen iſt. Die Satyre iſt eine geborne Demokratin, ſie iſt kein Talent der Legitimität. Aber dieſer ſatyriſch-legitime Baron, dem die Weiber ſo arg mitſpielen, verwirrt ſich bald in ſeiner eigenen Richtung. Er wird ein geiſtreicher Zerriſſener, und ſchreibt Briefe an eine Stiftsdame, die den Plato lieſt, durch ihre Reflexionen die Stelle des Chors im Roman vertritt, und zuletzt von einem frommen Schneidermeiſter als Heilige angebetet wird. Von den ſchließlichen Meinungen des Barons vermag man keine klare und beſtimmte Anſchauung zu gewinnen. Es iſt ein Gemiſch von ohnmächtiger Selbſtironiſirung, ſich auflehnendem Zeitunmuth, ſpießbürgerlich werdender Melancholie und berliniſcher Wehmüthigkeit, aus der ſich kein erſprießliches Facit ziehen läßt für die Zeit, weder in poſitiver, noch negativer Hinſicht. Zuletzt wird der Baron geſehen, wie er mit einer alten Geliebten, die inzwiſchen aus Kindespflicht — Buhlerin eines Abenteurers geworden, in ein idylliſch-ſentimentales Verhältniß geräth. Was in aller Welt hat Häring nur mit dieſen harten Diſteln, aus den er ſeinen Roman gewunden, gewollt und gedacht? Welche Satisfaction, welche ſubjective Befriedigung kann für ihn ſelbſt in allen dieſen unangenehmen Bildern gelegen haben? Sie ironiſiren die Zeit und ihre Gemüthszuſtände nicht, dazu gehört Weltſatyre und Welthumor, und mit dieſen beiden giebt es dann trotz aller Wunden, doch ein herzerhebenderes und großartigeres Spectakel beim Poeten!

Im zweiten Theil findet ſich unter einzelnen Darſtellungen manches Ausgezeichnete, namentlich die meiſterhaft erzählte Novelle: „Eine Nacht in Hamburg,“ deren Problem jedoch mehr in das Reich der ausgetriebenen Hoffmanniſchen Geſpenſter, als der Pſychologie, gehört. Die Localitäten des Romans ſind meiſtentheils verſchleiert, obwohl für den deutſcher Städte Kundigen immer deutlich genug gemalt. Zeitportraits finden ſich hin und wieder kennbar eingeſtreut, nicht ohne ergötzliche Laune und ſcharfe Tinten, aber man kann nicht immer mit der Geſinnung einverſtanden ſein, aus der ſie genommen werden. Wie ich von Börne denke, ſeitdem er der Sache des Fortſchritts zu ſchaden angefangen, habe ich in dieſen Blättern ſchon gleich zu Anfang geſagt. Aber wie er hier, Thl. I. S. 338. an der Frankfurter Table d'hote in ſeiner ſtillen, unſcheinbaren, ich möchte ſagen, rührenden Perſönlichkeit, die Jeder kennt, von Häring abgezeichnet wird, finde ich widerwärtig und mein Gefühl empörend. Häring ſchildert ſein Geſicht, und meint, man müſſe ihn ſo abbilden, mit der Unterſchrift: „Seht, das iſt euer Prometheus!“ das würde das beſte Gegengift gegen ſeine Schriften ſein. Ich hätte nie geglaubt, daß der gutmüthige Häring alle Bonhommie ſo verläugnen könnte, um das Geſicht eines Menſchen öffentlich anzufeinden. Sind wir denn, o Willibald Alexis, ein ſolcher Adonis, daß man es uns auf der Stelle gleich anſieht, was für vortreffliche und loyale Leute wir ſind? Weniger hat man dagegen, wenn er den Candidaten H. mit Nanquinhoſen im Winter, ohne Mantel, hungrig, auf dem Poſtwagen uns vorüberführt. Aber im Grunde iſt es unſtatthaft, in unſern Tagen dies zu ſehr der Lächerlichkeit preis zu geben, da wir in Zeiten leben, wo es dem verdienteſten Biedermann und dem größten Geiſt widerfahren kann, daß er ſich in Nanquinhoſen und ohne Mantel im Winter auf den Poſtwagen ſetzen muß. Schwager Kronos führt manchen unglücklichen blinden Paſſagier, der vielleicht auf einen Triumphwagen Anſpruch machen könnte. Es gehört die ſelbſtzufriedene Moquanterie eines Berliners dazu, um die Zeit bis auf die Nanquinhoſen eines armen Demagogen ironiſiren zu wollen. —

* * *

J. F. Caſtelli's Gedichte. Einzige, vollſtändige Sammlung in ſechs Bänden. Mit dem Bildniſſe des Dichters. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 219, 231, 242, 258, 245, 251 S. gr. 12.

Hier haben wir auch einen Humoriſten, wenn das Wort nicht zu heilig iſt. Nein, der gute Caſtelli mit ſeinem ächt wieneriſchen Geſicht, iſt kein Humoriſt, mit der verſtohlenen Weltthräne im Auge, kein Humoriſt mit dem Himmel und Erde beleuchtenden Blitz in der Hand, kein Humoriſt, mit dem olympiſchen Gelächter im Munde, das die ganze Zeit durchhallt, eine fragende und zugleich eine antwortende Echo derſelben. Caſtelli iſt ein Humoriſt der Kaffeehäuſer, der Geſellſchaftsſpiele, der

Trinkvereine, ſein Humor iſt das, was man Spaßvogel zu nennen pflegt, und thut keinem Kinde etwas zu Leide, ſeine Satyre iſt ein Maitre de Plaiſir, ein guter Geſellſchafter, der Niemand auf den Fuß tritt, Manchetten und Claque trägt, und nur zur Unterhaltung beizutragen beabſichtigt. Oft ſah ich dieſen liebenswürdigen Mann auf einem Kaffeehauſe in Wien, wie er ſich beim eifrigen Billardſpiel die Brille zurecht rückte, und ſeine ganze Muſe, von der vielleicht Jeder irgend einen glücklichen und launigen Vers im Gedächtniß hat, kam mir dann wie ein Billardſpiel vor, auf dem eine geſchickte Hand und ein kluges Auge Alles ſind, was das Gelingen ausmacht. Und man komme heran: was kann man nicht Alles bei Caſtelli auf grüner luſtiger Fläche für hübſche Glückskugeln des Witzes laufen ſehn! Es iſt eine ganz eigene Poeſie, dieſe Zwergfellerſchütterungspoeſie, die nichts ſein will als das. Dieſe verdammt poſſirlichen Geſchichten, dieſe Schwänke zum Todtlachen, dieſe Epigramme für Unterleibskranke, dieſe Liedertropfen für Hypochondriſten, dieſe Fliegenfängereien der Laune, und dieſe Mückentänze der charmanten Einfälle. Und wie leicht das Alles entſteht. Kein Dichter hat je leichter hervorgebracht als Caſtelli, der es ſich in Geſellſchaft dutzendweiſe aus dem Aermel ſchüttelt. Caſtelli iſt ein Improviſator, aber ohne pythiſches Schwitzen und haarſträubende Begeiſterung, es geht ihm Alles wie durch ein gelindes Mittel ab, zur geſelligen Unterhaltung, und er will damit nichts, als was die Hausfrau mit dem Braten, den ſie vorſetzt: man ſoll ihn ſich ſchmecken laſſen und ſich dann hübſch den Mund danach wiſchen. Seine Themata kennt man. Caſtelli's Witz iſt harmlos und ſchlägt keine Fliege todt, obwohl heutzutage am meiſten der Witz Noth thut, welcher todtſchlägeriſch iſt. Eine gewiſſe altmodiſche Sorte von Witzen iſt die gegen die Weiber, welche ſich bei Caſtelli faſt auf jeder Seite finden. Dieſer Weiberhaß, der auch in der Vaterſtadt des Dichters an der unrechten Stelle wäre, kommt freilich meiſt poſſirlich heraus, und ich glaube auch nicht, daß es dem jovialen Caſtelli damit Ernſt iſt, der nicht nur ein Taſchenbuch: „Huldigung der Frauen“ herausgiebt, ſondern auch in demſelben Athem, in dem er die weibliche Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit hechelt, ſchon wieder ein Loblied ſingt. Aber ein Humoriſt ſeiner Art hat immer gewiſſe Leib- und Magen-Stereotypen, mit denen er ſeinem Witz auf die Beine helfen muß. So müſſen, außer den Weibern, auch die Aerzte, die Gläubiger, die Pfaffen ꝛc. für die Satyre heran; ja ſogar auf den lieben Gott, der ſich das am erſten gefallen laſſen kann, macht Caſtelli mitunter ſeinen Witz. Man kann ſeinen Sachen nicht gram werden. Zwar gehören ſie, wie gewiſſe Theaterſtücke, die nicht gedruckt werden können, meiſtentheils kaum der Literatur an, aber wer möchte das liebe dumme Zeug ſchelten, daß es da iſt?

* * *

Frühlings-Almanach. Herausgegeben von Nicolaus Lenau. Stuttgart, Brodhag. 1835. 375 S. kl. 8. Mit Goldſchnitt und geſtochenem Titelblatt.

Heraus, du junge Frühlingsbrut, maigrüne Liederpoeſie, ſchneide dir aus friſchem Rohr eine neue Schalmei, und ſitze gedankenvoll an den rieſelnden Quellen, und träume dir etwas aus, das mit goldenen Morgen- und Abendröthen unſer kahlgewordenes Daſein färbt und wie ſtärkender Feuerwein berauſchend in das matte deutſche Herz ſich ergießt! Und ein ganzer Frühlings-Almanach! Mir lacht ſchon der Titel entgegen, und die Namen der Sänger, Lenau, Rückert, Karl Mayer, Kerner, Pfizer, habe ich nicht minder lieb. Nur Schade, daß ſich die Deutſchen zur Frühlingsfeier nichts ſchenken, ſondern philiſterhaft an die Kalendertermine feſthalten, an denen ſie zur Noth einmal ein Buch kaufen, weil es die Zeit der Geſchenke iſt. Da hilft in der Regel bei ihnen kein Goldſchnitt und kein geſtochenes Titelblatt, und kein feſtlich tönendes Blüthenlied, das ſie mit Nachtigallenzungen in den Buchladen lockt, um ſie zu einer außerzeitlichen Mehrausgabe zu bewegen. Aber es muß noch eingeführt werden, es muß noch Mode werden, denn wie Vieles muß nicht noch Mode werden in dem ſonſt ſelbſt aus der Mode kommenden Deutſchland! Dieſem Frühlingsalmanach wünſche ich, daß er die neueröffnete Saiſon der Goldſchnitt-Literatur, die uns ſonſt nur im Herbſt blüht und funkelt, glücklich behaupten möge. Denn die Lyrik iſt die eigentlichſte Frühlingsſaiſon. Wann lieſt und empfindet ſich ein träumeriſches Lied, mit dem man ſich in holden Müßiggang der Gedanken einwiegen und einſpinnen kann, beſſer, als in der Lenzzeit, in der ſüßen Faulenzzeit, denn das Lenzen und das Faullenzen und das Dichten ſind bekanntlich ſynonyme Begriffe, es ſind die Wirthe und die Gäſte einer und derſelben Saiſon. Aber warum bringt nun Nicolaus Lenau mit ſeinem herrlichen Dichtertalent in den Frühlings-Almanach nichts Anders als dies Fragment eines Fauſt? Es iſt ganz in derſelben Form und auch geiſtig in demſelben Ton gedichtet, als der Goethe's, in welchem die deutſche Fauſtidee ein für alle Mal bis zur erhabenſten Vollendung und ausgedehnteſten Bedeutſamkeit verkörpert iſt. Sind die deutſchen Poeten aber wirklich ein ſo geſchlagenes Volk, daß Jeder immer wieder ſeinen Fauſt aus ſich herausdichten muß, ſo thue es Jeder wenigſtens auf ſeine Weiſe. Der Fauſtiaden mit der ſtereotypen Gruppe von Fauſt und Mephiſtopheles, iſt es nun genug; ich ſehe es für eine beklagenswerthe Talentvergeudung an, wie ſich hier Lenau wieder damit zu ſchaffen gemacht hat. Sein Fauſt iſt ein ſchwächlicher Narr, ein matter Don Juan, und der Eindruck iſt weder auf die Reflexion noch auf die Sinne von Effect, trotz der ausgezeichnet ſchönen Sprache und Darſtellung, worin Lenau Goethen gleichkommt. — Karl Mayer bringt dagegen dem Frühlings-Almanach, was des Frühlings iſt, eine ganze Bienen-, Mücken- und Schmetterlingsſchaar von Naturliedern. Er ſingt, „wie der Vogel ſingt,“ aber oft läßt ſich bei ſeinem Zwitſchern und artigen Girren auch nicht mehr denken, als wenn Droſſel und Fink im Buſch ſchlagen; mitunter iſt ſein Lied nichts weiter, als ein Schnabelwetzen an irgend einem grünen Baumzweig. Man möchte ihm Hanfkörner ſuchen, um ihm für all das loſe ſüße Geſchwätz etwas Liebes anzuthun. Bemerkenswerth iſt aber das heitre Naturgefühl in dieſem Dichter, worin Mayer Aehnlichkeit hat mit dem naiven Wilhelm Müller, während Hölty und Matthiſſon im vorigen Jahrhundert vorherrſchend ſentimental wurden in ihrer Naturlyrik. — **Juſtinus Kerner** liefert ein Schattenſpiel: "der Bärenhäuter im Salzbade," ein artiges, luſtiges, luſtiges Frühlingsſpectakel. Hier treten nichts als Geiſter auf, und man weiß, wie wenig Hrn. Kerner die Geiſter koſten. Es ſind die Geiſter aus der Seherin von Prevorſt, aber man wird an dieſer Stelle hier nicht recht klug aus ihnen. Will der Verfaſſer, der trotz ſeiner vielen Geiſter Geiſt genug dazu hat, ſich ſelbſt perſifliren, oder in der Selbſtperſiflage ſeine Gegner? Man weiß es nicht, es iſt eben ein Schattenſpiel. — **Friedrich Rückert** ſchmückt den Frühlings-Almanach mit einem „Herbſt 1833 in Neuſiß." Daß ſich dieſer Herbſt in den Frühling eingeſchlichen hat, kann ihm der Frühling diesmal nur danken, wenn es in unſerer Zeit überhaupt auffällig wäre, dieſe beiden Jahreszeiten ſich einander verſchwiſtern zu ſehn. In Rückerts Herbſt iſt jeder Zoll ein Frühling, man kennt den Mann des Liedes, man leſe und recenſire nicht! — **G. Pfizer**, mit ſeinem ſchönen lyriſchen Darſtellungstalent, hat in „Salomo's Nächten" aus dem weiſen und überweiſen König Salomo auch eine Art Fauſt gemacht. Fauſt und kein Ende bei den deutſchen Dichtern. Die hübſche, kluge Königin von Saba kommt dazu und kann den weiſen Salomo über ſeine Weisheit nicht tröſten.

Th. M.

* * *

Gedichte von Guſtav Pfizer. Neue Sammlung. Stuttgart, Neff. 1835. 416 S. 8.

Ein reicher voller Jugendmuth athmet in den Gedichten dieſes neuen Schwabenſängers, den wir freudig begrüßen müſſen. Seine Sprache hat viel Aufſchwung, nur verräth ſie mitunter zu ſehr die Schillerſche Schule. Kleine Angewöhnungen wie „ewig nimmer" ſollten ganz verſchwinden. Die Lebensfriſche der Geſinnung iſt aber an Pfizer höchſt wohlthätig und ſichert vor hohlem Pomp, zu dem eine Nachahmung Schillerſcher Emphaſe führen kann. In „der Tafelrunde," einem zwölffachen Toaſt auf den Schädel, der den Zechern zum Trinkgeſchirr dient, ſprudelt die Fülle rüſtiger Lebensluſt. Von ſolcher Naturkraft der Geſinnung, wie man es nennen könnte, iſt viel zu erwarten, mehr als ſie bis jetzt ſchon gegeben. Zu lebensſchwanger, um geiſterbleich und ſentimental zu werden, und doch zu idealiſtiſch, um in Frivolität auszuarten, kann die Muſe dieſes Dichters ſich noch ſehr ſchön entfalten. Für jetzt macht ſie noch zu viel alte Studien, Pfizer beſingt noch alte Mythenſagen der Griechenwelt, deren Thema er ebenfalls aus Schillers Lyrik überkommen. Aber er wendet ſich auch auf ſeine Zeit, ſucht ſich hier Stoffe, findet kranke Polenherzen, gebleichte Heldenmienen, verdorrte Freiheitsbäume, und möchte voll Verzweiflung an Dem, was heilig und groß heißt, zu den Tigern in die Wüſte fliehen, um an deren Wuth und Beißgier ſich den Glauben zu ſichern, es gäbe noch Etwas, was tiefer ſteht als der Menſch. Das Gedicht „Lethe,“ in dem ſich dieſe Schmerzenselegie ausſpricht, iſt Pfizers ſchönſter Accord. Auch die auf Polen bezogene Mythe von dem Menſchenkinde, das ſich ein ewiges Leben erflehte, aber ewige Jugend zu bedingen vergaß, gehört zu dem Beſten, was die deutſche Lyrik in neueſter Zeit geſungen hat. Des Griechen Gruß an den neuen König, vom J. 1830, würde Schiller, wenn er jung unter uns aufſtände, ganz in gleichem Sinne ausgeſprochen haben. Der zweite Gruß ſchließt alſo:

„Wohlfeil iſt es, Gaben reichen
Bettlern, welche fleh'n am Thor,
Aber wollt ihr Göttern gleichen:
Hebt ſie frei zu euch empor!“

In den Gaſelen erfreut ſich der Dichter noch zu ſehr an rythmiſchen Formen. An linguiſtiſche Spielereien ſollten die Poeten unſerer Tage keine Zeit mehr verſchwenden. **K.**

Chatterton, drame en trois actes par le comte Alfred de Vigny. (Berlin chez A. M. Schlesinger. 1835. 8. 82 S.)

Dieſes kurze Drama gehört ſowohl ſeines Inhalts, als ſeiner Behandlung wegen zu den intereſſanteſten Produkten der Romantik, wenn es auch vielleicht die Selbſtſtändigkeit eines Kunſtwerks dramatiſcher Gattung entbehrt; denn es macht im Ganzen den Eindruck einer dramatiſirten Erzählung. In der That hatte der Verfaſſer in ſeinem geiſtreichen Blew Devils die dem Stück zu Grunde liegende Begebenheit mit Wärme und einiger Ausführlichkeit bereits mitgetheilt; und bei der Abfaſſung unſers Drama leitete ihn, nach ſeinen eigenen hier ausgeſprochenen Geſtändniſſen, mehr eine didaktiſche, als rein künſtleriſche Idee. Die Freunde der neueren Romantik kennen den Dichter übrigens als einen der Begründer der neuen poetiſchen Schule in Frankreich, vornehmlich im Fache des Romans; denn ſein erſter dramatiſcher Verſuch, eine Bearbeitung des Othello von Shakſpeare, machte wenig Glück. Doch in Chatterton ſcheint der Dichter im Vollgefühl eigener innerer Erfahrung gearbeitet zu haben; ſeine Sprache iſt jedesmal angemeſſen, bald kräftig, bald ſchmelzend, bald naiv, bald glühend; eine Fülle treffender Gedanken iſt ausgeſtreut, und bekanntere geiſtreich eingekleidet. Der Held des Drama, Chatterton (ein engliſcher Dichter, geb. 1752, geſt. 1770 im 18. Jahre ſeines Lebens) gehört zu jenen tragiſchen Erſcheinungen, denen eine glänzende Anerkennung nach dem Tode eine traurige Genugthuung für ein verbittertes elendes Daſein im Leben verleihen ſoll. Dieſer Chatterton war an früher und rechter Entwickelung ein zweiter Picus von Mirandola; als ein armes Kind im Hospitale zu Briſtol erzogen, ſtill und unbeachtet, überraſchte er in ſeinem eilften Jahre durch eine Satyre auf einen elenden Prieſter, der ſeine Religion für Geld verkauft hatte. In ſeinem vierzehnten Jahre gab er bereits ſeine Gedichte in lyriſcher, heroiſcher, auch ſatyriſcher Gattung in drei Bänden heraus. Dabei begrub er ſich in die Wiſſenſchaften; ſtudirte Aſtronomie, Phyſik, Muſik, Chirurgie und beſonders die ſächſiſchen Alterthümer. Er lernt Rowley, einen Mönch aus dem 15. Jahrhundert, kennen; er bildet ſich eine Sprache des 15. Jahrhunderts und ſchafft eine neue Reihe poetiſcher Producte, verſchieden nach Inhalt und Form, alle in jenem alterthümlichen Idiom. Das meiſte Aufſehen machte die Schlacht bei Haſtings, ein Epos in zwei Geſängen, das er aber unter dem Namen eines alten Mönches Rowley bekannt machte. Doch auf der Höhe des Ruhms verlebte Chatterton ſeine jungen Jahre in bitterer Armuth, er mußte endlich dichten, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Dieſe traurige Lage führte auch die Kataſtrophe herbei, die ſeinem jungen Leben ein ſchreckliches Ende machte. Er hatte ſich gegen einen harten Gläubiger durch einen Schuldſchein verpflichtet, ſeine Schuld an dem beſtimmten Tage mit einem fertigen Manuſcript zu bezahlen. Die ewigen Sorgen, der Hunger das gekränkte Gefühl des Dichters, alles dieſes hing ſich wie Blei an die Flügel ſeiner Phantaſie, und empört ging er dem Tage entgegen, wo das Gefängniß auf ihn wartete. Unbekannt und zurückgezogen, wendet er ſich zuletzt an den Lordmajor von London; und der Lordmajor antwortet auf das Anliegen des Dichters der Schlacht bei Haſtings — mit dem Anerbieten der erſten Kammerdienerſtelle in ſeinem Hauſe. Dies brach das tiefgekränkte Herz. Um ſeine Verzweiflung, ſeinen Ueberdruß am Leben voll zu machen, mußte er noch erfahren, daß ein elender Journaliſt ſein Epos, das den Namen des Rowley trug, als ein Plagiat Chattertons ausſchreit; der einzige Stab in ſeinem Unglück, die Hoffnung des Nachruhms, wird ihm auch entzogen, und Chatterton trinkt Gift! — Bei ſeiner Behandlung dieſes tragiſchen Stoffes ſuchte der Verfaſſer in dem engen Rahmen der letzten Lebenstage des Unglücklichen ein Gemälde ſeines Charakters, ſeiner zerriſſenen Seele, ſeines mit der Welt zerfallenen Gemüthes, bis zur Entwickelung der Kataſtrophe auszuführen. In welcher Art? deuteten wir zu Anfang ganz allgemein an. Hier fügen wir noch hinzu, daß der Dichter, um die Gemüthswelt Chattertons ſo mannigfaltig und tief als möglich vor unſern Augen zu entfalten, den Unglücklichen mit einer Gallerie der verſchiedenſten Charaktere und Seelen umgeben hat. John Bell, ſein Wirth, in deſſen Hauſe Chatterton, unbekannt und zurückgezogen lebt, ein ſteinreicher Fabrikherr von London, repräſentirt den engliſchen Krämergeiſt, der in ſeinem Gelde den abſoluten Maaßſtab für jedes materielle und immaterielle Verdienſt in der Welt hat; er achtet kein Gefühl, nicht einmal das ſeiner Gattin; denn er ſelbſt kennt keines. Wo nur ſolche gedeihen, in dieſem Boden muß eine Pflanze wie Chatterton elend verkümmern! — Kitty Bell, ſeine Frau, das völlige Widerſpiel ihres Gatten, ſchont furchtſam und in ſtummer Rührung, wie ein unſichtbarer Engel, des unnennbaren Schmerzes des geheimnißvollen Hausgenoſſen, den ſie erſt erkennt, da er zufällig verrathen wird. Eine geheime, aber tiefe Liebe iſt hier das rothe Fädchen, welches über das gegenſeitige Verhältniß Beider einigen Aufſchluß giebt; faſt unmerkbar zieht ſie ſich durch das Geſpinnſt der tragiſchen Handlung hindurch, bis ſie zuletzt, da Kitty zu den Füßen des entſeelten Dichters ihre Kinderſeele aushaucht, als eine blutrothe Blüthe erſchütternd herausbricht. Ein Quäker tritt ſehr glücklich aus ſoviel ſchreienden Diſſonanzen hervor, um durch ſeine religiöſe Erhebung, ſowie durch ſeine edle ungeſchminkte Menſchlichkeit mildernde Töne der Verſöhnung tröſtend, erquickend hinein zu hauchen. —

G. G.

Correſpondenz.

Leipzig, Ende Juni 1835.

— —*) So wie ich Ihnen ſagte, leb' ich nun hier von früh bis ſpät und lebe nicht, denke über Preußen und Sachſen nach wie vor, und denke nichts, wenn es darauf ankömmt, den Gedanken ſchwarz auf weiß hinzuſtellen. Das aber muß ich wiederholen, daß Preußen weit weniger Preußen, als Sachſen partout Sachſen iſt. Für Preußen iſt die weite Zukunft gewachſen. Wie Preußen aus allen Regionen Gelehrte an ſich zu ziehen fortfährt, ſo daß man ſelbſt in den Miniſterien die wichtigſten Stellen mit Nichtpreußen beſetzt findet, wie Berlin, dieſer Focus preußiſcher Intelligenz, ein Conglomerat verſchiedenartigſter Richtungen und Beſtrebungen iſt, ſo verdankt der ganze Staat dieſem Aſſimiliren abgelegenſter, fernſtehendſter Länderſtücke ſeine Größe. Bei dieſem Zuſammenſtoßen verſchiedener Kräfte und Elemente, wovon Berlin ein Miniaturbild des ganzen Landes abgiebt, kömmt es darauf an, welche dieſer Parteien momentan am meiſten die Hand im Spiele hat. Preußen darf keines ſeiner Elemente ausſcheiden, denn jede Faction wird ſich immer, ſobald ſie am Ruder iſt, als eine ächt patriotiſche, ächt preußiſche geltend machen dürfen. Was nun aber für dieſe oder jene Tendenz den Ausſchlag giebt, iſt der abſolute Wille der majestas personalis. Bei dieſen zuſammengewürfelten, carrirten Verhältniſſen iſt der Monarch das Princip der Rettung, ſein unumſchränkter Wille hält alles das im niveau, was im drängenden Gewirr entgegengeſetzter Potenzen den Mittelpunkt nicht in ſich ſelbſt zu finden fähig wäre. In der Hand des Fürſten liegt Preußens Geſchick, ohne ſein abſolut entſcheidendes Wort würden die Partrien anfangen, Babyloniſch zu reden. Preußen hat pietiſtiſche und rationaliſtiſche Potenzen in allen Zweigen der Verwaltung, in allen Zirkeln des geſelligen Lebens. Dieſe Mächte würden ohne Feſſel wie Furien gegen einander wüthen, wenn ſie nicht ein drittes über ſich hätten, das von Beiden frei iſt, dies dritte iſt die Perſon des Monarchen. In ihm liegt Preußens Princip und That. Ohne dieſe zuſammenfaſſende Union fallen die conglomerirten Maſſen des Staates zuſammen. Ohne die abſolute Entſcheidung des königlichen Willens iſt dieſer Aſſimilationsproceß, den man preußiſche Geſchichte nennt, meines Wiſſens nicht denkbar. Und daß die Aſſimilation fremder Elemente Preußens Aufgabe ſei, räumt mir Jeder ein. Werfe man doch nur einen Blick auf die Karte, ſehe man doch dieſe weit hingeſtreckten Arme und Schenkel des Landes bei ſo dünnem Leibe. Sieht Preußen nicht aus wie ein Menſch, der unmeßlich ausgedehnt mit allen Gliedern, auf dem Rücken liegt? Der linke Arm reicht über Memel hinaus, an die linke Hand iſt Rußland angetraut, aber dieſe Hand kann ſich auch in den Fluthen der Oſtſee wie in Unſchuld waſchen. Die rechte Hand greift über den Rhein hinüber in franzöſiſches Gebiet und ſüdwärts in's Herz der deutſchen Staaten. Iſt denn der Zollverband kein politiſches Ereigniß? Und laſſen Sie aus dem ſchwangeren Schooße der Möglichkeiten irgend ein anderes Ereigniß heraustreten, über das dieſer rücklings am Boden liegende Mann, den wir Preußen nennen, ſeine hingeſtreckten Arme über den Kopf zuſammenſchlägt, — er hat die Hände voll, er drückt Alles an ſein körniges Herz, — genug, Preußens Geſchichte iſt ein Aſſimilationsproceß. Preußens Zukunft iſt groß.

---

*) Halten Sie Sich, Louis! Ich ſtimme Ihnen nicht in Allem bei, was ich hier von Ihnen drucken laſſe. Aber was thun? ſpricht Zeus: die Welt iſt weggegeben. Wir ſind doch Beide Patrioten. Grüßen Sie mir die kleine Antonie in Reichels Garten. Als gute Katholikin muß ſie zu meiner Madonna zu beten verſtehn.

D. Red.

Ein Land wie Sachſen, das keine fremden Elemente zu verſchmelzen hat, das ſogar auf den Kern ſeiner ſelber reducirt iſt, konnte bald mit ſich fertig werden. Ich glaube nicht, daß Sachſen dazu berufen iſt, extenſiver zu werden, und intenſiv iſt es Alles, was es werden kann nach der ganzen Natur ſeiner Befähigung. Ich ſehe nichts darüber hinaus liegen. Königthum, Conſtitution, Civilverwaltung, Zuſtand des Militärs, Stellung des Staates zu den nieder- und oberdeutſchen Ländern, Alles iſt ſchon zu jenem Zwecke fertig geformt, um ein glückſelig Völkchen zu machen, das ſich in materiellem Wohlbehagen wiegt, das ſicher ſeinen Vortheil berechnet, fleißig producirt, ſeinen Gewinn ruhig vor Augen ſieht, ſelbſt mit der aus Preußen überfließenden Intelligenz wuchert und den Gott der Weltgeſchichte mit allem ſeinem Ringen, Streben und hochbrüſtigem Wollen einen guten Mann ſein läßt. Sachſen hat ſeine Geſchichte hinter ſich, darum hat es eine ſo glückliche, fertige Gegenwart. Es hat Alles erlebt, was dazu nöthig ſchien, um ſich in allen Verhältniſſen ſolide und doch auch höchſt gemüthlich zu arrangiren. Schwärmer wähnen, eine Revolution ſei nöthig, um ſich nach überlebtem Sturme recht gemächlich ins breite Daſein hinzuſetzen. Ich bin nicht der Meinung, daß es einer ſabiniſchen Gewaltthat bedarf, um ehelichen Verhältniſſen Raum zu ſchaffen. Aber auch ein Revolutiönchen hat Sachſen erlebt und dünkt ſich damit nicht wenig. Sehen Sie, Verehrteſter, auf Leipzigs Promenaden auf und ab: die in aller Freiheit dampfenden Pfeifen und Cigarren von Jung und Alt ſind die triumphirenden Freudenfeuer, welche die kleinen Großthaten einer ſächſiſchen Revolution in ihren Erfolgen bezeugen. Man kann ſogar dieſe Freiheit des Rauchens, die ſich die Sachſen zu verſchaffen ſo kühn waren, höchlichſt verwünſchen, denn man bekömmt auf den ſchönen Spaziergängen, wo man freie Luft einſaugen will, den ſchnödeſten Knaſter zu riechen, den Gottes Sonne gedeihen läßt. Die Revolution war ſehr unvollſtändig, ein Stückwerk. Man hätte ſich ſollen eine gute Sorte Knaſter ertrotzen, das ließe ich mir gelten. Die Freiheit, ſchlechten Tabak auf offener Straße zu rauchen, iſt ein jämmerlicher Fortſchritt zur Cultur, zu dem es auch die aſiatiſche Beſtie, die Cholera, zu bringen vermochte. Die Muſenjünger und die Ritter von der Elle thun ſich's im Wetteifer der Bildung gegenſeitig zuvor. Sonſt ſtarke Antipoden, ſind ſie in Betreff des Knaſters einträchtig und rivaliſiren ſogar mit den hieſigen Arbeitsleuten und Markthelfern, die auch in der Pfeiſe die conſtitutionelle Freiheit ſchmecken. Gegen das Geſchlecht der Berliner Eckenſteher iſt der Leipziger Markthelfer ein wahrer Mirtyll, ein Schäfergott. Statt der verlornen Miene der Verzweiflung, ſtatt der ſarkaſtiſchen Laune eines gottverlaſſenen Hohnes, über die man in Berlin erſchrickt, wenn man ſich einer Gruppe jener ſignaliſirten Ritter vom blechernen Vließe nähert, bemerkt man an dem Leipziger Markthelfer eine geſchwätzige Liebenswürdigkeit, eine veilchenblaue Heiterkeit, eine flügelſchnelle Gemüthſeligkeit, gegen die der maulfaule, zerlumpte Eckenſteher der preußiſchen Reſidenz mit ſeiner verdroſſenen, in Spiritus erſäuften Kopfhängermiene wie ein entarteter Samojede zurückſteht. Die geſchäftige Rührigkeit, der allezeit nach Gewinn laufende Lebensmuth macht die hieſigen bürgerlichen Klaſſen mittlerer und niedrigſter Region ſehr liebenswürdig. Vor lauter Gemüthlichkeit, die man an den flinken Geſtalten zu ſehen bekommt, merkt man kaum, daß das ganze Leben hier nur ein mechaniſches iſt. Der überall vorherrſchende Materialismus im hieſigen Leben erſtreckt ſich ſogar auf die ſtudirende Jugend.

Man ſtudirt hier kaum Philoſophie, Aeſthetik und ſchöne Wiſſenſchaften gar nicht; nur die ſogenannten Brotcollegien werden beſucht. Die hieſigen Literaten ſehen wie die Bedienten aus, die hinter einem Buchhändler herlaufen. Ein einziger großer Buchhändler hat einen Schweif von zehn Schriftſtellern hinter ſich. Selbſt ein Drucker mit der geſchwärzten Phyſiognomie wäſcht ſich im Schweiß der Autoren die beſchmuzten Hände rein. Jeder Schriftſetzer dünkt ſich hier mehr zu ſein als ein Schriftſteller. Und mein Gott! auf Schrift kommt's bei Beiden an, der bloße Unterſchied liegt im Setzen und Stellen. Und das Alles iſt ſo hergebracht, man merkt es kaum, und treibt dieſen Verkehr ſo harmlos und mit freundſeligem Klingklang, daß es nur dem Fremden auffällt, wie ſich die Intelligenz hier von der Mechanik gebrauchen, abtödten und erſäufen läßt. Dabei iſt die Leidenſchaft, als Schriftſteller zu dilettiren, und in Nebenſtunden ein Stückchen ſchwarz auf weiß zu bringen, in der That graſſirend. Männer in Amt und Würden ſchreiben täglich ihr Artikelchen für dies oder jenes Blatt und denken, ſie arbeiten für die Intelligenz, während ſie doch nur von denen benutzt werden, welche Alles was Intelligenz heißt, in ihr Schlepptau nehmen oder an den Dampfkeſſel ihres ſchnellſegelnden Merkantilſchiffes ſchmieden. Ihr Freund aus Berlin, der ſeit drei Wochen hier iſt, fühlt das wie ich. Er ſitzt und ſtaunt, und ärgert ſich, aber er lacht, und zwar nicht aus Unwillen, ſondern aus Wohlbehagen. Vielleicht legt ſich hier die eckige Schroffheit ſeiner Preußennatur. Er wird ſich von den weichern Formen unſeres geſelligen Verkehrs gefangen nehmen laſſen, die harte Sprödigkeit ſeines Accents fahren laſſen, er wird ſingen, flüſtern, hüſteln und geſchmeidiger ſich räuſpern wie wir; geben Sie Acht! Die ſächſiſche Luft hat etwas ſo Einnehmendes, das unwiderſtehlich iſt.

In den höhern Zirkeln des hieſigen Kaufmannsſtandes finden Sie die Feinheit, Grazie und Gewandtheit Ihrer berliner Ariſtocratenkreiſe, und was Ihrem dortigen Leben fehlt, eine hingebende Offenheit, daß uns faſt bedünken möchte, der innere geiſtige Menſch beſtehe bloß aus Dem, was man Herz oder Gemüth nennt. Dabei fehlt den hieſigen Kreiſen wieder etwas, woran Sie in Berlin Ueberfluß haben. Wir kennen hier den Schmerz nicht, haben, fühlen ihn nicht, und wollen es nicht wiſſen, daß er eine Macht iſt, die das Daſein adelt. Vor lauter gebahnter Geſchäftigkeit in der Männerwelt, vor lauter ſanfter Freundſeligkeit in den weiblichen Sphären kommt man gar nicht dazu, die Schmerzen einer Leidenſchaft und eines innern Unglücks zu begreifen. Deshalb fehlt es an Aufregung der tieferen Menſchennatur, an Herzensqual und an aufſchäumender Freude. Wir leben hier in einem Niveau der Gefühle, über deſſen behagliche Ufer uns der Gleichtact unſeres Blutes nie hinaushebt, die Sachſen kommen mir vor, als wären es lauter blonde Menſchen mit blauen Augen, etwas blaſſer Farbe und zuviel Hang zum weichlichen Lebensglück. Glauben Sie mir wohl, wenn ich Ihnen ſage, daß es hier keine einzige Frau giebt, die Rahels Weſen begreiflich oder nur möglich findet? Und doch kenne ich eine. Wie wäre auch eine Regel ohne Ausnahme denkbar! Aber die kleine Antonie in Reichels Garten, von der ich Ihnen geſchrieben, mag Rahels Briefe auch nicht leſen, ſie kann nicht damit durchkommen. Sie betheuert hoch und feſt, das Blut ſteige ihr fürchterlich in den Kopf, wenn ſie dieſen Höhlengängen der Selbſtprüfung und Selbſtqual nachginge. Nun gut, ich will ſie nicht zwingen. Jetzt lieſt das gute Kind Ihre Madonna. Mag ſie ſich nur daran emancipiren. Emancipirt muß ſie werden, denn ſie iſt mit ihren Anſprüchen an's Leben und mit ihren Gefühlen ſehr im Gedränge, faſt möcht' ich ſagen, in der Irre. Zugleich hat ſie zuviel Lebensſtoff in ſich, um ſich gewöhnlichen Verhältniſſen ruhig zu accommodiren. Was wird ſie mir ſagen, wenn ſie die „Bekenntniſſe der weltlichen Seele" geleſen? Denken Sie nur! Antonie iſt Katholikin —

geworden, im vierzehnten Lebensjahre, aus eignem Antriebe, aus Angſt vor verfolgenden Mächten. Und Ihre Maria-Madonna! Dieſe wurde Proteſtantin, um ſich aus den Wirren des ſtürmiſchen Andrangs von außen und innen in das helle Licht verſtändlicher und verſtändiger Klarheit zu retten. Nächſtens mehr von dem ſchönen Polenmädchen. Sie iſt nämlich nicht aus Thüringen, wie ich Ihnen ſchrieb, nur dort erzogen, Warſchau iſt ihre Vaterſtadt. Sie hat innerlich etwas erlebt, was den Sinn aus den Fugen der Gewöhnlichkeit reißt. Schon deshalb kann ſie keine Leipzigerin ſein.

Es iſt verwunderlich, wie man hier Alles und Jedes auf ein juste milieu reducirt findet. Es giebt hier weder Adel noch Pöbel. Der ſächſiſche Adel lebt, wenn nicht auf Landgütern, in Dresden. Dresden hat in ſeinem ganzen ſocialen Habitus einen ariſtokratiſchen Anſtrich, es bildet die erſte Kammer gewiſſermaßen. Leipzig gleicht der zweiten Kammer, in der die Werkelintereſſen verhandelt werden. Das übrige Sachſenland hängt ſo drum und dran. Eine ſolide Bürgerklaſſe mit galantem Anwurf, das iſt die Bevölkerung Leipzigs. In ſtetem Geleiſe dreht ſich der bürgerliche Verkehr, gemächlich, mit leiſer Fidelität, flüſternder Anmuth, ohne Erhebung, ohne Aufregung. Durch die Speculation mit Eiſenbahn-Aktien hoffte ich eine kleine Unterbrechung in der hieſigen Converſation zu erleben, ich dachte, der ſolide Handelsgeiſt würde ſich einmal von einem Schwindel ergreifen laſſen. Die Aktien ſtiegen auf 24, der Gewinn ſchien nicht unbedeutend zu werden, da man nur mit zwei Prozenten angekauft hatte. Allein zu einem eigentlichen Börſenſchwindel kam es nicht. Warnende Stimmen, die an Paris und London mahnten, erhoben ſich gleich in den Tagesblättern; der Muth ſank, jetzt ſtehen die Aktien auf 13 bis 15, in Dresden auf 17½. Spielen und Speculation ſcheint mir noch das einzige Phantaſievolle in der ſogenannten mechaniſchen Periode der Geſchichte, die allerdings hier in Leipzig angebrochen iſt. Die Meſſe ging flau, der Buchhandel flau und die Menſchen ſind lau. Was ſoll's? Wer Hitze will, mag die Linie paſſiren, wer Kälte will, nach Berlin gehen, da giebts kalte Seelen. Am Ende befindet man ſich beim Herzens-Juſtemilieu am beſten. Wenn nur Ariſtocraten hier wären! Ich ſage Ihnen, ſo ein Ariſtocratenklubb, wo Alles hechelt und flennt und heuchelt und näſelt, iſt mir eine Wonne. Auch Pöbel vermiſſ' ich, wie geſagt. In der Sandgaſſe ſollen einige Pöbelfamilien wohnen, draußen vor dem Thore. Was hilft mir das! Ich will die Canaille en masse. Nach Stötteritz hat man die anrüchigen Arbeiterfamilien, das Voigtlandgeſindel von Leipzig, verbannt; der zarte Bürgerſinn duldet die Beſtie nicht in ſeiner Nähe. Daher fehlt auch die Brut der Straßenjungen, es fehlt das berliner Straßenleben und die burleske Genreſcenerie. Selbſt die Zettel an den Ecken ſitzen wochenlang feſt, keine Hand rührt ſich, das Veraltete abzureißen. Man läuft wie toll zweimal um die Stadt und durch die Gaſſen auf und ab und erlebt nichts. Alles raſchelt geſchäftig an uns vorüber; ich bin oft der einzige Müßiggänger von 45,000 Menſchen, der bis in die Nacht hinein durchs Roſenthal ſchleicht, wenn alle Wälder ſchon ruhen. Adieu, adieu.

Ihr ergebenſter

Louis.

Feuilleton.

— Die berliner Witze, deren Propaganda — man thue mir nichts um dies Wort! — bekanntlich aus den hübſch gezeichneten Gropius'ſchen Bildern beſteht, ſollen jetzt ſogar bis Spanien gedrungen ſein. Wenigſtens ſoll die Königin Chriſtine II. eine vollſtändige Sammlung derſelben beſitzen, und in ihrer gegenwärtigen kritiſchen Lage ihre einzige Erheiterung daran finden. Der neue offizielle Moniteur, den die Regierung zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung herauszugeben beſchloſſen, wird das Motto führen: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!“ In Berlin ſelbſt ſind ſeit langer Zeit keine neuen Witze zu Tage gefördert worden, obwohl ſich ſehr viele noch machen ließen, wenn nicht eben der alte und doch ewig neue Witz hier wäre: „es ginge wohl, aber es geht nicht!“ Dieſer triviale Witz regiert in der That in dieſem Augenblicke die ganze Welt, die geſammte historia mundi liegt krank danieder an dieſem Witz, er iſt das lächerlich heiſere Feldgeſchrei der heutigen Politik, er iſt der Unmuthsſeufzer der zum Blindekuhſpiel verdammten Intelligenz, er iſt der Sterbetriller der jungen Herzen, die nicht begreifen konnen, warum es denn nicht gehen ſollte, da es doch ginge? Dieſer Witz äfft jetzt die ganze Zeit, er iſt der Erb- und Familien-Witz des Juſtemilieu, und macht, gleich der franzöſiſchen Revolution, auch ſeine Reiſe um die Welt. Das geſellſchaftliche Leben muß jetzt bis auf's Aeußerſte zu altem Schuhſohlenleder ausgetreten ſein, da in Berlin keine neuen Witze mehr gemacht werden, außer ſchlechte. Nur neulich behauptete der Hofſchauſpieler Gern auf dem Theater: Berlin läge jetzt an einem Vulcan! Man muß nämlich wiſſen, daß gegenwärtig in Berlin die glorreiche Zeit des Wollmarktes iſt. Wenn daher auf der Spree ein Kahn mit Wolle hält, ſo liegt Berlin auf Berliniſch allerdings an einem Vulcan. Sapienti sat! —

* * *

— In Nr. 76. der von Dr. K. Köchy redigirten Mitternachtzeitung, die ſeit einiger Zeit manchen guten Aufſatz gebracht hat, befindet ſich eine ſehr treffende Beurtheilung von Göſchel's „Unterhaltungen zur Schilderung Goethiſcher Dicht- und Denkweiſe.“ Der pietiſtiſche Hochmuth und die renommiſtiſche Frömmelei, die, nach früheren ſehr ehrenwerthen und von uns gewiß nicht minder verehrten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, erſt jetzt ſo ſchneidend in Göſchel hervorgetreten, werden dort gebührend herausgehoben. Es iſt in der That unleidlich zu ſehen, wie Göſchel jetzt mit der Bibel kokettirt, wie mit einem Damenmops, den man immer ſtreicheln muß, damit er nicht knurre. Dabei die Anmaßung, mit der er ſich an die größten Geiſter der deutſchen Nation macht, um ſie, wie er ſagt, mit der Bibel zu vermitteln, als bedürften dieſe Geiſter dieſer Vermittelung oder ſeiner Vermittelung. So hat er Goethe und Hegel gebibelt, und man frage, ob der Genius durch die Schulmeiſterei, die man ihm angethan, in ſeinem Werth und ſeiner Nationalbedeutung geſtiegen? Außer dem angeführten Aufſatz in der Köchyſchen Mitternachtzeitung vergleiche man auch, was mein Freund Kühne in ſeiner „Zeitung für die elegante Welt“ (Nr. 113.) abermals höchſt Treffendes über das craſſe und ungenießbare Buch Göſchels von der Unſterblichkeit geſagt hat. Da mir die „Unterhaltungen zur Schilderung Goethiſcher Dicht- und Denkweiſe“ kürzlich durch den Verleger, vielleicht auf Anlaß des Verfaſſers, zur Beurtheilung zugeſandt worden ſind, ſo werde ich mich im nächſten Heft des Zodiacus ganz offen, und bloß die Sache im Auge habend, darüber ausſprechen. Göſchel iſt jetzt einer der eifrigſten Mitarbeiter an dem durch den hinlänglich bekannten Jarcke geſtifteten: „Berliner politiſchen Wochenblatt.“ Da ſchon dieſe bloße Notiz hinreicht, um ſeinen künftigen literariſchen Credit in Deutſchland zu bedingen, ſo kann ich mich in meiner als etwas Nothwendiges mir erſcheinenden Polemik gegen Göſchel's Richtungen fortan aller zu ſcharfen Argumente gegen ihn, die nicht bloß wiſſenſchaftlich ſind, enthalten, und werde ihm in meinem Aufſatz diejenige Hochachtung beweiſen, die man gegen ihn immer nicht aus den Augen ſetzen darf! —

* * *

— Von Wilhelm Meiſters Lehrjahren erſcheint in Mailand eine italieniſche Ueberſetzung, unter dem Titel: Gli anni del noviziato di Alfredo Meister, von welcher der erſte Band heraus iſt. Ob den Italienern der Name Wilhelm zu proſaiſch war, oder warum ſie ſich ſonſt einen Alfred daraus gemacht haben, mag der liebe Gott wiſſen. —

* * *

— Der nächſterſcheinende Jahrgang des Raumerſchen „Hiſtoriſchen Taſchenbuchs“ wird unter Anderm eine Skizze: „Die Schlacht bei Wagram,“ von K. A. Varnhagen von Enſe enthalten. —

* * *

— Der gute Vicar of Wakefield, aus dem ich mein erſtes Engliſch profitirt, iſt in Baiern verboten worden. —

* * *

— Jean Paul Friedrich Richter erhält ein Denkmal bei Wunſiedel. Aber ich wundere mich, warum der dafür zuſammengetretene Verein, der die Erlaubniß erhalten, Beiträge im In- und Auslande zu ſammeln, bisher noch ſo wenig Lebenszeichen von ſich gegeben. Es iſt keine Zeit zu verlieren, ihr Deutſchen mit euern großen Dichtern des alten Olymps! Sammelt, ſammelt, da die Leute noch, bei Gelegenheit des freigebig bedachten Schiller-Denkmals, die Hände in den Taſchen haben. Daß Jean Paul ein ſchönes Denkmal verdient, meine ich. Wir wollen Reden halten, Vorleſungen veranſtalten, und dergleichen mehr, um dieſe Sache nach Kräften zu fördern. Den Frauen ſollte eigentlich das Protektor- und Verwalter-Amt in ſolchen Angelegenheiten übertragen werden. Hier iſt eine öffentliche Wirkſamkeit für ſie, die ihnen ganz gemäß, und am erfolgreichſten von ihnen ausgefüllt werden kann. Sammelt, ſchöne Hände! Und nun gar euer Jean Paul! Wie ſehr liebt ihr ihn, wie ſüß habt ihr für ihn geſchwärmt, und wie liebenswürdig ſeid ihr ſelbſt durch ihn geworden! Es thut nichts, wenn ihr ſeinen Humor auch nicht überall verſtanden habt! Ich verſtehe ſeine Sentimentalität noch ſchwerer, und mag ſie nicht verſtehen. Seine Frauen, die er darſtellt, ſind mir auch nicht recht, und ich möchte keine einzige darunter heirathen. Jean Paul würde euch auch nie emancipirt haben, wovon ihr in letzter Zeit ſo viel ſprecht und denkt! Er macht euch zu gefühlskranken Engeln mit ſchlimmen Augen, und läßt euch in der mit grünen Vorhängen verhüllten Stube hinter dem Lichtſchirm ſitzen, wieviel Nachtigallentöne und Granatblüthendüfte auch dabei um euer Antlitz gehaucht werden. Aber darum müßt ihr ihm doch ein Denkmal ſetzen! —

* * *

— In Nr. 62 des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ macht Hr. Profeſſor Zeune eine Bemerkung über die Toleranz, die in Prag bekanntlich auf Butter und Brot gegeſſen wird. Hr. Zeune hätte jedoch nicht erſt nöthig gehabt, den Hradſchin zu beſteigen, um auf den Veſperbroten der Zöglinge der Blinden-Anſtalt dieſe Miſchung zu bemerken, die meiſtentheils aus weißem Käſe und Schnittlauch zu beſtehen pflegt. In Prag kann man auf jedem Speiſezettel in jeder Reſtauration das Wort Toleranz geſchrieben finden, denn es hat dort eine höchſt unſchuldige Bedeutung, an der auch die ſtrengſten Regierungen keinen Anſtoß nehmen würden. Es bedeutet nämlich dort die allgemein zum Nachtiſch übliche kleine Collation von Butter, Brot und Käſe, unter die ſich auch wohl etwas Schnittlauch mengt; aber zur größern Vorſorge, damit man in unſern Zeiten nicht an wirkliche Toleranz denke, ſchreiben es die prager Speiſewirthe ſammt und ſonders Tolleranz, was dem berliner Profeſſor, der doch ein Sprachgelehrter iſt, ganz entgangen zu ſein ſcheint. Nach der Gelehrten Art und Weiſe, iſt Hr. Zeune gewiß gleich auf irgend eine Bibliothek gegangen, und hat das Wort tolerance in Bailey's Wörterbuch nachgeſchlagen, wo es nicht darin ſteht. Wie konnte ein Berliner auch nach der Toleranz ſuchen? Für unſere Zeiten und Zuſtände paßt das Wort Tolleranz, wie es die prager Speiſewirthe ſchreiben, viel beſſer. Es deutet das Tolle und Ranzige unſers Lebens an, und unterſcheidet ſich von der gäng und gäben Toleranz, wie ſie in unſern Tagen ausgeübt wird, dadurch, daß dieſe Toleranz uns ſelber mit Kopf und Kragen verſpeiſen möchte, während jene Tolleranz ſo tolerant iſt, ſich von uns verſpeiſen zu laſſen. —

* * *

— Der erſte Band von „K. L. von Knebel's literariſchem Nachlaß und Briefwechſel“ (Leipzig, in der Verlagshandlung dieſer Blätter) wird in einigen Wochen ausgegeben. Er enthält, außer der ausführlichen Biographie Knebel's, die Briefe des Großherzogs Carl Auguſt von Weimar, der Herzogin Amalie, der Großherzogin Louiſe von Weimar, und einiger andern dieſem Kreiſe angehörigen Perſonen. Der bald nachfolgende zweite Band wird mehr die literariſchen Notabilitäten des Knebel'ſchen Briefwechſels vorführen.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

92 a

Intelligenz-Blatt № 2

zum

Literariſchen Zodiacus.

Literariſche Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

An die Beſitzer der Taſchenausgabe von Joh. v. Müller's Werken.

Die unterzeichnete Buchhandlung erlaubt ſich die Anzeige, daß in einigen Wochen eine aus den zuverläſſigſten Quellen geſchöpfte Biographie jenes berühmten Hiſtorikers erſcheinen wird, die ſich durch Druck und Format jenen Werken anſchließt. Für die Gediegenheit dieſer mit einer Characteriſtik Müller's verbundenen Lebensbeſchreibung muß der Name ihres Verfaſſers, des Herrn Dr. Heinr. Döring, ſprechen. Ein erhöhtes Intereſſe wird dieſelbe dadurch erhalten, daß der Herr Verfaſſer, nach dem Plan, dem er in ſeinen Biographien Schiller's, Herder's, Klopſtock's, Bürger's u. A. gefolgt, auch hier das von ihm geſchilderte Individuum, überall, wo es thunlich, ſelbſt redend einführen und die Aechtheit der gegebenen Mittheilungen durch briefliche Zeugniſſe verbürgen wird.

Zeitz, den 27. Mai 1835.

Im. Webel.

Nachricht für die Beſitzer der Taſchenausgabe von Schiller's ſämmtlichen Werken.

Als Supplementbände zu dieſer Ausgabe, in gleichem Druck und Format, und mit kritiſcher Sorgfalt bearbeitet, wofür ſchon der Name des Herausgebers bürgt, ſind vor Kurzem in unterzeichneter Verlagshandlung erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1) Nachleſe zu Schiller's ſämmtlichen Werken. Beſorgt von Dr. Heinrich Döring. 1835. geh. 1 Thlr.
2) Schiller's auserleſene Briefe in den J. 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. 3 Bdchn. 1835. geh. 1 Thlr. 18 gr.

Von beiden Werken ſind auch Ausgaben in gr. 8., erſteres für 1¼ Thlr., letzteres für 1½ Thlr. zu haben.

Zeitz, den 6. Juni 1835.

Im. Webel.

Durch alle ſolide Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Sämmtliche poetiſche Werke

von

Johann Heinrich Voß.

Herausgegeben
von
Abraham Voß,
Profeſſor in Kreuznach.

Nebſt einer Lebensbeſchreibung und Characteriſtik
von
Dr. F. E. T. Schmid,
Oberlehrer am Gymnaſium zu Halberſtadt.

Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe
in Einem Bande.

Mit dem Bildniſſe des Dichters in Stahl geſtochen und dem Fac-simile.

Der äußerſt billige Subſcriptionspreis von 2 Thlr. 16 gr. Sächſ. beſteht nur noch kurze Zeit, wo dann ſpäter der Ladenpreis von 3½ Thlr. eintritt.

Leipzig, den 30. Juni 1835.

Immanuel Müller.

Subſcriptions-Anzeigen.

In unſerem Verlage erſcheint:

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegio,

K. L. von Knebel's

literariſcher Nachlaß und Briefwechſel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt.

Mit v. Knebel's wohlgetroffenem Bildniß. 3 Bände. gr. 8. Velinpapier.

Subſcriptionspreis 4½ Thlr.

Der literariſche Nachlaß K. L. von Knebel's beſteht I. in lyriſchen Gedichten; II. in vermiſchten Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände; III. in Auszügen aus ſeinen Tagebüchern. — Der reichhaltige Briefwechſel enthält I. die an K. L. von Knebel gerichteten Briefe folgender Perſonen: „Amalie, Herzogin von Sachſen-Weimar; Carl Auguſt, Großherzog von Sachſen-Weimar; Prinz Conſtantin von Sachſen-Weimar; Staatsminiſter von Altenſtein; Böttiger; Boie; Fräulein von Boſe; Dalberg; Einſiedel; Fernow; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Caroline Herder; Henriette von Knebel; Lavater; Matthiſſon; H. Meyer; Kanzler von Müller; Fr. Nicolai; Oken; Paſſow; Ramler;

Jean Paul Friedr. Richter; Charlotte v. Schiller; Schütz; Voß; Zacharias Werner; Wieland; F. A. Wolf u. A." — II. Die Briefe K. L. von Knebel's. — Eine von den Herren Herausgebern verfaßte Biographie K. L. von Knebel's wird die Ausgabe einleiten.

Die allgemein gekannte Wichtigkeit der literariſchen Stellung, welche v. Knebel behauptete, verbürgt das Intereſſe ſeiner nachgelaſſenen Werke, welche hier veröffentlicht werden. Der Briefwechſel ſtellt ſich als eine ganz neue und außerordentliche Erſcheinung in der deutſchen Briefliteratur ſchon durch die Namen der Briefſteller dar, die theils einen ſeltenen Verein hoher und hochgeſtellter Perſonen, theils faſt alle Claſſiker der damaligen Literaturperiode bezeichnen. Die Briefe des Großherzogs Carl Auguſt und Herder's, die in ſehr anſehnlicher Anzahl ausgewählt wurden, ſind wegen der darin befindlichen, ſo reichen als wichtigen Mittheilungen zur Kenntniß jener Literaturperiode und zur Charakteriſtik der betreffenden Individualitäten als der ſeltenſte Schatz dieſer Briefſammlungen namhaft zu machen.

Das bereits vollendete, nach einer trefflichen Originalzeichnung ſehr gelungene lithographirte Portrait K. L. von Knebel's wird der Ausgabe beigegeben.

Der gegenwärtig noch unter der Preſſe befindliche 1. Band wird im Laufe dieſes Monats verſandt und das ganze Werk in drei Bänden noch in dieſem Jahre vollſtändig geliefert werden.

Der Subſcriptionspreis von 4½ Rthlr., die bei Empfang des 1. Bandes bezahlt werden, beſteht nur bis zum Erſcheinen des zweiten Bandes, womit ein erhöhter Ladenpreis eintritt.

Subſcriptionen nehmen alle Buchhandlungen Deutſchlands, Oeſtreichs und der Schweiz an, in welchen auch ausführlichere Subſcriptionsanzeigen zu erhalten ſind.

Von dem in unſerem Verlage erſcheinenden:

Allgemeinen deutſchen Converſations-Lexicon für die Gebildeten eines jeden Standes ꝛc. in X Bänden,

iſt ſo eben das 17. Heft (oder V. Bandes erſtes Heft) verſandt worden.

Subſcriptionspreis:

auf ſchönem weißen Druckpapier	9	gGr.	pro	Heft
„ extra feinem Patentpapier	10	„	„	„
„ Poſtſchreibpapier	12	„	„	„
„ extra feinem Velinpapier	20	„	„	„

Subſcriptionen werden fortwährend in allen Buchhandlungen angenommen.

Leipzig, den 1. Juli 1835.

Gebrüder Reichenbach.

In unſerm Verlage erſchien:

Vollſtändige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, ſo wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, nach den neueſten Erfahrungen und Beobachtungen. Von Wilh. von Türk, Königl. Preuß. Regierungs- und Schulrath. Mit 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Auflage. 1835. Preis 1 Thlr. 4 gr.

Der Herr Verfaſſer betreibt ſelbſt in ſeinem Etabliſſement zu Klein-Glinicke bei Potsdam den Seidenbau und das Haspeln der Seide ſeit 8 Jahren mit dem glücklichſten Erfolge. Seine Anſtalt iſt bereits eine bewährte Schule für viele deutſche Seidenbauer geworden, wie auch ſein Werk als das beſte bis jetzt über den deutſchen Seidenbau erſchienene anerkannt iſt.

Mnemoſyne, oder ſtufenweis geordneter Stoff zu Gedächtnißübungen. Ein nützliches Handbuch für die Jugend und ihre Bildner. Herausgegeben von einem **Lehrerverein**. 1835. 14 Bogen gr. 8. Preis 8 Gr.

Die Preſſe haben ſo eben verlaſſen und liegen zur Verſendung bereit:

Materialien und Dispoſitionen zu Kanzelvorträgen bei beſondern Fällen. Von M. **Philipp Roſenmüller**. gr. 8. 21 gr.

Ciceronis, M. T., pro Sexto Roscio Amerino oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit Dr. **Guilelmus Büchner**, superiorr. ordd. praeceptor in gymnasio Suerinensi. gr. 8. 1½ Thlr.

Leipzig, den 1. Juli 1835.

Gebrüder Reichenbach.

Unter der Preſſe befindet ſich nachſtehendes höchſt wichtiges Werk für Rechtsgelehrte:

Repertorium über die in den Jahren 1801 bis mit 1834 erſchienenen Sammlungen juriſtiſcher Aufſätze und rechtlicher Entſcheidungen. Von Advocat **Robert Sickel**. 2 Bände gr. 8.

welches im Laufe dieſes Jahres vollſtändig erſcheinen wird.

Gebrüder Reichenbach.

Literariſcher Zodiacus.

Auguſt, 1835.

Leibnitz und die deutſchen Akademien.

Einleitungsrede,

gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zur Feier des Leibnitziſchen Jahrestags am 9. Juli 1835 *).

Von A. Böckh.

Die Feier von Gedächtnißtagen verdienter Männer, der lebensvollſte Ausdruck der jedem edlen und empfänglichen Gemüthe einwohnenden Dankbarkeit gegen die Abgeſchiedenen, welche geſäet was wir ernten, hat nach der Verſchiedenheit der Gefeierten und des Vermächtniſſes, welches ſie uns hinterlaſſen haben, eine ſehr verſchiedene Bedeutung. Größere oder kleinere Gemeinen, Körperſchaften, Anſtalten, haben Geſchenke und Wohlthaten empfangen, deren Genuß den folgenden Geſchlechtern zu gute kommt; aber ſo bleibend die Wirkſamkeit der nützlichen Stiftung iſt, geht dennoch von dem Stifter, außer ſeinem Namen und guten Sinn, wenig auf die Nachwelt über, weil weder aus dem gegründeten Werk eine große Perſönlichkeit des Gründers hervorſtrahlt, noch ein anderer das gewöhnliche Maaß überragender Einfluß auf die Geſtaltung der Dinge ihm eine geſchichtliche Bedeutſamkeit geſichert hat. Solchen wird man Gedächtnißtage weihn, nicht allein um dem eigenen Dankgefühl zu genügen, ſondern damit ein wohlverdientes Andenken nicht erlöſche, welches dadurch noch nicht erhalten ſein würde, daß in dem Namen der Stiftung etwa der Name ihres Urhebers fortdauert. Andere haben ſich durch ſelbſtſtändige Geiſteskraft als nothwendige Glieder geſetzt jener Kette der Entwickelungen, in welchen ſich der menſchliche Geiſt fortſchreitend offenbart; ihr eigenſtes inneres Weſen iſt unmittelbar übergegangen in die Bildung der folgenden Zeit:

---

*) Auf Verlangen vom Verfaſſer mitgetheilt.

ſie leben weltgeſchichtlich fort, und können nicht vergeſſen werden, ſelbſt wenn ihr Gedächtniß verpönt wäre: ſie zu feiern iſt vielmehr das eigene Bedürfniß des ſpätern Geſchlechts, welches ſich in ihren Strahlen ſonnt, an ihrem Vorbilde kräftigt und erhebt. Leibnitz gehört zu den letztern. Wie es ſeinen Ruhm nicht verminderte, daß ſeiner Leiche Niemand als ſein getreuer Eckhart folgte, wie ſein Ruhm um keinen Zoll gewachſen wäre, wenn der ganze dazu geladene Hof ihm die letzte Huldigung erwieſen hätte; ſo konnte er um nichts größer oder geringer werden, wenn unſere Akademie Leibnitzen dieſen Ehrentag einſetzte oder nicht einſetzte: ja damit, daß ſie dieſen Tag zu begehen erſt angefangen hat, nachdem mehr als ein volles Jahrhundert die Größe des Gefeierten anerkannt, hat ſie ſelber ausgeſprochen, ſie ehre ſich in einem Namen, zu deſſen Ehre nichts mehr hinzuzufügen blieb, und ein Bekenntniß abgelegt, in ſeinem Geiſt wirken zu wollen, damals vielleicht nicht ohne ſtillſchweigende Beziehung auch darauf, daß die Akademie wieder, nach ſeiner urſprünglichen Abſicht, eine Deutſch geſinnte Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſein ſollte; doch freilich nicht mit feindlicher Stellung gegen ausländiſches Verdienſt, da Leibnitz der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt angehörig, Europens Geſammtbildung in ſich vereinigte, und einer aus falſcher Vaterlandsliebe entſpringenden Parteilichkeit um ſo abholder ſein mußte, je empfindlicher ſie, oder der Anſchein einer ſolchen, ihm ſelber geworden war. Und wahrlich, auch ohne daß er das erſte Haupt des wiſſenſchaftlichen Vereins geweſen wäre, aus welchem ſich die Akademie hervorgebildet hat, konnte ſie einen würdigern nicht wählen, den ſie, gleichwie faſt jede Körperſchaft des Alterthums einen heroiſchen Ahnherrn verehrte, in welchem die Einheit der Verbundenen, und das Weſen ihrer Verbindung, zu einer einzigen Perſon verſchmelzen ſich abbildete, ſo als ihren eigenthümlichen, ihren Begriff in einer ungetheilten Perſönlichkeit und lebendiger Bewegung erſchöpfenden Heros hinſtellte. Denn Leibnitz war nicht etwa nur, wie Herder ſagt, Mitarbeiter und Präſident der Geſammtakademie aller europäiſchen Wiſſenſchaften, ſondern vielmehr er allein und an ſich eine ganze

Akademie, und zwar eine ſolche, welche mit der reichſten Fülle des wiſſenſchaftlichen Lebens in die Bildung der Mitwelt und Nachwelt eingriff: eine ſolche ſtellt er ſowohl in ſeiner Ariſtoteliſchen, nicht etwa im Allgemeinen ſich ergehenden, ſondern in das Einzelnſte aller Zweige des Wiſſens vertieften Umfaſſung, als in der Weiſe ſeiner Beſchäftigung und Wirkſamkeit vor. Gleichzeitig mit einem großen Nebenbuhler Erfinder mathematiſcher Formen, auf welchen jene früher ungeahneten Erweiterungen und Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaft ruhen, in der Phyſik, Chemie, Geologie auf der Höhe, welche damals erreichbar war, entwickelte er zugleich zwar kein ſchulgerechtes philoſophiſches Syſtem, aber eigenthümliche Philoſopheme, welche ein Syſtem in ſich ſchließen; und ſind auch die beſondern Beſtimmungen, in welchen er das ewig Wahre zu faſſen ſuchte, ſind ſeine Monaden und ſeine präſtabilirte Harmonie nicht in dieſer Form ſchlechthin gültig geblieben, ſo fühlt doch jedes tiefere Philoſophiren ſich ſeinem Erkennen nicht minder als dem Platoniſchen befreundet, weil es in demſelben trotz ſpäterer Verflachung und Verunſtaltung eine höhere und ächt ſpeculative Richtung entdeckt: denn er ſuchte, nach eigenem Ausdruck, erhaben über Sinne und Einbildungskraft, den Urſprung der Erſcheinungen in dem intellectuellen Gebiete. „Ich ſchmeichle mir", ſagt er irgendwo, „hiervon einige Ideen zu haben, aber dieſes Zeitalter iſt nicht gemacht, ſie aufzunehmen"; ein Ausſpruch, der eben ſo wohl auf ſeine hiſtoriſchen und ſprachwiſſenſchaftlichen Plane, und auf ſeine religiöſen und kirchlichen Ueberzeugungen und Entwürfe Anwendung leidet, deren einige erſt unſere Zeit in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen beginnt, andere nach kleinen Anfängen noch der Zukunft vorbehalten bleiben. Er hatte den Platon und Ariſtoteles in der Urſprache geleſen, und ihre Vereinigung ſich frühzeitig zum Ziele geſetzt; ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe in der übrigen claſſiſchen Philologie laſſen ſich, obgleich ihre Früchte nicht vorliegen, aus ſeinen jugendlichen, Theils unausgeführt gebliebenen, Theils untergegangenen Verſuchen zu Ausgaben des Petronius und Martianus Capella ermeſſen; ſeine Abſicht, über die Nachahmer des Lipſius zu ſchreiben, zeigt eine ächt philologiſche Aufmerkſamkeit auf die Formen der Darſtellung, und ſeine dichteriſche Beſchreibung des neu entdeckten Phosphors iſt des Lucretius nicht unwürdig. Selbſt mit römiſchen Münzen und griechiſchen Inſchriften beſchäftigte er ſich, und löſte wenigſtens in letzteren auch ſchwierigere, kaum den Männern vom Fach durchdringliche Aufgaben. Die Etymologie ſowohl an ſich als in Bezug auf Urſprung und Zuſammenhang der Volksſtämme, und insbeſondere die Alterthümer der Mutterſprache beſchäftigten ihn vielfältig. Mit jenen großartigen Unternehmungen für Geſchichte und Urkundenkenntniß verband er die Rechtslehre und die Thätigkeit des Publiciſten, mit den höchſten theologiſch-philoſophiſchen Betrachtungen wie ſpäter Leſſing ein Bibliothekariat; und von der Erforſchung des göttlichen Weltplans herab, ſenkte ſich ſein Blick bis zur Verbeſſerung der Kutſchen, zum Maſchinenweſen, zu Bergbau und Zucht des Seidenwurms, welche er in ſeinem Garten betrieb. Ganz akademiſch, hat er niemals öffentlich gelehrt, ſondern nur ſeine Gönnerinnen, jene hochgeſinnten und geiſtreichen Fürſtinnen, ſind unmittelbar in ſeiner Schule gebildet; an allen gelehrten Beſtrebungen des Zeitalters hat er den Antheil einer vollſtändigen Akademie genommen, und einen größern Briefwechſel als eine ſolche mit allen Perſonen von wiſſenſchaftlicher Bedeutung unterhalten: ſelbſt die Farbe des Hofmannes, die öfter zum Geſpötte gedient hat, entſprach wenigſtens der frühern Stellung der Akademien, und entrückte ihn der Pedanterei der Gelehrten ſeiner Zeit, die Niemand für akademiſch halten wird. Immer faßte er große Entwürfe, einige weder ihm noch andern ausführbar; manche erforderten einen Verein von Kräften und fortgeſetzte Beſtrebungen Vieler, wie gerade eine Akademie ſie leiſten könnte: er entdeckte die Lücken der Wiſſenſchaften, gab zu ihrer Ausfüllung Ermunterung und Rath, und zeichnete die Plane vor. Gemeinſamen Studien zugethan, ſehnte er ſich nach dem Aufenthalt in einer großen Hauptſtadt wie London oder Paris, um zu helfen und ſich helfen zu laſſen; denn viele Dinge, ſagt er, können nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden.

Darum erfüllte ihn der Gedanke, umfaſſende wiſſenſchaftliche Vereine zu gründen, in welchen Viele zuſammenwirkend leiſteten, was Einem zu bewirken verſagt iſt, und welche zugleich durch briefliche Mittheilung den allgemeinen Zuſammenhang aller wiſſenſchaftlichen Völker beförderten, und gleichſam ein einziges Univerſalreich der Erkenntniß vorbereiteten: dieſer Gedanke reizte ihn fortwährend, in verſchiedenen Hauptſtädten Deutſchlands, zu Berlin, Dresden und Wien die Stiftung von Akademien zu betreiben; und es gelang ihm zu Berlin.

Obwohl bedeutendere Geiſteserzeugniſſe Seiten haben, welche Anfangs verborgen, erſt im Laufe weiterer Entwickelung heraustreten, wie das Gedicht und jedes ächte Kunſtwerk manchen Sinn einſchließt, welchen der Künſtler nicht mit Bewußtſein hineinlegte; ſo läßt gewöhnlich doch das menſchliche Werk nach ſeiner erſten Geburt, gleichſam noch nackter und durchſichtiger, und von allem Schmuck und Beiwerk, womit es nachher behangen wird, entblößt, ſein inneres Weſen klarer durchſcheinen. Dies gilt auch von den Akademien, namentlich von der, welche Leibnitzen ihr Daſein verdankt. Dem ehrenwerthen Beſtreben unſerer Zeit, welches für Alles einen Grund verlangt, und das Beſtehende nicht darum anerkennen will, weil es beſteht, lag es nahe, die Lebensfrage aufzuwerfen, wozu denn dieſe Akademien zumal in Deutſchland dienten, und warum ſie vom Staate eingeſetzt und unterhalten würden; ſie hätten der Wiſſenſchaft wenig Erſprießliches gebracht, die Berliner, ſagt ein ehemals viel geleſener Schriftſteller über die Preußiſche Monarchie unter Friedrich dem Großen, noch weniger als viele andere: und allerdings hat die franzöſiſche Akademie eine Herrſchaft erlangt, wie keine deutſche ſie erringen konnte, weil ſie viele und faſt alle Lichtpunkte in der Einen großen Hauptſtadt vereinigte, und die Univerſitäten Frankreichs allmählig untergeordnete Anſtalten wurden, während in Deutſchland die letzteren, in vielen und getrennten Landſchaften zerſtreut, mit großer Kraft und Lebensfriſche ſich des wiſſenſchaftlichen Einfluſſes bemächtigten. Wollte man die Akademien nicht als Gegenſtand eitlen Glanzes, als einen entferntern Anhang des Hofſtaates betrachten, ſo rettete man ſie als Vertreterinnen der Wiſſenſchaft in den Hauptſtädten, von welchen man die unruhigen Univerſitäten ferne hielt. Doch die Verlegenheit, jenen noch eine bedeutſame Stelle in dem Reiche der Wiſſenſchaft anzuweiſen, mußte wachſen mit der Verpflanzung der Univerſitäten in Hauptſtädte, wo ſie noch mehr hervorleuchteten. Es kommt darauf an, jeder von beiden Anſtalten einen unterſchiedenen und gültigen Werth beizulegen. Die Anſicht, welche ſich zunächſt darbietet, die Univerſitäten halte der Staat als Lehranſtalten zur Bildung ſeiner Diener, in der Akademie erkenne er, und dies von Rechtswegen, die reine Wiſſenſchaft ohne alle Staatszwecke an, leiht dem Staate für die Akademie diejenige Freiſinnigkeit, welche ſeiner würdig iſt, nimmt ſie ihm aber in ſeinem Verhältniß zu den Univerſitäten. Auch dieſe ſoll der Staat um der reinen Wiſſenſchaft willen halten, weil die Wiſſenſchaft ſelber ſchon, ohne beſondere Zwecke, das Lebenslicht des menſchlichen Geſchlechtes iſt, und dieſes Licht von den niedern und höhern Schulen aus, auch den Staat durchdringen muß; wird auf hohen Schulen manches Praktiſche gelehrt, ſo treiben ja dergleichen auch Akademien der Wiſſenſchaften, und jenen ſo wenig als dieſen iſt das blos Praktiſche die Hauptſache, ſondern nur beſondern und geringern Schulen, in welchen Diener zugerichtet und zugeſtutzt werden ſollen. Daß wenigſtens die deutſchen Univerſitäten ſelbſt, die ihre Beſtimmung doch am beſten erkennen möchten, ihre Stellung unangefochten von einſichtsvollen Staatsmännern als eine rein wiſſenſchaftliche begriffen haben, dafür giebt den entſcheidendſten Beweis die reine Wiſſenſchaft ſelbſt, die Philoſophie, welche ſich nach Leibnitzens Anſtoß durch alle ihre Stufen durch von Chriſtian Wolf bis auf unſere Zeiten herab ausſchließlich auf den Univerſitäten entwickelt hat: nicht zu gedenken, daß die Univerſitäten von Anbeginn nur *im* Staate, aber völlig unabhängig von deſſen *beſondern* Zwecken geweſen ſind. Ueberdies iſt jene Anſicht, die Akademie ſei nur die Anerkennung der reinen Wiſſenſchaft im Staate, nicht ſehr verſchieden von derjenigen, welche Friedrich der

Große beſeitigen wollte, wenn er ſagte, „daß die Akademie nicht zur Parade, ſondern zur Inſtruction ſein ſolle"; denn die Aufſtellung einer Körperſchaft als bloße Anerkennung, ohne die Forderung einer eigenthümlichen Leiſtung, wie eine ſolche an die Univerſitäten gerichtet wird, daß ſie die geſammte Wiſſenſchaft, welche ihnen mit der Akademie gemein iſt, durch Lehre ausbreiten ſollen, kommt doch einer Paradeaufſtellung ſehr nahe. Leicht erzeugt auch die genannte Anſicht ein negatives, mehr oder minder unthätiges Verhalten und vornehmes Abſchließen; und wenn bei dem gegenwärtigen Zuſtande des Reiches der Wiſſenſchaft die mannigfachen beurtheilenden Zeitſchriften dasjenige vorſtellen, was im Staatsleben die öffentliche Meinung und freie Preſſe iſt, die Univerſitäten aber derjenigen Staatsgewalt vergleichbar ſind, welche aus dem bewegten Elemente des Volkes hervorgeht, ſo dürfte wohl ein jener vornehmen Ueberzeugung lebender Akademiker glauben, er laſſe ſich auf dem bequemen Seſſel einer wiſſenſchaftlichen Pairie nieder.

Leibnitz war weit entfernt von dergleichen Vorſtellungen. Freilich huldigte er und der Stifter der Preußiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften nicht den Grundſätzen einer gemeinen Nützlichkeit, und es ſcheint faſt bedeutſam, daß dieſe bald in Verfall gerathene Stiftung, von welcher er ſich indeß längſt zurückgezogen hatte, dennoch erſt im nächſten Jahre nach ſeinem Tode, um völligem Untergang zu entgehen, ein mediciniſch-chirurgiſches Collegium für Feldſcheerer errichten mußte: aber ihm ſchwebte doch ein poſitiver Charakter einer Akademie mit einer eigenthümlich beſtimmten wiſſenſchaftlichen Thätigkeit vor, und zwar ſein eigener, den er außer ſich in einer Geſellſchaft Vieler dauernd verwirklichte: und hierin liegt das Unterſcheidende einer Akademie oder öffentlichen gelehrten Geſellſchaft gegen andere wiſſenſchaftliche Anſtalten und zunächſt gegen die hohen Schulen. Die Akademien und Univerſitäten verfolgen gemeinſam die Erweiterung und Ausbreitung der geſammten Wiſſenſchaft mittelſt lebendiger Gemeinſchaft und Mittheilung ohne einſchränkende Beziehungen; der Staat ſetzt und unterhält beide, weil die Erreichung ſämmtlicher ſittlichen Zwecke des Menſchen, alſo auch des höchſten der Erkenntniß, ſeine Aufgabe iſt, und die umfaſſendſten wiſſenſchaftlichen Anſtalten unter den gegebenen Verhältniſſen ohne ſeine Beihülfe ihre Beſtimmung nicht vollſtändig erreichen können; dafür nimmt er von beiden jenen, auch von Leibnitz nicht gering geachteten, praktiſchen Nutzen hin, welchen die ächte Wiſſenſchaft für alle Zweige und Kreiſe des menſchlichen Lebens reichlich abwirft. Aber die Art der Gemeinſchaft und Mittheilung iſt verſchieden; die Univerſitäten enthalten eine Gemeinſchaft der Meiſter mit Schülern, die Akademien der Meiſter mit den Meiſtern; welche letztere als eine eigenthümliche Geſtalt des höchſten wiſſenſchaftlichen Lebens ihre Berechtigung ſo gut wie die andere in ſich, und folglich unabhängig von dem größern oder mindern Bedürfniß der Zeitalter auf Gültigkeit Anſpruch hat, ſobald das Bedürfniß überhaupt einmal erwacht iſt und lebendig bleibt. Dieſes wird aber niemals erſterben. Wie eine Encyklopädie aller Wiſſenſchaften und wieder jedes beſondern Hauptfaches nöthig iſt, ſo bedarf das wiſſenſchaftliche Leben einer umfaſſenden Geſellſchaft der Meiſter, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zuſammenhange bleiben; denn nur wenigen Geiſtern iſt es vergönnt, wie Leibnitz den ganzen Körper des menſchlichen Erkennens zu tragen und zu beherrſchen. Sodann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wiſſenſchaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibnitz beabſichtigte; aber je größer die Theilung wird (und ſie beginnt faſt bedenklich groß zu werden), deſto nothwendiger iſt den einzelnen Arbeitern gemeinſame Berathung und die vielſeitigſte Berührung, damit ſie nicht über ihren Beſonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinſchaft mißt der Meiſter ſich am Meiſter; ſie hält einen Spiegel der Selbſterkenntniß vor, daß auch der Größte, ſich nicht überſchätzend, ſtets das Bewußtſein gegenwärtig habe, ſein Wiſſen ſei nur ein beſchränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen ſind allerdings die Frucht einſam geheimer Empfängniß des Geiſtes; aber auch die äußerſten wiſſenſchaftlichen Verirrungen werden in der Abgeſchiedenheit ausgebrütet, und ſind niemals von wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften ausgegangen. Gemeinſamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und daß in dieſer Gemeinſamkeit der Meiſter gerade das Akademiſche liege, haben diejenigen an ihrem Beiſpiele gezeigt, welche, wie mehrere unſerer abgeſchiedenen ſchmerzlich vermißten Amtsgenoſſen, vorzugsweiſe und mit Vorliebe als Akademiker thätig waren. Ganz beſonders aber ſind die Akademien auf jene Dinge angewieſen, welche, wie Leibnitz ſagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; ſei es, daß verſchiedene Kenntniſſe und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beſchaffung der Hülfsmittel, ſelbſt durch Reiſen, wie ſie Leibnitz ſelber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner überſteigt, oder der Bearbeitung des Gegenſtandes die Muße eines Einzigen nicht gewachſen iſt: und gerade heutzutage bedürfen große und koſtſpielige Unternehmungen um ſo mehr der Unterſtützung, je mehr die Literatur in unendlichem Kleinhandel ſich zerſplittert. Gewiß hat unſere Akademie ſeit ihrer letzten Wiederherſtellung in allen dieſen Beziehungen und in den verſchiedenſten Zweigen des Wiſſens ihre Beſtimmung nach Kräften erfüllt; hat ſie ein anderes gemeinſames Werk, welches ihren Geſetzen nach ebenfalls in ihrer Beſtimmung liegt, eine aus den Berichten ihrer Mitglieder zuſammenzuſtellende fortlaufende Ueberſicht des Zuſtandes und der Fortſchritte der Wiſſenſchaften, bis jetzo nicht geliefert, ſo liegt die Urſache hiervon in ihren unzureichenden Mitteln. Endlich erweiſt ſich der aufgeſtellte Zweck der Akademien insbeſondere im Gegenſatze gegen die hohen Schulen darin, daß ſie die Gemeinſchaft der Meiſter über die Grenzen ihrer beſondern Wohnſitze hinaus erweitern, Theils indem ſie alle Gelehrten zur Löſung bedeutender Aufgaben anreizen und ermuntern, wohin bei uns die akademiſchen Preisaufgaben gehören, welche wir an dieſem Tage zu verkündigen pflegen, nicht ohne daß unſere Abſicht öfter ſchon mit dem günſtigſten Erfolge für die Ausfüllung bedeutender Lücken der Wiſſenſchaft gekrönt worden, Theils indem ſie durch auswärtige Mitglieder und gegenſeitige Mittheilungen eine freundliche Verbindung unter ſich und einen allgemeinen wiſſenſchaftlichen Weltverkehr unterhalten.

Wenn alle von Staaten oder Fürſten geſtifteten akademiſchen Vereine von der Platoniſchen Akademie zu Florenz an, und weiter zurück von dem alexandriniſchen Muſeum an, auf welches ſich die Preisſchriften beziehen, die wir nachher betrachten müſſen, denſelben Zweck, je nach den Verhältniſſen und dem Geiſt der Zeiten verſchiedenartig abgewandelt, verfolgt haben; ſo iſt er auch bei Gründung der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, welche Leibnitz durch Fürſprache der feinſinnigen Königin Charlotte bewerkſtelligte, auf die beſondere Weiſe der Zeit, Theils ungemein naiv ausgeſprochen worden. Der König, heißt es unter Anderem, wollte eine gemeinſame Werkſtatt anlegen, wo mit geſammter Hand an der Wiſſenſchaft gearbeitet werden möge; denn zu deren fernerem Anwachſe zu gelangen, dazu dienten Geſellſchaften beſſer als einzelne Menſchen, weil der Mangel des Einen durch den Andern erſetzt werde: ja man möchte nicht nur eine Geſellſchaft der Perſonen, ſondern auch der Völker wünſchen, auf daß ihre verſchiedenen Eigenſchaften und Geiſteskräfte einander ergänzten. Obgleich nach der vaterländiſchen und frommen Geſinnung des Königs als Hauptzwecke angegeben ſind, erſtlich die Ausarbeitung und Erhaltung der deutſchen Sprache in ihrer anſtändigen Reinigkeit, zur Ehre und Zier des deutſchen Volkes, was ſchon aus jenem Gemenge von Deutſch und Latein, worin dies vorgetragen wird, ſich als eine zeitgemäße Forderung erweiſt, ſodann die Behandlung der deutſchen, und insbeſondere der preußiſchen, weltlichen und kirchlichen Geſchichte, endlich der Betrieb der morgenländiſchen Sprachen zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen; ſo umfaßte die Geſellſchaft dennoch bereits den größten Theil des Wiſſens in vier Abtheilungen, einer für Phyſik, Chemie, Arzneikunde und Aehnliches, einer für Mathematik und ihre Anwendungen, einer dritten für die vaterländiſche Sprache und Geſchichte, und einer vierten für die Literatur, beſonders die morgenländiſche: ob Leibnitz die

Philoſophie ausſchloß, weil er dafür keine wirkſame Theilnahme vorausſetzte, oder weil er ihre Förderung von einer Gemeinſamkeit der Studien nicht erwartete, oder ob äußere Gründe bei dieſer Ausſchließung obwalteten, iſt ungewiß. Jedenfalls verdient Friedrich der Große Dank, daß er auch jene zufügte, weil ſie, wie mächtig auch die Hinderniſſe gemeinſamer Verſtändigung in der Philoſophie gewachſen ſind, in jeder wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft durch unvermerkten Einfluß auf alle übrigen Beſtrebungen wohlthätig einwirkt: ſchloß er dagegen die Poeſie und Beredtſamkeit aus, ſo wird die Folgezeit vielleicht auch dieſe aufnehmen. Auch die Erwerbung mannigfacher Hülfsmittel und die Anknüpfung von Verbindungen mit dem Auslande wurden ſchon unter Friedrich dem Erſten nicht vergeſſen, und beſonders auf große wiſſenſchaftliche Unternehmungen im Oſten aufmerkſam gemacht; Gedanken, die jenem Zeitalter, welches von der höchſten Wißbegierde beſeelt war, Ehre bringen, und in den folgenden und dem jetzigen, wenn auch auf andere Weiſe, ihre Ausführung erlangt haben. Es iſt bekannt, ſagt der König, in was für einem beſondern guten Vernehmen wir mit den moscowitiſchen Czaren ſtehen, und wie dieſer Fürſt zu den Natur- und Kunſtwerken, ſonderlich aber zur Schifffahrt große Luſt bezeige: weil nun derſelbe wegen ſeiner großen Macht und weitläuftigen Lande zu dem durch Aufrichtung der Geſellſchaft erzielten gemeinſamen Zweck ein Großes beitragen könne, ſolle bei Gelegenheit mit ihm Handlung gepflogen werden, daß von den preußiſchen Grenzen bis China nützliche aſtronomiſche und geographiſche Beobachtungen angeſtellt, und Bemerkungen über Völker, Sprachen, Sitten und unbekannte Natur- und Kunſtgegenſtände gemacht und der Geſellſchaft zugeſandt würden. Namentlich wird hierbei auf die Veränderung der Abweichung der Magnetnadel nach Orten und Zeiten hingewieſen; dieſer Punkt könne ſo vom Rheine bis an die Memel und weiter im Norden und Oſten der Erde unterſucht, und bei dieſer Gelegenheit unter den barbariſchen Völkern bis China das Licht des Chriſtenthums angezündet werden, wozu der König vor andern Fürſten den

Vortheil habe, den Bernſtein zu beſitzen, welcher unter allen europäiſchen Waaren faſt allein, in China hochgeſchätzt und verlangt werde. Leibnitzens Aufmerkſamkeit auf die Abweichung der Magnetnadel, wovon er ſpäter in Torgau den Czar unterhielt, und auch ſeine chineſiſchen Studien machen es trotz der ſcheinbar ſeltſamen Verbindung ſehr ungleichartiger Dinge wahrſcheinlich, daß auch dieſer Plan auf ſeiner Eingebung beruhte, und man erkennt auch in dieſem ſeinen immer ins Weite und der Gegenwart kaum Erreichbare ſtrebenden Geiſt. Wahrlich keine ſchönere Fügung, kein günſtigeres Vorzeichen künftiger Blüthe konnte der Akademie zu Theil werden, als daß ſie in dieſem Geiſte empfangen worden; und ſo lange ſie dieſes Vorbildes würdig und dem Sinne getreu bleiben wird, welchen ſie bei ihrer letzten Wiederherſtellung durch nichts beſtimmter als durch die Einſetzung unſerer heutigen Feier kund gethan hat, wird ſie, ſelbſt nach dem beklagenswertheſten Verluſte der ſchönſten und ihm verwandteſten Zierden, mit welchem auch die Wiſſenſchaft der Hinfälligkeit alles Endlichen den ſchuldigen Tribut zahlt, unter dem Schutze eines edlen Königshauſes in ſtets erneuter Jugendkraft aus geſundem Stamme friſche Zweige und Blüthen treiben, und Früchte tragen zum Genuß der Mitwelt und für ſpätere Saat.

Die Napoleoniden.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

K. G. Jacob.

(Zweiter Artikel.)

Von Napoleons Brüdern war Joſeph der älteſte, geboren am 7. Jan. 1767., alſo noch ein Jahr früher als Napoleon. In ſeiner Jugend war er ein hübſcher Mann, er hatte das Geſicht der Prinzeſſin Borgheſe mit dem kräftigern Ausdruck des Mannes. Von Herzen ſanftmüthig, gut, mitleidig, widerſtand er doch nicht den Verſuchungen, in die ihn das Glück ſeines Bruders Napoleon während deſſen erſtem italiäniſchen Feldzuge führte. Sein Bruder ſchickte ihn im Jahre 1797 nach Paris, um dem Directorium zu zeigen, wie nothwendig es ſey, mit dem Könige von Sardinien Frieden zu ſchließen. Das Directorium bot ihm ſogleich den Geſandtſchaftspoſten in Turin an. Ganz naiv räumt er nun zwar ſelbſt ein*), daß einer der ärgſten Mißbräuche und Uſurpationen der vorigen Ariſtokratie ſich erneute, weil er ohne alle Erfahrung, ohne ausgezeichnete Talente den älteſten Geſchäftsmännern dabei vorgezogen ward, er geht indeß doch als Geſandter nach Parma und gleich darauf nach Rom, wo er mit Pius VII. über die Beruhigung der Vendée unterhandelt haben will. Auf dieſe Weiſe fand er an dem diplomatiſchen Verkehr, der ihm unter der dictatoriſchen Machtvollkommenheit ſeines Bruders wenig Arbeit machte, und dabei doch Zeit übrig ließ, auf die Renten zu ſpeculiren und ſich zu bereichern, großes Behagen und meinte wohl gar, er ſey ein großer Diplomat, wie er ſich denn allerdings das Verdienſt beimißt, den Gang der Unterhandlungen auf dem Friedenscongreß zu Luneville beſchleunigt und die ſchnelle Entſcheidung herbeigeführt zu haben. Mit Recht ſagte dagegen ſein Bruder auf St. Helena, daß er an Joſeph bei allen ſeinen Entwürfen nur eine ſchwache Stütze gehabt habe. Eben ſo war es auch mit den Verhandlungen, welche mit Nordamerika Statt hatten, als im Januar 1800 die mit Beſchlag belegten Schiffe der Neutralen frei gegeben wurden. Joſeph Bonaparte ſchreibt ſich hierbei eine beſondere Thätigkeit zu: wenigſtens wurde der Friede zu Morfontaine, ſeinem Landſitze bei Paris, unterzeichnet. Dazu lud er alle in Paris befindlichen Nordamerikaner ein und bediente ſich beſonders (wie er zu verſtehen giebt) des Generals La Fayette, als des Gründers der nordamerikaniſchen Freiheit, und des edeln Rochefaucould Liancourt, als die Unterzeichnung am 30. September 1800 Statt fand*). Die Amerikaner ratificirten indeß den Vertrag nicht unbedingt, Napoleon (damals erſter Conſul) fand jedoch für rathſam, ihnen nachzugeben, und unterſchrieb im Julius des folgenden Jahres den nach ihrem Willen veränderten Tractat.

---

*) In der Schrift: Bourienne et ses erreurs volontaires et involontaires, Vol. I. p. 343.

Als Napoleon ſeinen Bruder als Diplomaten nicht mehr brauchen konnte oder wollte, machte er ihn zum König. Aber Joſeph meinte, er ſolle ihn doch über Morfontaine regieren laſſen**), dort ſey ihm wohler, als auf dem Throne von Neapel, mit dem er belehnt werden ſollte. — Indeß — er mußte ſich in das Unabweisliche fügen, und hat acht Jahre über Neapel und Spanien geherrſcht, ohne dieſe Länder glücklich zu machen. Dieß war für ihn die Zeit einer ängſtlichen Verlegenheit, wo er vor Niemand mehr zitterte, als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte und von den kühnen Marſchällen und Schildträgern ſeines Bruders ſich manche Beleidigung mußte keck in das Geſicht ſagen laſſen. Denn für dieſe war er zu ſchwach, weil er zu gutmüthig war, ſeine Völker drücken zu wollen: eine Geſinnung, die er nach ſeiner Abſetzung behalten hat, und die er einſt als Troſt mit in das Grab nehmen will. Als Gatte, als Vater, als Freund war er edel und zuverläſſig, ſeine Gattin, eine Kaufmannstochter, Julie Clary aus Bordeaux und Schwägerin der jetzigen Königin von Schweden, nennen die Zeitgenoſſen einen Engel an Güte und Wohlthätigkeit. Ohne grade ſchön zu ſeyn, war ſie doch allerliebſt durch ihre Sanftmuth und weibliche Würde, und wurde daher vom Kaiſer, ſowie von ſeiner Mutter ſehr geachtet, wie ſie auch überhaupt, in der ganzen Familie beliebt war.

---

*) Bourienne et ses erreurs, I. 279. 345.

**) Abrantes, IX. 149.

Nach Napoleons Entthronung lebte Joſeph in Prangin bei Genf, zog aber 1815 nach Napoleons Rückkehr wieder nach Paris zurück, von wo er nach der Schlacht bei Waterloo auswanderte, um ſich nach Nordamerika zurückzuziehen, wo er bei Bordentown in Neu-Jerſey weitläufige Beſitzungen angekauft hat. Dort ſtudierte er die rationelle Landwirthſchaft, brachte Steinkohlenlager zu Tage und ließ den Delaware ausſchlämmen, der an ſeinen Beſitzungen vorbeifließt. Seine Gemahlin hat ihn jedoch mit ihren beiden Töchtern verlaſſen und ziert mit ihnen (die eine, Zenaide, iſt Wittwe von Napoleon Ludwig, Ludwig Bonaparte's Sohne, die andre, Julie, war mit dem älteſten Sohne ihres Oheims Lucian verheirathet) die bonapartiſtiſchen Salons in Florenz. Als aber die Bourbons aus Frankreich vertrieben waren, kam Graf Súrvilliers (ſo nennt ſich Joſeph ſeit ſeiner Entthronung) aus Nordamerika über den Ocean herüber, um den Thron von Frankreich für ſeinen Neffen Reichſtadt in Beſchlag zu nehmen, aber Ludwig Philipp war ſchneller zur Hand. Und ſo kehrte der Graf in ſeine Plantagen zurück. Er iſt übrigens, wie Reiſende erzählen, von einem bedeutenden Körperumfange, ſein Auge iſt matt und ſeine Manieren ſind unköniglich, obgleich er auf zwei Thronen geſeſſen hat.

Der jüngſte unter Napoleons Brüdern war Hieronymus. Er eröffnete ſeine Laufbahn als Handlungsdiener, wo er ſchon manche Anlage zur Verſchwendung und Liederlichkeit offenbarte, ſo daß ſein Bruder Napoleon, als er aus Aegypten 1799 zurückkehrte, ſagen konnte, daß er ihn recht ſelbſtſtändig wiedergefunden habe und zwar als ſelbſtſtändig im Schlechten. Freilich war Jerome das verzogene Kind der Madame Lätitia und andrer Freundinnen des Hauſes, die in ihm den hübſchen Jungen liebten. Sein Bruder ſchickte ihn aber auf die See, 1802 ward er Schiffslieutenant, wo er einen Aufwand machte, der weit über ſein Vermögen ging und Wechſel auf Bourienne bezog, die der erſte Conſul nur mit Unwillen berichtigte. Dieſer pflegte ihn daher nur einen kleinen Gaſſenbuben (polisson) zu nennen und ſchrieb ihm in ſehr nachdrücklichen Worten, daß es ihn verlange, ihn auf ſeiner Corvette zu wiſſen und mit dem Studium eines Berufes beſchäftiget zu ſehen, der einſt der Schauplatz ſeines Ruhmes werden ſollte: „Stirbſt Du jung," ſetzt Napoleon hinzu, „ſo werde ich mich tröſten, aber nicht, wenn Du ſechzig Jahre ohne Nutzen und Ruhm für das Vaterland lebſt; beſſer wäre es dann, nie gelebt zu haben."*) Doch hatte Jerome es im J. 1806 bis zum Contre=Admiral gebracht. Auf dieſen Kreuzzügen ſchloß er zu Baltimore ſeine Verbindung mit der reizenden Eliſabeth Patterſon, worüber Napoleon in den heftigſten Zorn gerieth und nach Holland, Spanien und Portugal das ſtrenge Verbot ergehen ließ, Madame Jerome Buonaparte oder jede Perſon, die ſich ſo nennen würde, nicht landen zu laſſen. Vergeblich ſuchte die junge Frau, die in einigen Monaten ihrer Niederkunft entgegenſah, die Küſte der genannten Länder zu betreten, Jerome ſah ſich genöthigt, ſie nach England zu ſchicken, and entſchloß ſich nun, Alles beim Kaiſer aufzubieten, um die Anerkennung ſeiner Ehe zu erlangen. Aber vergebens und — Jerome willigte ein, ſich von der Gattin zu trennen, die ihm indeß am 6. Jul. 1805 zu Park Place Camberwell bei London einen Sohn geboren hatte, der noch jetzt in Baltimore lebt.

---

*) Bourienne, IV. 235—237.

Jerome war indeß franzöſiſcher Prinz geworden und ſollte mit aller Gewalt ein großer Admiral werden. Als aber ſein Bruder nach dem Frieden zu Tilſit im J. 1807 das Königreich Weſtphalen gründete, ſo wurde ein König aus ihm, der aber mehr als alle ſeine Brüder die Zuſendung einer ſeidnen Schnur zu fürchten hatte. Er beſaß manche gute Eigenſchaften, ſo daß ſelbſt ein Johannes Müller ſein Lobredner werden konnte,*) aber das Glück hat ihn verzogen, und als er nun gar eine deutſche Fürſtentochter, die Prinzeſſin Catharina von Würtemberg, geheirathet hatte, da glaubte er Alles thun zu dürfen. In die neue Würde fand er ſich ſchnell, Bacchus und Venus waren ſeine Miniſter, um andre Regierungsſorgen kümmerte er ſich nicht. Denn er wollte nur Vergnügen und gönnte auch andern ihre Freude. Daher hat man in Caſſel nie ſo amüſant gelebt, als in der weſtphäliſchen Zeit. Freilich kamen von Zeit zu Zeit die brüderlichen Verweiſe, eben nicht in den zarteſten Ausdrücken, beſonders weil Jerome über ſeinen ſchönen Frauen und Hoffeſten vergaß, auf den revolutionären Geiſt in ſeinem Königreiche zu achten. Am übelſten aber erging es ihm im Jahre 1812. Da mußte er mit dem gefürchteten Bruder nach Rußland ziehen, den Oberbefehl über ein Armeecorps übernehmen, aber er machte ſeine Sachen ſo herzlich ſchlecht, daß ihn der verdrießliche Bruder ſehr bald wieder nach Hauſe ſchickte. Kaum war er hier angelangt, ſo zeigten ſich aufrühreriſche Bewegungen im Königreiche ſelbſt, ja ſelbſt im Felde fand Napoleon Zeit, ihn darüber hart anzulaſſen, daß er eine proteſtantiſche Kirche in Caſſel in eine katholiſche umgewandelt habe.**) Unter ſolchen Umſtänden trat der Tyrannenübermuth in ihm mehr hervor, und man ſah deutlich, daß der Franzoſe nie gelernt habe, in ſeinen Unterthanen auch die Menſchen zu ehren.

---

*) Sämmtl. Werke, VII. 407. Vergl. Dohm's Leben von Gronau, S. 400. und Schmidt's Geſchichte der Deutſchen (in der Fortſetzung von Dreſch), XXIV. 68 Anm.

**) Fain's Manuſcript vom J. 1812. Abth. II. S. 219.

Ein Beiſpiel wird genügen. Jerome kam am 2. Julius 1813 von Dresden, wo er Napoleon geſprochen hatte, nach Halle, welche alte und würdige Stadt ſchon ſeit Jahren das Unglück gehabt hatte, ſich die königliche Ungnade zuzuziehen. Hier machte er dem Kanzler Niemeyer die härteſten Vorwürfe, daß er bei dem Bombardement von Halle vor der Lützner Schlacht, ſich aus Halle nach Leipzig geflüchtet habe. Auf Niemeyer's Erwiderung: **Sire, se suis peut-être faible, mais je ne suis pas coupable,** entgegnete Jerome mit Wildheit: **ah! si vous aviez été coupable, je vous aurois fait pendre.** *)

Die raſchen Koſacken ſorgten dafür, daß ähnliche Ausbrüche nicht wiederkehrten. Denn ſchon am 26. October 1813 verließ Jerome mit ſeiner Gemahlin Katharina und dem franzöſiſchen Theile ſeines Hofſtaats die Reſidenz Caſſel und floh nach Frankreich. Der Sturz ſeines Bruders riß auch ihn mit ſich fort, doch erſchien er nach deſſen Rückkehr wieder in Frankreich und kämpfte bei Waterloo. Als er zum zweiten Male vertrieben war, nahm ſich ſein Schwiegervater, der im Jahre 1816 verſtorbene König Friedrich von Würtemberg, ſeiner an und verlieh ihm im Jahre 1816 den Titel eines Fürſten von Montfort, von einer Grafſchaft am Bodenſee, die zum Königreiche Würtemberg gehört. So lebt er nun im Sommer in den Niederungen von Ancona, im Winter in Rom, von Rußland und Würtemberg unterſtützt, denn das iſt das einzige Verdienſt ſeines königlichen Lebens, daß er vergeſſen hat, ſich zu bereichern. Daher iſt er auch in ſeinem Privatleben weit achtungswerther geworden, lebt in beſſerer Ehe mit ſeiner Gemahlin, die ihm nach Niederlegung der Krone drei Kinder geboren hat und deren ungeſchwächte Zuneigung ihn nach Napoleons Meinung auf St. Helena mehr als alles Andre ehrt. **) Mit ihr ſtudirt er jetzt an einem Syſteme der Sparſamkeit, indem er rechnet, wie ein ehrlicher Mann ſich einrichten muß, um ſein Auskommen zu haben. Seine Kinder werden in dem Collegium zu Siena erzogen. Uebrigens iſt er oft krank, erſchöpft von ſeiner Vergangenheit und verleugnet ſich gern mit einer achtungswürdigen Beſcheidenheit. Aber noch liebt er Deutſchland, von deſſen Wäldern er früher nicht glauben konnte, daß man ſo angenehme Saturnalien in ihnen hätte feiern können. Daher beſucht er es noch oft.

---

*) Niemeyer's Leben von Jacobs und Gruber, S. 301.

**) Bei Las Caſes, III. 316. der Origin. Ausg.

Den ausgezeichnetſten unter Napoleons Brüdern habe ich noch zu erwähnen. Es war Lucian, oder wie er jetzt ſich nennt, der Fürſt von Canino. Obgleich er unſtreitig an Genie ſeinem Bruder der nächſte war, ſo wäre er doch wohl ohne Napoleon nichts geworden, als ein kühner Parteigänger der Revolution. Aber das Terrain, worauf ihn ſein Bruder ſtellte, kam ihm zu Hülfe. Als junger Menſch zeichnete er ſich durch großen Eifer für die Sache der Republik aus. Er ſchwärmte mit Cicero und Demoſthenes, und ſchien in Rom und Athen mehr zu Hauſe zu ſeyn als in Frankreich, wobei ihn ſein Bruder oft auszulachen pflegte, da Napoleon es ſchon damals mehr mit der Wirklichkeit hielt als mit den Idealen. Als er ſich nun gar im Jahre 1795 mit der reizenden Tochter eines Gaſtwirths zu St. Maximin in der Provence, Chriſtine Boyer, verheirathete, erklärte Napoleon unverholen ſeinen Unwillen und daß er Beide nicht ſehen wollte. Späterhin ward er Kriegscommiſſair und übernahm Lieferungen für die Armee, wo er, wie ſein Bruder Joſeph, ſich bedeutend bereicherte. Seine Leutſeligkeit verdeckte, was er an ſchroffer Energie beſaß und was ihm daran wieder fehlte, erſetzte die Kunſt der Repräſentation, in der Lucian Meiſter war. Gewandt drängte er ſich durch alle Parteien der Revolution und war am 18. Brumaire (10. Novbr. 1799) Präſident des Raths der Fünfhundert. Alle vorbereitenden Anſtalten zu dem Staatsſtreiche dieſes Tages wurden unter ſeinem Vorſitze auf dem Landgute der Recamier nahe bei La Bagatelle berathen, nicht minder nützte er ſeinem Bruder an dem genannten Tage. Denn während Napoleon ſich im Rathe der Alten befand und die ſtürmiſche Aufregung eines Theils ſeiner Mitglieder zu beſchwichtigen ſtrebte, ward ihm gemeldet, daß der Rath der Fünfhundert ſeinen Bruder zwingen wolle, den General Bonaparte als einen Feind der Verfaſſung außer dem Geſetze zu erklären. Sogleich nimmt er mit ſeinem bewaffneten Gefolge ſeinen Weg dahin, ſieht ſich jedoch gleich bei ſeinem Eintritte von zwei bis dreihundert Mitgliedern mit dem lauten Geſchrei: „Tod dem Verräther“ empfangen, ſo daß er erblaßt und beſtürzt zurücktritt. Da eilen zwei Grenadiere hinzu, nehmen den General in die Mitte und führen ihn aus dem Saale.

Im Schloßhofe ſammelt ſich Bonaparte, erklärt den Truppen, was geſchehen ſey und ſchickt, da ſie ihm ihre Anhänglichkeit betheuern, ein Commando ab, um ſeinen Bruder Lucian zu befreien. Dieſer hatte indeß die Präſidenten-Toga abgelegt. „Elende,“ rief er, „Ihr wollt, daß ich meinen Bruder außer dem Geſetz erkläre, ihn, deſſen Name allein Könige zittern macht. Ich lege die Zeichen der Magiſtratur ab und beſteige die Tribune als Vertheidiger deſſen, den Ihr von mir zu opfern verlangt, ohne ihn zu hören.“ Alsbald erſchienen die Grenadiere, der Offizier ſagt ihm heimlich, es geſchehe auf Befehl ſeines Bruders, und die Soldaten ſchrieen: „nieder mit den Mördern.“ Darauf erſtaunt die Verſammlung: Lucian erſcheint im Schloßhofe und ruft: „General und ihr Soldaten, der Präſident der Fünfhundert erklärt, daß Rebellen mit dem Dolche in der Hand die Berathungen geſtört haben. Er fordert euch auf, gegen dieſelben Gewalt zu brauchen. Der Rath der Fünfhundert iſt aufgehoben.“ Darauf ward General Murat befehligt, in geſchloſſener Colonne in den Saal einzudringen. Da die Verſammlung ſich nicht entfernen will, ſo dringen die Soldaten mit dem Bajonnet in den Saal, die Deputirten ſpringen durch die Fenſter und der Saal iſt in einem Augenblicke ganz leer. *)

Aber Napoleon ſah es nicht gern, daß er einen großen

---

*) Nach Gourgaud's Denkwürdigkeiten Napoleons I. 60—65. der berl. Ueberſ., vergl. auch S. 35—67, 228—254. und Bourienne III. 33—70., der eine Kritik der andern Angaben (vergl. Buchholz, Geſchichte Napol. II. 185—190. u. Schloſſer, zur Beurtheil. Napol. I. 230. flgde) verſucht hat.

Theil des Sieges ſeinem Bruder verdankte, und ſo erſchlaffte allmählig zwiſchen Beiden das gute Vernehmen. Dazu entdeckte Napoleon an Lucian einen ſtrengen Republikanismus oder wenigſtens die Maske deſſelben, die ſeine ehrgeizigen Abſichten verbarg.*) Denn eigentlich ſtrebte Lucian doch nach Macht, Reichthum und Anſehen und bot alle Kunſt auf, um ſeinen Bruder Napoleon von ſeiner Gemahlin zu entfernen und mehr von ſich abhängig zu machen. Dazu bediente er ſich beſonders des Herrn von Fontanes, eines derjenigen Menſchen, die nur da fortkommen, wo das Herz mit der Rede des Schriftſtellers und mit dem Munde nichts zu thun hat. Als Lucian Miniſter des Innern war, ſchrieb Fontanes für die Bourbons im engliſchen Solde. Demungeachtet bewirkte Lucian, daß er von der Emigrantenliſte ausgeſtrichen und im Miniſterium des Innern angeſtellt wurde. Jetzt ſchrieb er für monatliche Tauſend Franken für die neue Regierung, ward der Vertraute von Eliſe Bonaparte und lobte Lucian damals eben ſo übertrieben als nachher deſſen Bruder. Er verglich ihn mit Lorenzo von Medicis und nannte ihn den Vater der Wiſſenſchaften. Um ſich der Familie dankbar zu beweiſen, ſchrieb Fontanes die berüchtigte Parallele zwiſchen Cäſar, Cromwell und Bonaparte, welche er Lucian in der Handſchrift mittheilte. Lucian ſah die Handſchrift durch, ſtrich Alles, was ihm damals (es war im Jahre 1800) noch zu ſtark ſchien, und ließ ſie dann in hunderttauſend Exemplaren drucken und vertheilen. Darauf ſtellte Fouché dem erſten Conſul vor, daß ſein Bruder ſehr unvorſichtig gehandelt habe, Napoleon fand dieß ebenfalls, nahm ſeinem Bruder das Miniſterium und ſchickte ihn dafür als außerordentlichen Geſandten nach Madrid.**) Hier veranlaßte er einen ungerechten Krieg gegen Portugal und gewann für ſich große Summen Geld. Es wird verſchieden erzählt, auf welche Weiſe er dazu gekommen ſey, eine dieſer Erzählungen lautet, wie folgt. Sein

---

*) Ueber dies Mißverhältniß hat Bourienne IV. 149—151. intereſſante Aufſchlüſſe gegeben.

**) Nach Schloſſer a. a. O. II. 182—185.

Vorgänger hatte in Madrid alle Grobheit der republicaniſchen Sitte zum höchſten Aergerniß des etikettenreichſten und förmlichſten Hofes der Welt an den Tag gelegt, Lucian beeiferte ſich dagegen, das Gegentheil zu thun. Er erſchien ſogar in Schuhen und im Haarbeutel und erfüllte alle Ceremoniel- und Hofpflichten mit einer ſolchen Pünctlichkeit, daß man am Hofe in großes Entzücken gerieth und er ſelbſt der wahre Liebling der ganzen königlichen Familie wurde. Vor ſeiner Abreiſe ſetzte Lucian ſeiner Popularität noch durch ein höchſt prachtvolles Feſt die Krone auf, desgleichen man in Spanien nie geſehen hatte, und welches gegen 400,000 Fr. gekoſtet haben ſoll. Wenige Tage darauf erhielten alle Mitglieder der Geſandtſchaft prächtige Geſchenke, nur der Geſandte ſelbſt ging leer aus, ſelbſt nach der Abſchieds-Audienz blieb er ohne ein Zeichen des königlichen Andenkens. Aber am Tage vor der Abreiſe ward dem Geſandtſchafts-Sekretair ein in eine Kiſte gepacktes, großes Gemälde als ein Andenken des Königs für Lucian Bonaparte überbracht. Als Lucian dieß hörte, äußerte er, daß es ohne Zweifel die Venus von Titian ſey, die er oft in des Königs Gegenwart gerühmt habe, nur ſey ihm jetzt der Transport unangenehm. Indeß ward der Ueberbringer prächtig beſchenkt. Nun befahl Lucian, daß das Gemälde aus der Kiſte genommen, der Rahmen in Madrid gelaſſen und daſſelbe ſo aufgerollt werden ſolle, daß man es auf die Imperiale eines Wagens packen könnte. Kaum aber hatte der Secretair die umgebende Leinwand weggeſchoben, als ihm ſtatt der Titianiſchen Venus das nichts weniger als ſchöne Geſicht des Königs Karl freundlich entgegen lächelte. Schon wollte er dieß dem Geſandten mittheilen, als ihn beim völligen Hinwegnehmen der Umhüllung eine viel größere Ueberraſchung feſthielt. Das ganze Gemälde war nämlich gleich einer Miniatur mit großen Diamanten eingefaßt, die Lucian ſpäter für vier Millionen Franken in Paris verkaufte.*)

---

*) Briefe eines Verſtorbenen (nach der Erzählung eines damals bei Lucian angeſtellten Generals), II. 356—360.

Aber die diplomatiſchen Verdienſte, welche ſich Lucian erworben hatte, vermehrten nur die Eiferſucht — Napoleons. Lucian nahm ſich zwar der Vorſchläge, einen neuen Adel einzuführen und Orden zu ſtiften, thätig an und ſprach im Tribunate und im Staatsrathe mit vieler Beredtſamkeit dafür, aber es wollte ihm doch nicht gelingen, den Bruder ganz mit ſich zu verſöhnen. Denn nachdem ſich derſelbe die Kaiſerkrone aufgeſetzt hatte, ward er aus Princip der Gegner deſſelben und ſchien ſeine alte Stellung, als Republikaner der Familie, mit Beharrlichkeit aufrecht halten zu wollen. Daher gehörte denn auch die zweite Heirath, welche Lucian nach dem Tode ſeiner Gattin Chriſtine im Jahre 1803 mit der ſchönen Roſe Jouberton geſchloſſen hatte, ganz und gar nicht in Napoleons Plan, der im Staatsrathe erklärte, daß er nie die Frau ſeines Bruders Lucian für ſeine Schwägerin anerkennen würde: aber um ſo weniger kümmerte ſich Lucian darum. Im Jahre 1805 verließ er Frankreich und zog ſich nach Italien zurück. Die Krone dieſes Landes hatte er früher ohne Weiteres ausgeſchlagen. Doch wollte Napoleon ſich auf alle Weiſe den ſtörrigen Bruder verbindlich gemacht wiſſen und verabredete mit ihm im J. 1807 eine Zuſammenkunft in Mantua. Napoleon erneuerte ſeine Anerbietungen, Lucian wies alle zurück, Napoleon wurde immer heftiger, bis er endlich mit Strenge in Miene und Wort von ſeinem Bruder Gehorſam und Unterwerfung unter ſeinen Willen verlangte. Mit derſelben Heftigkeit entgegnete Lucian, daß er ſich nicht wolle zwingen laſſen, da er nicht ſein Unterthan ſey. Beide Brüder ſtanden nun ſchweigend gegenüber, endlich ſagte Napoleon: „Lucian, Du wirſt Alles, was ich geſagt habe, überlegen. Ueber Nacht kommt Rath.“ Und hiermit entfernte er ſich, ihm gute Nacht wünſchend. Lucian that daſſelbe, warf ſich aber augenblicklich in ſeinen Wagen und verließ Mantua.

Eine Annäherung fand im Jahre 1808 unter den Brüdern Statt, als der Prinz von Aſturien, der nachmalige König Ferdinand **VII.**, Napoleon um eine Gattin aus der kaiſerlichen Familie gebeten hatte. Campi, der unter Lucian's Miniſterium geheimer Secretair geweſen, und von ihm, wie auch vom Kaiſer ſehr geſchätzt wurde, erhielt den Auftrag, ihm die hierauf bezüglichen Vorſchläge zu thun. Die Prinzeſſin Charlotte, damals zwiſchen 14 und 15 Jahre alt, ſollte Prinzeſſin von Aſturien werden, Lucian König von Neapel, da Joſeph gehen ſollte, um ein andres Land zu beherrſchen, und ſeine Gattin ſollte, von ihm getrennt, Herzogin von Parma werden, aber nur ihre zwei Töchter mit hinnehmen dürfen.

Lucian ſchlug ſofort ſeine Ernennung zum König aus, eben ſo auch für ſeine Gattin das Herzogthum Parma, da er es nicht für eine niedrige Gefälligkeit erkaufen wollte. Seine Gattin erklärte ihm zugleich, daß ſie ſeiner Größe kein Hinderniß in den Weg legen wollte, ſie wollte mit Parma zufrieden ſeyn und zeigte ihm ihre ſchriftliche Erklärung an den Kaiſer. So wie ſie Lucian geleſen hatte, zerriß er ſie in kleine Stücke. „Mein Freund, mein Freund,“ rief ſeine Gattin in Thränen, „willſt Du Deine Kinder einer Krone berauben?“ „Und ſoll ich ſie,“ rief Lucian aus, „um dieſer Krone willen einer Mutter berauben?“ Von neuem ſuchte ihn die Gattin mit der ganzen Anmuth ihrer Stimme und dem Liebreiz ihres Weſens zu bewegen, die Bedingungen Napoleons anzunehmen, um ihren Kindern eine Unabhängigkeit zu ſichern. Aber Lucian (ſo berichtet die Herzogin von Abrantes, die in ſolchen Details Glauben verdient), in ihren Anblick verſunken, nahm ſie in ſeine Arme und ſchloß ſie an ſein Herz. „Und jetzt, wo ich Dich anbeten möchte, willſt Du, ich ſoll mich von Dir trennen? Wir werden uns nie trennen, gewiß nie! Will mein Bruder mir ſeine Freundſchaft ſchenken, ſo thue er's ohne Bedingung, wenigſtens ohne ſolche grauſame Bedingungen — ich bleibe immer mit Dir vereint, mein gutes Weib!“ So ward das Königreich Neapel von Lucian ausgeſchlagen. Wegen ſeiner Tochter gab er noch keine beſtimmte Antwort, doch erklärte er ſich nach einiger Zeit mit Beſtimmtheit dahin, ſie nicht nach Spanien ziehen zu laſſen. „Es iſt beſſer,“ ſagte er, „meine arme Charlotte bleibt unter dem väterlichen Dache, als daß ſie an einen Hof kömmt, deſſen Laſter und Schändlichkeiten Niemand beſſer kennt, als ich.“ Solche Aeußerungen entfremdeten die Brüder noch mehr, und Lucian führte ſeinen Widerſpruch nicht ohne Koketterie ſo hartnäckig durch, daß er, um weiterm Anſinnen zu entgehen, ſich ſogar in den Schutz der Engländer zu begeben beſchloß. Im Winter 1815 verließ er ſeinen Landſitz in Canino und entfloh auf einem amerikaniſchen Schiffe nach Malta, von da nach England, wo er am 18. December landete und gaſtfreundlich aufgenommen wurde.

Erſt die Ereigniſſe des Jahres 1815 führten ihn nach Frankreich zurück, wo er im Augenblicke der Gefahr die Sache ſeines Bruders mit Eifer betrieb und deßhalb nicht ſo ſchnöde abgewieſen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche ſich jetzt ängſtlich um Napoleon drängten und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine ängſtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Als der Verluſt der Schlacht bei Waterloo am 20. Junius in Paris bekannt ward, bot Lucian alle Kraft der Ueberredung auf, um die Wenigen, die an ihm noch hingen, zu ſtärken, er berief ſich auf Frankreichs unerſchöpfliche Hülfsquellen, er rieth durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, er warnte vor dem gerechten Vorwurfe einer leichtſinnigen Wandellaune. Aber er vermochte nichts durchzuſetzen, auf der einen Seite waren es die heimlichen Ränke des Polizei-Miniſter Fouché, der ſich in jede Farbe kleidete und in jeder täuſchte, auf der andern Seite die Stimme La Fayette's und wer ihm anhing, die eine Fortſetzung des Kriegs nachdrücklich verhinderte. Kurz darauf mußte Lucian, wie die übrigen Mitglieder ſeiner Familie, Frankreich verlaſſen. Er zog ſich wieder nach Italien zurück, ward hier zwar erſt von den Oeſtreichern aufgehoben, bald aber nach Einſicht in ſein bisheriges Leben freigegeben: man wußte, daß er ſeines Bruders beharrlicher Gegner geweſen ſey und wenn er auch ſeinen Ehrgeiz nicht widerlegt, ihm doch das Gleichgewicht gehalten habe.

Seitdem lebt Lucian Bonaparte, den der Papſt 1814 zum Fürſten von Canino und Muſignano erhoben hat, meiſt in Sinigaglia oder ſonſt in der Nähe von Rom, nachdem ihn ſchlechte Finanzen gezwungen haben, ſeine römiſchen Paläſte zu verkaufen. Hier beſchäftigt er ſich vorzugsweiſe mit der alten Kunſt, iſt dem archäologiſchen Inſtitute in Rom beigetreten, und hat in ſeinem Palaſte zu Canino im Jahre 1834 ein etruſciſches Muſeum geſtiftet. In fünf Sälen ſind hier alle Alterthümer, die er in Rom und anderwärts beſaß, vereinigt worden, Blöcke aus etruſciſchen Gräbern mit Inſchriften, ſchwarze Vaſen ohne Malerei von den verſchiedenſten Formen, an ſiebenhundert gemalte Vaſen, viele Bronzen, irdene Näpfe und andre Merkwürdigkeiten. So wohnt Lucian unter den Ueberreſten einer untergegangenen Welt! Den frühern Beſchäftigungen mit der Dichtkunſt hat er im Alter entſagt. Sein Heldengedicht: **Charlemagne** hat ſchöne Verſe, fand aber in St. Helena keine Gnade vor den Augen ſeines Bruders. Eine ſeiner intereſſanteſten Schriften iſt die in früheſter Zeit verfaßte Geſchichte des engliſchen Parlaments, zu welcher Napoleon in beſſern Tagen Anmerkungen geſchrieben hatte. Dieſe Notizen verrathen, wie viel Napoleon eines Theils der Geſchichte verdankte, andern Theils, wie eiferſüchtig er auf den Styl ſeines Bruders war; man ſieht, wie ſchwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit deſſelben einzugeſtehen, und er mindert dieß Lob ſogleich wieder, wenn er an Regnault de St. Jean d' Angely erinnert, den er in der darſtellenden Kunſt für unübertrefflich hielt.

Lucian's älteſte Tochter aus der erſten Ehe, um die einſt der Prinz von Aſturien warb, iſt ſeit dem 29. Decbr. 1815 an den Prinzen Gabrielli in Rom verheirathet. Sein Sohn Karl, der Fürſt von Muſignano, iſt der ausgezeichneteſte Geolog in Italien, ſeine Gattin, Charlotte, die Tochter ſeines Oheims Joſeph, iſt mit ihm ſeit dem Jahre 1822 vermählt und die Mutter von vier reizenden Kindern. Von Lucian's übrigen Töchtern ſind zwei verheirathet, die eine an Lord Stuart, die andere iſt von ihrem Gatten, dem ſchwediſchen Grafen Poſſe, geſchieden. Lucian's Nachkommenſchaft, wie die der übrigen Glieder der Familie Bonaparte, wird allmählig immer mehr in die Familien des italiäniſchen Adels übergehen. So iſt Eliſa Bonaparte's Tochter, Eliſa, die Gattin des Grafen Camerata, Murats älteſte Tochter, Lätitia Joſephe, an den Marcheſe Pepoli, die jüngere, Julie Caroline, an den Grafen Raſponi verheirathet, und haben den Namen von welthiſtoriſcher Bedeutung mit unbedeutendern Namen vertauſcht. Kurz, die ganze Familie Napoleons iſt durch das bürgerliche Element auseinander geſprengt worden, und es kann ein Glied derſelben ſehr leicht in einem Lande proſcribirt ſeyn, wo das andre um die Hand einer Königstochter werben darf. Eine Reaction dieſes verzweigten Stammes iſt kaum denkbar, weil ſein Einverſtändniß geſtört iſt. Die Napoleoniden ſind ſich ſelbſt unter einander fremd geworden.

120

Ein April in Rom.

Von Leopold Schefer.

Der Venus und dem Amor.

Motto:
Procumbunt piceae, sonat icta bipennibus ilex.
Virgil.
Ueberſetzung:
In ein ſchönes Weib hörete Roma nun auf.
Schefer.

---

1. Leben und Liebe.

Hör' mit dem Weibe nicht auf! Das warn' ich und lehr' ich dich, Jüngling.
Fang' mit dem Weibe nicht an! Leben und Liebe ſind mehr!
Schicke Du dich nicht in den April! . . . Doch ehrend empfängt Dich
Selber die Schönſte und mild — hat Dich ihr Amor geſchickt!

2. Menſchliche Lehre.

Nennſt Du es Römiſch? Nennſt Du es Chriſtlich? Nennſt Du es menſchlich,
Dumpf vor dem Schönen der Welt Augen verſchließen und Herz!
Wahrlich! Der iſt kein Menſch, der das Schöne verachtet, nicht achtet!
Wenn Du's verunehrſt, Menſch, Schande der Schönen und Dir!
Iſt ja die Schöne „das Schöne“, die Blüthe des lieblichen Mai's lang,
Iſt es, den fliehenden Mai kurz! . . . und die Göttin entflieht!
Aber hier ſiehſt Du das Schöne in tauſend lebenden Schönen!
Ach, und die Anmuth erſt! Ach, und die Milde! die Gluth!
Ach, und die Armuth erſt, o himmliſcher Vater der Blumen,
Iſt Dein Schönes ſo arm! Iſt denn die Schöne je arm?
Ehre Dich, wenn Du Sie ehrſt! . . . denn wie gütig ſchon grüßt Dich die Kleine:
„Oh! Ci vedremo!“ ſo ſagt Sie Dir im Scherz — und im Ernſt!

3.

Wanderer! Merke das Eine: der Ankömmling, Er erlangt oft
Raſch, im Fremdenglanz ſchön, noch im eigenen Rauſch,
Was ſchon lange vergebens der Heimathliche ſich wünſchte!
Viele Früchte darauf reifen im Laufe des Jahrs;
Doch — wie im Herbſt dann jegliche Frucht, die zu feſt, zu verhüllt hing,
Scheidet er, ihm nachfällt, traurig am laubloſen Aſt,
Löſete Nachtfroſt leiſe ſie ab, und glänzet an jungen
Bräunlichen Augen Thau — ſammle die reifeſte Dir!
Willſt Du klug ſein: bleibe Du dann, Willkommener, oder
Kehre doch bald! Genieß' weiſe, gewonnenes Glück.

4.

Amors Sclavenmarkt, ſo nennſt Du den Corſo? — wie unrecht!
Auf den Bazar geht keine Gewillte zu Kauf.

5.

Willſt Du lernen, was halbe kaum freundliche Blicke bedeuten,
Kaum ein Lächeln ... ein leicht Wenden, ſo leicht wie um Nichts;
Gehe des Sonntags ſtill auf den Corſo; da ſiehe ſie haſchen,
Feſſeln, beuten; o ſieh', wie ſie der Arge benutzt.
Aber hätte ein Weib da noch ſtill auch Etwas zu lernen —
Sähe ſie: wie auch Ihr Putz, ſelber ihr Auge Sie fängt.

6.

Sind die Göttinnen aus, iſt keine Thörin im Hauſe;
Sind die Göttinnen heim, triffſt Du die Thörinnen an.

7.

Ja, ſo ſtolz erſcheine die Frau, wie die Römerin, doch ſei's
Nicht; ſtolz reize ſie ſo, mild ſo beglücke ſie dann.

8. A.

Alſo, wie im Epigramm dem Vers die Spitze Bedeutung
Giebt, ſo giebt dem Leib erſt ſie das ſchöne Geſicht.

8. B.

Brennet die Fackel nicht oben, was ſoll ſie Dir? iſt es die Fackel?
Nur als an gutem Talg' naget ihr Mäuſe daran.

8. C.

Angezündetes Licht gern ſchleppen die Ratten in ihre
Höhle; da brennt es im Haus; Troja, du brannt'ſt davon ab!

9. Byron ſpricht:

Stets umſonſt ſinn' ich oft: wie Genuß doch Liebe befriedigt,
Weil ſie nun nichts mehr hat? weil ſie das Ihre gethan?
Auch umſonſt ſinn' ich oft: warum Liebe noch auch uns Genuß giebt?
— Weil es nicht Liebe war, ach, bring' ich am Ende heraus.

10. Wolfgang Goethe ſpricht:

Fauſt, ohne Teufel hab' ich ſoviel, wie mit ihm Du, genoſſen!
— Wenig nur! ach, der Menſch bleibt ja der Menſch, der er iſt,
Führe ihn in das Serai, gieb ihm alle Schätze der Erde,
Führe zum Himmel ihn auf, führe zur Höllen ihn ab.

11. Don Juan ſpricht:

Hätte ich Alles ſo ernſt, ſo mit Liebe ſtudirt wie das Erd-Weib,
Welch' ein Wunderkopf müßte der meinige ſein!
... Wie das Weib: die Quelle der Liebe! die Liebe: die Quelle
Alles Schöne zu ſchau'n: Quelle der heiteren Kunſt:

Kunſt zu dichten! — An Liebe gebrach mir es nicht! doch, o leider
War ja des Stoffes zu viel! war er zu zart! und zu dicht!
Wer ſtets Glück hat, der lernet das Leben, die Spiele, die Liebe
Nicht! Er braucht es auch nicht! Liebe nur lernſt Du im Haß . . .
Nur in *dem* Manne lernſt Du das Weib, der ganz ihr das Herz nahm;
Was ein Mann ehrt, zeigt ſeine Geliebte Dir erſt.
Lernte ich Anderes nicht mit mehr Glück, dann wiederholen
Müßt' ich es noch wie: das Weib, ſtille die Tage, die Nacht.

12. Der Verhaltende.

Ueberbiete Du nie Dich ſelbſt, noch mache wohl ſtutzen;
Still empfange und leicht; ſchätze im Innern Dein Glück!
Eben ſo leicht vom Baum der Orang' entfallen Orangen,
Als vom Quittenbaum ſauere Quitten im Herbſt.

13. Eigene Noth.

Die Freundin.

Aber Du biſt ja von Marmor! Du lachſt . . . Du lächelſt . . . Du blickſt nicht,
Steh' ich und flechte mein Haar! ſchmück' ich mit Roſen die Bruſt!
Hebſt Du die Roſe mir auf? die mir aus den Fingern gefallen —
Weil ſie ſich öffneten — weil ſinnend nach Dir ich geblickt!

Der Dichter.

Roſen hebt man nicht auf; man läßt die Beſtaubeten liegen,
Denn was die Erde berührt, hat auch die Erde geraubt.
Höre denn Alles von mir in Einem Worte, dem höchſten:
Schöner als Du, als Du, gab es auf Erden kein Weib!
Lieber jedoch? — ach, geliebeter mir? — was kannſt Du davor, Herz,
Daß ich früher als Du . . . daß ich Dir ferne gelebt!
Erde iſt meine Bruſt! denn Die, die ich liebte, iſt Erde.
Wie aus dem Haupte des Zeus, drinnen man Erde verbarg,
Blühet aus meinem Haupt ein ſtilles duftendes Veilchen —
Willſt Du, begieße es Du, weinend vom himmlichen Aug'!

Die Verſöhnte.

Alſo das war es? — Nun bin ich begnügt! Nein! nun erſt ſo traurig!
Unglückſeliger Mann, der die Geliebte verlor!
Ach, wie nun ehr' ich Dich, nun! Doch höre auch ehrend denn mein Wort:
Deine Geliebte iſt todt — doch die Dich liebet — ſie lebt!
Fühle, wie ſtark mir das Herz klopft — mir? Ach, es klopft; nur für mich nicht!
Doch, nur auf Deine Stirn, gönne mir, duldend, den Kuß.
Ach, wie ein treues Haupt nach Veilchen duftet! und weh mir . . .
Fühle . . . wie ein zu ſpät-liebendes Auge doch weint!

14.

Kindlich nenn' ich die Römerin, kindiſch ſogar, o ſo kindiſch
Immer! vor ſeliger Gluth lebt ſie in ſeligem Glück.

15.

Biſt Du vertraut mit dem Herzen, dann ſiehſt Du in menſchlichen Dingen
Allen: nur Kinderſpiel hold von Erwachſ'nen geſpielt;
Kinderſpiel in dem Garten, und Kinderſpiel in der Küche,
Kinderſpiel mit dem Kind! ſelbſt mit dem Mann und dem Weib
Siehſt es in Tanz und Geſang, im Weinen und noch im Begraben;
In der Erfüllung wird — bleibt ja die Hoffnung erſt wahr!
Und nun, entehrt das den Menſchen? Nein, Kind ſein ehret ihn göttlich!
Nur Ein Herz iſt das Kind! Denken und Lieben ſind Eins!
All', all' Himmliſches wohnt in dem Kinde! Und Wohl dem Beglückten,
Der ſein kindiſches Spiel ruhig das Leben durch ſpielt.

16. Der alte Patito vertraut:

Für das Schöne zu ſehn, mit Deiner Schönen am Arme,
Für ihr Glas Sorbett, das ſie mit Anmuth genießt,
Für das göttliche Singen im Argentinatheater —
Haſt Du Sie! ſüßere Koſt! ſüßerer Liebe Geſang!
Kannſt Du den Wagen ihr halten, o dann iſt es aus! Da bedarfſt Du
Goldene Ketten nicht, Ringe, Gewande, noch Hut
Voll Straußfedern, weiß, ſchönſchwunkige! denn ihr iſt Alles
Tägliche Corſofahrt. Fahre ſie; reite dabei!
Jegliches Weib macht gerne die Göttin! erhabene Mienen!
Und als Himmliſche gern wäre, mit Recht, es geehrt.
Kann ſie das, iſt ſie das, iſt ſie beglückt! O dann iſt ſie zufrieden!
— Und was fehlt' ihr da noch? — ſage ſelbſt! — Schön wie ſie iſt!
Und ſie entfaltet Fülle Dir, Reichthum unendlicher Liebe!
Zärtlich und ſanft und gut hängt ſie Dir immer am Aug';
Mäßiger iſt ſie, begnügter und froher als andere Weiber,
Bitten mußt Du ſie oft, daß ſie Geſchenke — Dir nimmt;
Alles, was ſie beſitzt, das bringt ſie Dir freudig getragen,
Und ſie beſchwört Dich . . . ſie weint, wenn Du zu nehmen verſagſt!
Denn ein edeles Herz, das bewahret die Römerin heut noch,
Was Rom's Stolz war einſt, klingt noch als Echo in ihr.
Fehlen die Römiſchen Helden ihr heut, nun ſo liebt ſie die Fremden,
Lieben muß ſie! ſie muß ehren, es iſt ihr Natur!
Nirgend wird ſo der Schöne geehrt, wie die Römerin ihn ehrt,
Was Preiswürdiges lebt, komme zur Feier hieher!
— (Was in Roma gefie', das tadeln dann Andre nur thörig;
Was Rom tadelte, das lobt dann ein Thor nur getroſt. —)
Denn leicht ſcheidet ſie ſicher das Falſche. Gemeines — das haßt ſie
Als ja das Tägliche; Rom haßt ſie, ſie haßt ſich oft ſelbſt!
Jegliches reine Gefühl des Schönen erfüllt ihr die Seele,
„Schönſein!“ iſt ihr nur Glück; Alles, was ſonſt noch iſt — Tand!
Einzig an dieſem Bande gewinnſt Du die Reiche, die Arme.
Liebe beſiegt nur Stolz. Nenne die Schöne ſie ſtets!

Iſt ſie es nicht, dann ſchwatze Du ihr nichts vor, Du bethörſt nicht,
Was ſchön iſt, was nicht, weiß hier ſchon jegliches Kind.
Iſt ſie nur reizend, hilf Dir dann aus, und: „al Genio mio"
Nenne ſie dann; dieß Wort hat ihr oft höheren Reiz.
Aber ... daß Du der Liebende ſei'ſt, das vergiß — bei Madonna! —
Nie! denn um Liebe nur ſchätzt erſt die Geliebte Dich hoch!

17. Das uralte Teſtament.

Fürchte Du nicht, o Liebe, daß je Dich die Menſchen verſtoßen!
Daß nur ein Athemzug ohne Dich jemal geſcheh'!
Sollen die Menſchenkinder beſteh'n, und werden ſie Augen
Haben, und ſehen, und glüh'n, Jedes mit anderer Gluth —
Werden ſie locken, gelockt, und werden ſie reizen, gereizt ſein,
Iſt nicht ein jegliches Herz, Eins wie das Andre geſinnt;
Sind nicht alle die Männer wie Einer: ſo ſchön wie Apollon,
Alle die Weiber wie Eins — wie Aphrodite ſo ſchön —
Siehe, dann bleibt Dein Verkehr! Dein Wollen, Dein Suchen, Dein Walten,
Siehe, dann bleibet die Welt, wie Du ſie heute bewegſt!
Ewig gilteſt Du fort, ſo wie heut und wie geſtern, wie ewig,
Und kein heilig Geſetz bannet die Heilige, Dich!

18. Amors Kloſter.

Gern ſtudir' ich den Mann, der von ſchönem Weibe geliebt wird:
Was ihn ſo würdig macht, feſtlich am Opfer Saturns
Goldne Gefäße, mit Nektar gefüllt, ſo beſeligt zu tragen;
Göttlicher Räthſel voll, himmliſche Lieder im Mund!
Jetzt, jetzt hab' ich's bequemer: mein eigenes Herz iſt mein Buch nun,
Denn ein wie ſchönes Weib ſagte: „Wie lieb' ich Dich!“ jetzt.
Doch vergebens ſuch' ich an mir Verdienſte zu finden,
Die gleich feſſelten! Leim, lieblichen, Amor, für Dich;
Bunte Speiſe, die Eine mit Augen, liebt zu genießen;
Eine Blinde nur einſt nannte den Engel mich gleich.
Alſo theilſt Du, o Liebe, die Gabenfülle bedachtlos,
Wie Rom Almoſen aus, welche die Pfründe befiehlt:
Welche der Arme bedürfte, die läßt der Reiche ſich holen,
Drei, vier Schüſſeln voll — für die Bedienten im Haus.

19. A. Der Zauberbrief.

„Zeig', Aphrodites Schönheitsbrief vor, da mußt Du geliebt ſein!“
— Zeigſt Du ihn pochend und frech, ſieh', da verſchwindet die Schrift!“
Wiſſe: die Grazien ſchreiben den Brief Aphroditens mit Aether —
Und nur ein göttliches Aug' lieſet und kennet die Schrift.

19. B. Das Heiligenbild.

Trage die Schönheit ſtill, wie der Fromme das Heiligenbild trägt;
Kaum das Band ſeh' heraus, d'ran es am Herzen ihm hängt.

19. C. Schönheit und Gefühl.

Wiſſe, das Herz bringt ſelten Dir Rechnung im Leben! Es iſt nur
Halb Uns Glück, und halb fernet es Anderen uns!

20.

Rom iſt arm; Antiken allein und ſchöne Gemählde
Nicht nur kaufſt Du Dir hier, gerne gegeben, o Freund;
Nein, auch folgte Dir gern das ſchöne lebendige Mädchen,
Gleich der Venus, umſonſt — nur aus Italien nicht.
Rom iſt unausſchöpfbar; die Kunſt zu geſtalten in Marmor
Hin iſt ſie! Doch die Natur ſchafft ihre Werke noch hier!

21. A.

Wie Du die Schöne gewinnſt, das gilt oft wenige Sorge —
Wie Du ſie los wirſt, meiſt viele, es koſtet wohl — Dich!
Leicht, wie die Lerchen ſich finden, vermählen die Glühenden hier ſich;
Amors Kuppler, es iſt hier Hymenaon, o Freund.
Jegliche ſorgt erſt Frau zu ſein. — Dann ſorgt ſie zu lieben,
Und der hochehrliche Storch trage die Kinder ihr ein.

21. B. Der Freund im Hain.

„Amor'n bat ich, ein Briefchen zu tragen ſo heimlich als liſtig
An ein reizendes Kind, das mir die Augen beſiegt.
Aber Der! giebt ihn dem Hymen, aus Redlichkeit oder aus Argliſt!
Dieſer nun zieht in das Haus, breit und gefällig hinein —
Wirbt bei den Eltern für mich, und ſchmückt ſchon reizend das Brautbett,
Schaffet dann Kränze und Wein, Speiſen und Tänzer herbei.
Endlich, wie ich nun komme, ſo wie man geſchmückt zur Geliebten
Geht, mit dem Mantel, bequem, leicht und auf jeglichen Fall,
Find' ich — anſtatt Sie allein im Dunkeln — die ganze Geſellſchaft!
Ja, auch Zeugen wohl gar ſtanden ſchon männig bereit! —
Ei, du tückiſcher Freund, ſoll ich hier nun im Haine mich ärgern?
Lachen? und Dir verzeih'n — Dir, der ſo oft mich beglückt!“ —

22.

Alles iſt eitel! — Salomo kannte die Römiſche Schöne
Nicht, und ſagte es doch? — Stille! — er iſt ja Prophet!

23.

Schießet der Jäger gerecht in ein Heer frohſchwatzender Elſtern,
Nimmt er ſich Eine auf's Korn, weiſe die mittelſte gern.
Bitte Du Amor'n, ſcharf auch nach Einer der Schönen zu zielen,
Sonſt wär's möglich, in Rom! ohne Geliebte zu ſein.

24. A. Des Provençalen Meiſterwort.

„Sehen. — Sprechen. — Darauf ein edles Glied zu berühren.
„Küſſe. — Das iſt der Steig, ſtets, wie zur Liebe, zur Eh'.
Ueberſpringe kein Sprödchen! Doch, triffſt Du gelehrige Schüler,
„Mache die Stunden kurz, kurz wie den glücklichen Tag.“

24. B.

Tauſend erſcheinen im Schwarm ſchön; — Hundert doch bleiben am Ende
Kaum nur Erträgliche noch, wenn Du ſie nahe gekannt.
Drei davon möchteſt Du wohl; und Zwei doch begehren geheim Dich;
Eine nur liebſt Du; doch liebt Eine Dich — lerne die Qual!

25. A. Die Ehebrecherin.

Alle vergebet auch Ihr ſo „der Ehebrecherin“, aus . . . aus
Mutterliebe! Die fiel, brach ja die Ehe zuvor.

25. B. Römer-Wert.

Hörner ſind wie Zähne; nur Anfangs ſchmerzet ihr Ausbruch,
Aber dann iſt man — man — Mann und die Kinder damit.

25. C.

Ja! treu iſt „dem Manne“ die Frau! ſie giebet ihr Leben,
Glück, ihre Liebe ſogar, gerne dem Manne dahin.

26. A.

Doch dieß iſt ja Satyre! Die zartempfindende Seele
Macht ſie am erſten; darum halte mir Eine zu gut.

26. B. Waiblinger.

„Leider trifft die Satyre mich auch; doch trifft ſie mich halb nur,
Halb das Schickſal — nur, ach, trage ich alle das Leid!
Hatte ich lange der Liebe entſagt, voll Schmerz der Verlornen,
Einſam widerſtand ich, wie der Einſame leicht.
Aber, erblickt' ich dann, hold hinwandelnd, Ihr ähnliche Jungfrau'n,
Brannt' ich, ſchüttelte raſch thöriges Streben von mir:
Allem widerſteh' ich, als Mann! doch, o himmliſche Schönheit,
Dir, um ſo minder, als Mann — Mann ich ja heiße und bin.
Richtig ſein, iſt mir unmöglich! So nehmt mich in euere Macht hin,
Schönen all', und ſo beglückt . . . haſſet mich, thut was ihr liebt! —
Leicht da verlockte mich Amor in neue, in loſe Geſchichten,
Wieder von Glücke zu Reu', wieder von Reue zu Glück.
Wo nun her iſt die Reu', als daß du die Eine verlaſſen,
Daß Sie Dich ewig nicht, ewig am Herzen behielt!
Daß du, o Nacht, vergingſt; du, o Morgenröthe vom Lager
Mich verdrängteſt, fern, weit in die Lande hinaus;
Daß nach ſolchem Glücke noch Anderes immer erhofft mir,
Eine noch ſchöner und ſchön wie die Verlorene ſchien!
Daß zu der Erſten ich, ach, nicht kehrete, kehren nicht konnte,
Wie mein Herz mir ſtets laut ſo wie ſtille begehrt.
Und ſo haſt Du die Ehe! — denn auf ewiges Haiten
Ewigſchönen Glücks, folgte das ewige Leid?

27.

Gieb dem Weibe das Haus und Bett, und verſprich ihr's auf immer,
Nähre die Kinder, o dann giebt ſie Dir Jegliches hin.

Iſt ſie Beßre nun ſo? — Auch die Beßre . . . die Glückliche iſt ſie . . .
Iſt nun die Weltliche *nur*, iſt nun die Weltliche *doch*!
Was unerläßlich dem Geiſt und der Liebe der Lebenden zukommt,
„Ehre" nennt es mit Recht, „Ehre" die Welt und das Weib!
Treue Gebräuche verehret der Menſch, und er muß ſie verehren,
Was ſich erhaltend zeigt, weihte die ew'ge Natur.

28. Requiem der Natur.

Dreißig Millionen erſtanden hier Frauen, ſeit Rom ſteht.
Zahlloſe Schöne! Doch ach, nennet die Muſe Dir Zwölf?
Selige Nächte! Geküß der Umarmeten, holde Genüſſe,
Frühe die Blicke! — dahin hauchte ſie himmliſche Luſt!

29.

Sei nicht, Muſe, zu ſtolz auf Namenſpende! Du nennſt nur
Schöne ja: Schöne! Du nennſt Selige: Selige nur!

30.

Erde! nun nennt mein Mund dich „in Ehren": wollüſtige Göttin;
Hätte die Morgenflur Blumen, dir Heißen, genug?
Welcher Gott ertrüge die Kränze für all' dein Umarmen,
Schöne! Vom Himmel umarmt. lehrſt Du die Liebe ſie all'.
Hoch mit Flügeln, und tief mit Floſſen, noch ſelber im Erdſchooß
Augenlos, verfolgt Liebe die Beute mit Luſt!
Hier mit ſilbernen Armen! Es harrt die Blume geduldig,
Bis ihr Frühlingshauch Küſſe des Bräutigams bringt.
Alles fäht, und läſſet ſich fahn, mit wonnigen Aengſten,
Ach, und der Liebe erliegt ſchweigend die ſelige Welt.
Dein Altar iſt, Liebe, die Erde, mit Hainen und Hügeln;
Sommervögel weh'n ſüße Gebüſte davon!
Schlange umwindet Schlange; ſie ſtürzen ſich beid' in Betäubung
Stumm in den Fluß, und er wälzt, wälzt die Vereinten dahin!
So ertönt im Lenze die blumige Wieſe, von Bienen
Schütternd! als ob ſie ſelbſt murmle . . . als blühende See!
Doch ſie ſammeln ſich köſtlichen Honig, verſenkt in die Kelche;
Jegliches Blumen-Herz duftet gelöſt in das Blau,
Jegliche Biene iſt ihm, unwiſſend, der Bote der Liebe —
Alſo wie Kinder geh'n, fröhlich von Hauſe zu Haus.
Ja! Ein Mann-Weib biſt du, Natur, voll heiliger Inbrunſt,
Gleichwie das Schlangen-Eins ſchwimmſt du im Aether hinab!
Manngeiſt! Heiliger Schooß! und Vater biſt du und Mutter!
Gleichwie im Menſchen; du ſchufſt ihn, wie er iſt — wie Du biſt!

Alſo verhüllet in Dich, vollkommener heiliger Lotus,
Zeugſt Du Dich ewig fort, ſtill, wie Corallen im Meer;
Blühend ſchwimmſt Du ſo fort; und Kinder, ſpäte wie frühe,
Schlafen im Azurkelch ſüß, die Geſegneten, hin!

Ausſtellungen über H. Heine.

Von

Alexander Jung.

> „Ohne Unſchuld, immer neu wiederkehrende Unſchuld, die im reinen Willen beſteht, verwirrt ſich jedes Talent, und gebährt Geſchöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen.“
>
> Rahel.

Es iſt ein Unglück, daß es ſo wenig ächte Kritik unter den Menſchen giebt, ein größeres Unglück, daß ſo wenige da ſind, welche ſie zu würdigen verſtehen. Zwar haben wir durch Leſſing einen tüchtigen Stoß erhalten. Manches Vorurtheil iſt glücklich niedergekämpft, ſo manche Autorität um ihren Heiligenſchein gekommen. Wir haben weniger fürchten gelernt die Gefahr der Gedankenäußerung, mehr glauben an den Sieg der Wahrheit in aller Geſchichte. Ja ſogar unſer Schönheitsſinn iſt nicht zurückgeblieben, und wir ſchämen uns bereits einherzugehen in jener ſteifröckenen Magiſtertracht, die ſich, mit Gelehrſamkeit ſpreizend, durch ſo manche kritiſche Bibliothek hindurchzieht. — Was uns aber noch immer fremd zu ſein ſcheint, iſt jener friſche, freie Humor, welcher überall ohne Rückſicht verfährt, ohne Verſtimmung aufnimmt, welcher, wie überhaupt ſeinem Weſen nach das Endliche mit dem Unendlichen verſöhnt, ſo auch in der Kritik das Vollendete mit dem Mangelhaften ausgleicht, überall das Negative des Poſitiven wegen hinſtellt, das Häßliche verfolgt des Schönen halber, und nur einen Haß in ſich aufkommen läßt, welcher die Liebe ſelbſt iſt. — Dieſen Humor vermiſſen wir noch bei den meiſten Kritikern, wir vermiſſen ihn bei dem größern Publikum. Beides aber wirkt gegenſeitig. Dort lähmt es das Urtheil, hier verkümmert es die Aufnahme. — Zwar verkennen wir nicht das Bedeutende, was wirklich auch in dieſer Beziehung von Deutſchen ſchon geleiſtet iſt. Indeſſen wir ſprechen im Allgemeinen. Wir beklagen das Fehlen eines ächt kritiſchen Sinnes in der Geſammtheit, die Unwiſſenheit, welche noch immer zu herrſchen ſcheint über die eigentliche Kunſtſeite der Kritik, über die Bedeutung, welche dem Humor in ihr gebührt. — Die ächte Kritik, wie die freie Aufnahme des kritiſchen Urtheils gehen beide über das bloß Subjektive hinaus, ſie ſind beide eben darin nur ächt, daß ſie es lediglich mit dem Gegenſtande zu thun haben, ſelbſt da, wo kritiſcher Seits die Nothwendigkeit eintritt, in das Beſondere, Eigenthümliche der ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeit züchtigend einzudringen. — Nur der Humor kann uns losketten in dem Urtheil von allem Nepotismus, von aller unbewußten Partheinahme und Bevorrechtung des uns Näherſtehenden, denn er kettet uns überhaupt los von der Scholle, und eröffnet den

Blick in die Welt, daß die Leidenſchaften ſchweigen, daß wir Muth und Unbefangenheit genug haben, zu unſerm Gegner zu ſprechen im Sinne Spinoza's: wenn ich dich tadle und lobe, was geht's dich an, um auch ihm eine Geſinnung zuzumuthen, welche endlich frei wird von aller Selbſtzufriedenheit und Eigennützigkeit, von aller Lobhudelei und Splitterrichterei. —

Dieß bahnt uns den Weg zu Heine. Wir gedenken keine Kritik zu liefern, ſondern, wie angedeutet, nur Ausſtellungen. Wir nehmen keinen Anſtand, Heine noch immer für einen der bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zu erklären, ſeiner ganzen Anlage und Stellung nach, ja auch in Betreff eines großen Theiles ſeiner Leiſtungen. Zwar hat Heine in der letzten Zeit vielfache Blößen gegeben, er iſt in den Frohndienſt einer ephemeren Literatur getreten, und noch dazu in den des Auslands. Er fängt an, von den großen Gaben, die ihm verliehen ſind, einen unwürdigen, gewiſſenloſen Gebrauch zu machen. Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüſſeln, ausgerieben mit Aſa Fötiba zu pikantem Reiz für ſchlaffe, überſättigte Magen, langweiligen Bericht über Herzen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkührlich zuſammengerafftes Geſpinnſt, ein wahrer Alterweiberſommer, der ſich über ganze Seiten fortſchleicht. — Doch laßt uns den ganzen Heine erwägen, um ihn nicht ſo ſchnell aufzugeben, laßt uns ſchonungslos bei Namen nennen, was er geſündigt, aber auch nicht leichtſinnig vergeſſen, worin er wirklich ſtets Anerkennung verdient. —

Heine iſt ein Schriftſteller, der in uns die ganze Skala der Affekten, der Gefühle auf eine bewunderungswürdige Weiſe zu erregen weiß, die ſich denn, da er meiſtens ſubjektiv verfährt, auch in der Regel auf ihn, auf dieſes ſeltſame Ich, wieder hin beziehen, ſo daß wir ihn bald bemitleiden, bald verachten, bald lieben, bald haſſen, bald bewundern, bald verabſcheuen. Heine möchte ſich vielleicht am liebſten all' dergleichen, zumal von deutſchen Leſern, verbitten, denn er ſpielt nur zu gern den Gleichgiltigen, den weder warm noch kalt Gewordenen: indeß können wir ihm nicht helfen. Ein Menſch, der ſo ausgezeichnet ſchreibt, ſo die leiſeſten, ſchauerlichſten Anklänge des Gemüths, wie wir es bisher faſt nur dem Muſiker zugetraut, hervorruft, dann wieder ſich gehen läßt, ſo unglaublich hinſudelt, und bei einer ſo reichen Begabung mit Humor es nicht unter ſeiner Würde hält, den gemeinſten Witz von der Straße aufzunehmen; der muß es ſich gefallen laſſen, wenn wir ihn in der Beurtheilung mitunter ſehr unſanft handhaben, und nicht etwa wähnen, wir ſeien beſchränkt genug, zu meinen, er werde ſich aus ſolchem Urtheil etwas machen.' — Und daß wir, worauf es uns bei Heine und Vielen ſeiner Anhänger beſonders ankommt, nur gleich bekennen, Heine wird Deutſchlands Zucht und Strafe nimmer entgehen, wie übermüthig und ſpröde er ſich auch benehmen mag, und was in ihm wirklich des Tiefen und Trefflichen lebt und wirkt, das wird, ungeachtet ſeines Einſchmeichelns bei den Franzoſen, dem Vaterlande verbleiben müſſen, denn über das Eigenſte, was der Menſch beſitzt, über ſeinen Charakter und Genius, hat er nie als über ein Privateigenthum zu gebieten, ſondern es gehört ſelbſt wider Willen dem Vaterlande. — Indeſſen iſt es belehrend und willkommen, zu ſehen, wie blutwenig am Ende Solche zu geben haben, welche ſich immer mäkelnd dem Vaterländiſchen gegenüberſtellen, und wie ſie, als Geiſtreiche, doch zuletzt bei Plattheiten anlangen, die man ſonſt wahrlich nur Geiſtloſen zugetraut hätte. — Heine, der uns Ueberrheiniſchen ſo gern einreden möchte, er ſei bei den Franzoſen ein ganz neuer Menſch geworden, welcher längſt den alten Michel ausgezogen und, obwohl von Geburt ein Deutſcher, doch Welt genug habe, um ſelbſt in Paris einigen Eclat zu machen, — Heine iſt zuweilen mitten in der Weltſtadt der ausgemachteſte Kleinſtädter, der fadeſte Klatſchbruder. — Laſſet euch nicht verführen, ihr ſchönen Seelen, ihr ſtarken Geiſter, von eurer eigenen Vortrefflichkeit geblendet und verlockt zu werden, um euch in euch ſelbſt zu beſpiegeln, und Andern ſolch Spiegelbild darzuſtellen und zur Nachahmung zu preiſen; denn ſofort werdet ihr häßlich werden und voll der Runzeln, und ſchwach und voll der Albernheiten. — Heine will noch jung ſein, und beweiſt — wie man vor der Zeit alt wird. Er war, als er uns ſeine Reiſebilder gab, zwar auch ſchon bisweilen gemein, und konnte den Burſchen nicht vergeſſen, dem der Mittelſtein in der Literatur gebühre, aber er war doch ein Jüngling, ein kühner, ein poetiſcher Jüngling, und wir verziehen ihm gern den groben Comment, in den er nicht ſelten ausbrach, denn der trefflichſte Witz, die köſtlichſten Scenen niederländiſcher Malerei hielten uns wirklich ſchadlos. — Wenn er dann gar durch den Quell der Muſen uns alſo gereinigt erſchien, wie in manchen Gedichten ſeines Buches der Lieder; wenn er mitten im wildeſten Schmerz plötzlich den Rieſenhumor erhob, deſſen tolle Gedanken den Himmel ſtürmten, wie die Wellen der Nordſee; wenn er dann wieder ſtill wurde und ſanft und fromm, wie ein leidendes Kind, und es nur noch in den Saiten ſeiner Harfe flüſterte, als gelte es nach ſolchem Toben den großen, gewaltigen Pan ſelbſt in den Schlaf zu bringen; — dann erſtaunten wir billig ob ſolcher Kraft und meinten, es müſſe ſich Alles zum Beſten wenden, und wir wären von einem ſolchen Menſchen außerordentliche Dinge zu erwarten berechtigt. Aber o Himmel — auch den Dichter preiſe Niemand als Dichter vor ſeinem Ende! — Heine hatte immer viel Anlage zum Liberalen. In der That eine ſchöne Anlage! Aber er wurde ſich deſſen allmählich zu ſehr bewußt. Heine wollte als Liberaler die Rechte des Menſchen predigen, aber er konnte nicht vergeſſen, daß er als Düſſeldorfer geboren. Heine wollte ſich berühmt machen, ungeachtet des närriſchen Verſicherns, aller Ruhm ſei ihm bereits zuwider, und da der Prophet in ſeinem Lande nichts gilt, ſo ging er nach Frankreich. — Seitdem iſt völlige Ungebundenheit die Form ſeines Schreibens, wie, ſo ſcheint es, der Inhalt ſeines Lebens geworden. —

Es deutet auf eine wunderliche Verwirrung hin, und beweiſt, wie wenig man noch im Stande geweſen, den wahrhaften Begriff des Chriſtenthums, das Weſentliche ſeiner Idee zu faſſen, wenn heut zu Tage wieder hier und da von der Nothwendigkeit eines Hinausgehens über das Chriſtliche, von dem Bedürfniß, eine neue Religionsgeſtalt zu erzeugen, die Rede iſt. Es giebt kein faderes Geſchwätz als dieſes. Auch ſind es oft die feigſten Haſenherzen, die weichſten Lammesnaturen, welche ſo bravourartige Reden dem Volke zum Beſten geben. Nur bleibt es ſchwer zu erklären, wie ſelbſt da, wo Geiſt iſt, dieſes muthmaßliche Gutachten, dieſes reformatoriſche Schwärmen ſich in die Bruſt werfen kann. —

Wir ſind nicht im entfernteſten Sinne gemeint, über das Judenthum abzuſprechen, wie es wohl zur Schande unſerer Zeit hier und da geſchehen. Man ſollte bedenken, daß in jedem Chriſten der Jude ſteckt, und daß der Jude höchſt ehrenwerth iſt. In dem Bewußtſein, nur das rein Menſchliche zu wollen, muß es uns daher gleich ſein, wenn man das Hervorheben des Jüdiſchen in unſerer Weiſe als Zelotismus verſchreit. — Auch das Volksthümliche, nur eine höhere Potenz des Individuellen, hat nothwendig ſeine Schranke, innerhalb deren es ehrenwerth, unantaſtbar, von Gott geſetzt erſcheint, über welche hinaus es jedoch, indem es andere Volksindividualitäten beeinträchtigt, dem bitterſten Tadel anheim fällt und auf ſeinen Poſten zurückgewieſen werden muß. Wie in der Geſchichte der Völker das Chriſtenthum — das Judenthum und Heidenthum überwunden und wahrhaft in ſich aufgehoben hat, ſo kann auch in der Geſchichte des Individuums nur das Chriſtliche — das Jüdiſche und Heidniſche zum Ende bringen. Daher müſſen wir es ganz regelrecht finden, wenn ſich in Einzelnen, welche dem Chriſtenthum den Krieg erklären, eben deshalb eines jener beiden Momente geltend macht, und zwar oft und meiſtens ganz ohne Abſicht, ohne Bewußtſein von Seite der Eifernden. — So ſind wir überzeugt, auch Heine proteſtirt in dieſem Punkt, und weiß noch gar nicht, wie ſehr der Jude in ihm lebt. —

Heine kann gerade darin den Juden noch nicht verleugnen, daß ihm das Chriſtenthum zum Aergerniß gereicht. Er hegt, wie ſeine Vorfahren, die ſinnlichſten, kindiſchſten Vorſtellungen von dem Reiche Gottes auf Erden. Auch ihm ſoll es recht vernehmlich in die Sinne dringen, mit ſeinem Glanze, mit ſeiner Herrlichkeit, vor Allem aber zugleich die Sinne kitzeln, keinen Zugang unerfüllt laſſen, auf welchem dem Menſchen nur irgend Genuß zukommt. Und wenn Herr Heine ſcheinbar ſelbſtverzichtend ſagt: „ich ſelber bin Volk,“ — ſo kennen wir den Schalk ſchon, der bei dieſem Bonmot dahinter ſitzt, und es klingt uns etwa ſo, wie wenn jener König ſpricht: der Staat bin ich ſelbſt. — Und wenn Herr Heine in Verſuchung geräth, ſeine eigene Erhabenheit zu bewundern, ob ſolcher Erniedrigung zum Volke, ſo wollen wir ihm gern aus Verlegenheit helfen, indem wir ihn an den Ausſpruch jenes Tyrannen erinnern, welcher der Menſchheit einen Hals wünſchte, um ſie mit einem Schlage vernichten zu können. Herr Heine iſt zwar nicht grauſam, aber doch wollüſtig, und Grauſamkeit und Wolluſt ſind bekanntlich Schweſtern. — Wir haben demnach unſern Volksrepräſentanten beileibe nicht mißzuverſtehn, ſondern ſo, daß er ſagen will: ich wünſche das vielköpfige Ungeheuer: Volk zu einem einköpfigen, welches ich ſelbſt bin, gemacht, damit aller Genuß auf allen fünf Wegen der Sinne mir, dem Einen Genießenden, zuſtröme, denn all' das ſchöne Appetit erregende Fleiſch iſt doch eigentlich Fleiſch von meinem Fleiſche, und, wie es ehedem hieß, der Menſch iſt von Erde und ſoll auch wieder zur Erde werden, ſo wird es hinfort in dem neuen Evangelium des Fleiſches heißen, der Menſch iſt von Fleiſch und ſoll auch wieder zum Fleiſche werden. Herr Heine wird uns aber nicht anklagen, ihn grob genug für einen den Cannibalen zu halten, denn es giebt tauſend ſublimere Arten, das Fleiſch zu genießen. — Sollte aber Herr Heine jene ganze Auslegung ſeines Textes ſich nicht gefallen laſſen, indem er uns bemerklich machte, wie er dabei am Ende doch übel fahren könnte, wenn das Volk um alle Exiſtenz außer ſeiner Perſon käme, ſo merken wir ſchon, wo das wieder hinaus will, und finden uns bereit zu einer etwas abweichenden Auslegung, damit für unſern Genießenden immer einiges Volk als friſcher Zuwachs übrig bleibe. —

Heine erinnert uns rührend an die Speiſung des Volkes durch Chriſtum (Salon II. S. 7). Heine theilt auch mit dem Volke das Brod. — Freilich weiß oft der unerſättlichſte Schlemmer, daß Mitgenuß den Genuß erhöht. Das iſt der Reiz, den gute Cumpane, luſtige Mitgeſellen haben, und dann — ſind nicht im Volke die Redakteure und Buchhändler, welche gut bezahlen, die Reſtaurateure und Conditoren, welche den Gaumen kitzeln, die Luſt- und Freuden-Mädchen, kurz alle die Lieferanten, welche für Zufuhr ſorgen? — Und da er das Volk ſahe, jammerte ihn des ſchönen Appetit erregenden Fleiſches. S. Matth. 9, 36. — — Und ſo ſehen wir denn, wie ſich in Heine der eingefleiſchteſte Egoismus mit größter Unbefangenheit kund thut, wir ſehen in ihm den eingefleiſchteſten Juden, dem das Wort Chriſti: es lebet der Menſch nicht vom Brode allein, viel zu wenig verſchlagſam erſcheint, und der ſich daher von Herzen nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens ſehnt. Es iſt ohne Zweifel eben ſo belehrend als ergötzlich, wahrzunehmen, wie hier wieder einmal aus dem Erhabenen das Niedrige, aus dem Tragiſchen das Komiſche, aus dem Göttlichen das Teufliſche als Parodie hervorgeht, und wie Herr Heine, das Chriſtenthum auf die Seite des Geiſtes, ſich auf die des Fleiſches ſtellend, den Reiz des Contraſtes hervorhebt. —

Und noch ein Schärflein zur Orientirung über unſern Liebling. — Wie kommt wohl gerade Heine dazu, in einem Buche über deutſche Literatur Herrn von Schlegel auf eine ſo gemeine Weiſe anzufeinden? Sollte man nicht vermuthen, man habe den würdigſten Sittenrichter vor ſich, dem es zugleich gegeben, mit ſchärfſter Geißel der Satyre frühere Unbill zu rächen? — Allerdings werden hier ſcharfe Laugen ausgetheilt, ätzende Tinkturen verordnet und aufgelegt, es brennt durch Haut und Fleiſch bis auf den Knochen, es iſt die Veröffentlichung einer ſchmachvollen Operation. Allerdings wird die alte, ehrwürdige Mythologie ſelbſt in Bewegung geſetzt, und man erſtaunt über die Fülle von Witz, die nach dem Beſchluß des Fatums ſo lange ungenutzt im Schoß der Geſchichte gelegen. Man muß lachen über das tolle Analogon, über dieß ähnliche Hergehen unter Göttern und Menſchen, über dieſen raſenden Witz weniger Heine's, als des Schickſals, der hier an den Mann gebracht wird. — Aber — wer nöthigt uns, ganz wider Willen zu ſolch' einem Lachen? Wer ſchlägt ſelbſt ein ſo unmäßiges, ſchamlos-gellendes Gelächter auf? — — O — ihr Götter — es iſt derſelbe Mann, der ſich alles Faſten verbittet, derſelbe Mann, der das Chriſtenthum anklagt, indem es ſeiner Idee nach alles Fleiſch zu kaſteien, nicht zu genießen empfiehlt. — Herr Heine hatte ſonſt Witz. Wer Witz hat, iſt klug. Herr Heine hatte ſonſt Fonds. Wer Fonds hat, iſt reich. Aber — Herr Heine hat die Rolle des Teufels übernommen! — Alter Junge, könnte einmal Jemand aus Heine's Umgebung ſprechen, nur vorſichtig zu Werke gegangen, und vor Allem es nicht mit uns verdorben! Ihr wißt, wir kennen alle die ſauberen Geſchichten, wir haben ſie ja zum Theil mit euch durchlebt, bei denen ihr freilich die Hauptrolle ſpieltet! — Und — geſteht es nur ein — trotz eures mythologiſchen Spottes über Herrn von Schlegel waret ihr doch ſelbſt nicht ſelten der wildeſte, unverſchämteſte Faun, der je unter die Menge gefahren, und ſeid, wir könnten es euch ebenfalls ſchriftſtelleriſch atteſtiren, nicht ſtets mit heiler Haut davongekommen. — Darum handeltet ihr nicht eben klug — dergleichen vor das Publikum zu bringen, und gebet uns Anlaß, nicht bloß den armen Sünder, ſondern auch den armen Schriftſteller in euch zu bedauern. — Und wenn wir — eure Freunde — nun wirklich über euch herfielen, wir, die wir euren Lebenslauf bis auf die kleinſte Liederlichkeit im Gedächtniß bewahren, wahrhaftig, es gäbe einen Skandal, wie er ſeit Vater Homer in jener denkwürdigen Epiſode von Ares und Afrodite nicht erhört worden. — Uns wäre es beim Himmel ein Leichtes, zu zeigen, wie hämiſch und heimtückiſch ihr ſchon auf Univerſitäten geweſen, wie ſo Manches von dem, was die wenig unterrichtete Welt als liberal und als großartig bei euch anſtaunt, aus nur zu menſchlichen Beweggründen hervorgegangen, und wie ſelbſt die Art, wie ihr neuerdings über das Chriſtenthum hergefallen, nur das matte Aufzucken einer Entkräftung iſt, welche man am beſten als politiſchen Katzenjammer bezeichnen könnte, als einen Schwindel, nicht bloß des Kopfes, ſondern des Gehirnes ſelbſt. Denn wahrlich, Freund — die Hand auf's Herz — es geht denn doch etwas zu kunterbunt her bei uns, wenige Geſcheidte nur bleiben noch recht bei ſich, und ſo fandet auch ihr wohl bloß aus politiſchem Ueberdruß an der Gegenwart die Religion gar ſchal und abgelebt, und drücktet ſcheinbar-gutmüthig nur eure eigene Kraftloſigkeit aus, wenn ihr meintet, das Chriſtenthum ſei zu gut für dieſe Erde. — — So weit unſer Zeuge, denn was ſollen wir länger künftige Stimmen vernehmen, Heine's letzte Schriften zeugen ja ſelbſt. — Vor Allem aber wollen wir uns einmal an Salon II. halten, um die klägliche Rolle etwas näher in's Auge zu faſſen, welche Herr Heine anzunehmen für gut befunden. Auf die nicht wenig verſprechende Ueberſchrift: zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland, folgt eine Art der

Berichterſtattung, die am würdigſten mit der Methode zu vergleichen ſteht welche ein franzöſiſcher Tanz- oder Sprach-Meiſter beobachten würde, um etwa einem Deutſchen im Tanzen oder Franzöſiſchen Stunde zu geben. Ganz ſo giebt Herr Heine den Franzoſen Stunde in Religion und Philoſophie, ganz ſo marktſchreieriſch, ſo radebrechend, ganz ſo den leichtfertigen, liebenswürdigen Mann von esprit darſtellen wollend. — Wenn der Styl ein Gewand zu nennen iſt, wie berechnet-gewählt für franzöſiſchen Kleidergeſchmack tritt unſer Maitre auf. Wenn der Unterricht der Würze bedarf durch Converſation, wie manche Stunde wird über das Knie gebrochen durch Anekdote und Märchen, durch Witzwort und gottloſe Frivolität. — Fürwahr, Meiſter Arouet ſelbſt dürfte ſich wie ein blöd-verſchämtes, wangenerröthendes Kind erſcheinen, und ſich Ohrfeigen bieten für die jungfernhafte Prüderie und Pietät, die er dem Publikum Zeit ſeines Lebens bewieſen, in Vergleich mit unſerm Heine. — — Sie Liebenswürdiger, Allzeitunterhaltender, Sie kommen mir ordentlich rührend vor, wie Sie ſich abquälen artig zu ſein, um ja keinen Verſtoß zu begehen der hohen Herrſchaft gegenüber, deren Geld Sie eben verdienen. Sie Aufopfernder, um zu gewinnen, Sie die gefährlichſten Touren Verſuchender, bloß um der Tochter des Hauſes zu gefallen, man könnte ſelbſt Gliederverrenkung und Uebelkeit bekommen, wenn man Sie ſo mit ſich handthieren ſieht, lediglich um nicht entlaſſen zu werden. — Fällt uns nicht unwillkührlich Rameaus Neffe bei Diderot ein? — — Erſt, wie er ſelbſt erſcheint, wie er die unſchuldigen Finger in Bewegung ſetzt, daß man meint, es ſollten alle Gelenke auseinandergehen, daß man durch dieſes außerordentliche Weſen daran erinnert wird, wie der Menſch wirklich das Maaß iſt für alle Dinge. Dann, wie er uns ſeine Maximen, ſeine Lebensweiſe, ſeine Erfahrungen mittheilt, und vor Allem, wie er jene reichen Gönner und Gaſtgeber uns vorüberführt, denen es gilt, die Cour zu machen und unverdroſſen zu machen, um doch ja einen reſpektablen Tiſch zu bekommen. O gewiß, in keinem Menſchen kann bei aller Stärke des Egoismus mehr Kraft zur Objektivität, mehr plaſtiſche Vollendung geweſen ſein, als in dieſem Rameau, der, indem er nur immer *an ſich* denkt, doch immer zugleich ganz in der Umgebung iſt, der, indem er ſich ſo ganz entäußert, gerade dadurch eben ſich unaufhörlich genießt. — Aber es entgeht ihm freilich auch nicht, wie mißlich er und ſeines Gleichen geſtellt ſind, wie ganz ſie von der Laune des Gönners abhangen. Wir kommen auf dieſen wichtigen Punkt ſpäter noch einmal zurück. —

Herr Heine macht natürlich auch Elogen und Sottiſen trotz Einem. Jene verſteht ſich für Franzoſen, dieſe für Deutſche. Und doch möchte es für einen wahrhaften Mann von Welt gleich beſchimpfend ſein, ſowohl in das Geſicht zu loben, als hinter dem Rücken zu klatſchen, und doch herrſcht in dieſer Elogenſchneiderei eine Halbheit und Schiefheit, eine unnatürliche Inſinuationsſucht, die gar keinen Schritt mehr zu thun hat bis zur gemeinſten Speichelleckerei. — Man vergleiche nur Salon II, S. 26, wo die Verſchiedenheit eines Deutſchen von einem Franzoſen nicht ſein, eher aber feiſt genug charakteriſirt wird. — Und wenn wir nun einige Blätter zurückſchlagen, ſo finden wir S. 9—16 nach der Verſicherung, daß das Chriſtenthum eine Idee, und zwar unzerſtörbar, unſterblich (!), die wißbegierige Frage gethan: was dieſe Idee denn ſei? Es werden einige Zwiſchenbemerkungen eingeſchoben, gleichſam traurige Lückenbüßer für die noch fehlende „Geſchichte des Chriſtenthums“ (S. 10); armſelige Belege für das noch nicht Erforſchtſein jener Idee. Es wird auf's Neue die Frage nach der Idee geſtellt. Es wird vorbereitet, es wird eingeleitet, und S. 15 nun wirklich die ſolide Entdeckung gemacht, daß nichts Anderes als — Mönchsleben, und zwar wo möglich von der ſtrengſten Regel, die Idee des Chriſtenthums iſt. — Wenn dann aber zuletzt noch gar der Prophet in Perſon auftritt, wenn er uns nach Jahrhunderten ſchmählicher Krankheit und niedrigen Sklavendienſtes — Geſundheit und Freude und Wohlumarmung und Sinnlichkeit und Genuß und Glück, ja ſogar ein Etabliſſement der Seligkeit (S. 16 u. 17) verkündigen möchte; dann ſehen wir hier doch in der That den neuen Heiland mit dem Evangelium des Fleiſches auf einem Eſel einherziehen, wenn es uns anders erlaubt iſt, dieſes Geſchöpf an dieſer Stelle als modernen Repräſentanten der Faulheit und Thierheit zugleich zu gebrauchen. — — Nur äußerſte Frivolität oder äußerſte Unwiſſenheit macht es uns erklärlich, wenn Heine wirklich im Stande geweſen, dergleichen Räſonnement ohne Erröthen niederzuſchreiben — etwas Anderes iſt es freilich, ob er nie darüber erröthen wird — denn fürwahr, eine ſolche Polemik, eine ſo lüſterne, bacchanaliſche Abſtoßung erfuhr das Chriſtenthum noch von Niemandem vor Heine. — Es iſt indeſſen von großer Bedeutung, daß, wo unſer Unverſchämter aufhört, negativ zu ſein, wo er wenigſtens andeutungsweiſe ausſpricht, was für eine neue Religion und Geſtaltung der Lebensverhältniſſe an Stelle des abgedankten Chriſtenthums kommen werde, man da auch bei ihm den Mangel an Erfindungskraft, an Produktivität erfährt, denn es ſind in Wahrheit die Stoßſeufzer des allerflachſten Rationalismus, die bekannten Gemeinplätze der Gefühlszerfloſſenheit einer halbgebildeten Claſſe, die wir zu hören bekommen: „Glückſeligkeit — die Beſtimmung des Menſchen, Genüſſe der ſchönen Erde, Emporblühen einer Religion der Freude.“ Und wenn es nun gar heißt, wir verlangen: „Nektar und Ambroſia, Wolluſt, Nymphentanz u. ſ. w.,“ ſo iſt auch ſelbſt die ſtatt der Schamröthe aufgelegte Schminke abgerieben, und wir ſehen die Züge einer Brunſt leidenden Phyſiognomie hervortreten. — Wie waſſerdünn macht ſich ferner „das Tugendhaftſein“, welches den proteſtantiſchen Geiſtlichen nachgerühmt wird, weil Herr Heine gut bewirthet worden, und, wie ein fechtender Handwerksburſch, noch ein Butterbrod mit auf den Weg bekommen, — oder wie nimmt ſich gar „das Evangelium“ aus, welches nur noch „als ſchöne Parabel gültig bleibt.“ Den Superlativ zu dieſem Klimax hätte Herr Heine nicht in der Feder behalten ſollen, nämlich Chriſtus als den Tugendhafteſten darzuſtellen. — Es erſcheint in der That lächerlich, und doch auch wieder kläglich und kindiſch, wenn man ſieht, wie ein ſonſt reicher Geiſt — wie der Heineſche — an der fixen Vorliebe für Frankreich und franzöſiſche Zuſtände ſo ſich feſtfahren kann, daß ſein Witz ſelbſt abgejagt wird und froſtig, weil er ihn, eben aus Vorliebe, immer wieder dem geliebten Gegenſtand entnimmt, da er außerdem erfinderiſch genug wäre, überraſchendere Analoga zu entdecken; ſo wenn das Lied Luthers: Eine feſte Burg iſt unſer Gott — „die Marſeiller Hymne der Reformation" genannt wird. — Vielleicht leſen wir nächſtens von Herrn Heine, wenn ſein Witz den tollkühnſten Burzelbaum ſchlägt, das Lied: o Haupt voll Blut und Wunden, ſei — der rothe Guillotinen-Marſch des Chriſtenthums. — Es giebt freilich auch bei uns eine Menge Leute, wahre Kinder in der Sucht, mit blanken Sachen zu ſpielen, die dergleichen bewundern und augenblicklich als Witz beklatſchen, aber uns wird jedesmal miſanthropiſch zu Muth, wenn wir ſolches Kinderſpielzeugs wegen Heine genial nennen hören, da das, was wirklich in ihm genial genannt werden muß, ganz anderen Weſens iſt, und auch ganz andere Form annimmt. — Nie möchte wohl jenes herrliche Lied mit unheiligern Augen betrachtet, und nie die Kraft ſeiner heiligen Poeſie aus ſchnöderen Gründen gerühmt worden ſein. —

Was ſoll man übrigens dazu ſagen, wenn in ein' und demſelben Buche behauptet wird (S. 9), das Chriſtenthum ſei unzerſtörbar und unſterblich, eben weil es Idee, und dann doch in der Stellung des Fraglichen (S. 17), ob wir des Chriſtenthums noch bedürfen, ſo wie in der ganzen Polemik gegen daſſelbe, nur zu deutlich angegeben wird, daß das Chriſtenthum eine alt gewordene, abgelebte Inſtitution, die durch eine neue Religion, durch die jugendliche Geſtalt einer Religion der Freude verdrängt werden müſſe. — Oder hat Herr Heine, ungeachtet des Eiferns gegen den Hofrath Heeren und der Anekdote von jenem Kutſcher in der Lüneburger-Heide, ſelbſt nur eine ſo ſchattenhafte Vorſtellung von dem Weſen einer Idee, daß ſie nach ihrem Ableben dennoch fort exiſtiren könne als bloßes Eidolon, man weiß nicht wie, oder als bloßes Traumgeſicht, man weiß nicht wo? — Und meint er wirklich, daß das Chriſtenthum ſeiner Idee nach unſterblich ſein dürfte, wenn doch die Menſchheit längſt ſchon zu mündig geworden, als daß es einer ſo trübſeligen Freudenſtörerin noch bedürfen ſollte? — — Wirft es aber nicht auf einen Schriftſteller ein ſehr zweideutiges Licht, welcher in einem Buche die Rehabilitation des Fleiſches, die Anerkennung ſeiner Rechte übernimmt, und doch bekennt, der Teufel ſei es eben (43), welcher nicht mit „Geringſchätzung vom Leibe" denke, indem er von uran dem Spiritualismus entgegen geweſen? — Denn ſo gewinnt die ganze apoſtoliſche Function Heines, wenn man erwägt, in weſſen Namen er kommt und das neue Evangelium verkündigt, einen wenig Zutrauen erweckenden Charakter, da ſich doch längſt im Chriſtenthum die Sache vielmehr ſo geſtellt, daß die Hochſchätzung des Leibes, ſeine Heiligung nämlich, eine Folge der Inkarnation nicht des Teufels, ſondern — Gottes ſelbſt iſt. *) —

---

*) Vergl. „Madonna", von Mundt, S. [illegible] flgd. flgd.

Was aber dieſes Letzte betrifft, wie ſind denn unſerm Unverſchämten einmal alle vernünftigen Gedanken ausgegangen, wie iſt er denn ſo verblendet über den einmal genommenen Ausgangspunkt ſeiner Polemik gegen das Chriſtenthum, daß er — man traut den eigenen Augen ſelbſt nicht mehr — (S. 124) „Jeſus Chriſtus“ den „im wahren Sinne des Wortes inkarnirten Geiſt“ nennt, da doch eine ſolche Wahrheit und Thatſache jedem Unbefangenen ſofort das eigentliche Verhältniß des Geiſtes zum Fleiſche in Chriſto wie im Chriſtenthum auf's deutlichſte eröffnen müßte, ſo daß alle Religion und Weltanſicht, welche nicht dem Geiſte ausſchließlich (abſtrakt), ſondern eben ſo auch dem Fleiſche das ihm zukommende Recht widerfahren läßt, und alſo mit der Rehabilitation des Fleiſches überall anfängt, in dieſem Anfange ſie aber auch ſchon realiter ſetzt, immer nur die chriſtliche ſein kann. — — Aber wir laufen freilich Gefahr, von Herrn Heine verlacht zu werden wegen unſerer deutſchen Gewiſſenhaftigkeit und ernſten Miene, mit der wir im Buche controliren, deſſen eigenſte Methode und Art eben die iſt, aller Logik und Conſequenz nicht ſelten entbehren zu können. — Habt ihr denn gar keinen Sinn, ihr ſchwerfälligen Deutſchen, für leichthingaukelnde Phantaſieen, bei denen man wirklich nicht im zehnten Takte mehr zu wiſſen braucht, in welcher Tonart man den erſten begonnen? Und fragt ihr bei aller Rede im Leben und in der Schrift noch immer nach einem Zweck, und kennet nicht die Süßigkeit, welche die Rede hat um der Rede willen, den Zauber und das leichte Amuſement des bloßen Geſchwätzes? — Und iſt der Zauber des ſüßen Geſchwätzes denn wirklich ſo groß in dieſem Buche? — —

Herr Heine hätte ſich unſeres Dafürhaltens gerade in vorliegender Schrift hüten müſſen, Büffons Wort, der Styl iſt der Menſch ſelbſt, anzuerkennen, der ſeinige iſt in vielen Parthieen im höchſten Grade ſchlotterig und, wie man in der Provinz von Frauen zu ſagen pflegt, die ſich in der Kleidung vernachläſſigen: ſchlunzig. Oft ein Ton der Rede über die wichtigſten Gegenſtände wie in der Bauernzeitung. Ein Wechſel des Widerſprechendſten. Bald eine Darſtellung der parfümirteſten Stutzerhaftigkeit, dann wieder ein Mangel an Haltung, der kaum noch zur Bekleidung Luſt zu haben ſcheint. Man möchte bisweilen auf den Gedanken kommen, ungeachtet der häufigen Schutzreden für das Fleiſch, unſer Verfaſſer halte gar nichts mehr auf ſeinen Körper, ein ſo reiner, erhabener Geiſt ſei er geworden. Mag indeſſen Herr Heine immerhin ſich rühmen, Zutritt zu haben zu den feinſten Salons der Pariſer geſelligen Welt, ſeinen letzten Schriften merkt man denn doch jenen unangenehmen Schwulſt ab, welcher eher auf deutſches, dickes Bier, als auf ächten Champagner ſchließen läßt. — Welch' eine kleinliche Liebloſigkeit gehörte dazu, um Seite 147 niederzuſchreiben, und ſo zu Franzoſen von dem eigenen Vaterlande zu ſprechen! Welch' eine Flachheit in der Auffaſſung! Vergißt Herr Heine, daß er ſelbſt ſchimpft über das Schimpfen? Vergißt er, daß in den franzöſiſchen Blättern und politiſchen Debatten eine Menge Skandal vorkommt, der wahrlich unendlich unwichtiger und lächerlicher iſt, als jener halleſehr? — So daß alſo wieder das Glückwünſchen in Bezug auf die Franzoſen ziemlich kindiſch und kriechend angebracht worden. — — Du haſt Dich groß geſogen und gezogen an Deutſchlands edelſten Geiſtern, die Tiefe ihres Gemüths, die Schärfe ihres Verſtandes befällt Dich ſo oft — man ſollte meinen, wie im Schlaf, nach jenen Nächten, die Du in den Boudoirs Deines religiöſen Freuden-Cultus durchgeſchäkert; Du bewahrſt noch tief in Dir den holden Liebreiz eines engelreinen Kindes, vielleicht, wie ſo oft, ein Vermächtniß Deiner Mutter, deren Sprache Du noch ſchreibſt; und dennoch — willſt Du Undankbarer nicht Wohl und Weh mit den Deinen theilen, willſt nicht freudig alle Irrthümer, ſelbſt alle Frevel, die wir etwa zuſammen begingen, auch zuſammen mit uns tragen, ſondern klatſcheſt über uns bei Franzoſen?! — Welcher Deutſche hätte nicht einen Krieg auf dem Herzen gegen Heine und gegen Alle, welche ähnliche Frevel an dem Vaterlande begehen! Wer fühlte ſich nicht auf's heiligſte gedrungen, Einſprache zu thun gegen eine ſolche Sprache des Uebermuths und der Schadenfreude, der Paradoxieenjagd und der gottloſeſten Schöngeiſtigkeit! — Und wem denn nun wirklich derartiges nicht im geringſten verdrießlich iſt, wer in dem unaufhörlichen Haſchen nach witzigen Antitheſen und Kokettiren mit franzöſiſcher Leichtigkeit und Weltkälte vollen Erſatz findet; dem müßte man wirklich den Rath geben, noch einmal ſein Intereſſe für das rein Menſchliche, für das, was in allen Wegen das Rechte und Ewige iſt, zu prüfen. Auch wir kennen den unwiderſtehlichen Zauber, welchen der Geiſt auf den Geiſt ausübt, und haben uns demſelben im Leben nie mit philiſtröſer Aengſtlichkeit und Engherzigkeit ergeben, aber — Handwerker und Landleute, Kinder und alle die noch Einfältigen, vor Allem die große, heilige, keuſche Natur ſollen unſre liebſte, unſre einzige Geſellſchaft ausmachen, und wir wollen lediglich durch ſolche Vermittelung mit Gott ein ſeliges Zwiegeſpräch führen, — wenn der erwachte Geiſt es zu ſolchen Reſultaten bringt, wenn er Gott und der Menſchheit ſolche Spottaltäre baut. —

Aber — alle Schuld rächt ſich auf Erden. — Wir erinnern an das oben Berührte bei Gelegenheit Rameaus, über das Mißliche ſeiner Stellung zu reichen Gönnern und Gaſtgebern. Herr Heine ſteht in einem ähnlichen Verhältniſſe. Herr Heine iſt gegenwärtig bei den Franzoſen zu Gaſt. — Welch' ein ſüßer, flüchtiger Rauſch des Lebens! Welch' ein lieblicher Wechſel des Bemühens und Gelingens, des Genießens und Behagens! Alle Tage ein neues Feſt, alle Tage Nektar und Ambroſia, Nymphentanz und Wolluſt, zu nippen und zu ſchwelgen! Die Reihe dieſer glänzenden Salons giebt in Wahrheit ein überraſchendes Gemälde, ein entzückendes Panorama der Zukunft, welche ſich naht, der Orgien und Göttergenüſſe auf elyſäiſchen Feldern des neuen Cultus. — Und wie nun Herr Heine einer ſtets ſo offenen Tafel, einer ſolchen, nur Franzoſen möglichen Gaſtfreundſchaft ſich würdig zu zeigen weiß, wie er nicht ſelten in Kreiſen der feinſten Converſation die Aufmerkſamkeit ſpannt, als dieſer junge, der Sage nach — Deutſche, der mit ächt franzöſiſchem Witz ſeine

Landsleute lächerlich zu machen verſtehe, pikant und keck zur Verwunderung, ſtark an Geiſt und feſt, ein wenig gotteslästerlich, wenigſtens immer liberal und originell, immer aufgeklärt und mit den Ideen der Gegenwart fortſchreitend; wie das unſerm Abtrünnigen gelingt, — ob es ihm immer gelingen wird, ob das ſeiner eigenen Ueberzeugung nach noch lange geſegneten Fortgang haben ſollte? — Wohl ſchwerlich! — Iſt aber Heine bei ſich ſelbſt zweifelhaft, ſo appellire er nur wahrhaft an das Volk, an dieſe vox populi, welche hier allerdings die vox dei iſt, denn es gilt Recht und Gerechtigkeit auf die Dauer, und ſelbſt das ſtolzeſte, ſelbſtſüchtigſte Volk fällt am Ende denn doch einen Richterſpruch, welcher ein entſchiedener Beleg iſt für das Urtheil Gottes. — Zweifelt denn Heine noch im Geringſten, daß er und Conſorten zuletzt nur eine klägliche, eine lächerliche Rolle ſpielen werden, ſogar in den Augen der Franzoſen, der ſo viel Gehuldigten, in das Geſicht Gelobten? — Nichts kann ihn auf dem eingeſchlagenen Wege zuletzt davor bewahren. — Dieſe Art Menſchen, wahre Schmarotzergeſchöpfe ihres Geſchlechts, mit unendlicher Gefallſucht, mit unendlichem Eigendünkel, welche ihrem Vaterlande längſt den Korb gegeben, bleiben zuletzt doch noch ſitzen, und werden mit ihrer pretiöſen Koketterie wie alte Jungfern behandelt und aus dem Wege geſchoben. Dann heißt es: ihre Zeit iſt vorüber. Das Vaterland betrachtet ſie als Ausgeſtoßene, das Ausland als Heimathloſe, und es iſt die Strafe der beleidigten Menſchheit, welche ſie zu ewiger Wanderſchaft verdammt. —

Alle die gerügten Frevel und Verirrungen nun, wie Alles, was ſonſt jeden ruhig Auffaſſenden und Urtheilenden bei Heine abſtoßen mag, dieß Einſeitige ſeiner Weltbetrachtung, dieſe grobe, pantheiſtiſche Ineinsbildung, die doch geſchichtlich längſt überwunden iſt, dieß Großthun mit der Verachtung und Verzweiflung, dieß Renommiren mit witzelnder Frivolität, dieſe Verendlichung jeder Erſcheinung, ſo wie dieſe ſchadenfrohe Beſpöttelung deutſcher Nation, wie deutſcher Notabilitäten, das Alles hängt auf's genaueſte zuſammen mit der durchaus falſchen und im höchſten Grade ſeichten Auffaſſung des Chriſtenthums. — Mögen noch ſo Viele geneigt ſein zu der Annahme, an irgend einer, noch zu erwartenden Kunſtproduktion Heines ſeine Verſöhnung mit dem Leben und ſelbſt mit dem Vaterlande zu erleben, wir können uns eine wahrhafte Wiedergeburt des Heineſchen Geiſtes nur aus einer tiefern Erfaſſung des Chriſtenthums und Demüthigung vor demſelben hervorgehend denken. Aber — freilich iſt das Chriſtenthum nicht Spiritualismus. Und zwar Spiritualismus, welcher als ſolcher die Materie als ein zu Bekämpfendes und wo möglich zu Vertilgendes nur ſich gegenüber hätte. — Denn ſo das Chriſtenthum als Spiritualismus faſſen, iſt eben ſo flach, wie etwa in der bekannten und beliebten Weiſe des Rationalismus und der Sentimentalität, die Unſterblichkeit als ſich von ſelbſt verſtehende Fortdauer der Seele nach dem Tode, als frei von jeder Körper-Hülle und -Feſſel, behaupten. Und wir hören hier wieder den ſtarken Geiſt der Aufklärung ganz gleich ſich ausſprechen mit den Bekenntniſſen des Verſtandes und des Gefühls. Aber das Chriſtenthum hat alle dieſe einſeitigen Standpunkte längſt durch ſein Beſtehen aufgehoben, denn es hat ſie alle ihrem Inhalte, aber auch ihrer Widerlegung nach, als einzelne Momente in ſich, und das Chriſtenthum könnte mit eben ſo viel Grund von Heine auch Materialismus genannt werden, die Religion des Fleiſches, weil des Fleiſch gewordenen Geiſtes (Gottes). — Der Spiritualismus, wie er den Materialismus, der Geiſt, wie er das Fleiſch außer ſich habe, und es chriſtlichgemäß caſteien ſolle, iſt der noch bloß abſtrakte, der noch alles Daſeins, aller Wirklichkeit ermangelnde, der immer nur in dem Kopfe gewiß auch vieler Chriſten wie Heines ſelbſt herumſpukende. — Das Chriſtenthum kennt durchaus keine Materie, die dem Geiſte ſo zu ſagen von uran abhanden gekommen, oder in deren Beſitz er nie recht geweſen wäre. Das Chriſtenthum fängt nirgend weder mit einem abſtrakten Geiſte, einem bloß ſubſtantiellen Gotte, noch mit einer chaotiſchen Materie, einem ſich ſelbſt überlaſſen geweſenen Stoffe an, ſondern Alles und Jedes der materiellen Welt, vom vollendetſten, complicirteſten Organismus bis zum roheſten Conglomerat des Minerals, iſt doch nur Manifeſtation und Ausdruck des ſchaffenden Geiſtes, iſt doch nur die Entäußerung der Idee ſelbſt. Je mehr etwas im Materiellen nun geeignet iſt, dieſen Ausdruck der Idee darzuſtellen, deſto edler iſt es, deſto höher wird es in die Reihe der Erſcheinungen zu ſtellen ſein, und ſo ſehen wir in dem thieriſchen Organismus, und insbeſondere in dem menſchlichen, dieſen Ausdruck am vollkommenſten erreicht, und daher ſpricht das Chriſtenthum von dem Menſchen als dem Ebenbilde Gottes, und von dem Körper als dem Tempel des heiligen Geiſtes, und es ſind das nicht leere Prädikate, nicht üppige, nichts ſagende Metaphern des ſchwärmenden Orients, ſondern ewige Benennungen, Benennungen, welche den Charakter der Nothwendigkeit an ſich tragen; es ſind Formen der Sprache, welche die Identität der Form überhaupt mit dem Weſen ſelbſt zu erkennen geben. —

Das Alles aber freilich muß für Herrn Heine, wie für Alle, welche ähnliche Vorurtheile hegen, ziemlich abſtrus und wahnwitzig klingen, ſo lange es um das Princip ſelbſt ſo ſchlecht beſtellt iſt, ſo lange man ſich nicht bemüht, die Idee des Chriſtenthums in etwas Anderes zu ſetzen, als in die mönchiſche Caſteiung des Fleiſches. Die Idee des Chriſtenthums aber iſt und bleibt ewig: die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen, daher dieſer Chriſtus der Gottmenſch in ausſchließlichem Sinn, daher dieſer Gottmenſch der Chriſt κατ' ἐξοχήν, daher das Gottmenſchliche auf von Ihm abgeleitete Weiſe, in allen den Seinigen vor und nach ſeinem geſchichtlichen Erſcheinen, daher das Chriſtenthum nirgend ein ſolches vagues, in der Luft ſchwebendes Phantom, ſondern überall nur in der Perſönlichkeit ſich darſtellend, ein realiſirtes Ideal, eine, als Gegenwart ſich bewährende Vergangenheit und Zukunft. — Freilich wird hier der pochenden Willkühr auf gedoppelte Weiſe zum großen Aerger der Krieg erklärt. Einmal ſoll man aufhören, die abſolute Unzufriedenheit mit der Gegenwart, und zwar in ganz objektiver, ſtets weltreformirender Beziehung an den Tag zu legen. Man ſoll ſich mit der Gegenwart ausſöhnen. Zweitens ſoll man aufhören, die abſolute Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit, alſo in ganz ſubjektiver, ſelbſtgefälliger Beziehung Andern zum Beſten zu geben. Man ſoll ſich ſelbſt reformiren. Und weil eben das Chriſtenthum dieſe doppelte Forderung rückſichtslos macht, ſo erklärt man es theils als zu gut für dieſe Erde, theils als hinter der Zeit zurückgeblieben für eine unbrauchbare Idee des Mittelalters. — Aber das Chriſtenthum iſt auch die Macht über dieſe Ohnmacht. Nur datiren wir freilich das Chriſtenthum ſeiner Idee nach von keinem Stiftungstage, und ſetzen ihm keine Schranke, weder in der Natur noch in der Geſchichte. Wir glauben an eine Erziehung des Menſchengeſchlechts im Leſſingſchen Sinne, und glauben und wiſſen es, daß das Chriſtenthum allein ſie vollbringt, und daß dieſe Erziehung weiter nichts iſt, als die immer weitere Verbreitung des Chriſtenthums ſelbſt. — Vor Allem aber traue man dem chriſtlichen Standpunkt Freiſinnigkeit zu und weltumfaſſenden Ueberblick. Oder man verſetze ſich nur vielmehr wahrhaft auf dieſen Standpunkt, um die Totalität des Chriſtenthums anzuerkennen. Das Gefühl entwickelt ſich vor dem Verſtande, die Poeſie vor der Proſa, die Kunſt vor der Wiſſenſchaft. So daß in jenen ſchon als vorhanden geahnt wird, was ſich in dieſen als ſolches dem Erkennen offenbart. Und wenn wir im Chriſtenthum die Einheit des Göttlichen und Menſchlichen beim vollen Lichte des Erkennens hervortreten ſehen, ſo ſpricht uns ſchon im Heidenthume griechiſcher Kunſt beim Scheine eines lieblichen Morgenroths dieſelbe Einheit ſinnig an, indem das Gottmenſchliche der Charakter und Ausdruck aller jener Geſtalten iſt. Auch die Theologie unſerer Zeit dürfte das ſchwerlich mehr leugnen. Ueberhaupt thut ihr Unrecht, wenn ihr den Theologen, wiefern ſie die Theologie als Wiſſenſchaft wahrhaft repräſentiren, noch immer die alten Allongenperücken aufrücken, und von jeder ſchwarzen Kappe auf eine eben ſo ſchwarze Verkappung ſchließen wollt. — Es macht eurer Aufklärung, eurem oft ſo gerühmten Fortſchritt mit der Bildung der Zeit, ſelbſt wenig Ehre, nicht zu wiſſen, wie ſehr das Alles anders geworden iſt. Auch die Theologie hat ihren ungeheuern Umſchwung gehabt. Ich könnte euch Namen nennen, vor denen ihr billigerweiſe Reſpekt haben müßtet, wenn ihr euch nicht in der gröbſten Unwiſſenheit bloßgeben wolltet. — Und dann — ſeid nicht beſorgt, auch nur einen Schritt breit weichen zu müſſen aus dem Gebiete der Materie oder der Kunſt, wiefern ihr beide nur wirklich als Ausdruck der Idee betrachtet; es iſt Alles euer, ihr aber ſeid Gottes, und das Chriſtenthum ſelbſt iſt nur die erhabene Transſubſtantiation des Geiſtes in die Materie, und auch Heines großes Natur- und Volks-Gedicht gehört dem Chriſtenthume an, und wir erwarten nicht, wie Viele gutmüthig meinen, noch eine beſondere Periode für die chriſtliche Poeſie, ſondern alle Kunſt, als Produktion des Schönen, wird geübt und gepflegt unter dem Schutze des Chriſtenthums, und jedes Kunſtwerk iſt eine Fleiſchwerdung Gottes in eigener Art, und immer auf's Neue beginnt dieſe

Umarmung und himmliſche Verjüngung. — Und ſprecht mir nun noch von der Freudloſigkeit des chriſtlichen Cultus, oder gar des Chriſtenthums ſelbſt, von ſeiner Schwermuth, von ſeinem Trübſinn, von ſeiner über dem Schmerz brütenden Zurückgezogenheit. Hat etwa der Cultus ſchon alle ſeine Formen verbraucht oder ſchon gar hervorgebracht? — Und ſelbſt den vorhanden geweſenen und vorhandenen könnet ihr nur entweder aus Halsſtarrigkeit oder aus eigener Armuth der Phantaſie keine Schönheit abgewinnen. Und was den andern Vorwurf betrifft, ſo könnet ihr allerdings zu einer wahrhaften Erfaſſung einer ſo unendlichen Heiterkeit und Seligkeit, als das Chriſtenthum ſie bietet, nur gelangen, indem ihr zum Verſtändniß kommt über die Bedeutung, welche das Kreuz und die Wehmuth in ihm haben. Denn nur über Dornen erblüht auch dieſe Roſe, und nur aus der bittern Myrrhe gewinnt ihr dieſen ſüßeſten Balſam. — Und gerade Heine, mit Schmerz und Schwermuth ſo reich erfüllt, ſo tief vertraut, könnte von da aus ſo leicht das Ueberwundenſein beider im Chriſtenthum entdecken. — Ja ſogar wo wir ihn angreifen mußten, was ſein ungeſtümes Schreien nach Freude und Feſt angeht, ſo hat er, chriſtlich betrachtet, auch wieder Recht, aber — es iſt bereits Alles in Erfüllung gegangen, und nur in dem Chriſtenthume und nirgend anders findeſt Du das Gaſtmahl noch höherer als platoniſcher Art, an dem Theil zu nehmen nicht mißlich iſt, als gebe es ein reicher Gönner; und nur im Chriſtenthume findeſt Du das — wahrhaft ſchöne Fleiſch, denn Du findeſt ſeine Verklärung durch den Geiſt, und das Chriſtenthum iſt ein Feſt des ewigen Frühlings, denn es iſt ein ewiges Pfingſten, und Pfingſten iſt das Feſt des Geiſtes, wie er ſich über alles Fleiſch ergießt! —

Es wäre vielleicht vor zwei Decennien manchem Deutſchen unwahrſcheinlich vorgekommen, wenn Jemand gemeint, es werde nach einigen Jahren wieder der Vertheidigung des alten Glaubens im Ernſte bedürfen, ſo friſch und ſtark offenbarte ſich damals dieſer Glaube an den chriſtlichen Gott mit der innigen Liebe zum Vaterlande. Jetzt iſt dieſe Vertheidigung wirklich nothwendig, und ſelbſt daß der Deutſche Deutſchland wieder vertheidige mit der Waffe des deutſchen Wortes gegen Deutſche iſt nothwendig geworden, nur darf das Alles uns nicht im Geringſten irre machen, ſondern getroſt, denn es erhält uns wach und rüſtig, und bewahrt uns vor jedem Extrem. —

Allen Schreiern zum Trotz, deren wüſter Lärm ſich jetzt wieder mehrfach in literariſchen Kreiſen vernehmen läßt, wie wenn der deutſche Geiſt ſich Jahrhunderte lang mit leeren Grübeleien und Spitzfindigkeiten beſchäftigt, und welche den alten, kaum überwundenen Fanatismus wieder Lärm ſchlagend verkündigen, wir hätten's zu bedauern, daß es nicht zu ſo unholden Erſcheinungen bei uns im politiſchen Leben komme, als in dem Nachbarlande, bricht ſich die weltgeſchichtliche Bedeutung der vaterländiſchen Intelligenz durch alle Hemmungen Bahn. Sie aber, dieſe Vorlauten, geben ſich offen genug wider Willen einerſeits als die Beſchränkten zu erkennen, andrerſeits als die Rohen, wie denn bisweilen einigen dieſer Fahne eine wilde Ungeſchliffenheit und burſchikoſe Renommiſterei anklebt, wie ſie vielleicht noch nie in Proſa und Vers ſich geltend gemacht. — Und dennoch verkennen wir auch die günſtigen, die ſehr erfreulichen Zeichen dieſer Erſcheinung nicht. Wir fühlen uns zu unendlichem Fortſchritt angeregt. Ein durchaus neuer, ein unverkennbar viel verſprechender Geiſt beginnt, ſich in der Literatur zu regen. Eine muntere, eine vielfach begabte, wie gebildete Jugend zeigt uns wirklich noch über das Goetheſche Zeitalter hinaus, nicht um Vollendeteres hervorzubringen, ſondern um neue Welten zu erobern. Und wir finden es denn auch im Hinblick auf den Charakter einer ſolchen Uebergangsperiode, die nur in einzelnen Ausgezeichneten die Zukunft ſchon wirklich vergegenwärtigt, ganz entſprechend, daß ein noch nicht flügge gewordenes Geſchlecht mitunter ſich etwas tölpiſch geberdet. Das ſind die immer wiederkehrenden Flegeljahre der Literatur, des, zwar noch nicht völligen Ausgewachſenſeins, aber doch ſchnellen Zunehmens und Gedeihens geiſtiger Naturen, die aber auch eine um ſo ſtrengere Pädagogik des kritiſchen Verfahrens erheiſchen, um letzterm nicht vollends über den Kopf zu wachſen. — Ja ſelbſt das wieder Mode werdende Hinweiſen auf die Vorzüge anderer Völker iſt ein glänzender Beweis von der intellektuellen Freimüthigkeit des Deutſchen, von der Rückſichtsloſigkeit ſeiner Polemik, von der Kraft der Negation, in die das herrlichſte Poſitive, welches er ſich errungen, übergeht, um noch weiter zu gedeihen, um ſich vor jeglicher Abſchließung zu bewahren. Nur das mußten wir an ſolcher Tendenz als beſchränkt bezeichnen, wenn man, aus bloßer Hitze im Politiſchen vorwärts zu kommen, leichtſinnig vergißt, daß der Staat vorzugsweiſe in der Idee alle ſeine Momente, alle ſeine Glieder ſammelt, daß er nur fortſchreitet, wenn jedes ſeiner Organe ſich gleichmäßig erneut, und daß dieſer Proceß nicht allein von außen durch Aſſimilation, ſondern zuerſt von innen durch Produktion, alſo ideell zu vollziehen iſt. — Darum müſſen wir ſie beſchränkt nennen, die vor lauter Zerſtreuung nach außen noch nicht ihr Vaterland von der Seite der Intelligenz erkannt, von der Seite ſeiner tiefſten Innerlichkeit, die ihm den höchſten Adel gewährt, und ihm eine ganz andere Nationalität zuſichert, als die aufflammende einer Juli-Revolution; noch weniger daß ſie erkannt, wie das eben die energiſche, wahrhaft unverwüſtliche Subſtanz eines ſolchen Volkes iſt, ſtatt wie andere das tragiſche Schickſal zu haben, auf ſtabile Weiſe das revolutionäre Princip in der Geſchichte beinahe ſchon darſtellen zu müſſen, vielmehr in ruhiger Conſequenz, in ſteter Ueberlegenheit über den Gährungsſtoff, mit dem Einzelne inficiren möchten, dieſelbe Allmählichkeit und ſtätige Methode im Fortſchritt des Staates, wie der Kirche, durch den Widerſpruch hindurch, zu beobachten, wie die Natur in ihrem Proceß, in der geringſten, wie in der großartigſten ihrer Bildungen, ewig fortgeht; daher wir denn auch ganz in dem Sinne wie bei der Natur, ſo beſonders bei dem germaniſchen Leben, von einer Metamorphoſe ſprechen dürfen, die erſt uns die größte der Menſchheit ahnen läßt. — Soviel um Geweihete, wie Ungeweihete zugleich zu bezeichnen. —

Möge bei dem in dieſem Aufſatz Geſagten vor Allem das gleich zu Anfang Bemerkte feſtgehalten werden, daß wir auch in der Kritik nur einen Haß uns erlauben dürfen, welcher die Liebe ſelbſt iſt. Alles Abſprechen, alles Niederreißen iſt anmaßend und vermeſſen, wenn es nicht auf irgend ein Anerkennen, ein Aufbauen ſich bezieht. — Wir müſſen geſtehen, daß wir unſere Polemik gegen Heine nicht ſo hätten walten laſſen, wenn unſere Liebe für ihn nicht ebenfalls groß und größer noch wäre. — Daß wir jedoch die poſitive Ausführung dieſer anerkennenden Ausſtellung nicht gleicherweiſe hier geben, liegt allein darin, daß uns das wirklich Große und Treffliche Heine's viel mehr im Publikum erkannt und anerkannt ſcheint, als das Krankhafte und durchaus zu Verwerfende. Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben ſo glänzende, als großartige Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles das wieder aufwiegt, was Heine an Deutſchland gefehlt und verbrochen. Nämlich die — daß man ſich überzeugt, Heine müſſe in allem bis dahin Vorliegenden ſeiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie geweſen, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. — Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volks-Gedichts, deſſen Uebergänge oft eben ſo ſchroff als kunſtreich, eben ſo kühn als wohlgefällig, eben ſo tragiſch-ernſt als burlesk-komiſch erſcheinen. — Wie man der Natur und dem Volk eine Phantaſie zuſchreiben muß, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den ſinnigen Reiſenden namenlos feſſelt, belehrt und ergötzt, erſchreckt und entzückt mit kindlichſter Naivetät und entſetzlicher Grauſamkeit, mit ſüßeſter Schwärmerei und geſpenſtiſchem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Verſöhnung eines ſchönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Mißton und ſchmelzendem Locken, — alſo der Geſang, den unſer Dichter anſtimmt. Ueberlaßt euch ihm ſo, und ihr müßt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das Empfindlichſte verwundet, und er weiß euch, ſelbſt nach dem wildeſten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutſche Herz zu verbergen, und ihr ruht an ſeiner Bruſt, und es iſt Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, deſſen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und ſchon ſtehen die weißen Wogen wieder auf, und ſo immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. — Dieſe Vorliebe für das Meer iſt bei Heine charakteriſtiſch. Sie iſt nur die andere Seite ſeiner Liebe zum Volk. Es enthält dieſe Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieſer Zug zum Unendlichen hin, dieſe Sehnſucht nach einem Jenſeits, dieſe Reiſeluſt, dieſes Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieſer Durſt nach der kühlenden Tiefe, dieſes vielleicht unbewußte Verlangen, nach einem ſolchen Bade wieder rein und erneut zu werden. — Bemerkt nur, wie ſelbſt da, wo Heine im Uebermuth oder Schmerz ſeines Humors auch die tollſte Teufelsfratze euch darſtellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt, und wo ihr geneigt ſeid, ihn als politiſchen Schriftſteller, als Volksvertreter, oder gar als Philoſophen und Religioſen gewähren zu laſſen, und er ſchlägt euch dann Schnippchen, und er verliert ſich in epiſodiſche Darſtellungen, die oft das Frivolſte und Gemeinſte bieten; da verändert nur ſofort eure Stellung, die ſein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es ſtrahlt euch der Wunderglanz ſeiner Poeſie entgegen, und in ihr iſt dann eben ſo wenig etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben, oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet. —

Du haſt Weiſen angeſchlagen auf Deiner Harfe, die Mancher nachgelallt und nachgeklimpert, die Keiner wieder erreicht, die Wenige verſtanden, voll heiligen Tiefſinns, voll höchſter Begeiſterung, voll ſüßer Einfalt der Natur, voll ſüßer Schwärmerei des Volks. — Wie es Feuer- und Sonnen-Anbeter giebt, ſo biſt Du als Dichter ein Meer-Anbeter, ein Abbild all' ſeiner Laune und Schönheit, ein Prieſter der Ur-Gewäſſer, der da weiß, was ihre Tiefe verſchließt. — Aber — Dir fehlt nichts als wieder ein Vaterland, welches doch nur Deutſchland ſein kann, denn Du biſt ein ächter Deutſcher, wir glauben's Dir nicht, fall's Du uns auch verläugnen ſollteſt, ein Deutſcher an Tiefe und Schmerz, an Ernſt und Weichheit, an Liebe und Adel des Gemüths. — Dir fehlt nichts, als das Chriſtenthum, und Du haſt dann auch als Menſch gebüßt, was Du als Dichter ſchon lange gutgemacht haſt, und das Chriſtenthum muß Dich noch ganz anders läutern und erneuen können, als — das Meer! —

Unterhaltungen mit Göſchel,

zur

Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.
Goethe.

Göſchel's „Unterhaltungen zur Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe" liegen vor mir auf meinem Tiſch, und die durch mein Fenſter blizzende Juliſonne — [nichts Revolutionnaires iſt mit dieſem Ausdruck gemeint *)] beſcheint hellleuchtend den altherrlichen Namen Goethe, der mit großen, hohen, ſteilen Lettern, wie das Hochzeitscarmen eines Schulmeiſters, auf den Umſchlag dieſes Büchleins hingedruckt iſt. Göſchel hat dieſe meiſtentheils unzuſammenhängenden Skizzen in ſeiner liebenswürdigen Periode geſchrieben, wo er noch am Domplatz in Naumburg wohnte, in der ſtillen, liebeſüßen Beſchaulichkeit ſeines Charakters und in idylliſch arbeitſamer Muße den Oberlandesgerichtsrath mit dem poetiſch fühlenden Philoſophen vereinigte, und durch Wachen, Beten und Wohlthun den Satz zu Schanden machte: daß die Juriſten ſeien ſchlechte Chriſten! Abends hatte er ſein geſellig-literariſch-erbauliches Kränzchen, wo belehrende, unterhaltende und andächtige Aufſätze und Tractate vorgeleſen wurden, und durch deſſen Veranlaſſung die meiſten gedruckten Arbeiten Göſchel's entſtanden ſind. Hier hielt er, mit einer gewiſſen ſalbungsvollen Kindlichkeit, die ihm eigen, Vorleſungen über Dante, über Goethe, über das Buch Rahel, wovon vieles Geiſtreiche noch nicht in das größere Publikum gekommen. Bekannt wurde er zuerſt durch ſeine Aphorismen über Wiſſen und Nichtwiſſen und durch die Recenſion Hegels darüber, der es bewunderte, daß ihm hier einmal etwas Anderes als die gedankenloſe Stumpfheit mancher ſeiner nächſten Schüler begegnete. Von jetzt an gerieth Göſchel in lebhaftere Verbindung mit Berlin, und für ſein weiches Weſen, das alle Eindrücke leicht annimmt, wurde die Verſetzung dorthin eine Verſuchung, der ſein Charakter nicht widerſtanden hat. In Berlin muß man ſich aſſimiliren, wenn man nicht zwiſchen den verſchiedenen Richtungen zerrieben werden will, und Göſchel aſſimilirte ſich einer Partei zu der allerdings die

---

*) Da man glorioſe Exempel von Mißverſtändniſſen, Anklagen und Verfolgungen hat, ſo müſſen ſich die deutſchen Schriftſteller jetzt fleißig auf ſolche Parentheſen verlegen. Auch das bloße Wort Wahrheit laſſe man ja nie drucken, ohne in parentheſi hinzuzufügen, daß nichts Böſes damit gemeint ſei!

Grundkeime einer Uebereinſtimmung von jeher in ſeinem Weſen verborgen gelegen hatten. Er ſchlug ſich zur *Brüdergemeinde* und zu dem *Berliner politiſchen Wochenblatt*, und übernahm wie ein lachender Erbe die *Hegel'ſche Speculation*, um, nachdem er ihr zuerſt durch die ausgeſuchteſten Spitzfindigkeiten die Bibelweihe ertheilt hatte, dann durch ſie den Pietismus hinter ein feſtes Bollwerk zu ſchieben, der ihn furchtbarer und gefährlicher, als jeden Jeſuitismus irgend einer Zeit, machen mußte. Seitdem iſt Göſchel, trotz des urſprünglich tüchtigen und kernhaften Fonds ſeiner Natur, ein Fanatiker geworden und eifert wie ein Baalspfaffe gegen alle aufblühenden Richtungen deutſcher Jugend und junger Zeit, denn ſolcher Gemüther bemächtigt ſich dann eine gewiſſe Begeiſterung der Verfolgungsſucht, die ſie ſelbſt wider ihren Willen hinreißt. Ich will in Nachſtehendem verſuchen, aus den urſprünglichen Tendenzen Göſchel's, wie ſie ſich in ihrem unbefangenſten und naivſten Keime in dieſen frühgeſchriebenen, wenn auch jetzt erſt erſchienenen „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe's“ verrathen, es aufzuzeigen, daß bei aller anfänglichen Harmloſigkeit eine Richtung dieſer Art, die ſchon im Einzelnen für Literatur und Kritik verderblich, dem nationellen Fortſchritt überhaupt ſchädlich und unheilbringend ſich geſtalten müſſe. Es ſcheint mir nicht ganz unwichtig, dies zu thun. Denn Göſchel iſt jetzt nicht mehr der harmloſe Kleinſtädter von Naumburg, der nur für ſein Stillleben und ſein Kränzchen ſchuf und ſchrieb. Er iſt jetzt gereizt. Er iſt aus dem Naumburger Kränzchen herausgeriſſen und in Berlin ein vornehmer Chriſt, ein Ariſtokrat der Frömmigkeit, ein Privilegirter des lieben Herrgotts, geworden. Dieſe Vornehmheit und Pairſchaft des Reiches Gottes ſitzt ihm jedoch noch etwas ſteif und unbequem, und in ſolchen verſchobenen Lagen iſt man, wie geſagt, gereizt und ſtößt um ſich. Daher muß man ſich vor ihm zu hüten wiſſen. Sind es denn nicht die Frommen, die jetzt im Lande herumſchleichen, um zu ſehn, wen ſie verſchlingen?

Dennoch iſt Göſchel auch jetzt noch durch und durch der deutſche Kleinſtädter in der Wiſſenſchaft. Ja, ſeine ganze Richtung mit ihren jetzigen gefährlichen Conſequenzen muß man ſich urſprünglich aus einer gutmüthigen und gemüthlichen Kleinſtädterei bei ihm ableiten, und ſeine „Unterhaltungen über Goethe“ liefern mir den Beweis zu meiner Behauptung. Dieſer *Fanatismus der Vermittelung*, möcht' ich ſagen, der ihn ergriffen hat, war in Naumburg noch bloß die liebe Freundſeligkeit des wackern, rechtſchaffenen Mannes, der immer liebevoll ſeiner Herrn Nachbarn um ſich her gedenkt. Es iſt kleinſtädtiſch, ſich mit Allem vermitteln zu wollen, damit der Herr Nachtwächter ſich nicht zu incommodiren brauche, Feuerlärm zu blaſen. Dieſe Kleinſtädterei der Vermittelung hat Göſchel ſpäter ins Großartige getrieben und ſich ein wiſſenſchaftliches Syſtem daraus gebildet, wie es in dieſer Umfaſſung noch niemals dageweſen. Zwar hat er ſeine geſchraubte und ſüßlich lächelnde Wohlwollenheit gegen die Gegenſtände, die er behandelt, beibehalten, und dies jüngferliche Scherzen, dies kleinmeiſterliche Herumſuchen nach Sinnigkeiten und Bezüglichkeiten, dieſes wichtige Finger-an-die-Naſe-legen, dieſes altkluge Spielen mit Etymologieen, verrathen bei ihm immer noch etwas Spießbürgerliches, aber er hat ſich doch daran zu einem Heros ſeiner Richtung aufgeſchwungen. Es klingt wie der Gedanke eines großen Eroberers, der eine Univerſalmonarchie ſtiften will, wenn man hört, daß ſich Göſchel vornimmt, alle Tendenzen der Weltgeſchichte miteinander zu vermitteln. Es giebt eine edle ritterliche Tapferkeit der Vermittelung, die in verworrenen Zeiten einem guten und hellen Kopf wohlanſteht. Aber es giebt auch eine Feigheit der Vermittelung, die nicht das Herz hat, es entſchieden mit einer Richtung zu verderben, die indeß geiſtig ſchmarotzerhaft genug iſt, von allen Nahrung und Vortheil zu ziehn. So ſieht man, wie ſich Göſchel die ganze Weltgeſchichte in einen Brei zuſammenrührt, in dem er das Bunteſte und Verſchiedenartigſte, was es nur in irgend einer Sphäre des Geiſteslebens geben kann, durcheinandermengt. Dieſer Vermittelungs-Brei, welches dann der höchſte Standpunkt ſein ſoll, umfaßt freilich Spekulation und Tradition zugleich, den Wolfgang Goethe und das orthodoxe Chriſtenthum, Hegel und die Bibel, Berlin und Herrnhuth, ſpitzfindige Scholaſtik und deutſche Landprediger-Gemüthlichkeit, das Berliner politiſche Wochenblatt und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, geiſtigen Despotismus und einen Fetzen moderner Humanität, ſüßlich ſpielende Myſtik aus dem Mittelalter und fromme Arroganz aus den Conventikeln der neueſten Zeit, liebenswürdige Bravheit des Charakters, und Anwandelungen von Jeſuitismus. Man begreift nicht, wie das Alles zuſammenhalten könne in einer Menſchenſeele, wäre nicht der menſchliche Hochmuth ein ſo gewaltiger und geſchickter Roſſelenker, der ſich des Zügels der verſchiedenſten Triebe und Richtungen in der Creatur mit ſtark regierender Hand überall zu bemächtigen weiß. In den „Unterhaltungen über Goethe", von denen Göſchel Manches ſchon im Jahre 1824 geſchrieben, findet ſich bereits die völlige Umzeichnung dieſes Standpunktes. Als Interpret Goethe's macht Göſchel's Univerſalität die wunderlichſten Sprünge. Hier kommt er vom blonden Friedrich auf den Spinoza, von der Metamorphoſe der Pflanzen auf Hegels Phänomenologie des Geiſtes, von den Wahlverwandtſchaften auf das Fürſichſein, von Hans Sachſens poetiſcher Sendung auf Plato und Ariſtoteles, von der Logik auf das Geſangbuch und vom Geſangbuch auf die Farbenlehre; hier zwingt er es bald durch kühne, geiſtvolle, aber immer geſchraubte Combination, und ſetzt ſich prunkend auf den Herrſcherthron des Philoſophen, bald läßt er ſich wieder herab auf das chriſtliche Armeſünderbänkchen und demüthigt ſich im Staube. Ueberall aber werden Bibelſtellen, denn ſie ſind ihm der Alles übermalende Firniß in ſeiner allgemeinen Vermittelung, oder religiöſe und philoſophiſche Dogmen herbeigezogen. Göſchel hat es ſich einmal zur Aufgabe genommen, die von einer Gegenpartei ſo oft in Zweifel geſtellte Chriſtlichkeit Goethe's zu beweiſen, weil es ſeinem eignen Gemüth viel zu weh thun würde, um ſich das Gegentheil auch nur denken zu können, — aber er verrichtet dies Vermittelungsgeſchäft wahrlich auf die ungeſchickteſte und unnützeſte Weiſe.

Bei dem herrlichen, vom unmittelbaren Weltgenuß überſchäumenden Tiſchliede Goethe's bringt er die Gedanken auf das heilige Abendmahl, und bei dem Schwank: „Offene Tafel" wird auf das Evangelium als auf die Grundlage dieſes Liedes hingewieſen, da der Dichter offenbar die königliche Hochzeit und das große Abendmahl Matth. 22, 2—14. Lucas 14, 12—14 dabei vor Augen gehabt, wobei denn die „Bibelfeſtigkeit" Goethe's recht gerühmt wird, ſ. Thl. I. S. 115. Bei „Vanitas Vanitatum" wird an das Salomoniſche „daß Alles eitel ſei" erinnert (obwohl Göſchel den weiſen Salomo doch noch für „einen Größern" hält als Goethen (ſ. II. 82), und die köſtliche Philoſophie: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts geſtellt" dient dem Commentator zu der altklugen Bemerkung, daß der Dichter im Nichts den Anfang und das Werden erkenne, wo denn zur Nachweiſung der Einheit von Sein und Nichts im Werden nur noch die Paragraphenzahl aus Hegel's Encyclopädie fehlt, die ich nachtragen kann: Logik, 1. Abth. §. 88, 2. Solche ebenſo abgeſchmackte als lächerliche Pedanterien der Kritik, die ſtupend ſind für die heutige Zeit, könnte man unangefochten vorüberlaſſen; ſie erinnern an die durchſchimmernde Idee des Katholizismus in der ſittlich ergriffenen Kalkſteinformation und ähnliche naturphiloſophiſche Combinationen bei Steffens. Aber dieſe falſche Kritik tritt zugleich mit der dummdreiſten und ſelbſtgefälligen Anmaßung auf, daß dem großen Dichter erſt durch ſolche Auslegungen ſein wahrer und beſter Gehalt wiedergegeben und ermittelt werde. Und hier wird es von Bedeutung, dieſer Verirrung des ſpeculativ-pietiſtiſchen Hochmuths das ſtrenghiſtoriſche Prinzip der Betrachtung entgegenzuſetzen, das jede Richtung und jede Individualität in ihrer ſcharfabgegränzten Eigenheit zu faſſen und gelten zu laſſen im Stande iſt, ohne ſie durch ein Herüber- und Hinübergreifen nach allen Seiten zu einer nichtsſagenden Allgemeinheit zu verzerren und aufzulöſen. Es iſt die Hauptaufgabe unſerer Zeit, dieſen reinen hiſtoriſchen Standpunkt immer mehr zur Ausprägung zu bringen.

Und das Weltkind Goethe ſoll durchaus pietiſtiſch vermittelt werden! Göſchel mag ſich nicht damit begnügen, daß Goethe ein Chriſt geweſen, er ſucht auch zu beweiſen, daß er ein Pietiſt war. Wer zu viel beweiſt, beweiſt zu wenig. Mich verdrießen bloß die unnöthigen Sophiſtereien, mit denen Göſchel einen Goethe zu rechtfertigen, und darnach zu canoniſiren ſucht. Ich habe Goethen angegriffen, weil eine Oppoſition gegen manche ariſtokratiſche Altväterlichkeiten und gegen den olympiſchen Despotismus ſeiner Poeſie in der Geſinnung und Luſt der Zeit liegt, aber es iſt mir, meiner ganzen Richtung nach, niemals eingefallen, mit Puſtkuchen und Wolfgang Menzel, eine religiöſe und ethiſche Anklage gegen ihn zu richten. Ich glaube vielmehr, daß beſonders die ethiſche Bedeutung Goethe's noch weit in die Zukunft Deutſchlands hineinreicht und mit den wichtigſten ſocialen Fragen, die uns beſchäftigen, in Zuſammenklang ſteht. Das Weltkind Goethe hat der Ausſöhnung der modern zerriſſenen Weltanſchauung zuerſt in die Hände gearbeitet. Goethe iſt, dem transſcendentalen Schiller gegenüber, ein Dichter des Dieſſeits, und wie er in ſeiner Naturbetrachtung darauf gedrungen, die Natur als ein Ganzes zu faſſen, das in ſeiner vollen und wirklichen Weſenheit erſcheint, ohne in ein unerkennbares Ding — an — ſich ſich zu verkriechen *), ſo hat er dieſe Realität des Erkennens, die dem Auseinanderfallen von Leib und Seele, von Innerm und Aeußerm, ſich entgegenſetzte, in ſeiner ganzen Weltanſchauung, wenn auch nicht immer als Dichter, doch jederzeit als Menſch, an den Tag gelegt. Er hat den Gott gepredigt, der in die Welt gekommen und in der Welt ſich offenbart hat, und wenn er dies nicht in den chriſtlichen Formeln gethan, ſo doch in der chriſtlichen Idee, denn die urſprünglichſte chriſtliche Idee, in der wir Alle blühn und geſund ſind, iſt es: daß Gott in die Welt gekommen! Dieſe Idee des Chriſtenthums iſt ewig für das moderne Leben, und es giebt keine der heutigen Weltanſchauung nothwendigere Idee, auf die eine neue Religion, von der ſo viel gefabelt wird, gegründet werden könnte. Wozu eure armſeligen Unterſuchungen, ob Goethe ein Chriſt ſei? Wozu eure noch armſeligeren Vertheidigungen, daß er es geweſen? Wahrlich, als ich geſehn, wie ſich Göſchel hier dreht und windet, um aus dem größten Dichter auch den allerchriſtlichſten ſich zurecht zu machen, erwachte mein ganzes altes warmes Liebegefühl für Goethe, wie es in frühern unbefangenen Jünglingsjahren mich begeiſtert. Nein! redete und flüſterte es in mir wie Erinnerung einer ehemaligen Geliebten — dazu iſt Goethe doch zu groß und heilig, um von ſolchen Schulmeiſtereien eine Ehrenrettung zu empfangen! Man muß ſeinen Vertheidiger angreifen, um ihm ſein Recht widerfahren zu laſſen. Sein Wort: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!“ iſt noch immer an der Zeit.

In der That iſt auch der Beweis, welchen Göſchel von der Chriſtlichkeit Goethe's führt, eigentlich nur ein ſehr formeller. Er beſteht in der Citirung von paſſenden und übereinſtimmenden Bibelſtellen zu einzelnen Stellen oder Tendenzen der Goethe'ſchen Werke, erhebt ſich aber nirgend zu einer allgemeinen und durchdringenden Totalauffaſſung, die eine ſieghafte Ueberzeugung ausſpräche. So im 2. Bande in dem Aufſatz: „Anklage und Vertheidigung. Ein Prozeß ohne Endurtheil“, wo das ohne Endurtheil den Göſchelſchen Standpunkt recht charakteriſirt. Es liegt eine demüthigende Halbheit in dieſer Vertheidigung, die ſich beſonders auf die bekannten Anklage-Stanzen von Albert Knapp in der Chriſtoterpe bezieht. Göſchel wagt in manchen Stellen nicht ganz herauszuſagen, was er denkt. Er liebt Goethen und möchte ihn doch gar zu gern nach ſeiner Weiſe rechtfertigen, aber dann beſchleicht ihn auf Einmal wieder ein frommes Achſelzucken, und gegen die Anklage: daß Goethe zu wenig oder gar nicht in die Kirche gegangen, muß er ihn ohnehin preisgeben und fahren laſſen, ſ. Thl. II. S. 95. Zum Schluß des Aufſatzes

---

*) „Natur iſt weder Kern noch Schale,
Natur iſt Alles mit Einem Male.“

kommt noch ein Weiberjammer hinzu, indem ſich fromme Frauen über Goethe beſchweren, wogegen ſich denn nun gar nichts machen läßt. Thl. II. S. 101. So redlich, wohlmeinend und liebenswürdig auch Göſchel's Eifer bei dem ganzen Prozeß heraustritt: was er ſagt, ſieht einer bloßen Beſchwichtigung zu ähnlich, um nicht den Gegenſtand eher herabzuwürdigen, als zu erheben. Wäre Göſchel nicht durch einen Zufall ſeiner Sympathie (denn dergleichen giebt es) an Goethe gerathen, ich bin der Meinung, er würde wie Puſtkuchen über denſelben ſprechen und eifern, da er ja den übrigen Richtungen und Erſcheinungen der Zeit in einer ähnlichen Stellung, wie Puſtkuchen Goethen, gegenüberſteht. Jetzt hat man aber das Schauſpiel gehabt, daß, nachdem links Prophet Puſtkuchen den Goethe angegriffen, und rechts Prophet Göſchel den Goethe vertheidigt, das Weltkind Goethe in der Mitten immer noch das Weltkind bleibt! In der Weltlichkeit Goethe's iſt die erhabenſte Bedeutung ſeiner Religion und Poeſie zu ſuchen. Gott iſt lange genug ein Gott der Frommen geweſen; jetzt wird er auch ein Gott der Weltkinder ſein. Was wollen denn dieſe Frommen? Haben ſie wirklich ein Privilegium auf die Religion? Nichts da von Privilegien: der liebe Gott iſt kein Pedant! Ich ſage euch, der liebe Gott iſt kein Pedant, ſondern er iſt ein Gott der Freude, und will die Freude! Ihr macht es Göthen zum Vorwurf, daß er ſein Dichtertalent nie dazu verwendet, geiſtliche Lieder zu ſingen! Ihr Narren, glaubt ihr denn im Ernſt, daß euerm Herrgott etwas damit gedient iſt, wenn ihr zu ihm heult und ſchreit? Gott will bloß, daß ihr vernünftig leben ſollt; das iſt ihm die größte Satisfaction, weil er euch dazu geſchaffen! Die Idee des Lebens prägt rein heraus, und ihr ehrt Gott am meiſten und höchſten. Man ſehe aber, auf welche ärmliche Weiſe Göſchel in dem Aufſatz: „die Rochuskapelle,“ Thl. I. S. 154, die Frage vom Genuß der Welt abhandelt. Er macht dort eine Rheinreiſe in fröhlicher Geſellſchaft, und ſpintiſirt bei ſich herum, ob der liebe Gott auch nichts dagegen haben werde, wenn er ſich dieſem frohen Lebensgenuß, der doch mehr ein bloß ſinnlicher ſei, überlaſſe? wobei denn auf die Legende vom reichen Jüngling im Evangelium zurückgegangen wird. Iſt denn die Welt, die Gott geſchaffen, eine Sünde? Und wo iſt das Reich der Tugend, wenn es nicht auf Erden verwirklicht werden kann? denn jenſeits giebt es weder Tugend noch Sünde, es muß Alles hier abgemacht werden! So kreuzigt denn euer Fleiſch, wenn es des Teufels iſt, und hängt euch ein Kalbsfell um die Glieder! Gott will das nicht: denn Gott iſt kein Pedant! Ich bin Gottes, und darum bin ich luſtig und freue mich. Ueberall iſt die Erde des Herrn!

Th. Mundt.

Bücherſchau.

Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit beſonderer Rückſicht auf Goethe. Ein Verſuch von Caspar Poggel, Lehrer am Gymnaſium zu Recklinghauſen. Hamm, Schulz. 1834. 146 S. 8.

Dieſe kleine Schrift iſt ein vortrefflicher Beitrag zu einer Aeſthetik nach gegenwärtigem Bedürfniß und dem Stande unſerer Intereſſen. So einfach das Thema ſcheint, was Alliteration, Aſſonanz und Reim ſei, ſo ſehr hängt die Erörterung deſſelben doch im Grunde mit der Charakteriſtik der Sprachen, der Dichtungsweiſen und Volksidiome in alter und neuer Zeit zuſammen. Schon die Beantwortung der Frage, warum die antike Poeſie des Reimes ermangelte, führt auf einen tieferen Connex. Es iſt der Sinn der Alten für Architektonik, der ſich in dem Bau ihres Stils, in der Formbildung ihrer Sprachen, in den Metren ihrer Verſe, in der Gliederung ihrer Staatseinrichtungen, in dem Geſtaltenreichthum ihrer Mythenreligion, in ihrem ganzen Daſein ausprägte. Dieſer architektoniſche Hang, der auch den Dichtern der Alten inwohnte und ſie die künſtlich verſchränkten Rhythmen unbewußt ſchaffen hieß, ſchließt mehr oder weniger das Muſikaliſche aus. Auf überwiegender Kraftentwickelung des Augorganes beruht auch die Plaſtik der Griechen. Sie ſchauten an, wo wir hören und fühlen. Dagegen darf aber der Reim unſern Verſen die Muſik nicht von außen her bringen, und der Verf., der ſich gegen den phonetiſchen Klingklang des Reimes ſehr ſtreng erklärt, eröffnet von dieſem Standpunkt aus eine intereſſante Polemik gegen Gedichte von Schiller, Voß, Schlegel Platen u. A. Auch in Schillers Verſen iſt der Reim keineswegs ein aus dem Inhalte herausgeborner Ton; ſeinen metaphyſiſchen Reflexionsgedichten iſt der Reim angehängt, mit den Rhythmen ſeiner Balladen ſteht er häufig im Widerſtreit. Schiller hatte, obſchon nicht in ſolchem Maße wie Klopſtock und Voß, viel Hang zur Architektonik der Sprache. Bei Goethe iſt der Reim, wie ſein ganzes Lied, ein Gewordnes, die nothwendige Hülle ſeines Gedankens. Es muß ſich Verwandtes in der dichteriſchen Intention zuſammengeſellen, dann erſt iſt der Reim die ganz natürliche Blüthenknospe der ſich entfaltenden Blume. Es wäre ſehr dankenswerth geweſen, wenn der Verf. ſeine Excurſionen über den Widerſtreit des philoſophiſchen und muſikaliſchen Elementes in der Sprache weiter ausgeführt hätte. Die Function des Reimes ſieht er eben darin, daß das Begriffliche des Ausdrucks getilgt oder wenigſtens durch den muſikaliſchen Anhauch mild aufgelöſt wird. Die neueſte Philoſophie iſt erfinderiſch genug geweſen, ſich aller ſprachlichen Productionen zu bemächtigen, welche der hausbackene Verſtand erzeugt hat. Unendlich reicher hat jedoch das unbewußte Gefühl für unſere Sprache geſorgt und durch muſikaliſche Weichheit, Tiefe und Fülle wieder gutgemacht, was der dürre Verſtand mit ſophiſtiſcher Abſichtlichkeit verſchuldet. So iſt denn wie in aller geſchichtlichen Entfaltung eines Menſchenlebens und einer Volksindividualität, ſo auch in der Entwickelung der Sprache und der Kunſt das unbewußt Werdende ein Höheres, Reicheres und Vollkommneres, als das mit verſtändigem Bewußtſein Erklügelte. Die Geburtsſtätte eines Kunſtwerkes iſt dunkel, es entwindet ſich dem dunkeln Schooße der Empfängniß, ohne von ſich zu wiſſen. So bildet ſich jedes Leben, jede Sprache, jedes Volk, wie das Gedicht mit Allem, was es mit zur Welt bringt, Rhythmus und Reim. Dieſe Unmittelbarkeit des Sichſelbſterzeugens iſt keine niedrige, gemeine Stufe, wie der überwache Verſtand es haben möchte, vielmehr iſt dieſe Unmittelbarkeit die Mutter alles Lebendigen. Ohne die harmloſe Unbefangenheit kindlicher Natur erſchafft ſich Nichts. Der Künſtler wird ſich erſt ſeines Inhaltes bewußt, weil er bildet und nachdem er gebildet; er bildet nicht aus ſeinem Bewußtſein heraus. Die neueſte Philoſophie hat den Begriff der Unmittelbarkeit und den Begriff der Natur dermaßen degradirt, daß von einer richtigen Orientirung über die Functionen der ſchaffenden Phantaſie bei ihr kaum die Rede ſein kann. Goethe aber ſchuf, wie jeder Künſtler, bloß aus ſeiner Natur heraus. Sein eignes Geſtändniß hat die Philoſophie in nichts belehrt. Wir ſehen in dem Verf. der intereſſanten Schrift einen ganz ungetrübten Forſcher, der ohne alle Kundſchaft von den Wirren des ſpeculativen Gedankens im Felde der Aeſthetik, mithin ohne alle Polemik, frei und ſicher nur das unbewußt Gewordne im Gedichte anerkennt und die harmloſe, kindhafte Unmittelbarkeit des Geiſtes für die Geburtsſtätte aller Kunſt erklärt, die in der Harmonie ihres Erzeugniſſes eine reichere Offenbarung des Abſoluten zu Stande bringt, als es dem begreifenden Verſtande möglich iſt, der ſich auch in der Aeſthetik ſo gern für einen Ausfluß der abſoluten Vernunft ausgeben möchte. Der Verf. ſollte fortfahren, die Kreiſe ſeines Studiums zu erweitern. Dieſe ſeine Schrift ſchließt ſich an eine andere „über das Verhältniß zwiſchen Form und Bedeutung in der Sprache“ (Münſter, 1833), die uns nicht zu Geſicht gekommen.

K.

* * *

Wie malt der Dichter Geſtalten? Ein Beitrag zur Aeſthetik von Heinrich Viehoff. Emmerich, Romen. 1834. 58 S. 8.

Ein ſo harmlos gemüthliches Thema, wie ſich der Verf. dieſes Schriftchens zur gemächlichen Betrachtung hinſtellt, klingt heutzutage ſo idylliſch wie eine akademiſche Preisfrage. Wir Männer der Literatur müſſen alle zu Roß ſitzen, wir leben in Kampf und Krieg, alle Mächte des innern Menſchen ſind ins Feld gerückt, wir haben zu thun, uns aus der Anarchie zu retten, zu ſo friedlichen Unterſuchungen können wir gar nicht die Hände in den Schooß legen. Indeſſen das Buch iſt da, das Buch will geleſen ſein, es iſt fleißig verfaßt, nicht ohne Geſchmack die Aufgabe gelöſt.

— Leſſing führte bekanntlich in ſeinem Laokoon den Satz durch, die Malerei wirke im Raum, die Poeſie in der Zeit, jene ſtelle das Coexiſtirende dieſe das Succeſſive der Situation dar. So triftig dies im Allgemeinen auch iſt, ſo wenig läßt ſich doch dem Dichter die Schranke ſtellen, ſich der Motive der Malerei gänzlich zu enthalten. Leſſing warnte vor dem Verſuche, in fremdes Kunſtgebiet hineinzupfuſchen. Allein wie viele Balladenbilder, wie viele Romanſituationen haben nicht ihre Pointe in der Ruhe der neben einander beſtehenden Gegenſätze! Das ſo beliebt gewordene bloße Hinmalen des Coſtüms und der Geſtalt hat allerdings wenig geiſtige Wirkſamkeit und hat ſich auch nur in ſogenannten romantiſch-hiſtoriſchen, aller geiſtigen Motive und Conflicte entbehrenden, bereits aus der Mode gekommenen Moderomanen ſo überſchwenglich hervorgethan. Gleichwohl darf ſich der Dichter die Ruhe plaſtiſcher Gruppirung nicht nehmen laſſen. Und bleibt es z. B. unwirkſam, das Geſicht des Menſchen, — die ſchwierigſte Aufgabe für die Malerei der Poeſie — in ſeinen Lineamenten hinzuſtellen, ſo muß die Umgebung als Rahmen zu Hülfe genommen werden, die ſtummen Zeugen rings umher müſſen reden, um der Phantaſie des Leſers Andeutung zu geben, dann hebt ſich durch den Schatten ringsumher das lichte Portrait oft von ſelbſt hervor. Dieſen Punkt macht der Verf. der Schrift beſonders geltend und belegt ihn mit vielen Stellen aus alten und neuen Dichtern. Im Uebrigen führt er nur Leſſingſche und Jean Paulſche Behauptungen weiter aus. 27.

* * *

Die Lehre vom Menſchen. Von Carl Friedrich Leſſing, Kanzler des Standesherrlichen Gerichts zu Polniſch-Wartenberg in Schleſien. Leipzig, in Commiſſion bei Frieſe. 2 Bde. 104 und 182 S. 8.

Daß unſere Zeit eine reiche, eine univerſelle iſt, zeigen auch die trivialen Erſcheinungen in der Literatur. Es ſcheint, daß wir heutzutage auch das Schnödeſte, was jemals das Gehirn eines Menſchen momentan durchfuhr, als ein redivivum begrüßen müſſen, und aller Unſinn der Vergangenheit ſich ſtatariſch um uns lagert. Wollten wir alle literariſchen Erſcheinungen des Tages um uns häufen, wir ſäßen in einem Walle gefangen, den die Gedankenſünden aller Zeitalter aufführen. Man hat die menſchlichen Seelenkräfte nach Zentner, Pfund, Loth, Quentchen abgewogen, die religiöſen Ideen mit Zirkel und Lineal conſtruirt, und zum Beweiſen der göttlichen Dreieinigkeit das mathematiſche Dreieck zu Hülfe genommen. Auch dieſe Richtung menſchlicher Forſchung hat ſich noch nicht ausgelebt. Dieſe „Lehre vom Menſchen" iſt ein Product, zu dieſer Gattung mathematiſcher Philoſophie gehörig. In Cap. 1 handelt der Autor davon, „daß die Welt ein Compoſitum ſei". Vom Weltall geht er dann langſam auf das Individuum über, um deſſen Organismus zum Gegenſtand der Unterſuchung zu machen. Das Reſultat derſelben giebt uns den wichtigen Aufſchluß, daß der Menſch eigentlich nichts iſt, als „ein Wirkungs-Compoſitum." Mit dem zweiten Bande ſetzt der Autor nochmals von neuem an und ſtellt, indem er die Analyſis und Syntheſis der Lebensproceſſe betrachten will, den ſpitzfindigen Frageſatz auf: „Was iſt Etwas?“ Er unterſcheidet dann gründlich ein ſpecielles und ein generelles Etwas. „Der Schöpfer, ſagt er, hat uns in einem ſpeciellen Etwas aufgeſtellt, wir ſelbſt ſind ein ſpecielles Etwas, wir können in das Nichts nicht kommen und aus dem Nichts können wir Etwas nicht hervorrufen.“ Die Schlußfolge iſt dann, daß eine „Erkenntniß des generellen Etwas und des Nichts,“ auch wenn ſie möglich wäre, uns zu nichts nützen würde. Am ergötzlichſten iſt der Gallimathias über Urſache und Wirkung. „Wenn die Urſachen der Wirkungen zu beſtimmen, ſagt der neue Leſſing, ſchon lediglich Sache des Schöpfers, welcher im Nichts ſchafft, iſt, ſo iſt es der Einfluß der Combination noch weit mehr. Die Mathematik kann immer als unumſtößlich lehren 1 + 1 = 2, die Combination bringt ein Männlein und ein Fräulein zuſammen und durchlöchert jenen unumſtößlichen Lehrſatz beliebig.“ So componirt und combinirt der Verf. ein Etwas, die Welt und den Menſchen, zu einem Nichts mit Nichts in einem Nichts, nämlich in zwei Octavbänden voll Blödſinn, der als ein „Wirkungs-Compoſitum“ von ganz barocker Pedanterie und ſeltſamem Aberwitz in der tollhäusleriſchen Literatur noch ſeinesgleichen ſucht. Der Kanzler Leſſing gehört zu den Philoſophen, die man Combinations-Maſchiniſten nennen könnte. 27.

* * *

1) Friedrich von Schiller's auserleſene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Sehr vermehrte Ausgabe in 3 Bändchen. Zeitz, 1835. Immanuel Webel. 408 und 416 S.

2) Chriſtian Gottfried Schütz. Darſtellung ſeines Lebens, Charakters und Verdienſtes nebſt einer Auswahl aus ſeinem litterariſchen Briefwechſel mit den berühmteſten Gelehrten und Dichtern ſeiner Zeit. Herausgegeben von ſeinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. Halle, 1834. E. F. E. Scharre. Zwei Bände. 484 und 560 S.

Die neue Ausgabe von No. 1. liefert den triftigſten Beweis für die richtige Spekulation und geſchickte Ausführung des Herrn Dr. Döring. So oft der große Name eines Dichters oder Gelehrten in weitläufigen Briefſammlungen gemißbraucht wird, um auf Unkoſten der öffentlichen Pietät, durch die langweiligſten und gleichgültigſten Dinge ihn zu verunſtalten, und ſo die Geiſtesperlen gefeierter Männer unter einem ermüdenden Ballaſt zu vergraben, ſollte fortan lieber bald eine rächende Parce mit ihrer Scheere, d. h. mit einem ſolchen Auszuge, wie er uns hier vorliegt, drohend von fern winken. Dieſe Sammlung aber unſern Leſern beſonders zu empfehlen wäre überflüſſig, da ihre praktiſche Brauchbarkeit von ſelbſt in die Augen leuchtet. — Der Herausgeber hat darin Briefe Schillers an Fichte, W. von Humboldt, F. H. Jakobi, Kant, Wieland, Sophie la Roche und viele andere aufgenommen. Den

Kern der Sammlung bilden indeß die Briefe an Goethe; nicht blos in Bezug auf die Charakteriſtik Schillers, ſondern auch für das eigene Intereſſe des Leſers. Denn, wenn in den übrigen, namentlich den Briefen aus früherer Zeit, ſo manche Elemente enthalten ſind, welche unter uns keinen rechten Anklang mehr finden, keine friſchen Erinnerungen mehr wecken, ſo finden wir uns in Schillers Converſation mit Goethe wie auf heimiſchem Boden, da manches noch tief in unſere Zeit Hineingreifende hier berührt wird.

No. 2. iſt weniger durch Gedankenentwickelung oder fortlaufende Charakteriſtik, als durch eine Fülle von Aufſchlüſſen über Begebenheiten, Verhältniſſe, Perſonen, Bücher u. ſ. w. anziehend und wichtig. Der ſelige Schütz, der berühmte Stifter der Halliſchen Litteraturzeitung, welche bereits ihr Jubiläum gefeiert hat, gehörte zu jenen ſeltneren Humaniſten, welche dieſen Namen im wahren Sinne des Worts (von ſeinen Verdienſten um die Kritik und die Philologie überhaupt hier ganz abgeſehen) verdienen. Zur Zeit der Blüthe der Kantiſchen Philoſophie trug er durch ſeine, in lateiniſcher Sprache abgefaßten Arbeiten in dieſem Felde zu ihrer allgemeinern Verbreitung unter den Gelehrten, namentlich des Auslandes, viel bei. Dieſe ſeine allgemeine Empfänglichkeit für die verſchiedenſten Richtungen und Strömungen der geiſtigen Welt konnte und mußte ſich auf das Glücklichſte in einer Stellung entwickeln, die ihn, vielleicht mit allen ſchöpferiſchen Talenten in Deutſchland, und ſehr vielen im Auslande in eine ſehr lebhafte Beziehung ſetzte. Dieſe Briefſammlung giebt hievon das ſprechendſte Zeugniß. Schütz's Gattin, eine Dame von ſeltener Geiſtesbildung, und zugleich echter Weiblichkeit und einer feinen Eigenthümlichkeit, war der Gegenſtand der Bewunderung, Liebe und Hochachtung ſehr vieler jener vorzüglichen Männer, mit denen ihr Gemahl in Berührung ſtand; und die an ſie gerichteten Briefe, welche in dieſe Sammlung aufgenommen ſind, gereichen derſelben zu einer beſondern Zierde. Außer mehreren hieher gehörigen Briefen philoſophiſchen Inhalts von Fichte, ſind namentlich die Briefe des Herrn von Ramdohr zu erwähnen (II, 333—371). Eine wohlthuende Zartheit und Feinheit des Urtheils über Dichter und Philoſophen, verbunden mit einer durchgängig feſtgehaltenen Beziehung auf die eigenthümliche Sinnesart der geiſtreichen Empfängerin, zeichnen dieſe Briefe, obſchon andererſeits eine gewiſſe Befangenheit und Einſeitigkeit im Urtheile zuzugeben iſt, beſonders aus. — Der gelehrten, und namentlich der philologiſchen Welt, wird eine Maſſe piquanter Beſonderheiten aus der geheimen Werkſtätte des Muſeums, die hier ans Tageslicht kommen, geboten; und der Nicht-Philolog genießt das intereſſante Schauſpiel, einmal zu belauſchen, wie man berühmt wird. Hier aber zeigt ſich beſonders der unter allen Ständen gefeierte Jakobs (I, 197—243) von der liebenswürdigſten und achtungswertheſten Seite. Von ſehr ungleichem Intereſſe ſind die Briefe von: Bekker, Böttiger, Eichſtädt, Creuzer, Hermann, Manſo, Friedrich August Wolf, und vielen Andern. Von andern Gelehrten, und von Dichtern, Künſtlern ꝛc. darf man ſicher ſein, kaum einen zu vermiſſen, der ſich irgend einen Namen unter uns gegründet hat. — Ueber die ewig denkwürdigen politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland in der Periode der Fremdherrſchaft, namentlich in deren traurigen Rückwirkungen auf die Wiſſenſchaften und ihre Pfleger und Lehrer; ferner über gewiſſe arge Kabalen und Geſchichten in Bayern gegen einige unſerer vorzüglichſten Gelehrten, findet man hier die intereſſanteſten Aufſchlüſſe. Bei alle dem hätte gleichwohl die Auswahl noch viel ſtrenger getroffen werden müſſen. Sehr viele Briefe enthalten faſt zu wenig von irgend allgemeinem Intereſſe. Der Herausgeber, der ſich gleichwohl ein anzuerkennendes Verdienſt durch dieſe Sammlung erworben, berechtigt uns ſelbſt zu dieſem Wunſche, durch ſein aus Jean Paul entlehntes Motto: Bücher ſind nur dickere Briefe an Freunde; Briefe ſind nur dünnere Bücher für die Welt. — G. G.

* * *

Vorſtudien für Leben und Kunſt. Herausg. von Dr. H. G. Hotho. Stuttg. und Tüb. Cotta'ſche Buchh. 1835. 438 S.

Ref. bekennt, daß er nicht ohne einiges Vorurtheil an die Lectüre dieſes Buches ging. Was ihm in früherer Zeit aus der Feder des Verf. von einzelnen Aufſätzen kritiſch-äſthetiſchen Inhalts zu Geſicht gekommen war, erweckte die Beſorgniß, die Bildung der philoſophiſchen Schule Hegels, die bekanntlich nirgends einſeitiger und beſchränkender zu wirken pflegt, als auf dem Gebiete der Poeſie und Kunſt, möchte auch auf ihn dieſe Wirkung ausgeübt, und ſeine Kunſtkritik wenigſtens theilweiſe in einen beengenden Formalismus hineingezwängt haben. Hr. Hotho war es, der eine Zeitlang lauter, als faſt irgend ein anderer Schüler Hegels, das Evangelium von dem Untergange aller Kunſt in dem abſoluten Wiſſen predigte, und ſeine Kritiken einzelner Werke beſonders aus dem Gebiete dramatiſcher Poeſie und Muſik, wenn ſie auch im Allgemeinen eine gründliche äſthetiſche Bildung und im Einzelnen geiſtreiche Züge nicht vermiſſen ließen, ſchienen doch durchgängig die Tendenz zu verfolgen, als das eigentlich weſentliche des Kunſtwerks das, was man den Inhalt nannte, d. h. die angeblich in ihm niedergelegte ſpeculative Wahrheit zu erkennen und an den Tag zu bringen. — Selten aber ſind wir von einer vorgefaßten Meinung auf ſo erfreuliche Art enttäuſcht worden, wie hier. Die vorliegende Schrift verläugnet zwar die Schule nicht, der ſie angehört; aber ſie bewegt ſich innerhalb ihrer Grenzen, zum Theil vielleicht auch über dieſe Grenzen hinaus, mit ſolcher Freiheit, ſie läßt, ganz im Gegenſatze jener anmaßlichen Objectivität, die alles Subjective in der Reinheit des wiſſenſchaftlichen Gedankens aufzuzehren vorgiebt, eine zu geiſtreicher Eigenthümlichkeit ausgeprägte Subjectivität auf ſo heitere und ungezwungene Weiſe walten; ſie zeigt ſich endlich ſo durch und durch von dem reinen, durch keine Nebenforderungen oder Schulpedanterei getrübten Intereſſe für Kunſt und Schönheit beſeelt, daß wir verblendet ſeyn müßten, wenn wir nicht erkennen wollten, wie, was von philoſophiſcher Schule in ihr iſt, ihr in jeder Hinſicht nur zum Vortheil, in keiner zum Nachtheil gereicht.

Was dieſe Schrift vor den meiſten Producten ähnlichen Inhalts, die unſer Zeitalter in ſo anſehnlicher Menge erſcheinen läßt, auf das Rühmlichſte auszeichnet, iſt zuvörderſt, daß die Anſichten und Reflexionen über Kunſt, welche ſie enthält, im wahrſten und vollſten Sinne als erlebte, als das Erzeugniß und Reſultat eines von reiner Begeiſterung getriebenen, durchaus der Kunſt gewidmeten, und wenn auch ſeinem weſentlichen Charakter nach theoretiſchen, dennoch nach allen Seiten hin wahrhaft das Leben ausfüllenden Strebens erſcheinen. Der Verf. hat auf eine ungemein ſinnreiche, und ungeſuchte, als auch wieder mit kunſtvoller Abſichtlichkeit durchgeführte Weiſe, verſtanden, an einem biographiſchen Faden ſeine in die verſchiedenſten Gebiete der Kunſt ſich ergehenden Betrachtungen zuſammenzureihen, und ſo ſie recht eigentlich als Erlebniſſe (wenn man die Aeußerungen der Zueignung wörtlich nehmen wollte, nicht als ſeine eigenen, ſondern als die eines Freundes) darzuſtellen. Nicht als ob er in der jetzt ſo beliebten Manier (die wir übrigens nicht minder anerkennen) eine roman- oder novellenartige Erzählung zum Rahmen ſeiner kunſtphiloſophiſchen Abhandlungen gemacht hätte. Das Biographiſche in Hotho's Schrift hat ſelbſt nur das Kunſtſtreben zum Inhalte; es macht auch keine ſcheinbaren Anſprüche auf Selbſtſtändigkeit. Dagegen zieht es ſich durch die geſammte Darſtellung, als deren Träger und eigentliches Motiv hierdurch. Die ausführliche Kritik des Mozart'ſchen Don Juan, mit welcher das Werk beginnt, wird eben ſo in ſucceſſiv berichtender, aber dabei doch nicht etwa pſychologiſch analyſirender, ſondern in heiterem poetiſchem Schwunge ſich ergehender Erzählung als eine allmählig ſich entwickelnde, ausbreitende und in ſich ſelbſt vertiefende, und doch zuletzt, als es zur Enthüllung des Allerheiligſten kommen ſoll, ſtockende und ſich verwirrende Gedankenreihe vorgetragen, wie ſpäterhin die Beſchäftigung mit den italieniſchen und niederländiſchen Malerſchulen, mit den altdeutſchen Bauwerken, und mit den helleniſchen Sculpturwerken im brittiſchen Muſeum in raſchem Reiſefluge an uns vorübergeführt wird, oder wie zuletzt die großen Lebensfragen über Beſtimmung und Gehalt der Dichtkunſt als ſtreitende Mächte in dem eigenen Gemüth des Darſtellers auftreten und uns in dieſer Verkörperung ein menſchlich erhöhtes Intereſſe abzugewinnen wiſſen. Dieſe Geſtalt der Subjectivität, welche die kunſtphiloſophiſche Betrachtung bei unſerm Verf. angenommen hat, iſt aber nicht zu verwechſeln mit jener naiven Subjectivität, welche vorzüglich weiblichen, der Poeſie und Kunſt zugewandten Gemüthern ſo wohl anſteht, welche das eigene, empfindende und beſchauende Ich nur darum giebt, weil ſie das Ich von dem beſchauten und empfundenen Gegenſtande nicht zu trennen vermag. Vielmehr iſt es eine recht eigentlich männliche Subjectivität, nämlich eine ſolche, die ſichtlich aus Selbſtbeſchränkung, aus dem Bewußtſeyn über die ſubjective Bedingtheit des Gegebenen, und aus dem Willen, das ſolchergeſtalt Bedingte auch nur für das, wofür es ſich ſelbſt erkennt, zu geben, und nicht den Schein einer objectiven Vollendung und Geſchloſſenheit da zu erkünſteln, wo dem eigenen Bewußtſeyn des Verf.

zufolge nur das Streben nach der objectiven Wahrheit, aber nicht die abſolute Wahrheit ſelbſt vorhanden war, hervorgegangen iſt. Eine ſolche Geiſtesfreiheit muß doppelt erfreuen, wenn wir ſie bei einem Zögling jener Schule gewahren, die über alles Subjective ein ſo hartes Verdammungsurtheil auszuſprechen und ihre Jünger in dem Wahne zu beſtärken pflegte, als vermöchten ſie ihre zufälligen, individuellen Anſichten und Einfälle dadurch, daß ſie ſich in die Formeln ihrer Logik hineinzupaſſen wiſſen, zur objectiven, wiſſenſchaftlichen Wahrheit zu erheben.

Ueber den äſthetiſchen Inhalt und die kunſtphiloſophiſche Tendenz des Werkes in der Kürze zu berichten, iſt, wegen der Mannichfaltigkeit und Verſchiedenartigkeit des darin Gegebenen, nicht ganz leicht. Zwar ſcheint uns daſſelbe auch in Bezug auf die Wahl und Ordnung der darin behandelten Gegenſtände und die Art und Weiſe der einem jeden gewidmeten Behandlung keineswegs planlos. Wir ſind geneigt, Abſicht und beſonnene Ueberlegung darin zu erblicken, obgleich keine ausdrückliche Ankündigung uns deſſen verſichert, wenn das Ganze in drei Abtheilungen zerfällt, von welchen die erſte hauptſächlich der Muſik, die zweite der bildenden Kunſt, die dritte der Poeſie gewidmet iſt, wiewohl, bei der zwangloſen Haltung dieſer Mittheilungen, die Grenze nicht überall mit ängſtlicher Genauigkeit feſtgehalten wird. Der Verf. hat, wie es ſcheint, das ganze Gebiet der Kunſt, und zwar, irren wir nicht, ausdrücklich in dieſer Ordnung, die ſich ihm aus guten Gründen empfehlen mochte, nicht zwar in empiriſcher Vollſtändigkeit, aber doch in einer gewiſſen Vollſtändigkeit des Begriffs, zu durchlaufen geſucht. In der Tonkunſt war es ein unſterbliches Meiſterwerk, welches ſeinen Blick ausſchließlich feſſelte. Und in der That, kann die Muſik, als die innerlichſte und abſtracteſte, als die gleichſam ſtoffloſe und außerordentliche der Künſte, am leichteſten unter den übrigen zu dem Verſuche einladen, im Einzelnen das Ganze, in einem beſondern Werke ihr ganzes Weſen und Selbſt zu erfaſſen und zu erkennen. Freilich wird ſich bei ſolchem Verſuche alsbald der Widerſpruch hervorthun, daß eben wegen dieſer Innerlichkeit das eigentliche Weſen dieſer Kunſt für die theoretiſche Betrachtung mehr oder weniger unzugänglich erſcheint. So ſehen wir denn auch hier unſern Verf., nachdem er ſich auf eine ſehr anziehende und gewiß nicht erfolgloſe Weiſe bemüht hat, durch beredte Schilderung der Charaktere und der dramatiſchen Handlung des Don Juan den Geiſt dieſer Oper auf dem Wege reproductiver Kritik vor Augen zu ſtellen, und durch eine philoſophiſche Analyſe des poetiſch-muſikaliſchen Inhaltes der übrigen Mozart'ſchen und der Gluck'ſchen Opern das künſtleriſche und kunſtgeſchichtliche Verhältniß jener erſten zu dieſen zum Verſtändniß zu bringen, — wir ſehen ihn nach ſo ſchön gelungenen Beſtrebungen mit dem Geſtändniſſe ſchließen, wie er zuletzt doch jenen Weg kritiſcher Darſtellung, wenn nicht fruchtlos, doch unzulänglich befunden, wie er ſodann auf dem Wege techniſcher Kunſttheorie tiefer in das eigentliche Weſen der Schönheit jenes Werkes einzudringen, und, worin dieſe Schönheit beſtehe, zur Klarheit des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns zu bringen verſucht habe, wie aber auch dieſer Verſuch mißlungen ſey', und er ſich habe bekennen müſſen, daß der eigentlich ſubſtantielle, äſthetiſche Gehalt jedes wahrhaften Kunſtwerkes der rein theoretiſchen Betrachtung doch ſtets entfliehe und durch ſie ſich feſthalten oder ausdrücken zu laſſen verſchmähe. Gewiß ein merkwürdiges Geſtändniß aus dem Munde eines Philoſophen der Hegel'ſchen Schule! Um ſo merkwürdiger, als das vorliegende Buch unwiderſprechlich zeigt, daß Hr. Hotho nicht leichtſinnig oder in einer vorübergehenden Stimmung aufbrauſender Ungeduld ſeinen frühern Glauben aufgegeben und mit einem andern vertauſcht hat, ſondern in Folge eines ernſten, tüchtigen und redlichen Strebens, mit klar überſchauender Beſonnenheit und umfaſſender, gediegener Kenntniß und Anſchauung der wirklichen geſchichtlich vorhandenen Kunſt. — Der bildenden Kunſt widmet die zweite Abtheilung eine mehr ſummariſche, die Geſchichte dieſer Kunſt und ihrer einzelnen Zweige und Schulen in kurzen, prägnanten und anſchauungsreichen Zügen durchlaufende Betrachtung; auch hierin entſprechend der Natur dieſes Kunſtgebietes in ſeinem Gegenſatze zu dem muſikaliſchen, da die bildende Kunſt die Breite des Weltweſens und ſeiner äußern Erſcheinung in ſich aufnimmt, und von dem, der ſie verſtehen lernen will, vor allem Andern offene Sinne und die gewandte Fähigkeit, ſich an das äußere-bunte Daſeyn hinzugeben, ohne doch darin ſich zu verlieren, verlangt. — Die dritte Abtheilung ſteht in ihrer Darſtellungsweiſe gewiſſermaßen zwiſchen den beiden erſten in der Mitte, oder gleicht ihren Gegenſatz zu einer neuen, die Elemente jener beiden in ſich vereinigenden Geſtaltung aus; gleichwie auch die Poeſie, welche ſie zum Gegenſtande hat, das dritte vermittelnde Glied zu dem Gegenſatze der Muſik und der Plaſtik bildet. Die Poeſie iſt es, welche unter den übrigen Künſten am meiſten die ſpeculativen Probleme des Daſeyns uns zum ausdrücklichen Bewußtſeyn bringt; und ſo ſteigert ſich denn auch die Betrachtung des Verf. hier zu der ausdrücklichen Verhandlung einer Lebensfrage, von der man wohl ſieht, daß ſie recht eigentlich den Angelpunkt ſeiner philoſophiſch-äſthetiſchen Bildung ausgemacht hat. Es iſt die Frage nach dem Verhältniß der Poeſie und mit ihr aller Kunſt und Idealſchönheit zur Wirklichkeit und deren ſittlichen Forderungen: auf der einen Seite ſteht hier die unbedingte Apotheoſe der Poeſie und Kunſtſchönheit, als deren dichteriſchen Herold der Verf. vor Allen Ludwig Tieck, als deren philoſophiſchen er (ob ganz mit Recht?) Solger einführt; jenes Princip der Ironie, welches mit genialem Uebermuthe die gemeine Wirklichkeit und ihre Rechte niedertritt und uns, aller Pflichten entbunden, auf den Flügeln der Phantaſie in das ſchöne Wunderland leicht und mühelos emporzuheben verſpricht; auf der andern ſteht der ſittliche Ernſt des ſpeculativen Gedankens, wie dieſer dem Verf. verkörpert und Menſch geworden in der Perſon ſeines großen Lehrers Hegel entgegengetreten iſt. Den Kampf dieſer Principien ſtellt uns der Verf. in einer Skizze der deutſchen Literaturgeſchichte ſeit dem 17ten Jahrhunderte dar: er ſchildert hier mit geiſtreichen Zügen das allmählige Auftauchen der Dichtkunſt aus der philiſterhaften Proſa des deutſchen Bürgerledens, unter der ſie auch während dieſes Zeitraums noch ſo lange gebunden lag, und die allmählige Steigerung des künſtleriſchen, genialen Selbſtbewußtſeyns bis zu jener revolutionairen Höhe erſt der ſogenannten Sturm- und Drangperiode, dann des Schlegel-Tieckſchen Kreiſes. Den Gegenſaz dazu läßt er mehr ahnen, als daß er ihn des Breiteren entwickelte: er bedient ſich dazu des indirecten Mittels einer Schilderung von Hegels Perſönlichkeit, und des Eindrucks, den dieſe auf ihn gemacht. Es gehört dieſe Schilderung, zu welcher der Verf. wegen ſeines nähern perſönlichen Verhältniſſes zu dem berühmten Denker ſich vor Andern berufen glauben durfte, zu den intereſſanteſten Partien ſeines Werkes; Ref. ſeines Theils hält ſie vollkommen gelungen und in allen Stücken treffend; ſie veranſchaulicht ihm aufs Neue, wovon er freilich ſtets lebendig überzeugt war, wie nach allen Seiten hin die geniale Individualität des unvergeßlichen Mannes über ſein abſtractes Denken hinausging und auf eine Weiſe, von der freilich Manche ſeiner Schüler keine Ahnung zu haben ſcheinen, ſein Syſtem ergänzte. — Die letzte und höchſte Vermittelung der Gegenſätze ſcheint der Verf. in Goethe gefunden zu haben. Doch iſt der Schluß des Buches eben ſo wenig, wie irgend ein anderer Theil deſſelben, abſchließend, vielmehr einer unbegrenzten Fortführung und Steigerung der dargelegten Anſichten und Studien Raum gebend.

Der Styl des Verf. iſt fließend, reich an Wendungen und bezeichnenden Ausdrucksformen, kräftig und von edler Bildung. Einige hin und wieder noch zu auffallend hervortretende Spuren von Zwang und Künſtlichkeit wird gewiß die Zeit und eine länger und vielſeitiger fortgeſetzte Uebung tilgen. C. H. Weiße.

Feuilleton.

— Das Organ des deutſchen Buchhandels, redigirt von H. Burchhardt, enthält in ſeiner Nr. 24 einen Vorſchlag des Herrn Commiſſionsraths Gädicke zur Errichtung eines Nachdrucks-Recenſir-Comité's, der bei dem noch immer fühlbaren Mangel an ausreichenden Geſetzen gegen den Nachdruck alle Beherzigung verdient. Das in Vorſchlag gebrachte und von der Leipziger Börſendirection zu errichtende Comité ſoll an beſtimmten Orten Deutſchlands aus den erfahrenſten Buchhändlern niegeſetzt werden, die auf die erſcheinenden Nachdrücke zu vigiliren und bei verwickelten Fällen, wo es durch die Intriguen der Nachdrucker oft ſchwierig wird, das Verbrechen klar zu conſtatiren, die Sachlage zu beurtheilen haben. Jeder Buchhändler, dem etwas nachgedruckt wird, wendet ſich zuerſt an dies Comité um Unterſuchung und Vergleichung des Originals mit dem Nachdrucke, und das Comité giebt ihm, nach reiflicher Erwägung der Umſtände, entweder den Rath, von einem Prozeſſe abzulaſſen, oder ſtellt ihm ein Gutachten über alle unterſuchten Punkte, mit den Unterſchriften ſämmtlicher Mitglieder des Comité's aus, um damit bei der Obrigkeit des Nachdruckers ſein Recht weiter zu ſuchen. Es iſt kein Zweifel, daß ein ſolches Gutachten der Sachverſtändigen bei den Richtern von Eindruck werden muß, da ſich bisher ſo oft gezeigt hat, daß die Juriſten, aus

Unkenntniß der literariſchen Verhältniſſe und aus falſcher Herbeiziehung von Analogieen der Eigenthumsgeſetze, bei der Entſcheidung von Nachdrucks-Prozeſſen aus unrichtigen Geſichtspunkten verfahren ſind. Denn bei den meiſten Klagen dieſer Art, man ſollte es kaum glauben, iſt dem ſpitzbübiſchen Nachdrucker, der den Andern um ſeinen rechtmäßigen Beſitz geſchmälert, — Recht gegeben, und der Kläger in die Koſten verurtheilt worden. Zwar hat man allgemein angefangen, den Nachdruck für ein Verbrechen anzuſehn, wenn auch ein deutſcher Staat noch fortfährt, denſelben zu ſchützen, aber man verſieht es noch immer darin, daß man, auf die Unſicherheit der Idee eines geiſtigen Eigenthums ſich ſtützend, die materielle Seite eines literariſchen Beſitzes ſchärfer ins Auge zu faſſen verabſäumt. Etwas, das in andern Ländern das Umſichgreifen des Nachdrucks von ſelbſt verhindert, — die Nationalehre — iſt bei uns nicht in dem Maße vorhanden. Bei gewiſſen Dingen, die ein Gefühl für den allgemeinen Zuſtand erfordern, haben viele Deutſche gar keine Ehre im Leibe, ſie ſind nicht honett genug, um einen einzelnen Krämergewinn dem allgemeinen Beſten der Literatur aufzuopfern oder die geiſtige Beleidigung der Schriftſteller dabei nachzuempfinden, und daher kommt es, daß in keinem Lande auf ſo intriguante Weiſe nachgedruckt worden iſt, als in Deutſchland. Sollte aber endlich etwas Durchgreifendes gegen dieſe ſchleichende Peſt in der Literatur geſchehn, ſo vergeſſe man doch nicht, eine ganz neue Art des Nachdrucks zu berückſichtigen, die in letzter Zeit vielfältig aufgekommen iſt! Dies iſt der Nachdruck, der in literariſchen Beiblättern zu politiſchen Zeitungen, die das Beſte aus den andern deutſchen Journalen unmittelbar nach dem Erſcheinen herausdrucken, getrieben wird, worin ſich bekanntlich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung durch eine eben ſo verderbliche als bewundernswürdige Taktik auszeichnet. Mag es nach den Geſetzen erlaubt ſein, Blumenleſen von einzelnen Stellen zu veranſtalten: ein ſolches gänzlich aus Nachdruck zuſammengerafftes Beiblatt, wie das Frankf. Converſations-Bl., iſt keine Blumenleſe, da es nicht einzelne Stellen, ſondern ganze Aufſätze, ganze Novellen, ganze Abhandlungen aus andern Journalen nachdruckt. Bei der großen Bedeutung, welche die Journalliteratur in Deutſchland gewonnen, iſt es doppelt Noth, auch dieſe gegen die räuberiſchen Hände der Nachdrucker zu ſchützen! —

* * *

— Von der Revue du Nord, herausgegeben von R. O. Spazier und J. E. Boulet, liegen die drei erſten Hefte vor uns, die ſehr wenig Originalartikel und meiſtentheils Ueberſetzungen und Auszüge aus deutſchen Werken und Blättern, obwohl von ſehr geſchickter und planmäßig verfahrender Hand, enthalten. Nur zuweilen ſcheint es uns, als ob die Herausgeber nicht immer gleichmäßig mit dem gegenwärtigen literariſchen Treiben in Deutſchland au fait wären. So wird im Aprilhefte S. 301 bei Erwähnung eines der neuern jungen Schriftſteller von einer literariſchen Schule geſprochen, die ſich auf Jean Paul zurückführe und deren Oberhaupt jetzt gewiſſermaßen Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart ſei. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was dies für eine Schule ſein könne, da mir überhaupt kein einzelner Schriftſteller bekannt iſt, auf den das Signalement einer aus Jean Paul und Wolfgang Menzel gemiſchten Phyſiognomie anwendbar wäre. Weder hat Jean Paul eine poetiſche, noch Wolfgang Menzel eine kritiſche Schule geſtiftet, da das Wirken beider Männer zu ſehr in ihrer beſondern Individualität abgeſchloſſen liegt; und es iſt auch nicht nöthig, Schulen unter uns zu gründen. Mache jeder Schriftſteller ſeine Individualität, wenn er eine hat, entſchieden und original geltend; ſo wird ſich dadurch auch eine Gemeinſamkeit des Wirkens ſchon von ſelbſt einfinden und anknüpfen. Einflußreich iſt unter den neueren Kritikern Wolfgang Menzel vornehmlich deshalb geworden, weil er *ſeinen* eigenthümlichen Charakter überall offen und unverſtellt geltend zu machen gewußt hat. —

* * *

— In Nr. 89 der „**Allgemeinen Kirchenzeitung**" befindet ſich von Dr. **Bretſchneider** eine Beleuchtung mehrerer Stellen meiner „Madonna" (beſonders von S. 349, 351 u. 365 des Buches), die mich zu lebhaftem Dank veranlaßt und durch einige hiſtoriſche Berichtigungen zur Geſchichte des Katholizismus belehrend für mich geworden iſt. Während jenem Buche in dem proteſtantiſchen Berlin gerade von Seiten der frommen Leſer ſo vielfältiges Unrecht widerfahren iſt, daß mehrere darüber laut gewordene Stimmen faſt an die Hexenprozeſſe des Mittelalters erinnern, muß es mir wohlthun, wenn ein wahrhaft freiſinniger und hochwürdiger Geiſtlicher, wie Dr. Bretſchneider, meine Polemik gegen den Katholizismus und Pietismus unſerer Zeit ſeiner Aufmerkſamkeit und Interpretation für werth erachtet. Es iſt mir gleichgültig, was man mir perſönlich wegen eines Buches thut, in dem ich mir nur der lauterſten Tendenzen zur Emancipation der Zeitgeſinnung bewußt bin und das eine felſenfeſt moraliſche und chriſtliche Baſis hat. Wenn ich dies jetzt ſage, ſo geſchieht es nicht, um mich *weißzubrennen*, was ganz gegen meine Art wäre, ſondern ich kann überall auf das Buch ſelbſt verweiſen, wo ich bei Löſung der ſocialen und ethiſchen Fragen der Zeit auf die chriſtliche Grundlage des modernen Lebens zurückgegangen bin, hierin, wie ich glaube, einen eigenthümlichen Standpunct behauptend. Freilich iſt es nicht das Chriſtenthum der hengſtenbergiſch-evangeliſchen Kirchenzeitung, zu dem ich mich bekenne, da ich vielmehr den in Schaafskleidern einherſchleichenden Wolfsglauben jener Partei, die alle Andersdenkenden zerreißen möchte, für unchriſtlich anſehe; einer Partei, die damals bei den halliſchen Streitigkeiten die proteſtantiſche Lehrfreiheit ſo arg verletzen wollte, daß ſie ächt jeſuitiſch dem Staat die Abſetzung der andersdenkenden Religionslehrer inſinuirte! **Bretſchneider** erwarb ſich das Verdienſt, das finſtere Gelichter dieſer ſogenannten evangeliſchen Kirchenzeitung mit ſeinem ſtarken Arm zu bekämpfen, und unſere junge Generation thut wohl, dieſen Mann, der das kräftigſte Bewußtſein über die Tendenzen der Zeit mit einem tiefchriſtlichen Wirken ſeines Standes vereinigt, auf das Höchſte zu ehren. Wenn die Oppoſition in unſern Tagen mit Recht auch den geiſtlichen Stand nöthigen will, ſich vom Herkommen zu emancipiren und, um humaner und allgemein menſchlicher zu wirken, vorerſt die ſtolze Theokratie des ſchwarzen Rockes auszuziehn, ſo iſt es um ſo erquicklicher, das Bild eines Geiſtlichen zu ſehn, der, bei einer ſtrengen dogmatiſchen Grundlage, eine großartige Freiheit der Geſinnung und Lebensbewegung jederzeit gezeigt hat. —

* * *

— Neulich beſuchte mich der Kaiſerl. Ruſſiſche Staatsrath **Nicolai Gretſch** aus St. Petersburg, der ſich auf einem erneuten Ausfluge durch Deutſchland mehrere Tage in Berlin aufhielt. Er iſt einer der gründlichſten Kenner deutſcher Literatur in Rußland, obwohl dieſe Gründlichkeit freilich noch immer nicht viel beſagen will. Bei uns iſt Gretſch vornehmlich bekannt durch ſeinen Roman: „Ausflucht eines Ruſſen durch Deutſchland," ins Deutſche überſetzt von E. Eurot, mit welcher Ueberſetzung der Verfaſſer jedoch nicht zufrieden iſt. Sein neueſter Roman heißt: „die ſchwarze Frau," von welchem gegenwärtig unter Aufſicht des Verfaſſers eine franzöſiſche und engliſche Ueberſetzung in Petersburg angefertigt werden. Gegen den Geſchmack der hiſtoriſchen Romane, die in Rußland beſonders durch Bulgarin, Sagoskin und Andre, zum Theil als Nachahmungen Walter Scott's, in Mode gekommen, befindet ſich Gretſch in einer gewiſſen Oppoſition, und hat in ſeinen eigenen Arbeiten, namentlich in ſeiner neueſten, vorzugsweiſe idealiſtiſche und raiſonnirende Tendenzen, nach deutſchen Vorbildern dieſer Art, eingeſchlagen, obwohl es ihm dazu meiſtentheils an Tiefe der Reflexion und an productiver Phantaſie gebricht. Große Verdienſte hat ſich aber Gretſch um die ruſſiſche Literatur und Sprache durch ſeine Grammaire raisonnée de la langue russe und ſeinen „Abriß der ruſſiſchen Literaturgeſchichte" erworben. Er iſt gegenwärtig Redacteur der Nordiſchen Biene, und giebt außerdem eine Wochenſchrift: „der Sohn des Vaterlandes" heraus. —

* * *

— Das Berliner Muſeum hat ſich einiger neuen Acquiſitionen von großer Schönheit und Bedeutung zu erfreuen. Es ſind dies drei Gemälde, ein Murillos, ein Zurbaron und ein vorzügliches Bildniß von dem Pinſel, vielleicht des Gerard Dow. Das erſte ſtellt dar, wie der heilige Franciscus das Chriſtuskind entzückt zu ſich hinaufhebt, während von oben, gegenüber und vom Boden Engelskinder ihre Theilnahme an dieſer Handlung zu erkennen geben. Die Scene iſt freie, halbromantiſche Natur. Das Licht verbreitet ſich vom Kinde und dem Antlitz des Heiligen über die Umgebung, bis es den am Boden kauernden Engel mit dem tiefſten, obſchon ganz durchſichtigen Helldunkel umgiebt. Bei aller Harmonie des Tons iſt jedoch eine ſeltene und wohlthuende Mannigfaltigkeit des Lichts in ganzen Maſſen, und nach den Lokal-Gegenſtänden und -Verhältniſſen beſtimmt. Das Chriſtuskind iſt über alle Beſchreibung ſchön, und bei aller Friſche und vollkommener Lebendigkeit gleichſam ohne alle Materie gemalt. Ueberhaupt leuchten hier die Muſter, denen dieſer genialſte ſpaniſche Künſtler nachgeſtrebt hat, beſonders Titian in der Färbung, und Rubens in der Zeichnung, überraſchend hervor. Dieſes Bild füllt eine der empfindlichſten Lücken der hieſigen Gallerie auf das Glücklichſte. — Das Gemälde von Zurbaron läßt den melancholiſch-tief ſinnenden Spanier unmitelbar erkennen. Chriſtus, an eine Säule gebunden, entkleidet, vor ſeinen Füßen ein Bündel Ruthen, giebt ſich die Stellung, um gegeißelt zu werden. Die Trauer und den Zorn einer Welt, nicht eines Menſchen, wußte der Künſtler in der großen, erhaben-ſchönen und originellen Figur ſprechen zu laſſen. Die Ausführung kommt der Compoſition gleich. Sowohl die Modellirung aller Theile und Glieder, als auch das Fleiſch, und beſonders das Helldunkel ſind zu bewundern. — Das Bildniß, einen edeln Spanier in den mittlern Jahren vorſtellend, gehört zu den anziehendſten in der Gallerie; nicht nur wegen des ſprechenden Ausdrucks der Phyſiognomie, worin Gutmüthigkeit, Jovialität und komiſche Selbſtzufriedenheit den Beſchauer in eine luſtige Stimmung verſetzen, ſondern auch wegen der meiſterhaften Behandlung in Farbe und Modellirung des Einzelnen. Man findet dieſes Portrait in dem Compartiment der Rubens, ſo wie die Spanier unter dem Caravaggio's. Dem unermüdlichen Beſtreben und Eifer des Herrn Dr. Waagen iſt die Veranlaſſung zu dieſen Acquiſitionen zu verdanken. Wir erwarten endlich recht bald ein drittes Bild eines Spaniers, eine Madonna darſtellend, welches ſich bereits hier befindet, ſo wie die ſo lange vermißte Leda des Corregio, von der geſchickten Hand des Reſtaurators, Herrn Schleſinger, neu hergeſtellt, in der Reihe der Bilder unſerer Gallerie zu erblicken. G.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Literariſcher Zodiacus.

September, 1835.

Etwas über Wilhelm von Humboldt,

geſprochen in der öffentlichen Sitzung der k. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften am 9. Juli 1835 *).

Von A. Böckh.

Litteratur und Wiſſenſchaft haben in der letzten Zeit in raſcher Folge ſo viele und unerſetzliche Verluſte erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf dieſem Gebiete unwillkührlich die öfter ausgeſprochene Betrachtung ſich aufdrängen mußte, die herrlichen Geiſter, welche den jetzigen Stand unſerer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befeſtigt haben, und an deren mächtiger Kraft ſich unſer Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirkſamkeit ſo plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geſchlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindeſtens zur Hoffnung derſelben erſtarkt ſei, eine Kluft zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.

Der Freiherr Wilhelm von Humboldt, welcher unſerer Akademie, unſerem Staate, der geſammten gebildeten Welt vor kaum drei Monaten entriſſen worden, hatte unter jenen Helden auf dem Felde der Wiſſenſchaft und des ganzen geiſtigen Lebens keine geringere Stelle als im Staat errungen; bei ſeinem Grabe öffnete ſich von Neuem jene beklagenswerthe Kluft: wer unter uns Lebenden berechtigte ſchon jetzt oder ließe hoffen, als ſein Nachfolger und Erſatzmann zu gelten für das laufende oder das folgende Menſchenalter? Geſetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche er in ſeiner Perſon vereinigte, könnten einzeln mit demſelben oder ähnlichem Glück verfolgt, und ſo was er

---

*) Auf Verlangen mitgetheilt von dem Verfaſſer.

zu ſeinem Ziel geſtellt, fortgeſetzt, vielleicht auch in Kleinigkeiten noch vollſtändiger erreicht werden, weil die neuen Arbeiter jeglicher ſich auf einen kleinern Theil des geiſtigen Gebietes beſchränkten und dieſes bis ins Beſonderſte zu vollenden ſuchten: wiewohl Humboldt von den umfaſſendſten und allgemeinſten Anſichten mit ſeltner Hingebung und Geduld bis in die geringſten und feinſten Einzelheiten hinabſtieg, und gerade dieſes mit zu ſeiner Eigenthümlichkeit gehörte, daß er aus der Geſammtheit des unzähligen Mannigfaltigen den allgemeinen Gedanken hervorbildete, und ebenſo dieſen wieder bis in das Beſonderſte organiſch gliederte, den geſammten Stoff, welcher für andere todt da lag, mit Leben und Geiſt durchdrang, befruchtete und beſeelte: doch geſetzt auch, ſage ich, die Richtungen, welche er verband, würden in ihrer Trennung nicht ohne Glück verfolgt, ſo wird doch die große Perſönlichkeit nicht wieder hergeſtellt, welche den vielſeitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarſte Wechſelwirkung verſchiedener und gewiſſermaßen entgegengeſetzter Thätigkeiten auf einander möglich wurde. Wenn der eine die Logik, der andere die Poetik oder Rhetorik, der dritte die Politik oder Erziehungslehre, der vierte die Thiergeſchichte oder die Anatomie oder die Meteorologie vortrefflich behandelt und weiter fördert, ſo ſchreiten zwar die Wiſſenſchaften für ſich fort, aber alle dieſe einzelnen wiſſenſchaftlichen Männer geben uns nicht den Geiſt des Stagiriten wieder, in welchem das Geſammte des menſchlichen Wiſſens begriffsmäßig geſtaltet ſeinen Mittelpunkt gefunden hatte, während die bedeutendſten Vertreter einzelner Lehren doch immer nur als Punkte in der Peripherie ſtehen: hier fehlt die gegenſeitige Beleuchtung, welche der eine Theil des Erkennens dem andern zuwirft, und das Großartige, welches eben darin liegt, daß in dieſem Einen Geiſte unendlich viele Strahlen des Wiſſens als in Einem Brennpunkte zu dem ſtärkſten Lichte verſammelt und in die Monas einer einfachen Seele gleichſam zu unendlicher Dichtigkeit zuſammengedrängt ſind. Daſſelbe wendet ſich ohne weitere Ausführung von ſelber an auf die Verbindung der Thätigkeiten des Staatsmannes und Gelehrten, eine Verbindung, deren Wichtigkeit um ſo mehr einleuchtet, je mehr die gewöhnliche Geſchäftsthätigkeit für idealere Betrachtung, und wiſſenſchaftliches Leben für den Betrieb öffentlicher Geſchäfte abſtumpft. Wenn nun freilich letztere Vereinigung heutzutage nicht mehr in demſelben Grade wie ehemals unſtatthaft ſcheint, weil das wiſſenſchaftliche Erkennen aus früherer Abgeſchiedenheit herausgetreten iſt und ſich dem Kampfplatze des Lebens genähert hat, die Staaten aber empfänglicher für die Herrſchaft des Gedankens geworden ſind; worin wir einen weſentlichen Fortſchritt des menſchlichen Geſchlechts finden zu dürfen glauben: ſo hat in neuern Zeiten doch ſchwerlich irgend einer die öffentlichen Verhältniſſe zugleich und die Wiſſenſchaft mit ſolcher Größe des Geiſtes und ſolchem Geſchick gehandhabt als Wilhelm von Humboldt. Er war, wie wir alle wiſſen, nicht etwa bloß das, was man einen tüchtigen Geſchäftsmann nennt, der nur einer ſehr untergeordneten Einſicht als Staatsmann gilt: obgleich er wie in der Wiſſenſchaft, ſo in ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit auch dem Kleinen und Beſondern Genauigkeit und Sorgfalt widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann, und wir wagen es zu ſagen, und es wird in den verſchiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verſtanden werden, er war ein Staatsmann von Perikleiſcher Hoheit des Sinnes. In der Wiſſenſchaft zeigte er, wie viele Seiten und Theile derſelben er auch in ſich verknüpfte, nirgends ſich etwa nur als vornehmen Liebhaber, noch fand man etwa den gewöhnlichen Fachgelehrten, ſondern das Freie, Leichte und Zwangloſe des erſtern, der nur zu eigener Ergötzung ſich mit der Wiſſenſchaft beſchäftigt, und die Gründlichkeit und Ausdauer des letztern; und überall unverwandt den Blick auf das Edlere und wahrhaft Menſchliche, und dadurch ſein ganzes Erkennen geläutert und zum Idealen erhoben. Philoſophie und Poeſie, Redekunſt, geſchichtliche, philologiſche, linguiſtiſche Gelehrſamkeit waren in ihm zu einer durch keinen Mißklang geſtörten

Harmonie, und zu jenem wunderbaren Ebenmaß verſchmolzen, welches das Gepräge der beſonnenſten Meiſterſchaft iſt. Klarheit und Tiefe, hoher Verſtand und eindringender Scharfſinn und lebendige Einbildungskraft, Würde und Anmuth, Bewältigung eines ungeheuern mit unermüdlichem Fleiße zuſammengebrachten Stoffes, der mit ſtrenger Technik für den Gedanken verarbeitet iſt, und wieder der feinſte Geſchmack und ein zarter Sinn für vollendete Kunſtform, mit Gewandtheit und antiker Plaſtik der Darſtellung, geben ſeinen Werken eben ſo ſehr dauernden Werth als eigenthümlichen Reiz. Genährt durch das claſſiſche Alterthum blieb er dieſem ſtets mit gleicher Liebe und Bewunderung zugewandt; ſeine reifere Jugend griff ein in die Alles damals belebenden dichteriſchen, äſthetiſchen und ſpeculativen Richtungen der großen Bildner unſerer Litteratur und Philoſophie: aber wie Platons frühere dichteriſche Studien auch über ſeine ſpäteren philoſophiſchen Werke einen wundervollen Glanz verbreiten, ſo verklärt Humboldt's nachmalige Forſchungen über die Sprachen der geſammten Menſchheit, in welchen er den ganzen Erdkreis in dieſer Beziehung umſpannend, früher kaum Geahnetes in einem Maße leiſtete, welches die Kraft des Einzelnen zu überſteigen ſcheint, die Glorie einer von dem Urbilde der Schönheit urſprünglich erfüllten Seele. Dieſen Studien hat er neben erheiternden Poeſien bis an das Ende ſeines Lebens mit einer ſchöpferiſchen Kraft gelebt, die ſelbſt von großer Körperſchwäche nicht überwältigt werden konnte; und das letzte Werk hat er der Akademie, welcher er ſtets ſeine regſte Theilnahme gönnte, als ein theures Vermächtniß zurückgelaſſen. Nur als Einleitung zu dem, was hiervon heute mitgetheilt werden ſoll, ſpreche ich dieſe Worte; einer ſpätern Verſammlung bleibt es vorbehalten, die akademiſche Pflicht gegen das Andenken des großen Mannes in einer ausführlichern Darſtellung zu erfüllen. Das Werk, von welchem ich rede, und deſſen Beſorgung für den Druck der Verewigte dem Hrn. Dr. Buſchmann übertragen hat, führt den Titel: Ueber die Kawi-Sprache auf der Inſel Java. Es beſteht aus drei Büchern und einer Einleitung, welche den zweiten Band der Schriften der Akademie aus dem Jahre 1832 bilden werden; zugleich wird die Einleitung noch einzeln erſcheinen. Das erſte, bereits gedruckte Buch, neun und dreißig Bogen ſtark, handelt über die Verbindungen zwiſchen Indien und Java, und enthält eine große Anzahl Unterſuchungen über Urſprung, Geſchichte, Sprache, Religion, Mythologie, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inſchriften, Sitten und Zuſtände der Javaner, und über den Indiſchen Einfluß auf dieſelben, namentlich in Beziehung auch auf den Buddhismus. Das zweite Buch giebt die Grammatik der Kawi-Sprache aus dem in Raffle's Geſchichte von Java abgedruckten Theile des Kawi-Gedichtes Brata-Yuddha, überall im Vergleich mit der Grammatik der übrigen Sprachen des Malayiſchen Stammes, unter welchem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inſeln des großen ſüdlichen Oceans zuſammengefaßt werden, deren Sprachen mit der im engern Sinne Malayiſch genannten auf Malacca zu einem und demſelben Stamme gehören. Dieſes Buch wird etwa vierzig Druckbogen einnehmen. Das dritte, ungefähr zwanzig Bogen ſtark, geht näher ein auf die Grammatik mehrerer Malayiſchen Sprachen, der Madekaſſiſchen, Tagaliſchen, Tongitiſchen, Tahitiſchen, Neuſeeländiſchen und anderer, und ſchließlich auf die Sprachen der Auſtral-Neger. Die auf etwa funfzig Druckbogen angeſchlagene Einleitung betrachtet die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts: hier hat der Verewigte die Grundzüge ſeiner Anſichten über die Sprache zuſammengefaßt. Mit der Leſung eines Bruchſtückes aus dieſer Einleitung wird die heutige Sitzung würdig beſchloſſen werden.

Wilhelm von Humboldt war unter ſeinen Zeitgenoſſen derjenige, welcher die meiſten Sprachen grammatiſch ſtudirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er ſo, als wäre ſie der einzige Gegenſtand ſeiner Forſchungen geweſen, widmete jeder die Aufmerkſamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur ſich herabſenkt. Er war zugleich der, welcher den Zuſammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geiſtige Bildung der Menſchheit am ſinnigſten und lichtvollſten beſtimmte. Das hinterlaſſene Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geiſt die zerſtreuten Quellen des Wiſſens zuſammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Anſichten ſchöpfen, und den verſchiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Geſetzen der Intelligenz beherrſchend unterwerfen kann.

Schweizerwanderungen.

Von

K. L. von Knebel*).

1.

Maria Einſiedel.

— Dein denk' ich hier und überall! Ich habe lange nicht geſchrieben. Mein Herz war zu voll. Alles auf der Stelle wiederzuerzählen, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren. Auch dieſe müſſen ſich erſt brechen in der Atmoſphäre unſerer Vorſtellungsart, und erhalten dadurch den Reiz ihres Lichtes für Andere.

Könnte ich davon die beſten Strahlen Dir zuſchicken! —

Von Maria Einſiedel werd' ich Dir öfters noch erzählen. Dies iſt ein Ort für Liebende und Betrübte. Die katholiſche Religion erſcheint hier in Allem, was ſie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das ſtille andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menſchen aus allen Orten, die hier gleichſam wie in einem See der Andacht zuſammenfließen. Jeder trägt, das ſieht man, wenigſtens Eines Jahres Schuld auf dem Herzen. Und dann der Ort, die ſchöne Wüſte, das prächtige religiöſe Gebäude, der Reichthum, die Feier und Pracht des Innern, die Demuth und gänzliche Hingebung der Zuſammenkommenden, ihr Beten, ihr Knieen, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr ſicherer Glaube; — das Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgeſtellt, immer herrlich, ſchön, Glanz- und Liebeſtrahlend, mit dem ſüßen Bild der Liebe und

---

*) Aus dem noch im Laufe dieſes Jahres erſcheinenden dritten Bande ſeines Nachlaſſes.

Unſchuld in ihren Armen; — in der Mitte des Tempels eine von ſchwarz und weißem Marmor erbaute Kapelle, voll unſichtbarer, verſchwiegener Heiligthümer, bei Tag und bei Nacht erhellt, voll Geſang und Gebet; — das ſind Dinge, die den roheſten Sinn treffen mögen, die da machen, daß Ein Geiſt der Andacht, Herzinnigkeit und Feier über Aller Sinnen ausgegoſſen zu ſein ſcheint. Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle und finden ſich unwürdig hineinzugehen; Andere knieen an der Thür oder auf dem Vortritt, ſie liegen ruhig zu Schaaren da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzuſehen; — indeß ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Thoren ſelbſt iſt, an deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerſtreut liegen. Auf dem Platze vor der Kirche iſt ein Brunnen von Marmor mit dem ſchönen Bildniſſe der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Waſſer Weiber und Mädchen die Füße baden, weil ſie ihm eine wunderthätige Kraft zuſchreiben.

Die Schätze und Reichthümer dieſer Kirche ſind unzählige. Perlen und Edelſteine, und dieſe in beträchtlicher Größe, ſieht man in unglaublicher Anzahl. Dabei ſcheinen alle dieſe Schätze nur mit geringer Sorge und ohne Aengſtlichkeit verwahrt, obgleich täglich einige tauſend Fremde, von allen Seiten der Berge, aus Frankreich, Oeſterreich, Italien u. ſ. w., dahinkommen, welche ohne Druck, ohne Nachfrage, ohne einen Schatten von Intoleranz, ſich daſelbſt bewegen und auf Verlangen Alles beſehen können.

Das Bild des heiligen *Meinradus*, des Stifters dieſer Einſiedelei, der aus dem Hauſe Zollern war, hat mir unter dieſen Schätzen am meiſten gefallen. Es iſt ein vorzüglich ſchöner bedeutender Kopf, ein Mann, der gewiß große Weltkenntniſſe hatte. Sein Leben endigte ſich, wie das vom Niklas von der Flüe, in der Einſamkeit. Er wurde auf der Stelle, wo jetzt die marmorne Kapelle ſteht, und wo vordem ſeine Einſiedelei ſich befand, von Räubern, die Geld bei ihm vermutheten, erſchlagen. Man ſagt, zwei Raben hätten dieſe Mörder verfolgt, ſo lange, bis ſie entdeckt worden, und dieſe Raben ſieht man jetzt in dem Wappen der Abtei. —

2.

Tell's-Kapelle.

— Von Schwiz ging ich Mittags elf Uhr weg. Es war ſchön, aber im Thale ſehr heiß. Voll Anmuth iſt die Gegend bis Brunnen, das eine Stunde von Schwiz liegt. Hier waren wir am Vierwaldſtätter-See. Merkwürdig that ſich die Gegend vor mir auf. Himmel und Waſſer hatten nur Eine Farbe, überall mit den ungeheuerſten Bergen umſchloſſen. Mit Freuden ſtieg ich zu Schiffe, nachdem ich vorher noch wenigen ſchlechten Wein vor dem Hauſe getrunken, und meine Schiffsleute waren auch munter. Sie unterhielten mich die ganze Fahrt durch mit mancherlei fabelhaften und wahren Geſchichten, von denen überhaupt der muntere Geiſt dieſes Volkes voll iſt; — ich hatte aber mehr Luſt, die wirklich fabel- und mährchenhafte Natur hier anzuſehen, und achtete alſo wenig auf ihre Geſchichtchen, zumal da ich ihre Sprache kaum zur Hälfte verſtand. Wie in Arioſto's Zaubernatur, oder in Ulyſſens wunderſamen Erzählungen fuhr ich gleichſam in Gegenden einer andern Welt. Dichter und Maler mögen hier den Pinſel niederlegen!

Wir landeten an dem berühmten Berg Im Gründli genannt, wo die bekannten drei Schweizerhelden den Bund der Freiheit errichteten. Man ſteigt eine kleine blumichte Anhöhe hinauf, und kommt zu den drei Quellen, die unter den Händen der den Bundeseid ſchwörenden Helden entſprungen ſein ſollen. Es ſind aber der Quellen mehrere da, unter dem lieblichſten Schatten, wo uns der einzige Bauer, der hier wohnt, gar freundlich mit köſtlicher Milch bewirthete. Ich verließ dieſen Ort, um weiter gegenüber, nach Flüelen zu, an Tell's-Kapelle vorzufahren. Wir ſahen ſie ſchon von Weitem, und das Herz ſchlug mir. So einſam ehrwürdig, mit dem kleinen Glockenthürmchen, dicht am Rande des See's, und am Fuße der ſteilſten, höchſten, aber doch ſchön umlaubten Berge! Die Kapelle ſelbſt iſt ein offenes, kleines, von wenigen ſchlechten Säulen unterſtütztes Gebäude. Wir ſuchten von Weitem durch's Perſpectiv etwas von den an den innern Wänden deſſelben angemalten Geſchichten zu errathen. Sie ſind nicht ſonderlich. Einige davon, ſagten mir die Schiffer, ſtellten die Murtener und Sempacher Schlacht vor. Auch ſieht man Tell und ſeinen Knaben, ihn, in einem gelben ſchwarzaufgeſchlitzten Wams und Hoſen. Nachdem ich, zu den vielen, auch meinen Namen in der Kapelle angeſchrieben, fuhren wir weiter, und kamen Abends vier Uhr nach Flüelen, von wo ich ſogleich zu Fuß weiter nach Alldorf, dem Hauptflecken im Canton Uri, in Zeit von einer Stunde kam. —

3.

Am Stäg.

— Der Weg von Alldorf hieher bildet ein erhabenes, bald engeres, bald weiteres Bergthal. Zur Rechten rauſcht die von Schneewaſſer angeſchwollene Reuß, in deren kalten Fluthen ich noch geſtern meine erhitzten Glieder zu großer Erquickung badete. Das Thal iſt anmuthig mit Büſchen und Bäumen umſteckt und durchwunden. Die Leute treu, fromm und bieder, wie ihre Felſen. Abwechſelnde Scenen von Ruh und Genuß, von himmelragenden Bergen und Felſen, und Verheerungen, welche die wilde gewaltſame Reuß angerichtet. Sie rauſcht mit lärmendem Getöſe unaufhörlich über ihr gleichſam mit Granit und Marmor gepflaſtertes Bett.

Schöne Kaskaden ſtürzen aller Orten von den aufgeſchwollenen Schneebächen der hohen Berge herab, und ſcheinen öfters in der Ferne von den Gipfeln derſelben wie ein weißes Tuch herabzuhängen. Und von den Felſen erſchallt hier und dort das Echo.

Im Vorbeigehen vor mehreren dort einzeln zerſtreuten Häuſern macht' ich auch die Bemerkung, daß die Hunde, die wir antrafen, faſt gar nicht bellten, noch weniger die Reiſenden, wie bei uns, anſielen. Iſt dies der Charakter der Einſamkeit, Ruhe und Sicherheit, der ſich hier auch den Thieren mittheilt? Auch Cook hat, ſo viel ich mich erinnere, ſchon die Bemerkung gemacht, daß die Hunde in Neuſeeland nicht bellen. —

Dieſen Nachmittag verſucht' ich's, einen der nahen hohen Berge, die gegen das Bündner-Land zu liegen, zu beſteigen. Ich war mit vielem Eifer und Leichtigkeit eine Stunde lang geklettert, und konnte noch nicht ſonderlich zu meinem Endzweck gelangen. Eine lange Alpmatt fand ich jetzt, wo wieder eine neue Colonie von Menſchen wohnte. Ich erſtaunte ſehr, als ich an einer dieſer ſchlechten Hütten vorbeiging, und ein Junge, mit dem ich mich eine Strecke lang unterhielt, mir ſagte: hier wohne ein Rathsherr! — Seitdem bin ich es aber mehr gewohnt worden, den Rathsherr und den Bauer in Einer Perſon zu finden, und ich habe nicht Urſache gehabt, zu vermuthen, daß der Rath unter Dem verlieren möchte, was etwa zum Herrn, nach unſern Begriffen, fehlen ſollte. —

4.

Bern.

— Ich dächte, Du ſollteſt es ſo müde werden, als ich es bald geworden bin, immer nur von Gegenden und Gegenden zu hören. Ich will Dir alſo den Fortgang meiner Spazierreiſe nur ſummariſch erzählen, und Dich hier und da auf einzelne Plätze aufmerkſam machen. Ich verließ das böſe Lager von Oberwald, nachdem ich vorher einige Kryſtallen und Gemshörner der Seltenheit wegen eingekauft hatte, und ſtieg ſogleich am andern Morgen geradezu den Grimſel wieder hinauf. Dies iſt ein Weg von drei raſtloſen Stunden, wo man meiſt wie an einer Treppe hinaufſteigt. Unten zirpten und ſprangen die muthwilligen Heuſchrecken auf dem trocknen Gras, der Wald wurde kühler, die Stämme nach gerade kleiner und ſeltener, endlich erſchienen zerſtreute Wachholder- und Schwarzbeeren-Büſche, dann kam die Alproſe in niedern roſenrothen Sträuchern, zuletzt nur einige Glockenblümchen und dünnes Gras, bis wir in die Gegend der ſcharfen Winde, leichten Nebel und des Schnee's gelangten; dies Alles in einer Zeit von beinahe vier Stunden.

Wir ſtiegen herzhaft, und nun geht die felſigte kahle Plattform noch drei Stunden bis Hospital (im Bernerlande) fort. Man ſteigt dahin die ſteilen Felſen hinab, und ſieht die nackten unwirthbaren Berge in einem weiten Keſſel umherliegen, von welchen ſich die Aar herunterſtürzt. Man iſt hier noch immer wie in einem Lande der Manen oder abgeſchiedenen Seelen; die fruchtbringende Natur iſt kalt, die Teiche und kleinen Seen haben keine Fiſche, ſchmales Gras und dünne Pflanzen wachſen an den Ufern. Ich hielt hier mein Mittagsmahl, und begab mich Nachmittags noch vier Stunden weiter, nach Gutthannen. Der Himmel war heiter und ſchön, und die Gegend iſt äußerſt intereſſant. Ich ging über Brücken, die an Kühnheit der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und ſah das Loch auf einem der höchſten Gipfel, welches durch die Zuſammenſtellung zweier Felſen einen Anblick bildet, als ſei eine Kanonenkugel mitten hindurchgeſchoſſen, und das, zu gewiſſen Zeiten, wenn gerade die Sonne dieſelbe Linie trifft, einen ganz ſonderbaren Effekt machen ſoll.

In Gutthannen kam ich in dem Quartier, das ich genommen, unter eine angenehme Familie. Sechs oder ſieben Töchter im Hauſe, von ächtem Schweizerkern und voller, doch zierlicher Bildung, froh und ſchalkhaft, bei wohlhabenden guten Eltern. Sie waren eben beſchäftigt, Käſe zu machen, und hatten ſich deshalb insgeſammt am Feuerheerde in der Küche um den großen Keſſel verſammelt. Ich bat ſie, mir dies Geheimniß auch mitzutheilen, und mich in ihrer Kunſt zu unterrichten. Der Alte that es mit vieler Munterkeit; mir wurde ein Stuhl herbeigeholt, um zu ſitzen, und die Mädchen ſcherzten am Heerd und in den Ecken mit derjenigen frohen Beſcheidenheit oder beſcheidenen Fröhlichkeit, welche die ſchönſte Zierde der Jugend iſt. Ich wurde hier an Leib und Seele gut unterhalten, und hatte noch außerdem mein Wohlgefallen an der zierlichen Tracht der Mädchen, die ihnen gar wohl ſteht, zu der meiſt graciöſen, längeren und volleren Geſtalt, die ſie haben. Sie tragen die Haare zu beiden Seiten wohlgeſcheitelt, mit zwei hinterwärts geflochtenen Zöpfen, und ohne weitern Kopfputz. Bei Trauer ſchlagen ſie die Zöpfe auf. Uebrigens haben ſie hoch, bis unter die Bruſt aufgeſchürzte Röcke, von grauem leichtem Zeug, und das Mieder mit einigen ſchwarzſammetnen Bändern verziert, was ihnen Alles gar wohl ſteht.

Den andern Morgen gerieth ich in eine eigenthümliche Verlegenheit. Ich wollte aufbrechen, und es war Niemand da, mein Gepäck zu tragen. Die älteſte Tochter vom Hauſe, ein Mädchen von neunzehn Jahren, entſchloß ſich endlich, die Laſt auf ſich zu nehmen, und mich weiter zu führen. Dies war meiner Achtung für ſie ein ſchwerer Kampf, und ſo lieb mir ihre Begleitung war, ſo hätte ich lieber die Laſt zweimal ſo gern getragen, wenn es ſich für mich hätte ſchicken wollen. Als ſie meine Verlegenheit merkte, machte ſie einen Scherz daraus, und nahm den Mantelſack leicht auf ihren Kopf und ging ſo weiter. Es war mir, als wenn ich in Begleitung einer vornehmen Dame ging, und ich ſuchte die Honneurs und Unterhaltung der Reiſe zu machen, ſo gut ich konnte. Auch von ihrer Seite fehlte es nicht an Artigkeiten, ſie ſang mir manches hübſche Schweizerliedchen und that hin und wieder herzige und neugierige Fragen, die mich beluſtigten. Beſonders wollte ſie Nachrichten von dem Lande haben, wo ich her wäre, und konnte nicht begreifen, daß ich die ſchönen Ebenen mit den wüſten Bergen hätte vertauſchen können.

Wir kamen nach Imhof. Es ſind wenige zerſtreute Häuſer in einem lieblichen Grunde, ungefähr eine Stunde von Meyringen, wohin ich nach dem Eſſen zu Fuß ging. Der Pfarrer, den ich in Meyringen beſuchte, machte mir Abends den Gegenbeſuch in Imhof, und da das Thal unendlich lieblich iſt, der Tag warm war, und mein Geiſtlicher ein vernünftiger, unterrichteter Mann, ſo hielten wir hier manche philoſophiſche Unterredung, vor der Hütte ſpazieren gehend und eine Pfeife rauchend.

„Die Blümlialp hier, ſagte er, (indem er ſie mir zeigte, mit ihrem Schneekopf hinter den übrigen Bergen hervorragend) war ſonſt eine Viehweide, und hat den Namen von den ſchönen Blumen, die einſt da wuchſen; jetzt iſt ſie ſeit zwanzig Jahren wenigſtens mit Schnee und Eis bedeckt, und das Eis wächſt jährlich auf derſelben. Man findet dies auf mehreren unſerer Gebirge ſo. Die Erde veraltet, und ſtirbt an ihren äußerſten Enden zuerſt ab. Man kann ſolches an allen ältern Gebirgen bemerken. Auch die Waſſerquellen vertrocknen. Wir haben mehrere in dieſen Gegenden, die gänzlich ausgeblieben und vertrocknet ſind. Was meinen Sie, daß mit uns werden ſoll? Es iſt wahrſcheinlich, daß die ganze Schweiz nach und nach ein Eisklumpen wird, und ſeine Thäler ein unbewohnbares wüſtes Land!“ —

Ich hatte auf alles dies nicht viel zu ſagen. Der Abend war zu feierlich, als daß ich hätte ſcherzen mögen, und mich faßte eine weite, große Trauer. So war es auch meinem Geſellſchafter, der aber mehr dabei im Gleichen blieb; doch habe ich bemerkt, daß wirklich dieſe Gegenden für den denkenden empfindſamen Geiſt zu ernſthaft ſind, zumal wenn er nicht durch Geſellſchaft erheitert wird. Dabei iſt Koſt und Lebensart zu einfach, und der Geiſt zehrt ſich auf, wann er nicht geiſtig und leiblich mannigfach unterhalten wird. Die Kenntniß iſt ein acquirirter Zuſtand, und Fähigkeiten der Seele ſind ein in Bewegung gebrachtes Kunſtwerk, das mancherlei Triebwerk und Unterhaltung nöthig hat, wenn es im Stande erhalten werden ſoll, und die Räder nicht, aus Mangel der Bewegung, verfaulen. Darum ſind auch immer Genie's in den Städten gereiſt, ſelten auf dem Lande; und ſelbſt das Widrige, das ihnen dort zuweilen begegnet, iſt ihnen ein neuer Antrieb und Triebfeder zu vollendeteren Arbeiten. —

Morgenandacht.

Durch die Blüthengänge ſchreit' ich
In der friſchen Morgenluft,
Und die ſtille Seele weit' ich
In der Kelche weichem Duft;
Und es tönt gleich fernen Glocken
Durch die Lüfte zu mir her,
In die Weite mich zu locken
Durch die Länder, über's Meer.

Aber nicht in's Weite bang' ich
Hier aus dieſer ſelgen Früh,
An dem Augenblicke hang' ich,
Dem ich bebe, dem ich glüh;
In den Augenblick verein' ich
Eine ganze Ewigkeit;
Bin denn nicht auch jetzo Dein ich,
Schöpfer all der Herrlichkeit? —

Du erweiteſt meine Seele,
Du erſchließeſt meine Bruſt,
Daß ich ſtündlich mich vermähle
Dir in trunkner Liebesluſt;
Ob des Lebens Ernſt mich faſſe,
Ob des Scherzes farbger Stern,
Ja, ſelbſt wo ich zürn' und haſſe,
Ueberall bin ich des Herrn!

Und ſo kenn' ich keine Enge,
Die mich feſſelt, die mich bannt;
Nicht der Schrei der dumpfen Menge,
Nicht der Moden eitler Tand,
Nicht des Prieſters hohle Worte
Dämmen meines Herzens Strom,
Einzudringen in die Pforte
Zum entwölkten Weltendom.

Menſchheit, Dir verſchwiſtert knie' ich
Am verjüngten Weihaltar,
Und mit Dir, für Dich erglüh' ich
Allem was gerecht und wahr;
Mag die Zeit in Wehen ringen,
Wir bewahren treuen Muth,
Denn zuletzt muß doch gelingen
Treuer Kampf ums rechte Gut.

Wenn dereinſt die große Stunde
Seliger Erlöſung ſchlägt
Und im freien Liebesbunde
Sich das weite All bewegt,
Wenn der Schreier wildes Toben,
Wenn des Heuchlers Liſt verſtummt,
Und den freien Blick nach oben
Keine Larve mehr vermummt —

Dann erſcheint ein ſolcher Morgen
Allen uns! Dann weicht die Nacht,
Dann verbleichen Qual und Sorgen
An der Wahrheit Blüthenpracht;
Balſam träuft dann durch die Lüfte
Allem Hader, allem Schmerz,
Und ein Kelch voll reiner Düfte
Hebt der Menſchheit einig Herz! —

H. Stieglitz.

Hinblicke auf die Emancipation des Familienlebens.

Von M. Veit.

Ein gebildeter Elegant erzählte mir einmal von einer verborgen gebliebenen großmüthigen Handlung, und ſetzte nach ſeiner Weiſe entrüſtet hinzu: „Ja, und ſo etwas kommt nicht in die Weltgeſchichte!“ Es giebt allerdings Ereigniſſe, die weit früher exiſtiren, als ſie in die Weltgeſchichte kommen. Wir ſind aber allzuſehr gewöhnt, nur die äußere Zeichenſchrift der Begebenheiten, Krieg und Frieden und Umwälzungen der Staaten, für Geſchichte zu halten, die leiſen, aber unwiderruflich gewaltigen Metamorphoſen in dem Gebiete der Sitten und Geſinnung dagegen gleichgültig zu überhören. Dieſe Metamorphoſe geht ſo unmerklich vor ſich, wie die allmähliche Verwandlung der menſchlichen Züge. Nur in Krankheiten, und dieſe entſprechen den Revolutionen des geſchichtlichen Lebens, werden plötzliche Veränderungen ſichtbar; aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge iſt es ſelbſt dem geübteſten Auge unmöglich, den Stufengang zu verfolgen, und doch iſt plötzlich aus dem Kinde der Mann, aus dem Manne der Greis geworden. Wer nach längerer oder kürzerer Trennung bekannte Züge wiederſieht, der wird ſich dagegen auf den erſten Blick der Veränderungen deutlich bewußt werden, die in denſelben vorgegangen ſind. So iſt es die Vergleichung mit früheren Epochen der Geſchichte, deren Phyſiognomie uns tief eingeprägt iſt, durch welche wir zu den wichtigſten, am geſunden Körper der Zeit gewonnenen phyſiologiſchen Beobachtungen gelangen, die uns zu einem Urtheil über ihre Tendenzen und Strömungen befähigen.

Eine Beobachtung, die ich über einen wichtigen Wendepunkt in dem Familienleben unſrer Tage gemacht zu haben glaube, möge hier eine Stelle finden, um Zuſtimmung oder Widerſpruch zu wecken.

Es giebt eine gefährliche Kriſis in dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern: es iſt die Zeit, wo in dem Kinde der Menſch aufgeht, der charaktervolle, ſelbſtändige Menſch, der, in das Centrum eigner Erfahrungen und Lebenspläne hineingeſtellt, aus eigner Bewegung nach der ihm zugemeſſenen Peripherie hin zu wirken bemüht iſt. Emancipation, das iſt das Wort des Räthſels; d. i. Freigebung des Willens, ſobald er ſich wirklich in ſich ſelber befreit hat. Den rechten Zeitpunkt zu erkennen und zu ergreifen wiſſen, iſt ja überhaupt das Prüfmal der Weisheit: im rechten Momente den freigewordenen Willen freigeben, darin beſteht die größte Virtuoſität der Könige, ſo wie der wahren und ſtarken Elternliebe.

Es iſt etwas Großes um ſolch' einen ungeheuern Gewinn, durch welchen der Willenloſe ein Wollender, der Unfreie ein Freier wird, und wir ſtellen uns gar gern auf die Seite des Werdenden, wenn wir ſeine Entwickelung in irgend einer Weiſe geſchmälert glauben. Aber man bedenke den Schmerz der Elternherzen, den oft überhörten! Jene Entwickelungswehen der Jugend tragen den ſüßeſten Lohn, ſie tragen die Wolluſt des Gebährens in ſich. Das Herz der Eltern hat von einer ſüßgewohnten Autorität ſich loszulöſen: es hat nur zu entſagen, der innigen Gemeinſchaft zu entſagen, mit welcher das Kind, wie einſt unter dem Herzen der Mutter, unter dem Elternherzen gelegen hat.

Du haſt den Menſchen, aber mehr kein Kind!

Nur eine tiefe Liebe zum Kinde oder eine großartige Ehrfurcht vor der menſchlichen Freiheit kann dieſen Schmerz überwinden helfen. Und wie oft werden die Nachwehen ſich fühlbar machen! Wie oft auch im Kinde! Wer dieſe Schmerzen nicht durchempfunden hat, der hat nicht gelebt! der weiß nicht, wie wollüſtig trunken die Gegenwart von ihrer Vergangenheit ſich ablöſ't, wie ſchmerzlich reſignirt die Vergangenheit eine neue Zeit gewähren läßt. So weiſt das eigne Herz in die Geſchichte.

Das Schäumen und Blaſenwerfen der Jugend iſt es nicht, dem ich das Wort rede: nicht die Grillen und Launen kindiſcher Eitelkeit ſollen gegen das beſſere Wiſſen und Wollen einer gereiſten Erfahrung berechtigt werden. Ich ſpreche von einem tragiſchen Mißverſtändniß, dem ungeheuerſten, weil es unwiederbringlich iſt. Jedes andre Mißverſtändniß kann in einem Verkennen der gegenſeitigen Verhältniſſe, in einer vorübergehenden Verſtimmung ſeinen Grund haben, die durch die Kraft des Willens und der Liebe gehoben wird. Hier aber treten auf beiden Seiten berechtigte Anſprüche ſich gegenüber, die bei der ſchmerzlichſten Sehnſucht nach einer verſöhnlichen Ausgleichung doch ewig getrennt bleiben müſſen. Soll ich die ganze Stufenleiter dieſer Schmerzen verfolgen? — In der Jugend gährt die Zukunft und anders malt ſich das Leben in einem zukunftvollen Gemüthe, als in einem, das der Vergangenheit anheimgefallen iſt. Wie wohlthuend iſt die Abhängigkeit von geliebten Eltern! Und wie ſchmerzlich tief wird das Bewußtſein eines Zwieſpalts empfunden, der zwiſchen unſrer Sinnes- und Empfindungsweiſe und der ihrigen zum erſtenmale ſich aufthut! Und doch entzündet ſich erſt an dieſer kaum eingeſtandnen Verſchiedenheit der Anſichten und Wünſche der erſte Keim ſelbſtändiger Kraft. Ein mildes Schickſal möge jedem für ſolche Empfindungen geſchaffenen Herzen gediegene Kraft und helle Augen des Geiſtes nach innen und nach außen verleihen. Denn hier, wo ſo viel Zündſtoff zu ſchwerem Seelenkampf vorhanden, iſt der Leidenſchaft Raum gegeben: ſo manches gekränkte Alter, ſo manche gemordete Zukunft ſchreit hier um Rache. Aber hier iſt auch das Feld der edelſten Siege, wie es denn überhaupt nicht fehlen kann, daß bei gutgearteten Menſchen jede Mißſtimmung auf das Vollkommenſte ſich ausgleicht.

Ich habe nur die äußerſten Endpunkte dieſes Verhältniſſes angedeutet, weil jede weitere Ausführung zu ſehr dem Leben angehört, um durch ſolche Andeutungen hinlänglich erſchöpft werden zu können. Es muß dem Novelliſten überlaſſen bleiben, dieſe Spur zu verfolgen. Er möge uns an dem Geſchicke menſchlicher Weſen anſchaulich machen, wie häßlich oder wie liebenswürdig, wie leidenſchaftlich oder beſonnen ein Jeder in dieſer Mannwerdung des Charakters ſich darſtellt. Wie verſchieden ſie ſich darſtellt im Sohn und in der Tochter, in den Einwirkungen auf den Vater und die Mutter, wie verſchieden gefärbt durch eigenthümliche Bedingungen, zufälliges oder abſichtliches Einſtrömen von Welt und Leben! Und ſo wie man von einem jeden großen Entwickelungsmoment aus einen ſichern Blick auf das ganze Leben gewinnt, ſo auch gewiß von dieſem. In der Weiſe, wie der Vater den Sohn in die Fremde ſchickt, damit er ſich zum Manne durchkämpfe, liegt die ganze Seele des Vaters offen; in der Weiſe, wie der Sohn dem Vater die ſelbſtgewählte Braut, die Tochter des Hauſes, zuführt, offenbart ſich des Sohnes ganzes Gemüth.

Ein Rückblick auf die Erziehungsmethoden Deutſchlands wird uns Aufſchluß darüber ertheilen, wie ſich das eben angedeutete Verhältniß geſchichtlich bedingt hat.

Bevor der Baſedow-Campe'ſche Philanthropismus ſich der Kinder erbarmte, wurden ſie freilich gar wenig beachtet. Da in jener troſtloſen Zeit nur der gemachte Mann etwas galt, ſo fern er in ein nützliches Verhältniß zu Staat, Kirche, Kunſt und Gewerbe zu treten befähigt war, ſo wurde dieſen angehenden Menſchen, den Kindern, gewiſſermaßen mit Verachtung begegnet. Der philiſterhafte Ernſt der Erwachſenen verwies ſie von ſeinen Beſchäftigungen und Ergötzlichkeiten in die dumpfe Schul- und Kinderſtube, wo ſie in ſchweigender Geduld die Jahre der Reiſe abwarten mußten. Unbedingter Gehorſam, gänzliches Verzichten auf eignes Meinen und Empfinden, ſtarre Ehrfurcht ſtatt freier Liebe, ja conventionelle Höflichkeit ſelbſt gegen die eigenen Eltern, wurde von jedem Kinde gefordert. Nirgends finden wir mehr Beiſpiele von ſchonungsloſer elterlicher Härte und von argen Conflicten, die daraus hervorgegangen ſind, wie denn originelle Naturen nur in hartem Kampfe gegen ſolchen Zwang gedeihen konnten. Ich brauche wohl nicht an weltgeſchichtliche Beiſpiele, z. B. an Friedrich's des Großen Jugendjahre, zu erinnern; es bedarf nicht eben geſchichtlich merkwürdiger Menſchen, um ſolch' ein ethiſches Ereigniß zu erhärten: einem Jeden wird die eigene Erinnerung Beiſpiele genug aus ſeinen nächſten Umgebungen zuführen, die ihm das Geſagte veranſchaulichen. Wenn aber doch auf ein beſtimmtes Individuum hingewieſen werden ſoll, ſo will ich hier wieder, wie in ſo vielen andern Beziehungen, an Rahel erinnern, in welcher das Leben ihrer Zeit den treueſten Abdruck gefunden hat, weil ſie mit den widerſtrebenden Elementen deſſelben energiſch und blutig gerungen, mit den ihr wohlverwandten leidenſchaftlich ſich befreundet hat.

In der Rouſſeau'ſchen Erziehungslehre, die ſich nach Deutſchland hin als Baſedow-Campe'ſcher Philanthropismus überſiedelt hat, feierte die Kindlichkeit eine Apotheoſe. Man war lange auf öden Meeren umhergeirrt, da erſcholl ein Freuderuf vom höchſten Maſte. Wie Schuppen fiel's von den Augen: die Atlantis, die man ſo fern gewähnt hatte, ſie lag in nächſter Nähe glückverheißend da und — Menſch, Menſchheit, Menſchlichkeit jubelten die begeiſterten Gemüther. Der Menſch ſollte aus jedem menſchlichen Weſen herausgeboren werden, das war die große Aufgabe der Zeit, die urplötzlich die läſtigen Bande ſprengte, mit denen ſie ſo lange gefeſſelt war. Die Wiedergeburt der Menſchheit ſollte mit dem Kinde, dem noch unentwickelten, aber in göttlich unbewußter Totalität *ganzen* und *einen* und *daher* unverdorbenen Menſchen, begonnen werden: die Erziehung wurde der ganzen Menſchheit als ihre wichtigſte und heiligſte Angelegenheit an's Herz gelegt. Statt daß man ſich ſonſt kaum um ſie bekümmert hatte, wurden jetzt die Kinder der Gegenſtand eifrigſter Bemühung. Man erinnerte ſich des: „Werdet wie die Kindlein!“ und: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!“ aber man ſcheute ſich auch nicht, in dieſen lobenswerthen Beſtrebungen bis zur äußerſten Tollheit auszuſchweifen. Die Erwachſenen ſuchten es den Kindern in

Naivetät und Albernheit zuvorzuthun, Leben und Wiſſenſchaft ſollte ihnen breirecht gemacht werden, damit ſie ſich die zarten Zähnchen nicht ausbeißen und den Gaumen nicht verbrennen ſollten. Es war ein ſolches Gehätſchel, ein ſolches empfindſam krankes Schaugepränge von Kindlichkeit und Mutterliebe, daß die Generation nothwendig hätte zu Grunde gehen müſſen, wenn der geſunde Sinn des Volkes dieſe Stimmung zur allgemeinen hätte werden laſſen, und wenn von der andern Seite der Ernſt der Zeit dieſe ſchwüle Atmoſphäre nicht ſehr bald mit ſeinem ſcharfen, aber erquicklichen Luftzug gereinigt hätte.

Wir müſſen es freudig anerkennen, daß man in unſerer Zeit eifrig und erfolgreich bemüht iſt, das rechte Maaß in der Erziehung zu treffen. Die abweichendſten Lehrmethoden arbeiten mit mehr oder weniger Erfolg darauf hin, von früh an eigenes Nachdenken, Schauen und Empfinden in dem Kinde anzuregen. Man läßt es ſeinen Stolz darein ſetzen, durch eigene Geiſtesthätigkeit zu den Ergebniſſen zu gelangen, die es ſich aneignen ſoll — wie thöricht, wenn man ihm zumuthen wollte, gerade in Einem Punkte einer blinden Autorität zu folgen! Wird es nicht den bedenklichſten Zweifel gegen die Sache ſelbſt hegen, die ſich ihm ſo ohne Weiteres aufdringen will? Freilich wäre das eine verwerfliche Jugend, in welcher der Quell der Begeiſterung und des Glaubens verſiegt wäre. Aber der Glaube hat ſeine Schranken, wenn man die Skepſis des Verſtandes ſo früh ſchon auszubilden ſich bemüht hat.

Wenn vor Zeiten der Jüngling, in den klöſterlich entlegenſten Theilen des Wiſſens wohlbewandert, aus den Hallen der Schule heraustrat, war er fremd im fremden Elemente des Lebens. Dann begannen jene Heroenkämpfe mit dem Leben, in denen große Kräfte ſich zerſplitterten, aus denen der Genius ſich emporrang. Unſerer heutigen Jugend wird ſchon in der Schule ein Stück Welt eingeimpft: ſie fühlt ſich ihr gewachſen, ſobald ſie den ihr wohlbekannten Boden betritt. Das iſt ein unermeßlicher Fortſchritt: denn es iſt überhaupt nicht mehr an der Zeit, ſeine Kraft brach liegen oder zwecklos zerſplittern zu laſſen. Unſere Zeit bedarf jeder Kraft und jedes Talents: einem jeden weiß ſie bei der koloſſalen Arbeit, die ihr obliegt, ſeine Stellung und Wirkſamkeit anzuweiſen.

Die Emancipationskriſis, von der ich im Eingang geſprochen habe, hat daher in unſern Tagen eine ganz andere Stellung in dem Leben des Individuums gewonnen. So wie die ganze Erziehung zu einer Entbindungskunſt der Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes geworden iſt, in demſelben Maaße hat ſich die Härte jenes Gegenſatzes und ſeine Gefahr gemildert. Diejenigen Lebensmomente, in denen jene Gährung des innern Menſchen zur Kriſis kommt, ſind die Wahl des Standes und der Lebensgefährtin, zwei Momente, die bei dem Weibe in einen einzigen zuſammenfallen. Und wir können wohl dreiſt behaupten, es ſei auch dies ein charakteriſtiſcher Zug unſerer Zeit, daß die verzerrten Verhältniſſe und die verfehlten Lebensläufe, die theils in der Ueberſpannung jugendlicher Anſprüche, theils in elterlichem Despotismus ihren Grund haben, einer naturgemäßeren und glücklicheren Entwickelung menſchlicher Verhältniſſe gewichen ſind. Wer wollte läugnen, daß dieſer große Fortſchritt der Geſinnung der wachſenden Achtung vor der perſönlichen Freiheit des Individuums ihren Urſprung verdanke? Dies iſt es, was ich die Emancipation der Kinder nennen möchte, doch wünſchte ich, meine Bemerkungen nicht etwa als ein Poſtulat, deſſen Verwirklichung in blauer Ferne liege, ſondern lediglich als die Beobachtung einer Thatſache angeſehen zu wiſſen.

Leichter noch als die poſitive dringt ſich die negative Bedeutung dieſer Emancipation auf. So wie vor den Chauſſeen und Schnellpoſten jene Romantik des Reiſens verblichen iſt, die ſonſt jede, auch die kleinſte Reiſe mit ſolch' einem unvertilgbaren Zauber bevorſtehender Abenteuer umkleidete, ſo hat ſich auch durch die Chauſſeen und Eiſenbahnen, die man der geiſtigen Entwickelung gebaut hat, zwar die Gefahr einer falſchen Richtung, aber auch der Anlaß vermindert, durch den Widerſtand gegen überläſtige und ungehörige Anforderungen zu eigenthümlicher Kraft ſich aufzuſchwingen. Man hat wohl ſonſt ſchon als Vorwurf bemerkt, daß originelle Naturen weniger in großen Städten ſich ausbilden: unſere Welt der Bildung und Geſittung wird immer mehr zu einer einzigen großen Stadt, und bald wird es an echt originellen Menſchen, d. i. an ſolchen fehlen, welche zu dem Ergebniß der allgemeinen Bildung auf eigenem Wege gelangt ſind, und von dieſen ſelbſtgebahnten Wald- und Felſenſtegen noch ganz andere Anſchauungen mitgebracht haben, als auf der offenen Heerſtraße des Wiſſens zu gewinnen ſind. Ein Sonderling und ein Pockennarbiger wird in zehn Jahren als eine Seltenheit für Geld gezeigt werden; die glatten Phyſiognomieen des Geiſtes und des Charakters nehmen bedenklich überhand.

Es ſind aber noch andere Geſtaltungen des Lebens, die ich unwiederbringlich dahinſchwinden ſehe. Jene patriarchaliſche Familienſitte, eng umfriedet und beſchränkt, aber ſtark und ſicher und geſättigt in ſich — wird ſie nicht Tag für Tag zu Grabe getragen? Und wir ſollten ihr nicht eine Thräne nachweinen? Have, pia anima! Du fromme Seele jener Zeit, mache dir Bahn durch den Kampf und den Sturm der unſrigen! Siehe, wir ſind dem Leben und Werden dahingegeben, die Bürgſchaften und Grundlagen des Daſeins ſind uns erſchüttert, und wir müſſen von vorn anfangen, um es neu zu begründen. Beim ewigen Gott! Wir ſind nicht aus der Art geſchlagen, wir Enkel! Wir ſehnen uns nach eurem Frieden, und dieſe Sehnſucht hilft uns hindurch, daß wir nicht der Zerwürfniß anheimfallen. Wem in dieſem Augenblick ein ehrwürdiges Haupt in der Erinnerung auftaucht, an dem ſeine Seele mit der Inbrunſt kindlicher Zuneigung hängt, der ſchätze ſich reich und glücklich. —

Er trat ſo feſt und ſicher auf, wenn ich als Knabe neben ihm herging, denn der Boden war ihm vertraut, auf dem er ſtand, und in ſeinem Herzen war er einig mit ſich. Nicht hinweggetäuſcht hatte er ſich über die Räthſelfragen des Daſeins, aber gläubig beruhigt, und nie hat er von der Welt gefordert, was ſie ihm nicht leiſten konnte. Darum konnt' er nach außen hin für andere wirken, darum war der bloße Anblick des Mannes den Armen und Rathbedürftigen ein Troſt und eine Bürgſchaft, und Weisheit floß von ſeinen Lippen. Vor dieſem gehaltenen Ernſt wich jedes fremdartige Element zurück, und gern begab er ſich des Anſpruchs, auf das Fremdartige einwirken zu wollen. Ungehöriges und Gemeines konnte er mit milder Würde und, wenn es darauf ankam, mit edlem Eifer und ſcharfem Witz von ſich abweiſen: Wahlverwandtes ſpürte er mit der Leidenſchaft einer großen Seele auf und trug es mit ſich durch's Leben. Ein ehrwürdiges Haupt!

Ich kann oft einen ſeltſamen Gedanken nicht los werden. Wenn ich ein blühendes Geſicht betrachte, ſo ſehe ich zuweilen durch tauſend leiſe Verwandlungen in die Perſpective ſeiner gealterten Züge: aus der Phyſiognomie unſerer jungen Generation kann ich mir aber die Züge ihres Alters nicht vorſtellen. Wir ſtehen mitten im Fortſchritt und in der Bewegung. Kaum haben wir Zeit, zu altern. Werden wir wohl jemals Stetigkeit genug gewinnen, um, wie es im Sprüchwort heißt, mit Ehren alt zu werden? Werden wir dem „nachwachſenden Geſchlecht“ jemals ehrwürdig erſcheinen?

Zuweilen beklag' ich dies nachwachſende Geſchlecht, das mit der alten Zeit nicht einmal mehr durch die Erinnerung an einen ihrer überlebenden Patriarchen zuſammenhängt. Wird ihm nicht, wie dies beim Halbirren vorkommt, ein ganzer Ausſchnitt ſeiner Ideenwelt fehlen? Oder wird es dieſen Mangel nicht einmal empfinden? Und nun noch die Eiſenbahnen obendrein! Das giebt eine Umgeſtaltung des ganzen geſellſchaftlichen und geiſtigen Lebens, die wir mit jener klopfenden Neugier werden ſehen, mit der man einen Orakelſpruch erwarten würde. Die Deutſchen, hör' ich ſagen, werden all' ihren alten Kram als unnützen Ballaſt in's Meer ſenken, ſie werden das centrifugale Gewicht einer kranken Sehnſucht, die an ihren Flügeln laſtete, leichten Sinn's abſtreifen und nicht mehr mit ungeſtilltem Hunger an dem Mittelpunkt des Lebens vorüberfliegen. Wir armen Deutſchen ſind arg geſcholten worden! Und es iſt wahr, unter der Zucht jener prophetiſchen Geißelhiebe ſind wir erwacht und zu uns ſelber gekommen. Man hatte Recht, uns zu ſchelten: aber ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß man uns nicht mehr ſchelten könnte. Nur nicht ganz darf ſich der Deutſche des Deutſchſeins entäußern, nur nicht die Brücke abreißen, die zur Vergangenheit zurückführt: ein klein wenig Sehnſucht und ſtilles Sinnen, und wie ſie alle heißen mögen, dieſe deutſchen Untugenden, und Alles wird gut!

Beethoven's Viſion.

Eine Phantaſie in ſeiner Manier.

Von

Jeannette Lozaouis, geb. Goldſticker.*)

Eine heitere Morgenſtunde fand Beethoven früh an ſeinem Klavier. In ſeinem kaſtanienbraunen gekräuſelten Haare ſchimmerten einzelne weiße Löckchen; ſeine korpulente Geſtalt, ſein blaſſes Ausſehen ließen das darunter verborgene unſterbliche Genie nicht ahnen. — Ein Haufe geſchriebener und gedruckter Muſikalien lag auf den Stühlen und dem Inſtrumente zerſtreut, faſt der einzige Schmuck des einfachen Wohnzimmers.

Jetzt brachte Barbara, die alte Aufwärterin, dem großen Beethoven den Kaffee und zugleich einen Brief. Der Kaffee ward auf das Inſtrument geſetzt. Beethoven machte es ſich in ſeinem alten Lehnſtuhle bequem und durchlief den Brief.

„Vom Profeſſor Zelter aus Berlin! eine Einladung! Ich ſoll nur kommen, und ſeine Singakademie hören! — Einige Hundert Stimmen! O es iſt ein edler Gedanke, die Kunſt nur dem Kirchengeſange, dem Oratorium zu weihen. Der Meſſias von Händel, — der Tod Jeſu von Graun, — Samſon von Händel, — Jeſus auf dem Oelberge. — Wenn ich mir unſern Wiener „Singverein" dagegen denke!" —

Die alte Magd trat wieder in das Zimmer, neigte ſich zu dem Ohre ihres Herrn und rief laut: „Ihr Kaffee wird Ihnen kalt!" „Schon gut," erwiederte er; „es iſt gut. — Ich will dieſen Morgen allein ſein; ich bin für Niemanden zu ſprechen.

---

*) Einer in Paris lebenden Deutſchen, deren freundlicher Mittheilung wir dieſe Skizze verdanken. D. Red.

Aber den kleinen Gottlieb, des Nachbars Söhnchen, den kann Sie immer hereinlaſſen." —

„Der wird Sie nur, wie gewöhnlich, ſtören," brummte die Alte beim Hinausgehen.

„Der Meſſias," wiederholte Beethoven, und nahm ſeinen Kaffee. „Aber ich will doch den Brief zu Ende leſen! „„So kommen Sie denn; von Ihrer Gegenwart wird ſich Alles elektriſirt fühlen. Sie werden nicht unzufrieden weggehen. Sie werden ſehen, wie ich mit meiner Donnerſtimme meine Heerde führe. Es ſei ein Miniſter oder ein Mädchen, die ſtolze Dame oder der demüthige Student, wer mir einen Schnitzer macht, wird tüchtig zurechtgeſetzt. Das Leben iſt zu kurz, ſage ich immer, wenn etwas nicht recht iſt, das Leben iſt zu kurz zu Complimenten. Kommen Sie alſo, alter Freund. Sie ſollen ſehen, ob ich's gut mache. Wie ſich von ſelbſt verſteht, Sie werden im Triumphe einziehen bei Ihrem ergebenen — Zelter."" —

„Ein großer Kapellmeiſter, dieſer Zelter! Recht Schade, daß ich nicht reiſen kann. Meine häufige Kränklichkeit! die vielen Koſten! Ich muß ſchon hier bleiben. Aber freuen ſollte es mich, dieſe Akademie einmal zu hören! — Dieſe Chöre! dieſe Chöre! Was für eine Wirkung, welchen erhabenen Eindruck muß es hervorbringen, wenn von ſo viel hundert Stimmen laut erſchallt: „„Uns iſt zum Heil ein Kind geboren."" —

Seine Finger fuhren über die Taſten des Klaviers; erſt kräftig, drauf decreſcendo; von Octave zu Octave in weichern Akkorden; mit immer ſanftern Modulationen: ſüße, myſtiſche, übernatürliche Töne, welche eine himmliſche Erſcheinung ankündigen......... ſeine Augen ſchloſſen ſich.....

— Und wie durch einen Zauber fand er ſich nach der Singakademie zu Berlin entrückt. — Es war ein unermeßlicher Saal, von einem länglichen Viereck gebildet. Drei hohe Thüren führten von der Seite in denſelben. An der gegenüberſtehenden und parallelen Wand erhob ſich eine doppelte Reihe von Sitzen, die eine über der andern. Auf der untern Reihe ſaßen die ſchwarz gekleideten Sänger; die obere, minder zahlreich beſetzte

Bank war von den, in zierlichem Weiß angethanen Damen eingenommen. Die Ordnung war ſo getroffen, daß auf drei Herren zwei Damen, und auf vier Herren drei Damen folgten, ſo daß die Gruppen der Damen jedesmal von zwei zu drei unter einander alternirten. Dieſe glänzende Verſammlung wurde von fünf und zwanzig am Plafond ſchwebenden Lampen beleuchtet. Bei dieſer ſtreng rhythmiſch durchgeführten Anordnung der Sitze, unten die ſchwarze Reihe — oben die weiße und unterbrochene Reihe — glaubte Beethoven aus einiger Entfernung ein rieſenhaftes Klavier mit ſchwarzen und weißen Taſten vor ſich zu ſehen.

Es wurde der Schluß eines Pſalms vorgetragen. Der Profeſſor Zelter ging gravitätiſch-langſam auf und nieder und gab mit den Händen den Takt an. Die Unter-Direktoren begleiteten den Chor auf einem großen Fortepiano. — So eben wurde der Pſalm geendigt, und der Profeſſor Zelter nahm kaum ſeinen hohen Gaſt wahr, als er, ohne das geringſte Zeichen der Ueberraſchung zu äußern, an ihn herantrat und ihm herzlich die Hand ſchüttelte. Zu ſeinen Schülern ſich wendend, theilte er ihnen jetzt auf ſeine etwas burleske Art mit lauter Stimme mit: dieſer etwas ältliche und ziemlich korpulente Herr, der dieſen Augenblick hier angekommen, dies ſei der Schöpfer des Fidelio.

Kaum war das Wort geſprochen, ſo ſtanden mit einem Tempo alle jene ſchönen Damen und alle die ſchwarz gekleideten Herren von ihren Sitzen auf, ſchwenkten entzückt ihre Notenblätter in der Luft und riefen wie aus Einem Munde: „Es lebe, es lebe Beethoven!“ — und begannen ſich zu drängen und zu grüßen und ſich zu neigen; und, das Intervall zwiſchen dem geendigten und dem neuen Stücke benutzend, zerſtreuten ſie ſich in Gruppen, und plauderten unter einander von ihrem hohen Gaſte, der über dieſen Empfang ungemein gerührt ſchien. Der Profeſſor Zelter hatte ſich indeß an ſeine Seite geſetzt und unterhielt ihn umſtändlich von dieſem berühmten Inſtitute. „Dieſe Anſtalt,“ ſagte er, „die, wie Sie ſehen, ziemlich ſchön eingerichtet iſt, ſo wie das Gebäude, worin wir uns befinden, iſt königlich, und der Staat ſtellt auch die Lehrer und Vorgeſetzten an. Nur die Beleuchtung wird von den Schülern getragen. Ein jeder von ihnen hat ſeinen Geſanglehrer für ſich; und wir verſammeln uns bloß für die große Muſik im Enſemble."

„Solche Uebungen," verſetzte der große Meiſter, „bilden kräftige Stimmen und lehren Takt halten; indeß die Privatſtudien nöthig ſind, um Methode zu lernen."

„Jetzt ein Chor aus dem Meſſias," rief Zelter, „für Ihn, für Beethoven!"

Raſch wurden die Noten gewechſelt, und der Chor: „Uns iſt zum Heil ein Kind geboren!" ward mit Kraft und Begeiſterung ausgeführt. Beethoven klatſchte Beifall, und die Schüler waren ſtolz auf ein ſolches Lob — als plötzlich ein langer ſeidener, mit phantaſtiſchen Figuren bedeckter Vorhang herabfiel und das Klavier bedeckte. In demſelben Augenblicke verdoppelte ſich die Zahl der Lampen, und wie durch einen Zauber ſtieg Beethovens Sitz, mit ihm in die Höhe, und ward zu einem goldenen Throne, der alle übrigen Sitze beherrſchte. Eine vornehme Geſellſchaft trat ein, und begann, in einem Theile dieſes unermeßlichen Saales, ſich zu verſammeln.

„Was bedeuten dieſe Anſtalten?" fragte Beethoven den Unter-Direktor Rungenhagen.

„Bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu welchen Ihre heutige Anweſenheit gehört," antwortete Rungenhagen, „werden Billets vertheilt, und ſogar Mitglieder der königlichen Familie verſchmähen es nicht, unſere Sitzungen durch ihre Gegenwart zu ehren. Der Fürſt Radziwill, Couſin Sr. Majeſtät des Königs, iſt ein Schüler der Singakademie."

In dieſem Augenblick ſtiegt der Vorhang in die Höhe. Die Schüler und Schülerinnen ſitzen noch in der frühern Ordnung, aber ihr Anzug hat ſich geändert. Jetzt erheben ſie ſich in Gruppen und begeben ſich in die Mitte des Saals, als ſollte ein Tanz aufgeführt werden. „Alſo ein Maskenball!" dachte Beethoven für ſich. — Die Gruppen ſonderten ſich und ſtellten ſich in Ordnung auf. Eine jede zählte ſieben Tänzer und fünf Tänzerinnen. Der erſte der ſieben Tänzer trug die Kleidung eines Hebräers aus dem alten Teſtamente; der zweite die eines Griechen; der dritte die eines Römers; der vierte die eines Spaniers; der fünfte die eines Galliers; der ſechſte das Coſtüm eines Ritters aus dem Mittelalter; der ſiebente endlich trug einen modernen Anzug. Die Damen aber vereinigten jedesmal die beiden Epochen, welche von den zwei Tänzern, zwiſchen welchen ſie ſtanden, repräſentirt wurden.

Der Profeſſor Zelter, deſſen hohe Figur koloſſal, und deſſen große Naſe unmäßig dick geworden war, ſteht in einer großen Allongenperücke und einem urväteriſchen Balletmeiſter-Coſtüm bereit, ſeine Schüler weiter zu dirigiren. Rungenhagen aber, von Natur klein und ſchmächtig, verwandelt ſich in einen wahren Lilliputer, und ſeine faſt unmerklich kleinen Fingerchen ſtrengen ſich vergebens an, aus den Taſten ſeines großen Klaviers einen Ton herauszuſchlagen. Jetzt giebt der Profeſſor mit ſeiner Hand das Zeichen, und ein allgemeiner Schwung verſetzt alle Tänzer auf einmal in Bewegung. Auf eine unbegreifliche Weiſe erzeugt dieſe Bewegung einen Akkord, als wenn ein unzählbar ſtarkes Orcheſter im Saale den Tanz mit ſeinem Spiele begleitete. Der Tanz, ſonſt die Wirkung der Muſik, ſcheint hier die Urſache derſelben zu ſein. Aber beides wetteifert, die Zuſchauer zu entzücken. Nicht genug, daß das Ballet unvergleichlich ſchön, der Luxus der Tänzer blendend iſt; daß ihre Kraft ſowohl als ihre Anmuth, und vor allem ihre windſchnelle Geſchwindigkeit an das Wunderbare grenzen — wie ſie ſich jetzt fliehen, jetzt ſich vermiſchen, bald ſchmelzend, bald trotzig ſich begegnen: — ſo erzeugt jeder ihrer Schritte, ihrer Bewegungen neue Töne von verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten, und das Enſemble des Ballets iſt zugleich die gelungenſte Ausführung — der brillanteſten Symphonie Beethovens.

Dieſer ſchlägt ſich an die Stirn vor freudigem Erſtaunen über dieſen wunderbaren Auftritt. Zelter ſcheint ſich an ſeiner Unruhe zu ergötzen; denn immer und unausgeſetzt die Maſſen dirigirend, lächelt er von Zeit zu Zeit triumphirend zu Beethoven hinauf.

— Das Publikum iſt befriedigt, ſcheint jedoch an ſolche Sitzungen ſchon gewöhnt zu ſein. Die Symphonie iſt zu Ende und ein ſtürmiſcher Beifall erſchallt; ehe jedoch ihr Urheber Zeit hat, eine Frage an die Direktoren zu richten, ziehen alle dieſe Sänger, Tänzer oder lebendige Inſtrumente mit tiefen Verbeugungen gruppenweiſe vor ſeinem Throne vorüber. Erſt jetzt bemerkt der große Meiſter, daß die Agraffen von Rubin, welche von dem Kopfſchmucke der Herren funkelten, die Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, si; — ſo wie, daß die Agraffen, welche den reichen Haarputz der Damen zierten, die Zahlen der halben Töne darſtellten. — Der König der Symphonieen war von ſo vieler Ehre tief gerührt, und faſt beſchämt. Er dankte jeder Gruppe mit einer Verneigung und verfolgte ſie mit ſeinen Blicken, bis endlich der Vorhang ſich ſenkte und ſie ſeinen Augen entzog.

— „Nicht wahr, dies iſt eine ziemlich originelle Idee?“ ſagte der Profeſſor Zelter. „Wahrhaftig, ſehr ſinnreich,“ antwortete Beethoven; „aber ich bitte, erklären Sie mir doch“...... „Die Hitze iſt unausſtehlich,“ bemerkte Zelter, als hätte er ſeine Frage nicht gehört, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Rungenhagen unterhielt ſich indeß mit den Zuſchauern. Als Beethoven einige Erfriſchungen genoſſen hatte, ſagte Zelter: „Mein lieber Herr Beethoven, kommen Sie mit mir auf einige Augenblicke auf den Balkon hinaus, um Luft zu ſchöpfen; man erſtickt hier; ich halte es nicht länger aus.“ „Es iſt Ihre eigene Schuld,“ bemerkte Beethoven; „doch kommen Sie nur, ich habe ſo viel mit Ihnen zu ſprechen!“

— Kaum waren Beide auf dem Balkon angekommen, wo ſie ein erfriſchender Luftzug empfing, als Zelter ausrief: „Ach, mein Gott, entſchuldigen Sie, ich muß noch einen Befehl ertheilen; ich komme den Augenblick wieder.“ Beethoven blieb allein und ſchaute in die dunkle Nacht hinaus. Kaum konnte er bei dem ſchwachen Schimmer einiger Sterne die Umriſſe des großen Akademie-Gebäudes wahrnehmen. „Zelter kommt nicht,“ ſagte er endlich, „er hat ſo viel zu thun. Ich will wieder hinein.“

Aber nirgends zeigte ſich ihm eine Thür. Kein Licht brannte in dem Saale. Er klopft, er ruft, und entſchließt ſich endlich, zu warten. Da trifft ſeine tappende Hand auf einen elaſtiſchen Sitz, und in der tiefſten Dunkelheit läßt er ſich darauf nieder. Aber welch neuer Zauber! Er fühlt ſich mit ſeinem Sitze hinausgetragen, als ginge es hoch durch die Lüfte. Jetzt hält er ſtill, weiß aber nicht, wo er ſich eigentlich befindet. Ein neues Schauſpiel zieht ihn von ſeinen Betrachtungen ab. Ihn umgiebt ein unermeßlicher Raum, welchen er durchfliegt, ohne den mindeſten Schwindel zu empfinden. Allmählig treten auch die Sterne, zum Theil von ungewöhnlicher Größe, auf den dunkeln Himmelsgrund hinaus; und ein gewaltiges Geſtirn, das er an ſeinen blaſſen Strahlen für den Mond erkennt, kreiſt in geringer Entfernung von ihm. Vor ihm ſchwebt, faſt dunkel, die Erdkugel. Er betrachtet bei dem matten Lichte dieſer verſchiedenen Geſtirne die vergeringerten Verhältniſſe unſerer Berge, unſerer Städte: wie ein Panorama in der Morgendämmerung. Da entdecken ſeine in's Unermeßliche ſchweifenden Blicke, von dem erhabenſten Punkte, den ſie erreichen, bis hinab zu der unterſten Tiefe, eine Leiter aus allen Farben des Regenbogens zuſammengeſetzt, welche auf der dunkeln Draperie der Nacht leuchtend widerſtrahlt. Das Blau gleicht dem Saphir, das Violet dem Opal, das Grün dem Smaragd, das Weiß dem Alabaſter und das Roth dem Feuer; — — er glaubte auf den Sproſſen der Leiter die Rubinen-Agraffen der Schüler der Singakademie zu erkennen; ihn ſchaudert, und er verſucht, ſie anzureden: da wird er mit einer ſanften Bewegung, wie wenn eine Gondel auf den Wellen ſchaukelt, der Erde nahe gebracht, an welche die entzückende Leiter zum Theil anlehnt; ſein Ohr wird von den Tönen getroffen, welche die Schüler der Reihe nach, ein jeder den Ton, den er repräſentirt, ſingen, und zwar in der Weiſe einer chromatiſchen Tonleiter, und immer dieſen Tönen nach glitt Beethoven in ſeinem wunderbaren Nachen; und als die Leiter ſich über den Erdball hinausgeſchwungen hatte, und der höchſte Ton, den jemals Paganini ſeiner Geige entlockte, verhallte, und die Tonleiter, ſo ſchien es, geſchloſſen war: — ſo ſtieg der Nachen höher und höher, und neue Octaven, je höher, deſto reiner, melodiſcher, kryſtalliniſcher, ätheriſcher, himmliſcher, wurden vernommen.

— In dieſem Augenblicke bricht von dem höchſten Zenith, aus unendlicher Ferne, der Reflex eines göttlichen Lichtes herein; und Strahlen, Töne und Farben vermählen ſich in einer berauſchenden Harmonie. Eine unſägliche Wolluſt dehnt Beethovens Herz; ſeine Seele ſchwimmt in Seligkeit; ein heftiger Reiz, ein zitterndes Verlangen, ein unwiderſtehlicher Zug reißt ihn fort nach dieſem Meere ewiger Wonne, wovon er früher in Momenten glühender Begeiſterung wohl eine Ahnung empfunden hatte. Da muß der Himmel ſein! hier will er verweilen. . . .

Aber ſein Nachen ſinkt mit Blitzesſchnelle tief gegen die untere Seite der Erde hinab. Hier entwickeln ſich die tiefſten Töne der chromatiſchen Skala, ſchwere Töne, rührender als die Stimme von Lablache, oder Romberg's oder Lindlay's Violoncell's ſie jemals hervorbrachten; Töne einer Skala, welche unſere Phantaſie, deren Gebiet die Unendlichkeit iſt, zwar zu träumen, aber nicht zu ſchaffen vermag. — Schon iſt die Erde ihm hoch entrückt; immer tiefer ſinkt Beethovens Nachen, immer drohender, immer zerreißender tönen die Skalen; ſein fühlendes Herz will ſich in Thränen auflöſen; jeder Ton trifft alle Fibern ſeiner Nerven; ſeine Seele ſchaudert wie vor dem Getöſe des Weltuntergangs.

— Ganz in des Abgrunds Tiefe zucken röthliche Strahlen herauf, wie der Reflex eines hölliſchen Brandes; Windſtöße einer erhitzten und dicken Luft führen Beethoven an einen Ort, wohin aus dumpfer Ferne Chöre matter Seufzer herüberſchallen; Chöre von Klagen, Chöre von erſticktem Geſchrei; ihn faßt ein geheimes Grauſen, eine tödtliche Angſt und Verzweiflung; blutige Thränen entſtürzen ſeinen Wimpern; aber ein großmüthiges, unwiderſtehliches Mitgefühl bemeiſtert ſich ſeiner, und er will ſich in den Abgrund ſtürzen. —

Aber raſch wie der Gedanke ſteigt der Nachen mit ihm zurück in die Höhe und verweilt . . . der Raum iſt leer und ſchwarz . . . einen Augenblick ſammelt Beethoven ſeine tief erſchöpften Sinne . . .

— Als aus einer weißen, glänzenden Wolke, die ſich theilt, eine weibliche Geſtalt vor ſeinen Augen hervortaucht. Ihr Gewand ſcheint aus den Strahlen der Sterne gewoben, ihr Mantel, in Morgenroth gebadet, flattert leuchtend durch die Lüfte. Die Flechten ihres braunen Haares ſind über der Stirn in einen Knoten geſchlungen; eine goldene Lyra ruht in ihrem göttlichen Arme. Ihm ſchienen die Saiten dieſer Lyra, von der Göttin Hand gerührt, zu ertönen: es war aber ihre eigene melodiſche Stimme, und was ſie ſprach, lautete alſo:

— „Ich bin Cäcilia, die Schutzpatronin der Muſik; ich komme als Abgeſandte der ewigen Harmonie, um Dir zu erklären, was Dir zu wiſſen vergönnt iſt. Die Leiter, welche Du ſah'ſt, iſt die Leiter der Töne. Die ſchwachen Sterblichen, in ihrem ſtolzen Wahne, leugnen jedes, was über ihre enge Sphäre hinausragt; diejenigen Töne, welche ſie mit ihrer Stimme, ihren Inſtrumenten nicht hervorbringen, nennen ſie unmögliche! Du, Beethoven, biſt für würdig erachtet worden, von ihrem Irrthume Dich zu überzeugen. Aber es wird Dir ergehen, wie einſt mir ſelbſt: die irdiſchen Töne werden Dich fortan nicht mehr erfreuen. Komme denn, und werde der himmliſchen Muſik theilhaftig, wonach Deine Seele ſich ſehnte, und welche Deine Schöpfungen ſchon auf Erden athmeten; Gluck, Mozart, Händel, Bach erwarten Dich, um Dir den Kranz aufzuſetzen."

Cäcilia war verſchwunden, aber die Melodie ihrer Worte, und die Töne der Wunderleiter klangen in ſeinem Ohre lange fort — bis der Nachen bei der Erde landete.

— Hier erwachte Beethoven.

Der kleine Gottlieb, des Nachbars Sohn, griff fleißig die chromatiſche Skala auf dem Klavier, welche der große Meiſter dieſem ſeinem Liebling gelehrt hatte.

„Du haſt recht ſchön geſchlafen, Väterchen,“ ſagte das Kind.

„Spielſt Du ſchon lange dieſe Skala, mein Söhnchen?“ fragte das große und beſcheidene Genie.

„Seit einer guten Viertelſtunde,“ antwortete Gottlieb.

* * *

Drei Tage darauf war Beethoven nicht mehr.

Hiſtoriſche Streifzüge gegen Fr. Förſter.

Von

Wilhelm Bernhardi in Menſelwitz.

Seit einiger Zeit iſt die Geſchichte des verfloſſenen Jahrhunderts mehrfach und auf intereſſante Weiſe beleuchtet und aufgeklärt worden. Die Lebensgeſchichte Friedrichs II., die Denkwürdigkeiten Schulenburgs, Dohms Memoiren und andere Schriften, denen kürzlich das Leben Friedrich Wilhelms I. vom Dr. Friedrich Förſter *) ſich anreihte, ſind einander ſchnell gefolgt, und geben ein in der That erfreuliches Bild von der Lebendigkeit, mit welcher in unſeren Tagen das Feld der vaterländiſchen Geſchichte nach allen Richtungen hin bearbeitet wird, wie ſich überall neue Quellen, tiefe Forſchungen, geiſtreiche Darſtellungen die Hand bieten, und Jeder in ſeiner Weiſe ſtrebt, den ungeheuren Stoff, der vorliegt, zu bewältigen. Aber auch die Anforderungen ſind gewachſen, welche der Geſchichtsſchreiber zu befriedigen bedacht ſeyn muß, und eine leere Compilation, eine bloße Materialienſammlung darf es nicht wagen, höhere Anſprüche zu machen, als denen ſie zu begegnen im Stande iſt. Lieſt man die Biographie eines bedeutenden Mannes, ſo begnügt man ſich nicht länger mit der bloßen Erzählung äußerer Lebensverhältniſſe und Schickſale, durchwürzt vielleicht mit pikanten Anekdoten und treffenden Witzſprüchen, oder mit Darſtellung der damals gerade obwaltenden Staatsverwickelungen und Ereigniſſe, wie ſie ſich oberflächlich ſogleich dem erſten Blicke zeigen, ſondern man fordert von dem Verfaſſer ſolcher Darſtellungen Tieferes, Umfaſſenderes, Vollendeteres. Ein klar wieder gegebenes treues Bild des geſchilderten Mannes ſoll ſich vor den Augen des Leſers entfalten; er ſoll ſehen, wie der Held ſein Jahrhundert, und dieſes wiederum ihn bildete und bewegte. Die Zeitgenoſſen müſſen bedeutungsvoll und charakteriſtiſch um die Hauptfigur gruppirt ſtehen, mit gerechtem Auge ſollen ihre Thaten, ihre gegenſeitigen Beziehungen zu einander, ihre Abſichten und die Mittel, ihre Endzwecke zu erreichen, abgewogen, in wahrhaften Farben frei vom Haſſe wie von der Vorliebe entwickelt werden, und aus den geſammten einzelnen Figuren des Gemäldes muß in der Seele des Leſers klar und

---

*) Potsdam, Riegel. 1835. 3. Bde. S. meine vorläufige Anzeige im „Literariſchen Zodiacus," April, S. 315. D. Red.

unabweisbar die Idee zum Bewußtſeyn kommen, welche das Jahrhundert durch ſeine Männer in allen Nüancen repräſentirt.

Noch verwickelter und größer aber werden die Mühen, ein ſolches Werk hervorzubringen, durch die materiellen Rückſichten, auf welche ſo Vieles ankommt. Alle Quellen müſſen mit der ſorgfältigſten Kritik benutzt und zuſammengeſtellt werden, beſonders wenn man handſchriftliche beſitzt, deren Zugang bis dahin verſchloſſen war. Da genügt nicht Einzelnes, wenn auch Merkwürdiges, herauszuſchreiben und bekannt zu machen, es kommt darauf an, aus der ganzen dem Autor vorliegenden Maſſe dieſe ſelbſt zu berichtigen, ihre mögliche Einſeitigkeit, ihre mannichfachen Widerſprüche zu erkennen, und auf dieſem Wege die Wahrheit, die ſo ſelten in der Geſchichte hervortritt, in vollem Glanze der Gerechtigkeit aufzuzeigen. Nicht minder wichtig iſt die Form und Schreibart, welche die äußerſte Sorgfalt und Ueberlegung gebieten, und wie ſchwer allein dieſe Aufgabe iſt, davon zeugen faſt alle Geſchichtswerke, die noch bis dahin an das Licht getreten, denen allen beinahe jene dramatiſche Lebendigkeit, jene Kühnheit der Darſtellung, jenes Plaſtiſche des Ausdrucks mangelt, wodurch die Seele allein in die Stimmung und die Zeit verſetzt werden kann, deren Schilderung der Autor verſucht.

Endlich, und das iſt nicht die geringſte Eigenſchaft eines Geſchichtſchreibers in unſeren Tagen, gehört für ein ſolches Werk viel Muße und große Geduld; denn nicht in wenigen Monaten, in Jahren nur bereitet man ſolche Ausführung vor, in Jahren nur gelangt man zu dem Ziele, ein ſolches Werk hinzuſtellen, und nur der unwiſſenſchaftlichſte Leichtſinn kann es wagen, mit ſchnell aufgerafftem Material, eilig erſonnenem Plane, in einer geſchwind zuſammengezimmerten Form die Geſchichte eines Mannes oder einer Zeit vortragen zu wollen.

Wie wenig nun den oben angedeuteten Anforderungen, welche man an die Lebensbeſchreibung eines in jedem Bezuge ſo wichtigen Mannes, wie Friedrich Wilhelm I. war, zu ſtellen genöthiget iſt, durch das Werk des Hrn. F. F. auch nur im entfernteſten entſprochen werde, lehrt jeder flüchtige Blick in das drei Bände ſtarke Buch, und wie ſehr daſſelbe hingegen von den letzten Zeilen des letzten Satzes getroffen wird, werden einige Proben, die leicht um Vieles, erforderte nicht der beſchränkte Raum Auswahl, vermehrt werden könnten, auf das klarſte beweiſen.

Ueber die Eintheilung des Stoffes ſpricht ſich Hr. F. F. in der Vorrede zum erſten Bande S. XI. folgendermaaßen aus: „Wie in dem wirklichen Leben die Perſönlichkeit und der Charakter dieſes abſoluten Monarchen ſich auf eine eigenthümliche, von allen Einflüſſen, Rückſichten, Vorurtheilen und Geſetzen unabhängige Weiſe geltend machte: ſo hat auch in der Biographie dieſe Perſönlichkeit ihre Stelle zu behaupten gewußt, und nimmt in ihren beſonderen Beziehungen, Gewohnheiten, Neigungen und Leidenſchaften den erſten Band des Werkes ein. Die allgemeineren Beziehungen des Landesherrn, die Wirkſamkeit und Thätigkeit, welche auf den Staat gerichtet waren, ſollen in einem zweiten Bande dargeſtellt und damit das Werk beendigt werden.“

Es ſtand alſo zu erwarten, daß man ſogleich im erſten Bande eine geordnete, in abſichtsvolle Beziehung zum zweiten geſetzte, zu einem vollkommenen Bilde ſich einigende Darſtellung der reinern Perſönlichkeit Friedrich Wilhelm I. erhalten würde; da bei faſt keinem Monarchen von ihr ſoviel in das Staatsleben hineinſpielt, und dieſes oft launenhaft beſtimmt, als gerade bei dieſem Monarchen. Allein ſo wie man zu leſen beginnt, erſcheint Alles als ein Conglomerat von Thatſachen und Anekdoten ohne Zweck und Ziel, der größeren Bequemlichkeit halber unter gewiſſe Capitel geordnet, in denen denn wiederum beiläufig vielerlei nicht gerade an jenen Platz Gehöriges erzählt wird. Die erſten 161 Seiten bringen, meiſt nach Franz Horn, einen Abriß der Regierungsgeſchichte Friedrich I., worin ſo Vieles iſt, das weder mittelbar noch unmittelbar das Leben Friedrich Wilhelms berührt, daß man nur mit Verwunderung fragen kann, warum dies hier Alles abgedruckt wurde? Was intereſſirt z. B. die ſpecielle trockene Anführung der Ausgaben unter Friedrich I. S. 54—70? Man ſollte glauben, bei weitem fruchtbarer würde es gewiſſen ſeyn, wenn etwa Einzelnes daraus wäre ausgezeichnet worden, um ebenfalls mit Einzelnem, natürlich ſtets Hauptſächlichem des Ausgaben-Etats Friedrich Wilhelms verglichen zu werden, anſtatt daß der geduldige Leſer auch dieſen S. 179 bis 191 in ſeiner ganzen Ausdehnung hinnehmen muß. Dieſer Raum hätte, ſo ſcheint es, bei dem trefflichen Materiale, welches Hrn. F. F. zu Gebote ſtand, und dem großen, reichen Stoffe, den er zu bearbeiten ſich vorgenommen, wahrlich auf würdigere und nützlichere Weiſe ausgefüllt werden können! Wie ärmlich iſt das Tagebuch Friedrich Wilhelms als Kronprinzen S. 140—151 ausgefallen, und wie vieles Andere iſt geradezu eben ſo unhiſtoriſch, als ohne Kritik zuſammengetragen, nur um das Buch zu vergrößern; denn welches Intereſſe hat S. 159 die Note in einem hiſtoriſchen Werke, oder wie gehören Citate gleich denen S. 167. 169. 229. in eine Lebensbeſchreibung Friedrich Wilhelms? Paſſen in eine wahrhaft wiſſenſchaftlich und künſtleriſch gedachte Biographie Dinge, wie S. 204. 206? Schlimmer iſt jedoch die traurige Sucht, um es mit dem mildeſten Namen zu bezeichnen, auf Koſten der geſchichtlichen Treue, die Fehler und Leidenſchaften Einzelner zu beſchönigen. Es kann Jeden nur mit Unwillen und Schmerz erfüllen, wenn er S. 169 nachſtehende Worte leſen muß:

„Nicht das Geſetz war es, was die Beamten und Unterthanen von
„dem Höchſten bis zu dem Niedrigſten, die Nächſten wie die Entfernte-
„ſten, fürchteten, es war das Wort, der Wink des Königs, vor dem ſie
„alle zitterten, und wie froh wir uns auch fühlen mögen, daß dergleichen
„Zuſtände hinter uns liegen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß dieſes Er-
„zittern in der Furcht des Herrn der Freiheit Anfang war. Schon an
„einem andern Orte iſt bemerkt worden, daß der vorherrſchende Volkscha-
„rakter zu der Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm den Thron beſtieg,

„die Feigheit war. Er fand keine trotzigen Ritter, die auf ihren Burgen ihm Krieg angekündigt hätten ꝛc. Da war es an der Zeit, daß dem entarteten, verweichlichten Geſchlechte das Selbſtgefühl durch Züchtigung wiederum geweckt wurde, und bei weitem weniger iſt der ſtrenge Friedrich Wilhelm des Despotismus anzuklagen, als die Nation der ſclaviſchen Geſinnung; daß ſie dieſe in der Folgezeit abgelegt, rechtfertigt die Anwendung der draſtiſchen Mittel, welche Friedrich Wilhelm verordnete.“

Jedermann wird das Halbwahre, Gleisneriſche, Beſchönigende dieſer prätenziöſen Darſtellung empfinden, und achſelzuckend auf das ſchmeichleriſche Allegat aus Shakſpeare's Caesar in der Note herabſehen, oder mitleidig lächeln, wenn er von dem Mitherausgeber der Hegelſchen Werke wenige Zeilen tiefer die Worte leſen muß:

„Wenn er (der König) auch verſicherte, daß er nichts anders als der erſte Diener des Staats ſey, welcher als Gottes Statthalter von Allem, was er thue, Rechenſchaft ablegen müſſe, ſo ſtellte er ſich dennoch ſehr oft über Staat und Geſetz, und verfügte nach gewiſſenhafter Willkühr über Ehre, Leben, Freiheit und Eigenthum.“

Nicht minder geiſtreich iſt die Art, wie des Königs Abſcheu vor Philoſophie und Poeſie durch ſeinen geſunden Menſchenverſtand, der wahrhaft „genial“ genannt zu werden verdiente, in Schutz genommen wird S. 171. Und in der That kann man wohl vortrefflichere Begriffe und Entſchuldigungsgründe auffinden, als eine gewiſſenhafte Willkühr, und einen genialen geſunden Menſchenverſtand? —

Eben ſo merkwürdig iſt die leichtſinnige und oberflächliche Weiſe, mit welcher die Quellenausſagen behandelt und benutzt ſind. So ſchreibt der König, nach S. 232, in einem Briefe an den Grafen von Seckendorff, in dem er ſich für die ihm zugedachten Bilder der kaiſerl. Familie bedankt:

„Uebrigens erweckt mir die Nachricht, daß gedachte Erzherzoginnen ſowohl an Größe als Schönheit zugenommen, eine große Zufriedenheit, und wegen der Mariage der älteſten weiß der Hr. General meine Sentiments, daß ich ſie keinem lieber als dem Herzoge von Lothringen gönne.“

Aus den Anführungsworten des Hrn. F. F. zu dieſer Notiz: „zu dem, was bereits von Hormayr hierüber (die Abſicht des kaiſerl. Hofes, den Kronprinzen Friedrich mit einer Erzherzogin zu vermählen) mitgetheilt worden iſt, können wir noch Folgendes aus dem von Seckendorffiſchen Archive mittheilen,“ leuchtet deutlich ein, daß F. F. meint, aus der obigen unterſtrichenen Stelle gehe hervor, daß Seckendorff dem Könige angetragen habe, den Kronprinzen mit der älteſten Erzherzogin zu vermählen, und daß Friedrich Wilhelm dies Anſinnen in den eben angeführten Zeilen ablehne. Es gehört ein ſtarker Glaube dazu, dies auch nur zu vermuthen; denn iſt es wohl wahrſcheinlich, daß der König, ohne auch nur mit einer Sylbe oder Wendung auf dieſen vorausgeſetzten ſo wichtigen Antrag, wenn gleich nur entfernt, anzuſpielen, ſo kurz, ſo ohne alle Motivirung geſagt haben ſollte, er gönne ſie Keinem lieber, als dem Herzog von Lothringen? Lieber alſo, als ſeinem Sohne? Und er hatte keinen andern Grund, ſeinem Thronfolger dieſe Heirath zu verſagen, als weil er ſie keinem Andern lieber gönnt, als dem Herzoge von Lothringen? Es gab keine Staatsgründe, auf welche hingedeutet werden konnte, keinen Unterſchied der Kirche, welcher entgegengetreten wäre, keine äußeren Verhältniſſe, welche beachtet werden mußten, kurz nichts, auf das man ſich hätte berufen mögen, als die Laune, welche dem Einen dies gönnt, und dem Andern nicht? Aber weiter, muß denn Derjenige, welchen der König dem Herzog von Lothringen nachſetzt, nothwendig ſein Kronprinz, muß es überhaupt eine beſtimmte Perſon ſeyn? Kann nicht der König haben ſagen wollen, unter allen Denjenigen, welche ich für die Erzherzogin als Gemahl paßlich ſinde, gönne ich ſie Keinem lieber, als dem Herzoge von Lothringen? So iſt das auch wohl gemeint; denn nimmt man das Datum des Briefs, er iſt den 31. Decbr. 1731 geſchrieben, die vorhergegangenen Unterhandlungen, und die am 10. März 1732 erfolgte Verlobung mit der Prinzeſſin von Bevern zuſammen, ſo geht allein daraus glatt die Unmöglichkeit hervor, daß dieſes Handbillet des Königs ſich auf eine ſolche Angelegenheit beziehen konnte. Allein noch mehr, F. F. konnte nach den Quellen, welche ihm zu Gebote ſtanden, Hormayrs Angaben widerlegen oder vielmehr berichtigen, und dabei ganz erſtaunlich viel Patriotismus entwickeln. Denn obgleich ein Plan der Art, wie ihn Hormayr bezeichnet, vorhanden war, ſo leitete er doch ſeinen Urſprung weder aus dem Preußiſchen, noch dem Oeſtreichiſchen Cabinette her, ſondern entſprang rein aus dem Kopfe des damaligen Kronprinzen, wie das an Grumbkow geſandte III. S. 21. no. VIII. abgedruckte projet de déclaration du Prince Royal beſagt, wenn man es mit den darauf bezüglichen Stellen S. 26. no. XI. XII. S. 27. no. XIII., und vorzüglich der Antwort Grumbkows auf dieſes projet, aus der hervorgeht, daß der König von der ganzen Sache nichts wußte, in den Actenſtücken des dritten Bandes prüfend vergleicht.

Unmittelbar darauf redet Hr. F. F. davon, daß er beweiſen wolle, wie der Wiener Hof damit umging, den Kronprinzen zur katholiſchen Kirche verführen zu laſſen, und beruft ſich auf ein Actenſtück, den Brief eines gewiſſen Gotthelf Fleiſchmann. Allein in den Nachträgen Band 3, S. 28, ſagt er ſelbſt, daß ſich ſeine Vermuthung nicht als begründet habe nachweiſen laſſen, und fährt dann fort: „Allerdings gingen an den Grafen Seckendorff Anträge dazu (den Kronprinzen katholiſch zu machen) „ein; allein es bleibt ihm ſelbſt in Dunkel gehüllt, auf weſſen Veranlaſſung dies geſchah. Aus dem bereits no. VIII. mitgetheilten Heiraths„project des Kronprinzen mit einer Erzherzogin von Oeſtreich erfahren „wie das von Friedrich ſehr entſchieden und nachdrücklich ausgeſprochene „Bekenntniß, daß er dem evangeliſchen Glauben niemals untreu werden

„würde, ein Bekenntniß, welches er in dieſer Zeit, und auch in ſpäterer
„Zeit oft genug wiederholt. Daß, wie Seckendorff in dem Briefe an
„Eugen vermuthet, die Zuſchriften aus Erfurt nichts als eine Falle ſeyn
„ſollten, welche die Königin und der Kronprinz ihm legen wollten, hat
„keine Wahrſcheinlichkeit, und ſo dürfte Grund genug vorhanden ſeyn,
„dieſe Umtriebe weder dem Berliner, noch dem Wiener Hofe, ſondern den
„in dieſem Fache unabhängig für ſich arbeitenden Jeſuiten zuzuſchreiben."

Aus den abgedruckten Documenten geht auf das klarſte hervor, daß der angebliche Gotthelf Fleiſchmann niemand anders als ein gewiſſer Leichner zu Erfurt iſt, ein Menſch, der fähig war, Alles zu thun, um Geld zu verdienen, der in Berlin bei dem Rath von Ziegler in den Jahren 1715 und 1719 gewohnt hatte, und bei deſſen Bruder in Erfurt viel lebte, der zwar gelehrt, und in omni scibili versatissimus, jedoch obscur und commode ohne conduite und ein homo sordidus war, und ſo leichtgläubig erſcheint, daß er es für baare Münze nimmt, als Seckendorff ihm ſchreiben läßt, er habe zwar ſeinen Brief, aber ohne Datum und Namen empfangen, ſich gewaltig über dieſen ihm geſpielten Betrug erboßt, und hoffe, er (der Graf Seckendorff) werde den Zuſammenhang dieſer ſchändlichen Betrügerei herauszubringen wiſſen. Dies Alles ſcheint wenig zu einem Jeſuiten zu paſſen, welchem von ſeinem Orden der Auftrag wird, den Preußiſchen Thronerben, deſſen Vorliebe für alle edle Eleganz bekannt genug war, der allein ſeligmachenden Kirche zuzuführen. Bedenkt man dagegen, daß dieſer Brief das Datum des 15. März trägt, und am 28. deſſelben Monats man bereits in Warſchau, wie der Preußiſche Reſident Hoffmann dem General von Grumbkow meldet, befremdliche Nachrichten ausſtreute „au sujet du Comte de Seckendorf auquel sa Majesté le Roy de Prusse doit avoir ordonné de se retirer de ses „Etats, en ne lui laissant que 48 heures pour s'y préparer et *cela* „*pour avoir déclaré que l'Empereur, son maitre, donneroit une des* „*Archiduchesses, ses filles, au Prince de Lorraine et l'autre au Don* „*Carlos, de sorte qu'il ne resteroit rien pour nous,* ſo gewinnt die Sache ein andres Anſehen. Man überlege, in Erfurt iſt es dem Gotthelf „Fleiſchmann am 15. März angeblich von Wien aus zu Ohren kommen, „wie Ihro Königl. Majeſtät von Preußen Dero Kronprinzen in gewiſſer „wichtiger Abſicht zerne zur Annehmung der römiſch-katholiſchen Religion „bewegen wollten, dabei aber faſt unüberwindliche Schwierigkeiten fänden," am 28. März ſagt der Vice-Canzler Lipſky dem Kaiſerl. Geſandten, Grafen von Wilzek, ins Geſicht, Graf Seckendorff müſſe Preußen räumen, weil er amtlich erklärt, die eine Erzherzogin werde den Herzog von Lothringen, die andere den Don Carlos heirathen, ſo daß für Preußen nichts übrig bliebe, und am 11. April erklärt der Kronprinz zu Küſtrin, daß er allen Wünſchen des Königs ſich fügen wolle, rückſichtlich der Heirath, ſelbſt wenn Ihro Majeſtät, wie man ſagen wolle, auf das Haus Oeſtreich in dieſem Bezug dächte. Den Brief aus Erfurt kann

Seckendorff nur gegen Ende des Monats März erhalten haben, da er unter dem 24. März erſt an den Dr. Brickner um Auskunft über den Fleiſchmann ſchreibt, die Nachricht aus Warſchau überſchickt er dem Prinzen Eugen unter dem 7. April, hat ſie alſo wohl nicht früher empfangen, als zwiſchen dem 3. und 6., und am 12. hatte Grumbkow wahrſcheinlich des Kronprinzen Declaration in Händen. Sieht das Alles nicht planmäßig aus? Rechnet man dazu, daß der Sächſiſche Hof dem franzöſiſch-engliſchen Intereſſe durchaus ergeben, und Hoym ein Mann, deſſen perſönliche Feindſchaft gegen Seckendorff, deſſen Mitwiſſenſchaft um die 1730 bezweckte Flucht des Kronprinzen bekannt ſind, bis zum 31. März die Seele des Sächſiſch-Polniſchen Miniſteriums war, daß auf der andern Seite die Intriguen für die Vollziehung der doppelten engliſchen Heirath gerade um dieſe Zeit faſt am lebhafteſten waren, daß Grumbkow und Seckendorff mit Recht als die Hauptgegner dieſes Plans galten, nach deren Entfernung nichts der Realiſation der Wünſche, welche die engliſche Partei am preußiſchen Hofe hatte, entgegenſtand, ſo gewinnt es gewiß an Wahrſcheinlichkeit, daß, wie Seckendorff an Eugen ſchreibt, „dies alles „Fallſtricke ſind, welche der Kronprinz auf Einrathen, wenigſtens Vor„wiſſen der Königin uns beiden (Grumbkow und ihm) legen will.“ Aber Hr. F. F. macht es ſich viel bequemer, er ſchließt mit ächt philoſophiſchem Scharfſinne auf das bündigſte: weil Seckendorff den Schleier des Geheimniſſes, welcher über den ihm gewordenen Anträgen ruht, nicht lüftet, weil Friedrich in ſeinem projet ſeine Anhänglichkeit an die proteſtantiſche Kirche laut ausſpricht, weil die Vermuthung, als habe man von Seiten des Wiener Hofes den Kronprinzen katholiſch machen wollen, ſich nicht als begründet nachweiſen läßt, Fleiſchmann aber doch vorgiebt, daß es ihm von Wien aus zu Ohren komme, weil es keine Wahrſcheinlichkeit habe (und dies läßt Hr. F. F. unbewieſen), daß die an Seckendorff gelangten Anträge Fallen ſeyn ſollten, ſo iſt Grund genug vorhanden, dieſe Umtriebe weder dem Berliner, noch dem Wiener Hofe, ſondern den in dieſem Fache unabhängig arbeitenden Jeſuiten zuzuſchreiben. O die armen Schüler des Loyola! was müſſen ſie ſich nicht gefallen laſſen, und welche Thorheiten werden ihnen nicht nachgeſagt, ſobald man nur ein wenig in Verlegenheit geräth, die Gründe einer Begebenheit aufzufinden! Gleich heißt es, was zerbrechen wir uns (um doch einmal in Hrn. F. F. Weiſe zu reden) den Kopf, da haben wir ja den bequemſten Sündenbock von der Welt, die Jeſuiten; haben ſie ſoviel gethan, warum nicht auch dies? da braucht man keinen Beweis zu führen; denn von denen glaubt man ohnedies alles Ueble; immer ihnen nur aufgebürdet, ſie tragen ſchon eine ſo große Laſt, daß die paar Loth Intriguen und Sünde ſie wahrlich nicht umbringen werden; ſind ſie die Urheber nicht, ſo könnten ſie es doch gethan haben, und mindeſtens iſt unſer Erklärungsverſuch ſcharfſinnig! O ja, man ſehe nur, wie fein!! Am 11. April in der Mitternachtsſtunde weckt der Kronprinz ſeine Umgebung in Küſtrin, und erklärt den

Verſammelten, wenn ſein Vater es wünſche, eine Oeſtreichiſche Prinzeſſin heirathen zu wollen, jedoch ohne Glaubensänderung ſeiner Seits, und dies weiß am 15. März bereits, wenn auch nicht wörtlich, ein verkappter Jeſuit in Erfurt! Sogleich bietet er ſich an, den Ketzer zu bekehren, und bei wem? nicht dem Prinzen Eugen oder einem katholiſchen Miniſter des deutſchen Kaiſers ſchreibt er, ſondern an den Grafen Seckendorff nach Berlin, den Neffen und Zögling Veit Ludwigs von Seckendorff, den Miniſter, deſſen feſte Anhänglichkeit an die proteſtantiſche Kirche ſo groß war, daß er dem Kaiſer auf deſſen Zureden, katholiſch zu werden, antwortete: „wie könnte ich Ew. Majeſtät getreu ſeyn, wenn ich Gott ungetreu würde,“ an dieſen Mann wandte ſich der feine Jeſuit in ſeinem Bekehrungseifer, und zwar früher, als Friedrich ſelbſt ſeinen Vorſchlag bekannt machte, und Seckendorff ahnen konnte, es würde ſich eine Gelegenheit bieten, von dieſem Antrage Gebrauch zu machen. —

Im zweiten Bande ſollen der Verſicherung des Hrn. F. F. gemäß, „die allgemeinen Beziehungen des Landesherrn, die Wirkſamkeit und Thätigkeit, welche auf den Staat gerichtet waren, dargeſtellt, und damit das Werk beendet werden.“

Hier eröffnete ſich dem Hrn. F. F. die glänzendſte Gelegenheit, eines der trefflichſten Geſchichtswerke zu ſchreiben; denn ohnſtreitig bildet das achtzehnte Jahrhundert, in deſſen erſte Hälfte das Leben und die Wirkſamkeit Friedrich Wilhelms I. fallen, einen der merkwürdigſten Abſchnitte der deutſchen Geſchichte. Deutſchland, dies Herz Europa's, in welchem von ſeinem früheſten Erwachen an, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hin, alle großartigen Angelegenheiten des Menſchengeſchlechts empfangen, geboren und entwickelt werden, lag in den letzten Zuckungen des Todeskampfes. Ein neuer Geiſt durchbrach die morſche Hülle des alten Körpers in den einzelnen wiedergeborenen Staaten, Kindern einer uralten Mutter, die, blödſinnig und kindiſch, herabgewürdigt war zur Magd eines ihrer Söhne. Ganz Europa war zu damaliger Zeit in zwei große Lager getheilt, in deren einem England und Frankreich, in dem andern Rußland und Oeſtreich als die Hauptführer auftraten, und ſo den ſeit der Reformation immer weiter und ſchärfer getrennten Strom des Geiſtes veranſchaulichten. Preußen durch ſeine Lage, wie ſeine Macht beiden Theilen gleich wichtig, durch ſeinen Proteſtantismus, ſeine mehr und mehr im Volke ſich entwickelnde Geiſtesthätigkeit, und deren ſpiritualiſtiſche Tendenz der einen, durch ſein Militairweſen, ſeine Regierungsform, und deren realiſtiſche Richtung der anderen Partei nahe verwandt, war der eifrige Gegenſtand beiderſeitiger unabläſſiger Bewerbungen. Kein Mittel ward verſchmähet, kein Schritt blieb unverſucht, den Sieg zu erringen, jedes an ſich vielleicht ſogar unbedeutende Ereigniß ward benutzt, um Vortheil daraus zu ziehen, und ſelten kam wohl ſoviel auf die Gewandtheit, die Geiſtesgegenwart, die Entſchloſſenheit, die äußerſte Ruhe und Kühnheit im Handeln der verſchiedenen Repräſentanten der europäiſchen Mächte an, als damals in der Umgebung Friedrich Wilhelm's I. Der Preußiſche Hof war merkwürdig getheilt, das Militair hielt meiſtens zum Kaiſer, die Civilſtaatsdiener zur Hannöveriſchen Allianz, theils aus Ueberzeugung, theils aus Vortheil; ja die Familie ſelbſt ſpaltete ſich in dieſe Gegenſätze, ſo daß auch hier im Hauſe ſich nothwendig derſelbe Streit offenbaren mußte, welcher damals die ganze politiſche Welt erſchütterte. Dies giebt dann auch erſt dem Privatleben des Königs, und den Familienereigniſſen am Brandenburgiſchen Hofe die beſonders tiefe hiſtoriſche Bedeutung, und all den tragiſchen Vorfällen zwiſchen dem Vater und den Kindern den großartigen Hintergrund. Dadurch allein wird die Nothwendigkeit klar, dieſe ganze Seite der damaligen Hofgeſchichte bis zu den geringfügigſten Einzelnheiten und den innerſten Beweggründen hinab zu erforſchen und geſchichtlich treu darzuſtellen, während jeder andere Geſichtspunkt deren Erwähnung zu der Gemeinheit kleinlicher Klätſcherei und in den Schmutz der Chronique scandaleuse hinabwirft.

Nicht minder bewegt, wie die politiſche Welt, war die geiſtige, das Reich der Wiſſenſchaften und Künſte, und derſelbe Gegenſatz, welcher die Höfe und Cabinette theilte, ſchürte auch hier die Flammen zum Kampfe. Am lebendigſten ward der Streit in den Gebieten des geiſtigen Lebens geführt, welche am unmittelbarſten den Menſchen in ſeinem innerſten Seyn berühren, in der Philoſophie und Theologie. Die ſogenannten pietiſtiſchen Streitigkeiten, das Auftreten Zinzendorfs als Sectenſtifter in der proteſtantiſchen Kirche, der Bekehrungseifer der Jeſuiten, die Bedrückungen der evangeliſchen Salzburger durch die papiſtiſchen Zeloten, dies Alles zeigt, wie ſich überall jene große Zeit des Kampfes, der Bewegung, des Fortſchrittes vorbereitete, welche bald die trägen Elemente Deutſchlands mit neuer Kraft und Begeiſterung erfüllen ſollte, und es iſt bedeutungsvoll genug, daß Wolf in ſeinem bekannten Streite mit Lange in Halle an dem Kronprinzen Friedrich, am Günſtlinge des Königes, Grumbkow, an dem berühmten Cocceji, Gönner, Schützer und Förderer fand. Auch in der Kunſt regte ſich ein neues Leben, denn die Werke Händels und Bachs geben davon nicht weniger Zeugniß, als der berühmte Streit zwiſchen Bodmer und Gottſched und ihrer beiderſeitigen Schulen; kurz nach allen Richtungen hin gab ſich jene Zeit als die Bringerin einer neuen Entwickelungsepoche für Deutſchland kund, wenn ſie gleich darlegte, wie weit noch Frieden und Einigkeit deutſcher Gemüther und deutſcher Staaten von ihr entfernt ſeyen.

Dies iſt der mächtige Hintergrund zu dem großen Lebensbilde des zweiten Königs von Preußen, alle dieſe Richtungen, Wirren und Kämpfe ſpielen in ſein Leben hinein bis in deſſen heiligſte und tiefſte Seite, bis in ſeine Familienverhältniſſe; dies Alles muß daher je nach ſeinem entfernteren oder näheren Einfluſſe auf den König, ſeine Geſinnung und Handlungsweiſe vom Biographen mit helleren oder beſcheideneren Farben geſchildert werden, wenn ein ächtes, wahrhaft lebendiges Portrait Friedrich Wilhelms, in welchem der Geiſt ſeines Jahrhunderts ſich merkwürdig verkörperte, vor die Seele des Leſers treten ſoll.

Wendet man ſich nun nach dieſer leichten Skizze zum Buche des Hrn. F. F., ſo findet man leider von dem allen keine Spur, ſondern nichts, als eine rhapſodiſche Erzählung der politiſchen Begebenheiten, ohne innere leitende Idee, und eine eben ſo mangelhafte Darſtellung der Staatsverwaltung des Königs. Auf Einhundert und Acht und Funfzig Seiten werden die Staatsverhältniſſe einer ſo überaus verwickelten Periode abgefertigt, ohne auch nur etwas Anderes, als eine noch dazu lückenhafte Erzählung von Thatſachen zu verſuchen, ohne den Geiſt der politiſchen Umgebungen des Königs auch nur andeutungsweiſe zu ſchildern. Nach der Anlage des erſten Bandes hätte man glauben ſollen, man habe für das Staatsleben des Königs mindeſtens zwei gleich ſtarke zu erwarten, aber nein, man wird leichter abgeſpeiſ't und muß beim Schluſſe der Lectüre leider ſagen, ſowenig der erſte Band ein klares Bild des Menſchen Friedrich Wilhelm giebt, ſo wenig erſcheint hier ein richtiges Portrait des Staatsmannes, und man vermißt alle Erklärung der Begebenheiten, wenn man ſich dieſe nicht, theilweiſe mindeſtens, ſelbſt aus den eingeſtreuten oder angehängten oder im dritten Bande gelieferten Actenſtücken verſchafft. Wie leichtſinnig aber und unbeſonnen Hr. F. F. auch in dieſem Bande mit den ihm anvertrauten Quellen umging, wie er gleichſam Alles verſchleuderte, was er beſaß, ohne es zu kennen, davon möge zur Probe nur eins der auffallendſten Beiſpiele dienen, welches aus vielen Rückſichten vor allen werth iſt, weitläuftiger behandelt zu werden, die S. 114—122 erzählten Pläne zur Theilung Polens. Hr. F. F. ſagt über dieſen Gegenſtand im Texte Folgendes:

„Schon König Friedrich I. ließ im Jahre 1710 durch ſeinen Geheimen-Rath Ilgen einen förmlichen Plan zur Theilung Polens ausarbeiten, und denſelben dem Ruſſiſchen- und Sächſiſchen Hofe mittheilen,“ und fügt S. 115 in der Note hinzu, nachdem er den Hauptinhalt des project's angegeben:

„Wir fanden dieſes ſehr intereſſante Actenſtück einem Briefe des Grafen von Seckendorff an den Prinzen Eugen beigelegt,“ und nun folgt der Abdruck des allerdings wichtigen Documents.

Nur Jemand, der mit dem höchſten Leichtſinne eine gänzliche Nichtachtung der Leſer verbindet, kann es wagen, ſich zur Behauptung ſeiner im Texte gegebenen Erzählung auf Actenſtücke zu berufen, deren erſte Zeile jeden ruhigen Leſer überführen wird, daß derjenige, welcher ſie verfaßt haben ſoll, der Urheber nicht geweſen ſeyn kann; oder iſt es denkbar, daß ein Preußiſcher Miniſter einen von ſeinem Könige ausgegangenen Plan mit den Worten anfangen wird: Sa Majesté Czaarienne trouve bon et nécessaire etc.! Gewiß nicht; ſondern das Project wurde am Ruſſiſchen Hofe mit Zuſtimmung oder wohl gar aus

Anlaß Auguſt II. von Polen entworfen; denn dieſer trug ſich beſtändig mit dem Plane einer Theilung Polens.

Will Hr. F. F. in der That ſo patriotiſch ſeyn, als ſeine Vorrede, ſeine Lobpreiſungen, ſeine Entſchuldigungen anderweitig prätendiren, warum wälzt er denn hier auf den Preußiſchen Staat die Laſt eines Gedankens, eines Antrages, von dem Preußen frei, ſo frei wie das Sonnenlicht iſt, wo es ſo leicht war, dies aus den gedruckten Urkunden nachzuweiſen, und aus dem Artikel V. qu'on trouve nécessaire......de causer le reste au Roi de Pologne en titre de Roi *héréditaire* ziemlich deutlich hervorgeht, daß der König von Polen ſelbſt höchſt wahrſcheinlich dieſen Vorſchlag gemacht, da gerade dieſer Erblichkeitspunkt, mannichfach modificirt, in allen Theilungsplänen dieſes Fürſten auf das beſtimmteſte hervortritt.

Eben ſo unwahr im Bezug auf die Preußiſche Politik rückſichtlich Polens iſt das S. 118 Geſagte:

„Da Friedrich Wilhelm ſehr bald inne wurde, daß man ruſſiſcher Seits nicht geneigt war, ihm Curland zu überlaſſen, knüpfte er Unterhandlungen unmittelbar mit Auguſt II. an, die ſich wiederum auf den oben mitgetheilten Plan einer Theilung Polens bezogen. Der Preuß. Miniſter Marſchall von Bieberſtein war damit beauftragt worden, dem Könige von Polen dieſen Plan vorzulegen, welcher ſehr bereitwillig darauf einging.“

Hätte Hr. F. F. die ihm aus dem Meuſelwitzer Archive zugekommenen Acten gründlich geleſen, ſo könnte er auch hier Preußen einer ſolchen Unterhandlung nicht zeihen, ſondern würde geſehen haben, daß Seckendorff unter dem 23. Juni 1732 dem Prinzen Eugen berichtet: „wie Manteufel (der frühere ſächſiſche Miniſter) laut der Beilage ihm ſchreibe, daß dem Könige von Polen der Partage-Tractat, ſo 1710 ſchon auf dem Tapet geweſen, wieder einfällt,“ und wäre ſein Werk nicht blos eine mechaniſche Arbeit der abſchreibenden Feder geweſen, ſo hätten die wenige Zeilen tiefer abgedruckten Worte aus Seckendorffs Bericht an Eugen, ſowie die S. 119 in der Note abgedruckte Inſtruction für den Marſchall von Bieberſtein, allein ihm vollkommen zur Beweisführung gedient, daß keineswegs Preußen, ſondern Auguſt II. der Urheber der neu aufgenommenen Unterhandlungen über die Theilung Polens geweſen. Denn Seckendorff ſchreibt:

„Der jüngſt von Dresden gekommene Curier hat die Arretirung des von hier verwieſenen Goldmachers Syberg mitgebracht, weil man glaubt, er hätte ſich heimlich aus dem Staube gemacht, durch welche Gefälligkeit man den König in Preußen mehr und mehr an ſich zu ziehen hofft. Dieſes hat auch gemacht, daß anheut der Marſchall von Biberſtein unter dem Vorwande, als ob er allda mit ſeinen Freunden zu thun, nach Dresden abgereiſt iſt. Er hatte ein in generalibus abgefaßtes Handſchreiben an den König mit, hienach er über den vom

„Könige in Polen ihm mündlich aufgetragenen Plan die
„beigelegten Fragen machen ſoll, und hat mir der König ver-
„ſprochen, von Allem, was weiter vorgeht, Nachricht mitzutheilen.“

Die Ueberſchrift der Inſtruction aber lautet:

Instruction secrète pour le Ministre privé d' Etat Maréchal de Bieberstein *touchant le projet du Partage, que le Patron* (Auguste II.) *a fait proposer* au Compatron (F. Guillaume) etc.

Man ſieht alſo, daß Friedrich Wilhelm ſeinen Miniſter keineswegs beauftragt hatte, Auguſt II. einen Theilungs-Plan vorzulegen, ſondern von dieſem nur die Beantwortung gewiſſer aufklärender Fragen über den ihm, dem Könige von Preußen, mitgetheilten Plan forderte. Auch bekräftigt der Verlauf des Factums vollſtändig die Anſicht, daß nicht Friedrich Wilhelm, ſondern Auguſt II. das alte Project wieder anregte; denn unter d. 21. Octbr. 1732 ſchreibt Bieberſtein aus Warſchau an Grumbkow, der König (Auguſt) habe ihm ein Geheimniß anvertraut, welches er dem Könige nur mündlich mittheilen könne. Darauf wird der Preußiſche Geſandte nach Berlin gerufen, und entdeckt nun dem Könige den Plan Auguſts, worauf dieſer ihn unter dem 13. Decbr., wie oben gemeldet, nach Dresden zur Ausforſchung des Königs von Polen ſendet, welchem Friedrich Wilhelm überhaupt nicht traute. Betrachtet man nun die Fragen ſelbſt näher, ſo legen ſie vollkommen das Gegentheil der Geſinnung an den Tag, deren F. F. Preußen hier beſchuldigt. Der ganze Ton derſelben zeigt offenbar, daß man mehr die gute Gelegenheit, die ein verdächtiger Freund gab, benutzen wollte, um ihn auszuforſchen, und ſich Gewißheit über viele noch unklare Dinge zu verſchaffen, als daß es dem Frageſteller Ernſt geweſen wäre, wahrhaft in den Plan des Polniſchen Königs einzugehen. Ferner widerlegen die Fragepunkte ſelbſt die kühne Behauptung F. F. S. 119:

„Aus dieſen Punkten geht hervor, daß damals Preußen und Sach-
„ſen Willens waren, eine Theilung Polens zu unternehmen, ſelbſt
„wenn Rußland und Oeſtreich derſelben ſich widerſetzen
„würden.“

Denn der erſte Punkt lautet:

> S'il ne serait pas *nécessaire* de chercher à obtenir le *consentement* de la *cour Russienne* pour le but proposé;

der zweite:

> de *quelle manière* on espère de pouvoir *gagner cette puissance*, et de la porter à rester dans l'inaction!

Heißt das nun ohne Einwilligung Rußlands handeln wollen? Und wenn man dann im dritten Punkte fragt, welche Hülfsmittel im Falle der verweigerten Zuſtimmung etwa zu Gebote ſtänden, liegt darin nothwendig ſchon, daß man auch, wenn Rußland ſich widerſetzte, den Plan ausführen wollte, oder könnte dieſe Frage, ſo geſtellt, nicht aus andern Abſichten geſchehen ſeyn? — Eben ſo ſpricht ſich der fünfte und ſechſte Punkt über den Kaiſer aus, wenn gleich weniger detaillirt, da man zu Berlin ſehr wohl wußte, daß Oeſtreich wie Preußen den Plan Auguſts niemals begünſtigen würde, man ſich aber von Rußland deſſen nicht ganz ſo poſitiv verſichert hielt, und aus der ſächſiſchen Antwort klarer darüber zu ſehen hoffte. Kennt man aber die ſächſiſche Antwort auf dieſe Fragen, dann verſchwindet vollends jeder Anſchein, als ob Auguſt etwa gehofft hätte, ohne Oeſtreichs und Rußlands Beiſtimmung auch nur das Geringſte unternehmen zu können; denn die erſte Frage wird polniſcher Seits gleich dahin beantwortet: Il la faut *indispensament* faire entrer, und die dritte: en ce cas tout sera difficile. Doch genug für jetzt hierüber, ich will nur noch die hiſtoriſchen Fictionen des Hrn. F. F. im Bezug auf die polniſche Angelegenheit vollends in der Kürze aufdecken.

Er fährt folgendermaßen fort: S. 121.

„Noch näher als durch Seckendorff werden wir durch die Mittheilungen Grumbkows an den Grafen Manteufel von der Lage der Sache unterrichtet. Er ſchreibt ihm bereits unter dem 20. Novbr. 1732, daß ein Bevollmächtigter des Königs von Polen in Berlin angekommen ſey, deſſen Anträge dahin gingen, der Republik ein Ende zu machen, dem Hauſe Sachſen die Erbfolge zu ſichern, und Rußland, Oeſtreich und Preußen zur Theilung des Kuchens einzuladen, und er meint, daß die Adler ſich ihn werden gut ſchmecken laſſen.“

Dieſe ſo bedeutende Nachricht wird alſo aus einem Briefe Grumbkows an Manteufel de dato 20. Novbr. mitgetheilt, und jeder, der nur in etwas diplomatiſche Verhältniſſe kennt, wird ſich wundern, daß der Oeſtreichiſche Geſandte die ſo wichtige Begebenheit der Abſendung eines polniſchen Bevollmächtigten nach Berlin in keinem ſeiner Berichte an den Prinzen Eugen erwähnt, weder in dem vom 2. Decbr., bei welchem er doch Grumbkows hier abgedruckten Brief dem Prinzen einſendet, noch am 13. Decbr., wo er etwas ausführlicher über die Sache berichtet, noch auch am 22. Decbr., wo er die bedenkliche Meinung Grumbkows über Marſchalls Benehmen mittheilt. Sollte der Oeſtreichiſche Geſandte, gewürdigt, die verwickeltſten Geſchäfte, wie die polniſche Wahl-Angelegenheit und das Vermählungsproject zwiſchen dem Kronprinzen und der Bevernſchen Prinzeſſin zu leiten, plötzlich ſo ganz aus ſeiner Pünktlichkeit und Gewohnheit gekommen ſeyn, daß er ſeinem Chef erſt am 13. Decbr. (wie Hr. F. F. meint) vom Vorhandenſeyn eines Theilungsplanes geſprochen, während am 20. Novbr. ſchon ein Bevollmächtigter Auguſts II. in Berlin war, und ſeine Anträge dem Generallieutenant von Grumbkow mittheilte, und ſollte er ſo vergeßlich geworden ſeyn, oder ſo gleichgültig gegen ſeinen Ruf, daß er es wagt, einen Brief copeilich einzuſenden, der von ſolch einem wichtigen Ereigniſſe ſpricht, ohne auch deſſen nur in einer Zeile ſeines Berichts zu erwähnen? — das iſt unglaublich, und in der That liegt auch die Schuld nicht am Grafen von Seckendorff, ſondern lediglich am Herrn Hofrath Friedrich Förſter; denn um es nur kurz zu ſagen, der auf dem Papiere von Dresden nach Berlin geſchickte Bevollmächtigte des Königs von Polen hat in der Wirklichkeit niemals exiſtirt. Hr. F. F. hat nämlich nicht geſehen, daß ſich Grumbkow in dieſem ganzen Briefe über Bieberſtein vom Anfange bis zu Ende luſtig macht, der ſich ſehr wichtig vorkam und benahm, und daß le plenipotentiaire niemand anders als der gute Bieberſtein ſelbſt iſt, welcher unter dieſem wahrſcheinlich von Grumbkow, vielleicht von Manteufel erfundenen Spitznamen lächerlich gemacht wird. Bieberſtein war eben vermuthlich aus Königsberg in Preußen, wohin er Ende Octobers oder Anfang Novembers von Warſchau her gegangen war, angekommen, und da er ſchon früher aus Warſchau in geheimnißvollen Ausdrücken geſchrieben hatte, ſo beginnt der Brief natürlich: enfin le Plenipotentiaire est arrivé et déployera demain sa marchandise etc. Der Schluß des Briefes ſpricht übrigens ſo laut den Spott und Hohn des Grumbkow aus, wie nur möglich, man leſe nur: enfin en voilà assez de *gallimathias*, qui dans le fond d'un bout à l'autre n'est qu'un sens*), mais *qui vous divertira connaissant à fond le caractère du Patron et du Plenipotentiaire etc.*; und dergleichen nimmt Hr. F. F. für baare Münze!

Doch genug der Einzelnheiten, ex ungue leonem! und, wäre nicht gerade das hingeſtellte Beiſpiel von ſo mannichfacher Bedeutſamkeit, würde es auch nicht ſo ins Detail verfolgt worden ſeyn; aber eine geſchichtliche Unwahrheit dieſer Größe mußte völlig an das Licht gezogen werden. Es ließe ſich noch ſattſam Tadelnswürdiges in kleinern Verſtößen aufweiſen, allein das möge ruhen, der verſtändige Leſer wird durch das Obige vollkommen überzeugt werden, wie nur die eingeſtreuten angehängten oder nachgelieferten Urkunden es ſind, und zwar faſt einzig und allein die aus dem Archive zu Meuſelwitz erhaltenen, welche dem Werke ſeinen ganzen Werth geben, während gerade der Text, dem ſie untergeordnet ſind, das Werthloſeſte des Buchs ausmacht. Es bleiben nur noch über den Styl des Werks und die Vorreden einige Worte zu ſagen. Welch eine merkwürdige Miſchung von Plattheit, Affectation, Witzſucht und Unwürdigkeit der erſtere darbietet, davon kann ſich jeder Leſer ſehr leicht ſelbſt überzeugen, und es hieße Zeit und Raum wahrhaft verſchwenden, wollte man hier das Geſagte mit Beiſpielen noch belegen. Die Vorrede zum erſten Bande giebt ſehr oberflächlich und unvollkommen von den Hülfsmitteln Kunde, welche Hrn. F. F. zu Gebote ſtanden, während die zum zweiten Bande nach einer pomphaften Einleitung den König Friedrich Wilhelm I. als einen für Kaiſer und Reich edel ſchwärmenden Regenten darſtellt, deſſen Lohn der ſchwärzeſte Undank geweſen ſey. Ohne nun die letztere Thatſache in Abrede ſtellen zu wollen, muß man doch, wenn man die abgedruckten Urkunden mit Ueberlegung lieſ't, der erſteren Behauptung geradezu widerſprechen; denn nichts war wohl von Friedrich Wilhelm I. entfernter, als jene ritterliche Hingebung, jene unbedingte Aufopferung für ſeinen Kaiſer, von welcher Hr. F. F. zu träumen beliebt. Jener egoiſtiſche Geiſt ſeines Jahrhunderts, der ſich am klarſten in der damaligen Politik aller Staaten abſpiegelt, welcher den Kaiſer lehrte, die Ehre und Würde des Reichs den perſönlichen Zwecken des Hauſes unterzuordnen, der Alle trieb, nur ihren Vortheil, ihre Größe, und der Nachbarn Unterjochung zu denken und ſie dazu alle Künſte der Klugheit und des Truges benutzen hieß, mußte Friedrich Wilhelm I. nicht nur allen jenen ritterlichen Empfindungen unzugänglich machen, ſondern ihn auch nothwendig in ſeinen Strudel mit hinabreißen, und ihm bedeuten, wie er ſeine Worte ſtellen, und ſeine Schritte leiten müſſe. Es hätte ſich daher wohl geziemt, unparteiiſch nach jeder Seite hin zu ſeyn, zu zeigen, wie alle gefehlt, und jeden die gerechte Vergeltung ereilt habe, nicht aber unter dem Heuchelſchein der falſchen Vaterlandsliebe, rein als Parteimann, und wohl noch ſchlimmer darzuſtehn. Der wahre Patriotismus, die ächte Begeiſterung für die großartige Erſcheinung der preuß. Monarchen, inmitten der geiſtigen und materiellen Erſchlaffung und Zerſtörung jener Zeit, wird erſt recht an Tiefe und Kraft gewinnen, wenn ſich der Geſchichtsſchreiber der Hohenzollern vor allen Dingen angelegen ſeyn läßt, den ſchönen Wahlſpruch dieſes erhabenen Hauſes suum cuique zu dem Seinen in der Darſtellung ihrer Geſchichte zu machen. Dann wird er eben ſo ſicher der Unſterblichkeit zugeführt werden, wie der mit dieſem Sinnſpruch geſchmückte Adler ſich kühn geraden Fluges dem ewigen Lichte der Sonne zuwendet, und ſein Name wird mit eben der Ehrfurcht genannt werden, wie derer, welche er in ſeinem Werke der Mitwelt und den Nachkommen überliefert. Aber leider glaubt man dem Staate wie den Herrſchern einen Dienſt erwieſen zu haben, wenn man ein Werk aufſtellt, worin ein abſichtliches Verkennen der Wahrheit, eine bewußtvolle Einſeitigkeit überall zu Tage liegen, und man muß geſtehen, daß namentlich Preußen in dieſer Beziehung wie Kaiſer Karl ausrufen kann: Gott bewahre mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden!

---

*) Dies iſt wahrſcheinlich verdruckt oder verleſen; denn offenbar heißt es qu'un non sens, eine Miſchung von Latein. und Franzöſiſch, deren Grumbkow namentlich ſich oft bedient.

Bücherſchau.

Eine Quarantaine im Irrenhauſe. Novelle aus den Papieren eines Mondſteiners. Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. Leipzig, Brockhaus. 1835. 334 S. 8.

Kühne ſchreibt ſeine philoſophiſchen Memoiren, es thut ihm wohl, die Leiden und Freuden ſeines metaphyſiſchen Menſchen zu Papiere zu bringen. Dies iſt eine philoſophiſche Novelle. Sie wäre als Dichtung ein entſetzliches Unding, wenn ſie nicht zugleich eine antiphiloſophiſche wäre, der Tendenz nach. So aber iſt ſie eine mit ſchönem Herzblut getränkte Wahlſtatt, auf der weltgeſchichtliche Intereſſen des modernen Geiſtes verfochten werden, und wo zuletzt, nach dunkeln und naßkalten Wirren der ſyſtematiſchen Metaphyſik, doch die Lebensſonne des unmittelbaren Menſchen wieder an den Horizont tritt, man weiß nicht, ob als verſöhnendes Abendroth bloß, oder als neuverheißende Morgenflamme. Das Ringen zwiſchen philoſophiſchem Abſchluß (Stabilität des Syſtems) und der ächt menſchlichen, poetiſchen Bewegung (Leben) hat Niemand mit einer geiſtvolleren Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt, als Kühne in dieſer Novelle. Daß aus dieſem Kampf, den jeder Deutſcher, ſo gut wie die Schutzpocken, einmal überſtanden haben muß, noch immer wieder ein Buch, ja eine Novelle gemacht werden ſoll, begreift eben nur ein Deutſcher. Bei aller an Niederträchtigkeit gränzenden Furcht vor der Oeffentlichkeit, deren das deutſche Weſen in der letzten Zeit geziehen worden, iſt doch kein Volk ſo beeifert, die geheimſten Excremente ſeiner geiſtigen Entwickelung vor die Augen des Publikums zu ſchleppen, als man dies in deutſchen Schriften tagtäglich ſehen kann. In unzähligen Büchern mauſert ſich blos der Autor, in ſeinen monologiſchen einſiedleriſchen Ergüſſen nach keinem Leſer fragend, und dennoch erwerben die großen literariſchen Anachoreten unſrer Nation damit zugleich das Verdienſt, daß ſie, wie die katholiſchen Prieſter das Abendmahl, ſo ihre Mauſerungsproceſſe für eine ganze Weltgemeinde mit vollbringen.

Wer etwas davon haben will, zur Unterhaltung und Förderung, wenn er ſich mit dem Verfaſſer dieſer Quarantaine im Irrenhauſe unterzieht, muß die Hegel'ſche Philoſophie kennen. Sie iſt die große Kuh, um die Wiswamitra ſo lange gebüßt und gelitten, ſie iſt Abſicht und Endzweck aller Selbſtkaſteiungen und Geißelungen, an welchen ſich der reiſende Doctor der Philoſophie aus Berlin ſo mürbe gearbeitet, daß er endlich ſelbſt nicht mehr weiß, ob er mit Recht oder Unrecht in jenem Irrenhauſe ſitzt, in das ihn eine wunderliche Schickung eingeſperrt. Der

Verfaſſer ſetzt in ſeinen Raiſonnements die Bekanntſchaft mit Hegel voraus, und er kann es bei der norddeutſchen jungen Generation, die er ſich vorzugsweiſe als Leſer und Theilnehmer ſeiner philoſophiſchen Selbſtbekenntniſſe denken muß, während er bei einer andern Fraction unſerer jungen Literatur weder ein gutwilliges Ohr, noch ein bereites Verſtändniß finden wird. Dieſe Fraction datirt ihr Selbſtbewußtſeyn erſt ſeit der Julirevolution und hat ſich an den Zeitereigniſſen gebildet, aus deren Drachenzähnen ſie wie eine radicale Kadmusſaat im Nu aus der Erde geſtiegen, ohne eine Vergangenheit gehabt zu haben, deren Pietät ſie noch feſſelte. Ich bezeichne ſie nur als Fraction, nicht als Partei, denn als Partei haben auch wir wichtige Intereſſen mit ihnen gemein, in denen wir uns nicht von ihnen trennen dürfen. Es ſollte aber jene Fraction, wenn ſie nicht in der Trennung von uns ewig einſeitig bleiben will, ihre Ausfälle zügeln gegen diejenigen Beſtrebungen auf unſerer Seite, welche noch die philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Grundlagen, auf die uns unſere Lebensverhältniſſe urſprünglich geſtellt, zu verarbeiten haben. Wir haben ſchon vor der Julirevolution unſere eigenthümlichen Beſtrebungen gehabt, die Julirevolution aber iſt überhaupt kein Ereigniß mehr, an das etwas geknüpft zu werden verdiente. Die damaligen Bildungselemente in der Literatur waren in Norddeutſchland alle ſtark mit Hegel verſetzt, ſei es, daß man mit zu ſeinem Schweif, oder zur Oppoſition dagegen gehörte, denn gleichgültig konnte Keiner bei dieſem ungeheuern Schauſpiel eines weltgeſchichtswidrigen Abſchluſſes, einer unnatürlichen Wolluſt der abſoluten Erkenntniß, ſeyn. Ich glaube, ich war der erſte unter der jungen Literatur, welcher, ſchon im Jahre 1829, in mehrern Aufſätzen das freie Leben der Perſönlichkeit, beſonders aber die Rechte der Kunſt, gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegel'ſchen Philoſophie geltend zu machen ſuchte; und ſodann ſtrebte ich, was für uns Norddeutſche ein ſo ſchwieriger Durchgangsprozeß iſt, meine Vergangenheit mit der neuen Gegenwart zu vermitteln, deren ideenſchwangere Blitze mich mächtiger getroffen hatten. Kühne ließ ſich ſpäter noch einmal ſpeciell mit dem Syſtematiſchen des Hegelianismus ein, und bringt jetzt, zu meinem Erſtaunen, dieſen merkwürdigen Poſthumus jener Richtungen ans Licht, deſſen geiſtiger Kraft man gewiß ſeine hohe Anerkennung nicht verſagen wird, ſollte man auch die ganze Compoſition noch ſo wenig anſprechend und genießbar finden wollen. Wahrſcheinlich, und zum Glück für ihn ſelbſt, wird er nie wieder eine ähnliche Novelle ſchreiben, da er hier die ganze Lava ſeines Hegelianismus mit feuriger Gewalt ausgeſpieen hat, aber dieſe Novelle, wie ſie da iſt, behält doch ihren ſelbſtſtändigen Werth, für die Culturhiſtorie keinen geringen, den allermeiſten für den Verfaſſer ſelbſt. Dieſer hat ſich darin mit großer Naturwahrheit und der liebenswürdigſten Gemüthsoffenheit an ſich ſelbſt preisgegeben, und ſolche aufrichtige Beichte bis in Herz und Nieren hinein hat ſeinen ganzen Menſchen geſtärkt, erfriſcht, gehoben. Das Palladium der Wahrheit hat er ſiegreich ausflattern laſſen; die Schönheit iſt in dieſem Buche noch nicht erreicht.

Daran hat den Verfaſſer die ganze Anlage, Erfindung und Oekonomie ſeiner Dichtung, die von vorn herein etwas Unſchönes in ſich trug, gehindert.

Der Gedanke war glücklich, philoſophiſche Confessions im Tollhauſe zu ſchreiben, und auf dem witzigen Umwege aus der Wahrheit in den Wahn von der Zwangsjacke des abſoluten Syſtems ſich zu emancipiren! So ließ ſich, nach Auskühlung des metaphyſiſchen Hirnſchädels durch das Tropfbad dieſer Contraſte, die ächt menſchliche Miſchung wieder erreichen, welche, den wahren fröhlichen Metallguß des unmittelbaren Daſeyns hervorbringend, am meiſten dadurch vor dem Wahnſinn ſich rettet, daß ſie alle Handelsmonopole und ſyſtematiſchen Privilegien auf die Weisheit aufgiebt, und, zum Beſten der Vernunſt, auch die mancherlei ſüße Unvernunſt im Menſchen glücklich ausbildet. Hier in der Irrenhausquarantaine darf man es denn auch nicht übel nehmen, wenn unſer Verfaſſer bisweilen in gar zu langen und athemloſen Reflexionen, die durch keine wohlthuende Interpunction eines begebenheitlichen Intereſſes unterbrochen werden, einen ungeheuern philoſophiſchen Katzenjammer austönt. Wer einmal in einer ſolchen Verbeſſerungs-Anſtalt des menſchlichen Geiſtes gefangen ſitzt, hat das Recht erworben, ſich, wenn es ihm beliebt, mit für einen Kranken ausgeben zu können, und er thut, der Polizey gegenüber, zugleich klug daran, denn was will ſie machen, wenn ein Narr die Wahrheit ſpricht! Nur wird auch der Leſer zuweilen mit in den Uebelſtand der Polizey hineingezogen, daß er nicht weiß, was er dem Witz der Unvernunſt zugutehalten oder dem Rechte der Vernunſt zugeſtehen ſoll. Dies iſt aber eben die göttliche Komödie der Dialektik, über die, ſowie über Sophiſtik im Leben und Denken, der Verfaſſer treffende Bemerkungen macht. Dennoch möchte ich, für das novelliſtiſche Intereſſe des Buches, faſt wünſchen, der Verfaſſer hätte lieber die Scenerie des Irrenhauſes nicht gewählt, weil, was die daraus zu gewinnenden Geſtaltungen betrifft, Tieck in ſeinen „Reiſenden“ dies Thema auf eine zu glänzende Weiſe erſchöpft hatte. Auf Geſtaltungen aus dieſen Elementen verzichtete Kühne freilich gleich von vorn, da ihm ſeine ideelle Frage, die Erlöſung ſeines Denkens, von zu überwiegender und zu ſchwerer Wichtigkeit war, ſo daß der Novellenreiz ihm dabei gar nicht in Betracht kam. Etwas von einem novelliſtiſchen Verband findet ſich wohl am Ende, die Figur der tragiſchen Polin, Victorine Miaſka, iſt ſehr anziehend, und was ſich um ſie herumgruppirt, oft mit lebenſprühender Farben ausgeführt. Wäre es mehr zum feſten Relief des Ganzen benutzt und zugleich mehr äußere Einrahmung gefunden worden, um die unruhigen ſchwarzen Wogen der Reflexionen in heitre, grünbekleidete Ufergelände zu nehmen, ſo würden auch die gedankenfaulen Leſer dem Verfaſſer länger folgen, als ſie es jetzt vielleicht thun werden. Die Kataſtrophe wird indeß in die novelliſtiſchen Verhältniſſe des Stoffes gelegt, eine ideelle Kataſtrophe iſt im Grunde nicht vorhanden, ſo ſehr ſonſt Alles auf ideellem Boden ſteht. Denn die deſperat gewordene Philoſophie des Verfaſſers war ſchon vor ſeiner Irrenhausquarantaine dieſelbe wie nachher; ſie macht im Irrenhauſe nur ihre Bekenntniſſe über die Vergangenheit. Das Reſultat iſt der übrigbleibende Menſch, der ſich wieder in die ſpielende Welle des Augenblickes taucht. Der vortrefflichen Einzelabſchnitte aus dieſen metaphyſiſchen Lebenswirren wäre eine große Anzahl hervorzuheben. Darunter beſonders S. 41 und 42, über die Möglichkeit, ein Ende des Fauſt zu dichten, S. 66, die Charakteriſtik Shelley's, S. 71, über den Selbſtmord, S. 84 flg. die ſehr gelungene Perſiflage des Materialismus in der Geſtalt des verrückten Landpaſtor Faigenheim. Die Phantaſieen über den Don Juan ſcheinen mir verfehlt, da es bei einem ſo oft behandelten und bephantaſirten Thema nahe lag, ins Hyperſinnreiche zu gerathen, wobei man, ins endlos Bedeutſame hineingezogen, den Boden unter den Füßen verliert.

Dieſe Novelle iſt ein ſehr treuer und wahrer Abdruck einer wichtigen Zeitſtimmung in der Entwickelung des deutſchen Geiſtes. Sie bezeichnet auf der einen Seite den Culminationspunct eines mit Speculation getränkten und überſättigten Nationalcharakters, und beſchreibt auf der andern, an der Geſchichte des Individuums, den Weg der Reaction, die ſich vor der Hand wenigſtens in der Sehnſucht nach That und Leben andeutet. So iſt die ganze Zeit für jetzt der philoſophiſchen Syſteme überdrüßig, die ſich auf ihrem eigenen Territorium ſchon durch Uebervölkerung vernichten, und arbeitet einer Epoche entgegen, wo der Ueberfluß von Vernunft und Weisheit in unſern Landen in Fülle und Fleiſch der Geſtalt und in heitre plaſtiſche Lebensformen übertritt und darin ſich reproducirt!

* * *

Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, Otto Wigand. 185 S. 8.

Hang up philosophy, unless philosophy can make a Juliet! Dieſer Stoßſeufzer Romeo's, mit dem er die „ſüße Milch Philoſophie“ von ſich weiſt, möchte auch dem Verfaſſer dieſer „Liebesbriefe“ aus dem Herzen geſprochen ſeyn, obwohl er weniger Recht dazu hat, als Romeo, denn Laube's Blanca, ſo ſchönes Fleiſch er an ihr rühmt, iſt keine Julia, und die Philoſophie, die Laube in ſeiner Lebensphiloſophie gar nicht brauchen kann und will, hat er nicht recht durchgemacht. Die Philoſophie kann keine Julia ſchaffen, gut! So mortificirt die Philoſophie! Aber Laube mortificirt auch die Julia. Er will „natürliche Zuſtände“ in der Liebe herſtellen, und Alfons trifft mit ſeiner Blanca, die er liebt (!), das Uebereinkommen, daß Beide der größten Vielſeitigkeit der Liebe nach allen Gelegenheiten hin ſich ergeben mögen. Dies iſt im höchſten Grade unpſychologiſch und mortificirt alle Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur. Denn das Weib, welches liebt, iſt eiferſüchtig, und kann, wie die Liebe überhaupt, nicht dulden, daß man andere Götter habe neben ihr. Dieſe Blanca hat nie geliebt, wie denn überhaupt alle Verhältniſſe der Novelle in eine chimairiſche Unwirklichkeit hineingeſtellt ſind, und ich wundere mich, daß der ſonſt ſo feinſinnige und die Welt kennende Laube ſich den Vortheil hat entgehen laſſen, die neuen Ideen über die Liebe in Conflicte mit den wirklichen ſocialen Verhältniſſen zu ſetzen, wodurch die ganze Frage an kräftiger Bedeutſamkeit gewonnen hätte. Statt deſſen ſchwebt die Novelle, mit allen ihren Carlsbader Aventüren, in der Luft, gleich dem „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier,“ und nur der kokette Alfons macht durch ſeine beſtändigen ſchneidermäßigen Selbſtverherrlichungen ſeines Anzugs und ſeiner Halsbinde einigermaßen glaublich, daß man lebende Figuren von Fleiſch und Bein vor ſich hat. Denn auch die Scenen aufblühender Sinnlichkeit ſind bei weitem nicht reich, glühend und voll genug hingeſtellt, und Laube hat ſein Vorbild Wilhelm Heinſe diesmal nicht erreicht; es iſt Alles, man begreift ſelbſt nicht warum, in's Nebel- und Schattenhafte zerfahren. Dennoch ſind einige vortreffliche Grundelemente in der Anlage des Stoffes da, und man erfreut ſich auch hier in manchen Partiren der kecken Friſche und des hoffnungsvollen Muthes, der durch Laube's Darſtellungen geht. Nur iſt kein rechter innerer Reichthum, keine frohlockende Herrlichkeit des Gemüths da. Der Schluß, der von ſpäterer Hand hinzugefügt, hat etwas Gezwungenes und abſichtlich Beilegendes, ohne doch ideell zu löſen; was nicht angenehm wirkt. Dennoch darf man auch die hervortretende Gerechtigkeitsliebe nicht überſehen, die in dieſem Schluſſe den Verfaſſer liebenswerth erſcheinen läßt, indem er ſich fortan von den bloß zerſtörenden Tendenzen losſagt. Möchte er bald etwas aus ganzem Guſſe geben!

* * *

A. F. E. Langbein's ſämmtliche Schriften. Vollſtändige, vom Verfaſſer ſelbſt beſorgte Original-Ausgabe letzter Hand. 31 Bände mit 31 Stahlſtichen. Erſter Band in zwei Lieferungen. 314 S. Stuttgart, 1835. J. Scheible.

Mit Schrecken ſieht man das weite Leichenfeld, die Todtenkammer der deutſchen Literatur vor ſich, den unerſättlichen Abgrund, der eine poetiſche Größe nach der andern in ſich hinabſchlürft, erſt die Werke, dann die Werkmeiſter. Die jungen beißigen Zähne wachſen unter den alten mächtig hervor und verdrängen ſie. Wir beobachten keine Pietät, wir vergeſſen den Genuß, den uns die alte Zeit mit ihren Produkten gewährt hat, da wir noch jung waren, ſchütteln altklug die Köpfe und ſpielen kritiſch mit den Knochen und Ueberreſten der Todten. Wir haben keine Luſt mehr am Weibe, noch weniger am Manne. Wir ſind in die Skepſis hineingerathen, wir zergliedern Alles, wir bezweifeln Alles; das Blut kugelt ſich verdroſſen durch unſere Adern, und die geiſtigen Dämpfe verdichten ſich in unſerm Gehirn zu gewagten Theorien und tiefſinnigen Speculationen. So bedenklich war die alte gute Zeit nicht! Unſere Skepſis ſoll zwar den Uebergang zur lebendigen Wahrheit bilden; aber wir Einzelnen, als die Deſtillirkolben, in denen vermittelſt der Skepſis der Reinigungsprozeß der

Wahrheit vor ſich geht, haben die Unruhe und die Angſt, und opfern unſer Glück für ein problematiſches zukünftiges Leben in und mit der Wahrheit! — Referent hat in ſeiner Jugend die Langbein'ſchen Poeſieen nicht nur geleſen, ſondern verſchlungen; er hat die geheimen Myſterien der Liebe, die Langbein hin und wieder mit unſauberer Hand berührt, mit genoſſen und halbdunkel geahnt, wenn auch nicht verſtanden. Das Brautbett und die verliebten Nächte, deren Seligkeit zu entbehren Langbein am Schluſſe eines Liedes ſich außer Stand erklärt, waren ihm neue Dinge; aber er las gern davon, er wußte in ſeiner Unſchuld nicht, wie ihm geſchah, aber was ihm geſchah, that ihm wohl. Viele von dieſen alten Bekannten fand er in den beiden erſten vor ihm liegenden Heften wieder. Da fühlte er, wie der alte Menſch von ihm gewichen und unter ſeinen Händen ihm entlaufen ſei! — Dieſe Langbein'ſche Sinnlichkeit hatte ihre prickelnde, reizende Kraft für ihn verloren; ſie iſt nicht die echte, die mit Geiſt geſättigte, die in der Bedeutung der Seelenthätigkeiten ſtehende, ſondern die kalte, ſplitternackte, gemeine und phantaſieloſe Lüſternheit, welche die Qual des unbefriedigten Verlangens nicht kennt, ſondern nur die Freuden des augenblicklichen Genuſſes, nicht das ewige, geſteigerte Leben im Genuß, ſondern den Stillſtand. Die Myſterien der Liebe ſollten für die Dichter unberührbar ſein, wie die heilige goldreiche Inſel Talea für die Alten; nur im Traume ſollte man ſie umgaukeln, nur ihre duftigen äußerſten Umriſſe ſchildern, nur in der Feier anbetender Ahnung von ihnen ſingen. — Wo wir in dieſen beiden Heften dem redlichen Mann begegnen, der als höchſten Grundſatz aufſtellte, es ſei beſſer, „ein braver Mann zu ſterben, als ein kerngeſunder Bube ſein," der neben leichtem behaglichem Lebensgenuß nichts Größeres kannte, als deutſche Treue, Biederkeit, Offenherzigkeit und Gefühl für Freundſchaft, da haben wir ihm, als dem Freunde und Geſpielen unſerer Jugendzeit, herzlich die Hand gedrückt. Wir wollen ihm mit Freuden den Platz in den Herzen ſeiner Verehrer, den ſtillen friedlichen Raum in ſeiner Gruft und ſeinen beſſeren Liedern die ſtereotype Stelle gönnen, welche ſie in den Köpfen der Kinder, in den Anthologieen und Fabelleſen einnehmen. 88.

* * *

Abbotsford und Newſtead oder Walter Scott und Byron, von Waſhington Irving. Aus dem Engliſchen. (Zweiter Theil des Wanderbuches.) Berlin, 1835. Verlag von Veit und Comp. 310 S.

Die zarte Andacht und kindliche Verehrung, womit die Literaten britiſcher Zunge ihren Herrn und Meiſtern anhängen, die ſimple Pietät, womit ſie ihre Liebe ſelbſt auf die umgebenden Gegenſtände, die Lieblings- und Denkplätzchen, die Hausthiere und Hausdiener, die Zimmer, Schränke und Schreibmaterialien übertragen, ſtechen auf eine ſeltſame Weiſe ab, einerſeits gegen die ſchmeichleriſche Unterwürfigkeit der Deutſchen, die, wo ſie loben wollen, Knechtsnatur annehmen, plumpe epitaphiſche Prunkreden ohne Maaß und Ziel zuſammenſetzen und ſelbſt die Flecke der verkommenen Schlafröcke, Papier- und Federſchnitzel, Hand- und Schnupftücher als Embleme der geſchiedenen Größen beſingen und als Fetiſche von göttlicher Natur anbeten, andererſeits gegen die philoſophiſchen Beleuchtungstheorieen, die über den unglücklichen beleuchteten Mann fallen wie ſchmutzige Streif- und Schlaglichter oder wie entſtellende Schönpflaſterchen ſeinen Werken ſich anhängen, gegen die Tod- und Schmähſucht, die aus den Winkeln der literariſchen Kellerwirthſchaften und Krämerbuden ſich laut machen, gegen den unſtillbaren Heißhunger, mit dem man in die Gebeine der Todten wie Ugolino ſeine beißigen Zähne ſchlägt. Denn die deutſche Literatur iſt eine, die Hand an ſich ſelbſt legt, von der Kritik geboren wird, an der Kritik dahinſtirbt und in der Kritik epochenweiſe ihre Auferſtehung feiert; ſie iſt eine weſentlich revolutionäre Literatur. Der Deutſche, der nichts weiter zu reformiren hat, ſpielt wenigſtens in der Literatur den Inſurgenten und Sansculotten; er bringt ſie dermaßen in's Feuer, daß ſie wie der Scorpion den eigenen giftigen Schweif ſich in den Nacken bohrt. Die brittiſche, in den großartigen Verhältniſſen des öffentlichen Lebens und in Corporationen aller Art erzogene und gereifte Pietät ſchaut mit offenen unbefangenen Augen den Gegenſtand ihrer Verehrung an, und weiß ſchnell aufzufinden, was an ihm vor Allem verehrungswürdig iſt; ſie zieht aus dem Literaten den Menſchen ab und ſtellt ihn mit einer Kunſt der Genremalerei dar, daß das Abbild Athem und wahrhaftes Blutleben empfängt.

In dieſem rein menſchlichen Sinne hat uns im vorliegenden Buche Irving ſeinen Herrn und Meiſter, Walter Scott, mit allen menſchlichen und nicht menſchlichen Inſaſſen von Abbotsford, mit allen lebloſen und lebendigen Gegenſtänden in voller Wahrheit zart auffaſſender Liebe und Anhänglichkeit dargeſtellt. Walter Scott war durchaus keine hauptſtädtiſche, noch weniger eine kleinſtädtiſche oder Blachfeldsnatur; er war das Kind und Genie der ſchottiſchen Haide, des Volksgeſangs Lehrling und der oſſianiſchen Nebelgeiſter wohlbeſchützter Pflegling. Wenn ſich die deutſchen Poeten von der Natur zurückziehen, in die Metropolis ihres Landes oder Ländchens, als die da allein Heil bringen ſoll, ſich flüchten und ihr ſtilles Zimmer nebſt Schlafkabinet mit den wohlerzogenen vornehmen Geſinnungen der Salons bevölkern, ſo taucht ſich der brittiſche in die grüne Peripherie der Natur, in ſeines Landguts mildflüſſige Freuden, in die Berge und Wälder ſeiner Geburtsflur, deren Ein- und Ausgang die Sage und das alte Volkslied hüten, in die Kreiſe des Landvolks ſelbſt, aus deſſen Munde das Räthſel der Fabel, das die Löſung in ſich trägt, unverdorben und rein fortwirkt. Aus dieſen Elementen, den blauduftigen Nebelformen der Sage, der grünen Allgegenwart der Natur und der compacten Kameradſchaft unverzärtelter, kräftiger Menſchen ſog Walter Scott's Romantik ſich groß.

Schon als Knabe, anfangs ſchwächlich, ſodann durch tüchtige Fußwanderungen geſtärkt, liebte Scott tagelang im Lande hin und her zu ſtreifen und unter dem Scheine eines Müßiggängers Volksſcenen und Charaktere zu beobachten. Wo Andere ſich mit Bibelſprüchen oder gelehrten

Citaten halfen, war Scott ſchnell mit einem bezeichnenden Verſe aus einem Volksliede zur Hand. Jeden in der ſchottiſchen Balladenpoeſie berühmten Ort kannte er und wußte von ihm ſeinem Gaſte Irving mit einer Erzählungsgabe zu berichten, die eben ſo anſpruchslos als durch das Feuer ſeiner Phantaſie hinreißend war. Sein reicher Humor war voll und von aller Bitterkeit frei. Es war ein wohlwollender guter Geiſt in ihm, der ſeinem Leben wie ſeinen Werken den Ausdruck der Bonhommie mittheilte. Er hatte eine Corporation von Hunden um ſich, die ſeiner beſondern Gunſt ſich rühmen durften. Irving hat die einzelnen Charaktere dieſer Hunde mit einer Wahrheit geſchildert, die wir, den träumeriſchen Schattenriß liebende Deutſche kaum in unſern Menſchenſchilderungen zu erreichen im Stande ſind. Nie hat man Walter Scott, ſo oft er Beſuch hatte — und er hatte deſſen viel — arbeiten geſehen; es ſchien, als dächte er, ſtatt an Geſchäfte, nur an Vergnügungen und hätte ſonſt in der Welt nichts weiter zu thun. „Abbotsford,“ die erſte Hälfte des Buches, iſt reich an intereſſanten Mittheilungen, die uns Irving als Augen- und Ohrenzeuge überliefert hat. Er war ſelbſt ein Schüler des ſchottiſchen Romantikers und darf ſich rühmen, daß er an einem regnigten Tage von ihm mit zarter Sorgfalt unter den Plaid, und, wie Scott ſelbſt äußerte, unter des Meiſters Flügel genommen wurde.

Weggewandelt waren die Tritte des berühmten erblichen Beſitzers von Newſtead, als Irving die ehrwürdige Abtei betrat; aber er fand an dem neuen Eigenthümer einen gaſtfreundlichen Wirth und warmen Verehrer Byron's. Er ſchildert uns den Dichter ſo, wie er in der Erinnerung der Nachkommen, Nachbaren und Hausdiener fortlebte, die Lieblingsplätzchen, an denen der Geſchiedene weilte, die Zimmer, die er bewohnte, die Menſchen, mit denen er verkehrte und in näherer oder fernerer Beziehung ſtand; denn ſelbſt aus ſeinem Grabe herauf warf Byron ſeinen bleichen, düſtern Schatten über die Abtei und ihre Umgebungen. In manchen Eigenthümlichkeiten treffen Scott und Byron zuſammen. Scott litt an einer Fußlähmung; Byron war an einem ſeiner Füße noch übler beſtellt; Scott hatte als ein memento mori einen Todtenſchädel in ſeinem Zimmer, wie Byron; Scott liebte die Volksſagen und die dämmerige Legende, Byron tummelte ſich in Geſpenſter- und Sagengeſchichten mit innerer Luſt umher. Aber die Aehnlichkeit beruht mehr auf zufälligen Aeußerlichkeiten; dem Weſen nach gehen ſie in ganz verſchiedenen Richtungen aus einander. Scott war ein wackerer Familienvater und Hausverwalter, und, obgleich er dem Verfall ſeines Vermögens nicht vorzubeugen vermochte, ein thätiger Oekonom; Byron, der Unbehauſ'te, trat als Erbherr in ein ſchon zerrüttetes, ruinenhaftes, von den abſichtlichen Launen ſeines Großvaters zerſtörtes Eigenthum. Der unwirſche Sinn und das unruhige Blut erbten von ſeinem Großvater auf ihn herab. Mit jeder Lücke, die ſeine Abtei, ſeine Studier- und Wohnzimmer in Folge ſeiner eigenen Sorgloſigkeit und durch die Zerſtörungsluſt der Zeit erlitten, kam ein neuer Riß, ein neuer Spalt in ſein Gemüth; und als er endlich ſein Ahnenhaus, das für Wind und Wetter offen ſtand, zu verkaufen ſich gezwungen ſah, wandte er, ein verfallener Menſch, von dem verfallenen Schloß ſeinen ſchwermüthigen Reiſetritt abwärts. Er genoß die Volks- und Geiſterſage nicht, wie Scott, mit jenem friſchen Humor, der über dem ſpukhaften Gezeuge beſonnen und ſelbſtbewußt ſchwebt; er ſuchte ſie in ſeinem eigenen Gemüthe als glaubwürdige Facta zu fixiren; er war bemüht, in den Geiſterglauben ſich hineinzuarbeiten und ſeine Abtei mit ſpukhaften Gebilden, den Ausgeburten ſeiner Phantaſie, zu füllen, oder er verarbeitete in ſeiner Einbildungskraft räthſelhafte zufällige Erſcheinungen zu den Aeußerungen und Offenbarungen einer überſinnlichen Welt. Sein Herz war voll, ſein Gehirn überfüttert. Ein jäher Spalt ging mitten durch ihn hindurch, und der Verſtand auf der einen und die wilde Phantaſie auf der andern Seite konnten ſich die Hand nicht reichen. Er ſchwindelte vor dieſem Abgrund, den er ſich ſelbſt geöffnet; aber der Schwindel war mit Wohlgefallen und einer geheimen Selbſtvernichtungsluſt gepaart. Durch dieſe zweite Hälfte des Buches geht eine wehmüthige Rührung, ein elegiſcher Ton. Die Verſe aus Byron's Gedichten ſind von ſo ſinniger Wahl, daß wir nicht den zertrümmerten Menſchen, ſondern nur den trauernden Abkömmling berühmter Ahnen ſehen, der um die Trümmer ſeiner Liebe und ſeines Erbgutes klagend ſchweiſt und ſeine Thränen in wehmüthige Lieder umſetzt. Das letzte Kapitel: „die kleine weiße Dame," beſchäftigt ſich mit dem tragiſchen Schickſal eines weiblichen Weſens, deſſen krankhaft überreizte Seelenſtimmung in den Symptomen einer Alles verdrängenden Verehrung für Byron und ſeine Lieblingsplätze hervortrat. Das Leben dieſer unglücklichen taubſtummen Perſon erſcheint wie eine fortgeſetzte Elegie; ihr Ende, an ſich tragiſch, wirkt in dem einfachen Erzählungstone Irving's wahrhaft erſchütternd. 88.

* * *

Geſchichte des deutſchen Volkes und des deutſchen Landes. Von Dr. K. W. Böttiger. In Lieferungen. Erſter Band. (4 Lieferungen) 554 S. gr. 8. Leipzig und Stuttgart, 1835. J. Scheible's Verlags-Expedition.

Erſt in der Erinnerung, in ſeinen hiſtoriſchen Gedenkbüchlein wird der Deutſche national. Da weitet er ſich aus; alle Poren öffnen ſich an ihm; ein Gefühl, welches dem Nationalſinn ähnlich ſieht, kommt über ihn. Wenn er ſeiner Vorfahren gedenkt — und der ruhige thatenloſe Deutſche hat Zeit genug dazu -- dann gewinnt er Charakter, Feſtigkeit im Urtheil, Beſtimmtheit im Ausdruck; er leidet und handelt mit, er bereut und nimmt Lehre und Warnung an; die geſchichtliche Erinnerung wird ihm zum Gottesgericht, zur Prophetin, die aus der Vergangenheit für die Zukunft wahrſagt; ſie wird die Stimme ſeines eigenen innerſten Gewiſſens. Eine wehmüthige Rührung iſt das hauptſächlichſte Merkmal aller Geſchichtsbücher deutſcher Nation; ein Klage- und Racheruf, wie der Chriemhildens, tönt vernehmlich daraus hervor; die Erinnerung ſitzt wie Marius auf den Trümmern geſunkener Größe und ſpricht Worte des Mitleids und des

Jammers. So gelingt es uns nicht, eine Geſchichte im wahren objectiven Sinne des Worts zu ſchreiben; wir beſitzen vielmehr neben einer reflektirenden Poeſie auch eine reflektirende Geſchichte, die ſich nicht ſelten in einen lyriſchen Schmerz ergießt und, wie manche Schöne, erſt im Weinen und durch das Weinen reizend wird. Sie iſt eine büßende, alle unſre Sinne aufregende Magdalena, die um unſre Gunſt buhlt, ohne es ſelbſt zu wollen.

Unſre Heroenzeit, die Zeit unſrer geſchichtlichen Größe, liegt freilich hinter uns; aber mit ihr auch das ungebändigte Chaos, die wilden Naturzuſtände der deutſchen Nation, wo die materielle Kraft das Geſetz übermeiſterte und den Geiſt der Freiheit und der Liebe unterdrückte. Die Intelligenz hat ſich Raum gemacht, die wuchernde Vegetation ausgerodet und den Urwald gelichtet. Aber dieſe Intelligenz iſt nicht ein Erbrecht, ein ariſtokratiſches Vorrecht, ſondern ein demokratiſches Allgemeingut, von jedem Einzelnen zu erwerben, von Einem zum Andern übergehend, ein wechſelſeitiges mittheilbares Allodium. Vor dieſer Intelligenz ſtehen Alle gleich; ſie nivellirt Alles, ſie verbindet Alles; ſie bringt auf Ausgleichung der Differenzen, auf eine Habeas-Corpusakte für Gedanken und Wort. Nur momentan kann ſie unterdrückt werden; aber die Stoffe, womit man ſie erſtickt, ſind ſelbſt entzündbar und helfen den allgemeinen Brand vermehren. Die einzelnen Ausbrüche wilder wuchernder Volkskraft gehen nicht von der Intelligenz aus; aber ſie ſind wie das Stöhnen und Seufzen einer beengten Bruſt; ſie bekunden den gewaltigen Drang der innern Gluth, die ſich frei machen will, ein allen Völkern gemeinſames ſympathetiſches Leiden. Unter Zuckungen, Krämpfen und epidemiſchen Wehen geht die Geburt der neuen Zeit vor ſich. Dieſe Intelligenz hat mit ſeltener Energie und Rapidität die weſtliche Halbinſel Europas aus dem Schlaf gerüttelt. Sie ſcheint ſich hier zu übereilen, indem ſie das Extrem auf das Extrem pfropft; aber ſie hat den laſtenden Deckel gehoben und die entbundenen Dämpfe ſtrömen hinaus. Das Recht zu proteſtiren, der Proteſtantismus ſelbſt, ſtürzt und bricht die ſchnöden Mauern, hinter denen die Kirche durch die ſaulen Bäuche der Mönche ihre kollernde Sprache laut werden ließ.

In dieſer Macht der Intelligenz findet auch die deutſche Geſchichte ihre Verſöhnung; bis dahin ſind wir vorgeſchritten, dort ſtehen wir. Sie giebt dem zerſpaltenen und geflickten Deutſchland die oft vergebens geſuchte Einheit, eine höhere, als die merkantiliſche des Zollverbandes. Zwar hat auch unſre Zeit ihre Schwächen und unſauberen Schmutzflecke, die Ichſucht, die in maaßloſe Spekulationen ausartende Gewinnſucht, die Börſenſucht, die das goldne Kalb der Iſraeliten als alleinigen Gott verehrt — aber wir wollen uns mit den Aegyptern rechtfertigen, die neben jedem dem guten Gott Oſiris geweihten Tempel auch einen für den böſen Typhon errichteten und in gleichen Ehren hielten.

Die Ausſicht auf dieſe intelligible Einheit des deutſchen Volkes ſollte die Geſchichtsſchreiber nicht zu weichlichen Klagen ſtimmen, ſondern ihr

Gemüth tröſten, erheben, ſtärken. Wir haben vier Hefte einer neu erſchienenen deutſchen Geſchichte vor uns. Der Verfaſſer derſelben, Dr. Böttiger, kann ſeine elegiſchen Klagen nicht immer zurückhalten; er raiſonnirt laut, er jammert und ſpottet über die Verirrungen des deutſchen Volkes und ſeiner Machthaber. Allein dieſe Verirrungen, die alten wie die neuen, ſind nothwendige Metamorphoſen und Uebergänge, Schichten, die nach einem gewiſſen Geſetz ſich aufeinander legen, um dem künftigen Gipfel eine feſte Unterlage zu gewähren; ſie ſind die faulenden Excremente, die das Land für künftige Zeugungen fruchtbar machen. An andern Orten ſpricht ſich des Verfaſſers tüchtiger Sinn vollkräftig aus. Sein Werk verdient um ſo mehr Lob, da, wie ich überzeugt bin, die Geſchichte der deutſchen Nation von allen die größten Schwierigkeiten bietet, woran bis jetzt die Kräfte der tüchtigſten und gelehrteſten Männer mehr oder weniger geſcheitert ſind.

Deutſchlands Geſchichte war von jeher eine allzuindividuelle, beſtimmt und gebunden durch die ſubjectiven Anſichten der Gewalthaber und Wortführer und, bei der überſchwänglichen Menge gebietender Herren, in lauter kleine Hiſtörchen ſich zerblätternd und auflöſend. Hierzu kommt die Individualität der Stämme, die ihren Urſitz und ihren Charakter bis auf die heutige Zeit mehr oder weniger erhalten haben. Selten verfolgte man einen Plan mit Conſequenz. Den augenblicklichen Leidenſchaften gab man ſich hin. Man zog das Schwert, wenn der furor teutonicus über das Herz, ein kriegeriſches Zucken in die Hand fuhr; wenn aber einmal das deutſche Phlegma übermächtig wurde, legte man ſich auf die Bärenhaut und das Diſputiren, auf die Reichstage und Vorberathungen, ſo daß Ruhe und Unruhe, Friedensvertrag und Friedensbruch, Demuth und Trotz auf die wunderbarſte Weiſe wechſeln. Das ſelbſterwählte Haupt der Deutſchen mochte noch ſo ſelbſtſtändig denken; die kleinen Häuptlinge hatten auch ihre ſelbſtſtändige Meinungen, welche ſie geltend machten. Es ſah in Deutſchland wie in einem Kopfe aus, wo die verwirrteſten Gedanken hin und widergehn. Die franzöſiſchen Könige dagegen haben, in Oppoſition tretend gegen die Individualitäten, ihr Land und Volk mehr als ein Object bearbeitet und daran wie an einem gegebenen Stoff nach Herzensluſt gemeißelt und gefeilt, ihre Leidenſchaften geſchickt zurückgehalten und ihrer Politik eine gedrungene, haltbare Form gegeben. Eine Conſequenz, unerſchütterlich wie die des römiſchen Senates und der Päpſte, erbte vom Vater auf den Sohn. So iſt die franzöſiſche Geſchichte bei aller Objectivität central, die deutſche bei aller Subjectivität peripheriſch geworden; ſie ſtrebte in einen weiten Linienumfang hinaus, während die franzöſiſche in einen dichten Kern von Hofintriguen ſich zuſammenzog. Daher iſt dieſe bei Weitem klarer und bis ins Einzelnſte zu verfolgen; denn ſie iſt planmäßig und nach den Regeln der Kunſt angelegt; die deutſche dagegen unverſtändlicher, ausgebreiteter, innerhalb Deutſchlands verwickelter, außerhalb Deutſchlands ſporadiſch zerſtreut. Ihr Haupt- und Wagebalken iſt in Deutſchland, aber die mächtigen Splitter dieſes Balkens überall zu finden und aufzuleſen, in Italien, Sicilien, Ungarn, in den ſlaviſchen Ländern, in Dänemark, im Morgenlande, in den Niederlanden und den beiden Königreichen Burgundien, deren Geſchichte zum Theil mit der deutſchen zuſammenfällt — nicht zu gedenken der älteren Geſchichte Deutſchlands, wo die Völkerſchaften und Horden wie ungebändigte Natur- und Elementarkräfte in und durcheinander fuhren und die Geſchichte im Chaos ſich herumtrieb, nicht zu gedenken der vielfachen Berührungen, in welche Deutſchland ſpäterhin mit den übrigen europäiſchen Staaten auf meiſt paſſive Weiſe gekommen iſt. So gewährt die deutſche Geſchichte, wie die Eiche mit ihrem mächtigen Stamm und ihren baumähnlichen Aeſten, einen knorrigen, in einander geſchlungenen, complicirten Anblick. Wir können ſtolz ſein auf die Regſamkeit, die Langlebigkeit und die weite Ausdehnung unſrer Geſchichte. Sie hat etwas Genial-Liederliches, aber auch etwas Römiſch-Schlagfertiges und, bei aller Mannhaftigkeit und Derbheit, etwas kindlich Verlegnes und Befangenes.

Den Geſchichtſchreibern unſrer Nation tritt ein langer Zug gewaltiger Heroen entgegen, deren Thaten nur aus einer rechten Würdigung ihrer Individualität, deren Individualität nur aus ihren Thaten erklärt werden kann. Das Streben dieſer kaiſerlichen Helden ging nordwärts auf die Unterwerfung der ſlaviſchen Völker und die Ausbreitung der chriſtlichen Religion, im Süden auf die Unterwerfung Italiens und der chriſt-katholiſchen Kirche, in ſo fern ſie vom Papſte vertreten war, zu gleicher Zeit. Den Kampf gegen die Slaven überließ man in der Regel ſeinen Markgrafen und Grenzherzogen, den Kampf gegen Italien führten die Kaiſer ſelbſt. Nicht ſelten mit Nachdruck, aber im Ganzen ohne Conſequenz. Man ließ ſich zu ungehöriger Zeit von ſeiner ſimpeln Frömmigkeit übertölpeln, von den Machtſprüchen der Kirche einſchüchtern und einſtricken von dem Gewebe italieniſcher Liſte und Ränke. Die Pläne brachen, wenn ſie weit genug gediehen waren, kurz an der Spitze ab; das Leben der Kaiſer zerfällt in eine unendliche Menge Tragödien, die meiſt in Italien geſpielt werden; denn wo ein Plan ſcheitert, eine Individualität, nach dem Aufwand aller Kräfte, nicht durchbringen kann, da hat man eine Tragödie erlebt.

Dieſe italieniſchen Trauerſpiele hat Dr. Böttiger nicht großartig und würdig genug aufgefaßt. Er klagt immerdar über das Vergeuden gewaltiger Kräfte, die dem ſich entwickelnden Deutſchland entzogen werden wären — mit Unrecht! Indem der Fuß der Kaiſer ſich abwärts nach Italien wandte, zogen ſie auch ihre gewaltige Hand vom deutſchen Lande zurück, das ſie ſonſt platt gedrückt hätten. Was platt und eben iſt, hat freilich eine Einheit, aber nicht die rechte. So konnten ſich die geiſtigen Gegenſätze entwickeln, und Alles in der Oppoſition und vermittelſt derſelben zur Freiheit ſich ausbilden. Deutſchland tobte ſich aus; es zerriß ſich ſelbſt, indem die Fürſten ſich emancipirten, aber in die einzelnen Stücke drängte ſich deſto mehr thatkräftiges Leben zuſammen, und die ungeſchlachte deutſche Univerſalmonarchie, die von Vielen noch heut gewünſcht wird, drang vor den Gegenſätzen, Innungen und Freiheiten nicht durch. Der

Verfaſſer bringt den moraliſchen Einfluß, den Aufſchwung und den faſt römiſchen Stolz, der in die Deutſchen durch die Römerzüge kam, und dieſe zur Ehrenſache machte, zu wenig in Anſchlag. Der Deutſche ſtand, trotz ſeiner Verbindung mit Italien, zwar lange Zeit in der Dämmerung der Intelligenz; aber es läßt ſich fragen, was aus dem knorrigen, hartſchölligen Volke geworden ſein würde ohne die Bekanntſchaft mit dem italieniſchen Leben! was aus ſeiner Kunſt, ſeiner Sitte! was aus ſeinen Städten und Innungen, die zum Theil nach dem Muſter der italieniſchen ſich gebildet haben! was endlich aus der vollſaftigen und vollblütigen Natur der Deutſchen, die das Land erſtickt hätte, wenn ſie nach Italien hin nicht ihren immerwährenden Abfluß fand!

Der Verfaſſer hat ſich redlich bemüht, den Knäuel zu löſen, in welchen die innern Verhältniſſe Deutſchlands ſich zuſammenwirren. Jedoch bilden ſich in ſeiner Darſtellung oft Knoten, deren Enthüllung nur dem *geſchickten* Leſer gelingen dürfte. Je näher an den Urzuſtand der deutſchen Geſchichte hinauf, deſto mehr geht in der reichen Stoffhaltigkeit die Anſchaulichkeit unter. Die Darſtellung entbehrt hier des Lichts, die Sprache der Wärme. Um den Gelehrten zu gefallen, hätte der Verfaſſer mehr, und dem Volke zu gefallen, weniger geben müſſen. Weiter aufwärts wird er immer mehr ſeines Stoffes Meiſter und den Gebildetern des Volkes, für die er ſchreibt, verſtändlicher und genießbarer. Ueberall arbeitet er auf die größtmöglichſte, in dem kleinen Rahmen zu erreichende Vollſtändigkeit hin; es ſoll kein Mittelglied fehlen, daher ſondern ſich die Gruppen nicht ſcharf genug von einander ab. Auch ſpäterhin hat der Verfaſſer mit der Unbändigkeit der deutſchen Geſchichte vielfach zu kämpfen. Die Gebietsverhältniſſe der deutſchen Länder zu einander, die in einer ewigen Unruhe ihre Fürſten wechſeln, ihre Grenzen verſchieben, von dem Ganzen losgeſchnitten einen neuen Polypen bilden, der ebenfalls ſein geſchichtliches Leben hat wie das Ganze, der gewiſſermaßen burſchikos-landsmannſchaftliche Charakter, den dieſe Territorien und ihre Völkerſchaften allmälig annehmen, machen die deutſche Geſchichtsſchreibung unbehaglich und bilden überall Klippen, Untiefen und Sandbänke. Der Verfaſſer hat ſie größtentheils glücklich überwunden. Sobald er den Boden der modernen Politik, wie ſie beſonders unter Maximilian ſich ausbildete, betritt, verliert ſeine Sprache zwar an Gedrungenheit, aber ſie geht unwillkührlich über in einen ironiſchen, oft nachläſſig launigen Ton. Je mehr die Geſchichte und die Charaktere an Größe verlieren, deſto mehr ſteigert ſich das früher oft bemerkbare Hin- und Wiedertrippeln des Verfaſſers zum feſten Mannsſchritt. Das deutſche Phlegma, die Unbehilflichkeit, Politik zu treiben, und doch die Neigung, ſich ihr hinzugeben, die unverwüſtliche Trägheit, alle die albernen und aberwitzigen Streiche, welche die deutſche nachhohenſtaufiſche Reichsverfaſſung herbeiführte, ſind mit anſchaulichem Pinſel gezeichnet und mit ſchlagenden Beiſpielen belegt. Jedem beträchtlichen Abſchnitt folgt eine Schilderung des in dieſem Zeitraum ſich äußernden Volksgeiſtes, der Sitten, der Verfaſſung, der Literatur und Kunſt, Abſchnitte, durch welche der hiſtoriſche Theil des Buches faſt in Schatten geſtellt wird. Die vorliegenden Hefte gehen bis zum Tode Maximilians, des letzten Ritters, der mit Gewalt ſich in die Politik ſtürzte und einmal nicht übel Luſt hatte, den päpſtlichen Stuhl zu beſteigen und einen geiſtlichen Kaiſerthron zu gründen. Was jenſeits dieſer vier Hefte liegt, gehört nicht in den Kreis unſrer Betrachtung, die ſich genau an das Buch, ſo weit es erſchienen iſt, anſchließt. Der Verfaſſer nimmt auf eine erhebende Weiſe von der bis hieher geführten Geſchichte Abſchied. Er bewundert ſchließlich die deutſche Kraft, die im Teutoburger Walde den Römer vernichtete, an der Marne die Hunnen, bei Poitiers die Sarazenen, auf dem Lechfelde die Ungarn, auf der Wahlſtatt die Mongolen zurückwarf und, wie alle Weltkriege, auch den mit der Hierarchie auf deutſchem Grund und Boden auskämpfte, die mit den Formen rang und den Kampf ſiegreich beſtand, und die, wie Referent hinzuſetzt, neue Geburten, von denen wir keine Ahnung haben, aus dem dunkeln Schooße der Geſchichte hervortreiben, früher oder ſpäter die jetzt einander bekämpfenden Intereſſen verſöhnen und eine Einheit, nicht eine materielle, aber wohl eine im Geiſt und in der Wahrheit erzielen wird. So möge der Deutſche, mit dem Doppelgeſicht des Janus, einerſeits rückwärts ſtolz hinabſchauen auf ſeine unſchuldige, nur von außen her getrübte, großartig verlebte Vergangenheit, andrerſeits mit Zuverſicht vorwärts blicken als ein muthiger Prophet auf eine geordnete Zukunft, und, wenn es ſein muß, als ein unbeſcholtener Schildträger den Intereſſen der Gegenwart vorkämpfen. Wir leben noch mitten in der deutſchen Geſchichte, wenn Geſchichte in der Bewegung, in der Fortentwicklung der Formen und des Geiſtes beſteht. Aber die deutſche Geſchichte hat von jeher weniger der freundlichen Zuſprache oder, wie etwa das ermüdete Kameel, der Muſik bedurft, ſondern des kräftigen Anſtoßes und der von innen und außen her ſcharf wirkenden Reizmittel.

88.

Feuilleton.

— Am 1. Auguſt ſtarb der treffliche Adolf Wagner, einer der feingebildetſten deutſchen Geiſter, den nur Wenige in ſeinem wahren Werth gekannt haben. Er hatte nicht immer ſo einſiedleriſch zurückgezogen gelebt, als in den letzten zwanzig Jahren, wo er, mit ſeltener Unterbrechung kleiner Reiſen, Leipzig kaum verließ und in ſeiner ſtillen Wohnung im Hut, vor dem Petersthor, durch die ämſigſte literariſche Geſchäftigkeit ein reſignirtes Leben beſchwichtigte. In früherer Zeit war er in der Geſellſchaft eine ſchöne und glückmachende Erſcheinung geweſen, und hatte in manchen anziehenden Verhältniſſen die Süßigkeit des Lebens genoſſen. Sein edles, griechiſch gebildetes Geſicht verrieth noch in den letzten Jahren, wo Krankheit und Reſignation es verkümmert hatten, die Spuren ehemaliger Schönheit. Ein begünſtigteres Talent für Auffaſſung und Aneignung der verſchiedenartigſten Weltgegenſtände wurde ſchwerlich jemals geboren, aber auch ſchwerlich ſo wenig nutzbar gemacht und concentrirt, als in Adolf Wagner. Er griff aufnehmensluſtig nach allen Einzelnheiten hinaus, da ihn Jedes intereſſirte, und er in ſeinem reichen beweglichen Gemüth für Jedes ein Organ der Verarbeitung hatte. So dichtete er Luſtſpiele, ſchrieb äſthetiſche Abhandlungen, gab Lebensbeſchreibungen der Reformatoren heraus, überſetzte Lord Byron's Manfred, edirte italieniſche und engliſche Schriftſteller, veranſtaltete eine Ausgabe vom Giordano Bruno, und ſchrieb in Proſa und Verſen ein muſterhaftes Italieniſch und Engliſch, woran er eine kunſtvolle Liebhaberei hatte. Aber nirgends genügte er dabei ſich ſelbſt oder ließ ſein eigenſtes Weſen in Dem, was er ſchrieb, zu ſeinem Rechte kommen. Von dem reichen Goldlager von Gedanken und Anſchauungen, das er in ſich barg, warf er nur einzelne ſtachlichte Splitter und Klumpen an die Oberfläche, und indem er immer allzuviel geben wollte, gab er oft zu wenig, und richtete ſich in deutſcher Sprache einen Stil ein, mit deſſen wunderſam geiſtvollen Hieroglyphen man einen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen hatte. Wann er ſprach, ließ er dagegen dieſe zu große Abſichtlichkeit und motivirte Geſchraubtheit gänzlich fahren, und nie habe ich einen Deutſchen vortrefflicher und in edlern fließenden Melodien von Sprache und Gedanken reden gehört, womit er, obwohl er dann gern allein das Wort führte, die größte Anſpruchloſigkeit des Benehmens verband. Er brachte ſeine letzten Tage auf dem Gute des Grafen Hohenthal in Großſtädteln bei Leipzig zu, wo er ſtarb. —

* * *

— Dem Vernehmen nach, geht man damit um, in Weimar ein Goethe- und Schiller-Denkmal auf Subſcription zu errichten. Die aus Erz gegoſſenen, vereinten Statuen beider großen Dichter ſollen, zu einer Gruppe verbunden, auf dem freien Platz vor dem Theater aufgeſtellt werden. Die Modellirung werden wahrſcheinlich Rauch und Tieck übernehmen, und zwar der erſtere Künſtler Goethe's, der andere Schiller's Statue. Ueber das Nähere der Compoſition, wie der Ausführung des ganzen Planes, verlautet noch nichts. —

* * *

— Profeſſor Eduard *Gans* iſt gegenwärtig, in Geſellſchaft mit dem berühmten Theologen *Marheinecke*, auf einer Reiſe durch das ſüdliche Frankreich begriffen. —

* * *

— Bei Duncker und Humblot in Berlin ſoll eine neue Ausgabe von *Leſſing's* ſämmtlichen Werken erſcheinen, die Glück machen dürfte, wenn ſie einen tüchtigen Redakteur findet, mit Kritik gemacht und auf eine zeitgemäße Weiſe eingeleitet wird. Denn die letztherausgekommene Ausgabe dieſes größten kritiſchen Genius, auf alten Löſchpapierſetzen gedruckt (Berlin, Voſſiſche Buchhandlung), war ſeiner unwürdig. —

* * *

— Von Ed. *Beurmann*, dem Verfaſſer der intereſſanten „Frankfurter Bilder,“ erſcheinen nächſtens: „Skizzen aus den Hanſeſtädten;“ ſo wie auch noch in dieſem Jahre von ihm „Briefe über die Hauptſtadt der preußiſchen Monarchie,“ in zwei Bänden, herauskommen, zu denen der Verfaſſer während ſeines Aufenthalts in Berlin, im vergangenen Frühjahr, den Stoff geſammelt. —

* * *

— Wie ich höre, wird der Profeſſor *Henrich Steffens* eine Flugſchrift *gegen die Umtriebe der Pietiſten in Berlin* herausgeben!! Er will ſich darin von den Frommen gänzlich losſagen, indem es ihn jetzt endlich auch verdrießt, immer unter dieſe Klaſſe, zu der in Berlin ſo viel unhennettes und zweideutiges Gelichter gehört, ſich gezählt zu ſehen. Dieſe neue Bekenntnißſchrift, die den Titel führen ſoll: „*Wie ich wieder vernünftig wurde!*“ dürfte ein merkwürdiges Seitenſtück werden zu ſeiner früheren vielbeſprochenen Confeſſion: „*Wie ich wieder Lutheraner wurde!*“ (Breslau, b. Max. 1831), denn ſchon in der letztgenannten Schrift hatte ſich dieſer große, titaniſch ringende Mann bekanntlich von der ſpeculirenden *Vernunft* „ermüdet abgewandt,“ und war, ein vornehmer Refugié der Philoſophie, trotz des zerriſſenen Schuhwerks ſeines Denkens, doch mit pomphaftem Anſtand in das Exil des Glaubens gewandert. Wie ein emigrirter Reichsbaron, der in einem verborgenen Landſtädtchen eine Strumpfwirkertochter geehelicht und nun in Reſignation von der Bürgerfamilie ſich ernähren läßt, es doch nicht laſſen kann, von Zeit zu Zeit ſeinen Adelsbrief und ſeine alten Privilegien wieder aus der Taſche zu ziehn und mit heimlicher Luſt ſich zu beſehn, ſo zog auch Steffens, nachdem er ſich an den ſoliden Strumpfwirkerglauben hingegeben, immer wieder einmal ſeine weiland Vernunftſpeculation, dieſe ſchlottericht gewordene Königin, zu ſich an ſein Herz, und brachte durch ſolche Racenvermiſchung das hervor, was ich vor vier Jahren, in einer Kritik über ihn, den *ſpeculativen Pietiſten* nannte. Jetzt will er ſich nun auch vom Pietismus losſagen, wie damals von der Vernunft, und es iſt immer ein intereſſantes Schauſpiel, dieſe tergiverſaire Beweglichkeit eines großen Mannes bis in ſein hohes Greiſenalter hinein zu beobachten. Einem großen Manne kann es auch nicht auf die gewöhnliche Weiſe angerechnet werden, wenn er *perfide* zu ſein ſcheint. So wollte ich nur an das perfide Benehmen erinnern, das ſich Steffens, in dieſer beſtändig fluctuirenden Apoſtaſie von allen Richtungen, gegen *Scheibel*, ſeinen alten *Freund*, zu Schulden kommen zu laſſen ſchien, indem er ſich, in einer Erklärung in der Allgemeinen Zeitung, öffentlich von der lutheriſchen Zeitſchrift Scheibels, an der er die Mitredaction ſo gut wie übernommen hatte, losſagte. In dieſer Erklärung ſcheint ſich Steffens nicht, vor den Augen des Publikums zu behaupten: er habe an jenen ganzen ſchleſiſch-lutheriſchen Richtungen ſtets nur einen wiſſenſchaftlichen Antheil genommen und auch mit jener Zeitſchrift nur inſoweit ſich einlaſſen wollen, als ſie eine bloß ſpeculative Erörterung lutheriſcher Lehrbegriffe betreffe! Der arme Scheibel, dem Steffens Alles verdankte, womit er in ſeinen Schriften: „von der falſchen Theologie“ und „wie ich wieder Lutheraner wurde!“ ſo viel geprunkt und kokettirt hat, wurde dadurch freilich entſetzlich bloßgeſtellt, aber es war ganz natürlich, daß Steffens, in ſeiner jetzigen vornehmen Stellung in Berlin, es vergeſſen mußte, wie er ſich in Breslau ziemlich factiſch an der Spitze einer lutheriſchen Separatgemeinde befunden, deren Mitglieder, aus dem Bürgerſtande, wenig von ſpeculativen Erörterungen verſtanden haben würden! Aber es kann, wie geſagt, von einem großen Mann nicht verlangt werden, daß er ſich ſelbſt treu bleibe, wennſchon man das wenigſtens verlangen könnte, daß ein großer Mann ein Mann ſei, und nicht wie ein altes Weib ſich gebärde! —

* * *

— Von dem kühnen dramatiſchen Grabbe ſind drei Neuigkeiten erſchienen, über die wir in einem unſerer nächſten Stücke ausführlicher berichten werden: ſeine längſterwartete Tragödie Hannibal, ſeine Aſchenbrödel, und eine kleine Schrift über das Theater zu Düſſeldorf. Das letztere, unter Immermann's Leitung, ſcheint eine immer bedeutendere Stellung einzunehmen, und wir wünſchen, daß das große Werk gelingen möchte, von dort aus eine Regeneration des deutſchen Theaters zu vollbringen, wenn wir auch ſchwer daran glauben! Nach Dem, was man davon hört, wird es wohl nicht ganz richtig angefangen. Durch Aufführungen von Tieck's Blaubart und geſtiefeltem Kater, wovon eine gewiſſe äſthetiſche Schule ſo viel Lärm macht, als ſei damit ſchon etwas gewonnen, läßt ſich nun und nimmermehr eine heilſame Revolution auf den deutſchen Bretern, wäre dieſe überhaupt möglich, bewerkſtelligen. Solche ſchöne äſthetiſche Liebhabereien fruchten nichts für das Allgemeine, es muß anderswoher kommen! Die ganze Nation muß ſich anders bewegen, ehe wir ein neues deutſches Theater haben können! —

* * *

— Die mehrfach erwähnte Schrift, durch welche Göſchel die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele in Mißcredit gebracht hat, (denn wer möchte gern unſterblich werden, wenn er dabei ſeinen Geiſt aufgeben und nicht anders als in den Geiſt des durch Göſchel deſtillirten Bibliohegelianismus aufgehen ſoll!) findet in den ſo eben erſchienenen „Vorleſungen über Philoſophie“ von dem genialen Troxler (Bern, 1835, b. Fiſcher. S. 365—380) eine ſehr treffende und gerechte Beurtheilung. Troxler hebt hervor, welche falſche Sophiſtik es ſei, die Hegelſche Philoſophie auf dieſe Weiſe zu einer Perſönlichkeitslehre aufſchrauben zu wollen, welche zur Grundlage der Unſterblichkeitslehre werde. Er lehnt ebenfalls das Himmelreich und die ewige Seligkeit ab, die man ſchlechterdings nur durch das Aufgeben in den abſoluten Geiſt der Schule, auf ein von Göſchel contraſignirtes Vermittelungsdiplom, erwerben könne, und nennt die Göſchel'ſche Manier unter Anderm äußerſt treffend ein „ſpeculatives Kartenſpiel,“ wie ſehr er auch ſonſt das Geiſtvolle mancher Finten in dieſem Spiel anzuerkennen geneigt iſt. —

* * *

— Der Berliner Kunſthandel hat ſich ungefähr ſeit einem Jahre mit einem neuen Geſchäftszweige, den Aquarellzeichnungen fremdländiſcher und einheimiſcher Künſtler, vermehrt. Dem Kunſthändler Sachſe gebührt das Verdienſt, damit den Anfang gemacht zu haben. Während eines längeren Aufenthalts in Paris im vorigen Jahre brachte er eine bedeutende Anzahl von Aquarellen der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Maler an ſich, welche eben damals von den reichen engliſchen Kunſtliebhabern für ihre Gedenkſammlungen von Handzeichnungen berühmter Künſtler ſehr geſucht und theuer bezahlt wurden. So erhielten auch wir Gelegenheit, Bilder dieſer Art ſowohl aus dem landſchaftlichen als aus dem Genrefach zu ſehen, die aus den Händen Watelet's, Iſabey's, Deveria's, Roqueplan's, Fragonard's, Decamp's, Granet's, Gudin's, Baume's, Garnerey's, E. Delacroix's, Charlet's, Villeret's, Johannot's u. A. hervorgegangen waren. Mehrere preußiſche Künſtler, weniger durch die Betrachtung dieſer neuen Kunſtgegenſtände, als vielmehr durch die perſönliche Aufmunterung des genannten Kunſthändlers ermuthigt, beſchäftigten ſich ſeitdem mit Anfertigung ähnlicher Zeichnungen, die bei Gelegenheit der kleinen Frühlingsausſtellung, welche in dieſem Jahre hier ſtatt fand, ſowie ſelbſt in Paris, wohin ſie ſpäter entſendet wurden, bei den erſten Künſtlern die verdiente Anerkennung gefunden haben. Unter ihnen zeichneten ſich namentlich Fr. Krüger, Blechen, Böhniſch, Schirmer und Menzel durch ihre Arbeiten aus. Späterhin hat ſich der hieſige Kunſthändler Kuhr mit England in Verbindung geſetzt und eine beträchtliche Anzahl engliſcher Aquarellen an ſich gebracht, welche zum Theil noch zur Anſicht und zum Verkauf bei ihm ausliegen. Es ſpricht ſich darin ein vorherrſchendes Intereſſe und Geſchick für das landſchaftliche Fach aus, vornehmlich für Darſtellungen der See und architectoniſcher Gegenſtände. Wir erinnern dabei nur an die Seelandſchaften von Aylmer, Phillips, Owen und Bulkley, an die Architecturbilder von Wilſon, Prittchitt und Prout, an Newton's und Campion's Darſtellungen aus der Schweiz und England. Das Genrefach iſt weniger reich und gut ausgeſtattet. Marten's militairiſche Scenen, Dodd's Hiſtorienbilder, Alan's Scheerenſchleifer und namentlich Cawſe's Krieger mit dem Kinde beweiſen jedoch hinlänglich, daß es den Engländern an Talent für Darſtellungen dieſer Art keineswegs fehlt. Auch möge man nicht vergeſſen, daß das, was wir von engliſchen Künſtlern hier zu ſehen bekommen, nur die Broſamen ſind, die von der Reichen Tiſche fallen. — Es iſt nicht zu leugnen, die Aquarellen befriedigen weder unſer Auge durch Farbenglanz und Sorgfalt der Ausführung, noch unſern gebildeten Kunſtſinn durch die vollendete Darſtellung ächt künſtleriſcher Ideen, dennoch haben ſie für uns vorzüglich aus dem Grunde hohes Intereſſe, weil uns ſonſt ſo ſelten Gelegenheit dargeboten wird, Compoſitionen franzöſiſcher, geſchweige engliſcher Künſtler in farbiger Ausführung zu ſehen. Wenigſtens geben ſie bei weitem mehr, als Kupferſtiche, einen deutlichern Begriff von dem Colorit und ſelbſt der Pinſelführung der verſchiedenen Künſtler, und, da ſie meiſt im erſten Feuer der überkommenen Idee ſkizzenartig hingeworfen ſind, eben ſo auch von der denſelben eigenthümlichen Art der Auffaſſung. Von ſolchen Bildern hat nun Hr. Sachſe abermals eine neue Zuſendung aus Paris erhalten, die uns um ſo willkommener ſein muß, da ſie außer den Arbeiten der franzöſiſchen und mehrerer engliſchen Künſtler, wie Prout, Thales, Fielding und Copley Fielding, auch Aquarellverſuche zweier Holländer, Van Howe's und Schelfhout's, enthält. Von Jenem ſehen wir eine Winterlandſchaft, von Dieſem eine kleine baumreiche Landſchaft, beide ausgezeichnet durch Sauberkeit der Ausführung und Reinheit des Pinſels, dabei voll Wahrheit, Leben und Harmonie der Färbung. Dieſe Sorgfalt der Behandlung iſt es, wodurch ihnen ähnliche Verſuche preußiſcher Künſtler näher ſtehen, als die der Franzoſen und Engländer, welche die Dreiſtigkeit und Unſauberkeit des ſkizzenhaften Entwurfs im Allgemeinen mehr lieben. Unter den franzöſiſchen Künſtlern begegnen wir hier manchen Namen von Ruf und Bedeutung; ſo dem vielbeſprochenen Watelet, Ch. Roqueplan, Boiſſieur, Siméon und Balan, welcher letztere, wenn wir nicht irren, zu Rouen lebt, wo ſich eine eigene normänniſche Schule zu bilden begonnen hat, ſowie mehreren Anderen. — Unter den Genrebildern verdient vor allen eine Skizze von A. Scheffer genannt zu werden, die mit der, dem Künſtler eignen Lebhaftigkeit und Wahrheit des Ausdrucks entworfen iſt. Sie ſtellt, wie es ſcheint, ein Gefängniß vor, in welchem vier kranke Militairs verſchiedenen Alters, denen eine barmherzige Schweſter Stärkungsmittel darzubringen kommt, auf Stroh gelagert ſind. Bis ins Kleinſte ſauber und reinlich ausgeführt iſt ein flamländiſcher Reiter und ein Mädchen, das ihm Wein gebracht hat, von Eug. Deveria. Andere Bilder von Decamps, Charlet, Caron, St. Germain u. a. ſind nicht minder beachtenswerth. — Uebrigens ſtellt ſich aus der Betrachtung dieſer Aquarellen heraus, daß unſere preußiſchen Künſtler noch viel zu thun haben werden, wenn ſie, was die Ungezwungenheit und Kühnheit der Zeichnung, wie die lebendige Friſche und Wahrheit des Ausdrucks betrifft, in dieſer Gattung der Malerei den Franzoſen den Vorrang wollen ſtreitig machen. (77.)

* * *

— Die Beſtimmungen über das literariſche Eigenthum und den Nachdruck in Frankreich ſchreiten immer umfaſſender vor, um, wie es von einem civiliſirten Volke verlangt werden kann, die Nationalehre auch im Reiche der Literatur zu wahren und zu bethätigen. Das Tribunal der erſten Inſtanz vom Departement der Seine hat am 4. Juli d. J. entſchieden (nach der Gazette des Tribunaux), daß auch die Noten, die zur Ausgabe eines Schriftſtellers von dem Herausgeber gemacht worden ſind, als literariſches Eigenthum, und die Reproductionen dieſer Noten durch einen andern Herausgeber deſſelben Werkes als Nachdruck angeſehen werden ſollen! Obwohl gegen dieſes freilich ſehr ſtrenge Urtheil appellirt worden iſt (vgl. das „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel" Nr. 30.), ſo verräth es doch auf glänzende Weiſe ein Rechtsgefühl hinſichtlich des literariſchen Eigenthums, das man vielen Deutſchen noch immer abſprechen möchte, wenn man ſieht, welche ſchurkiſche Diebereien ſich gewiſſe literariſche Freibeuter, in aller Naivetät und unter einer Art von Sanction, bei uns zu Schulden kommen laſſen dürfen! —

* * *

Letztes Wort über die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung.

Meiner öffentlichen Demonſtration zur Aechtung des in der Beilage zur Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung betriebenen Nachdruckgeſchäfts haben ſich die meiſten deutſchen Journalredactoren angeſchloſſen; in Berlin namentlich die Herren: Profeſſor Gubitz, Redakteur des „Geſellſchafters", Dr. W. Häring, Redakteur des „Freimüthigen", J. Lehmann, Redakteur des „Magazins für die Literatur des Auslands", L. Rellſtab, Redakteur von „Berlin", welche mir in einem Abklatſch ihrer Spalten den Abdruck meiner Erklärung (aus dem „Literar-Zodiacus") zugeſandt haben, deſſen Veröffentlichung in ihren Blättern freilich anderer Verhältniſſe wegen unterbleiben mußte. Indem es aber genügt, hier die Anzeige davon zu machen, bringe ich den auswärtigen Herrn, die ſich ebenfalls mit mir verbunden haben, um gemeinſame Schritte in dieſer Angelegenheit zu thun, das nachfolgende Schreiben zur Kenntniß, welches die Fürſtl. Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Direction an mich gerichtet hat:

Die Fürſtlich Thurn- und Taxiſche Ober-Poſtamts-Direction an Herrn Dr. Theodor Mundt in Berlin.

Frankfurt, den 6. Auguſt 1835.

Der im Auguſtheft des „Literariſchen Zodiacus“ erſchienene Artikel: „Literariſche Unredlichkeit der Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung“ veranlaßt die Ober-Poſtamts-Direction, Ihnen zu bemerken, daß ſie in ihrer amtlichen Stellung durchaus keine Notiz von dem Inhalte der Ober-Poſtamts-Zeitung und deren Beiblatt nimmt, daß dieſer vielmehr lediglich von der Redaktion zu vertreten iſt, daß dieſe Zeitung unter Cenſur erſcheint, und daß es Ihnen ſonach lediglich überlaſſen bleiben muß, Ihre gegen die Redaktion der Ober-Poſtamts-Zeitung gerichteten Beſchwerden, falls Sie damit auszureichen vermeinen, bei der competenten Gerichtsbehörde geltend zu machen.

In Abweſenheit
der Hofrath und Oberpoſtmeiſter
C. Vrinth.

Nach dieſer Mittheilung, muß die Verfahrungsweiſe gegen das Frankfurter Converſations-Blatt jezt eine andere Wendung nehmen, denn nie konnte es mir im Sinne liegen, mich mit dem Redakteur des Frankfurter Converſations-Blattes ſelbſt in einen Conflict zu ſetzen. Nur mit Ebenbürtigen kann man öffentlich ſtreiten. Da ſich aber die Oberpoſtamtszeitung ſelbſt jenes durch mancherlei Dinge wohlbekannten Redakteurs ſchämt, indem ſie nicht einmal duldet, daß er das Blatt mit ſeinem eigentlichen Namen unterzeichnen darf, wozu ſoll da von meiner Seite eine literariſche Fehde, die nur durch Uebertragung auf ein anderes Gebiet erſprießlich werden kann!

Berlin, am 23. Auguſt 1835.

Dr. Theodor Mundt.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Intelligenz-Blatt № 3

zum

Literariſchen Zodiacus.

Literariſche Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Bei uns iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goldsmith, O., **the Citizen of the World, or Letters from a Chinese philosopher, residing in London, to his friends in the East. A new Edition. 2 Vol. broch. 1 Thlr 8 Gr.**

Dieſe Ausgabe, die einzige, welche in Deutſchland erſchien, zeichnet ſich durch groſse Correctheit aus und wird in mehreren höhern Unterrichts-Anſtalten benutzt.

Leipzig, im Auguſt 1835.

Fiſcher u. Fuchs.

In der Bran'ſchen Buchhandlung in Jena iſt erſchienen:

Goethe und ſein Jahrhundert.

(Aus der Minerva beſonders abgedruckt.) 8. broch. Preis: 8 gGr.

Verlag von Gebrüder Reichenbach in Leipzig.

Von dem bei uns erſcheinenden:

Allgemeinen deutſchen

Converſations-Lexicon

für die Gebildeten eines jeden Standes ꝛc.

in X Bänden,

iſt kürzlich das 18te und 19te Heft (V. Band) verſandt worden.

Subſcriptionspreis:

auf ſchönem weiſsen Druckpapier	9	gGr.	pro	Heft
„ extra feinem Patentpapier	10	„	„	„
„ Poſtſchreibpapier	12	„	„	„
„ extra feinem Velinpapier	20	„	„	„

Subſcriptionen werden fortwährend in allen Buchhandlungen angenommen. Das 20ſte Heft wird in einigen Tagen verſandt.

Erſchienen iſt ſo eben:

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium

K. L. von Knebel's
literariſcher Nachlaß und Briefwechſel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen von Enſe und Th. Mundt.

In 3 Bänden. gr. 8. Velinpap. broſch. Subſcriptions-Preis 4½ Rthlr.

Erſter Band. Mit Knebel's Bildniß.

Inhalt: K. L. von Knebel's Leben. Von Th. Mundt. — Knebels Gedichte. — Die Briefe Carl Auguſt's, Großherzogs, und der hohen Frauen Amalia und Louiſe, Herzogin und Großherzogin von Sachſen-Weimar, F. H. von Einſiedel's und Karl von Dalberg's an Knebel.

Den zweiten Band wird der im erſten begonnene Briefwechſel noch ganz ausfüllen und u. A. namentlich die Briefe folgender Correſpondenten v. Knebel's, als:

Staatsminiſter v. Altenſtein; Böttiger; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Lavater; Matthiſſon; H. Meyer; Kanzler von Müller; Paſſow; Oken; Ramler; Jean Paul; Charlotte v. Schiller; Voß; Wieland; F. A. Wolf; — und eine anſehnliche Anzahl von Knebels eignen Briefen enthalten.

Im dritten Bande endlich werden v. Knebel's vermiſchte Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände und intereſſante Auszüge aus ſeinem Tagebuche mitgetheilt werden. — Die noch reſtirenden Bände (2r und 3r) werden unfehlbar noch in dieſem Jahre erſcheinen. Der Subſcriptions-Preis für alle drei Bände à 4½ Rthlr., die bei Empfang des erſten Bandes bezahlt werden, beſteht nur bis zum Schluß des Jahres 1835, wornach ein erhöhter Ladenpreis eintritt. Der ſo eben erſchienene erſte Band, ſo wie ausführlichere Subſcriptions-Anzeigen, ſind in allen Buchhandlungen Deutſchlands ꝛc. vorräthig und werden daſelbſt Subſcriptionen zu obigem Preiſe angenommen.

Leipzig, den 31. Auguſt 1835.

M. T. Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit ***Dr. Guilelmus Büchner***, superiorum ordd. in gymnasio Fridericiano Suerinensi praeceptor, Magniduc. bibliothecae Suer. praefectus.

Velinpapier 22 Bogen. 8. 1½ Rthlr.

Das Bedürfniß einer neuen umfaſſenden Ausgabe der Rede Pro Roscio Amerino iſt längſt fühlbar geworden. Der Herr Herausgeber hat hier Reſultate aus bisher noch nicht verglichenen Codd. nicht geliefert; dagegen hat er in der Meinung, daß gerade bei dieſer Rede das ſchon früher benutzte handſchriftliche Material am genügendſten ſei und nur gehörig benutzt zu werden brauche, um auf weſentliche Textesverbeſſerungen zu führen, alle handſchriftlichen Lesarten und die älterer Herausgeber einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen und vollſtändig zuſammengeſtellt. In den Anmerkungen hat er vorerſt die Annotationes der älteren Editoren, darunter die der wichtigſten und Wenigen zugänglichen, wie des Garatoni, ſämmtlich wiedergegeben, und dieſelben durch ſeine eignen ergänzt und berichtigt. Seine Ausgabe bietet alſo neben einer neuen, correcten Textesrecenſion allen kritiſchen und hermeneutiſchen Apparat zu dieſer Rede dar, welcher bisher nur durch Zuſammenſuchen der betreffenden einzelnen Ausgaben in größern Bibliotheken zu erhalten war.

Materialien und **Dispoſitionen zu Kanzelvorträgen bei beſondern Fällen.** Von M. Ph. Roſenmüller, Pfarrer zu Belgershayn. 15 Bogen. gr. 8. 21 Gr.

In dieſem Werke ſind meiſt ſolche Fälle berückſichtigt worden, über welche auch die erfahrenſten Prediger gern, zumal im Drange der Geſchäfte, Winke und Andeutungen von Andern benutzen. Die in dieſer Hinſicht hier gegebenen Hülfsmittel ſind nach den einzelnen betreffenden Fällen geordnet und beſtehen theils in ausführlichern Entwürfen, wozu namentlich werthvolle, bisher noch nicht veröffentlichte Predigten des verewigten Superintendenten Roſenmüller und anderer ausgezeichneter Kanzelredner vom Herrn Herausgeber benutzt worden ſind, theils in mehreren einfachen Dispoſitionen mit angezogenem Text.

Sammlung auserleſener **praktiſcher Abhandlungen** für **Wundärzte.** 3tes Heft. 8. broſch. 12 Gr.
(1ſtes und 2tes Heft auch à 12 Gr.)

Auch erſchien in unſerem Verlage vom Herausgeber dieſer Zeitſchrift, **Dr. Th. Mundt:**

Moderne Lebenswirren.

Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers.
8. broſch. 1 Rthlr. 4 Gr.

Madonna.

Unterhaltungen mit einer Heiligen.
8. broch. 1 Rthlr. 20 Gr.

Unter der Preſſe befindet ſich nachſtehendes höchſt wichtige Werk für Rechtsgelehrte:

Repertorium über die in den Jahren 1801 bis mit 1834 erſchienenen Sammlungen juriſtiſcher Aufſätze und rechtlicher Entſcheidungen. Von Advocat Robert Sickel. 2 Bde. gr. 8.

Zur baldigen Verſendung an alle Buchhandlungen liegt bereit:

De genetica philosophandi ratione et methodo, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii, seu de idea absoluti, pro philosophandi principio perperam habita, scripsit F. C. Biedermann, phil. Dr.

Leipzig, im Auguſt 1835.

Gebrüder Reichenbach.

☞ Das October-Heft des Literar. Zodiacus wird unter Anderm enthalten:

Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutſchen. In Briefen an einen Freund von Eduard Gans.

Einige Briefe Goethe's an Varnhagen von Enſe.

(18 noch ungedruckte Briefe Goethe's.)

Gebrüder Reichenbach.

Literariſcher Zodiacus.

October, 1835.

Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutſchen.

In Briefen an einen Freund

von

Eduard Gans.

I.

Lieber Freund.

Sie verlangen von mir, daß ich mich über die Gründe auslaſſe, die das Theater, namentlich aber das unſeres Vaterlandes, in einen Zuſtand verſetzt haben, der dem Verfalle eigentlich ganz nahe ſteht, und nur noch nicht für denſelben gehalten wird, weil unſcharfe Augen die prächtigen Kleider, welche dem Bettler umgehängt werden, für einen Reſt von Reichthum anſehen, den man noch beachten müßte. Was mir aber an Ihrer Aufgabe das Liebſte iſt, bleibt wohl die Schärfe, mit der Sie ſie ſtellen: ich ſolle, ſagen Sie, mich nicht auf die Beſchreibung zufälliger Gründe einlaſſen, wie ſonſt Dramaturgen ſie wohl aufzuſuchen pflegen; ich ſolle nicht etwa ſagen: wir hätten jetzt grade keine bedeutenden dramatiſchen Dichter, wir entbehrten der ſchauſpieleriſchen Talente, und das Publikum habe ſich auch, man wiſſe nicht warum, vom Theater zurückgezogen, ſondern ich müſſe mir es angelegen ſeyn laſſen, den höheren und nothwendigen Standpunkt aufzufinden, von dem alle dieſe Erſcheinungen ausgehen, und zu dem ſie als zu ihrer Quelle und zu ihrem Grunde zurückzuführen ſind. Wohlan: ſo will ich mich denn, ſo gut es eben gehen mag, an die Arbeit machen, und, wenn auch das Reſultat, zu dem ich gelange, nicht ein Sie befriedigendes iſt, ſo wird doch der höhere Geſichtskreis, den Sie mir eröffnen, mich leicht vor den Angriffen und Bezweiflungen

ſchützen, denen man gleich ausgeſetzt bleibt, ſobald man ſ
einmal unterfängt, ſeinen Standpunkt etwas niedriger und p
ſönlicher zu nehmen, und die Intereſſen unmittelbarer Geg
wart zu berühren. Wir gehören beide nicht zu den Pietiſt
welche die objectiven Geſtaltungen und Schönheiten dieſer W
aus dem ſtets offnen Krater ihres Fanatismus heraus n
ſchwarz aufgeworfener Maſſe überziehen, und ſie auch wirkl
zerſtören würden, wenn nicht gleich, trotz des Zornes, n
Anbauer, unbekümmert um das Schickſal der alten, mit jugen
licher Heiterkeit ſich wiederum an dem Fuße des feuerſpeiend
Berges anzuſiedeln verſuchten. Wir brauchen das Theater ni
erſt zu begründen oder zu bezweifeln; für uns beſteht es, w
die Kirche, wie die Poeſie, und wir haben nur uns klar
machen, welchen Platz es einnimmt, um auch zu wiſſen, wa
es blühen, und wann es fallen muß.

Es iſt wohl unbeſtritten, daß die dramatiſche Poeſie un
allen Gattungen der Dichtkunſt die männlichſte, die vollkommen
und die nach allen Richtungen hin ausgebildetſte iſt. Währe
in der Lyrik der friſche Lebenshauch leib- und geſtaltlos, r
innerlich und willkührlich herumſtreift, während im Epos
Gang, den die Lyrik ſchon annehmen muß, ein Nacheinan
erlaubt, und die Geſetze der Handlung noch durch lyriſche M
tive geleitet werden, hat das Drama einen Kern, der als
Mittelpunkt des Ganzen die einzelnen Scenen befruchtet: es
ein Individuum, deſſen Theile ebenmäßig gebildet ſeyn müſ
das aber einen Fehler am Herzen in keinem dieſer Theile
tragen kann: es iſt nicht bloß Leben, ſondern es iſt ein Leb
diges, es rührt und erſchüttert nicht bloß, ſondern dieſe Rühru
und Erſchütterung hat einen Grund, einen Gedanken, und,
dieſer irgend mangeln, oder unenergiſch ſeyn würde, iſt a
das Drama todtgeboren, und der Schmuck der ſchönſten Dicti
kann es nicht wieder zum Leben zurückführen. Daher bei die
unendlichen Anzahl von Dichtern, die alle in ihrer Art groß u
bedeutend zu nennen ſind, nur dieſe wenigen dramatiſchen, dal
die Schwierigkeit, einen lyriſchen und epiſchen Stoff in

Drama umzuſetzen, welche Aufgabe unter allen Dichtern vielleicht nur dem Shakespeare zu löſen gelungen iſt. Denn es handelt ſich hier darum, dem Leben eine Geſtalt, Knochen, Muskeln, Nerven zu geben, und es iſt nicht bloß mit der ſceniſchen Reproduction einer Erzählung, mit der Dialogiſirung des Stoffes abgethan, welche nur die äußere Form, nicht aber den innern Geiſt des Dramas enthalten. Der dramatiſche Stoff iſt immer auch ein dramatiſcher Gedanke, und wenn in der neueſten Zeit Dichter, in Ermangelung eines ſolchen, zur baaren und nackten Geſchichte zurückgingen, und ihre in andrer Weiſe ſprechenden Thaten auch dramatiſch arbeiten ließen, ſo zeigte ſich in den beſtgeſchriebenen Scenen das Fehlende eines dramatiſchen Kerns, immer, wie ein höhnendes Geſpenſt, das weder die geſchichtliche Treue, noch die Berufung darauf, daß es ſo geweſen ſey, jemals beſchwichtigen und wegbannen konnten. Wir dürfen endlich, was das Drama iſt, in einem Satze zuſammenſchließen: es iſt Lyrik und Epos zugleich: es kann dithyrambiſchen Schwung, es kann weitläuftige Erzählungen ertragen, aber nur unter der Bedingung, daß ſie dem Geſetze des Ganzen gehorchen. Indem es beides an ſich hat, beherbergt, und dadurch glänzt, iſt es mächtiger, wie beides, und wenn in einem Briefe ein philoſophiſches Wort nicht vielleicht zu ſchwerfällig erſchiene, würde ich zu ſagen mich unterfangen, daß es die Identität von beidem ſey.

Sind wir nun, lieber Freund, darüber einig, was das Drama in der Dichtkunſt für eine Stellung habe, ſo hoffe ich, wird uns auch der Folgeſatz nicht entzweien, daß, wenn das Drama ſeinerſeits das Lebendige und Individuelle iſt, es weſentlich erſt durch die Aufführung zur rechten Spitze des Lebens und der Individualität erhoben wird. Das Drama ohne Aufführung iſt ein Schiff, das nicht fährt, eine Handlung, die nicht handelt, und wenn freilich heut zu Tage die Aufführungen ohne Drama häufiger geworden ſind, als die dramatiſchen Erzeugniſſe ohne Aufführung, ſo mußte doch bemerkt werden, daß das Spiel, der theatraliſche Prozeß, erſt eigentlich die wahre

Wirklichkeit und Energie zur bloßen Möglichkeit eines vorliegenden Stückes hinzuthue, und daß erſt, wenn es dieſe Feuerprobe beſtanden hat, man von ihm ſagen könne, daß es lebt. Welche Irrthümer haben nicht grade in dem Punkte, von dem wir eben jetzt reden, ſtattgefunden? Wie oft meint man nicht, wenn man ein Stück leſen hört, es müſſe ſich ausnehmend gut auf dem Theater machen, und kommt es am Ende zur Darſtellung, ſo zeigt ſich, daß man das Gehen und Stehen, den Zuſammenhang der Scenen, das, was das Spiel zum Stücke thun könne, gar nicht in Anſchlag gebracht hat, oder vielmehr nicht in Anſchlag hat bringen können. Niemand iſt ein dramatiſcher Dichter, deſſen Stücke die Leſenden entzücken, aber die Zuſchauer aus dem Saale verſcheuchen; auf der Bühne, wie auf dem Schlachtfelde, werden die Lorbeern des Helden wie des Schauſpieldichters erworben; es iſt anderswo noch eine Ehre, aber es iſt nicht die rechte.

Aus dieſer Bemerkung geht denn nothwendig hervor, welche Stellung die Schauſpielkunſt unter den Künſten einnehme. Sie gehört weder zur Malerei, noch zur Plaſtik, ſondern zur Poeſie. Wie ſich das Drama des lyriſchen und epiſchen Moments bedient, ohne jemals zu dieſen herabzuſteigen, ſo benutzt die Schauſpielkunſt Malerei und Plaſtik, ohne irgend darin beſchloſſen zu ſeyn. Wo eben bloß Malerei und Plaſtik hervortreten, in der Pantomime, iſt wohl auch die unterſte Kunſtgattung enthalten. Wie ergötzlich und bedeutend auch ſogenannte Maskenkünſtler erſcheinen dürften, ſo iſt es doch die Maske nicht allein, bei der man ſich beruhigen mag: wir wollen, die äußere Geſtalt ſoll auch der Träger für das Innere ſeyn, die Worte des Dichters ſollen durch ſie lebendige Weſen werden, und das, was ein Poet oft nur ahnte, wird ſo durch einen Schauſpieler dargeſtellt. Man kann daher gewiſſermaaßen ſagen, daß die Schauſpielkunſt die Spitze aller Poeſie ausmache, und in der That hat es in der Welt noch unendlich weniger große Schauſpieler, als dramatiſche Dichter gegeben, vielleicht zwanzig oder dreißig, welche bei allen Völkern, die des Alterthums mit eingerechnet, nicht bloß die höchſte Spitze, ſondern eine ihnen nur nachlebende Vortrefflichkeit erreichten.

Wenn aber bei allen gebildeten Völkern neben dem Drama ſich auch ein Theater, als ſein leiblicher Ausdruck, befindet, was uns die Pietiſten hoffentlich nicht beſtreiten werden, wenn ſich dieſes Theater zum Drama, wie der Cultus zur Religion verhält, ſo iſt doch die Geeignetheit für dramatiſche Poeſie und für das Theater nicht immer dieſelbe, und es giebt Zeiten, in denen es vorzugsweiſe ergreifen und ergriffen werden kann, und andere, in welchen das Intereſſe für daſſelbe nachläßt, und als Wechſelwirkung auch die Erzeugniſſe deſſelben matter und ſchlechter werden. Wir haben uns, und ich darf ſagen, durch einen Zufall des Gedankenſpiels, in der Lage befunden, die Religion und das Drama zu vergleichen. Nun, wie es Zeiten giebt, in welchen Skepſis und Aufklärerei die religiöſe Subſtanz zu vernichten drohen, andere, in welchen dieſe letztere mit deſto größerer Energie hervorbricht, je mehr man ſich ihrer hat entledigen wollen: ſo ſind auch Perioden zu finden, in denen Freude am Theater zu den Weſenheiten des gebildeten Lebens gehört, andere, in denen es zum Zeitvertreib herabgeſetzt, nur auf die Gelegenheit wartet, ſich durch günſtige Umſtände wieder zur Kunſt hinaufzuheben. Als Leſſing Dramaturg wurde, hatte das Theater eine ſolche Periode des Aufſchwungs: jetzt, wo es täglich mehr herunterſinkt, iſt es auch beinahe verächtlich geworden, davon zu reden, und man möchte es ſelbſt, wenn es nur anginge, aus der Reihe der Nationalnothwendigkeiten verweiſen. Wann aber blüht ein Theater, und wann ſinkt es? Das wird wohl die Hauptfrage ſeyn, die ich in dieſem erſten Briefe zu beantworten habe. Wie die Philoſophie die Ueberſetzung einer ihr vorangegangenen Zeit in Gedanken iſt, ſo iſt es auch weſentlich das Schickſal der Kunſt, großen Perioden, die geweſen ſind, nachzugehen, ſie aufzunehmen und plaſtiſch maleriſch, poetiſch darzuſtellen. Eine große Zeit, von welcher ſelbſt die Schickſale des Menſchengeſchlechts abhängen, und in der ſie verarbeitet werden, iſt ſelten dazu geeignet, auch die Ruhe darzubieten, in der doch allein künſtleriſche Erzeugniſſe wachſen und gedeihen können. Wenn ich dies behaupte, ſo will ich nicht grade ſagen, daß etwa kriegeriſche Verhältniſſe oder ſonſtige äußere Stimmung eine ſolche Hemmung entſtehen laſſen. Binnenkriege ſind vielmehr auch künſtleriſchen Intereſſen eher förderlich als ſchädlich, und im ſiebenjährigen Kriege entzündete ſich grade für Deutſchland der Sinn für Poeſie und theatraliſche Leiſtung. Aber nicht was von außen vorgeht, iſt hinderlich, ſondern was von innen heraus gedacht, gebildet und erwünſcht wird. Der auf den Staat, ſeine Entwickelung und ſeine Geſchichte gerichtete Sinn wird, wie friedlich auch ſonſt der Verlauf der Zeiten ſeyn mag, eine ſo abſorbirende, und alle Kräfte grade nach ſeinen Zwecken hinziehende Gewalt ausüben, daß alle andere Productionen nur als Nebenfiguren erſcheinen, und höchſtens die Bedeutung eines Ornaments oder eines Zeitvertreibs erlangen. Während in dem vielfach ſtürmiſchen funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert die Künſte in allen Gattungen aufkamen und blühten: während die kriegeriſche und nach außen hin ſattſam bewegte Regierung Ludwigs des Vierzehnten das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Poeſie und namentlich des Theaters genannt werden kann, ſind grade in unſerer Zeit, in unſerem an vielſeitiger Bildung weit überragenden Jahrhundert die Kräfte, wie der Sinn für dieſelben ſchwächer und ſchlaffer geworden, obgleich doch im Ganzen ein langjähriger Friede mehr begünſtigend als hemmend für poetiſche und theatraliſche Geſchicke zu ſeyn ſchien.

Wir wollen dieſem Umſtand etwas näher treten, und in die Falten ſeines Innern blicken, die oft verdeckt und unklar erſcheinen. Es iſt keine Frage, daß ſeit der Staatsumwälzung, die man eigentlich zu beſchränkt die franzöſiſche nennt, Alles, was ſonſt ein Muſter, ein Stehendes, ein Objectives war, gebrochen worden iſt, und daß die Bewegung, welche eintrat, allmählig dahin gelangt iſt, oder gelangen wird, einen ganz neuen ſocialen Zuſtand zu erbauen. Zu dieſem neuen Verhältniß haben nicht bloß die Beförderer und Freunde der Zukunft, ſondern auch ihre Gegner, eben durch ihre Feindſchaft und Bekämpfung auf das Lebhafteſte beigetragen. Das weſentliche Princip dieſer neuen Zeit iſt aber die Erhebung der Einzelnen in das Allgemeine, indem ſie theils berufen ſind, dafür mitzuwirken, und es zu erſchaffen, theils es in ſich aufzunehmen und zu fühlen. Was ſonſt ein Geheimniß der Diplomatie, eine Staatsaction war und blieb, und zu deſſen Weſen die furchtbarſte Verſchwiegenheit erfordert wurde, löſt ſich heut zu Tage in Zeitungsnachrichten, in telegraphiſche Depeſchen, in Beſprechungen aus, und man weiß in der Regel Alles früher, ehe es gethan iſt. Statt daß die Menſchen das Geſchäft der Gegenwart treiben ſollen, treiben ſie vielmehr im eigentlichen Sinne das der Zukunft, und Spannung der Hoffnung und Erwartung übt einen weit bedeutendern Einfluß, als die Breite des heutigen Daſeyns aus. Die Politik, die Exiſtenz der Staaten, die Entwickelungen, welche ſich innerhalb derſelben begeben, wirken nicht mehr bloß mittelbar auf die Einzelnen, ſondern ergreifen ſie direct, und ohne dazu eines Umwegs zu bedürfen. Der Menſch iſt gradezu das politiſche Thier geworden, als welches ihn Ariſtoteles bezeichnet. Die Richtung auf den Staat führt aber zu einem Hang für das Allgemeine überhaupt. Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen, Zollvereine und Staatspapiere, ſind der Ausdruck deſſen, was der Zeit im Ganzen gemäßer und augemeſſener iſt als die Tiefe, welche ſich in Particularität und Individualität verſenken muß, um poetiſche Gebilde zu erſchaffen, und welche ihren Nahrungsſtoff nicht mehr in dem Geſchmack des Publikums, und in dem Beifall einer auf künſtleriſche Erzeugniſſe allein hingewendeten Menge findet. Mit einem kurzen Worte, das deutlicher ſeyn wird, als alle vorhergegangenen, wir leben jetzt nicht in einem Zeitalter der Kunſt, und wenn auch Sculptur und Malerei ſeit einigen Jahrzehenden Schritte gethan haben, die auf ein Wiederaufnehmen alter Vortrefflichkeit ſchließen laſſen, ſo hat doch die Poeſie, das heißt die Kunſt, die mit dem Leben in der nächſten Beziehung ſteht und ihr letzter Ausdruck, das Theater, in keiner Weiſe große Gebilde erſchaffen, oder den erſchaffenen bei dem Publikum Eingang gewinnen können.

Wir wollen einmal die drei Momente, die das Theater zuſammen ausmachen, durchgehen, nämlich die Dichter, die Schauſpieler, und das Publikum, und an jedem einzelnen die Wahrheit des hier nur allgemein Ausgedrückten aufweiſen. Zuvörderſt alſo die Dichter. Welchem Stoffe ſoll ſich heut zu Tage ein Poet hingeben, wenn er ein Drama zu ſchreiben beabſichtigt? Wollte er eine Tragödie verfertigen, darf er etwa für den Uticenſiſchen Cato, für Alexander oder Julius Cäſar ſich andauerndes Intereſſe verſprechen, wenn der größte tragiſche Weltcharakter, Napoleon nämlich, unſere Zeit berührt, mit mehr oder minder Befangenheit von jedem Lebenden ergriffen und aufgenommen wurde? Was haben nach dem Schickſale dieſes Mannes Andere noch Gewaltiges zu bieten? Oder ſollte ein paſſiver Charakter aufgeführt werden, deſſen Leben an einer neuen, ihm unverſtändlichen Welt gebrochen worden, ſo hat auch gerade unſere Zeit das gelungenſte Exemplar dafür aufzuweiſen, nämlich Ludwig den ſechszehnten. Die übrigen geſchichtlichen Perſonen ſtehen weit zurück, und können es nimmermehr mit den Heroen aufnehmen, die ich eben genannt habe. Oder ſollen es abſtracte Leidenſchaften ſeyn, die tragiſch entwickelt werden, die Eiferſucht, die Heilung der Ehre, der Ehrgeiz, der in ſeinem Feſthalten der Sterne den irdiſchen Boden verliert: ſo muß wieder geſagt werden, daß die Muſter, die wir hierin haben, ſchwerlich durch andere zu übertreffen ſind, und daß die Modificationen, die an dieſen Gedanken anzubringen wären, nicht energiſch genug ſeyn könnten, um ihnen einen dauernden Eingang zu verſchaffen. Oder ſoll ein Dichter die großen tragiſchen Perſönlichkeiten unſerer Zeit feſthalten, und ſie zu Dramen verarbeiten? Da würde mit Recht die Nähe der Zeit, die Befangenheit, kurz das heutige Leben überhaupt, aus dem ſie noch nicht getreten ſind, als Einrede angeführt werden können, und es würde ſich bewähren, was ſchon einmal geſagt worden iſt, daß die tragiſche Kunſt es nur mit Vergangenem, Ruhiggewordenem und Abgekühltem zu thun hat, nicht mit den noch warmen Regungen der Gegenwart. Dieſe heutigen Helden üben zwar in künſtleriſcher Hinſicht gleichſam ein Veto gegen andere Helden aus, aber ſie ſelber ſind noch nicht entfernt genug, um in den Umkreis dramatiſcher Vorwürfe zu treten. Noch ſchwieriger aber wie mit der Tragödie ſieht es mit dem Luſtſpiele aus. Für dieſes iſt eben gerade die Gegenwart geſchaffen, und außer der Gegenwart nichts. Abſtracte Lächerlichkeiten, wie Geiz, Ehrſucht, Vielwiſſerei oder andere, bieten nichts Neues mehr dar, und ſind auf verſchiedene Weiſe behandelt und abgetragen, aber die komiſchen Seiten, die jede Zeit hervorbringt, und die in unſerer Entwickelungsperiode wahrlich nicht geringer geworden ſind, würden vortrefflich für das Luſtſpiel dienen, wenn hier nicht die dramatiſche Cenſur hemmend entgegentreten möchte, und Alles was das dichteriſche Talent erſchaffen würde, ſchon, ehe es geſchaffen iſt, verbietet, ſomit von Haus aus das Luſtſpiel auf alte Bahnen, geweſene Intereſſen und vergangene Zuſtände zurückwirft. Bei den Franzoſen, wo dieſe Cenſur milde iſt, hat man es häufig gewagt, heutige Stoffe zu behandeln, und dieſe haben ſich immer als die gemäßeren und geſchickteren ausgewieſen; ohne daß jedoch ſolche Ausnahmen im Stande wären, der Kunſt einen Schwung oder ein Weiterſchreiten zu ſichern.

Gehen wir aber jetzt zu dem zweiten Moment, nämlich zu den Schauſpielern über. Dieſe ſind, wie alle Individuen unſerer Zeit, aus zurückſtehenden und zurückgewieſenen, vollgültige Menſchen geworden. In die Allgemeinheit zugelaſſen und aufgenommen, haben ſie in Allem verlieren müſſen, worauf ſie früher ihre Iſolirtheit, ihre Entfernung von aller thätigen Gemeinſchaft, weſentlich brachte und anwies. Ich bin wahrlich kein Freund des unſittlichen Lebens, und glaube nicht, daß daſſelbe mit der Kunſt in naher Verwandtſchaft ſteht. Aber die Schauſpielkunſt ſetzt doch ihrer eigenthümlichen Natur nach, eine Abgezogenheit von den gewöhnlichen Intereſſen des menſchlichen Daſeyns voraus. Wer die Aufgabe hat, ſich in alle ihm vorgelegten Geſtalten zu werfen, und in denſelben zu vervielfältigen, darf mit Leib und Seele keiner einzelnen ausſchließlich angehören. Wenn es aber eine giebt, die allen Anderen die Kraft entzieht, ſo iſt dieſes nothwendig das gemeine Leben. Wer an demſelben Theil genommen hat, kann ſonſt ein vortrefflicher, genialer Menſch ſein, aber er wird nicht mehr die Fähigkeit beſitzen, ſich in eines Andern Geiſt zu verſenken; das was ſein Fach und Studium iſt, wird ihm dann als etwas Nebenbeiſtehendes, als ein Erwerb vorkommen, damit er nur deſto eher und bequemer ſich dem gemeinen Leben wieder zuwenden könne. So hat denn die Zeit, indem ſie den Bann von den Schauſpielern hob, woran ſie auch ganz recht gethan hat, dieſelben in einen andern und ungleich ärgeren Bann gethan, nämlich in die Unmöglichkeit, ſich von den Erſcheinungen des Lebens als ſie ſelbſt ſubjectiv ergreifend, abzuwenden, und ſie nur als objective und künſtleriſche Geſtalten zu betrachten. In der That, eine Schauſpielerin, die eine gute und ſorgſame Mutter, eine höchſt öconomiſche und wirthſchaftliche Frau, und wollen wir noch hinzuſetzen, fromm und häuslich iſt, wird ſie von den Leidenſchaften getrieben werden, die ihr als Dienerinnen in der Ausübung ihrer Kunſt beiſtehen müſſen? Ein Schauſpieler, der bloß in der Heutigkeit ſeinen Standpunct, ſeinen Genuß und den Erſatz für ſo manches ihm Abgehende beſitzen ſoll, wird er Kraft genug für dieſelbe zu verwenden haben, wenn er auch zu gleicher Zeit an die Zukunft, an ein ſicheres Auskommen, und an einen Theil ſeines Lebens denkt, in dem er ſeiner Kunſt wird quitt ſein können? Und ſoll der Schauſpieler etwa nicht dem Leben ſich zuwenden, wenn er einmal aufgefordert iſt, ſich in daſſelbe zu begeben? Können wir es ihm verargen, daß er ſeine Kunſt wiegt, ſie einrangirt, und das, was eben unberechneten Aufſchwung verlangt, in Ordnung und Zahlen verwandelt?

Das dritte Moment aber, das wir zu betrachten hätten, wäre das Publikum. Faſt überall zieht es ſeine Theilnahme von den Bühnen zurück, und ſucht auf denſelben, wenn es hingeht, nur Zeitvertreib und Zerſtreuung. Aber wie ſollte es anders thun? Die ganze Welt, deren Mitſpieler das Publikum ſelbſt iſt, bietet ja ein unendlich reicheres Drama dar, ein verwickelteres und auf deſſen Löſung und Wiederverwickelung man weit geſpannter ſeyn muß, als auf das, was man auf dem Theater ſchauen darf. Ein Aſſiſenproceß, der intereſſant iſt, zum Beiſpiel die La Ronciereſche Criminalſache, zieht ganz Europa mehr an, wie ein neues Schauſpiel es vermöchte. Was ſucht man im Theater anders, als die Gelegenheit, einige Augenblicke ſich die Zeit zu vertreiben? Dazu iſt aber die Oper, das Ballet, wie wir ſpäter zeigen werden, mehr angethan, als die ernſte Tragödie, als das ſinnige Luſtſpiel, bei dem doch ſelbſt gedacht und bisweilen ziemlich ſtark gedacht werden muß. Das Publikum entfernt ſich nicht bloß vom Theater, weil die Dichter ſchlechter und die Schauſpieler weniger bedeutend ſind, ſondern dieſe nehmen eben ſo ſehr ab, weil das Publikum ſein Intereſſe abzieht und anderen Gegenſtänden für den Augenblick zugewandt hat. Die Wechſelwirkung dieſer Potenzen aber iſt wieder durch die Zeit bedingt, die in ihrer Nacktheit und Bewegung ſelbſt das größte Schauſpiel iſt, das alle anderen verdrängt.

Was hier behauptet worden iſt, zeigt ſeine Wahrheit darin, daß es bei allen bedeutenden und namhaften Nationen in gleicher Weiſe der Fall iſt. Wie verſtehen die Engländer ihren Shakeſpeare, in ſo fern er ſich eben für die Aufführung eignet? Während alle Tage neue Ausgaben und Abdrücke deſſelben Lieblingsdichters erſcheinen, iſt man auf dem Theater mit der Cibberſchen geiſtloſen Bearbeitung dieſes großen Genius zufrieden, und es erhebt ſich auch keine Stimme, um den Dichter in ſeiner Reinheit wiederherzuſtellen. Schlechte Schauſpiele, die, je mehr ſie äußeren Prunk haben, deſto mehr gefallen, wechſeln mit Pantomimen und Darſtellungen, die, der neueſten Zeit entnommen, blos dazu berechnet ſind, eine rohe Neugierde zu befriedigen. Die Schauſpieler ſelbſt müſſen nun den Geiſt, der aus dieſen Anforderungen entſpringt, in ſich aufnehmen, und das höhere und gebildetere Publikum beſucht ſchon ſeit längerer Zeit weder Coventgarden noch Drurylane. Oder iſt die ſchlechte Romantik der neuern Franzoſen etwa eine Bereicherung, die Corneille und Racine verdrängen könnte? Haben Talma und die Mars Nachfolger, oder ſind nur ſolche da, die die Hoffnung geben, ſie einſt zu erſetzen? Und doch machen noch einigermaaßen die Franzoſen durch ſelbſteigene Productionen eine Ausnahme von dem gänzlichen Verfalle der dramatiſchen Kunſt. Denn, daß in Deutſchland in allen Werkſtätten des ſchaffenden Geiſtes nichts Dramatiſches gearbeitet wird, daß man ſich mit ſchlechten Ueberſetzungen franzöſiſcher Vaudevilles begnügt, und ſtatt der Dichter mit elenden Schuhflickern zufrieden iſt, die in franzöſiſche Stoffe Berliniſche Gemeinheiten hineintragen, und ſie ſo zu beleben glauben, iſt doch zu bekannt, als daß man es zu beweiſen ſuchen müßte. Die Schauſpieler aber müſſen ſich auch bei uns nach den Dichtungen, die ihnen vorgelegt ſind, meſſen und zuſchneiden, und das Publikum, das theils empfangend, theils Impuls gebend erſcheint, ſchrumpft nach und nach, wie ein Magen zuſammen, dem alle Lebensmittel verſagt werden.

Wir können nicht in die Meinung einſtimmen, daß, wo die Kunſt zu Grunde gegangen ſey, ſie zu dieſem Verderben bloß durch die Künſtler geführt worden wäre. Die Kunſt geht unter, wenn der Geiſt der Zeit dieſelbe überſchritten hat, und Künſtler finden ſich jederzeit wieder ein, ſobald es ſich zeigt, daß Sinn und Gemüth für ihre Bildungen vorhanden ſind.

II.

Lieber Freund.

Was ich Ihnen allgemein und abſtract in meinem vorigen Briefe ausführte, ſoll nun beſtimmter und im Lebendigen an zweien Städten aufgewieſen werden, die natürlich, weil wir Deutſche ſind, die beiden Hauptſtädte Deutſchlands, Wien und Berlin ſeyn werden. Die Unterſchiede, die ſich hier hervorthun, werden Gelegenheit geben, auch die verſchiedenen Schickſale des Theaters in beiden Städten bemerklich zu machen, und daran die Wahrheit des im erſten Briefe Mitgetheilten aufzuweiſen.

Die Charakteriſtik Wiens verdient wohl unſere ganze Aufmerkſamkeit. Denn es giebt keine Stadt, die in der Regel falſcher verſtanden und beurtheilt wird, als gerade dieſe. Was neulich noch ein Franzoſe in gewohnter antithetiſcher Weiſe darüber geſagt hat, iſt ſo unrichtig, daß nur eine oberflächliche Betrachtung zu ſolchem Ergebniſſe führen kann. Wien iſt zu lange der Sitz des deutſchen Kaiſerreiches geweſen, als daß es leicht jene Erinnerung verlieren ſollte. In dieſer Stadt hat ſich in früheren Zeiten alle Bedeutung der Kunſt, des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, des Reichthums zuſammengehäuft, und iſt auch jetzt noch nicht ganz verſchwunden, nachdem eine andere Richtung in die Welt gekommen iſt, an der es keinen Theil nehmen konnte. Eine ſchöne und fruchtbare Gegend: ein poſitives durchgearbeitetes und tüchtiges Volksleben, das, ohne die Gemüthstiefe der Schwaben, und die Verſtandesglätte der Norddeutſchen zu beſitzen, dennoch an launigen und gutmüthigen Einfällen, an unverletzendem Witze reich und bedeutend iſt, bilden die natürliche und geiſtige Grundlage. Allerdings iſt der Zuſammenhang beider Seiten, der natürlichen und geiſtigen, nicht zu verkennen, und dieſes giebt eben das Vorwiegende des ſinnlichen Moments. Aber dieſes iſt nicht minder reich an ſittlichem Erz, an geiſtigem Gehalt, und man darf nicht mit einem abſprechenden Urtheil vortreten, und ſagen, daß in Wien nicht gedacht wird. In manchen Theilen der hiſtoriſchen Kunſt, in der Betrachtung der ſüdeuropäiſchen Literatur, in der aus dem Herzen kommenden Würdigung von Bildern und Kunſterzeugniſſen anderer Art, ja, wie wir ſpäter zeigen werden, auch in dem nicht eben ausgeſprochenen und dargelegten Gefühle für Poetiſches iſt Wien noch immer die Hauptſtadt von Deutſchland. Ueberall wo ein ſinnliches Moment mitwirkend iſt, wird es keiner einzigen Gegend unſeres Vaterlandes nachſtehen. Denn auf dieſe vorher beſchriebene Grundlage hat ſich eine reiche Geſchichte aufgeführt. Kaiſer von großer Bedeutung und ohne dieſelbe, Staatsmänner und Feldherrn, Gelehrte und Künſtler zählen nicht etwa nach den winzigen Thatſachen eines Jahrhunderts, ſondern nach einer andauernden Folge von Begebenheiten, die ſich in das begründete Mittelalter verlaufen. Prächtige Bauten und Kunſtſchätze, die nicht bloß dem Staate angehörig ſind, Paläſte von feſter Gründung, nicht aus luftigem Geſteine verfertigt, Edelſinn und daraus hervorgehender Anſtand, die Scheidung der Stände, die feſter iſt, als irgend anderswo, aber auch jedem ſeine eigenthümliche Sitte und Anſchauungsweiſe erhält, die patriarchaliſche und reflexionsloſe Liebe zum Kaiſer und ſeinem Hauſe, die aber dem gutmüthigen Witze ſeinen vollen Lauf läßt, das ſind die ſchönen und großen Vorzüge, die Wien darbietet. Freilich, will man, was nothwendig iſt, auch die Kehrſeite betrachten, ſo haben hier unter allen großen Städten die geiſtigen Richtungen des Jahrhunderts am wenigſten Anklang gefunden. Das Allgemeine iſt hier noch nicht eingezogen, und hat darum auch nicht zerſtörend wirken können; die Anſchauungen, ſelbſt die politiſchen beziehen ſich immer noch auf Geweſenes, und meſſen das Heutige noch nach den Grundlagen des Alten. Was andere Länder ergreift und belebt, kommt hierher ſchon als Hiſtoriſches abgekühlt, und die politiſche Theilnahme nimmt hier mehr das Weſen unſchuldiger Unterhaltung und bedeutungsloſer Neugierde an. Auch die Wiſſenſchaft in Beziehung auf die meiſten Fächer, die immer von dem Staatsleben angeregt wird, und mit ihm in Berührung ſteht, ſcheint veraltet, und wie die öſterreichiſchen Univerſitäten nicht zu den deutſchen gehören, ſo ſind auch die wiſſenſchaftliche Sprache, das wiſſenſchaftliche Bedürfniß ſo verſchieden, daß man ſich gar nicht mehr verſtändigen, viel weniger aber noch einigen kann.

Treten wir aber nun der gegenüberſtehenden und nebenbuhleriſchen Stadt, Berlin nämlich, näher. Hier iſt grade das Umgekehrte zu ſchauen. Ein dürrer und unfruchtbarer Sandboden, von dem man nicht begreifen kann, wie er auserwählt werden konnte, eine große Stadt zu tragen, ein Volkscharakter, der in dieſem Natürlichen und Urſprünglichen nicht allein gegründet iſt, ſondern ſich durch die Anziehung von Fremdem erhalten und bilden muß, machen die Baſis aus. Wie im alten Rom iſt hier eine colluvies gentium ſichtbar. Die bedeutendſten Stellen im Staate, an der Univerſität, ſind von deutſchen Ausländern beſetzt, und jeder, welchem deutſchen Stamme er auch angehören mag, findet hier eine tabula rasa, an der er nur Platz nehmen darf. Der Volkswitz, obgleich allerdings vorhanden, und nicht wegzuläugnen, hat gar keine poſitive Grundlage, und wird daher weniger gutmüthig und anziehend: er hat vielmehr, in Ermangelung alles Angebornen und Natürlichen, jene ſtachliche und verletzende Weiſe, die ihm mehr ein krankhaftes Anſehn giebt, und ihn daher auch auf die untere Klaſſe allein beſchränkt. Es können ſich deswegen auch Berliniſche komiſche Stücke weniger auf dem Theater erhalten, und die vorgeführten werden den innern Krankheitsſtoff ſchwerlich verbergen dürfen. Das Negative iſt eine ſchlechte Unterlage, um Dramatiſches daraus hervorzubringen. Dagegen iſt es für Anderes ganz vortrefflich und brauchbar. Die Kritik wird hier in ihrer ganzen Feinheit und Spitze geübt werden dürfen, und häufig ſogar, weil darunter das poetiſche Gefühl leidet, überläſtig erſcheinen. Bei der Betrachtung eines Kunſtwerks tritt in Berlin nämlich nie zuerſt der freizügige und ſich ganz hingebende Enthuſiasmus hervor, ſondern der Ausbruch deſſelben wird theils zurückgehalten, bis der Verſtand geſprochen hat, theils nach dieſem Urtheile ſelbſt modificirt. Die Reflexion waltet überall vor, beherrſcht die Gegenſtände, und bisweilen ſich ſelbſt, und indem ſie für eine gewiſſe Reinheit des Geſchmackes ſorgt, hemmt ſie den Lauf künſtleriſcher Erzeugniſſe, und wacht, daß Ueberfülle ſich niemals kund geben könne. Dagegen wird hier nun bei dieſem Mangel des Eingebornen, bei der Entbehrung alles Particularen, Individuellen und hiſtoriſch Eingewurzelten, wie für den Wind, ſo auch für das Allgemeine, der Boden günſtig ſeyn, und Alles, was in Europa ſich irgendwo geltend gemacht hat, ſeinen Einzug halten dürfen. Zwar iſt der Geiſt für dieſes Allgemeine nur reproductiv geſtimmt, aber er nimmt es doch auf, verdaut es auf ſeine Weiſe, und wird, wie wenig er es auch wiſſen mag, täglich ſelbſt dadurch verändert und umgeſtaltet. Allem Ausländiſchen, namentlich den Bewegungen des franzöſiſchen und engliſchen Lebens hingegeben, wird er auch immer in der nächſten und unläugbarſten Verbindung mit den Intereſſen der Zeit ſtehen, und dieſe werden es immer vermögen, ſich ſelbſt dem ſogenannten Inländiſchen zu ſubſtituiren.

Das Gemüth und Gefühl hat allerdings eine Heimath und ein Vaterland; es hat Berge, in denen es allein wohnen kann, Räume, mit denen allein es verbunden iſt. Der Verſtand aber, und dieſer iſt in Berlin allein vorherrſchend, holt ſich ſeinen Nahrungsſtoff von überall her zuſammen, wandert mit gleicher Liebe von Ort zu Ort, baut ſich überall eine Heimath, und wiegt das Allgemeine niemals nach angeborner und beſonderer Neigung. Wir haben breite Straßen ohne hiſtoriſche Paläſte, einen Adel, aber keine Cavaliere, Kunſtſchätze nur in den Königlichen Sammlungen, wir haben Erwartungen und Hoffnungen zu unſerem Vermögen, und wie die Stadt abentheuerlich zu Stande gekommen iſt, ſo iſt es unſre Armuth, unſer Degen und unſer Geiſt, die ſie ſchützen.

Wir wollen uns nunmehr, nach dieſen Charakteriſtiken, in die Schauſpielhäuſer beider Städte begeben. Zuerſt alſo in das Wiener Burgtheater. Das erſte zu Bemerkende wird ſeyn, daß es die Kaiſerliche Wohnung ſelbſt iſt, in der das Theater ſich befindet. Das Zweite iſt, daß, welches Stück man auch geben mag, das Haus ſtets voll oder beſetzt gefunden wird. In den immer abonnirten und gar nicht leicht zu kaufenden Logen iſt ein Publikum, das niemals wechſelt: der hohe Adel, die Geſandten oder die gebildetern Stände überhaupt wohnen von denſelben Plätzen aus den Darſtellungen bei. Es gehört nicht bloß zum Vergnügen und zum guten Geſchmacke, ſondern zum Anſtande, einen feſten Sitz im Theater zu haben. Das bewegliche Moment des Publikums iſt deswegen geringer, und man weiß in der Regel, vor wem man ſpielt. Dadurch iſt aber für das Theater ſelbſt eine Seite der Stetigkeit gewonnen, die äußerſt wichtig und bedeutſam zu nennen iſt. Denn wenn auch die Deſertion des Publikums in der Regel erſt in Folge der Zeit und Theaterverhältniſſe eintritt, ſo iſt doch der Umſtand, ein immer feſtes Publikum vorweg zu haben, die erſte Lebensbedingung eines Theaters. Daran knüpft ſich immer eine gute Sitte, ein gewiſſer Anſtand, der auf die Schauſpieler zurückwirkt, und ihnen, da ſie im Bewußtſeyn ihres Publikums ſind, ein Zuſammenhalten und eine Art und Weiſe vorſchreibt, wie man demſelben gefallen könne. Wir wollen nun nicht ſagen, daß dieſes Publikum gerade aus großen Kritikern zuſammengeſetzt ſei, und es iſt weit beſſer, daß es ſich ſo nicht verhält: wohl aber beſteht es aus ſolchen, die aus Theatergewohnheit auch eine Theatereinſicht haben, die das Schöne fühlen und verſtehen, ohne es grade beſchreiben und herausſagen zu können; die Schauſpieler andrerſeits, durch das Publikum geſetzt und erhalten, gewinnen in dieſem Verhältniß auch an Feinheit, an Weiſe, ſich zu benehmen, und ſo ſind es denn die Converſationsſtücke überhaupt, in denen in Wien geglänzt wird. Man ſieht es den Schauſpielern, die ſich hier bewegen, an, daß ſie die Welt kennen, die Unterhaltungen ſind nicht gemacht, ſondern wirklich, und jeder aus dem Publikum könnte an ſo gebildeter Art Theil nehmen und ſich in derſelben gefallen. Hieraus läßt ſich nicht etwa auf die Größe und Bedeutung der Schauſpieler ſchließen. Es iſt mir oft vorgekommen, daß ein Schauſpieler, der mir in Wien recht ſehr gefallen hatte, mir an einem andern Orte mißfiel und unbedeutend erſchien, denn von ſeinem Boden und Zuſammenhange losgeriſſen, war er wieder er ſelbſt, und konnte unter andern Umgebungen keinen Platz und keine richtige Stelle gewinnen. Das Schauſpiel iſt daher in Wien nicht ſowohl ideal, als vielmehr canoniſch. Der Anſtand und die Sitte, die von dem Publikum zum Schauſpieler, und vom Schauſpieler zum Publikum geht, iſt erhaltend und rettend, nicht befruchtend und weiterbringend. Die Tragödie wird im Ganzen vernachläſſigt, und erſcheint weniger auf dem Repertoire. Auch in anderen Stücken iſt man gerade nicht reich an Abwechſelung, und man zieht in der Regel das Alte dem Neuen vor. Dabei machen religiöſe Scrupel, und politiſche Bedenklichkeiten allerlei Hemmungen. Aber alte Ifflandiſche und Kotzebueſche Stücke, die man anderswo nicht ertragen könnte, ſieht man hier nicht bloß mit Geduld, ſondern mit Freude an, und ich habe oft in Wien einen ſechſten Act zu den fünf geſpielten herbeiwünſchend nicht begreifen können, welches Vergnügen ich an ſo abgetragenem Inhalte haben dürfte. Aber die Harmonie der verſchiedenen Seiten, des Publikums, der Schauſpieler und der Stücke ſelbſt, bieten einen Erſatz für alle Mängel, die der abſtracte Verſtand, der nie das Ganze betrachtet, herausfinden könnte, und weil das Ganze hier eben iſt, an anderen Orten aber nicht iſt, ſo darf man von Wien ſagen, daß es bei allem Verfalle des Theaters überhaupt, noch ein Ueberbleibſel der alten Zeit in dem ſeinigen beſitze.

Wenden wir uns aber nun zum Berliniſchen Schauſpiel. Hier dürfte man zunächſt von der Bildung und Feinheit des Geſchmackes, von der Uebung der Reflexion nach allen Seiten hin etwas ganz Vorzügliches erwarten. Es fehlt auch dem Theater gar nicht an großen und bedeutenden Talenten, ja der fruchtbarſte Dichter der heutigen Zeit hat ſeinen Wohnſitz in Berlin, und arbeitet mit Emſigkeit, Fleiß und Ausdauer für das Schauſpiel. Trotz dem iſt Keinem der Verfall einen Augenblick zweifelhaft. Das Publikum iſt nicht feſt und beſtimmt, ſondern wechſelnd hingehend und ſich wieder wegbegebend, ſo wie andere zufällige Attractionspunkte ſich blicken laſſen. Es iſt ein Nomadenpublikum, und das Theater wird dadurch ſelbſt zu einem nomadiſchen. Kein feſter Geſichtspunkt läßt ſich hier für den Schauſpieler faſſen; es giebt keine feſte Regel, die von der Unterlage jedes Theaters, dem Publikum, zu entnehmen iſt: die Zufälligkeit der Komik, ſo wie des tragiſchen Agirens, iſt jetzt nicht bloß möglich, ſondern ſie iſt dadurch als geſetzt zu betrachten. Man gehe in Berlin in ein Trauerſpiel, und ſehe den leeren erſten Rang, die ſporadiſch beſetzten Plätze, die geringe Theilnahme, welche die höheren Stände daran nehmen, und man berechne den Eindruck, den dadurch die Schauſpieler erhalten, wie allmählig der beſte Sinn, die glühendſte Empfänglichkeit von dieſer Apathie ausgehöhlt werden muß, und ſich, ſelbſt nicht wiſſend wie, auf einem anderen Wege befindet, als der iſt, welcher urſprünglich betreten wurde. Der Mangel des Geſetzes und der Leitung, welcher den Schauſpieler demoraliſirt, wirkt alsdann nachtheilig auf das Publikum zurück, und nachdem daſſelbe ſich jetzt faſt zwanzig Jahre verlaufen hat, kann es weder den alten Tact und Geſchmack beſitzen, den es ehemals hatte, und die Zügel der Bühne entfallen ſeinen unkräftigen Händen. Das Geſchäft der Dichter bei ſolchem Zuſtande iſt alsdann mehr das, für Hervorbringungen, als für das Wie dieſer Productionen zu ſorgen. Ein entſetzlicher Hunger nach Neuigkeiten, ohne beſtändiges Verbleiben bei dem einmal Auserwählten, und als gut Erkannten, ein anarchiſcher Ton, der übergroßes Lob und Herabſetzung in gleichem Maaße erſchallen läßt, ſind nur natürliche Folgen dieſes Zuſtandes überhaupt. Dazu tritt nun, um bei uns der deutſchen Bühne den letzten Gnadenſtoß zu verſetzen, das ſich allmählig Befeſtigen des franzöſiſchen Theaters, im Vaudeville, in der Poſſe und im Luſtſpiel. Die canoniſche Weiſe, welche franzöſiſche Schauſpieler, ja ſogar die ſchlechten beſitzen, eine Rolle, die, ſo zu ſagen, einmal creirt iſt, zu ſpielen, die größere Beſtimmtheit, mit welcher ſich Franzoſen in ihren eigenthümlichen und ihnen anpaſſenden Stücken bewegen, und die zu einer Zeit, wo die Ueberſetzungen der franzöſiſchen Vaudevilles den Nahrungsſtoff der deutſchen Bühnen ausmachen, einen gewaltigen Abſtand gegen alle Bemühungen auch originellerer deutſcher Schauſpieler bilden müſſen, zieht allmählig einen immer größeren Theil des Publikums an, wobei die Luſt, bei dieſer Gelegenheit franzöſiſch zu lernen, das Ihrige hinzuthut. Ich bin, lieber Freund, nicht ſo wenig kosmopolitiſch, und auch kein ſo gewaltiger Eiferer für die Reinheit der deutſchen Sache, daß mich die Anweſenheit des franzöſiſchen Theaters ſollte verletzen dürfen. Aber ein Schilderer der Verhältniſſe, kein Lober oder Tadler, mußte ich doch ein ſo bedeutendes Moment in der Abnahme der heimiſchen Bühne nicht ohne Erwägung laſſen, und es bleibt ein vaterländiſcher Seufzer geſtattet, wo Hülfe und thätiges Eingreifen ohne Erfolg wären.

Alſo iſt die Wiener, alſo die Berliner Bühne beſchaffen. Manches hätte noch hinzugefügt werden können, und Ihre Einſicht wird die feineren Pinſelſtriche dazu malen. Aber was noch nicht geſagt wurde, werden wohl die Gründe ſein, die dieſe Zuſtände hervorrufen. Berlin als eine neue, der Bewegung der Zeit angehörige Stadt, als eine ſolche, die alle Allgemeinheiten, wo ſie auch entſtehen mögen, zuläßt und reproducirt, iſt weſentlich dadurch dem künſtleriſchen Boden entwachſen; die Schickſale der Zeit haben in ihr die Geſchicke der Kunſt verdrängt, und dieſe findet nur noch als Zeitvertreib, als nebenbeigehender Zierrath ihren Platz; das Gemüth iſt wo anders hingewendet, und der ſtaatliche Sinn hat ſich an die bedeutungsvolle Stelle geſetzt, welche ehemals die Kunſt einnahm. Wien iſt dagegen noch eine alte Stadt. Sie hat ihre alte Neigung, ihre ehemaligen Richtungen nicht verloren. Was im achtzehnten Jahrhunderte rührte und ergötzte, rührt und ergötzt noch heute. Die Sitte und daher auch die Stücke der Vorfahren, ihre Intereſſen und Gedanken leben noch in friſchbewahrtem Grün, als wären ſie der Heutigkeit angehörig. Alles, was in Berlin eine Kriſis, einen Einſchnitt und das unangenehme Getreibe der Reflexion hervorruft, hat ſich in dieſer Heftigkeit in Wien niemals berührt, und der Damm, der vor den Neuerungen ſchützt, iſt auch derſelbige, welcher das Theater noch in gewiſſer Weiſe erhält. So bewährt ſich alſo an den beiden größten und bedeutendſten Städten Deutſchlands, was in meinem vorigen Briefe als aus der Natur der Sache hervortretend angegeben wurde.

In meinem folgenden und letzten Briefe werde ich es verſuchen, auch einiger äußerer Gründe Erwähnung zu thun, die dem Theater ſchädlich geweſen ſind, nachdem jetzt die inneren ſowohl im Allgemeinen, als im Beſonderen erledigt wurden.

III.

Lieber Freund.

Zu den äußerlichen Gründen, welche das recitirende Schauſpiel herabgebracht haben, gehört vornehmlich ein ſehr bekannter, der materielle, nicht der innerliche Aufſchwung, den die Oper und das Ballet in unſeren Tagen nahmen. Dieſes Emporkommen des muſikaliſchen und pantomimiſchen Moments hat ſelber wieder ſeinen Urſprung in dem Verſchwinden alles wahren und ſubſtantiellen Kunſtſinns und in dem ſich Hervorſtellen des Schauſpiels als Zeitvertreib und äußerliches Vergnügen. Denn wie auch die Muſik unter den Künſten zu verehren iſt, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß da, wo ſie allein geachtet und verfolgt wird, dies nur auf Koſten aller Poeſie und ſogar der Empfindungsweiſe für dieſelbe geſchehen könne. Die Töne haben es zunächſt mit der Sinnlichkeit, der dichteriſche Stoff aber mit Gedanken, und mit der Anſtrengung des Denkens zu thun. Darum wird überall, wo die Kunſt ſinkt, ſie nicht gleich in die unterſte Tiefe fallen, ſondern eine Zeit lang noch auf einer Mittelſtufe ſtehen bleiben. Die Muſik wird an die Stelle der Dichtung treten, und der Ohrenſchmaus den Seelenſchmaus verdrängen. Betrachten wir zum Beiſpiel die Arten und Gattungen der Muſik, wie ſie hauptſächlich heut zu Tage geliebt werden, ſo iſt es ja nicht die ſchwere, ſubſtantielle und beinahe gedankenreiche, die ſich an den meiſten Orten eines Beifalls zu erfreuen hat, ſondern die leichte, frivole und melodiſche. Denn es iſt die Forderung zugleich mit beigegeben, es dürfe ſich an den Ton keine längere Betrachtung ſeines Werthes knüpfen, als der Schall überhaupt mit ſich bringt, und man will, wenn man ſich aus dem Denken in die Muſik begiebt, nicht aus der Muſik in das Denken zurückfallen. Die italieniſch-ſubjective Weiſe, wie ſie heute vorherrſchend iſt, verzichtet ſogar in den Opern auf allen dramatiſchen Inhalt, den ſie ſelbſt nicht muſikaliſch zu ſtellen ſucht, ſondern nur als eine Gelegenheit anſieht, ihren Arien, die wiederum nicht für ſich, ſondern für eine Sängerin geſchrieben ſind, anzubringen. Von dieſer Muſik, die ohnehin mit der Balletmuſik in naher Verwandtſchaft ſteht, iſt nur ein Schritt zu der Wichtigkeit, die das Ballet ſelbſt annimmt. Hier iſt die Sinnlichkeit nicht mehr verſteckt, ſondern offenbar, und gerade das ſinnliche ſich Hervorthun wird als der Gipfel der Tanzkunſt betrachtet. Wir haben dies deutlich bei dem Auftreten der Demoiſelle Taglioni in Berlin ſehen können. Dieſe einzige Künſtlerin hatte den Tanz auf ſeine reinen Dimenſionen zurückgeführt; plaſtiſch und maleriſch war jede Bewegung, und ſo wenig bei der Anſchauung eines Bildes oder einer Statue die ſinnliche Neigung gefördert werden kann, ſo ſehr wies ſie durch Anſtand und Würde, und durch einen allgemeinen Sinn, den ſie in jedem beſonderſten Pas feſtzuhalten ſuchte, alle Bewegung nach dieſer Seite zurück. Aber das Publikum konnte ſich in den Tanz, von der Manier aus angeſehen, nicht ganz finden, und es war ihm dabei zu Muthe, als wenn man ihm Hochtrabendes und Gelehrtes geben wollte, da es doch nur Gewöhnliches und ihm Anpaſſendes erwartet hatte. Es findet ſich dabei bewährt, daß, wenn man etwas will, man es nur in ſeiner eigenen Form und Geſtalt, nicht in einer erhabenern und geiſtigen faſſen möchte.

Iſt aber durch die Uebermacht der Oper und des Ballets das recitirende Schauſpiel zurückgedrängt worden, ſo liegt ein anderes Verderben für daſſelbe darin, daß man auch perſönlich dieſe Gattungen verbindet, und Schauſpieler zugleich in der Oper und im Ballet auftreten läßt. In allen Fächern kann Vielſeitigkeit geſtattet werden. Conring war in vielen Facultäten bedeutend, nicht minder der einzige Leibnitz. Nur da iſt Vielſeitigkeit immer ein Schädliches, wo es auf Leiſtungen mit Hülfe der eigenſten Individualität ankommt. Ein Schauſpieler, der auch ein Sänger, und nebenbei ein Tänzer iſt, wird ſeine Individualität für eines dieſer Fächer auszubilden vermögen, und wenn es im Ganzen nützlich ſeyn dürfte, daß dieſe Talente als zufällig ſich vorfindendes Ornament anderweitiger Vorzüglichkeit anzutreffen wären, ſo wird, wenn der Ton auf jedes gelegt wird, ſchon in der Miſchung das Hervorſtechende der einzelnen Seiten ſich aufgeben müſſen. Das Wiener Burgtheater kann auf größere Vorzüglichkeit ſchon deshalb Anſpruch machen, weil ſeine Mitglieder nur der Gattung des recitirenden Schauſpiels angehören, und die ſtrenge Scheidung, die in Frankreich ſelbſt zwiſchen tragiſchen und komiſchen Schauſpielern ſtatt findet, hat der gute Geſchmack niemals anzuklagen gehabt, obgleich hier im Intereſſe der Wahrheit und der zu erlernenden Nüancirung derſelben, ein Theilnehmen an Luſt- und Trauerſpiel eher wünſchenswerth als wegweiſbar erſcheint.

Noch ein äußerer Grund des Verfalles des heutigen Theaters bleibt uns zu erörtern übrig, obgleich derſelbe bei Weitem nicht in allen Städten ſich vorfindet. Dies iſt, daß Schauſpieler genöthigt werden, an mehreren Orten zu ſpielen. So agiren die Berliner Schauſpieler zum Beiſpiel zugleich in Charlottenburg und in Potsdam. Man mag ſo etwas im erſten Augenblicke für gleichgültig halten: aber in der That iſt es nicht ſo. Denn das Gebundenſein an irgend einen Raum giebt auch von ſelbſt das Beherrſchen deſſelben; das ſich Identificiren mit dem Platze, auf welchem man iſt, ertheilt erſt die wahre Individualität. Das Theater, das wir oben ſchon als nomadiſch bezeichnen mußten, bewährt dieſen ſeinen Charakter hier auch äußerlich. Dann iſt es aber, wenn an mehreren Orten zugleich geſpielt werden ſoll, auch nöthig, ein ungeheures Perſonal zu beſorgen. Die Größe deſſelben ſetzt nothwendig auch die Mittelmäßigkeit der Meiſten voraus, und ſo führt ein ziemlich unbedeutend ſcheinender Umſtand auf geheimen Wegen zum Verderben. Würden Sie, lieber Freund, mich nun ſchließlich befragen, nachdem ich Ihnen Inneres und Aeußeres vorgeführt, was zum Verderben des Theaters beiträgt, ob der geſchilderte Zuſtand ein definitiver iſt, ſo brauchte ich mich nur auf das zu berufen, was ich über die Kunſt überhaupt denke und geſagt habe. Die Kunſt, und das Theater gehört dazu, iſt ein Abſolutes, wie die Religion und die Wiſſenſchaft. Es kann Zeiten geben, in denen die eine dieſer Seiten gegen die andere zurückſteht; aber vollkommen untergehen kann ſie nicht. Gerade, wenn ſie recht gefallen zu ſein ſcheint, erhebt ſich die Rettung in ihr ſelbſt, und die veränderte Richtung der Zeit treibt dann wieder hervor, was eine verſchiedene genommen hatte. Wenn die Bewegungen, die heut zu Tage den Staat gründen, vorüber ſein werden, wird ſich aus ruhigen Zuſtänden ein Drama und ſeine Aufführung entwickeln.

Einige Briefe Goethe's

an Varnhagen von Enſe.

1.

Zu einer Zeit, da ich im Begriff ſtehe, mir und Andern von meinem Leben und meinen Werken Rechenſchaft zu geben, konnte mir wohl nichts erwünſchter ſein als zu vernehmen, wie ſo bedeutende Perſonen, als jene Correſpondenten ſind, aus deren Briefen Sie mir gefällig Auszüge mittheilen, über mich und meine Produktionen denken. Dieſe beiden Wohlwollenden machen ein recht intereſſantes Paar, indem ſie theils übereinſtimmen, theils differiren. G. (Rahel) iſt eine merkwürdige, auffaſſende, vereinende, nachhelfende, ſupplirende Natur, wogegen E. (Varnhagen) zu den ſondernden, ſuchenden, trennenden und urtheilenden gehört. Jene urtheilt eigentlich nicht, ſie *hat* den Gegenſtand, und inſofern ſie ihn nicht beſitzt, geht er ſie nichts an. Dieſer aber möchte durch Betrachten, Scheiden, Ordnen, der Sache und ihrem Werthe erſt beikommen, und ſich von Allem Rechenſchaft geben. Merkwürdig iſt es mir, daß zuletzt E. mehr an G. herangezogen wird, eine Wirkung, welche dieſe letztere Natur nothwendig gegen denjenigen ausüben muß, der ſie liebt und ſchätzt.

Doch was ſage ich das Ihnen, der Sie die Perſonen, ihre Verhältniſſe und den ganzen Briefwechſel kennen, dagegen ich mir hiervon nur ein unvollkommnes Bild aus den Bruchſtücken zuſammenbauen muß.

So ſehr ich übrigens von dem Wohlwollen dieſer Perſonen und von der Theilnahme an mir gerührt bin; ſo wünſchte ich doch, wo nicht die ganze Correſpondenz, doch größere Auszüge daraus zu ſehen, theils um mir ein deutlicheres Bild von den Individualitäten zu machen, und das allzu Schroffe dieſer Fragmente hie und da mehr an's Leben geknüpft zu ſehen, theils auch über Mitlebende und kürzlich Abgeſchiedene ihre Geſinnungen zu vernehmen, wie mir die Stellen über Jean Paul, Heinſe, Johannes Müller, ſehr merkwürdig geweſen ſind. Vielleicht können Sie in der Folge mir noch eins und das andere mittheilen.

Was den Druck betrifft, ſo laſſen Sie mich darüber noch denken. Es ſind ſo wenige Bogen, daß ſie auf eine eigene Art gedruckt werden müßten, wenn ſie ein Heftchen machen ſollten. Irgendwo in einer Sammlung ſtänden ſie wohl am ſchicklichſten, aber freilich, in welcher? Doch das eben wäre zu bedenken. Ich verwahre das Manuſkript ſorgfältig, und wenn es nicht gedruckt würde, erhalten Sie es wieder. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen bei meinem nächſtkommenden Aufenthalte in Karlsbad zu begegnen, und für das mir geſchenkte Vertrauen aufrichtig zu danken.

Mich Ihrem gewogenen Andenken beſtens empfehlend

Weimar, den 10. December 1811. Goethe.

2.

Ew. Hochwohlgeboren

wünſche durch eiligen vorläufigen Dank für die mir überſendeten Gedichte, von denen ich mir viel Freude verſpreche, ſo wie durch endliche Zurückſendung der nur zu lang bei mir verwahrten Papiere zu überzeugen, daß Ihre freundlichen Mittheilungen mir ſtets höchlich willkommen ſind.

Jener Darſtellung eines wirklichen einzigen Feldzuges verdanke ich ſehr viel Unterhaltung und Belehrung. Es iſt höchſt verdienſtlich, ſo ganz friſche Thaten, Ereigniſſe und Geſinnungen aufzuzeichnen, damit das Wunderbarſte recht lebendig der Nachwelt erhalten werde.

Die deutſchen Erzählungen haben einen beſonderen, ernſtangenehmen Charakter, den ich mich näher zu bezeichnen kaum getraue.

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mich auf das Angelegentlichſte zu empfehlen. Ich hoffe, es ſoll mir denn doch zuletzt gelingen, das werthe Paar, das mir ſeit ſo vielen Jahren mit herzlichem Antheil unſichtbar zur Seite ging, zuſammen zu ſehen, um meinen Dank für ſo vielfache Aufmerkſamkeit einigermaßen abzutragen. Unter den aufrichtigſten Wünſchen für Ihr dauerndes Wohl empfehl ich mich Ihrem freundlichen Andenken

Weimar, den 21. März 1816. gehorſamſt
Goethe.

3.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch die überſendete Zeitſchrift *) auf's neue verpflichtet. Es iſt auf jeden Fall merkwürdig zu ſehen, wie ſo nach und nach die Wirkungen eines langen Lebens durch die Welt ſchleichen, auch da und dort, nach Umſtänden, Einfluß gewinnen. Ich mußte lächeln, als ich mich in einem ſo fernen und überdies republikaniſchen Spiegel zu beſchauen hatte.

Uebrigens macht dieſer Aufſatz auf Jedermann eine gute Wirkung; ſoviel Verſtand und Einſicht, verbunden mit einem jugendlichwohlwollenden Genuß an dem Dichtwerke, erregt eine gewiſſe theilnehmende, anmuthige Empfindung. Selbſt die Lücken, wo ihm beſondere Kenntniß abging, wußte er freundlich auszufüllen, und überhaupt das Ganze mit Euphemiſmus abzurunden.

Meine Schwiegertochter empfiehlt ſich zum allerſchönſten. Eine Colonie junger Engländer, Schotten und Irländer, die ſich hier in einer gewiſſen Folgenreihe perpetuirt, veranlaßt unſere Frauenzimmer engliſche Sprache und Litteratur zu kultiviren, und es iſt nicht zu läugnen, daß daraus eine geiſtreiche, intereſſante Unterhaltung entſteht. Sie grüßt zum beſten, nur will ſie die Engländer nicht ſo gar engherzig finden.

Das nordamerikaniſche Heft ſende nächſtens zurück; Sie

---

*) The North-American Review. No. 45. Boston. 1824.

werden ſelbſt am beſten beurtheilen, welch ein ſchicklicher Gebrauch davon gelegentlich zu machen ſei.

Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Corfu errichtet; nehmen Sie jenes früher citirte Familienblatt geneigt auf, und bewahren es mir zum Andenken. Dem Hiſtoriker iſt es gewiß intereſſant, daß er, durch zwei Generationen vermittelt, über ein Jahrhundert perſönlich zurückgreift; die Statue iſt 1716. geſetzt, und mein Vater brachte das Blatt etwa zwanzig Jahre ſpäter mit zurück.

Ihrer Frau Gemahlin empfehle mich zum beſten. An ihrem frühſten Wohlwollen und einer ununterbrochenen, auf mich einflußreichen Theilnahme erfreu' ich mich ſchon viele Jahre. Eine ſolche Dauer der Geſinnung iſt doch eigentlich das Kräftigſte, das an irgend etwas Beſtehendes glauben läßt.

Der Unfall unſeres Theaters hat Sie gewiß auch um meinetwillen betrübt; ein größeres Unglück haben Sie freilich überſtanden; glücklicherweiſe beſind' ich mich wohl, und hoffe durch die Folgen dieſes Ereigniſſes nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Was zu Gunſten einer neuen Ausgabe in Frankfurt verhandelt wird, iſt meinen Freunden gewiß erfreulich. Ich darf hoffen, daß ihre Theilnahme ſich bei dieſer Gelegenheit zum ſchönſten hervorthun wird. Meine Sorge iſt nur, daß ich in meinen ſpäten Jahren das Geſchäft dergeſtalt einleite, um in der Folge, ohne Sorge, daraus abſcheiden zu können. An Fleiß und Aufmerkſamkeit hat es bisher nicht gefehlt; über die weiteren Fortſchritte das Nähere, ſobald etwas Entſchiedenes zu melden iſt.

Nachſicht! Antheil! Wohlwollen!

Weimar, den 3. April 1825. treulichſt

Goethe.

4.

(An Hegel und Varnhagen.)

Das an mich, hochverehrte Herren, unterm 6. März freundlichſt erlaſſene Schreiben hat mich zu bedeutenden Erinnerungen veranlaßt. Es ſind ſo eben drei und vierzig Jahre, daß mich

Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, und es muß mich höchlich freuen, daß in dieſer langen Zeit das Zutrauen meiner Landsleute ſich nicht vermindert hat, ſondern daß mir vielmehr von einer Geſellſchaft der Würdigſten die Ehre erzeigt wird, mich zu friſcher vereinter Thätigkeit aufzufordern. Ich erkenne mit beſonderm Dank, wenn Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen und mich auch öffentlich als einen ſolchen nennen wollen; ich thue dieſes deſto unbedenklicher, als Dieſelben in dem Mitgefühl meiner gegenwärtigen Zuſtände nur eine gelegentliche Theilnahme zu erwarten ſcheinen.

Laſſen Sie mich daher Ihren Arbeiten eine Zeit lang zuſehen, damit ich Ihre Zwecke, Abſichten, Geſinnungen, die mir im Allgemeinen gar wohl bekannt ſind, auch im Einzelnen kennen lerne, und dadurch veranlaßt werde, von demjenigen, was mir am meiſten anliegt, den Umſtänden gemäß etwas Würdiges mitzutheilen.

Entrichten Sie meinen verpflichteten Dank der ganzen Geſellſchaft und bleiben in jedem Falle meiner ſtillen oder ausdrücklich auszuſprechenden Theilnahme gewiß.

Verehrend wie vertrauend,
das Beſte wünſchend, unwandelbar
Weimar, den 15. März 1827. J. W. v. Goethe.

5.

Indem ich Gegenwärtiges zu ſiegeln im Begriff bin, finde ich mich noch glücklicherweiſe in dem Falle, Ew. Hochwohlgeboren etwas wahrhaft Angenehmes zu melden. Ich hatte nämlich die Ehre, Ihro Kaiſerlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin aufzuwarten und von Höchſtdenenſelben einen entſchiedenen, Ihren neueſten biographiſchen Arbeiten gegönnten Beifall auf das freundlichſte zu vernehmen. Nichts wäre mir erwünſchter geweſen, als wenn Sie ſelbſt unmittelbar und ausführlich von der reinſten Theilnahme, von einer wahrhaft genialen und gründlich humoriſtiſchen Würdigung Ihrer ſo ernſten als gelungenen Arbeiten ſich hätten überzeugen können.

Da ich mich niemals ermächtige, irgend ein Wort ſolcher höchſt ſchätzenswerthen Unterhaltungen auf irgend eine Weiſe verlauten zu laſſen, ſo erbat ich mir zur Gnade, gegen Ew. Hochwohlgeboren diesmal eine Ausnahme machen zu dürfen, welches ich denn hierdurch zu thun nicht verfehle. Sie überzeugen ſich, daß es mir das größte Vergnügen macht, meine älteſten, geprüfteſten Freunde auch von einer Dame geſchätzt zu wiſſen, welche jeden Stand zu erhöhen geeignet geweſen wäre, und ſelbſt auf dem höchſten noch perſönliche Bewunderung erregt. Ich ſpreche dies nicht weiter aus, ſo wenig als ich zu verſichern habe, daß ich in unwandelbarer Theilnahme, mir das Gleiche erbittend, verharre

Weimar, den 18. März 1827. gehorſamſt

J. W. v. Goethe.

Herrn Profeſſor Hegel haben Sie die Güte, ſchönſtens zu grüßen und mir vorläufig die Erlaubniß zu erbitten, in dieſen Tagen ihn mit einem beſcheidenen Geſuch um guten Rath anzugehen.

6.

Ew. Hochwohlgeboren

machen mir durch meine früheren Briefe an den trefflichen Wolf, von Ihrer eignen Hand geſchrieben, ein gar ſchönes Geſchenk. Dieſe Blätter, wenn man ſie auch nicht von beſonderer Bedeutung findet, geben doch Zeugniß von einem freien heitern Daſein und einem reinen wechſelſeitigen Vertrauen. Nehmen Sie dafür meinen ſchönſten Dank und zeichnen mich unter Ihre Schuldner.

Ueber die Berliner Jahrbücher hätte ich wohl gern ein Wort geſprochen. Ganz ohne Frage iſt es ein großes Verdienſt Ihrer Zeitſchrift, daß die Recenſenten ſich namentlich bekennen; beſonders iſt dieſes mir gar ſehr viel werth. Denn da ich der fortſchreitenden Litteratur in ihren Zweigen nicht durchaus folgen kann, ſo werden mir, kraft ſolcher Vermittlung, die bedeutenden Männer bekannt, die ſich jetzt in den verſchiedenſten Fächern hervorthun, und ſowohl durch eignes Verdienſt, als durch das Anſchließen an Ihren Kreis Aufmerkſamkeit erregen und Würdigung gewinnen.

Eine hiebei unvermeidliche Gefahr iſt jedoch nicht leicht abzulehnen, daß nämlich Einer und der Andere irgend etwas Falſches, zwar unter ſeinem Namen, aber doch in ſo guter und ſtattlicher Geſellſchaft vortragen, und ſo auch das Verfängliche und Schädliche ſich Zutrauen und Beiſtimmung gewinnen könne. Wenn z. E. Purkinje ganz unbewunden und zuverſichtlich ausſpricht: daß man die wahre dem Menſchen ſo nöthige Heautognoſie bei Hypochondriſten, Humoriſten, Heautontimorumenen lernen ſolle, ſo iſt dieſes eine ſo gefahrvolle Aeußerung, als nur irgend eine; denn nichts iſt bedenklicher, als die Schwäche zur Maxime zu erheben. Leidet doch die bildende Kunſt der Deutſchen ſeit dreißig Jahren an dem Hegen und Pflegen des Schwach- und Eigenſinns, und des daraus hervorgehenden Dünkels und einer dadurch bewirkten Unverbeſſerlichkeit. Vor ſolchen ſchmeichelhaften Irrthümern fürchte ich mich, weil ich ſchöne Talente daran untergehen ſehe. Aeußere ich dergleichen, ſo iſt dadurch Ihre Anſtalt nicht gemeint, ſondern namentlich der Recenſent. Verzeihen Sie das Geſagte, ich bin es dem ſchönen offenen Verhältniß zu Ihnen ſchuldig.

Wie glücklich aber habe ich Sie zu preiſen, daß Ihnen auf die Stimme Hegels und Humboldts dieſen Winter zu horchen vergönnt iſt! Die Weimariſchen Freunde, die in aller Stille ſo gern Schönes und Gutes aufnehmen, werden ſich hoffentlich auf irgend einem Wege auch Ihren Theil beſcheiden zueignen können.

Wiederholten Dank und die beſten Grüße der theuren Gefährtin Ihres Lebens.

Weimar, den 8. November 1827.

treu theilnehmend
J. W. v. Goethe.

7.

Ew. Hochwohlgeboren

haben nicht allein durch Ihre freundliche Gegenwart und angenehme Unterhaltung bei mir die freundlichſten Eindrücke zurückgelaſſen, ſondern das Andenken der theuern Reiſenden wird bei mir augenblicklich wieder hervorgerufen durch das unvergleichliche Kunſtwerk*), wodurch das Alte im Neuen, das gewichtige Antike im anmuthigſten Modernen ſo glänzend ausgedrückt iſt. Anſtatt aber hiedurch zu dankbarer Empfindung aufgeregt zu werden, bin ich erinnert, daß ich noch auf mehr als eine Weiſe in Ihrer Schuld ſei; um nun hievon wenigſtens einen Theil abzutragen, überſende das früher erwähnte herrnhuthiſche Gedicht, welches vielleicht für das Anmuthigſte gehalten werden kann, was aus der Religionsanſicht jenes merkwürdigen Mannes, deſſen Geſchichte Sie ſo viel Aufmerkſamkeit gewidmet, hervorgegangen. Möge uns Ihre deßhalb unternommene Arbeit bald zu Gunſten kommen.

Auf unſrer Frau Großherzogin Anfrage, womit ſich Ew. Hochwohlgeboren gegenwärtig beſchäftigen, konnte ich was Dieſelben mir vertraut, ſogleich erwiedern, und ich kann verſichern, daß nach jener Arbeit ein lebhaftes Verlangen alsbald erregt worden.

Hochachtungsvoll, verpflichtet,
Ew. Hochwohlgeboren — gehorſamſter Diener
Weimar, den 23. Sept. 1829. — J. W. v. Goethe.

8.

Vorliegende Sendung beſteht aus einem Faſcikel A. das Konzept der Aufſätze in ziemlicher Ordnung, wie ſolches im Jahre 1828 zu Stande gebracht, von vorn herein ziemlich ausgearbeitet und conſequent. Nach Fol. 14 fängt es an, ſchematiſch zu werden. Ausgeführt iſt noch ein Aufſatz über den botaniſchen Garten zu Prag und über die merkwürdige Brücke bei Karlsbad; die Arbeit ſtockt aber alsdann, unter guten Wünſchen und Vorſätzen. Sodann beſteht das Heft **B.** in einigen Bogen reiner Abſchrift. **C.** enthält einen Nachtrag, wie ich ſolchen ſo eben aus Böhmen erhalte, wodurch ſich das Ganze einigermaßen abrundet, und für denjenigen, der ſich mit kritiſchen Ueberſichten beſchäftigt, nicht ohne Werth ſein möchte.

---

*) Eine in Holz geſchnitzte Vaſe.

Sollte man es für nöthig finden, die drei Jahrgänge der Monatſchrift und das erſte Vierteljahr der Jahrbücher einzuſehen, ſo würde ſolche gern überſchicken.

Vielleicht wäre, in der jetzigen Epoche, ein freundliches Wort von Berlin her ausgleichend und wirkſam; denn die Geſellſchaft der Naturforſcher hat die Hoffnung, im Jahre 1831 ihre Zuſammenkunft in Prag, vielleicht gar in Wien zu feiern.

Zu vollſtändiger Ueberſicht hefte ein paar Briefe bei, die ich im Juni und Juli nach Prag ſchrieb, und mit dem übrigen wieder zurück erhielt. Auch dieſe beweiſen, daß ich mein altes Metier ruhig fortführe: „Mögliche Vermittelung zur unmöglichen Uebereinſtimmung der Erdenbewohner.“

Weimar, den 13. Februar 1830. unwandelbar

J. W. von Goethe.

9.

(Beilage zu No. 8.)

Die Monatſchrift des vaterländiſchen Muſeums von Prag las ich immer mit wahrhaftem Antheil; hievon zeugt ein Actenſtückchen, welches ich am Schluß des erſten Jahres zuſammendiktirt hatte; es enthält Auszüge aus den zwölf Heften zum Zweck einer Recenſion in den Berliner Jahrbüchern. Ich beging hiebei meinen alten Fehler, ich holte zu weit aus, meine darſtellenden Auszüge ſind zwar vollſtändig, aber nicht gedrängt genug, und ſo kam ich im erſten Beſtreben nicht zu Ende. Sodann, gleich hin- und hergeriſſen von tauſend Obliegenheiten, konnte ich nicht, wie ich gewünſcht hätte, ſeit langer Zeit wieder dran gehen, und ich muß jenes Faſcikel wirklich beilegen, um meinen in's Stocken gerathenen guten Willen zu bethätigen.

Hiebei iſt mir oft die Betrachtung vorübergegangen, wie ſchroff das ſo nah liegende Böhmen von dem übrigen benachbarten Deutſchland abgeſchloſſen iſt. Mein Wunſch war daher, die Zuſammenkunft der Naturforſcher möchte im Jahre 1829 in Prag gehalten werden, deßhalb mir denn die Krankheit des verehrten Freundes doppelt und dreifach ſchmerzlich ward.

Ich hielt es für wünſchenswerth und höchſt nöthig für das allgemeine Gute, daß einmal eine Maſſe nord- und weſtlicher gebildeter Deutſchen ſich überzeugte, was in Oſten vorzüglich iſt, wie und auf welche Art ſolches daſelbſt beſteht.

Ich getraute mir kaum zu ſagen, wie ſeltſam der proteſtantiſche Deutſche ſich Böhmen und die kaiſerlichen Erblande denkt. Jene ſind in ihren Preßfreiheits-Foderungen ſo leidenſchaftlich, daß ſie einen jeden für dumm halten, der nicht alles dumme Zeug leſen kann und darf. Als wenn das Leben im Leſen beſtände, und als wenn eine reine durchgreifende Thätigkeit nicht ohne die Quängeleien der durcheinander ſchwirrenden Zeitſchreiberei irgend nur denklich wäre.

Deſto angenehmer iſt mir die Unterhaltung mit verſtändigen Reiſenden, wie ſie mir ſeit kurzer Zeit mit zwei einſichtigen erfahrenen Männern geworden, welche die Fülle und den Werth der dortigen Zuſtände gründlich zu würdigen verſtanden.

Nach langem Zaudern und Zweifeln abgeſendet.

Weimar, den 29. Juni 1829. G.

10.

(Beilage zu No. 8.)

Die Zweifel, die mich abhielten, von meinen Arbeiten bezüglich auf die Monatſchrift des Muſeums zu ſprechen, verwandeln ſich nun, da das Aktenſtückchen abgegangen iſt, in Verlegenheit und Sorge. Hievon wünſcht' ich mich nun durch nachſtehenden Vorſchlag zu befreien. Würde nicht ein wackerer Mitarbeiter jener Zeitſchrift, dem der ganze bisherige Inhalt derſelben gegenwärtig und lebendig wäre, die Bemühung übernehmen und ſich zu einer Art von Redaktion und Ausfertigung deſſelben entſchließen? Es würde ihm nicht ſchwer werden, kapitelweiſe, da, wo ich zu weitläufig geworden, wieder zu kürzen, wo ich nur andeutete, ſoviel als nöthig auszuführen.

Wenn er nun endlich, mit leichter Behandlung, den Inhalt der Zeitſchrift bis auf die letzten Stücke mitzutheilen beliebte, ſo hätten wir auf Einmal das Wünſchenswertheſte zuſammen. Erhielt ich ſodann das Reſultat, freilich möglichſt fertig und abgeſchloſſen, ſo würde ich es gern noch einmal durchſuchen, und nach Berlin ſenden, wo ein freundlicher Empfang zu erwarten ſtände; der Zweck wäre erfüllt und ich von einer großen Gewiſſenslaſt befreit; denn ich läugne nicht, daß mir dieſes, ſchon ſehr weit gebrachte Vornehmen höchſt unbequem vor Augen lag.

Noch habe ſchließlich zu melden, daß ich meine Stellung gegen Geologie, Geognoſie und Oryktognoſie klar zu machen ſuche, weder polemiſch noch conciliatoriſch, ſondern poſitiv und individuell; das iſt das Klügſte, was wir in alten Tagen thun können. Die Wiſſenſchaften, mit denen wir uns beſchäftigen, rücken unverhältnißmäßig vor, manchmal gründlich, oft übereilt und modiſch, da dürfen wir denn nicht unmittelbar nachrücken, weil wir keine Zeit mehr haben, auf irgend eine Weiſe leichtſinnig in der Irre zu gehen; um aber nicht zu ſtocken und allzu weit zurück zu bleiben, ſind Prüfungen unſrer Zuſtände nothwendig. Komm' ich mit meinem diesmaligen Unternehmen zu Stande, ſo theil' ich es meinem edlen Freunde mit, dem es, bei ſeiner ruhig geſetzten, ſinnig bedächtigen und durchaus folgerechten Lebens- und Studienweiſe, gewiß nicht unangenehm erſcheinen wird.

Treu angehörig und verpflichtet.

Weimar, den 8. Juli 1829. J. W. v. Goethe.

11.

Ew. Hochwohlgeboren

habe, nach langem Zögern, ſchuldig zu vermelden, daß mit dem Poſtwagen endlich das angekündigte Manuſkript abgegangen iſt.

Ob Sie noch die Redaktion gefällig übernehmen mögen, ob Sie es für Ihre Anſtalt nöthig und nützlich halten, muß Denenſelben völlig anheim geben.

Unſre werthen böhmiſchen Freunde haben in dem übrigen Deutſchland ſo wenig Theilnahme gefunden, daß ſie mit dem Jahre 1829 die Monatſchrift abſchließen und unter dem Titel: Jahrbücher des böhmiſchen Muſeums künftighin nur vierteljährig hervortreten wollen. Sie behaupten, die Buchführer Deutſchlands hätten ſich gleichſam verſchworen, aus mehr oder weniger gegründetem Haß gegen die öſterreichiſche Cenſur, alles, was aus den öſterreichiſchen Staaten an ſie geſchickt wird, ohne Unterſchied a priori als Krebſe zu behandeln. Was kann man dazu ſagen? als daß zu aller Mittheilung eine Reciprocität gefordert wird.

Da ich mich dieſen harten Winter ganz gut gehalten habe, wünſch' ich dies auch von meinen Freunden zu vernehmen; nicht weniger im Frühjahr, ob die, Ihrer liebenswürdigen Reiſegefährtin überſendeten Roſenzweige gleichfalls der übermäßigen Kälte Trotz geboten haben.

Leider verſetzt uns ſeit einiger Zeit das Befinden unſrer Frau Großherzogin Mutter in einige Sorge; doch wollen umſichtige tüchtige Aerzte uns von Tag zu Tag in friſcher Hoffnung erhalten.

Sagen Sie mir ein Wort, wenn das Packet ankommt, und unterrichten mich zugleich von dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin. Dem Ihrigen traut man immer das Beſte zu. Von mir darf ich noch hinzuſetzen, daß ich das Andenken meiner abweſenden geprüften Freunde feſthalte, und, wenn auch im Augenblick nicht in die Ferne wirkend, doch immer im Stillen fortarbeite, früher oder ſpäter denſelben Freude zu machen. Hieran ſchließt ſich der Wunſch, ob wir die Biographie des frommen Oberhirten einer ſo weitausgebreiteten Gemeinde wohl auch bald zu hoffen haben. Ich bin höchſt verlangend, Leben und Thätigkeit eines Mannes, der in meiner Jugend auf mich und meine Umgebung ſtark einwirkte, nun einmal im Ganzen, und in Bezug auf die allgemeine Weltgeſchichte, durch eine meiſterhafte Darſtellung zu überblicken.

Lange verzögert, endlich doch übereilt.

Immer treu unwandelbar
Weimar, den 13. Februar 1830. J. W. von Goethe.

12.

Ew. Hochwohlgeboren

empfangen den lebhafteſten Dank für die glückliche Art und Weiſe, wie Sie den ſtockenden Kahn vom Stapel laufen laſſen; es bedurfte einer ſo frei einſichtigen Reſolution, um dieſe Anfänge dem Untergange zu entziehn. Jene redlichen Beſtrebungen unſerer böhmiſchen Freunde werden auf ſolche Weiſe zu einiger Evidenz gebracht, und es wird doch wohl als ein löbliches Unternehmen betrachtet werden, Deutſche mit Deutſchen näher bekannt zu machen, da wir denn nicht unterlaſſen können, fremde Nationen anzuſprechen und von ihnen angeſprochen zu werden. Wollten Sie mir das Akten-Faſcikelchen zurückſchicken, ſo verwahre ich es unter meinen gränzenloſen Papiervorräthen, mit einer ſich ſelten realiſirenden Hoffnung, davon gelegentlich weiteren Gebrauch zu machen.

Herr von Henning ward, wie er meldet, durch traurige Familienverhältniſſe gehindert, Ihre werthe Sendung ſelbſt zu überbringen; es that mir ſehr leid, denn ich hätte wohl gewünſcht, durch ſo geiſtreiche Augen einmal wieder in das liebe intereſſante Berlin hineinzublicken.

Laſſen Sie ſich, wie bisher, die Angelegenheit, der ich mein Leben gewidmet habe, beſtens empfohlen ſein. Ich muß mit Rührung anerkennen, wie ſeit ſo vielen Jahren Sie und Ihre theure Lebensgenoſſin, mit mir einſtimmig, ſachte herangekommen ſind, ſo daß weder Zweifel noch Zweideutigkeit zwiſchen uns obwalten können; ſondern jede Mittheilung nur als ein friſcher gleichgeſtimmter Anklang begrüßt wird.

Unſerer werthen vieljährigen Freundin, der Frau von Kalb, die beſten Grüße und Verſicherungen, daß ich unſrer früheren, wahrhaft freundſchaftlichen Verhältniſſe ſtets eingedenk bin. Die Verwirrung, welche der gute Jean Paul in die deutſchen Gemüther gebracht hat, konnte mich nie erreichen. Seine Briefe ſo wenig als ſeine Werke gelangten zu mir, und ſo kann man über das, was darin ſteht, in ſo fern es mich betrifft, ganz beruhigt ſein.

Allerdings hätte ich von Herrn von Henning mich auch für einen Augenblick gern in jene theologiſchen Unbilden verführen laſſen. In dieſem Punkte ſind wir Weimaraner überglücklich, indem wir in dem Lande Goſen des reinen rationellen Realismus, mit ungetrübter Gewiſſensruhe, verharren, und übrigens einen jeden nach Belieben und Fähigkeiten über Gott, Seele und Welt gerne mögen denken laſſen.

Herrn Miniſter von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbeſten; lehnt er auch ab, über dieſes oder jenes ſich öffentlich zu erklären, ſo bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn ſein Andenken, wie aller innigſten Freunde, iſt mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich ſo viele auf das liebenswürdigſte genoſſen, in die Erinnerung treten.

Eine Abſchrift der Stelle, auf Frau von Kalb bezüglich, will ich an Frau von Wolzogen ungeſäumt gelangen laſſen. Wir ſehen uns öfters, ſie hat ihren Wohnſitz in Jena.

Wenn ich Ihnen nun verſichern kann, daß Ihro Kaiſerliche Hoheit die Frau Großherzogin ſich fortwährend alles zu thun geneigt erweiſt, was mir in meinen Zuſtänden Freude machen kann, indem ſie die mir noch anvertrauten Geſchäfte, und was mich ſonſt berührt, auf die zarteſte und ſinnigſte Weiſe zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir geſtiftete Gute mich überleben ſolle, ſo wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiſte immer tiefer ſich einwurzeln. Auch ſind es keine leeren Worte, wenn ich verſichere, daß von Ihren früheren Schriften manchmal die Rede, und nach den zu hoffenden mit Verlangen gefragt werde.

So weit war ich gekommen, als eine zweite, ſo werthe Sendung bei mir einging, und ich habe Ew. Hochwohlg. nur vor allen Dingen zu erſuchen, des Herrn Staatsminiſters von Beyme Excellenz meinen verpflichteten Dank auszuſprechen: daß dieſelben mich von jener bedeutenden Eröffnung alſobald haben in Kenntniß ſetzen laſſen. Freilich konnte der mit jener Erinnerung verbundene Schmerz dadurch nur geſteigert werden, indem ich erfuhr: gerade da, als ich den unſchätzbaren Freund, nach einem ſtrebſamen, leidensvollen Leben, in ſeinem 46. Jahre ſcheiden ſah, eben in dieſem Augenblick ſei die größte Beruhigung für ſeine ſpätern Tage durch die Gunſt eines großen Monarchen vorbereitet geweſen. Wie vielen andern Verdienten iſt nicht zeither eine ſolche Beihülfe zu gute gekommen!

Gäbe es bei dieſer Gelegenheit Veranlaſſung, ferner meinen aufrichtigſten Dank recht energiſch auszuſprechen, den ich einem Königlichen hohen Miniſterium des Innern ſchuldig geworden, indem die von dem abgeſchiedenen Herrn Grafen von Bülow mir früher gegönnten Hefte unſchätzbarer Muſterblätter nun in ihrer Fortſetzung und Abſchluß zu mir gelangten.

Da ſo viel Platz übrig iſt, noch ein Wort, auf Veranlaſſung einer Stelle Ihres werthen Schreibens. Seit dreißig Jahren iſt es mir bedauerlich, die deutſchen bildenden Künſtler auf dem ſchlimmſten Irrwege zu ſehn, überzeugt, er werde ſie zur vollkommenſten Nichtigkeit führen. Wenn vorzügliche Talente ſich aufrecht erhalten, ſich auszeichnen und Bedeutendes leiſten, ſo iſt es ein Glück; aber auch dieſe wären beſſer gefördert und ſekundirt, wenn die falſchen Maximen ihrer Umgebung ihnen nicht ſchadeten, und ſie vielleicht ſelbſt in ihren Wirkungen beſchränkten und beſchädigten. Ich beruhige mich perſönlich in Beſchauung alter und neuer Kunſtwerke, ſo viel ich um mich verſammeln kann.

Gewiß haben in Berlin mehrere Kunſtfreunde auf das herrliche Blatt ſubſkribirt, welches Toschi, nach Rafaels **Spasimo** di Sicilia (die Ausführung Chriſti mit und zum Kreuze) unternommen und angekündigt hat. Ich beſitze zwei Probedrücke davon, die das möglichſt Vollkommene dieſer Art hoffen laſſen.

Ob ich gleich noch manches zu ſagen habe, und Raum genug übrig iſt, ſo ſchließ ich doch, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe, mich zum allerbeſten empfehlend.

Weimar, den 25. April 1830. gehorſamſt
J. W. v. Goethe.

13.

Nach beendigtem Leſen Ihres höchſt ſchätzbaren Werkes, mit welchem ich ſehr angenehme Stunden zugebracht, indem es mir viele bedeutende Erinnerungen hervorrief; wie es mich denn auch jetzt noch zu unabläſſigem Denken auffordert, ſchreibe ich nur mit dem Wenigſten: daß Ihre Behandlung der Lebens- und Leiſtensgeſchichte eines ſo einflußreichen Mannes meinen ganzen Beifall erworben hat.

Ich erfreute mich im Laufe der Erzählung an Ernſt und Schonung, Neigung und Klarheit, Ausführlichkeit und Sparſamkeit und überhaupt an dieſer innern Gleichmäßigkeit, woraus, zu völliger Befriedigung des Leſers, eine ruhmwürdige Gleichheit des Vortrags entſpringt.

Ihr Verdienſt hierin, mein Theuerſter, wird, nach meiner Ueberzeugung, jetzt und künftig gewiß anerkannt werden. Ja wenn, in ſpäter Folge, dieſer merkwürdige Mann vor das ſtrenge Tribunal einer ins Reinſte vorſchreitenden Menſchheit gefordert wird, ſo darf weder Ankläger noch Vertheidiger einen vollſtändigern Aktenextrakt, eine redlichere Geſchichtsdarlegung verlangen, ſondern ſie können unmittelbar zum Werke ſchreiten.

So viel, und nicht mehr, weil von hieraus die Betrachtung ſich in's Unendliche verlieren möchte.

Dankvoll und unwandelbar
in treuer Theilnahme
Weimar, den 12. Mai 1830. J. W. v. Goethe.

14.

Eben hatte ich Ihre freundlichſte Entwickelung des Briefwechſels *) zu Ende geleſen, wobei mir auf die wunderbarſte Weiſe jene merkwürdigen Jahre meines Lebens vor die Seele traten, dagegen dachte ich baldmöglichſt etwas Angenehmes zu erweiſen, welches mir jedoch nicht gleich beigehen wollte. Nun erhalt' ich im Augenblick von hoher Hand den Auftrag, Beiliegendes zu überſenden, und mich freut herzlich eine erwünſchte Gelegenheit, meinen beſten Dank vorläufig abzuſtatten: daß Sie die treuen ernſten Forſchungen, die Sie mit ſo vielem Glück anſtellen, auch gegen uns haben geneigt hinlenken wollen.

Weimar, den 16. Mai 1830. treu verpflichtet
J. W. v. Goethe.

15.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mir durch Ihre freundliche Sendung ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht. Ich hatte vor einiger Zeit den wackern Sinclair durch ſeine zwei Bände treulich begleitet; um einen deſto vollſtändigern Eindruck mußte Ihre Darſtellung auf mich machen. Gern will ich geſtehen, daß ich in dieſer den Meiſter biographiſcher Kunſt gewahr werde, mit deſſen Anſichten ich vollkommen übereinſtimmend fühle und denke, ohne daß ich mir anmaßen dürfte, ein ſolches Werk auf eine ſo glückliche Weiſe zu epitomiſiren. Noch einen beſondern Dienſt haben Sie mir dadurch geleiſtet, daß Sie mich in den Stand ſetzten, meiner guten Schwiegertochter das Ganze bekannt zu machen, da ich ſie mit einzelnen, auffallenderen, allgemein intereſſanten Stellen zu unterhalten geſucht hatte.

Mehr will ich nicht ſagen, da ich zwar nicht in bedrängten, aber doch in gedrängten Augenblicken lebe, und deßhalb an auswärtige Freunde und ihre Wünſche ſeltener zu denken angeregt werde.

---

*) Zwiſchen Schiller und Goethe; in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik.

Jener Aufſatz über die Händel der franzöſiſchen Naturforſcher hat, wie Sie wiſſen, wunderſam gegriffen; die ſynthetiſche Parthei findet in uns Deutſchen willkommene Alliirte, und mich haben manche Sendungen, Zeitungs- und Journal-Artikel noch tiefer in die Sache ſehen laſſen, woraus denn freilich erhellt: daß man am beſten thut, ſich zurückzuhalten.

Damals, als ich Ihnen den erſten Verſuch zuſchickte, war das Intereſſe bei mir auf einen hohen Grad lebendig, und ich diktirte ſogleich eine Fortſetzung, die mich in die Zeiten Buffons und Daubentons zurückführte. Nun aber bin ich weit davon abgelenkt, und, durch die dazwiſchen getretenen Pariſer Verworrenheiten in mein Kämmerlein zurückgedrängt. Führe ich weiter fort, was ich nicht gerne aufgeben möchte, ſo ſend' ich es zu beliebigem Gebrauch.

Möge doch unſere kleine Familie, die ganz treu und heiter zuſammenhält, ſich immer auch von Ihrer Seite eines freundlichen Wohlwollens erfreuen!

Hochachtungsvoll unwandelbar
Weimar, den 5. Auguſt 1831. J. W. v. Goethe.

16.

Leider muß ich dieſen meinen Brief auch mit dem tief empfundenen Bedauern anfangen, daß wir den hochbegabten, bedeutenden Reihenführer, ſo wohl gegründeten und mannichfaltigen Mann und Freund, obgleich nicht ganz unbefürchtet verloren haben. Das Fundament ſeiner Lehre lag außer meinem Geſichtskreiſe, wo aber ſein Thun an mich heranreichte, oder auch wohl in meine Beſtrebungen eingriff, habe ich immer davon wahren geiſtigen Vortheil gehabt.

Das mir angemeldete Exemplar der Briefe des Lebenden aus der Unterwelt iſt, im zierlichſten Bande, bei angekommen. Mein beſter Dank an den geiſtreichen Verfaſſer folgt hierbei. Etwas darüber öffentlich zu ſagen, würde mir jetzt nicht gelingen, und ich darf es um ſo weniger unternehmen, als ich leider auf den erſten Seiten mir ſelbſt begegnet bin. Ich glaube mich in dem Dankſagungsſchreiben an den trefflichen Verfaſſer noch mäßig genug in einem ſehr unangenehmen Fall ausgedrückt zu haben. Wenn ein mannhafter Mann Urſache findet zu den Ereigniſſen des Tags zu ſchweigen, ſo ſollte man ihn billig keine Schlafrockspredigten halten laſſen.

Ihnen, mein Theuerſter, gelingt überhaupt jedes Biographiſche im weiteſten Sinn zum Allerbeſten. Der unſelige Schlabrendorf iſt Ihnen trefflich gerathen, wenn ſeine hinterlaſſenen Papiere leider auf's gräulichſte gegen ihn zeugen. Daß doch, eben in dem vergangenen Jahrhundert vorzüglich gute Menſchen ſich im Abſonderlichen, Abſtruſen bis in's Abſurde hinein gefielen, und nur Stahl- und Steinfunken in die Nacht, in den Tag aber Dunſtgranaten hineinzuwerfen ſich erluſtigten! Ich wollte, es wäre Alles anders geweſen und ich irrte mich.

Jenen Aufſatz über die franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Händel, die jetzt vor der großen Bewegung wenigſtens unſern Augen entſchwunden, habe damals gleich fortgeſetzt, mit demſelbigen Motto. Er iſt weitläufig und wunderlich geworden, und doch keineswegs erſchöpfend, an Hin- und Herdeuten hat es nicht gefehlt. Ich ſende es nächſtens; wüßten Sie es zu Ihren Zwecken nicht zu benutzen, ſo erbitte mir ſolches wieder zurück.

Die Anzeige unſeres werthen Carus von meinem letzten deutſch-franzöſiſchen Hefte wird mich höchlich erfreuen und fördern. Mit den neuhervortretenden Betrachtungen über die Spiralität übergeben wir den Nachkommen mehr einen gordiſchen Knoten, als einen liebevollen Knaul. Auf dieſen Punkt hab' ich große Aufmerkſamkeit verwendet, Andere mögen auch ſehen, wie ſie zurecht kommen.

So weit war geſchrieben, als Ihre angenehme Zuſchrift mich zum neuen Jahre erfreute. Gegenwärtiges ſende jedoch ſogleich ab, da Sie daraus erſehen, daß ſich alles ſo ſchön und gut als möglich anläßt. Ich fahre ſogleich fort, eine weitere Mittheilung zu diktiren, da ich noch manchen höchſt intereſſanten Anlaß finde. Laſſen Sie uns verſuchen, ob nicht, bei ſo manchem Veränderlichen, Anlaß im folgerechten Zuſammenwirken wenigſtens für die nächſte Zeit einzuleiten ſei. Diejenigen, die ſich eigentlich verſtehen, oder wenigſtens verſtehen ſollten, rücken immer einzelner zuſammen. Der treffliche Seebeck hat uns auch verlaſſen, ohne daß die letzte Zeit unſre Thätigkeiten genugſam ineinander gegriffen hätten. Mehr ſag' ich nicht, vielleicht iſt das ſchon zuviel. Möge Ihnen im Aeußern und Innern das Vorzüglichſte gelingen!

Weimar, den 5. Januar 1832. und ſo fortan!

J. W. v. Goethe.

17.

(Einlage des vorigen Briefes.)

Willkomm
dem
unter die Lebendigen glücklich Wiederkehrenden.

Wenn der edle Scheintodte auf ſeinen zurückgelegten Reiſewegen freudig von mir begleitet ward, ſo muß der in's Leben Zurückkehrende mich gewiß auf Schritten und Tritten theilnehmend an ſeine Seite ziehen.

Leider begegnete ich auf den erſten Schritten mir ſelbſt, und, wie man weiß, hat jedes Doppelſehen, vom Schielen und Schwindel an bis zum **double sight**, immer etwas Apprehenſives, ja Sinneverwirrendes.

Davon mich wieder herzuſtellen, ſo eiligſt als möglich, halte als Langelebender für Pflicht, um einen freien Dank für die mir überſendeten, höchſt willkommenen Bände deſto heiterer abſtatten zu können. Als treueſten und bequemſten Reiſegefährten indeſſen hochachtungsvoll ſich unterzeichnend, allerbeſtens empfohlen zu ſein wünſcht

Weimar, den 5. Januar 1832. J. W. v. Goethe.

18.

Für die verſchiedenen intereſſanten Mittheilungen danke zum allerſchönſten, worunter der liebenswürdigen Anzeige meiner neuſten botaniſchen Bemühungen von Herrn Carus vor andern erwähnen muß. Es iſt ſo erfreulich, ein klares Wort über das zu hören, was uns im Innerſten glücklich macht! Er durchſchaut die Natur und wird am beſten und reinſten beurtheilen, was redlich geſchieht, um ihr das Mögliche abzugewinnen. Danken Sie ihm auf's beſte, bis ich Raum finde, es ſelbſt zu thun. Sie wiſſen, wenn man ſich zur Abreiſe anſchickt, ſo finden ſich am Ende mehr Schulden und Reſte abzuthun, als man denken konnte.

Gegenwärtiges ſoll auch nur vermelden: daß jene Betrachtungen über die naturhiſtoriſchen franzöſiſchen Händel fortgeſetzt, mit der nächſten Fahrpoſt zu Ihnen abgehen. Dieſe Hefte ſind nur zu lange liegen geblieben, ein gewiſſer Unglaube ließ mich damit zaudern. Sollten Sie, bei der wunderlichen Form, zu Ihren Zwecken nicht tauglich befunden werden, ſo erbitte ſie mir ohne Weiteres zurück, nur laſſen Sie ſolche außer Ihrem geſchloſſenen Kreiſe Niemand ſehen.

Gar vieles im Sinne hegend und bewegend, manchem gar freundlich Zudringenden wirkſam entgegen gehend und hierüber mir folgerechte vertrauliche Theilnahme vorbehaltend, empfehle mich, nach langem Zaudern, eiligſt zum allerſchönſten, mit Bitte, mein Andenken in Ihrem nächſten Kreiſe lebendig zu erhalten.

Weimar, den 20. Febr. 1832. Hochachtungsvoll

J. W. v. Goethe.

Bücherſchau.

Wanderungen durch den Thierkreis. Von **Ludolf Wienbarg.** Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 260 S.

Wienbarg fühlt ſich durch die günſtige Aufnahme ſeiner tapfern „äſthetiſchen Feldzüge" muthig angeregt, neue Wanderungen durch den Thierkreis der Zeit zu unternehmen. Die Sterne haben von jeher etwas Prophetiſches und die Zukunft Deutendes gehabt, und ſo braucht man ſich nicht zu wundern, daß die heutige junge Epoche, die, ohne Beſitz der Gegenwart, nichts als der begeiſterte und dunkelſinnige Aſtrelog der Zukunft iſt, ihre Einſichten, Träume und Wahrſagungen an Sterne, Thierkreisbilder und Zodiacallichter knüpft. Der heilige Genius der Zukunft giebt einer kräftigen und geſunden Jugend heutzutage den Muth, in unabweislicher Ahnung beſſere Geſchicke aus den Sternen herauszuleſen, als ſie einer in politiſcher, ſocialer und ethiſcher Hinſicht gemißhandelten und verſtauchten Welt bisjetzt vergönnt waren. Nur gehet vorſichtig, beſonnen und hochherzig mit der von oben gewonnenen Kunde beſſerer Weltgeſtaltungen um! Bellt nicht wie malcontente Möpſe vergebens den Mond an, ſeid ſtille und andächtige Sonnenprieſter der neuen Wahrheit, welche ihre Sternbilder zu durchſchreiten anhebt, und compromittirt nicht durch unzeitige Conſtellationen den reinen Zirkellauf dieſes Zodiacus, der nach beſtimmten und ſichern Geſetzen allmählig bewegt werden muß!

Ich habe Wienbarg's äſthetiſche Feldzüge bei ihrem Erſcheinen mit großer Anerkennung angezeigt, obwohl ich manche ſeiner Anſichten nicht theile. Mir war das Humane und Noble angenehm und liebenswerth, in deſſen Gränzen ſich ſein literariſcher Radikalismus in den Feldzügen bewegte, und worin er ſich weſentlich von ſeinem jetzigen Genoſſen Karl Gutzkow unterſcheidet, der ſein naturkräftiges, aber noch ungereiftes Talent mit aller Gewalt immer mehr in die dickſte Unhumanität hineinzerrt, und ſo oft nur wie ein prinziploſer Raiſonneur ins Blaue hinein erſcheinend, alle Sympathieen in der Literatur auf die ungeſchickteſte und unnützeſte Weiſe zu ertödten beginnt. Wienbarg hat die Würde und Höhe unſerer Zeit beſſer gefühlt und verräth ſie ſelbſt da, wo er die Hand zum Zerſtören an ihr ausſtreckt. Denn in einer Periode, wo das traditionell, obwohl bereits unberechtigt Beſtehende ſich in die Unhumanität hineingerettet hat, um ſich durch Verfolgungsſucht und Grauſamkeit noch eine Zeitlang obenauf zu erhalten, müſſen gerade die Schriftſteller, von denen in unſerm Deutſchland lediglich der Meinungen und Zuſtände Umſchwung ausgehen kann und wird, ihren ſiegreichen Waffen den jungfräulichen Glanz der

Humanität zu erhalten wiſſen. Weniger productiv, wie der raſtlos und mehr aus einem Guſſe ſchaffende Gutzkow, hat Wienbarg dagegen eine männlichere Lebensreife, die ſeinen Leiſtungen mehr Glauben und ſeinen Einſichten mehr Hintergrund verſchafft. Um piquant zu werden, nimmt er nie ſeine Zuflucht zu abgehorchten Perſönlichkeiten und indiscreten Anekdotenkrämereien, wie der klatſchſüchtige Gutzkow in ſeinem Phönix-Literaturblatt, der ſeine beſten Freunde ſchmachvoll zu compromittiren im Stande iſt, obwohl ſo naiv, daß man ihm noch kaum eine böſe Abſicht dabei zuſchreiben mag. So iſt es ihm gewiß wider ſeinen Willen begegnet, daß er durch ſolchen kritiſchen Gevatterſchnack den ächten deutſchen Vetter Michel in die Literatur wiedereingeführt hat, während er, ich zweifele nicht ganz, urſprünglich von der beſſern Abſicht dabei ausging, durch dieſe Perſönlichkeitskritik, mit der er freilich mehr eines Autors Rock und Hut, als ſein Buch und ſeine Ideen beſpricht, für der literariſchen Zuſtände Befreiung und Erlöſung von alten ſchulmeiſterlich-objectiven Pedantereien zu wirken. Wienbarg geht dagegen ſchärfer und mit mehr Wiſſenſchaftlichkeit auf die Sache, und beſitzt einen edeln Zorn, während Gutzkow oft nur kleine Tücken des Augenblicks auszuüben ſcheint. Wienbarg ſchreitet mit Beſonnenheit und ſtillem Selbſtbewußtſein vorwärts, während Gutzkow ſichtlich glaubt, daß ſeine unüberlegten Eiſenfreſſereien ſchon hinreichen, um die Axe der Weltgeſchichte danach knarren zu machen. Wienbarg achtet wie ein wackerer Krieger ſeine Feinde noch, die er bekämpft; Gutzkow ſpürt noch den knabenhaften Kitzel in den Fingern, Ohrfeigen auszutheilen, die ihm oft als die ultima ratio ſeiner Kritik dienen. Wienbarg hat durch ſeine äſthetiſchen Feldzüge etwas Poſitives gewirkt und manches tüchtige Gemüth für die auf die Weltanſchauung zu begründende Aeſthetik gewonnen; Gutzkow hat der Literatur bis jetzt nichts genützt, vielmehr manche wichtige ſociale Frage der Zeit durch jugendliche Uebereilung und ein forcirtes Ueberbieten verdorben, ſo daß man ſie nicht gleich wieder mit Anſtand nach ihm aufnehmen kann (man denke nur an ſeine Vorrede zu den herrlichen und welthiſtoriſch wichtigen Schleiermacher'ſchen Briefen über die Lucinde!); vor Allem hat er aber als Kritiker den Vorwurf auf ſich geladen, daß er die Iſolirung und Selbſtzerfleiſchung in der deutſchen Literatur hervorruft, der gerade jetzt mehr als je vorgebeugt werden ſollte. Ich bin begierig, wie Wienbargs mehr attiſche, und Gutzkow's mehr doriſche Natur — ich rede nur von ihren literariſchen Perſönlichkeiten — zuſammenwirken werden, da ſie ſich jetzt in Frankfurt am Main, wie es ſcheint, zu gemeinſamen Beſtrebungen vereinigt haben, was mich eben hier auf eine Parallele Beider hinführte. Vielleicht verſchmelzen ſie ſich mit ihren Eigenthümlichkeiten, da ſie es urſprünglich Beide gleich redlich meinen mit dem Fortſchritt, und gleich muthig dafür ausgerüſtet ſind. *)

---

*) So eben höre ich, daß Herr Gutzkow ſein Verhältniß in Frankfurt am Main aufgiebt, und im Verein mit Wienbarg, ein neues Journal: „Deutſche Revue“ herausgeben wird.

Das gegenwärtige Buch Wienbarg's hat mich indeß wenig befriedigt. Es iſt äußerſt flüchtig zuſammengeſtellt, und der Verfaſſer hat ſich nicht die Zeit genommen, die Gegenſtände, deren er oft die bedeutſamſten berührt, weiter und tiefer zu verfolgen, als in der Stimmung des Moments ihm gerade ſelbſt intereſſant war. Es iſt wie eine ſkizzenhafte Semiotik der Zeitentwickelungskrankheiten zu betrachten, worin viele wichtige Symptome beziehungsreich angedeutet werden, natürlich bloß pathologiſch, denn die Therapie muß die Geſchichte ſelbſt übernehmen. Die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes geben zu zwölf Abſchnitten, bald in Reflexionen, bald in kleinen novelliſtiſchen Bildern Anlaß. Die treffendſten ſind, ein Zeichen der Zwillinge, die Ausführungen über „Wolluſt und Grauſamkeit,“ und im Zeichen des Krebſes, die Betrachtungen über das „Unvermögen der Zeit, zu glauben und zu handeln.“ Wäre nicht, in der Schnelligkeit der Darſtellung, das Meiſte zu allgemein geblieben, ſo träfe hier Vieles mitten in die entſcheidendſte Bewegung der Zeitgeſinnung hinein, namentlich in jene merkwürdigen ethiſchen und religiöſen Umwandelungen, in denen unſere Zeit immer klarer und feſter danach hinſtrebt, einen Gott des Lebens zu erfaſſen, ſtatt des Gottes des Todes, den die Pietiſten predigen, und der durch Asceſe und Abſtraction die reiche Welt arm macht und in Aſche legt. So gehen auch Wienbarg's Gedanken über die Unſterblichkeit, S. 97 flgd. nach der nöthigen und richtigen Seite hin, aber der richtige Blick iſt zu kurz verfolgt, ſo daß die Begründung nur äußerlich bleibt, und, was die fragmentariſche Weiſe des Verfaſſers überhaupt oft verſchuldet, leicht andern und falſchen Auffaſſungen und Deutungen anheimfällt. Wienbarg ſcheint die Feder oft mit Unluſt und geringem Behagen zu führen. Wann es ihm nicht mehr gefällt, bricht er ab, läßt ſeinen Plan im Stich, und ſucht die bereits ausgeſponnenen Fäden irgendwo feſtzuknoten, ſogut es gerade gehen will. Dies widerfährt ihm hier unter Anderm bei dem bedeutend angelegten Novellenbild „das goldene Kalb“ (im Zeichen des Stieres), worin die Frage vom Reichthum und der Gütergleichheit auf eine vortreffliche Weiſe angeklungen wird, bis der Verfaſſer auf Einmal Alles bei Seite ſchiebt und über den Haufen wirft. Seine Flüchtigkeit thut ihm zuweilen ſoviel Schaden, daß er in einigen Partieen nur Mittelmäßiges ſagt, wo er mehr ſagen wollte, z. B. in dem Abſchnitt über den Roman. Die Schreibart hat nichts Schönes; ſie iſt ungepflegt und oft ohne alle Gewandung. Bei Goethe und — Heine, deren Namen er gern in einem Athem nennt, iſt Wienbarg mehr Enthuſiaſt, als daß er irgend kritiſch zu Werke ginge.

* * *

Wally, die Zweiflerin. Roman von **Carl Gutzkow.** Mannheim, C. Löwenthal. 1835. 327 S. 8.

Ein Roman der Skepſis unſerer Zeit, des Zweifels und der Verzweifelung, aber durchaus ohne jene zerriſſene Subjectivität, welche meiſtentheils von ſolchen Tendenzromanen in Deutſchland unzertrennlich iſt. Gutzkow iſt nicht zerriſſen, dazu iſt er zu kalt, und beſitzt eine gewiſſe klug darüberſtehende und geharniſchte Nüchternheit, die ſeinen Darſtellungen ebenſo ſehr zum Vortheil, wie zum Nachtheil gereicht. Auf der einen Seite macht ſein wenig erregtes Gemüth, ſein unterdrücktes Herz, ihn nie befangen, daß er ſich an die Sympathieen ſeiner Gegenſtände hingiebt, die er vielmehr, faſt verächtlich und trotzig, wiewohl mit Geiſt, unter ſich zu erhalten weiß; auf der andern zerſtören dieſe ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grauſamen und quäleriſchen Verſtandes ihm allen Duft und Blume der Dichtung, und laſſen manchmal an der Originalität innern, tiefen Lebens und Erlebens zweifeln, indem ſich mehr eine chemiſch zerſetzende und zuſammenſetzende Natur offenbart. Dieſer ſein neuer Roman iſt mit einer raffinirten Kälte geſchrieben, die merkwürdig iſt, und, wie alle ſeine Bücher, den Leſer nur zu einem mühſam abgerungenen Antheil bringt. Vieles iſt recht friſch und keck herausgegriffen aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der ſocialen Stimmung, aber dieſe Conflicte treffen hier einen zu gefährlichen Scheidepunct, einen zu ungeheuern Entwickelungsmoment der modernen Menſchheit, als daß die Weiſe, wie Gutzkow in einem leicht angelegten und flüchtig motivirten Roman die dunkelſte Sphinx unſerer Zuſtände kopfüber in den Abgrund hinunterſtürzt, um ihr Räthſel zu löſen, nicht mindeſtens für ein voreiliges und ſchädliches Handanlegen an die verſchwiegenſte und geheimnißvollſte Frage gehalten werden müßte. Es iſt die Frage, ob das Chriſtenthum eine abgelebte Inſtitution ſei und für uns und unſere Zuſtände nicht mehr tauge? eine Frage, auf welche ſich weder durch ſchneidende pſychologiſche Thatſachen in einem Roman, noch durch ganze dogmatiſche Abhandlungen, ein kurzes und abgemachtes Ja oder Nein antworten läßt.

Gutzkow giebt ſich, nach dem Vorgange Heine's im zweiten Theil des „Salon," eine ſehr beſtimmte Stellung zu dieſer Frage, nämlich die der Verneinung, ja der frivolſten Polemik, die am allermeiſten auf dieſem Gebiete unſtatthaft und desorientirend iſt. Was Rahel in ſchwerer Metaphyſik und halbverhüllten Prophezeihungen nur bange angetönt (denn Scheu und Bangigkeit ergreift gerade die gewaltigſten Gemüther vor den großen Geburtswehen der Geſchichte); was die St. Simeniſten, die aus der Religionsloſigkeit doch immer wieder eine neue Religion zu machen ſuchten, am geiſtigen Leben der Menſchheit zur Herſtellung einer glücklichen materiellen Zukunft niedergeriſſen; was ſelbſt Heine noch mit Salonsanſtand und gefallſamen Witzen vorgetragen, indem er ſeinen Feldzug gegen das Chriſtenthum wenigſtens mit chriſtlicher Humanität zu führen bemüht iſt: das nimmt hier ein blonder, verwegener Knabe, Namens Carl Gutzkow, wie einen Bagatellprozeß leicht auf die Zunge, und ſpeit es, wie die Kinder kniſterndes Theaterkoloſonium, in die Welt hinaus, um ſie danach brennen zu ſehen, und ſich dann, ein kleines Nero-Ungethüm, vor Freuden die Hände darüber zu reiben. Aber ſo arg iſt es nicht. Gutzkow hat Unglück, man traut ihm keine tiefen Gährungsmomente des Gemüths zu, und ſo hält man es bei ihm nur für eine ſpecielle Malice gegen das Chriſtenthum, was, wenn es aus wirklichen Erſchütterungen und Erfahrungen der Seele hervorgegangen, ſelbſt bei der größten Herbheit der Apoſtaſie immer noch Aufmerkſamkeit, ja Ehrfurcht verdiente. Er ſagt ſelbſt in den den Hauptkern ſeines Buches bildenden Geſtändniſſen über die Religion (S. 293.), der Witz ſei für eine ſo große Inſtitution, wie das Chriſtenthum, eine unangemeſſene Behandlung! Nun muß ich es freilich zugeben, wenn man mir entgegenhält, welche armſelige und gottverlaſſene Witze Gutzkow in dieſen Geſtändniſſen ſelbſt über den „armen Rabbi von Nazareth" gemacht. Dies iſt ſo unwürdig, daß ich es nicht begreife bei einem Verfaſſer, der ſonſt ſo vielen hiſtoriſchen Sinn hat und manchen kühnen, durchdringenden Blick in die Geſchichte thut, denn ſchon die bloß geſchichtliche Bedeutung des Chriſtenthums lehrt anders über daſſelbe urtheilen. Ein bedauernswerther Irrthum aber wäre es, wenn Gutzkow glaubte, er habe durch dieſe vom Zaun gebrochenen Befeindungen des Chriſtenthums, zu denen er gar keine innern ſubjectiven Motive beibringt, etwas Neues geſagt oder gethan. — Was hier, mit beſonders zeitgemäßer Miene, zur Vertilgung aller Göttlichkeit der chriſtlichen Religion radotirt wird, hat der ganz gewöhnliche, flache, öde Rationalismus in der Theologie ſelbſt ſchon längſt und vielfältig zu Tage gefördert. Dagegen hat der Verfaſſer, in der voreiligen Weltverbeſſerungsdiarrhöe, an der er nun einmal leidet, die eigentlich zeitgemäßen und neuen Regungen der Gemüther nach dieſer Seite hin ſich entgehen laſſen. Hätte er irgend von innen her die Zerwürfniſſe und Conflicte der Zeit berührt, in denen gewiſſe Elemente und Formen des Chriſtenthums ihren Tod zu finden ſcheinen (denn die chriſtliche Idee ſelbſt iſt ewig und für alle Zeiten einer neuen Entwickelung fähig!), ſo würde ſeine Darſtellung einen genetiſchen Zuſammenhang, und damit die Berechtigung gewonnen haben, für den nothwendigen Abdruck eines von den Zeitbewegungen ergriffenen Gemüths zu gelten und geachtet zu werden. Durch Brutalität aber wirſt du die Welt nicht verbeſſern! Mit eigenen ſtillen und tiefen Schmerzen mußt Du die neuen Ideen gebären, dann werden ſie wirken!

Der Verfaſſer kann ſagen: er hat nur einen Roman gegeben! Die individuelle Frevelhaftigkeit ſeiner Romanperſonen, die er ganz objectiv gehalten, dürfe man ihm nicht in den Schuh ſchieben! Nachdem er die Vorrede zu den Briefen über die Lucinde geſchrieben, möchte Gutzkow jedoch zu ſtolz ſein, dies Argument für ſich geltend zu machen. Die Charaktere des Romans ſind übrigens ungemein froſtig und künſtlich zuſammengeflickt, ſodaß man an ein wirkliches Leben und inneres Bewegen an ihnen ſich nicht entſchließen kann zu glauben. Cäſar, ein kaltes Schema rationaliſtiſcher Selbſtſucht, und Wally, die im Gefühl verwahrloſte, geborene Zweiflerin, ſind zwei Rechenexempel der Gutzkow'ſchen Abſichten, welche aller Blutswärme entbehren. Die Schreibart hat etwas abſichtlich Trockenes und Herbes, ohne alle geſchmackvolle Tinten, wodurch ſchwerlich eine neue, glückliche Revolution des deutſchen Stils bewirkt werden wird. Das ganze Buch macht den Eindruck wie von naßkaltem Wetter;

nicht einmal ein Sonnenſtäubchen blitzt erhellend und wohlthuend durch dieſe unheimlichen und wirren Regenſchauer.

* * *

Zur neueſten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Mannheim, Löwenthal. 1835. 166 S.

Dieſe kleine kritiſche Sammlung enthält ſechs Aufſätze, die der Verfaſſer zuerſt für die Blätter der Hamburger Börſenhalle geſchrieben, und die vielen ſeiner Freunde jetzt zum erſten Mal bekannt werden dürften: 1) Goethe und die Weltliteratur, 2) Fürſt Pückler, 3) Raupach und die deutſche Bühne, 4) Karl Immermann, 5) über Heine (Salon, II. Thl.), 6) Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow. Wienbarg thut hier manchen treffenden und genialen Blick mitten in das eigenſte Getriebe der heutigen Literatur, und mehrere unter dieſen Skizzen verrathen eine wahrhafte Schönheit der Darſtellung und Entwickelung. Was ſoll man aber endlich dazu ſagen, wenn der Verfaſſer fortfährt, ſeinen unkritiſchen Enthuſiasmus über Heine immer noch zu überbieten, und auf eine Weiſe, die ſeiner eigenen Selbſtändigkeit nachtheilig wird? Wienbarg giebt ſich und ſeinen Beſtrebungen die beſtimmte Stellung zu Heine als dem Meiſter des ſogenannten jungen Deutſchlands, und vergißt ſeine eigenen philoſophiſchen Studien, deren er ſelbſt viel gründlichere gemacht, ſo weit, daß er an die lächerlichen und unwiſſenden Expectorationen Heine's über die Geſchichte der deutſchen Philoſophie etwas Bedeutſames zu knüpfen unternimmt*). Bedenkt doch, daß Heine euch alle auslachen wird, wenn er von euch erfährt! Dann feiert Wienbarg nunmehr auch ſeinen Freund Gutzkow wegen der bekannten Vorrede, die mir ekelhaft iſt, und läßt Herrn Gutzkow „Arm in Arm mit Schleiermacher" aufmarſchiren, der ſich danach noch im Grabe umkehren wird. Dies iſt kein Freundſchaftsſtück, werther Ludolf Wienbarg! Hätte ich auf Gutzkow Rechte der Freundſchaft, ich wollte dieſelben ganz anders geltend zu machen ſuchen. Da ich Wienbarg hochachte, ſo muß es mir auch intereſſant ſein, was er von mir und meinen Beſtrebungen erwähnt. Wir werden unſern Weg immer ſchärfer verfolgen, ohne uns durch irgend etwas irre machen zu laſſen, da wir den Fortſchritt in den deutſchen Zuſtänden entſchiedener und durchdringender ins Auge gefaßt haben, als ihr meint, die ihr ein ſtilles, planmäßiges, der Idee getreues Arbeiten unter ſchwierigen Verhältniſſen für diplomatiſche Schwankungen ausſchreit. Die Welt wird ſich verbeſſern, über Deutſchland wird einmal die Sonne der Freiheit blitzen, aber nicht herausbeſchworen durch eine völlige Entleerung alles poſitiven Inhalts, ſondern durch einen neuen gewaltigen Schmelz und Guß deſſelben, den der Gott der Geſchichte ſelber nach ewigen Geſetzen vollbringt!

* * *

---

*) Vgl. meine Anzeige vom „Salon" Thl. II. im Aprilheft dieſer Blätter.

Deutſcher Muſenalmanach für das Jahr 1836. Herausgegeben von A. von Chamiſſo und Guſtav Schwab. Siebenter Jahrgang. Mit Anaſtaſius Grün's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 439 S.

Durch die zahlloſe Menge von Poeten, die ſich in dieſer lyriſchen Reunion zuſammenfinden, fängt dieſer Muſenalmanach an, charakterlos zu erſcheinen, und mehr wie ein Anfänger- und Dilettanten-Almanach auszuſehen. Von jedem Dichter oft nur ein fingerlanges Liedchen zu erhalten, gewährt meiſtentheils gar keinen Eindruck und Genuß, und verurſacht ein unruhiges Hinundherblättern, während es vorzuziehen wäre, von Wenigeren Mehreres zu geben (wie in dem lyriſchen Frühlings-Almanach von Nicolaus Lenau), wodurch Behagen und Theilnahme auf beſtimmtere Gegenſtände ſich feſſeln. Den Reigen eröffnet wieder König Ludwig mit zwei Gedichten, die, zum Unterſchied von denen der übrigen Mitarbeiter, abermals mit größerer und beſonders hervorragender Schrift gedruckt worden ſind, obwohl ſie keineswegs für Einleitungsgedichte gelten können. Warum dies geſchieht, darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen, und halte es für eine anſtandswidrige Taktloſigkeit des Setzers. Denn die Herausgeber haben ohne Zweifel ſo viel Welt, zu wiſſen, daß es unhöflich wird, hohen Perſonen mehr Höflichkeit zu beweiſen, als ſie ſelbſt befehlen, und als ſie unter den Verhältniſſen oder in dem Reiſeincognito, worin ſie gerade auftreten, anzunehmen für gut befinden. Ein König, der einem Muſenalmanach die Ehre anthut, ſich unter die Dichter deſſelben zu reihen, hat gerade ſeinen ſchönſten Stolz daran, für einen Dichter zu gelten, und als ſolcher, in Apollo mit den übrigen verbrüdert, behandelt zu werden. Unter den Gedichten des Königs befindet ſich eines auf die Augen der Frauen, welcher Gegenſtand freilich am erſten die Auszeichnung verdiente, durch Corpus, Fractur verherrlicht zu werden. A. W. v. Schlegel kann ſeine impotenten kritiſchen Witze nicht laſſen, die ihm ſchon ſo oft übel bekommen ſind, und ſcheint ſich in einem „Recept“ über den Muſenalmanach ſelbſt, in dem er aufzutreten geruht, luſtig zu machen. Der kranke Dichter Chamiſſo giebt unter Anderm ein aus tiefer Bruſt heraufkommendes Sonett der Todesahnung, deſſen kräftiger und getroſter Hauch etwas Wohlthuendes und Erhebendes hat. Fouqué, den man in dem pietiſtiſchen Halle untergegangen glaubte, läßt auch nach langer Zeit wieder aus ſeiner ächten Dichterbruſt einen Klang ertönen. Freiligrath, deſſen glühendes, ſtürmiſches Talent eine größere Beachtung verdient, läßt ſeine Muſe gern mit afrikaniſchen Tigern, Löwen und allerlei Ungeheuern der Wildniß und der Wüſte ſich herumbeißen, und bringt wieder einige ganz abſonderliche, aber originelle und intereſſante Gedichte. Karl Mayer giebt uns noch immer denſelben an ihm gewohnten Wachtelſchlag ſeiner kleinen, mikroſkopiſchen Naturlieder zu hören, und beſingt jedes Lindenblatt, das ihm einmal beim Spazierengehen auf den Kopf gefallen, was doch endlich auch Langeweile erregt. Andere Gedichte ſind von D. A. Aſſing, Roſa Maria, Ei-

chendorff, Ferrand, Gaudy, Anaſtaſius Grün, C. Grüneiſen, Kerner, Kugler, Lenau, R. Marggraff, Wolfgang Menzel, G. Pfizer, Fr. Rückert, E. v. Schenk, Schwab, Stieglitz, Streckfuß, und einer halben Legion von Dichtern mit ein paar Verschen, deren Namen hier zum erſten Mal genannt wird, und denen man, ſo ſehr auch die Bereitwilligkeit der Herausgeber gegen beginnende Talente zu loben, aus dem Wenigen doch noch keine Phyſiognomie abgewinnt.

* * *

Laienbrevier. Von Leopold Schefer. Zweites Halbjahr. Berlin: Verlag von Veit und Comp. 1835. 370 S.

Schefers Phantaſie zerſetzt ſich in Symbole, Bilder, Gleichniſſe, ſeine Poeſie iſt weſentlich eine comparative; die ganze ſinnliche und unſinnliche Welt muß herhalten, um die Denkbilder ſeines Innern zur Anſchauung zu bringen; und wenn ſie äußre Form und Geſtaltung annehmen, ſo geſchieht dies in einer Menge kleiner durchſichtiger Kryſtallbläschen, die überall anſchießen und, trotz ihrer Anhäufung, das innerlich Angeſchaute überall durchſcheinen laſſen. Seine Phantaſie wirft, wie ein ſpielendes Kind, Gott und Menſch, All- und Einzelleben, Sterne, Blumen, Früchte, Fiſche und Muſcheln wild und bunt durcheinander und hat ihre höchſte Freude daran, in dieſem farbigen Kram haſtig und behaglich zugleich zu wählen. Schefers Poeſie ſteht auf der Grenze zwiſchen Kindheit und Mannbarkeit; ſie hat jene noch nicht gänzlich verlaſſen, dieſe noch nicht vollkommen erreicht; ſie hat aufgeſchlagen das große Buch der Weisheit, des Glaubens, der Prophezeihung, aber als Augenweide und Merkzettel kleine Heiligenbilder in reichlicher Anzahl eingelegt, und man weiß nicht, ob die Weisheit oder die Bilderchen ihr mehr am Herzen liegen. Iſt es auch ein Spiel, was Schefer treibt, ſo iſt es eins um die höchſten und heiligſten Intereſſen; er iſt ein Kind mit der Kraft des Rieſen Atlas, er trägt ſpielend die Welt und den Himmel. Dem Menſchen vindicirt er göttliche Natur, und dem göttlichen Urweſen ein unbewegtes Fliegenauge; er ſpeculirt hin und her, wie Gott den Menſchen nenne, ob Sohn oder Kind; er ſpeculirt, wie der Stern Kalbelekeb auf dem Stern Zubenhakrabi, wie der Stern Benetnaſch auf dem Rukkabah, oder der Stern Kochab auf dem Sterne Markab genannt wird u. ſ. w. An dieſe müßigen und fruchtloſen Speculationsſpielchen ſchließen ſich ewige Wahrheiten, die der Tiefſinn, der im Urgrunde forſcht, heraufgefördert hat; Sinn- und Gedankenſprüche, welche Spuren indiſcher Gnomenweisheit an ſich tragen; dämmernde Träume, die den ſeeligen Nabelbeſchauer verkünden und auf den Punkt des unmittelbaren Anſchauens Gottes ſich fixiren. Schefer umfaßt in ſeinem warmen Herzen die ganze Menſchheit; aber vorzüglich ſind die Kinder, die Unmündigen und Hilfloſen, die Bettler und Kranken ſeine Küchlein, die er unter den Flügeldecken ſeiner Poeſie wärmt und aufhätſchelt. Dem liebenswürdigen Dichter fehlt nichts, als die Kritik und die Scheidekunſt; es fehlt ihm der ſondernde Verſtand, der Logos, der bei der Schöpferkraft iſt und das Ungleichartige vom Gleichartigen ausſcheidet. Aber dieſer kindliche Unverſtand iſt eben ſo rührend als anziehend; und die Form, die er für ſeine Gedanken fand, zwar eintönig, aber dem ſchlichten und doch poetiſchen Inhalt vollkommen anpaſſend. Die Harmonie der antiken Versmaaße oder die Melodie des modernen Reims würden damit einen geraden Gegenſatz treten. Die Gedichte geringern Umfangs, in denen auf der reichhaltigen Phantaſie des Verfaſſers ein einziges anſchauliches Bild als Niederſchlag ſich abſetzt, ſind die anſprechendſten. Die längeren betäuben mit ihrer Ueberfälle; ſie dämmern wie die Milchſtraße als ein Conglomerat unzähliger Bilder und befinden ſich in einem untergeordneten Zuſtande. Vor Allem hat mich ein Ausſpruch des Verfaſſers angezogen. „Die Nacht, ſagt er, „iſt himmliſch und ein göttlich Wunder; die ſchönſte aber iſt, die man verſchläft.“ Ja! die ſchönſte iſt es, die man verſchläft. Wer die langen Stunden des Tags, als eben ſo viele glühende Kohlen, überſchritten, wer die ſechszehn Tags- und Abendſtunden den Flagellanten und Selbſtpeiniger geſpielt und wie in der mit Eiſenſpitzen beſchlagenen Tonne des Regulus den langen Tagesberg ſich hinabgekugelt hat, dem kommt in der Nacht der ſüße Tod, das freundliche Augenbrechen, die heilende Abſpannung der Nerven, die Götterdämmerung des körperlichen und geiſtigen Menſchen, und der Despotismus des Lebens und der Lebensgebieter, die nun auch ſchlafen, haben ihr juridiſches Anrecht an unſern leibeigenen Körper verloren; wir kehren in den freigeborenen Zuſtand zurück — in den Zuſtand des Schlafs, der die Produkte fremder Thätigkeiten negiert und uns zu Selbſtſchöpfern der Schickſale macht, die uns im Traume treffen — in dem halbwachen Traume, aus welchem zum Theil auch Schefer ſeine leiblichen Bilder und Lichtſpiegelungen empfangen und erzeugt hat, und zu dem er uns verhilft.

88.

* * *

Sechs Erzählungen nebſt einem Anhange von Gedichten von Amalie Krafft. Neue Ausgabe. Aſchaffenburg, Pergay. 1834.

Eine Dame, die, wie Amalie Krafft, offenbar ein bedeutendes Talent entwickelt, emancipirt ſich ſelbſt. Sie tritt in die Potenz des Mannes und will gehalten, beurtheilt und getadelt ſein wie ein Mann; denn ihre weibliche Eigenthümlichkeit ſchlägt in eine männliche um und ſtellt ſie vor dem Geſetze und dem Forum der Kritik uns gleich. Dennoch bleibt an ihr des Blauäugigen, Schmachtenden und Blondweiblichen genug übrig, was um Schonung fleht und Schonung verdient. In ſechs Erzählungen läßt ihre Schriftſtellernatur hier ſich aus und ſchafft mit reger Phantaſie ſtoffhaltige Lebensbilder. Sie iſt ſogar kühn genug, eine Reiſe durch unſer Sonnenſyſtem zu wagen und von Stern zu Stern die Spinnenfäden ihres ſatyriſchen Gewebes zu führen, ſo daß ſie unſer Planetenſyſtem förmlich in ihr phantaſtiſches Netz eingeſponnen hat. Sie genießt die Ehre, vor dem Mondkönig erſcheinen zu dürfen. Sie bemerkt, daß die Höflinge ſtatt des Herzens eine kleine Walze haben, die, ſo oft ein elektriſirender Blick des Herrſchers auf den Beſitzer fällt, ein privilegirtes Lieblingsſtückchen zur Erbauung der Majeſtät aufſpielt. Es iſt alſo im Monde nicht anders beſtellt, wie unter dem Monde. Auf dieſe Weiſe perſiflirt die ſatyriſche Dame unſre ſublunariſchen Mängel und krankhaften Zuſtände, mehr jedoch die allgemeinen, als die individuellen. Schade nur, daß ihre Satyre, wie die in des Kechenäers Reiſe durch das Gnomenreich, oft einer feſten reellen Folie entbehrt, ſo daß die phantaſtiſche Welt der Träume allzuſichtbar und überwältigend hindurchſcheint. Die Häuſer mit maſſivem Pappendeckel, Dächer aus Zimmtwaffeln und Fenſtern aus Kandelzucker; die Kartoffeln, die bereits gekocht aus der Erde wachſen; die Lerchen, die ſchon gebraten in der Luft umherfliegen und den Jäger-Chor aus dem Freiſchützen ſingen; die Pudel, die mit Schinkenknochen an der Pfote Schildwache ſtehen, ziehen die Dichtung herab in das Klein-Kinderſpiel und verringern und ſchwächen die vollen Accorde der losgelaſſenen Einbildungskraft. — Der Nachzug marodirender Gedichte war wie in mehr als einer Hinſicht intereſſant. In den poetiſchen Ergüſſen unſrer männlichen Dichter ſpielt das Weib mit ſeiner Schönheit, ſeinen Launen, ſeiner Hingebung und Hartherzigkeit des Centrum, und quält gleicherweiſe mit ihrer Liebe und ihrem Haß. In dieſen Gedichten tritt der Mann auf als Gegenſtand einer glühenden, heißen, begehrlichen Liebe. Wir ſehen zu unſerm Troſt, daß auch wir quälen können mit unſrer Kälte, daß an unſerm Herzen zu ruhen ſüß, an unſerm Munde zu hängen Genuß, mit uns Worte der Liebe zu tauſchen Wonne ſei für das liebende Weib. Nicht in der oft verfehlten Form, aber der Gluth des Gefühls eine zweite Sappho, beſingt, lobt, erſehnt die Dichterin ihren Phaon, den „Mann ihrer Liebespein;“ ſie wagt von dem leukadiſchen Höhepunkt der Liebe hinabzuſpringen in das kühlende Meer ihrer Poeſie, ſeelig und ſelbſtvergeſſen. 88.

* * *

Marco Visconti, ein hiſtoriſcher Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert, von T. Groſſi. Aus dem Italieniſchen durch D. v. Czarnowski. Köln und Achen; Ludwig Kohnen; 1835. 374 und 372 S.

Der italieniſche Verfaſſer hat das Buch mit der Verehrung eines Schülers und der Liebe eines Bruders dem Alexander Manzoni, ſeinem Muſter und Meiſter, gewidmet. Er iſt alſo mit Walter Scott in entferntem Grade verwandt; er legt ſich nicht an Scott an, wie das Hemd unmittelbar an den bloßen Körper, ſondern wie die Nachtjacke auf das Hemde, nämlich auf ſeinen Vorgänger Manzoni. Scott erſcheint als das Ur- und Grundgebirge, woran die ſecundären Bildungen, die Erzeugniſſe ſeiner Nachahmer, ſchichtenweiſe ſich ablagern. Unter dem atlantiſchen Ozean zieht ſich Walter Scotts Genius heimlich fort und erſcheint auf der weſtlichen Hemiſphäre in zwei hervorragenden, von verwandter Gebirgsnatur zeugenden Gipfeln wieder, in Irving und Cooper, denen der Verfaſſer der transatlantiſchen Skizzen neuerdings ſich anreiht. Auf dem heimathlichen Boden hat ſich Bulwer aus ähnlichen Beſtandtheilen emporgegipfelt; in Frankreich und Deutſchland, hier jedoch mehr vorübergehend und in keiner ſelbſtſtändig überragenden Kuppe, ſind die Scottiſchen Urſtoffe mehr oder weniger mit heimathlichen verſchmolzen und wie Glimmer oder Quarz in den urſprünglichen Granit eingefügt worden; das weite Flachland Europas, die ſarmatiſche Oſtſcheide, pflegt dieſe Scott'ſche Romantik noch jetzt mit faſt ausſchließlicher Liebe; denn das leibeigene Verhältniß der Slaven erfordert ein unbedingtes Anſchließen an den gebietenden Grundherrn; in Italien hat ſich zuerſt aus eben demſelben Gemenge erſt Manzoni, ſodann als neuer Anſatz der Romantiker Groſſi gebildet, Beide damit zufrieden, die anſprechenden Aeußerlichkeiten, die abſchreckende Breite, den weitſchweifigen Dialog und die intereſſanten in einander arbeitenden Verwicklungen des Scott'ſchen Romans feſtgehalten zu haben. - So findet die moderne Romantik aller Länder und Zungen in Sir Walter ihren Mittelpunkt, ihre Verſöhnung, ihre die Weltbürgerinnung befördernde Nivellirung. Italien hat, wie kein anderes Feſtland Europas, ſeine Feuerbehälter, ſeine Vulkansſtätten, ſeine glühende Liebe und ſeinen verzehrenden Haß, ſeine brennende Sonne und ſeinen entzündeten Boden — aber die Poeſie, wie der Geſchichtsſinn, iſt in dem Lande ausgebrannt, verſchlackt und veraſcht; während wir nordiſchen Gewächſe, durch unſre Eigentemperatur innerlich erwärmt, eine vulkaniſche Kritik, eine feuergebende und feuerfangende Poeſie, eine in Flammen arbeitende glühende Romantik erzeugt haben und noch erzeugen.

Groſſi giebt ſich von vorn herein als ein unſelbſtſtändiges, durch die Autorität ſeiner Vorgänger beſtimmtes und eingezäumtes Gemüth, das jedoch die äußern Abbilder der Gegenſtände, die in den Kreis ſeiner Darſtellung fallen, voll in ſich aufnimmt, in buntem Wechſel, und beſtimmt und rein ſie wiederſpiegelt. Er nimmt den Schaum des Lebens mit dem Löffel ſeiner Darſtellungskunſt rein und ſauber ab, und wenn er einerſeits nicht in die Tiefe dringt, ſo läuft er auch andrerſeits weniger Gefahr, in einen bodenloſen Abgrund von Speculationen und Reflexionen zu gerathen, worin die Subjectivität ſich auflöſt und der Objectivität der Tod zu gleicher Zeit bereitet wird. Wir finden in dieſem Romane die tiefſinnigen, energiſchen Betrachtungen über Volks- und Staatsleben, Sitte und Wiſſenſchaft, Kirche und Kunſt nicht, die in unſern Romanen bedeutende und vom Ganzen ſich losreißende Zwiſchenlagen bilden; es geht Alles in ruhiger prunkloſer Erzählung fort, die nur die unumgänglichſten geſchichtlichen Momente, als Anknüpfungs-, Berührungs- und Lichtpunkte, mit verarbeitet und dem Ganzen in der Art ankettet, daß ſie die Stetigkeit der Erzählung mehr zu befördern, als zu unterbrechen ſcheinen. In dieſem rein objectiv gehaltenen Erzählungston beſteht der Hauptvorzug des Buches; weniger können wir rühmen die Gedehntheit, wodurch die Ereigniſſe zerzogen und ausgeweitet werden, den breit ausgeſponnenen Dialog, der erſt da, wo der Leſer ſchon nach dem Ende ſich umſieht, recht eigentlich den Anfang nimmt; endlich das Geſchütte und Gerülle von kleinen Ereigniſſen, die überall, wo eine Oeffnung im Bau des Romans anzubringen iſt, aufgehäuſt werden und als Füllung der Zwiſchenräume dienen. Der Roman behandelt die unglückliche Liebe des berühmten Parteigängers Marco Visconti, erlauchten Geſchlechts, verbreitet ſich durch Freude und Leid, Volksaufſtände und Turniere, gute und böſe Menſchen, Treue und Verrath mit Kraft und Anſtand hindurch, bringt zwei Liebende, Bice und Ottarino geheißen, bis zur Vermählung, endlich ins Elend, Bice ſogar zum Tode und den von der Jungfrau verſchmähten Marco, der es ſo weit nicht wollte kommen laſſen, durch ſechs Meuchelmörder um's Leben. So hat der Verfaſſer die Ungewißheit, die über Marcos Untergang ſchwebt, zu benutzen und nach ſeiner Weiſe zu deuten verſtanden, indem er die Ausſage Anderer, als habe Marco die Bice erſt aus Eiferſucht getödtet, ſodann einen Dolch ſich ſelbſt in die Bruſt geſtoßen und aus dem Fenſter geſtürzt, als unerwieſen und abſichtlich erlogen fallen läßt. Muſterhaft iſt der Roman beſonders da, wo Volksgewühl und Volksleben, in allen Modificationen des bunten Treibens, mit allen Abſtufungen und Extravaganzen der Luſt, mit allen Paradoxen der Empfindungen, mit allem äußerlichen Apparat, die ſüdliche nach bunten und raſch wechſelnden Erſcheinungen lüſtere Vergnügungsſucht zufrieden zu ſtellen, nicht ſkizzirt, ſondern in detaillirter ausführlicher Mahlerei uns vorgeführt werden. Das mußte dem Verfaſſer offenbar um ſo leichter und beſſer gelingen, je weniger das italieniſche Volksleben in dumpfe Stuben ſich zuſammendrängt oder in abgeſchiedene, nach Kaſten und Klaſſen geſonderte, durch dieſe Abgeſchloſſenheit rohe Freuden und wüſte Winkelſchwelgereien begünſtigende Vergnügungsörter ſich abſetzt, ſondern in der Gemeinſchaft mit Allen, unter den Augen der höhern Stände, an öffentlichen Plätzen und auf den Straßen einen gewiſſermaaßen höhern Styl und einen Anſtrich von ſelbſtbewußter Bildung annimmt, überall zu Tage liegt und ſo, durch die überall ſich darbietende Gelegenheit, die Auffaſſungsgabe des Beobachters zugleich reizt, übt und ſchärft. 88.

* * *

Fauſt. Eine Tragödie von W. v. W. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835. 152 S.

Die Sage vom Fauſt hat ſchon vor Langem eine Art Transſubſtantiation erlebt; ſie iſt zu unſerm eignen Fleiſch und Blut geworden und treibt immer neue Aus- und Anwüchſe. Die größte und für unſere poetiſche Literatur wichtigſte Entdeckung machte aber Goethe, da er aus dem Volksbuche, als der kühnſte Rhabdomant der Dichtkunſt, den in die Windeln der Fabel ſorgſam geſchnürten und verborgen gehaltenen Sinn heraufbeſchwor. Wie nun jeder echte Deutſche ein Fauſt im Kleinen iſt, ſo iſt auch jeder mehr oder weniger befähigt und berechtigt, einen Fauſt im kleinern oder größern Maßſtabe zu ſchreiben — eine Berechtigung, von der man in der That den unumſchränkteſten Gebrauch gemacht hat. Seit Leſſing,* der zuerſt die in der Volksſage ſchlummernde poetiſche Herrlichkeit ahnte, iſt die Fauſtliteratur, als eine im Ganzen abgeſonderte, immer mehr gewachſen und wächſt noch fort wie die Rhizophora, von der ein einziger Stamm zuletzt einen ganzen Wald bildet. Wir werden bald nach Art der Taſchenbücher, für jedes Jahr einen neuen Fauſt haben. Das Jahr 1835 hat ſogar zwei geliefert, einen von Lenau, und einen von Herrn von B., den vorliegenden. — Der Fauſt, den wir zu beſprechen haben, iſt einer, um den ſich der arme Mephiſtopheles viele Mühe giebt, und dem er zuletzt doch nichts anhaben kann. Fauſt ergiebt ſich zwar dem Teufel, weil das Leben ihn zu langweilen anfängt, die Bücher, die chemiſchen Rüſtzeuge, die dumpfe Stube ihn anekeln und er von ſeinem Streben nach Wiſſen nichts hat, als den unbefriedigten Drang nach einem Höheren, Zerriſſenheit im Gemüthe, Dürftigkeit und Elend in ſeinen Verhältniſſen nach außen hin. Ein ſolcher Zuſtand iſt um des Teufels zu werden, — Fauſt wird's auch, aber er weiß den dienenden Mephiſtopheles in ehrerbietiger Entfernung und in Abhängigkeit zu erhalten, er ſchlürft das Leben eine Zeitlang mit vollen Zügen, findet jedoch kein Genüge daran, kommt nach dem Kloſter St. Jüſt, wo das bekannte, an den lebenden Kaiſer vollzogene Leichenfeſt gefeiert wird und ihn heftig erſchüttert, erſcheint plötzlich, an Leib und Seele gebrochen, in ſeiner Vaterſtadt, in den Ruinen ſeines zertrümmerten Hauſes, wird wahnſinnig, nimmt Gift und ſtirbt. Die leuchtende Geſtalt ſeines in wilder Liebe erzeugten Sohnes Juanito erſcheint ihm zu Häupten mit einem Palmenzweige; der als Schatten herauffahrende Mephiſtopheles verſinkt, ferne Orgeltöne ſprechen von Verſöhnung, Gnade und Erlöſung — und das ungeſchickte Volksbuch mit ſeiner dummen Fabel von der Höllenfahrt iſt durch den gutmüthigen Dichter widerlegt und ſeinem Hauptpunkte nach unbrauchbar gemacht worden. Trotz der Mängel in der innern Organiſation des Stücks, trotz der offenbaren Leichtfertigkeit, mit der einzelne Partieen und Reime, z. B. Saaten und Athem, Herr und mehr ꝛc. gearbeitet ſind, erkennen wir ſprachliche Gewandtheit, kecke Behandlung und deutliche Spuren dramatiſchen Talents mit Freuden an. Gegen das Volksbuch und das ſchöne Puppenſpiel hätte der Verfaſſer jedoch nicht arbeiten ſollen. Sie ſind ſanctionirt, unverletzbar, unberührbar. Bei dem Verſuch, den Fauſt zu retten, iſt der Verfaſſer geſcheitert und ſelbſt zu Grunde gegangen.

88.

* * *

Gott und das Wichtigſte aus der Natur. Von Dr. J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyerſche Hofbuchhandlung. 1835.

Ein ſchlecht gewählter Titel und ein intereſſantes Buch! Ein rohes Aushängeſchild und ein treffliches Waarenlager dahinter! So könnte man auch eine Poetik ſchreiben unter dem Titel: Goethe und das Wichtigſte aus der Poeſie, oder eine Geſchichte von Polen unter dem Titel: Kosciusko und das Wichtigſte aus der polniſchen Geſchichte! — In dem Buche ſelbſt iſt viel Okenſches Syſtem und viel Naturphiloſophie zurechtgeſetzt und reproducirt worden; der Verfaſſer hat uns die Natur klein zugeſchnitten; von den Infuſorien bis zum Elephanten, vom Schimmel bis zur Palme, vom Sandkorn bis zum Sirius hinauf, hat er Alles ſecirt, auseinander gelegt und in der Retorte ſeiner Reflexionsweiſe deſtillirt. Als Kleinhändler iſt der Verfaſſer überall am glücklichſten; mit Würmern, Käfern, Quabben, Polypen geht der Verfaſſer um wie mit Seinesgleichen. An den höchſten Potenzen und den größern Maſſen der Natur ſcheitert nicht ſelten ſeine Kraft. Dann nimmt er einen hohen Schwung an, verliert ſich in ſentimental religiöſe Betrachtungen, haranguirt bald den Sohn des Staubes, bald die göttliche Vorſehung, die Vernunft, die gütige Natur, und redet ſie ſchlicht bürgerlich mit Du an. Es fehlt überhaupt an ſyſtematiſcher Gliederung, an Bindung, an dem lebendigen Organismus, der in den Okenſchen Lehrbüchern Alles in Wechſelbeziehung und Aufeinanderwirkung ſetzt, an der conſequenten Durchführung, die vom urſprünglich Einfachſten aus- und zum Zuſammengeſetzten übergeht, die jenes in dieſem vollkommener, dieſes in jenem wenigſtens als Prototypus angedeutet auffinden lehrt. Wie zufällig ſtehen die Kapitel Waſſer, Luft, Knochen, Muskeln, Nerven nebeneinander. Das funfzehnte Kapitel, welches eine comparative Naturgeſchichte enthält und das Reich der organiſchen Geſchöpfe als eine fortgeſetzte Linie, als eine progreſſive, zu immer höhern Potenzen anſtrebende, in einanderhängende lebendige Reihe, und die einzelnen Punkte darin, die Individuen, ihrer Beſtimmung und ihrer Stellung im Ganzen nach, als in ſich vollendet betrachtet, iſt das intereſſanteſte, lebendigſt geſchriebene, am genaueſten ausgearbeitete. Wir ſehen von der Pflanze an, die ihr Höchſtes in der Blüthe, dem Analogon des thieriſchen Gehirns, erreicht, durch die Infuſorien, durch die Polypen, die mehr pflanzenhafter Darm als Thier ſind, durch die Muſchelthiere, in denen die Gliedmaßen, Maul, Fühlfäden u. ſ. w., ſich bereits andeuten, durch die Inſekten, in denen ſie ſich ſondern, die aber bei aller äußern Pracht innerlich leer, ärmlich und hohl ſind, durch die ſtumme Klaſſe der Fiſche und das träge Reich der Amphibien hindurch, wo die innern Theile höhere Bedeutung empfangen und im Froſch ſchon eine Stimme laut wird, die Natur ſich aufbauen und fortſchreiten zu dem vollkommner gebildeten leichtſinnigen Volk der Vögel, an denen der Kopf ſich plötzlich abſondert vom Rumpf, dem glücklichen, ewig fröhlichen Geſchlecht, deſſen Knochen nichts ſind als Luftkanäle, endlich bis zu dem Reich der Säugethiere, deſſen Koloſſe wie Miniaturgebilde eine verſtändige Thätigkeit entwickeln und an deſſen Spitze der wohlgebildete und bildſame

Menſch ſteht. In dem Menſchen wirken durch chemiſche Prozeſſe, durch Athmen, Ernährung und Verdauung alle Elemente; er iſt ein Kampf- und Tummelplatz der geſammten planetariſchen Kräfte, ein wirklicher und wahrhafter Mikrokosmus. Das letzte Kapitel handelt von der Sympathie. Schon das Eiſen, das vom Lichte ſich abwendet, iſt thätig, hat geiſtige Regſamkeit im Magnetismus, Liebe und Haß, Mitgefühl und Mitleidenſchaft. Metallſchmelz erſcheint auf den Flügeldecken der Inſekten; Eiſen iſt vorhanden im Blute des Menſchen. Ja! das Eiſen — beſonders zu unſrer Zeit. Wir ſind dreimal gepanzert, von in einander geſchachteltem Erz; wir haben das Eiſen doppelt in uns, ſeitdem wir ſeinen ſchlagfertigen Gebrauch nach außen hin verlernt, ſeitdem wir mit Gold- und Silberbarren die Bahnen der Hiſtorie ausgelegt und gepflaſtert, ſeitdem wir das Lumpenpapier zum thätigen Bewegungsprincip oder vielmehr zum ſtockenden Schimmel der Geſchichte gemacht haben. Denn die Geſchichte unſrer Staatspapiere iſt fortan auch die Geſchichte unſrer Staaten, die vom Papier, alſo von den Lumpen, ausgeht und von den Lumpen ſich beſtimmen läßt. 88.

* * *

Leo der Große und ſeine Zeit. Von Wilhelm Amadeus Arendt, Profeſſor an der Univerſität zu Mecheln. Mainz, Kupferberg. 1835. 487 S. gr. 8.

Der Verf. dieſer mit Einſicht und Sorgfalt geſchriebenen Vorarbeit zu einer künftigen Kirchengeſchichte des Mittelalters hatte in Berlin Philoſophie und Theologie ſtudirt, wurde Licentiat der proteſtantiſchen Facultät zu Bonn und trat ſpäter dort zum Katholicismus über. Wir wiſſen nicht, ob das Studium der Entwickelung des chriſtlichen Lehrbegriffs im Mittelalter ihn ſchon vor ſeinem Uebertritte vorzugsweiſe beſchäftigte, oder ob daſſelbe Folge ſeines veränderten Glaubensbekenntniſſes war. Jedenfalls bedingte das Eine das Andere, und vielleicht gehört überhaupt ein gänzliches Aufgeben ſeiner Zeit und eine verſinkende Intuition der mittelalterlichen Ideen dazu, um einen Uebertritt, auf Ueberzeugung geſtützt, möglich zu machen. Ein Religionswechſel iſt ſo ſehr Sache der Perſönlichkeit, daß niemand ſich zum Schiedsrichter darüber aufwerfen zu wollen öffentlich Miene machen ſollte. Iſt der Uebertritt Anforderung des Herzens, Bedürfniß der aufgeregten Gefühle, ſo hat die Befriedigung deſſelben alle Genugthuung in ſich, und jedem dreiſten Frager iſt der Mund geſtopft. Die Sache der Perſönlichkeit ſchlichtet die Perſönlichkeit ſelbſt, und in der Befriedigung des ſubjectiven Bedürfniſſes liegt die Rechtfertigung deſſelben. Etwas Anderes iſt es jedoch, wenn der Uebertretende in ſeiner neuen Kirchengemeinſchaft Lehrer des Dogmas wird, wenn er als Theolog ſein Bekenntniß ändert. Alsdann gehört der Schritt weit mehr der Oeffentlichkeit, mindeſtens der Wiſſenſchaft an, und es wird Gegenſtand von allgemeinerem Intereſſe, ſeinen Standpunkt zur alten Confeſſion, die er verließ, und zur neuen, der er jetzt als Kirchenlehrer huldigt, kennen zu lernen. Von einem überſchwenglich reichen

Zuge des Gemüthes, von einem vorzugsweiſe phantaſievoll aufgeregten Geiſteszuſtande, iſt aber bei unſerm Verf. um ſo weniger die Rede, da er ſich, wie ſeine Darſtellung reichlich erweiſt, die Freiheit proteſtantiſcher Forſchung in jeder Weiſe erhalten hat. Das vorliegende Werk giebt in weltlicher und kirchlicher Entwickelung eine Geſchichte des Chriſtenthums, von dem Moment an, wo es unter Konſtantin Staatsreligion wurde, bis zum Untergange des weſtrömiſchen Kaiſerreichs, zum Beginn des Mittelalters. Mitten unter ſittlicher Entnervung des ſüdlichen Polytheismus und dem Andrange nordiſcher Barbarei erzeugt ſich die Nothwendigkeit, daß die chriſtliche Lehre ſich in der Außenwelt Raum ſchafft und ſich in den Formen einer Kirche ausprägt. Der Biſchof von Rom wird ein König des Geiſterreichs, der ſeine magiſchen Kreiſe durch den Erdraum zieht, in immer weitern Linien und ſo über die animaliſchen Mächte der Welt triumphirt. Dies iſt das Zeitalter Leo's des Großen. Es iſt die Entwickelung des Chriſtenthums zum reinſten Katholicismus. Der Katholicismus feiert hier ſeine unſchuldige, jungfräuliche Blüthenzeit. Es realiſirt ſich eine allgemeine chriſtliche Kirche, und der Hiſtoriker, der dieſe Epoche darſtellt, muß dieſer Katholicität unbedingt huldigen. Trotzdem wuchert ſchon hie und da die Häreſie, als Vorbote künftiger Spaltungen. Deshalb haben wir ſchon jetzt darauf zu wachen, wie ſich der Kirchenhiſtoriker zu dieſen Erſcheinungen ſtellt. „Von größter Wichtigkeit" — ſagt unſer Autor — „iſt der Einfluß, den die entſtehenden Häreſieen auf die Entwickelung der Lehre ausübten, denn durch ſie tritt innere Nöthigung einer weiteren Auseinanderſetzung des in einfacher Form Gegebenen ein, und indem ſie dem Irrthum feſte und beſtimmte Geſtalt geben, zwingen ſie die Wahrheit, aus ihrer Unmittelbarkeit hervorzutreten, ſich zu entfalten, was ſie nicht anders kann, als indem ſie ſich in ihre einzelnen Momente zerlegt. Der Glaube fordert ſeiner Natur nach ein ſich Unterwerfen des Subjects. Die Häreſie beſteht nun eben in einem Geltendmachen der Subjectivität, nicht einer Allgemeinheit, wie die Kirche es iſt, ſondern die individuelle Vernunft wirft ſich hier zur Richterin auf, ſie beſtimmt, was anzunehmen, was zu verwerfen, in welchem Sinne die Lehre zu verſtehen, wie die ſie enthaltenden Stellen der Schrift auszulegen ſeien." Dies iſt eben ſo klar wie ſchlagend. Der Verf. hängt mit Liebe an dem Gedanken der Verkörperung einer allgemeinen chriſtlichen Kirche, wie derſelbe ſich wirklich in der Zeit, die unſer Autor darſtellt, verwirklichte. Wie nun aber, wenn dieſer Körper der ſichtbaren Kirche mürbe, krank, ſiech wird, und dem Schickſal aller äußeren Erſcheinungen unterliegend, an ſich ſelbſt abſtirbt? Wie dann, wenn die Subjectivität, die anfangs zwar, ſo lange die Objectivität der allgemeinen Kirche in Kraft und Fülle der Geſundheit blüht, ihre Stirn an der feſten Form des Lebens zerſtößt, allmälig aber ſicher und unaufhaltſam eine Macht gewinnt, vor deren Urtheil alle Geſtaltungen der Welt zerbrechen, wie dann, wenn eine Zeit erſcheint, wo dieſe Subjectivität ſich ſo tief in dem geiſtigen Gehalt der Religion ſichert, daß ſie die Allgemeinheit einer unſichtbaren Kirche erringt, die der äußern Objectivität nicht weiter bedarf? Dies iſt die Bedeutung des Proteſtantismus. Wie ſteht es dann mit dem Bekenntniſſe und der Lehre des Verfs., wenn er die Geſchichte des Mittelalters beſchrieben hat und ſich dem Zeitraum naht, wo die äußere Einheit der Kirche zerfällt und der matt gewordene Körper derſelben keine Regeneration erleben kann? An einer andern Stelle ſeiner Schrift nennt er die Schismen und Häreſieen negative Facta der chriſtlichen Geſchichte, nothwendige Negationen, in denen ſich das Poſitive (die katholiſche Lehre) ihrer Momente entäußere. Der Verf. hat ſich der Hegelſchen Anſchauungsweiſe vom Proceß geſchichtlicher Entwickelung ſo ſehr bemächtigt, daß er ſich ihrer nicht entſchlagen kann. Dies kommt uns ganz zu Statten. Wenn nämlich der Zeitpunkt erſcheint in der Geſchichte, wo das Poſitive ganz in die Negation, das Sein in ſein Andersſein übertritt: wo bleibt da die objective Kirche, wie ſteht der Verf. dann zum Katholicismus? Wir brechen mit dieſer Frage ab und warten auf die Beantwortung derſelben, die ſich aus der Art und Weiſe ergeben wird, wie ſich der Autor in ſeiner künftigen Geſchichte des Mittelalters zu ſeinem Stoffe ſtellen wird. 27.

Feuilleton.

—Im „Organ des deutſchen Buchhandels,“ redig. von H. Burchhardt, wird gegen die neuerrichtete Buchhandlung von C. Löwenthal in Mannheim heftig Beſchwerde geführt, daß ſie mit ſolchen Werken, wie Gutzkow's eben erſchienene „Wally, die Zweiflerin,“ debütire, und überhaupt Miene mache, in ihren Verlagsartikeln eine beſtimmte, beſonders gegen das Chriſtenthum gerichtete Tendenz zu befolgen. Wir erfahren bei dieſer Gelegenheit, daß dieſer neue Buchhändler, Herr Löwenthal, jüdiſcher Abkunft, was unnöthig war hervorzuheben, da dies in unſerer Zeit in keiner Weiſe zu Mißachtung und Vorurtheil gereichen kann, obwohl man freilich meint, daß ein Jude eher geneigt ſein dürfte, als ein Anderer, Werke, die zur Vernichtung und Verhöhnung des Chriſtenthums geſchrieben ſind, wie Gutzkow's Wally, zu verlegen und zu veranlaſſen. Dies wäre eine harte, und im Allgemeinen irrige Annahme; ſo viel will ich nur ſagen, weil ich den einzelnen und beſondern Fall hier nicht beurtheilen kann. Der Verfaſſer jenes Artikels hat aber offenbar Unrecht, wenn er darauf antragen will, die genannte Handlung, welche ſolche Tendenzen zeige, nur lieber gleich von Seiten der Regierung wieder zu ſchließen. Dies wäre noch ſchöner, wenn es ſo weit unter uns kommen ſollte! Eine Buchhandlung braucht für die Tendenz ihrer Verlagsartikel nicht verantwortlich zu ſein, weil ſie ſich auf die im Staate herrſchende Cenſur berufen kann, und wenn davon (wie bei dieſer „Wally,“ die nicht unter Cenſur gedruckt iſt) gewiſſe Ausnahmen ſich geltend machen können, ſo bleiben ſie immer geſetzlich und ſind durch die Geſetze möglich geworden. Man glaube hier nur nicht durch Zwangsmaßregeln etwas zu wirken! Man laſſe Alles gewähren, man verbiete nichts, und ehre die geiſtige Würde einer unendlich ſtrebſamen Zeit, denn das Nichtige und Unhaltbare muß ſich durch die unwiderſtehliche Dialektik der Tagesmeinungen von ſelbſt wieder vertilgen! Uebrigens glaube ich auch, daß Hr. Löwenthal fälſchlich angeklagt wird, denn Hr. Gutzkow iſt vielleicht mehr der Stifter jener neuen Leihbuchhandlung des jungen Deutſchlands, als Hr. Löwenthal ſelbſt! —

* * *

—Da eben von einer antichriſtlichen Buchhandlung die Rede war, ſo kann ich zum Gegenſtück ein antijüdiſches Kaffeehaus nicht unerwähnt laſſen, vor deſſen Thür ich hier in Hamburg gerade jetzt ſitze, um dieſe Notizen mit Bleifeder in mein Feuilleton einzutragen. Dies iſt das am Jungfernſtieg vor dem blauen Alſterbaſſin ſchöngelegene Kaffeehaus, welches durch den aus den Zeitungen bekannt gewordenen, ſehr thatſächlichen Streit zwiſchen den jüdiſchen und chriſtlichen Beſuchern deſſelben faſt zerſtört worden war. Die Herren Perini und Joſty, die Beſitzer, haben dieſe Alſterhalle jetzt von Neuem auf das Geſchmackvollſte ausbauen und einrichten laſſen, aber gewiſſermaßen nur als einen Privatverein, von deſſen Theilnahme die — Juden ausgeſchloſſen ſind. Wer nämlich dieſe Halle beſuchen und dort ſeinen Kaffee oder ſein Eis einnehmen will, muß ſich zuvor bei den Beſitzern perſönlich; um eine Eintrittskarte melden, die Denjenigen, welcher die unvertilgbaren Formen Abrahams und Iſaacs ſehr deutlich auf ſeinem Antlitz trägt, verweigert wird. Obwohl die Wirthe von den übermüthigen hamburger Judenjünglingen allerdings vielen Schaden gehabt haben, ſo kann dies doch ſchwer gebilligt werden. Ich bin zufällig auch ein Chriſt (wenn die berliner Pietiſten mir das erlauben!) und habe deshalb hier auch freies Sitzen. Ich freue mich jetzt alle Tage meines Chriſtenthums bei einer Taſſe Kaffee, die mir zur Verdauung unentbehrlich iſt. Und da geht mein wackerer Freund Gabriel Rießer vorüber! Was ſagt dieſer tapfere, und am meiſten dadurch gekränkte Ritter der Emancipation dazu? Er will ſich künftig in Süddeutſchland anſiedeln. —

* * *

— Der Verfaſſer der kleinen Schrift: „Goethe und ſein Jahrhundert,“ die (aus der Minerva beſonders abgedruckt) in der Bran'ſchen Buchhandlung in Jena erſchienen, ſoll Rehberg ſein. —

* * *

— Ludwig Tieck hat „geſammelte Novellen, vermehrte und verbeſſerte Auflage“ (Breslau, Max, bis jetzt 4 niedlich gedruckte Bändchen) herausgegeben, an denen mir bloß die Vorrede auffallend und beſprechenswerth erſcheint. Sie klingt mir wie eine Stimme in der Wüſte, hertönend von einem Manne, der längſt nicht mehr recht orientirt iſt in Literatur und Zeit und in der Stimmung ſeiner Nation, und der ſich in eine vornehme Iſolirung gegen das ſich fortbewegende deutſche Leben abgeſperrt. Tieck meint in dieſer wehmüthig altklugen Vorrede: „wir litten an Syſtemen aller Art, an einer ſonderbaren Freigeiſterei (ach!) in Betreff der wichtigſten Gegenſtände; die neuen Lehren erſetzten durch heftigen, ſchnellwechſelnden Sinn die Gründlichkeit“ ꝛc. ꝛc.; Tieck meint: „die Unabhängigkeit des Poeten ſei ſchlecht beſtellt in ſo unruhiger Geſellſchaft der Zeitgenoſſen; der Poet, der ſich dermalen in der freien, grünen Landſchaft ergeht, ſolle eingefangen und auch in der Meinungsfabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und ſtets thätiger Knecht, zum Beſten des allgemeinen Wohles angeſtellt werden.“ Dann tröſtet ſich Ludwig Tieck, daß auch dieſe Periode, „wie ſo manche andere,“ vorübergehen werde: „mögen zuweilen Larven und geſpenſtiſche Wunder unten im Nebel des Muſenberges ſchwärmen und tanzen, ſo bleibt Apollo in lichten Regionen doch ſtets der heitere Gott!“ — Ach, mein guter, großer Landsmann Ludwig Tieck, mit Deinem Apoll und Deinen grünen Muſenbergen und romantiſchen Wieſen, denkſt Du, daß die uns fehlen, und daß wir wieder glücklich werden könnten, wenn wir nur die märchenhafte Waldeinſamkeit wieder hätten und noch einmal Geſchmack an Deinen Waldgedichten und Echoſonetten und muſikaliſchen Naturphantaſien gewännen? O für wie kindiſch hältſt Du uns, Meiſter! Dich gelüſtet noch immer nach der alten, in Gefühlen verlornen Poetaſterei, und die Nation ſtrebt in ſchmerzlichen Zuckungen geſunde, tüchtige, praktiſche Lebenszuſtände an! Merkwürdig bleibt es immer, daß Tieck ſeine erſte Periode der Waldromantik und Märchenlyrik gar nicht vergeſſen kann, und daß er, nach einer viel bedeutenderen Zwiſchenſtufe, die „das Dichterleben,“ der „Aufruhr in den Cevennen“ und manche andere meiſterhafte und geniale Novelle, ausfüllen, jetzt in ſeinen letzten wieder zu den alten Klängen und Zaubern zurückkehrt. In jenen Novellen war Tieck auf einen höheren, weltpoetiſchen Kothurn getreten, von dem er nun ſchon wieder herabgeglitten iſt, um in ſolchen unbegreiflichen Machwerken, wie die „Reiſe ins Blaue hinein,“ die „Vogelſcheuche“ und andern, wieder nach den Elfen und Kobolden ſeiner Jugend zu jammern. Die meiſten Verehrer Tiecks haben auch in der That nur die lyriſche Epoche an ihm verehrt, obwohl mit großem Unrecht. Dies war im Jahre

1833 in Berlin, wo Tiecks Geburtstag durch eine glänzende Soirée im engliſchen Hauſe begangen wurde, recht deutlich zu erſehen, indem die ausgebrachten Toaſts immer nur dem Dichter des Octavianus und der Genoveva und des Phantaſus galten, ſtatt daß man den Novellendichter hätte leben laſſen ſollen; ein Feſt, das ſeitdem nie wiederholt worden iſt, und an dem ich einer Dame gegenüber ſaß, die offen genug war zu geſtehen, daß ſie nie in ihrem Leben etwas von Tieck geleſen, und wo an einem andern Tiſch eine griechiſch-philologiſche Geſellſchaft ihren Wein bloß deshalb auf Tiecks Wohl trank, weil ſie ſich an den Abend in dieſem Saal zu verſammeln pflegte und ihre Zuſammenkünfte nicht gerade hatte ausſetzen wollen. — Was nun den Inhalt der obengenannten neuen Novellenſammlung anlangt, ſo befaßt ſie folgende Erzählungen: Der Waſſermenſch; der Mondſüchtige; Weihnachtabend; das Zauberſchloß; Uebereilung; der wiederkehrende griechiſche Kaiſer; der Gelehrte; die Ahnenprobe. —

* * *

— Neulich ſah ich auf dem Sommertheater in Tivoli, wo man die luſtigſte hamburger Bevölkerung antrifft, eine Parodie der Auber'ſchen Oper: „Guſtav, oder der Maskenball," worin der Hauptheld, König Guſtav von Schweden, auf dem Theaterzettel folgendermaßen angekündigt wird: „Guſtav, Wirth im König von Schweden und Inhaber des Gaſthofes: Hotel de Norwegen, ein Menſch ohne Vorzüge und Anzüge, lebt eingezogen, iſt unerzogen, wird aufgezogen, iſt unglücklich verliebt und bleibt aus Gram darüber am Leben." Das Ganze war ſchlecht genug, bis auf den Schluß, wo die Ermordung Guſtavs durch Ankarſtröm auf einem Ball ſehr glücklich benutzt iſt, das Attentat auf Louis Philipp und die Höllenmaſchine Fieschi's zu parodiren, welche letztere in Form eines alten Schemels produzirt wurde. Wer hätte dieſe ariſtophaniſche Keckheit auf einem hamburger Volkstheater erwartet, vor dem ſich meiſtentheils nur die Prieſterſchaft der Venus vulgivaga zu einem Rendezvous einfindet, und man unter den Houri's im mahomed'ſchen Paradieſe zu ſitzen glaubt. Es iſt aber überhaupt kein Zweifel, daß man Wunder erleben würde an dem weltſatyriſchen Talent der Deutſchen, wenn es einmal freigegeben wäre und in größeren Dimenſionen der Oeffentlichkeit ſich regen könnte! —

* * *

— **F. K. von Strombeck** in Wolfenbüttel, der kürzlich von einer größern Reiſe nach Italien zurückgekehrt iſt, wird ſeinen höchſt intereſſanten „Darſtellungen aus meinem Leben und meiner Zeit"*) (Braunſchweig, 1833. 2 Bde.), wovon eine zweite Auflage im Werke, einen dritten Band hinzufügen, welcher die Ausbeute und Erlebniſſe dieſer italieniſchen Reiſe enthalten ſoll. Bei dem vortrefflichen, plaſtiſchen Darſtellungstalent Strombeck's, und der vielfältigen und ſeltenen Berührungen, in die er in Italien gekommen, darf man ſich viele anziehende Mittheilungen verſprechen, beſonders aus dem Leben und den Verhältniſſen einiger berühmten italieniſchen Gelehrten, und überhaupt aus den gegenwärtigen litrariſchen Zuſtänden Italiens, die bisher von Reiſenden wenig berührt und geſchildert ſind.—

* * *

— Nach einer beſtimmten Nachricht, die uns aus Tübingen zugeht, lebt daſelbſt noch der unglückliche Dichter **Hölderlin** in der Verborgenheit, vom tiefſten Wahnſinn umfangen, in dem ihn ſein unbegreifliches und beiſpielloſes Schickſal nun ſchon faſt ſeit dreißig Jahren ununterbrochen gefeſſelt hält. Dies zur Berichtigung einer Notiz, die wir in einem frühern Stück dieſer Blätter gegeben. —

---

*) Eine ausführliche Anzeige davon gab ich in der Preußiſchen Staatszeitung, 1833. Nr. 197.

* * *

— Prof. C. F. Wurm in Hamburg, der ehemalige Redacteur der Kritiſchen Blätter der Börſenhalle (die nicht mehr exiſtiren), arbeitet gegenwärtig an einer ausführlichern Geſchichte Englands, für welche er ſeit längerer Zeit geſammelt, und die beſonders einen genauen Bezug auf die engliſche Verfaſſung nehmen wird, die allerdings ein bedeutendes und immer wichtiger werdendes Capitel auch für die Conflicte unſerer Zeit iſt, und durch ſcharfe hiſtoriſche Entwickelung ihr gerechteſtes Verſtändniß empfängt. —

* * *

— Die Akademie der Künſte in Berlin hat einen Preis auf eine muſikaliſche Compoſition für die Altſtimme geſetzt, um die Ausbildung derſelben, die in den neuern Opern ſo ſehr vernachläſſigt wird, wieder zu begünſtigen. In den italieniſchen Opern diente der Alt oft als ein beſonderes Reizmittel für die Sinnlichkeit, und die Componiſten ſetzten viele Männerrollen in dieſer Tonart, um dadurch die ſchönen Beine einer beliebten Sängerin in enge Beinkleider zu zwängen. Seitdem iſt man auf die Entdeckung gekommen, daß man im Ballet, dieſem royaliſtiſchen Syſtem der Bewegung, daſſelbe und noch viel mehr haben kann, und die neuern Componiſten ſchreiben ſeitdem ſelten mehr eine raffinirte Heroenpartie für einen weiblichen Alt, überhaupt aber wenig und Unbedeutendes für dieſe Stimme. Welches jedoch auch die Urſach der Vernachläſſigung dieſer Tonart ſei, ich kenne manches tiefe Mädchen, d. h. mit einer tiefen Stimme begabte, deren ſchönes Talent beim Theater unbeachtet und unbelohnt bleibt, weil es zu wenig verwandt werden kann. Jedenfalls iſt es löblich, daß für den Alt, dieſe wahre Delikateſſe in der Muſik, etwas Aufmunterndes geſchieht, nicht bloß der Theaterſängerinnen wegen, ſondern auch für die Kirchenmuſik, die oft ihre erhabenſten und ſchönſten Wirkungen durch ihn erreicht. Möchte den dramatiſchen Dichtern bald dieſelbe akademiſche Aufmerkſamkeit widerfahren, als jetzt den Altiſten! Denn die Akademie der Künſte in Berlin verhieß bekanntlich ſchon vor einigen Jahren eine öffentliche Concurrenz für das Drama zu eröffnen. Wenn wir auch für die nächſte Zeit nicht viel davon erhoffen, ſo wäre es doch für's Erſte ein gutes Signal, das man in den heutigen Zuſtänden der Literatur gar nicht verachten darf. —

* * *

— Ueberall trifft man Berliner! Die überwiegende Mehrzahl der Reiſenden und Bäderbeſuchenden beſteht auch in dieſem Jahr wieder aus Berlinern, wie man in den Fremden- und Badeliſten aller Orten erſehen kann. Dieſen meinen wunderlichen encyclopädiſchen Landsleuten, die überall ihren aus Intelligenz und Ennui gemiſchten Charakter verrathen, iſt zu Hauſe nicht wohl, darum reiſen ſie viel, und wenn ſie in der Fremde ſind, fallen doch alle Vergleiche, die ſie geſchäftig anzuſtellen wiſſen, immer und immer nur zum Vortheil Berlin's aus, nach deſſen Sand ſie ſich endlich, ſie wiſſen ſelbſt nicht warum, wieder zurückſehnen. Dies iſt ein hervorſtechendes Merkmal der Berliner Reiſenden, die Yorick zu ſignaliſiren vergeſſen, und woran du ſie ſchon auf der erſten Station im Poſtwagen belauſchen kannſt. Beim Mangel eines beſtimmt gefärbten Dialekts, macht ſie ihre Dialektloſigkeit gleich gegen einander kenntlich, und gewiſſe Ausdrücke und Manieren, die ihnen in der That ſtatt eines förmlichen Reiſepaſſes gelten könnten. Geſtern an der Table d'Hôte im Hôtel de Belvedere ſaß Jemand neben mir, dem bei der in Hamburg ſo berühmten und beliebten Mackturtel-Suppe plötzlich „wabbelig" wurde, und nachher moquirte er ſich über dieſe Suppe. Ich begrüßte ihn ſogleich mit ſtürmiſcher Freude als meinen Landsmann. Nur ein Berliner kann „wabbelig" werden, und ſich nachher noch moquiren. —

Hamburg, den 15. September 1835.

Correſpondenz.

Paris, im September 1835.

Können Sie ſich einen Begriff von einer geſetzgebenden Verſammlung machen, deren Majorität zu zwei Drittheilen aus öffentlichen Beamten, die von der Regierung große Beſoldungen beziehen, und zu einem Drittheil aus Neophyten beſteht, die nur darnach ſtreben, es zu werden, daher auch keine Unwürdigkeit ſcheuen, um ſich die Gunſt der Regierung zu verſchaffen? Wenn Sie es nicht können, ſo thun Sie am klügſten, in Ihrer glücklichen Unwiſſenheit zu verharren; denn es giebt ſchreckliche, ja ſelbſt Schauder erregende Bilder, die uns anzuziehen und zu feſſeln vermögen, die Selbſtſucht und die Habgier aber in ihrer ganzen Blöße erregen Ekel und ſtoßen uns ab. Ich wenigſtens kann mir kein ekelhafteres Schauſpiel vorſtellen. —

Können Sie ſich aber einen Begriff machen von einer literariſchen Zunft, von einer Schlafmützen- und Pantoffelliteratur, die man nach Franken und Centimen ſchätzt, die man nach Maaß und Gewicht verhandelt und vertrödelt? Können Sie auch dies nicht, ſo thun Sie wieder am klügſten, den 99ſten Theil der Bücher, die Ihnen von jenſeits des Rheins in die Hände gerathen, ungeleſen auf die Seite zu ſchieben, um es nicht erfahren zu müſſen.

Sind Sie aber ſo neugierig, noch mehr wiſſen zu wollen, ſo ſteht Ihnen Folgendes zu Dienſten: Ich bin mit einer wirklich bewunderungswürdigen Ausdauer der Berathung über die von unſeren kleinen Polignac's reſtaurirten und rehabilitirten Ordonnanzen Carls X. gefolgt; ich komme eben aus der Sitzung vom 28., und bewegt von dem Eindrucke, den ſie in mir zurückgelaſſen hat, ſchreibe ich Ihnen dieſe Zeilen. Glauben Sie nicht, daß die Oppoſition ihrem Feinde Schritt für Schritt das Schlachtfeld ſtreitig gemacht habe, keineswegs, dies wäre auch vergebliche Mühe und unnützer Zeitverluſt geweſen, mit dem beſten Willen wäre ihr dies übrigens unmöglich geweſen, denn es gehört wahrlich ein ganz eigenes Organ und ganz beſondere Lungenkraft dazu, um zu den 200 Männern vom Centrum zu ſprechen, wenn ſie Einen nicht anhören wollen, die übrigens ſchon Alles beſſer wiſſen, wie andere Leute, denn ſie lachen ja zum Platzen, wenn ihnen Hr. Arage den guten Rath giebt, lieber in ihre Dorfſchulen zurückzukehren, um die Anfangsgründe der Arithmetik zu lernen, wenn ſie Hr. Royer-Collard der Unrechtlichkeit anklagt, wenn ihnen Hr. Dupin zuruft: ihr verletzt ja die Charte auf eine unverſchämte Weiſe. Iſt dies nicht Beweis genug, wie weit es die Leute in der Moral und der Politik gebracht haben? Wenn ſich nun ein Deputirter der Oppoſition auf der Rednerbühne ſehen läßt, ſo erhebt ſich ſofort von allen Bänken des Centrums ein Gebrüll, ein Gemurmel und Unterbrechen, daß es Einem wie ein hölliſcher Sabbat vorkommt. Der Redner verläßt zuweilen die Tribüne ohne ſich einen Augenblick Ruhe verſchafft zu haben. Und das nennt man Redefreiheit! Die Miniſter ſelbſt ſehen ſich zuweilen genöthigt, den Eifer ihren Diener zu beſchwichtigen. — Sie ſehen wohl ein, daß mit ſolchen Weien von einer vernünftigen, logiſchen und gründlichen Verhandlung nicht die Rede ſein kann. Die Oppoſition war aber auch weit davon entfernt, ſich irgend einen Sieg zu verſprechen, ihr einziger Zweck war, gegen eine ſo offenbare Verletzung der Charte zu proteſtiren. Dies hat ſie auch gethan, die eminenteſten Talente der Kammer haben das Geſetz als unwürdig dargeſtellt. Das Miniſterium glaubt zwar daſſelbe durch das Votum der Majorität heiligen zu können, geſetzlich wird ihr dies völlig gelingen, moraliſch aber niemals. — Sie werden mich vielleicht fragen, warum Carl X. ſo thöricht geweſen ſei, ſeinen Thron nicht mit republicaniſchen Inſtitutionen umgeben zu laſſen, um ſeine Ordonnanzen durchzuſetzen, und Sie haben vollkommen Recht; er hätte nur dies zu thun brauchen, und der fromme Mann jagte noch zur Stunde in einem von ſeinen ſchönen Forſten, die er ſo ſehr bedauern ſoll. Republicaniſche Inſtitutionen mit einer monarchiſchen Regierung haben noch Niemand Leid angethan, auch dem Ehrgeizigſten nicht, ſie ſind ſanft und fügſam, wie die Lämmlein; die Gegenwart beweiſt es zur Genüge. Armer Lafayette! Gott vergeb dir deine Sünde. — Wenn Sie mich aber fragen, woher dieſe Dreiſtigkeit unſerer Miniſter, wenn ſie nicht auf die Majorität des Volkes zählen können? und wenn Sie ſich darüber wundern, daß dennoch in ganzen Lande Ruhe herrſcht, — daß keine Provinz ſich erhebt, — daß keine Stadt von ihrem Petitionsrechte Gebrauch macht, ſo kann ich Ihnen darauf nur folgende zwei Antworten geben: Ahnte denn Carl X. am 26. Juli, was am 27. vorfallen werde? Er jagte ganz ruhig in Rambouillet. Meine zweite Antwort iſt eben ſo einfach: wenn wir unſere Rechte nicht zu wahren verſtehen, ſo werden wir ſie doch wiederzuerobern wiſſen. Ja, es herrſcht wirklich Ruhe im ganzen Lande, der Grund davon iſt aber nicht, daß ſich das Volk an die monſtröſen Geſetze Perſil's anſchließt, es baut vielmehr auf die Zukunft. Laſſen wir nicht außer Acht, daß wir in wenig Jahren ein ganzes Jahrhundert durchlaufen haben, das heutige Frankreich iſt nicht mehr das der Reſtauration, nicht mehr das Frankreich von 1830, es iſt eine ganz neue Gedankenwelt, in der wir leben. Wir ſtudiren einander, wir ſtellen unſern Glauben, den man uns gewaltſam zerſtört hat, wieder her, wir befeſtigen uns in unſerer Ueberzeugung, wir ſind mit Einem Worte in einem Zuſtande des Zweifels, der dem Glauben voranzugehen pflegt, in einem Zuſtande der Anarchie, der nach Ordnung zielt. Nicht die Politik allein, auch die Literatur, ja ſelbſt die ganze Geſellſchaft iſt durch den gewaltigen Stoß, der uns im Juli 1830 auf einen ganz fremden Boden verſetzt hat, aus dem Gleiſe gebracht worden. Wir müſſen uns erſt wieder erkennen. — Das Perſil'ſche Geſetz ſteht in einem zu großen Widerſpruche mit den Anforderungen der Zeit, als daß man von ihm zu fürchten brauchte, es möchte nur die geringſte Reaction bei den Männern des Fortſchreitens hervorbringen. Es iſt nur ein einziger Waſſertropfen in die Flamme. — Glauben Sie mir, die Gemüther ſind wirklich im Fortſchreiten begriffen, der Beleg dafür iſt aber keineswegs in unſerer modernen Literatur zu ſuchen, denn noch nie war Frankreichs Literatur in einem traurigern Zuſtande, als gerade jetzt. Die Republik der Wiſſenſchaften iſt von demſelben merkantiliſchen Selbſtſuchtsfieber ergriffen, das unſere Regierung und ihre Auserwählten verzehrt. Die Profeſſion eines Schriftſtellers wird eben ſo verächtlich, als die eines Krämers. Lumpenſammler ſind zu Schriftſtellern geworden. Dies ſcheint auch Hr. Viennet haben andeuten zu wollen, indem er vor Kurzem eine ſehr lebhafte Correſpondenz mit den Mauleſeln Don Miguel's unterhalten hat (er hat eine poetiſche Epiſtel an ſie gerichtet), und ſich jetzt an ſeine neuen Collegen mit einer Epiſtel wendet (Epitre aux Chiffonniers de Paris. — Chiffonnier bedeutet aber auch einen Mährchenerzähler, einen Schwätzer, oder auch einen urtheilsloſen Menſchen). Es giebt aber auch viele von unſern Autoren, die, obgleich ſie ſich öffentlich die größten Lobſprüche ſpenden laſſen, ſich unter vier Augen einander den geringen Werth ihrer Geiſtesproducte eingeſtehen, und wenn ſie es ſich auch wirklich verbergen wollten, ſo würden ſie doch allzubald durch die abſurden Lobhudeleien ihren beſoldeten Freunde zu der richtigen Ueberzeugung gelangen müſſen. Leſen Sie nur die Recenſionen in der Revue des deux Mondes, der Revue de Paris, der Epoque und andrer Revues von dieſer Sorte, ſo wie in unſern politiſchen und literariſchen Blättern, und geſtehen Sie, ob man ſchlechter von ſeinen Freunden bedient werden kann, als es dort geſchieht. Hüten Sie ſich aber vorzüglich, ein Wort davon zu glauben, was Sie dort leſen, ein Werk, wovon man Ihnen eine ganze Reihe von Ausgaben aufzählt, deſſen erſte Ausgabe verfault in ihrer urſprünglichen Jungfräulichkeit in dem Keller des Verlegers; von einem andern wird behauptet, es habe dem Verfaſſer 1000 Rthlr. eingebracht, dafür hat er höchſtens 100 Rthlr. in 3 Terminen zahlbar erhalten. Und doch fehlt es keineswegs an Lobhudlern, jeder, auch der erbärmlichſte Scribler hat deren ganze Generationen in Reſerve; ich glaube aber bemerkt zu haben, daß die Anzahl der Betrogenen in der Maaße abnimmt, als die der Apologiſten zunimmt. — Eine vernünftige, uneigennützige, unpartheiiſche Kritik iſt in unſeren Zeiten ein wahres Wunder, welches prophezeiht, aber nie verwirklicht wird. Die Preſſe iſt ein ſchändliches Monopol geworden, welches von einigen Krämern aus der Republik der Wiſſenſchaften ausgebeutet wird. Fragen Sie einen Romandichter, einen Dramaturgen, welchen Ruhm ihm ſeine Romane, Memoiren oder Schauſpiele eingebracht haben, ſo antwortet er Ihnen mit dem kälteſten Blute von der Welt, ohne wegen der Antwort nur einen Augenblick in Verlegenheit zu gerathen: ſo und ſo viel Franken, nach Abzug ſo und ſo vieler, um der Unerſättlichkeit einer groſſen Anzahl Lobſpender zu genügen. — So weit ſind wir geſunken. Dem Lichte iſt aber Finſterniß vorangegangen, und ich baue auf die Zukunft: Die Juden erwarten den Meſſias, wir erwarten ihn auch. Die Wuth, mit welcher die Politik und die Literatur ſich einander ſelbſt vernichten, iſt von guter Vorbedeutung. Wir befinden uns gleichſam am Vorabend unſeres letzten Tags, von Ahnungen bewegt und geängſtigt; es iſt aber auch wahrſcheinlich der letzte Tag unſerer moraliſchen Anarchie, und die Welt wird neugeboren werden! H.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Intelligenz-Blatt № 4 304a

zum

Literariſchen Zodiacus.

Literariſche Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Bei Vetter und Rostosky in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Pedro
oder
Geſchichte der neueſten Revolution
von
Braſilien und Portugal.
Von
Eduard Groſse.
8. geheftet.

Dieſe Brochüre füllt eine weſentliche Lücke in der Geſchichte aus. Wir haben noch keine Monographie des Don Pedro von Alcantara und auch die neueſte Geſchichte von Braſilien und von Portugal noch nicht. Und doch iſt das Leben Don Pedros theils intereſſant an und für ſich, in ſo fern viel Romantik darin liegt, theils hat es eine hohe hiſtoriſche Bedeutſamkeit erlangt. — Unſere gegenwärtige Schrift wird durch ihren intereſſanten Inhalt aber nicht nur Politiker, ſondern auch diejenigen befriedigen, welche eine Beſchreibung und Schilderung, ſo wie characteriſtiſche Skizzen von Braſilien und Portugal ſuchen, und daher wird ſie den Zweck angenehmer Unterhaltung ſowohl, als auch hiſtoriſcher Belehrung vollkommen erfüllen. Der Verfaſſer hat ſich bemüht, ſelten weitläufig, nie langweilig zu erſcheinen, und demnach iſt das Gepräge ſeines Gedankens immer kräftig. Seine Schilderungen ſind voll Seele, und die Erzählung fließt in einem Strome fort. —

Verlag von Gebrüder Reichenbach in Leipzig.

Von dem bei uns erſcheinenden:

Allgemeinen deutſchen
Converſations-Lexicon
für die Gebildeten eines jeden Standes ꝛc.
in X Bänden.

Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter.

iſt ſo eben das 20. Heft (von 16 Bogen) verſandt worden.

Subſcriptionspreis:

auf ſchönem weißen Druckpapier	9	gGr.	pro	Heft
„ extra feinem Patentpapier	10	„	„	„
„ dick Poſtſchreibpapier	12	„	„	„
„ extra feinem Velinpapier	20	„	„	„

I. bis V. Band. Von A bis Kary über 9000 Artikel.

Die erſte nun vorliegende Hälfte dieſes Werks wird durch ihren Inhalt am Beſten darthun, ob und in wie viel dem gegebenen Verſprechen nachgekommen iſt, und eine Vergleichung mit andern Werken dieſer Art wird nicht nur den ganz eigenthümlichen und unabhängigen Plan deſſelben, ſondern auch ſeinen beſondern Geiſt und ſeine Reichhaltigkeit deutlich zeigen. — Die Tendenz dieſes Werkes iſt übrigens der Ankündigung zufolge eine rein hiſtoriſche, aber dadurch eben konnte ſowohl eine Vollſtändigkeit erzielt werden, wie ſie ſich in keinem Werke der Art findet, als es dadurch, daß die einzelnen Fächer ausſchließlich von tüchtigen Männern ihres Faches bearbeitet werden, möglich geworden iſt, den einzelnen Artikeln auch einen vollkommenen Zuſammenhang unter ſich ſelbſt zu geben, ſo daß das Converſationslexicon nicht allein zum Nachſchlagen über einzelne Gegenſtände, ſondern auch vorzüglich zu einer zuſammenhängenden Lectüre geeignet iſt. Nicht leicht wird dabei eine Lücke ſich zeigen; vielmehr werden die Zuſammenſtellungen gleichartiger Gegenſtände in größere Artikel, wie ſie hier zuerſt verſucht ſind, dem Leſer noch dazu manche Erleichterung der Ueberſicht gewähren. Indem wir aber nur noch auf die Vollſtändigkeit, mit welcher vorzüglich die deutſche Literaturgeſchichte behandelt wird, und die beſtimmten unparteiiſchen Urtheile über die einzelnen Erſcheinungen in derſelben aufmerkſam machen, legen wir das Verſprechen ab, daß wir darauf bedacht ſein werden, dem Werke immer mehr und mehr Vorzüge zu Theil werden zu laſſen, und werden uns bemühen, die möglichſte Beſchleunigung deſſelben zu erzielen, um in kürzerer Zeit noch, als wir verſprochen haben, daſſelbe dem geſunden Urtheile des Publikum, das trotz ſo mancher gegen das Werk unternommenen Feindſeligkeiten daſſelbe mit ſo großem Beifall aufgenommen hat, vollſtändig vorzulegen.

Ferner iſt ſo eben erſchienen:

Repertorium über die in den Jahren 1802 bis mit 1834 erſchienenen Sammlungen juriſtiſcher Aufſätze und rechtlicher Entſcheidungen. Vom Advokat R. Sickel. (In 2 Bänden.) Mit einem Vorwort vom Domherrn und Ritter Dr. Karl Friedrich Günther, Ordinarius der Juriſtenfacultät und erſtem Prof. der Rechtswiſſenſchaft an der Univerſität Leipzig u. ſ. w.

I. Band. 26 Bogen. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Bei der großen Anzahl für Theorie und Praxis wichtiger Aufſätze, womit die juriſtiſche Literatur durch Zeitſchriften und andere Sammlungen fortwährend bereichert wird, wird eine allgemeine, alphabetiſch geordnete Ueberſicht derſelben, wie ſie Hr. Adv. Sickel (nach Art des bekannten im J. 1802 erſchienenen Repertoriums von C. G. Rößig) hier liefert, jedem Rechtsgelehrten, vorzüglich aber dem Praktiker, höchſt erwünſcht ſein. Dies Repertorium umfaßt zugleich die, die Partikularrechte der einzelnen deutſchen Bundesſtaaten, betreffenden Aufſätze. Daß hierin, wie überhaupt, die möglichſte Vollſtändigkeit erzielt worden iſt, davon zeugt das dem I. Bande vorgedruckte Verzeichniß der in dem ganzen Repertorium berückſichtigten Sammlungen. Ueber die beſonders praktiſche Brauchbarkeit des Werks und über die zweckmäßige Anordnung deſſelben ſpricht ſich der Herr Ordinarius Domherr Dr. Günther im Vorwort aus. — Der zweite Band erſcheint in 6 bis 8 Wochen. Desgleichen werden vom Hrn. Verfaſſer immer in Zeiträumen von 2 bis 3 Jahren die bei dieſem Werke als nothwendig ſich darſtellenden Fortſetzungen und Nachträge durch unſern Verlag geliefert werden.

Ferner:

De genetica philosophandi ratione et methodo, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii, seu de idea absoluti, pro philosophandi principio perperam habita, scripsit F. C. Biedermann, Phil. Dr. gr. 8. brosch. 8 Gr.

Ferner:

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium

K. L. von Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen von Enſe und Th. Mundt.

In 3 Bänden. gr. 8. Velinpap. broſch. Subſcriptions-Preis 4½ Rthlr.

Erſter Band. Mit Knebel's Bildniß.

Inhalt: K. L. von Knebel's Leben. Von Th. Mundt. — Knebels Gedichte. — Die Briefe Carl Auguſt's, Großherzogs, und der hohen Frauen Amalia und Louiſe, Herzogin und Großherzogin von Sachſen-Weimar, F. H. von Einſiedel's und Karl von Dalberg's an Knebel.

Den zweiten Band wird der im erſten begonnene Briefwechſel noch ganz ausfüllen und u. A. namentlich die Briefe folgender Correſpondenten v. Knebel's, als:

Staatsminiſter v. Altenſtein; Böttiger; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Lavater; Matthiſſon; H. Meyer; Kanzler von Müller; Paſſow; Oken; Ramler; Jean Paul; Charlotte v. Schiller; Voß; Wieland; F. A. Wolf; — und eine anſehnliche Anzahl von Knebels eignen Briefen enthalten.

Im dritten Bande endlich werden v. Knebel's vermiſchte Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände und intereſſante Auszüge aus ſeinem Tagebuche mitgetheilt werden. — Die noch reſtirenden Bände (2r und 3r) werden unfehlbar noch in dieſem Jahre erſcheinen. Der Subſcriptions-Preis für alle drei Bände à 4½ Rthlr., die bei Empfang des erſten Bandes bezahlt werden, beſteht nur bis zum Schluß des Jahres 1835, wornach ein erhöhter Ladenpreis eintritt. Der ſo eben erſchienene erſte Band, ſo wie ausführlichere Subſcriptions-Anzeigen, ſind in allen Buchhandlungen Deutſchlands ꝛc. vorräthig und werden daſelbſt Subſcriptionen zu obigem Preiſe angenommen.

Im Verlage der Unterzeichneten iſt desgleichen kürzlich erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

M. T. Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit *Dr. Guilelmus Büchner*, superiorum ordd. in gymnasio Fridericiano Suerinensi praeceptor, Magniduc. bibliothecae Suer. praefectus.

Velinpapier 22 Bogen. 8. 1½ Rthlr.

Das Bedürfniß einer neuen umfaſſenden Ausgabe der Rede Pro Roscio Amerino iſt längſt fühlbar geworden. Der Herr Herausgeber hat hier Reſultate aus bisher noch nicht verglichenen Codd. nicht geliefert; dagegen hat er in der Meinung, daß gerade bei dieſer Rede das ſchon früher benutzte handſchriftliche Material am genügendſten ſei und nur gehörig benutzt zu werden brauche, um auf weſentliche Textesverbeſſerungen zu führen, alle handſchriftlichen Lesarten und die älterer Herausgeber einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen und vollſtändig zuſammengeſtellt. In den Anmerkungen hat er vorerſt die Annotationes der älteren Editoren, darunter die der wichtigſten und Wenigen zugänglichen, wie des Garatoni, ſämmtlich wiedergegeben, und dieſelben durch ſeine eignen ergänzt und berichtigt. Seine Ausgabe bietet alſo neben einer neuen, correcten Textesrecenſion allen kritiſchen und hermeneutiſchen Apparat zu dieſer Rede dar, welcher bisher nur durch Zuſammenſuchen der betreffenden einzelnen Ausgaben in größern Bibliotheken zu erhalten war.

Materialien und **Dispoſitionen zu Kanzelvorträgen bei beſondern Fällen.** Von M. Ph. Roſenmüller, Pfarrer zu Belgershayn. 15 Bogen. gr. 8. 21 Gr.

In dieſem Werke ſind meiſt ſolche Fälle berückſichtigt worden, über welche auch die erfahrenſten Prediger gern, zumal im Drange der Geſchäfte, Winke und Andeutungen von Andern benutzen. Die in dieſer Hinſicht hier gegebenen Hülfsmittel ſind nach den einzelnen betreffenden Fällen geordnet und beſtehen theils in ausführlichern Entwürfen, wozu namentlich werthvolle, bisher noch nicht veröffentlichte Predigten des verewigten Superintendenten Roſenmüller und anderer ausgezeichneter Kanzelredner vom Herrn Herausgeber benutzt worden ſind, theils in mehreren einfachen Dispoſitionen mit angezogenem Text.

Sammlung auserleſener **praktiſcher Abhandlungen** für **Wundärzte.** 3tes Heft. 8. broſch. 12 Gr.
(1ſtes und 2tes Heft auch à 12 Gr.)

Vollſtändige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, ſo wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume nach den neueſten Erfahrungen und Beobachtungen. Von Wilh. von Türk, Königl. Preuß. Regierungs- und Schulrath. Mit 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Herr Verfaſſer betreibt ſelbſt in ſeinem Etabliſſement zu Klein-Glinicka bei Potsdam den Seidenbau und das Haspeln der Seide ſeit 8 Jahren mit dem glücklichſten Erfolge. Seine Anſtalt iſt eine bewährte Schule für viele deutſche Seidenbauer geworden, wie auch ſein Werk als das beſte bis jetzt über den deutſchen Seidenbau erſchienene anerkannt iſt.

Leipzig, im Sept. 1835.

Gebrüder Reichenbach.

Literariſcher Zodiacus.

November, 1835.

Wie die Kunſt bei den Deutſchen nach Brot geht!

Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literariſchen Vereines.

Von

F. Guſtav Kühne.

„Muſik mit ihrem Silberklang!“ ſagen Shakspeares Fiedler und lächeln pfiffig und halten die hohle Hand hin, um das Ende vom Liede, auf das ihnen Alles ankommt, den Klingklang der Münze, zu vernehmen. Was die täppiſchen Kautze auf ihren Geigen heruntergekratzt, das galt ihnen nicht für das ganze Spiel, nur für Vorſpiel, für Muſik ohne Silberklang, das Nachſpiel macht die klingende Münze. Darum ſtehen ſie da und lächeln blöde, und die hohle Hand iſt ſo troſtlos nüchtern wie eine Schildkrötenſchaale, über deren Wölbung noch die goldenen klingenden Saiten fehlen. Die Kunſt iſt frei — und die Kunſt geht nach Brot. Hierin liegt die Bedingung ihrer Exiſtenz und ihrer Nichtexiſtenz. Als die Malerei ihre welthiſtoriſche Epoche hatte, da ging dieſe Kunſt nicht nach Brot, vielmehr ging das Brot nach der Kunſt, das Brot, das Geld, der Nektar, die Liebe, alle Elemente und Mächte des Lebens machten Wallfahrten nach den heiligen Stätten, wo der Fuß eines Malers weilte, und knieten vor der Schwelle ſeines Hauſes, denn drinnen waltete eine Göttin. Die Schätze der römiſchen Kirchenfürſten floſſen wie ewige Quellen in die Ateliers der Künſtler, der venetianiſche Ariſtokrat öffnete für Tizian und Tintoretto ſeine blitzenden Chatoullen, und das Weib der Lagunenſtadt gab mehr, weit mehr als ihr Gatte. Nicht blos das Halsgeſchmeide, auch das Tuch riß die Signora herunter, und gab es ihm und ſich mit, und gab ihm Alles. Alles Stolzes der irdiſchen Herrlichkeit entkleidet, lag das glühende Weib in ſeinem Arm, und der Künſtler berauſchte ſich in ihren Küſſen und malte dann, trunken von der Fülle des Lebens, die er in ſich ſchlürfte, ſeine ewigen Götterbilder. Das Ewige konnte ihm nicht entgehen in ſeinen Werken, denn der irdiſche Augenblick überſchüttete ihn wie der goldne Regen die Danae. Alle Poren ſeines Weſens öffneten ſich, um die heißen Düfte und die Lieblichkeiten des Daſeins in vollen Zügen einzuſaugen, und ſo war der Künſtler Italiens ein voller, ganzer Menſch, ein Erdengott. Er brauchte kein Kröſus zu ſein, er wollte und brauchte nicht Schätze zu häufen, vielmehr ſpielte er mit ihnen und ſchleuderte ſie wieder von ſich, wenn er ſich genug gebadet hatte im Strom des Goldes. Wer dann nicht zu ihm wallfahrtete, um das Ueberirdiſche in ſeiner Kunſt anzubeten, der kniete vor ihm, um die Schnalle ſeines Schuhes zu küſſen, denn auf dieſer Schnalle ſaß ein Smaragd aus dem Diadem eines Fürſten.

Und nicht blos in Italien iſt die Kunſt zu ihrer Blüthenzeit die Herrin aller Elemente des Lebens geweſen: in Flandern war es nicht anders. Der Bürger Rubens lebte in Antwerpen wie ein geliebter und verehrter König. Herzöge und Grafen ſpeiſten von Silber an ſeinem Tiſche und fühlten ſich beglückt, wenn der Maler die Hand ihnen drückte, dieſelbe Hand, welche die irdiſchen Freuden der Welt wie friſchduftende ſaftige Früchte auf die Leinwand ſtreute. Der Herzog von Mantua ernannte ihn zu ſeinem Ambaſſadeur am ſpaniſchen Hofe, Iſabella wählte ihn zum Vermittler zwiſchen den vereinigten Provinzen und der katholiſchen Majeſtät, und Philipp der Vierte ſtaunte nicht wenig, in dem Künſtler einen weltkundigen Diplomaten kennen zu lernen. Man glaubte den Erbherrn Flanderns, den Souverain von Burgund in Madrid einziehen zu ſehen, ſo glänzend war ſein Privatgefolge, ſo königlich erſchien ſein Benehmen, ſo gewandt und ſicher ſein Blick. Als Ambaſſadeur zog er nach London, wo ihn Karl im vollen Staatsrathe empfing und vor ſeinem Parlamente zum Ritter ſchlug. Auf ſeinem Luſtſchloſſe Stean bei Mecheln lebte Rubens wie ein Fürſt. Seine Schüler beſtiegen prächtige Roſſe, um große Jagden anzuſtellen, die jene berühmten Bilder lieferten. Der Meiſter ritt einen ſchäumenden Andaluſier, ſeine Frau, die blonde Helene Forman, das blühende Weib mit der weißen ſaftigen Schulter und dem durchleuchtenden Incarnat, ritt neben ihm ein ſpaniſches Maulthier, reich mit ſilbernem Schmuckwerk geziert. So lebte dieſer Peter Paul, ein freier Bürger. Von allen Ländern ſtrömten die Menſchen herbei, um dieſen Malerkönig zu ſehen. Vor der ſtrotzenden Fülle ſeines Glückes trat der beſcheidene Antoni van Dyk ſtill in den Hintergrund. Wo Einer ſo völlig Herr war, ſo allmächtig die Gemüther regierte, daß die Bewegungen des geſelligen Lebens nur um ihn kreiſten, konnte kein Zweiter herrſchen. Van Dyk verließ ſeinen Meiſter und ſeine Heimath. Die königlichen Stuarts riefen ihn zu ſich, um die kalte Herrlichkeit ihres Hofes mit der Lebensluft der Kunſt zu erwärmen. Sie verlangten eine künſtliche Stubenheizung von dem Maler. Es liegt im Wahne des Engländers, die Kunſt nur als Dienerin zu halten, eine ſchlimme Demüthigung. Aber van Dyk fand hier den Typus ſeiner Kunſt. Er malte jene ſchöne bleiche königliche Stirn, die nur einmal im Leben, nur vor dem Henker, ſich färbte. Er malte jene vielen hundert Bilder aus der ſtolzen Ariſtokratenwelt, die Fürſtengeſichter im Stuartskoſtüm, die ernſthafte Stutzerhaftigkeit des Hofes, die ſtolze Zärtlichkeit der engliſchen Damen, die ſteifen Pagen mit den ſchlanken Windhunden; er wurde für die engliſche Thier- und Menſchenwelt der Künſtler des Portraits. Er ging ganz auf in dieſe Kreiſe einer romantiſchen Hofetiquette, er ſelbſt warf ſich einen ſpaniſchen Mantel um die Schulter, und malte ſeine eigne Geſtalt mitten unter dieſe galanten Erſcheinungen der katholiſchen Stuarts; aber er beherrſchte völlig dieſe Welt, Alles jubelte ihm zu und ſah in ihm einen Verklärer des unverſtandenen Lebens, einen Erlöſer aus den Formen des kalten Daſeins. Antoni war ein ſtiller decenter Mann geweſen; in Italien hatten die Genoſſen den ſchüchternen Jüngling verlacht. Jetzt hatte er ſeine Welt, und mit ihr den Typus ſeiner Kunſt gefunden; jetzt konnte ſich auch ſein ganzer Menſch entfalten. Er war Herr des Bodens, auf dem er wandelte, ein ideeller König; die Herzen ſchlugen ihm entgegen, ſelbſt die ſteifen Kragen der Stuartsdamen fielen matt zuſammen, wenn Antoni's Hand ſie berührte, kein Lord, aber der Maler durfte die Spitzen am Halſe zerknittern, van Dyk durfte die blaſſen Wangen der Edelfrauen roth küſſen. Auf der Münchner Hofgartengallerie ſtand ich entzückt vor dem Bilde ſeiner Frau, der Gräfin Gorré, Maria von Ruthwen. Hinter den Lilien ihres Antlitzes brennt verſtohlen, aber tief und duftig, das Roſenlicht der Liebe. Das iſt eine jener hohen ariſtokratiſchen Stuartsdamen, die erſt unter van Dyks Lippen zu Weibern wurden. So lebte der Maler am Hof und zu Elſtham auf ſeinem Schloſſe in der Grafſchaft Kent wie der erſte Baron Englands. Das düſtere Schweigen des Sanct Paul und Karls königliche Thräne waren, als er ſtarb, der Triumph ſeines Lebens. —

Ich ſage, die Kunſt darf nicht nach Brot gehen, vielmehr müſſen die Früchte des Lebens in goldnen Schaalen ihr in's Haus gebracht werden, und die ſie bringen, müſſen auf der Schwelle ſtehen und ſich ſelig preiſen, wenn der Künſtler, der divine Mann, der mit höheren Mächten als ein König die Gemüther lenkt, ein Lächeln ſeinen Lippen abnöthigt. Wo das nicht iſt, da iſt die Kunſt nicht, was ſie iſt oder ſein kann, eine irdiſche Gottheit, eine weltliche Religion. So etwas läßt ſich nicht machen, ſo etwas liegt in den allgemeinen Zuſtänden, in der Weltanſchauung einer Zeit. Die Weltzuſtände bedingen es, ob in Europa auf irgend einem Punkte noch einmal ein neuer Kunſtaltar erbaut werden könne oder nicht, und eine Epoche möglich iſt, wo die Menſchenkinder, wie von einem ſchönen Wahnſinn befallen, Religion und Kirche, Staat und Familie, Haus und Heerd, alle ihre Liebe und Anbetung im Stiche laſſen, oder nicht im Stiche laſſen, ſondern Alles mitnehmen, um Alles in leidenſchaftlicher Entzückung auf die Stufen eines neuen Muſentempels niederzulegen.

Es ſieht nicht darnach aus, auch in Deutſchland nicht, denn hier hat es leider ſchon eine Zeit gegeben, wo es darnach ausſah und den Anſchein davon hatte. Der Punkt, auf dem ſich ſo etwas zu geſtalten Miene machte, hieß Weimar. Hier wurden die Muſen und Grazien die ausſchließlichen Gottheiten eines ſinnlich-edlen, geiſtig-üppigen Lebens. Der Staat war ohne politiſche Bedeutſamkeit, die fürſtlichen Perſonen hatten die ſchönſte Befähigung und ausſchließlich Sinn für die Künſte, die Poeſie gehörte zu ihren Lebensbedürfniſſen, ſie ſchmückten mit ihren Gebilden nicht blos die Räume ihres Daſeins, die Kunſt war völlig ihre Luſt zum Athemholen. Eine Herzogin Amalia iſt eine koſtbare Seltenheit in der ganzen Weltgeſchichte. Alles ſchien ſich günſtig zu geſtalten, um hier dem deutſchen Genius ſeine Wiege oder noch mehr als das, ſein Brautbett aufzuſchlagen. Die Zeiten waren ſtürmiſch, ein Weltgewitter zog über die Häupter, aber man entwand ſich diplomatiſch den Wirren des kriegeriſchen Lebens, um ſeinen Gottheiten in ſtiller Zurückgezogenheit zu dienen. Nur ſo wurde es möglich: und darin liegt zugleich das Gebrochene, das Unfreie dieſer Blüthe der deutſchen Kunſtepoche. Man mußte ſich den Stürmen des großen ganzen Lebens entwinden, um im Kleinen und in der Enge das Große und Ganze und Weite wiederzufinden. So iſt dieſe Blüthe eine zärtliche Treibhauspflanze geweſen in mancher Beziehung, und die Fragen des nächſtfolgenden Geſchlechts, ſchon der noch Mitlebenden jener Zeit, reichen über dieſen Friedensſitz der deutſchen Muſen wie feuerrothe Kometen hinweg, die man unter den kleinen Haus- und Himmelsſternen des Weimariſchen Hofes mitzuzählen vergeſſen hatte. Man führte in Weimar weniger ein nationales Hof-, als ein idylliſches Landleben. Wieland war der blöde, aber doch auch ſehr lüſtern lächelnde Fürſtenſchäfer; das Sammtkäppel gab ihm in alten Tagen eine ſeltſame Beimiſchung von Ehrwürdigkeit. Herder ſprach und radotirte ſchön und weiſe über Alles und Jedes; ſeine gefällige Humanität gab dem Fürſtenſalon etwas ächt Patriarchaliſches. Schiller wurde nie Hofmann, er dichtete nicht für die Schranken eines Hoftheaters, er appellirte an die allgemeine Menſchheit, er hatte am meiſten Beruf, eine Nation zu bilden, er war es am meiſten werth, eine Nation zu haben. Wieland nannte ihn ſcherzhaft einen tragiſchen Herkules, und das bezeichnet am beſten den Mißſtand zwiſchen Schiller und einem bloßen Cirkel von äſthetiſchen Prinzen und Noblen. Wielands lächelnde und kichernde Sinnlichkeit, Herders weiches Raiſoniren und Schillers heißes Gelüſt nach dem tieferen Aufruhr des inneren Menſchen vereinigten ſich am Weimariſchen Hofe ſchließlich in Goethe's beglückter Perſönlichkeit. Er hat dieſe Elemente zur Harmonie in ſich verſchmolzen, aber hinausgegangen iſt er nicht über ihre Kreiſe, vielmehr haben ſie in ihm, nachdem der Gipfelpunkt erreicht war, ſich überlebt; er hat dieſe Sterne über ihre Mittagshöhe ihrem erblaſſenden Abendrothe entgegengeführt.

Goethe hat unendlich tiefe, mannigfach wunderbare Töne angeſchlagen, aber einen ſichern Typus hat er wohl keinem Zweige der Literatur eingeprägt, wie etwa Shakspeare der dramatiſchen Poeſie ſeines Volkes. Der Brite hatte nur einen Weg eingeſchlagen, weil er nur eine große Sache kannte, und dieſe eine Sache war ſeine Nation. Deshalb hat Shakspeare durch dies Verfolgen einer einzigen Richtung für das Drama Formen hervorgerufen, die ſeine Perſönlichkeit überwuchſen und feſter und objectiver ſcheinen, um blos an die Bedingung ſeiner Subjectivität geknüpft zu ſein. Goethe hat viele Wege eingeſchlagen, mannigfache Richtungen eröffnet, keine einzige zu Ende verfolgt. Die Spuren, die ſein Fuß gewandelt, ſind leiſe dem Boden eingedrückt. Jedes Gebiet, das er betrat, ſchmiegte ſich leicht und gefällig zu ſeinen Füßen, es war, als wenn die Geiſter der Natur freiwillig ihr Beſtes und Schönſtes zu ſeinen Triumphen darzubieten ſich verſchworen, er zog hierhin und dorthin, und trat aus allen Sphären neu verjüngt hervor wie ein ewiger Bräutigam, mit der Krone ewiger Geſundheit geſchmückt, mit dem Gürtel eines unüberwindlichen Liebreizes um ſeine Hüfte. Er war unendlich glücklich, ſein Glück war noch größer faſt, als ſein Talent. Alle Roſen, die er pflückte, ſchlangen ſich zu Blumenkränzen um ſeine Bruſt. Jede Richtung, die er als

Dichter einſchlug, wurde ein Feſtzug für ſeine Perſönlichkeit, aber er blieb keiner treu, lebte keine aus, ſein Ich wand ſich behende und ſchlank durch alle Verpuppungen, er war ein Talleyrand der deutſchen Kunſt und Poeſie. In ſeiner Jugend regten ſich mittelalterlich deutſche Elemente in ſeiner Bruſt; er ſchrieb den Götz und nahm damit einen Anlauf zu einem ächten Nationaldrama. Der Götz war ein großer Anfang dazu; aber Goethe verfolgte dieſe Richtung nicht; es waren zu viel widerſtreitende Anforderungen in ſeiner Zeit, mithin auch in ihm. Der damaligen ſocialen Zuſtände hatte ſich eine todesluſtige Melancholie bemächtigt. Der blühende Wolfgang erlebte dieſe Krankheit mit an ſich ſelbſt, und heilte ſich durch den Werther. Dann tändelte er wieder leicht und luſtig in Schäferſpielen und zollte der Wielandſchen Schule ſeinen Tribut. Er koquettirte mit der franzöſiſchen Sentimentalität und fand auch dieſen Stoff vor in der vielfach zerſpaltenen Gemüthsanlage ſeines Volkes und ſeiner Zeit. Clavigo und Stella ſetzten dieſer Richtung die Krone auf, und Wolfgang Goethe war berufen, von allen Anpflanzungen in den verſchiedenſten Kreiſen des deutſchen Lebens die Frucht zu brechen, denn Alles ſchien ihm entgegenzublühen. Dabei lief er, wie ſein Rattenfänger, unſtät und luſtig ſingend über Berg und Thal, ſeine Sohlen waren geflügelt, ſeine Stirn umſpielte ein ewiger Maienglanz der Liebe, über ſeine Lippen floſſen Lieder, ſüß wie Honigſeim, unſchuldig wie Milch, leicht und üppig, wie ein morgendlicher Hauch die reifen Blüthen ſchüttelt. Die Lieder kamen ihm Tag und Nacht, bis in's ſpäteſte Alter, er wußte nicht wie, und ahnte kaum, daß er gerade der Lyrik weit mehr, als dem deutſchen Drama und Roman einen vollendeten Typus gab. In der lyriſchen Poeſie hat der Deutſche auch weit weniger fehlgetappt. Zum Liede gehört der tiefe Schmerz oder die tiefe Luſt der einzelnen Bruſt, und als Einzelner hat der Deutſche unter allen Volksindividuen die tiefſte, reinſte, ſchönſte Befähigung zum Höchſten. Aber zum Roman gehört ein volles, ganzes, epiſch entfaltetes Volksleben, zum Drama eine dramatiſche Nationalität.

Das Studium der griechiſchen Antike war durch Winkelmann und Wolf eröffnet. Goethe machte ſich auch auf dieſem Felde mit deutſcher Liebe heimiſch; dieſer Richtung blieb er am treueſten. Er hatte Wärme des Herzens genug, um das Marmorbild lebendig zu küſſen; er war der Pygmalion der Iphigenia. Und doch hat er gerade hier ſich und ſein Volk, weil es im Fürſtenzirkel gefiel, am meiſten vergeſſen, er blieb ſtarr und kalt am Munde der glatten Steingeſtalt hangen und dichtete die natürliche Tochter. Das war eben das Vermeſſen des großen Mannes, daß er nicht bedachte, ſein Volk habe ſeine eigenen Götter, und daß er wähnte, er müſſe für die Deutſchen erſt eine Gottheit ſuchen auf fernen Gefilden. Und der Beifall eines feingebildeten Hofes berauſchte ihn. Ein edler Fürſt, dem zur vollendeten Größe ſeines Geiſtes nur ein großes Reich fehlte, um das als Herrſcher zu ſein, was er als Menſch war; dieſer Fürſt war ſein Freund, ſein Dutzbruder, nur ſchade, daß dieſer Herr, um den Dichter an ſeinem Hofe zu halten, ihn auch zu ſeinem Diener machen mußte. So wurde Goethe, der geadelte Bürgersſohn, ein großer Mann in einer kleinen Coterie, ein Staatsminiſter in einem engen Hofleben. Er war nicht, wie Rubens, wie van Dyk, der freie Fürſtenfreund, der unabhängige Selbſtmenſch. Der Großherzog hatte in ihm den Frankfurter **Doctor iuris** werben, ihn zum Rath und Beiſitzer im geheimen Conſeil, zum großmächtigen Beamten in ſeinem kleinmächtigen Ländchen machen müſſen. Es ging nicht anders, beim ewigen Gott der Deutſchen! Der krumme deutſche Buckel, der doch ſchon ſo viele materielle Laſten eſelhaft geduldig getragen, will nichts Ideelles auf ſeinem Nacken aushalten. Als der vorige König von Baiern zum erſten Male ſeine Kammern berief, um die Stimme der Nation zu vernehmen, da kamen die baierſchen Bierbrauer an und ſteckten die dicken Köpfe zuſammen und raunten ſich brummend zu, es gebe im Lande einen gewiſſen Geheimrath von Schelling, der habe 4000 fl. zu verzehren und thäte nichts, als die Hände in den Schooß legen, nicht einmal Bier trinke ſo ein vornehmer Müßiggänger, ſondern eitel Champagner; ſo etwas ſei nicht zu dulden, der Mann mit dem orientaliſchen Schlafrock ſei unnütz. Damals war noch keine Univerſität in München. Seitdem Schelling wieder Profeſſor iſt, denken die bairiſchen Bierbrauer, er thäte mehr als ſonſt. Es iſt ein ſchnurrig Ding mit dem deutſchen Nationalſinn. Wenn er einmal ſeine Stimmen abgeriſſen losläßt, brummt er ſo inarticulirt, wie der Vierfüßer im Stande der Unſchuld. Der Deutſche hat im Ganzen und in ſeiner Geſammterſcheinung nichts Großes, er hat nur diverſe große Tugenden. Wir haben eine große Nationalliteratur, und doch keinen großen Nationalſinn mit ihr erhalten. Wenn die Fürſten nicht demokratiſiren und die Erziehung des Volkes weiter führen, ſo wird nichts daraus, da es die Dichter bis jetzt nicht vermochten. Was früher Künſtler und Dichter waren, ſind heutzutage Schriftſteller. Die Fürſten müſſen mit den Schriftſtellern wetteifern, um ſich die Nation zu erziehen. Thron und Volk müſſen enger an einander gerückt werden, denn ſie gehören zuſammen wie Kopf und Bruſt. Was ſich zwiſchen beide drängt, die Camarilla, muß geſtürzt werden. Nicht die Fürſten ſind verfolgungsſüchtig, ſondern die Camarilla und ihre Büreaukratie. Dieſe verkennen unſere gute Geſinnung, verſchwärzen unſere harmloſe Miene, verdächtigen unſern Eifer, entwenden uns heimlich unſere Liebe, und zwingen uns den Haß auf.

Goethe, ſage ich — denn auf ihn muß ich zurückkommen, um zu zeigen, warum wir eine Nationalliteratur, und doch für die Formen der Poeſie keinen Nationaltypus erhalten haben — Goethe hat auch dem Roman keine Normalform gegeben. Er nahm in ſeinem Wilhelm Meiſter nur den Anlauf dazu, ohne das Werk zu vollenden, geſchweige die Richtung, die er hier glücklich eingeſchlagen, zu verfolgen. Wir ſahen hier einen Complex deutſcher Zuſtände in beſtimmter geſellſchaftlicher Zeitentwicklung. Das Thema iſt die Erziehung eines Einzelnen, die durch jene Zuſtände und in verſchiedenen Situationen bedingt wird. Wilhelms Bildung beginnt im Komödiantenleben und ſetzt ſich in ariſtokratiſchen Zirkeln fort. Beim Ende der Lehrjahre iſt aber kaum der Jüngling, geſchweige der Mann fertig. Wilhelm Meiſter kann nicht in die Mannesjahre treten, weil er ſo wenig als ſein Dichter ſich vor den Augen einer Nation gebildet hat. Um aber Mann zu werden, dazu gehört ein Staat, den Staat kannte aber Goethe gar nicht, hatte keinen Sinn, ein öffentliches Staatsleben zu ſchildern, keinen Muth, offen davon zu ſprechen und das fehlende Element einzugeſtehen. So fehlt dem Deutſchen überhaupt die Stufe des Mannes, weil ſein Staatsleben nicht zur freien und kräftigen Oeffentlichkeit vollgültig herausgeboren iſt. Nur auf einzelnen geſegneten Punkten Deutſchlands iſt begonnen, was dem Ganzen noch gebricht. So iſt der Deutſche überhaupt gar kein Mann; wir ſind Jünglinge, wir ſchäumen etwas und ſchwärmen eine Weile und ſind luſtig ein Biſſel, ſinken aber plötzlich zuſammen und ſind Greiſe. Das Mannesalter iſt noch nicht frei und fertig herausgeboren in deutſcher Natur, der Jüngling in uns und der Greis in uns reichen ſich zu ſchnell die Hände. So bleibt denn der Wilhelm Meiſter ein Stümper als Menſch. Goethe wußte keinen Mann aus ihm zu machen, weil zum Manne — ein Staat gehört. Seine Bildung iſt artiſtiſch und geſellig fertig, und doch iſt er ein Pinſel geblieben. Der Roman iſt ein Fragment, wie die deutſche Bildungsgeſchichte, es fehlt ihm aller nationale Hintergrund. Um in Ermangelung deſſen doch irgend etwas Allgemeines hinzuſtellen, vor dem ſich die Figur des Individuums bewegen ſollte, iſt eine myſtificirende Logenaſſecuranz fingirt, ein höchſt alberner Erſatz für eine ſonſtige compacte Ganzheit, wie ſich deren der engliſche Roman mit den volksthümlichen Elementen hiſtoriſcher Parteiung zu erfreuen hat. Die rationale Unterlage macht den Scottſchen Roman ſo ſtraff und ſicher und giebt ihm eine Bedeutung, die der Goetheſche nur durch Fiction und pſychologiſche Tiefe erſchwingt. Von den Wanderjahren will ich ſchweigen. Hier iſt an allen ideellen Mächten des Lebens ein ſchnöder Verrath geübt; hier ſinkt Alles in eine ängſtliche Werkelthätigkeit zuſammen, in eine philiſtröſe Verſumpfung, die ächt deutſch, aber eines Dichters, der eine Nation erziehen ſoll, wenig würdig iſt. Die Materialiſtik Walter Scotts und Coopers iſt weit geſünder und bedeutſamer, weil ſie nicht prätendirt, in ideeller Bedeutſamkeit hingenommen zu werden, wie die Goetheſche, und weil ſie ſich naiv, vollſaftig und blank hingiebt.

In den Wahlverwandtſchaften iſt von vorn herein verzichtet auf alle Bewegung in der Mitte des Volkes, auf allen Zuſammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens. Es iſt ein ariſtokratiſch abgefeimtes Quälerleben, höchſt ſubtil, mit höchſt ſpinnefeiner Dialektik der menſchlichen Neigungen, ein Kabinetsſtück des vornehm abgepferchten Salonlebens, an deſſen glatten Felſenwänden der Hülferuf der duldenden Menſchenſeele wie ein ſterbendes Echo ſchwach verhallt. Hätte Goethe nur den Meiſter und nicht auch die Wahlverwandtſchaften geſchrieben, ſo hätte man noch über die Möglichkeit träumen können, aus ſeiner Poeſie einen Nationalroman hervorgehen zu ſehen, in welchem das ganze volle deutſche Herz zu ſeinem Rechte gekommen.

Mit dieſem Werke brach Goethe förmlich mit ſeinem Volke. Er hatte nie recht an eine Geſammtheit geglaubt, es nie ſo zuverſichtlich wie Schiller ſich imaginirt, daß im Deutſchen etwas Nationelles, das ſich als ein Ganzes ideell fortbildet, ſchlummere. Dieſer Glaube iſt aber eine Religion für den deutſchen Schriftſteller, dieſe Religion darf nicht aufgegeben werden. Die damalige Oppoſition der romantiſchen Schule gegen Goethe hatte auch nur darin ihren Stützpunkt, daß ſie aus dem entlegnen Schooße deutſcher Geſittung und deutſchen Kunſtlebens volksthümliche Elemente wieder ans Licht zog. Mit den Wahlverwandtſchaften gab Goethe ſeinem Volke als einer Geſammtheit den Scheidebrief; was ſich nun geſchichtlich um ihn her geſtaltete, ließ ihn blind, er flüchtete mit ſeinem Denken und Dichten in den Orient. Es liegt eine herzſchneidende Ironie darin, daß der Patriarch von Weimar den Ariſtokratenroman im Jahre 1809, im Tyrolerjahre ſchreiben mußte, während er hinter den Bergen, auf deren Spitzen die Wetterfahne des Aufruhrs wehte, die deutſche Canaille für die Sache deutſcher Freiheit bluten ſah; aber er ſah nichts mehr, was die Adern des Volkes blutigroth durchfiberte, er entwand ſich „dieſen verſchlingenden Zeitverhältniſſen“ mit höfiſcher Ariſtokratenkälte. Schiller war todt, und es war Niemand da, der den Dichter Goethe, welcher ſich jetzt völlig mit dem Miniſter Goethe identificirte, mit dem Menſchen, dem Deutſchen in ihm, verbrüderte. Das einzige Weſen, was an ſein erkaltetes Herz ſchlug, war ein Mädchen, Bettina, das glühende, verzückte Kind der Natur. Sie begriff es, was es zu ſagen habe, für eine Idee, und ſollte es ein Phantom ſein, das Leben maaßlos hinzuſchleudern, es zu wollen, und alſo es zu müſſen. Sie verſtand den Hofer und den Speckbacher, ſie zitterte für die Helden der Unſchuld, ihre Wangen ſchlug der Purpur begeiſterter Liebe, wenn ſie an die Feuer der Freiheit dachte, die auf den Alpen loderten; ſie ging zerknirſcht in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich, wenn ſie ſich's recht zu Herzen nahm, daß die deutſche Tugend, die dort hinter den Bergen losgelaſſen wurde, unter dem Conflicte damaliger Zuſtände doch nichts Anderes als eine deutſche Dummheit ſein konnte. Es muß ſchlimm, ſehr ſchlimm mit uns ſtehen, wenn die beſten Tugenden des Haufens den Anſtrich von Dummheiten erhalten, weil die vornehme Welt ihre geſchmackvolle Laſterhaftigkeit klugerweiſe für ſich behält. — Daß aber in den Tyroler Bergen ſo etwas geſchehen, der größte deutſche Dichter gleichzeitig ſo etwas ſchreiben konnte, das iſt ein Factum deutſcher Entwicklungsgeſchichte, das hat einen Riß gemacht, an dem wir zu flicken haben. Bettina Brentano hatte darüber eine Art inſtinctartiges Bewußtſein, als ſie 1809 in München war, und die herzklopfenden Jubelbriefe nach Weimar ſchrieb. Sie fühlte ſo etwas davon, daß aus dem größten deutſchen Poeten mehr ein Hofdichter, als ein Nationaldichter geworden ſei. Daß ein Herzog ihm ſeine Freundſchaft bot, hatte den Frankfurter Bürger ſo betäubt, daß er gar nicht umhin konnte, auch deſſen Hofmann zu werden. Hätte er ſeinen Wilhelm Meiſter aus dem Komödiantentrödel und der ariſtokratiſchen Logencoterie hinausjagen können in die freie Luft des Völkerlebens, um ihn im praktiſchen Getümmel einer

Nationalſache zum Manne reifen zu laſſen, hätte er ihn, wie es Bettina in der fliegenden Hitze ihrer zitternden Begeiſterung dem Dichter vorhielt, auch nur in die Tyroler Berge zu ſchicken vermocht, um ihn für Völkerglück jubeln und bluten zu laſſen: dann ſtände nicht zwiſchen deutſcher Dichtung und deutſcher Nationalentwickelung die ungemeſſene Kluft da, über die wir verzweifelnde Kinder der Jetztwelt eine Brücke ſchlagen müſſen. Da liegt das Gebrochene unſerer Zuſtände, da liegt unſer ganzes Unglück. Die kleine Bettina hat das ſo kindiſch und ſo richtig gefühlt, wie keiner. Aber das thörichte Mädchen hat dem großen Dichter zu viel zugemuthet; dem großen Dichter fehlte aller Sinn für weltgeſchichtliche Bewegung, ihm war der Glaube verſagt an freie Staatenentwickelung.

Von unſern literariſchen Ahnherrn damaliger Zeit waren Schiller und Jean Paul die einzigen, die an eine Nation glaubten. Schillers Dramen waren großartige Grundzüge zu dem kühnen Entwurfe einer deutſchen Bühne. Er wollte eine Nation verſammelt wiſſen, denn nur zu einer Geſammtheit mochte er ſprechen; man nennt ihn mit Recht den deutſchen Pindar. Jean Paul ſchlich weinend und lachend durch die Hütten der Armen, und ſtieß den Leuten das enge Dach über den Köpfen ein, damit der Himmel hereinſah mit den ewigen Sternenaugen. Es waren zwei göttliche Menſchen, zwei ächt demokratiſche Männer. Wären ſie als Dichter ſo groß, wie als Menſchen geweſen, die deutſche Literatur hätte eine andere Wendung genommen; aber ſie waren mehr herrliche Redner, begeiſterte Sprecher, als glückliche Bildner und Dichter. Schiller hatte ſich, von der vorherrſchenden lyriſchen Ausſtrömung ſeines Geiſtes abgeſehen, noch dazu lange in abſtracten Theorien als Poet geſchwächt; Jean Paul fehlte faſt alle ſinnliche Geſtaltenbildung. Der Dichter Goethe überflügelte Beide, ſeine Verklärung der Sinnlichkeit war unwiderſtehlich und verführeriſch ſchön. Beide wurden überſchattet, und mußten huldigen. Schiller fing ſogar ſpäter an, ſich der Goetheſchen Richtung zu bequemen, und Jean Pauls ſentimentale und prüde Menſchenweſen erblichen zu nebelhaften

Schemen, wenn eine Goetheſche Mädchengeſtalt in aller Luſt ſinnlicher Begabung und aller Fülle der freieſten Heiterkeit ſich neben ſie ſtellte.

So kam es, daß in Deutſchland nicht viel werden konnte aus einer demokratiſchen Oppoſition, die ſich nicht auf einen Hof, ſondern auf die Nation ſtützte. Den beiden Schlegeln fehlte die Stetigkeit einer kräftigen Geſittung und bewußten Richtung. Sie haben auf das, was man äſthetiſchen Geſchmack nennt, eingewirkt, aber nicht auf die Geſinnung des Publikums, denn mit ihrer Geſinnung waren ſie ſelbſt in einer erſchrecklichen Wirre. Auch hatten ſie ſelbſt Alles von Goethe gelernt; ſie konnten der Nation nicht helfen. Tieck kam an mit ſeinen künſtlichen Operationen. Seine Waldorgeln fingen an zu flöten, er ſuchte mit Minneliedern, mit katholiſcher Mittelalterlichkeit und mit Naturconcerten eine neue Richtung zu eröffnen; aber aus Goethes Liedern tönte ſchon ſo viel bewußte Natur, ſo viel verklärte Luſt der Liebe, daß ſich dieſe Oppoſition bald zerſchlug. Es ſchien Manchem ein beklagenswerthes Ereigniß, daß Tieck auch ſpäter als Novellendichter, als welcher er doch ein gewiſſes Shakspeareſches Element in deutſcher Literatur zu vertreten berufen war, eine eigenthümliche Gegnerſchaft gegen Goethe aufgab, ſobald die einbrechenden kritiſchen Wirren es ihm nöthig machten, für ihn Partei zu nehmen. Das Zelotengeſchrei kam zu ſpät, um Goethe's Suprematie zu ſtürzen. Sie ſtürzte mehr, weil es Zeit war, als weil Puſtkuchen und Menzel es ſo wollten. Jener unwirſche Eifer wollte auch Goethe's reinliche Sinnlichkeit als Unmoralität verketzern. Das war ein troſtloſes Gezeter, und es half auch nichts. Die derzeitige Herrſchaft Goethe's hatten die beſten Köpfe eingeräumt, ſie war ein Factum, und es blieb uns Jüngern nur eine Art Zähneknirſchen und ein troſtloſer Schmerz, daß jene Herrſchaft, zu der Goethe berufen war, ſich ſo ſalonmäßig geſtaltete, und dieſer deutſche Dichterfürſt zugleich ein Fürſtendiener ſein mußte. Man denke an den Ritter Rubens, den freien Bürger von Antwerpen, an van Dyk, den freien Baron von England! Man betrachte Michel-angelo, Buonarotti, im Verhältniß zu Julius II. Dieſer Dante der italieniſchen Malerei und Sculptur wußte ſelbſt einem kriegeriſchen Papſte die ganze Selbſtſtändigkeit eines reizbaren Künſtlerſtolzes mit Glück entgegenzuſetzen. Er weigerte ſich, als man ihm nicht zu Willen war, das Grabmahl des heil. Vaters zu bauen, denn er konnte getroſt auf ſeine Bruſt ſchlagen und die pochende Frage ſtellen: Was iſt ohne mich ein heiliger Vater? wie kann er ohne die Allmacht der Kunſt die Welt beherrſchen? *Man glaube doch nicht*, daß Rafael im Dienſte der Kirchenfürſten geſtanden und etwa den Launen des zehnten Leo gehuldigt hätte! Ihm wurde gehuldigt, zu ihm kam man hülfeflehend, denn man wußte, wie die Tauſende in frommen Schauer niederſanken, wenn Rafael eine neue Madonna vor ihren Blicken enthüllte. Das war eine unerhörte Herrſchaft der Kunſt; da ging die Fürſtenmacht betteln bei der Künſtlerfreiheit. Und als Rafael, dieſer Charfreitagsmenſch, ſeine Jünglingsflügel wieder ſchnell gen Himmel entfaltete, da ſchien die Peterskuppel zu beben, die Geſtalten in den Logen des Vatican ſchienen ihre Häupter zu neigen, und durch die ganze katholiſche Chriſtenheit lief ein düſteres beklommenes: es iſt aus mit ihm! **consummatus est**!

Anders war es ſchon am Hofe der Medicis. Jemehr eine Fürſtenfamilie auf die Kunſtbeſtrebungen mit eigener, wähleriſcher Schaffensluſt ſelbſt eingeht, deſto mehr bemächtigt ſie ſich der Richtungen und Herzen der Künſtler und Dichter. So war es in Weimar; die Weimariſche Fürſtenfamilie waren deutſche Medicäer. In Carl Auguſt lebte eine Seele von ſeltener Größe. Er hat an Knebel Briefe geſchrieben. Da ſpricht auf überraſchende Weiſe aus dem Fürſten der freie Menſch heraus, und das nenne ich Größe des Fürſten, wenn ſich der Menſch in ihm regt und opponirt. Je attiſch gebildeter, je feiner geſtimmt aber das Weimariſche Fürſtenhaus war, deſto mehr mußte Goethe in dieſe vorhandene Culturluft der dortigen Zuſtände aufgehen, nicht dieneriſch und ängſtlich, aber deſto mehr auf ideelle, durchdringende Weiſe und mit dem Scheine ſelbſteigner Neigung.

War man doch daſelbſt durch Wielands höfiſche Manieren bereits verwöhnt! Auf ſolchen Vorgänger, der als geiſtreicher Ceremonienmeiſter lächelnd das Sammetkäppſel ſchwang, war ſchlimm zu folgen, und ſo mußte denn aus Goethe jene troſtloſe Weisheit ertönen: der Menſch verliert, was der Poet gewinnt, und eben ſo umgekehrt.

Wir Jüngern aber, wir Saugmenſchen dieſer Zeit, die wir unſern Jahren nach nicht für Säuglinge mehr gelten können, obwohl wir noch immer an den Brüſten dieſer Zeit wie Kinder liegen, um neue Lebensmilch einzuſchlürfen, — wir ſcheinen ſo ziemlich Alle verſchworen, den ganzen Poeten in uns zu opfern, um nur den ganzen deutſchen Menſchen in uns zur Entfaltung zu bringen. Die ganze Welt arbeitet auch darauf hin, die Wirklichkeit zu ihren Rechten kommen zu laſſen und die Emancipation der deutſchen Herzen zu betreiben. Was ſich noch Künſtler nennt, gehört nicht mehr der Fortbewegung der Zeit an; die Kunſt iſt Künſtelei geworden. Machen wir doch auch kaum noch künſtliche Verſe. Hat ſich das liebe Deutſchland ſo voßmäßig gequält, einen architektoniſch gebauten Hexameter zuſammenzukünſteln, und nun jeder ſein ſchönes Diſtichen machen kann, dichtet keiner mehr in dieſem Maaße. Wir ſind auch keine Belletriſten mehr, mit ſchöntraurigem Schmachtblick. Auch ſitzen wir nicht mehr auf dem Sopha allabends und nippen Thee und ſchwatzen unſäglich koſtbar. Nur in Berlin kommt noch derlei combabiſche Schwachheit vor, nur am Ufer der Spree giebts ſentimentale Hangematten für ſchlotternde Poetenglieder, ſüße Junggeſellen, die leiſe erröthen, wenn eine alte Jungfer mit Händefalten von einer ewigen innern Jugend ſpricht. Es giebt eine Sorte Literaten von heute, die haben weder Luſt noch Zeit, ihre Gedanken in künſtliche Verſe zu bringen. Das ſind die ächten Söhne der Jetztwelt. Ihr Männer, lieben Brüder, wir können das Sitzen nicht mehr aushalten — es wäre denn, daß wir's aushalten müßten, — aber wir können nicht mehr in der Stube ſitzen und Versfüße zählen, wir werfen alle Bande, und alſo auch alle Gebundenheit der

Rede, zum Fenſter hinaus, und ſpringen hinterher, laufen durch die Gaſſen und in die weite freie Welt; unſre Dichtungen kommen angerückt in langen kriegeriſchen Reihen und doch in ungebundener Rede. Wir wollen nichts ſtürzen mit unſern Geſchwadern, glaubt mir's, Ihr Männer, lieben Brüder, wir wollen nichts vernichten, als das Häßliche, das Unſchöne, das Unnatürliche. Seid getroſt, weiter wollen wir nichts: das Andere kommt dann von ſelbſt. Mit dem Worte Freiheit müßt Ihr keuſch umgehen, Ihr ſollt den Namen Eures Gottes nicht mißbrauchen. Ihr ſprecht auch von Bewegung, nennt Euch Bewegungsmänner. Nun gut, aber das weitbauſchige Wort wird Euch verdächtigen. Und es giebt eine Bewegung, die erſtrebt nichts Anderes, als die freie Wellenlinie der Schönheit in That wie in Wort. Das iſt meine, das iſt unſere Bewegung. Das Künſtliche iſt aber nicht mehr das Schöne, das Schöne iſt die Natur, auch in der Kunſt die Natur. Was der Menſch mit ſeiner Qual entſtellt hat, müſſen wir forträumen, die Züge der Mutter Natur müſſen uns wieder rein und kindlich ſchön entgegenblicken, ſüß, aber nicht verſüßt, kräftig, aber nicht aufgekräftigt, warm und glühend, aber nicht aufgewärmt und erhitzt. Wir müſſen unſere Narrheiten fahren laſſen und wieder gut und harmlos werden wie die Kinder; Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit, direct und indirect.

Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder! Seid ſimpel, lebt einfach, werdet ſpartaniſch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei ſein wollt. Den *ſchen Geſandten in B. hörte ich einmal von Börne ſagen: „Ja, was will man mit dem Menſchen anfangen? er iſt ja nicht zu verwüſten. Wenn er Euch einen Morgenbeſuch macht, hat er in der einen Taſche eine Brotrinde, in der andern ein geladenes Piſtol!“ — Wer Haare auf den Zähnen hat, braucht heutzutage weiter kein Schießgewehr, als ſeine offne Rede. Aber die Brotrinde ſteckt zu Euch! Denn ſeht, es könnte Zeiten geben, wo man Euch Alles nimmt bis auf Waſſer und Brot, dieſe einfachen Elemente, unfreundlich geſellt. Dann ſchlagt Ihr Eure Zähne in die harte

Rinde, und könnt es nicht hinunterkäuen, was man Euch einbrockt. Habt Ihr Euch aber an die Brotrinde ſchon in guten Tagen gewöhnt, in guten Tagen, wo man Euch Eure Liebe noch nicht in Haß verwandelt, wo Euch manches ſchöne Auge ſtill angelacht, und die heilige Sonne Euren Scheitel bekränzte: habt Ihr Euch an die beſcheidene Kruſte früh gewöhnt, dann wird Euch nichts anfechten, dann ſeid Ihr unüberwindlich. So eine Brotrinde iſt außer der Hungerſtillung auch noch zu manchen Dingen gut, auch ſchon in guten Tagen. Wenn Euch der Unmuth die Lippen ſchwellt, wenn Eure Muskeln ſich auf- und niederziehen, weil irgend wer irgendwo ein Götterbild zerſchlug, ohne daß Ihr ihn ſtrafen könnet, den Heiligthumsverletzer, dann beißt Euren Zorn hübſch an der harten Rinde aus, und der Schmerz zerbricht unter den klaffenden Zähnen. Und geſchieht Euch, wie wir als Studenten zu ſagen pflegten, ein Pech, Ihr Männer, lieben Brüder, und Ihr habt die Brotrinde in der Taſche, nun ſo habt Ihr doch quasi Euer Brot. Es iſt ein närriſches Ding, ſage ich, wenn die Kunſt nach Brot, oder gar nach Waſſer und Brot geht. —

Es liegt in dieſer Umkehrung der Verhältniſſe die ſchnödeſte Unnatur, es iſt eine himmelſchreiende Sünde der Zeit, eine grenzenloſe Perfidie gegen die Offenbarungen des Jahrhunderts. Der Gott, der es anfing, wird es enden! Einen Teufel giebt es nicht, wohl aber kleine Teufeleien der Menſchen. Laßt uns dem Gotte gehorchen, der in uns gebietet, der auch in dem Schwachen laut wird. Laßt uns nichts ſtürzen, als das Häßliche. Denn das Häßliche iſt die Knechtſchaft der Geſinnung, die Unnatur des Herkommens, der Wahn und der Aberglaube der Zeit. Laßt uns nichts predigen, als die Schönheit. Denn in ihr liegt die Freiheit, aber nicht als Begriff, ſondern als Geſtalt, ſo im Leben, wie im Denken und Dichten. Die Freiheit, die nicht Schönheit iſt, iſt eine Carricatur ihrer ſelber. In der Schönheit liegt die Güte des Herzens und die Größe der Seele. Was gut ſein will, ohne ſchön zu ſein, iſt eine ſchlafmützige Tugend. Was groß ſein möchte, ohne ſchön zu ſein, iſt eine Beleidigung gegen den Gott des Himmels und der Erde, der nur groß und allgewaltig iſt, um ſchön zu ſein in ſeinen Worten und Thaten. Dieſer Gott, der Gott der Schönheit, ſei mit uns, dann haben wir alle Götter des Lebens um uns verſammelt.

Der ſegenreiche Bildſtock.

Eine Geſchichte für Gläubige.

Von

H. Koenig.

Bonaventura Kübel war im ganzen Marktflecken für einen armen Schelm bekannt. Die Schule beſuchte er nicht ſehr fleißig; lag aber deſto emſiger allen Gaunereien ob, und wußte dennoch, als er die Schule verließ, wenigſtens etwas mehr, als der Schulmeiſter ſelber, — daß er nämlich eben nicht viel wiſſe. Aber Kopf hatte er für Alles, was an lauen Sommertagen oder in langen Winternächten irgend zu ſeinem Vortheil auszugrübeln war.

Durch mancherlei kleine Dienſte um Fuhrleute und Reiſende hatte ſich der junge Kübel ein paar Thaler zuſammengebracht, und legte ſie zu einem tragbaren Krämchen von allerlei Spielereien und kleinen Brauchbarkeiten an. Bürſten und Schwefelhölzchen, Nadelbüchschen und Feuerzeuge, Hoſenſchnallen und Miederſchnüre, Kinderpfeifchen und Hemdknöpfe, Meſſer mit beinernen Stielen, Döschen mit herausſpringenden Mäuschen und — wer will die Sächelchen alle nennen, die er bunt durch einander feilbot. Ungeachtet ſeines hinkenden Beines fand er ſich auf allen Kirchweihen und Jahrmärkten ein, und ungeachtet eines Fells auf dem rechten Auge konnte ihm Niemand einen unrechten Groſchen aufhängen. — So wuchs durch überlegte Thätigkeit und Sparſamkeit ſein weniges Geld zu einem kleinen Vermögen, und nach denſelben Geſetzen, nach welchen ein Mann der Bewegung durch Wohlhabenheit oft ſtabil wird, verwandelte ſich auch der tragbare Waarenkaſten in eine ſtehende Bude. Nürnberger Waaren, Lebkuchen, Halstücher, Hoſenträger, Tabakspfeifen, Doſen, ſilberne Ringe, Kruzifixe und viele andre Dinge gingen zu, und — billig ab. Die Zoll- und Mauthgrenze in der Nähe gab Gelegenheit zu manchen kleinen Unternehmungen auf großen Gewinn, und das flatternde Glück war dem Hinkenden hold.

Wie nun Meiſter Bonaventura endlich im Stande war, ein nettes Häuschen im Ort anzukaufen und einen nicht übel ausgeſtatteten Kramladen von Speccerei- und Ausſchnitt-Waaren einzurichten, dachte er an eine vortheilhafte Heirath. Ein reiches Mädchen, pflegte er zu ſagen, iſt eine Kapitalſache. Er brauchte überhaupt gern Ausdrücke der Handelſchaft, wie er ſie von Reiſenden erſchnappt oder aus Zeitungsblättern erſchnurrt hatte. Die Kapitalſachen waren aber rar in der Umgegend, zumal für einen Mann, der in der Liebe nur nach einer Seite ſah und zwar nach der linken, ſeines rechten Augenfelles wegen, und der, wenn ſich eine ſeltne Gelegenheit ergab, ſeines hinkenden Beines halber zu ſpät kam. Endlich zeigte ſich doch ein Gegenſtand, der gerade mit dem linken Auge angeſehen werden mußte und auch einem Hinkenden nicht davonlief. Dieß war das hübſche Dortchen im benachbarten lutheriſchen Orte Leimbach. — Dortchens Geliebter, ein beim nächſten Grenzzollamt Angeſtellter, war vor etwa einem halben Jahre auf einem nächtlichen Streifzug gegen eine Bande Schmuggler tödtlich verwundet worden, hatte aber vor ſeinem Ende der Geliebten und dem Knaben, den ſie von ihm hatte, ein Anſehnliches vermacht. Jetzt ſtarb der kleine Junge am Scharlachfieber, und Dortchen war nun Beſitzerin jenes Vermächtniſſes und eine kleine Kapitalſache geworden. Herr Bonaventura Kübel hielt es für keine üble Speculation, dieſe verfallne Schuld, wie er ſich ausdrückte, zu ſeinem Profit einzutreiben. Er hinkte nach Leimbach hinüber und zeigte dem putzſüchtigen Dortchen Proben neuer Stoffe aus ſeinem Laden. Dortchen kam wieder herüber und beſah den Laden. Herr Kübel wußte dem verwitweten Mädchen begreiflich zu machen, wie ſehr ein kleines Vermögen in ſolchem Geſchäfte rentire und wie lieblich ſich eine junge hübſche Frau in einem modernen Häubchen im neuen Laden ausnehme.

Die Sache oder das Geſchäft ward richtig. Es kam in der Kürze zur Hochzeit mit ſeiner Aſſociée, wie Kübel ſein Dortchen nannte. Bei der Hochzeit ging's hoch her. In Ermangelung angeſehener Verwandten wurden die beſten Kunden des Hauſes Kübel **et Compagnie** eingeladen. Herr Bonaventura war den Tag ſehr heiter und aufgeräumt. Als einer der Gäſte die Geſundheit des neuen Paares ausbrachte, glaubte er dieſen Toaſt auf's Beſte zu beantworten, als er ſich mit den Worten erhob: Ja, wir werden eine Ehe führen, in welcher es nie flau gehen wird, in welcher die Liebe immer ein gangbarer Artikel bleiben, und die Treue nie einen Stoß bekommen ſoll. Ich denke, wir ſind ein Paar, das ſich zu vertragen weiß: meiner Dorothea ſehe ich nach, daß ſie einmal gefallen iſt, und ſie ſieht mir nach, daß ich alle Tage hinke. —

Aber den Witz ſoll ſie ihm nie vergeſſen haben. —

Von jetzt an ging es beim Herrn Handelsmann Kübel prächtig zu. Die junge Frau richtete es ein, daß Gaſtereien gegeben wurden und mit den Honoratioren der Nachbarſchaft ein freundlicher Verkehr beſtand. Herr Kübel fühlte ſich geehrt, und nur Frau Dorothea beklagte ſich, daß die Männer lieber tränken, als artig und aufmerkſam ſein möchten. Kübel that das Seinige; doch waren beide in einem Stücke nicht vergnügt, daß ſie nämlich keine Kinder hatten. Und obſchon nun Madame Kübel gerade mit dem frühen Verluſt ihrer Unſchuld ihre Schuldloſigkeit an dem häuslichen Kreuz ziemlich ſchlagend darthun konnte: ſo war der Mann doch ſo ungerecht, daß er ſie öfter in ſeinem Aerger — ein todtes Kapital ſchalt.

Ein Jährchen um das andre ging herum, und der alte Bonaventura gewöhnte ſich zum Zeitvertreib an das Wirthshaus. Da ſein Geſchäft aber immer noch im Zunehmen war, ſo drang die Frau täglich mehr in ihn, daß er einen Burſchen in den

Laden nehmen ſollte. Der Alte hatte auch ein Einſehen und that ſich nach einem um. Bald fand ſich Einer, ein hübſcher Menſch mit Vatermördern, emailirten Hemdknöpfen und der ehrlich genug ausſah. Nun war dem alten Kübel geholfen. Der Ladendiener war ihm ſehr höflich und der Frau ſehr artig. Sie rühmte alle Tage, wie pünktlich und geſchickt er ſich beweiſe, wenn ſie Abends mit ihm die Kaſſe ſtürze und das Geſchäftsbuch abſchließe. Bonaventura blieb nun um ſo getroſter Abends im Wirthshauſe. Was ihm aber über Alles ging, war, daß dieſer artige Menſch ihm Hoffnung auf eine langgewünſchte Nachkommenſchaft machte. Denn eines Tags beim Mittagseſſen kam derſelbe darauf zu reden, daß auch ſein voriger Prinzipal lange kinderlos geweſen ſei, bis ihm Pater Hilarius, einer der in Baiern wieder eingeführten Mönche, den Anſchlag gegeben, zur Erlangung ehelichen Segens einen Bildſtock zu ſtiften und einweihen zu laſſen. Dieß habe der Prinzipal befolgt, und die Prophezeihung des Mönchs ſei wirklich in Erfüllung gegangen. Bonaventura war als Katholik gerade eifrig und gläubig genug, um auf den Rath des ehrlichen Burſchen einzugehen, und bald ſtand zur allgemeinen Erbauung am Wege nach der nahen Bergkapelle ein bunt angemalter ſteinerner Bildſtock, — vorn den vierzehn heiligen Nothhelfern, und auf der Rückſeite den vierzig heiligen Märtyrern geweiht.

Sein Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Es dauerte keine neun Monate, ſo hatte der vergnügte Kübel ein geſundes Bübchen auf ſeinen Armen. Es wurde am 6. Januar, auf das Feſt der heil. drei Könige, getauft, und ſchon auf den Tag der vier Gekrönten, am 8. November deſſelben Jahres, ward ihm ein zierliches Mädchen dazu geboren.

Nach der Geburt des erſten Kindes hatte er das Wirthshaus vermieden und ſich an die Wiege gewöhnt, ſo oft ihn auch die freundliche Hausfrau antrieb, ſeine alten Freunde im Wirthshauſe, beſonders Abends, nicht ſo ſehr zu vernachläſſigen. Jetzt wurde er über das Zuſammenſchreien zweier Kinder doch manchmal ungeduldig, und ſah gegen den folgenden Sommer nicht ohne Angſt die Frucht eines neuen Segens wachſen, um ſo mehr, als ſeine Frau, um ihn mit andern Mitteln, als freundlichem Zuſpruch, zur Erkenntniß ſeiner Wirthshauspflichten zu bringen, ihn mit Windeln und Wiegen übermäßig zu beſchäftigen wußte. Wenn Bonaventura jetzt an dem einſt bunten, und nun in Sonne und Regen abbleichenden Bildſtocke vorüberging, warf er, ſelbſt mit ſeinem geſunden Auge, einen giftigen Blick auf das ſteinerne Weihgeſchenk, von dem aller Segen kam. —

Gegen den Herbſt hin genas Frau Dorothea Kübel abermals von einem ſtarken Knaben. Mißmuthig ging Bonaventura umher; jeder Schrei der Kleinen verſtimmte ihn, jede Ausgabe für ihre mancherlei Bedürfniſſe ängſtigte ihn; ſo daß er abwechſelnd ein Knicker und ein Verſchwender ward, je nachdem er nämlich im Hauſe umhergrübelte, oder ſich außer dem Hauſe zu zerſtreuen ſuchte. — Oefter als ſonſt ging er jetzt am Bildſtocke vorüber, und da einige heftige Regengüſſe von Spätgewittern das hügelige Erdreich hier und da durchgewühlt hatten, ſo prüfte er jedesmal, ob der Bildſtock nicht auch gelitten habe und etwa — umfallen möchte. Da er ihn aber wie für die Ewigkeit geſtellt fand, ſo bohrte er mit ſeinem Stock ein klein wenig um und unter das Fußgeſtell, lobte den geſchickten Maurermeiſter, und ſeufzte. —

Doch die fromme Stiftung ſegnete unverdroſſen fort. Das vierte Kind war abermals ein Junge. Zum erſten Male verſchüttete der alte Kübel einige bittere Worte wegen des Bildſtocks gegen den Ladendiener, ja er goß über dieſen ſelbſt, als er ſo ſchalkhaft in ſich hineinlächelte, einige herbe Redensarten über Schadenfreude, ſchlechte Rathgeber u. dergl. aus. Da er indeß hinter dem Rücken des Geſcholtenen die Frau eine Fauſt voll Fürbitte erheben ſah, ſo lenkte er ein und fragte begütigend den Burſchen, wie viel Kinder deſſen früherer Prinzipal gehabt habe.

Vier Kinder! war die Antwort.

Vier? Hm, hm! Und wie hoch war der Bildſtock?

Wenn ich nicht irre, — vier Fuß hoch, ohne das Fußgeſtell. —

Vier Fuß? Vier Kinder? Hm, hm! Es könnte vielleicht möglich ſein, — — — in Beziehung ſtände. Segen — — Fußweiſe — — zugemeſſen, brummte Bonaventura vor ſich hin, und ſetzte laut hinzu: Mein Bildſtock iſt fünf Fuß, ohne das Fußgeſtell; ich habe des Guten überflüſſig gethan.

Damit war er ſehr gefaßt und ſchien einem fünften Kinde mit vieler Gelaſſenheit entgegenzuſehen. Das fünfte Kind kam auch wirklich, ein Mädchen, und zwar von den ſchlimmen eins, die, ich weiß nicht, ſieben oder ſiebenzehn Wochen lang bei Tag und Nacht ſchreien, und dem Hauſe wie der Nachbarſchaft zur Laſt ſind. Der alte Kübel aber war voll Geduld und trug Alles, im Gefühl, daß ſein Glück und Segen nunmehr ausgemeſſen ſei.

So ſchien es auch beinahe ein ganzes Jahr, bis ſeine theure Dorothea ſich wieder über dieß und jenes Reißen und Schmerzen beklagte und vor dieſer und jener Speiſe Widerwillen bezeigte. Bonaventura maß mit großen Augen die Geſtalt der Frau und mit dem Nürnberger Maaß den Bildſtock, und fand die Geſtalt der Frau bedenklich, und den Schaft ein paar Zoll länger, als fünf Schuh. Er war höchſt mißmüthig. — Sollte vielleicht noch eine Fehlgeburt — — der paar Zolle wegen — —? brummte er in den Bart, und ließ ſich raſiren. Ueber die Kleinen, die um ihn her rutſchten und liefen, zankte er, und wie er einſt über das todte Kapital ſich ereifert hatte, war er jetzt über die laufenden und aufwachſenden Zinſen erboſt. —

Bald blieb ihm über ſeine Hoffnung auf neuen Segen kein Zweifel übrig; daher er denn wieder fleißiger um das Fußgeſtell ſeines Bildſtocks bohrte. Zu ſeiner Zufriedenheit ließen ſich kleine Steinchen hervorwühlen, und ſo fuhr er denn mit dieſem troſtreichen Zeitvertreib an den ſpäten Dämmerabenden des Aprils, unbemerkt von den Nachbarn, fort. Endlich, am Vorabend des Jubilate-Sonntags, bemerkte er zum erſten Male, wie das

Fußgeſtell ein wenig wiegte und die Säule ſchwankte. Er ſchlich wie ein Dieb nach Hauſe.

Mehr wagte er nicht zu thun. Nur wenn er vorüberging — und zufällig ging er oft vorüber — rüttelte er mit der Hand ein wenig am Bildſtock, um ihn gleichſam wie einen ſäumigen Bezahler zu erinnern. — Erdbeben gibt's bei uns nicht, dachte er; aber der Südweſtwind, der hier zu Land gern ſtürmt, hat einen recht andächtigen Zug und drang nach dem Bildſtock. Es war kein übler Einfall, daß ich ihn juſt hierher ſetzte. Wenn wird ſich denn der Bildſtock erkenntlich zeigen, und auch einen guten — Einfall bekommen?

So ging Woche um Woche und ein ſchöner Sommerabend um den andern und die ſich verlängernden Herbſtabende hin, bis auf den 2. November, am Allerſeelentage, der alte Kübel, höchſt ärgerlich über den Kinderlärm und ſeine wehklagende Dorothea, von Hauſe weg nach der Kirche ging, um an dieſem Tage der Abgeſtorbenen beſtens zu gedenken, da ihm die Lebenden ſo viel zu ſchaffen machten. Er war kaum aus der Kirche in das nahegelegene Wirthshaus getreten, um ein Frühſtückchen zu nehmen, als das Kindermädchen gelaufen kam und meldete, daß ſeine Frau eben glücklich niedergekommen ſei.

Lebt das Kind? fragte er.

Ja, es ſchreit rechtſchaffen! antwortete das Mädchen.

Und iſt ein ganzes, wohlconditionirtes Kind? —

Gewiß, — ein Junge mit Sack und Pack. —

Merkwürdig, unbegreiflich! Um der paar Zoll willen, die vielleicht noch im Wetter eingegangen wären. Der verwünſchte—!

Er trank ſein Gläschen Rum aus und forderte noch ein zweites. Ich will heut eine Ausnahme machen, Frau Wirthin, ſagte er. Es iſt das erſte Mal, daß ich zwei —

Recht wohl gethan, Herr Bonaventura, verſetzte die Frau; Sie ſind ja auch ein geſegneter Mann. Wohl bekomm's! Auf die Geſundheit des nächſtfolgenden Kindes thue ich Ihnen Beſcheid.

Nächſtfolgenden? ſchrie er. Das wäre unbeſcheiden. Nun und nichts mehr! Mein Glück iſt ausgemeſſen, das muß ich wiſſen. Nichts Folgendes, nichts! — Der Artikel wird nicht mehr geführt. —

Indem kam die Hausmagd Meiſter Kübels herein und brachte ſtotternd hervor, die Madame habe noch einen Jungen gekriegt, ein glückſeliger Zwilling ſei im Hauſe, der Herr möge eilends heimkommen!

Aber welche Wuth überkam jetzt den guten Meiſter! Er ſah ſtier in eine Ecke, drückte den dreieckigen Hut tief über das eine Ohr in den Kopf und ſchwang ſein ſpaniſches Rohr. Und nun ſtürzte er aus dem Hauſe, hinkte, was er hinken konnte, durch das Dorf; die Gänſe watſchelten ſchreiend auseinander, und die Dorfjugend rannte jubelnd in einem anwachſenden Rudel durch alle Pfützen nach. — Athemlos kam er auf dem Weg an, wo ſein Bildſtock ſtand. Von weitem ſchon drohte er mit dem Steck und keuchte: Willſt du mich ruiniren, ſegenreicher Bildſtock? Nein, ich lieber dich!

Hiermit warf er Hut und Steck in die Haberſtoppeln, drückte, ſich anſtemmend, mit dem Rücken gegen den geweihten Stein, bis dieſer zum allgemeinen Kinderjubel zuſammenſtürzte. Nun eilte er, Hut und Steck vergeſſend, nach Haus, die Dorfjugend wieder hinter ihm her. Wie ein Wahnſinniger packte er den Ladendiener, zog und zerrte ihn vor das Haus, indem er wiederholt rief: Du haſt den Rath gegeben, Du biſt an allem Unheil Schuld!

Die Wöchnerin war in dieſer Stunde und noch eine längere Zeit ſehr erſchöpft, und Meiſter Kübel allein Herr im Hauſe. Alſo blieb es auch bei ſeinen Anordnungen: der Bildſtock war geſtürzt, der Ladendiener verjagt, und ſomit blieb es auch bei den ſieben geſunden Kindern.

Wanderungen durch Latium.

Von

Profeſſor C. G. Zumpt.

Ich war am 23. Juli in Rom angekommen, am 28. reiſte ich ſchon wieder ab, um mit einem neu erworbenen Freunde das Gebirge zu beſuchen. Die erſten Tage in Rom waren neben den nothwendigen Beſuchen und häuslichen Einrichtungen unter bloßem Schauen vergangen: nun hatte ich eine ſchöne und bequeme Wohnung für monatliche 7 Scudi (oder 10 Thaler) gemiethet, wollte aber, bevor ich in oder wenigſtens mit Büchern zu arbeiten anfinge, eine ſich darbietende Gelegenheit, in angenehmer Geſellſchaft zu Fuß, oder wie es ſich ſonſt fügen möchte, einen Theil von Latium zu durchwandern, nicht vorübergehen laſſen.

Man fährt nach Tivoli, 4 kleine Meilen auf der alten **via Tiburtina,** auf dem rechten Ufer des Anio, oder jetzt Teverone, weshalb man, da Rom und Tivoli links von dieſem Fluſſe liegen, ihn zwei Mal überſchreitet, bei Rom auf dem **ponte Mammolo,** kurz vor Tivoli auf dem **ponte Lucano.** Eine Meile vor Tivoli kündigt ſich der Schwefelſee links der Straße, die **Solfatara,** ſchon durch den Geruch an. Er fließt unter der Straße in den Teverone ab. Dies ſind die **aquae Albulae** der Alten, Heilquellen für Wundſchäden. Dicht bei dem **ponte Lucano** iſt das alte Grabmahl der Familie Plautia, auf viereckigem Unterbau ein rundes Gebäude von Quadern aus Travertin, das wegen ſeiner Feſtigkeit im Mittelalter als Feſtung gedient hat. Tivoli liegt auf einem von dieſer Seite allmählig anſteigenden baumreichen Berge. Die Stadt ſelbſt iſt ſchlecht gebaut, aber ihre Lage an dem Ende des Teverone-Thales, welches hier plötzlich abgeſchnitten zur Römiſchen Campagne abfällt, iſt an ſich reizend und bringt den heftigen Sturz des Teverone hervor, der alle Reiſende anlockt. Der Anblick iſt in der That belohnend. Aeltere Beſchreibungen paſſen aber nicht mehr auf den jetzigen Zuſtand, da die herabfallende Waſſermaſſe fortwährend Verwüſtungen am Ufer anrichtet, ſo wie zuletzt im Jahre 1813 eine Brücke und eine ganze Reihe Häuſer in den Fluß hinabſtürzten, der ihre Grundlagen weggeſpült hatte. Man geht, noch in der Stadt, durch ein Haus und über den Hof deſſelben, auf gewundenem Fußſteig, den Abhang des Berges bis an das Ufer des Fluſſes hinab; und verdankt dieſen bequemen und angenehmen Zugang der Franzöſiſchen Zwiſchenregierung. Unten auf naſſen Stegen über große Felsſtücke hin kann man bis in die ſogenannte Grotte des Neptun dringen, von wo man den Fall am beſten ſieht, aber auch in einigen Sekunden von dem feinen Staubregen ganz durchnäßt wird. Man glaubt in eine wilde Berggegend verſetzt zu ſein, der Waſſerfall toſet gewaltig, da er zwar nicht ſo hoch, als der von Terni iſt, aber ſich öfterer an hervorragenden Klippen bricht und von allen Seiten einen Weg ſucht. An dem Abhange aber, von wo man herabſteigt, ſtehen auf gemeinſamen Fundament zwei kleine Tempel, einer dem Namen nach der Sibylla noch jetzt zu religiöſem Gebrauch beſtimmt, ein längliches Viereck mit vier Säulen in Front, der andere rund, und deswegen der Veſta zugeſchrieben, von beſonderer Zierlichkeit. Korinthiſche Säulen bilden den Gang um die netzförmig gemauerte innere Wand, und ſtehen größtentheils noch. Wegen der Laub- und Fruchtgewinde und der Stierköpfe unter dem Gebälk könnte man ihn eher für einen Tempel der Ceres oder ſonſt einer ländlichen Gottheit halten.

An dem jenſeitigen Ufer des Teverone ſpaziert man auf einem reizenden Wege um die Stadt herum, an dem Fuß ſanft aufſteigender Hügel, wo die Reſte vieler alten Villen gezeigt werden, meiſtens doch nur Kellergewölbe. Eine Quelle entſpringt am Wege, ein ſchön canelirter Sarkophag nimmt das hineingeleitete Waſſer auf und diente Wäſcherinnen als Spülgefäß: ich ſah zum erſten Mal Myrthen und Aloe wild am Wege wachſen, vermiſcht mit Brombeerſträuchen, deren große ſchwarze Beeren uns bei der ſteigenden Sonne erquickten. So kamen wir an den entgegengeſetzten Theil der Stadt, wo ein Arm des Teverone, der oberhalb des Waſſerfalles zur Betreibung von Mühlen durch die Stadt geleitet iſt, nachdem er ſein Werk verrichtet hat, in vielen Rinnen den Berg hinabſtürzt und ſich mit dem ſchon ruhig fließenden Hauptſtrom vereinigt. Dieſe kleinen Waſſerfälle (oder **cascatelle**) ſind noch reizender, als die große **cascata**. Breite ſchillernde Silberſtreifen ziehen ſich den grünen Abhang des Berges, wohl 200 Fuß, herab, vereinigen und trennen ſich mehrmals, ehe ſie in das Thal gelangen. Man hat ſie ganz im Auge und kann ſich dabei gemächlich in den Baumgärten am Ufer lagern, in den **udis pomariis**, die Horaz ſo bezeichnend an Tibur lobt.

Die letzte Fabrik, welche oben von dieſem Waſſer getrieben wird, iſt in der alten Villa des Mäcenas, einem gewaltigen Bauwerke, angelegt. Man geht auf einer antiken Brücke über den Anio, und ſteigt eine alte Straße hinauf, deren Pflaſter noch ſtellenweiſe erhalten iſt. Der Beſitzer der Villa, da er die Straße nicht verlegen konnte, ließ ſie ſich überwölben. Er gewann dadurch eine große Terraſſe, und gab durch Oeffnungen der Straße Licht von oben herab. Die Sorgfalt und Feſtigkeit des Mauerwerks ſetzt in Erſtaunen. Man hat natürlich von der Villa eine vortreffliche Ausſicht in das Thal und über die Ebene nach Rom hin. Nicht weit entfernt iſt die jüngere, aber jetzt vernachläſſigte **villa d'Este**, dem Herzog von Modena gehörig, mit ſchönen alten Bäumen und allerhand Waſſerkünſten. Die Gärtnerin ließ uns eine Seitenthür hinaus: wir waren auf dem Marktplatz der Stadt und bei unſerm Wirthshauſe.

Nach Tiſche ſahen wir die Villa des Hadrian am Fuß des Berges nach Rom zu. Was für Ruinen! Nicht einer Villa, ſondern eher einer Stadt. Sie hatte einen Umfang von 6 Millien. Aber warum muß Alles ſo zerriſſen und zerſtört ſein, daß es nur dem Beſitzer des Landes durch Aufgrabung der Fundamente gelingen könnte, die Beſtimmung des noch ſtehenden Gemäuers mit Sicherheit zu ermitteln. Man hat viel nachgegraben, aber nur um die Statuen und muſiviſche Fußböden aus dem Schooß des fruchtbaren Erdreichs hervorzuholen, mit denen jetzt die Römiſchen Muſeen gefüllt ſind. Ich mag nicht die Namen wiederholen, welche die Itinerarien dieſer und jener Ruine gemäß der Stelle bei Spartianus im Leben des Hadrian geben. Alles, was von Mauerwerk ſteht, erregt Bewunderung. Von außen iſt es mit dem **opus reticulatum** bekleidet, wo dies abgefallen iſt, erkennt man, daß das Innere aus einem Guß von Mörtel und kleinen Steinen beſtand: die inneren Wände haben einen ſtarken geglätteten Ueberzug von Gyps. Die Verzierung der Gewölbe mit Stuckarbeit und Malerei iſt zum Theil noch ſichtbar, aber ſie wird nicht mehr lange beſtehen, da muthwillige Zerſtörung der Reiſenden, beſonders der Maler, wenn ſie etwas abgezeichnet haben, hinzukommt. Jeder fühlt ſich verſucht, irgend ein Andenken mitzunehmen, und iſt um Nachfolgende unbekümmert, wenn er nur ſeine Wißbegierde befriedigt hat.

Die reizende Gegend und geſunde Luft würde mich Tivoli dem Aufenthalt in Frascati vorziehen laſſen, wenn es nicht ein Albano gäbe, was an ländlicher Schönheit beide übertrifft. Auf der Höhe des Berges von Tivoli haben die Jeſuiten ein Sommercollegium, wohin ſie aus Rom zur Zeit des bleiernen Herbſtes ziehen.

Von Tivoli reiſten wir am 30. Juli zu Eſel auf der alten **via Valeria** weiter das Thal des Anio hinauf. Die Straße geht auf dem rechten Ufer des Fluſſes am Fuß der Sabiniſchen Berge ſehr abwechſelnd und angenehm. Die Gipfel der Berge jenſeits ſind mit kleinen Städten beſetzt, denn die alten Völker Italiens und die Aequer ganz beſonders bauten ſich, wohl noch mehr der Unſicherheit, als der beſſern Luft wegen, nur auf Höhen an, und das iſt nun ſo geblieben. Es erregt Verwunderung, mit welcher Mühſeligkeit die Männer zum Garten- und Feldbau, die Weiber um Waſſer zu holen oder Wäſche zu reinigen, die Berge ab- und aufſteigen, um ſo mehr, da die alten Straßen überall zertrümmert ſind und Millionen Kieſelſteine, die beim Bau derſelben zur Unterlage genommen wurden, den Weg äußerſt beſchwerlich machen, ſo daß an Fahren gar nicht zu denken iſt. Die Thäler ſind einſam, die Gärten liegen, wenn Menſchen da wären, zur Beute preisgegeben: oben in dem Felſenneſt iſt Leben. Denn ſo kann man die Ortſchaften im Aquergebirge ganz eigentlich nennen, da ſie zum Theil mit Felſenmauern umgeben, alle aber von dem Stein des Bodens aufgeführt ſind, und kein Baum noch Strauch, nichts Grünes oben gefunden wird.

Für's Erſte ſah ich ſie nur aus der Ferne, und ſie erſchienen faſt als Felſen ſelbſt, da kein ſpitzes rothes Dach, kein Thurm ſie auszeichnet. Gegen Mittag kamen wir durch **Vicovaro**, das Städtchen **Varia** bei Horaz, zu deſſen Gebiet ſein Sabiniſches Grundſtück gehörte. Etwas weiter hin an der Straße liegt das Kloſter San Coſimato am Abhange zum Anio. Wir ließen uns verführen, unſern Eſel dahin vorauszuſchicken, und wollten zu Fuß das Seitenthal des Baches Licenza bis zur Villa des Horaz hinaufgehen. Die Beſtimmungen, welche Horaz über ſein Sabinum giebt, ſind folgende: es läge in einem Thale, deſſen eine Bergſeite von der aufgehenden, die andere von der untergehenden Sonne beſchienen werde, was alſo von Norden nach Süden geöffnet ſein muß, bei der banduſiſchen Quelle, am Bache Digentia, den die kalte Ortſchaft Mandela trinke. Dies Alles paßt, wenn man annimmt, daß die Digentia in Licenza, Mandela in Bardela verwandelt iſt, wie jetzt eine Ortſchaft bei Cantalupo heißt. In der Nähe ſeiner Villa war der verfallene Tempel der Vacuna (**putre fanum Vacunae, Epist. I, 10 extr.**), einer Sabiniſchen Gottheit, welche, wie die Scholien zur Horaziſchen Stelle ſagen, von einigen für die Diana, von manchen für die Ceres, von andern für die Venus, von andern für die Victoria gehalten wurde. Varro halte ſie für die Minerva, weil diejenigen, welche der Weisheit dienen, ihre größten Verehrer ſeien. In Rocca Giovane, einem Flecken des Thales, hat man einen Stein gefunden, auf welchem die Herſtellung des verfallenen Tempels der Victoria durch den Kaiſer Vespaſian erwähnt wird. Iſt alſo die Vacuna Römiſch die Victoria, weil ſie Ruhe und Muße giebt, ſo iſt dies ein ſtarker Beweis für die Lage der Horaziſchen Villa. Sie hat dann aber auch wahrſcheinlich näher an den Ausgang des Thales nach Varia zu gelegen, als wo man ſie jetzt bei der Ortſchaft Licenza, 5 Millien hinauf, ſucht. Reſte des Horaziſchen Wohnhauſes finden zu wollen, iſt ganz thöricht, denn dies Thal war gewiß ſehr bekannt. Ob der **fons Bandusiae** der dabei entſpringende, in ein Baſſin geſammelte und zum Waſchen benutzte Quell iſt, bleibt unentſchieden: denn es entſpringen genug andere am Fuße des Berges linker Hand, der ohne Beweis für den Lucretilis gehalten wird, an dem die Straße entlang geht, alle mit ſchönem reinen Waſſer, wovon wir ſelbſt, nicht des Horaz halber, ſondern um den quälenden Durſt in der Mittagshitze auf Diogenes' Art zu löſchen, den Verſuch machten. Es war ein ſchrecklicher Weg, der Ruin unſerer Stiefel, ehemals ohne Zweifel Römiſch gepflaſtert, jetzt nur aufgehäufte Kieſelſteine, kein Haus am Wege, oder, wenn ja eines, feſt verſchloſſen. Wir hätten die Annehmlichkeit des Thales zu Eſel unendlich beſſer genoſſen; denn die aufſteigenden Höhen ſind mit Weinbergen und Gärten, höher hinauf mit Holz, bepflanzt, aber zu Fuß an den ſteinernen verfallenden Gartenmauern entlang, ohne Schatten, war der Weg über die Maße anſtrengend. Da mir endlich in einer Vigne als Trümmer der Horaziſchen Villa ein paar Säulenſtümpfe und ein Stückchen Moſaikpflaſter gezeigt wurden, fand ich die Belohnung nicht genügend: mein Reiſegefährte hatte gar nicht die Anhöhe hinaufſteigen wollen und ſich lieber in den Schatten eines Baumes niedergeworfen, und ich mußte geſtehen, daß er den beſſern Theil erwählt hatte.

Unſere Eſel hatten es inzwiſchen beſſer gehabt, und wir eilten ebenfalls, Erquickung bei den Franziskanern in San Coſimato zu ſuchen. Sie nahmen uns freundlich und neugierig auf, ſetzten ſich im Refectorium zu uns, ſtudirten die Karten, die ich bei mir führte, und freuten ſich wie Kinder, wenn jeder ſeinen Geburtsort gefunden hatte. Ihr Eſſen und beſonders ihr Wein war ſchlecht: ſonſt wäre es gut gethan geweſen, einen Tag bei ihnen zu verweilen und die gewaltigen antiken Unterbauten, welche die Kloſtergebäude gegen den Abhang des Anio ſchützen, zu unterſuchen. Man opfert nachher etwas Geld dem Kloſter, je mehr, deſto beſſer; aber die guten Leute ſind auch mit wenigem zufrieden.

Wir verfolgten aber die Valeriſche Straße weiter am Anio hinauf: bald theilt ſie ſich, und führt linker Hand nach der alten Römiſchen Colonie **Carsoli** (ehemals noch im Aequerlande, jetzt im Königreich Neapel); den Weg am Anio ſetzt die **via Sublaqueensis** fort, nach Subiaco, dem alten **Sublaqueum**. Die Gipfel der Berge rechts und links ſind immer häufiger mit Städten beſetzt, rechts **Saracinesco**, **Anticoli** (gewiß der Name des alten Volks **Aequicoli**), **Marano**, **Rocca Canterano**, ganz beſonders hoch, links **Agosta**, und ganz hoch hinauf an der Neapolitaniſchen Gränze **la Cerbara**. Maler, die in den Sommermonaten dieſe Gegenden der wunderbaren Natur und der eigenthümlich ſchönen Geſichtsbildung und maleriſchen Tracht der Einwohner wegen häufig von Rom aus beſuchen, und ſich längere Zeit aufhalten, erzählten uns, daß die männliche Bevölkerung von **Cerbara** zur Saat- und Erntezeit in die Campagna auf Arbeit auszuwandern pflege, wo dann die Stadt nur von Weibern bewohnt werde: ſie ſei auf Felſen ſo uneben gebaut, daß man Trepp' auf, Trepp' ab ſteige. Dies ſind die Kuppen der alten **montes Simbruini**. An dem Fuß derſelben noch weiterhin liegt Subiaco, das Ziel unſers Rittes an dieſem Tage, 44 Millien von Rom.

Die Stadt iſt aus einer Villa des Nero entſtanden, welche **Sublaqueum** hieß, weil ſie unterhalb dreier großer Waſſerbehälter des Anio lag, die Nero Behufs der Waſſerkünſte ſeiner Villa anlegte, und Trajan ſpäterhin, gemäß einer Stelle bei Frontin, für die Waſſerleitung des **Anio novus** benutzte, indem er das abgeklärte und durch die ſchattigen Bäume kühlere Waſſer des unterſten Sees, ſtatt des Fluſſes ſelbſt, ableiten ließ. Von den künſtlichen Waſſerbaſſins, oder stagna, wie ſie Tacitus (Ann. XIV, 22) nennt, iſt wenig mehr erhalten: der Anio hat ſie im Mittelalter bei öfteren Ueberſchwemmungen zerſtört. Wir kehrten in Subiaco bei einem Böhmen ein, der, ehemals ein Oeſterreichiſcher Soldat, bei dem Abmarſch ſeiner Landsleute zurückblieb, die Tochter eines Gaſtwirths heirathete, und ſelbſt eine Art Gaſtwirthſchaft anlegte, welche ſich beſonders durch den Zuſpruch der Maler aus Rom erhält. Man logirt den Tag mit Bett und Koſt für vier Paul (14 Groſchen), das Eſſen war reichlich und gut, Wein ſo viel jeder trinken mochte, und recht leidlich. Dies iſt eine Einrichtung, welche die Maler, die ſich in dieſer Gegend ihrer ländlichen und menſchlichen Studien halber monatelang aufhalten, eingeführt haben. Das Haus verſprach von außen ſehr wenig, auch war an Bequemlichkeit in den Schlafkammern nicht zu denken; aber die Menſchen und ganz beſonders die Frauen, die Wirthin Clementina und ihre unverheirathete Schweſter Mariuccia, überaus freundlich und zuvorkommend. Sie waren außerdem ſehr ſchön; wie man denn hieher kommen muß, um Italiäniſche Frauenpracht zu bewundern, große, edle Geſtalten, dabei ruhiger und beſonnener, als die Männer, die, leidenſchaftlich und heftig, zwar ſehr ausdrucksvolle Geſichter haben, und in ihrer bunten oft zerlumpten Tracht maleriſche Effecte hervorbringen, aber keinen friedlichen Eindruck auf den Reiſenden machen. Bei aller Freundlichkeit der Wirthinnen, deren ich mich beſonders, als der fremdeſte und zurückgezogenſte der Gäſte, zu erfreuen hatte, dergeſtalt, daß Mariuccia mich niederknieend zu ihrem Tänzer nach dem Tamburin erwählte, muß ich doch bemerken, daß die Maler verſicherten, auch noch nicht einen Kuß von ihnen erhalten zu haben; ein junger Franzoſe behauptete verdrießlich, ſie ſeien artig und glatt, aber auch kalt, wie Eis.

Der Teverone oberhalb Subiaco nimmt immer mehr die Natur eines wilden Gebirgsſtromes an. Ich ging am Sonntag, den 31. Juli, mit einem Burſchen aus Subiaco, der in der ganzen Stadt der Baſtardo gerufen wurde, weil er ſeinen

Vater nicht nennen konnte, und an den ſich bald eine Rudel anderer Jungen anſchloß, aus, einen Waſſerfall zu beſehen. Die wilde Landſchaft, der ſchmale, mitunter gefährliche Steg an und über dem Anio, dabei die Gärten, welche ſtellenweiſe, wo das Thal ſich etwas eröffnete, angelegt waren, und wo meine Begleiter reife Feigen aufſuchten, ergötzten mich ſehr. Der Waſſerfall iſt ſehr maleriſch. Der Anio geht in Berghöhlen hinein und ſtürzt ſich aus einem Loche, 20 bis 30 Fuß hoch, wieder heraus. Sieht man den ſteilen Berg hinauf, ſo verwundert man ſich, wie oben an demſelben, aber noch bedeutend unter dem Gipfel, Gemäuer klebt. Dies iſt **San Benedetto**, das älteſte Kloſter des Benedictiner-Ordens. Mich ergriff großes Verlangen, hinaufzukommen. Der Platz, worauf das Kloſter gebaut iſt, hat dem Felſen abgewonnen werden müſſen; eine Treppe, die zur Kirche führt, ſchwebt ſogar frei: an dem Abhange hat man auf ſchmalen Terraſſen einen Garten angelegt. Die Kirche iſt über einer Höhle gebaut, zu der man mit Lichtern hinabſteigt. Hier brachte der vierzehnjährige Benedictus, aus Rom weltlichen Studien entflohen, am Ende des fünften Jahrhunderts drei Jahre in einſamen Gott geweihten Betrachtungen zu: ein Mönch aus einem benachbarten Kloſter verpflegte ihn kümmerlich, bis Hirten den Heiligen in der Wildniß entdeckten. Ein Altar iſt dort errichtet: hinter demſelben in der Höhle befindet ſich die Statue des knieenden Jünglings, von einem Schüler Berninis, ſehr weich und mädchenhaft, aber vortrefflich gearbeitet. Der Prior des Kloſters reſidirt in dem benachbarten, weiter unterhalb am Berge gelegenen größeren Kloſter **Santa Scholastica**, welches ſeinen Namen von Benedicts eben ſo frommer Schweſter erhalten hat. Ich machte ihm meine Aufwartung und bat um die Erlaubniß, die Bibliothek, von deren Handſchriften ich gehört hatte, zu beſehen; er gewährte ſie leicht und führte mich ſelbſt: ein ſtattlicher alter Mann von einer ehrwürdigen Freundlichkeit. Aber die Codices reducirten ſich auf alte Schenkungsurkunden und einige Kirchenväter, von Profanſcribenten waren nur die Pandekten noch vorhanden, die übrigen ſeien zu wiederholten Malen und zuletzt von den Franzoſen weggeführt worden, wenn dies nicht eine Entſchuldigung ihrer Armuth war. Eine Einladung, zu Mittage mit den Herren zu eſſen, konnte ich nicht annehmen, weil meine Freunde in Subiaco auf mich warteten. Die Knaben, die mich führten, tadelten mich deshalb: Ei, was hätten Sie für Eſſen bekommen; man ißt hier ſchön, ſehr ſchön, und dabei ſchnalzten ſie appetitlich mit der Zunge. Sie hofften ohne Zweifel, als meine Begleiter auch ihren Theil von den gaſtfreien Mönchen zu bekommen. Beide Benedictinerklöſter ſind ſchwach beſetzt, in S. Scholaſtica ſind etwa ſechzehn Mönche, in San Benedetto nur acht.

Wir wanderten noch gegen Abend zu großer Betrübniß unſerer Wirthinnen, denen wir verſprechen mußten, im Herbſt wiederzukommen, weiter, in Begleitung des wackern Genremalers Weller aus Manheim. Er kannte die ganze Gegend und war allen Leuten bekannt. Ueber kahle Kalkſteinhöhen, aber auch durch fruchtbare Gründe und überaus reizende Kaſtanienwälder gingen wir über das hochgelegene Rocca San Stephano bis zu dem noch weit höheren Civitella. Die Gegend iſt gar nicht ſchwach bewohnt, rings um uns waren die Höhen mit kleinen Städtchen bekränzt, immer eine Stunde weit von einander entfernt, aber welche Armſeligkeit in dieſen ſteinernen Treppenhütten, und was für beſchwerliche Zugänge! Straßen ſind es ehemals geweſen, aber jetzt iſt es ſo, wie ich wohl hie und da in Deutſchland geſehen habe, wenn Chauſſeen ausgebeſſert wurden, daß man Karren voll zerſchlagener ſcharfkantiger Feldſteine auffährt, und den Wagenrädern das Geſchäft, ſie in den Boden einzudrücken, überläßt. Aber dieſe Steine ſind doch noch regelmäßig hingeſchüttet, was bei jenen Städten nicht der Fall iſt. Wenn die Leute fahren müßten, und nicht vielmehr die vorſichtig tretenden Eſel Alles hinauf und hinabtrügen, ſo würden dieſe Unwege, möchten die Communen auch noch ſo arm ſein, aufgeräumt werden müſſen: denn daß ein Wagen darauf fahre, iſt ganz unmöglich. Meine Stiefeln waren längſt auf allen Seiten aufgeriſſen, der Weg nach Civitella hinauf gab ihnen den Reſt. Hier ſind wieder cyklopiſche Mauern; aber man verwundert ſich nicht mehr darüber, da der ganze Ort ein Felſenhaus iſt. Wie können die Leute hier zufrieden wohnen, wo ſie Waſſer aus Ciſternen holen, oder, wenn es bei ihnen ausgegangen iſt, von den Nachbaren herum borgen, wie es geſchehen mußte, als wir bei einem Caffetiere einfielen und Limonade verlangten! Und doch ſind ſie's: ſie halten ihre Berge allein für geſund und bringen keine Nacht im Thale zu. Die Luft iſt rein, aber ſcharf und windig, die Ausſicht vortrefflich, aber in das Stadtthor hineingeſehen, glaubt man in den Caſematten von Königſtein zu ſein. Wären die zerſtörten Straßen nicht, ſo gäbe es keine intereſſantere Landſchaft. Ich war mitten im Lande der Aequer, und es thut mir jetzt ſehr leid, daß ich nicht den Anio ganz hinauf bis Trebi, dem alten **Treba Augusta**, gegangen bin. Indeſſen habe ich genug geſehn, um Livius Erzählung von den Kriegen der Römer gegen die Aequer zu verſtehen. Von den jetzigen Einwohnern kann ich nur Gutes ſagen; auch in Civitella waren wir gut aufgehoben. In dem weitläuftigen ſteinernen Hauſe links zunächſt am Thore fanden wir wieder Maler, zwei Franzoſen mit einer kunſtübenden Dame, aber auch zwei Deutſche (Gmelin und Kutſcher), die uns alle landsmänniſche Freundſchaft bewieſen, um ſo mehr, da ſie mit den Franzoſen nicht gut ſtanden. Der Wirth war ein alter unverheiratheter Capitaliſt; er nahm uns, wie er ſagte, aus Freundſchaft auf, eine beliebte Form, die aber doch von dem Italiäniſchen Ehrgefühl zeugt: er machte keine Rechnung und überließ die Vergütigung unſerm Belieben, wobei er darauf rechnen durfte, nicht ſchlechter wegzukommen.

Der Weg von Civitella nach Olevano geht über kahle Kalkſteinberge. Olevano ſelbſt liegt an der Senkung der Aquiſchen Berge, zur Ebene der Herniker, und wird ſeiner ſchönen Ausſichten halber von Landſchaftmalern viel beſucht. Wir genoſſen ſie von dem Caſino der Signora Baldi, wo ſich Weller eingemiethet hatte, und einige Jahre zuvor der Baron von Rumohr von Räubern überfallen war, wobei er ſich ſelbſt ſehr glücklich, indem er ſich für den Bedienten ausgab, gerettet, abe den Sohn der Wirthin in den Händen der Räuber zurückgelaſſen hatte. Eine bedeutende Summe mußte für ſeine Auslöſung bezahlt werden, denn die Räuber hatten gedroht, de jungen Menſchen zu ermorden, und würden Wort gehalten haben. Ein Gabelfrühſtück wurde uns aus dem Städtchen heraufgeſchickt. Signora Baldi, eine tüchtige Italiäniſche Hausfrau vo Junoniſcher Geſtalt, kam ſelber nach, erkundigte ſich bei mi ſehr angelegentlich nach Herrn von Rumohr, der ihr ein Kin aus der Taufe gehoben hatte, und wollte eine große Aehnlichkeit zwiſchen mir und dem Baron bemerkt haben. Ich hieß ih auch fortan nur Barone Carolo. Wir brachten den größte Theil des Tages mit der Durchſicht der Wellerſchen Mappen mit Eſſen und Trinken, zuletzt mit Tanzen nach dem Tamburin ſehr vergnügt zu. Alle Wände des Caſino waren m deutſchen Malerköpfen bemalt.

Am Nachmittag war für uns zwei Weiterreiſende nur ei Eſel vorhanden: alſo ritten und gingen wir ſtundenweis abwechſelnd. Eine halbe Meile zurückgelegt, und wir befande uns in der Ebene, und kamen bei Genazzano vorbei durch Cav Abends nach Paleſtrina, welches am Abhange eines de Aequiſchen Berge gelegen iſt. Auf Malerempfehlung kehrte wir bei der alten Martha ein. Dieſe alte Perſon ließ, un läßt hoffentlich noch jetzt, denn ſie ſtand ſchon in dem unveränderlichen Hexenalter, aus Freundſchaft Chambres garnie ab, oder richtiger zu ſagen, ſie hatte Schlafſtellen und beſorgt auch wohl Eſſen und Trinken. Wir fanden dort auch ſcho eine Geſellſchaft von luſtigen Weibern vor, die uns manche Spaß zum Beſten gaben: es war ſogar eine Art gefährliche Nachbarſchaft, wenn ſich nicht noch ſpät am Abend die zu de Weibern gehörigen Mannsbilder eingeſtellt hätten. Es war ein tolle Wirthſchaft. Ich ſchlief aus Müdigkeit trotz der hier einheimiſchen Flöhe ganz leidlich; mein Reiſegefährte, der eine andere Kammer bezogen hatte, beſchwerte ſich bitter, daß er ſcho um vier Uhr Morgens von einem Schmidt mit einer Brechſtang aufgeſtört wurde, weil er der alten Martha geſagt hatte, er brauche einen Schlöſſer, da er den Schlüſſel zu ſeinem Nachtſack verloren habe.

Am 2. Auguſt beſahen wir die Trümmer des alten **Praeneste.** Es ſind beſonders am Fuße des Berges lange Befeſtigungsmauern und bewundrungswürdige Waſſerleitungen und Waſſerbehälter. Innerhalb der jetzigen Stadt, die ſich in horizontalen Parallelen den Berg hinan erſtreckt, iſt noch viel altes Mauerwerk zum Behuf der ringförmigen Abſchnitte oder Terraſſen, und darunter manches von ſogenannter cyklopiſcher Bauart. Es hat ſich jetzt bei den Italiäniſchen Antiquaren die Meinung feſtgeſetzt, als gehörten alle dieſe Reſte alten Mauerwerks zu dem berühmten Tempel der Fortuna, der ungemein groß geweſen ſei, und mit ſeinen zwölf Terraſſen den ganzen Raum der jetzigen Stadt eingenommen habe. Als das am höchſten gelegene Heiligthum geben ſie den Palaſt Barberini aus, der auf den Fundamenten der Cella gebaut ſei, und, noch genauer, den runden Saal in demſelben, deſſen Boden mit dem berühmten Moſaik bedeckt iſt, worin die Natur und das Leben Aegyptens dargeſtellt iſt. Man ſieht in vielen Büchern Abbildungen dieſes ungeheuern Bauwerks, oder vielmehr dieſes aus vielerlei Abtheilungen beſtehenden τέμενος: unſer Cicerone führte ein, wie er behauptete, von ſeinem Vater verfaßtes, dem Kaiſer Alexander gewidmetes Kupferwerk mit ſich, worin Alles auf das Schönſte nachgewieſen wurde. Aber ich möchte faſt behaupten, daß dies leere Hirngeſpinnſte ſind. Denn der Beweis, daß die Umfaſſungsmauern am Fuße des Berges und die Stützmauern der Abhänge zum Tempel allein gehört haben, fehlt durchaus. Selbſt jenes große Moſaik iſt an einem andern ziemlich weit entfernten Orte unter der Erde, von Waſſer und Koth bedeckt, gefunden worden, nicht in dem Palaſt Barberini, wo es jetzt eingelegt iſt, wie ich in Vulpius **Vetus Latium sacrum et profanum**, Theil **IX.**, leſe. Kein alter Schriftſteller berichtet etwas von einer ungewöhnlichen, geſchweige denn ſo ungeheuren Ausdehnung und wunderbaren Anlage des Fortunatempels, vielmehr, da er ſehr alt geweſen, läßt ſich vorausſetzen, daß er mehr durch Verehrung heilig, als durch Architektur ausgezeichnet geweſen iſt. Ich kann nicht ſagen, wer der Erfinder des oft wiederholten und nun ſchon feſtſtehenden Phantaſiebildes iſt: ich halte den Pater Athanaſius Kircher dafür, und wenn das architektoniſche Frescogemälde in einer Gallerie des öden Palaſtes Barberini wirklich, wie der Cuſtode ſagt, von Pietro da Cortona iſt, ſo wäre es gleichzeitig mit Kirchers Aufenthalt in Rom, d. h. um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, gefertigt worden.

Das alte Präneſte, deſſen Gründung über Roms Stiftung hinausgeht, hat wahrſcheinlich höher den Berg hinauf gelegen, oder ſich weiter in dieſer Richtung ausgedehnt. Auf dem ſteilen abgeſchnittenen Gipfel, an der Stelle des heutigen Ortes Caſtello San Pietro, lag die Burg der Stadt, mit cyklopiſchen Mauern, von denen noch Reſte übrig ſind, 2400 Fuß über dem Meere, wo ſich die ganze Latiniſche Küſte deutlich vor dem Auge ausdehnt. „Pyrrhus betrachtete von dort das beinahe eroberte Rom,“ ſagt Florus, aber ich wüßte nicht, wie er die Burg eingenommen haben ſollte; und kein anderer Autor meldet etwas davon. Sulla zwang Präneſte durch Hunger zur Ergebung: er hat wahrſcheinlich ihre Feſtungswerke zerſtört und die Stadt weiter abwärts zu verlegen begonnen.

Paleſtrina liegt auf dem letzten weſtlichen Ausläufer der Aequiſchen Berge. Dieſe ſind von dem Latinergebirge, auf welchem die alten Städte Tusculum, Alba, Aricia, Lanuvium und Veliträ liegen, durch eine Ebene getrennt, die wir nunmehr durchſchnitten, um nach der nächſten jener Städte, Frascati, drei kleine Meilen weiter zu kommen. Auch auf dieſem Wege liegen die Ortſchaften auf einzelnen Anhöhen, Rocca Priora, Monte Compatri, Monte Porzio. Wir kamen erſchöpft von der Sonnenglut Nachmittags in Frascati an und hatten noch lange zu ſuchen, ehe wir Herrn Vincentino fanden, der aus Freundſchaft Fremde aufnimmt. Es iſt eine ungemeine Erquickung, nach ſolchem Eſelritt in einem kühlen Zimmer, worauf die Italiäner viel halten, die Glieder auf dem breiten Italiäniſchen

Bette ausſtrecken zu können. Doch lange durften wir nicht ruhen: wir mußten einen Beſuch bei dem Preußiſchen Geſandten, Herrn Geheimerath **Bunſen**, machen, der oberhalb Fraſcati in der Villa Piccolomini, einer der vielen, welche den Rücken des Berges bedecken, ſeinen ſommerlichen Aufenthalt zu nehmen pflegt. Größer und prächtiger ſind die Villen Mondragone, dem Prinzen Borgheſe gehörig, und die Ruffinella, welche noch neuerlichſt Lucian Bonaparte beſaß; aber ſie ſtehen leer, wie die Ville Panſili, Lodoviſi, Conti, Roſpiglioſi, da die vornehmen Römer doch mehr in die Nähe des Papſtes, der ſeine einzige Villa in Caſtel Gandolfo hat, um den Albanerſee ziehen.

Nach achttägigem Umherziehen war es mir überaus angenehm, ein wohlgeordnetes deutſches Hausweſen und eine andere, als Italiäniſche Küche zu finden. Herrn **Bunſens** Haus und höchſt liebenswürdige Familie wird jedem Deutſchen und namentlich jedem Preußen, der in Rom geweſen iſt, eine wohlthuende Erinnerung ſein. Wir machten noch einen abendlichen Spaziergang durch die benachbarten Villen, konnten unſer Quartier nicht wieder finden, und hatten viel Sorge und Noth, ehe wir in's Bett kamen.

Der folgende Tag war der dritte Auguſt: er wurde von dem Geſandten durch ein frohes und geſangreiches Feſtmahl gefeiert, zu dem noch einige Preußen aus Rom eingeladen waren. Ein neues **Heil Dir im Siegerkranz**, den Römiſchen Zuſtänden angepaßt, von Herrn Bunſen ſelbſt gedichtet, erſcholl in der Villa Piccolomini. Wie erhebend iſt das Nationalgefühl an ſolchem Tage in ſolcher Geſellſchaft, ſo fern von der Heimath! Ich hatte mein Tagewerk in der Frühe ſchon vollendet, indem ich mit Dr. **Ambroſch** die Spuren und Trümmer des alten Tuskulums auf dem Gipfel des Berges aufſuchte. Man ſteigt durch die weitläuftigen Gärten der Ruffinella auf ſchattigem Wege bedeutend aufwärts. Der Rücken des Berges iſt weit geſtreckt. Noch vor der alten Stadt iſt viel Mauerwerk, Kellergewölbe und Porticus, wo man die **villa Tusculana** des Cicero gefunden zu haben glaubt. Wohl möglich. Die Ausſicht den ſüdlichen Abhang des Berges hinunter in das Thal, wo die via Latina geht, und jenſeits den Albanerberg hinauf, iſt ſehr angenehm. Alsdann weiter beginnen die Aufgrabungen der eigentlichen Stadt, enge Straßen, wie in Pompeji, mit ungleichen Baſaltplatten gepflaſtert, links und rechts die untern Stockwerke der Häuſer, ſo daß man ihre Anlage erkennt, ebenfalls wie in Pompeji klein und zuſammengedrängt, ſchöne Säulenſchäfte, Frieſe und Capitäle in Menge, von den Arbeitern der Reihe nach längs den Häuſern niedergelegt: man möchte gleich des ſchönen weißen Marmors wegen ſolch ein Stück mit ſich fortnehmen, wenn der Weg nur nicht ſo weit wäre; die Spuren zweier Theater, aber nichts Vollſtändiges. An dem öſtlichen Ende des Bergrückens, auf einer abermaligen durch Natur und Kunſt abgeſchrofften Erhöhung, lag die Burg. Man geht über Schutt- und Trümmerhaufen hin, und geſteht ſich, daß die Tuskulaner für ihre Sicherheit ſehr gut zu ſorgen verſtanden hatten. Man ſieht Rom ſehr deutlich: ein gutes Auge mußte ein aus dem Römiſchen Thore hinausziehendes Kriegesheer ungefähr abſchätzen können. Aber jetzt iſt Alles verödet: man arbeitet ſich mit Mühe durch das ſtachlichte Unkraut hindurch. Tuskulum beſtand mit Mauern und Häuſern bis in's Mittelalter, wo Kaiſer Heinrich VI. es 1191 den neidiſchen Römern zur Zerſtörung überließ. Der Reſt der Einwohner baute ſich am Fuß des Berges in Laubhütten an; von dieſen frasche hat Frascati den Namen. Wie Ruinen, ſich ſelbſt überlaſſen, bald von der fruchtbaren Italiſchen Erde bedeckt werden, ſah ich hier recht deutlich. Sträucher und Bäume ſproſſen aus den Fugen der Mauern hervor, drängen ſie auseinander, verfaulen und erzeugen neue Pflanzenerde. Keine Menſchenhand, keine Gewalt der Natur iſt hier ferner thätig geweſen, und doch wandelte man auf dem Gipfel des Berges über Trümmern, die nur einzeln aus der Erddecke hervorſahen, bis Lucian Bonaparte zuerſt die Aufgrabung betrieb.

Am Bußtage 1835.*)

Wer geſündigt hat, muß büßen! Das iſt das Geſetz des Herrn,
Das Geſetz auch eines Vaters, drum gehorche ich ihm gern.
Wahrlich, leicht wird uns die Sünde, ſchnell bethört ſie unſer Herz,
Aber früher oder ſpäter nagt uns auch der Reue Schmerz.

Wie ſo oft erblickt' ich Kirchen, hörte Predigt und Geſang,
Ohne daß in meiner Seele das Geringſte widerklang:
Aber heute kämpf' ich in mir jenen alten, heil'gen Streit
Zwiſchen Eitelkeit der Zeit und inhaltſchwerer Ewigkeit.

Da ergreift der Glocken Stimme wunderbar mein ganzes Herz,
Und mein Innerſtes durchzittert ein unſagbar banger Schmerz;
Glaube ringet mit dem Zweifel, die Verzweiflung mit dem Hoffen;
Bald ſcheint mir der höchſte Himmel, bald die tiefſte Hölle offen.

O was war ich und was bin ich! Ach und gar, was werd' ich ſein!
Ich, der ich leichtſinnig ſpielte mit des Lebens Luſt und Pein,
Ich, der das ihm anvertraute Pfund ſo liederlich verpraßte,
Nach Bequemlichkeit Gott liebte oder à mon aise haßte.

Buße für die Sünde, Buße! Ueberſchwänglicher Gedanke,
Du erhältſt mich, wie ſonſt Alles um mich, in mir beb' und wanke,
Du verheißeſt mir Verſöhnung, du ertheilſt mir neue Weihe,
Daß mit junger Kraft den Tag ich wieder zu dem Tage reihe.

Buße legt mir auf das Schwerſte, meinen Willen zu bezwingen;
Ihrem Ruf gehorchend werd' ich oft in ſchwacher Zagheit ringen.
Aber was für Noth ich dulde, rückwärts darf ich mich nicht wenden,
Vorwärts nur in Arbeit, um dies ekle Sein des Nichts zu enden.

Ja, ich bin von Höllenqualen umgetrieben, wie noch nimmer,
Und des Lebens Sonn' umflort mir todtenbleicher Nebelſchimmer.
Alle Kraft, die ſich mir ſchaffend in der jungen Bruſt einſt drängte,
Iſt erſtorben und iſt jetzo eine nur von Gift getränkte.

---

*) Wir dürfen dieſen merkwürdigen Selbſtbekenntniſſen den Namen ihres Verfaſſers nicht hinzufügen, aber um dem Leſer von vorn herein anſchaulicher zu machen, wie bedeutend ſie, als ein gewichtiges perſönliches Erlebniß, für die innerſte Stimmung unſerer Zeit anzuſehen ſind, iſt erlaubt zu bemerken, daß dieſe Confeſſion von einem Manne herrührt, den Deutſchland zu ſeinen ausgezeichnetſten und berühmteſten Philoſophen zählt.
D. Red.

Dieſes Gift iſt die Gewohnheit, iſt das ſchlaffe ſich Bequemen,
Das mir endlich jeden Aufſchwung ſchon im Werden muß erlähmen.
Furchtbar kann der Geiſt mich ſtrafen mit dem eiſernen Gerichte,
Daß fortan ich ſtille ſtehe ohne innere Geſchichte.

Das wär' alſo meiner Bildung, meines Ringens grauſes Ende,
Daß mich widerſtandlos faſſen der Gemeinheit ſchmutz'ge Hände,
Daß ich, leer von höherm Triebe, ſtumpfhin ſchleppe meine Tage,
Und verflacht nur ſtets nach Neuem, nach dem Ewigen nicht frage?

O gedenk' ich jener Zeiten, wo ſich Welten in mir hoben,
Wo mein Blick voll Sehnſucht ſchweifte nach den goldnen Sternen droben:
So erſchein' ich als ein Zwerg mir, der ein Rieſe einſt geweſen,
Als ein Kranker, der von Schwindſucht unheilbar nie wird geneſen.

Und wie bin ich, der von ſtolzem Götterübermuth einſt trunken,
In dem Elend, das mich jetzt drückt, ſo erbärmlich hingeſunken?
Iſt denn alle Spur erloſchen meines frühern Heldenſtrebens?
Blieb mir wirklich nichts zurücke, als das Fieber des Erbebens?

Ein Erbeben von der Kälte, die ſich eiſig in mir anlegt,
Und die Gluth der Sonnenſtrahlen herriſch gleich in finſtern Bann ſchlägt;
Ein Erfröſteln von der Leerheit, ein Erſchauern von dem Sterben,
Das mich zeitig macht zu eines öden Grabes wüſtem Erben.

O ich weiß es, was die Bande, die mich mit der Welt verſchlungen,
Still zernagte, bis ſie plötzlich, ach vielleicht auf immer ſprangen,
Bis das liebevolle Zutraun zu dem Weſen, Gott geheißen,
Durch die Sünde, durch den Zweifel alle Fäden mußt' zerreißen.

Du biſt es, wodurch allein wir ſind der Gottheit würd'ge Spiegel,
Womit ſie uns eingeprägt hat ihres Wunderdaſeins Siegel;
Du biſt es, allmächtig ſchaffend, ſeltſam ſtill bewegtes Denken,
Was in Ironie, das heißt, in Frechheit, konnte mich verſenken.

Ich erkenne die Geſetze, welche alles Daſein halten,
Ich begreife auf das Klarſte ihr unſichtbar-ſichtbar Walten,
Ich dring' in das Reich des Geiſtes, faſſe ſein ſich ſelbſt Entfalten,
Schaue hell die ganze Reihe ſeiner göttlichen Geſtalten.

Leugnen kann ich nicht die Sterne, die im Aether zahllos ſchweben,
Leugnen kann ich nicht die Kräfte, die in Stein, Thier, Pflanze weben,
Leugnen kann ich nicht die Freiheit, die der Geiſter Thun beflügelt,
Leugnen nicht die Weltgeſchichte, wo ſie Grab an Grab ſich hügelt.

Leugnen kann ich nicht die Wonne, die aus der Natur mir quellet,
Und von ew'ger Jugendfriſche heilig fluthend überſchwellet,
Leugnen kann ich nicht die Stimme des Gewiſſens in der Nacht,
Wenn ſie, von des Tags Getümmel frei, ununterdrückt erwacht.

Leugnen kann ich nicht den hohen heiß von mir geliebten Meiſter,
Der zur Rechten ſitzt des Vaters als der mächt'ge Herr der Geiſter,
Der beſtändig wiederkehret, Todte, Lebende zu richten,
Nur das Gute zu beſtät'gen, nur das Böſe zu vernichten.

Wie unwürdig ich mich fühle, mit dir, Chriſtus, zu verkehren,
Willſt du doch dem Neudurchdrungnen nimmermehr den Zugang wehren.
Ach warum muß es denn wahr ſein, daß nicht ſtehet in der Wahrheit,
Wer da ſagt, er ſei kein Sünder, er ſei ſo wie du voll Klarheit!

Stunden, Tage, Wochen ſelber hab' ich wacker durchgeſtritten,
Aber plötzlich fand ich wieder mich in luſt'ger Sünden Mitten,
Und dahin war alle Arbeit, war umſonſt das harte Mühen,
Und den Strom der Scham nur fühlt' ich meine matte Bruſt durchglühen.

O ich weiß, dann war ich oftmals ganz in Zweifelwahn verloren,
Ich verfluchte ſelbſt die Stunde, wo die Mutter mich geboren;
Dieſe ganze Welt ſchien einzig mir von Teufelshand geſchaffen,
Der zu ſeinen Dienern machte die bornirt-verſchmitzten Pfaffen.

Grauſen faßt mich, daß die Welt iſt, ſchmerzlich fühl' ich eine Lücke,
Irgendwo im Univerſum lauert der Verrath, die Tücke;
Hin und her wogt Erd' und Himmel, uferloſer Ocean,
Unermeſſen wallt die Menſchheit ihre anfangloſe Bahn.

Alles ſcheint mir dann Grimaſſe, zwecklos jedes kühne Streben,
Nur der Tod dünkt dann Vernunft mich, Unſinn aber alles Leben.
Und doch ſinken alle dieſe hohnerquickten Rieſenflammen
Kraftlos mir vor des Gewiſſens ſonderbarer Macht zuſammen.

Klarer als das Licht der Sonne leuchtet mir ſein drohend Wort,
Daß von Sünde ich zu Sünde leichthin frevle immerfort,
Daß ich zwar den Gott erſehne, aber nicht ihm Wohnung mache,
Drum auf's Neue ſtets verfalle ſeiner ſtets gewiſſen Rache.

Eins iſt Noth, ein heil'ger Wille; er nur kann mit Gott verſöhnen,
Er allein kann widerlegen auch des herbſten Zweifels Höhnen.
Aber ſtets hab' ich gebanget, ernſtlich mich ihm zu ergeben,
Ernſtlich von der eitlen Weltluſt mich entſchloſſen zu erheben.

Zauberhaft reizt die Natur mich mit der Traube heißem Blut,
Unruhvoll ſchwellt mir den Buſen unnennbarer Liebesmuth,
Seen, Ströme, Auen, Wälder, wecken den geheimſten Sinn,
Und die fernen blauen Berge ziehen räthſelhaft mich hin.

Perle, Wein, in heller Schaale! Küſſe, koſet ſtillverſchwiegen!
Laß, o ſüßes Leben, lange noch von deinem Arm mich wiegen!
Wozu wäre die Natur denn, wozu ſproßten ihre Blüthen,
Wenn wir nicht als ihre Prieſter vom bacchantſchen Taumel glühten!

Doch die Luſt verrauſcht und friedlos eilen wir zu neuer Luſt,
Und es füllet die Begierde nie das Innerſte der Bruſt.
O dann überkommt mich wieder ein ſo ſehnſuchtsvoller Schmerz,
Daß verzweifelnd meine Blicke ſich erheben himmelwärts.

Ach wie gerne möcht' alsdann ich aus der Bibel Nahrung ſaugen,
Die mich Elenden zu tröſten mir für immer könnte taugen;
Wie eil' ich dann hin zur Kirche, in ihr Gottes Geiſt zu finden,
Wie drängt Alles in mir, Chriſto endlich feſt mich zu verbinden.

Halb bin ich ein Roué, halb auch bin ich Pietiſt geweſen,
Und ſo hab' ich mich verzehret in zwieſpält'gem Fratzenweſen.
Ja, unſchuldig wie die Tauben, aber klug doch wie die Schlangen,
So, erkenn' ich, kann zurück man wohl zum Paradies gelangen.

Möcht' ich denn von dieſem Tage, nach ſo mannigfachem Irren,
Mich von ſchnöder Luſt und Lüge, Hochmuth, Eitelkeit entwirren!
Mög' in jedem Athemzuge ich bezeugen, daß ein Gott iſt,
Nachdem er ſo oft mir kund gab, daß ſein heil'ger Nam' nicht Spott iſt.

Stürz' in Nacht denn, was ich lebte, alle Schmach ſei mir vergeſſen!
Welcher Menſch kann Gottes Gnade, die unendliche, ermeſſen?
Brich hervor, du langerſehnter, heißerflehter Frühlingsmorgen,
Der von jetzt mein ganzes Daſein hat in Himmels Schooß geborgen!

Mittheilungen aus Berlin.

I.

Die allgemeinen Zuſtände Berlin's, wenn wir allgemeine haben, dürften, da ſie höchſt flau ſind, für die Betrachtung noch immer ohne erhebliches Intereſſe ſein. Es iſt Weniges auszuſcheiden, was einer nähern Aufmerkſamkeit werth wäre. Der Karren des hieſigen Reſidenzlebens ſchiebt ſich in den gewohnten Gleiſen auf und ab. Man treibt ſich an einander vorüber, ernſt und mürriſch, in geſchäftiger Eile oder müßig langſam, denkt über ſein eigenes Denken nach, weil man ſonſt nichts zu denken hat, reflectirt ſich aus dem Ich in's Nicht-Ich hinaus und aus dem Nicht-Ich in's Ich wieder hinein, macht ſich zum Schöpfer des Weltſchöpfers ſelbſt, verdingt an ſeinen philoſophiſchen Verſtand das berühmte Ding an ſich und löſt ſich, während man auf den höchſt concreten Füßen wacker einherſchreitet, in eine abſtracte Null auf. Berlin iſt diejenige Stadt, wo es einen Gott nur dann giebt, wenn man ihn denkt; ein plumper Sackträger iſt im Stande, ſich an die Ecke zu ſtellen und ſeinen Gott ſich ſelbſt zu machen; denn er denkt ſich einen. Unterdeſſen giebt es im Univerſitätsgebäude ein Auditorium, vor welchem Gabler die Hegel'ſche, und ein zweites, vor welchem der klägliche Steffens die Schelling'ſche Philoſophie einigermaßen fortſetzt. Dennoch kommen wir vor allem Denken über das Denken und vor allem Philoſophiren über die Natur weder zur Natur, noch zu einem Gedanken, am wenigſten aber zu einem Handeln. Wir haben unſre Richtſchnur verloren und tappen unſicher an den Häuſern fort. Mit jedem Biſſen, den wir zu uns nehmen, ſchlingen wir auch eine neue Idee hinunter. Dieſe Ueberlaſt von Philoſophie erdrückt uns und macht unſern Gang ſchlottrig und taumelnd.

Die Individuen verbarrikadiren ſich. Jeder hat einen Rückhalt hinter ſich oder ein Bollwerk vor ſich. Der Ariſtokrat wittert überall demagogiſche Luft, und in jedem jungen Menſchen, der ihm zufällig aufſtößt, einen Oppoſitionsmenſchen. Denn der Kampf der Meinungen hat ſich in die Gemüther zurückgezogen und brauſt hinter verſchloſſenen Thüren. Es trägt keiner die Farben ſeiner Partei auf der offnen Bruſt. Daher lauert rings der Verdacht, daher ſtockt die Converſation überall, daher leiden wir Alle an der Maulſperre. Die leere und vornehme Selbſtgenügſamkeit, die ſich vor der Juliusrevolution breit machte, iſt uns offenbar geworden und ekelt uns an. Wir ſuchen die Leere in unſerm Herzen auszufüllen. Wir ſtopfen hinein Alles, was Stroh iſt, und wie Stroh ausſieht, und wie Stroh aufflackert.

Eine Zeitlang war an den öſtlichſten Grenzen des preußiſchen Staats das Elend groß und die Pracht groß — ich meine in Kaliſch. Der angeſtellte Verſuch, die beiderſeitigen Krieger einander zu nähern, ſoll ſchlecht gelungen ſein. Die zurückgekehrten Preußen haben gelernt, die Ruſſen zu verachten oder zu haſſen; die Ruſſen beneiden die Preußen um ihre humanen militäriſchen Geſetze und um die vorzügliche Verpflegung, die dieſe genoſſen, während ſie ſelbſt hungerten. So ſagt man. Auch ſoll in den kriegeriſchen Uebungen und Spielen das Uebergewicht ſtets auf Seiten der Preußen geweſen ſein — ein neues Aergerniß für die Ruſſen. Dieſer Zug nach Kaliſch hat ſo viel gekoſtet, wie ein kleiner Kriegszug, während in den Oſtſeeſtädten der Handel gänzlich darniederliegt und der Grundbeſitz ſelbſt keine hypothekariſche Sicherheit mehr gewährt.

Der armen gedrückten Menſchenklaſſe in Berlin mochte dieſe koſtſpielige Expedition an die Grenzen des Reichs eben ſo wenig recht ſein, wie die mit doppelten Koſten verbundenen gedoppelten Miniſterien; deſto zufriedener waren damit die Berliner Salonsmenſchen; Alles, was in und um Kaliſch geſchah und nicht geſchah, wurde zur Spindel gemacht, um welche die vornehme Converſation hin und wieder ſchnurrte. Preußiſche Garde-Lieutenants waren, wie nach ſiegreich beendigtem Feldzug, mit Ruſſiſchen Orden geſchmückt, zurückgekehrt, wie auch wohl Preußiſche Orden an manchem Ruſſen mögen hängen geblieben ſein. Die Berliner Schauſpielerabtheilung für das Luſtſpiel, als Troß dem Zuge beigegeben, konnte ſich, bis zum Statiſten herab, der koſtbarſten Geſchenke in Tabatieren- und Halskettenform rühmen. Dies Alles und die Veranlaſſung dazu brachte die ſonderbarſten Gerüchte in Umlauf; Jeder ſetzte nach Belieben hinzu oder nahm weg; ein und dieſelbe Anekdote klang auf den verſchiedenen Punkten und Polarenden der Geſellſchaft ſo entgegengeſetzt, daß ihre urſprüngliche Form zuletzt nicht mehr herauszukennen war.

Der meiſten Theilnahme, obgleich einer bereits gedämpften, erfreut ſich unter den öffentlichen Anſtalten noch immer das Theater. Sitzt in den erſten Ranglogen die ariſtokratiſche Langweile, in dem Parquet die vornehme Kritik ohne Genuß, auf der Gallerie der reine Genuß ohne Kritik, ſo hat ſich im Parterre der koloſſalſte Enthuſiasmus eingeniſtet. Man ruft, in der Angſt ſeiner Dankbarkeit, gewöhnlich Alle heraus und arbeitet dabei mit Händen und Füßen. Das nur im Theater freigegebene Recht, öffentlich zu ſtimmen und ſeine beängſtigte Bruſt aufzuſchreien, wird von den brüllſüchtigen Parterrelöwen redlich benutzt, ich glaube, weniger der Schauſpieler, als eben des Scandals und des Schreiens wegen. Frivoler franzöſiſcher Ballaſt ſchwimmt im Repertoir oben auf. Raupach erdrückt die jungen Talente und nivellirt den Geſchmack. Wir haben jetzt drei Damen Crelinger, zwei Fräulein von Hagn, mehrere Fräulein Erck. Man ſtellt die neuen Mitglieder um der alten willen an; nicht nach dem Wunſche des Publikums. Das Perſonale wird ſich nächſtens nur aus wenigen bevorrechteten Familien rekrutiren. Delavigne's Trauerſpiel „die Söhne Eduard's“ füllt noch immer die erſten Ranglogen und die Gallerie;

es zieht, auf unſre öde, kranke Bruſt gelegt, wie ein brennendes Senfpflaſter. Wir bedürfen der ätzendſten Reizmittel, wenn unſer Blut in Wallung kommen ſoll. Das in dieſem Stücke vorherrſchende Raffinement der Grauſamkeit prickelt und thut durch ſein Prickeln wohl; aber ich weiß nicht, wohin die Kunſt, bei dieſer fortgeſetzten Steigerung flacher Lüſternheit im Luſtſpiel und widerwärtiger Grauſamkeit im Trauerſpiel, gelangen, und womit ſie ſchließen wird. Auch die Mercurialgifte und die ſchärfſten Reizmittel verlieren zuletzt ihre Wirkung. Die Intendantur macht ſich ihr Spiel ſelbſt verloren.

Raupach hat ſich in Schleſien ein Gut, beiläufig geſagt, für 47,000 Rthlr., erkauft, wo er die Sommermonate zubringen und die Hauptſtücke der deutſchen Geſchichte in tragiſche Wechſelreden verwandeln will; Wilibald Alexis baut an ſein Haus in der Wilhelmsſtraße einen Walter-Scott-Thurm, von dem man einer ſchönen Ausſicht auf grüne romantiſch-flüſternde Bäume genießt — endlich einmal zwei deutſche Dichter, die bis auf den goldnen Boden des Dichterhandwerks gedrungen ſind. Der Freimüthige wird, wie es heißt, von nun an unter veränderten Auſpicien ſeine Exiſtenz ſichern, die Koſten decken und die Firma „Wilibald Alexis" aufgeben. Nur den Localitäten ſoll eine größere Ausdehnung gegeben, die Kritik auf die wichtigſten literariſchen Erſcheinungen beſchränkt oder vielmehr geſteigert, und die politiſchen Ereigniſſe nach einem einheitlichern Plane beſprochen werden. Das ſind freilich weſentliche Veränderungen, die nach einem förmlichen Umſturz ausſehen! —

II.

— Ihrer Aufforderung, Ihnen Einiges über die letzte Dresdner Kunſtausſtellung mitzutheilen, habe ich aus dem Grunde nicht genügen können oder mögen, weil die Nachrichten, die ich darüber einzog, nicht geeignet waren, meinen Plan, deshalb eine Reiſe nach der ſächſiſchen Hauptſtadt zu unternehmen, zur Reife und zur Ausführung zu bringen. Die dortige Ausſtellung hat, wie Sie wiſſen, den Erwartungen der Kunſtfreunde auf keine Weiſe entſprochen: werthvolle Originalgemälde waren faſt gar nicht, Copieen deſto mehr und von Bildniſſen einige vortreffliche vorhanden. Ich bin daher in Berlin zurückgeblieben. Hier giebt es denn im Gebiete der Kunſt mancherlei Neues und Altes, wovon aber das Alte für uns ebenfalls den Reiz und die Bedeutung der Neuheit hat, zu ſehen. Zu dem Neuen gehören namentlich die Oelgemälde jetzt lebender franzöſiſcher Künſtler, die uns auf dem Wege des Kunſthandels von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Die Kunſthandlung Sachſe u. Comp. hat auch hier, wie bei den Aquarellen, das Verdienſt, den Verkehr mit ſolchen Bildern zuerſt eingeleitet und dadurch Veranlaſſung gegeben zu haben, bei Denen, die nicht gerade mit geiſtiger Blindheit geſchlagen ſind, die Vorurtheile zu zerſtreuen, die ſich hinſichtlich der franzöſiſchen Maler, in Folge des Mangels an Bekanntſchaft mit ihren Werken, ſeit langem bei uns feſtgeſetzt hatten. So trägt auch hier der äußere Handelsverkehr dazu bei, den allgemein geiſtigen Verkehr und die Verbrüderung der Staaten zu fördern; und wir begrüßen dieſe Erſcheinungen auf dem Kunſtgebiete um ſo freudiger, da ſie in mancher Hinſicht faſt mehr, als die literariſchen, geeignet ſind, das Bewußtſein eines gemeinſamen Inhalts in dem geiſtigen Leben der Völker zur Klarheit zu bringen. Dennoch giebt es noch Viele, welche verwundert ſtillſtehen und fragen, wie aus der Heimath des dreifarbigen Strebens etwas Gutes kommen könne. Es iſt aber nicht anders. Jüngere preußiſche Künſtler wandern jetzt ſchon nach Paris, um in den dortigen Ateliers ſich tüchtiger auszubilden. So wiſſen wir von Wagner, einem frühern Schüler Henſel's, daß er bei Coignet, von Pohlke, daß er bei Watelet, von Cybel, daß er bei Delaroche ſeine hier begonnenen Studien weiter verfolgt. Die hieſigen Künſtler fangen in der That ſchon an, vor den franzöſiſchen ſich in Demuth zu beugen; ſie ſchlagen an ihre Bruſt und bekennen, daß ſie in der ſelbſtgefälligen Ueberſchätzung ihres eigenen Werthes ſich eines unverzeihlichen Irrthums ſchuldig gemacht haben. Mich wundert eine ſolche Zerknirſchung nicht, wenn ich die erſtaunenswürdige Gewandtheit und Sicherheit der franzöſiſchen Maler in der Miſchung, in dem Auftrage, in der geſammten Behandlung ihrer Farben, wenn ich die himmliſche Gluth, die vollſaftige Friſche ihres Colorits, die wirkungsreiche Kraft und den natürlichen Zauber ihrer Beleuchtung mit der ängſtlich-ſauberen, geleckt-dünnen Ausführung, mit der altersmatten, todtkalten Färbung und dem zaghaft berechneten und unwahren Helldunkel der meiſten unſerer einheimiſchen Künſtler vergleiche. Unter den Händen der Franzoſen, das ſieht man, entſteht das Werk, nach einmal gefaßter, lebendiger Auffaſſung, leicht und ſicher ohne die ſtörende Verzögerung nachſchleppender, ohnmächtiger Ueberlegung; ſie entwerfen raſch, und führen keck aus, während der bedächtige Deutſche ſich quält, das einmal begonnene Machwerk endlich zu Stande zu bringen; wir finden bei ihm nichts von jener ſichern Handhabung und Verwendung der techniſchen Mittel, nichts von jenem überwältigenden Bewußtſein der poetiſchen Wirkung der Farben, des Lichts und Schattens, wodurch die franzöſiſchen Maler faſt ohne Ausnahme ſich auszeichnen. Man betrachte nur die herübergeſandten Watelet'ſchen Bilder, um deren Beſitz die Kunſtliebhaber ſich faſt zerreißen, man betrachte die große normänniſche Landſchaft von Andreas Giroux, die auf der letzten Pariſer Kunſtausſtellung ſo vieles Aufſehen erregte und jetzt in dem Beſitz eines hieſigen Uhrmachers in der Bergſtraße iſt, die kleine flache Landſchaft mit dem reifen Kornfelde von Roqueplan, den Meerſtrand von Lepoitevin, endlich die beiden trefflichen Seelandſchaften von Iſabey, die eine, das Kalfatern eines Schiffes am ſandigen Meeresufer, die andere Schleichhändler in einer Felsbucht darſtellend; man vergleiche ferner die wirkungsreichen Architekturbilder von Garnerey, von dem normänniſchen Maler Balan und ſeinem talentvollen Schüler Legryp, und die Genreſtücke von Beaume und von Roehn, ja ſelbſt den in Auffaſſung und Zeichnung karrikirten Poſtillon von Alf. de Dreux, um mein Lob nicht übertrieben zu finden. Roehn iſt bei uns bis jetzt noch gar nicht bekannt geweſen, in Paris jedoch, namentlich ſeit ſeiner Zurückkunft aus Italien, ſehr geſchätzt. Sein Bild ſtellt ein Bauermädchen vor, welches, auf einem Eſel reitend, an der Spitze einer großen Schaar von Kindern, die auf verſchiedenen Inſtrumenten einen wahrſcheinlich aus dem Stegreif componirten Marſch aufſpielen, ſtolz, wie ein Sieger, in den innern Hofraum eines Bauerngutes einzieht. Was iſt der blaublaſſe kranke Eſel des Piſtorius gegen dieſes kernhafte, kräftig-graue Thier des weiblichen Triumphators? — Von dem ebengenannten Bilde des deutſchen Künſtlers iſt vor Kurzem eine Lithographie erſchienen, die von größerer Kraft als das Original iſt und dadurch die Vorzüge des letztern, hinſichtlich der Compoſition und Zeichnung, in ein helleres Licht ſtellt. Dagegen erreicht eine Lithographie von Hildebrandt's krankem Rathsherrn das Original, was den milderſchütternden Ausdruck deſſelben betrifft, auf keine Weiſe. Befriedigender giebt die lithographirte Abbildung des Heirathsantrags auf Helgoland von Jordan die humoriſtiſche Naturwahrheit des Originals wieder. Mit lebendiger Auffaſſung und getreuer Darſtellung der Eigenthümlichkeiten des Originals hat J. Tempeltei die Winterlandſchaft mit dem Mönch nach Leſſing, und Oldermann den Hylas nach C. Sohn lithographirt. Auch haben wir nächſtens den Edelknaben nach Wittich, das hübſche Seitenſtück zu der anmuthigen, nach Blanc von Wildt lithographirten Kirchengängerin, in einer Abbildung zu erwarten. Außerdem ſehen wir noch eine nicht unbedeutende Anzahl andrer, von der letzten Berliner Kunſtausſtellung her in gutem Andenken ſtehender Bilder, in derſelben Kunſtmanier ausgeführt, bei den hieſigen Kunſthändlern ausgehängt. —

Unter den neueſten Erzeugniſſen der einheimiſchen Malerkunſt nimmt ein jüngſtvollendetes Gemälde von C. Begas eine vorzügliche Stelle ein, das zur Zeit noch in dem Atelier des Künſtlers aufgeſtellt iſt und dem hieſigen Kunſtverein gehört. Der Gegenſtand iſt der Sage von der Lore-Ley entnommen. In einer phantaſtiſchen, aber geſchmackvollen Bekleidung ſehen wir die Jungfrau auf dem in den Rhein vorſpringenden Felſen in einer wirkſamen, höchſt gelungenen Stellung ſitzen, indem ſie in die Saiten einer Zither greift, durch deren wunderbare Klänge ſie zwei Schiffer, einen ſchon bejahrten und einen jüngern, in ihre verhängnißvolle Nähe herangezaubert hat, wo dieſelben, von wildem Waſſerwirbel erfaßt, mit ſammt dem Kahne in die Tiefe des Stromes hinabgezogen werden. Es iſt jener bedeutungsvolle Moment, den H. Heine in ſeiner Romanze von der ſchönen Lore-Ley mit ſo wunderbar ergreifender Wahrheit beſungen hat:

Die Luft iſt kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;

Er ſchaut nicht die Felſenriſſe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Zu dem Alten, was für uns die Bedeutung des Neuen hat, gehört ein neu erworbener vortrefflicher Van Dyk des Königl. Muſeums, das Bildniß eines Herzogs von Carignan darſtellend, welches, im edelſten Stil gemalt, ſich eben ſo ſehr durch eine ſaubere und zarte Ausführung, wie durch die Kraft und den Glanz des Colorits auszeichnet, — vor Allem aber eine Sammlung alter Oelgemälde aus der italieniſchen, flamländiſchen, holländiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Schule, die, im Beſitz der Herren Franck und Moriſe, in dem großen Saale des Königl. Akademie-Gebäudes aufgeſtellt iſt. Da dieſe in jeder Beziehung koſtbare Sammlung in Frankreich keinen Käufer fand, ſo beſchloß Franck, ein geborner Berliner, aus patriotiſchen Rückſichten, ſie ſeinem Vaterlande anzubieten. Wir wünſchen, daß man die Gelegenheit, einige fühlbare Lücken unſeres Muſeums mit Bildern aus dieſer Sammlung zu ergänzen, nicht unbenutzt vorbeigehen laſſen werde. Bei den vermeinten Kennern findet ſie jedoch leider die Anerkennung nicht, die ſie ihrem innern Werthe nach verdient. Die wichtigſten Stücke dieſer kleinen Galerie ſind zwei Gemälde von Peter Paul Rubens, in deſſen früherer Zeit während ſeines Aufenthalts in Venedig, als er Tizian's und Paolo Veroneſe's Manier ſich angeeignet hatte, gemalt. Dadurch erhalten ſie ein beſonderes kunſthiſtoriſches, ſo wie durch den Umſtand, daß ſie früherhin im Beſitz der ſchwediſchen Königin Chriſtine, ſpäterhin aber des Herzogs von Orleans waren, der ſie zur Zeit der Nationalverſammlung im J. 1791 verkaufte, auch ein allgemein geſchichtliches Intereſſe. Beide ſind von beträchtlicher Größe; jedes iſt über 10 Fuß breit und über 6 Fuß hoch. Das eine, in der Manier ſich Tizian nähernd, enthält ſiebzehn Figuren in Lebensgröße und ſtellt die Rache der Tomyris dar, die ſie an dem blutigen Haupte des Perſerkönigs Cyrus ausübt; das andere, ſechszehn lebensgroße Figuren enthaltend, zeigt uns den Augenblick, wo Scipio Afrikanus dem Celtiberierfürſten Allutius ſeine gefangen geweſene Braut zurückgiebt. Unſtreitig hat jenes vor dieſem den Vorzug einer edleren und gefälligeren Haltung ſowohl in der Compoſition, als in der Farbenſtellung und in der Beleuchtung, ſo wie den einer größeren Mannigfaltigkeit der mit treffender Wahrheit dargeſtellten Seelenzuſtände. Beide ſind im großartigſten edelſten Stile gedacht und ausgeführt, mit einer Pracht des Colorits und einer Wahrheit des Helldunkels, die bewunderungswerth ſind. Unnachahmliche Gruppen von Licht und Schatten, ſtrenge Zeichnung bei etwas harten Umriſſen, Farben vom reinſten metalliſchen Glanz und indiſcher Gediegenheit zeichnen dieſe koſtbaren Reliquien des großen Niederländers aus. Ein ganz verſchiedenes Colorit leuchtet uns aus den Bildern der beiden franzöſiſchen

Maler Franz und Johann Franz Detroy, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts blühten, entgegen; es iſt friſch und vollſaftig, wie die Vegetation der braſilianiſchen Urwälder; Schade nur, daß die Gegenſtände, die ſie darſtellen, des ſchönen Colorits nicht würdig ſind. — Ferner ſehen wir hier eine römiſche Charitas, eine Frau, die ihren alten gefangenen Vater ſäugt, von Domenichino, ein vortreffliches Bild von der wirkſamſten Zuſammenſtellung, Färbung und Beleuchtung und der höchſten Wahrheit des Ausdrucks. Andreas del Sarto's Kunſtmanier wird durch zwei werthvolle Gemälde repräſentirt, von denen das eine ſich früher in einer Kapelle zu Fontainebleau befand, das andere aus dem Beſitz des Cardinals Albani als ein Ehrengeſchenk an Miolis, den ehemaligen Gouverneur von Rom, überging, der es mit ſich nach Frankreich zurückbrachte. Beide ſtellen die heilige Familie dar, und ſprechen eben ſo ſehr durch die Zartheit und Kindlichkeit der Auffaſſung und die äußerſt gefällige Compoſition, wie durch die ungemein ſaubere Ausführung und die heitere Lebendigkeit des Ausdrucks an. Ein dornengekrönter Chriſtus in halber Figur von Solario oder Solaino, einem Schüler Leon. da Vinci's, den jener an den Hof des Königs Franz I. nach Frankreich begleitete, zeichnet ſich durch die außerordentliche Friſche des milden, etwas gedämpften Colorits und die ausdrucksvolle Darſtellung des Leidens aus. Eine Maria mit dem Jeſuskinde auf dem Throne, von Apoſteln und einer Anzahl männlicher und weiblicher Heiligen umgeben, nach einer Originalſkizze von Rubens, die auf dem Königl. Muſeum befindlich iſt, von Van Dyk gemalt, iſt für die vergleichende Kritik von hohem Intereſſe; ebenſo eine Suſanne mit den beiden Alten, die nach einer Rubensſchen Compoſition wahrſcheinlich auch von van Dyk mit dem ihm eigenen fließenden, harmoniſchen Pinſel ausgeführt iſt. — Zwei, vom Monde trefflich beleuchtete Nachtſtücke von Sebaſt. Bourdon, einem der berühmteſten Maler des 17ten Jahrhunderts, ſtellen mit großer Wahrheit Scenen aus dem wilden Leben einer Räuberbande vor. — Unter den übrigen Darſtellungen macht ſich eine etwas nachgedunkelte Landſchaft von J. Ruysdael vorzugsweiſe bemerkbar, ein Bild von eben ſo wahrer Auffaſſung des natürlichen Vorbildes, als freier, geiſtreicher Ausführung der Steine, Gräſer, Blätter und Stämme, ſowie des leichtwolkigen Himmels, deſſen mildes Licht ein angenehmes Helldunkel durch die laubreichen Bäume auf die Landſchaft wirft. Die menſchliche Staffage ſcheint von Oſtade zu ſein. Von Ruysdael ſehen wir noch eine Waldpartie mit klardurchſichtigem Waſſer, ſkizzenartig gezeichnetem, aber gut zuſammengeſtelltem Vieh und dem köſtlichſten Licht von der Abendſonne, welche hinter dem Walde untergeht und durch das bewegliche Laubwerk golden hindurchſchimmert. Ein werthvolles Viehſtück von Adrian van der Velde, ausgezeichnet durch das dämmernde Licht der ſpätabendlichen Sonne, wie durch die ungemein wahre Auffaſſung und Darſtellung der Schafe und Kühe, iſt von höchſt gefälliger Wirkung, eben ſo ein anderes, von dem helldunklen Roth der untergehenden Sonne durchdrungenes und verklärtes Landſchaftsbild, mit Vieh und Hirten, das, trotz der nachläſſigen Behandlung des Baumſchlags, der geſchickten Hand Alb. Cuyps nicht unwürdig iſt. Ob aber das ſonſt vorzügliche Porträt eines Geiſtlichen demſelben Maler zugeſchrieben werden dürfte, iſt zweifelhaft; die Bildniſſe dieſes Künſtlers ſind außerordentlich ſelten. — Ein ländliches Genrebild von Jan Miel, das gut colorirt, aber ſchlecht gezeichnet iſt, ein mittelmäßiges Viehſtück von Michael Carre, eine Felſenlandſchaft von Moucheron und eine Bauerngeſellſchaft von Bega, beide hinſichtlich des Colorits von geringem Verdienſt, ferner ein Kopf von Ribera, gen. il Spagnoletto, ein todter, von zwei Engeln beweinter Chriſtus von Federico Baroccio, ein Paſtiche von Chr. Wilh. Ernſt Dietrich in Rembrandts Manier und ein reiches, fein und kräftig gemaltes Blumenſtück von Huyſum vollenden den Kreis der zu dieſer intereſſanten und koſtbaren Sammlung gehörigen Gemälde, der ſelbſt der gern mäkelnde Kunſtkenner einen bedeutenden Werth zuzugeſtehen ſich gedrungen fühlt, um ſich nicht geradezu lächerlich zu machen.

77.

Bücherſchau.

Nero. Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 197 S. 8.

Die Vorwürfe, deren Gegenſtand dieſer unermüdliche und tapfere Schriftſteller auch in der unſere Blätter leitenden Kritik geworden, ſind nicht zu verwechſeln mit der eigentlich bloß bürgerlichen Anklage, welche Wolfgang Menzel bekanntlich gegen ihn gerichtet hat, und worin ich denſelben nie unterſtützen werde, da ich unſere junge Generation, welcher die Geſchichte ſo wichtige Miſſionen anvertraute, nicht ſo haſtig aufzugeben vermag. Man muß ſich objectiv und gerecht an die Werke halten, welche aus dem Gährungschaos dieſer neueſten Literatur allmählig ihre friſchgeborenen Geſtalten herausſtrecken, und ſo werden wir, obwohl vielfach verletzt durch Karl Gutzkow's bisherige Beſtrebungen, uns doch nicht dem Moment entziehen dürfen, wo die brauſenden Wirren ſeines bedeutenden Talents ſich heilſam für ihn und uns entſchieden haben. Sein „Nero" bezeichnet einen Wendepunct, der uns von Neuem an dieſen Schriftſteller mit Intereſſe feſſeln kann, denn wir ſehen darin das Ringen zwiſchen den Ungeheuern ſeiner trotzigen und unbeugſamen Skepſis und dem plaſtiſchen Werdeleben ſeiner jugendlichen Schöpfungsluſt, welche die Qual aller der fürchterlichen Träume und Ahnungen gern durch das Aufgehen in die feſteſte und ſicherſte Geſtaltung bezwänge. Nero iſt ein geformtes Bild aller Zerſtörungstriebe geworden, die in ſich ſelbſt zerfallene Scheideperioden der Menſchheit jedesmal charakteriſiren, und Wolluſt, Grauſamkeit und großes Talent, gleich gewaltig und reichlich in ſolchen Epochen vorhanden, haben in dieſem Kaiſer eine Normalnatur geſchichtlicher Uebergangsſtufen hingeſtellt. Der Gedanke war bedeutend, von dem Gutzkow ergriffen wurde, die ganze Gemüthsſtimmung des heutigen Zeitunglücks an ferne und fremde Geſtalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Seine große, faſt dämoniſche Gabe, die feinſten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauſchen, hat er mit ſichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zuſtände des alten Rom walten laſſen, und wenn ſich geſchichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieſer Zeiten zu paralleliſiren, ſo wird doch eine auf unſer eigenſtes Selbſt zurückgehende Wirkung hervorgebracht, die ſo gewaltig, daß wir uns mit unſern nächſten Zuſtänden ihr nicht entziehen können. Der Eindruck iſt daher mehr ein ſpeculativer, als ein künſtleriſcher. Aber die Speculation iſt nicht, wie in Goethe's Fauſt, tief und ganz und gar in die Innerlichkeit der Conflicte untergetaucht; ſie prägt ſich in einem ſchreienden Gegenüberſtellen einzelner Gedankenmomente, in einer trotzigen Andeutung durch kecke

Situationen, ab. Gutzkow zeichnet in rieſenhafter Naturgröße das wirre Durcheinanderfallen aller Elemente, und ſtellt ein Individuum, dieſen Nero, mit einem zugleich darüberſtehenden, und zugleich darin befangenen Bewußtſein mitten in dieſe Trümmer hinein. Dies zwiefältige Bewußtſein, ſeine Zeit verachten zu müſſen und doch ſelbſt verächtlich zu ſein, wie ſie, macht den Nero zum Nero, es iſt der ins Böſe hineintreibende Mutterfluch des Individuums, welchen eine aufgelöſte Epoche gerade auf ihre begabteſten Kinder ſchleudert. Darum beſitzt Nero dieſe Bosheit der Conſequenz, das verderbte Rom mit der höhnenden Flamme zu zerſtören, aber er beſitzt zugleich die Größe der Conſequenz, ſeine eigene Verderbtheit ſo unerträglich zu empfinden, daß er ſeine umſtehenden Sclaven anbettelt, ihm den Tod zu geben. Dieſen Standpunct mit unerbittlicher Schärfe feſtzuhalten, iſt Gutzkow's Großartigkeit und zugleich ſein Unglück. Er verweigert es ſich ſelbſt, ſeine eigene Natur ſo zu ſchmelzen und zu mildern, daß ſie, obwohl zum Zerſtören verderbter Zuſtände ſich gedrungen fühlend, doch mit Freudigkeit an den Zielen, für die er arbeitet, ſich ſonnt und eine wohlthuende innere Wärme davon annimmt. Dieſe prinzipienmäßige Mordluſt neroniſcher Zeiten, die Gutzkow als ein welthiſtoriſches Merkmal erkannt hat, ſcheint ſich in ſeiner bisherigen Kritik und Speculation oft zu vorſätzlich in die Aufgabe umgeſetzt zu haben: daß er, durch ſchonungsloſes Herausſagen aller ſeiner Gedanken, die ganze Welt gegen ſich reizen müſſe, um ſie durch die nackte Wahrheit entweder zu beſſern oder zu vernichten! Man verkenne nicht, was hierin zugleich für eine Aufrichtigkeit des Charakters liegt, zu deſſen Verdächtigung die Feinde dieſes Schriftſtellers mit Unrecht geſchritten! Aber jeder Wirkende iſt doch immer ein Einzelner, und opfert ſich nutzlos, ohne dem Allgemeinen zu helfen, wenn er allen Sympathieen der ihn umgebenden Weltordnung ſich entzieht. Gutzkow liebt nichts, und ſo wird es ihm bald auch gleichgültig werden, irgend etwas zu haſſen. Was wird ihm übrig bleiben? Ein Richard'ſches I am myſelf alone? Aber ich ſage euch, Gutzkow's geheime Geliebte iſt die Wahrheit, für die er zittert, bebt und ringt, auf die er eiferſüchtig iſt, die er bei den Haaren ſchleift, um ſie ihm zu Willen zu machen! Die Gewaltſamkeit ſeiner Liebe wird aufhören. Die Speculation, die ihn fortreißt, muß ihn bald auf einen Punkt führen, wo er mit aller Macht ſein Talent zu Hülfe rufen wird, um ihm die blutigen Riſſe, die er ins Daſein gezogen, wieder zuſammenfügen zu helfen. Er wird nicht nur den unvertilgbaren Sympathieen, ſondern ſogar manchen Illuſionen des menſchlichen Lebens ſeine Zugeſtändniſſe machen müſſen, wenn er nicht mit einem Piſtolenſchuß aufhören will, und ſo wartet ſeiner zuverſichtlich eine ganz productive Periode, in der er auch ſeinem Gemüth genug thun, ſeinen Menſchen erquicken wird, und wo er poſitiv für die Befreiung der deutſchen Zuſtände ſchafft.

Es iſt nicht leicht möglich, dieſe Tragödie vom Nero rein künſtleriſch zu betrachten. Man muß die Redlichkeit des Verfaſſers anerkennen, wenn er ſeine ſchrecklichſten Gedankenanwandelungen lieber unter künſtleriſchen, als philoſophiſchen Geſichtspunct rücken mag, da der künſtleriſche, der an beſtimmte Individualität appellirt, die Behauptung mildert, freilich auch unentſchiedener läßt. Aber man wird ſich allgemeiner Anſchauungen, die auch auf den Dichter zurücktreffen, darum nicht enthalten können, am allerwenigſten bei der gegenwärtigen Dichtung, ſo ſehr ich der darin waltenden Poeſie und Kunſt auch an ſich Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß. Wie ſehr dies Gedicht aus einer ſubjectiven Ergriffenheit von den heutigen Weltzuſtänden hervorgegangen, drückt ſich in Worten beſonders in dem Geſpräch des Julius Binder mit dem Einſiedler (Tacitus) aus (S. 44—53), das den Kampf zwiſchen alten und neuen, ſchlechten und ſchönen Zeiten treffend durchſpricht.

Das Dramatiſche an dieſem Gedicht iſt ſehr zu beachten. Obwohl ſich der Verfaſſer im Zuſammenhang der Scenerie nicht immer an das Wahrſcheinliche oder theatraliſch Mögliche kehrt, ſo erreicht er doch oft bedeutende Situationen. Die Nachtſcene zwiſchen der Poppäa und Nero, die burleske Idyllik der beſcheidenen Familie, die der Brand Roma's mitten in ihrer Spießbürgerlichkeit überraſcht, und einige andere Scenen ſind meiſterhaft gelungen. Die Sprache iſt in vielen Partieen großartig und neu. —

* * *

1. Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düſſeldorf, Schreiner. 1835. 174 S.
2. Aſchenbrödel. Dramatiſches Mährchen von Grabbe. Ebend. 99 S.
3. Das Theater zu Düſſeldorf, mit Rückblicken auf die übrige deutſche Schaubühne. Von Grabbe. Ebend. 112 S.

Grabbe hat ſeinen Aufenthalt in Frankfurt am Main verlaſſen, und ſich mit Immermann in Düſſeldorf zu gemeinſamen Beſtrebungen für die Auferweckung des großen Todten, welchen man deutſches Theater nennt, verbunden. Die Dankbarkeit, die er ſeinem in der frühern glorreichen Holtei-Häring'ſchen Periode Berlins ſo hochgefeierten Collegen durch die Widmung dieſes Hannibal ausſpricht, klingt faſt übertrieben. Denn den Shakſpeare-Geiſt, den ſich Immermann künſtlich einimpfen wollte, beſitzt Grabbe wirklich als einen eigenthümlichen Naturfonds in ſich, und wenn ſeine wilde, excentriſche, cyniſche Kraft jetzt auf Einmal geregelt und mit künſtleriſchem Bewußtſein auftritt, ſo kann ich mir nicht denken, daß dies dem Meiſtereinfluß Immermann's ſich verdanke. Grabbe's Hannibal iſt eine bedeutende Bereicherung der neueſten deutſchen Poeſie, ein Stück von wahrhafter Originalität und hoher dichteriſcher Kraft, an dem wir uns einmal eine erfriſchende und ſtärkende Speiſe haben ſchmecken laſſen. In dem einfachen, großartig klaſſiſchen, epigrammatiſch kurzen Stil dieſer Tragödie hat Grabbe alle frühern Unarten ſeines Talents überwunden, und die bacchantiſche Redſeligkeit, an der er ſonſt litt, iſt einer pointirten und durch ſtille Motive wirkenden Beſonnenheit gewichen. Die dramatiſche Entwickelung leidet an manchen Fehlern, beſonders an dem, daß ſie nur in die Verhältniſſe, und nicht in die Charaktere hinein verlegt iſt. Die Zeichnung Hannibals bietet nur geniale Noten für den Schauſpieler dar, ſie ermangelt durchaus aller innern Charakterausführung, die in die Seelenbewegung des handelnden Helden hineinblicken ließe. An tragiſchem Lakonismus hat Grabbe noch die Griechen zu überbieten geſucht, die in ihren Trauerſpielen, bei aller erhabenen Schweigſamkeit, doch bei weitem mehr Gefühlsinnerlichkeit gezeigt haben. Im Hannibal fehlt aber für das dramatiſche Intereſſe eigentlich Anfang wie Ende, da ſeine Individualität nicht nach innen hinein verfolgt und entwickelt iſt. Die individuelle Geſchichte eines Charakters verſäumt Shakſpeare auch in den äußerlichſten und kälteſten Gebilden ſeiner hiſtoriſchen Stücke faſt nie, anzudeuten. Grabbe hat ſich diesmal, um ſeinen Gefühlsexcentricitäten entgegen zu wirken, oft in eine ſchneidende Kälte der Darſtellung gehüllt, doch iſt des Großgedachten und Hochpoetiſchen zu viel vorhanden, um nicht von dem Ganzen einen bedeutenden Eindruck zu hinterlaſſen. Die beabſichtigte tragiſche Ironie in der Geſtalt des Königs Pruſias, an deſſen Hofe Hannibal ſein Ende findet, iſt allzu froſtig hingeſtellt, um ihre Wirkung erreichen zu können. — Nr. 2. iſt des Verfaſſers des Hannibal unwürdig. Dieſe rührende Weltmythe vom Aſchenbrödel iſt unter Grabbe's Händen zu einer zerlaſſenen Parodie geworden, in der ſein bocksfüßiger Humor die ſchwächlichſten und nutzloſeſten Streifereien gegen naheſtehende Figuren in Literatur und Zeit unternimmt. In dieſer Gattung iſt und bleibt einmal Tieck unübertroffener Meiſter, und wer ſie nicht nach neuen Formen und Motiven zu geſtalten weiß, ſollte lieber abſtehen, ſich nach ihm darin zu verſuchen. — In Nr. 3. tritt Grabbe als ſcharfer Raiſonneur über die gegenwärtigen Theaterzuſtände auf. Die meiſten dieſer Aufſätze, welche einen einſichtsvollen dramaturgiſchen Geiſt verrathen, ſind aus dem in Düſſeldorf erſcheinenden oder erſchienenen Journal Hermann hier von neuem abgedruckt.

* * *

Frankfurter Bilder von Eduard Beurmann. Mainz, Kupferberg. 1835.

Ein bewegtes und bewegendes Gemüth! Ein Oppoſitionsmenſch, hinlänglich liberal, aber nicht im Uebermaß! Keiner von der Hambach'ſchen Höhe, aber einer aus der norddeutſchen Fläche! Beſchaulich und thätig zugleich! Ein luſtiger fahrender Schüler, dem zum Meiſter die Ruhe fehlt! Von leidlichem Witz und unerheblichem Ernſt! Vielſeitig und einſeitig zugleich! Ein Schriftſteller, deſſen Kunſt vorzüglich in einem anziehenden Raiſonnement über Alles, was er verſteht und nicht verſteht, zu ſuchen iſt! — Das Buch hat keine Rundung in ſich ſelbſt; die Bilder ſind nicht cycliſch, ſondern ſporadiſch aufgeſtellt; ſie folgen auf einander wie in einem Guckkaſten; ſie ſind nicht fein und ſauber genug ausgeführt, um für wirkliche Gemälde, nicht effektreich genug, um für eine durch Totalwirkung ſchlagende Rund- und Perſpectivmalerei gelten zu können. Das Buch iſt weidlich vollgeſtopft, mannigfaltig und bunt, nach den verſchiedenſten Richtungen hin thätig, durch Nebenbetrachtungen und Seitenblicke mit der Kunſt, dem Theater, der Literatur und Geſchichte in weit ausgreifenden Linien ſich in Verbindung ſetzend. Der Verfaſſer hat die eigenſinnige Laune unſerer modernen Schule, das Buch nicht als ein gerundetes Kunſtwerk, nicht als ein Ganzes in Kugelgeſtalt wirken zu laſſen, ſondern durch die mannigfaltigſten, ſecundären, mit in den Kauf gegebenen Seitenblicke, Gewürze und Zuthaten, bis zum Extrem feſtgehalten. Dieſes bunte Vielerlei und Durcheinander zieht den Leſer unwillkührlich an und mit ſich fort, ohne ihm irgendwo ein feſtes Denk- und Ruheplätzchen zu gewähren. Beurmann iſt ein Kind der Unruhe, wie wir Alle. Unſere Gedankenlinie iſt an unzähligen Punkten durchbrochen, abweichend; wir haben keinen Sitz, aber eine Stimme; ſind weder ſeßhaft, noch ſtandhaft; in einem ewigen Wandel begriffen und doch in keinem guten; haben in der Literatur keine centrale, ſondern nur peripheriſche Verrichtungen. Daher wirken wir auf keinem einzelnen Punkte ganz und vollkommen, aber an vielen zugleich, breitſpurig. Die verſchiedenſten Verhältniſſe durchſchneiden oder berühren, unzähliger Tangenten gleich, den Kreis unſers Daſeins. Dieſe Mannigfaltigkeit des Wirkens iſt die hervorſtechende Tugend, auf die auch Beurmann als Schriftſteller gerechten Anſpruch zu machen hat. Er führt nebenbei einen kleinen Guerillakrieg mit leichtem und leichtfertigem Witz gegen Goethe, abſolute Regierungsformen, Theaterverwaltung, norddeutſche Zeitblätter, Staatspapiere — im Einzelnen nicht ohne Erfolg, im Ganzen ohne einheitlichen Plan, ohne letzten Zweck, ohne Geſammtwirkung. Es ſind oft nur Beleidigungen, die er ſucht, gelegentliche Ohrfeigen, die er mit oder ohne Anſtand austheilt. Die Lectüre des Buches macht keine Beſchwerde; es lieſt ſich eben ſo leicht, als leicht es geſchrieben iſt.

83.

* * *

Gedichte von Silesius Minor. Leipzig, Otto Wigand. 1835. 216 S. 8.

Eine obwohl nicht reiche, doch mannigfaltige Liedergabe. Es ſind viel Töne angeſchlagen, aber keiner iſt recht ausgeklungen; auch fehlt ein Uniſono, zu dem die einzeln angetönten Accorde ſich zuſammenfügten. Es ſind Gedichte aus verſchiedenen Zeiten — und das iſt nicht auffallend; allein dieſe Dichtungen ſind auch faſt wie Ergüſſe verſchiedener Individuen, da ſie einem Dichter angehören, der in ſeinen Gedankengängen nicht derſelbe zu ſein ſchien, der er jetzt iſt. Wären die Stimmungen rein und fertig ausgetönt, die Wunden recht ausgeblutet, ſo würden wir die Uebergänge deutlicher fühlen zwiſchen ſeinem Vormals und Jetzt; die Poeſie des Verfaſſers iſt zu aphoriſtiſch, um ein volles ganzes Individuum in ihr ausgeprägt zu finden. — Wir haben Apoſtrophen an deutſche Dichter, politiſche Gedichte, Balladen und erotiſche Lieder. Die andere Abtheilung, die der Autor gemacht hat, ſcheint nicht ganz aus dem Charakter des Inhaltes hervorgegangen. Die Sonette an deutſche Poeten fordern vielfach zum kritiſchen Widerſpruch auf. Das Gedicht an Tieck ſetzt in dieſem noch den alten ſehnſuchtweckenden Meiſter voraus, der er längſt nicht mehr iſt. Im Sonett an Heine ſchlägt Sileſius an des Dichters Herz, um den Funken der ſchlafen gegangenen und verkohlten Poeſie wieder anzufachen. Wir ſtimmen damit überein, in Heine blos den Dichter zu lieben, nicht den Philoſophaſter. Die Sonette an Uhland, Rückert und Chamiſſo charakteriſiren ihre zu feiernden Dichterhelden viel zu oberflächlich. Wunder aber nimmt uns die Hochſtellung Platens, der doch nur für einen geniegewandten Verſemacher, weniger für einen Dichter gelten kann. „Ein Götterſohn durchſchreiteſt Du das Leben!“ heißt es im Sonett und wäre nur als Ironie erträglich. Wo, wann und wie hat dieſer Versſchnörkler das *Leben* ergriffen? Darin liegt eben der Unterſchied zwiſchen Versformern und Dichtern, daß jene ihre Dichtungen künſteln, dieſe ihr Leben und mithin ſich und ihr ganzes Selbſt für das Leben ihrer Zeit in die Schanze ſchlagen. Platen iſt ein zeitloſer Dichter, d. h. gar keiner. Er macht deutſche Verſe, wie die Mönche im Mittelalter lateiniſche formten.

In den politiſchen Gedichten hat Sileſius Minor ſeine Geſinnung ſo ziemlich zerſchleudert; er feiert das deutſche Reich, Polen, Napoleon, die Freiheit und Preußens Aar, letzteres von einem veralteten Patriotismus eingegeben. In den Romanzen und Balladen iſt ein ſehr feingebildeter Sangeston in Versbau wie in Diction. Nur iſt die Wahl der Gegenſtände und Helden keineswegs immer glücklich. Bei den acht Balladen vom Ritter Bayard thut mir die hübſche Sprache leid, die nur einen dürftigen Inhalt hat. Dieſer Ritter ohne Furcht und Tadel iſt ein philiſterhafter Tugendheld mit etwas galantem Anſtrich. Seine Thaten predigen nüchterne Moral. Die Sangesweiſe der acht Balladen erinnert an die gefällig oberflächliche Gewandtheit des altfranzöſiſchen Liedes.

Bedeutſamer erſcheint Sileſius Minor in ſeinen Liebesliedern. Dieſen erotiſchen Ergüſſen fehlt freilich, was ſie erſt zu fluthenden Ergüſſen macht, die Leidenſchaft, aber als erotiſche Tändeleien haben ſie eine intereſſante Charaktereigenthümlichkeit. Der Dichter gibt ſeine Liebesgefühle in einer Abtheilung „Lieder“ und in „Liebesſprüchen.“ Jene ſprechen mit Zartheit von einem angeknüpften, dieſe mit dogmatiſcher Bitterkeit von einem aufgelöſten Verhältniß. Es entfaltet ſich in beiden Sphären die ganze Liebenswürdigkeit dieſes Dichters. Seiner Neigung fehlt die Leidenſchaft, ſie iſt kein Rauſch, kein Erglühen, er wirft nicht Himmel und Welt zuſammen, um begehrungsſüchtig ſeinen Arm auszuſtrecken. Vielmehr hören wir einen ſanften, blöden, zartſinnigen Schäfer ſeine Liebeseklogen ſingen. Seine Verſe ſind ſo zierlich wie ſeine Gedanken, faſt merkt man ſeiner Grazie etwas manſchettenhafte Eleganz an. Sehr artig und niedlich ſind die Gedichte: Charade, Liebesbotſchaft, Liebeszauber u. a.

„Mein Stern“ iſt eine hübſche Spielerei, wie man ſie freilich tiefſinniger bei Rückert findet. „Gedenke mein!“ iſt in Rhythmus und Haltung zu ſehr Reminiscenz an ein Goethe'ſches Lied, ſowie die Ballade „Ewige Liebe“ etwas an Bürgers Tochter des Pfarrers zu Taubenhain erinnert.

K.

* * *

Kronen und Ketten. Ein Roman von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

Der myſteriöſe Titel verſpricht an Inhalt, das Volumen von drei Bänden an Maſſe viel; mehr noch verſpricht ſich der Leſer von dem Namen des bekannten Verfaſſers ſelbſt, der, während er von mir in Berlin recenſirt wird, in Frankfurt dem ſeltſamen Vogel Phönix aus den verſchlackten Kohlen hilft. Der Verfaſſer ſchwingt ſeine romantiſche Feder über das alte Deutſchland, über das alte Deutſchland des Herzogs Ludwig von Ingolſtadt, oder vielmehr über das alte Baiern; er ſchwingt ſie ferner über das alte Frankreich Karls IV., über den König ſelbſt und deſſen Gemahlin, über den Herzog von Orleans und deſſen Gemahlin, über den Kaiſer Sigismund und deſſen Nachfolger, über die Agnes Bernauerin und deren Mörder. Alle dieſe Perſonen, und noch viele Andere, handeln und ſprechen in dem Roman; ſie handeln viel, aber ſie ſprechen noch viel mehr — beſonders in Deutſchland, und beſonders da, wo es zu handeln Noth thut, am kaiſerlichen Hofe, auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz und im Munde des Verfaſſers. Duller's Sprache ſchleudert Shakſpeare'ſche Donnerkeile; Duller's Phantaſie erzeugt Blut, ſpeiſt Blut und giebt Blut wieder von ſich; Duller's philoſophiſcher Verſtand erſäuft ſich in Blut. Nicht ein Fieberfröſteln, ein ganzer gewaltiger Fieberſchauer fährt über die Haut des Romans, daß er ſeine Glieder ſchüttelt, wie ein Kranker, deſſen urkräftige Natur dem Tode Widerſtand leiſtet. Da iſt keine Ruhe, keine Mäßigung, keine Beſonnenheit! Da iſt Krampf, aufgepuſtete Kraft und Trotzköpfigkeit! Trotz auf mannhafte Geſundheit, Trotz auf angeborne Genialität, Trotz gegen die Form und Regeln der Kunſt, Trotz gegen den heiligen Apollo vom Muſenberge, den Tieck uns neulich in einer Vorrede ſo dringend empfahl. Duller mag nur ſchreiben, wenn ſeine Phantaſie in glühenden Fluß oder in die Berſerkerwuth geſetzt iſt. Dann ſchwellen ihre Adern blau an, ihre Stirnfalten runzeln ſich, ſie tobt, ſchlägt um ſich und zertrümmert die Form des neuen Werks, über das ſie brütet, ſchon im Entſtehen. Er ſelbſt aber, der Träger dieſer Phantaſie, ſchreitet durch das heimliche Zimmer, arbeitet mit dem Gemüth, mit dem Munde, mit den Händen, während ſein Mittelsmann, der Secretair, dictando ſchreibt und das unbegreifliche Weſen ſeines Herrn als Protocollführer durch Feder und Tinte begreiflich macht. Ich meine, daß Dullers Product zu den beſſern Erſcheinungen gehört, welche der breitfließende Strom der Romantik in neueſter Zeit als Luftblaſen emporgetrieben hat, — ein Roman, welcher im handfeſten altdeutſchen Marſchtritt daherſtampft, wie ein grundehrlicher Landsknecht! Ein Roman, welcher durch das kriegeriſche Hauptcadre ſeiner Perſonen und Begebenheiten wirkt, nicht durch den Troß- und Bagagezug beiläufiger Betrachtungen! Ein Roman, der die liebe leidige Subjectivität glücklich erſtickt und erdrückt durch ſeine Maſſenhaftigkeit und eigene Schwerkraft! Ein Roman endlich, der ſeinen Weg und ſein Ziel ſelbſtſtändig verfolgt, und die Flachlands- und öde Haidenatur des hiſtoriſchen Walter Scotts-Romans umſichtig vermeidet! Ich habe bei der Lectüre dieſes Romans oft an Shakſpeare und Goethe, da er noch jugendlich und ritterlich friſch war, unwillkührlich mich erinnert, wie ich umgekehrt bei der Lectüre moderner Romanenerzeugniſſe, um den möglichſten Genuß zu haben, mich zwinge, die Heilande und Apoſtel der Poeſie aus meinem Gedächtniſſe wegzuſchaffen. Entweder wird ſich aus dieſer Kraft etwas Tüchtiges entwickeln, oder ſie iſt nur die künſtliche Füllung eines Ballons, die ihn unnatürlich aufpuſtet, eine Zeitlang in der Luft und der Schwebe erhält, und, wenn ſie verausgabt oder verflogen iſt, deſto tiefer ſinken läßt auf die Fläche oder in das Schilfmeer, wo Pharao mit ſeinen Reiſigen umkam, — ein groß angelegter Prachtzug, der im Schmutze ſchmutzig und mit lächerlicher Tragik ſchließt! 88.

* * *

Bad-Almanach. 1836. Herausgegeben von Auguſt Lewald. Mit ſieben Stahlſtichen. Stuttgart, Lieſching. 514 S. 8.

Die gediegene Pracht, mit welcher dieſer Almanach ausgeſtattet iſt, verdient ſchon allein in Deutſchland zum Gegenſtand der Beſprechung zu werden. Eine große und immer ſich ſteigernde Regſamkeit zeigt der gegenwärtige Buchhandel, aber ſo wie Fichte eine eigene Abhandlung ſchrieb, um den Leſer zum Philoſophiren zu zwingen, ſo wetteifert das glänzende Elend ſo vieler aufwandsreichen Buchhändlerſpeculationen nur in der Taktik, den Leſer zum Kaufen zu zwingen. Werden dieſe reichen Treſſenkleider, in welche ſich jetzt die meiſten literariſchen Erſcheinungen hüllen, den Deutſchen ein literariſches Anſtändigkeitsgefühl beibringen? Denn was kann unanſtändiger ſein, als wenn die ſchöne, weiße Hand der Leſerin ſich an dem ſchmierigen und öligen Einband eines Leihbibliotheken-Matadors vergreift und eine von Tabaksqualm durchzogene und mit dem ſcharfen Athem ihrer Vorgänger ihr entgegenduftende Production des Genies vor Augen und Naſe bringt! Warum ſchickt ſie nicht in den Buchhandel, um für Nadelgelder und Wirthſchaftserſparniſſe dieſes oder jenes Lieblingsbuch einzutauſchen, und in ſeiner jungfräulichen Reinheit, wie es aus den Händen der Schöpfung hervorgegangen, zu leſen und wieder zu leſen? Die Buchhändler haben angefangen, den beſſern Regungen des Publikums entgegen zu kommen. Theils erreichen die Novitäten der deutſchen Literatur durch ihr Aeußeres immer mehr den Glanz und Werth von Induſtrie- und Luxus-Artikeln, für die einmal eine Geldausgabe zur guten Lebensart gehört, theils tritt der Buchhandel durch die Vertheilung ganzer Werke in einzelne Bogenlieferungen nur als ein höflicher und geduldiger Gläubiger auf, der die deutſche Armuth auf leicht zu haltende Groſchentermine ſetzt. Obwohl bei beiderlei Kriegsliſten in literariſcher Hinſicht viel Unwürdiges unterläuft, ſo kommt doch das deutſche Publikum dadurch allmälig wieder in die Gewohnheit des Kaufens hinein, welches die beſte Tugend an einem Publikum iſt.

Dieſer Lewald'ſche Bad-Almanach, welchen der ſtrebſame Verleger ganz in der faſhionablen und für große Welt berechneten Weiſe der engliſchen Taſchenbücher hergeſtellt, hat ſich eine andere Saiſon erwählt als ſeine übrigen deutſchen Gattungsverwandten. Dieſe ſind in der letzten Zeit ziemlich aus der Mode gekommen und in ihrem Credit gefallen, da auch die lahmgewordene Tieck'ſche Novellenmuſe, die für 10 Louisd'ors per Bogen noch immer ihre Anſtrengungen zum Flor dieſer Taſchenbücher machte, jetzt nichts mehr an dieſen goldenen Weihnachtslämmern, wie er ſie ſelbſt benannt hat, zu beſſern vermag, vielmehr durch ſolche geiſtesſchwach bösartige Machwerke, wie „Eigenſinn und Laune" in der neueſten Urania, (wovon ich nächſtens in dieſen Blättern ausführlich reden werde) ihr zeitgemäßes Intereſſe ſinken macht. Der Bad-Almanach hat den Vortheil, daß er nach Beendigung ſeiner Saiſon auch in die Winterlectüre mit hinübergenommen werden kann, wozu ihn die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Anſchaulichkeit der Stahlſtiche empfehlen. Er enthält Beiträge von G. Pfizer, Wolfg. Menzel, Gutzkow, A. Lewald, Aloys Schreiber, Wilibald Alexis, W. A. Gerle, A. Zoller, R. Heimbert, Fr. Rückert. Die unterhaltendſten ſind die geſchichtlichen Erinnerungen von den Jahren 1806 — 1813, von Lewald aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt, die deutlich das Gepräge wirklicher Erlebniſſe an ſich tragen, und die Meerſchaumflocken, von Wilibald Alexis, badgeſellſchaftliche Scenen aus Swinemünde, im berliniſchen Converſationsſtil ausgeführt. Das ungewöhnlichſte und piquanteſte iſt Gutzkow's „Arabella", die Geheimkünſte der weiblichen Toilette mit tragiſcher Ironie behandelnd, aber der Eindruck davon iſt doch nur ein froſtiger und widerwärtiger. Der Verfaſſer geht von einer originellen Anſchauung aus, aber er meißelt ſie kalt und verachtend in einen Stoff hinein, den er mit ſcharfen, ätzenden Tinten färbt, ohne ihm innere Bluts- und Lebenswärme zu geben. Gutzkow ſollte dieſe bizarre Genremalerei des franzöſiſchen Romanticismus verſchmähen!

* * *

Briefe an **Johann Heinrich Merck** von **Goethe**, **Herder**, **Wieland** und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Mit Merck's biographiſcher Skizze herausgegeben von Dr. **Karl Wagner**. Darmſtadt, Diehl. 1835. LX und 520 S. 8.

Mephiſtopheles-Merck, deſſen hagere Geſtalt, ſpitze Naſe und graue Tigeraugen uns Goethe vielleicht allzu fürchterlich anſchaulich gemacht hat, tritt hier, zu gleicher Zeit mit Knebel, mit dem er faſt dieſelben Verhältniſſe und Berührungen gemein hatte, mit ſeinem intereſſanten Briefwechſel hervor. Merck war, wie Knebel, eine Mittelfigur der weimariſchen Literaturperiode, vielleicht von noch größerm geſelligen Talent und Anziehungskraft als dieſer, aber mehr ein reizendes und prickelndes Zwiſchenelement unter dieſen großen Geiſtern abgebend. Die Briefe, welche ſie an ihn ſchrieben, können an Inhalt, Werth und Bezüglichkeit nicht mit denen verglichen werden, welche der hingebende und gemüthvoll-empfängliche Knebel von denſelben Perſonen erhielt. Merck war ein Mann ohne Herz, aber von großem, gewaltigem Verſtand, der, bei einer weniger verzehrenden Unruhe des Charakters, ſich erfolgreicher und allgemeinnütziger nach irgend einer Richtung hin hätte erweiſen müſſen. Zwar verſuchte er mit ſeinem umfaſſenden Scharfſinn und einer faſt dämoniſchen Thätigkeit Alles und Jegliches, und neben ſeinen eifrigen Naturforſchungen, in denen er zuerſt in Deutſchland eine entſchiedene Aufmerkſamkeit auf das Studium der aufgefundenen Petrefacten und vorweltlichen Knochen lenkte, und den mancherlei literariſchen Feldzügen ſeiner kritiſchen Laune, gab er ſich eifrig damit ab, Gewerbevereine, Kattundruckereien, Buchdruckereien, Bleichanſtalten und Baumwollenſpinnereien zu gründen. Von dem Vielen aber gelang ihm Nichts, und ein regſamer, tüchtiger, praktiſcher, ſcharfer Geiſt, wie er, konnte in keiner Hinſicht beſtimmte Erfolge gewinnen. Es fehlte ihm die Einheit des Charakters und Gemüths, aus der ſich allein Freudiges und Fruchtbares hervorbringen läßt; er liebte nichts, Gefühle waren ihm zuwider, ſelbſt von Freundſchaft mochte er nichts ſprechen hören. Endlich jagte er ſich eine Kugel durch den Kopf, aus Ueberdruß an einer Welt, die ihm ſein überlegener Geiſt längſt bis in alle Faſern zerſetzt hatte, und von einer ſchmerzlichen Krankheit getrieben, welche er nicht geiſtig überwinden konnte, noch mochte.

Die intereſſanteſten Briefe in dieſer Sammlung ſind die, welche Wieland an ihn ſchrieb, der von Merck's ſchlagfertiger und raufluſtiger Kritik für den deutſchen Merkur zu profitiren ſuchte und ſich bemühte, ihm ſo viel als möglich abzugewinnen. Der Merkur fing an, alterſchwach zu werden und wollte beim Publikum nicht mehr ziehen. Wieland ſuchte ihm durch Merck einige neue und friſche Säfte einzuflößen, da er ſelbſt zu gutmüthig und in Coterieen verwickelt war, um mit ſcharfer Kritik etwas wirken und ſeinem Journal Leben geben zu können. Er ſchrieb bloß Märchen und Göttergeſpräche für den Merkur, während Merck durch ſeine beißenden und kenntnißreichen Recenſionen dem flaugewordenen Inſtitut von Neuem Aufſehen verſchaffte. Es iſt ein Fehler, daß der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung dieſe Merck'ſchen Kritiken nicht mit abdrucken ließ, da die Auswahl von ſeinen Fabeln und Erzählungen, die er vorangeſtellt hat, für Merck's Charakteriſtik bei weitem nicht ſo wichtig iſt. — Andere Briefe ſind von der Herzogin Amalie, Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, J. G. Schloſſer, der merkwürdig über die Unſterblichkeit ſchreibt, Friedrich Nicolai, deſſen Expecterationen über den deutſchen Buchhandel bemerkenswerth ſind, Sophie la Roche. Ferner von Boie, dem eifrigen und muſterhaften Verwalter des Göttinger Muſenalmanachs, der ſelbſt bisher nur als mittelmäßiger Dichter bekannt war, durch die Briefe aber, mit denen er ſowohl hier, als im zweiten Bande von Knebels Nachlaß erſcheint, zu beſſeren Ehren gelangt, indem er einen feinen Verſtand und ſeltene Redlichkeit, mit der er junge aufkeimende Talente begünſtigte, bethätigt. Die merkwürdigſten Briefe, die Herder geſchrieben, ſind die an Knebel, die ebenfalls im zweiten Bande ſeines Nachlaſſes ſich finden werden, worin eine Freiheit und Keckheit, Offenheit und Rückſichtsloſigkeit der Aeußerung ſowohl über ſich ſelbſt, als über die Verhältniſſe in ſeinem Kreiſe ſich kundmacht, die Herders Charakter in ſeiner höchſten Energie und Ungezwungenheit zeigt. An Knebel ließ er ſich ganz und zu ſeiner größten Satisfaction darin gehen, während ihn ſonſt der Prieſterrock und ſeine Stellung in Weimar zu einer Timidität und Unbeſtimmtheit nöthigte, die an ſeinem urſprünglich kräftigen und gewaltigen Geiſt wie die Schwindſucht zehrte. Ich wollte bei dieſer Gelegenheit im Voraus auf jene Briefe aufmerkſam machen, da Herder von einer neuen und noch nicht hervorgehobenen Seite darin erſcheint, von der muthigen und rückſichtsloſen, die er auch in den hier mitgetheilten Briefen an Merck, dem man ſonſt Alles ſagen konnte, nicht in ähnlichem Maaße herauszukehren wagt. Uebrigens nehmen ſich alle Perſonen, die an Merck ſchreiben, wenig gegen ihn zuſammen in ihren Ausdrücken und Aeußerungen; die jüngferliche Reinlichkeit des alten Wieland erwehrt ſich ſelbſt des Wortes „bepiſſen" nicht (rien que de pisser!), und Goethe, der damals nur flüchtige Zettel im Ton eines verſoffenen, genialen Studenten ſchrieb, verſichert öfter, daß ihm ganz „ſauwohl" ſei.

* * *

Ausführliches Lehrbuch der deutſchen Sprache, von Dr. J. C. A. Heyſe. Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyſe, Prof. Erſten Bandes erſte Abtheilung. Hannover, Hahn. 1835.

Die Unförmigkeit und Maſſenhaftigkeit der deutſchen Sprache und das lange geſchichtliche Leben, das ſie ſeit ihrem Urzuſtande, unter vielfachen Veränderungen und den mannigfaltigſten, zum Theil von den Einflüſſen ihrer eigenen Dialekte, zum Theil von den Einflüſſen der ausländiſchen Sprachen, oder auf dem Wege einer völligen Revolution, von einer neuen überwältigenden geiſtigen Richtung herbeigeführten Vibrationen und Schwankungen bis zu ihrer jetzigen Ausbildung geführt hat, haben auch auf Geſtalt und Anlage unſerer deutſchen Sprachlehren zugleich verdickend und ausbreitend gewirkt. Die pedantiſch-ängſtliche, ſchwerfällige Natur der deutſchen Gelehrten, die den Stoff nicht ſcheffelweis abmißt, ſondern körnerweiſe ab- und zuſammenzählt, kam hinzu, um die deutſchen Sprachlehren zu koloſſal-maſſenhaften Gebilden aufzutreiben, die dem Leſer zu durchdringen faſt gleiche Mühe koſtet, wie dem Verfaſſer, ſie ins Werk zu ſtellen.

Dieſe großartige Gründlichkeit, mit einem ſpeculativen ſprachlichen

Tiefſinne verbunden, macht ſich vor Allem in J. Grimms deutſcher Grammatik geltend, deren überraſchenden Reſultaten und Aufſchlüſſen ſeitdem die neuern Sprachlehren ſich mehr oder weniger anſchloſſen. Becker, Grotefendt, Radlof und Andere thaten hinzu, nahmen fort, bauten aus. Die Ausſprache einzelner Buchſtaben gab, wie in Bauer's Grammatik, zu weitſchichtigen Unterſuchungen Anlaß. Heinſius und der Magdeburger Heyſe ſuchten das gewonnene Erz in Cours zu ſetzen und die Reſultate gelehrter Arbeiten populär zu machen. Aber die angeſtrebte Popularität mußte, in dieſen überaus gedehnten und weitläufigen Werken, eine nicht ſelten abſchreckende Breite und Plattheit herbeiführen. Der Speculationsgeiſt verſchwand, aber die Pedanterie blieb. Die Sprachlehren wurden durch ihre Maſſe undurchſichtig, trocknes Holz, an dem das flüſſige Gummiharz philoſophiſchen Sprachſinnes einſchrumpfte und eindorrte. Die Reizloſigkeit dieſer Arbeiten wurde allmälig tiefer empfunden. In den Gelehrtenſtuben nie einheimiſch, verſchwanden ſie ſogar aus Schule und Haus.

Dieſem Mangel anmuthiger Darſtellung, erquicklichen Lebens und tieferer, auf die Urformen der Sprache eingehender Begründung abzuhelfen, war die Aufgabe und der Zweck der neuen Bearbeitung, welche die Heyſe'ſche Grammatik unter den Händen des jüngeren Heyſe erfahren hat. Sie wird ausgedehnter noch, als die frühere, aber auch vollſtändiger, lichtvoller. In das trockne Holz geht der Saft der Philoſophie erkräftigend über. Die Sprache erſcheint nun als ein beweglicher, lebendiger Organismus und wird als ſolcher behandelt. Die Geſchichte der deutſchen Sprache, die in der alten Bearbeitung auf 79 Seiten abgefertigt wird, dehnt ſich hier über 120 S. aus. Vom Allgemeinen ſchreitet die Betrachtung zum Einzelnen fort. Der jüngere Heyſe nennt die Sprache überhaupt den lautgewordenen Geiſt des Menſchen, die ins Leben tretende Vernunft, eine Definition, die mindeſtens nicht beſtimmt, nicht individuell genug iſt; ſie paßt eben ſo gut auf eine Reihe vernünftiger Handlungen, oder auf die lautloſe Zeichen- und Geberdenſprache der Stummen, die zuletzt auch nichts Anderes ſind, als eine in's Leben tretende Vernunft. Dieſe Ausſtellung nebenher, unbeſchadet der Anerkennung, die dem großen Ganzen gebührt! Geſchieht ſo in dieſer einleitenden geſchichtlichen Entwickelung dem geiſtigen Element gerechte Würdigung, ſo giebt ein Anhang dazu einen Ueberlick über die grammatiſchen Formen, wie ſie aus der gothiſchen Wurzel, durch den Stamm des Alt- und Mittelhochdeutſchen hindurch, bis zur Saftigkeit der Blätterkrone, die im Neuhochdeutſchen ſich voll und üppig ausbreitet, entwickelt worden.

Schemata, in intereſſanter vergleichender Tabellenform, ſind beigefügt. So läßt uns dieſe der eigentlichen Grammatik vorausgeſchickte Betrachtung hoffen, daß auch weiterhin dasjenige, was in der Sprache geiſtiger Bedeutung iſt, dem rein Körperlichen in ihr Raum abgewinnen, daß aber auch andrerſeits die Form, in Hinſicht ihres geſchichtlichen Lebens und als ein lebendig Veränderliches, immerdar ſich Fortentwickelndes einer gründlichern Betrachtung ſich erfreuen werde. Eine zeitgemäße, von einem tüchtigen Kopfe geleitete Revolution hat in die alte Heyſe'ſche Sprachlehre einen allgemeinen Umſturz gebracht, der uns ihren frühern Zuſtand faſt aus den Augen rückt und nur das ſtammhaltend Brauchbare an ſeiner Stelle duldet.

88.

* * *

Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie. Ein Beitrag zur Literaturgeſchichte von Auguſt Kahlert. Breßlau, Auguſt Schulz und Comp. 1835.

Keine Provinz Deutſchlands entwickelt eine größere Maſſe provinzieller Geſinnung, Anhänglichkeit an die Geburtsſcholle und Enthuſiasmus für die vaterländiſchen Produkte und Fabrikate, für Linnenzeug, Landwein und Schaafwolle, für die Schneekuppe und die Kapelle darauf, für die Stadt Breslau und den von Fülleborn beſungenen Thurm von St. Eliſabeth darin, für das Inſtitut der Landwehr, endlich für die provinziellen Amts- und die ſtädtiſchen Wochenblätter, als der gedehnte Landzipfel, der von dem preußiſchen Staatsmantel ſüdlich herunterhängt und in den Erdbeſchreibungen unter dem Namen Schleſien verzeichnet ſteht. Das Land trägt in ſeiner Fruchtbarkeit, ſeiner Literatur und ſeinem geſelligen Verkehr den Charakter der ausgebildetſten, aber auch einſeitigſten Gutmüthigkeit. Nie hat die Phantaſie ſeiner Bewohner zu den ſchreckhaften, entſetzlichen Gebilden einer blutgierigen Bergmährchenwelt ſich verdichtet; ſie erhob ſich nur bis zur Schöpfung des launigen Neck- und Koboldgeiſtes Rübezahl; ſie blieb weſentlich gutmüthig, weſentlich provinziell. Nie hat die Geſchichte des Landes in Krämpfen und Zuckungen ſich geäußert, die, aus einem Fehler der innern Organiſation hervorgegangen, umliegende Länder miterfaßt hätten; ſie blieb gleicherweiſe provinziell. Nie wird Schleſien Sitz einer polemiſirenden Kritik werden, die über die Grenzen des Landes hinaus- und in die Bewegungen der Zeit als Bewegungskraft eingreift; ſie wird, auf ein bloßes geſundes Urtheil als ihren Grundſtoff zurückgeführt, immer weſentlich provinziell bleiben. Schleſien bedarf der auswärtigen Flug- und Zeitblätter nicht; jede Stadt hat das ihrige, welches ſich mit vaterländiſchen Gegenſtänden beſchäftigt und neben ſchlecht vorgetragenen Erzählungen auch Räthſel, Charaden und naive Annoncen liefert. Die Landesliteratur hat keine Fähigkeit in ſich, in die Ferne zu wirken; ſie hat nur zweimal über die Grenzen der Provinz ſich ausgedehnt, nicht durch die innere Wärme der Genialität, ſondern durch die kalte Muſterhaftigkeit der Form, einmal die Poeſie regulirend durch Opitz, ſodann ſie desorganiſirend durch Lohenſtein und Hoffmannswaldau. Damals gab es wirklich eine ſchleſiſche Schule, die durch Neukirch in den reinſten Waſſerſtoff ſich auflöſte. Schleſien iſt bei aller Beſchränktheit innerlich geſund und weiß von den unbehaglichen Zuſtänden nichts, über die man in der Nachbarſchaft klagt und emporwächſt. Denn jedes Wachſen äußert ſich krankhaft; Krankheit und Schmerz dehnen die Pſyche aus, das Körperliche ſelbſt tritt zur Zeit krankhafter Erregung in die Potenz und Bedeutung des Geiſtigen.

Auch das vorliegende Buch iſt ein Produkt ſchleſiſch-provinzieller Geſinnung. Der Titel iſt gut gewählt; er vindicirt der Provinz keinen Einfluß, aber wohl einen Antheil an der Poeſie. Jedoch hat ſie in den Individuen, die auswärts Form und Geſtaltung annahmen oder ihren urſprünglichen in Schleſien niedergehaltenen Anlagen die zukömmliche Richtung gaben, ſich geltend gemacht. Dieſe Individuen, die all' ihr Sein, Thun und Denken von der heimiſchen Scholle losriſſen, gehören der deutſchen Geſammtliteratur, nicht ihrer Provinz an. Schon die Karſchin, der verliebterte Burrmann, der wahnſinnige Moſes Kuh dichteten, vegetirten und bettelten zu Berlin. Raupach dirigirt die Berliner Bühne; Wilibald Alexis den Freimüthigen und die norddeutſche Novelliſtik; Eichendorf die märkiſche Lyrik; Conteſſa und Schleiermacher liegen im märkiſchen Sande verſcharrt; Kopiſch malt und dichtet; Manfred (Dräxler) reimt; Zedlitz windet Todtenkränze im Ausland; Menzel bewacht und bewohnt ſein kritiſches Neſt mitten in Schwaben, dem Land des Geſanges. Man ſieht, welche zum Theil außerordentliche literariſche Potenzen Schleſien nach dem Auslande abſetzt und dort verarbeiten läßt; aber man ſieht auch andrerſeits, wie wenig das Land befähigt iſt, geiſtig aufgeſchloſſenen Menſchen auf die Dauer Leben und Nahrung zu gewähren und in die Maſſe ſeiner Literatur eine centrale, die Einzelnen feſthaltende Bedeutung zu bringen. Die literariſchen Dämpfe drängen den provinziellen Deckel fort und machen ſich frei. Vor Allem ſaugt die vornehme, kaltherriſche Haupt- und Centralſtadt Preußens, wie ein durſtiger, nicht zu erſättigender Schwamm, die geiſtigen Kräfte Schleſiens auf. Weniger war dies im Opitz'ſchen Zeitalter der Fall. Die meiſten ſeiner damaligen Poeten, wie Scultetus, Logau, Butſchky, Gryphius, Hoffmannswaldau, Lohenſtein, Abſchatz, lebten, wirkten und ſtarben in der Provinz, zum großen Theil als Stadtſyndici. Schleſien hat jeder Zeit mehr durch einzelne Männer, als durch eine literariſche Geſammtheit und das Streben einer Corporation gewirkt. Es ſtellte in Gryphius den erſten regelrechten Tragiker, in Opitz ein Formular für das Lied, in Logau ein würdiges Schema für das Epigramm, in Sileſius einen Repräſentanten ſeelenvoller Myſtik, in Günther das erſte Muſter genialer Liederlichkeit und didaktiſcher Liebenswürdigkeit auf. Unſre moderne Zeit mit ihrer Stoß- und Bewegungskraft treibt die Literatur hinaus und zwingt ſie nicht ſelten zu einem nomadiſchen Leben, welches einer Pilgerſchaft nach dem gelobten Lande ähnlich ſieht.

Ein ächtes Volkslied kann Schleſien nicht aufweiſen. Hierzu fehlt dem Volke der ſpielende Humor, die Liebe, der Haß, die Phantaſie, Geſammtluſt und Geſammtſchmerz. Die Schleſier haben bis jetzt eine Gleichſtellung Aller vor dem Recht der Poeſie, was zum Gedeihen des Volksliedes nothwendig iſt, nicht erfahren. Kahlert ſelbſt nennt die Gelegenheitsdichterei eine nationelle. Eben ſo nationell mag der Schleſiſche Muſenalmanach ſein, der, dem deutſchen Vaterlande unbekannt, allein durch die Theilnahme der Schleſier an provinziellen Erſcheinungen ſich erhält. Man lieſt ihn in Schleſien, nicht weil er ein Muſenalmanach, ſondern weil er ein ſchleſiſches, ein inländiſches Fabrikat iſt.

Es wäre wünſchens- und dankenswerth, wenn neben dieſe gelungene Arbeit, ausgeſtattet mit gleichem Fleiß, gleicher Gründlichkeit und gleich unbefangenem Urtheil, ähnliche Spezialgeſchichten ſich ſtellten, welche die Geſittung und literariſche Thätigkeit der übrigen Provinzen Deutſchlands näher und ſchärfer in's Auge faßten. Was Schwaben durchdringend und umgeſtaltend für die lyriſche Poeſie, was die Mark für Kritik und Wiſſenſchaft in centraler Bedeutung, was Sachſen, Baiern und Oeſterreich in den verſchiedenſten Richtungen früher oder ſpäter geleiſtet haben, würde, auf dieſe Weiſe behandelt, überzeugend und überraſchend hervortreten und für eine künftige Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur die genügendſten und gründlichſten Vorläufer und Vorarbeiten veranlaſſen. 88.

* * *

Chriſtenthum und Vernunft für die Abſchaffung der Todesſtrafe. Sammlung landſtändiſcher Verhandlungen des Königreichs Sachſen, nebſt anderen wiſſenſchaftlichen Mittheilungen von Großmann, Eiſenſtuck ꝛc. ꝛc. Mit Bemerkungen von **Profeſſor Grohmann.** Berlin, G. Reimer. 1835.

Es iſt eben ſo leicht, einem Menſchen das Herz, als den Stab über ſeinem Haupte zu brechen. Unſre Criminaljuſtiz, eine geweihte Reliquie barbariſcher Zuſtände, behandelt die todeswürdigen Verbrechen nach den alten ſtereotypen Ausgaben des Blutgeſetzes. Unterdeſſen hat die Anatomie der Seele, die Pſychologie, tiefer geſchnitten, iſt auf den Punkt gekommen, wo der Zuſammenhang der geiſtigen mit der leiblichen Natur nachgewieſen werden kann, hat an den Buckeln und Senkungen der Hirnſchaale die verſchiedenſten Seelengebrechen abgetaſtet und in unſre Beurtheilung verbrecheriſcher Handlungen eine Bedächtigkeit gebracht, die einer Entſchuldigung, ich will nicht ſagen Beſchönigung, ähnlich ſieht. Nur die heilige Juſtiz läßt ſich nicht irren. Sie giebt um keinen Finger ihres ausgeſtreckten Arms, um kein Quentchen ihrer durch feſtgeſetztes Maaß und Gewicht beſchwerten Waage, um keinen Paragraphen ihrer römiſch-germaniſchen Rechtsverfaſſung nach. Was vor Jahrhunderten feſtgeſtellt worden, ſoll heutigen Tages, der vorgeſchrittenen Intelligenz zum Trotz, gelten als ein Nothwendiges, wie die Stimme des jüngſten Gerichts Untrügbares. Jede Ermäßigung iſt ein Akt der *Gnade*, auf Koſten des Rechts. Wenn aber die Gnade die Forderungen des Geſetzes verkürzen darf, ſo muß es erlaubt ſein, die Infallibilität der Juſtiz in Zweifel zu ziehen; denn das Recht iſt unveräußerlich, unwandelbar, unverkürzbar. Man könnte ſagen: die Gnade geht von Einem aus; das Recht iſt eine alte Ueberlieferung, der Akt einer Corporation. Die Gnade iſt das Recht eines Individuums, welches in die Gleichmäßigkeit und Starrheit des Geſetzes Leben und Bewegung bringt, ein Recht, welches in gewiſſen

Fällen das Geſetz aufheben und ihm opponiren darf. Was aber iſt das für eine Gnade, die von der Willkühr, den Anſichten und dem Bildungsgrad eines Einzelnen abhängt? wo ſindet ſie ihre Grenze? wo iſt ihr Ausgangspunkt? — oder was iſt das für ein Geſetz, welches von einem Einzelnen nach Belieben modificirt, deſſen Ausſpruch theils von dem Begnadigungsrecht aufgehoben, theils von dem Schärfungsrecht potenzirt und geſteigert werden darf, je nach Gutbefinden eines Einzelnen? Wir ſtehen hier auf der ſchwankenden, aber blutgetränkten Schwelle der Criminaljuſtiz; ſie iſt locker, aber vielfach unterbaut und geſtützt und wiederum vielfach erſchüttert durch die Gnade ſelbſt. Jedenfalls ſindet hier eine Inconſequenz ſtatt.

Unſere Zeit ſtrebt eine Emancipation der Frauen, der Juden und auf ähnliche Weiſe der todeswürdigen Verbrecher an. Auch dieſe ſollen gewiſſermaßen emancipirt, die Aufhebung der Todesſtrafe geſetzlich werden. Unſere Zeit iſt überhaupt eine, die den alten Boden umrodet und das fruchtbare Erdreich zu oberſt zu bringen ſucht. So lange eine Grauſamkeit im Schutz der Geſetze ſteht, ſcheint das Gegentheil unmöglich, unerſprießlich, ſchädlich; iſt ſie aber außer dem Geſetz geſtellt, ſo wird ihr ehemaliges Vorhandenſein unbegreiflich, ihre abermalige Einführung undenkbar. Die Folterkammern, die Hexenprozeſſe, die militäriſchen Strafen, die auf das grauſamſte Raffinement, auf Latten und Spießruthen, ſich gründeten, ſind zum Theil erſt vor kurzem abgeſchafft. Die Moralität iſt ſeitdem geſtiegen; die Verbrechen ſind ſeitdem, der Qualität nach, depotenzirt worden; wir ahnen in dieſen furchtbaren Qualen und Anſtalten etwas durchaus Zweckloſes, Unnatürliches, etwas unſagbar Dämoniſches. Oeffentliche Strafen der Art, wozu die Todesſtrafe gehört, erinnern das Volk an die Möglichkeit, ähnliche Verbrechen zu begehen; man begeht ſie, indem ihre Möglichkeit im Gedächtniß feſtgehalten wird. Umgekehrt ſollte man ſie aus dem Gedächtniß des Volks herauszuſchaffen ſuchen.

Eine Strafe in dem Sinne, wie ſie in den Kleinkinder- und Warteſchulen angewandt wird, iſt in einem Staate nicht wohl denkbar. Für jeden Staatsbürger muß ein hinlängliches Maaß Vernunft im Voraus angenommen werden, das ihn in allen Fällen nach Gründen handeln läßt. Wer aber nach Gründen und doch dem Gemeinweſen ſchädlich handelt, darf nicht beſtraft, ſondern nur unſchädlich gemacht, eingeſchränkt, von dem Gemeinweſen fern gehalten werden. Laſſen ſich bei einer verbrecheriſchen Handlung keine vernünftigen Gründe entdecken, ſo iſt anzunehmen, die Pſyche ſei augenblicklich verdunkelt, das Gehirn verſchoben, der ganze Menſch verrückt und in einen Zuſtand der Unzurechnungsfähigkeit geworfen worden. Alſo abermals keine Strafe, ſondern, wie bei den Narren, eine den verderblichen Folgen künftiger Thorheiten und Narrheiten vorbauende Abſperrung, verbunden mit heilkräftigen Mitteln, Beſchäftigung und Arbeit, damit die verunglückte Pſyche zurechtgerückt und die angehäufte krankhafte Materie im Gehirn mit der vorhandenen geſunden wieder in's Gleichgewicht gebracht werde. Es kommt nicht darauf an, die verirrte

Vernunft kurzweg zu ſtrafen, ſondern ſie auf den rechten Weg zu bringen und bis dahin abzuſperren und zu beobachten. Die Jurisprudenz muß mit dem Studium der Medicin und Pſychologie anfangen und gewiſſermaßen mit der Theologie endigen.

Aber unſre Criminaljuſtiz will Blut um Blut, Zahn um Zahn, Auge um Auge; ſie übernimmt das Syſtem der Blutrache, gleich als ob durch einen Akt der Sünde die Sünde aufgehoben und die beleidigte Menſchheit geſühnt würde. Der Henker ſoll mit Schwert, Galgen und Rad die Geſammtheit vertheidigen gegen den Einzelnen. Man glaubt, der Sünde den Kopf zu kappen, wenn man einem ſündhaften Individuum den Kopf abſchlägt. Aber die Sünde iſt wie die Hydra eben ſo giftig als vielköpfig; ſie hat eine unverwüſtliche Reproduktionskraft; Blut iſt ihr angenehm, von Blut zehrt und nährt ſie ſich; für einen abgeſchlagenen Kopf treibt ſie zehn andere eben ſo giftige hervor. Das gezähmteſte Raubthier wird, wo es Blut ſieht, hitzig und mordſüchtig. In gewiſſer Hinſicht bleibt das Volk, die Vornehmen mit eingeſchloſſen, immer eine Beſtie. Der römiſche Haufe ergötzte ſich an ſterbenden Gladiatoren und den zuckenden Gliedern zerriſſener Sklaven; der ſpaniſche jubelt, wenn ein wüthender, abgehetzter Stier verendet; der engliſche freut ſich an Hahnkämpfen und blutenden Boxern. Wir Deutſchen ergötzen uns auf ähnliche Weiſe an den freilich ſparſam dargebotenen blutigen Schauſpielen, welche die Criminaljuſtiz uns bereitet. Es thut uns Zahmen wohl, in unſerm friedfertigen Zuſtande einmal Blut fließen zu ſehen; der in unſerm Innern murrende Löwe rührt ſich ſodann und ſchüttelt ſich freudig. Ich erinnere mich, daß nach einer gutgelungenen Hinrichtung in Berlin das Volk laut aufjauchzte und ein Bravo ausbrachte, ich glaube, nicht dem ſeinem Handwerk gewachſenen Scharfrichter, ſondern dem anziehenden blutigen Akt ſelbſt. Wozu ein ſolches unnöthiges Blutvergießen, das für den Guten keine Lehre, für den Böſen keine Warnung ſein kann? Entweder meint der Letztere, er werde kein ſolcher Tölpel ſein und ſich auf der That ertappen laſſen, wie der eben Gerichtete, oder er vergißt im Taumel der Sünde Geſetz, Galgen und Rad; er begeht ſein Verbrechen im Zuſtande des Halbbewußtſeins und der Trunkenheit. Die Erfahrung ſpricht für die Aufhebung der Todesſtrafe, für die Gefängniſſe Nordamerikas, die zugleich Verpflegungs- und Erziehungshäuſern ähnlich ſehen, gegen die Kerker des hartherzigen Englands, die nur allzuoft Vorhöllen des Hochgerichts ſind. Warum tritt unſre Juſtiz, die ſich ſonſt vom öffentlichen Leben zurückzieht, nur auf der Richtſtätte, wo die Glieder eines Unglücklichen beſchimpft, verkürzt oder einzeln zermalmt werden, vor die Augen des Volks? Warum paradirt ſie ſo wohlgefällig mit Strick, Rad und Schwert? Warum läßt ſie ſich, die in Inquiſitionsſtuben Vegetirende, in einzelnen Fällen von dem Henker vertreten, von der mechaniſchen Gewalt, von dem Block und dem Richtſchwert? — Weil ſie ihr ſonſt zweifelhaftes Daſein nachdrücklich manifeſtiren will, befiehlt ſie die Blutthat und macht die Zuſchauer zu Blutzeugen.

Wenn unſre Gewaltigen, unſre gekrönten Podeſta's, ein Todesurtheil unterſchreiben ſollen, ſo zittert ihnen die Feder in der Hand. Sie fürchten Gefahr für den Staat, wenn ſie das Geſetz aufheben, Gefahr für ihr Gewiſſen, wenn ſie es vollſtrecken. Die ſelbſt unſern Fürſten inwohnende, gegen veraltete Formen ſich richtende Oppoſition, dieſe heimliche Bauchrednerin, dieſe in dem tiefſten Winkel, auf der äußerſten Linker des inwendigen Menſchen ſitzende und murrende Stimme des Gewiſſens, erleidet jedoch gewaltſam dämpfende Reactionen. So ſchreitet unſre Zeit fort, wie der Wurm, der immer ſich einziehen muß, um ſich weiter fortzuſchnellen. Aber dieſe Bedenklichkeit der Fürſten zeugt gegen die Zuläſſigkeit der Todesſtrafen und bringt ihnen Ehre, wie dem Geſetze Schmach. Einem Philoſophen, wie Hegel, der die Individuen despotiſch ſeinen philoſophiſchen Principien opfert und in der Hinrichtung eine Rettung des Geiſtigen durch Hingabe des Leiblichen zu finden meint, einem prieſterlichen Inquiſitionsmann, wie Ammon, der vor der Einführung der Blutrache zittert und ſie dem Staat auf's Gewiſſen ſchieben will, würde dieſe Bedenklichkeit abgeſchmackt vorkommen. Ich erkenne darin die Stimme des Gewiſſens, den Anfang einer Geſetzesumwälzung. Die Juſtiz wird ihren blutrothen Mantel ausziehen, der Buchſtaben aufhören zu tödten; der Kerker wird in eine Bildungsanſtalt umgewandelt werden, in ein Aſyl für die Unmündigen, Verwahrloſten, für die Verbrecher, die für eine augenblickliche Verirrung nicht büßen, ſondern geſchult und als anvertrautes Pfand der menſchlichen Geſellſchaft wiedergegeben werden ſollen. Dann wird ſich die Gerechtigkeit auf Rabenſteinen und Schaffotten nicht öffentlich mehr zur Schau und bloßſtellen, vereint mit der zur Unzeit tröſtenden Gottesgelahrtheit im ſchwarzen Talar; ſie wird die Opfer fürder nicht mehr herbeiſchleifen auf der Ochſenhaut oder dem Armen-Sünderkarren, ihnen die Glieder fürder nicht langſam mehr brechen und die ſchöne, ſchon durch die Kerkerluſt herabgewürdigte menſchliche Geſtalt durch eine mechaniſche Verrichtung nicht grauſam mehr entſtellen.

In dem humanen Beſtreben für die Abſchaffung der Todesſtrafe hat Prof. Grohmann zeither als ein unermüdlicher Kämpfer wacker gerungen, gehandelt und geſchrieben. Er hat ſich durch keine Gegenſchrift, durch keinen Angriff der gealterte Formen in Schutz nehmenden Kritik abweiſen und einſchüchtern laſſen. Er ſandte an die ſächſiſche Kammer zwei früher verfaßte Druckſchriften, wovon die eine das Prinzip des Strafrechts behandelt, die andere, der Kammer mannhaft zu Leibe gehend, die Frage zu einer öffentlichen und landſtändiſchen macht. Es gab in der Kammer einige herzhafte Reden dafür, einige bedenkliche dawider. Auf eine klare, lichtvolle Rede des liberalen Eiſenſtuck folgen einige „Denn doch's" des Abgeordneten Thielau; Sachſe macht aus der Eiſenſtuck'ſchen Rede eine neue Petition, die man der dritten Deputation überweiſen müſſe zur Begutachtung und gefälligen Bevorwortung, ganz der vielbeſprochenen deutſchen Umſtändlichkeit gemäß, die ſchon vordem den Gang der Reichstage unnöthig verwickelte, noch jetzt unſere Akten in Folioſchichten ausdehnt, vor

Worten nicht zum Worte kommt und der allein erſprießlichen parlamentariſchen Schnellkraft das weſentlichſte Hinderniß iſt. Ein Mann im Prieſterrock, ein Vertheidiger der chriſtlichen blutſcheuen Liebe, von Ammon, verehrliches Mitglied der Kammer, ſpricht, nachdem er der Kirche Sanftmuth und Langmüthigkeit gerühmt, für die Beibehaltung der Todesſtrafe, die er als eine nothwendige Wiederherſtellung des verletzten Rechts anſieht. Sie abſchaffen heißt ihm ſo viel, als die Blutrache der Morgenländer im Abendlande einführen. Der Verblendet-Bedächtige! Wozu haben wir unſre phlegmatiſche Natur? wozu unſre Gefängniſſe? wozu unſre Geſetze, die den Schuldigen mindeſtens vom öffentlichen Leben abſchließen und der Selbſtrache Pforte und Thore verriegeln? — Das Schickſal der Petition, trotz des Gegenſtrebens der Abgeordneten Eiſenſtuck und Großmann, war, wie zu erwarten ſtand. Man beſchloß, die Grohmann'ſchen Schriften zu aſſerviren bis dahin, wo ein von der Regierung mitzutheilender Geſetzentwurf über Beſtrafung der Verbrechen Veranlaſſung geben würde, dieſe Angelegenheit weiter zu erörtern, und fand ſich bewogen, dem Profeſſor Grohmann für ſeine wohlmeinende Abſichten den Dank der Kammer zu bezeugen. Die darauf bezüglichen Protokolle, eine Heimleuchtung der nach Blut ſchreienden Rede Ammons, eine vortreffliche von Schleiermacher über die Sünde der Todesſtrafe gehaltene Predigt, mehrere auf die Frage eingehende Aufſätze von Abbeg, Mehring, Schläger, Paulus, denen als Zwiſchen- und Schlußbetrachtungen des Verfaſſers eigene Ideen ſich anreihen, bilden den Inhalt dieſes für den Menſchenfreund höchſt intereſſanten Werkes. Wie das Schickſal der angeregten Frage künftig ſich geſtalten wird, iſt vorauszuſehen. Man wird die Todesſtrafe ſo lange und ſo auf die dringendſten Fälle und ſchreiendſten Verbrechen beſchränken, bis man von ihr nur ſprechen wird, wie von einer in der bloßen hiſtoriſchen Erinnerung noch fortlebenden Thatſache. 88.

Feuilleton.

— Das Octoberheft der in Jena erſcheinenden „Minerva“ bringt von einem namenloſen Kämpfer einen Aufſatz über die Bewegungsparteien in der neueſten deutſchen Literatur, eine Benennung, die er ſich von uns angeeignet hat, ohne ihrer Symbole und Schildzeichen rechten Sinn und Inhalt faſſen zu können. Ich habe mir an dieſem für mich mannigfach fatiganten Aufſatz einen Wolf geleſen, und verlange jetzt Schmerzensgelder für ſolche ſtrapazirende Langweile. In der That, ich glaube, daß der improviſirte Profeſſor Wolf in Jena der Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt, in dem die Beſtrebungen und Erfolge mehrerer für unſere Zeit wichtigen Schriftſteller einer ebenſo magiſterhaften, als perſönlich beleidigenden und injuriöſen Kritik unterworfen werden. Und da ich Grund habe, es anzunehmen, ſo will ich mich an dieſen Mann halten, denn was geht ſeine Anonymität mich an, die, ſobald ſie unter dieſem Mantel der Feigheit uns nachtheilig wird, ich befugt bin, durch meine ſtrafenden Demonſtrationen zu ſprengen! Die von ihm zu einer gemeinſamen Stellung gruppirten und darin beurtheilten Schriftſteller ſind: Wienbarg, Gutzkow, Kühne, Laube und der Redakteur dieſer Blätter, welcher letztere als eine eigenthümliche Abart des ſogenannten „jungen Deutſchlands,“ mit dem ſpöttiſchen Drapeau: „das junge Berlin“ behangen und geziert wird, in welcher Repräſentation der neuwerdenden Zuſtände unſerer Vaterſtadt ihn dann ſein geliebter Freund Kühne durch die Zeitung für die elegante Welt ſecundire. Vor einem Jahre ſaß ich in Jena neben Herrn Profeſſor Wolf auf ſeinem Sopha, voll wehmüthiger Achtung für ihn, denn der Anblick, einen ſo guten Kopf zum Opfer einer verächtlichen literariſchen Wucherei und Fabrikinduſtrie werden zu ſehen, ſtimmte mich kläglich und zärtlich zugleich. Das Geſpräch kam auf Heinrich Laube, über den Herr Wolf mit großer Vorneigung ſich äußerte, und was er damals über dieſen Schriftſteller gegen mich urtheilte, leſe ich jetzt, faſt wörtlich wiederholt, in derſelben Weiſe in dieſem Aufſatz der daran unſchuldigen Göttin Minerva. Veranlaſſung genug für mich, Herrn Profeſſor Wolf für den Verfaſſer überhaupt zu nehmen und ihm einen Streifzug anzurechnen, der durch einen gewiſſen Ton pedantiſcher Ehrlichkeit und eine confuſe Vermiſchung von Wahrheit und Lüge die aufgeregten Intereſſen der Tagesliteratur immer mehr verwirrt und verbittert, anſtatt ſie zu löſen! Ich frage nicht viel nach der Kategorie: „junges Deutſchland,“ die uns der Verfaſſer als einen gemeinſamen und prägnanten Ekelnamen aufzuheften gedenkt. Es gilt heutzutage, daß jeder Einzelne ſich für ſeine Perſon tapfer halte und aus derſelben in entſchiedenſter Eigenthümlichkeit ſo viel herausbilde, als der Individualität möglich, und der Sache, für die wir ſtreiten, förderlich iſt. Eine Schule, eine Coterie unter irgend einem Namen zu bilden, läuft den Richtungen der jungen deutſchen Literatur ſchnurſtracks zuwider, da ſie, der größten Freiheit der Perſönlichkeit nachhängend, durch dieſe wirken und walten, und die Zuſtände erneuern will! Man wird ſich zwar freuen, wenn man ſich in der Hitze des Schlachtfeldes unwillkürlich Kopf an Kopf findet, aber von den genannten, unter ſich höchſt verſchiedenartigen fünf Schriftſtellern möchte ſchwerlich Einer für den Andern ſtehen und gänzlich gelten wollen, obwohl Jeder dem Andern, in ſeiner Eigenheit und ſeinem Streben nach der Sache, Gerechtigkeit zu erzeigen ſich bemühen wird. Um ſo auffallender iſt es indeß, daß an dem über uns ergangenen Eulengekrächz des improviſirenden Profeſſors Einer jener Schriftſteller ſelbſt einen gewiſſen Antheil zu haben ſcheint. Der ganze Aufſatz mit ſeinen mancherlei perſönlichen Inſinuationen iſt, wenn mich nicht Alles trügt, aus einer Klätſcherei zwiſchen Wolf und Laube, die viel miteinander verkehren, hervorgegangen oder wenigſtens das Echo derſelben geworden, da ſich mehrere mir privatim bekannte Aeußerungen und Anſichten des Letzteren darin ausſprechen. Man muß das gefällige und naturfriſche Talent Laube's immer anerkennen; er iſt der Dandy der jungen Literatur, der, ohne etwas Beſtimmtes zu wiſſen und zu wollen, ſeine anmuthigen Sprünge macht, und, gewiſſermaßen wie ein Damenrevolutionair, mit ſeinem Liberalismus und ſeiner natürlichen Ethik ein Salonsglück zu machen ſucht, indem er über ſeine trefflichſten zeitgemäßen Geſinnungen noch immer ein ariſtokratiſches Stutzer- und Manſchettenthum zieht. Man ſoll indeß über Laube noch nicht aburtheilen, da er bisher nur als Nachahmer (Heine's) aufgetreten, und ſeine eigenthümliche productive Periode ihm vielleicht noch bevorſteht; aber ſein beſorgter Freund Wolf macht ihn lächerlich, indem er neben ihm einen Schriftſteller, wie Gutzkow, der einen weit ernſtern und tiefern Willen und eine höhere Schaffenskraft beſitzt, in der Vergleichung geringſchätzig herabſetzt. Ein literariſcher Handlanger, wie Hr. Prof. Wolf, ſchämt ſich nicht, ebenfalls den perſönlichen Charakter Gutzkow's zu verdächtigen, und dadurch, unter dem Anſchein eines ganz unbefangenen Standpunctes, eine bekannte und völlig prinzipienloſe Anklage gegen denſelben zu verſtärken. Und meinen alten, vieljährigen Kameraden Kühne, in Leid, Luſt und Tollheit dieſer Zeit mir anvertraut, ſchilt er einen Pedanten, wie denn freilich der geiſtloſen Oberflächlichkeit die höhere Wiſſenſchaftlichkeit immer als eine Pedanterie erſcheint. Was ſoll ich ihm aber antworten, wenn er ſo manche Miſère des Berliner Lebens mir perſönlich in die Schuhe ſchiebt, und indem er meine Beſtrebung anerkennt, unter der dortigen Jugend ein neues und reges Leben zu wecken, mir doch zugleich als „Prototyp“ eines gewiſſen Berlinismus einen Makel bei dem übrigen Deutſchland anzuhängen meint. Allerdings habe ich mich in Berlin raſtlos abgearbeitet und bin in der letzten Zeit auf manche Dachſtube hinaufgekrochen, um iſolirte junge Talente, die unter ihren berliner Verhältniſſen hätten vermodern müſſen, in aufhelfende Verbindungen mit der Literatur und dem übrigen Deutſchland zu bringen. Und nun kommt hier ein abgelegener Stubengelehrter aus Jena, und beſpöttelt und verdächtigt meinen Eifer, deſſen allgemeinen Motiven er keine Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen verſteht. Hr. Wolf hat ein trauriges Schickſal in der Literatur. Zu ſeinen Nothüberſetzungen ſchlechter franzöſiſcher Romane, zu ſeinen bei Kollmann erſcheinenden und mit Leibrock und Hildebrand rivaliſirenden eigenen Geiſtesproducten, zu ſeinen ſchmählichen, aus Nachdruck zuſammengeſtoppelten Pfennig-Encyclopädien, nennt er ſeinen gefeierten Namen, mit dem ſtolzen und trotzig um ſich blickenden Beiſatz: „deutſcher Improviſator!“ und Niemand ſpricht davon, ſondern man bedauert höchſtens im Stillen, daß ein deutſcher Profeſſor, an einer deutſchen Univerſität, die Ehre ſeiner übrigen Standesgenoſſen nicht mehr mitberückſichtigt. Dagegen hat er auf der andern Seite das Unglück, daß da, wo er ſich nicht nennt und wo er ſich gleichwohl mehr Mühe giebt, man gezwungen wird, ihn bei ſeinem Namen ins Geſpräch zu bringen. Warum war Hr. Wolf ſo feige, unter der Recenſion über das Buch Rahel, die in der Jenaiſchen Literaturzeitung erſchienen iſt, ſeinen Namen zu verſchweigen, da es doch notoriſch, daß dieſer zwar geiſtig mittelmäßige und deßhalb unſchädliche, aber doch alles Edle, Hohe und Wahre ſchlecht begeifernde Aufſatz ebenfalls aus der Feder dieſes Profeſſors gefloſſen? So iſt Hr. Wolf dahin gekommen, aus einer dumpfen Verzweiflung an ſich ſelbſt, ſich in eine anonyme Oppoſition zu allen höheren Offenbarungen unſerer Zeit zu ſtellen. Pflicht eines literariſchen Ehrenmannes iſt es, ſolche kritiſche Anonymitäten da, wo er kann, öffentlich zu enthüllen, damit das Publikum weiß, was es davon zu halten hat, und die Verwirrung, aus der wir uns Alle herauszuarbeiten ſtreben, nicht durch ſolche prinziploſe Hechelkrämer und Zwiſchenträger noch vermehrt und verfeſtigt werde! —

* * *

— Eine deutſche Dame ſah Heine'n in Paris, und ſchrieb über ihn Folgendes:

Paris, den 10. Juli 1835.

— „Dann hatten wir auch die Ueberraſchung, Heine noch zu ſehen, eine Freude, auf die wir ſchon verzichtet hatten, indem wir ihn ſchon nach Boulogne-ſur-Mer abgereiſt glaubten. Wir haben uns außerordentlich gefreut, als er unvermuthet bei uns eintrat. Unſer Wiederſehen war äußerſt herzlich, er ſchien ſehr bewegt, ich glaube, ihm ſtanden die Thränen in den Augen, und mir war ſeine ganze Erſcheinung in der tiefſten Seele erfreuend. Er blieb lange bei uns, wir haben viel geſprochen; er ſprach durchaus ernſt, tief, verſtändig, geiſtreich, ſinnig; ich wollte, diejenigen, die ihm immer Frivolität vorwerfen, hätten ihn gehört und geſehen! Es geht ihm übrigens hier über die Maßen gut; er lebt in der geiſtreichſten und gewählteſten Geſellſchaft, in den erſten Kreiſen, in denen, wie vom Publikum, ſein Geiſt und Talent volle Anerkennung findet.“ —

* * *

— Im Büreau des Leipziger Kunſthändlers Hrn. Julius Wunder ſah man vor einiger Zeit die neuen Kreidezeichnungen von Gemälden der Dresdner Galerie ausgeſtellt, die nunmehr nach Paris zur Lithographirung transportirt ſind. Welche Vollendung der Pariſer Steindruck erreicht habe, davon zeugte ſchon die erſte Lieferung der Lithographieen, die bereits in den Händen des Publicums iſt und womit Hr. Wunder ſein großartiges Unternehmen, in 100 lithographiſchen Kunſtwerken eine Auswahl der bedeutendſten Gegenſtände der Dresdner Galerie erſcheinen zu laſſen, auf eine intereſſante Weiſe eröffnete. In den 4 Blättern dieſer erſten Lieferung zeigte beſonders Cignani's Verſuchung des Joſeph, welche Wärme und Weichheit in den Fleiſchtönen, Rembrandts Ganymed dagegen, welche Tiefe und Schärfe in den Schatten und Lineamenten der Steindruck zu geben im Stande iſt. Von dem Pariſer Lithographen Maurin, der die Sixtina lieferte, erhalten wir nun in der zweiten Lieferung die Holbein'ſche Madonna, von Weber die Netſcherſche Clavierſpielerin. Leon Noel, der das Bild von Cignani und den Ganymed ſo meiſterhaft lithographirte, iſt nebſt den bewährteſten Pariſer Künſtlern für die Fortſetzung des großen Unternehmens gewonnen. Unter den kürzlich in Leipzig ausgeſtellten Kreidezeichnungen, die unter Leitung des Galerie-Directors Matthäi in Dresden gefertigt werden, zeichneten ſich beſonders Palma Vecchio's Venus, eine Landſchaft von Ruisdael und Oſtade's Malerwerkſtätte aus. Jede Lieferung zu 4 Bl. auf chineſiſchem ſatinirten Papier koſtet vor der Schrift 8 Thlr., nach der Schrift 6 Thl. Das Format der Blätter geht bis auf 41 Zoll Höhe und 32 Zoll Breite, was um ſo beſtimmter zur Empfehlung des Unternehmens hervorzuheben iſt, da es nicht denkbar ſcheint, eine Sixtina oder ſonſt ein Galeriebild von Umfang in einen kleineren Raum einzuzwängen, wie dies bei einem Unternehmen ähnlicher Art intendirt wird. Jedem Blatte wird ein Text beigefügt, der eine kurze Biographie des Meiſters und eine hiſtoriſche Skizze des Gemäldes enthält. So iſt das Publicum im Stande, ſich die Schätze der Dresdner Galerie nebſt laufendem Commentar ganz in ſeine nächſte und bequemſte Häuslichkeit zu verſetzen. — 27.

* * *

— Ein im deutſchen Muſenalmanach von Chamiſſo und Schwab mitgetheiltes Gedicht: „Novemberfahrt“ von „Heinrich Stieglitz,“ gehört dieſem Dichter nicht, und iſt durch ein Verſehen unter ſeinen Namen geſtellt worden, was ich hier, zur Berichtigung derjenigen Kritiker, die dem Verfaſſer die Stimmung jenes Gedichts zu perſönlich anrechneten, zu bezeugen habe. Das Gedicht iſt ein raſcher Erguß von Moritz Veit, der ſein ſchönes, lyriſches Talent lange ruhen ließ, gewiß aber neue, blüthenluſtige Frühlinge nachholt, denn die deutſche Jugend darf und kann nicht raſten noch ruhen. Stieglitz iſt nach Reiſen und Wanderungen durch Schleſien und die Karpathen wieder nach Berlin zurückgekehrt, und arbeitet wacker und mit rühmlicher Anſtrengung an neuen Productionen und Lebenserfolgen. „Beſchäftigung, die nie ermattet ꝛc.!“ ſiehe bei Schiller! —

* * *

— Der „Vorletzte Weltgang von Semilaſſo,“ aus den Papieren des Verſtorbenen, hat bis jetzt noch wenig Bewegung im Publikum hervorgebracht, wird aber ſeiner Wirkung nicht entgehen. Obwohl die feine, geſellſchaftliche Ironie und Grazie, welche die Briefe des Verſtorbenen zu einem in ſeiner Art einzigen Meiſterbild moderner Weltanſchauung machte, hier nicht in gleicher Elaſtizität fortlebt, ſo iſt doch ſo viel Intereſſantes und liebenswürdig Dargeſtelltes und Geſchautes und ein ſo lockender Schatz von gewürzten Anekdoten darin, daß für Leſer aller Klaſſen geſorgt iſt. Die Identitätsfrage, ob der Verfaſſer der Tutti Frutti und der der Briefe eines Verſtorbenen und die Perſon eines berühmten reiſenden Fürſten eine wirkliche Dreieinigkeit ſei, kommt auf den Blättern unſers Verfaſſers wieder vielfältig vor und wird ſogar in Unterredungen mit Kaiſern und Königen zur Sprache gebracht. In vornehme Geſellſchaft führt uns überhaupt der ſchalkhafte Verſtorbene gern und unaufhörlich, während er es doch zu gleicher Zeit ausſpricht, daß jetzt der Tiers-Etat ſein Zeitalter habe, und hinzufügt: „das unſrige iſt vorbei!“ Dies macht ſich Alles ſo aimable geltend, daß auch der trotzigſte Demokrat nichts dagegen einwenden kann, und doch zugleich die Ariſtokratie im ungeſtörten Behagen und Beſitz ihrer Salons verbleibt. So wird durch dieſen Schriftſteller und ſeine Werke eine Vermittelung der Stände erreicht, die um ſo merkwürdiger iſt, da ſie literariſch operirt. Nach dieſer Richtung hin liefert auch die neue Anthropomorphiſirung des Verſtorbenen als Semilaſſo ſprechende Beiträge. Wir haben noch mehrere nachfolgende Bände zu erwarten, die zum Theil noch nicht gereiſt oder erreiſt ſind, da ſie Amerika, Aſien und vielleicht noch mehrere Länder behandeln ſollen. Für dieſe Blätter haben wir eine ausführliche Kritik des Semilaſſo von achtbarer Hand zu erwarten, weshalb wir uns ſelbſt begnügen, dem Buche hiermit die Honneurs gemacht zu haben. Deſſelben Verfaſſers „Jugendwanderungen; aus meinen Tagebüchern,“ meiſt Skizzen aus ſeinem frühern Reiſeleben, wovon wir in den „Schriften in bunter Reihe“ zuerſt Proben mitgetheilt, ſind ebenfalls ihrem Erſcheinen nahe. —

* * *

— Die Revue du Nord hat einen leicht hingeworfenen Artikel über ſie aufgegriffen und zu einer langen Controverſe gegen uns verſponnen, die aber ſo anſtändig geführt wird, daß es eine wahre Freude macht, darauf zu antworten. Hr. Dr. Spazier — denn wir nehmen am liebſten an, daß wir es mit unſerm Landsmann zu thun haben — kommt auf ſeine von uns negirte Behauptung zurück: daß es in Deutſchland gegenwärtig eine neue literariſche Schule gebe, die an Elementen von Jean Paul und — Wolfgang Menzel (eine kühne Zuſammenſtellung!) ſich gebildet habe, und daß Karl Gutzkow (den wir damals bei einer ihn ſo wenig charakteriſirenden Gelegenheit nicht einmal nannten) ein ſo hervorgegangener Schriftſteller ſei. Wozu ſoll ich mich über Kaiſers Bart ſtreiten, da ich es Hrn. Spazier laſſen muß, und wenn er an die Exiſtenz und Eßbarkeit einer Mondſcheinkaltſchale glaubt. Da der deutſche Mitredakteur jener Revüe meinen Vorwurf abwehrt: daß er in ſeinem Journal nicht immer au fait mit dem Stand unſerer Tagesliteratur ſei (was ich gar nicht ſo böſe gemeint habe), ſo verweiſe ich ihn jetzt auf die letzten literariſchen Tagesereigniſſe, um ſich daran zu orientiren und, nach einer näheren Prüfung der jetzt gährenden Elemente, ſeine eigene Behauptung nichtig zu finden. Ich habe freilich nicht die Ehre, weder „le neveu de Jean Paul“ noch „son commentateur“ zu ſein, um, wie Herr Spazier, Alles, was Jean Paul gegründet und nicht gegründet, wiſſen zu können, was ich, wie derſelbe meint, doch hätte berückſichtigen ſollen! Nur den Beitrag, den der franzöſiſch-deutſche Reviewer zu meiner Biographie liefern will, muß ich von mir abwehren. Es heißt: Mais que nous repondrait notre critique, si nous lui mettions sous les yeux un article de M. Gutzkow, inséré naguère dans la feuille littéraire le Phénix, et ayant pour titre: l'école poetique de la Poméranie! Dans cette piquante revue il est particulièrement question de M. Mundt, qui est né en Poméranie, pays dont la réputation se base plutôt sur l'excellence de ses poitrines d'oies que sur le mérite des productions intellectuelles. Niemand darf eine falſche Genealogie auf ſich ſitzen laſſen, ſchon um nach ſeinem Tode einem Zank der Städte über ſeine Geburt vorzubeugen. Es iſt mir nie eingefallen, in Pommern geboren zu werden, und wenn es geſchehen, wäre es in dieſem Falle ohne meine Einwilligung zu Stande gekommen. Obwohl die excellenten pommerſchen Gänſebrüſte, für die Hr. Spazier ſchwärmt, zu meinen ſtärkſten Antipathieen gehören, ſo billige ich doch nicht, daß ſich dieſer Kritiker gegen Pommern empört. Pommern iſt ein gutes, ja ſogar an einigen Stellen ſchönes Land, und warum will er es entweder mir oder dem guten Pommern anrechnen, daß ich darin geboren wäre, dieſem rührenden, unſchuldigen Pommern, das Hr. Spazier vielleicht gar nicht kennt? Wenn mir übrigens Hr. Spazier jenen Artikel aus dem Phönix anführt, um mir zu beweiſen, wie ſehr er au fait mit der Tagesliteratur ſei, ſo iſt es komiſch, daß in jenem ganzen Artikel, der hier vor mir liegt (Phönix, vom 1. Auguſt Nr. 180. „die pommerſche Dichterſchule“) weder mein Name genannt, noch von meinem Landsmann Gutzkow daran gedacht wird, mich zu den Pommern zu zählen. Folglich hat Hr. Spazier den von ihm citirten Artikel nicht einmal durchgeleſen. Ich achte und ehre übrigens ſeine Beſtrebungen, und freue mich, daß er den Zodiacus als ein signe de progrès des berliner Literaturlebens bei den Franzoſen einführt! —

* * *

— Kürzlich ſtarb der Dr. Ludwig von Voß, während ſeiner Anweſenheit in Breslau, eine in Deutſchland wenig bekannte und genannte Geſtalt, die im Hintergrunde des berliner Lebens, von einem bedeutſamen Dunkel umhüllt, daſtand, und nur wenigen vertrauten Freunden erſchloſſen lag. Während des franzöſiſchen Krieges General-Hospital-Director der verbündeten Heere in Frankfurt am Main, übte er als thätiger Arzt und Menſchenfreund eine rühmliche Wirkſamkeit aus, und zog ſich ſpäter, durch Kränklichkeit veranlaßt, in ein ſinniges, beſchauliges Stillleben zurück, das bald einen myſtiſchen Charakter annahm. Somnambüler, clairvoyanter Richtungen an ſich wurde er doch immer durch eine hohe Geiſteskraft ſo weit Herr, daß er ſich nicht darin verlor, ſie vielmehr in tiefe Anſchauungen erhob. Ein geſteigertes Ahnungsvermögen beſaß er bis zu einem merkwürdigen Grade, ſelbſt für die kleinſten Details des Lebens, und, nach einigen Mittheilungen, vermuthe ich, daß er ſeltſame Anwandlungen von Geiſterſeherei gehabt haben muß, was bei ſeinem tüchtigen praktiſchen Verſtand keiner gewöhnlichen Schwärmerei zugeſchrieben werden konnte. Auch war ihm zuweilen jenes geiſtige Weitſchen eigen, wodurch er ſich zu fernen Perſonen in ihre unmittelbare Nähe verſetzen konnte. Der genauere Charakterzuſammenhang dieſes eben ſo trefflichen als redlichen Mannes iſt mir noch wenig klar; ſeine nächſtgeſtandenen Freunde haben die Pflicht, ein Bild von ihm zu entwerfen. Er ſprach noch ſchöner und reichhaltiger, als er ſchrieb. Von dem Wenigen, was er aufzeichnete, bieten ſeine „Ahnungen und Lichtblicke“ (Berlin 1826.) manches Bemerkenswerthe. Er war eine große, kräftige Figur, mit ſtarken, bedeutenden Geſichtszügen und hatte noch in ſeinem hohen Alter eine imponirende, aufrechte Haltung. —

* * *

— Der Profeſſor Henrich Steffens hat die Herbſtferien der Univerſität diesmal dazu benutzt, mit ſeiner Frau und Tochter eine Reiſe nach Dresden zu machen, die, wie man in Berlin allgemein ſagt, keinen andern Zweck haben ſoll, als das Heilige Abendmahl in Dresden in einer Geſtalt und Weihe zu genießen, wie ſie, nach einer ſchon früher ausgeſprochenen und gedruckten Anſicht von Steffens, in den Königlich Preußiſchen Staaten nicht mehr dem gläubigen Gemüth geboten werde!! Indem dieſes außerordentlich merkwürdige Factum, das in ganz Deutſchland das größte Aufſehen erregen muß, auf der einen Seite die Zerfallenheit des Profeſſor Steffens mit den Berliner Pietiſten beſtätigt, ſtellt es dieſen ſonſt ſo furchtſamen und unter hohe Verhältniſſe geſchmiegten Mann plötzlich in einer Stellung zur Preußiſchen Behörde dar, welche dieſe bei ihrer großſinnigen religiöſen Aufgeklärtheit nicht verdient hat, und die ſie nicht ermangeln wird, lebhaft zu empfinden und zu verneinen. In den einflußreichen Zirkeln in Berlin iſt man ſehr entrüſtet, ſich durch Herrn Steffens, der gegenwärtig ſogar noch das Rektorat bekleidet(!), auf eine ſo verlegen machende Weiſe in den dortigen Zuſtänden und Beziehungen compromittirt zu ſehen! Ich hörte einen hochgeſtellten Preußiſchen Staatsmann, deſſen Worte gewichtig durch ganz Deutſchland zu hallen pflegen, ſich wörtlich folgendermaßen über dieſes Ereigniß äußern:

> „So wäre denn durch eine unſcheinbare Ferienreiſe bei uns die ſtärkſte Oppoſition und Mißbilligung, die ſanglanteſte Ironie ausgedrückt, wie irgend Preßfreiheit und Charivari und Karikatur ſie nur leiſten könnten!“

Correſpondenz.

Montmorency, im October 1835.

Vaterlandsgefühle.

Es iſt ſo dumm und unfreundlich, ſo grauenhaft gehorſamlich und unheimlich, es iſt ſo dürr und winterlich in Paris, daß ich es darin nur acht und vierzig Stunden an Einem Stücke aushalten kann, ohne hinaus zu laufen auf die Berge. Und wenn ich auf den Bergen bin, bei Meudon, Bellevue, St. Germain und Jacob Rouſſeaus Klauſe, dieſem Montmorency, ſo kann ich es wieder nicht aushalten, und mit unwiderſtehlicher Gewalt entführen mich die Erinnerungen meiner Kindheit an des Rheines und der Moſel Ufer, wo ich liebte, wo ich Blumen wand zum Kranze eines Hirtenmädchens, das meine Poeſie erfunden, und das doch lebte und ſeinen jungen Buſen vor mir verbarg, wo ich Geßners Idyllen las und meine erſten Lieder ſang. Ach! wer hätte damals mir geſagt, daß ich auf dem Meere der Bewegung Schiffbruch leiden und als Pilger einſam durch die Welt wandeln müſſe, bloß um ein Wort von Recht und Menſchlichkeit zu predigen, das alle Ohren fürchten?

Nein, ich kann nicht zufrieden ſein in dieſem Tempe der Verbannung. Es iſt zu ſchön, zu prangend, zu königlich, es erinnert mich an Alles, was ich verlor und was noch ſchöner iſt, an die Rebenberge des Rheingaues, an die alten Burgen und die jungen Eichen, an den Rheinwein und die deutſchen Frauen, an die Freundſchaft, an die Liebe. — Wo finde ich dieſe Schätze in Frankreich? an der Seine Ufern?

Wollt ihr eine Dirne für ſchnödes Geld, die euch liebkoſt und dabei „Depechez vous“ ſagt, wollt ihr Demagogen, die regieren und euch dann des Sultans Halsband ſchicken, Gönner und Buſenfreunde, die euch provociren und verrathen, um eine beſſere Suppe zu eſſen, als ihr, was kein Hund dem andern thun würde, kommt hieher! Paris iſt der Bazar, das Arſenal der unedlen Leidenſchaften. Sie ſind wie die Gerippe einer ſtattlichen Katacombe in Reih und Glied parademäßig aufgeſtellt, und haben Stern und Purpur, Sammt und Seide an, recht ſtattliche Gerippe.

Ich habe einmal einen hieſigen Menſchen der bonne société gefragt, wie viel ich ihm gälte, wenn ich gar nichts hätte; darauf antwortete er: So viel die Anatomen an der Morgue für einen Cadaver bezahlen, weniger die Speditions- und Inſcriptionskoſten. Der vornehme Schuft, es war ein Mitglied der neu gebackenen Stiefelwichs- und Börſenariſtokratie, deſſen Vater Talglichter zog und des Sonntags die Orgelbälge trat, hatte ſich eben Tags vorher aus einem Deutſchen zum Franzoſen machen laſſen, recht um mir wieder einmal zu beweiſen, daß man nicht viel taugt, wenn man ſein Volk und ſeinen Glauben aufgibt. Ich haſſe die Geldmenſchen zehnmal ſo ſehr, als die Geburtsadeligen, ja ich glaube, daß ich im Stande wäre, dieſe Schwachheiten zu ertragen, um jenen Schneiderdünkel und Metzgerſtolz entbehren zu können.

Geld! Eine Ohrfeige, Jude, und zieh dafür den Hut von der Glatze! Wie oder weißt du nicht, daß du den Mord der Gerechten auf deine Schultern ludeſt für dreißig Silberlinge?

Wenn ich an der Börſe vorbeigehe, ſo denke ich an die Märchengeſchichte des Blutbrunnens, den die Vorübergehenden nach und nach, indem Jeder einen Stein hinein warf, ausfüllten, und ich kann nicht umhin, den Wunſch zu äußern, es möchte männiglich auf dieſe Weiſe auch zur Niederreißung des Spielhauſes beitragen. Es iſt dies die einzig applicirbare und erfolgreiche Manier, antiſociale Paläſte zu ruiniren und Reformen ohne Lärmen und Weh herbeizuführen. Die Intelligenz und die Preſſe verſtehen ſich darauf.

Seit acht Tagen ärgern ſich die Franzoſen, daß die Partiſane der heiligen Allianz alle Mitglieder ihres Hauſes vom Congreß zu Kaliſch und Teplitz ausſchloß, und die Redactoren des Temps insbeſondere ſind darob ſo ergrimmt worden, daß ſie drucken ließen, es ſei eine grenzenloſe Dummheit der Polizei, Frankreich in Deutſchland excommuniciren zu wollen, da daſſelbe in demſelben ſtets exiſtire uud ihre Maßregeln auslache. Das war einmal eine Bemerkung, die mir gefiel, und die ich nicht vergeſſen will.

„Weſſen iſt das Commando, das eure Armeen dirigirt?“ fragte der Journaliſt, „Frankreichs,“ iſt die Antwort.

„Weſſen ſind die Uniformen und Ballroben, die Moden der Damen und Stutzer, die auf euren Bällen und Soireen, im Conſeil oder Königsrath figuriren?“ „Auch Frankreichs.“

„Weſſen ſind die Comödien und Dramen, die ihr ſeht, weſſen die Akteure, die ſie ſpielen?“ „Abermals Frankreichs.“

„Weſſen iſt die Küche und der Keller, weſſen ſind die Saucen und der Champagner, den ihr genießt auf euren Schmäuſen?“ „Immer Frankreichs.“

„Weſſen ſind die Journale und die Bücher, die eure galanten und vornehmen Herrn von Sans-Souci und Schönbrunn, Petersburg und Moskau leſen, weil ſie ſelber ſagen, nur da, wo die Preſſe frei ſei, könne man ſie ſchmackhaft finden?“ „Frankreichs.“

„Und weſſen ſind die Akten und Protokolle eurer Conferenzen, das Organ eurer Cabinete und Büreaus, mit Einem Worte die Seele eurer Converſation, die Sprache, die ihr führt?“ „Alles und Alles iſt Frankreichs.“

Ein Deutſcher ſein und ſich das ſagen laſſen müſſen, iſt hart. Ich glaube, ich bin ſcharlachroth geworden, als ich es las. Aber Wahrheit iſt Wahrheit, und ihr muß Anerkennung werden. Warum curirt man nicht das Uebel, da das Mittel ſo einfach iſt und ſchon zu Friedrich des Großen Zeit exiſtirte. Wenn fünfzig Millionen Deutſche, die alle gebildet ſind, von dreißig Millionen Franzoſen Geſetze annehmen, ſei es in politiſcher, religiöſer, commerzieller, literariſcher oder blos umgänglicher Hinſicht — courtoisie — ſo trägt das Syſtem die Schuld, das dieſes Land regiert. Denn es hieße von Sinnen ſein, zu unterſtellen, daß nach einer Emancipation und Nationaliſirung die Capacitäten fehlen. Kein Staat des Weltalls iſt phyſiſch, moraliſch und intellectuell ſo reich als das Volk zwiſchen Rhein und Weichſel, das da iſt das Centrum und der Hebel Europas. Doch um das zu fühlen und zu begreifen, iſt nöthig, daß man verbannt iſt und unter andern Völkern Geiſt und Charakter, Tugend und Würde ſucht.

Ich möchte nicht König ſein in Frankreich, aber ein Bürger im emancipirten, unirten Deutſchland. In dieſen paar Worten haben Sie Alles, was ich in fünf Jahren auf dem Continent gelernt habe. Ich bin nichts deſtoweniger viel in die Schule gegangen, und habe viel Leiden und Freuden ausgeſtanden.

Damit ich nicht mißverſtanden werde, bemerke ich gleich hinter dieſer Apoſtrophe, daß ich unter Emancipation und Einheit Deutſchlands nichts weniger als zügelloſe Freiheit und Auflöſung der verſchiedenen Staaten verſtehe. Meine Meinung iſt, daß dieſe Staaten, ſofern ſie eine gewiſſe förderliche Größe haben, wie z. B. noch Sachſen, Baiern, Würtemberg, in mancherlei Beziehung das gemeinſame Vaterland intereſſant machen, daß ſie den Reichthum der Künſte und Wiſſenſchaften, die Concurrenz der Fähigkeiten und die Neutralität der politiſchen und legislativen Kräfte bewirken, welche unendlich wohlthätig ſind.

Emancipation iſt die Gleichſtellung der Unterthanen in religiöſer und legislativer Beziehung. Sie bedingt einen von der Geſellſchaft ausgehenden Codex der Geſetze und die Befugniß, dieſe Geſetze durch die Preſſe zu discutiren. Union dagegen bezeichnet einen Bund von organiſch zuſammengehaltenen und von einer gemeinſchaftlichen Politik regierten Staaten, die ein poſitives, legislatives, executives und juridiſches Centrum, mit deutlichen Worten: eine Bundes- oder Landesregierung, eine Reichsdeputirtenkammer und ein Reichsobergericht haben.

Täuſcht mich mein Gedächtniß nicht, ſo hatte man zur Zeit auf dem Wiener Congreſſe, wo es unter andern Merkwürdigkeiten auch liberale Diplomaten gab, einmal eine ähnliche, aber mezzo-Idee — und es war blos der Biſchof Talleyrand, der den Herren den bisher ſo überaus dummſchlau angewendeten Rath gab, ein wichtiges Geſchäft nicht zu übereilen. Wir leben der Hoffnung, daß die damals proponirten halben Maßregeln in unſrer nächſten Zukunft als ganze auftreten. Eine unſichtbare Gewalt treibt die Reform ihrem Ziele zu, und dieſe Gewalt iſt nichts Geringeres, als das — Intereſſe der Fürſten.

England liefert den Beweis, daß Volk und König und Regierung einig gehen könne, und daß es dort wie überall nur eine bevorzugte, müßige, herrſchſüchtige Kaſte iſt, die ſich dem Recht und der Vernunft blindwüthend und unter dem Vorwand entgegenſtemmt, ſie ſei eine Stütze und Bedingniß des Throns. In Frankreich ſind die Doktrinäre die engliſchen Pairs, in Spanien und Italien die Prälaten, und in Deutſchland gewiſſe Beamte und Offiziercadetten, die Generale und Staatsräthe geworden!

„Audiatur et altera pars!“

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Nebſt einer Beilage von F. W. Otto in Erfurt.

Intelligenz-Blatt № 5

zum

Literariſchen Zodiacus.

Literariſche Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Im Verlage der Buchhandlung F. E. C. Leuckart in Breslau iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schauſpiele von Bernhard Neuſtädt.

Erſter Band enthält:

1) „**Der Bravo.**“ Schauſpiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorſpiel „der Kampf der Gondoliere in Venedig.“ Nach Cooper für die Bühne bearbeitet

2) **Süd und Nord.** Schauſpiel in drei Aufzügen.

Die außerordentlich günſtige Aufnahme, welcher ſich das in unſerm Verlage von demſelben Verfaſſer erſchienene Schauſpiel „Ben David, der Knabenräuber“ (nach Spindlers Erzählung „der Jude“ bearbeitet) erfreute, und der Beifall, welcher obigen Schauſpielen bei ihrer Aufführung in Breslau und bei andern bedeutenden Theatern zu Theil wurde, verbürgen uns um ſo mehr einen gleich günſtigen Erfolg, da dieſe Schauſpiele als wirkliche bühnengerechte Stücke nicht nur der größeren, ſondern auch jeder kleineren Bühne zur Aufführung zu empfehlen ſind.

Bei Rubach in Magdeburg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines
Lehrbuch der Geographie
für
Militärſchulen und Gymnaſien, wie zum Selbſtſtudium.

Nebſt einem Anhange, enthaltend die hiſtoriſch-merkwürdigſten Oerter
aller Zeiten in Europa;

von

L. W. Meineke,
Königl. Preuß. Hauptmann in der 3. Artillerie-Brigade und Director der Brigadeſchule.

Dritte Auflage, nach den neueſten Veränderungen, Beſtimmungen und Entdeckungen umgearbeitet und vermehrt.

68 Bogen in gr. 8. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

In unſerem Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Der zweite Band vom

Repertorium über die in den Jahren 1802 bis mit 1834 erſchienenen Sammlungen juriſtiſcher Aufſätze und rechtlicher Entſcheidungen. Vom Advocat Rob. Sickel. Mit einem Vorwort vom Domherrn und Ritter Dr. K. F. Günther, Ordinarius der Juriſtenfacultät und erſtem Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft an der Univerſität Leipzig u. ſ. w.

I. Band — 1 Thlr. 20 Gr.; II. Band — 1 Thlr. 4 Gr.
Per cpl. I. und II. Band; — 48¼ Bogen. gr. 8. — 3 Thlr.

Mit dem nun erſchienenen II. Bande giebt der Herr Verfaſſer, als eine Frucht mehrjähriger Sammlungen, dem deutſchen juriſtiſchen Publicum ein Werk vollſtändig in die Hände, deſſen außerordentliche Wichtigkeit ſich allen Sachkundigen eben ſo einleuchtend darſtellen wird, wie ſie eine, in Rückſicht auf den kurzen Zeitraum ſeit Erſcheinen des I. Bandes, ungewöhnliche Theilnahme und Anerkennung dem Werke bereits verſchafft hat. Die Schätze der großen Anzahl für Theorie und Praxis wichtiger Aufſätze, womit die juriſtiſche Literatur ſeit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch Zeitſchriften und andere Sammlungen bereichert worden iſt, dem Rechtsgelehrten ohne Zeitaufwand zugänglich und brauchbar zu machen, iſt der Zweck unſeres Repertoriums. Die darin gegebene, nach den Materien alphabetiſch geordnete, Ueberſicht giebt vollſtändige Nachweiſung der betr. Aufſätze aus dem geſammten in Deutſchland geltenden Rechte, mit Einſchluß des Criminalrechts, und mit beſonderer Berückſichtigung der Particularrechte ſämmtlicher deutſchen Bundesſtaaten. Ein genaues Verzeichniß aller der Sammlungen, welche überhaupt in dieſem Repertorium citirt ſind, iſt dem I. Bande vorgedruckt; ſo wie wir durch eine beſonders überſichtliche Druckeinrichtung möglichſte Bequemlichkeit des Nachſchlagens zu erzielen geſucht haben. Im Uebrigen verweiſen wir auf das Urtheil des hochverehrten Mannes, welcher das Werk mit einem Vorworte begleitet hat, und auf die in Nr. 235 der Leipziger Zeitung (Wiſſenſchaftliche Nachrichten) und in der Beilage Nr. 241 der Berliner Voſſiſchen Zeitung geſchehenen, ſehr ehrenden Erwähnungen deſſelben. — Wir verfehlen ſchließlich nicht, das geehrte juriſtiſche Publikum ausdrücklich darauf aufmerkſam zu machen, daß vom Herrn Verfaſſer dieſes Repertoriums die als nothwendig ſich darſtellenden Fortſetzungen und Nachträge zu demſelben — je nach der Menge des ſich fortwährend von Neuem ſammelnden Materials — eher oder ſpäter durch unſern Verlag unfehlbar geliefert werden.

Leipzig, den 24. October 1835.

Gebrüder Reichenbach.

381b

PROGRAMM.

Neues

Preussisches Adels-Lexikon

oder

genealogische und diplomatische Nachrichten

von

den in der preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militairpersonen, Helden, Gelehrten und Künstler;

bearbeitet von

einem Verein von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte

unter dem Vorstande des

Freiherrn L. v. Zedlitz-Neukirch.

Bei allem Reichthum der deutschen Literatur, fehlt es noch gänzlich an einem preussischen Adels-Lexikon. Noch ist kein Werk erschienen, welches sich auf die Genealogie des preussischen Staates bezieht. Die vorhandenen Werke aus diesem Felde sind theils veraltet, theils umfassen sie nur den Adel einzelner Provinzen oder sie beschäftigen sich nur mit dem sogenannten hohen Adel, mit dem es namentlich nur die jährlich erscheinenden genealogischen Taschenbücher zu thun haben. Es fehlt daher überall noch eine übersichtliche Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse des alten und des neuern Adels, und die Auskunft über die Quellen, aus welchen die Hauptdaten der Personalgeschichte der gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häuser hervorgehen. Hierzu gehören namentlich die Erhebungen durch die Könige Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. oder derjenige Adel, den theils persönliches Verdienst, theils andere Umstände seitdem hervorgerufen oder erneuert haben. Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, haben wir eine grosse Masse aus den Quellen geschöpfter Materialien und Notizen, die zu diesem Behufe seit Iahren gesammelt sind, zur Grundlage eines preussischen Adels-Lexikons verwendet. Neben den Forschungen über die Abkunft, das frühere und jetzige Besitzthum, die Wappen, und neben der Angabe aller Schriften, die sich auf die Geschichte dieser Familien beziehen, sind wir besonders darauf bedacht gewesen, auch darzuthun, was einzelne Mitglieder der verschiedenen Familien in der Administration, im Heere, oder für Künste und Wissenschaften geleistet haben, oder mit andern Worten: wir haben es versucht, neben dem, was sie gewesen, auch darzustellen, was sie gethan. Daher dehnt sich das preussische Adels-Lexikon nicht blos auf den Geburts-, Diploms- oder Schriftadel, sondern auch auf den sogenannten stillschweigend anerkannten Adel aus, ohne Unterschied zu machen, ob er unmittelbar zu den ansässigen Familien in der Monarchie gehört, oder nicht, wenn er nur Mitglieder aufzuweisen hat, die auf irgend eine Weise sich ausgezeichnet und ihre moralischen Kräfte zum Wohle des Ganzen so verwendet haben, dass die stillschweigende Anerkennung der Geburt und des Zufalls durch Thatsachen oder eigenes Verdienst zu lauten und sprechenden Vorzügen im geselligen Verbande des Staatskörpers wurden. Wo dieses der Fall ist, wird auch immer mehr von der betreffenden Person selbst, als von der Abkunft ihrer Familie die Rede sein. Es wird daher, ohne die Vergangenheit zu vernachlässigen, namentlich der Zustand der Gegenwart hervorgehoben werden, weil sich nicht blos die Ansichten, sondern auch der Gang der Verhältnisse selbst in dieser Hinsicht mit den auf sie einwirkenden Mitteln geändert haben. Mit grossen Besitzthümern, mit Hülfsmitteln und Anlehnungspunkten, Vorrechten, Ordensauszeichnungen, geistlichen und weltlichen Stiftern u. s. w., die der Adel zum Theil verloren hat, ist die Nothwendigkeit immer deutlicher hervorgetreten, durch eine sorgfältige Erziehung das Verlorene auszugleichen. Auf einer andern Seite hat der Verlust an Gütern und Vorzügen in Einzelnen vorzüglich, die moralischen Kräfte geweckt, die sonst unbenutzt, vielleicht ganz unbemerkt im Schlummer geblieben wären, oder doch nur blos ausschliesslich der dem Adel vorbehaltenen Bahn gewidmet worden wären. Obgleich schon der Titel des Werkes mehr die nachweisende als beschreibende Tendenz bekundet, so werden wir dennoch überall auch nähere Auseinandersetzungen geben, wo sie aus guter und sicherer Quelle herbeizuschaffen sind, ohne ängstlich die Artikel nach gleichmässiger Form und Ausdehnung zu berechnen. Schon liegen uns viele hundert längere und kürzere von den Häuptern der Familien oder von genau mit den Verhältnissen derselben bekannten Personen zur Benutzung vor. Wir haben sie theils durch Correspondenz, theils durch mündliche Anfragen oder Aufforderungen erhalten, und wir fügen dieser kurzen Inhaltsbeschreibung unsers Werkes auch an den *gesammten Adel* im preussischen Staate und an alle diejenigen Personen, welche sich für die Genealogie interessiren, die sehr ergebene Bitte hinzu: mit diesen Mittheilungen, die entweder an den Vorstand des Vereins oder an die Verlagshandlung einzusenden sind, fortzufahren, um sie als Ergänzungen, Berichtigungen und Commentare, theils für den Text selbst, theils für den letzten Band des Werkes zu benutzen, der mit diesen nachträglichen Notizen und Supplementen diese mühsame Arbeit beschliessen wird. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens haben wir bei der Bearbeitung des Werkes am besten kennen gelernt, — weit entfernt von dem Glauben der Unfehlbarkeit, haben uns diese Hindernisse nur angespornt, und statt jeder weitern Anpreisung genüge es, die Tendenz des Werkes, welches das Interesse so vieler tausend Familien in Anspruch nimmt, mit ungeschmückten Worten in diesem Programm kurz darzustellen.

Der Vorstand zur Herausgabe desselben.
(*Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch in Berlin.*)

Das vorstehende Werk erscheint vollständig im Jahre 1836 und wird 4 Bände von ca. 30 Bogen Gross-Octav umfassen.

Der **Pränum.-Preis** für das ganze Werk ist . $5\frac{1}{3}$ Rthlr.
Für die Pracht-Ausg. auf extra feinem Vel.-Pap. $7\frac{2}{3}$ „
Der **Subscr.-Preis** für einen Band ist . . $1\frac{2}{3}$ „ }
Für die Pracht-Ausg. auf extra feinem Velin-Pap. $2\frac{1}{3}$ „ } die

erst bei Ablieferung jedes Bandes gezahlt werden; doch macht sich der Subscribent zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich. Subscriptions-Listen liegen zu diesem Behufe in allen Buchhandlungen bereit.

Bei der äussern Ausstattung dieses Werkes wird nichts gespart werden, und diese dem Inhalte desselben vollkommen entsprechend sein. Was die Pracht-Ausgabe anlangt, so können wir davon nur so viel

Exempl. drucken, als vor Beginn des Druckes bestellt werden; daher wir recht sehr um baldige Anmeldung bitten müssen. Wir hoffen auch in Bezug auf die andere Ausgabe, dem Adel und Allen, die sich dieses Werk anzuschaffen gedenken, die ergebene Bitte nicht unberücksichtigt zu thun, sich recht bald bei einer Buchhandlung zur Subscription zu melden, da diess uns zum Besten des Werkes und um die Auflage bestimmen zu können, höchst wünschenswerth ist. Auch sollen die Namen der verehrl. Subscribenten dem Werke beigedruckt werden.

Um diesem Werke gleich zu Anfang eine möglichst starke Verbreitung zu sichern, haben wir absichtlich den niedrigen Subscriptions-Preis gestellt, der uns nur durch einen grössern Absatz auf unsere Kosten bringen kann; denn der Ladenpreis wird wohl keines Falls unter 10 bis 12 Rthlr. gestellt werden können.

Leipzig, den 30. October 1835. **Gebr. Reichenbach.**

Der 1ste Band beginnt nach einer Aufzählung der vorhandenen genealogischen und heraldischen Werke, zuerst nach den Schriftstellern, sodann nach den Provinzen, Städten und einzelnen Familien geordnet. Diesen reichen Angaben folgt die kurze Geschichte des Adels im Allgemeinen und des preussischen Adels in der Vergangenheit und in der Gegenwart, die seit der Könige von Preussen vorgenommenen Standeserhöhungen bis in unsere Zeit, sodann folgen die Buchstaben A und B etc., mit den Nachrichten über folgende Familien:

A.

Aachen (auch Achen) — Abachsen — Abbenburg — Abschatz — Abrahamswitz — Abtshagen — Achard — Adametz — Adebar — Adelsbach — Adelsdorf — Aderkasz — Adelung — Adlersdorf — Adlerskron — Adrom — Aegydi — Aeminga — Affe — Agricola — Ahlefeld — Ahlebeck — Ahlimb — Ahnen — Ahrenstorf — Aichheuser — Alard — Albe — Albedyl — Albersdorf — Albert — Alberti — Alemann — Ales — Algarotti — Almesloe — Altena — Althann — Altenbockum — Altenstein — Althof — Altmann — Altrock — Alvensleben — Alzenau — Amaudritz — Amelunxen — Ammendorf — Ammensleben — Ammon — Ampach — Amstel — Amstetter — Anckerheim — Anclam — Anders v. Knorr — Angern — Angerstein — Anhalt — Anselm — Anton — Apen — Apenburg — Aqueductu — Archenholz — Arciechowsky — Arco — Ardey — Aremberg — Arend — Arenschild — Arensdorf — Arenswald — Arle — Arnauld — Arndt — Arndten — Arneburg — Arnim — Arnold — Arras — Arnsberg — Arnstedt — Arzt — Asbeck — Ascheberg — Aschen — Aschenbach — Aschenburg — Ascheraden — Aschersleben — Asseburg — Assel — Assig — Aszheim — Attems — Aubier — Audorf — Auer — Auerswald — Aujardière — Aulack — Aulick — Aulock — Aurifaber — Auritz — Aussem — Austen — Avemann — Avianus — Aweyde — Axleben — Axt — Ayx — Aze.

B.

Baar — Bachmann — Bachof von Echt — Backstein — Backhof — Baczko — Baer — Bähn — Bärfelde — Bäringer — Bärnstein — Bähr — Bafor — Bagewitz — Baiancki — Baillodz — Baier — Balby — Balck — Baldhoff — Bally — Ballenstedt — Ballestrem — Balthasar — Bamberg — Bancket — Bankowsky — Bank — Bandemer — Baranowsky — Barbenia — Barbier — Barbo — Barby — Bardeleben — Barecer — Barfuss — Barnekow — Barner — Barnewitz — Barsdorf — Barsewitz — Barth — Barstorf — Bartholdi — Bartschen — Baruth — Basswitz — Bastian — Bastineller — Baudisz — Baumannswaldo — Bauer — Bauern — Baumann — Bauld (le) — Baumberger — Baumgarten — Baurmeister — Baussen — Bawyr — Bäxen — Bayar — Bayzen — Beaufort — Beauvrye — Bechtolsheim — Beckendorf — Becker — Beckerath — Bedau — Beer — Beerenberg — Beers —

Beesz — Beffart — Begelin — Begerow — Behr v. Negendank — Beissel — Belderbusch — Belling — Below — Bemelberg — Bendeleben — Benckendorf von Hintenburg — Benecke — Bentivegny — Benckendorf — Bennigsen — Bentheim — Bequinolle — Berbisdorf — Bercken — Berezko — Berg — Berge — Bergen — Berger — Bergmann — Beringer — Berkhahn — Berlepsch — Berlin — Berndorf — Berneaux — Bernewitz — Bernheim — Bernstorf — Bernuth — Berchstedt — Bersforth — Beschefer — Beseler — Bessel — Besser — Bethusi — Betsch — Bettendorf — Beuchel — Beulwitz — Beust — Beverförde — Beville — Beyer — Beyme — Bielke — Bieberstein — Biberitsch — Bibra — Bielau — Biedermann — Biegeleben — Biegon — Biela — Bielde — Bielefeld — Bielinsky — Bielsky — Bieren — Biesenrodt — Billerbeck — Bilfinger — Billick — Bindemann — Birkholz — Birken — Birkhahn — Biron — Bischofswerder — Bismark — Bissing — Bisinsky — Bistram — Blacha — Blank — Blanckenburg — Blankenfelde — Blankenhagen — Blankensee — Blachspiel — Block — Blomberg — Blücher — Blum — Blumenkron — Blumenstein — Blumenthal — Boblitz — Boch — Bochholz — Bochum — Bock — Bockelberg — Bockelmann — Bockwitz — Bodeck — Bodetschwing — Boden — Bodenburg — Bodenhausen — Bodungen — Böcken — Böcker — Bönick — Böhm — Böhmer — Böhn — Böhnigk — Bölzig — Bömel — Böselager — Böttcher — Boguslawski — Bohlen — Bohm — Bohn — Boja — Bojanowski — Bois — Boitzenburg — Bolanden — Bolberitz — Bolcke — Bolstett — Bolschwitz — Boltenstern — Bomsdorf — Boner — Bongart — Bonin — Boos — Bora — Borch — Borck — Borcke — Borell — Boremski — Borewitz — Bornack — Borne — Bornefeld — Bornstädt — Borschnitz — Borschky — Borstell — Borwitz — Bose — Bossart — Bosse — Bosset — Both — Botmer — Boulet — Boulich — Boye — Boyon — Braatz — Brabansky — Brabeck — Brabender — Brakel — Brambach — Branconi — Brand — Brandenburg — Brandenstein — Brandis — Brassie — Brauchitsch — Braun — Brauneck — Braunschweig — Brause — Bredertow — Bredow — Brehmer — Brencken — Bressler — Brieger — Briesen — Briest — Brinken — Britzke — Brix — Brixen — Brochhausen — Brochtrup — Brockdorf — Brocken — Brockendorf — Brockhausen — Brodnicki — Brodowski — Brösicke — Bronsart — Broscovius — Brosy — Brückner — Brühl — Brunetti — Brunow — Brusso — Buch — Bucher — Buchholz — Buchs — Buchwitz — Buddenbrock — Bülow — Bugenhagen — Bülzingslöwen — Bünau — Bünting — Büren — Bütow — Büttner — Bützow — Buntsch — Burg — Burghaus — Burghof — Burgsdorf — Burk — Burkersrode — Burmeister — Burscheck — Burscheid — Burski — Burstini — Busche — Buscus — Busewoy — Busi — Busse — Buttler — Buxdorf — Byla. —

C.

Caden — Cämmerer — Cäsar — Cäsare — Cadenberg — Calaminus — Calbo — Calchheim — Calden — Calenberg — Callenberg — Camas — Camp — Campanini — Camtzen — Canitz — Canstein Capeller — Caprivi — Carcani — Cardinal — Carisien — Carlowitz — Carlsburg — Carmer — Carnal — Carnap — Carnitz — Carolath — Carowe — Carrach — Carschensky — Casimir — Castillon — Cattaneo — Catte — Cave(la) — Centner — Cetner — Chambrier — Chamier — Chapuis — Chappuzeau — Charpentier — Chasot — Chatel — Chaumontel — Chauvet — Chelkowsky — Chelmicki — Chila — Chmelenz — Chobran — Chocimiersky — Chorinsky — Chossignon — Churswand — Cieselsky — Clausewitz — Clausnitz — Clee — Clema — Clermont — Cleve — Clot(de) — Clüver — Cocceji — Codeve — Coeler — Coels — Coffranc — Cölleda — Cölln — Cohausen — Colbe — Colditz — Colignon — Colner — Colomb — Colong — Colonna — Collany — Collas — Collmar — Colonna — Conrad — Conradi etc.

Literariſcher Zodiacus.

December, 1835.

Reiſefahrten und Wanderlaunen.

Von Th. Mundt.

I.

Ein frommer Tag in Neuwied.

Das Dampfſchiff: Stadt Coblenz, welches mich von Bonn den Rhein herauftrug, war faſt nur mit zurückkehrenden Naturforſchern, die von ihren eben beendigten Verſammlungen ſprachen, und mit reiſenden Engländern, die nichts ſprachen, beladen. Nur jener blonden Engländerin, mit dem unbeſchreiblich feinen und blaſſen Geſicht und den ſeltſamen, ſchönen, keuſchen Augen, hatte ich, in meinem trümmerhaften und zum Theil aus veralteten Shakſpeare-Ausdrücken zuſammengerafften Engliſch, die Romanze vom Ritter Toggenburg erzählt, als wir bei Rolandseck und Nonnenwerth vorüberfuhren. Hätte Schiller dieſe wunderbare Gegend, die Heimath der Sage, vor Augen gehabt bei ſeinem Gedichte, er würde ihr noch ein tieferes melancholiſches Colorit der Umgebung geliehen haben. Die Romanze iſt aber recht eine für blonde Engländerinnen, mit kalter Schweſterliebe. Meine hörte ſo ſinnig und eifrig zu, daß ſie nicht bemerkte, wie ihr die **à l'anglaise** länglicht an Schläfe und Wangen anliegenden Locken der Wind auflöſte. Nachdem ich meine leiſeſte Fingerſpitze andeutend an ihr Haar zu legen gewagt hatte, hoffte ich, zum Dank wenigſtens aus ihrem Munde zu hören: „Ritter, treue Schweſterliebe widmet Euch mein Herz!" Aber auch nicht einmal dies, und ſo ſagte ich ihr ein Lord Byron'ſches: **Fare thee well and if for ever!** und verließ das Dampfſchiff, welches eben vor Neuwied Station machte, wo ich eine mir bekannte Familie zu beſuchen hatte.

Dieſe ſchöne, ſtille, freundliche und obwohl kleine, doch keineswegs kleinſtädtiſch gebaute Stadt liegt dicht am rechten

Rheinufer, und prangt wie ein aus einem Heiligenknochen geſchnitztes Kreuz in dem Halsgeſchmeide dieſes Fluſſes. Der Rhein gleicht einem mittelmäßig hübſchen Mädchen aus alter, glorreicher Familie, deſſen Namen, Mitgift und Brautſchmuck herrlicher ſind als ſeine eigene Schönheit, ihm aber dennoch den allgemeinen Ruhm der Schönheit erwerben. So iſt der Rhein als Strom nicht bemerkenswerther und ſchöner, als einige andere Flüſſe in Deutſchland, aber die Mitgift, die ihm Natur und Geſchichte gegeben, ſeine Ufer, ſind es, die ihn zu dieſem einzigen Individuum unter den Gewäſſern erheben. Die deutſchen Metaphyſiker mögen es unterſuchen (was wohl der Speculation werth wäre!): ob das Waſſer, oder ſeine Ufer, einen Fluß zum Fluſſe machen? Soviel iſt gewiß, daß ein Fluß erſt durch ſeine Ufer zur Perſon wird, und ſo fährt man auf des Vater Rheins Rücken an ſeiner links und rechts ſich ausmalenden Lebensgeſchichte vorüber, die, mit tauſend Erinnerungszeichen hoher Bergſpitzen gen Himmel ragend, oder in die tiefſinnige Sage einer romantiſchen Schlucht ſich einſpinnend, bald mit dem grünen Rebenzweig ſich fröhlich bekleidet, bald im altergrauen Stein der Schlöſſer, Ruinen, Felſen, an denen hochoben ſo viele Mährchen und Geſchichten hängen, ſeine Haus- und Familien-Traditionen verewigt. Und in Neuwied hat die ſanfte Andacht, mit welcher der Rhein oft vor Dir daliegt, wenn er ſeine Welle in wunderbaren Morgen- und Abendrothſchimmer taucht, ſich Hütten gebaut, und eine kleine Colonie Herrnhuths zur Anſiedelung bewogen.

Unter den viertauſend Einwohnern der Stadt gehören jedoch nur ſechshundert zu den herrnhuthiſchen Brüdern, die in einem beſondern Quarré wohnen, welches ſich ſchon von fern durch die äußerſt reinlichen, weißen, ſtillen Häuſer, die man bei allen frommen Sekten dieſer Art findet, verräth. Dieſe rheiniſche Herrnhuthercolonie iſt vornehmlich berühmt durch ihre Erziehungsanſtalten für Mädchen und für Knaben, die zu beſuchen ich, nach einer kurzen Wiedererkennungsſcene mit meinen hieſigen Bekannten, mein erſtes Geſchäft ſein ließ. Dieſe Inſtitute haben einen ſo weitverbreiteten Ruf in der Pädagogik erlangt, daß ſeitdem auch andere nichtherrnhuthiſche Erziehungshäuſer hier emporgeſtiegen, um die Gunſt der neuwieder Atmoſphäre für dieſe Zwecke zu nutzen. Die Stadt ſelbſt hat dadurch eine ganz eigenthümliche Frequenz gewonnen, indem die Eltern der Kinder, welche aus den verſchiedenartigſten Gegenden und Nationen hiehergeſandt ſind, vom Auslande namentlich aus England, Nordamerika, Holland und Frankreich, zum Beſuch derſelben herbeizukommen pflegen und dann gewöhnlich längere Zeit verweilen, da den Zöglingen ſelbſt das Verreiſen während der Unterrichtsjahre nicht geſtattet wird.

An der Seite eines alten, ehrwürdigen, ausgedienten Herrnhuthers, der ſchon vor vierzig Jahren Inſpector dieſer Anſtalt geweſen, durchwanderte ich, unter ſolcher legitimen Bedeckung, zuerſt das Mädchen-Erziehungshaus, Schulklaſſe für Schulklaſſe. Den allgemeinen Aufbruch, den unſer Erſcheinen in jeder Klaſſe verurſachte, ſtillten wir immer ſogleich durch die ernſte Miene pädagogiſcher Wißbegierde, mit der ich auch meinem jugendlichen Ausſehn einige Wichtigkeit zu verſchaffen ſuchte. Nach einem leichten Geſpräch mit den oft anmuthigen Lehrerinnen über Art und Weiſe des jedesmaligen Gegenſtandes und der eingeführten Lehrbücher, ließen wir ſie in der Ausübung ihres Berufs fortfahren, und hatten Urſache, überall die Liebe, Geſchicklichkeit und Heiterkeit, mit welcher der Unterricht betrieben wird, zu bewundern. Ich freute mich, unter dieſen lieblichen, kleinen Mädchen, die aufmerkſam und ſinnig zu beiden Seiten die Lehrende umfaßen, lauter muntere, frohe, friſche Geſichter anzutreffen, und nicht die geringſte Spur von einem Einfluß pietiſtiſcher Dumpfheit und Dummheit, der dieſen Anſtalten überhaupt nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Lachen, Scherz und kindlicher Uebermuth werden ſogar während des Unterrichts laut, und von der freundlichen Lehrerin, zur Erweckung eines vertraulichen und willigen Verhältniſſes, getheilt und erwiedert. Nie ſah ich ſo viele intereſſante Geſichtsſchnitte von den verſchiedenſten Nationalitäten in einem kleinen Raum vereinigt, als auf dieſen ſchwarzen Schulbänken. Die Mädchen wohnen nach ihrem Alter bei einander, ſind aber nach ihren bereits erworbenen Fähigkeiten und Kenntniſſen, mit denen ſie oft auf ſehr unterſchiedenen Stufen in der Anſtalt anlangen, in die einzelnen Lehrklaſſen vertheilt. So ſieht man nicht ſelten neben ganz kleinen, muthwilligen Mädchen, die noch mit den erſten Anfangsgründen des Lernens ſpielen, ſchon herangewachſene Jungfrauen ſitzen, denen bereits die Blüthe des jungen Buſens ſich hochgehoben hat und die vielleicht ſchon der Bräutigam hieherſandte, um ſie kurz vor der Ehe noch ein wenig zu cultiviren, nachdem ſie, der Himmel weiß durch welche beſondere Verhältniſſe, der Glieder reizende Elemente eher gezeitigt als die erſten Elemente des Wiſſens. Dieſe Mädchen wurden blutroth, wenn wir in die Klaſſe traten, und die ſchonende Lehrerin vermied es, ſie in unſerer Gegenwart durch Fragen auf die Probe zu ſtellen. Mir aber that der ganze Anblick dieſer holden pädagogiſchen Muſterwirthſchaft in meinem innerſten Gemüth wohl, und manche Scenen meiner Kindheit und manche Gedanken meiner erſten Liebe brachten mir ihr ſtilles, verklungenes Glück wieder nahe. Nur das gelang mir trotz meiner lyriſchen Stimmung nicht, den bekannten herrnhuthiſchen Hauben, welche ſämmtliche Lehrerinnen, unter den Schülerinnen aber nur zwei bis drei, trugen, eine Schönheitslinie abzugewinnen. Es iſt nicht einzuſehn, warum ſich die Frommen gerade dieſen Haubenſchnitt zum Abzeichen erkoren haben, da der liebe Gott, dem man auch einigen Geſchmack zutrauen muß, unmöglich ſein Wohlgefallen daran haben kann. Dieſe Hauben, die ſo platt und flach gedrückt ſind, wie manche verwaſchene Kirchengebete, rauben auch dem lieblichſten Geſicht etwas von ſeinem guten, natürlichen Ausdruck, und Gott, der gern ſchöne Geſichter ſieht, wird es euch nicht danken, ihr frommen Mädchen, daß ihr ihm eure Reize verunſtaltet zeigt! Sinniger finde ich noch die Farbenſymbolik, welche ſich an die Bänder dieſer Herrnhutherhauben knüpft, um die Verhältniſſe der verſchiedenen Lebensalter zu bezeichnen. Die ganz jungen, noch ungereiften Mädchen tragen purpurrothe Bänder, deren ſcharfe, ungeduldig ſchreiende Farbe das Platzenwollen der Mädchenknoſpe verräth; der aufblühenden Jungfrauen Bänder tauchen ſich in das allernothwendigſte Element, in die Farbe der Liebe, und erröthen in Roſa vor der ſüßen Bedeutung dieſer Lebensſtufe; die verheiratheten Frauen ſchmücken ihre Haube mit dem Blau der Treue; die Witwen tragen das vieldeutige Weiß, entweder als Farbe des verblichenen Glücks, oder als Farbe der Freude, oder als Farbe, aus der, wie bekannt, jede andere noch wieder gemacht werden kann. —

Nachmittags war ich bei einer trefflichen herrnhuthiſchen Familie zum Kaffee geladen. Die Geſellſchaft beſtand aus dem Alten, einer ehrwürdigen Geſtalt, auf deſſen hohen Jahren der ſichtliche Frieden Gottes ruhte; ſeiner Gattin, einer rüſtigen Matrone mit feurigen, kohlſchwarzen Augen, die ſeltſam unter der Herrnhutherhaube hervorſtachen; ferner einer jungen, ſchönen Frau mit weißen, füllereichen Gliedern, die aus Norddeutſchland zum Beſuch ihrer Verwandten hier anweſend war, und, obwohl durch Geburt und Erziehung eine Herrnhutherin, ſich doch weltlich gekleidet trug, und, von einer pietiſtiſchen Haube unbeengt, die üppigen Locken frei um das Haupt flattern ließ; und endlich einer wirklichen herrnhuthiſchen Muhme aus Herrnhuth ſelbſt, deren Frömmigkeit dieſen Sommer in Neuwied Gaſtrollen gab, und die mir Zeichen ihres Wohlwollens bewies, indem ſie mir alle Augenblicke den Kaffeekuchen präſentirte. Ich aber ſollte in große Anfechtungen gerathen. Die Muhme wollte von ihren frommen Brüdern in Berlin, namentlich von dem der dortigen Brüdergemeinde vorſtehenden Prediger Dobler etwas erzählt haben, und ich ſtellte mich ſo unſchuldig, als wüßte ich gar nichts davon! Die Muhme ſchlug die Hände vor Verwunderung über den Kopf zuſammen, daß ich in keiner Verbindung mit den berliner Pietiſten ſtand. Die Muhme wußte ſich das gar nicht zu erklären. Ich fing ihr an, immer verdächtiger zu werden. Endlich gab ich mir ſelbſt den Reſt, als das Geſpräch auf den Hofprediger Strauß kam, der in dieſen Tagen in Neuwied erwartet wurde, und ich mehrere factiſche Beiſpiele aus meiner Bekanntſchaft erzählte, daß junge Mädchen und Frauen in Berlin von ſeinen „Glockentönen“ die Auszehrung bekommen, während von den Walzer-Glockentönen ſeines Namensvetters Strauß in Wien, welche für die geſunde Circulation aller menſchlichen Säfte bei weitem mehr zu recommandiren, noch keine lebensluſtige Wienerin oder Berlinerin einen Schaden genommen, vielmehr durch dieſe bluttreibenden Dreivierteltakte ein blühendes Ausſehn der Menſchheit zur Freude Gottes gefördert werde! Von dieſem Augenblick präſentirte mir die Muhme keinen Kaffeekuchen mehr. Und die junge hübſche Frau mit dem weißen Lilienfleiſch fragte mich, eine Thräne in den ſchönen Augen, theilnehmend: ob ich auch ein Chriſt ſei? Wer hätte ihr etwas abſchlagen können! —

Ich ſchlenderte darauf noch ein wenig in dem Park des Fürſten von Neuwied umher, wo mir, auf den dunkelſchattigen Spaziergängen, manche der ſchelmiſchen Mädchengeſichter wiederbegegneten, die ich heut, in der Anmuth und Würde ihres Schulfleißes kennen gelernt hatte. Ich nahm Abſchied von dieſen guten, jungen, unſchulds- und ſeelenvollen Geſichtern, vor denen ich eben ſo viel Andacht und Rührung empfinde, wie in einer Kirche, und eilte an den Strand des Rheins zurück. Der über den fernen Uferbergen emporwirbende Rauch verkündete ſchon das Herannahen des Dampfſchiffes, deſſen ich harrte, um noch heut weiter nach Coblenz zu gelangen. Bald legte auch der Schnellſegler: Friedrich Wilhelm, an der Fähre vor Neuwied an, um die ihn erwartenden Paſſagiere aufzunehmen. Der Abend kam plötzlich heran, es dunkelte, und ein ſtürmiſcher Regenſchauer vertrieb den größten Theil der Reiſegeſellſchaft vom Verdeck. Nur einige in ſchwarze Mäntel gehüllte Geſtalten wandelten noch auf und nieder, und ich ließ ebenfalls unter dem freien, kühlen Nachthimmel manche unruhige Gedanken in mir austönen. — —

Die Götterdämmerung in Frankreich.

Von

F. W. Carové.

Als Lucrez ſein proſaiſches Gedicht „von der Natur der Dinge“ und Cicero ſeine unphiloſophiſche Abhandlung „von der Natur der Götter“ in die Welt ſchickte, da war die Götterdämmerung ſchon lange in Rom und längſt in Griechenland angebrochen. Die Orakel verſtummten, die Opferfeuer erloſchen, die Sterngötter ſtürzten auf die bebende Erde, und den alten Himmel umwob immer dichter die uralte, grauenvolle Nacht. Wohl zwei Jahrtauſende hatten die alten Götter geherrſcht. Da brach in der tiefen Götterdämmerung die alte Welt in Stücke; ein neuer Himmel, ganz Licht und Glanz, ſtrahlte durch die zerriſſenen Wolken, — aus den abgründlichen Spalten der Erde ſchlugen die Flammen einer ewigen Hölle empor; — die beiden Mächte der Höhe und Tiefe begannen einen furchtbaren Kampf um die zagende, zitternde Menſchheit. Und der Kampf währte das ganze, lange Mittelalter hindurch, bis zuletzt der Menſch, des unverſöhnlichen Zwieſpaltes müde, in der Natur und im eigenen Weſen die Eintracht und Befriedigung ſuchte, die das doppelſchlechtige Jenſeits ihm verſagte. Götter- und Dämonen-Weſen wurden allmählig aus der Gegenwart verdrängt, und als Holbach für ſein „Syſtem der Natur,“ Volney für ſeine „Ruinen“ und Dupuis für ſeinen „Urſprung aller Religionen“ immer zahlreichere Leſer fanden, — da war eine zweite Götterdämmerung angebrochen, zunächſt für Frankreich, — von hier aus auch allmählig ſich ausbreitend nach anderen Regionen.

Wie aber bei der erſten Dämmerung mit der alten Religion auch alle andere Bande ſich löſten, und immer tiefere Nacht, immer wilderes Chaos hereinbrach, als bereits das Wort der Wiedergeburt und der allgemeinen Umgeſtaltung in die allgemeine Verwirrung und Auflöſung hineingeſprochen worden: ſo möchte — bei ähnlich erſchreckenden Symptomen — auch jetzt einer gleich tröſtlichen Hoffnung Raum zu geben ſein. Hinzudeuten auf die Zeichen, die zu dieſer berechtigen, bleibe zunächſt noch einer anderen Gelegenheit vorbehalten; um aber anſchaulich zu machen, daß in Frankreich jenes zweite große Weltalter zu Ende gelaufen, wird genügen, auf einige wenige Thatſachen aufmerkſam zu machen, die, in den letzten Tagen aufeinanderfolgend, nur aus jener Vorausſetzung erklärbar ſind.

Daß ein ſo chaotiſches Buch, wie die „Worte eines Gläubigen*), von dem geiſtreichſten, eifrigſten und vielgeprieſenen Vertheidiger der alten Kirche geſchrieben, und in wenigen Monaten mehr als zehn Auflagen erfordern konnte, dürfte für ſich allein ſchon dem Nachdenkenden als hinreichend zur Charakteriſtik der Zeit und des Volkes gelten, in denen eine ſolche Erſcheinung aufgetaucht. Ungeachtet nun die höchſte Behörde der alten Kirche die Verdammung jener Schrift durch alle unteren Behörden bekannt machen laſſen, hat die Nachfrage nach derſelben noch nicht aufgehört, und noch in dieſen Tagen iſt eine neue, zum mindeſten die zwanzigſte Auflage angekündigt worden.

In ſeinem januskörpfigen „avenir“ hatte jener wunderliche Gläubige den greiſen, rachſüchtigen Despoten der mittelalterlichen Kirche zu einem allverſöhnlichen, freilaſſenden Weltherrn zu verjüngen verſucht. Bekannt iſt, wie der römiſche Stellvertreter des verſcheidenden Gottes in feierlichem Rundſchreiben gegen jeden ſolchen dialektiſchen Verſuch, ſeine Individualität in ihr abſolutes Gegentheil überzuführen, proteſtirt hat. Wie nun dieſer Gott immer von Neuem und noch zuletzt auf das Entſchiedenſte — die Humanität im vollen, wahren Sinn dieſes Wortes geläugnet, ſo hat die Empörung gegen dieſe Abläugnung des Gewiſſeſten ſich auch wieder mit furchtbarer Energie in die Abläugnung aller Divinität geworfen.

---

*) Eine Analyſe dieſes geiſtigen Thohu-wabohu findet ſich in der Schrift des Referenten: „Zur Beurtheilung des Buches der polniſchen Pilgrime, der Worte des Gläubigen ꝛc.“ Zürich, 1835. S. 54 ff.

Es kann zwar nur als Hyperbole angeſehen werden, wenn der **Observateur politique** in dieſen Tagen behauptet, „das Weltall ſei gegenwärtig mit Atheiſten überſchwemmt.“ Aktenmäßig aber iſt Folgendes erhärtet:

Am 19. Sept. d. J. ſtand vor dem Aſſiſenhof des Seine-Departements Philipp Dubois, als Verfaſſer des **Catéchisme véritable des croyans**, beſchuldigt: „durch Bekanntmachung dieſer Schrift die öffentliche und religiöſe Moral verletzt und die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion lächerlich gemacht zu haben.“

Dieſer Katechismus fange nämlich ſo an:

Frage: „Was iſt Gott?“

Antwort: „Gott iſt ein chimäriſches, unmögliches Weſen, welches nur im Munde der Gläubigen exiſtirt.“

Fr.: „Was iſt ein Gläubiger?“

Antw.: „Ein Gläubiger iſt ein Menſch, der auf den geſunden Menſchenverſtand und auf die Vernunft verzichtet, um an alle Poſſen (**balivernes**) zu glauben, welche fanatiſche Betrüger ſich den Spaß machen vorzutragen.“

Der Verfaſſer wurde zu ſechs Monaten Gefängniß und 1000 Franken Strafe verurtheilt, und über ſeine Schrift die Beſchlagnahme verhängt.*)

Gleichzeitig wurden, auf den Grund gerichtlicher Urtheile aus der Reſtaurationszeit, bei mehrern Buchhändlern einige der geleſeneren atheiſtiſchen Schriften des vorigen Jahrhunderts confiszirt, namentlich der **Bon sens du curé Meslier**, Diderots **Religieuse** und **Jacques le Fataliste**, das **Abrégé de l'origine de tous les cultes**, von **Dupuis***), u. a. m.

---

*) S. Temps vom 21. Sept. d. J.

Dies veranlaßte aber den **National** u. a. zu folgenden Bemerkungen: „die Mehrheit der Franzoſen übt keinerlei Gottesdienſt" (ne pratique aucun culte)... „Oder glaubt etwa dieſe Mehrheit an die wirkliche Gegenwart „Jeſu Chriſti in der Euchariſtie? Nein, fürwahr, nein. Dieſe „Mehrheit iſt alſo nicht katholiſch!... Hat man uns aber nicht „ausdrücklich verſprochen, daß der Staat künftig nicht mehr als „Anwalt auftreten werde für die Dogmen des Katholizismus? „Man verletzt alſo eines der feierlichſten Juli-Gelöbniſſe, indem „man ſich verwegt, gewiſſe Schriften dem Umlauf zu entziehen... „Das Königthum iſt wieder ſehr chriſtlich (très chrétienne) „geworden!... Was läßt doch die doktrinaire Tartüferie ſich „einfallen?"...**)

Die **Gazette de France*****) glaubte nun zwar gegen dieſe Behauptung proteſtiren zu müſſen; ihre Einwendungen beſchränkten ſich aber im Weſentlichen darauf, daß doch alle Franzoſen ihre Kinder taufen, daß die meiſten ſich kirchlich trauen und ihre Verſtorbenen kirchlich beſtatten ließen. Sie fügt jedoch die Bemerkung hinzu: „Allerdings (sans doute) finden, „mit Ausnahme jener drei kirchlichen Gebräuche, — hinſichtlich „aller übrigen — unzählige Abweichungen ſtatt. Allerdings „wird eine ſehr große Anzahl (von Franzoſen) von den Fluktuationen des menſchlichen Geiſtes zwiſchen dem Guten und Böſen „mit fortgeriſſen, auf- und abſteigend jene unermeßliche Stufenleiter, welche vom Himmel zum Abgrund hinabreicht"... „Indeſſen wird doch von den Landbewohnern (populations „agricoles) jene Fundamental-Wahrheit von der Gegenwart „Chriſti im Abendmahl nicht in Frage geſtellt," und auch die Stadtbewohner der ſüdlichen und weſtlichen Provinzen bewahrten noch den alten Glauben.

---

*) National v. 24. und Gazette de France v. 27. Sept.
**) National v. 26. Sept.
***) V. 28. Sept.

Wir laſſen die Richtigkeit dieſer letzteren Behauptungen dahingeſtellt ſein, und bemerken nur noch in Beziehung auf das confiszirende Einſchreiten des doktrinairen Miniſteriums, daß — kaum acht Tage nach den erſten Verſuchen deſſelben — der **National***) bereits, ohne Widerſpruch zu erfahren, berichtet: „Nach mancher Erörterung, nach mancher Proteſtation des Hrn. „**Thiers** gegen die Beſchlagnahme des **Jacques le Fataliste**, des **Faublas** und der **Pucelle**, nach mancher „Homelie des Hrn. **Guizot**, des Religioſen des Miniſteriums, „iſt man übereingekommen, fortan keine Beſchlagnahme älterer „Schriften wegen Beleidigung der Religion, der Mehrheit der „Franzoſen und der moraliſchen Grundſätze der Herren Miniſter „mehr bewerkſtelligen zu laſſen.“

So ſchwebt alſo zwiſchen den Reliquien des alten Glaubens, die ſich bei den Landbewohnern erhalten haben mögen, und den einzelnen Menſchenverknöcherungen, die man Atheiſten nennt, jene vielgeſtaltige Maſſe von Menſchen ohne feſtes Princip, ohne beſtimmtes Syſtem, welcher der alte Glaube, die alte Kirche nicht mehr genügen, ohne daß noch ein zureichender Erſatz für das Ueberlebte ſich darböte. Der alte **Spiritus rector** verliert, wie ſein dreifach gekrönter Statthalter, ein Gebiet nach dem andern, nicht weil Er ein Anderer, oder ſchwächer geworden, ſondern weil die Geiſter und Mächte, die ihm **gedient**, in dem Dienſte erſtarkt, nun eines mächtigeren, größeren Herrſchers bedürfen. Nun aber das frühere Band der Obedienz aufgelöſt, iſt gleichſam ein Interregnum eingetreten, während deſſen die bisherigen Vaſallen, ſelbſtherrlich geworden, nur mehr ihre beſonderen Zwecke verfolgen. In anderer Beziehung iſt es der erwachſene Sohn, der, der allzuſtrengen elterlichen Zucht ſich entwindend, umherſchweift, und — wohl auch fehlgeht, — bis ſeine Sehnſucht und ſein Streben durch Gründung einer Familie und Theilnahme am Staatsleben eine neue, höhere Faſſung gewonnen. Noch aber gleicht der franzöſiſche Jüngling nur zu ſehr erſt dem verlornen Sohne, der ſeines Elendes inne zu werden anfängt. Doch iſt auch dieſes Gleichniß unzureichend, und nur die Uebergangszeit von dem Heiden= zum Chriſtenthume bietet Erſcheinungen dar, denen die neuern Vorgänge in Frankreich einigermaßen vergleichbar ſind.

---

*) V. 5. Okt.

Wir ſehen nämlich im dritten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung zugleich auf der einen Seite das Abendroth der alten, auf der anderen das Morgenroth der neuen chriſtlichen Welt; auf der einen die neuplatoniſchen Theologen des Heidenthums, auf der anderen die platoniſirenden Kirchenväter der neuen Theologie. Wie dieſe mittelſt der alten Philoſophie der neuen Religion Eingang zu verſchaffen ſuchten, ſo bemühten jene ſich, die alten Naturgötter zu vergeiſtigen, die alte Volksreligion zu humaniſiren, die alte Autarkie mit dem chriſtlichen Asketismus zu verquicken. Hier geht ein heidniſcher Philoſoph zum Chriſtenthum über, dort kehrt ein Chriſt zurück zu der noch äußerlich beſtehenden alten Staatsreligion. Dieſelben Beſtrebungen und Fluktuationen wiederholen ſich jetzt in der chriſtlichen Welt und ganz beſonders in Frankreich, wo die Staatsgewalt den Geiſt, den ſie ſo lange unterdrückt, nun nicht länger mehr zu bändigen vermag. Hier ſahen wir einen Chateaubriand, einen Frayſſinous, de la Luzerne, de Maiſtre und de Bonald ſich abmühen, den abgelebten Katholizismus durch Verſetzung mit neueren Ideen zu reſtauriren; während die doktrinaire Schule, die Simoniſten und ſo viele Andere dem auftauchenden Humanismus durch Einfügung oder Wiederaufnahme chriſtlicher Ideen Anerkennung zu verſchaffen ſuchten. Hier auch ſehen wir einen Victor Hugo, de la Martine, Chateaubriand, ſelbſt einen de la Mennais immer entſchiedener von der alten Kirche ſich abwenden, während es auch nicht an Neuerern fehlt, die die verlorene Gemüthsruhe durch Rückkehr in die alte kirchliche Befriedung wiederzugewinnen hoffen.

Zu den merkwürdigſten Erſcheinungen dieſer letzten Art gehört unſtreitig die Vereinigung der verſchiedenartigſten Leute, die in dieſen Tagen mit Ankündigung der Bildung einer **Université Catholique** hervorgetreten. Schmerzlich ergriffen von der allgemeinen Diſſolution haben Trümmer der römiſch-katholiſchen Hierarchie, der gallikaniſchen Kirche, der Schule des de la Mennais und der Simoniſtiſchen Aſſoziation*) ſich zuſammengefunden, um, wie ſie in ihrem Programm erklären, den Mangel einer — von der Staatsgewalt unabhängigen ſtrengkirchlich-katholiſchen Univerſität vorläufig durch eine — **Revue religieuse, philosophique, scientifique et littéraire** zu erſetzen. Ihre Anſicht der Weltverhältniſſe und ihre Abſicht bei Gründung dieſer Monatsſchrift ſpricht ſich in jenem Programm näher dahin aus: „Beobachtet man, heißt es daſelbſt, die gegenwärtige Stimmung der Gemüther, ſo nimmt man zwei Bewegungen wahr; die eine nähert ſie dem Katholizismus, die andere entfernt ſie von demſelben... Unſtreitig hat ſeit den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts ein großer Fortſchritt ſtattgefunden. Der Materialismus und Atheismus des 18. Jahrhunderts ſind überwunden worden.“ (?) „Die engherzige Polemik des Deismus jener Epoche gegen die Offenbarung iſt wie eine Mode vorübergegangen. Der ſociale Einfluß der Kirche, ihre organiſirende Macht ſind bereits ziemlich billig gewürdigte, große hiſtoriſche Thatſachen. Glänzende Arbeiten haben die Poeſie und die übrigen Künſte belehrt, daß die höchſte Quelle ihrer Begeiſterungen ſich im Chriſtenthume findet. Auf tauſend verſchiedenen Wegen iſt die Gleichgültigkeit ſo erſchüttert worden, daß beinahe alle jetzige Zeitſchriften ſich mehr oder minder mit der Religion beſchäftigen. Alle Fragen von irgend einem Belang gehen allmählig darauf hinaus, ſich in religiöſe Fragen umzuwandeln... Indeſſen iſt die Wirkſamkeit dieſer Fortſchritte bei Mehreren durch eine neue Evolution des Unglaubens getrübt, welcher ſich mit jenem Fortſchritt ſelbſt zu combiniren ſucht. Indem man zugeſteht, daß die katholiſche Autorität die mächtigſte und heilſamſte Inſtitution iſt, welche der Erziehung des Menſchengeſchlechtes vorſtehen könne, (?) fügt man hinzu, daß, nachdem ſie gegenwärtig durch die mannbar gewordene Vernunft überflügelt worden, ſie ſich zurückzuziehen und dieſer die Sorge zu überlaſſen habe, die Wiſſenſchaft, die Moral, die Societät und die Künſte zu organiſiren. Der Katholizismus ſei nur ein großes Präzeptorat der Menſchheit geweſen. Dies iſt die neue Geſtalt, in welcher die antichriſtiſchen Meinungen hervortreten und ſich entwickeln." — In Beziehung auf dieſe doppelte Thatſache will nun die ſog. katholiſche Univerſität einerſeits durch Reinigung der verſchiedenen Gebiete des menſchlichen Geiſtes die Rückkehr zum Katholizismus fördern, anderſeits nachweiſen, „daß der kathol. Glaube die Philoſophie oder die allgemeine Wiſſenſchaft erzeugt, welche die Einheit aller beſonderen Wiſſenſchaften bildet, daß die kath. Hierarchie den Stützpunkt abgiebt für ſociale Ordnung und ihre Fortſchritte, daß die kath. Liebe (charité), verbunden mit den Reſultaten der Wiſſenſchaft, allein auf vollſtändige und dauernde Weiſe die wichtigſten Probleme der Staatsökonomie auflöſen kann, daß alle Kunſt chriſtlich ſein muß, und daß alles Chriſtliche aus dem Katholizismus hervor- oder in ihn zurückkehrt." „Dies," ſo behauptet das Programm, „ſei die große religiöſe Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts."

---

*) Zu den beiden erſten Rubriken glauben wir rechnen zu dürfen: die Abbé des Genoude, Foiſſet, Juſte, de Salinis, de Scorbiac Douhaire, die Herren Riambourg, Berryer, Pardeſſus, de Rainneville, Alban de Villeneuve-Bargemont, Recamier u. m. a. Zur Schule des Avenir gehörten: Montalembert, Abbé Gerbet, de Coux, de Cazalès; zum Simoniſtiſchen Verein: Margerin, Rouſſeau, de Lourdoueix.

Wir dürfen es für überflüſſig halten, uns in eine Kritik dieſer prunkenden Phraſen einzulaſſen; um aber unſere Leſer in Stand zu ſetzen, in voller Sachkenntniß ein Urtheil zu fällen, wird es hinreichen, ihnen aus jenem Programm und dem beigegebenen **Discours préliminaire** des Abbé Gerbet noch Folgendes mitzutheilen.

Im erſteren erklären die Mitglieder des Vereins: „ſie hätten ſich zum Voraus vereinigt gefunden in derſelben Liebe zur Religion und zur Wiſſenſchaft, in derſelben Unterwürſigkeit (**Soumission**) unter alle Entſcheidungen des heil. Stuhles, und ganz beſonders unter die neueſten,*) endlich in derſelben Abſicht: mit allen ihren Mitteln der katholiſchen Sache zu dienen."

Zu dieſem Endzwecke wollen ſie nun vom 15. Nov. d. J. an in der angekündigten **Revue** Vorleſungen mittheilen über die heil. Schrift, die chriſtlichen Wahrheiten, die Religion, Staatsökonomie und ihre Geſchichte, Literaturgeſchichte, chriſtliche Kunſt, Geologie, franzöſiſche Geſchichte und literariſche und ſociale Geſchichte der kathol. Jahrhunderte. Daneben ſollen alle bedeutende, neuerſcheinende Schriften beurtheilt und merkwürdige Ereigniſſe beſprochen werden.

Der beigefügte **Discours préliminaire** verbreitet ſich über alle Zweige des Wiſſens — mit Ausnahme — aller kirchlich-theologiſchen Wiſſenſchaften!

Da aus dieſem Vorwort wohl mit einigem Recht die Auſpizien für die nachfolgenden Vorleſungen zu ſtellen ſein dürften, ſo mögen einige Mittheilungen aus demſelben hier nachfolgen.

„Das Univerſum," ſo lehrt uns Herr Abbé Gerbet, „iſt die bleibende Harmonie einer großen Analyſe und einer großen Syntheſe," (was an das noch größere Wort des h. Maximus erinnert: ϑεος ἐστι ϑεσις καὶ ἀφαιρεσις παντων) „ein erhabenes Spiel dieſer beiden Bewegungen, bei welchem die ſondernde Kraft im Dienſt der vereinenden ſteht; lebendige Methoden, — göttliche Logik, von welcher unſere künſtliche nur ein bloßes Abbild iſt." (p. 13.) „Die Organiſation des Univerſums reſultirt aus der Vereinigung des Stoffes der Weſen mit den wirkſamen und belebenden Prinzipien, die deren Formen beſtimmen und erhalten." (p. 15.)

„Das Menſchengeſchlecht, welches in die Mitte des Univerſums, wie in einen Tempel ſich geſetzt fand, erforſchte zuerſt dieſes göttliche Bauwerk (**architecture**) und alle Wunder der

---

*) Dies ſind bekanntlich das gegen alle, von der Gegenwart in Anſpruch genommene Freiheiten proteſtirende Enzyklikum von 1832 und die Verdammung der **Paroles d'un croyant**.

Außenwelt, bevor es die Wunder des Gedankens, dieſer Ideenwelt, die es in ſeiner Seele trägt, zum Gegenſtand ſeiner Forſchungen machte.“ (p. 24.) „Beſonders als mit Vernunft und Freiheit begabtes Weſen iſt der Menſch ſelbſt Vorwurf einer umfänglichen Wiſſenſchaft. Durch dieſe Vermögen gehört er einer höheren Welt an. Ein Lebenszug (attraction vitale) treibt ihn hin zum Wahren und Guten; er hegt einen erhabenen Hunger und Durſt nach dieſen Dingen; ſie ſind die natürliche Speiſe ſeines Geiſtes.“ (p. 25.) „Die Idee iſt das unbeſchränkte Licht — die Vernunft das Auge, welches dieſes Licht empfängt.“ (p. 26.) „Die Bewegung der Vernunft, welche man mit dem Namen Wiſſenſchaft bezeichnet, iſt eine Entwicklung, mittelſt welcher der menſchliche Geiſt in der ganzen Schöpfung Bilder Gottes, und über die Schöpfung hinaus Gott ſelber ſucht.“ (p. 36.) „Sie ſucht die mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen aufzufaſſen, welche ſtattfinden zwiſchen den endlichen Dingen und dem Unendlichen, gedacht als Macht, Vernunft und Einigungsprinzip (Liebe)“... „Wenn nun alle Geſtirne zu Einem Plan gehören, der die Offenbarung der göttlichen Macht iſt, die die Gedanken der Weisheit ausführt und bewegt wird von der Güte, — dann werden auch alle Ideen, die den Raum unſerer Intelligenz ausfüllen und gleichſam deren Sterne ſind, — ſie werden auch alle in Einen Plan ſich einfugen und ordnen, der ebenwohl die Ehre Gottes dem Auge der Vernunft, indem ſie ſelbſt ihr eigenes Weſen anſchaut, offenbart.*) Die Wiſſenſchaft beſteht, bewegt ſich und lebt im göttlichen Gedanken; Gott iſt allüberall gegenwärtig — in der menſchlichen Vernunft, wie in der Natur.“ (p. 40.) „Aber auch die Thatſachen, aus denen die Geſchichte beſteht, bleiben ohne Bedeutung, wenn die Belehrungen, die daraus hervorgehen, ſich nicht in letzter Analyſe in eine große Offenbarung der Geſetze zuſammenfaſſen laſſen, die die Geſchicke der

---

*) — „qui révèle aussi la gloire de Dieu à l'oeil de la raison, contemplant elle-même sa propre essence“...

Völker bewalten und deren Befolgung das ſociale Leben erhält, wie ihre Verletzung den Untergang herbeiführt... Aber die Völker ſind nur Individuen eines allgemeinen Volkes, — der Menſchheit. Widerſprechend wäre nun, wenn jeder Theil, nicht aber das Ganze, Geſetzen untergeben wäre, wenn in den Theilen Ordnung, im Ganzen aber Anarchie herrſchte... Die Geſchichte kann alſo nur begriffen werden als ein fortgehendes Sprechen, als eine unerſchöpfliche und wunderbare Rede, welche mehr oder minder klar die Geſetze oder den Willen der Vorſehung erklärt, eben wie die Natur nur zu begreifen iſt als eine weſenhafte Schrift (écriture substantielle), welche die Gedanken des göttlichen Geiſtes ausgeſtaltet (figure)." (p. 40, 41.) „Jeder Körper iſt aber nothwendiger Weiſe einem Geſetze unterworfen, welches ihn beherrſcht und beſtimmt, damit er zur allgemeinen Ordnung der natürlichen Welt mitwirke, während zugleich in ihm irgend eine Kraft iſt, die ihm ſeine individuelle Geſtalt zu bewahren ſtrebt. Ebenſo muß jeder Menſch ſich einem Liebesgeſetz unterwerfen, welches ihn dem Gemeinwohl zuordnet, während doch auch ein Streben nach Selbſtbefriedigung in ihm iſt... Da nämlich jedes endliche Weſen zwei Seiten, zwei Eigenſchaften hat, indem es an Gott hängt, und zugleich unterſchieden und geſondert von ihm iſt, — ſo läßt ſich begreifen, wie in jeder Ordnung von Exiſtenzen, aus denen das Weltall beſteht, allgemeine Thatſachen zu finden ſind, die eine Folge oder ein Bild dieſes allgemeinen Geſetzes ſind." (p. 45.)

„Die Philoſophie iſt es nun, die unabläſſig von Gott zur Welt herab, von der Welt ſtets wieder zu Gott emporſteigt... Um ihres Amtes zu warten, kleidet ſie ſich in doppelte Form; ſie iſt entweder rational oder myſtiſch. Die erſtere beruht auf der Generation der Ideen, — die andere auf der Ausſtrömung des Gefühls... belebt die letztere die Erzeugniſſe des Denkens, ſo bietet dagegen die Vernunft ihr den Gedanken (conception) dar, der ſie legitimirt. Dieſer Gedanke beſteht darin, daß das natürliche und geiſtige Univerſum nicht nur eine Offenbarung der göttlichen Vernunft iſt, ſondern auch eine Ausſtrömung der göttlichen Liebe in ſich begreift... Darum bildet erſt die Vereinigung der rationalen mit der myſtiſchen Philoſophie die vollſtändige, die *lebendige* Wiſſenſchaft. Weder das Denken, noch das Gefühl allein ſoll philoſophiren, ſondern der ganze Menſch." (p. 45. 47.) Wie nun die Philoſophie alle Wiſſenſchaften, ſo ſtrebt die Erziehungskunſt alle übrigen Künſte zur Einheit hinzuführen. „Alle Pflichten der *Familien*- und der *Staats*mitglieder ſind nämlich eine Ableitung aus den religiöſen Pflichten des Menſchen gegen Gott; nur aber eine *geiſtige* Geſellſchaft (Soc. spirituelle) vermag eine allgemeinere Erziehung, als die familiare und ſtaatsbürgerliche, zu vollbringen, — *die Erziehung des Menſchengeſchlechts*... Man muß daher wünſchen, daß, außer den Vertretern der beſonderen Intereſſen jeder Nation, es noch eine einige und allgemeine Geſellſchaft gebe, welche die *gemeinſame Mutter der Menſchheit* ſei... Die *allgemeine* Erziehungskunſt beſteht demnächſt in der Verwaltung *aller* Künſte, *aller* Wiſſenſchaften, *aller* bekannten Wahrheiten, und in der Anwendung derſelben auf die Entwickelung *aller* menſchlichen Vermögen (facultés), aber auf ihre *harmoniſche Entwicklung*, die einzige, welche wahrhaft und dauernd iſt." (p. 47. 48.)

Nach dieſen Mittheilungen glauben wir keinen Widerſpruch mehr zu erfahren, wenn wir unſere anfängliche Behauptung wiederholen, daß in Frankreich die Götterdämmerung angebrochen, und wenn wir hinzufügen, daß auch das neue Tagesgeſtirn ſchon im Aufſteigen begriffen ſein muß, um die zurückweichenden Wolken der mittelalterlichen Nacht mit reinem Gold und friſchen Roſen zu ſäumen! —

405

Gedichte

von

Rudolf und Hermann Marggraf

1.

Lied der Lebendigen.

In dem Grabe zu ſchlafen,
Welche Pein!
Die des Todes Pfeile trafen,
Müſſen hinein!

Lebten in ewiger Blüte
Wir auf der Erde!
Nimmer ja wandelt, ob Sturm auch wüthe,
Ihre Gebärde.

Fröhlichen Schrittes durch heitere Auen
Wandern wir;
Nirgends iſt hellere Sonne zu ſchauen,
Brüder, als hier!

Töne, die himmelgebornen, durchwehen
Irdiſches Rund;
Farben umgaukeln die ſonnigen Höhen,
Tauſendfach bunt!

Uns durchwallet ein ſtetes Bewegen,
Schwellend die Bruſt;
Drunten verſtummet das thätige Regen,
Hemmend die Luſt.

Schauen und Denken, Wollen und Handeln,
Leben iſt dies;
Vorwärts im Lichte der Gegenwart wandeln,
Wonnig und ſüß.

Weh euch, zerfallende Menſchengebeine,
Kühl und bleich!
Ueber euch lagert der Leichenſteine
Düſt'res Reich!

Rudolf Marggraf.

2.

Vom Herzen.

Liebes Herzchen! zartes junges Weib!
Längſt harrt dein der Sänger! komm', vermähle
Meinem Leibe deinen ſchönen Leib,
Und dein Seelchen meiner großen Seele!

Ach! mein Herz, mein armes krankes Herz
Iſt, o Liebchen! eine große Wunde,
Die der böſe große Liebesſchmerz
Schlug zu einer böſen großen Stunde.

Kriecht nur zurück in euer dunkles Haus,
Ihr armen Würmer! böſe Liebesſchmerzen!
Noch iſt mein Herz nicht todt — laßt ab vom Schmaus
Und nagt noch nicht an einem kranken Herzen!

Kannſt du mein junges
Trotziges Heldenherz,
Lieben und ſchmachten,
Schmachtend vergehen,
Und im Vergehen
Höher noch glühn?
Schmählich, ſchmählich
Biſt du gefallen!
Stärker als Leben
Iſt deine Liebe,
Schwächer als Liebe
Selber der Tod,
Selber im Tode
Mag ſie nicht fliehen.

Herrſcherin Liebe!
Morgenroths Abendroth!
Enge gezogen
Haſt du die Grenzen,
Die zwiſchen Leben
Und Sterben ziehn;
Leben und Sterben
Ziehſt du zuſammen,
Hölle und Himmel,
Nichtſein und Sein.

In ewigen Nächten
Lieg' ich gekettet
An rauhem Geſtein.

Tief in des Lebens
Leben hinein
Gräbt ſich die Liebe,
Zehrt mir am Herzen;
Wächſt mir das Herz:
Schwillt mir zum Herzen
Wieder der Schmerz,
Nagt mich von Neuem
Der Geier der Liebe,
Der immer wache,
Der nimmerſatte,
Dem ewige Nahrung
Mein Herzblut giebt.

Wenn ich vergeſſe,
Daß ich geweſen,
Nimmer vergeſſ' ich,
Daß ich geliebt.

Hermann Marggraff.

3.

Bergreiſe.

Durch die Berge, ſtark und rüſtig,
Lenk' ich meinen ſichern Schritt,
Ob die Welt auch, kalt und liſtig,
Mir den engen Pfad vertritt.
Wenn mein Herz im Kampfesdrange
Und in heißer Sehnſucht bricht,
Ruf' ich heiter im Geſange:
Brich, o Herz! doch zage nicht!

Wilde Stürme werden rege
In dem alten Tannenhain,
Auf die engen Weg' und Stege
Fällt des Wetters falber Schein.
Sorglos wandernd, ob die Blitze
Tödten mögen oder nicht,
Drück' ich feſt die Reiſemütze
Mir in's blaſſe Angeſicht.

Hermann Marggraff.

4.

Blumenhohn.

Ich ging zu guten Menſchen,
Sprach über jenes und dies,
Doch über alle Geſpräche
Ein moderndes Wehen blies.

Ich las geprieſene Schriften
Der alten und neuen Zeit;
So viel ich mochte leſen,
Ich wurde nicht geſcheidt.

Da griff ich in die Saiten,
Schlug luſt'ge Töne an;
Ich hörte Geiſterſtimmen
In meinem Geiſterwahn.

Ihr lieben Frühlingsblumen
Im hellen Sonnenſchein,
Wie locken ſüß und freundlich
Mich eure Aeugelein!

Ihr wollt mitleidig tröſten
Mein krankes, wundes Herz,
Mit Blüthenduft verwehen
Den heißen Liebesſchmerz!

O! nehmt mich hin, ihr Blüthen,
Ihr meiner Augen Luſt,
Verweht der Schmerzen Wüthen
Aus meiner wunden Bruſt!

O weh! was ſchauet höhniſch
Ihr mir in's Angeſicht? —
Ihr fragt, ob eure Schweſter
Ich einſt verlaſſen nicht! —

Rudolf Marggraff.

5.

Die Romanze vom König Saul.

Die bärt'gen Jüden kamen all'
Mit Paukenſchlag und Cymbelſchall,
Sie wollten Saul, den langen Mann,
Zu ihrem langen König ha'n;

So kamen ſie vor Sauli Haus,
Die Mutter ſah' zur Thür hinaus,
Und als ſie kam'n gezogen her,
Da zitterte die Mutter ſehr.
Der künft'ge Jüdenkönig
Der forcht ſich auch nicht wenig.

Beim Hauſe war ein Keller alt,
Der Mäuſ' und Ratten Aufenthalt,
Auch ſtunden manche Fäſſer Wein
In langer Reih' gepflanzet drein;
Darin ſich Saul verkrochen hat,
Zu pflegen drinnen guten Rath;
Doch als ihm ward die Zeit zu lang,
Zapf't er die Fäſſer an und trank.
Und trank da gar nicht wenig
Der künft'ge Jüdenkönig.

Die Jüden kamen an die Thür;
„Wo iſt der Saul? den wollen wir.
Wo iſt der Saul, der lange Mann?
Den wollen wir zum König ha'n.“
Die Mutter thät die Hausthür auf,
Da ſtrömt herein der ganze Hauf;
Sie kamen auch an's Kellerthor,
Und ſangen dort im hellen Chor:
„Wir wollen Saul zum König!“
Deß freut er ſich nicht wenig.

Herr Saul ſprang nun hinaus zur Thür:
„Wollt ihr den Saul, ſo bin ich hier,
So gebt mir nur die güld'ne Kron',
Und ſezt mich auf den güldnen Thron!“
Dermalen Saul, der trunk'ne Mann,
Sein Jüdenregiment begann,
Und ſchlug verwegen ritterlich
Mit nüchternen Philiſtern ſich;
Auch trank er wohl als König
Hinfürder gar nicht wenig.

Hermann Marggraff.

6.

Flammentod.

Ew'ges Mutterland der Schmerzen,
Todesflur der höchſten Liebe,
Erdenrund, ſo kalt und trübe,
Grab viel liebbeweinter Herzen.

In das Freudenthal der Erden
Ward ein großer Schmerz geſendet,
Der ſich dann nur ſegnend endet,
Wenn wir Staub und Aſche werden.

Großer Gott viel großer Welten
Stieg ins Menſchenherz hernieder,
Da umtönen Trauerlieder
Großen Gott viel großer Welten.

Seine Liebe iſt umſchloſſen
Von des Leibes enger Hülle;
Heil'ger Liebe reinſte Fülle
Muß auf Erden ärmlich ſproſſen.

Doch unendlich iſt das Sehnen,
Das der Gott im Menſchen fühlet;
Was im Herzen drängend wühlet,
Löſt ſich auf in heil'ge Thränen.

Meinen Himmel ſeh' ich drüben
In der Freiheit hellem Lichte,
Was ich ſinne, was ich dichte,
Fühl' ich an der Erd' zerſtieben.

Liebend blick' ich in die Ferne,
Liebend her zum eignen Herzen,
Liebe glüh'n des Himmels Kerzen,
Liebe dort der Blüthen Sterne.

Liebe blüht und Liebe bindet
Herz dem Herzen, treu ergeben,
Auch im Liebe ſchäumet Leben,
Wer nur will, wohl Freuden findet.

Was ich ſuchte, iſt gefunden!
Liebe wand die Friedenspalme,
Fried' entblüht nun jedem Halme,
Liebend nur kann ich geſunden!

Aus des Todes Opferflammen
Steigt der Liebe Wunderleben,
Was die Erde mir gegeben,
Welkend ſinkt's im Tod zuſammen.

Rudolf Marggraff.

7.

Lebenstrieb.

Soll es raſch gerathen,
Sei's auch raſch gewagt,
And'rer Sinn' und Thaten
Nimmer nachgefragt!

Gottesflamme lodert
Tief im Buſen hier,
Wo ſie hin mich fodert,
Dahin folg' ich ihr.

Ob zum Krieg, zum Frieden
Ihr Gebieten ſei,
Ob nach Nord, nach Süden,
Mir iſt's einerlei.

Was da ſoll geſchehen,
Das wird doch geſcheh'n;
Wie mich's treibt, zu gehen,
Laſſ' ich gern mich geh'n.

Hermann Marggraff.

412 /

Die Halsbandnovelle.

Von

K. G. Jacob.

Mit allen Anſprüchen der Jugend und Schönheit betrat die Erzherzogin von Oeſtreich, Maria Antoinette, im Mai 1770 den Boden Frankreichs, des Landes, deſſen Königin ſie dereinſt werden ſollte. Bei Kehl fand auf einer Inſel des Rheins die Uebergabe Statt, und nicht leicht konnte für eine ſolche Feierlichkeit etwas Unpaſſenderes gedacht werden, als die Wahl der Tapeten in dem Pavillon, in welchem die Prinzeſſin ſich umkleidete und ihren Hofſtaat entließ. Man ſah hier Medea, Jaſon und Kreuſa, alſo das Bild der unglücklichſten Heirath, die ſich im Andenken der Nachwelt erhalten hat. Zur Linken eines Throns ſah man die von Freunden und verzweifelnden Dienern umringte Braut mit dem Tode kämpfen. Auf der andern Seite entſetzte ſich Jaſon vor Schrecken bei dem Anblicke ſeiner gemordeten Kinder, während die Furie Medea auf ihrem Drachenwagen durch die Lüfte zog. Hinter dem rothen Sammt des goldgeſtickten Thronrückens ringelte ſich zur rechten Hand der weiße Schweif jenes Zauberſtiers hervor, indeſſen die feuerſpeiende Beſtie ſelbſt und der ſie bekampfende Jaſon von jener koſtbaren Drapperie ganz bedeckt waren *).

Ungeſchreckt durch dieß Vorzeichen ſetzte die funfzehnjährige Prinzeſſin ihren Weg nach Verſailles fort, während Feſte und Fußbediente ihren Weg bezeichneten, und die ſchöne, impoſante und doch heitere Haltung der jungen Dame Alle, die ſie ſahen, für ſich einnahm. Nicht minder war der alte Ludwig XV.

---

*) Nach Goethe: Aus meinem Leben, II. 9. S. 359.

von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubert, und in der erſten Woche nach ihrer Verheirathung war am Hofe zu Verſailles von nichts die Rede, als von den Reizen der jungen Dauphine. Ein Zeitgenoſſe *), der vielleicht nur in dieſer Beziehung als vollgültiger Beurtheiler angeführt werden kann, ſchildert ſie in folgender Weiſe: „In ihren Augen, obgleich ſie eigentlich nicht ſchön waren, malte ſich jeder Seelenzuſtand, man konnte nicht leicht Wohlwollen oder Widerwillen deutlicher ausgedrückt ſehen. Die Form der Naſe paßte nicht zum Geſichte, ihr Mund war entſchieden unangenehm geſtaltet, die ſtarken, vorliegenden, hängenden Lippen ſchienen dazu gemacht, Zorn und Unwillen auszudrücken. Hals und Teint waren von unvergleichlicher Weiße, Weiche und Feinheit, die Geſtalt war ſchlank und majeſtätiſch, die Arme und Hände konnten nicht ſchöner ſeyn. Sie hatte einen doppelten Gang, der eine war feſt auftretend, etwas preſſirt, dabei immer edel, der andere weicher, ſchwebender (**démarche caressante**), doch immer dabei die gebührende Ehrfurcht erheiſchend. Nicht leicht verſtand Jemand anmuthsvoller zu grüßen: mit einer einzigen Verneigung fertigte ſie zehn Menſchen ab, dieſe mit einem Kopfnicken, jene mit einem Blicke, die andern mit einer Bewegung der Hand, mit einem Winke, mit einem Lächeln.“

Trotz dieſer Reize und ihrer natürlichen Güte hatte ſich doch Maria Antoinette nur kurze Zeit des Glücks zu erfreuen, das ihr bei ihrer Ankunft in Frankreich zu lächeln ſchien. Und in der That wäre wohl für eine ältere und erfahrene Frau es nicht leicht geweſen, ſich an einem Hofe, wie der damalige franzöſiſche war, zu behaupten. Auf dem Throne ſaß ſeit funfzig Jahren Ludwig XV., ein entnervter Greis, der die ſchmählichen Feſſeln der Gräfin Dubarry trug, ein Fürſt ohne Willen und Thatkraft. Die Hofleute lebten nur in Kabalen und Intriguen, ſchloſſen ſich bald dieſem bald jenem der Söhne des Königs an, alle andere Dinge waren ausgeſchloſſen, eine traurige Leere und ſchwerfällige Etikette waren an deren Stelle getreten, ſelbſt die Miniſter vermochten ſich nur durch heimliche Künſte zu erhalten. Das Alter der Familien und die Vorzüge einer altadeligen Geburt waren der wichtigſte Gegenſtand der Geſpräche am Hofe, und das Spiel damit ward bis zur Ungereimtheit geſteigert. Ferner ward an dieſem Hofe Maria Antoinette nicht gern geſehen, ihre Verheirathung war das Werk des Miniſters Choiſeul, den man um dieſer Annäherung an Oeſtreich willen haßte, und fand namentlich bei den drei Tanten ihres Gemahls, des Dauphin Ludwig, Adelaide, Luiſe und Victoria, eine ſolche Mißbilligung, daß ſie dieſelben der jungen Prinzeſſin gar nicht einmal zu verhehlen für gut fanden. Dazu entbehrte dieſe ganz ihres natürlichen Beſchützers, ihres Gemahls, der ſie auf dem platten Boden der franzöſiſchen Etikette hätte führen, ihr mit Rath und That beiſtehen ſollen. Aber Ludwig vernachläſſigte ſeine junge Gattin in den erſten vier Jahren ihrer Ehe auf eine auffallende Weiſe und trägt alſo einen nicht geringen Theil der Schuld, die Maria Antoinette auf ſich lud, als ſie als Kronprinzeſſin von Frankreich noch nicht die jugendliche Erzherzogin von Oeſtreich vergeſſen konnte, in einem heitern Umgange mit lebensluſtigen Leuten gegen die Sitte des Hofes verſtieß und daher von Uebelwollenden eines leichtfertigen, ja unzüchtigen Lebenswandels angeklagt wurde.

---

*) Graf Alex. von Tilly in ſeinen Memoiren, I. 41.

Es liegt jetzt außer der uns geſtellten Aufgabe, die Unſchuld Maria Antoinette's zu vertheidigen und zu beweiſen, wie nur unglücklicher Schein und eine planmäßige, jahrelang fortgeſetzte Verläumdung ſie zu einer der beklagenswertheſten Fürſtinnen gemacht hat, die je auf Europa's Thronen geſeſſen haben. Aber in der Kürze muß es doch berührt werden, wie eine junge, reizende, harmloſe und lebensluſtige Fürſtin ſo planmäßig konnte von der Verläumdung verfolgt werden. Wir glauben dafür einen dreifachen Grund angeben zu können. Den erſten finden wir in der ſchon berührten Abneigung der gegenöſtreichiſchen Partei am Hofe zu Verſailles, an deren Spitze der Herzog von Aiguillon, eine Creatur der Du Barry, ſtand. Von dieſer

Partei ward jede Neigung der Königin zu vaterländiſchen Gebräuchen verſpottet und als einer Königin von Frankreich unwürdig dargeſtellt; von dieſer Partei ging, lächerlich genug, die Anklage der Verſchwendung und des hohen Spiels aus, ſo wie der Vorwurf wegen der nach Wien geſchickten großen Geldſummen. Aber die Königin war in ihrer ganzen Sinnesart mäßig und in ihren Geldausgaben ſparſam und genau, wie ſie dieß am Hofe zu Wien ſo gewohnt ſeyn mußte. Die zweite Urſache, die der Königin den Haß des hohen Adels zuzog, war die geringe Schonung, mit welcher ſie den unmäßigen Stolz deſſelben und die ſteifen Formen der Etikette behandelte, in der ſich jener allein gefiel, und eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Habsburg als weit unter ſich betrachtete. Als ſich nun drittens die Königin faſt allein in der Geſellſchaft der Fürſtin von Lamballe, der Herzogin von Polignac und anderer Frauen ihres Alters gefiel und aus ihnen ſich einen Kreis von Vertrauten bildete, da kannte der Zorn und die Rachſucht jener alten Herzoginnen, die ihre unſchuldige Jugend am ausſchweifenden Hofe des Herzogs Regenten zugebracht hatten, keine Gränzen mehr. Jede auch noch ſo unſchuldige Handlung der Fürſtin, ihre geſellſchaftlichen Spiele, Schlittenfahrten, kleinen Schauſpiele, Maskeraden, Bälle, ja ſelbſt ein Morgenſpaziergang, um die Sonne auf den Höhen von Marly aufgehen zu ſehen, oder die abendlichen Spaziergänge auf der hell erleuchteten Terraſſe im Schloſſe zu Verſailles — Alles dies ward ſo lange beredet und auf das Giftigſte verdreht, bis das Schändlichſte daraus geworden war.

Am 10. Mai 1774 ward Maria Antoinette Königin von Frankreich. Aber die Verfolgungen ließen darum nicht nach, und Ludwig **XVI.** that noch immer Nichts, um ſeine unſchuldige Gemahlin gegen Beleidigungen zu ſchützen, die ein Privatmann nicht würde ertragen haben. Ja es iſt wahrhaft entſetzlich, in den Memoiren der Frau von Campan, der vielgetreuen Dienerin der Königin, zu leſen*), wie der alte Miniſter Maurepas, ſtatt den König zum kräftigen Einſchreiten aufzufordern, meinte, man müſſe die Königin laſſen, ſie habe viel Verſtand, und ihre Freunde wünſchten daher, daß ſie ſich in Staatsgeſchäfte miſchen möge. Es ſey daher gar nicht ſo ſchlimm, wenn ſie einen Zug von Leichtſinn annähme. Und Ludwig hörte dieß ganz ruhig mit an. Als nun ſpäterhin (vom Jahre 1777 an) durch die große Liebenswürdigkeit der Königin die Kälte ihres Gemahls in einige Liebe und Anhänglichkeit umgewandelt worden war, hatten die nachtheiligen Gerüchte bereits zu tiefe Wurzeln im Volke geſchlagen, und das muſterhafte Bild einer königlichen Ehe, wie es die Franzoſen ſeit Jahrhunderten nicht geſehen hatten, vermochte nicht, die Königin gegen den Vorwurf der Sittenloſigkeit und Ränkeſucht zu ſchützen.

---

*) Chap. 8. p. 246. des Stuttgart. Abdrucks.

Der ſo eben berührte Vorwurf der Ränkeſucht veranlaßt uns noch zu der Bemerkung, daß gerade dieß Wort mit Unrecht von dem Einfluſſe gebraucht wird, den die Königin wenige Jahre nach ihrer Thronbeſteigung, als der alte Premierminiſter Maurepas geſtorben war, unläugbar auf die öffentlichen Angelegenheiten auszuüben begann. Freilich iſt die Politik nun einmal nicht die Sphäre der Frauen, und Maria Antoinette hing bei ihrem gänzlichen Mangel eines feſten Urtheils über Politik und Staatsverwaltung fortwährend von ihrer Partei, namentlich von der Polignac's ab, deren Einfluſſe ſie nicht zu widerſtehen verſtand, wiewohl ſie manches Unbequeme dabei recht gut wahrnahm und mehr als einmal die Unzulänglichkeit der von ihr beim Könige durchgeſetzten Maaßregeln ſpäterhin ſelbſt einſah. Dieß kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Aber der Verläumdung hatte ſie hierdurch Thür und Thor geöffnet. Ludwig XVI. hatte bei ſeinem Regierungsantritte als Nachlaß der frühern Regierungen Geldnoth, eine in der Achtung geſunkene, öffentliche Macht, ſtörrige Parlamente und eine gebieteriſche öffentliche Meinung überkommen. Frankreich war der Willkühr müde, und durch die läſtige Liederlichkeit des funfzehnten Ludwig aufgebracht. Sein Nachfolger war durch mannigfache Tugenden achtungswürdig, um ſo mehr wendete ſich die öffentliche Stimme, die einen Gegenſtand für die Unzufriedenheit haben wollte, gegen die Königin, und dieſelben Franzoſen, die ſich von einer Pompadour und Du Barry hatten Jahre lang beherrſchen laſſen, ſchleuderten alle Waffen der giftigſten Verläumdung gegen eine ſchöne und gute Königin.

Unter den Begebenheiten, welche der öffentlichen Stimmung eine beſtimmtere Richtung gaben und dem Haſſe gegen die Königin die lauteſten Aeußerungen verſtatteten, gehört auch die Halsbandgeſchichte (affaire du collier), welche die Aufmerkſamkeit von ganz Europa in den Jahren 1784 und 1785 auf ſich zog, und ſich in derſelben bis auf die neueſte Zeit behauptet hat. Bis vor wenigen Jahren lagen die Grundzüge des verwickelten Ereigniſſes noch in einem ſo tiefen Dunkel, daß ſelbſt der unſinnigſten Schmähungen und unwahrſcheinlichſten Behauptungen kein genügender Grund entgegenzuſtellen war. Doch iſt dieß Dunkel neuerdings auf eine ſehr befriedigende Weiſe aufgehellt und die Unſchuld der Königin namentlich auf das Klarſte dargethan worden.

* * *

Zu den vornehmſten Männern am franzöſiſchen Hofe in den erſten Regierungsjahren Ludwig's **XVI.** gehörte der Cardinal, Prinz Ludwig von Rohan, Groß-Almoſenier in Frankreich und Biſchof von Straßburg. Er war im Jahre 1784 funfzig Jahre alt, die Königin Maria Antoinette zählte damals noch nicht neun und zwanzig. Obgleich nicht ohne Geiſt, Edelmuth und Kenntniſſe, zeigte er doch beſtändig viel Leichtſinn und Leichtgläubigkeit, ſo wie einen großen Hang zur Verſchwendung, wodurch er ſich trotz ſeiner großen Einkünfte eine ſehr bedeutende Schuldenlaſt aufgebürdet hatte; mit Einem Worte, er bewies ein ſeinem Stande nicht angemeſſenes Betragen. In jüngern Jahren war er ein ſchöner Mann geweſen, in geſelligen Kreiſen angenehm, lebendig, unterhaltend, ohne gerade ſich durch einen beſonders hellen Verſtand auszuzeichnen, doch immer ſo leichtſinnig, daß man für ſein ſpäteres Alter ihm nur Unglück und Reue verheißen konnte*). Im Jahre 1772, wo der Prinz, der zur Partei der Du Barry ſich zählte, franzöſiſcher Geſandter in Wien geworden war, hatte er vom Könige Ludwig XV. den geheimen Auftrag erhalten, genaue Nachrichten über das Privatleben der Kaiſerin Maria Thereſia einzuziehen und dann nach Frankreich zu berichten. Ein ſolcher, an den damaligen Miniſter von Aiguillon gerichteter Brief ward in der Abendgeſellſchaft der Gräfin Du Barry vorgeleſen, und Maria Antoinette erfuhr bald die beißende und beleidigende Art, in welcher ſich der Schreiber des Briefs über ihre Mutter geäußert hatte**). Daher glaubte ſie den Herzog, der die Güte ihrer Mutter mit ſchwarzem Undank vergolten hatte, von Grund ihres Herzens haſſen zu müſſen und gab ſich auch nach ſeiner Rückkehr nach Paris alle Mühe, die Plane des ehrgeizigen Prinzen zu durchkreuzen. Sie vermochte aber nicht, den Kampf mit den zahlreichen Mitgliedern des Hauſes Rohan zu beſtehen, der Prinz erhielt jedes Mal, was er wünſchte, und da die Königin ihre fehlgeſchlagenen Hoffnungen nicht verbergen konnte, ſo wußte ganz Frankreich um ihre Demüthigung. Ihr Haß gegen ihn aber ſtieg bis zur rückſichtsloſen Erbitterung***).

Trotz dieſer ihm nicht unbekannten Abneigung kannte der Cardinal kein höheres Glück als die Gunſt der Monarchin, und ſuchte Alles anzuwenden, um ſie wieder zu gewinnen. Bei der Hinneigung zu der myſtiſchen Wunderlehre und ägyptiſchen Weisheit, die damals unter den höhern Ständen ſo allgemein war†), fanden im Gemüthe des Cardinals die Wundergaben des berüchtigten Caglioſtro, des Meiſters in dieſer Weisheit, beſonders Eingang. Der ſchlaue Caglioſtro ſah bald, wodurch er den Cardinal auf das Feſteſte an ſich ketten konnte und ließ ihn daher in ſeinen Weiſſagungen die Erfüllung ſeiner kühnſten Wünſche hoffen.

---

*) Frühere Urtheile über ihn in den Memoiren der Frau von Genlis II. 24. 102. Ueberſ.

**) Weber's Mémoires T. I. p. 304.

***) Georgel's Mémoires T. II. p. 6—8. 9—33. Bertrand de Moleville Histoire de la France T. I. p. 385. 386. Die éclaircissemens historiques hinter den Campan'ſchen Memoiren. B) p. 1130—1136. 1139—1143. 1145—1149. des Stuttgart. Abdr. und die Memoiren T. I. p. 72—75.

†) Man vergl. die Memoiren des Grafen Tilly III. 144—166. Ueber Caglioſtro in der Kürze den Artikel von Baur in der Erſch-Gruber'ſchen Encyclop. XIV. 73—76. und über ſein Verhältniß zu Rohan, Georgel II. p. 45—52.

Ungefähr um dieſelbe Zeit hörte man zuerſt den Namen einer Frau, die wir bald als die Hauptleiterin der ganzen Intrigue ſehen werden. Dieß war die Gräfin La Motte, eine geborne Gräfin Valois, die aus dem Hauſe Remi Valois abſtammte, welches ein unehelicher Sohn König Heinrich's II. (der im Jahre 1559) ſtarb) gegründet hatte, Sie lebte in der drückendſten Armuth und hatte die Unterſtützung des Cardinals und ſeine Verwendung bei Hofe nachgeſucht, da auch ihr Gatte, der Graf La Motte, der früher im adeligen Corps der Gensd'armen gedient hatte, kein Vermögen beſaß und ſie ſich nur durch allerhand Ränke ſeit ihrer Verheirathung ihren Unterhalt verſchafft hatten *). Jung und reizend, wie ſie war, verfehlte ſie nicht, einen tiefen Eindruck auf den für Frauenſchönheit ſo empfänglichen Cardinal zu machen: da aber ſeine eignen Finanzen nicht geſtatteten, ihr bedeutende Unterſtützungen zukommen zu laſſen, ſo rieth er ihr, ſich an die Wohlthätigkeit der Monarchin zu wenden. Dabei erfuhr die La Motte ſeinen Kummer über die lang erduldete Ungnade und die wahren Gründe ſeines lebhaften Wunſches nach Verſöhnung. Hieraus beſchloß ſie für ſich den möglichſten Vortheil zu ziehen: ein Mann, der ſo ſtark an Wunder und Wahrſagungen glaubte, wie der Car-

---

*) Die frühere Geſchichte der La Motte ſ. in den Mémoires justificatifs de la comtesse de Valois de la Motte, écrits par elle-même à Londres 1789. p. 6—9. 10. 173—176., dann in der Denkſchrift Retaux's de Villette: Mémoire historique des intrigues de la cour et de ce qui s'est passé entre la reine, le comte d'Artois, le prince de Rohan, madame de Polignac, madame de la Motte etc. A Venise 1791., und in Beſenval's Mémoir. T. III. p. 120—122. Auch Georgel gedenkt derſelben T. II. p. 35. 36. 38—40.

dinal, würde, ſo hoffte ſie, auch in Verfolgung anderer Lieblingsideen leicht zu täuſchen ſein *).

Zuerſt machte das ſchlaue Weib den Cardinal glauben, daß ſie nicht nur den Zutritt bei der Monarchin, ſondern auch ihre Gunſt, ja daß ſie ſelbſt eine Art vertraulichen Umgangs mit ihr zu erlangen gewußt habe **). Ferner vertraute ſie ihm, daß die Königin der Verſöhnung mit ihm gar nicht abgeneigt ſei und nur eine Art ſchriftlicher Rechtfertigung wünſche. Der Cardinal ſtellte dieſelbe ſofort aus und erhielt darauf einige Zeilen von der Monarchin, worin ſie ihm ihre Verzeihung zuſicherte und ihm auch eine perſönliche Audienz verſprach, ſobald es die Umſtände erlauben würden. Der Cardinal antwortete wieder ſchriftlich, und ſo wurden ſeine Hoffnungen auf das Höchſte geſpannt, ſein Glaube aber zu Caglioſtro, der ihm Alles dieß verheißen hatte und ſein Vertrauen zur La Motte gewannen eine außerordentliche Feſtigkeit. Charaktere, wie der des Cardinals geſchildert wird, hängen oft bis zum Wahnſinn an Lieblingsideen und ſehen die Ueberliſtung nicht ein, die ein gewöhnlicher Verſtand leicht durchſchauen würde. Denn jene Briefe waren, wie wohl Jeder leicht glauben wird, nicht von der Königin geſchrieben, ſie waren vielmehr die Erfindung der La Motte, und die der Königin nachgebildete Handſchrift war das Werk eines Freundes ihres Gatten, des verabſchiedeten Gensd'armen Villette. Derſelbe ſchrieb, da die Verbündeten durch die glücklichen Erfolge kühn gemacht wurden, einen neuen Brief der Königin an den Cardinal, in dem ſie von ihm forderte, ihr funfzehntauſend Thaler zur geheimen Ausführung einer wohlthätigen Abſicht auf ſeinen Namen zu verſchaffen. Der Cardinal ſtellte ihr durch die Vermittlung eines Juden das Geld zur Verfügung, das dann die Verbündeten unter ſich theilten, ſah ſich aber doch genöthigt, zur Unterſtützung des eignen Credits die hohe Empfängerin zu erwähnen. Man wundert ſich hierbei vielleicht, daß der Jude nicht größere Sicherheit für ſich verlangt oder perſönlich bei der Königin nachgeforſcht habe. Aber es war im damaligen Frankreich nichts Seltenes, daß die Prinzen des königlichen Hauſes durch Unterhändler Geld aufnehmen ließen: warum hätte alſo der Jude nicht daſſelbe von der Königin, die ohnehin im Verdacht hohen Spiels und dadurch aufgehäufter Schulden ſtand, glauben ſollen?

---

*) Georgel T. II. p. 36. 37.

**) Qu'elle était parvenue à s'immiscer dans l'intime familiarité de la reine ſind Georgel's einfache Worte (p. 38). Dagegen weiß Retaux in der angeführten Schmähſchrift (p. 22 sq.) die empörendſten Details von dem unzüchtigen Leben der Königin zu erzählen, mit denen, wie leicht begreiflich, auch die La Motte an vielen Stellen ihrer Memoiren (wie S. 36 ff. der deutſch. Ueberſ.) übereinſtimmt.

Dem erſten Verſuche folgte ein zweiter. Gleiche Freude über den Empfang des Briefes, gleiche Willfährigkeit im Bezahlen. Die Gräfin mußte ſelbſt über die Leichtigkeit in Ausführung ihrer Pläne erſtaunen, und ſo bildete ſich in ihr der Gedanke zu einer größern Unternehmung aus, die ihr für die Zukunft ein ſorgenfreies Daſein ſichern könnte. Dazu bot ſich ihr bald eine günſtige Gelegenheit dar *).

Ein Pariſer Juwelier, Böhmer, hatte bereits im J. 1776 an die Königin ausgezeichnet ſchöne Juwelen verkauft, auch die Bezahlung dafür, wie es ſcheint, in mehrern Terminen richtig erhalten **). Jetzt befand er in Gemeinſchaft mit einem andern Juwelier, Baſſange, ſich im Beſitz eines prächtigen diamantenen

---

*) Georgel T. II. p. 64. 81. 183. 184. 43. 54—56. Bertrand de Molleville Histoir. T. I. p. 387 sq.

) Wir finden hierüber eine Notiz in den Auszügen aus Ludwigs XVI. Tagebuche, welche im Morgenblatte 1834, Nr. 291. gegeben worden ſind, wobei nur nicht die Quelle angegeben iſt, aus welcher jenes Tagebuch in den Beſitz des Herausgebers gelangt iſt, eben ſo wenig auch der Ort, wo daſſelbe zur Zeit aufbewahrt wird. Es heißt nämlich unter dem 27. Dec. 1776: „der Königin gegeben 25,000 Livres,“ und in der Anmerkung: „dieſe 25,000 Liv. ſind die erſte Abſchlagszahlung auf die Summe von 300,000 L., die ich mich anheiſchig gemacht habe, innerhalb ſechs Jahren nebſt Zinſen an Böhmer zu bezahlen, für Ohrengehänge, die die Königin für 348,000 L. gekauft, und worauf ſie bereits 48,000 L. bezahlt hat.“ Ferner unter dem 13. Febr. 1777: „der Königin abſchläglich auf die 162,000 L., die ſie für diamantene Armſpangen an Böhmer ſchuldet, Halsbandes, viermalhunderttauſend Thaler an Werth *). Die Königin hatte den Vorſchlag, es zu kaufen, auf das Beſtimmteſte zurückgewieſen, auch ſich vom Könige, der es ihr zum Geſchenk machen wollte, daſſelbe als zu theuer verbeten und den Juwelier Böhmer, der ſich in Verlegenheit über den Verkauf des prächtigen Halsbandes befand, ja in einer Audienz bei der Königin ſich für einen verlornen Mann (homme ruiné, deshonoré) erklärte, dem nichts übrig bleibe, als ſich ins Waſſer zu ſtürzen, auf das Ernſtlichſte bedeutet, ſich in dieſer Angelegenheit nicht wieder vor ihr ſehen zu laſſen **). Die Verlegenheit des Juweliers war in Paris nicht unbekannt, darauf baute die La Motte ihren Plan. Ein neues, wiederum mit verſtellter Hand geſchriebenes Billet der Königin verkündete dem Cardinal, daß die Monarchin ſeiner zu einer ihr perſönlich ſehr wichtigen Unterhandlung bedürfe. Dieſe beſtand in dem Auftrage, das Halsband für ſie auf ſeinen Namen zu erſtehen. Allerdings würde der König eine ſo bedeutende Ausgabe nicht genehmigen, allein nach und nach könne die Monarchin aus eigenen Mitteln in mehrern Zahlungsterminen das Geld bezahlen, und daher ſollten auch zur Sicherheit der Juweliere und des Cardinals die abgeſchloſſenen Bedingungen durch die Unterſchrift der Königin beſtätigt werden. Das Billet war unterzeichnet Marie Antoinette de France. Wäre der Cardinal nicht ſchon ſo tief in die Banden der Verführung verſtrickt geweſen, ſo hätte ihm der Zuſatz de France auffallen müſſen, da die Königin blos mit ihrem Vornamen zu unterzeichnen pflegte *). Eilends kam alſo der

---

24,000 L. bezahlt." An andern Stellen des Tagebuches werden in verſchiedenen Epochen Abſchlagszahlungen angeführt, ſowohl für dieſe letzten Kleinodien als für die oben erwähnten.

*) Eine Abbildung des Halsbandes findet ſich im ſechsten Bande von Vulpius Curioſitäten und beim Juniushefte der Leipziger Mode-Zeitung vom J. 1825.

**) Nach den Memoiren der Mad. Campan ch. 12. p. 356—360. Daraus iſt die Erzählung der Mademoiſelle Roſa Bertin (Mémoires sur Marie Antoinette) p. 60—63. 91 flg. zu berichtigen.

***) Beſenval's Memoiren. T. III. p. 126.

Cardinal aus Zabern in Elſaß, ſeinem biſchöflichen Sitze, im Januar 1785 nach Paris zurück.

Mittlerweile war auch Caglioſtro in Paris eingetroffen. Er ſollte gleichfalls zu Rathe gezogen werden. Demnach beſtieg er ſeinen Dreifuß, in einem hellerleuchteten Saale im Palaſte des Cardinals wurden die ganze Nacht hindurch Beſchwörungen angeſtellt, endlich that das Orakel den Ausſpruch: „die vorgeſchlagene Unternehmung ſei des Prinzen würdig, ſie werde vollſtändigen Erfolg haben, dem Wohlwollen der Königin das Siegel aufdrücken und den glücklichen Tag herbeiführen, der zum Heile Frankreichs und der Menſchheit die ſeltenen Talente des Cardinals an den Tag legen würde.“ Jetzt waren alle Zweifel gehoben, der Cardinal erklärte dem Juwelier, das Halsband kaufen zu wollen und ſchloß den Kauf ſo ab, daß dreimonatliche Zahlungsfriſten, jede zu 300,000 L. bedungen wurden, wobei er dem Juwelier nicht verhehlte, daß dies für Rechnung der Königin geſchehe, die ihn durch ein Handbillet dazu ermächtigt habe. Darauf erhielt er das Halsband und begab ſich mit demſelben am 1. Februar gegen Abend in die Wohnung der Lamotte in Verſailles. Denn das verſchmitzte Weib hatte gerade dieſen Tag als den Vorabend eines Marienfeſtes gewählt, weil ſie dem Cardinal ſagen konnte, daß die Königin an dem großen Hoffeſte dieſes Tages das Halsband tragen wollte. Hierauf führte ihn die Lamotte in ein Cabinet, mit Glasthüren, das anſtoßende Zimmer war nur ſchwach erhellt. Es ward hierauf eine andere Thür geöffnet, ein Mann tritt herein in Hoflivree und ruft: de la part de la reine. Die Gräfin tritt in ehrfurchtsvoller Haltung vor, nimmt das Käſtchen mit dem Halsbande und übergiebt es dem vorgeblichen Diener der Königin; der aber kein anderer war als Villette *).

Es würde uns jetzt zu weit führen, die tauſendfachen Kunſtgriffe ausführlich zu ſchildern, wodurch die Lamotte allen Ein-

---

*) Georgel T. II. p. 56—64. 184. Bertrand de Molleville. T. I. p. 389—393.

wendungen, welche die geſunde Vernunft gegen ihre Angaben machen mußte, auswich und endlich mit Hülfe der Prophezeihungen Caglioſtro's, Nachdenken und Ueberlegung in dem Cardinal faſt gänzlich erſtickte *). Sie ſelbſt blieb ruhig in Verſailles, während ihr Gatte nach London ging, um dort den größern Theil des Halsbandes zu verkaufen und den Erlös zinsbar anzulegen. Die minder ausgezeichneten Steine behielt ſie für ſich, um ſich Armbänder u. dgl. daraus machen zu laſſen **).

Indeß ſteigerte ſich die Ungeduld des Cardinals, da die verheißenen öffentlichen Gnadenbeweiſe der Monarchin ausblieben. Die La Motte hatte zwar immer neue Ausflüchte und neue Verſprechungen bei der Hand, auch Briefe von Villette geſchrieben, aber endlich ſah ſie ſich, um den Cardinal zufrieden zu ſtellen, zu einer Scene genöthigt, die nicht leicht abſcheulicher erdacht werden konnte. Ein neuer königlicher Brief beſtimmte demſelben die Stunde zu einer nächtlichen Zuſammenkunft in den königlichen Gärten von Verſailles. Die Gräfin hatte nämlich im Palais Royal ein Mädchen wahrgenommen, das der Königin nicht unähnlich war. Olive — ſo war ihr Name — ward auserſehn, die Rolle der Königin zu ſpielen, auf deren Verlangen und zu deren Beluſtigung das Stück aufgeführt werden ſollte: ſo ſagte man ihr ***). Alles gelang nach Wunſch: die vermeinte Königin erſchien in einer dunkeln Nacht im Abendkleide, verſicherte ihn ihrer Gewogenheit, überreichte ihm eine Doſe, und der Cardinal war vollkommen überzeugt, die Königin geſprochen zu haben, obgleich ihn gleich nach der erſten Anrede eine vorbereitete Störung zu ſchleuniger Entfernung nöthigte *). Es iſt nicht überflüſſig, zu bemerken, daß die abendlichen Spaziergänge der Königin auf der Terraſſe von Trianont **), welche mehrere Jahre hindurch fortdauerten und in denen nur die abſichtlichſte Verleumdung etwas für den Ruf der Königin Nachtheiliges finden konnte (denn die Terraſſe war erleuchtet und die Königin nie allein), der La Motte für ihre Pläne ſehr paſſend erſchienen. Gerade auf dieſe Spaziergänge baute ſie ihre Betrügerei gegen den Cardinal und konnte um ſo mehr hoffen, daß er die Königin einer Unvorſichtigkeit (um das gelindeſte Wort zu brauchen) fähig halten würde.

---

*) Georgel T. II. p. 51 f. 59 u. 92. Nach ſeiner Anſicht hat Caglioſtro den Betrug der Lamotte nicht gekannt, ſondern nur nach ihrem Willen ſeine Prophezeihungen eingerichtet, um ſich ihre und des Cardinals Gunſt zu erhalten.

**) Georgel T. II. p. 75—77. 92. 177 fgd. Beſenval T. III. p. 134. und die eigenen Verſicherungen der La Motte Mém. p. 86. 130. 133.

***) La fille Oliva, ſagt Beſenval T. III. p. 124., est une de ces filles qui vivent du misérable tribut, dont le premier venu paie leur complaisance, le soir, dans les promenades publiques. Mehr über ſie ſteht in den Mémoires et Souvenirs d'un pair de France. Paris 1829. (Deutſch im Januarſtück der Minerva vom J. 1830.)

Als der erſte Zahlungstermin (30. Juli 1785) herannahte, erwähnten die Briefe der Königin einiger Verlegenheit. Die La Motte veranlaßte hierauf den Cardinal, einen reichen und ehrgeizigen Geldbeſitzer, Namens St. James, in das Geheimniß zu ziehen: man hoffte, die Verheißung königlicher Dankbarkeit und die Ausſicht auf einen Orden (cordon rouge) würde ihn leicht bewegen, die nöthige Summe vorzuſchießen. St. James zeigte ſich erſt bereitwillig, lehnte jedoch kurz vor dem Termin das Anſinnen des Prinzen ab. Da nun die Vorbereitungen der Gräfin, Frankreich auf immer mit Sicherheit verlaſſen zu können, noch nicht beendigt waren, ſo beſchloß ſie, für den nöthigen Zeitgewinn achttauſend Thaler von dem Erlös des Halsbandes aufzuopfern, die ſie dem Cardinal mit einem Billet der Königin überbrachte, als das einzige Geld, was im Augenblicke der Monarchin zu Gebote geweſen ſei. Zu Ende des Monats Auguſt ſollte das übrige folgen: man hoffe, der Cardinal werde mit dieſer Abſchlagszahlung den Juwelier zu ſo kurzer Verlängerung der erſten Friſt bewegen können. Aber Böhmer weigerte ſich hartnäckig und drohte auf des Cardinals Wechſel bei Gericht zu klagen, wenn nicht pünctlich die volle Zahlung erfolgte. Und als der Prinz auf die Verlegenheit und auf die Ungnade der Monarchin aufmerkſam machte, da erklärte Böhmer unumwunden: „ich habe bereits eine perſönliche Audienz bei der Monarchin gehabt, die Monarchin hat dem Cardinal nie aufgetragen, den Schmuck zu kaufen, ſie hat ihn auch nie empfangen: es muß alſo ein ſchändlicher Betrug in dieſer Angelegenheit verborgen ſein.“ Der Cardinal ſtand wie zerſchmettert, eine fürchterliche Ausſicht that ſich vor ihm auf *).

---

*) Am ausführlichſten bei Georgel T. II. p. 65 sq. 73. 76. 80—85. 86, 150. 171 sq. Bertrand de Molleville T. I. p. 388.

**) Campan ch. 8. p. 239 sq.

Es iſt nothwendig hier auf Einiges zurückzukommen, was ſich während dieſer Gaunerſtreiche zugetragen hatte.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß Böhmer nichts mehr wünſchte als ſein Halsband von der Königin gekauft zu ſehen. Da dies der Königin bekannt war, ſo machte auch die Nachricht, welche St. James, der obengenannte Geldbeſitzer, ihr hatte zukommen laſſen, daß es um ihrer eigenen Ruhe willen gut ſei, zu wiſſen, was aus dem Halsbande geworden ſei, keinen allzugroßen Eindruck auf ſie **), doch erhielt ihre erſte Kammerfrau, Madame Campan, den Auftrag, ihn, ſobald ſie ihn ſehe, zu befragen, was mit dem Schmuck geworden ſei. Dies geſchah. Böhmer antwortete, daß er das Halsband nach Conſtantinopel verkauft habe. Die Königin freute ſich, daß dieſe Quälerei mit dem Ankaufe des Halsbandes endlich vorüber ſei, obgleich ſie ihr Erſtaunen nicht verhehlen konnte, daß ein für franzöſiſche Damen verfertigter Schmuck im Serail zu Conſtantinopel getragen würde. Bei dieſer Gelegenheit äußerte ſie, daß ſie als Mädchen von zehn Jahren und noch früher eine faſt tolle Liebe zu Juwelen gehabt habe, daß ſie aber jetzt nur für die Freuden eines häuslich ſtillen Umganges, für das Land und für die Erziehung ihrer Kinder Sinn habe *).

---

*) Georgel T. II. p. 74. 78—80. 86 fgd. 93—95. 157. Bertrand de Molleville T. I. p. 393 fgd.

**) Die Worte bei Mad. Campan (ch. 12. p. 360) ſind folgende: la reine me dit, que M. de St. James l'avait fait prévenir que Boehmer s'occupait encore de la vente de son collier et que Sa Majesté devait, pour sa propre tranquillité, chercher à savoir ce que cet homme en avait fait; elle me recommanda de ne point oublier, la première fois que je le rencontrerais, de lui en parler, sous prétexte d'intérêt pour lui. Damit ſtimmt auch die zweite Erzählung in den Nachträgen S. 1045 überein.

Kurze Zeit darauf erhielt die Königin bei Gelegenheit mehrerer bei Böhmer zu einer Hoffeierlichkeit beſtellten Gegenſtände eine Vorſtellung, in der er ſie bat, ihn „nicht zu vergeſſen“ und ſich glücklich ſchätzte, ſie im Beſitze der ſchönſten Diamanten von Europa zu wiſſen. Die Königin begriff nicht, was er mit dieſen Worten ſagen wolle, und ſagte zu Madame Campan, daß es ihr ſehr unangenehm ſein würde, wenn ſich Böhmer ſchmeichelte, ihr von neuem Juwelen zum Kauf anzubieten. Die Vorſtellung aber verbrannte ſie in Gegenwart ihrer Kammerfrau. Sind die oben angeführten Sätze aus dem Tagebuche des Königs wahr, ſo läßt ſich leicht ermeſſen, wie Böhmer, dem es von früherer Zeit her nicht unbekannt war, daß Ankäufe von Juwelen ohne des Königs Vorwiſſen und auf Credit gemacht waren, auch jetzt an etwas Aehnliches denken konnte. Ihm war vielleicht bis zu der gleich zu erwähnenden Unterredung mit Madame Campan es noch immer mehr als wahrſcheinlich geblieben, daß der Cardinal Rohan wohl der Unterhändler eines ähnlichen geheimnißvollen Handels ſein könne. Um aber doch endlich hinter die Wahrheit zu kommen, erſchien er am dritten Auguſt auf dem Landgute der Frau Campan zu Creſpi, wo er mit ihr eine ausführliche Unterredung hatte. Zuerſt drückte er ſich auch hier wieder räthſelhaft aus, dann erklärte er, daß er Geld nothwendig haben müſſe, und daß die Königin im Beſitze ſeines Halsbandes ſei, das er durch die Vermittelung des Cardinals Rohan an ſie verkauft habe. Er beſitze, ſo fügte er hinzu, die handſchriftlichen Verſicherungen der Königin, die er auch ſeinen Gläubigern gezeigt habe, um ſie zu beruhigen. Auf dieſe Rede entgegnete ihm Madame Campan, daß dies lauter Lügen wären, daß er

---

*) Campan p. 361 u. p. 1046. In dieſer und den folgenden Erzählungen iſt eine ſo große, innere Glaubwürdigkeit, daß unſere Darſtellung vorzugsweiſe dieſen Berichten folgen mußte.

um ſein Halsband beſtohlen ſei, und daß er ſehr ſtrafbar ſei, in ſeiner Stellung als Hofjuwelier ſich in eine ſolche Angelegenheit ohne Wiſſen des Königs gemiſcht zu haben. Als Madame Campan die Königin von dieſem Betruge in Kenntniß geſetzt hatte, gerieth die Monarchin in heftigen Zorn und ließ den Juwelier zu ſich rufen. Auch hier blieb er dabei, daß die Königin im Beſitz des Halsbandes ſein müſſe und bat ſie, ihn zu bezahlen, wenn er nicht ein ganz verlorner Mann ſein ſollte *). Voll der höchſten Erbitterung, hieß die Königin ihn ſich entfernen; aufgebracht und zugleich in großer Verlegenheit über die neue Unthat des von ihr ſo tief verachteten Cardinals wendete ſich die gekränkte Monarchin zunächſt an den Baron Breteuil, den Miniſter des königlichen Hauſes und den anerkannten Feind des Cardinals Rohan, dann an ihren Vorleſer und vertrauten Rath, den Abbé Vermoed. Beide Männer ergriffen mit Begierde die Gelegenheit, den lang genährten Haß zu befriedigen, und beide fanden in der aufgeregten Stimmung der Königin ein vortreffliches Mittel dazu **). Madame Campan berichtet, daß ſie ihr in einer vertraulichen Unterredung abgerathen habe, die Sache zur Oeffentlichkeit zu bringen, aber die Königin war zu empört, als daß ſie die treue Stimme der Vernunft und Ueberlegung hätte hören ſollen *). So begann denn Breteuil ſeine Unternehmungen, er beſchwor zuerſt die Heftigkeit der Königin, ließ dem Juwelier Stillſchweigen gebieten, und kam bald durch die Bemühungen der Pariſer Polizei der dunkeln Intrigue der La-Motte und der geheimnißvollen Verbindung des Cardinals mit Caglioſtro und der andern Betrüger auf die Spur. Noch erſchien ihm die Sache als gemeiner Diebſtahl, zu dem der Cardinal durch die Verfolgung dringender Gläubiger genöthigt worden ſei **). Auch die Verhandlungen des Cardinals mit St. James wurden entdeckt. Demnach ſchien das Maß der Schuld voll zu ſein und das zwiefache Zeugniß galt für genügend. St. James gab auf Verlangen des Miniſters eine genaue, ſchriftliche Geſchichtserzählung, eben ſo der Juwelier Böhmer. Beide Actenſtücke begründeten die Klage gegen den Cardinal, welche der Miniſter des königlichen Hauſes zugleich mit der Bitte der tief beleidigten Königin um vollſtändige Genugthuung dem Könige am 14. Auguſt überreichte ***). Es war dieß der Vorabend vor dem Mariä Himmelfahrtstage, daher beſchuldigten die Feinde des Miniſters ihn, daß er abſichtlich dieſen Tag zur Eingabe des Berichts gewählt habe, damit der aufwallende Zorn des Monarchen den Cardinal und Groß-Almoſenier von Frankreich in voller Ausübung ſeiner Amtspflichten treffen möchte †).

---

*) Ebendaſ. p. 361—366 und p. 1047 — 1054. Auf eine Abweichung der Georgel'ſchen und Campan'ſchen Darſtellung macht von Schütz (Geſchichte der Staatsveränderung in Frankreich II. 53. Anm.) aufmerkſam. Mad. Campan ſagt nämlich, daß ihr ſelbſt Böhmer nicht eher als am 3. Auguſt die erſte Eröffnung von dem Verkaufe des Halsbandes an die Königin gemacht, und drei Tage ſpäter hätte ſie der Monarchin und ihren Rathgebern zuerſt Nachricht von dem dunkeln Verbrechen gegeben. Iſt dies gegründet, ſo iſt in Georgel's Erzählung der Umſtand falſch, daß Vermoed und Breteuil hätten den erſten Zahlungstermin, den 30. Julius, abwarten wollen, bevor gegen den Cardinal ernſtliche Schritte geſchehen ſollten. Wir haben dieſe Verſchiedenheit in der Darſtellung ſelbſt nicht berückſichtigt, weil Mad. Campan ſogar ein eigenhändiges Billet des Cardinals (p. 365) anführt, in welchem der 3. Auguſt genannt iſt, eine Zögerung aber von Seiten Breteuil's und Vermoeds ſich weit beſſer durch die Verſuche des erſtern, die Verzweigungen der ganzen Sache möglichſt genau kennen zu lernen, erklärt, als durch die Annahme einer ſo überlegten Rachſucht.

**) Georgel T. II. p. 68 — 71. T. I. p. XII sq. Bertrand Histoire T. I. p. 395. Beſenval T. III. p. 125. Campan p. 367.

---

*) Campan p. 367 und 1055. Auch der Schwager der Königin, der Graf von Provence (der nachmalige Ludwig XVIII.) rieth zu möglichſter Behutſamkeit und zu den am wenigſten auffallenden Schritten in einer Unterredung mit der Königin am Morgen des 15. Auguſt, wie er ſelbſt in den unter ſeinem Namen vom Herzoge von D. (Doudeauville oder Decazes?) herausgegebenen Memoiren Th. II. S. 281—286 der deutſchen Ueberſ. erzählt. Die Aechtheit dieſer Memoiren iſt freilich ſehr zweifelhaft, da ſie an ſehr vielen Stellen nur aus dem Journal des mémoires de Bachaumont ausgeſchrieben ſind, welches in den Jahren 1761—1781 in Paris erſchien. Ausführlich iſt dies im Januarſtück des Quarterly Review vom J. 1833 nachgewieſen.

**) Georgel T. II. p. 77. 153. Beſenval T. III. p. 131.

***) Memoiren Ludwigs XVIII. a. a. O. S. 287 f.

†) Georgel T. II. p. 87—89. 99—101. Vergl. damit Bertrand de Molleville 395.

Wie zerſchmettert auch immer der Cardinal durch die überraſchende Erklärung des Juweliers war, ſo erhob er ſich doch bald wieder zu beſſern Hoffnungen. Er beſaß ja die eigenhändigen Briefe der Monarchin, mit eigenen Augen hatte er die Königin im Garten zu Verſailles geſehen, ſie hatte ihm ſo eben erſt achttauſend Thaler überſchickt. Und dann — ſollten dieſe Umſtände Täuſchung ſein, ſo ließ ſich doch nicht denken, daß die wichtige Rückſicht für die Ehre der Monarchin ihr je geſtatten werde, ſtreng und öffentlich zu verfahren.

Die La Motte befand ſich zu Bar-ſur-Aube, ihrem Geburtsorte, als die letzte Unterredung des Cardinals mit Böhmer erfolgte. Als ſie zurückkam, erfuhr ſie, was ſich mittlerweile zugetragen hatte. Schnell iſt ihr Entſchluß gefaßt. In der Nacht ſtürzt ſie entſtellt und in Thränen ſchwimmend in das Zimmer des Prinzen, ſie verkündet ihm, daß ſie ſo eben von Verſailles komme, wo ſie der Königin auf das Lebhafteſte die Noth der Juweliere, die Verlegenheit des Cardinals und die dringende Nothwendigkeit vorgeſtellt habe, denſelben ſchleunigſt zu unterſtützen, wenn nicht der ärgerlichſte Proceß daraus entſtehen ſollte. Da habe die Monarchin endlich den ſchrecklichen Ausſpruch gethan, daß ſie zu ihrer eigenen Rettung den Empfang des Halsbandes, ihre Unterſchrift, kurz Alles, was geſchehen ſei, leugnen werde. Sie würde zu ihrer Rettung ſelbſt den Cardinal und die La Motte aufopfern. Jetzt, ſetzt ſie hinzu, werde der Cardinal doch wohl ſehen, daß ſie keine Betrügerin ſei. Denn er hatte ſie allerdings beſchuldigt, ihn auf eine grauſame Weiſe zum beſten gehabt zu haben. Eine ſolche Offenherzigkeit von ihrer Seite mußte jedes Mißtrauen in ihm erſticken, er behält die geängſtigte Freundin, die in ihrem Hauſe verhaftet zu werden fürchtet, vier und zwanzig Stunden in ſeinem Palaſte und läßt ſie alsdann durch ſichere Leute in der Nacht in ihre Wohnung geleiten. Hier angelangt, vernichtete ſie Alles, was ihr hätte nachtheilig ſein können und begab ſich ſodann mit ihrem Manne und Villette nach Bar-ſur-Aube, wo die nöthigen Anſtalten zu ihrer Flucht aus Frankreich ſchleunigſt beendigt werden ſollten. Der Cardinal hielt ſich noch immer durch das, was er von der Königin in Händen hatte, hinlänglich gegen Gewaltſtreiche geſichert *).

Am 15. Auguſt, als am Tag eder Himmelfahrt Mariä, war der ganze Hof zu einem feierlichen Gottesdienſte verſammelt, der Cardinal Rohan, in allem Schmucke ſeiner prieſterlichen Würde, harrte mit den Uebrigen auf den König, um ſodann den feierlichen Zug in die Meſſe zu beginnen. Da wurde er um zehn Uhr in das Cabinet des Königs berufen, wo ſich auch die Königin befand, außer ihr die Miniſter von Vergennes und Breteuil und der Großſiegelbewahrer von Mirosmenil. „Sie haben," fragt ihn der König, „Diamanten von Böhmer gekauft?" — „Ja, Sire." — „Was haben Sie damit gemacht?" — „Ich habe geglaubt, daß ſie Ihro Maj. der Königin übergeben wären." — „Wer hat Ihnen den Auftrag dazu gegeben?" — „Eine Dame, die Gräfin La Motte-Valois, die mir einen Brief von Ihro Majeſtät vorgelegt hat, ſo daß ich glaubte, eine Ihro Majeſtät angenehme Sache zu thun, wenn ich mich mit dieſem Auftrage befaßte." Hier unterbrach ihn die Königin mit den Worten: „Aber, wie haben Sie, mein Herr, nur glauben können, daß ich, die ich ſeit acht Jahren kein Wort mit Ihnen geſprochen habe, gerade Sie zu einem ſolchen Auftrage wählen würde und noch dazu durch die Vermittelung eines ſolchen Weibes." — „Ich ſehe wohl," erwiederte der Cardinal," daß ich betrogen worden bin, ich werde das Halsband bezahlen. Der Wunſch, Ew. Majeſtät zu gefallen, hat mich verblendet, ich habe daher die Betrügerei nicht bemerkt und beklage dies jetzt." Hierauf nahm er aus einer Brieftaſche den angeblichen Brief der Königin, und zeigte ihn dem König. Der König betrachtete ihn und ſagte: „Das iſt weder die Hand der Königin, noch ihre Unterſchrift. Wie konnte auch ein Prinz aus dem Hauſe Rohan und ein Großalmoſenier von Frankreich glauben, daß die Königin ſich Marie Antoinette de France unterzeichnen würde." (Dieß hieße nach franzöſiſcher Hofſprache:

---

*) Georgel 96—99. 107. 148 f. 150. 151. 158. Memoire der La Motte 95.

Marie Antoinette, geborne Prinzeſſin von Frankreich.) Hierauf fuhr der König fort, indem er dem Cardinal eine Abſchrift ſeines Briefes an Böhmer zeigte: „haben Sie einen ſolchen Brief geſchrieben?" Der Cardinal antwortete zuerſt, daß er ſich nicht erinnern könnte, fügte jedoch hinzu, daß er ihn mit ſeiner Unterſchrift anerkennen würde. „Nun ſo erklären Sie mir doch," ſprach der König weiter, „alle dieſe Räthſel. Ich wünſche ja nicht Sie ſchuldig zu finden: ich erwarte Ihre Rechtfertigung. Sagen Sie mir, was bedeuten alle dieſe Verſprechungen, dieſe Schritte bei Böhmer, dieſe Briefe?" Da erbleichte der Cardinal und mußte ſich an einen Tiſch ſtützen. Endlich ſagte er mühſam, daß er zu verwirrt ſei, um antworten zu können. „Kommen Sie wieder zu ſich, Herr Cardinal," ſprach der König, „begeben Sie ſich in mein Cabinet und ſchreiben Sie auf, was Sie mir zu ſagen haben." Der Cardinal entfernte ſich und kam nach einer Viertelſtunde mit einigen Zeilen zurück, die aber ſo wenig deutlich waren, als ſeine mündliche Ausſage, worauf ihm der König ſagte: „entfernen Sie ſich, mein Herr!"

In der oben erzählten Weiſe berichten die Anhänger der Königin, wie Madame Campan und der Marquis von Beſenval, dies Alles aus ihrem Munde vernommen zu haben *) Der letztere ſetzt noch hinzu, daß der König dem Cardinal, ehe er das Cabinet verließ, geſagt habe: „ich mache Ihnen bekannt, daß ich Sie werde verhaften laſſen." — „Ach, Sire," rief der Cardinal aus, „ich werde ſtets den Befehlen Ihrer Maj. gehorchen, aber geruhen Sie nur, mir den Schmerz zu erſparen, daß ich vor den Augen des ganzen Hofes in meinen prieſterlichen Kleidern verhäftet werde." — „Es muß aber ſo ſein," entgegnete der König.

Etwas abweichend hiervon iſt der Bericht des Abbé Georgel, des eifrigſten Anhängers des Cardinals **). Nach ihm antwortete der Cardinal dem Monarchen in Gegenwart der Königin und ohne auf ihre Einrede zu achten, mit Beſtimmtheit in Wort und Blick, daß die Königin ihm den Auftrag zum Ankaufe des Halsbandes gegeben habe, und daß ihre ſchriftliche Genehmigung der Bedingungen ſich als unwiderleglicher Beweis in ſeinen Händen befinde. Die Monarchin ſoll bei dieſem Uebermaß von Kränkung in Thränen ausgebrochen ſein, und der König ihn darauf gebeten haben, das Zimmer zu verlaſſen. Ich will hierbei nur darauf aufmerkſam machen, daß der Cardinal, wie wir gleich ſehn werden, keine Gelegenheit hatte, ſich ſeinen Vertrauteſten ſofort mitzutheilen, alſo auch Georgel dies nur ſpät und erſt durch die dritte, vierte Hand erfahren konnte, während die Königin ſogleich ſich über dieſe Scene gegen ihre Vertrauten auszuſprechen im Stande war. Auch hat für uns die Campanſche Erzählung genug innere Glaubwürdigkeit, beſonders in der Art und Weiſe, wie ſie den König ſich dabei benehmen läßt.

---

*) Campan 367—370 und 1055—1057. Beſenval 125—127.

**) p. 102. 103.

Während der Cardinal das königliche Cabinet verlaſſen hatte, rieth der Miniſter Vergennes zur Mäßigung und Geheimhaltung des ganzen verdrießlichen Handels. Aber der König vermochte nicht, den Thränen und Klagen ſeiner ſchönen Gemahlin und dem Rathe Breteuil's zu widerſtehen, und ſo erhielt der letztere den Befehl, die Verhaftung des Cardinals zu beſorgen. Der Cardinal ging noch in der Gallerie vor dem königlichen Cabinet auf und nieder, als plötzlich Breteuil erſchien und mit lauter Stimme rief: „Arretez le cardinal de Rohan!" worauf ein Gardeofficier ſofort an ihn herantrat und ihm dieſen Befehl wiederholte. Das geſchah vor den Augen des ganzen Hofes und in Gegenwart vieler Bewohner von Verſailles. Ein junger Officier — ſein Name wird Jouffroy-d'Agoult genannt — erhält den Befehl, den Cardinal in ſeinen Gemächern zu bewachen, bis er nach Paris gebracht wird. Auf dem Wege nach ſeiner Wohnung begegnet er einem vertrauten Kammerdiener. Er wendet ſich an den Officier mit der Bitte, ihm einen Bleiſtift zu leihen, da er dieſem Diener einige nöthige Aufträge zu geben habe. Der Officier giebt ihm den Bleiſtift und wartet geduldig, bis der Cardinal dies gethan und dem Diener den Zettel übergeben hat. Der Diener aber enteilt ſofort im ſchnellſten Galopp nach Paris und übergiebt dem General-Vicar Georgel im Cardinalspalaſt den Zettel. Sein Inhalt war kein anderer als der, die ganze Correſpondenz mit der La Motte zu verbrennen *). Ganz anders erzählt dies Georgel ſelbſt **). Als nämlich der Cardinal abgeführt ward, ſo blieb er plötzlich, das Geſicht nach der Mauer zu gekehrt, ſtehen, als wolle er ſich ein ihm aufgegangenes Knieband befeſtigen oder einen Schuh feſter ſchnallen. Unter dieſem Vorwande wußte er raſch einen Bleiſtift zu ergreifen und auf ein Stückchen Papier, das er unter ſeinen Kleidern hervornahm oder in ſeiner rothen Cardinalsmütze verborgen hatte, einige Worte zu ſchreiben, wobei ihm die erwähnte Mütze zur Unterlage diente. Nach Beendigung dieſes Geſchäfts ſetzte er ſeinen Weg fort. Als er nun in ſeine Wohnung kam, waren ſeine Leute, wie gewöhnlich, zu beiden Seiten aufgeſtellt, wo er dann das Papier in die Hand ſeines vertrauten Dieners gleiten ließ, der ſich damit ſofort auf den Weg nach Paris machte. Er ſelbſt habe zwar, ſo ſetzt er hinzu, bis dahin keines der Geheimniſſe mit Caglioſtro und der La Motte gekannt: dagegen habe der Bote den Ort gewußt, wo die Briefe der Königin und andere gefährdende Papiere lagen. Wir überlaſſen es einem Jeden, welche Erzählung er für die wahrſcheinlichere halten wolle, uns aber erſcheint es weit glaublicher, daß ein junger Officier, der ſehr über den Befehl, einen der erſten Männer des Hofes zu verhaften, betroffen war, ihm einen Bleiſtift darreichte, da ihm dies ja nicht verboten war ***), als daß der

---

*) Campan 370. 1057. Abweichend iſt Beſenval's Bericht p. 128; die Erzählung Ludwig's XVIII. (S. 292) nähert ſich mehr der Darſtellung Georgel's. Von Beſenval iſt es charakteriſtiſch, daß er den argen Verſtoß gegen die Hoforbnung rügt, der bei dieſer Gelegenheit begangen worden iſt. Le ministre, ſagt er, n'avait aucun ordre à donner à un officier des Gardes: c'étoit au capitaine des Gardes de quartier: mais aucun des quatres capitaines des Gardes ne réclama.

**) p. 104. 105. 106 f. 113—117. 151. Bertrand de Molleville 392. 393.

***) M. ſ. eine Stelle aus der correspondance secrète de Louis XVI. in den Anmerkungen des franzöſiſchen Herausgebers der Campan'ſchen Memoiren z. d. St. p. 370.

Cardinal in dieſer gebückten Stellung und angethan mit den ſchweren Meßgewändern ein ſolches Billet habe ſchreiben können. Auch müßte erſt noch gezeigt werden, daß das reihenweiſe Aufſtellen der Dienerſchaft des Cardinals eben ſowohl in Verſailles als in Paris Statt gefunden habe. Genug aber, die Papiere wurden bis auf zwei Briefe der Königin verbrannt, ehe die Siegel angelegt werden konnten, und die für die Unſchuld der Königin in dieſer Sache unſchätzbaren Documente gingen verloren.

Die öffentliche Art der Verhaftung des Cardinals und ſeine Abführung in die Baſtille, die noch an demſelben Abend erfolgte, erbitterte die Geiſtlichkeit und den hohen Adel zugleich, namentlich behaupteten die Erſteren, daß der Cardinal nur der geiſtlichen Gerichtsbarkeit unterworfen werden könne. Als die erſten Vernehmungen auf Befehl des Königs Statt gefunden hatten, geſtattete derſelbe dem Cardinal die Wahl, ob er ſich dem Ausſpruche ſeiner Gnade unterwerfen wolle oder ob er die gerichtliche Unterſuchung und den Spruch des Pariſer Parlaments zu erwarten vorzöge. Noch immer in der feſten Ueberzeugung, nach den Befehlen der Königin gehandelt zu haben, wählte der Cardinal das Letztere.

Unmittelbar nach ſeiner Verhaftung waren auch Caglioſtro und die La Motte ergriffen worden, die Letztere in Bar-ſur-Aube, von wo ſie in die Baſtille gebracht wurde. Auch Mademoiſelle Oliva wurde eingezogen. Dagegen entkamen der Graf La Motte und Villette, weil der Befehl zu ihrer Verhaftung zu ſpät ertheilt worden war. *)

Und ſo begann denn im Auguſt 1785 der merkwürdige Halsband-Prozeß, der durch ſeine Länge nicht weniger außerordentlich war, als durch die damals ganz neue Erſcheinung, einen König als Kläger gegen einen ſeiner Unterthanen auftreten zu ſehen. Denn im Namen des Monarchen war eine förmliche Klage über beleidigende Vergehungen des Cardinals und der La Motte gegen ſeine Gemahlin bei dem Parlamente in

---

*) Georgel 122—130. Beſenval 132.

Paris anhängig gemacht worden. Freilich war Marie Antoinette als Frau und Königin am meiſten beleidigt, ihre Ehre namentlich durch das Vorgeben Rohan's, mit ihr im Garten zu Verſailles eine nächtliche Zuſammenkunft gehabt zu haben, empfindlich gekränkt, und der Verdacht, ein Weib, wie die La Motte war, mit ihrem Vertrauen beehrt zu haben, mit ihrer Würde ganz unverträglich. Auf der andern Seite vergaß ſie dagegen in Erwägung zu ziehen, wie es für ihre königliche Würde nicht weniger nachtheilig war, in einem ſo ärgerlichen Prozeſſe ſo öffentlich genannt zu werden, und wie begierig ihre Feinde dieſe Gelegenheit zu neuen Verläumdungen aufgreifen und benutzen würden. Ein Ausſpruch königlicher Gnade oder eine Beſtrafung des Cardinals wegen ſeines eines hohen Geiſtlichen ganz unwürdigen Betragens (wie ſie ſpäterhin Statt fand) hätte die ganze Angelegenheit vielleicht auf das Beſte und Schnellſte beigelegt. Freilich darf dabei auch nicht außer Acht gelaſſen werden, daß es faſt unmöglich geweſen wäre, die Sache des Cardinals ganz von der Sache der Gräfin La Motte zu trennen.

Da es nun zu weit führen würde, den Gang des verwickelten Prozeſſes zu ſchildern, ſo wollen wir nur die Hauptmomente hervorheben, auch nicht auf die Bemerkungen der Schriftſteller eingehen, welche die Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit der franzöſiſchen Magiſtratur bei dieſem Prozeſſe verdächtig zu machen geſucht haben *). Der Cardinal zuvörderſt, ohne Ahnung des Betrugs, konnte zu ſeiner Rechtfertigung nichts anführen, als die von der La Motte zugeſtellten Befehle der Königin, die von ihr genehmigten Bedingungen des Kaufes, die Auslieferung des Schmuckes in der Gräfin Gegenwart an einen Dritten, den ſie kennen mußte, endlich die durch ihre Hand an ihn gelangte Abſchlagszahlung. Dieß Alles läugnete die La Motte: ſie gab zwar zu, den Prinzen auf das Halsband auf-

---

*) Die Hauptpuncte hat von Schütz a. a. O. S. 58—63. kurz, aber ſehr überſichtlich nach Georgel herausgehoben. Der königliche Befehl zur Einleitung des Prozeſſes ſteht in den Campan'ſchen Memoiren 375 f.

merkſam gemacht zu haben, doch nicht, um es für die Königin zu kaufen. Auch ſei der Kauf, ſo viel ſie wiſſe, *nur in ſeinem Namen* abgeſchloſſen, und der Schmuck *ihm allein* ausgeliefert worden. Da der einzige Zeuge, auf den ſich der Cardinal gegen die Königin berufen konnte, ſo ſprach, ſo verzweifelten ſeine Vertheidiger und ſeine Verwandten ſelbſt an der Möglichkeit, ihn zu retten. In dieſer Noth hörte Georgel von einem Pater Loth, der geneigt ſey, dem Prinzen Rohan mit wichtigen Entdeckungen beizuſtehen. Dieſer Pater Loth iſt ein alter Bekannter der Gräfin, er weiß um den Betrug der Oliva in den Gärten von Verſailles, um die Unterzeichnung der Kaufbedingungen durch Villette, ja es iſt ihm auch bekannt, daß der Graf La Motte nach England gereiſt ſei, um die Juwelen zu veräußern. Indem man dieſe günſtigen Anzeichen benutzte, gelang es auch, die Juweliere in London auszumitteln, an welche der Graf La Motte faſt alle großen Steine des Halsbandes verkauft hatte, wobei ſich beſonders der junge Ramond aus dem Gefolge des Cardinals ſehr thätig bewies. Er ging ſelbſt nach England, folgte den Betrügern in die niedrigſten Höhlen des Laſters, und war ſo glücklich, den Verkauf der Diamanten in England nachzuweiſen. Dieß rettete den Cardinal von dem beſchimpfendſten Theile der Anklage. Hierdurch, ſo wie durch die Zeugniſſe der Oliva und des Villette, deſſen Auslieferung im Auslande bewerkſtelligt war, wurden dem Gerichte folgende vier Puncte bewieſen: Erſtens, dem Cardinal iſt vorſätzlich der Glaube beigebracht, er kaufe das Halsband für die Königin. Zweitens, die La Motte hat den Villette bewogen, die Genehmigung und den Namen der Königin zu den Kaufbedingungen zu ſetzen. Drittens, die Gräfin hat das Halsband erhalten, um es der Königin auszuliefern. Viertens, die Scene im Garten zu Verſailles und andere verbrecheriſche Intriguen haben den Cardinal nur in ſeinem Irrthume beſtärken ſollen *).

---

*) Georgel 147—149. 151. 155—159. 170—172. 188—189. 196. 162. 157. 176—178. Ueber Ramond's Antheil ſ. die Nachrichten in den Zeitgenoſſen Nr. XIX. (neue Reihe) S. 88 f.

Als dieß Alles der La Motte vorgelegt war, erklärte ſie nun, ohne Schonung Alles geſtehen zu wollen. Der Cardinal habe nämlich den Schmuck mit der beſtimmten Abſicht gekauft, ſich den Erlös zuzueignen. Deshalb ſei ihr Gatte nach England geſchickt worden, um die beſten Steine für Rechnung des Prinzen zu veräußern. Die bedeutenden Geldſummen und den Theil der Diamanten, den man bei ihr gefunden habe, verdanke ſie der Großmuth des Cardinals oder vielmehr dem Intereſſe deſſelben für ihre Perſon. Die Scene mit der Oliva, ſo wie auch die falſche Unterſchrift des Villette wären bloße Erfindungen des Schwärmers Caglioſtro: überhaupt hätte ſie nie eine Verbindung mit der Königin vorgegeben. Da die La Motte dieß ſo beſtimmt abläugnete, ſo ließen auch der Prinz und Villette den für ſie allerdings am meiſten gefährdenden Briefwechſel mit der Königin ganz unerwähnt. Der Prinz war nämlich durch die Verſicherung des Pater Loth, daß die La Motte vor ihrer letzten Abreiſe von Paris die ganze Sammlung der Briefe vernichtet habe, beruhigt worden, und Villette erklärte, daß er mit ſeiner gewöhnlichen feinen Handſchrift zu den Kaufbedingungen bloß die Genehmigung der Königin als Abſchrift von einem andern Exemplare geſetzt habe. Es muß alſo wohl bemerkt werden, daß gerade die Unterſchrift der Königin als das wichtigſte Mittel, deſſen man ſich bedient hatte, um den Cardinal zu täuſchen, zur Zeit des Prozeſſes unbekannt geblieben iſt. Der Gerichtshof ſprach bloß über die einzelnen klar erwieſenen Thatſachen. *)

Während der langen Dauer dieſes Prozeſſes, der durch die Gerichtsferien verzögert, bis zum Mai 1786, alſo faſt ein ganzes Jahr, währte, offenbarte ſich die Neigung, das verworrene Dunkel dieſer Begebenheit aufzuklären, in vielen Denk- und Flugſchriften. Aber faſt in allen zeigte ſich das lebhafteſte Intereſſe für die Sache des Cardinals und Unwille gegen den

---

*) Georgel 158. 184. 199. vergl. mit den Bemerkungen K. C. Schmid's im Hermes XXIV, 212.

Hof, namentlich große Leidenſchaftlichkeit gegen die verhaßte Monarchin. Einer ihrer wärmſten Anhänger bemerkt ſehr richtig *), daß man nur die Gelegenheit ergriffen habe, um dem Haſſe gegen die Königin Luft zu machen. Denn wie hätte man ſie ſonſt wohl eines ſolchen Gaunerſtreiches beſchuldigen können, da das Halsband für ſie doch nur Werth haben konnte, wenn ſie es trug, und es doch ganz unwahrſcheinlich war, daß ſie es würde im Kaſten eingeſchloſſen haben. Unter allen ſchändlichen Behauptungen, welche von den Feinden der Monarchin ausgingen, iſt die ſchändlichſte, daß dieſelbe ſo weit gegangen ſey, der La Motte gänzliche Strafloſigkeit zuzuſichern, wenn ſie durch falſches Zeugniß den Cardinal verderben wolle. Selbſt Georgel, der Feind der Königin, nennt dieß die abſcheulichſte Läſterung, die nie ſeine Feder beſudelt haben würde, hätte ſie nicht leider Glauben und Vertheidiger gefunden. Durch alle dieſe Umſtände waren übrigens Theilnahme und Mitleid für den Cardinal auf das Höchſte geſpannt, als das Parlament im Mai 1786 vom Könige Befehl erhielt, die Sache ſchnell zu beendigen. **)

Am 30. Mai wurden die Angeklagten zum letzten Male vor die Schranken geführt. Die La Motte war die Erſte, wie immer, ſehr ſorgfältig und mit Geſchmack gekleidet, trotzig in Blick und Haltung. Doch verließ ſie ihr Muth, als der Diener des Gerichts ihr befahl, auf dem kleinen hölzernen Stuhle (Sellette***) Platz zu nehmen. Sie gehorchte erſt dem zweiten Befehle, wußte ſich aber dann nach zwei Minuten ſo zurechtzuſetzen und ſoviel Ruhe zu zeigen, als befände ſie ſich in ihrem eignen Zimmer. Auf die Frage: ob ſie noch etwas zu ihrer

---

*) Beſenval 134 — 138.

**) Georgel 132. 175—176. 197. 190, 191. 153. 203.

***) Sobald nämlich der Anwald des Königs auf Leibesſtrafe antragen konnte, mußte der Beſchuldigte während des letzten Verhörs auf der Sellette ſitzen. Wurde er dann auch freigeſprochen, ſo blieb doch das Andenken an dieſen als ſchändend betrachteten Platz. M. ſ. die Encyclopédie, Art. Sellette. Im Jahre 1789 ward dieſer Gebrauch zugleich mit dem der Question préalable (der peinlichen Frage nach Mitſchuldigen) durch ein königliches Edict aufgehoben.

Vertheidigung vorzubringen habe, ſprach ſie lange Zeit mit vieler Geiſtesgegenwart zur Verwunderung der Richter, die ſie freilich nicht überzeugen konnte. Als nun nach ihrer Entfernung der Stuhl für die armen Sünder weggenommen war, befahl der Präſident, den Cardinal hereinzuführen. Er erſchien in dem langen prieſterlichen, violettfarbenen Gewande (wie es die Trauerkleidung der Cardinäle iſt), mit der rothen Calotte, mit rothen Strümpfen und mit allen ſeinen Orden geſchmückt, doch ſichtlich blaß und entmuthigt. Erſt als ihm der Präſident freigeſtellt hatte, ob er ſich nicht ſetzen wollte, gewann er neuen Muth und ſprach eine halbe Stunde lang mit Kraft und Würde gegen das ganze, wider ihn eingeleitete Verfahren des Gerichtshofes. Als er ſich entfernte, erwiederten alle Richter ſeinen Gruß und erhoben ſich von ihren Plätzen. *)

Am folgenden Tage (31. Mai) verſammelte ſich das Parlament früh um fünf Uhr, an der Zahl funfzig Richter. Die Berathung dauerte mit Ausſchluß von anderthalb Stunden den ganzen Tag hindurch, wo der Beſchluß (arrêt) von der Treppe des Juſtizpalaſtes herab um neun Uhr öffentlich bekannt gemacht wurde. Seit zwei Tagen war es, wie ein gerade damals in Paris anweſender Reiſender erzählt **), die Unterhaltung in allen Kaffeehäuſern und öffentlichen Orten geweſen. Man glaubte allgemein, daß der Cardinal werde aller ſeiner Ehrenämter für verluſtig erklärt werden. Um ſo erfreuter ſchien das Volk über die Entſcheidung zu ſeyn. Der Cardinal war nämlich durch eine Mehrheit von zehn Stimmen für vollkommen gerechtfertigt gegen alle Beſchuldigungen der Anklage erklärt und alſo freigeſprochen. Zur Bezahlung des Halsbandes hatte ſich derſelbe gleich zu Anfange des Prozeſſes verſtanden und die Juweliere zur Sicherheit auf ſeine Einkünfte angewieſen. Dagegen wurde der La Motte Staupenſchlag, Brandmarkung auf beiden Schultern mit dem Buchſtaben V (Voleuse) und lebenslängliche Haft zuerkannt; ihr Mann ward in Abweſenheit zu den Galeeren verdammt, Villette mit lebenslänglicher Landesverweiſung beſtraft (die ihn am meiſten drückende Anklage, daß er das Käſtchen mit dem Halsbande abgeholt habe, konnte ihm im Prozeſſe nicht bewieſen werden), Caglioſtro verurtheilt, binnen drei Wochen das Königreich zu verlaſſen, die Oliva erhielt ihre Freiheit ohne Strafe. Der freudige Jubel einer ungeheuern Volksmenge begleitete die Losſprechung des Cardinals, der Ausruf: **vive le Cardinal!** ließ ſich häufig hören. Wie im Triumphe geleitete ihn dieſelbe Volksmenge aus der Baſtille, als der Befehl vom Hofe gekommen war, ihn freizugeben, nach ſeinem Palaſte, ſo daß man leicht die Stimmung im Volke gegen die Königin wahrnehmen konnte. *)

---

*) Wir entnehmen dieſe und die folgenden Details aus den Eclaircissements historiques hinter den Campan'ſchen Memoiren p. 1251—1265.

**) Heinr. Storch in ſeinen Bemerkungen auf einer Reiſe durch Frankreich. S. 60 f.

Der Schmerz der Königin über dieſen Ausgang des Prozeſſes war unbeſchreiblich. Sie betrachtete die Freiſprechung nicht als ein Ergebniß unparteiiſcher, gerichtlicher Unterſuchung, ſondern als eine Wirkung der Intrigue, als einen Sieg, den der hohe Adel über das königliche Haus davongetragen hatte. „Kommen Sie nur,“ ſagte ſie zur Frau von Campan **), „und beklagen Sie Ihre tiefgekränkte Königin, die ein Opfer der Ungerechtigkeit und Cabale geworden iſt. Sie aber beklage ich als Franzöſin. Wenn ich keine billigen Richter in einer Sache finden konnte, die meinen Charakter gefährdete, was können Sie in einem Prozeſſe hoffen, wo Ihr Vermögen und Ihre Ehre zugleich angegriffen iſt.“ Der König trat hierauf hinzu und bedeutete Madame Campan, daß die Königin genügende Urſache zu tiefer Betrübniß habe. „Aber jene,“ ſetzte er hinzu, „haben in dieſem Prozeſſe nur den Cardinal Rohan und den Fürſten Rohan ſchonen wollen, während er doch nichts iſt, als ein armſeliger Menſch, der Geld bedarf (un besogneux d'argent), und das Ganze nichts war, als ein Hilfsmittel, um eine Unternehmung zu machen, deren Gewinn die Koſten deckt, trotz dem der Cardinal ſelbſt betrogen worden iſt. Man braucht wahrlich kein Alexander zu ſein, um dieſen gordiſchen Knoten zu zerhauen.“ Uebrigens erſcheint bei ruhiger Ueberlegung die Losſprechung des Cardinals — vorausgeſetzt, daß reine Ueberzeugung der Richtenden vorwaltete — ganz natürlich. So ſehr er die der Monarchin ſchuldige Achtung mit unbegreiflicher Unbeſonnenheit verletzt hatte, ſo war doch etwas eigentlich juridiſch Strafbares nicht anzutreffen, und die Seite, von welcher der Cardinal allenfalls hätte bürgerlich ſtrafbar ſeyn können, die Beabſichtigung eines unerlaubten Verhältniſſes mit der Monarchin, konnte offenbar von dem Gerichte gar nicht berührt werden.

---

*) Georgel 203—206. Beſenval 136. Soulavie's Mémoir. T. VI. p. 73.

**) Campan 381.

Je größer die Freude über die Freiſprechung des Cardinals in Paris geweſen war, um ſo lauter ſprach ſich das Mißfallen aus, als am folgenden Tage ein königlicher Befehl den Cardinal aufforderte, ſeine Stelle als Groß-Almoſenier von Frankreich niederzulegen, das blaue Band (den heil. Geiſtorden) abzugeben und ſich ſofort in ſeine Abtei Chaiſe-Dieu in den Bergen von Auvergne zu verfügen. Jetzt richtete Ludwig XVI. in ſeiner eigenen Sache, und das eines Geiſtlichen ſo ganz unwürdige Betragen konnte nicht ungeahndet bleiben. Seine Verbindungen mit einem vorgeblichen Geiſterſeher, wie Caglioſtro, ſeine Intrigue mit der La Motte, ſeine am Tage liegende Abſicht, ſich der Königin in unerlaubter Vertraulichkeit zu nähern, hätte wohl noch eine ſchärfere Beſtrafung verdient, als die war, den Hof zu meiden.*) Daß Viele alſo die Verbannung des Cardinals eine Tyrannei und einen Act willkührlichen Deſpotismus nennen konnten, war nur eine Folge davon, daß die

---

*) Georgel 137 f. 206—207. Beſenval 137—139. von Schüz 64. Schmid im Hermes XXV. 87. Es iſt demnach falſch, wenn Schloſſer (Geſchichte des achtzehnten Jahrh. II. sq.) ſagt: „Der Cardinal ward zwar gerichtlich freigeſprochen, er ward aber hernach dennoch vom Könige verurtheilt.“

Gewalten überhaupt in Frankreich nicht verfaſſungsmäßig beſtimmt und geſondert waren. Der Cardinal erhielt übrigens bald nachher die Erlaubniß, ſich in ſeine Abtei Marmoutier in Touraine zu begeben, von wo er nach einiger Zeit ſein ſchönes Schloß zu Saverne im Elſaß bezog. Von ſeinen weitern Schickſalen iſt uns Nichts bekannt geworden. Indeß hat ſein Name jedenfalls die traurigſte Berühmtheit unter den drei Rohans des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Denn Prinz Ferdinand ſtand im Jahre 1789 an der Spitze der Empörer zu Lüttich und ward 1791 durch die öſtreichiſchen Truppen von ſeinem uſurpirten Biſchofsſtuhle verjagt. Dann wechſelte er die Farbe und ließ ſich 1805 von Napoleon zum Almoſenier ernennen. Der andere Rohan, der Prinz von Rohan-Guéméné nahm nicht Anſtand, einen Banquerout von 36 Millionen zu erklären und ward daher vom Dichter Lebrün als ein escroc sérénissime angeredet. Und im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1832, erſchien wiederum ein Fürſt aus dem Hauſe Rohan in einem ſehr zweideutigen Lichte, als der plötzliche und unnatürliche Tod des bejahrten Prinzen von Bourbon-Condé am 26. Auguſt einen Erbſchafts-Prozeß veranlaßt hatte, der in mehr als einer Rückſicht das Andenken des berüchtigten Halsband-Prozeſſes in Frankreich zurückzurufen geeignet war. Wie im Jahre 1785 der Name einer Königin von Frankreich in dem Halsband-Prozeſſe genannt wurde, ſo ward im Jahre 1832 in den Erbſchafts-Prozeß der Familie Rohan der König der Franzoſen, Ludwig Philipp, auf die für ihn unangenehmſte Weiſe verflochten, und ſelbſt die lauteſten Anhänger des Hauſes Orleans glaubten damals ſchweigen zu müſſen, denn ſtatt Gauner und Namensverfälſchung war hier von Erbſchleicherei und Meuchelmord die Rede. Es war, als hörte man die Schlangen der Eumeniden ziſchen und als wollten die ſtrengen Göttinnen keinen Unterſchied machen zwiſchen der ältern und jüngern Linie des Hauſes Bourbon. —

Als die Gräfin ihr Urtheil vernahm, gerieth ſie in eine faſt wahnſinnige Wuth, die ſich noch ſteigerte, als die Strafe an ihr im Hofe des Juſtizpalaſtes vollzogen wurde und die Kräfte der Gefangenwärter kaum hinreichten, an ihr die Brandmarkung vorzunehmen. Raſendes Geheul, lautes Weinen, Beißen und Kratzen, die furchtbarſten Schmähungen gegen die Königin und den Miniſter Breteuil, Alles wechſelte mit einander ab, ja ſie konnte kaum, als ſie in das Gefängniß de Salpetriere zurückgebracht war, verhindert werden, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen *). Nach wenigen Monaten entkam ſie auf unbekannte Weiſe zu ihrem Gatten nach England, und ſogleich ward der böſe Wille wieder rege und beſchuldigte die Königin, dieſe Flucht begünſtiget zu haben. Von hier aus drohte ſie mit der Herausgabe einer Denkſchrift, die alle Geheimniſſe des Hofes aufdecken und die Königin, ſo wie den Baron Breteuil vor ganz Europa im nachtheiligſten Lichte darſtellen ſollte. Der franzöſiſche Hof wünſchte dieſe Schrift unterdrückt zu ſehen, gewiß nicht, weil die Königin darin als ſchuldbeladen erſcheinen müßte, ſondern weil die La Motte unſtreitig Nichts verſchonen, und Dinge ſagen würde, die, trotz ihrer handgreiflichen Falſchheit, in vielen Gemüthern Eingang finden könnten **). Aber die eigentlichen Gründe ſind unbekannt geblieben, die den Hof vermochten, der La Motte das Manuſcript ihrer Memoiren um eine bedeutende Geldſumme abzukaufen ***). Späterhin erſchien die Schrift dennoch im Druck. Ihr Inhalt iſt ein unſinniges Gemiſch handgreiflicher Lügen, wie unter Anderm darin behauptet wird, die Königin habe die Diamanten wirklich erhalten. Außerdem aber ſtarrt die Schrift von ſo niedrigen Schmähungen und giftigen Verläumdungen, daß ſie nur Abſcheu gegen ihre Verfaſſer erwecken kann, aber auf der andern Seite ganz geeignet iſt, eine rohe Menge in Bewegung zu bringen. Daher ließ auch der jacobiniſche National-Convent ſie im Jahre 1792 — im erſten Jahre der franzöſiſchen Republik — wieder neu abdrucken, nachdem die frühere Auflage größtentheils auf Befehl Ludwig **XVI.** vernichtet war, und der Fleiſcher Le Gendre, einer der wüthendſten Jacobiner, hatte die Rohheit, der unglücklichen Marie Antoinette, als ſie in der harten, einer Fürſtin ſo ganz unwürdigen Gefangenſchaft des Tempels gehalten wurde, ein Exemplar dieſer Schrift zur Lectüre in den Kerker zu ſchicken. Eine kurze Darlegung des Inhalts würde uns jetzt zu weit führen, obgleich gerade in ihr die beſte Widerlegung aller jener Schmähungen liegt, durch welche die ſchuldloſe Königin zu Grunde gerichtet werden ſollte. *)

---

*) Eclairciss. histor. 1000 f. 1263 f.

**) M. vergl. Campan Ch. 20. p. 595. Weniger wahrſcheinlich erſcheint ihre Bemerkung (Ch. 16. p. 486), daß Calonne das Manuſcript der La Motte mit beleidigenden Zuſätzen von Coblenz aus verſehen habe, obgleich Frau von Campan dieß bezeugen (attester) zu können verſichert.

***) Georgel 208. 209. Soulavie T. II. p. LXV. f.

Uebrigens entging die ränkeſüchtige Gräfin keineswegs dem rächenden Geſchicke. Als ſie an einem der rauſchenden, ſittenloſen Gelage ihres Gemahls in London Theil nahm, ſtürzte ſie unter den größten Ausgelaſſenheiten entweder ſelbſt, von berauſchenden Getränken überwältigt, aus dem drei Stockwerk hohen Zimmer auf die Straße, oder ward von den trunkenen Genoſſen des Mahls herabgeworfen. Hier ſtarb ſie eines zwar ſchnellen, aber doch höchſt jämmerlichen Todes. Die Juwelen, welche ſie von jenem Halsbande für ſich behalten hatte, ſollen, wie man ſich lange Zeit in Europa erzählt hat, durch eine ſonderbare Wanderung in den Brautſchmuck der Prinzeſſin Caroline von Wales gekommen ſein. *) Wir vermögen dieſe Sage weder zu beſtätigen noch zu widerlegen; jedenfalls kann ſie ernſte Betrachtungen über das Schickſal zweier Fürſtinnen erwecken, denen ein ſo freundliches Geſtirn am Morgen ihres Lebens lächelte, und die noch nicht auf die Mittagshöhe deſſelben gelangt waren, als ſie den bittern Kelch des Kummers ſchon ſo oft hatten leeren müſſen. Sonſt wollen wir die Parallele zwiſchen beiden Fürſtinnen nicht fortführen, da wir leicht deſſelben Irrthums angeklagt werden könnten, in den Lord Brougham auf ſeiner letzten Reiſe nach Frankreich verfallen iſt, als er ſeine Vertheidigung der Königin Caroline mit der Vertheidigung Marie Antoinette's durch ihren muthigen und beredten Anwald, Chauveau-Lagarde, verglich. —

---

*) Da uns die Schrift jetzt nicht mehr zur Hand iſt, ſo verweiſen wir auf den bündigen Auszug bei von Schütz 65—72. Wie zur Zeit des Erſcheinens der La Motte'ſchen Memoiren über ſie geurtheilt ward, kann aus folgendem Briefe des Grafen von Schmettau an Schlözer (in deſſen Biographie II. 162.) vom 29. November 1789 erſehen werden: „daß die La Motte ein ſchlechtes Menſch iſt, erhellt aus ihren eigenen Geſtändniſſen. Daß Alles in ihren Mémoires wahr iſt, kann kein vernünftiger Menſch glauben; daß aber Manches wahr iſt, kann ich glauben, da ich verſchiedene Acteurs der Comödie genau und perſönlich kenne. Man lieſt mit doppeltem Intereſſe, wenn das Buch von ſolchen Leuten handelt, und oft mit mehrerem Nutzen. Der Cardinal iſt von ſich eingenommen, iſt leichtgläubig, oberflächlich, leichtſinnig. Aber dabei edel, großmüthig, tapfer und kühn, wie es Wenige ſind, wohlthätig, menſchenliebend.“ Das letztere Urtheil iſt allerdings befremdend und findet ſich ſonſt nirgends beſtätigt. Eine Ueberſetzung des Lebens der La Motte wollte auch Thereſe Huber (m. ſ. Forſters Briefwechſel II. 373.) anfertigen, ohne jedoch den Plan zur Ausführung gebracht zu haben.

Für Marie Antoinette bezeichnet der Prozeß über das Halsband die Zeit, nach welcher die Verläumdung keine Gränze mehr kannte. „Die glücklichen Tage der Königin," ſagt Frau von Campan, „waren mit dieſer Zeit vorüber." Denn bis dahin war die allmächtige Gemahlin des Monarchen wohl des Mißbrauchs ihres Einfluſſes oder einzelner, ungerechter Handlungen angeklagt worden, von jetzt an aber entblödete man ſich nicht, ihr jedes Niedrige, jedes Schändliche und Unſittliche beizumeſſen. Von jetzt an erfuhr ſie in Frankreich nur Verläumdungen, Beſchimpfungen, wachſende Gefahren; drei Jahre ſpäter ſah ſie den Tod in der furchtbarſten Geſtalt vor ihren Augen, wieder drei Jahre ſpäter ſchmachtete ſie in Kerker und

---

*) St. James Chronicle Nr. 6045. vom 6. September 1796. Eine Garnitur koſtbarer Perlen, die einſt der Königin Marie Antoinette zugehört haben ſollen, verkaufte der Pariſer Juwelier Foncier im Jahre 1800 an Madame Joſephine Bonaparte. Wie dieſe in Gemeinſchaft mit Bourienne den erſten Conſul über dieſe Perlen zu täuſchen wußte, und wie man den Ankauf derſelben für 250,000 Francs ohne deſſen Vorwiſſen bewerkſtelligen konnte, hat Bourrienne ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten III. 177 f. (deutſche Ueberſ.) erzählt.

Ketten, und bald nachher fand ſie den gräßlichen Tod, den Tod der Verbrecher auf dem ehrloſen Karren und auf dem Blutgerüſte, im Angeſichte ihres königlichen Palaſtes, die erhabene Wohnung vor Augen, wo ſie herrſchte, wo ihre Kinder, die dereinſt zum Herrſchen beſtimmt ſchienen, aufwuchſen, die Stätte vor Augen, wo ſie lange vom Zauber der Macht, von den Traumbildern der Jugend, von großen Erwartungen umſchwebt worden war, auf demſelben Greve-Platze, der für die letzten vierzig Jahre Frankreichs das bedeutendſte geſchichtliche Document geworden iſt. Hatte ſie einen Theil dieſes Mißgeſchickes, wie es nicht leicht ein weibliches Weſen zu erdulden verurtheilt geweſen iſt, durch Leichtſinn und Unbeſonnenheit in frühern Jahren vielleicht ſelbſt verſchuldet, ſo fehlte ſie doch nur aus weiblichem Gebrechen, und ihr Tod hätte ihre Zeitgenoſſen, vor allen ihre Unterthanen, dann die Nachwelt mit ihr verſöhnen müſſen. Denn wie Melvil in Schiller's Maria Stuart, als er ſeiner Königin den Troſt ihrer Kirche bringt, ſie mit freundlich ernſter Rede entſündigt, ſo brauchen auch wir an unſrer Stelle ſeine Worte:

Blut kann verſöhnen, was das Blut verbrach!

Bücherſchau.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Enſe, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Siebenter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1836. 497 S.

Dieſes an trefflichen Beiträgen reiche Taſchenbuch iſt eine revue retrospective der Weltgeſchichte, es beſchäftigt ſich faſt ausſchließlich mit der Vergangenheit und ſteht in keinem Zuſammenhang mit der Geſchichte ſeiner Zeit. Von der Almanachsform, in die es ſich durch einen beſondern Willen des Herrn Herausgebers gekleidet ſieht, läßt es ſich auch nicht anfechten, der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit und Forſchung gewiſſe allgemeine Zugeſtändniſſe an die Form aufzuerlegen, ſondern der Redakteur, der ſich weder ein beſtimmtes Publikum denkt, noch irgend einen feſterwogenen Plan in der Verwaltung ſeines Geſchäfts zu befolgen ſcheint, läßt mit Gottvertrauen die allmächtige Laune des Schickſals für Zuſammenreihung von Beiträgen ſorgen. So trifft es ſich denn, daß in die charakterloſe Formation des ganzen Almanachs zuweilen gediegenes Edelgeſtein, wie diesmal wieder von Varnhagen von Enſe, ſich eingefügt findet, aber der Moment iſt ſchrecklich, wo der Druck in Leipzig ſo weit vorgerückt iſt, daß Herr von Raumer von ſeinen Pflichten als Redakteur ſich überwältigt fühlt, und, mit brennendem Feuer auf den Nägeln, ſich hinſetzt, um noch aus alten, im Papierkorb liegenden Notaten und Echantillons, oder aus Bruchſtücken ſeiner Univerſitäts-Vorleſungen, irgend einen Aufſatz für das hiſtoriſche Taſchenbuch zurechtzumachen. Daher wird der kalte Angſtſchweiß ſeiner eigenen Beiträge nur immer erſt auf dem letzten Viertel der Almanachsbogen bemerkbar, wie in dieſem Jahrgange unter Andern durch einen Aufſatz über das königlich preußiſche General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, der, obwohl ein wichtiger Gegenſtand für die innere Verwaltungsgeſchichte Preußens, in ſeiner ſterilen Form und geſchmackloſen Behandlung eher in irgend einem Schweinslederfolianten des Theatrum europaeum vermuthbar wäre, als in einem Taſchenbuche, das die elegante Saiſon der Literatur mitmacht. Auch fehlt dem Aufſatze alle Anwendung jener merkwürdigen Verwaltungseinrichtung auf die gegenwärtigen Verhältniſſe, indem Hr. von Raumer hätte weiter betrachten oder wenigſtens andeuten ſollen, ob ein ſolches Inſtitut, das unter Friedrich Wilhelm I. in ſtrenghausväterlicher und patriarchaliſcher Weiſe eine Art von Concentrationsſyſtem des Staates bildete, und das in dem Kampfe des preußiſchen Selbſtbewußtſeins zwiſchen den alten und neuen Formen allmählig zu Grunde ging, durch irgend eine ähnliche, zeitgemäße Verfaſſungseinrichtung erſetzt worden oder nicht, und wie ſich der gegenwärtige Zuſtand, die Verantwortlichkeit des Beamtenweſens, die Centraliſation der Verwaltung u. ſ. w. dazu verhalte? Statt deſſen begnügt ſich der Verfaſſer mit trocknen Auszügen aus den Inſtructionen, die ſeit Friedrich Wilhelm I. erlaſſen worden, und ſchließt endlich, ohne ſeiner Sache Sinn und Bedeutung zu erörtern, mit einer weiſen Vermittelungsmiene: daß durch Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit eine Wiedergeburt Preußens ohne Revolution „auf eine ſo vielſeitige und preiswürdige Weiſe“ bewirkt worden, daß es in mancher Beziehung (er führt das Kriegs- und Steuerſyſtem, die ſtädtiſchen und Schuleinrichtungen ꝛc. an) „von Unbefangenen als nachahmungswürdiges Muſter betrachtet werde.“ Ohne die zuletzt angeführten Einrichtungen unſerm Patriotismus entgehen laſſen zu wollen, muß es doch ſchmerzen, zu ſehen, daß ein Hiſtoriker ſich und ſein Publikum mit allgemeinen, ſchönredneriſchen Phraſen täuſcht, die den wahren Inhalt der geſchichtlichen Verhältniſſe gar nicht berühren. In einer Zeit, wo die Geſchichte nicht ohne die tragiſche Ironie eines Tacitus geſchrieben werden kann, bemüht ſich Friedrich von Raumer, die Dämonen der Welthiſtorie lediglich auf den ſogenannten geſunden Menſchenverſtand zu reduciren, und fordert deshalb in ſeinen entſetzlich populairen Geſchichtswerken ein Alles nivellirendes Raiſonnement zu Tage, woran er alle Ereigniſſe wie an einem Zwirnsfaden abhaspelt und mit jedem Ding unter der Sonne bis zum Erſtaunen über die Klarheit fertig wird. Herr von Raumer weiß für Alles Rath in der Geſchichte, keine Gegenſätze quälen, keine Räthſel ſchmerzen, keine normalwidrigen Charaktere verwirren ihn, und wenn der liebe Gott Herrn von Raumer bei der Weltleitung zuzöge, ſo gäbe es keine Weltgeſchichte, die Herr von Raumer zu beſchreiben hätte, ſondern höchſtens einen allſeitig vertretenen, d. h. plattgetretenen Weltzuſtand ohne Berg und Thal, an dem die Gottheit mit ihren Abſichten zu Schanden werden müßte!

Darum ſtimmen mich ſolche Geſchichtswerke, wie die des Herrn von Raumer, meiſtentheils irreligiös, weil mir das ganze Weltgetriebe, auf dieſe kleinliche Weiſe für die alltägliche Verſtändigkeit und Alteweibervermittelung zurechtgemacht, verächtlich vorkommt, und ich einen Gott bedauern müßte, der ſich in ſolcher Weltgeſchichte offenbarte. Dies rührt daher, weil Herr von Raumer als Geſchichtſchreiber die Räthſel der Menſchheit ignorirt, die in Bewegung geſetzten Fragen der Humanität nicht kennt, und der Speculation, die ihn in die Strömung der allgemeinen Ideen untertauchen ließe, ein pfiffiges Schnippchen ſchlägt, indem er ſich mit witziger Gleichgültigkeit den Satz aus der Taſche zieht: daß die Wahrheit in der Mitte liege! Wie aber eine in ſich ſelbſt bedeutſame Individualität, eine hiſtoriſch miterregte und mitlebende Perſönlichkeit, dazu gehört, um auf der feſten Tafel Klio's die Gebilde der Weltbewegungen abzuprägen, zeigt ſich an allen hiſtoriſchen Darſtellungen Varnhagen von Enſe's, in denen eine ſinnige, ächt menſchliche Beſchaulichkeit mit einem merkwürdig ſeinen Taſtſinn und leiſen Weltfühlhörnern an die Ereigniſſe tritt. Die in dieſem Jahrgang des hiſtoriſchen Taſchenbuchs enthaltene Skizze: Die Schlacht bei Wagram, iſt ſeinen perſönlichen Denkwürdigkeiten entnommen, deren vollſtändige Mittheilung die Exiſtenz eines neuen Talents unter den Deutſchen beweiſen wird. Wie Xenophon die Anabaſis der zehntauſend Griechen ſchrieb, ſo ſtellt aus eigner Anſchauung Varnhagen von Enſe, in antiker Einfachheit, Umgränzung und Beſcheidenheit, aber mit einer wärmern duftigern Farbengebung, dieſe Schlacht vor uns hin, deren Augenzeuge er geweſen, und die er bis zu einem gewiſſen Punct, wo ihn eine Verwundung traf, in ihren Ereigniſſen begleitete. Anmuthig anhebend von perſönlichen Anläſſen, die ihn als abenteuerluſtigen Kriegsmann auf den Schauplatz geführt, ſchreitet er mit uns zuerſt durch das öſtreichiſche Lager, deſſen verſchiedenartige Elemente in der Zuſammenſetzung und Gruppirung vortrefflich gezeichnet werden. Eigentliche hiſtoriſche Motive waren in der Seele des öſtreichiſchen Soldaten nicht lebendig, aber noble Begriffe vom Kriegshandwerk galten, die etwas Feſtes und Ehrenhaftes, wenn auch wenig Ritterliches, zur Schau ſtellten. Meiſterhaft wird der Erzherzog Generaliſſimus ſelbſt geſchildert: „Sehr hatte mich verlangt, den Erzherzog ſelbſt endlich zu ſehen, wozu die Gelegenheit ſich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am erſten Vormittage konnte ich vor ſeinen Fenſtern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantaſiren, worin er meiſterhafte Geſchicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, ſtieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er ſah aus, wie ein tapferer, biederer und menſchenfreundlicher Mann, der ſogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernſt und Hoheit. Seine kleine, ſchmächtige Geſtalt erſchien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beſchaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit ſeinen Anſtrengungen und Rauhigkeiten hatte eine ſanfte Anmuth aus dieſen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei ſeinem erſten Auftreten gehabt haben ſoll, der im Beginn ſeiner Laufbahn eben ſo mager geweſen war, jetzt aber, ſtark geworden, ein weniger gutes Anſehen hatte. Was aber den Erzherzog beſonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit ſeines Weſens, die gänzliche Abweſenheit alles Gemachten und Geſpannten; aus der Läſſigkeit mancher ſeiner Bewegungen würde man zuweilen faſt auf einen Mangel an Kraft geſchloſſen haben, hätte nicht das Feuer ſeines heldiſchen Auges jeden ſolchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerſchrockener Muth, der ſtets das Beiſpiel perſönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, ſeine menſchenfreundliche Sorgfalt, ſein gerechter und ſtandhafter Sinn, ſowie das Andenken ſeiner frühern Thaten und Siege, hatten ihm die höchſte Liebe des Heeres erworben, die Offiziere gingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmiſchen Soldaten, denen er als General-Capitain ihres Landes noch beſonders angehörte. Wo er ſich zeigte, ſchallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf dem Vorpoſten dem Feinde leicht ſeine Anweſenheit verrieth, und nicht ganz unterſagt werden konnte. Als Generaliſſimus ſtand er in einer Macht und Wirkſamkeit, wie ſie ſeit Wallenſtein kein öſtreichiſcher Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegsweſen erſtreckte ſich ſein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, ſtrafen und belohnen, nach eignem Ermeſſen; die Führung des Krieges ſollte ſeiner Einſicht durchaus überlaſſen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar ſeyn.“ — — Aus der weitern Darſtellung der Schlacht bei Wagram, wie ſie Varnhagen von Enſe giebt, ſcheint hervorzugehen, daß Napoleon in derſelben keineswegs einen feſten Plan befolgt. Von dem verſpäteten Anrücken des Erzherzogs Johann, das ihm vielfältig als Vorwurf angerechnet worden, giebt der Verfaſſer eine berichtigende Anſchauung.

Der übrige Inhalt des Taſchenbuchs bietet noch manches Intereſſante, beſonders die nur etwas zu behäbig ſich ausbreitenden ruſſiſchen Sitten- und Hofſchilderungen: „Anna Joanowna; Cabinet, Hof, Sitte und geſellſchaftliche Bildung in Moskau und St. Petersburg,“ von F. W. Barthold. Die merkwürdigen Eheverhältniſſe Wilhelms von Oranien mit Anna von Sachſen ſchildert der treuhiſtoriſche K. W. Böttiger, ohne die immer noch dunkle Frage über die eigentliche Schuld Anna's und die Art und Weiſe ihrer Verſtoßung (beſonders hinſichtlich des Antheils, den Wilhelm von Oranien ſelbſt daran genommen) gänzlich aufzuklären. Außerdem lieſt man in dieſem Jahrgange: „Der erſte Kampf der Franzoſen und Engländer in Oſtindien,“ von Richard Roepell, und ganz zuletzt ſtehend „Kaiſer Karl V. und der Waffenſtillſtand von Nizza,“ von F. von Raumer.

* * *

Oeffentliche Charaktere. Von Karl Gutzkow. Erſter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835.

Karl Gutzkow iſt von allen Seiten her in Belagerungszuſtand erklärt worden. Manche Bollwerke und Lünetten hat man eingenommen; denn ſie waren unſchwer zu nehmen und jedem Angriffe blosgeſtellt. Seine Wally, gegen welche die Kritik in Maſſe ſich erhob und als chriſtliche Landwehr aufſtand, iſt in den Händen der Gegner. Was hülfe es, einen verlorenen Poſten abermals anzugreifen? — Gutzkow ſelbſt hat die Hauptbaſtion an dieſem detachirten Fort, den unchriſtlichen Cäſar, aufgegeben und mit ihm die ganze Wally. Sie iſt nicht mehr zu retten. Gutzkow ſelbſt geſteht ein, daß Cäſar als ein Bild der Scham und Zerknirſchung vor ihm ſtehe. Wir müſſen ihn alſo an einer andern Seite, an den öffentlichen Charakteren, faſſen, an ſeiner politiſchen Natur — aber hier iſt Gutzkow hieb- und kugelfeſt: hier iſt er nur leicht zu ritzen, nicht zu verwunden; der Politiker Gutzkow iſt in den Styx getaucht.

Die Hauptſtärke Gutzkow's iſt der ſondernde und zugleich combinirende Verſtand. Einen Privatcharakter, der ſeine Revolutionen innerhalb des Seelenbezirks durchmacht, deſſen Leben mehr Involution als Evolution iſt, bei dem die Motive ſich verſtecken und nichts offiziell iſt, als die Sitte, das Benehmen, der bürgerliche Habitus, der politiſche und religiöſe Glauben, der ſich jedoch nur im Wort, nicht in der That offenbart — einen ſolchen Privatcharakter, meine ich, iſt Gutzkow wenig befähigt und auch nicht berechtigt, darzuſtellen. Es fehlt ihm hierzu das Gemüth, die Liebe, die vertrauliche Anſchmiegſamkeit, der fröhliche kindliche Glaube an die Reinheit der menſchlichen Natur, die Frömmigkeit, und der häusliche und familiäre Sinn. Gutzkow iſt nicht für die Kirche, nicht für die Schule, nicht für das Haus; er iſt nur für den Staat; er iſt mit ſeinem weiten offenen Verſtande für die weiten und offenen Weltverhältniſſe, für die Manifeſtationen der Geſchichte, für die Männer, welche die Geſchichte gemacht haben und noch machen. Er iſt nicht für die Kirche, denn ſein religiöſes Leben iſt verdunkelt; er iſt nicht für die Schule, dazu fehlt es ihm an Syſtem und Pedanterie; er iſt nicht für das Haus, denn er begreift den kleinen gediegenen Kern der Familie nicht; aber er iſt für den Staat, für allgemeine peripheriſche Verhältniſſe und für die Puncte, welche dieſe Peripherie bilden. Aber dieſe Puncte ſind eben die hiſtoriſchen Männer, die er uns hier vorführt, in dieſen meiſterhaften Charakteriſtiken, die, wenn die Begebenheiten fehlen, die geſchichtlichen Lehrbücher vertreten müſſen. Was offiziell, was der Geſchichte verfallen iſt, was auf den Marktplätzen des öffentlichen Lebens, in London und Paris, in Madrid und Berlin, in Conſtantinopel und Kairo handelt und wandelt und an der Geſchichte mitarbeitet, das iſt Gutzkow's! Hier liegen die Thatſachen vor, hier ſind die Tendenzen klar, hier werden es die Motive, wenn ein ſcharfer, combinirender und calculirender Verſtand die Thatſachen und Verhältniſſe, die ſich gegenſeitig erklären, mit einander vergleicht! Hier dürfen die Beweggründe nicht aus der Seele Innerſtem herausgeſchnitten werden durch die pſychologiſche Secirkunſt, ſie geben ſich dem aufſpürenden Verſtande mit den Thatſachen zugleich. Seine Motive und Tendenzen kann ein offizieller Charakter, eben weil er offiziell iſt und von allen Seiten belauert wird, nicht auf die Dauer verheimlichen. Ein langes Leben, oder, bei einem kürzeren, die größere Maſſe von Handlungen und Beſtrebungen, ſtellt ſie von ſelbſt heraus. Und nur Solche, die entweder lange gelebt oder viel gethan oder ihre Geſinnungen klar und deutlich ausgeſprochen und bethätigt haben, hat Gutzkow hier mit einer Objectivität dargeſtellt, die an Selbſtverleugnung grenzt und die eigene Geſinnung und das Urtheil des Verfaſſers zuweilen vielleicht nur allzu ſehr verdeckt. Das bleibt merkwürdig, daß Gutzkow nicht da, wo er eigene Schöpfungen und Gebilde ſeiner Phantaſie aufſtellt, die größere Maſſe von Poeſie entwickelt, ſondern da, wo er in gegebenem Stoffe wühlt und mit der kalten politiſchen Welt zu thun hat. Er findet Widerſprüche vor, Inconſequenzen, Rechtsverletzungen, Albernheiten und Irrthümer, welche ein ganzes Reich erſchüttern, die fortſchreitende Intelligenz unnöthig und zu unrechter Zeit aufhalten, und ganze Völkerſchaften elend machen und zu Grunde richten. Und indem ſein Verſtand dieſe Irrthümer, und wie man hätte handeln ſollen und nicht gehandelt hat, und wie man ſo herzlich dumm geweſen, herausgeklügelt, geräth er in Zorn; und dieſer edle Zorn geht ins Blut über und aus dem Blut ins Gemüth und aus dem Gemüth in die Poeſie. Aber dann fühlt er, daß er zu weit geht, daß er nur charakteriſiren ſoll, daß er auf dem kalten Boden der Politik ſich befindet, und er ruft ſich ein gebietendes Halt zu und kleidet den poetiſchen Anlauf ſeines Zornes in die Form einer feinen und ſinnigen Ironie. Sodann hat er auch eine ſchöne Begeiſterung für freie Zuſtände, welche geweſen ſind oder ſein könnten, für großartige Tendenzen, für hochherzige Geſinnungen — eine Begeiſterung, die ſeinen politiſchen Verſtand abermals mit dem Gemüth in Rapport ſetzt und oft einen ſchönen poetiſchen Schmerz erzeugt. So geſchieht es, daß er an der kühlen Politik ſich aufwärmt und an der warmen Religion ſich abkühlt. Die Politik iſt Gutzkow's Religion. Für die Religion iſt ſeine Pietät verloren, aber er concentrirt ſie auf die Politik.

Die Sprache, in der dieſe Charakteriſtiken geſchrieben ſind, iſt in ihrer Art einzig; jedes Wort abgewogen, berechnet; jeder Gedanke in ſich abgeſchloſſen, rund. So fein, ſo gemäßigt, und doch ſo ironiſch-ſpitzfindig hat unter den Deutſchen bis jetzt Keiner über politiſche Aufgaben geſchrieben. Dieſe Charaktere, wenn nichts Anders, beweiſen, daß wir auch in der Politik mündig geworden. Sie ſind freilich nicht für's Volk und ſollen es vielleicht auch nicht ſein — aber daß ſie's nicht ſind, und daß wir überhaupt ſo wenig zum Herzen des Volks ſprechen, daß wir die Popularität den faden, kriecheriſchen, gemeingeſinnten Inhabern der ſtädtiſchen Wochen- und Winkelblätter überlaſſen, das iſt, unter uns geſagt, ein Nachtheil für die gute Sache, ein Fehler, der an uns Jüngeren nicht genug zu rügen iſt. Ich wünſchte, es ſtellte einmal Einer von uns, das, was wir fühlen, meinen und hoffen, in populärer, dem Volk zugänglicherer Form dar. Auch aus dieſen Charakteriſtiken bleibt kein Geſammtbild als Niederſchlag übrig. Sie wollen nicht haften; ſie laſſen ſich nicht handhaben. Sie zittern vor den Augen, ſie zerfließen vor der Erinnerung. Der letzte Zweck eines Buches, zu belehren, zu ſtrafen, zu warnen und zu ermahnen, tritt nicht deutlich genug hervor.

Gutzkow führt uns in den Charakteriſtiken des Chateaubriard, des Talleyrand, des Armand Carrel mitten in die franzöſiſchen Verhältniſſe und Zerwürfniſſe, in die Conferenzzimmer der Londoner Diplomaten, wo man die Selbſtſtändigkeit der Nationen begräbt, in die Halle von Valençay, wo ein ſchwarzer Katafalk bald die gebrochene Hülle eines fuchsliſtigen, luchsäugigen und perfiden Alten einſchließen wird, in die ſchwächliche legitime Organiſation Chateaubriands, in die kräftige republikaniſche des Armand Carrel; er führt uns zum Muhamed Ali, dem modernen Philipp, wenn Ibrahim ein Alexander wäre; er führt uns in die Zufluchtsörter und Rückzugswinkel der Napoleoniden, welche vormals Scepter und Kronen trugen, und in die Comtoirſtuben der Rothſchild's, welche Königen und Fürſten an Geldwerth gleich wägen; er führt uns in die Frauengemächer des Sultans, der mit den Janitſcharen und der nationellen Tracht die Türkei begrub; nach dem grünen Erin, wo Daniel O'Connell chemiſche Verſuche anſtellt und den Gährungsproceß unterhält, um eine allmälige Zerſetzung des willkürlich Zuſammengebrachten herbeizuführen; zu dem Wärtel des Torysmus, Wellington, der die Action weniger liebt, als die Reaction; auf das reinliche geordnete Terrain Preußens, wo Ancillon das windſtille, an Frieden und Ruhe reich geſegnete Miniſterium des Auswärtigen leitet; endlich über das Meer, nach Paraguay, zum Dictator Francia, dem Doctoren unter den Despoten, dem Despoten unter den Doctoren, der mit dem Menſchenvolk als Doctor und als Despot Experimente macht, der mitten inne ſitzt zwiſchen den wuchernden Urwäldern, dort „am Rio de la Plata und ſeinen Nebenflüſſen, an den Zweigen der Andes, welche nur ſilberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswieſen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke flieht, bergend den Gaucho auf dem muthigen Roſſe und den amerikaniſchen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüſte," in Buenos Ayres, in der ſilbernen argentiniſchen Republik."

Fürwahr! ich bewundere Gutzkow's mannigfaltige Kenntniſſe im politiſchen Fache eben ſo ſehr, als die Art, wie er ſie verarbeitet und angewandt hat. Seine literariſchen Sünden ſeien ihm um der Tugenden willen, die er in dieſem Buche entwickelte und zu entwickeln Gelegenheit hatte, vergeben! Unſrer Viele haben den Mann im Namen des Chriſtenthums und der Moral hitzig angegriffen, und, wie wir meinten, mit Unparteilichkeit und inquiſitoriſchem Eifer verfolgt. Berlin erhebt ſich gegen ihn, ſein Kind, in Maſſe und wirft ihm Demoraliſation, ſataniſche Zwecke und verworfene Motive vor. Auf der Straße, auf den Sammelplätzen des öffentlichen Verkehrs, auf der Binnentribüne der Familie predigt man, plaidirt man, ſchleudert man ſeine Verwünſchungen und Bannſprüche gegen den Verführer der Jugend, der offenbar der verkündigte Antichriſt iſt. Wenn irgend etwas im Stande war, meine ſonſt wohl motivirte gehäſſ'ge Stimmung gegen Gutzkow zu dämpfen, ſo war es dieſer immer mehr ſich ſteigernde Ausbruch des Berliner Zorns. Ich habe begonnen nachzudenken, wie ein feuriges Gemüth von den Gegenſätzen und ſteif beharrlichen Reactionen unſrer Zeitepoche wie mit Gewalt in das Aeußerſte des extravaganten Thuns und Denkens hinaufgeſchraubt und in Verirrungen aller Art getrieben werden kann, wie es geſchehen mag, daß ein unbeſonnener jugendlicher Menſch, von den Scrupeln der Zeit miterfaßt, uns aus unſerm jämmerlichen Halbzuſtande zwiſchen Glauben und Unglauben auf die feſte Baſis des trocknen nackten Verſtandes, auf eine vollkommene Verſtändigung mit dem Verſtande, zurückführen will — ich habe bei dieſer Unterſuchung einen die Nothwendigkeit dieſer Erſcheinung motivirenden hiſtoriſchen Standpunct angeſtrebt — noch dunkelt es in mir — aber die Zeit wird Licht bringen.

B.

* * *

Dichtungen von Byron. Aus dem Engliſchen von Guſtav Pfizer. Stuttgart, S. G. Lieſching. 1836.

Wenn unſere moderne, nur zu Madonnenſchöpfungen aufgelegte Phantaſie eine Muſe, und zwar eine der Byronſchen Poeſie, ſich denken könnte, ſo müßte ſie ungefähr ſo ausſehen: zuerſt ein voller, blühender, orientaliſcher Wuchs — denn es iſt etwas Morgenländiſches in ihr — ſodann ein kräftig ſchwarzes, langnachſchwimmendes, ſüdländiſches Haar, endlich ein ſchmachtend blaues nordländiſches Auge, glänzend wie ein gefallener Stern, durch Thränen und Wehmuthsnebel gedämpft, zuweilen hin und her zukkend in den Irrlichtern des Wahnſinns. Das Geſicht höchſt oval, höchſt mager und doch höchſt intereſſant — wenig Falten, aber viele Fältchen, drin der Kummer herbergt — um die Mundwinkel ein hämiſches, boshaftes Lachen, nicht das der Freude, ſondern das der Todes- und Lebensverachtung zugleich — die Lippen ein wenig blaß, vielleicht vom vielen Küſſen — das Ganze eine anziehende Ruine der Schönheit, und darüber eine Verklärung, wie flüſſiges Mondlicht über Trümmern. Die beiden Hemiſphären von Buſen bewegen ſich krampfhaft, beben von Seufzern, die ſich Luft machen, und aus dem halbgeöffneten Munde entſtrömen wie ein unendlicher harmoniſcher Klaggeſang. Denn in der Byronſchen Poeſie löſen ſich auch die Diſſonanzen des Mißmuths, des Zorns, des Ingrimms in vollkommenen Einklang auf. Byron dichtete nur in Elegieen und Nänien; ſeine Lieder, ſeine didaktiſchen und erzählenden Gedichte, ja ſeine dramatiſchen Compoſitionen ſelbſt tragen den Charakter der Elegie. Seiner blaſſen Muſe ſteht die fliegende Röthe des Zornes wohl. Es iſt der edle Zorn der kriegeriſchen Pallas, nicht die entſtellende und zerrende Wuth der bewußtloſen Bellona. Von der deutſchen Bengelhaftigkeit, welche das Lied abſichtlich um ſeine Schönheit bringt, von unſerm ſtudentiſchen Humor, eine Relique des Fechtbodens, die wir verehren ſollen und an deren Heiligkeit wir doch nicht glauben, von unſerm Hang zur Turnerei und unſchönen Sprüngen, wodurch die moderne Lyrik ſo oft entſtellt wird — von alle dem weiß der edle gebildete Schotte nichts. Er weiß nur von ſeinem Schmerz und der Heiligkeit ſeines Schmerzes; und wenn er ihn ausſingt, ſo ſingt er ihn rein aus und begleitet den Geſang nicht, wie Heine und ſeine Nachahmer ſo oft, mit einer ſpaßhaft diſſonirenden Sackpfeife..

Guſtav Pfizer, ſelbſt ein Begünſtigter des Liebs, giebt uns hier eine Auswahl Byron'ſcher Dichtungen in trefflicher Ueberſetzung. Die Anſchmiegſamkeit der deutſchen Sprache hat ſich hier abermals bewährt. Alle Glieder des Originals haben ſich in ihr rein und ſcharf abgegrenzt. Was rund war, iſt rund geblieben; was eckig war, hat ſeine Ecken behalten; was hart, was weich, was flüſſig war, erſcheint auch hier weich, hart oder flüſſig. Man ſieht, daß Jemand, der die deutſche Sprache zu handhaben und zu ſchwingen weiß, das Werk begonnen und ausgeführt hat — mit Vollbewußtſein, wackerm Eifer und unermüdlicher Sorgfalt. Nur an einzelnen Stellen erkennt man ein Ringen, das der Schwierigkeit nicht Herr wurde. Die bekannten Ueberſetzungen des Dr. Adrian, z. B. von „Lara,“ erreichen die Muſterhaftigkeit der Pſizerſchen nicht, die ſich durch eine gediegene Kraft, ſchärfere Ausprägung der Byronſchen Eigenthümlichkeiten und durch einen poetiſchen Schwung auszeichnen, der in dem Ueberſetzer auch den gebornen Dichter ankündigt. Wählig indeß war er nicht; unter den überſetzten Liedern finden ſich mehrere vom Mittelſchlage.

Die Sammlung enthält, außer den rein lyriſchen Ergüſſen, von den erzählenden Gedichten den Gefangenen von Chillon, den Mazeppa, Pariſina und Lara, und das dramatiſche Gedicht „der ungeſtaltete Ungeſtalte.“ Merkwürdig, weniger durch ihren poetiſchen Werth, als durch ihren Inhalt, ſind Byrons politiſche Gedichte. Man erkennt daraus, wie viel derbe Wahrheit, giftige Satire und Ausbrüche des Zorns ein Prinz-Regent von England, ein Staatsoberhaupt, vertragen kann, ohne daß er davon ſtirbt, ohne daß ſein Miniſterium in Gefahr kommt, ohne daß die Fugen und Bänder des Staats ſich auflöſen. Ich ſchreibe die Windſor-Poeſie ab, die aus der Veranlaſſung gedichtet wurde, daß man einmal den Prinz-Regenten zwiſchen den Särgen Heinrichs VIII. und Carls I. in der königl. Gruft in Windſor ſtehen ſah.

Windſor-Poeſie.

Sieh! beim kopfloſen Carl liegt Heinrich ohne Herz,
Der oft das heil'ge Band zerriß mit frevlem Scherz.
Dazwiſchen ſteht ein Mann begeiſtert und beſeelt:
Er herrſcht — ein König ganz, nur daß der Name fehlt.
Ein Carl iſt er dem Volk, ein Heinrich ſeinem Weib;
Ein ſolch Tyrannenpaar hauſ't in des Einen Leib.
Umſonſt, daß ihren Staub vermengte Nacht und Tod;
Der Königsvampyr ſaugt ſtets neu ſich friſch und roth.
Ach, nichts verſchlingt das Grab! der Beiden Blut und Aſchen
Speit's aus, mit einem George die Welt zu überraſchen.

Welch ein koloſſaler Zorn gegen unſern abgedämpften Unmuth, deſſen kräftigſte Ausbrüche in unſerm Halſe ſtecken bleiben und nicht über die Zähne und die Barrieren des Geſetzes kommen! Wie ärmlich ſind unſre Pamphlete! wie dürftig ſind wir in Allem gegen Englands Großweſen, wir, wir Deutſchen, denen ſchon Flemming vorwarf, ſie hießen fortan nur ſo, ſie wären nur Namensdeutſche! — und dennoch — wie verdächtigt man unſer kleinliches Treiben! wie bemüht man ſich, ſogar unſern politiſchen Unwillen für etwas Gefährliches, für etwas Hochverrätheriſches zu halten! In der That! man thut uns damit eine Ehre an, die wir nicht verdienen.

Gleich darauf, in etwas holprigen Daktylen, heißt es:

Deckt den Tiſch für Vitellius! laßt's an Nichts fehlen!
Stopft ſpundvoll den fürſtlichen Hans Ohneſorg!
Bis zuletzt ihn ausrufen der Zechbrüder Kehlen:
Den Vierten der Dränger, der Narren — Georg.

Und Caſtlereagh wird der Sejanus dieſes Menſchen, und ſein Name mit Fluch und Verwünſchung genannt. Und in Wein ſollen ſich Beide baden, wie in Blut, „das ſchon floß und fließen noch muß.“ Hat Georg dieſer Leiden wegen ſich graue Haare wachſen laſſen? Hat er minder gut geſchlafen? minder gut gegeſſen und getrunken? Oder fiel Alt-England über dieſe langfingrigen Versfüße, dieſe blutgierigen Daktylen zuſammen? Oder dachte Caſtlereagh, als er ſelbſt mörderiſche Gedanken hatte, an Byrons Revolutionslied? Nein! er dachte nicht an die Schärfe dieſer Blutworte, er dachte nur an die Schärfe des Federmeſſers, das er in der Hand hielt, und an die Wolluſt, ſein eigenes verdorbenes Blut einmal flüſſig zu ſehen.

Es lag in Byrons Charakter, in Napoleon nur den Dränger, den Zermalmer, den Erzfeind der Menſchheit zu ſehen. Nur den Jammer ſah er und die geſchlachteten Legionen und das Leichenfeld im kochenden ägyptiſchen Sande und die erſtarrten Heeresmaſſen unter Rußlands Eis und Schnee vergraben. Und Byron ſtand am Ufer des Meers und gedachte des blutigen Menſchen — da ſtöhnte er ſeine Flüche und Verwünſchungen aus und gab ſie den Meereswogen mit, daß ſie gelangten bis an das Ufer der Kerkerinſel und hinaufbrauſ'ten und Ohr und Gehirn des gewaltigen Mannes erſchütterten. Aber als die Wellen anlangten, wurden ſie ſanfteren Gemüthes und ſchmiegten ſich zahm um die Felſen und ſchüttelten die Flüche ab und murmelten verſöhnlich traumhaft; denn der gewaltige Mann ſtand auf dem Felſen, mit verſchlungenen Armen, und bändigte mit ſeinem Blick das eingeſchüchterte Element.

Nur in dieſen politiſchen Liedern bemerkt man etwas von dem Gekrächze des Raben und dem Wuthgeheul des Shakal; ſonſt zügelt Melodie ſeinen Zorn, glättet die Grazie die Runzeln ſeiner wilden Lieder; während in den zarteren der Mondnacht holde Stimme laut wird, der Nachtigall ſüßſchmerzend Lied.
89.

* * *

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1835. 954 S.

Michael Beer iſt als Dichter unter Brüdern etwas werth, d. h. unter ſeinen eigenen, von denen der eine als Componiſt europäiſchen, der andere als Privat-Aſtronom berliniſchen Ruf hat; er ſelbſt hatte nur deutſchen, bis er über den Rhein ging und gen Paris kam und hier literariſche Freundſchaften ſchloß. Die artigen Franzoſen, die ihm für ſeine weite Reiſe erkenntlich ſein wollten, fingen nun auch an, Michael Beer für einen großen deutſchen Dichter zu halten. Auch hatte er Empfehlungsſchreiben mit, Gold in der Taſche, welches mindeſtens einen eben ſo guten und für die Franzoſen noch verſtändlichern Klang hatte, als ſeine Verſe, und außerdem in ſeiner ganzen Perſönlichkeit etwas, was ſeinem Rufe nicht geradezu widerſprach. Michael Beer gehört zu den wenigen Dichtern, die von ihrer Geburt an vollkommenes Glück genoſſen haben bis auf ihren Tod — bis auf den Tod! Was er dichtete, wurde geprieſen, entſchuldigt, auf die Bühne gebracht; was daran gut war, nützte ihm; was daran ſchlecht war, ſchadete ihm nichts; er ſammelte ſeine Kenntniſſe ſpielend; eine kleine Welt von Künſtlern und Gelehrten ſummte in ſeinem väterlichen Hauſe aus und ein und brachte den Honigſeim der Wiſſenſchaft und Kunſt und legte ſie in die aufgeſchloſſenen Gehirnzellchen der Gebrüder Beer nieder. Alles war Beiſpiel, Alles war Muſter und reizte zur Nachahmung. Die Geſpräche waren hiſtoriſcher und kunſthiſtoriſcher, literariſcher und literarhiſtoriſcher Natur; Gemeinheit hielt ſich fern; Zierlichkeit und Anſtand galt: ein Witz, mitunter auch wohl ein fader, durfte mit in den Kauf gegeben werden. Der lebendige Verkehr mit Bühnenkünſtlern weckte in dem Knaben die Neigung zur dramatiſchen Poeſie; der Jüngling fand den Weg auf die Breter gebahnt; die Intendantur war gegen ſolch einen Günſtling des Glücks nicht ſpröde. Als er ſpäter nach Baiern kam, wurde er ſogar der Freund eines Miniſters, der als Poet bekannter und beliebter iſt und in unſern Muſenalmanachen eine vornehmere Rolle ſpielt, als in der Politik. Es machte ſich Alles wie von ſelbſt. Da traf den jungen Dichter das einzige Mißgeſchick, welches ihn treffen konnte — er ſtarb; aber er hatte nach ſeinem Tode noch Glück vollauf; der baierſche Freund, ehemals im Reich der Erſte nach dem Könige und jetzt als Dichter dieſem überlegen, verfaßte, mit offenbarer Liebe und Sorgfalt, die Biographie des Dichters, welche als Einleitung und Vorwort der angezeigten Geſammtausgabe voranſteht. In dieſer Biographie iſt die Erbitterung auffallend, welche der von den Liberalen und der baieriſchen Kammer vielfach gereizte ehemalige Miniſter gegen ſeine vermeinten Feinde überall an den Tag legt. Gehörigen und ungehörigen Orts zieht er gegen die liberalen Ideen, die er unhiſtoriſch nennt, zu Felde. Was iſt nun hiſtoriſch? Und was wäre unſre jüngſte Hiſtorie ohne die Oppoſition der liberalen Ideen? Einem ehemaligen Miniſter ziemt Großmuth. Aber wir haben jetzt eine Zeit, wo jedes Individuum ſich ſelbſt als geſchichtliche Größe ſetzt und als ſolche überall angeſehen und anerkannt ſein will. Wer dagegen Einſpruch thut, iſt ein Verhetzer. Man verwindet keine Beleidigung und man vergißt ſie nicht. Aber man vergißt Vieles, was man im Gedächtniß hätte feſthalten ſ[illegible]

Die Geſammta[illegible] [illegible]n Michael Beer'ſchen Werke enthält zuerſt das Trauerſpiel „Klyt[illegible]ra," welches von Jugendſchwäche und dramatiſchem Talent zu gleicher Zeit Zeugniß ablegt.

Ich habe mich bei der Lectüre oft der Choephoren des Aeſchylus erinnert; ich erinnerte mich ſelbſt daran, weil eben das Beerſche Trauerſpiel daran nicht erinnert. Jene furchtbare Scene, wo Aeſchylus die Mutter mit ihrem Sohne zuſammenführt, ſtand mir vor Augen und ich vergaß über dieſe Scene den Michael Beer faſt ganz und gar. Sodann ein Trauerſpiel „die Bräute von Aragonien;" wenigſtens in der Behandlung der Leidenſchaften bedeutender; „der Paria," ein Trauerſpiel, welches in den

Raum eines einzigen Actes alle Effectſchläge, die der modernen dramatiſchen Kunſt und der Bühne zu Gebote ſtehen, zuſammendrängt; „Struenſee,“ eine vorzügliche Compoſition, das Hauptwerk der Beerſchen Muſe, voll wackerer Geſinnung, der Sprache nach vollendet, in der Charakteriſtik muſterhaft; „Schwert und Hand,“ ſehr modern, aber unwirkſam; einige guterfundene Luſtſpiele; Gedichte, worunter viele unbedeutende, aber auch einzelne ausgezeichnete, wie das Gedicht „Kaiſer Karls Wanderung;“ zuletzt etwas für Maler und Kunſtliebhaber in Proſa, „Raphaels Schatten.“— Beer iſt unter den Nachahmern Schiller's einer der geiſtreichſten, verſtändigſten; ſeine Sprache überaus gewandt, glatt, oft nur zu glatt; ſein Vers flüſſig und wollautend, ohne hinreißenden Bilder- und Gedankenſtrudel. Sein Hauptvorzug iſt ein edles geſundes Streben, ein reines keuſches Gemüth, welches beſonders im Struenſee Gelegenheit hatte, an bedeutendern Conflicten, höheren Intereſſen und hiſtoriſchen Momenten ſich zu bethätigen.

88.

460
X 60

Feuilleton.

— Im Reichenbach'ſchen Converſations-Lexicon hat ſich in der Biographie des Herrn Profeſſor Gans ein höchſt unzurechnungsfähiger Druckfehler eingeſchlichen. Herr Gans wird ſich gewundert haben, daß man ihn dort einen „Mann der ariſtokratiſchen Mitte" genannt, während ihm von dem Schreiber ſeiner Biographie offenbar das Prädicat: „Mann der ariſtoteliſchen Mitte" zugedacht war. Dieſe Berichtigung im Namen der Herrn Gebrüder Reichenbach, die zwar durch ihr Adels-Lexicon, das ſie herausgeben werden, der Ariſtokratie nützen, dennoch aber nicht Herrn Profeſſor Gans durch die Ariſtokratie ſchaden wollen. —

* * *

— Nach einer Privatmittheilung aus Berlin (in der Leipziger Zeitung) darf dort die herrliche Muſik des Fürſten Radziwill zu Goethe's Fauſt nicht mehr öffentlich executirt werden, um das Anſtößige zu vermeiden, das im Gedichte ſelbſt liege. Ich habe Goethe's Fauſt (das größte Gedicht der modernen Poeſie!!) lange nicht geleſen, und will wirklich nicht urtheilen. Die Anſtöße müſſen aber religiöſer Art ſeyn. Folglich hat der Geheime Juſtizrath Göſchel noch nicht alles Anſtößige aus Goethe wegvermittelt, und wir glaubten uns doch ſchon ſo ſicher, nachdem er uns die dialektiſche Einheit von Geſangbuch, Hegel, Bibel und dem blonden Friedrich aufgezeigt! —

* * *

— Einem allgemeinen Gerüchte zufolge, das ſich zu beſtätigen ſcheint, iſt der Hofſchauſpieler Schneider, von dem man den reiſenden Studenten mit ſo viel Vergnügen geſehen, zum Profeſſor der ruſſiſchen Sprache für dieſen an der berliner Kriegsſchule neuerrichteten Lehrſtuhl ernannt worden. Hr. Schneider ſoll auch bereits als Verfaſſer eines ſtrengwiſſenſchaftlichen Werkes über Kaliſch (Berlin, bey Hayn) aufgetreten ſeyn. —

* * *

— Die baieriſche Literaturzeitung iſt, nach vielfach erregten Erwartungen, und nachdem ſie durch einen königlichen Fonds wenigſtens äußerlich geſichert worden, mit dem 1. October ſehr unſcheinbar ins Leben getreten Sie erſcheint, in fünf Stücken wöchentlich, unter dem Titel: „Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der königl. baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften," und die vor uns liegenden neun erſten Nummern entſprechen dieſem Titel. Wir leſen trockene Berichte über Salgo's Vergangenheit und Zukunft der Philologie, mit Hinzuziehung des pariſer Moniteur universel, über Valentin's Handbuch der Entwickelungsgeſchichte des Menſchen, Warnkönig's flandriſche Staats- und Rechtsgeſchichte, Rotteck's Lehrbuch der ökonomiſchen Politik ꝛc. Sämmtliche Artikel ſind in einem conſervativen und antiliberalen Geiſte, aber ohne

Aufwendung von Geiſt, geſchrieben. Eben ſo ſehr zu tadeln iſt, daß die Namen der Recenſenten (in den vorliegenden Blättern nur mit Ausnahme eines von Phillips unterzeichneten Aufſatzes über Warnkönig) nicht genannt werden, und auch bei der Redaction keine Perſönlichkeiten ſich vor uns hinſtellen, welche die das Journal leitende Kritik irgend vertreten. Dem Vernehmen nach hat ſich Schelling, dem früher ein näherer Antheil beigemeſſen wurde, ziemlich entfernt zu dieſem Inſtitut geſtellt, und der Präſident Roth leitet die eigentliche Verwaltung des Blattes. In der Weiſe, wie es bisher aufgetreten, dürfte es jedoch ſchwerlich Einfluß und Dauer gewinnen, da ſich auch ſeine anfänglich beabſichtigte Tendenz, das literariſche und wiſſenſchaftliche Süddeutſchland zu repräſentiren, durch nichts markirt, und es ſich mithin eben ſo charakterlos, wenn auch nicht ſo unſchuldig, ausnimmt, wie etwa die Göttinger gelehrten Anzeigen. —

* * *

— In Nr. 88 der „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ befindet ſich von den ſelten redenden Profeſſor H. G. Hotho eine ſehr treffende Kritik über X. Marmier's Etudes sur Goethe. Die ſentimentale Trivialität, mit welcher der junge Marmier den Franzoſen unſere Literatur überliefert und mundrecht zu machen meint, wird von Hrn. Hotho mit Recht abgewieſen. Der Recenſent führt an, daß Hr. Marmier auf ſeinen Reiſen und Forſchungen in Deutſchland ſeine ganze Literaturkenntniß nur aus geſelligem Umgang, und zwar mit Literaten des zweiten und dritten Ranges, ſich angeeignet, was wir unſererſeits beſtätigen können. Was Herr von Holtei, auf den der zärtliche Marmier damals in Berlin tauſend ſchwärmeriſche Sonette dichtete, ihm für Belehrungen und Aufſchlüſſe über die Geſchichte der deutſchen Poeſie ins Ohr flüſterte, verkündete Marmier ſeinen Landsleuten alsbald als ein neues Evangelium, und machte daraus Artikel für die Revue germanique, mit eignem ſichtlichen und dankbaren Erſtaunen über ſich ſelbſt, daß er durch Hrn. von Holtei während einer Taſſe Kaffee bei Stehely ſo gelehrt worden. Die ſüßlich hingeflüſterten Seichtigkeiten der Revue germanique können zwar die unterrichteteren Franzoſen über unſere literariſchen Zuſtände nicht irre führen, da jenes Blatt in Frankreich ſelbſt nicht das geringſte Anſehen hat, und die Franzoſen durch Männer, wie Hr. Profeſſor Lerminier, der auf der Höhe der deutſchen Bildung mit tieferblickenden Augen ſich umgeſchaut hat und ſelbſt ein geiſtvoller und ſpeculativer Kopf iſt, bei weitem begründetere Dinge über unſere Literatur erfahren. Auch Herrn de la Nourrais muß ich nennen, deſſen intereſſante Bekanntſchaft ich vor einigen Jahren in Berlin gemacht, welcher eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht unſerer Literatur mit einer ſeltenen Kenntniß der deutſchen Sprache verbindet, und von dem die trefflichen Artikel über die deutſchen Univerſitäten herrühren, die manchen deutſchen Gelehrten durch ihre Detailkenntniß überraſcht haben. Aber die kleinliche Eitelkeit der Deutſchen verhätſchelt lieber ſolche einſchmeichleriſche und mit allgemeinen Begeiſterungen kokettirende Flachheiten, wie dies Hr. Marmier auf ſeinen Reiſen in Deutſchland erfahren haben wird, der ſich nun nicht wundern kann, wenn die wiſſenſchaftliche Kritik ihm ſeine allzugroße Unwiſſenheit vorhält. X. Marmier kann ſich aber tröſten, er wird doch noch Freunde haben. Herr Lehmann wird nie aufhören, ihn zu bewundern. Herr Lehmann wird ihn im Magazin für die Literatur des Auslandes den liebenswürdigen Marmier nennen. Hr. Lehmann wird in ſeinen glorreichen Artikeln von der deutſchen Literatur im Auslande, worin er (vergl. Nr. 133 und 136 des Magazins) auf die heutigen jungen Schriftſteller Deutſchlands vornehm herabſieht und ſie alle ſammt und ſonders auf franzöſiſche und St. ſimoniſtiſche Nachahmereien reducirt (Sie böſer Mann!), worin er wegen der Emancipation der Frauen, die ihm unbegreiflich iſt, die Hände verwundernd über den Kopf zuſammenſchlägt (Sie böſer Mann!) Herr Lehmann wird in dieſen Artikeln wenigſtens für Xaver Marmier glühen! —

* * *

— Herrn Karl Büchner, den fleißigen und kenntnißvollen Redacteur der „Literariſchen Zeitung“ (ohne Zweifel das beſte und unentbehrliche Repertorium der Geſammtliteratur) und Herausgeber mehrerer Handbücher, iſt von der Univerſität zu Roſtock in Anerkennung ſeiner verdienſtlichen Thätigkeit das Ehren-Doctordiplom zugeſandt worden. —

* * *

— Die Schriften Carové's ſind in Rom auf den Index der verbotenen Bücher geſetzt worden, beſonders die über den St. Simonismus, welcher allerdings kein gutes Luftkiſſen für den päpſtlichen Stuhl iſt. —

* * *

— Im Chemnitzer Anzeiger vom 3. November lieſt man eine öffentliche Dankſagung des Scharfrichters Karl Friedrich Fiſcher, der „mit den tiefſten, ehrfurchtsvollſten und zugleich erfreulichſten Gefühlen“ es anerkennt, daß das Publikum bei der von ihm vollzogenen Hinrichtung der Mörderin Beyer eine ſo große „Achtung, Zuvorkommenheit und Aufmerkſamkeit“ nicht nur ihm, ſondern auch ſeinen „Beiſtänden,“ den Schinderknechten Johann Konrad Otto aus Meißen, Johann Andreas Körtzinger aus Lommatzſch, und Friedrich Louis Otto aus Dresden bewieſen habe; er ſpricht ferner ſeinen Dank für den „Beweis der Liebe und Achtung“ aus, welcher ihm von der Communalgarde bei ſeinem Hinaustritt auf den Galgen ſei erwieſen worden; er ſchließt damit, „die Gefühle ſeines Herzens“ ſeien ſo bewegt, daß er ſowohl, als „ſeine Herren Beiſtände“ (die obgedachten Scharfrichterknechte) nicht unterlaſſen könnten, hiermit einen öffentlichen Dank abzuſtatten, „den er jederzeit auf alle nur mögliche Art zu beweiſen ſuchen werde. —“ Dieß merkwürdige Actenſtück, das die Humanität um vier Jahrhunderte zurückſchraubt, iſt keine ſpaßhafte Myſtification, ſondern ein wirkliches Inſerat, das die Cenſur paſſirt und die Inſertionsgebühren bezahlt hat, und „Frankenberg, den 30. September 1835“ unterzeichnet iſt. Die Menſchlichkeit ſollte dieſen Scharfrichter nebſt ſeinen Herren Beiſtänden in Anklageſtand verſetzen. Der Hamburger Correſpondent bemerkt ſehr richtig, daß dies Document eine neue Beweisführung gegen die Todesſtrafe ſei! Die blutdürſtigen und viehiſchen Empfindungen, welche, wie man allgemein beobachtet hat, Executionen in der Maſſe des Volkes zu erregen pflegen, haben ſich in der dummlächelnden Seele dieſes Scharfrichters zu einer grauſamen Naivetät feſtgeſtaltet. Wäre es human, Unmenſchlichkeit mit Unmenſchlichkeit zu vergelten, ſo hätten unſere Vorfahren Recht gehabt, die Scharfrichter für unehrlich anzuſehen. —

* * *

— In der Schweiz erſcheint ſeit einiger Zeit eine neue Monatsſchrift, unter dem Titel: „Schweizeriſcher Merkur,“ von welchem die ſechs erſten Hefte vor uns liegen. Das Blatt wird bloß von ſchweizeriſchen Schriftſtellern geſchrieben, und hat die intereſſante Tendenz, die poetiſche und gemüthliche Eigenthümlichkeit der ſchweizeriſchen Nationalität, die unter den unfruchtbaren politiſchen Wirren der Gegenwart zu verkümmern und zu verſchwinden droht, wieder anzufriſchen und in einem belebenden Mittelpunct zu ſammeln. Zur wirkſamern Ausführung dieſes Gedankens ſollte ſich jedoch die Redaction noch mehr bemühen, die Notabilitäten der Schweizerliteraten auf ihrem Terrain zu vereinigen. Der ſchweizeriſche Merkur wird in Burgdorf redigirt. —

* * *

— Die meiſten derjenigen Journale, welche in die Entſtehungszeit und Kategorie des Freimüthigen fallen und ſeitdem nicht mit der Zeit fortſchritten, ſind unter das Niveau ihrer Koſten herabgeſunken, mit Ausnahme der Zeitung für die elegante Welt, welche durch junges kräftiges Blut reſtaurirt worden. Die ſchleſingerſche Buchhandlung hatte den beſten und anerkennenswertheſten Willen zu einer ähnlichen Reſtauration, dem ſich aber unüberſteigliche Hinderniſſe der Preſſe entgegengeſtellt haben. Dagegen iſt es ein Factum, daß die neugegründeten Journale der jüngern Schriftſteller von Quartal zu Quartal in ihrem Abſatz ſteigen und bald die größten Zahlen in der Statiſtik der deutſchen periodiſchen Preſſe aufzuweiſen haben werden. Der Freimüthige, der nun von Häring Witwe geworden, und ſich einſtweilen durch Herrn Wilhelm Albrecht tröſten läßt, harrt für das neue Jahr einem Meſſias entgegen. W. Alexis, unbeſchadet der Anerkennung ſeines literariſchen Talentes, eignete ſich doch nicht zum Redacteur eines Journals. Ein Journalredacteur muß bei Froſt und Hitze Schildwach ſtehen können und mehrfältige Verbindungen beherrſchen, um die Zeit und das Leben zu belauſchen. Häring aber zahlte lieber ein paar Groſchen und ließ Andere für ſich auf die Wache ziehen. Daher wurde man ihn in ſeinem eigenen Blatte faſt gar nicht gewahr. Auch genirte es ihn, wenn er eine Meinung hatte, und oft hatte er keine, der Freimüthigkeit zum Trotze. Häring muß uns jetzt in der Stille ſchöne Novellen ſchreiben, die können wir brauchen, und dazu iſt er berufen, wenn es auch nach ſeiner neueſten in der Veſta: „Roſamunde“ nicht eben ausſieht, als wolle er uns ſchon ſo ſchnell mit ſeinem Haus Düſterweg verſöhnen. Der Freimüthige aber könnte, meiner Meinung nach, nicht beſſer gedeihen, als wenn ihn die Verlagshandlung einem jungen regſamen Talent, wie z. B. Hermann Marggraff in Berlin iſt, übertrüge! —

* * *

— Aus einem Privatbriefe aus Hamburg, der uns ſo eben zugeht, halten wir uns verpflichtet, Folgendes zur Ehrenrettung des dortigen Tivoli-Theaters zu entnehmen: „Alle unter meinen hieſigen Bekannten, welche den Zodiacus leſen, waren, ſowie ich, darüber verwundert, das Tivoli vor dem Steinthor in Ihrem Feuilleton als einen Ort bezeichnet zu ſehen, „wo ſich meiſtentheils nur die Prieſterſchaft der Venus vulgivaga zu einem Rendezvous einfinde.“ Ich verſichere Sie, daß das nicht der Fall iſt. Das regelmäßige ſowohl männliche als weibliche Publikum in Tivoli iſt ein ganz honettes, bürgerliches, aus dem niedrigern Mittelſtande; nur ausnahmsweiſe könnte ſich ein öffentliches Mädchen unerkannt dahin verirren. Im Ganzen geht es dort ſo anſtändig her, daß auch Frauenzimmer aus den gebildetern Ständen keinen Anſtand nehmen, hin und wieder einmal hinzugehen, was die Sitte natürlich verbieten würde, wenn die Maſſe der Beſucherinnen ſo, wie Sie glauben, zuſammengeſetzt wäre.“ — Dieſe Anſicht meines Briefſtellers, der wohl kaum alle drei Jahre einmal das Tivoli-Theater zu beſuchen pflegt, iſt wohlmeinend, weshalb wir ihr die Geltung nicht entziehen dürfen, aber ſie iſt nur halb richtig und der Wirklichkeit gemäß. —

* * *

† Am 17. November ſtarb der Hofrath Carl Auguſt Böttiger in Dresden, in ſeinem ſechs und ſiebzigſten Jahre, an einer Lungenläh-

mung, und mit ihm ſank eine Maſſe von vielſeitigen Kenntniſſen und Beleſenheit ins Grab, wie ſie ſich ſelten wieder in einem Kopfe zuſammenfinden werden. Sein Nachlaß umfaßt ohne Zweifel reichhaltige Schätze, ſowohl an Lebenserinnerungen aus früheren literariſchen Perioden (ſelbſt die Ramler'ſche in Berlin mit eingerechnet) als an ausgebreiteten Briefwechſeln, die beſonders mit intereſſanten Perſonlichkeiten reichlich angefüllt ſein müſſen, da Böttiger ſich von jeher in den Beſitz aller Geheimniſſe der literariſchen und geſellſchaftlichen Coterien zu ſetzen wußte. Er war noch kurz vor ſeinem Tode ſelbſt damit beſchäftigt, eine Sammlung ſeiner Briefe und ähnlichen Documente zu veranſtalten, und es iſt vielleicht förderlicher für den Werth dieſer Mittheilungen, daß ſie erſt jetzt nach ſeinem Hinſcheiden hervortreten, da während ſeines Lebens ſein literariſcher Credit zu ſehr ein Opfer ſeines liebedieneriſchen und zuvielthueriſchen Charakters geworden war. Sein verdienſtlicher Sohn, Herr Profeſſor K. W. Böttiger in Erlangen, wird ſich ohne Zweifel dies Geſchäft eiligſt angelegen ſein laſſen. —

Correſpondenz.

Hamburg, den 18. November 1835.

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Sie reden im Feuilleton des Octoberhefts des Zodiacus von der hamburgiſchen Alſterhalle, als von einem Caffeehauſe, von deſſen Beſuch die Juden ausgeſchloſſen ſind. Sie finden für gut, meiner in derſelben Notiz zu erwähnen; Sie erzählen, daß ich mich in Süddeutſchland anſiedeln wolle! Dieſe Zuſammenſtellung meiner Perſönlichkeit mit dem antijüdiſchen Caffeehauſe, wie Sie es nennen, zumal der mir ſehr werthe Name Ihres Freundes, den Sie mir beilegen, giebt mir ein Recht, und legt mir zugleich die Pflicht auf, mich rügend über Dasjenige gegen Sie auszuſprechen, was mich in dem Artikel, in dem Sie mich figuriren laſſen, ſehr unangenehm berührt hat, und was darin Beleidigendes gegen junge Männer, welche meine Achtung beſitzen, vorkommt. — Sie glauben, daß ich, als ein Streiter für die Emancipation der Juden, durch jene Ausſchließung aus einem Caffeehauſe am Meiſten gekränkt ſei. Ich weiß in der That nicht, warum Sie das glauben. Wer für das Recht einer unterdrückten Claſſe am lebhafteſten kämpft, iſt nicht gerade der perſönlich am meiſten Empfindliche für alle die kläglichen Unbilden, die ihr widerfahren; vielmehr ſteht in ſolchen Fällen der Grad der Empfindlichkeit zu dem der Kraftanſtrengung wohl eher im umgekehrten Verhältniß. Ich bin nicht mehr entrüſtet über die alberne und widrige Einrichtung, welcher Sie erwähnen, als es jeder Ehrenmann unter meinen Glaubensgenoſſen iſt, und als es jeder Ehrenmann von jedem Glauben billig ſein ſollte. Daß ich aber durch jene Einrichtung in irgend einem Grade „gekränkt" ſei, muß ich überhaupt in Abrede ſtellen und muß wünſchen, Sie hätten zur Bezeichnung meiner Empfindung ein paſſenderes Wort gewählt. Nur eine Beleidigung, die an uns reicht, die von einem Manne ausgeht, welchen wir achten, würde zu „kränken" vermögen, wenn es nicht Mittel aller Art gäbe, eine ſolche

Beleidigung zurückzuweiſen und die Kränkung aufzuheben. Die Maßregel eines Caffeewirthes aber, die ich ſo weit unter meiner Würde finde, daß eben darum mir jede Ehrenrettung dagegen lächerlich erſcheinen würde, vermag mich perſönlich nicht zu berühren und vermag am Wenigſten, mich zu kränken; nur mein Urtheil mißbilligt ſie. Sie mußten es aber zumal dann vermeiden, mich als beſonders gekränkt dem Publikum zur Schau zu ſtellen, wenn Sie als Rüge für dieſe vermeintliche Kränkung ſtatt eines Wortes des ernſten, männlichen Unwillens keine andere Aeußerung finden konnten, als die, „daß dies doch ſchwer gebilligt werden könne.“ eine Lauheit des Urtheils, über welche mir, da ſie Sache der Empfindung iſt, an ſich ein Tadel nicht zuſteht, mit welcher ich aber mich ſelbſt und meine Freundſchaft und mein Gekränktſein nicht ohne innigen Widerwillen in Verbindung geſetzt ſehen kann. Denken Sie ſich, es widerführe Ihnen im Leben irgend eine Unbill, die Sie nicht abwehren könnten, und ein Anweſender, Sie ſeinen Freund nennend, belegte dieſe Unbill mit dem ſchwerſten Namen und ſetzte dann in behaglicher Ruhe hinzu, es könne die Ihnen angethane Kränkung doch wohl ſchwer gebilligt werden! Würde Sie nicht einiger Unmuth ergreifen ob dieſer kühlen Freundſchaft? Würden Sie nicht dem vornehmen Freunde für ſeine Freundſchaft beſtens danken und ihn bitten, ſich um Sie und Ihre Kränkungen fortan nicht zu bekümmern?

Bis hieher habe ich nur die Verletzung meines perſönlichen Gefühls ausgedrückt; nun habe ich mich noch über eine nach meiner innigſten Ueberzeugung eben ſo unverzeihliche als beleidigende Ungerechtigkeit gegen Andere zu beklagen, mit welcher meinen Namen auch in die entfernteſte Verbindung geſetzt zu ſehen ich für ehrenrührig halte und deshalb dagegen proteſtiren muß. Die Wirthe ſollen „von den übermüthigen hamburger Judenjünglingen vielen Schaden gehabt haben.“ Ich weiß nicht, ob Sie durch dieſe Aeußerung haben beleidigen wollen, oder ob Sie das Beleidigende derſelben nicht gefühlt haben. Ich kenne die Quellen nicht, aus denen Sie die Notizen, die Sie zu einem ſolchen Urtheil verleiten, geſchöpft haben mögen. Ich mag Sie und das Publikum nicht mit den weitläufigen Details über einen ekelhaften Vorgang ermüden, die erforderlich wären, um den juriſtiſchen Beweis des wahren Charakters jenes Vorgangs zu führen: ein Beweis, welcher übrigens Ihnen und Jedem, welcher darnach verlangt, handſchriftlich und nach den Akten geführt zu Gebote ſteht. Ich kann hier nur das Reſultat der allergenaueſten Erkundigungen mittheilen, für deſſen Wahrhaftigkeit ich mich verbürge. Wer mich nicht kennt, mag darum von der Sache glauben, was er will; hier fühle ich mich aufgefordert, meine Ueberzeugung auszuſprechen, da ich meinen Namen betheiligt ſehe. Der vermeintliche „Uebermuth der Judenjünglinge“ beſtand in Folgendem. Nachdem an einem Abend, nach einer vorangegangenen förmlichen Verabredung, und ohne daß einer der anweſenden Juden irgend einen Grund oder auch nur irgend einen Vorwand zur Beſchwerde gegeben hätte, dieſelben ſämmtlich von einer dreißig- bis vierzigfach überlegenen Mehrzahl aus dem Locale hinausgedrängt und geſtoßen worden waren, ſollte dieſelbe Akt am folgenden Abend wiederholt werden. Aber die Juden waren dieſes Mal auf die beabſichtigte Schändlichkeit gefaßt, ſo daß es einem Häuflein von etwa zwanzig ſehr wackeren und achtbaren jungen Leuten jüdiſcher Religion gelang, ſich gegen eine, — wenn auch in minder ungünſtigem Verhältniß, als am vorigen Abend, — doch abermals äußerſt überlegene Mehrzahl zu vertheidigen und den Platz zu behaupten. Daß das nicht ohne eine heftige Schlägerei abgehen konnte, daß dabei in dem gedrängt vollen Locale viele Tiſche, Stühle, Gläſer u. dgl. zerbrochen wurden, iſt leicht zu begreifen. Daraus iſt allerdings dem Wirthe ein nicht unbeträchtlicher Schaden erwachſen, deſſen er jedoch um ſo weniger den angegriffenen

Theil anklagen darf, da es von ihm abgehangen hätte, den Juden die polizeiliche Hülfe, die ſie von Anfang an laut und dringend in Anſpruch nahmen, gleich anfangs zu verſchaffen, während die Polizei amtlich erſt dann einſchritt, als es evident war, daß die Juden ihrer Hülfe nicht mehr bedurften. Daß nun dieſe überhaupt einen kräftigen Widerſtand leiſteten, daß ſie nicht nach dem Vorgange der Polizei die Souverainetät der rohen Gewalt anerkannten, daß ſie ſich nicht von einem Haufen verworfener Buben, der ſeinen feigen Uebermuth an einer muthmaßlich wehrloſen Minderzahl üben wollte, zurückzogen, — das iſt ihnen freilich von der hamburgiſchen Behörde, die das Recht bei dieſer Sache den Rückſichten der Klugheit nachſetzen zu müſſen glaubte, als ein ſtrafbarer Uebermuth zur Laſt gelegt worden. Ich ſtelle es Ihnen anheim, ob Sie ſich zu derſelben Anſicht bekennen wollen. Ich für mein Theil kann es nicht dulden, daß junge Männer auf ungebührliche Weiſe öffentlich geſchmäht werden, die ich zum großen Theil kenne und ſchätze, deren Betragen in dieſer Sache mir durchaus achtungswerth erſcheint, ſo daß ich, wenn es der Zufall gewollt hätte, mich ihnen bereitwillig zugeſellt haben würde.

Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie dieſer Reclamation in dem Feuilleton des Zodiacus einen Platz gönnen wollen, ich werde darin mit Freuden einen Beweis finden, daß Sie mich ernſthaft, und nicht, wie es manchen Leſern des Zodiacus in dieſem Zuſammenhange — gewiß gegen Ihren Willen — ſcheinen mochte, ironiſcher Weiſe Ihren Freund genannt haben.

In der Hoffnung, daß Sie dieſen Wunſch erfüllen werden ꝛc.

G. Rießer Dr.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Literariſcher Zodiacus.

Zweiter Jahrgang.

№ 1. Den 1. Januar 1836.

Tieck in Dresden

und

die literariſchen und ſittlichen Zuſtände in Deutſchland.

Man kann auf dem Altmarkt in Dresden lächeln und lächeln und immer wieder lächeln über die Zeit, und doch — in Deutſchland ſelbſt der Belächelnswertheſte ſein! Unſere Zeit ſehnt ſich aus ihren Wirren nach dem Herzen eines großen Mannes, an deſſen Bruſt ſie ſich mit ihren Hoffnungen und Verzweiflungen werfen könnte, und der ſie mit der behütenden Liebe eines Gottes, mit der tapfern Stärke des Helden, und der auskunftgebenden Klarheit eines Weiſen umarmte! Aber ſie ſehnt ſich nicht nach dem guten, deutſchen, zweideutig lächelnden Ariſtophanes der Elbe, der, in ſeiner äſthetiſch-egoiſtiſchen Sonderung von der Nation, die naßkalte Wolke an ſein ironiſches Herz ſchließt, ſtatt ihre Gottheit zu umfaſſen. Sie ekelt ſich vor der wollüſtigen Lyrik ſeiner Mondnächte, vor den geheim und krankhaft prickelnden Sinnen- und Katertrieben ſeiner Märchen, vor den handgreifenden Bade- und Schaukelſcenen ſeiner Sternbalds-Wanderungen, und ſie möchte zu Stein werden vor Schmerz und Scham, wie eine kindloſe Niobe, wenn ſie ſieht, daß ein ſolcher Mann jetzt als Moralprediger vor ſie hintritt und ihr und einer edeln, ringenden Richtung der heutigen Menſchheit den Text lieſt über unſittliche, ungeſetzliche und antiſociale Verirrungen! Dies thut Ludwig Tieck in ſeinen letzten Novellen, in welche Form er ſeinen alten ariſtophaniſchen Kitzel jetzt auslaufen läßt; ernſthafter, bitterer und verworrener, als in jener früheren Periode. Denn damals, in den polemiſchen Märchendramen, ſcheint die höchſte Bosheit der

A /

Ironie oft noch harmlos, wenn er z. B. der redſeligen Kritik Böttigers den Mund zuknebeln läßt, wofür, in großartiger und liebevoller Ignorirung, der alte Böttiger ihm noch bis zu ſeinem Tode regelmäßig die Sonntagsviſite machte! Das haben wir nun davon, daß wir die erſte roſenrothe Liebe unſerer Jugend an die romantiſche Schule hingegeben hatten, daß wir unſere Mannheit in die Elfenträume des Phantaſus einwiegten, unſere Religion mit dem ohnmachterregenden Räucherwerk der Genoveva parfümirten, unſere Philoſophie mit den vornehm-äſthetiſchen Novellen-Raiſonnements verwäſſerten! Die verzauberten Prinzen der romantiſchen Schule ſind jetzt in ihrem Greiſenalter Pedanten geworden, während die neue Generation Deutſchlands herangewachſen und den großen Gedanken, die immer getrennten literariſchen und nationalen Intereſſen in ihrer Bruſt zu einer Einheit zu arbeiten, zu ihrem Symbol gemacht hat. Wie die exaltirten Demagogen vom Jahre 1819 heut als umgeſtülpte Conſervativmänner daſtehen, ſo ſieht man die ebenfalls altdeutſchelnde romantiſche Oppoſition vom Jahre 1799 und 1800 in dieſem Augenblick in Dresden die höhere Kopfſteuer eines Hofraths bezahlen, und in Bonn auf der Kulenkampe den Orden ſelbſt an den Schlafrock geheftet tragen. Aber die invalide Exromantik, welche an der Ecke des Altmarkts lächelt und immer lächelt, hält noch zuguterletzt Gardinenpredigten gegen die ſittliche Verderbtheit der neueſten Zeit, weiß und empfindet nichts von ſolchen Offenbarungen des ſocialen deutſchen Lebens, wie Rahel, Bettine und Charlotte, und ſchreibt eine Novelle, betitelt: „Eigenſinn und Laune," worin, um uns nicht ganz der alten Sympathieen der Tieck'ſchen Muſe zu entwöhnen, ein — Bordell die Hauptrolle ſpielt!

Inmitten mancher ſchmutzigen Conflicte und widrigen Auswürfe unſerer Tage muß man doch auftreten, und mit hochemporgehobener Hand und feſtem Auge an die allgemeine Sittlichkeit dieſer Zeit appelliren. Dem Genius der Zeitgeſchichte kommt es freilich nicht darauf an, was dieſe oder jene Buhlerin, die zur Betſchweſter geworden, und nachher eine Profeſſur erlangt hat, ſich von der Sittlichkeit für einen Kanon macht, und was ſie im Katechismus und Confirmanden-Unterricht, in den Kirchen und Geſellſchaftszimmern, und in den tugendhaften Himmelbetten eurer Ehen, nach zuſammengezimmerten Regeln beobachtet wiſſen will. Das moraliſche Bewußtſein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck ſeiner ganzen Geiſtesbildung, überhaupt der Ausdruck ſeiner hiſtoriſchen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten ſein, und wenn ich mein Sittlichkeitsgefühl in die Tiefe meines heutigen geſchichtlichen Bewußtſeins untertauche, ſo finde und behaupte ich, daß keine Zeit von ſo großen und ächten Tendenzen nach einem ſchöneren, ſittlichen Leben beſtimmt war! Die Schlafkammer-Abſtractionen der Moral weiten ihre Engbrüſtigkeit zu höheren Anſchauungen der menſchlichen Verhältniſſe aus, und das Geſchlecht kann ſich das Bedürfniß nicht mehr wehren, ſeine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgeſetz zu verſchmelzen. Ich will der Zeit einen Beweis aus ihrer innerſten und geheimſten Herzſtelle zuführen, wobei die Reinheit und Koſtbarkeit des Gegenſtandes mich gegen die Befangenen vor beliebten Moralverdächtigungen ſchützen ſoll! Ich rede von den Frauen, den Engeln und den Richtern aller wahren Sittlichkeit, und von der Anerkennung ihrer höhern geiſtigen Natur, die unſere Zeit und gerade die neueſte Generation unſeres Volkes mit eigenthümlicher Liebe ihnen zollt. Die unſittliche Stellung, welche die Frauen in den Geſellſchaftsverhältniſſen einnahmen und einnehmen, ſo lange ſie nur als Mittel und mechaniſche Vorrichtungen für die häusliche Exiſtenz und die fleiſchliche Gleichgewichtserhaltung angeſehen werden, iſt in keiner Zeit ſo lebhaft empfunden und verneint worden, als in einem Augenblick, da die menſchliche Sittengeſchichte durch der Frauen geiſtige Freiſprechung ihr Blüthenalter anſtrebt. Die meiſten Menſchen, die vor der Welt den Ruf ehrenfeſter Tugend haben, leben mit ihren Weibern in einer unſittlichen Ehe. Geht jenem großen Gelehrten, der die Jugend für Moral bildet und alle Grundſätze

A

der Ethik in ein unangreifbares Syſtem gepackt hat, geht ihm nur nach in ſein Familienzimmer, an ſeinen Mittagstiſch, in ſeine vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, ſcheues Weib, verzagte Reſignation in den holden Augen, erloſchene Roſen auf den Wangen, die ſich kaum noch getraut, menſchliche Rechte für ſich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr ſelbſt auf die ihr aufgedrungene, unſittliche Ueberzeugung, daß ſie mit der Ehe ihre eigenſte Individualität unter einen außergeſetzlichen Zuſtand geſtellt, wo ſie für ſich ſelbſt nichts mehr bedeute, und an dieſer Ueberzeugung läßt ſie ſich ſchon in ihrem ſchönſten, drei und zwanzigſten Jahr langſam verwelken, in dieſer Ueberzeugung ſchweigt und ſchweigt ſie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tiſche bedienend. Und wenn Du ihr vor Rührung die beringte Hand küſſeſt, wirft ſie erſchrockene Blicke zurück auf den, dem ſie ein Beſitzthum, eine um beſtimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrocks- und Pantoffel-Angelegenheit nach Abſpannung von Büchern und Geſchäften geworden; der ihr eigenes inneres Leben ignorirt und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen Pflichtliebkoſungen ſeinen ſtarkriechenden Tabak in die Augen geblaſen, ſie Abends mit in ſeine Kammer nimmt, wo, ohne den Genius der Liebe und Andacht, der Liebe heiligſtes Werk zur thieriſchen Function wird! Man will ſich nicht geſtehen, daß ſolches Eheleben, welches ſich ſo in tauſendfältigen Formen unter uns variirt, ein unſittlicher Wandel ſei, da man auf der andern Seite anerkannt unter Legitimation der Moral ſteht, und Gott weiß, welche belobungswerthe Verdienſte ſich um die Ethik ſelbſt erworben. Seltſam iſt, daß ich gerade von heftigen und wichtigthuenden Wortrednern der Moralität unter uns es weiß, wie ſie ihre Frauen im Hauſe nicht anders als Mägde und Unberechtigte halten. Kann es aber ein Redlichdenkender beſtreiten, daß die meiſten unſerer Ehen unſittlicher Art ſind, indem die Frauen darin nicht als geiſtige Selbſtändigkeiten, ſondern nur als Mittel gewußt werden; denn nur die Anerkennung der geiſtigen und innern Bedeutung eines Weſens macht es ſittlich und läßt ihm ſittliche Freiheit zu! Ich ſage, unſere Zeit hat dieſe geheimen Unterhöhlungen der Geſellſchaftsbande empfunden, und eine neue Generation, die den Adel ihrer ethiſchen Geſinnungen an der Hochſchätzung der Weiblichkeit bethätigt, die ihr Herz an edle und hohe Geſtalten gehangen, arbeitet keiner andern Veränderung als der wahren Verſittlichung der Zuſtände entgegen. Die Welt lebt heut in unſittlichen Verpflichtungen gegen unhaltbare Angewohnheiten, aber nur mit der Moral derjenigen ſteht es ſchlecht, welche ihre egoiſtiſchen Angewohnheiten und Familientraditionen für moraliſch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und iſt eine ſtufenweiſe Annäherung an das Ideal der Menſchheit.

Die heutige Schriftſtellergeneration Deutſchlands hat bei weitem ſittlichere Tendenzen, als die romantiſche Schule, deren moraliſche Verreckung jetzt eben Ludwig Tieck repräſentirt. Bettinens Liebe, Charlottens Tod und Rahels dunkle Weiſſagungen ſind durch unſre Bruſt gefahren, und haben unſerm Bewußtſein über das innere Leben einer ſolchen Zeit die ſchmerzlichſte, zartſinnigſte und gedankengewaltigſte Grundlage gegeben. Nun ſehe man aber hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter, wie Tieck, dem in ſeinen Weiblichkeitsdarſtellungen nach dem Leben nur Freudenmädchen gelungen ſind, und der in ſeinen Dichtungen faſt nie vermocht hat, ein edles, ſittliches, geiſtig ſchönes Frauenbild klar und plaſtiſch hinzuſtellen! Nicht einmal künſtleriſche Durchſchmelzung des Fleiſches, wie bei Heinſe, ſondern die allergemeinſte, materiellſte Anſchauung des Weibes iſt bei Tieck vorherrſchend. In den meiſten ſeiner Romane; führt er uns Bordellbekanntſchaften vor, und ſelbſt im Dichterleben ſteckt unverſehens einmal ſeine Muſe den verwandelten Schweinskopf zu ſolchen Circen empor, die er mit ſchöner, glänzender, koketter Beweglichkeit zu ſchildern verſteht, während er größtentheils die anſtändigen und edeln Frauen ſeiner Dichtung entweder, wie in den Novellen, nur flüchtig und mit Unbehagen ſkizzirt, oder, wie früher im Octavianus und der Genoveva, in dreidoppelte Schleier der geſtaltloſen Myſtik hüllt. Von ächter Weiblichkeit hat nur ſelten einmal die Ahnung ſein Gemüth durchblitzt, und wenn ich an den Lebensbildern der romantiſchen Schule noch einmal vorbeiwandele, ſo finde ich hinter den üppigen Blüthenhecken buhleriſcher Stanzen und Kanzonen auch die ächte Liebe, nach der ich mich ſehne, nirgend, ſondern ein geiſtreich verſchmitztes, lauerndes, halb in tiefſinnende Luſt, halb in Ironiſirung ſeiner eigenen Luſt gemaltes Geſicht, mit unheimlichen Zuckungen um den Mund, ſieht mich an, zu meinem Ekel. Warum will dies Geſicht jetzt auf ſeine alten Tage noch ſich als Tugendſpiegel vor dieſe Zeit hinſtellen, und, im letzten Glanz moraliſirender Strafnovellen ſich zeigend, doch noch mit legitimen Reſultaten eines blaſirten Lebens ſich ſchminken? Die romantiſche Schule ſollte ſtill ſein von ſolchen Dingen, damit man nicht nachforſche in den Archiven ihrer Jugendſünden, und alte, geheimnißvoll redende Pergamentblätter aus der Periode ihrer mondbeglänzten Zaubernächte ans Tageslicht ziehe! Was ſoll die Scham der deutſchen Frauenwelt dazu ſagen, daß ſich Auguſt Wilhelm Schlegel von einem Kritiker öffentlich ſeine Impotenz, dieſen von ihm mühſam erworbenen Talisman der Tugend, vorwerfen laſſen mußte? Es iſt keine angenehme Pflicht, die geheime Geſchichte der Romantik zu ſchreiben, und wir bitten, unſerm wohlunterrichteten Gedächtniß aus dem Wege zu gehen! Aber um die Tugend zu lernen, die ich in den Armen meiner Geliebten nicht gelernt hätte, dazu mag ich bei den romantiſchen Dichtern überhaupt nicht in die Lehre gehen! Wenn Einer mit ſeiner leiblichen Schweſter in unzüchtigen Flammen geſtanden, wenn Einer nach Uebereinkommen ſeine eigene Frau ſeinen Freunden preisgab, und dafür die Eheweiber ſeiner Freunde in Recompenſe nahm, ſo wäre das kein Mann und kein Weiſer dazu, um meine geſunde Jugend und die hoffnungsreiche Richtung dieſer Zeit mit Moralbeiſpiel zu fördern! Wozu aber unbedachterweiſe ſolche moraliſche Strafnovellen ſchreiben, deren Text nur einzelne, bedeutungsloſe Carikaturen der Zeit wirklich treffen kann, deren Anwendung aber leider auf das Haupt des Tugendpredigers zurückfallen muß! Und bedenkt denn Ludwig Tieck nicht, daß manche Unſittlichkeit der heutigen Welt, der er mit Recht zürnend und züchtigend gegenübertritt, gerade durch die Lectüre ſeiner frühern Schriften unter uns gekommen ſein könnte, denn wie viele deutſche Jünglinge, die jetzt aus der Art unſerer Väter geſchlagen, mögen ſich nicht zuerſt an ſeinem William Lovell die Phantaſie verderben und ſchmutzig gemacht haben! Wie kommt jetzt Saul unter die Propheten? Wohlan, ihr großen und legitimirten Männer Deutſchlands, gebt, wie es jetzt Mode wird, der Welt und der Nation glorreiche Tugendbeiſpiele, wir verlangen und bangen herzlich darnach, denn uns thun feſte Haltpuncte in unſern Wirren Noth! Aber was wollt ihr, während die gutwillige Welt vor eurem Beichtſtuhl kniet, mit unſerm widerſpänſtigen Gedächtniß anfangen? Haben wir doch zu euren Füßen geſeſſen und euch belauſcht, denn wir waren fleißig und eifrig auch in der Erforſchung des deutſchen Privatlebens! Gut möchte es ſein, dem Publikum manche verheimlichte Zuſtände dieſes unſres Privatlebens vor Augen zu rücken, damit es ſehe, wie die jetzt ſo beliebt werdende, öffentliche Koketterie mit der Moral in manchen ihrer Hauptrepräſentanten auf einem morſchen, faulen, und ſittlich unwürdigen Hintergrund ruhe! Aber meiſtentheils ſtemmen ſich dawider Mitleid und Pietät gegen die Laren, und nur in einigen Fällen geſtattet es die erlaubte Nothwehr, daß man, um ſeine eigene ſtillgehaltene moraliſche Würde der feindſeligen Scheinheiligkeit gegenüber abzuzeichnen, mit jenen Ueberlieferungen ſich ſiegreich wappene!

Und nun naht euch wieder, himmliſche Geſtalten, die ich faſt vergeſſen hätte, aus der Novelle: Eigenſinn und Laune! Tieck ſchildert eine Emmeline, auf fortſchreitenden pſychologiſchen Stufen, in denen ſich manche alte meiſterhafte Anklänge von ihm verrathen. Aber des Dichters Geſinnung, welche dabei den ſchreienden rothen Faden macht, iſt eine Perfidie gegen die Menſchheit. Man höre und bedenke folgende Verhältniſſe! Dies

Mädchen, eine naturkräftige Schönheit, voll Anlagen zur höchſten weiblichen Bildung, wird von dem beſtimmteſten Widerwillen gegen die Ehe erfüllt. Die catilinariſche Rede, welche ſie zu Anfang der Novelle gegen alle ehelichen Anmuthungen hält, iſt der Ausdruck eines natürlichen, ſcharfſehenden und aufrichtigen Gemüths, das vor der Hyperciviliſation und Unnatur der meiſten Geſellſchaftsverhältniſſe zuſammenſchaudert. Dies iſt ſo begreiflich motivirt, daß man überraſcht wird, wenn die gleich einem Iltis herbeiſchleichende Ironie Tiecks daran nur ein Beiſpiel ſtatuiren will zur Verhöhnung aller ſocialen Fragen der Zeit. Gehen wir aber mit Emmelinen auf die Reiſe, und horchen auf die erſten Herzſchläge ihrer Liebe, die ein friſches Naturkind ihr erweckt! Ein junger, in der That liebenswürdig geſchilderter Kutſcher, der gar keine angebildete Cultur beſitzt, regt in der Schweiz und in der träumeriſchen Stille des Waldes, durch den er ihr Wagenlenker iſt, das erſte Gefallen des geiſtreichen Mädchens an einem Manne auf. Offen und natürlich, wie ſie iſt, erklärt ſie ſogleich ihre Gefühle, und ſetzt ihrem erſtaunten, aber nachgiebigen Vater auseinander, wie, nachdem ſie jene civiliſirt verbildeten Jünglinge in der Stadt immer als Krüppel habe verachten müſſen, ihr jetzt endlich die Bedeutung des Mannes und der Ehe das Herz getroffen habe. Die ironiſche Erfindung verknotet ſich nun folgendermaßen. Jener Bauerburſche wird in einer kleinen Stadt zurückgelaſſen, und ihm Lehrer aller Art beigegeben, die ſeine Ausbildung bewirken ſollen. Welch ein Faux-Pas der Ironie! Es iſt unwahrſcheinlich, daß Emmeline, die ihr Naturkind ſo, wie es war, beſitzen wollte, ſeiner künſtlichen Cultivirung vor der Ehe nachverlangen konnte, und wenn dies des öffentlichen Anſtandes wegen zu einer Heirath geſchehen mußte, ſo ging wieder der ganze Sinn derſelben verloren. Aber Tieck, in deſſen traumhafter Geſtaltenwelt ſich die Perſonen bekanntlich auf Einmal wie wahnſinnig gebärden, brauchte ironiſche Pottaſche, um dieſe grüne Novellenſeife, womit er die Zeit reinigen und weißwaſchen will, garzukochen. So kommt der Verlobungsabend heran, wo der mit ſeinem Bildungscurſus fertig gewordene Martin Sendling von der Braut und einer verſammelten Geſellſchaft erwartet wird. Er hat in kurzer Zeit viele Talente entwickelt, erſcheint ganz verwandelt, und iſt, mit einem Wort, aus einem Naturmenſchen ein *gebildeter* Mann geworden. Emmeline ſtößt ihn entſetzt von ſich, ſobald ſie ſeiner in dieſer Metamorphoſe anſichtig wird, und da er ihrem Ideal nicht mehr entſpricht, ſondern wie die Uebrigen geworden iſt, muß er ſie fliehen. Der arme Burſche, der nun für Alles verdorben, geht mit ſeinem ihm ſo ſchlechtbekommenen Stückchen Bildung in die weite Welt, Emmeline aber begiebt ſich nach Paris mit ihrem Vater. Wie viel vortreffliche Elemente ſind nicht in dieſer Emmeline, welche geſunde Oppoſitionskraft des ächten Weibes, welche tragiſche Zerfallenheit mit einer überlebten geſellſchaftlichen Cultur! Aber dies Alles, wie es aus den Schmerzen der Zeit richtig genug herausgeſehen und herausgegriffen iſt, ſpießt ſich Tieck nur ſo zum hämiſchen Spaß auf die Schreibfeder, und macht ein Perſiflirſtück ſcandalöſen Humors aus dem, was die Aufgabe eines Dante wäre. Die ganze Emmeline iſt ihm nur eine Bußgeſtalt ſeiner ironiſchen und polemiſchen Abſichten, und ſo läßt er ſie, mit bizarrer Verläugnung aller humanen und poetiſchen Gerechtigkeit, allmählig in lauter abſcheuliche Verhältniſſe zerfaulen, um an ihr zu rächen die Heiligkeit und die Legitimität der Ehe! **Hear, hear**, ein Tieck hilft in ſeinen alten, ſchwachen Tagen der Heiligkeit der Ehe wieder auf! Nebenbei ertheilt er der Humanität die Stäupe. Iſt es Beichte, iſt es Buße, iſt es letzte Oelung, Ludwig Tieck? Man höre weiter!

Emmeline, die arme, an Allem irrgewordene Emmeline, muß in Paris der niedrigſten Verführung zur Beute werden, und erlebt, auf eine empörende Weiſe, die erſten Mutterfreuden durch den allerverächtlichſten Menſchen, der ihr ſelber ein Gräuel iſt. Dieſe pariſer Scenen haben einen ſo ſtinkenden moraliſchen Athem, daß ſie nur Tieck ſelbſt in den folgenden Ereigniſſen zu überbieten vermocht. Emmelinens Ehre wird jedoch vor der Welt durch einen ihrer älteren Liebhaber, einen edelmüthigen

Pedanten, gerettet, der ſie heirathet und wieder zurück nach Deutſchland führt. Hier lebt ſie in der Einſamkeit auf dem Schloſſe ihres Mannes, ein todtes hoffnungsloſes Scheinbild ihrer ſelbſt, als ein franzöſiſcher Offizier, der gaſtlich bei ihnen aufgenommen wird, ihr von neuem Anforderungen an das Leben erregt. Sie geſteht ihm liebend, er ſei der erſte wahre Mann, der ihr vorgekommen, und Beide fliehen mit einander. In einer Waldſchenke erkennen ſie ſich an einem ihrem Geliebten entgegenſpringenden Hund, Namens Muntſche, dieſer lächerlich fabelhaften Machination, die in der Novelle unaufhörlich ſpukt, ohne daß man begriffe, was ſich der Verfaſſer eigentlich bei dieſem witzelnden Hundefatalismus ſeiner Dichtung gedacht. Dergleichen gehört aber zu den krankhaften Gelüſten der Tieck'ſchen Novelliſtik, die ſich überall bei ihm zeigen, ſowie es auch eine oft wiederkehrende Grille ſeiner Erfindungen iſt, daß zwei ehemalige Liebende ſich plötzlich nach langer Zeit in einer völlig unkenntlich gewordenen und verblichenen Geſtalt wiederfinden müſſen. So erblicken ſich jetzt Emmeline und — Martin Sendling einander gegenüber, und mit dieſem Moment des bizarren Widerſehens hört Glück und Frieden ihres Verhältniſſes auf. Sie kehren ſich feindlich den Rücken. Jetzt aber tritt die große culturgeſchichtliche Wendung der ganzen Novelle ein. Mit dem neuen Abſchnitt der Ereigniſſe, welcher nun beginnt, führt uns Tieck geradewegs in ein — Bordell, das ſeine Ironie fortan zum Schauplatz der neueſten zeitgeſchichtlichen Tendenzen macht. Ich erinnere mich nicht, in einer andern deutſchen Dichtung jemals ſo unverhohlen auf ſolchem Grund und Boden geſtanden zu haben. Freundin, verhülle Dein Antlitz, während ich unverzagt einem ſo erfahrenen und erprobten Führer, wie Ludwig Tieck, in ein ſolches Haus folgen will! Seine Helden und Heldinnen bis in ein †haus zu bringen, gehört ebenfalls zu den krankhaften Gelüſten der Tieck'ſchen Muſe, und nirgends iſt das Straßenleben der Venus Vulgivaga und Cloacina mit einer glänzendern Erfahrenheit im Unſittlichen geſchildert, als im William Lovell, der in ſeiner metaphyſiſchen Verzweiflung alle ſeine ehemaligen Geliebten zuletzt als triefäugige Prieſterinnen in irgend einem Gaſſenwinkel wiederfindet. Vor dreizehn Jahren, als ich den Lovell zum erſten Mal las, empörte ſich meine noch nicht mannbare Natur vor dieſer prickelnden Romantik des Laſters, und jetzt ſteht dieſelbe Muſe, mit denſelben Scenen, als moraliſche Vettel vor mir, welche, wie jene babyloniſche, Gewalt und Zeter ſchreit, welche die Sittlichkeit der Zeit verbeſſern will, und die heutige deutſche Jugend mit einer Anklage belaſtet, die in einem ſchlechten Hauſe bei Madame Blanchard zu Protokoll genommen wird. Dieſe ſchreckliche Witwe Blanchard iſt kein Dortchen Lakenreißer, deren naive, unſchuldige Gemeinheit ich bei dem naturſtarken Shakeſpeare noch liebenswerth finden könnte. Mutter Blanchard iſt eine ironiſirte Mutter, ach! es iſt die arme, unglückliche, in die ſocialen Wirren unſerer Zeit verſtrickte — Emmeline! Wenn ein Gott ſolche Verhältniſſe in der Wirklichkeit geſchehen ließe, ſo müßte man an ihm verzweifeln! — was ſoll man aber mit einem großen Dichter anfangen? Dieſer Dichter wollte jedoch zeigen, daß ſolche ſt. ſimoniſtiſche Tendenzen, wie ſie der Geſinnung Emmelinens ſich bemächtigt hatten, zu keinem andern Ziel hinführen, als zum — Bordell! Guter Gott! welche Tendenzen hatten denn Tieck dahin geführt? Waren es die Stanzen ſeiner ſüdlich romantiſchen Periode, war es die Phantaſtik der Formen, war es die pſychologiſche Menſchenkenntniß, die er in ſolchen abgelegenen Hainen des Akademos bereichern wollte? Es iſt für mein Gefühl verletzend, daß ich vom Schickſal dazu auserſehen bin, dieſen jetzt moraliſch ausgetrockneten Sümpfen noch einmal auf den unreinen Grund zu gehn, aber ich hoffe, daß das Opfer, welches ich dadurch zur möglichen Benachtheiligung und Mißverſtehung meiner Perſon vor den Augen des Publikums bringe, allgemeineren Nutzen tragen wird! Denn wie ſoll ſich eine neue Generation vor jenen Stolzen und Grauſamen retten, welche die frühere Unſittlichkeit ihres Wandels jetzt in die ſteife Glanzleinwand der Moralität verhüllen, und auf dem ſtampfenden Roß einer den Geiſt knechtenden Ethik ſich wiegend, die ſittlichſten Bewegungen, welche die fortſchreitende allgemeine Moralität der Geſchichte unternimmt, bei den Behörden und in der bürgerlichen Geſellſchaft als Bordelltendenzen zu verdächtigen ſtreben!

Die jüngern deutſchen Schriftſteller, welche als Unternehmer und Gründer des Literariſchen Zodiacus auf dieſen Blättern ſich zuſammenfinden, erſcheinen hier, von den ausgezeichnetſten und gewichtigſten Männern Deutſchlands als ihren mitwirkenden Freunden umgeben, zu literariſchen und ſocialen Beſtrebungen, die keine moraliſche Verdächtigung erreichen noch erſchüttern wird! Aber wir empfinden im gemeinſamen Kummer das drohende Mißtrauen, welches heut die Geſellſchaftsverhältniſſe verpeſtet, und deshalb wollte ich an einem ſo allgemein bekannten und durch Talent und Ruhm hervorragenden Manne, wie Ludwig Tieck, Proben einer gerechten Polemik liefern, die offene Erklärungen über den allgemeinen Moralitätszuſtand unſerer Zeit veranlaſſen ſoll! Wir haben dieſe nicht zu ſcheuen nöthig, ſondern wir rufen vielmehr die Speculation heraus, die wahren Anforderungen einer menſchheitbeglückenden Ethik zu prüfen und den unruhigen Geburtswehen der Geſchichte beizuſpringen! Mit abſichtlichen und geheimen Parteibeſtrebungen, die man jetzt überall argwöhnt, haben wir nichts zu thun, da wir in unſern Verhältniſſen keinen Spielraum, in unſerer Nation kein Publikum, und in unſern Ideen, die auf eine reine geſchichtliche und ſpontane Entwickelung der Zeit gerichtet ſind, keinen Willen dazu vorfinden. Die fabrizirte Kategorie des ſogenannten „jungen Deutſchlands" war uns von jeher fremd, und es ließ ſich vorausſehn, daß eine derartige ſelbſtgemachte Benennung, die eine nur kritiſch hervorgerufene Kluft zwiſchen allen nationellen Sympathieen gründet, früher oder ſpäter zum literariſchen Ekelnamen werden würde! Die beiden Schriftſteller, welche das ſogenannte „junge Deutſchland" repräſentirt hatten, Wienbarg und Gutzkow, ſind in unſern letzten Stücken in ihren Talenten und Geſinnungen theils anerkannt, theils beſtritten worden, und obwohl ſie in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meiſtentheils feindſelig und vernichtend auch gegen uns ſich ausgelaſſen, ſo darf man uns doch nicht zumuthen, daß wir Bannſtrahlen gegen ihren bürgerlichen Charakter ſchleudern ſollten. Ich glaube zwar nicht, daß ſich unſere hiſtoriſche Wendungen an ſolche Individualitäten, wie die genannten Schriftſteller ſind, fixiren werden, und finde deshalb alle befürchteten herrſchſüchtigen Anordnungen und Occupationen des Literaturgebietes von dieſer Seite unnütz und wirkungslos, aber ich denke, daß ſo bedeutende Talente, wie man ihnen zugeſtehen muß, zu ſchönen Geſtaltungen kommen, ſobald ſie die falſchen Prätenſionen an das Allgemeine und den abſichtlichen Trotz gegen Gottheit und Schickſal fahren laſſen. Wollte Tieck in der Figur des Wilhelm Eichler, welche in den letzten Abſchnitten ſeiner Novelle auftritt, die Tendenzbilder Gutzkow's und Wienbarg's ironiſiren? Dieſer Eichler iſt ein täglicher Gaſt der Witwe Blanchard, und ſpricht, inmitten der ſaubern Freuden dieſes Hauſes, von den modernen Intereſſen der Bewegung, von der jungen Zeit u. dgl. Endlich ſchließt die Scene, bei Gelegenheit eines öffentlichen Auflaufes, welcher die jungen Parteimänner vor jenem fatalen Hauſe verſammelt, mit einer revolutionairen Stürmung dieſes Bordells, durch welche bittere Wendung ſeines unflätigen Stoffes Tieck zeigen will, daß es die Umwälzungstendenzen unſerer Zeit nicht weiter bringen, als höchſtens bis zur Zerſtörung eines gemeinen Hauſes! Wem, auf irgend einer Seite des Lebens und der Anſicht, kann wohl mit dieſer Ironie gedient ſein, die ſo ſchmutziger Farben bedarf, um ſich wirkſam anzuſtreichen? Wer das Beſtehende vertritt, und wer es verändern möchte, beiden hat Tieck durch dieſe unzüchtige Demonſtration ein Gefühl des Ekels erregt. Wir aber glauben an dem Beiſpiele Tieck's bewieſen zu haben, wie leicht ſolche Inſinuationen auf das Haupt ihres Urhebers ſelbſt zurückfallen können! Dieſe Polemik iſt aber um ſo unredlicher, da ſie ihren Gegenſtand nur nach dem Hörenſagen erfaßt, denn Tieck iſt bekanntlich ſchon ſeit vielen Jahren zu vornehm, ſelbſt etwas zu leſen, und kennt die neuere deutſche Literatur nur aus den Anzeigen in den Blättern für literariſche Unterhaltung, welche ihm die Brockhaus'ſche Buchhandlung gratis zuſchickt, und aus dem Geſpräch mit dieſem oder jenem beſuchenden Fremden. So wirft denn nun ſeine erbitterte Subjectivität die ganze heutige deutſche Jugend in Bauſch und Bogen durcheinander, ohne ſich die Gewiſſenloſigkeit kränken zu laſſen, wie verſchiedenartige Individualitäten und wie edle Beſtrebungen er dabei vermengt und verdächtigt!

Obwohl die Schriftſteller des Literariſchen Zodiacus die gemachten Kategorieen eines ſogenannten „jungen Deutſchlands“ von ſich ablehnen, und hiermit öffentlich desavouiren, ſo werden ſie ſich doch ihren übrigen mitſtrebenden Literaturgenoſſen, deren ethiſche und religiöſe Bewegungen ſie bis jetzt nicht getheilt haben, niemals wider Gerechtigkeit entziehen, noch weniger zwiſchen ſie und die Nation treten. Der Einzelkritik und der individuellen Bethätigung auf unſern Blättern ſoll es vielmehr überlaſſen bleiben, ſelbſt bei den widerſtrebenden Elementen die gemeinſamen Grundfäden in den innern Bewegungen des heutigen Deutſchlands hervorſchimmern und anſchaulich zu machen, und durch Wegräumung wie durch Befeſtigung ein neues verſöhnendes Band unter den Gemüthern knüpfen zu helfen. Wir werden, den Fortſchritt unſerer Zuſtände im Herzen tragend, durch die Literatur auf das ſociale Leben zurückzuwirken ſuchen, aber die eigenthümliche Nüance, die wir im Kampf der Meinungen behaupten, durch Trotzen auf effectvolle Negationen durch jugendliches Kokettiren mit einer halsbrechenden Abſtraction, uns zu verzerren hüten. Das religiöſe Bewußtſein Deutſchlands iſt in dieſem Augenblick erſchüttert und zermalmt, das politiſche Leben wieder für eine ganze Generation rettungslos verloren gegangen, und die unterhöhlten Geſellſchaftszuſtände haben ſchwierige und verwundende Auseinanderſetzungen zwiſchen einer wahren, vernünftigen, ächt menſchlichen Ethik und den abergläubiſchen Traditionen und individuellen Niederträchtigkeiten der Menſchen nöthig gemacht. Es kommt darauf an, in einer ſolchen Menſchheitsepoche, wo uns Gott verlaſſen zu haben ſcheint, durch doppeltes Aufbieten der menſchlichen Productionskraft für Wiederherſtellung vernünftiger Zuſtände, zu beweiſen, daß ein

A

Gott iſt! Der Fonds der Menſchheit iſt keineswegs abgeſchwächt, ſondern ſie war zu keiner Zeit ſo ſtark, um die Umarmung des Gottes in ſeiner wahren, unverhüllten Geſtalt zu leiden und zu genießen. Das heißt: ſie war zu keiner Zeit ſo reif für vernünftige und humane Zuſtände! Beweiſen wir ihm dies durch die Höhe unſerer Speculation, durch die Schönheit unſerer Kunſtſchöpfungen, durch das, was wir im Privatleben thun und eifrig ausſtreuen, und durch das, was wir in der Oeffentlichkeit verfechten!

Th. Mundt.

. . Alt

Die Madonnenbilder auf der Dresdner Gallerie.

Aus den Papieren eines deutſchen Hofmeiſters.

Von

F. Guſtav Kühne.

I.

Der Poſtillon fuhr raſch nach Möglichkeit, und ſo war es nicht ſeine Schuld, wenn ich doch ſpäter in dem königlichen Elbathen eintraf, als man mich erwartete. Ich gehöre nicht juſt zu den ſchläfrigen oder menſchenſcheuen, wohl aber zu denjenigen Kindern dieſer Welt, die man vereinſamte Narren, nomadenhafte Müßiggänger nennen könnte. Dieſe Menſchen kommen überall zu ſpät, immer post festum, immer nach aufgehobener Tafel. Selbſt wenn die Liebe ruft, treffen ſie gewiß erſt eine Stunde nach der anberaumten Zeit zum Rendezvous ein, und finden die harrende Geliebte mürriſch, mißlaunig, und nicht mehr aufgelegt zur ſpieleriſchen Luſt und zum tändelnden Koſen. Sie kommen überall zu ſpät, weil ihnen unterwegs etwas einfiel, über das ſie grübeln mußten. Es iſt ſchlimm, wenn einer in den Händen, in den Füßen ein Stück Blei ſitzen hat und ſein Blut ſtatt mit Eiſentheilen mit Bleiſtoffen verſetzt iſt. Aber es ſcheint noch weit ſchlimmer, wenn einem der Hirnkaſten wie ein Tabacksbehälter verbleiet iſt, damit ſich das Kraut der Gedanken und Gefühle conſerviren möchte. Giebt es ganze Völker, die ſo ſind, wie könnte man ſich da wundern, daß es einzelne Menſchen giebt von ſolcher Art. Ich bin ſo ein Menſch, gehöre zu ſolchem Volke, — ich bin ein deutſcher Jüngling.

Und winkte mir denn Liebe? Ich weiß nicht recht was Liebe iſt, und wer weiß es überhaupt! Jede Seele, jede Creatur liebt auf ihre Weiſe, und ſo bedarf es ja nicht der Deutung

A

eines ſo weitbauſchigen Ausdrucks wie das Wort Liebe iſt. Ein zuckender [illegible], eine brennende Aetheresſenz, ein zitterndes Gliederſpiel, ein Funke, der in die Seele fährt und ſie wie eine Mine ſprengt, ein Zerfahren des Geiſtes in alle Welt und ein Verkriechen in die ſtillſte Enge der Herzenskammern, ein Aufruhr der Dämonen und ein ohnmächtiges Verſchwinden und mondſcheinartiges Nebeln, eine glühende Lebensgier und eine trunkene Todesluſt, ein fieberhafter Krampf und eine leiſe ſtille Seligkeit, ein luſtiger Mummenſchanz und ein Trauerſpiel des innern Menſchen, ein heller Jubel der ſpringenden Seele und ein zerweintes, verblutendes Herz: — das ſind ſo etliche Artikelchen der Liebe, und es giebt deren noch millionenfach mehr. So viel Menſchen, ſo viel Kapitel im Buche der Liebe.

Und Klotilde und ich? Lieber Himmel, ich hatte ſie ſeit zwei Jahren nicht geſehen. Nun ſchrieb ſie, ich ſolle ſchnell nach Dresden kommen, wenn ich ſie nicht vergeſſen; ſie habe meiner häufig gedacht, ſie ſei nicht das an die Eitelkeiten des Lebens verlorne Ariſtokratenweib, für das ich ſie zu halten Urſach gehabt, ſie ſei nicht abgefallen von dem geiſtigen Gehalte des Lebens, in den ich ſie in früheren Zeiten eingeführt. Ich ſollte nur kommen und ihr Cicerone ſein auf der Gallerie, nach deren Schätzen ſie ein lebhaftes Verlangen trüge; ich ſollte ihr catalogue raisonné ſein, ein lebendiger Catalog ſei ihr lieber, als ein papierner.

Das klang nun faſt wie Spott, und doch war es mehr als das, es war ein übermüthiges Hinwegſetzen über ſich und Andere, die ſie dann von einer Vogelperſpective luſtig zu beſchauen liebte. Es war ein Stück Humor, wie er Shakspeare's Beatrice eigen iſt. Und hatte ſie als ein Ariſtokratenkind Berlins einen Beigeſchmack von Sarcasmus mit zur Welt gebracht, wie hätte ſie den verläugnen können, da ſie nun Weib geworden und mit ihrem Ehegatten ſich auf Reiſen oder in Bädern aufhielt, um die Laſt der Ehe ſich möglichſt leicht zu machen! Und ſie mit ihrem Gemal: — das war nun ſo ein Ehegeſchirr, an dem zwei Weſen keuchten, ein leichtbefußtes Reh und ein ſchwerbeiniges

Kameel. Klotilde war das muthwillige Reh, der Baron das Kameel. Ein Kameel iſt kein nichtswürdiges Thier, aber doch ein Thier. Der Baron war kein übler Menſch, aber doch ein Baron. Auch mochte er ſie aus Liebe erwählt haben, ich glaub's — aus Liebe, ſo was man juſt Liebe nennt im lieben Ariſtokratenleben. Er mochte ſie ſeine Göttin genannt haben, als er mit ihr im Cotillon tanzte, oder als er ſie aus der Loge lorgnettirte, oder als ſie zum Flügel ſang und der ſüße Ton ihrer Stimme in ſein ausgehöhltes Salonherz ein Etwas aus weiter Ferne zurückrief, das ihn wie der verhauchte Athemzug eines paradieſiſchen Friedens überkam. Seine Göttin mochte er ſie noch nennen, warum nicht? Nur daß er das Gebot nicht kannte: du ſollſt keine andern Göttinnen haben neben ihr! Der Baron war kein böſer Menſch, Gott behüte! er war nur ein Menſch ſeines Standes. Wenn die Sünde in der Welt, in den Zuſtänden der Geſellſchaft und im Herkommen liegt, wenn die Sünde Sitte iſt, lieber Himmel! wie ſoll es uns Wunder nehmen, daß alle Creatur ihr huldigt. Das iſt kein Laſter mehr in der Liebe, wenn einer denkt, wie Eulenſpiegel bei den Pfannkuchen: die Menge muß es bringen. Aber eine Dummheit iſt es, wenn du einen Gewinn darin ſuchſt, die eine Seele preiszugeben und dir dafür zwei oder drei käufliche Seelchen zu pachten! Wer wird vom Laſter reden bei Ariſtokraten! fi donc, quelle bètise! Nichts als eine etwas ſchräge Anſicht, ein kleiner Irrthum aus Herkommen, eine aimable Schwachheit par excellence!

Klotilde hatte dem Baron aus Liebe die Hand gereicht, — eigentlich aus Spott, aber weil ſie den Spott liebte, ſo war Liebe mit im Spiel. So ſchließt Mancher aus Liebe ein Bündniß, aber aus Liebe zu Rang und Reichthum, aus Liebe zum bequemen Lebensgenuſſe. Es iſt oft eine herzbrechend luſtige Geſchichte, wenn ſich Zwei zuſammenthun, und denken, ſie ſeien Mann und Weib, nachdem ſie eine hergebrachte Sitte der Form nach beobachtet. Nur wo zwei Seelen ſich finden und tragen und in dieſer Gegenſeitigkeit aus dem Grabeskerker der Verein-

A

zelung zu einem neuen gemeinſamen Leben auferſtehen, — nur da iſt Ehe.

Ich lernte Klotilden kennen, als ſie über die Schwelle vom Kinde zur Jungfrau ſchritt. Drei volle Jahre hatte ich in ihrer nächſten Nähe verlebt, zwiſchen denſelben Mauern, unter demſelben Dache nur Eine Luft mit ihr geathmet, und die vielen Tauſend kleinen Zufälligkeiten eines täglichen Verkehrs hatten ſich um unſer Daſein wie ein trauliches Netz geſchlungen. Ich war der Erzieher ihrer Brüder geweſen und hatte Mühe gehabt, mich ſelbſt dabei zur kühlen Weisheit, zur beſonnenen Faſſungskraft zu erziehen. Ich war damals ein junger Gelehrter, und Klotilde ein gelehriges Mädchen. Lieber Himmel! was Wunder, wenn aus der jungen Gelehrſamkeit, die ſie von mir einſog, faſt eine alte Liebe geworden wäre! Kann die Gelehrſamkeit es übel nehmen, wenn ſie Liebe erndtet? kann ſie je mehr erreichen, als wenn ihre Früchte wie Granatäpfel ausſehen? — Wenn wir am Flügel ſaßen und Quatremains ſpielten: wer will es unerklärlich finden, wenn auch unſere Herzen ſich an den Tact gewöhnten? Ich war dermalen ein ſchwärmeriſcher Menſch, doch auch ſo was man klug nennt. Die Leute hießen mich einen timiden Jüngling, ein menſchenſcheues Weſen: und das war gut, das war mir gerade recht. Hinter einer gleichgültig müßigen Harmloſigkeit lag meine zitternde, meine glühende Seele verſteckt. Klotildens wachſende Hinneigung zu mir war ein Mairegen für mein dürſtendes Demokratenherz. Ich hatte noch niemals eine Liebe erlebt. — In den Nachmittagsſtunden, wenn die vom Mahle geſättigten Menſchen ſchliefen, pflegten wir Lectüre zu treiben. Dann ſaßen wir beiſammen in dem kleinen einfenſtrigen Zimmer mit der ſilbergrauen Tapete, auf dem ſchmalen Fenſtertritte, nur der kleine Nähtiſch ſtand zwiſchen uns. Und ſo ſaßen wir alle Tage und laſen mit einander und in einander. In Klotildens ſchöne lichtblaue Augen floß die Weisheit wie ein raſcher glänzender Stern, und die hellen Augen wurden immer dunkler, ihr helles Licht wurde zum köſtlichen Tiefblau eines ſüdlichen Himmels. Auf den blondgelockten Scheitel lagerten ſich die

Gedanken einer geiſtigen Welt, und die ſchöne Mädchenſtirn wölbte ſich immer höher, voller und reicher. Ich ſah Klotilden unter meinen Händen zur Jungfrau werden. Ihre Lippen wurden immer röther und dunkler, denn ihr Athem ſog die Gefühle der Dichter ein, die ich ihr ſo was man nennt tractirte. O, es war ein ſüßer Genuß für meine lauſchende Gelehrſamkeit. Mit Klotildens Augen und Lippen, mit ihren Gefühlen und ihrer Leidenſchaft wuchs auch ihre Weisheit, ihre Bildung. Wie zu einem Luſtfeuer rauſchte die kleine Mädchenſeele auf, und ich ſtiller Feuerwerker, der ich die Raketen warf, mußte fein an mich halten, damit Alles, wie die Leute ſagen, hübſch in Ordnung blieb. Wollte ich doch nicht eigennützig handeln, und das junge Ariſtokratenherz nicht für mich gewinnen, ſondern für die Schönheit eines aufgeklärten, ſonnenhellen Lebens, für die Heiligkeit der Natur mitten unter den Widerſprüchen und der Qual einer abgeſchmackten Welt voll hohler Formen und nüchterner Eitelkeit. O, es lag in dieſem Verkehr für mich ein Himmel voll Verzweiflung. Ich hatte ſie nie geküßt, es wäre denn Auge in Auge geweſen, aber nie Mund auf Mund, ich hatte die ſchwellenden Lippen, die mir täglich in nächſter Nähe wie zwei volle, zum Pflücken reife Kirſchen entgegenlachten, niemals berührt. Den Augenblick, wo ich ſie ganz in meiner Gewalt gehabt, hatte ich unbenutzt vorüber gehen laſſen. Es war ein einziges Mal, — ich hatte ihr den Taſſo vorgeleſen und ſie hatte ſich Taſſo's Angſt in ſeiner Liebe zu Eleonoren recht ſchmerzlich tief zu Herzen genommen, — als ſie ſchluchzend an meine Bruſt ſtürzte. Sie hing aufgelöſt an meinem Halſe, ich preßte mit leiſem Krampfe meine Lippen in ihr blondes Lockengeflecht und überwand ſo die Schauer der Liebe mit banger Seele. Es war, als hätte ſich das blaue ſelige Himmelsgewölbe auf meine Schultern geſtützt und als würde ſein ganzer Bau zuſammenbrechen, wenn meine Arme, die es zu ſeinen Säulen gemacht, ſich regten; ich kam mir wie der Rieſe Atlas vor, der, ſo ſtark er auch iſt, doch nichts vermag; er muß ſtille halten, ſonſt zerbricht die Welt. — Unſer täglicher Verkehr ſchien damals den Leuten ſchon mehr als Sache der Intelligenz oder als gewohnte Nothwendigkeit, es war ein unzweideutig ſichtliches Bedürfniß. Ariſtokratiſche Augen fingen an, uns von mehreren Seiten zu belauern, und in jenem Momente, wo ſich ein Stück des reinſten Himmels an meinen Buſen ſchmiegte, verlauteten ſich im Nebenzimmer geſchäftige Menſchen und flüſternde Stimmen. An Leib und Seele gefeſſelt und gebannt, vermochte ich nichts als das zitternde Mädchen feſtzuhalten, ich konnte nicht zu ihr ſagen: „Klotilde, beſinne dich, — mein Fräulein, kommen Sie zu ſich!“ Hätten ſie nur kommen und uns ſehn mögen, die gnädige Tante und die noch gnädigere Stiefmutter: ich hätte ihnen dieſe Gruppe mit weiſem Lächeln als Cicerone erläutert und geſagt: Sehen Sie hier, meine Damen, die Frucht der Intelligenz unſerer Zeiten! — Aber es kam Niemand, und ſo überwanden wir den Moment des Erguſſes, überdauerten das Erſchließen der ſtill gepflegten Knospe der Liebe, — und ich — ich blieb der bedachtſame, höchſtgelehrte, tugendhafte Hofmeiſter, den die alten gnädigen Weiber einen intereſſanten Bürgerlichen nannten und den ſie gern um das Ariſtokratenkind wußten, weil er savoir vivre genug habe, um nicht ſchädlich zu wirken. Ach! du meine liebe dumme zähe deutſche Seele! —

— — Die Pferde wechſelten zum letzten Mal. Der dresdener Poſtillon fuhr im ſcharfen Trott der Elbe zu. Der verblaßte Rock des gelben Menſchen erinnerte mich an meine verblaßte Liebe. Gebleicht an dem widrigen Luftzug des ariſtokrätelnden Geſellſchaftstones, verwaſchen in der Lauge conventioneller Sitte — ja, das war die Liebe zweier an ſich guten Herzen, die ſich rein am Urquell ihrer ſelbſt gefunden, die ſich zu Göttern beflügelten, hätte man das Spiel ihrer Neigung ihnen freigegeben. O, der Menſch iſt von uran gut. Aber die Zeit macht uns ſchlecht und treulos. Der Menſch an ſich iſt warm und reich, aber das Leben macht ihn kalt und arm, das Leben und die Zeit, d. h. die alten Elemente des Herkommens in ihnen.

Ich lag in die Wagenecke zurückgelehnt und dachte an die zerknickte Blume meiner Liebe, ich dachte an den ehemals guten

Menſchen in mir. Seit jener Stunde, als Klotilde an meinem Herzen über Taſſo's Geſchick, über ſich, über mich und über die Liebe geweint hatte, war ſie ſcheuer im Verhältniß zu mir geworden und hielt ſich allmälig mehr in gemeſſener Ferne. Ich hatte ihre Seele langſam reifen laſſen, ich hatte ihr den Himmel einer freien Hingebung des Menſchen an den Menſchen mit leiſer, aber ſicherer Hand entriegelt — und nun die Pforten offen ſtanden, nun die Schleuſen ihres Herzens ſich ergoſſen, — war ich ſtarr und ſtumm geblieben! Klotilde war an mir irre geworden, ich hatte das ſelbſt verſchuldet. Sie hatte ſeitdem Gedanken und Gefühle, die ſie mir verbarg; mit meiner Lection ſchien ich ihr fertig, der elende Theoretiker — durfte ſie denken — iſt practiſch unbrauchbar! Sie durfte das denken, aber ob ſie es dachte? — damals wohl nicht. Die Stille, in die ſie ſeitdem einkehrte mit ihren Gefühlen, wechſelte bald mit einer lauteren Beweglichkeit ihres Gemüths. Dem ſchönen Ariſtokratenmädchen wurden jetzt die Zirkel der Reſidenz geöffnet, und die Säle im väterlichen Hauſe füllten ſich mit Dandies aller Art von der vornehmſten Sorte. Das liebe Kind wurde witzig in dem Schwarm von Anbetern, die ihr den Hof machten; ſie begann ſich zu fühlen, ſie hänſelte ihre Flatteurs, denn ſie war zu geiſtig klar, und das Uebergewicht zu behaupten, ward ihr nicht ſchwer. Was ich in ſtillen Zwiegeſprächen geſäet, das ging keck auf in ihrer raſchbeweglichen Seele; aber es war verſetzt mit etwas Coquetterie, etwas Spott und Schadenfreude, mit Ingredienzien, die ich ihr nicht gewürzt, die ihr aber nothwendig waren, um im Strome gefälliger Seichtigkeit ſich ſelbſt nicht zu verlieren. Aber ſie gefiel ſich bald in dieſem Auf- und Abſchweben eines müßigen Salonlebens. Sie ward als ein Wunder von Humor verſchrieen in den glänzenden Zirkeln. Viele verwundete ſie mit der Geißel ihres Scherzes tiefer und bitterer, als es das heuchleriſche Uebereinkommen conventioneller Sitte erlaubt; mit Manchem, der ſich ihr aufrichtig nähern gewollt, verfuhr ſie faſt grauſam; aber ſie galt für witzig, geiſtreich, genial, und ſie war unendlich ſchön, unendlich

A

begehrenswerth. Klotilde machte in der Reſidenz Epoche — ſie machte mir Ehre. Ach, du lieber Schulmeiſter, wie war nun dein Weizen für Andere aufgegangen!

Klotilde war in der ihren Verhältniſſen angemeſſenen Sphäre. Aus der lachenden Unſchuld war eine lachende Schönheit geworden; mit dem Ariſtokratenſtolz ihres Weſens verſöhnte doch immer wieder ihre mädchenhafte Anmuth. Das Bruchſtück von Streben und Ermatten, von Wollen und Nichtkönnen, dieſe Miſchung von Kraft und Ohnmacht, dies Fragment der Schöpfung, das Menſch heißt, war hier fertig. Und ſie ſchien ſich in dem, was ſie geworden, zu gefallen. Meine Weisheit war zu Ende. Warum ſchlug ich mein Buch nicht zu und ging? Warum blieb ich und ſiechte ſo hin im Anblick ihrer feſſelloſen Schönheit? Es lag eine verzehrende Gewalt in meiner Hinneigung zu dieſem Mädchen, das ich rein und naturfriſch, wie es der Schöpfer gewollt, in meinen Händen gehabt und wieder preisgegeben hatte in die troſtloſe Gewöhnlichkeit der Welt. Das war nun die Rache für das Stückwerk eines pädagogiſchen Pfuſchers, der eine Seele finden und doch nur halb retten konnte! Klotilde gewöhnte ſich eine Zeit lang von mir fort; ſie mochte ihre Neigung zu mir wie eine Albernheit, einen kindiſchen Traum nehmen; ich fühlte das leiſe, aber ſicher. Ein ganzer Winter zog mit ſeiner Kälte und mit ſeinem Maskentumult zwiſchen uns: wir traten uns ſehr fern. Mit dem Frühling, ſchien es, wollte meine ſchöne Schwalbe wiederkehren. Wir trieben wieder Lectüre, es war, als wenn ſie ein Widerwille erfaßt hätte gegen den hohlen Schimmer der Welt, als müſſe ſie ſich retten und ſich ſelbſt erfaſſen. Und doch war es aus mit dem ſtillen Schäferglück der Intelligenz. Sie kam nur zu dieſem Quell zurück, um neue Kraft zu gewinnen für den breiten Strom ihres Salonlebens. Sie war übermüthig und launiſch geworden; die Blumen, mit denen ſonſt ihr kindliches Herz geſpielt, wand ſie ſich jetzt mit coquetter Lieblichkeit in's Haar; ſie war in ſo kurzer Zeit ein Weltkind geworden. Ich nahm ſie, wie ſie war, und ließ ſie ruhig gewähren. Mit Aus-

A

nahme kleiner Demüthigungen, die ich ihr nicht ſchenken konnte, ließ ich ihr ſogar den Glauben, ſie überſehe und beherrſche mich wie die Uebrigen. Gegen ihre Kälte hatte ich Spott, für ihren Spott bot ich ihr Kälte, gegen ihre Anmuth, womit ſie jetzt nur zu fangen ſuchte, hatte ich in der Wachſamkeit meines Auges die beſte Waffe. Wo ich Abſicht wittere, kann ich nicht mehr lieben. So coquettirten wir mit einander eine lange Zeit, ſchlugen uns leichte Wunden und heilten uns wieder ſchnell; es ſtellte ſich Niemand von uns mehr die Frage, ob er liebe, oder geliebt ſei; unſer innerer Menſch lag wie verſchüchtert im ſtillen Winkel der Seele. Dabei fühlten wir uns aufgelegt, uns und die Welt zu verſpotten; waren wir doch auch wie zwei Spottbilder vor dem Auge der ewigen Liebe. Wir ſtudirten die Doctrin der Saintſimoniſten, die damals im Schwange ging. Wir machten uns luſtig über dieſen platten Idealismus, über dieſe werkelthätige Phantaſterei, wir höhnten die Weisheit der Zeit in allen ihren Geburten, und blieben doch in ihr gebunden und gebannt; ihr Kern wurde der Kern unſers eigenen Weſens, — nur daß wir eine andere Schaale darüber ſtülpten, einen zierlichen Fingerhut der Convenienz oder eine Narrenkappe der Ironie. Weiß der Himmel oder der Mephiſtopheles der Zeit! was aus uns noch geworden wäre, wenn nicht der Baron, ein Cavalier comme il faut, unſere Lectüre beendet, und Klotilde auf Andringen des älterlichen Wunſches, mit einem guten Theil Indifferentismus gewaffnet, ihm die Hand zum ſogenannten ehelichen Bündniß gegeben hätte. Es war eine recht berliner Geſchichte, — ein ohnmächtiges Wollen, ein mattherziges Vernichten des Wahren und Guten, und ein coquettes Belächeln der Gräber, die man ſich ſelbſt gegraben. —

— Die Laternen wurden ſchon angezündet, als ich über die dresdner Brücke fuhr. Der Wagen hielt vor dem Hotel, in das ich beſchieden war. An der Treppe ſtand Pauline lauſchend, das junge Zöſchen der Baronin. „Sie wurden ſchon geſtern erwartet,“ ſagte die Kleine, und ich drückte ihr zum freundſchaftlichen Gruße die Hand. Pauline war als junge Waiſe in Klo-

A

tildens väterlichem Hauſe erzogen und war nun zu einem Mitteldinge von Geſellſchaftsdame und Kammermädchen erwachſen. Das arme Kind gehörte zu denen, die die Welt häßlich nennt, mithin hatte ſie ſchon deshalb bei mir einen Stein im Brete. An äußerlich häßlichen Menſchen hat es einen eignen Reiz, die verborgene Schönheit aufzufinden, denn irgendwie iſt der Menſch doch immer ſchön. Und wenn ſich in ſeinem Angeſicht keine einzige Schönheitslinie zeigt, ſo giebt es doch einen Schönheitspunkt. Und dieſen Schönheitspunkt haſt du im Auge zu ſuchen; er liegt auch hier oft verſteckt, aber er ſprüht dir wie ein Funken aus der Aſche des Angeſichts entgegen, wenn die geheimen Saiten der Seele erzittern und klingen.

„Hier ſind unſere Zimmer, dies das Ihrige,“ ſagte Pauline und ſprang durch die offne Thür voraus. Die Diener brachten das Gepäcke nach. „Wir haben Sie ſchon ſeit geſtern erwartet,“ ſchalt die Kleine redſelig und ſtellte das Licht vor den Spiegel.

„Zu dieſem Wir gehören Sie doch ſelbſt mit, Pauline?“ Sie wollte mir die Hand nicht geben, als ich ſie fragend anſah.

„Kammermädchen und Troßbuben,“ — ſagte ſie lachend — „pflegen immer zu ſagen: Wir haben die Schlacht gewonnen! — wenn ſie auch niemals bei der Attaque zugegen waren. Sie wiſſen ſchon, wie das gemeint iſt. Es geht jedem ſo, der nur das Anhängſel eines Andern iſt.“

„Und Sie für Ihre Perſon“ — fragte ich — „hätten mir ſeit ſo langer Zeit nichts zu ſagen?“

„O genug, genug. Und im Grunde freue ich mich auch ſelbſt in eigner Perſon, daß Sie gekommen, um Herrn von Brauning abzulöſen.“ —

Brauning hatte vor dem Baron um Klotildens Hand angehalten und einen Korb bekommen. War er jetzt wieder accreditirt? — Ich mochte es nicht laut fragen. Ohnedies rief eine Klingel im Nebenzimmer Paulinen fort. „Wo iſt der Baron?“ bat ich die Eilende noch zu ſagen. „In Teplitz — krank —“ ſagte ſie halb wehmüthig, halb ſpottend.

„Und Herr von Brauning hier? Iſt er mit Ihnen gereiſt?“

A

„Nicht das," — ſagte die Kleine. „Er hat in Karlsbad die Saiſon abgekürzt. Er kam zufällig hieher. Es iſt vielleicht gerade ſo ein Zufall, wie die Thür jetzt hinter mir zufällt." Sie warf ſie heftig ins Schloß und war fort.

„Wart! kleine berliner Sylbenſtecherin, du willſt nicht beichten!" ſagte ich mürriſch. Und doch hatte ſie genug gebeichtet. Brauning war nur ſo zufällig hier als ich ſelbſt. Vielleicht bedurfte die Baronin mehr als eines Cicerone auf der Gallerie. Herr von Brauning hatte ſich auf Reiſen, durch Umgang und Lectüre hinlängliche Intelligenz erworben, um in Klotildens Salon Glück zu machen. Vielleicht ſollte ich nur Rafaels Madonna, Herr von Brauning Tizian's Venus ihr interpretiren. Die Gelüſte des menſchlichen Herzens ſind oft ſehr weitgreifend, zumal das Herz einer ſchönen Ariſtokratin, die mit Allem ſpielen will, weil Gott ihr ein ſpieleriſches Herz und ein ſpieleriſches Auge gab. Ja, wir ſind in Deutſchland ziemlich ſo weit, daß wir Poeſie, Malerei, Muſik nur für Mittel anſehen zur geſellſchaftlichen oder literariſchen Intrigue. Jeder Einzelne ſtellt ſich lächelnd auf eine Spitze der Betrachtung, vor welcher Gott, Welt und Menſchen nur wie Figurationen im Puppenſpiel vorüberziehen. Nun gut, wir wollen ſehen, zu welchem Amüſement die ſixtiniſche Schmerzensmutter beiſteuern ſoll!

Pauline klopfte und trat ein. Die Baronin erwarte mich zum Thee. —

Früher wäre ich nicht im Stande geweſen, in meiner jetzigen Stimmung vor ihr zu erſcheinen, früher, als ich noch an die Möglichkeit einer treuen Liebe dachte, ſie an mir ſelbſt für glaublich hielt. Hat die Seele einmal dies Gefühl überwunden, iſt ſie dieſem Schmerz nicht erlegen, ſo wird ſie zäher, ſiedelt ſich an in ihrem Unglück und ſchlürft ſelbſt aus Todesſchmerzen Lebensmuth. So ſind wir Alle jetzt, Alle, die wir noch jung ſind im alten deutſchen Leben. Wir ſtellen uns über unſere Leidenſchaften und blicken lächelnd hinab auf das wehmüthige Chaos in uns. Man ſagt, das ſei Mode ſeit Heine. Mode! vertractes Wort, man ſollte Fluch ſagen, Fluch läßt ſich ſühnen, Mode iſt unüberwindlich.

A

Ich wechſelte die Kleider und ging. Klotilde war allein, Pauline ſaß am Nebentiſch mit dem Thee beſchäftigt. Ich hatte Herrn von Brauning vermuthet, gegen dieſen war ich geiſtig gewaffnet, für Klotilden war ich wehrlos gekommen. Die Begrüßung geſchah nicht ohne Freundlichkeit und Wärme, ſie dankte für mein Kommen, und ich küßte ihr die ſchöne Hand. Wir hatten, ſeitdem ich ſie nicht geſehen, nur einige kurze Briefe über Angelegenheiten ihrer Familie gewechſelt, ſonſt war mir von ihrem buntbewegten Reiſeleben, das ſie geführt, Manches, doch nichts Genügendes, zu Ohren gekommen. Klotilde war ſeitdem Mutter geworden; eine eigenthümliche leuchtende Milde, die ihr ſonſt fremd geweſen, lag über ihre Züge verbreitet. Eine eigentliche Trauer konnte dies Antlitz, das die Natur im ſtolzen Uebermuth geſchaffen, nie beſchleichen, eine herrſchbegierige Heiterkeit lachte um ihre Lippen und thronte auf dieſer hohen Stirne, aber der Nimbus um ihr Angeſicht ſchien mir ſanfter und wärmer getuſcht; ſelbſt in Dianens Antlitz müßten ſich ja die ſtrengen, wenn nicht herben Formen ihrer Schönheit aufgelöſter und weicher geſtalten, wollten wir ſie uns als Mutter, als beſiegte Jungfrau denken. Klotilde hatte als Mädchen etwas Dianenhaftes, ihre blonde Schönheit war jetzt mit wärmeren Tinten überzogen. Sie ſchien ruhiger, aber um ſo ſicherer war vielleicht ihre Herrſchaft über die Gemüther geworden, um ſo feſter war ſie vielleicht in ihrem Wollen und Wünſchen.

„Nur einige Tage denke ich noch in Dresden zu bleiben,“ ſagte ſie in unſerer Wechſelrede. „Was man ſo Natur hier herum nennt, iſt mir längſt bekannt, es kann mich nicht lange feſſeln. Partieen in das ſächſiſche Schweizchen hat man früher zur Genüge gemacht; mich reizt nur das Ungekannte, das Unverſtandne. Sie kennen Salzburg, und ſo werden Sie meine Laune entſchuldigen, wenn ich mir einbilde, die Natur habe ſich mit dieſer ſächſiſchen Schweiz, dieſem kurzen Riß durchs Land, nur eine kleine Taſchenſpielerei erlaubt. Ich hoffe von der Gemäldegallerie auf einigen Gewinn für das innere Leben, und will dann nach Teplitz zurück.“

„So laſſen Sie uns gleich morgen unſern Umgang halten durch die italieniſchen Malerſchulen; in der äußern Gallerie mit den niederländiſchen deutſchen und franzöſiſchen Werken iſt ohnedies, wie ich höre, eine Umſtellung vorgenommen, ſo daß uns hier der leitende gedruckte Führer fehlt. Auch thut es wohl, ſich in der Menge zu beſchränken, will ſich unſere Seele in einen innigeren Verkehr ſetzen mit dieſer oder jener Idee eines Künſtlers, dieſer oder jener für das Menſchenleben bedeutſamen Richtung einer Kunſtſchule. Ich habe eine wahrhafte Sehnſucht, die ſixtiniſche Madonna wiederzuſehen, um mich für die Heiligkeit des Lebens zu ſtimmen und die Wunder des tiefſten Schmerzes wieder auftauchen zu laſſen in meiner Seele. Die Aufgaben des Geiſtes in der gegenwärtigen Literaturperiode Deutſchlands gehen darauf hinaus, von dem Bilde des Göttlichen die mythiſche Moſchuswolke zu verſcheuchen, und das Fleiſch der Welt gegen frühere Verketzerung zu vertreten und zu rechtfertigen. Darauf arbeiten die jugendlichen Kräfte der Jetztwelt hin, die Verweltlichung des Göttlichen iſt der Beruf der Zeit, das Chriſtliche muß ſeiner hohlen Abſtraction entzogen, ganz Welt werden. Und dennoch tritt dann und wann in meinem Innern noch die Sehnſucht mächtig hervor, den Gott auch in ſeinem Mythus anzubeten, wie es früheren Jahrhunderten zur Aufgabe gereichte, und wie ſich in Rafael's Bildern dieſer Sinn und Glaube ſeiner Zeit zur vollendeten Anſchauung bringt.“

„Wie werden Ihre literariſchen Kampfsgenoſſen Ihnen dieſe Schwärmereien für die Mutter Maria auslegen!“ — ſagte Klotilde lächelnd und faßte mich mit ihrem leuchtenden Blick ins Auge. — „Man wird es Ihnen für Renegatenthum anrechnen, für einen Rückfall zur ausgetriebenen mittelalterlichen Romantik.“

„Wer ſich ſelbſt nur folgt,“ — war meine Antwort, — „nur ſeinen Bedürfniſſen Befriedigung verſchafft, geht ſicher. Ich weiß doch, wie ich meiner Zeit diene; nur kommt es bei einer Richtung, die Jemand einſchlägt, ſehr darauf an, ob er ſie oder ſie ihn beherrſcht. Die alten Elemente unſres Lebens ſind noch lange nicht fertig erſchöpft. Und ſie werden oft erſt recht mächtig, wenn man ſie ignorirt."

„Wahrhaftig!" — ſagte Klotilde; — „es regt ſich in mir auch ſo ein Gelüſt, einmal wieder fromm zu werden. Im Grunde iſt die Frömmigkeit eine recht bequeme Stimmung, eine ſüßliche Wolluſt des Gefühls. Ich halte die Aufgabe, im menſchlichen und im irdiſchen Stoffe das Göttliche zu ſuchen, für bei weitem ſchwerer, unbequemer. Es kann nichts gemächlicher ſein, als ſich dem, was man ſo unbeſtimmt Gott nennt, mit aller Seele hinzugeben."

Zu ihren Worten, die ſie ernſt ſprach, lachten doch ihre ſchwellenden Lippen, und ihr Auge fixirte mich mit heimlichem Spott.

Ich brach das Geſpräch ab; ſo konnte dieſe Lais nicht gefangen werden, ſie hatte mir die Zügel liſtig umgeworfen, ſie war jetzt zu ſehr im Vortheil, ſie war zu ſicher. Und worin beſteht — dachte ich ſtill bei mir — dieſe ihre Sicherheit? Das Weib kann nicht wie der Mann ſo losgeriſſen daſtehen vor Gott und Welt. Das Weib wird ein Mißgeſchöpf, wenn es aller Stütze ledig iſt. Irgend etwas muß die weibliche Natur haben, worauf ſie ſich lehnt im Leben, eine Perſon, ein Gefühl, einen Aberglauben, den ſie wie eine Gewiſſensſache insgeheim bei ſich birgt. Ich verſtehe das Weib nicht mehr, ſoll ich es mir ganz losgekettet denken von einem Zuſammenhange dieſer Art. Und Klotilde? — Den Mann läßt ſie krank im Bade zurück, ſo iſt ſie wohl blos Gattin dem Namen nach. Das Kind, das ſie geboren, iſt daheim fremden Händen zur Pflege anvertraut, ſo iſt alſo auch die Mutterliebe nicht das, was ihr Denken und Fühlen beſtimmt und ſtempelt. Den harmloſen Frieden der äußern Natur in Berg und Wald kann ſie nicht mehr in ſich aufnehmen, ſie hält dergleichen für altmodiſche Schwärmerei der Tieckſchen Literaturperiode. In der Kunſt ſcheint ſie auch keinen Gott mehr aufzuſuchen: — Klotilde, du biſt ein ächtes Kind deiner von allen Göttern des Lebens losgebundenen Zeit!

Ich ſtürzte ein Glas Wein hinunter und blickte Klotilden ernſt ins Angeſicht. Wollte Gott, ſie wäre häßlich! flüſterte meine

A /

Seele; aber das Weib war ſchön, bildſchön, und der kleine neckende Dämon des Spottes, der aus ihren Augen glühte, war ein Götterknabe in lichtem Kleide.

„Hu! was ſehen Sie mich ſo düſter an!" ſagte ſie lachend und fuhr mit der Hand vor meinen Augen vorüber. „Sie thun einmal wieder, als wollten Sie Herz und Nieren prüfen; Sie blicken ſo gorgonenhaft ſtreng wie die ſixtiniſche Madonna. Wahrhaftig, Rafaels Maria iſt mir heute wie eine chriſtliche Gorgo vorgekommen, ich ſtand lange vor ihrem Bilde in der Gallerie, ich ſuchte mit aller Emſigkeit dieſem ſtarren Antlitz die milde Lieblichkeit einer Mutter Gottes abzugewinnen; vergebens, die ſcharfe Härte ihrer Augen und ihrer Züge wollte ſich nicht erweichen laſſen, ich kann die Sixtina nicht ſchön finden, ich glaube, es gehört zu dem hergebrachten Aberglauben der deutſchen Pietät, dieſe Madonna ſo hoch zu ſtellen, wie man thut. Ich möchte die pariſer Madonnen ſehen, um zu erfahren, ob denn Rafaels Göttin immer ſo ſtarr blickt, daß man ſeine freie, heitere Menſchheit fortwerfen, ſich dumpf gefangen geben und in den Staub beugen möchte. Mir iſt der Gott, dem man unbefangen ins Angeſicht ſchauen darf, der höchſte. Der heitere Verkehr der Griechen mit ihren himmliſchen Geſtalten ſcheint mir wenigſtens edler als das dumpfe Glotzen der chriſtlichen Anbetung. Das verlangt aber dieſe Rafaelſche Madonna; ſie zerdrückt mit ihrem ſtrengen Ernſt die Creatur, und das ſoll, das will eine Gottheit nicht. Auch iſt das Chriſtliche uns ſchon milder geboten. Correggio hat uns in der Nacht eine Madonna gegeben, an deren Seite wir uns ſchmiegen, die wir liebend und ohne knechtiſche Furcht anbeten können. Hier iſt das Weib in der Maria zu ihrem Rechte gekommen, ſie iſt Mutter, die eben geboren hat, ganz irdiſche Lieblichkeit, ganz erfüllt von dem Menſchlich-reinen, ganz zerfloſſen in die ſüße Freude des Augenblicks über das lichte Knäblein, das ſie in ihre Arme ſchließt. Das iſt mir die ächte Göttlichkeit, hier kann ich beten, weil ich hier liebe, mich verwandtſchaftlich ergriffen fühle, hier iſt Himmliſches, weil ich Irdiſches in ſeiner Verklärung habe. Zwiſchen der Sixtina und dem Menſchen liegt eine ungeheure Kluft, ſie iſt uns weit entrückt und zieht uns nicht an ihren Buſen. Bei Gott, mir war es eine Wohlthat heute früh, daß Correggio's Nacht bei der Hand war, um mir die dumpfe Lähmung zu benehmen, in die mich der Anblick der ſixtiniſchen Madonna niederwarf. Sie werden mir nun wohl die Schönheit und die Größe Rafaels an ſeinem Werke deuten wollen; aber ich ſage Ihnen im Voraus, für mich taugen nicht Götter des Zornes, ich kann ſie nur fliehen, ich kann mit einer göttlichen Gorgo nichts anfangen."

Sie reichte mir das volle Glas, und bat mich, heiter zu ſein. — Alſo in der Mutter in Correggio's Nacht ſieht ſie etwas Göttliches! So hat ſie doch eine Seite, wo ſie verwundbar iſt; ganz losgebunden iſt ſie alſo nicht von der Heiligkeit des Lebens. Warum iſt Klotilde aber nicht Mutter, warum iſt die Mutterluſt und Mutterſorge nicht ihre Lebensrichtung geworden? So dachte ich und konnte hoffen, ihren Uebermuth noch zu beugen, damit er etwas Höheres über ſich anerkennt.

„Laſſen wir die Madonnen bei Seite!" ſagte ich, „wir wollen morgen ſehen, wie ſie uns Stand halten. Die jetzige Stunde gehört uns, wir wollen uns ſelbſt anblicken, uns an uns ſelbſt verſtändigen, die Mutter Gottes ſoll uns nicht entgehen in jeglicher Geſtalt."

Klotilde entwand mir ihre Hand, die ich ergriffen. Sie ſtand auf und ſetzte ſich an den offenen Flügel, Pauline rückte auf ihren Wink einen zweiten Seſſel vor das Inſtrument. Wir ſaßen Beide und blätterten in den Noten.

„Laſſen Sie uns die Sinfonie ſpielen," — ſagte Klotilde, „Sie müſſen ſie noch aus alter Zeit kennen." Es war wirklich eine von jenen, die ich mit ihr eingeübt im väterlichen Hauſe. Aber es war ſchwer die dazwiſchen liegende Zeit zu ignoriren. Klotilde wechſelte mit dem Tempo und riß es nach Laune an ſich. Es war unmöglich, ihrem Spiele zu folgen.

Sie brach ab und hielt mir beide Hände. „Wir ſind nicht mehr eingeſpielt!" rief ſie, und blickte mich unwillig an.

„Es war doch eine ſchöne Zeit, Baronin," ſagte ich ruhig, „als ſich ungeſucht eine Harmonie in unſer Spiel ſchlich!"

Sie ſah mich dauernd an mit den dunkelblauen, fragenden Augen, es war mir, als hätte ich jetzt in ihnen den vermißten Einklang zu ſuchen, der fortan aus unſerm Leben entwichen ſchien. Sie ließ mich nicht weiter verſinken in dieſe Stimmung; ſie ſchien für nichts mehr ſtetigen Sinn zu haben. — Sie ſtand auf und ging wieder zum Tiſch. Sie duldete nicht, daß ich allein ſpielte, und ich folgte ihr, um mich zu ihrer Seite niederzulaſſen. Der Champagner perlte im Glaſe, ſie hatte es gefüllt und reichte es mir. Dann nahm ſie es ſelbſt wieder, und ſchlürfte den Schaum ab. „Sie brauchen nur den Reſt zu trinken;“ ſagte ſie lachend. „Ich möchte allen Menſchen den Schaum von den Lippen forttrinken und ihnen die abgeſtandenen Hefen laſſen!“

„So grauſam, Klotilde?“ ſagte ich ernſt. „Heißt das nicht jeder Blume die Krone abbrechen? von jedem Herzen, das uns warm entgegenſchlägt, den Rauſch der Liebe abſchöpfen und es dann ſich ſelbſt überlaſſen?“

Sie blickte mir unendlich ſchelmiſch und doch wie ſtrafend ins Auge; aus den ihrigen ſprang es mir entgegen wie ein leuchtender Blitz der Liebe. Ich hielt die Hand feſt, die ſie mir nicht laſſen wollte und ſchlug meinen Arm zitternd um die ſchlanke ſtolze Geſtalt. Sie ſagte ein ſtrafendes Wort, entwand ſich meiner Umarmung und ſank in das Ruhebett. Mir zog es wie ein flammender Strom der Sehnſucht durch meinen innern Menſchen, ich drängte mich an ihre Seite und ſie wehrte mir nicht, als ich meine Hand an ihre Schulter lehnte und meine glühenden Lippen auf den ihrigen brannten. Ich hatte Kühlung geſucht und fand nur Gluth für Gluth, Kuß für Kuß; die dianenhafte Geſtalt Klotildens wandelte ſich in meinen Armen zur Göttin der Liebe um. —

„Die Lichter brennen recht düſter,“ flüſterte Klotilde, „man muß ſie putzen.“ — Ich erhob mich und löſchte ſie aus — das eine aus Verſehen und Ungeſchicklichkeit, denn mir zitterte die Hand, das andere vielleicht mit mehr Bedacht, doch weiß ichs nicht genau. Die Baronin ſchalt, aber ſie war nicht böſe deshalb und ich lehnte mich wieder an ihre wogende Bruſt.

Die gute Pauline war im Nebenzimmer beſchäftigt oder ſie ſchlief vielleicht ſchon. Ich hörte ſpäter die Thüre ſich leiſe ſchließen.

(Fortſetzung folgt.)

A 33

Der Salon der Madame Recamier.

Eine Skizze

von

Eduard Gans.

In der Mitte der **rue de Sevres** liegt ein Haus, deſſen erneuerte und ſchöne Bauart kaum anzudeuten ſcheint, daß es noch heute zum Theil zu klöſterlichen Einrichtungen dient. Es iſt die **abbaye aux Bois**, ſo genannt, weil ſie wohl in ältern Zeiten außerhalb der Ringmauern der Stadt Paris liegen mochte. Das Kloſter hat ſich heut zu Tage mit der Weltlichkeit abgefunden, und neben den geweihten Schweſtern ſieht man auch einige wenige Mietherinnen daſelbſt, von deren Wohnung zwar auf die Zurückgezogenheit der Geſinnung, aber nicht auf das Aufgeben aller weltlichen Intereſſen geſchloſſen werden darf. Unter Anderem iſt das Haus auch dadurch ſeit mehreren Jahren berühmt geworden, daß Madame Recamier in demſelben wohnt.

Es würde kaum geſtattet ſein, in die Schilderung eines Privatlebens oder einer Seite deſſelben einzugehen, wenn es nicht ſelbſt zu den Zierrathen und Ausſchmückungen des öffentlichen Geiſtes gehörte, und wenn nicht gerade in ſeiner Ergründung eine tiefere Einſicht, als ſonſt irgendwo, in die mannigfach verſteckten Fäden deſſen, was ſich begiebt, zu erlangen wäre. Madame Recamier hat nun ſeit ſo vielen Jahren an der Spitze des weiblichen Theiles der franzöſiſchen Bevölkerung geſtanden, daß man ihr auch in ihre Zurückgezogenheit folgen darf, um zu ſehen, für welche Seite des heutigen Weltganges ihr einfacher und äußerlich unſcheinbarer Geſellſchaftsſaal eine Anziehungskraft bewahrt. Man denke ſich eine Frau in den

Funfzigen, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches enthält, nicht bloß die Spuren, ſondern vielmehr das Weſen und die Subſtanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was ſeit einigen dreißig Jahren in der Weltgeſchichte Bedeutendes hervortrat, eine Sicherheit des Blickes und des Betragens gewonnen, die in Erſtaunen ſetzen würden, wenn ſie nicht in der allgemein menſchlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu ſein ſchienen. Man denke ſich dieſe Frau, noch heute umgeben von den Edelſten ihres Volkes, und allen Fremden, die den Vorzug genießen bei ihr eingeführt zu werden, einen eigenen Lebenslauf beſitzend, welcher gleichſam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges iſt, und man wird nicht erſt fragen dürfen, ob es wichtig und bedeutend ſei, in dieſen Kreis geſehen zu haben.

Madame Recamier nimmt die bei ihr eingeführten Herren gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf. Sie ſitzt in der Regel an irgend einer Stickerei oder ſonſtigen weiblichen Arbeit. Ihr Geſellſchaftsſaal faßt kaum dreißig Menſchen, und nur in ſeltenen Fällen iſt dieſe Zahl des Abends, etwa zwei Mal im Monate vollſtändig. Die Arbeit, mit der ſich Madame Recamier befaßt, iſt das Symbol ihres Geiſtes: es iſt ein durchaus weiblicher. Keine jener rieſenhaften Abnormitäten, die in das Gebiet des anderen Geſchlechts hinüberſpielen und die Unterſchiede wenigſtens einen Augenblick verwiſchen, Nichts, was dem Manne ſogleich den Faden aus den Händen ſpielt und ihn zum Organe und Nachbeter des ſchöpferiſchen Weibes macht, iſt hier anzutreffen. Vielmehr beſitzt Madame Recamier gerade die vielleicht ſeltene Fahigkeit, nach Allem, was um ſie herum geſprochen wird, zu lauſchen. Die ſtreitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in ſich aufzunehmen und ſo zu erfahren, zu lernen und zu verarbeiten, was die tägliche Werkſtatt ihrer Geſellſchafter an geiſtigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an Tiefem und Erhabenem hervorbringt. Es wird zum Beiſpiel von der Todesſtrafe gehandelt, und ein juriſtiſcher Kopf, von der Nothwendigkeit derſelben ergriffen, beweiſt, daß, wenn man die

A

Abſchaffung derſelben zugeben wolle, er auch das Verſchwinden eines Verbrechens verlangen müſſe. Gegen dieſe ſtrenge und philoſophiſche Anſicht erhebt ſich nun ein chriſtliches Gemüth, ein moraliſcher Mann, der den Menſchen dieſes Recht der Todesſtrafe nicht zuſprechen zu können glaubt. Es wird ſcharf hin und hergeredet: ſehr oft berühren ſich die Kämpfenden mit den Spitzen ihrer Gründe, aber wie feine und gewandte Männer verwunden ſie ſich nicht. Madame Recamier, immer emſig mit ihrer Arbeit beſchäftigt, hat genau zugehört: kein Wort iſt ihr entgangen: je nachdem der eine, oder der andere der Kämpfenden ſiegreich zu ſein ſcheint, hat ſie ihn wohl angeſehen, mit ihren ermunternden Augen verfolgt, und ſo bisweilen zu einem glücklichen Angriffe, oder Gegengrunde verholfen. Iſt der Streit nunmehr beendet, ſo belohnt ſie durch ein Wort des Lobes die Kämpfer, wenn ſie ſich mannhaft und gut geſchlagen haben, und oft gar reſumirt ſie die Streitpuncte, und ſucht ſich ſelbſt zu einem Endurtheile zu verhelfen. Denn man muß nicht glauben, daß es die lebloſe Paſſivität iſt, die ſich bei ihr vorfindet. Durch eine feine, nur nicht Alles beherrſchen wollende Bemerkung weiß ſie ſehr oft den wechſelnden Reden den richtigen Geſichtspunkt vorzuſchreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Salz und Leben in abgedroſchene Gegenſtände, und die Kunſt, mit leiſer, faſt unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum andern übergehen zu machen, ſichert vor Denen, die ſich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die ſanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geiſt durch die Weichheit geſellſchaftlicher Formen verdrängt. Beide Weiſen anzuziehen, ſind ſich gewachſen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren ſie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und ſelbſt hier, nicht oft in anderer Geſellſchaft zu finden iſt.

Doch wer iſt der kleine Mann, der allein auf dem Canape unter dem Bilde der Corinna ſitzt? Er iſt zwar ſchon über die Blüthenzeit des Mannesalters hinaus, aber ſo kräftig und rüſtig als einer, der ſich darin befindet. Seine ergrauenden Haare geben kein Bild irgend einer Abnahme, und ſein feuriger Blick zeigt die unverwüſtliche Kraft, die die Jugend auf das ungeſchwächte Alter überträgt. Er iſt auf ſein Stöckchen geſtützt, und beſieht ſich das Ende deſſelben. Bisweilen bereichert er das vor ihm herſummende Geſpräch mit keinem Wort, und Fremde, die ihn nur ein einziges Mal geſehen, würden ihn, wenn er nicht das Auge bewegte, für einen ſtummen Einſiedler, oder für einen bloß zuhörenden Geiſt halten. Aber zufällig läßt einer der Anweſenden die Rede auf die Bretagne, auf alte franzöſiſche Zuſtände, oder auch auf die neuen, die ſich bilden wollen, kommen. Der bisher ſtumm Geweſene bewegt ſich nun, und inſtinctmäßig ſchweigen die Andern. Denn wie auch Glück und Verdienſt Manchen über die Grenze ſelbſt ſeiner Erwartungen hinausgetragen haben mögen, ſo iſt doch die Achtung vor dem, was wirklich einmal langjährig erworben, und in Sicherheit gebracht worden iſt, eine weit gründlichere und gebietendere. Der jetzt plötzlich redſelig gewordene iſt nämlich Chateaubriand. Viele franzöſiſche Schriftſteller erkämpfen ſich noch ihren Platz, und ſchweben in jener Mitte zwiſchen der Verdammniß und Apotheoſe, die man mit Recht das literariſche Fegefeuer nennen könnte. Er dagegen hat ſeine Stelle über jede Anzweiflung erhoben, und wie Voltaire, Rouſſeau und Diderot nicht mehr in die Kategorie derer gehören, die durch lebensvolle Befangenheit zu beurtheilen ſind, ſo hat Chateaubriand das Glück, gleichſam zu den großen Geſtorbenen gerechnet werden zu können. Wie ſich der Staatsmann und ein langes politiſches Leben zur literariſchen Erſcheinung geſellt, ſoll hier nicht weiter geprüſt werden, aber Treue und Beharrlichkeit haben ein Recht, als ſeltene Vorkommenheiten geehrt zu ſein, und wenn zu ihnen unter allen Umſtänden noch die Liebe zur Freiheit als eine erwärmende Sonne tritt, ſo giebt es keine ſo verſchiedene Anſicht, welche ſich abgeſtoßen fühlte.

Von wem ſpricht aber Chateaubriand in dieſem Augenblicke? Er ſpricht von einem großen Verſtorbenen: er ſpricht

A

von Benjamin Conſtant. Hört, wie er ihn lobt, wie er ihn neben Voltaire, dem feinen Verſtande nach, ſetzt, wie geiſtreich er auf die franzöſiſche Academie loszieht, die ihm den großen Viennet vorgezogen, weil dieſer die Epiſtel an die Lumpenſammler geſchrieben hatte. Von nun an bleibt der bisher Stumme Herr und Meiſter der Rede; der Uebergang auf die Zeit, in der wir uns gerade befinden, iſt gleich gemacht. Das Preßgeſetz wird ſofort beſprochen, und der Mann, deſſen ganzes Leben der Freiheit der Preſſe huldigt, wird wohl am liebſten gehört werden, wenn es darauf ankommt, in ihren Irrſaalen e pure si muovo zu rufen. Plötzlich ſchweigt die lebendige Rede, und wie vorher beſieht ſich wieder Chateaubriand mit aller Ruhe das kleine Stöckchen. Man wendet ſich einmal um, aber wenn man nach dem Platze wieder hinſchaut, auf welchem er geſeſſen hatte, iſt er verſchwunden. Um fünf Uhr verläßt er das Zimmer, ohne ſich zu empfehlen.

Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnſtuhle ſich ausbreitet, und meiſtens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten, oder eine kleine eingeſtreute Bemerkung zu machen, iſt ein großer Theoſoph der Geſchichte, und wenn man etwa einen Preis im franzöſiſchen Styl zuerkennen will, wird er zu den wenigen gehören, die man nennt. Es iſt ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat ſeine Werke auf eigene Koſten drucken laſſen, und ſie an ſeine Freunde vertheilt. Es iſt Ballanche. Jünger, wie Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüſtiges Ausſehen, aber vollkommen alle guten und lieben Eigenſchaften, die einen Franzoſen des ancien regime angenehm und werth machen konnten. Er iſt freundlich und dienſtfertig, denen, die er liebt, treu ergeben, und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In ſeinen geſchichtlichen Anſichten kommen erſtaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorſchein, aber ſie wachſen auf einem ganz eigenthümlichen, und von allen andern Philoſophen getrennten Boden. Idylliſche Geſchichten, wie bei unſerm Geßner, Oſſianiſche Nebelgeſtalten, bilden den Hintergrund, auf dem ſich alsdann die Formel für den Orient, und für das römiſche Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefſte hingeleitet, und dann nimmt ſich der Theoſoph wieder in ſeinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche geſagt, gleichſam durch eine innere Anſchauung dazu geführt, aber er iſt abſtracter, und zieht ſich öfter und mehr in das Gehäuſe der Formel zurück. Deswegen fängt erſt jetzt die franzöſiſche Jugend an, ihn nach und nach zu verſtehen. Früher bloß dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftſteller der Nation zu ſeyn, und ſeine Darſtellung wird dem ſchwierigen Gedanken die Pforten des Verſtändniſſes öffnen. Die leichten Waffen der Converſation kann Ballanche nicht wie die ſchweren der Geſchichtsergründung führen: nur ſelten erregt er durch eine cauſtiſche Bemerkung, oder durch eine wohlangebrachte Satyre, die Aufmerkſamkeit ſeiner Umgebung. Er ſieht meiſt immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beſchäftigt iſt, die Spreu von den Goldkörnern zu ſcheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geſchichte vergangener Zeiten bewegt ſich in ſeinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße.

Ein Mann tritt ins Zimmer und grüßt die Dame vom Hauſe und die beiden Gegenwärtigen, die wir genannt haben. Er iſt ziemlich groß gewachſen und hat das Anſehen eines Cavallericoffiziers. Die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, wird nicht, wie bei Chateaubriand und Ballanche erſt erwartet: ſie iſt gekommen, weil er da iſt. Von den Nichtswürdigkeiten des heutigen Theaters, von **Robert Macaire** anfangend, geht er zu dem Charakter der gegenwärtigen Zeit über; er meint, eine Philoſophie ſei vor Allem in Frankreich nothwendig, um neuen und weitern Stoff für die Weltgeſchichte zu liefern; nur müſſe man nicht den Eclecticismus des Herrn Victor Couſin als eine ſolche betrachten, da der Urheber ſie ſelbſt wie eine Nothtreppe abgebrochen habe, nachdem ſie ihn in die von ihm auserſehnte Pairskammer geführt hätte. Jetzt ſitze Herr Couſin, wie ein Taſchenſpieler im warmen Stübchen, und lache, wenn er allein ſei, über den ſchönen Hocus Pocus, der ihn zum reichen Mann gemacht habe, und ſinne auf andere Späße ähnlicher Art. Aber Herr Lerminier, und wer wird nicht wiſſen, daß wir von Herrn Lerminier ſprechen, bleibt nicht lange bei ſeinem philoſophiſchen Gegner ſtehen: er kommt von der Philoſophie auf den Staat, und mit demſelben Gleichmuth und derſelben Geläufigkeit greift er das Preßgeſetz und die veränderte Geſchwornenabſtimmung an. Er iſt ein gefährlicher Gegner: denn er hat Geiſtesgegenwart und Redefülle: ſeine Gedankenſätze ſchwellen an und bäumen ſich, und werden dann wieder von dem Sprecher, wie es ſich geziemt, gebändigt, und im Zaum gehalten. Wenn er in die Deputirtenkammer käme, und er ſinnt darauf, hineinzukommen, ſo dürfte er durch manche Gaben einen großen Eindruck hervorbringen. Geſellte ſich zur Fülle der Abſtraction nun auch die Kenntniß der Einzelheit, zum Donner der Stimme auch die ſanfte Suada, zur Philoſophie auch das Philoſophem, ſo könnten wir einen Nacheiferer des Mirabeau haben, dem nur das Hintergeſtell der guten alten Zeit, das anziehende Unglück, ein durchſchwärmtes Leben und die Abenteuerlichkeit der Schickſale abgehen möchten.

Ihm gegenüber hat ein junger Mann von kränklichem Anſehen und blaſſer Geſichtsfarbe Platz genommen. Man beweiſt ihm die vollſte Aufmerkſamkeit und eine zarte Rückſicht. Er ſpricht in einer ſich nicht hervordrängenden Weiſe von England und Amerika; nicht wie Jemand, der dieſe Stoffe gemacht hat, ſondern wie einer, der ſie zu erforſchen ſuchte. In ſeinem Betragen gefällt die Artigkeit und Freundlichkeit, die der jüngeren franzöſiſchen Generation weniger, wie der älteren eigenthümlich ſind. Wer iſt der junge Mann, fragte ich meinen Begleiter, denn er war mir gleich als bedeutend aufgefallen. Es iſt Herr von Toqueville, antwortete dieſer, der neuerdings das ausgezeichnete Buch über die Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika geſchrieben hat. Dieſes Buch hat ein eigenes Schickſal gehabt. Es hat allen Parteien zu gleicher Zeit gefallen, und die Liberalen wie die Carliſten erheben es, ohne daß deswegen das juste milieu widerſpricht. Wie es wenig Franzoſen giebt, die einen ſo ſcharfen Geiſt ächter Beobachtung beſitzen, als dieſer junge Mann, ſo haben auch wenige Zeitgenoſſen ſich einer ſolchen Aufnahme erfreuen dürfen. Er wird vergöttert und angebetet, alle Kreiſe wünſchen ihn zu beſitzen, denn wenn er auch einer altdynaſtiſchen Familie angehört, ſo hat er doch ächte und wahre Freiheitsliebe, und dem einen genügt ſeine Geburt, dem andern ſeine geiſtige Errungenſchaft. Sein Reiſegefährte, Herr Beaumont, iſt vollkommen durch ihn verdrängt worden, und der amerikaniſche Roman iſt durch und durch genöthigt geweſen, vor dem Beobachtungsbuche die Segel zu ſtreichen. Ich freute mich, Herrn von Toqueville ſchon vor Tiſche geſehen zu haben, denn ich war denſelben Mittag auf ihn gebeten worden, und fand auch ſpäterhin Alles beſtätigt, was mir mein Freund gemeldet hatte.

Die Thüre ging nunmehr auf, und einer der längſten Männer, die ich jemals geſehen hatte, trat herein. Er litt an den Augen, und ein Anweſender ſtand auf, um ihm einen Platz zu ſuchen, der ſeine Leiden weniger ſchärfe. Beim ſich Niederſetzen operirte der lange Mann mit ſeinen Beinen dergeſtalt, daß man ihn ſitzend nicht für ſo groß gehalten hätte. Er war einer der Bibliothekare des Königs, der ein höchſt brauchbares Handbuch für Reiſende in Italien geſchrieben hatte, nämlich Herr Valerys. Er hatte anmuthige und ſpaßhafte Geſchichten zu erzählen, wußte in manchen Dingen Beſcheid, und ſchien überhaupt einer der täglichen Gäſte zu ſein, die dem Kreiſe weſentlich angehörten.

Einer der ſpäteſten war ein junger Mann, deſſen erſter Anblick gleich zu zeigen ſchien, daß es ein philoſophirender Poet ſei. Was er ſagte, erhob ſich über den Kreis gemeiner Anſchauung: ſeine Aeußerungen waren gewagt, aber ſie hatten eine gewiſſe Subſtanz, und ſeine ſprudelnde Ideenromantik erinnerte an eine Verwandtſchaft mit deutſcher Bildung. In der That war er derſelben theilhaftig geworden, und hatte ſich eine Zeit lang mit Heidelberger Marke ernährt. Freudig begrüßte ich meinen Commilitonen, und das Angedenken an Thibaut, Daub und Creuzer ſollte, ſonderbar genug, in einem franzöſiſchen Salon erweckt werden. Der neu gewonnene Freund war Herr Edgar Quinet, ein junger überbegabter Mann, mit reichwogenden Gedanken, die nur noch im Begriff waren, das Bett zu ſuchen, in welches ſie ſich niederlaſſen dürften. Er hatte damit begonnen, die Herderſchen Ideen den Franzoſen zu überſetzen, hatte dann im Ahasverus einen noch nicht genug begränzten Ausdruck ſeiner Anſchauungen gefunden, und ſo eben trat er mit einem großen Gedichte, Napoleon, hervor, in welchem Helden er die ganze Zeit, die Vergangenheit und Gegenwart, ſo wie die Erwartung der Zukunſt darzuſtellen ſucht. Wir ſprachen alsdann viel von ſeinem Helden, der ihm nicht minder, als das ſchaffende Princip der gegenwärtigen Welt erſcheint, und wie Alles bei den Franzoſen ſogleich mächtig zur Heutigkeit hinzieht, ſo kamen wir denn auch bald auf den vor uns liegenden Zuſtand. Quinet hatte hier einen eigenen und originellen Gedanken. Alle Schwankung und Unſicherheit in ſeinem Volke, den Wechſel, der in allen Verhältniſſen ſich kund giebt, will er von der Invaſion der fremden Truppen herleiten, die eine Zerriſſenheit des Bewußtſeins hervorgerufen habe, aus der man ſich noch nicht wieder zur Verſtändigung und Einigung habe zuſammenfaſſen können. Erſt wenn die moraliſche Nachdröhnung dieſer Zeit vorüber wäre, dürfe man auf Eigenes und Beſtändiges gefaßt ſein.

Aber fehlt es denn dem ſich um Madame Recamier verſammelnden Kreiſe ganz an weiblichen Geſtalten? Die auf demſelben Flure mit Madame Recamier wohnende Fräulein Clarke erſcheint bisweilen. Es iſt eine Engländerin, die aber ſchon ſeit langen Jahren mit ihrer bejahrten Mutter in Paris wohnt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit handhabt ſie die franzöſiſche Sprache, und ſie iſt gewiß eine der Wenigen ihrer Nation, die man geneigt wäre, für eine Franzöſin zu halten. Die politiſchen Geſinnungen der Miß und ihrer Mutter ſind ſich entgegengeſetzt.

Während die erſtere ſich einer aus wenigen beſtehenden Ariſtokratie erfreuen möchte, iſt die Mutter mehr zu radicalen Aenderungen hingeneigt. Doch führt ſelten bei Engländern eine politiſche Verſchiedenheit zu geſelliger Entzweiung, und noch ſeltener werden die Bande des Blutes dadurch loſer. Der ſich am andern Ende des Stockwerks um Miß Clarke ſammelnde Kreis beſteht zum Theil auch aus ſolchen, die die Geſellſchaft der Madame Recamier beſuchen.

Sehr oft wechſeln die im Salon der Madame Recamier erſcheinenden Perſonen. Nur Chateaubriand, Ballanche und vielleicht auch Herr Valerys bilden die Seite der Stetigkeit.

Wollen Sie Herrn St. Beuve ſehen, der ſeiner früheren überdemokratiſchen Romantik Zügel angelegt, und ſie in das Joch der Anerkennung des juste milieu gefügt hat, Herrn Präſidenten Pasquier, der in ſeiner ernſten Juriſtenmiene die Sorge um den Fieschiſchen und Aprilproceß trägt; Herrn Fauriel, den meine liebſte Freundin den deutſcheſten der Franzoſen nennt, Herrn Guizard, welcher zur rechten Mitte der öffentlichen Arbeiten gehört; Herrn von Kergorlay, den freiſinnigen, vielfach umſichtigen Neffen des hartnäckigen Carliſtenpairs; die beiden Ampères, beide Mitglieder des Inſtituts, beide am Collège de France, und beide berühmt; den Ruſſen, Herrn Furgueneff, dem bisweilen die Erlaubniß zu Theil wird, ſeinen verbannten Bruder in Paris ſehen zu dürfen; nun, ſo ſuchen Sie um die Erlaubniß nach, Madame Recamier Ihre Aufwartung machen zu können. Es ſchlägt drei Viertel auf Sechs, und die Geſellſchaft hat ſich plötzlich verloren. Jeder geht in ſeinen vielleicht ganz verſchiedenen und abweichenden Kreis, in ſeine Reſtauration oder zu einem Freunde, der ihn geladen hat: aber die Eindrücke, welche dieſe geſellige Zuſammenkunft bald reicher, bald dürftiger hervorbringt, die Anziehungspunkte, die man gefunden hat, geben Kraft und Muth zu geſtählter Thätigkeit, und gehört Jemand einmal zu den Eingeſeſſenen dieſer Geſellſchaft, ſo wird er ſchwer dazu kommen, ſich wieder loszureißen.

A

Dies führt uns ſchließlich zu den Vorzügen, welche die franzöſiſche Geſelligkeit darbietet. Bei keinem Volke der Erde iſt wie bei den Franzoſen das Weſen derſelben die Gleichheit derer, welche ſich ſehen. Die Unterſchiede des Standes, der zufälligen Prärogativen, der Geburt, des Reichthums, ſind in jedem Salon von vorn herein ausgelöſcht; bei den Miniſtern, wie bei Privaten, bewegt man ſich mit jener Leichtigkeit, die durch das Gefühl erzeugt wird, daß man ein Menſch ſei, und daß dieſe Qualität durch nichts, was noch dazutritt, aufgewogen werden dürfe. In keiner Geſellſchaft herrſcht ein übermäßiger Reſpect vor der Stellung eines Anweſenden; man hat ſich ſelbſt durch Verſtand, Geiſt und Wendungsfähigkeit eine bleibende Achtung zu ſichern. Iſt aber Gleichheit das Fundamentalgeſetz der Geſellſchaft, ſo bedarf dieſe, um zu beſtehen, auch nur ihrer ſelbſt. In Deutſchland wird noch immer etwas außer dem Zuſammenſein gefordert, damit man zuſammenkomme. Man will eſſen und trinken, lange bei Tiſche ſitzen, man braucht Spielkarten und Muſik, wenn man es aushalten ſoll. Wirth und Gäſte rücken ſich wie Potentaten entgegen, beobachten ſich, und man macht wechſelweiſe an einander Anſprüche. In England giebt es eigentlich gar keine Geſelligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor, als irgendwo, aber außer denſelben iſt nichts, als der baare enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß beſonders, wie eine Feſtung erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf daſſelbe verlaſſen. Wagt es aber auch hier einmal, euch bei der Familie anſagen zu laſſen, wenn ſie unvorbereitet am Kaminfeuer ſitzt, und wenn ihr jemals ſonderbare Geſichter ſehen wollet, ſo werdet ihr ſie hier fin[illegible] Italien giebt es nicht allein keine Geſelligkeit, ſondern auch keine Geſellſchaft. Die Familien ſind außerhalb im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, ſo wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corſo mitmachen dürfet. Das geiſtreichſte, lebendigſte und genialſte Volk muß, ſo will es leider das Geſetz der

Geſchichte, ſeine Thüren den Fremden verſchließen, die Gaſtfreundſchaft verlangen.

Die Geſelligkeit, welche die reine Geſelligkeit, die Geſellſchaft, welche die reine Geſellſchaft iſt, bleibt ſomit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier iſt ſie mit ſich ſelber eins, gleich, leicht ſich findend, wendend und wiederfindend, ohne Anſprüche und Drangſal, ohne Koſten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menſchen zu ſeinem Ebenbild erſchaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Urſprung erkenne.

A 45

Die Traumſtimme.

Von

Henriette Ottenheimer.

Nacht war's; ich lag und ſchlief, doch ſchlafend wacht' ich,
Und hellen Traumtag lebte meine Seele,
Weil leicht und frei das Herz mir pochte, dacht' ich
Die frühlingsſchöne Welt mir ohne Fehle.

Mit Bienenlippen ſog ich aus der Roſe,
Wie aus dem Halme Honig in's Gemüthe;
Ich ſelbſt erſchien mir, in ſolch holdem Looſe,
Gleich einer warmen, reichen Honigblüthe.

Denn Lieb', als Blut, durchpulſte meine Adern;
Wie hätt' ich doch ſo gerne Allen, welche
Stets mit der Bitterkeit des Schickſals hadern,
Damit verſüßt die herben Lebenskelche.

Doch auch mein Himmel ward jetzt überdüſtert,
Und Schmerzesthränen fingen an zu thauen;
Von all den Genien, die mich ſonſt umflüſtert,
Blieb Engel mir, im Unglück, nur *Vertrauen*!

Schwach aber iſt, eh Kampf es ſtählt, das Gute,
Und als ſo Schweres mir die Höhe ſandte,
Geſchah es oft, daß, mit gebrochnem Muthe,
Vertrauen ich ſogar nicht mein mehr nannte.

Dann ſeufzt' ich auf, in kleinlichem Verzagen,
Zu dem, der auch im Schmerz nur will beglücken:
„Ich kann die Laſt, ſo Du mir gabſt, nicht tragen,
Sie *muß* das Herz, auf dem ſie liegt, erdrücken.“

Lang that ich ſo, bis ſeines Willens Bote, —
Der Freundlichſte, der ſeine Huld entſendet, —
Der heit're Lebensſpender, der dem *Tode*
Nur Tod zu bringen hat, mein Leid geendet.

Der nahm, im Kuß von mir das Weh; ich fühlte
Die Seele mir ſo wunderbar entbürdet,
Wie Alle Ihr, wenn ſolcher Hauch Euch kühlte,
Von jedem Drucke frei Euch fühlen würdet.

Als Dankgebet, zum Hort der Liebe, ſandt' ich
Wortlos, den Strahl des Aug's nur, des entzückten,
Als Frage dann, — bang vor der Antwort, — wandt' ich
An's Herz ihn: ob die Leiden es erdrückten? —

Doch ſeht! Geſunder als es je geweſen,
Und fleckenrein, wie nie, in frühern Tagen,
Wie Sterngold leuchtend wunderbar geneſen,
Zeigt es, in ſtiller Bruſt, ſich meinen Fragen.

Dann fiel, was Staub an ihm, zum Staube nieder,
Und mit melod'ſchem Abſchiedsklange flog es
Vor meinem Aug' empor! In's Reich der Lieder,
In aller Herzen Lebensheimath zog es.

Und ich erwachte, doch im Geiſte lächelt
Mein Traumbild noch und ſtrahlt mir Glücksverheißung, —
Ein treuer Stern — und oft in Schmerzen fächelt
Er tief in's Herz die troſtbeſeelte Weiſung:

Es ſind des Schmerzes Gluthen Himmelsflammen; —
Lichtbäder, hier die Seelen zu verklären,
Damit ſie eingehn dort, woher ſie ſtammen; —
Solch Feuer will nur Irdiſches verzehren!

Und ſinkt dies hin, ſo ſteigt erſt recht das Leben;
Nicht Aſche werden iſt ja ſeine Sendung!
Selbſt, geneſen für ein höh'res Streben,
Schwebt es empor, zu Quellen der Vollendung.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

A4

Intelligenz-Blatt № 1

zum

Literariſchen Zodiacus

1836.

Literariſche Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Mit dem Jahre 1836 beginnt

Der Komet.

Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Leſewelt.

Herausgegeben

von

C. Herloßſohn.

ſeinen ſiebenten Jahreslauf.

Der Kern dieſes Sternes wird durch Ernſt und Scherz angenehm zu unterhalten ſuchen. Bei den Ergebniſſen aller der Stationen ſeines Laufes wird er ein helles Licht anzünden, auf daß es leuchte in aller Welt.

Die verſchiedenen Reiſen, das Abſonderliche, was ſich aller Orten zugetragen, ſoll die Reiſezeitung genau aufzeichnen. Das Mannigfaltige aber, welches ſich allerwärts unter allen Nationen begiebt, die Produkte des Geiſtes wie der Kunſt, davon wird das Literatur- und Kunſtblatt getreulich Bericht erſtatten.

Alle Landſchaften, alle Ereigniſſe von höheren Standpunkten aus betrachtet, erhalten andere Farben, — um dieſe Farbenpracht nun ſo treu als möglich wiedergeben zu können, iſt der Luftballon des Kometen unzertrennlicher Begleiter, und ſein wohlerfahrner Leiter wird fleißig bemüht ſeyn, dieſe in hellſchimmerndem Glanze aufzutragen.

Alle wohllöbl. Poſtämter und Buchhandlungen nehmen Pränumeration an. — Der Preis des ganzen Jahrganges iſt 10 Thlr. oder 18 Fl.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Leo.

Im Verlag von R. Frieſe in Leipzig iſt erſchienen:

Empfehlenswerthe Naturgeſchichte.

Naturgeſchichte für die Jugend zur Selbſtbelehrung und zum Schulunterricht. Nach den beſten und verſtändlichſten Syſtemen, hauptſächlich nach dem neuern Okenſchen, bearbeitet von H. E. Maukiſch. — Nett gebunden mit colorirten Kupfern und Tabelle à 1½ thlr., 2 fl. 42 kr.. mit ſchwarzen Kpfrn. à 1⅙ thlr., 2 fl. 6 kr., und ohne dieſe à ½ thlr., 15 ſgr. zu haben.

Für Damen.

Muſter-Portefeuille zum Weißſticken für die elegante Damenwelt, gezeichnet von Louiſe v. König in Magdeburg.

Ein Seitenſtück zu dem außerordentlich netten **National-Muſterbuch**, welches in der neuern Zeit Aufſehen machte und Beifall findet. Jedes dieſer Hefte iſt à 12 gr., 15 ſgr. 54 kr. zu haben.

Der Sabbathianer

oder die Schöpſenfamilie. Fortſetzung des vielgeleſenen und beliebten **jüdiſchen Gil Blas. Inhalt:** die Schöpſenfamilie. Madame Reitzl. Glaubensſätze der Sabbathianer. Briefwechſel. Trauerwoche. Jüdiſche Converſation. Jüdiſches Mährchen. Salomo, der Narr. Löſung pſychologiſcher Widerſprüche. Feſtabend. Der Schiurſager. Gaſtirende Schulſänger. Jüdiſche Liturgie und der Urſprung von Israels Feſttracht. — ? — Bibel, Exegeſe und religiöſes Leben der Judenſchaft in Wien. Das Wünſchen. Der Hochzeittag. Das intereſſante Werkchen iſt für 21 ggr., 26¼ ſgr., 1 fl. 35 kr. zu haben.

Juriſtiſches.

Sammlung auserleſener Rechtsſprüche und Rechtsgutachten, für Richter und Advokaten, Notare, Acceſſiſten und angehende Rechtspraktiker, herausgegeben von **Emil Kind**, academiſchem Lehrer der Rechtskunde in Leipzig. Die werthvolle Schrift iſt gut broſchirt, für 18 gr., 22½ ſgr., 1 fl. 21 kr. zu haben.

Thierheilkunde.

Handbuch der ſpeciellen Pathologie und Therapie der größeren nutzbaren Hausſäugethiere, oder allgemein faßliche und wiſſenſchaftliche Darſtellung der Erſcheinungen, Kennzeichen, Urſachen, Vorherſagungen, Heilung und Vorbauung ihrer innern Krankheiten, mit vorzüglicher Berückſichtigung ihrer Seuchen. Ein Hülfsbuch bei Vorträgen für Lehrer der praktiſchen Veterinairkunde, ſo wie zum Selbſtunterricht für Staatsärzte, Polizeibeamte, Thierärzte und gebildete Oeconomen, von Dr. C. W. F. **Funke**. Erſter Band, Krankheiten des Anbildungsſyſtems.

Dieſes **erſte** vollſtändige Handbuch der Zoopathologie und Therapie wird um ſo ſchneller Freunde finden, als die Veterinairkunde jetzt an Aufmerkſamkeit gewinnt. Es iſt für 2¼ Thlr., 4 fl. 3 kr. zu haben.

Geſammelte Schriften,

Novellen und Dichtungen

von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

I. **Cimaletti.** Eine Novelle.
II. **Proteſtantiſche Bilder aus Böhmen.**

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Einhorn.
1843.

[illegible] D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von G. Froebel in Rudolſtadt.

B 8

Cimaletti.

Eine Novelle.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die maleriſchen Felſengruppen und Buchten, welche in faſt ſyſtematiſcher Abwechſelung den Rhein zwiſchen Koblenz und Mainz umſchließen, geben ihm auf dieſer Strecke ſeines vielgeſtaltigen Laufes vielleicht das eigenthümlichſte Anſehen. Man kann auf einer Rheinſchifffahrt nach den mannichfachen und zauberiſchen Metamorphoſen der Ufer die verſchiedenſten Gemüthswirkungen erfahren. Wenn die Elbe der Kaufmann, ſo iſt der Rhein der Dichter unter den deutſchen Strömen. Der Student zu Bonn ſitzt träumeriſch an den Fenſtern ſeines Collegiums, und während ſeine Ohren mechaniſch nach dem Katheder hinhorchen, ſchweiſen ihm die Blicke unwillkührlich nach dem luſtig hingelagerten Siebengebirge hinüber, das ſich gerade vor ſeinen Augen ausbreitet, und alle ſeine Jugendluſt mit unwiderſtehlichen Armen in die Ferne und Weite lockt. Dieſer hellſtrahlende, die Bruſt erhebende, mit jugendlichen Wünſchen und Träumen ſympathiſirende Character iſt dem Rhein beſonders in den nachbarlichen Partieen von Bonn, welche die freieſte Weitſicht gewähren, eigen. Der Strom ſelbſt bildet hier mehr eine Ebene, und bewegt ſich mit ſeinen Wellen, auf denen es wie ein ſonnenheiterer Frühling ruht, an den Felſen, Ruinen und Weingärten in ſtiller Feier vorüber. Das hohe Rolandseck beugt ſein zertrümmertes Haupt in den Rheinſpiegel hinunter, als ſuche es dort die vergangene Zeit, und die liebliche Wehmuth der Sage umſpielt den Thurm von Nonnenwerth, das in anmuthiger Inſelbildung im Fluſſe ſchwimmt. Außer dieſen wehmüthigen, aber ſanften Schattirungen möchte die ganze Partie bis Koblenz keinen eigentlich düſtern Anblick darbieten. Zwiſchen da und Mainz aber beginnt, wenn man es ſo nennen will, eine pittoreske Schwermuth des

Rheins, die ſich in wunderbaren Bildern hinzeichnet. Die Dämonen der ringsum gelagerten Uferklippen ſcheinen dem Strom hier ſeinen ferneren Lauf ſtreitig zu machen, indem ſie von beiden Seiten mit ihren ſtarren Felſenhäuptern enger und enger aneinanderrücken und den Rhein faſt in lauter kleine Seen zu zerſtückeln ſcheinen. Dieſe phantaſtiſchen Felſenbuchten gleichen, ſo lange man ſich darin befindet, einer geſchloſſenen Grotte mit magiſcher Beleuchtung und melancholiſcher Dämmerung, und der Fluß ſcheint darin wie durch einen Zauberbann zu ſeinem Ende ausgelaufen; aber plötzlich ſchlängelt er ſich durch eine neue, maleriſche Wendung in eine neue Grotte hinein, die ihn mit ihren romantiſchen Wandbildern eng umſchließt. Dieſe Arabeskenbildnerei der Rheinufer genießt man in der Anſchauung beſſer, wenn man den Strom herunter, als herauf fährt.

Das letztere that das Dampfſchiff, welches heut an einem etwas trüben und zum Regen geneigten Morgen dieſe Fahrt unternahm. Die Frühſonne, die bei dem Abgang von Koblenz noch hell geſchienen, hatte die Reiſenden getäuſcht, und die kleinen, unmerklichen Tropfen, welche ſchon von Zeit zu Zeit auf das Verdeck fielen, verſcheuchten die Geſellſchaft großentheils in die Kajüten. Nur hier und da ſah man noch einzelne Gruppen. Eine junge Engländerin, mit einem glänzenden und regelmäßigen Wachsfigurengeſicht, zu dem eine Brille, die ſie über der feinen Naſe trug, ſeltſam abſtach, hatte ſich unbeweglich auf einer Seitenbank am Geländer ausgeſtreckt, in einer nachläſſigen Lage, die eine Deutſche nicht ſo leicht öffentlich wagen würde, und wie ſie den Töchtern Albions natürlich iſt. Sie zeichnete, trotz der nebligen Beleuchtung, in ihr Skizzenbuch, und eine alte Begleiterin ſaß, eben ſo unbekümmert um Alles, was vorging, zu ihren Füßen. In höherem Grade war eine andere Gruppe die Aufmerkſamkeit zu erregen im Stande. Wer iſt jene hohe, weibliche Geſtalt, die mit übereinandergeſchlagenen Armen am Geländer lehnt, in einen rothkarrirten Reiſemantel gehüllt, mit ſchwarzem Hut und Schleier, und einem kecken, ausdrucksvollen Geſichtsſchnitt, der durch ſeine Fremdheit noch mehr anziehend ſcheint? Sie zeigte etwas

Prächtiges, Hochfahrendes und Stolzgehobenes in ihrer Erſcheinung, und obwohl ſie nicht mehr in jugendlichen Jahren ſich befand, ſo hatte doch der volle Sommer des Weibes noch ſeine feurigen und kräftigen Strahlen auf ſie geworfen. In ihren Blicken lag fortwährend eine brennende Unruhe, die von Gegenſtand zu Gegenſtand ſchweifte, und nur zuweilen mit einem mildern Glanze auf einem lieblichen, jungen Mädchen haften blieb, das in ihrer Nähe war und in der man mit leichter Divination ihre Tochter erkannte. Dieſe, vielleicht ſchon ein Mädchen von funfzehn Jahren, war noch klein, obwohl ſonſt ſchon ausgebildet in ihren Formen, und äußerſt anmuthig von Geſtalt und Geſicht. Sie trug die Aehnlichkeit ihrer ſtolzen Mutter in einem durchweg gemilderten Maaßſtabe an ſich, und was dort herbe, ſeltſam und ungewöhnlich erſchien, hatte ſich hier in das Leiſe und Stille zurückgeſchmolzen. Sie ſchien noch kindlich, froh und aufgeweckt, und bewegte ſich in ihren Tanzſprüngen, die kein deutſches Blut verriethen, um ihre Mutter, welche, in Gedanken verſunken, ſie in Allem gewähren ließ. Eine Dienerin, die zu beiden gehörte, war beſchäftigt, ein Frühſtück auf dem Verdeck zu beſorgen.

Indem die Dame ſich niederſetzte, um das Frühſtück einzunehmen, näherte ſich ihr ein junger, hochgewachſener Mann, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit in der Ferne gehalten. Er trat vor ſie hin, nachdem er mit einer vornehmen Nachläſſigkeit den Hut nur eben gelüftet, und redete ſie folgendermaßen an:

Ich habe die Ehre, die Gräfin Hippolyta von P. zu begrüßen? Ein Zeitungsblatt in Koblenz brachte mir zufällig Ihre Anzeige in die Hand, wonach Sie für die Comteſſe, Ihre Tochter, einen Lehrer wünſchten, der ſie in der deutſchen Sprache vervollkommnete, und zwar als Reiſebegleiter; denn lehrend und reiſend zugleich, ſollte er ein ſo angenehmes Geſchäft verſehen. Ich bin geneigt, Madame, mich Ihnen dazu zu empfehlen. Ich kenne die Welt eben ſo gut, wie die Sprachen, die auf ihr geſprochen werden, und würde den Lehrer und Reiſemarſchall in einer Perſon excellent zu vereinigen wiſſen. Zwar muß ich bevorworten, daß ich ſonſt nicht Conditionen dieſer

Art anzunehmen gewohnt bin, und es nur in dem Fall thue, wo mich die Perſonen auf das Höchſte intereſſiren! Ich weiß nicht, ob die Frau Gräfin dieſen Fall genehmigen werden, aber mich würde es glücklich machen. Ich durchſtreife ſeit mehreren Jahren unruhig die Länder und Städte, und ſehne mich nach einer Wirkſamkeit, in der ich nützlich und glücklich zugleich werden kann! Ich wußte, Madame, daß Sie mit dem heutigen Dampfſchiff nach Mainz fahren würden, denn ich hatte das Glück, in Koblenz mit Ihnen denſelben Gaſthof zu bewohnen, aber ich nahm mir vor, Ihnen meine Anerbietungen ganz en passant zu machen, wenn wir zuſammen über die ſchöne Rheinwelle dahinſchwämmen! —

Dieſe ſeltſame Anrede machte die ſtolze Gräfin Hippolyta einen Augenblick betroffen. In dem Weſen des jungen Mannes ſprach ſich ein ſolches Gemiſch von läſtiger Zudringlichkeit, Offenheit und einer mehr als gewöhnlichen Ueberlegenheit des Benehmens aus, daß es zweifelhaft war, was man von ihm zu halten hatte. Sein elegantes und ſorgfältiges Aeußere bezeichnete den Faſhionable auf der höchſten Stufe, und ſein Anſtand vereinigte, wie ſich ſelbſt unbewußt, eine faſt imponirende Sicherheit der Haltung mit einer ſich ſorglos gehen laſſenden Leichtfertigkeit. Sein ſchwarzes, krauſes Haar, und das Dunkel ſeines originell geſchnittenen Geſichts, das man ſchön finden konnte, gaben ihm das Anſehen eines Südländers. Er hatte eine ſtarktönende Stimme, die mit einer muſikaliſchen Gewandtheit alle Laute der Empfindung nach Willkühr zu beherrſchen ſchien, und bald verbindlich ſchmeichelte, bald durch ihre unumwundene Dreiſtigkeit verletzte, bald in einen leiſen Hohn hinüberſpielte.

Wer ſind Sie? fragte endlich die Gräfin in einem verächtlichen Tone, indem ſie ihr großes durchbohrendes Auge prüfend auf ihm ruhen ließ, es aber plötzlich niederſchlug, als ſie dem ſeinigen begegnete, das ſie mit derſelben flammenden und ſieggewohnten Stärke anblitzte.

Ich heiße Cimaletti! antwortete der junge Mann kurz.

Jetzt miſchte ſich unerwartet die junge Comteſſe mit ihrer hellen, friſchen Stimme in's Geſprach. Ach, Mama, ſagte ſie mit einem beſondern Eifer, du wirſt dir doch nicht wieder einfallen laſſen, mir einen Sprachmeiſter zu geben! Ich hatte Dir ja ſchon geſtern die Sache rein ausgeredet. Das Deutſche verſtehe ich vortrefflich zu reden und zu leſen, und an der äſthetiſchen Ausbildung, die Du haben willſt, liegt mir gar nichts, ich muß es Dir aufrichtig geſtehen. — Und willſt Du mir dennoch einen Lehrer geben, lieber einen polniſchen Bär, als dieſen widerwärtigen, zudringlichen Menſchen! flüſterte ſie der Mutter leiſe und faſt ängſtlich in's Ohr.

Sei ſtill, Ada! gebot die Gräfin. Du wirſt nicht gefragt.

Dann ſagte ſie mit einer wegwerfenden Kälte, ohne ihn anzuſehen, zu Cimaletti: Ich werde Ihre Anerbietungen nicht annehmen können, mein Herr, weil ich über dieſe Stelle ſchon anderweitig verfügt habe.

Sie nahm eine Taſſe Chokolade und ſchlürfte ſie gleichgültig, während Ada ſich freute, und der Mutter die ſchöne, marmorglatte Stirn küßte.

Cimaletti ſtand lächelnd da, und betrachtete, ohne abgeſchreckt zu ſcheinen, die zürnende Gräfin. Dann ließ er ſich nachläſſig auf einen jener Kreuzſeſſel nieder, wie man ſie gewöhnlich auf den Dampfſchiffen hat, und verharrte einen Augenblick, wie es ſchien, in einem erwartungsvollen und ehrerbietigen Schweigen.

Für Ihre Abſicht, uns Geſellſchaft zu leiſten, müſſen wir Ein für alle Mal Ihre dankbaren Schuldner bleiben! ſagte bald darauf die Gräfin, indem ſie ihm unwillig den Rücken zukehrte.

Madame, ſagte Cimaletti, mit einer leichten Wendung aufſpringend, es wird ſogleich einen ſtarken Regen geben. Wenn dieſer ſpitzige Felſenkamm dort den tiefhängenden Wolken in das ſchwarze Haar fährt, möchten feuchte Perlen herunterfallen, welche die elegante Welt nicht gern auf ihren Coiffüren einſammeln wird! Ich werde befehlen, daß man Ihnen die erſte Kajüte aufſchließt; denn wenn ich nicht irre, ſo haben Sie dieſelbe für ſich gemiethet.

Damit entfernte er ſich raſch, und ſtieg die Treppe hinunter, welche in das Innere des Schiffs führte. Auf den erſten Stufen begegnete ihm ein junger Mann, der ihm auf die Schulter klopfte und ihn mit einer etwas ſchneidenden Betonung bei Nomen anrief. Cimaletti wurde einen Augenblick verlegen, als er des Fremden anſichtig wurde, kehrte aber ſchnell wieder zu der entſchiedenen und etwas brüsquen Haltung zurück, die ſeinem Weſen natürlich ſchien.

Iſt es möglich, Falk? rief er aus, indem er den Andern ſtürmiſch umarmte, und mit ſich auf das Verdeck zurückführte, um ihn noch einmal zu küſſen und an ſeine Bruſt zu drücken. Und der Vater Rhein muß uns ſo unverhofft auf einer und derſelben Diele wieder vereinigen!

Auch mir iſt daran gelegen, Cimaletti, Deiner habhaft zu werden! ſagte der junge Mann mit einem ernſten und nachdrücklichen Weſen, indem er ſich der Umarmung entzog. Er war eine einfache, ſchlichte Erſcheinung, die mehr den Gelehrten, als den Weltmann verrieth, aber wenn man ihn näher betrachtete, lag in ſeinem blaſſen und trauernden Geſicht etwas außerordentlich Anziehendes und Charactervolles. Sein ſpähendes

Auge heftete ſich durchdringend an die Züge des Andern feſt.

Wo kommſt Du nur her, theuerſter Freund? fragte Cimaletti, deſſen Benehmen plötzlich die größte Geſchmeidigkeit ausdrückte. Gewiß aus Bonn, von der Verſammlung der Naturforſcher, denn Du ſchwörſt ja auch zu ihrer Fahne, und ich wette, Du haſt wieder eine eben ſo zarte, gelehrte als tiefſinnige Abhandlung über die Schmetterlingskunde vorgeleſen. Aber vor allen Dingen, Falk, was macht denn daheim, im lieben Schweizerlande, Dein ſchönſter Schmetterling, die eigentliche Pſyche Deines Lebens, die mit Sylphenflügeln über die Erde ſchwebt und ſie kaum berührt, die herrlich-ätheriſche Gabriele?

Das edle, bleiche Geſicht Falks erblaßte noch mehr bei dieſer Frage. Sie iſt todt! erwiederte er, indem er ſich mit der Hand leiſe über die Augen fuhr. Ein Nervenfieber hat mir die einzige Geſtalt, die auf der ganzen Welt einen Werth für mich hatte, entriſſen, meine einzige Wirklichkeit in dieſem Leben, in dem alles zur Phraſe geworden, zerſtört! Zwei Monate lang ſtehen ſchon die Blumen, welche die Freunde auf ihrem Hügel gepflanzt haben!

Deine Braut iſt todt? Freund, Freund, welch ein unbegreifliches Schickſal! rief Cimaletti aus, und ſeine hohe Geſtalt ſchwankte zurück, wie von einem wirklichen Schmerz getroffen. Das liebe Mädchen, bei deſſen unſterblicher Schönheit man an keinen Tod denken konnte, hat die unerbittliche Sichel ſie dennoch niedermähen dürfen? O, das menſchliche Glück, gleicht es nicht immer einer Braut im Sarge, es ſtirbt an ſeinem Hochzeitstage, und wird begraben, wenn ſeine ſchönſte Stunde gekommen! Armer, guter Falk, das hatte ich nicht von Dir zu hören erwartet! Ich hielt Dich für eine jener begünſtigten Naturen, auf die der Himmel recht abſichtlich ſeinen milden Thau herniederträuft, um ſie Tag für Tag zu erquicken, und nun finde ich Dich, wie mein eignes, dem Schickſal verfallenes Haupt, dem Unglück geweiht. Ich dachte, mein Falk ſitzt in Zürich, zu den Füßen ſeiner himmliſch-lächelnden Gabriele, und unter den Palmen der Wiſſenſchaft und den Myrthen der Liebe iſt ſein edles Daſein geborgen, während ich wie ein Nachtwandler auf den Dächern umherklettern muß, und nach Sternen greiſe, von denen ich nur träume. Ach, dieſe Gabriele, dies köſtliche, kryſtallklare, ätherblaue Leben, iſt es denn möglich, daß es hat ſterben können! Ich ſehe ſie vor mir: ihre zarte Geſtalt, die im weißen Kleide ſo rührend war, entwickelt ſich hell vor meinen Augen, ihr Geſang, ihre Worte, ihre ſinnigen Bemerkungen kommen in der Erinnerung auf mich zu; ach, Falk, was haſt Du verloren!

Still! ſtill! entgegnete dieſer, indem er ihm mit faſt ängſtlicher Haſt den Finger auf die Lippe legte. Sprich mir nicht ſo redereich von ihr. Wenn ich Dich von ihr reden höre, iſt es mir, als griffe eine feindliche Hand ſtörend in die Bilder und Gedanken ein, in denen ich mit ihr weiterlebe. Ich bin nicht ſo verlaſſen, als Du denkſt, Gabriele iſt mir nicht verloren, ich beſitze ſie noch in meinen Gedanken und gehe in der Tiefe meiner Seele mit der Unvergänglichen um. — Mit Dir aber habe ich etwas Anderes zu ſprechen, Cimaletti! Einige beſondere Umſtände, die Dein plötzliches Verſchwinden aus Zürich begleiteten, werden Dir ſelbſt bedeutend genug erſcheinen, um mir die Rechenſchaft darüber jetzt nicht vorzuenthalten!

Alles, was Du nur irgend von mir wünſcheſt, ſoll Dir werden, mein trefflicher Falk! antwortete Cimaletti, indem er zerſtreut auf einen andern Theil des Schiffes hinblickte und ſeine Gedanken plötzlich auf einen dort befindlichen Gegenſtand ſich abzulenken ſchienen. — Nur in dieſem Augenblick laß mich der Fährte eines neuen Abenteuers nachgehen, das, wie Du weißt, der einzige Docht iſt, der die unſtäte Flamme meines Lebens noch friſtet. Siehſt Du dort jene ruſſiſche Gräfin, die mit ihrer kindlich-lebhaften Tochter und der feierlich ehrerbietigen Dienerin eine ſo intereſſante Gruppe bildet? Es iſt die Gräfin Hippolyta von P., deren Mann einer hochverrätheriſchen Aeußerung wegen nach Sibirien verwieſen wurde, und ſich dort erſchoſſen hat. Sie reiſt ſeit einem halben Jahre in Deutſchland, und iſt im Begriff, auf ihre Güter nach Kurland zurückzukehren.

Wie genau Du von den Verhältniſſen unſerer Paſſagiere unterrichtet biſt! ſagte Falk mit einem etwas ſcharfen Accent, bitter lächelnd. Führſt Du etwa geheime Liſten?

Ich habe, fuhr Cimaletti, ohne auf Falk zu hören, fort, nie ein herrlicheres, majeſtätiſcheres Weib geſehen, als dieſe ruſſiſche Gräfin! Dieſe reizende Miſchung von ſlaviſchen und franzöſiſchen Elementen, von natürlicher Wildheit und raffinirter Civiliſation verleiht ihr in meinen Augen einen faſt unwiderſtehlichen Zauber, und ich kann meine Phantaſie nicht mehr von dieſer fremdartigen, erhabenen Schönheit abbringen, die mich anzieht, wie ein ſeltenes Geheimniß! Ich war ſo toll, ihr vorhin meine Dienſte als Sprachlehrer ihrer Tochter anzubieten, und ſie hat mich mit einer allerliebſten Schnödigkeit abgewieſen. Was meinſt Du, Falk? Hätteſt Du wohl Luſt, eine Wette mit mir einzugehen, daß ich in drei Tagen der rechtmäßig angetraute Ehegemahl dieſer ſchönen und reichen Gräfin ſein werde? Ich wette um hundert Stück Friedrichsd'or mit Dir!

Du kannſt Dir denken, daß ich zu ſolchen Dingen wenig mehr aufgelegt bin! entgegnete Falk kurz. Ich traue Deiner beſtändig experimentirenden Natur Jedes zu; denn was ließe ſich nicht mit Deiner grenzenloſen Keckheit, die alle Dinge nur wie Schachbrettfiguren handhabt, Alles erreichen! Aber erlaube mir, kein Intereſſe mehr dafür zu haben. Es giebt für mich nichts Angelegentlicheres mit Dir zu verhandeln, als die eine Frage, die ich jetzt im Namen Gottes und der Ehre an Dich richte: Wo iſt Olivier? Was iſt aus Olivier geworden? Was haſt Du aus Olivier gemacht, Cimaletti? —

In dieſem Augenblick hielt das Dampfſchiff ſtill, um vor dem auf dem linken Rheinufer herrlich gelegenen St. Goar ſeine Unterwegsſtation zu machen. Die Gräfin Hippolyta, mit ihrer Tochter und ihrer Leibeigenen, ſchienen die einzigen unter den Paſſagieren zu ſein, welche hier ausſchieden, um dieſen Theil der Rheinufer, der zu den ſchönſten und pittoreskeſten gehört, durch einen Aufenthalt in dem romantiſchen St. Goar kennen zu lernen. Kaum hatte Cimaletti bemerkt, daß die Gräfin die Barke beſtiegen, als er mit der größten Geſchwindigkeit ſeine Sachen ebendahin beordern ließ, und ſich anſchickte, mit einer flüchtigen Entſchuldigung von Falk Abſchied zu nehmen, den er in Mainz wiederzufinden verſprach.

Ich werde nicht von Dir weichen, ſagte Falk, ſondern mit Dir nach St. Goar hinüberfahren.

Beide ſtiegen in den Nachen, und langten an dem gegenüberliegenden Rheinufer an, ohne daß Cimaletti, welcher der Gräfin gegenüberſaß, auch nur eines Blickes von ihr gewürdigt worden wäre. —

St. Goar iſt hell und freundlich, und hat außerdem noch einen rührigen und gewerblichen Character durch die Regſamkeit ſeiner Bewohner. Cimaletti ſchlug eine Wanderung durch die Gegend vor, an der aber Falk keinen Theil nehmen wollte, worauf ſich beide Freunde, die ſich jetzt in einer ſo großen Spannung gegenüber befanden, vor der Thür des Gaſthofes trennten. Falk ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, um die Papiere durchzuſehen, welche ihm Cimaletti übergeben hatte, und worin er Auskunft finden ſollte über jene Fragen, die er mit ſolcher Ungeduld an den Andern zu richten gehabt. In demſelben Gaſthofe war auch die Gräfin mit ihrer Tochter abgeſtiegen, aber ſie ließen vergeblich auf ihr Wiedererſcheinen harren, nachdem ſie ſich in ihren Zimmern eingerichtet.

Es war ſpät am Abend, als Cimaletti von ſeinen einſamen Streifereien wieder zurückkehrte, und den hohen Felſen hinunterſtieg, der in wilder Erhabenheit über der Stadt hängt und das maleriſche Rheinfels auf ſeinem Nacken trägt. Der Abend, der am Rhein immer einen eigenen Zauber hat, ſtreute das wunderbarſte Colorit über die Landſchaft; das Licht ging von dem glänzenden Faden des Stromes unter und von dem darüber ausgebreiteten Himmel aus, während die grotesken Felſenpartieen den Schatten zu dem Gemälde hergaben. Von Zeit zu Zeit hörte man mitten durch dieſe religiöſe Stille nur die Strudel der St. Goarbank, die, keineswegs gefahrlos für den Schiffer, gegen die Klippen ſchlagen und mit Heftigkeit Steine an den Strand zurückwerfen.

Man nennt mich einen verlorenen Menſchen, ſagte Cimaletti nachſinnend zu ſich ſelbſt, indem er mit verſchränkten Armen dies Schauſpiel der nächtlichen Gegend betrachtete; und doch, wer fühlt ein ſo großes Herz in ſich für die Natur und ihre Hoheit, als ich, wenn ich Nächte lang umherwandere und der aufgehende Morgen mich vor der Sonne knieend findet! Jeder Menſch hat ſeine beſonderen Tugenden, um deren willen ihm ſeine

Sünden vergeben werden müſſen! Ich büße die meinigen ab, wenn ich meine Thränen mit dem Nachtthau miſche, und den ſtarken Athem der Pflanzen in mich ſaugend, erhebe ich mich, von Naturkraft ſtrotzend, immer von Neuem zu einem kecken Ergreifen aller menſchlichen Dinge! Der Mond geht milde über meinem ſchuldigen Haupt auf, und ich begrüße ihn auch mit glänzenden Augen, und bin fröhlich, immer weiter wandernd! —

Cimaletti wollte ſich noch in ferneren Selbſtbetrachtungen ergehen, als er in ſeiner Nähe einige Töne zu vernehmen glaubte, die einem Weinenden anzugehören ſchienen. Er befand ſich ſchon dicht vor St. Goar, an einer ſchönen Stelle des Rheinufers, die einen breiten Ueberblick über den Fluß gewährte. Schnell dem Geräuſch nachgehend, erblickte er zu ſeinem Erſtaunen die hohe Geſtalt der Gräfin Hippolyta, die, ſinnend an ein Geſträuch gelehnt, mehr in ſich ſelbſt, als in die Betrachtung der vor ihr liegenden Rheinlandſchaft, verſunken ſchien. Einige Schritte von ihr ſaß auf dem Raſen die Leibeigene, die den Mantel und das Tuch, deren ſich die Gräfin entledigt, in den Händen hielt, aber dabei eingeſchlafen zu ſein ſchien. Hippolyta ſtand aufrecht in ihrer erhabenen Grazie, der warmen Abendluft die ſchmachtende Bruſt öffnend, und wie man oft bemerkt, daß Einſamkeit und Schönheit der Natur, mit allen den Erinnerungen, die dabei aus den Innerſten ſteigen, Trauer erwecken, ſo mochte dies der Grund ſein, welcher die ſanften Thränen über die Wangen der Gräfin fließen machte. Ein milder Schauer des Schmerzes ſchien die edle, großartige Geſtalt zu durchbeben.

Cimaletti näherte ſich ihr leiſe, und ließ ſich, noch ehe ſie ihn bemerkt hatte, zu ihren Füßen nieder. Dann küßte er den Saum ihres Kleides, und bat, mit der unterwürfigen Stimme eines Sklaven, um Verzeihung ſeiner Kühnheit.

Hippolyta blickte ruhig auf ihn nieder, ohne durch ſeine Gegenwart erſchreckt zu werden. Was wollen Sie? ſagte ſie mit kalter Faſſung, während in ihren Augen noch eine glühende Thräne ſchimmerte. Haben Sie mir etwas zu ſagen, ſo wäre es beſſer, eine ſchicklichere Gelegenheit abzuwarten!

Sie weinen! ſagte Cimaletti in einem begeiſterten Tone, in ſeiner Stellung verharrend. Ich will nichts, als daß Sie mich hier zu ihren Füßen dulden, während Sie weinen, und daß ich meine Andacht unter Ihren Thränen verrichten darf, denn an ſolcher Stätte iſt es heilig, wie in einer Kapelle!

Stehen Sie auf! erwiederte die Gräſin. Ich begreiſe Ihre Sympathieen nicht, aber ich könnte ſie läſtig finden!

Mögen Sie es, hohe Frau! entgegnete Cimaletti ſtolz, indem er vor ſie hintrat. Ich begehre ja Nichts von Ihnen, nicht einmal Ihre Theilnahme! Aber wie wollen Sie mich hindern, daß mein Herz gewaltig vor Ihnen aufgeht, wenn ich Sie weinen ſehe, und daß ich, wie man den Edelſtein nach dem Waſſer ſchätzt, das er enthält, Sie um dieſer koſtbaren Tropfen willen, die Sie vergießen, unendlich verehre, und Ihr göttliches Bild nun nie wieder aus meinen Gedanken bringe!

Das iſt originell, in der That! ſagte die Gräfin, indem ein wenig Lächeln um ihren ſchönen Mund zuckte. Dieſe Juweliertare in der Abſchätzung der menſchlichen Thränen iſt neu!

Ach, ſagte Cimaletti ſehr ernſt, indem er ſie bei der Hand zu faſſen wagte, wohl dem, der weinen kann, es iſt ein Schauſpiel für Götter! Zwei Dinge fehlen am meiſten unſerer Zeit: das Weinen und das Beten, und beide ſind eigentlich Eines. Das Weinen der Augen iſt nichts als das überquellende Gebet des Herzens. Aber die kalte, vornehme Höhe der heutigen Cultur erſtarrt immer mehr auch die ſüßen Tropfen des menſchlichen Auges zu Eis, und es wird bald aller Bildung zuwiderlaufen, Thränen zu haben! Wie lange habe ich nicht geweint, und nicht gebetet! In dieſer Herzensdürre unſerer Zeit ſchmachtete ich nach Erbauung, und kannſt Du mich ſchelten, erhabene Hippolyta, wenn ich Dir zu Füßen Deine Thränen als Segen auf mein Haupt ſammeln möchte! —

Die Gräfin verlor vor dieſer beiſpielloſen Vertraulichkeit, mit der ſie ſich zum erſten Mal in ihrem Leben von einem Fremden angeredet fand, einen Augenblick ihre ſonſt ſo unerſchütterliche Haltung, und, ohne ein Wort ſich von ihm abwenwendend, rief ſie mit einer weniger feſten Stimme als ſonſt ihre Dienerin. Aloyſia ſprang vom Raſen auf, ſich den Schlaf aus den Augen reibend, und begriff nicht den Ungeſtüm der Herrin, die ihr den Mantel haſtig aus den Händen riß und ihn ſich ſelbſt umlegte. Dann ſchalt ſie auf die zitternde Leibeigene, daß ſie ihr noch nicht das Tuch zurecht gelegt, welches ſie in Form eines Schleiers über den edlen Kopf fallen ließ.

Cimaletti bat um die Erlaubniß, die Gräfin bis vor das Haus geleiten zu dürfen. Ich befehle Ihnen, zurückzubleiben, und erſt eine Viertelſtunde nach mir das Gaſthaus zu betreten! rief die erzürnte Frau im höchſten Ausbruch ihres Unwillens.

Sie ſind zu hart gegen einen Unglücklichen, gnädige Gräfin, aber ich werde Ihnen gehorchen! entgegnete Cimaletti mit einer merkwürdigen Wehmuth in ſeiner Stimme, und verſchwand dann lächelnd in den Gebüſchen. —

Die Gräfin ging mit unruhigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und konnte die Aufregung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, nicht überwinden. Schläfſt Du ſchon, Ada? rief ſie in das angränzende Gemach hinein. Es iſt eine beſtändige Unart von Dir, ſo viel zu ſchlafen, und Deine Mutter ohne Geſellſchaft zu laſſen.

Und als Ada ſogleich mit ihrer munteren Stimme ſich meldete, und das Bett bereitwillig wieder zu verlaſſen verſprach, um die ihrer verlangende Mutter zu unterhalten, ſchalt dieſe im Gegentheil: Welche Thorheit, unkluges Kind! Es iſt bald Mitternacht, und Du ſchläfſt noch nicht? Quälen Dich Gedanken? Lege Dich aufs Ohr, und bekümmere Dich nicht um mich!

Dann ließ ſie ſich mit einem tiefen Seufzer auf das Kanapee fallen, und klagte über ihre gränzenloſe Erſchöpfung. Aloyſia entkleidete ſie und brachte ſie zu Bette. —

Die kleine Ada war froh, daß ſie nicht genöthigt worden war, von ihrem Ruhelager noch einmal aufzuſtehen. Sie hüllte ſich nur um ſo behaglicher wieder in die weiche Decke, und legte von Zeit zu Zeit ihr lauſchendes Ohr an die Bretterwand, die das benachbarte Gaſtzimmer von dem ihrigen ſchied. Sie hörte dort zuweilen einige Worte flüſtern, die ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, und auf das nachdenkliche Kind einen wunderbaren Eindruck machten. Die Wand war ſo dünn, und im ganzen Hauſe herrſchte ein ſo tiefes Schweigen, daß man jede Bewegung und jeden Athemzug in dem angränzenden Zimmer vernehmen konnte.

Es war Falk, der in dieſem Zimmer ſeine Wohnung genommen. Der trauernde Jüngling lag noch unentkleidet auf ſeinem Lager ausgeſtreckt, und ſchien ſich die nächtliche Zeit mit Phantaſieen, die der nächſten Gegenwart nicht angehörten, hinzutäuſchen. Seine Fenſter ſtanden auf, und ließen den erquickenden Nachtwind, der in ſtarken Zügen über den Rhein herwehte, hereinſtrömen. Die Kirchglocke von St. Goar ſchlug die Mitternachtsſtunde an, und bald hallten von allen benachbarten Rheinſtädtchen herüber und hinüber die feinen, hellen Glocken, die man in der nächtlichen Runde deutlich widerklingen hörte. Falk zählte die Schläge, und verſank dann wieder in ſeine Träume. Er beſchäftigte ſich mit ſeiner geſtorbenen Geliebten, und unterredete ſich mit ihrem Geiſt, wie er oft zu thun pflegte, indem ihn die Erinnerung an ſie mit geheimnißvoller Lebenskraft hinriß.

Gabriele! rief er aus, biſt Du mir nahe, holdes Kind, und entziehſt Du Dich nicht dem Liebesſpiel meiner Gedanken, die ihre ewige Heimath in Deinem Weſen haben? Komm, und laß Dich mit Deinen herrlichen Augen, die mir noch immer wie ſonſt leuchten, zu mir nieder, und bleibe ſtehen über meinem Lager, wie der Stern der Gnade! Ja, Du biſt es, ich ſehe Dich, und Alles, was ich an Dir liebte, nimmt wieder Deine Geſtalt an, und Deine mir unverlierbaren Züge! Blicke mich nur freundlich an, ich bin es, dem Du ſo theuer warſt, als Du noch lebteſt, und der Dich jetzt anbetet in religiöſer Treue, geliebtes Bildniß! Nimm noch einmal die Verſicherung aus tiefſter Seele, daß ich Dich ewig lieben werde, denn ich muß ewig an Dich denken! Das biſt Du ganz, ich beſitze Dich von Neuem, und Du gleiteſt lächelnd herab an meine Bruſt, und winkeſt mir Zuverſicht mit den ewig ſchönen Augen! Dein Auge, Dein Auge, es iſt das, was mich nie verläßt und wahrhaftig und gewiß von Dir übrig geblieben iſt, denn es umſtrahlt mich ſüßblickend, redend und koſend, und ich ſchaue in ſeine braune Tiefe wie ſonſt, und finde darin Dein ganzes Leben, nach dem ich trachte! Aus Deinem unſterblichen Auge heraus bemächtige ich mich wieder Deiner ganzen Geſtalt, Du theure Seele! Dein Auge beglückt mich mit alten, herrlichen Liebesgrüßen, und nun fühle ich auch den Hauch Deines Mundes, und der Athemzug Deines ganzen Weſens umſchwebt mich leiſe, ich empfinde und erkenne ihn! Aus dem geiſtigen Duft, in dem Du lebſt, ſchimmert mir Deine Wange heraus, und röthet ſich wieder wie vor Liebe, und ich ergreife Deine kleine Hand und küſſe die zarten Finger! Die Luſt unſeres Lebens beginnt wieder, und Dein Lächeln blitzt noch ſchöner und ſeelenvoller, als ſonſt, dazu! Wie herrlich biſt Du, geliebtes Geſchöpf! Das iſt der Troſt, den ich in der Einſamkeit meines Lebens von Dir behalten, daß Du, ſo oft ich will, Deine geiſtige Nähe mir ſchenkſt, in aller Fülle Deiner Erſcheinung, und daß Dein Bild ſich mir entfaltet, als verſtände es mich! Bleibe, bleibe, und zieh' nicht ſo ſchnell an mir vorüber, meine Geliebte, mein Weib! Ich küſſe Deine Lippe, und meine Hand ſpielt in Deiner Haarflechte, und liebkoſ't Dir, um Dich feſtzuhalten! Ich habe Dir ſo viel zu ſagen, verweile, verweile und verdämmere nicht wieder in die dunklen Umriſſe der Nacht! — —

In dieſem Augenblick klopfte es an die Thür, und Falk richtete ſich von ſeinem Lager auf. Es war Cimaletti, welcher hereintrat. Du unterhältſt Dich ſo laut mit Geiſtern? ſagte er zu dem Andern, der ihn etwas milder als ſonſt begrüßte. Verzeih' es, daß ich durch meine materielle Gegenwart Dich ſtöre!

Ada, die mit immer ſtärkerem Herzklopfen bis dahin gelauſcht hatte, ſchrak zuſammen, als jetzt die Stimme Cimaletti's ihr Ohr traf, das, ohne es zu wollen, jedes im Zimmer gewechſelte Wort auffangen mußte. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ihr die ganze Erſcheinung dieſes Mannes eine ſo unwillkührliche Abneigung und faſt kindiſche Furcht einflößte. Sie konnte ſich aber nicht enthalten, aufmerkſam das Fernere mit anzuhören.

Falk gab dem Cimaletti einige Briefe und Papiere zurück, und ſagte, daß er ſich in der unter ihnen obſchwebenden Angelegenheit einſtweilen für zufriedengeſtellt erklären wolle. In dieſen Briefen, bemerkte er, muß ich allerdings den Bruder meiner Braut, den unglücklichen Olivier, nach ſeiner Handſchrift und ſeiner ganzen Weiſe wiedererkennen. Sind dieſe aus Toulon an Dich geſchriebenen Briefe richtig, woran ich nicht zweifeln will, ſo befindet ſich der Verlorne ſchon in den vereinigten Staaten, und möge es ihm dort gelingen, mit den Mitteln, die er ſich von dem Vermögen ſeiner Schweſter widerrechtlich angeeignet, eine neue Exiſtenz ſich zu ſchaffen. Er ſpricht von Gütereinkäufen, die er in Amerika machen will, und von dem Wunſche, die bedeutenden Summen, die er bei ſeiner Flucht aus Zürich mitgenommen, baldigſt wiederzuerſtatten. Der Arme, er weiß nicht, daß er ſeitdem der einzige Erbe ſeines ganzen Familienvermögens geworden! Wenn ſich aber die Sache ſo verhält, ſo ſehe ich bei alledem noch, daß man Dir Dank ſchuldig iſt, Cimaletti! Ich hatte Dich im Verdacht, daß Du den Flatterhaften verführt und daß Du es geweſen, der ihn in jene unſeligen Verbindungen und Unternehmungen verwickelt, welche ſchlimmer als die Peſt in unſern vaterländiſchen Gauen niſten! In dieſem Briefe aber dankt er Dir ſelbſt, daß Du ihn gerettet, und daß Dein ſtarker Arm ihn herausgeriſſen und ihm die neuen Wege zu einer neuen Exiſtenz vorgezeichnet, nachdem er ſich die Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande verdorben. Zwar bleibt mir noch Manches unklar, Cimaletti, aber ich ſehe mich genöthigt, es für jetzt fallen zu laſſen!

Wo gäbe es wohl ein außergewöhnliches Ereigniß, das nicht ſeine unklaren und unbegreiflichen Seiten hätte! erwiederte Cimaletti ernſt. Schau' dem hellen Sonnentag ſelbſt lange in die Augen, und Du wirſt darüber erblinden. Olivier aber iſt geborgen. Als ich ihm dazu behülflich war, aus der Schweiz zu entkommen, wußte ich nicht, daß er jene Summen mit ſich führte, die ich nachher, zu meinem größten Zorn, bei ihm entdeckte. Daß ich jedoch niemals Antheil an jenen hochverrätheriſchen Verbindungen gehabt, welche die Schwären auf dem jungfräulichen Antlitz unſerer Zeit ſind, noch daß ich zu jenen Reformatoren gehöre, welche wie mitleidige Hunde die Schwären dieſer Zeit lecken mögen, das, mein guter Falk, hätteſt Du wohl von meinem Charakter vorausſetzen und daher nichts als die reinſte Humanität in meinem Verhältniß zu Olivier annehmen ſollen! Aber ich vergebe Dir die Mißkennung meines Weſens. Vielmehr bitte ich Dich, nachdem wir unſere Erklärungen ausgewechſelt, daß Du mein Freund ſeieſt, warm, herzlich, offen und vertraulich, wie damals, wo wir als fleißige Studenten ein Zimmer in Zürich bewohnten! Denn meine Natur iſt auf Sympathie gegründet, und ich mag nicht, daß man mich haßt, ſei dies nun Stolz bei mir, oder ſei es der angeborne menſchliche Drang nach Liebe! —

Der leicht zu einer weichen Stimmung bewogene Falk gab ihm die Hand, und beide Jugendfreunde umarmten ſich nach langer Zeit zum erſten

Male wieder innigſt. Du mußt meinen Argwohn gegen Dich meinem Herzen nicht anrechnen, ſondern nur meinem Verſtande! ſagte Falk. Mein Verſtand iſt oft gegen Dich geweſen, und ich fürchte immer, das ganze Meteorbild Deiner Erſcheinung möchte mir einmal in die Luft zerplazzen! Deine mächtige Begabung, Deine großen Talente, die man Dir nie abläugnen wird, ſind doch nur ein kniſternder, vulkaniſcher Boden, auf dem Deine Natur ſich leichtſinnig wiegt, und wem kann man zumuthen, bei dieſen heißen Lavaausbrüchen Deines Charakters Hütten zu bauen? Ich kann Dich lieben, aber Dir nicht trauen, denn Du kannſt es Dir ſelbſt nicht! Du treibſt das Leben als Geſchmacksſache, und kannſt nur die Dinge brauchen und verſchaffen, die Dir gerade ſchmecken und einen Genuß verſchaffen. Du betrachteſt Alles, was iſt und geſchieht, nur aus dem Geſichtspunkt der Gourmandiſe, und ich will nicht läugnen, daß es eine geniale Gutſchmeckerei iſt, mit der Du den Inhalt des Daſeins durchkoſteſt. Die allgemeinen Standpunkte gelten Dir nichts, gefährlicher Gourmand! Du willſt keine

Arbeit und keine Aufopferung, Du willſt nur immer Schmäuſe haben, und verpraſſeſt ſelbſt Deine eigenen Talente, ſtatt ſie zu bilden. Mir iſt noch kein Menſch vorgekommen, der das Leben zu gleicher Zeit ſo genießen und wie leere Auſterſchaalen verächtlich wegwerfen könnte, wie Du! Was ſoll aber aus Dir werden, wenn Du Dir den Magen völlig verdorben haben wirſt? Was wirſt Du dem Degout des Lebens entgegenzuſetzen haben, wann der Gout Dich verlaſſen hat? Wirſt Du dann nicht zu ſtolz ſein, mit Deiner Lebensanſicht zum Bettler und Hungerleider, ich meine in geiſtiger Hinſicht, zu werden, und wie der vierzigjährige ABC-Schütz noch einmal die Fibel unter den Arm zu nehmen und beim Leben in die Schule zu gehn? Raffe Dich mit Deiner reichen Natur auf, Cimaletti! Wende Dich zu etwas Beſtimmtem, ſei es auch noch ſo klein und abgegränzt, und umzirkele Deine umherſchweifende Kraft mit redlicher Tagesarbeit! Sei einmal eine Zeitlang nur Tagelöhner, und Du wirſt bald im wahren Sinne König Deiner großen Anlagen ſein! Wähle Dir vor allen Dingen einen feſten Wohnſitz, ſiedele Dich an in einer Hütte, und treibe etwas, was Deinen vielen und verſchiedenartigen Fähigkeiten gemäß iſt! Nur löſe Dich nicht länger auf in dieſer zweckloſen Schlemmerei deiner Exiſtenz, in der Du allmälig in Fäulniß übergehen wirſt mit deinen edelſten Theilen! Du ſiehſt, ich bin wahrhaft Dein Freund!

Cimaletti lachte laut. Dann begann er, ſich zu entkleiden; denn beide Freunde hatten, aus Mangel an Zimmern in dem kleinen Gaſthof, ein und daſſelbe im gemeinſamen Beſitz. Du haſt es gut mit mir vor! ſagte er endlich nach einer Weile, indem er ſich behaglich im Bett ausſtreckte. Aber habe meinetwegen keine Sorgen, herzlieber Falk! Ich habe einen ſtarken Magen, dem Gout und Degout des Lebens nicht ſo leicht etwas thun werden, und im Nothfall muß man ſich auch mit einem verdorbenen Magen durchzubringen wiſſen. Ich glaube, die geſammte Menſchheit leidet heut zu Tage daran, und die Geſchichte quält ſich ab mit Vomitiven, ihm zu helfen. Im Ganzen aber haſt Du eine richtige Schilderung von mir entworfen, alter Freund! Mir geht es wirklich ſo.

Geiſt und Gaumen haben ſich bei mir identificirt, um das Leben in allen ſeinen Säften auszupreſſen, ſoweit mir dies ohne beſondere Anſtrengung und Arbeit glücken mag! Mich reizt nur die Blüthenſtätte der Gegenwart, ich bin eine durchaus materielle Natur, aber wer ſagt Dir, ob ich nicht doch meine eigenthümliche Thätigkeit habe, mit der ich die Intereſſen der Gegenwart auf meine Weiſe zu fördern ſuche? Du gehſt allerdings ſicherer mit Deinem Prinzip der Arbeit, worauf Du Dein Leben wie auf einem heimathlichen Boden begründet haſt; aber dafür kennſt Du die göttliche Faulheit nicht, und was für Vortheile und Ueberlegenheit in der Weltanſchauung ſich aus ihr ergeben, wenn man ſie zu ſeinem Prinzip erhoben hat! Damit Du aber ſiehſt, wie unklar alles in der Welt zuſammenhängt, ſo will ich Dir nur folgenden Widerſpruch zu bedenken geben. Du mußt arbeiten und ein Tagewerk haben, um befriedigt zu ſein, und doch befriedigt Dich die Gegenwart nimmer, denn Du biſt eine transcendente Natur und beſitzeſt zugleich die merkwürdige Fähigkeit, mit Deiner Sehnſucht und

Anſchauung in einer jenſeitigen, geiſtigen Region zu leben, in der Du ein unſichtbares Bild umfängſt, das Dir alle Entzückungen der wirklichen Nähe gewährt. Ich dagegen, der ich nur in haſtigen Zügen den Meeresſchaum vom Leben abſchöpfe, bin in die materielle Gegenwart völlig eingekeilt, und habe, obwohl gefeſſelt an das Sichtbare und reell Genießbare, doch meiſtentheils einen großen Ekel vor dem, was mit der Miene der Arbeit Anſpruch an mich macht. Und doch bin ich kein Paradiesvogel, der blos vom Aether lebt. Im Gegentheil, ich bin ein phosphorescirender Erdſtoff, welcher dem Winde gehorcht, der ihn von einem Welttheil zum andern jagt. Aber ſo wie Du, Freund, ein wirkliches Verhältniß zu einem unſichtbaren und abgeſchiedenen Gegenſtande der Liebe zu unterhalten, — verzeih', daß ich vorhin den Monolog Deiner geheimen Gedanken belauſchte — das würde mir völlig unmöglich ſein!

Laß mir das! erwiederte Falk. Dieſe Träume haben nur in meiner Seele Wirklichkeit, ſie gehören nicht für einen Andern.

Nur eine Frage erlaube mir noch, bemerkte Cimaletti, indem er ſich erwartungsvoll aufrichtete. Glaubſt Du durch dies Verhältniß zu Deiner verſtorbenen Geliebten, von dem du als einem geiſtig realen überzeugt biſt, die Unſterblichkeit der Menſchenſeele beweiſen zu können?

Ich bin deſſen gewiß! rief Falk mit glänzenden Augen. Was mich als ein Wirkliches zu beglücken vermag, muß auch real exiſtiren. Wenn ſich die Geſtalt Gabrielens mir vergegenwärtigt, wenn ich aus ihren Augenſternen, die immer leuchtend vor meiner Seele ſtehen, ihr ganzes Lichtbild mir zuſammenſetze, ſo beſitze ich ſie, nicht nur in mir, ſondern ich fühle ihr eigenes Leben mir in ſüßer Wahrheit gegenüber, die ſelbſtſtändige Gewalt ihrer Erſcheinung bemächtigt ſich meiner!

Und kannſt Du, fragte der Andere, zu jeder Zeit, wann Du willſt, dir dies Gedankenbild heranrufen, mit ihm umgehen und es beſitzen? Gehorcht es Dir, oder gehorchſt Du ihm?

Es geht, ſagte Falk, wie mit den Stunden der Liebe und Andacht ſelber; ſie müſſen von ſelbſt kommen, man weiß nicht wie und wann, und die Seele umfängt ſich mit ihrem Gegenſtande im Fluge, wie der Schmetterling mit der Blume. Wann mir der Geiſt ſo rein, andächtig und heiter iſt, um ſie zu rufen, habe ich auch die Kraft, mich ihres Bildes zu bemeiſtern, und es macht mich dann, mir entgegenkommend, aller ſeiner Schönheit und ſeines ganzen, koſtbaren Weſens theilhaftig. Wenn es nur ein Schatten meiner Vorſtellung wäre, mit dem ich ſpräche, und keine geiſtige Thatſache, deren ich gewiß bin, ſo könnte keine Gegenſeitigkeit des Verhältniſſes ſtattfinden. Nun wirſt Du mich einen Schwärmer nennen, Cimaletti!

Wenn ich Dich von Haus aus dafür hielte, ſagte dieſer, würde ich mir gar nicht die Mühe genommen haben, Deine transcendente Liebe, wie ſie in ein Jenſeits hineinreicht, mir zu conſtruiren. Ich glaube aber, daß der Menſch nur darum ſo fein organiſirt und mit ſo ſcharf deſtillirtem Nervengeiſte begabt iſt, um ſich auf die ſinnigſte und ſchönſte Weiſe täuſchen zu können. Mir iſt nur Deine Viſion intereſſant, weil ſie Dich zu der Meinung bringen könnte, auf eine neue Art einen wahrhaft factiſchen Beweis für die Unſterblichkeit gefunden zu haben! Was mich betrifft, ich verwende mein Talent zur Illuſion lediglich auf das Dieſſeits, und ſei verſichert, Du wirſt auch früher oder ſpäter wieder dahin zurückkehren! Gute Nacht, Falk!

Bei dieſen Worten hatte ſich Cimaletti gleichgültig auf ſein Lager zurückgebogen, und wie er in allen Dingen die größte Macht über ſich beſaß, zu thun, was er wollte, ſo war er auch ſchon in demſelben Augenblicke feſt entſchlummert. Falk ſuchte ebenfalls ſein Bett.

Am andern Morgen mit dem früheſten erwachte Ada, ſprang in ihrer lebhaften Weiſe ſingend aus dem Bette, und hüpfte, noch ehe ſie ſich angekleidet, nach dem Fenſter, zu dem die Morgenſonne golden hereinblitzte. Das Mädchen begrüßte mit ihren hellen Augen den funkelnden Rhein, klatſchte vor Freuden in die Hände, und glich ſelbſt an Friſche und Klarheit dem blauen

Morgenhimmel, der draußen über die Gegend lag. Dann aber wurde Ada plötzlich ernſthafter; ſie ſchien ſich auf etwas zu beſinnen, und das kleine, in einem feinen Schnitte viel Keckheit ausdrückende Geſicht überflog ein Schatten von Nachdenken.

Was hat mir denn geträumt? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie den kleinen Finger an die Naſe legte. Ich muß einmal lange denken, es muß etwas Wichtiges geweſen ſein.

Jetzt erinnerte ſie ſich deutlich des Nachtgeſprächs, das ſie, auf ihrem Bette liegend, mit angehört, und über dem ſie zuletzt eingeſchlummert war. Was ſie davon verſtanden und behalten, brachte ſie immer mehr in Gedanken; ſinnend kleidete ſie ſich an, warf einen leichten Shawl über die Schultern, und drückte im Vorbeigehen einen kindlichen Kuß auf die Wangen ihrer noch ſchlafenden Mutter. Dann begab ſie ſich mit langſameren Schritten, als ihr ſonſt natürlich war, die Treppe hinunter, um den kleinen Hausgarten zu durchſtreifen.

Was dem Mädchen im Sinne lag, was ihr ſogar das Herz ſchwer machte, wußte ſie ſelbſt ſich nicht anzugeben. Draußen, unter den duftigen Geſträuchen und thauigen Gräſern kam ihr Alles wie verändert vor, und ſie ſelbſt dünkte ſich verändert, es war ihr, als ſähe ſie den Himmel, den Frühling, die Sonne und Alles, was ſie umgab, mit ganz andern Augen an, als ſonſt. Bald ließ es ſie nicht mehr hinter den Hecken des engen Gärtchens; die eigenthümliche Unruhe ihrer Natur erwachte, ſie ſchweifte ins Freie hinaus, und ſprang dann über Berg und Thal, und kletterte, bald den Kopf gedankenvoll hängend, bald mit blitzenden Augen die Ferne durchſpähend, über die ſchwierigſten Felſenabhänge der Umgegend, wie eine Gemſe. Die Gedanken, die mit ihr gingen, und ſie verfolgten, drehten ſich alle, wie in einem magiſchen Zauberkreiſe, um den Monolog Falks, mit dem ſie ihn die Geliebte anrufen gehört. Seine Klagen und ſeine Zärtlichkeit hatten ihr wunderbar das Herz getroffen. Sie hatte bisher nicht geglaubt, daß es dergleichen in der Welt gebe, und dachte nun darüber nach, wie über den

Zuſammenhang einer Geſchichte, bei der ſie ſich, ſie begriff ſelbſt nicht warum, mit ihrem eigenſten Weſen betheiligt fühlte.

Ada hatte, ungeachtet ihrer fünfzehn Jahre, bis jetzt noch von keiner Sehnſucht nach Liebe etwas in ihrem eigenthümlich geſchaffenen Herzen erfahren. Bei aller Lebhaftigkeit ihres Naturells war ſie doch bis jetzt kalt geblieben und unangeglüht von jener ſonnigen Wärme, die andere weibliche Naturen früher zeitigt, und einen heißen, träumeriſchen Frühling in ihnen macht. Ada hatte faſt noch nicht geträumt, in dem kleinen Mädchenkopfe ſah es kryſtallhell aus, und eine ſcharfe Beobachtungsgabe, mit der ſie in das Leben hineinlugte und Alles, was ſie umgab, verglich und bedachte, hatte mehr die Herrſchaft des Verſtandes, als des Herzens in ihr ausgebildet. Aber es war kein eiſiger Verſtand, der ſchon die junge Seele in ihren Gefühlen gelähmt hätte, ſondern nur eine überwiegende und äußerſt durchdringende Kraft des Urtheils, das immer in ihr mächtig und beſchäftigt war, und mit klugen Blicken darnach ſtrebte, ſich im Leben zu orientiren.

Dem mehr zu Romanesken und Phantaſtiſchen geneigten Charakter ihrer Mutter ſtand ſie als ein vollkommener Gegenſatz gegenüber, und obwohl ſie mit aller kindlichen Liebe an ihr hing, ſo überſah und durchblickte ſie doch Vieles in dem Weſen derſelben, wobei ſie ſich ſelbſt im Vortheile fühlte, ſchon aus dem Grunde, weil ſie kalt und ſcharfſehend blieb, wo ihre leicht begeiſterte Mutter ſchwärmte. Aber Ada's Seele war nicht klang- und bewegungslos, und obwohl ſie mehr Licht als Wärme hatte, ſo tönte ſie doch zuweilen von dieſem Lichte, und erzitterte in dem poetiſchen Drange, die Dinge der Welt genau kennen zu lernen. Der Verſtand, mit dem ſie ſich das, was ſie vom Leben ſchon geſehen, zerſetzte, glich einem Bienenſtachel, der ſich an den Blüthen anſetzt, und war zugleich eine raſche und begierige Flügelentfaltung in die Welt hinaus. Die Friſche und Kindlichkeit ihrer Jugend gab der Wißbegierde, die das eigentliche Bewegende ihres Charakters ausmachte, den poetiſchen Reiz, der an den Empfindungen des ſchönen, klugen Mädchens noch nicht aufgegangen war. Sie hatte auch wenig Luſt, in das Reich der Träume und der Dichtungen einen Streifzug mit ihrem Herzen zu unternehmen. Und doch war es vielleicht nichts als Dichtung, was das ſinnige Kind von der Wirklichkeit ſich vorſtellte, oder darin zu beobachten von Sehnſucht ſich getrieben fühlte. So geht es vielen Naturen, die in ihrem ſcharfen Jugendmuth einen äußerſt praktiſchen Anlauf nehmen, und zuletzt vielleicht in einer Phantaſie ſich verlieren oder hineinretten. Die kräftige Begabung Ada's, die für ein Mädchen merkwürdig war, ließ aber dies nicht ſo leicht befürchten. Ihr noch unentwickelter, doch ſehr entſchieden angelegter Charakter hatte einen feſten Grund in ſich ſelbſt, und beſaß zugleich in der Art, ſich zu äußern, eine faſt rührende Anmuth. Denn Niemand konnte bei aller Selbſtſtändigkeit und Entſchloſſenheit, zu der ſie ſich hinneigte, offener, vertraulicher und kindlich hingebender ſein, als Ada. Eine gewiſſe Biederkeit war ihrer Seele eigen. Sie war ſo ehrlich, daß ſie faſt Alles herausſagen zu müſſen glaubte, was ſie dachte.

Heute aber war ſie von einer beſondern Bewegung ergriffen, von der ihr luſtiger Sinn ſich ſonſt nichts ahnte. Machte ſie ſonſt weite Spaziergänge,, die ſie bei ihrer natürlichen Dreiſtigkeit häufig allein unternahm, ſo haſchte ſie ſich mit Schmetterlingen herum, oder lief mit einem vor ihr fliehenden Haſen um die Wette. Auf dieſem Spaziergange hatte ſie es mit der Liebe zu thun, über die ſie ihre eigenen Betrachtungen anſtellte. Den Eindruck, den keine Dichtung auf ſie gemacht haben würde, hatten die nächtlichen, geheimnißvollen Liebesworte Falks, die ſie belauſcht, in ihr hervorgebracht. Sie faßte ein großes Intereſſe für Falk, und hätte ihn gern ſprechen und über ſo Manches fragen mögen, aber ſie erröthete im tiefſten Purpur über dieſen Gedanken.

Jetzt beſann ſie ſich, daß es Zeit ſei, nach Hauſe zurückzukehren, um die Mutter nicht in Ungewißheit über ſich zu laſſen. Die über den Felſen ſtehende Sonne zeigte die bereits vorgerückte Morgenſtunde an. Ada beeilte ihre Schritte, und beſchloß, ſich Alles aus dem Sinne zu ſchlagen. Als ſie vor dem Gaſthof anlangte, trat eben Falk aus der Thür, in ſeinem gedankenvollen Hinſtarren ſie nicht bemerkend. Sie ſuchte ihm faſt erſchrocken auszuweichen, und trat ihm eben dadurch erſt recht in den Weg, ſo daß Beide endlich vor einander ſtehen blieben, und ſich anſehen mußten. Falk begrüßte ſie freundlich, und richtete einige flüchtige Worte an ſie, die aber der kleinen Ada wenig gefielen, denn es kam ihr vor, als ſehe er ſie noch für ein Kind an, an dem man mit einem herablaſſenden Scherze vorübergeht. Sehr ernſthaft machte ſie ihm ihre Verbeugung, und entfernte ſich verdrießlich in das Haus. —

Wie erſtaunte aber Ada, als ſie in den Garten trat, wo auf einer kleinen Terraſſe ihre Mutter das Frühſtück einnahm. Die Gräfin ſaß in einem romantiſchen Negligée, das ihre prächtigen Formen vortrefflich heraushob, neben Cimaletti, der auf einer niedrigern Bank faſt zu ihren Füßen Platz genommen, und mit größter Lebhaftigkeit der Stimme und der Action ihr aus einem Buche vorlas. Die Gräfin ſtützte nachſinnend ihren Kopf auf den ſchönen Arm, und ſchien mit einer ſteigenden Theilnahme an die Lectüre gefeſſelt. Ada ſchlich ſich unbemerkt herbei, und ließ ſich auf eine Moosbank nieder, die ſeitwärts im Gebüſche verſteckt war.

Es war der Arioſto, aus dem Cimaletti einen der hinreißendſten Geſänge vorlas.

Hippolyta hatte dem Anerbieten Cimaletti's vergebens widerſtrebt. Er war ihr, mit dem aufgeſchlagenen Gedicht in der Hand, im Garten begegnet, indem er mit ſeiner außerordentlich ſchönen, klangvollen Stimme für ſich hin daraus declamirte. Ehe es noch die Gräfin abwehren konnte, und auf ihre bloße Bejahung, daß ſie das Italieniſche leſe, ſaß er ſchon zu ihren Füßen, und las ihr mit Begeiſterung eine jener ſchalkhaſten Epiſoden, in denen der unſterbliche Meiſter Ludwig ſo unwiderſtehlich iſt. Bald bereute ſie es auch nicht mehr, daß ſie ihren Stolz bezwungen, ihm zuzuhören; denn es war der Mühe werth, das ſeltene Talent Cimaletti's in dem Vortrage dieſer Stanzen zu beachten.

Sein Organ beſaß den Umfang und die Sicherheit eines muſikaliſchen Inſtruments, das er nach Willkür zu allen Tonarten ſtimmen konnte. Die herrliche Sprache mit ihren vollen und langaushaltenden Lauten, deren reinſten Accent er in ſeiner Gewalt hatte, gewann durch ſeine künſtleriſch berechnete Behandlung noch einen eigenthümlichen Reiz. Die Verſe, die Scherze, die tauſend Süßigkeiten und wie in Kryſtallquellen hinſprudelnden göttlichen Launen des Arioſto, ſchienen wie in einer Transfiguration durch die Stimme des Vorleſers eine neue Seele zu empfangen. Cimaletti's eignes Weſen begann ſich zu erhöhen, und immer mehr der Begeiſterung ſich überlaſſend, erſchien er ſelbſt durch die Schönheit des Dichters, wie von einer Glorie überſtrahlt. Sein ganzer Körper war in Bewegung, und entfaltete in den Geberden, mit denen er ſeine Recitationen begleitete, den königlichen Anſtand, der zuweilen ſeiner hochſtrebenden Geſtalt eigen war, und ihm zugleich etwas Räthſelhaftes in ſeiner Erſcheinung verlieh. Seine großen ausdrucksvollen Augen ſchimmerten von einem leuchtenden Feuer, indem er ſie bald auf das Gedicht heftete, bald denen ſeiner Zuhörerin bedeutſam begegnen ließ. So umſtrickte er ſie immer mehr wie durch ein magiſches Netz mit Stimme und Augen, und gründete, wenigſtens für dieſen Moment, eine innige Wechſelbeziehung zwiſchen ihnen, noch ehe ſie ſich deſſen bewußt war, in dem Grade zunehmend, als ihre Seele mit dem Intereſſe der Dichtung verſchmolz.

Bald aber empfand Hippolyta ein ängſtliches Schlagen in ihrer Bruſt. Sie fühlte ſich, wie der Vogel von den Zauberblicken der Schlange umwoben, und wußte nicht mehr, wo ſie ausweichen, wohin ſie ſich retten und wie ſie des ſtechenden Giftaroms, das ſie rings in der Atmoſphäre witterte, ſich erwehren ſolle. Und doch war es faſt ein krampfhaftes Entzücken, das ſie trieb, ſich der Gefahr noch länger hinzugeben, und das ſüße Gift in ſeiner ganzen Ausſtrömung einzuathmen. Sie rückte auf ihrem Seſſel hin und her, ſie wollte ihm befehlen, aufzuhören, ſeine zauberiſch tönende Stimme zu mäßigen, ſeiner hinreißenden Seelenbewegung Einhalt zu thun, ſie wollte fliehen, und blieb doch wie eingewurzelt ſitzen, indem die durchdringenden Strahlen ſeiner Augen, die bei dieſer und jener Stelle ſtärker auf ſie ſchoſſen, ſie faſt dazu zwangen.

Jetzt legte Cimaletti das Buch fort; denn den nun folgenden Geſang des Arioſto, wie viele dieſes Dichters, wußte er auswendig. Mit der Freiheit der Recitation wuchs auch die Stärke, Kunſt und Innigkeit derſelben, und zugleich die perſönliche Gewalt, die er ſich über ſeine Zuhörerin anmaßte. Die ſtolze Hippolyta, die nun zitternd und erbebend an der Angel dieſes Zauberers hing, konnte die Uebermacht, die ſich ihrer bemeiſterte, nicht länger dulden. Sie bat ihn mit etwas erzwungenem Trotz in der Stimme, ſtill zu ſein! Dann, als er ſich verwundert ſchweigen ließ, wiſchte ſie ſich verſtohlen eine Thräne aus den Augen. Sie war ſehr bewegt, denn ſie hatte für poetiſche Wirkungen das entzündbarſte Gemüth. Halb erleichtert aufathmend, daß ſie ſich befreit fühlte von jener elektriſchen Wechſelbeziehung, wünſchte ſie doch beinahe in ihren geheimen Gedanken, er möchte wieder fortfahren!

Um das Schweigen zu unterbrechen, das ſie immer verlegner machte, richtete ſie eine Frage an ihn: ob er nicht ein Italiener von Geburt ſei? Die Trefflichkeit ſeiner Ausſprache laſſe es ſchließen.

Es war das erſte Mal, daß ſie eine milde und freundliche Anrede ihm gönnte.

Ich bin in Deutſchland geboren, entgegnete Cimaletti, aber von italieniſchen Eltern. Meine Voreltern waren alle Italiener, und haben unter dem heimiſchen Himmel in bedeutenden, zum Theil in der italieniſchen Geſchichte markirten Familienverhältniſſen gelebt. Ich für meinen Theil ſuche mehr Ruhm darin, in Deutſchland geboren zu ſein, und, unter deſſen Eichen ſtillfriedlich träumend, den Glanz früherer Verhältniſſe zu vergeſſen.

Er war aufgeſtanden, ſein Weſen hatte plötzlich eine gewiſſe Kälte und Zurückhaltung angenommen, und er ſuchte ſich flüchtig mit einer vornehmen Verbeugung gegen die Gräfin zu entfernen.

Nehmen Sie meinen Dank! ſagte die Gräfin, ihn freundlich entlaſſend, was ſie vielleicht nicht gethan, wenn nicht dieſe Kälte, mit der er ſich verabſchiedete, ſie einigermaßen gereizt hätte. —

Nur eine Gunſt noch geſtatten Sie mir, ſchöne, hohe Frau! rief Cimaletti, noch einmal zu ihr zurückkehrend, mit erneuertem Feuer des Ausdrucks, indem er ſie mit eben ſo vieler Ehrerbietigkeit als Zärtlichkeit grüßte. Nehmen Sie zum Andenken dieſer herrlichen Stunde, die mich beglückt und in meinen eigenen Augen erhoben hat, dies Exemplar des Arioſto von mir an! An ſich hat es nur den einzigen Werth, daß es des Dichters großer Gönner, der unſterbliche Cardinal Hippolyt von Eſte, der hier ſeinen eigenhändigen Namen eingezeichnet, beſeſſen, und einem Ahn meiner Familie zum Geſchenke gemacht hat. Es hat ſich wie ein Talismann der Poeſie bis auf mich vererbt, es iſt inſofern das Koſtbarſte, was ich beſitze, und ich würde glücklich ſein, wenn ich dieſe Reliquie eines Hippolyt in die Hände einer Hippolyta niederlegen dürfte! Schlagen Sie mir, ich flehe Sie an, dieſe Bitte nicht ab, und verzeihen Sie ihr das Seltſame um der Gelegenheit willen, einem Freudloſen und von ſeinem Schickſale Verſtoßenen eine Freude zu machen. Dieſe Gelegenheit bietet ſich ſo ſelten im Leben, und ich weiß, Ihr Herz iſt ſo gut und mildthätig, wie Ihr Auge klar und ſonnig!

Die Gräfin konnte ſich nicht enthalten, das ihr vorgehaltene Buch aus ſeinen Händen zu empfangen, ſo ſehr auch Alles in ihrem Gefühle ſich dagegen ſetzen wollte. Sie ließ das Buch wie betäubt in ihren Schooß ſinken, und als ſie, wie aus einem Traume erwachend, wieder um ſich blickte, war Cimaletti verſchwunden. Sie beſah das Werk, das einen äußerſt koſtbaren Einband hatte und mit prächtigen Verzierungen auf der ſammtnen Schale belegt war. Von den Blättern, deren ſie einige gedankenvoll umſchlug, wehte ihr ein eigenthümlicher Duft entgegen, der ſie wie das ſtarke Arom eines fremdartigen Gewächſes ſtach. An Geſchenken, die früher das Beſitzthum eines Andern geweſen, und mit einer eigenen Bedeutung in unſere Hände übergehn, haftet eine beſondere Magie. Sie ſind das ausgeſprochene Symbol einer Gemeinſchaft, deren Daſein dadurch ein Bekenntniß von ſich ablegt, und wirken um ſo myſteriöſer, je zweifelhafter und ungewiſſer jene Gegenſeitigkeit noch war, die ſie bezeugen ſollen. Hippolyta mochte etwas Aehnliches empfinden, als ſie das prächtige Exemplar des Arioſto auf Einmal mit einer gewiſſen Haſt von ſich ſtieß, und widerwillig weit von ſich weg auf den Tiſch warf. Und doch fühlte ſie ſich geheimnißvoll daran gefeſſelt, denn ihr Blick kehrte immer zu demſelben zurück. Endlich ſprang ſie auf, um fortzueilen, und die Gedanken, die ſich wider ihre Neigung ihrer bemeiſterten, gewaltſam zu fliehen. Sie geſtand ſich, daß ſie ihn verabſcheue, dieſen Unberufenen, der ſich mit einem räthſelhaften Weſen an ſie dränge, und beſchloß, noch in derſelben Stunde abzureiſen, um für immer ſeine Begegnung zu meiden.

In dieſem Augenblicke trat Ada hervor, und die Gräfin bemerkte nicht ohne Verlegenheit, daß ihre Tochter Zeugin ihrer ſeltſamen Verwirrung geweſen. Was willſt Du? fragte ſie zürnend das freundliche Mädchen, das ſich mit einer noch größern Innigkeit, als ſonſt, ihrer Mutter anſchmiegte.

Laß uns reiſen, Mutter! ſagte Ada bittend, auf der Stelle! Hier iſt es nicht hübſch, wir ſind Alle traurig, und Du ganz beſonders! Was ſoll daraus werden? O, ich wollte, wir ſäßen ſchon wieder auf unſerm ſtillen, heimlichen Edelhof in Kurland! Da wirſt Du auch wieder heiter werden, Mutter, und ich wieder das luſtige Kind! Ich mag dieſen Verdruß nicht gern ſehen auf Deiner Stirn, gute Mutter!

Du biſt ein thörichtes Mädchen! entgegnete die Mutter. Geh, und laß Dich ankleiden! Morgen früh werden wir erſt reiſen! —

Nachmittags ließ ſich die Gräfin auf einer Gondel über den Rhein fahren. Sie war ganz allein, denn Ada hatte es vorgezogen, in Begleitung der Dienerin einen Spazierritt zu unternehmen, da ſie gern zu Pferde ſaß, und darin ſehr geſchickt und zierlich ſich zeigte. Der ſchöne Sonnenhimmel ſtreuete feierliche Lichter über Fluß und Ufer, und Hippolyta ließ ſich, träumeriſch in die Tiefe hinabblickend, über die Wellen fortgleiten. Auf ihrem Schooße lag ein Buch, in dem ſie von Zeit zu Zeit mit ihrer ſchönen Hand blätterte, ohne wirklich darin zu leſen. Es war Arioſto. Der Strom wiegte ſich langſam mit ihr fort, als ſei er ebenfalls in ſinnende Gedanken verloren, und ſchritt mit ſymmetriſchem Takte von einer Scenerie des Geſtades zur andern.

Plötzlich ſtieß Hippolyta einen lauten Schrei aus, der in den Felſen noch gellender wiederklang. Sie ſah, daß auf Einmal, wie durch einen Zauberſchlag, der alte Ruderer, welcher am andern

Ende des Kahnes geſeſſen, von ſeinem Platze verſchwunden war, und an ſeiner Stelle Cimaletti ihr gegenüber ſaß. Ohne daran zu denken, daß die früher dageſeſſene Geſtalt des Steuermanns nur eine Verkleidung geweſen ſein konnte, deren ſchnell abgelegte Spuren gewiß noch im Kahne ſelbſt zu bemerken waren, überließ ſich Hippolyta im Augenblicke der Ueberraſchung den ſeltſamſten Vorſtellungen. Die nationellen Einflüſſe, unter denen ſie meiſtens gelebt, hatten ihrer lebhaften Phantaſie einige Neigung zu Aberglauben beigegeben, und dies Erbtheil ihrer ſlaviſchen Erziehung brach zuweilen mit einer reizenden Naivetät bei ihr hervor.

Cimaletti begann ſich wegen ſeiner Kühnheit mit der erſchöpfendſten Beredtſamkeit zu entſchuldigen. Aber die Gräfin hörte nur halb, was er ſagte, indem ſie noch immer mit einer gewiſſen Scheu ſeine Erſcheinung betrachtete, und jetzt faſt geneigt ſchien, dieſem Menſchen, deſſen Art und Weiſe ſchon immer etwas Unerklärliches für ſie geweſen, übernatürliche Kräfte zuzuſchreiben, die über Raum und Zeit hinausreichten.

Ich durfte nicht dulden, Madame, ſagte Cimaletti, daß einer dieſer gewöhnlichen Ruderknechte Sie gefahren. Der Rhein iſt an dieſen Stellen ſehr unſicher und ſchwierig, beſonders für ein ſo gebrechliches Fahrzeug, und nur wenige dieſer gelernten Schiffer möchten dem ſichern Arm und Blick beſitzen, deſſen ich mich auf dieſem Elemente rühmen kann. Ich bin auf hohem Meere, mitten im Sturme, der alle Schiffe entmaſtete, mit einem bloßen Boote gefahren, und wußte immer die Ungeheuer der Wellen ſpielend, wie einen Tanzbären, zu regieren. Gnädige Gräfin würden mich aber dennoch wohl nicht zu Ihrem Bootsmann angenommen haben, wenn ich mir nicht in meiner Verkappung dieſe Gunſt erſchlichen, wofür ich von Ihrem zur Verzeihung geneigten Herzen Gnade hoffe. Meine Gegenwart iſt aber vielleicht jetzt grade nützlich, denn dieſe Klippen, die in den Rhein hineinragen, ſind bekannt wegen ihrer gefährlichen Paſſage.

Die Gräfin bat ihn mit leiſer Stimme, er möge ſie auf der Stelle nach St. Goar zurückfahren. Sie war aus Beſorgniß freundlich gegen ihn, aber ſie fühlte ſich bange, ſo nahe in demſelben Kahn ihm gegenüber zu ſein.

Cimaletti lenkte um, und über ſein Antlitz, das eine gewiſſe Milde und Hingebung ausdrückte, ergoß ſich der volle Strahl der Sonne. Er ſah ſchön aus, und ſagte mit ſanfter, faſt gerührter Stimme: Auf den Waſſern ward Aphrodite geboren. Geſtern ſtieg ſie zuerſt aus Ihren Thränen, dieſem heiligen Waſſer der empfindenden Seele, mir empor, und als ich Sie weinen ſah, hohe Frau, ſah ich auch die Göttin, die auf dem leuchtenden Tropfen des Auges in Ihnen wie in mir geboren wurde! Ich begrüßte die Tochter des Himmels aus meinem andächtigen Herzen und mein Gebet war: ich liebe Dich! Heute ſchwimmen wir zuſammen auf der herrlichen Rheinfluth, die Thräne Ihres Auges ſtrahlt mir nicht mehr, aber Aphrodite ſteigt von Neuem empor aus den Waſſern! Unten in der Tiefe der Fluth wohnt die Liebe einſam in ihrem Hauſe von Perlen, Gold und Kryſtall, einſam und verſchloſſen, und nur ihr Bote, der ſpielende Delphin, trug zuweilen ihre Seufzer und Thränen hinauf an die Sonne. Aber was frug die Liebe nach Perlen, Gold und Kryſtall, ſie wollte ein Menſchenherz, und tauchte mit Schwanenarmen auf, es zu finden. Sie will nicht Rang und Ehren und Hoheit, ſie will eine Seele, und ich gebe ihr die meinige zu eigen, und mein Lehnseid iſt: ich liebe dich! Die Göttin lächelt über unſern Häuptern, über dem meinigen mitleidig, denn ſie weiß, daß ich dem Unglücke geweiht bin. Aber ſchon das Gebet an ſich iſt ſüß, ſollte ihm ſelbſt die Erhörung fehlen, und ſo bete ich fleißig und aus frommer Seele: ich liebe dich! Sollten Sie auch den Boten haſſen, Gräfin, ſo ſehen Sie wenigſtens hold zu dem Gebete, das den Himmel ſucht in Ihren Augen! Werden Sie nicht durch ein einziges freundliches Wort mich glücklich machen? Noch eh' ich den Kahn lande, laſſen Sie mich wiſſen, ob ich Sie erzürnt habe mit Aphroditens Gebet auf den Waſſern?

Hippolyta ſagte: Nein, und ſchüttelte ſanft die Locken des ſchönen Kopfes. Ihr herrlicher Buſen hob ſich gegen den Atlas wie von Gefühlen gedrängt, aber ſie ſchwieg, ohne noch ein

Wort weiter hinzuzufügen. Dann, nachdem ſie bereits den Fuß wieder an das Ufer geſetzt hatte, wandte ſie ſich noch einmal um, und grüßte ihn ſtill mit ihren immer von Bedeutſamkeit ſtrahlenden Augen. Sie verneigte ſich, ihm dankend, und enteilte raſch von dannen. Cimaletti ſtieß vergnügt noch einmal vom Geſtade, und fuhr allein in den Rhein zurück. — —

Es war ſchon Mitternacht, als noch ein Kahn in der Gegend von St. Goar auf den Waſſern umherkreuzte. Stürmiſch und finſter lagerte das zerriſſene Gewölk über dem Rhein, und drohte in einem Unwetter loszubrechen. Aus den ſchwarzen Nachtſchatten, welche die ganze Landſchaft eingeſponnen, löſten ſich allmälig einige Geſtalten, die das Wetterleuchten des Himmels von Zeit zu Zeit ſchwach bezeichnete. Der Kahn landete am Ufer, zwei Männer ſtiegen aus, und pflanzten an einer hohen Stange eine Laterne auf, die als Leuchtthurm in den Rhein hinausragte.

Die noch ſchlafloſe Hippolyta, die von ihren Fenſtern ſinnend in die Nacht hinausſtarrte, und dem beginnenden Gewitter zuſah, hatte dieſe Erſcheinungen unten wahrgenommen, und unwillkürlich etwas Auffallendes darin gefunden. Ein Blitzſchlag, der dieſe männlichen Geſtalten auf Einmal ſtark erhellte, ſchien die ahnende Vermuthung zu beſtätigen, die ſich ihrer mit einem gewiſſen Schauer bemächtigte. Sie glaubte Cimaletti dort unten zu erkennen, der in Gemeinſchaft mit einem Andern am Strande ſtand, und mit ungeduldigen Gebärden auf etwas zu harren ſchien.

Bei allen unheimlichen Empfindungen, die in Hippolyta aufſtiegen, fühlte ſie doch zugleich den unwiderſtehlichſten Drang, das, was hier vorgehen möchte, zu belauſchen. Der Reiz und der Haß, die noch abwechſelnd in ihrem Buſen um Cimaletti kämpften, floſſen in ein unbegränztes Gefühl der Neugier zuſammen; ſie ahnete ein Geheimniß, und es war ihr, als müſſe durch daſſelbe Alles, was an ihm räthſelhaft geweſen, verrathen werden. Zitternd warf ſie den Mantel um, hüllte ſich ganz in ihren Schleier, und wie ſehr ihr das Herz auch bebte, ſie überwand ihre Beängſtigung und eilte mit fliegenden Schritten hinunter. Dort hatte ſie bald einen ſichern Standort erreicht, von wo ſie unbemerkt das Vorgehende beobachten konnte, und bei allem Muthe, mit dem ſie ſich dahin gewagt, überkam ſie nun ein Gefühl der möglichen Gefahr, der ſie ſich ausſetzte, und ſie war faſt einer Ohnmacht nahe.

Noch war Alles ſtill, die Nacht verhüllte ſich wieder ſchwärzer, als zuvor, und von den beiden Männern wurde kein Wort gewechſelt. Plötzlich vernahm Hippolyta an einem Geräuſche das Landen eines zweiten Kahnes, und in dieſem Augenblick entlud ſich auch das Gewitter, das am Himmel heraufgezogen war, in ſeiner vollen Stärke. Beim Leuchten der Blitze unterſchied Hippolyta fünf vermummte Geſtalten, in deren Mitte Cimaletti ſtand, und eine heimliche Unterredung führte, die aber dem Ohre der Lauſchenden entging. Dann trat Cimaletti, ſie glaubte ihn deutlich zu erkennen, in den neuangelangten Kahn, auf dem ſie zu ihrem Entſetzen einen Sarg gewahrte. Die Andern folgten ihm, und er hob den Sargdeckel in die Höhe, den darin liegenden Todten, auf den die lodernde Gluth der Elemente ihre Lichter warf, lange betrachtend. Eins, zwei, drei, vier, fünf Wunden! zählte Cimaletti mit kalter, durchdringender Stimme. Auch die meinige ſoll Dir nicht entgehen, Olivier!

Er zog einen Dolch, und tauchte ihn mit einer feierlichen Gebärde, als übe er ein Gericht aus, in die Bruſt des Todten.

Ihr habt Recht gerichtet, Brüder! ſagte er dann zu den Uebrigen. So müſſen alle Verräther ſterben! Wir gönnen ihm aber ein ſchönes, kühles, ruhiges Grab, denn es gab eine Zeit, wo er uns liebte!

Er verſchloß den Sarg wieder, dann hoben ſie ihn alle mit einander in die Höhe, und an ſeiner Schwere ließ ſich bemerken, daß er von Eiſen war. Sie ließen ihn in den Rhein fallen, und der Strom ſchloß ſich ziſchend und mit heftigem Wellengemurmel, das noch lange nachhallte, über dieſe Beute zuſammen, welche er widerwillig empfangen, um mit ſeinen Fluthen einem großen Unglücke, Geheimniß oder Verbrechen den Mund zu ſchließen.

In demſelben Momente, den ein fürchterlicher Donner begleitete, ſtürzte der entfeſſelte Regen in

Strömen aus den Wolken. Die Nacht begann mit allen ihren Schaudern und Schreckniſſen zu raſen, und ehe die erbebende Hippolyta, die noch wie feſtgebannt ſtand über das Erlebte, ſich ihrer Sinne vergewiſſern konnte, war Alles verſchwunden, was ihr vor einigen Augenblicken ein ſo ſchreckenerregendes Schauſpiel geboten. Kein Laut ließ ſich mehr vernehmen, als der tobende Sturm, der dem Regen nachjagte, die wilden Schreie der Vögel, und das Branden des unruhiger gehenden Stromes. Die Blitze, die in alle Winkel der Nacht ſengten, enthüllten nirgends mehr die Spur menſchlicher Erſcheinungen. Als Hippolyta, halb vom Fieber geſchüttelt, wieder auf ihrem Bette lag, in der heimlichen Stube, wo nebenan im angränzenden Kabinette die liebliche Ada ſchlummerte, hätte ſie glauben können, jene entſetzlichen Nachtbilder, die draußen ihre Scene gehabt, ſeien nur ein Traum geweſen, ohne daß man ihrer Wirklichkeit nachzudenken hätte.

Aber in Hippolyta lebte der Reiz des Geheimnißvollen, der ſich mit diamantenen Zauberketten an ihre Seele hing und ihre Vorſtellung auf und nieder bewegte. In den ſeltſamſten Phantaſiebildern verbrachte ſie die Nacht. Sie brütete mit ihrem regen Sinne vergebens über einem Geheimniß, in dem ſich zu orientiren es ihr an allen Beziehungen und verknüpfenden Fäden gebrechen mußte. Bald ſtand ihr verſtorbener Gatte, der ſich ſtets mit gefährlichen Plänen getragen und ſo unglücklich geendet hatte, ihr vor der Seele; ſie ſprach mit ihm, und bat ihn, wie damals, ihr ſeine Geheimniſſe zu ſagen, und zu ſeiner Vertrauten ſie zu machen. Bald war es wieder Cimaletti, mit dem ſie redete; er kniete vor ihr, und wollte das Wichtigſte ihr entdecken, als ſie ihm plötzlich ſelbſt den Finger auf den Mund legte, wie wenn Lauſcher ihn behorchten. Dann gewahrte ſie eine blutende Wunde an ſeiner Stirn, ſie verwechſelte ihn mit ihrem Gatten, und ſchrie laut auf. Von draußen pochte der Sturm mit raſſelnden Geſpenſterfingern an die Scheiben. Nur gegen Morgen erquickte ein feſter und traumloſer Schlaf die von ihren Phantaſien gepeinigte Gräfin.

Falk hatte ſich reiſefertig gemacht, und trat an das Bett Cimaletti's, um Abſchied von ihm zu nehmen. Dieſer hatte, obwohl es nicht mehr früh war, noch kein Zeichen, weder durch einen Gruß, noch irgend eine Regung, von ſich gegeben, was ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit war. Wie erſtaunte Falk, als er ihn jetzt, wie von einem Starrkrampfe befallen, bewegungslos unter der Decke da liegen ſah. Er ſchüttelte ihn, rief ihn bei Namen; aber der Andere, obwohl er das Auge offen und durchdringend auf ihn gerichtet hielt, ſchien ihn nicht zu verſtehen, noch zu kennen. Falk wandte ſich entſetzt fort, um zu klingeln und das Haus um Hülfe aufzurufen.

In dieſem Augenblicke fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, Cimaletti hatte ſich aufgerichtet, und ſah ihn mit einer verſtörten Miene, die vom tiefſten Leiden zeigte, wie geiſterhaft an. Ich bin todtkrank, Freund! ſeufzte er mit kaum hörbarer Stimme. Mich hat in dieſer Nacht der Schlag getroffen, eine fürchterliche Erkältung, die ich mir zugezogen, mag die Veranlaſſung dazu gegeben haben. Vielleicht habe ich nur noch ſechs Stunden zu leben, wenn ſich der Anfall wiederholt und mir bis in das Herz trifft. Der ganze untere Theil meines Körpers iſt ſchon todt.

Hierauf ſank er erſchöpft wieder in die Kiſſen zurück, und ſeine bleiche Miene heftete ſich mit einem bittenden Ausdruck auf das Antlitz des Freundes. Das Wenige, was in dieſem Falle mit mir zu thun iſt, iſt Dir bekannt, naturkundiger Falk, fügte er leiſe hinzu. Du darfſt es nur anordnen, und mich dann mir ſelbſt überlaſſen. Darauf reiſe mit Gott, auch ich werde reiſen, denn mein Lebensgepäck iſt mir ſchon geſchnürt, und ich ſchüttle gern den Staub der Erde von meinen Fußſohlen!

Falk hegte zwar den größten Zweifel, den Zuſtand Cimaletti's für Schlaganfall anzuſehen, aber jedenfalls erfordete die bedenkliche Lage, in der er ſich allem Anſehen nach zu befinden ſchien, eine ſchleunige Beihülfe. Uebrigens ſchien ſich ſeine ganze Phyſiognomie merkwürdig verändert zu haben, wie es bei Kranken dieſer Art allerdings der Fall iſt. Sein Athem ging ſchwierig, ſchnarchte aber mit außerordentlicher Stärke, und der Puls ſchien ſich immer mehr zu verlieren, ſo daß der gutmüthige Falk äußerſt beſorgt zu werden anfing. Er erklärte dem Freunde, daß er ſeine Reiſe aufſchieben und bis zu ſeiner Beſſerung bei ihm ausharren werde, was Cimaletti gerührt und mit einer Thräne in den Augen annahm. —

Als Falk nach einigen Beſorgungen wieder in das Zimmer trat, fand er den Kranken noch leidender ausſehend, als zuvor. Gleichwohl ſchien er ſich ſo eben damit beſchäftigt zu haben, in einem kleinen Portefeuille etwas einzuzeichnen. Es iſt vorbei mit mir, ſtöhnte ihm Cimaletti mit immer größerer Schwäche entgegen. Ich fürchte jeden Augenblick den Herzkrampf, ein Uebel, das meiner

Conſtitution ſchon lange gedroht hat. Doch habe ich noch ſo viel Stärke über mich vermocht, mit einigen Worten hier mein Teſtament aufzuſetzen. Verſchmähe nicht, theurer Falk, daß ich meine ganze fahrende Habe und einige durch Lebensverhältniſſe geweihte Koſtbarkeiten Dir zum Andenken hinterlaſſe! Und dieſen Zettel habe die Güte ſogleich bei der Gräfin Hippolyta abgeben zu laſſen. Dann will ich Amen ſagen zu dieſem ausgeklungenen Daſein, und will Feierabend machen mit allen dieſen Gedanken, Wünſchen und Lebensträumen. Gott wird die große Friedensglocke läuten! Dann werde ich auch dem verklärten Lächeln Deiner Gabriele begegnen, da, wo ihre Augen, die Dich zuweilen von jenſeits grüßen, eine Wahrheit ſind.

Falk wurde im Innerſten bewegt, und bemühte ſich aus allen Kräften, den Leidenden zu beruhigen. Den Zettel, den ihm Cimaletti eingehändigt, übergab er einer Dienerin zur Beſtellung an die Gräfin. Derſelbe enthielt nichts als die mit Bleiſtift geſchriebenen Worte:

„Ich bin erkrankt und muß in wenigen Stunden ſterben. Geneigen Sie, mir noch einmal die Gnade ihres Anblicks zu gewähren!“

Cimaletti.

Zugleich bat Cimaletti, den Pfarrer des Ortes zu ihm zu rufen, da er nicht ohne geiſtige Beſprechung, noch ohne Beichte und den Troſt der Sacramente von hinnen ſcheiden wolle, ſondern ausgeſöhnt mit allen beſtehenden Formen der Kirche und des Lebens. —

Dieſe unerwartete Botſchaft verſetzte die Gräfin, die eben mit den Anordnungen ihrer Abreiſe beſchäftigt war, in die größte Verlegenheit. Sie ließ alles ſtehen und liegen, und durchmaß, mit ſich ſelbſt kämpfend, mit heftigen Schritten das Zimmer, ſtieß die um ſie beſorgt werdende Ada unfreundlich zurück, und antwortete nicht auf die an ſie gerichteten Fragen. Dann eilte ſie hinaus, und ſtand bald vor der Thür des Kranken, der mit Gewißheit ihrer harrte.

Sie betrat langſam das Zimmer, in dem ihre Erſcheinung einen außerordentlichen Eindruck hervorbrachte. Cimaletti hob die Hände hoch empor, und begrüßte ſie mit feierlicher Rührung, indem alle ſeine Geſichtszüge augenblicklich mit einem neuen Glanze ſich belebten, bald aber wieder in den hinfälligen Ausdruck der Krankheit zurückſanken. Er bat den um ihn ſorgſam beſchäftigten Falk, ihn auf einige Augenblicke zu einem geheimen Zwiegeſpräche mit der Gräfin allein zu laſſen.

Hippolyta ſtand vor ihm, obwohl noch in etwas ſcheuer Ferne ſich ihm gegenüber befindend, mit unverkennbarer Theilnahme. Leiſe und faſt mit zitternder Stimme erkundigte ſie ſich nach ſeinem Zuſtande, und eine fliegende Scharlachfarbe röthete ihre Wangen bis auf den glänzenden Hals hinunter, über den die wogenden Locken fielen. Die ganze herrliche Geſtalt zeigte ſich in der tiefſten Bewegung, und war in dem kleinen Raume, der den Leidenden einſchloß, wie zur Ausübung einer heiligen Miſſion erſchienen.

Das Ende meiner Tage iſt unerwartet herangekommen! nahm Cimaletti das Wort, indem er mit Anſtrengung ſeine letzten Kräfte zu ſammeln ſchien. Sein ſeltſam funkelndes Auge ſchien nur noch von den milden Blicken der Gräfin, die auf ihm ruhten, Leben und Flamme zu erhalten und ſchloß ſich feſt und unverwandt an dieſe ihm gnädig leuchtenden Sterne an.

Herrliche Frau, darf ich ſagen, Freundin? fuhr er, wie in lächelnde Extaſe verloren, fort. Wie glücklich bin ich noch am Rande des Todes, daß bei dem frühen Sturze meiner Jugend Ihre göttliche Erſcheinung verweilt, und vielleicht ſtill um ihn klagt! Mich hält das unentfliehbare Verhängniß ſchon in ſeinen Netzen, ein vor der Zeit ihm verfallenes Wild, und ich neige ruhig mein Haupt, wie eine Aehre, welche die Sichel trifft. Mein Arzt und Freund wird es Ihnen zuzählen können, wie Tropfen im Glaſe, wie viele Stunden noch mein Leben faßt; ich mag es nicht wiſſen! In dieſem einzigen Augenblicke, den ich noch mit Ihnen lebe, und wo Ihre Geſtalt, Balſam im bloßen Anblicke mir herniederträufelnd, an meinem Lager ſteht, ſammle ich allen Werth und alle Bedeutung der Exiſtenz im höchſten Punkt, er ſtellt mir einen ewigen Moment der Gegenwart dar, in dem alle Vergangenheit und

Zukunft des Lebens mir wie in einem Opferrauche verlodern! Dieſen Moment der Ewigkeit und Schönheit, o Hippolyta, den Sie mich trinken laſſen aus dem Athem Ihrer Lippen, wie aus Hebe's goldenem Pokale, ſauge ich in vollen Zügen in meine Seele, und ſie fühlt ſich unſterblich daran. Laſſen Sie mich unverwandt ſo vor Ihnen ruhen und Sie anſchauen; dann iſt mir, als hätte ich das Ziel meines Lebens ſchon gefunden, Alles ſei erreicht und kein Wünſch, kein Schmerz der Sehnſucht, kein glücklicher Traum mehr unerfüllt übrig geblieben!

Nur Sie anſchauen, und nichts weiter, göttliche Frau, und ich vertiefe mich in den heiligen Urquell des Daſeins, die Vergänglichkeit hat kein Theil mehr an mir, und der Uebergang zum Tode iſt gemacht, indem ich die höchſte Fülle des Lebens empfinde. So hatte ich mir immer einmal zu ſterben gewünſcht, unter ſolcher frommen Obhut geliebter Augen; aber ich hatte nicht geglaubt, als Ihre Erſcheinung das erſte Mal ſich mir zeigte, daß dies die Form und das Bild ſein möchte, unter der bald meine Gedanken, im Tode ihre

Glorie daran ſuchend, mit der Ewigkeit zuſammenſchmelzen würden! Werden Sie es glauben, Gräfin, ich hatte auf Sie gehofft! Ich, der unwürdige Knecht, der allen Ihren Tugenden und Reizen kein eigenes Verdienſt entgegen zu ſetzen hat, als eine ſeltene und beiſpielloſe Liebe, die ſich ſeines Herzens bemächtigte bei Ihrer erſten Begegnung! Sie waren mir erſchienen, und noch eh' ich Ihre Stimme vernommen, hatten Sie zu mir geſprochen, als gehörte ich zu Ihnen! Als Ihr Diener und Beſchützer, als Ihr Sclav und Vertheidiger wäre ich Ihnen gern durch die ganze Welt gefolgt, und hätte im Schatten Ihrer Spuren ein demüthiges, aber mir beneidenswerth dünkendes Glück genoſſen. Ich hatte mich bisher, in den Wechſelverſuchen des Lebens, nur geſehnt nach Liebe, aber ihr wahres Symbol, ihre Geſtalt nirgends angetroffen; ich hatte mich nach Liebe unruhig geſehnt, weil ich ſo viel Dichtung in meinem Herzen hatte, die davon träumte und drängte, wie junger Moſt! Oft fand ich auch den Haß und ſelbſt die Gleichgültigkeit ſüßer, als das, was die Menſchen um mich her Liebe nannten, oder ich liebte auch, wie die Andern einen Roſenmonat von Täuſchungen lang, und dann erkälteten mich tödtliche Herbſtſchauer! Das Bedürfniß nach Liebe iſt in der Menſchheit ungeheuer, aber das leichte Glück und Geſchick der Liebe fehlt ihr, und die Schöpferkraft, ewige Geſtalten aus ihren Neigungen zu bilden. Die Gegenſtände ihrer Liebe ſind bei den meiſten Menſchen entweder ihrer unwürdig, oder ihnen unbegreiflich und unbegriffen. Ich aber, ich hatte die ewige Geſtalt gefunden, die Göttin und auch den Begriff ihrer Gottheit. Ich hatte Sie geſehen, Hippolyta, und auf den erſten Blick Ihr Weſen verſtanden, in deſſen Tiefe, ſtolz verſchleiert vor der gewöhnlichen Welt, die ächte Liebe ſaß, wie in dunkler Steingrotte die weisheitredende Nymphe. Aber mein Loos fällt anders. Indem mir die Sonne Ihrer Erſcheinung aufgeht, geht meines Lebens Sonne unter, und ich erreiche nur noch das Glück, zu ſterben im Schimmer Ihres Angeſichtes! —

Die Gräfin bat ihn angelegentlich, ſich zu ſchonen, ſeinen Zuſtand nicht durch dieſe heftige

Bewegung zu verſchlimmern. Sie überließ ihm ihre Hand, die er an ſeine Stirn drückte, mit vielen Küſſen bedeckte und dann lange, wie einen heilkräftigen Talisman, lächelnd betrachtete. In dieſem Augenblicke fiel eine Thräne auf die weiße, zierliche Hand herab. Hippolyta hatte ſie geweint und konnte dies Zeichen einer innigen Theilnahme, die ſie für den Kranken fühlte, nun nicht mehr bergen. Ihr leichtbewegliches und entzündbares Herz ſtand auf dem Punkte, in laute Empfindungen auszubrechen, und wir glauben, daß jede Frau an ihrer Stelle dieſelbe Regung getheilt haben würde.

Cimaletti ſtammelte Dank für dieſe Thränen, und richtete ſich dann an ihrer Hand ein wenig in die Höhe, indem er ihr mit einem beſonderen Ausdruck in die Augen ſah. Eine einzige Bitte habe ich, die mir den Tod zum Leben und das Grab zum Frühlinge machen wird! ſagte er leiſe. Eine Bitte, die viel bedeutet, Alles, und doch für dieſe Welt Nichts mehr! Ein Phantom für dieſe Welt, und ein Symbol für die Ewigkeit! Eine ſüße Thorheit auf der Erde, und eine Anwartſchaft auf den Himmel und ſein unaufhörliches Glück! Was Sie mir, dem Sterbenden, gewähren ſollen, werden die Menſchen in drei Tagen vergeſſen, ich aber werde es ewig behalten und mit mir nehmen in mein zukünftiges Sein, wo es der ſchönſte Smaragd in der Krone meiner Vollendung ſein wird, und wo ich von dem Bewußtſein der Liebe, die es mir verbürgt hat, ſelig leben werde! Wollen, o wollen Sie zu der letzten und höchſten Bitte meines Lebens mit einem holden Ja ſich herunterneigen?

Sprechen Sie, Cimaletti! ſagte die Gräfin im mildeſten Tone, indem ſie ihm ihre Hand erwartungsvoll auf die Schulter legte. Was in meiner Macht und meinem Willen ſteht, ſei Ihnen erfüllt; denn ich bewieſe Ihnen gern in dieſer Stunde meine Freundſchaft!

Laſſen Sie mich als Ihren Gatten ſterben! rief Cimaletti mit entſchloſſener Stimme und blickte ihr feſt und durchdringend Auge in Auge. Dies iſt meine Bitte, von der meine Seligkeit abhängt!

Wie? ſagte die Gräfin erſchrocken. Sie war blaß geworden, ſie zitterte und ihr ganzes Weſen verrieth dieſen Schreck der Ueberraſchung, die faſt eine Erſchütterung war. Wie ſoll ich Sie verſtehen? Was begehren Sie? ſetzte ſie kaum hörbar hinzu.

Nichts, was Ihnen eine Sorge ſchaffen ſoll! entgegnete Cimaletti ſanft und ſchmeichelnd wie ein Kind. Nur in dem Augenblicke, wo ich ſterbe, ſollen Sie Ihre Hand in die meinige legen und den Prieſter des Herrn ſeinen Segen darüber ſprechen laſſen! dann gehöre ich Ihnen auf ewig, und trage der ſtillen Liebe Lohn mit mir von dannen in das Himmelreich. Dann habe ich nicht umſonſt gelebt und bin nicht umſonſt geſtorben in der Frühe meiner Jugend, dann habe ich im Jenſeits Ihre Gemeinſchaft davon getragen, die hienieden der einzige Stern meiner Sehnſucht war! Ich ſterbe als Ihr Gatte, und habe kein Recht auf Sie, als in manchen ſtillen Stunden, wo Ihre ſinnende Seele in ein Zwiegeſpräch mit der Zukunft verſunken ſein wird, Ihnen mit meinem Geiſterhauch die Schläfe zu küſſen! Dieſe Erde iſt zu arm und eng; man muß Bündniſſe für den Himmel ſchließen, die über Raum und Zeit hinausreichen in die wahre Heimath der Liebe! Soll es ſo ſein, Hippolyta? Werden Sie einwilligen, daß ich mit dem ſüßen Namen von Ihnen ſcheide, der von mir ausſagt, daß ich würdig geweſen, Ihr Freund zu ſein! Werden Sie es, Hippolyta, oder werden Sie meine Liebe, mit Ihrem Zorne belaſtet, dem Tod überlaſſen? — Doch ach, ich fühle ſchon, daß mir nicht mehr Zeit übrig bleibt, ſelbſt Ihrer Gewährung mich zu freuen. Ich habe einen Dränger in mir, der mit ſeiner Eile meinem Glücke zuvorkommen wird. O, der entſetzliche Kampf naht ſich ſchon meinem Herzen. Es iſt aus mit meinem Leben! —

Er ſank bei dieſen Worten hinten über in die Kiſſen zurück und fuhr mit einem heftigen Schrei nach ſeinem Herzen. Sein ganzer Körper ſchien zuſammenzubrechen, die Glieder warfen ſich in fieberhaften Bewegungen umher, und auf die blaſſe Stirn trat der Schweiß des Todes. In dieſem Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und der Geiſtliche, den Falk hereinführte, näherte ſich dem Bette des Sterbenden, welcher ſeiner verlangt hatte. Cimaletti war Katholik, und begehrte von einem Prieſter ſeines Glaubens die letzte Tröſtung zu erhalten. Die Gräfin, die einen hervorſtechend religiöſen Zug in ihrem Weſen hatte, verneigte ſich ehrerbietig vor der Erſcheinung des würdevollen, mild imponirenden Mannes, und ſah ſich durch ſeine Dazwiſchenkunft einen Augenblick in den Zweifeln und Entſchließungen, die ſie beſtürmten, unterbrochen. Es entſtand einen Moment ein geſpanntes Schweigen im Zimmer, das bald durch die gewöhnlichen Fragen, die der Geiſtliche an Cimaletti richtete, unterbrochen wurde. Falk hatte ſein ſcharfes, ſpähendes Auge auf den Kranken geheftet, und ſchien nicht zu wiſſen, was er von dem Zuſtande deſſelben halten ſollte.

Der Geiſtliche fand in dem Geſpräche, das er anknüpfte, Cimaletti's Kräfte ſo herabgeſtimmt und zu immer bedenklicheren Symptomen ſich neigend, daß er ſeine kurze Rede ſchnell beendete und ſich beeilte, ihm das Abendmahl zu reichen. Der Kranke mußte mit einiger Anſtrengung aufgerichtet werden und der Prieſter, welcher das Verhältniß der Gräfin zu Cimaletti nicht kannte und ihrer Anweſenheit wegen als ein ſehr nahes vorausſetzte, erſuchte ſie, den Schwankenden in ihren Armen zu halten, während die heilige Handlung vollbracht wurde. Hippolyta," die frommen Sinnes Alles zu thun gewohnt war, was ihr ein Geiſtlicher ſagte, und dann eine gewiſſe Heiligung darin erblickte," ſchickte ſich ſorgſam und ohne Widerſtreben zu dieſer religiöſen Pflicht an, die dem Sterbenden erwieſen wurde.

Cimaletti ſchien mit Dank und Entzückung dieſe letzte Gunſt der ihn umgebenden Freunde zu empfangen. Dann, nachdem er das Abendmahl andächtig genoſſen und der Prieſter ſchon im Begriffe ſtand, ſich wieder zu entfernen, neigte ſich der Kranke zu dem Ohr der Gräfin und richtete leiſe eine Frage an ſie, die von den Uebrigen nicht vernommen wurde. Hippolyta ſtand einen Augenblick nachſinnend da und in dem ganzen Zimmer herrſchte ein ſeltſames Schweigen. Auf dem Geſichte der ſchönen Frau wechſelte der mannigfachſte Ausdruck eines mit ſich ſelbſt kämpfenden Entſchluſſes. Endlich reichte ſie, tief erröthend und in demſelben Moment wieder erblaſſend, ihre Hand an Cimaletti hin und ſagte mit einer ſüß erbebenden Stimme: Ja, ich will es!

Dies Wort ſchien wie ein himmliſches Feuer neue Lebenskräfte dem Cimaletti einzuhauchen. Auf ſeinen Wangen flackerte noch einmal eine blitzende Röthe auf und ſeine Augen glänzten von einer faſt frohlockenden Freude. Ehrwürdiger Herr ſagte er laut, noch ehe Sie uns verlaſſen, erſuche ich Sie, meine eheliche Verbindung mit der Frau Gräfin Hippolyta von P., die ſich mit Hand und Mund mir feierlich anverlobt hat, kraft Ihres göttlichen Amtes und in aller Form der Kirche und des Geſetzes einzuſegnen!

Dieſe Erklärung brachte unter den Anweſenden eine außerordentliche Wirkung hervor, und wurde zuerſt nur mit einem ſtummen Erſtaunen angehört. Falk, der am meiſten eine ruhige Haltung behielt, ſah abwechſelnd bald die Gräfin, bald Cimaletti mit ſeinem kalten Beobachterblick an, und konnte ſich eines ſpöttiſchen Lächelns nicht erwehren. Der Geiſtliche, der ſich ſchon in der Thür befunden, kehrte mit einer ſeltſamen Verwunderung auf ſeinem Geſicht um, und ſchien geſpannt einer weitern Erörterung des unerwarteten Begehrens zu harren. Ein leiſer Seufzer, der im Hintergrunde ſchmerzlich ertönte, ſchien aber faſt überhört zu werden. Er kam von Ado, die ſich unbemerkt hereingeſchlichen, um die ſo lange vermißte Mutter hier zu ſuchen, und an die Abreiſe zu mahnen, von deren Vorbereitungen ſich die Gräfin plötzlich, ohne wieder dazu zurückzukehren, entfernt hatte.

Als Cimaletti ſeine Forderung in einer noch beſtimmteren Weiſe, und für den Augenblick dringend, wiederholte, erklärte der Geiſtliche, daß er die Trauung nicht auf der Stelle vollziehen könne, weil dazu ſowohl die üblichen Paranſtltoen, als die nothwendigſten Zeugniſſe, die ihm beigebracht werden müßten, fehlten. Cimaletti aber, der den letzten Ueberreſt ſeiner Kräfte aufzubieten ſchien, erſchöpfte ſich in Vorſtellungen, um die Gründe, welche der verſtändige Prieſter ſeiner Weigerung hinzufügte, zu widerlegen, und ihn, in Betracht, daß es hier bloß um die Form einer Handlung zu thun ſei, die einen Sterbenden beruhigen und tröſten ſolle, zum Nachgeben und zu einer Dispenſation von der vollen Strenge ſeiner Amtspflicht zu bewegen. Der gutmüthige Geiſtliche ſchwankte ſchon, und ein Wort der Gräfin, die, lange ſchweigend, auf einmal auch mit ihren Bitten ſich an ihn wandte, beſtimmte ihn endlich, die Verantwortung für dieſe ungewöhnliche Ausnahme von der Regel zu übernehmen.

Er ſchickte ſich nach einigen Vorbereitungen mit Hülfe des Kirchendieners, dazu an, das feierliche Geſchäft zu vollziehen, und zuerſt einige Worte vorauszuſchicken, in denen er bald von ſeiner anfänglichen Abneigung zu einer gewiſſen Begeiſterung überzugehen ſchien, in welche die außerordentliche Situation, in der er ſich befand, ſeine lebhafte Phantaſie verſetzte. In der That konnte es kaum einen Gedanken geben, der mehr das Gemüth bewegte, als die Einſegnung eines Sterbenden zum Bunde mit einem blühenden, von Leben ſtrahlenden Weibe, zu einer Liebe, die nur dem Tode geweiht ſeyn ſollte, und zu einem Tode, der die Form der Liebe annehmen wollte. Ein Bund, ſonſt nur im ſchönen Uebermuthe des Lebens und für den Genuß deſſelben geſchloſſen, wollte hier mit ſtarker Zuverſicht vor den Altar der Ewigkeit hintreten, und hatte ſeine Abſichten auf ein Glück geſtellt, das nur im Geiſte lag, in der Sehnſucht der Seelen und in der Zukunft! Der Geiſtliche ſprach ſich an dieſem Gedanken in eine herrliche Folge von Ideen und Gefühlen hinein, und legte dann die Hände des Paares, deſſen Treugelöbniß einen ſo rührenden Sinn hatte, zu der von ihnen begehrten Gemeinſchaft in einander. Indem ſie die Ringe wechſelten, ließ ſich im Gemach eine ſchluchzende Stimme vernehmen, die mit Heftigkeit ihren Thränen ſich überließ, und einem Zeugen der vorgegangenen Handlung angehörte. Die Gräfin blickte ſich um, wie von einem Stich im Herzen getroffen, und ihr großes träumendes Auge, das ihre im Momente der Scene wunderbar befangene Seele abſpiegelte, traf erſchrocken auf das weinende Antlitz ihrer Tochter. Cimaletti aber ſchien ganz von der Seligkeit ſeiner erreichten Wünſche erfüllt. Nur noch das eine Begehren fügte er hinzu, die ſchriftliche Ausfertigung des eben vollzogenen Bundes zu beſitzen, und daß ihm dieſe als die letzte irdiſche Reliquie, unter ſein Haupt gelegt, in das Grab mitgegeben werden ſolle. Dann aber ſah man ihn plötzlich ſtill werden, er fiel, wie von ſeinen Kräften verlaſſen, zurück, und bat mit den Blicken die Umſtehenden, ihm durch Alleinſein Ruhe zu gönnen. Nur die Hand der Gräfin hielt er feſt umſchloſſen in der ſeinigen. Alle verließen das Zimmer, und Hippolyta blieb mit ihm zurück, indem ſie an das Herz des Mannes niederſank, an das ſie ſich jetzt wie mit magiſchen Feſſeln gebunden fühlte. — —

Niemand aber hatte in dieſem Augenblicke mehr Weh' und Bangigkeit auf dem Herzen, als die arme, liebliche Ada. Sie ſtürzte hinaus ins Freie und ſuchte die Einſamkeit der Berge, um ſich auszuweinen. Im tiefen Walddickicht verbarg ſie ſich und ließ ihren Thränen freien Lauf, die reichlich aus den holden und ſonſt ſo klaren Augen niederſtrömten. Sie ſetzte ſich auf einen Stein und begann nachzudenken, was ihr denn für ein großes Leid in ihrem jungen Leben widerfahren ſei. Draußen hinter den Bäumen und Geſträuchen, die ſie umgaben ſchien die goldene Sonne, und das Geräuſch des Lebens bewegte ſich weit ab von ihr in der Ferne. Ada war ſo betrübt, daß ſie ſich auf ewig in dieſem Walddunkel hätte verbergen mögen, um der Welt draußen, die ihr wehe gethan, den Rücken zu kehren.

Wie ſchwarz lag plötzlich das ganze Leben vor den Blicken des Mädchens da! Es war ihr, als ſei ſie auf einmal um Vieles älter geworden, und als habe die Zeit mit unheilbedeutendem Rabenfluge ſeit einem Augenblick Jahrzehnte über ihrem Haupte beſchrieben. Sie beſann ſich, und trocknete ihre Thränen. Sie kam ſich gereifter und weiſer vor, wie der Zauberlehrling, der den erſten Blick hinter den Vorhang gethan. Sie hatte Dinge geſehen, die ihr über den Zuſammenhang der Erſcheinungen in der Welt, an deren Oberfläche ſie ſonſt nur kindlich gehangen, Aufſchlüſſe zeigten, welche ſie noch vor kurzem für unmöglich gehalten, und dieſe ſpann ſie ſich mit ihrer ſcharfen Urtheilskraft jetzt weiter aus, und verfolgte ſie in ihren Gedanken nach allen Seiten. Ada, von Natur zum Zweifeln hingezogen, war keineswegs geneigt, die Ereigniſſe des heutigen Tages ſo anzuſehen, wie ſie ſich ihr dargeboten, ſondern ſie unterwarf ſie vielmehr aller zerſetzenden Schärfe ihres jungen Verſtandes.

Am längſten verweilte ſie bei dem Bilde ihrer Mutter. Iſt denn, fragte ſie ſich, das Köpfchen in die Hand ſtützend, eine Trennung zwiſchen ihr und mir ausgebrochen, daß mich ein Schmerz und eine Bangigkeit befällt, wenn ich an die gute Mutter jetzt gedenke? Die liebe, ſchöne, herrliche Mutter, wie habe ich ſie geliebt! Und liebe ich ſie denn nicht mehr? Ach, was iſt mit mir ſelbſt vorgegangen, das mich in eine ſolche Verwirrung aller meiner Gefühle, in denen mir ſonſt ſo freudig wohl war, geſtürzt hat? Ein dunkler Traum hat mir die Geſtalt meiner Mutter, wie mit großen, zackigen Blättern einer Giftpflanze umwoben, eine zweizüngige Schlange hat ſich an ihrem lieben Bildniß heraufgewunden, und ziſchelt mich an, wo ich ſonſt ihrem holden Mutterangeſicht begegnete! Was hatte ich denn ſonſt, als meine Mutter? In ihr tauchte all' mein Leid und meine Luſt unter; wenn ſie mich liebkoſte, küßte, ausſchalt oder mir erzählte, es waren die Ereigniſſe meines Lebens, die meine

Stunden abtheilten, wie der Sonnenwechſel den Tag! Ich hätte immer fortleben können, ohne nach der ganzen Welt zu fragen, ſo lange ich nur die Mutter an meiner Seite gehabt, um die ich herumſpringen konnte! Ach, ſie war ſo hold, ſo ſchwach, ſo ſüß und ſo verehrungswürdig, die gute Mutter, und die ganze übrige Welt war mir nichts! Freilich, was kannte und kenne ich denn von der Welt? Von der Liebe habe ich Großes und Schönes reden hören, und in Büchern einiges geleſen, aber ich kenne ſie nicht. Ich weiß nicht, ob die Liebe im Stande iſt, glücklich zu machen? Und glücklich, glücklich wollt' ich ſein! Was ſoll denn die Liebe bedeuten? Sein Herz einem Andern ganz zu eigen geben? Wer weiß, was man dafür wiederbekommt! Die Liebe iſt ein Vogel, der ſein Neſtchen in unſerm Herzen baut, und man fühlt wohl, daß man ihm dabei nicht wehren kann. Er ſingt und muſicirt und träumt eine Zeitlang in uns herum, aber dann fliegt er aus, und das Herz bleibt leerer und verlaſſener, als zuvor, und ſeufzt ihm ſterbend nach. So mag das Thun der Liebe ſein, ſüß und grauſam zugleich, zärtlich und vernichtend. Man nennt dies verwirrte Weſen auch Romantik, ich habe es neulich geleſen. Aber ich mag nichts damit zu ſchaffen haben. Ich will ein ſpiegelhelles, ſonniges Glück, einen friſchen, rieſelnden Lebensquell, aus dem ein ſchönes Geſicht mir entgegenblickt, wenn ich in ſeine Tiefen ſchaue. Dies Geſicht war bis jetzt das meiner Mutter, es ſah mich lieblich an, und ſeine Augen umgaben mich wie fromme Sterne, die behüten und Gutes bringen! Nun hat ein anderes, mir verhaßtes Geſicht ſich über das ihrige gebeugt und es mir verdeckt, und ich erblicke nichts mehr, als eine feindliche Conſtellation, die mich bedroht! Was ich empfinde, mag Haß und Eiferſucht ſein, und dunkle Leidenſchaften nehmen Beſitz von meinem Herzen! Was iſt aus meinem ſtillen Kinderglück geworden, und was ſoll aus mir werden? Giebt es denn kein reines Verhältniß in der Welt? Iſt das die Welt, daß Alles nur gebrochener Lichtſtrahl iſt, was uns von ihr erſcheint und an uns vorübergaukelt? O trübe, verwünſchte Erfahrung meiner Jugend! Von jetzt an will ich ſcharf um mich her beobachten, ob nur ich ſo unglücklich bin, oder ob es der Charakter der Welt iſt, der die Verhältniſſe, welche glücklich beſtanden haben, wie zwiſchen mir und meiner Mutter, nicht lange duldet, ſondern bald zerſtört! Ich will mich genau mit meinen Blicken an das Leben anklammern, und ihm in ſein Inneres ſchauen, wie viel es werth iſt, und wer die Schuld von uns beiden trägt, ich ſelbſt oder das Leben, wenn ich nicht glücklich werden kann! —

So ſprach das ſinnende Mädchen in ihrer naiven Betrachtung, und erhob ſich dann mit einer gewiſſen Entſchloſſenheit. Sie fühlte ſich durch dieſen Selbſterguß ein wenig geſtärkt und erleichtert, und wandte ſich wieder dem Hauſe zu, um den weitern Erfolg der dortigen Ereigniſſe zu ſehen. — —

Inzwiſchen hatte ſich dort die Scene noch nicht verändert. Hippolyta ſaß vor dem Bette Cimaletti's, und bewachte ſeinen Schlummer, der ſich ſeit einiger Zeit des Kranken bemächtigt hatte. Er lag ſorglos da, in aller Behaglichkeit des Hinträumens hingeſtreckt, und frohe Bilder umſpielten, wie es ſchien, ſeine etwas geröthete Wange. Die Gräfin aber, indem ſie in dieſer Stille ihren Gedanken überlaſſen blieb, wurde von Vorſtellungen und Gefühlen aller Art beſtürmt. Was ſie ſich zuerſt geſtehen mußte, war, daß ſie, im Widerſtreben mit ſich ſelbſt, eine Neigung für dieſen Cimaletti empfand, die ſie ſeit den letzten ſeltſamen Stunden nur in einer Steigerung zu ſeinen Gunſten begriffen fühlte. An ſein nahes Ende zu denken, verurſachte ihr einen unbeſchreiblichen Schmerz, und doch war ihr Erſchrecken bis in innerſter Seele noch größer, wenn ſie die Möglichkeit ſich ausmalte, ihn wiederhergeſtellt und weiterlebend zu ſehen, wozu ſeit einigen Augenblicken ſein Zuſtand nicht ganz ohne Hoffnung war. Dann betrachtete ſie ihn mit den gemiſchteſten und zweifelhafteſten Gefühlen, neigte ſich beſorgt über ihn hin, um ſeinen Athemzug zu belauſchen, und ſchauderte in ſich zuſammen, in welche Situation ſie ihr phantaſtiſcher und leicht hingeriſſener Sinn und ihr ſchwaches Frauenherz gebracht hatten. Sie ſah ſich an einen Menſchen gefeſſelt, von dem ſie kaum mehr als den Namen kannte, und vielleicht dieſen nicht einmal nach der Wahrheit, und doch fühlte ſie wieder, daß dies nur den geheimen Reiz erhöhe, mit dem ſich ſein Bild in ihre Seele geſchlichen und ihrer Gedanken bemeiſtert hatte. Sie liebte ihn, und hatte zugleich eine mit Bangigkeit ſie ſchüttelnde Furcht vor ihm. Indem ſie ſo da ſaß, traten ihr plötzlich die Erlebniſſe der vergangenen Nacht ins Gedächtniß zurück, und ihre Phantaſie kämpfte von Neuem mit den Schreckniſſen und Räthſeln, welche ſich an die Perſon des Cimaletti reihten. Aber er ſchlummerte vor ihr ſo harmlos, und ſeine Miene hatte dabei etwas ſo Edles, Ritterliches, ſein Ausdruck verrieth Kühnheit, aber kein Verbrechen, daß ſie ihn unmöglich verabſcheuungswürdig finden konnte. Ihre Einbildungskraft bewies vielmehr eine größere Gewandheit darin, das geheimnißvolle Thun und Treiben des jungen Mannes mit irgend einem ſtaatsgefährlichen Unternehmen in Verbindung zu bringen, in das ſie ihn verwickelt glaubte, und ihr romantiſch verworrener Geiſt ſog ſich daraus nur neue Reize.

In dieſem Augenblicke klopfte es, und Ada ſteckte den Kopf lauſchend zur Thür herein. Als ſie ihre Mutter allein im Zimmer erblickte, trat ſie langſam näher und ſtellte ſich mit einem fragenden Ausdruck in dem bekümmerten Geſichte vor dieſelbe hin. Dann, da Hippolyta ſie nicht verſtand oder nicht verſtehen wollte, fragte ſie, mit dem Finger auf das Bett des Schlummernden hindeutend: wird er ſterben? oder wie iſt es, Mutter? Er wollte ja ſchon vor einer Stunde ſterben! Ich fürchte, es wird heute wieder aus unſerer Reiſe nichts!

Die Gräfin ſchwieg und nahm ihr ungeduldiges Kind, das ſich heut kälter als ſonſt den Liebkoſungen der Mutter überließ, in die Arme, indem ſie ihre eigene heiße Stirn an die Wange des Mädchens lehnte. Wie Du glühſt, Mutter! ſagte Ada, ihr ſcharf in die Augen ſehend. Du haſt das Fieber. Komm, laß uns hinausgehen an den kühlen Rhein, dort wird das Dampfſchiff bald anlegen vor St. Goar, und Dir wäre dann beſſer, wir könnten reiſen! Und warum können wir nicht?

Die Gräfin ſchwieg abermals, und liebkoſte mit thränendem Auge dem Mädchen, und ringelte ihr die Flechten des ſchönen braunen Haares ſpielend mit der Hand, und küßte ſie auf den Mund, was ſie Alles ſeit einigen Tagen ihr nicht gethan. Dieſe ſtumme Scene zwiſchen Mutter und Tochter dauerte mehrere Augenblicke, ohne daß ſie ſich erklärten, was Jedes von ihnen auf dem Herzen trug. Ada wollte fortgehen, um das peinvolle Stillſchweigen zu unterbrechen, aber die Mutter begleitete ſie, einen Arm um ſie ſchmiegend, nachdem ſie noch zuvor einen ſorglichen Blick auf Cimaletti geworfen.

Als Hippolyta nach Verlauf einer halben Stunde wieder das Zimmer betrat, um nach dem Zuſtande des Kranken zu ſehen, konnte ſie vor Erſtaunen kaum die Schwelle überſchreiten, und blieb in der halb geöffneten Thür ſtehen. Der außerordentliche Anblick war, Cimaletti aufgerichtet auf ſeinem Bette ſitzen zu ſehen, wie er eben in der lebhafteſten Weiſe mit einer Mahlzeit ſich beſchäftigte, mit der ein vor ihm befindlicher Tiſch ſtark beſetzt war. Er hatte ſich mit mehreren

Braten- und andern Schüſſeln umgeben, Rheinwein ſtand vor ihm und blitzte in dem ſchäumenden Glaſe, und er zeigte ſich in dieſen Gegenſtänden dermaßen thätig, daß man einen ſeit mehreren Tagen Ausgehungerten in ihm zu erblicken glaubte. Plötzlich erſcholl ein lautes Gelächter draußen auf dem Flur. Es war Ada, die eben vorbeiſchlüpfte, und durch den Spalt der noch geöffneten Thür einen Blick geworfen hatte. Was ſie von dieſer Scene geſehen, reizte ſo ſehr ihre ohnehin leicht erregbare Lachluſt, daß die Thränen, die noch vor Kurzem ihrem Grame gegolten, jetzt im reichen Maaße von dem unaufhaltſamen Gelächter herausſprangen. Die Gräfin ſchloß unwillig die Thür, und näherte ſich dem in ſeiner Beſchäftigung innehaltenden Cimaletti. Draußen hörte man noch einige Zeit das allmälig verhallende und ſich ſchwer zufriedengebende Lachen.

Ach, theure, geliebte Freundin! rief Cimaletti, indem er kaum eine leichte Verlegenheit zu überwinden ſchien. Ich befinde mich da eben in einer bedenklichen Kriſis. Ein krankhafter Appetit von ungeheurer Stärke hat mich ergriffen, und es iſt möglich, daß mein Zuſtand mit ihm entweder eine andere Wendung nimmt, oder in wenigen Momenten ſich ſo verſchlimmert, daß ich erſticken muß! Wie ich aber immer ſorglos gelebt habe, ſo wollte ich auch ſorglos ſterben, und habe noch einmal das Rebenblut des unſterblichen Vaters Rhein gekoſtet. Nun, Hippolyta, Deine Liebe, Deine wunderſchönen Augen und Dein göttliches Herz, das mich nicht verſchmäht hat, ſoll leben! Dieſer ſchimmernde Trunk feiere Deine Apotheoſe, Du haſt mich dem Tode zum Trotz geliebt, und in dieſem fliegenden Schaume trinke ich Dir das ewige Leben zu!

Er leerte ſein Glas, und ſchleuderte es dann hoch an die Decke, daß es in tauſend klirrenden Splittern wieder zu Boden fiel, und die Gräfin erſchrocken ausweichen mußte. Darauf ſchob er den Tiſch mit den Speiſen zurück, und warf die Serviette verdeckend darüber, Alles mit einem neuen Aufſchwunge von Kraft und Lebendigkeit, der die Gräfin immer betroffener machte.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und Falk, in reiſefertigem Anzuge, trat herein, um ſeine Sachen aus dem Zimmer nehmen und auf das eben angekommene Dampfſchiff fortſchaffen zu laſſen. Indem er Abſchied nahm ſowohl von Cimaletti als der Gräfin, trat in ſeinem Weſen eine eiſige Kälte und verächtliche Zurückhaltung hervor, welche die letztere mehr als verwunden machte, und faſt beſtürzte. Falk vermied gegen Cimaletti alle Erörterungen, die man vielleicht nach den ſtattgehabten Ereigniſſen unter Freunden hätte erwarten können, und ſagte ihm ein trockenes Lebewohl, während dieſer ihm herzlich die Hand ſchüttelte und ihn bat, ſeiner nicht zu vergeſſen, da er ihn wohl niemals wiederſehen würde. Falk wurde ſelbſt auf dieſe Andeutung nicht theilnehmender, machte gegen die Gräfin noch eine kurze und wortloſe Verbeugung und entfernte ſich dann raſch. So verließ ſie auf eine befremdende Weiſe dieſer Freund, in deſſen Weſen ſonſt eine biederherzige Freundlichkeit das Vorherrſchende zu ſein pflegte.

Als ſich Beide wieder allein einander gegenüber befanden, ſagte Cimaletti, ihm ſei ſehr wohl zu Muthe! Das Leben habe ſich an ihrer Liebe neu in ihm entzündet, und rege ſich zitternd wie ein neugebornes Kind, das die Augen zu ihr aufſchlage, um ſich an ihre Bruſt zu werfen! denn ihr verdanke er jede neue Kraft, die ihm ſeit Kurzem das Herz durchſtröme, und ihr Wohlwollen ſei die Milch, die ihn genährt und ſeine Pulſe wieder mit Lebensſtärke gefüllt habe. Ob ſie ihm zürne des neuen Daſeins wegen, zu dem er durch die heilbringende Einwirkung ihrer Nähe und ihrer Neigung zu erwachen beginne? Ob ſie ihr eigenes Werk haſſe? Denn ſie ſei der Engel an der ſchwarzen Pforte geweſen, und er habe für den Tod mit ihr capitulirt, und ſiehe, ſie habe ihm Leben gelächelt. Ob ſie zurücknehme, was ſie ihm geſchenkt, ob ſie die Wirkung der Arznei verläugne, die ſie ihm ſelber bereitet? Sie hätte ihn von ſich ſtoßen ſollen, dann wäre er geſtorben; aber ſie habe ſein Leben gewollt und gewirkt, ſobald ſie ihn geliebt, weil ihre Liebe eine göttliche Arznei ſei! Als ſie an ſeinem Sterbelager geſtanden, habe ſein hinſchmachtendes Herz an ihrem Athem ſich wieder aufgerichtet, wie die kranke Lilie am lauen West, zu ihren Blicken und Worten habe er ſich gläubig hingewandt, wie der betende Arader zur heiligen Kaaba, und er fühle, daß ſein Glaube ihn nicht getäuſcht. Von ihr ſei die Geneſung ausgegangen, wenn ſie wieder Kraft in den tödtlich ergriffenen Organen gewinnen. Jetzt werfe er ſich mit ſeinem neu anfangenden Leben zu ihren Füßen, und laſſe ſie entſcheiden über deſſen Beſtimmung.

Dann fragte er ſie mit feſtem Ausdrucke der Stimme: ob er ſich den Tod geben ſolle? Er ſei dazu bereit, ſobald ſein Leben ihr läſtig falle!

Hippolyta ſtand noch einen Augenblick in peinlicher Unſchlüſſigkeit vor dieſer neuen Wendung der Dinge. Sie beſann ſich auf ſich ſelbſt, alle Gegenſtände um ſie her begannen zu wanken und wie in einen Traum zu zerfließen. Dann reichte ſie ihm die Hand, und er fing die halbohnmächtig Sinkende in ſeine Arme auf! — —

Am andern Morgen ſtand Cimaletti früh auf, und konnte ſich für völlig wiederhergeſtellt halten. Er pfiff der heiter aufgehenden Sonne ein fröhliches Lied entgegen. Der Gräfin ließ er mit einem Morgengruße ſagen, daß er, obſchon ihm noch eine bedeutende Schwäche zurückgeblieben, ſich doch wohl genug fühle, um die Abreiſe ſeinetwegen nicht länger zu verzögern, ſondern auf heute feſtzuſetzen.

Das Dampfſchiff: Friedrich Wilhelm, brachte ſie gegen Abend nach Mainz, wo ſie ohne Aufenthalt Poſtpferde nahmen, um die ſchöne Sommernacht zur Reiſe zu benutzen. Cimaletti hatte den Reiſeplan entworfen, der ſie, in weſtöſtlicher Linie Deutſchland durchſchneidend, nach Kurland bringen ſollte, wo die Güter der Gräfin ſich befanden. Dort wollten die Neuverbundenen einige Zeit verleben.

In den Reiſewagen, der Cimaletti, Hippolyta und Ada zu einer Gruppe vereinigte, ſtrahlte der volle Mond herein, und beleuchtete den verſchiedenen Ausdruck der Geſichter. Cimaletti erzählte viel von früheren Reiſen und Lebensereigniſſen, und es ergab ſich, daß er faſt die ganze Welt ſchon geſehen und in den mannigfachſten Verhältniſſen geſtanden. Auch in Kurland und Rußland war er ſchon geweſen, und kannte die dortigen Verhältniſſe. Die blühende, mit Blumen und Gleichniſſen nur allzuſehr belebte Sprache, in der er ſich mitzutheilen verſtand, hatte große Reize für das ihm aufmerkſam zugeneigte Ohr der Gräfin. Sie ſah heiter aus, und ihr leichter Sinn überließ ſich der Zufriedenheit. Nur Ada beobachtete ein tiefes und faſt hartnäckiges Stillſchweigen. Sie hatte mit Cimaletti faſt noch kein Wort gewechſelt, und hörte kaum auf das, was er mit ſeiner glänzenden Beredſamkeit ſagte. Wo ſie mit ihm unvermeidliche Berührung hatte, benahm ſie ſich mit einer Würde und Gemeſſenheit, die den entſchiedenen Charakter des jungen Mädchens zum erſten Mal hervortreten ließen. Cimaletti und Hippolyta waren zu ſehr mit einander beſchäftigt, um auf dieſe plötzliche Entwickelung zu achten. —

Biſt Du nicht wohl, daß Du den Kopf ſo hängſt? fragte die Mutter bei einer Pauſe des Geſprächs.

Ich bin traurig! ſagte Ada. Ich kann meinen Stern nicht wiederfinden, der mir ſonſt der liebſte am Himmel geweſen. Sieh, die Stelle iſt finſter, wo ich ihn ſonſt immer ſah! Vielleicht, wenn wir wieder an unſere Oſtſee kommen, wo er mir ſchon als Kind ſtrahlte, daß er mir freundlich wieder aufgeht! —

Du haſt Träume! ſagte die Gräfin. —

Ada ſeufzte: es ſind nur ſo Gedanken! — —

II.

In einem reichen Marſchlande, umgeben von vielen Waldungen, Seen und fruchtbaren Flächen, lag das kurländiſche Dorf, welches der Gräfin gehörte. Dieſes anſehnliche Familienbeſitzthum, welches einige tauſend Seelen umfaßte, war ein friedlicher und romantiſcher Aufenthalt und bot zugleich jenen rührigen, reinlich praktiſchen Anblick kurländiſchen Lebens dar, der ſo viel Eigenthümliches hat. In der Nähe rauſchte die Oſtſee, und theilte der Luft eine etwas rauhe, aber beſtändig friſche und kräftige Bewegung mit, wie an dem geſunden Schlage der einheimiſchen Geſichter erfreulich zu Tage lag. Das herrſchaftliche Schloß, von einfacher, aber edler Bauart, hier und da ſchon Spuren der Jahre an ſich tragend, die es in mannichfachen Zeiträumen an ſich vorüber wandeln geſehn, vereinigte in ſich alle Bequemlichkeiten und allen Glanz eines kurländiſchen Magnatenthums, der ſich ſeit einer Reihe von Beſitzern aus verſchiedenen Perioden darin zuſammengefunden. Ueberall war ein reges Leben; in den Seen wurde gefiſcht, die Wälder hallten wieder von den Schüſſen und dem Hallo der Jagden, und der Bauer auf ſeinen Flachsfeldern bewies am meiſten durch ſeine heitere Arbeitſamkeit, daß er ein frei gegebener Mann war, und ſeinen adeligen Gebietern in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit gegenüberſtand. Nur in den Räumen des Schloſſes ſelbſt war es ſtill, und die Bewohner, die es ſeit einiger Zeit wieder in Beſitz hatten, lebten entweder in glücklicher Beſchränkung auf ſich ſelbſt, welche ihr Daſein in dieſe lautloſe Ruhe tauchte, oder es war das Unglück und Mißbehagen, das heimlich hinter dieſen grauen Mauern brütete.

An einem ſchönen Tage öffnete ſich früh das eiſerne Gatter des Schloßthors, und Ada, im zierlichen Jagdkleide, gefolgt von einigen Jägern und Dienern, ritt auf einem weißen Zelter daraus hervor. Die Jagd war die einzige Zerſtreuung, der man ſich an dem ländlichen Aufenthalte überlaſſen konnte, und Ada, die am eifrigſten dieſem ihrem Lieblingsvergnügen nachhing, lehnte dann jede andere Begleitung oder Gemeinſchaft ab, als die ihrer ergebenen Diener. Oft ſtürzte ſie ſich auch einſam in die entlegenſten Gegenden des Forſtes. Es war merkwürdig, das beherzte Mädchen zu betrachten, wie ſie ſich ſeit der kurzen Zeit, die dazwiſchen verfloſſen war, auffällig verändert hatte! Sie ſchien auf einmal größer, voller und blühender geworden, und ihre ſonſt mehr gedrängte Geſtalt ſtrebte leicht zu einer ſchlanken Höhe empor. Auf ihrem Geſichte lag mehr Nachdenken und Ernſt, als ſonſt, und Alles verrieth die zeitige Entwickelung der Jungfrau, in deren reicheren Formen die Fülle, Schwere und Bedeutſamkeit des Lebens ſich geregt hatte. Indem ſie frei ihrem wilden Renner die Zügel ſchießen ließ, trat das, was ihr Weſen am meiſten charakteriſirte, in natürlicher Schönheit an ihr heraus. Dies war der Muth, der dieſem lieblichen Mädchen hervorſtechend eigen war, und, mit jungfräulicher Anmuth verbunden, allen ihren Bewegungen einen beſondern Ausdruck gab. Der Muth, mit dem ſie um ſich ſchaute, und Allem, was ihr in den Weg treten wollte, dreiſt ins Auge zu blicken ſchien, gab ihrer Jugend dieſen frühreifen Schimmer und dieſe edle, ſelbſtſtändige Haltung, in der ſie ſich gewiſſermaßen in ſich ſelbſt abgränzte. Dieſe entſchloſſene Stellung zum Leben, die in vielen weiblichen Gemüthern durch das Unglück hervorgebracht wird, hatte bei Ada in der ihr noch immer ungewohnten Lage, in die ſie ſich zwiſchen ihre Mutter und den räthſelhaften Cimaletti, als eine beiden unbequeme Mittelfigur dieſer Gruppe, hineingeſtellt ſah, ſchnell zu einer charaktervollen Feſtigkeit ſich ausgebildet. Ada ſuchte, in einem edlen Inſtinkt ihrer geſunden Natur, die Thätigkeit und die Arbeit auf, um ihrem Daſein dadurch einen ſittlichen Halt zu gewinnen, und war mit den Landbewohnern der ganzen Umgegend in einen lebhaften Verkehr getreten. Sie war eine holde und hülfreiche Erſcheinung in den Hütten der Armen, bei den Leiden der Kranken und den Feſten der Fröhlichen, überall harrte man auf das kluge, verſtändig rathende und ihr Taſchengeld mit vollen Händen beiſteuernde Mädchen, das ſeit kurzem wie eine wohlthätige Fee in den Dörfern waltete. Nur den Dank der armen Leute mochte ſie nie abwarten, wer ihr dieſen allzu unabläſſig aufdrängen wollte, dem kehrte ſie unwillig den Rücken, und dabei trat zuweilen das kindiſche, brüske Weſen der Jugend noch mit einiger Härte hervor; im Grunde aber bewies ſie ſich ſo, weil ihr alle Rührung, und was darauf hinzielte, in innerſter Seele zuwider war. Sie wollte fröhlich Alles verrichten, was ſie that, und die Thätigkeit, in der ſie ſich umherbewegte, ließ zu Zeiten die ganze Fröhlichkeit ihrer eigenſten Natur wieder hervorbrechen, und verſchleierte ihr das Trübe ihrer ſonſtigen Situation hinter duftigen und ſonnigen Farben, nach denen ihr ſpähendes Auge begierig am Horizont des Lebens ſich umſchaute. In der letzten Zeit war ihr der Schulunterricht der Landjugend, der in Kurland ſo mächtige Fortſchritte zu machen anfing, ein Gegenſtand des Intereſſes und Nachdenkens geworden, und ſie fand es in ihrem kleinen, praktiſchen Kopfe von beſonderer Wichtigkeit, ihre ganze Aufmerkſamkeit in ihrem nächſten Kreiſe, in dem noch weniger dafür geſchehen war, darauf zu verwenden. Sie erhielt von ihrer Mutter, die es gerne ſah, daß ſich Ada durch Beſchäftigung zerſtreue, leicht die nöthigen Mittel, um etwas Weſentliches für dieſe Sache geſchehen zu laſſen. In dem Dorfe befand ſich ſeit Kurzem ein alter Schulmeiſter mit ſilbergrauen Haaren und ehrwürdigen Lebenserfahrungen auf dem runzligen Geſichte. Zu ihm, in die ſtille Hütte, begab ſich Ada jetzt oft, und hatte ſtundenlange Unterhaltungen mit dem alten Buſſo, der früher in beſſeren und größeren Verhältniſſen geſtanden haben mußte, denn er kannte die Welt, und Ada lernte jedesmal etwas Neues aus ſeinen Erzählungen. Es bildete ſich allmälig ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen dem jungen Mädchen und dem alten Manne, über deſſen winter=

lichem Haupte durch die Neigung und Theilnahme, die er bei ihr fand, es noch einmal wie ein Sonnenſtrahl aufging, ihn tröſtend, wie es ſchien, über ein verlornes Leben.

Während Ada ſich dieſen ernſthaften Beſchäftigungen überließ, ſtanden ihr die andern Zerſtreuungen, an denen ihr lebhafter Sinn ſich Bewegung verſchaffen mußte, um ſo ſchöner. An einem ländlichen Feſte, das in dieſen Tagen die ganze Gegend gefeiert hatte, war ſie die reizendſte Tänzerin geweſen, und hatte ſich in den Nationaltänzen der Kurländer mit aller ihrer keken Anmuth gezeigt. Zu Pferde ſitzend und auf die Jagd reitend, ließ ſie ſich am meiſten in der wilden Freiheit, die ihrem Weſen ein Bedürfniß ſchien, gehen, und wagte Alles, was nur dem Kühnſten und Geübteſten zuſtand. Jetzt bog ſie im vollen Gallop um die Waldecke, und ſtürzte ſich in die Tiefen des Forſtes, wo ſie der Spur eines Wildes nachzog.

Bald nach ihr traten auch Cimaletti und Hippolyta aus der Schloßpforte, mit heiteren Geſichtern den friſchen Morgen begrüßend, der ſie gewöhnlich zu einem Spaziergange durch die ſchönſten Partieen ihrer Beſitzung vereinigte. Beide lebten ſeit der Zeit ihrer Verbindung in einem ungeſtörten Frieden, und Cimaletti entfaltete mit jedem Tage neue Talente, die man nicht an ihm geahndet hatte, in den verſchiedenſten Sphären, und die ebenſoſehr zur Unterhaltung der Gräfin, wie zur Beſtärkung ihrer Liebe, beitrugen. Es zeigte ſich auf Einmal, daß Cimaletti von der Landwirthſchaft bedeutende Kenntniſſe beſaß, und er erwies ſich geſchäftig, ſie zur Verbeſſerung und Emporbringung dieſer Güter anzuwenden. In allen Zweigen der Oekonomie ſchien er ſelbſt bis auf die kleinſten Details erfahren, und machte ſogar neue Verſuche in verſchiedenen Dingen, die zum Erſtaunen der Uebrigen glücklich ausfielen. Man konnte in allen Fächern guten Rath von ihm erfahren, und er hatte dadurch bald ein gewiſſes Anſehen in ſeiner Umgebung geſchaffen. Die Gräfin war um landwirthſchaftliche Dinge wenig bekümmert und hing mehr an den reichen blitzenden Eigenſchaften ſeines Geiſtes, den er immer glänzender in allen Farben ſpielen ließ, indem er jeden Augenblick die Macht über ſich hatte, ſich gewiſſermaßen wie ein Kaleidoskop zu ſchütteln, und immer neue Figuren, ſchimmernde Bilder und frappante Reflexe aus ſeinem Weſen hervorzulocken. Er war in jedem Momente zu Allem gerüſtet und ging auf die ſentimentalen Stimmungen der Gräfin mit derſelben Hingebung und Sympathie aller ſeiner Gefühle ein, als er durch eine übermüthige und originelle Laune in ihren heitern Stunden ihr ebenſo unentbehrlich wurde. Doch gab es etwas, was die Gräfin noch hinderte, ihres Glückes in dieſer Gemeinſchaft ſo froh zu werden, als ſie wohl gewünſcht hätte. Auf ihrem blühenden Geſichte, das ſeit Kurzem ſich noch wie verſchönt und von Neuem erfriſcht hatte, lag zuweilen eine trübe Wolke des Nachdenkens und der Mißſtimmung. Was ihr fehlte, war das Vertrauen ihres neuen Freundes, der ihr Herz ſo beherrſchte, von dem ſie aber bis jetzt vergeblich Aufſchlüſſe über ſein vergangenes Leben gehofft hatte, das in mehr als einer Hinſicht dunkel und räthſelvoll hinter ihr lag. Es peinigte ſie aber, daß ihr Geheimniſſe hinter ſeiner Erſcheinung bleiben ſollten, die ſie weder enthüllen, noch daran theilnehmen konnte, und ſie gehörte zu den Frauen, die kein Geheimniß zu dulden im Stande ſind, ſondern ſich eher daran verzehren in Neugier und quälenden Verſuchen. Namentlich lag es ihr noch Tag und Nacht im Sinne, den Schlüſſel zu jenem nächtlichen Geheimniß am Rhein zu erhalten, bei dem ſie den Cimaletti belauſcht hatte. Aber dieſer beobachtete das ſorgfältigſte Schweigen über Alles, und wenn es zuweilen den Anſchein hatte, als wolle er über ſich reden, ſo brach er doch ſtets auf eine noch räthſelhaftere Weiſe wieder ab. So verſtrich eine Woche nach der andern, und dieſe Spannung, in der ſich die ihn begierig umlauſchende und an ſeinen Lippen hängende Hippolyta unabläſſig ihm gegenüber befand, trug vielleicht am meiſten dazu bei, dem Verhältniſſe ſeine längere Dauer und Harmonie zu erhalten. Cimaletti aber ſchien ſich fröhlich und thätig nur der Gegenwart zu überlaſſen, und an die Vergangenheit weder mehr zu denken, noch etwas zu haben, das ihn mit ihr verbände.

— Wie glücklich bin ich, liebe Freundin! ſagte Cimaletti, als jetzt Beide Arm in Arm neben einander hergingen, über die reichblühende Flur, indem er den lachenden Blick ſtolz und ſicher von der Erde zum Himmel ſchweifen ließ. Mein ganzes Leben ſteht im Begriffe, ſich auf einem neuen Grund und Boden aufzubauen; ich bin ruhiger, meiner ſelbſt gewiſſer, ausgeſöhnt mit dem Schickſal, und frei von ſeinen Dämonen, ja ich bin ſogar arbeitſam und thätig geworden! Mein Freund Falk, den Du in St. Goar am Rhein geſehen haſt, war ein närriſcher Philoſoph und ſchlechter Prophet. Er wollte nicht an mich glauben, daß ich jemals eine ſolide Geſtalt annehmen würde, und nannte mich nur immer einen im Zerſpringen begriffenen Kometen. Nun aber zeigt ſich, daß der Menſch, wenn er nur den echten Willen dazu hat, ſeines Glückes Herr und Meiſter werden kann! Ich habe mich entſchloſſen, glücklich und gut zu werden, und ſiehe an Deiner Seite habe ich es nach Wunſch erzielt! Des Mannes Entſchluß, dem Schickſale gegenüber, gleicht jenem großen Maler, der mit einem einzigen Pinſelſtrich aus einem weinenden Kinde ein lachendes umzuſchaffen verſteht! Man kann das Glück ſeines Lebens ſich malen, wenn man nur die Farben und den Pinſel richtig zu handhaben weiß, und ein feſtes Bild muß erſtehen auf himmelblauem Grunde! Alle Schatten und Streifen der Vergangenheit und Zukunft, die mir mein Gemälde verwirren möchten, weiß ich mit Kunſt an die Harmonie der Farben zu feſſeln, und eine milde Einheit der Beleuchtung über Alles auszugießen! Der Gott hat dem Menſchen die Macht gegeben, der Künſtler ſeines Lebens zu werden, und aus dieſem bildſamen Marmor ſich eine Geſtalt hervorzurufen, wie ſie ihm nur die Sehnſucht im Innerſten vorſpiegelt! Aber der Menſchen Unglück iſt hauptſächlich, daß ſie das Glück nicht verſtehen! Die Hoffnung, die Reue und der Schmerz treiben ſie auf tauſend Wegen nach unnützen Richtungen, und binden ſie immer an einen Moment, den ſie ſich nicht entſchließen können zu überſpringen, und der ſie in einem unheilvollen Zirkel gefangen hält! Darüber verlieren ſie die Kraft ſich der Gegenwart ſiegreich zu bemächtigen, und den Triumpf des Augenblicks zu genießen, der nur ſich ſelber angehört, und der das alte Erbübel, die Reue, die ihre Schlangenzunge immer nach dem Vergangenen und Unmöglichen in uns ausſtreckt, in dem menſchlichen Herzen überwindet! In der Kunſt des Lebens biſt Du, Hippolyta, meine göttliche Muſe geworden, und unter Deinem Einfluſſe habe ich aus meinem Daſein gebildet, was ſich noch Schönes daraus machen ließ! Bin ich nicht gut, fromm, mild und fleißig, wie Du mich wünſchen kannſt? —

Ihre Blicke begegneten ſich freundlich, aber Hippolyta verſank bald darauf an ſeiner Seite in ein tiefes Nachſinnen. Sie glaubte jetzt den rechten Augenblick gekommen, wo ſie ihm alle ihre Zweifel und Wünſche, die ihn betrafen, bekennen wollte. Du tadelſt, hub ſie leiſe an, daß die Menſchen ſich der Reue hingeben, und die Gegenwart, die freilich Alles verbeſſern kann, darüber verlieren. Man ſollte denken, Du kennſt die Gewalt der Reue nicht, oder haſt nie etwas an Deinem Leben zu bereuen gehabt!

Es iſt wahr, entgegnete Cimaletti, ich habe niemals etwas bereut, ſobald es geſchehen war. Dadurch habe ich immer Raum gewonnen, entweder meine Fehler gut zu machen, oder wo das nicht ging, mich wenigſtens auf der Stelle mit dem Schickſale zu arrangiren. Und daraus erwächſt ſchon immer ein großer Vortheil!

Es mag freilich Ereigniſſe und Thaten geben, fuhr Hippolyta mit einem beſondern Ausdruck ihrer ſchwärmeriſchen Augen fort, die ſelbſt in ihrem Unheile ſo großartig ſind, daß jede Reue kleinlich ausfiele! Es iſt Zeit, Freund, daß Du mir auch Dein vergangenes Leben offenbarſt, damit ich Dich ganz kenne, und damit Du wiſſeſt, daß ich kein ſchwaches und gewöhnliches Herz im Buſen trage, um darin aufzunehmen und zu würdigen, was Dich jemals Schreckliches oder Bedeutſames betroffen haben mag. Um aber mit dem Vertrauen anzufangen, muß ich Dir endlich geſtehen, daß ich Zeugin jener Nacht in St. Goar geweſen, in der Du vor meinen Augen an einem unerklärlichen Geheimniß einen ſo räthſelhaften Theilnehmer abgabeſt! —

Cimaletti ſchrack einen Augenblick zuſammen, ſah ſie ſtarr an und erbleichte. Dann, ſich ſchnell faſſend, rief er aus, indem er ſein Geſicht in gewaltſamer Bewegung an den Buſen der Erſchrockenen barg: Theuerſte Freundin, von jener unglücklichen und mit dem ſchwarzen Fluche der Hölle beſiegelten Nacht, die noch in der Erinnerung plötzlich alle Schmerzen meines Lebens als Geſpenſter in mir auferſtehen macht, biſt Du Zeugin geweſen? von jener Nacht, wo ich meinen liebſten und einzigen Freund begrub, und wo zu der Qual in unſern Herzen ſich der Sturm und das Unwetter der Elemente ſchrecklich geſellte, ſengende Blitze ſchleudernd über unſere weinenden Häupter? Welcher Dämon hat Dich wachen laſſen in dieſer fürchterlichen Nacht, wo nur die Schlummernden glücklich waren? —

Hippolyta ſuchte ſeine Bewegung zu ſtillen, ſie leitete ihn ſanft und unter freundlicher Liebkoſung zu einer Bank, und redete ihn mit den zärtlichſten Beweiſen ihrer Liebe zu, denn ſie hoffte nun das Geheimniß zu erfahren, nach dem ſie ſo ange geſchmachtet und gerungen hatte.

Cimaletti küßte ihr die Hand, preßte ſie inbrünſtig gegen ſeine Augen und hub dann mit einer noch vom Schmerze zitternden Stimme an: Kennſt Du die Ballade vom Ritter Toggenburg, von Schiller?

Die Gräfin, die aufs Aeußerſte geſpannt an ſeinem Munde gehangen, bejahte es, ein wenig befremdet, und fragte: wozu?

Mein Freund Aloys, fuhr Cimaletti mit ſeinen leuchtenden Blicken fort, war der wahrhafte Ritter Toggenburg. Aber ſeine Geliebte wohnte nicht hinter grauen Kloſtermauern, ſondern tief unten in dem Smaragdſpiegel des Rheins. Sie war ertrunken, eine tückiſche Welle hatte die wunderſchöne Lydia entführt. Aloys und Lydia wohnten in einem und demſelben Rheinſtädtchen, es lag in der Nachbarſchaft von St. Goar, und ſie waren als Kinder mit einander auferzogen. Aber Lydia widmete dem treuen Aloys nichts als Schweſterliebe. Sie war ein ſchönes, holdes, ſtilles Kind, ſie liebte ihren alten Vater, ihren Garten, ihre Blumen, ſie liebte Gott und den Frühling, ſie liebte auch Aloys, aber nicht ſo, wie er ſie liebte.

Er liebte ſie mit ſeiner poetiſchen Seele, die alles Schöne, Zarte und Bedeutende, was es in der Welt gab, nur in Lydia anbetete. Doch ſie verſtand die Gluth nicht, die ſeine männliche Wange färbte, und ſie reichte ihm gütig ihre weiße Hand hin und lächelte, unbefangen, während er zitterte. Da konnte er es nicht länger mit anſehen, er riß ſich los, und unternahm eine weite Reiſe, um ſie zu vergeſſen. Er kam auf ſeinen Reiſen in bedeutende Verbindungen, machte ſeine Talente geltend, und erwarb ſich einen Namen. Aber überall trieb es ihn nach dem heimgthlichen Rheine zurück, in deſſen Waſſern ſeine Liebe mit ihrer Erinnerung ſich ſpiegelte. Er betrat wieder die vaterländiſchen Gegenden und lebte einige Zeit in ſtiller Zurückgezogenheit in Frankfurt am Main, wo er nur mit dem Bilde der Geliebten ſich beſchäftigte. Die Kälte ihres jungen Herzens, das in ſeiner Unſchuld, die Liebe verſchmähte, war doch ein beſtändiger Pfeil der Liebe in ſeiner Bruſt. Endlich zog er doch wieder nach dem heimiſchen Städtchen zurück, und klopfte eines Morgens an die Thür, die ihm ſonſt Lydia, mit dem ſchönen, gleichgültigen Frieden auf ihrem Geſicht, oft geöffnet hatte. Aber diesmal trat ihr alter Vater allein heraus, und nahm ihn finſter bei der Hand, und führte ihn mit Beben an das Ufer des Stromes. Die Du ſucheſt, liegt hier begraben, ſagte er; ſie iſt des Rheines Braut! Von der Gondel, auf der ſie im fröhlichen Scherze ſich ſchaukelte, zog die Welle ſie mitten im Lachen in die kühle Gruft hinunter. Und ſo begierig hat der Strom ſie gefaßt, daß man den holden, jungen Körper niemals wiedergefunden! — Als Aloys dies vernahm, ward er ſtill, und nur ſeine Thränen thauten hinunter auf das Wellengrab, das die unvergeßliche Geſtalt barg. Dann ließ er ſich nicht fern vom Ufer eine kleine Hütte bauen, die nur Raum für ihn allein hatte, und aus deren ſchmalen Fenſtern man ſein trauerndes Haupt täglich herausblicken ſah. Er blickte in den Rhein und auf die Stelle, wo Lydia verſchwunden war. Wann die Sonne über den Rhein blitzte, oder der Abendpurpur ihn malte, oder der nächtliche Mond mit ſilbernen Fäden ihn durchſchoß; zu jeder Zeit ſaß Aloys an ſeinem Fenſter und harrte auf die Geliebte. Der ſchöne Rhein war ihm zum ſchönen Mädchen geworden, mit feuchten Haaren, mit dem lang flatternden Gewande, mit dem ſtrahlenden Kryſtalle der Augen und einem Brautkranze von hellgrünem Weinlaub um die fromme Stirn. In Allem ſah er ſeine Lydia und liebte ſie. Aber am ſchönſten war es ihm des Nachts, wenn ihn die Wellen zuweilen aus leiſem Schlafe weckten, und er dann glaubte, ſie rufe ihn! Dann eilte er raſch an ſein Fenſter, und ſtreckte die Arme hinaus über den Rhein, und rief mit lauter Stimme, die wie eine Feſtglocke ſchallte, ihren Namen. Und aus dem Rhein antwortete ihm der geheimnißvoll murmelnde Wellenſchlag, und Lydia ſagte ihm leiſe aus der Fluth heraus, daß ſie ihn jetzt liebe, tief und unendlich, denn im Tode habe ſie die Liebe vollkommen gelernt! Und dann war es ihm, als fließe die ſchimmernde Welle in eine bekannte Geſtalt zuſammen, und wandele aufwärts mit Geiſterſchnelle über den Waſſerſpiegel, und hänge zuletzt jubelnd und von himmliſchem Feuer umfloſſen an ſeinem Halſe. In einer ſolchen Nacht verſchied er einſt, und man fand ihn auf das Fenſterbrett gelehnt, eine freudige Verklärung auf ſeinem ſtillen Antlitz, und den Arm noch bedeutungsvoll nach dem Rheine hinausgeſtreckt. Ich hatte ihn noch kurz vorher auf meinen vielfältigen Rheinſtreifereien öfters beſucht, dieſen trefflichen, guten, ganz aus Seele geſchaffenen Freund, deſſen Bekanntſchaft ich zuerſt in der Schweiz gemacht. Unter ſeinen Papieren fanden wir einen Zettel, auf dem er ſchon ſeit längerer Zeit vor ſeinem Tode den Wunſch an ſeine Freunde niedergelegt, nicht in der Erde, ſondern mitten in den Fluthen des Rheins, an einer bezeichneten Stelle, begraben zu werden. Wir waren entſchloſſen, ihm ſeinen Wunſch zu erfüllen. Dies Begräbniß im Rheine mußte heimlich und nächtlich geſchehen, um durch ſeine Ungewöhnlichkeit kein Aufſehen zu erregen, und, bei ſtürmiſcher Nacht, ſtießen wir vom Lande mit dem Sarge, der die Glieder des edlen Todten feſteinſenken ſollte in den tiefſten Grund des Stromes. An den Ufern von St. Goar harrte ich der Freunde um Mitternacht, und ehe wir die geheimnißvolle Feierlichkeit vollbrachten, ſprach ich einige Worte der Trauer vor ſeinem zum letzten Mal enthüllten Leichnam. Ich zählte alle Wunden, die ihm das Leben geſchlagen, und ſprach zu den Brüdern: ſehet, Alles, was ihr an ihm erblickt, ſind Wunden der Liebe, an denen er geſtorben iſt! Seine Augen, mit denen er ſie angeſchaut, ſeine Lippen, mit denen er zu ihr geſprochen, ſeine Hände, mit denen er die ihrigen gedrückt und nach einem gleichen Gegendrucke vergeblich fühlte, ſeine Füße, die ihn nur forttrugen, um ſie zu finden, ſein Herz, das nur geſchlagen, um ſie zu lieben und zu feiern — alles dies ſind Wundenmahle der Liebe, die ſein ganzes Weſen bedecken und es in einem einzigen Schmerze zuſammenzogen. Und zählet alle edlen Organe an ihm, ſie ſind zu eben ſo vielen Todeswunden der Liebe ihm geworden, ſie haben die Liebe hereingelaſſen in den Prozeß des Lebens, und den Tod daraus bereitet! — Aber indem ich ſo ſprach, fuhr mir ein ſchwarzer Gedanke durch meine Seele, der mich beunruhigte. Man entſchließt ſich ſo ſchwer, an den Tod ſeiner Freunde zu glauben, und da Vernichtung zu ſehen, wo noch vor Kurzem geliebtes Leben war! Die Freunde theilten meine Sorgen, und da ich Arzt bin, forderten ſie mich auf, noch einen Verſuch mit dem Geſtorbenen anzuſtellen, der ſeit einigen Minuten ſo wunderbar ausſah, daß man ihn für ſcheintodt halten konnte. Ich riß ſchnell eine Lancette heraus, und ſtieß ſie ihm in die Ader, aber keine Lebenshoffnung regte ſich in ihm, und es war nur der falbe Schein des heranziehenden Gewitters geweſen, der über die Geſichtszüge des Todten blitzte. Dann ſchloſſen wir auf immer den Deckel, und fuhren mit ihm hinein in den Strom, um ihn unter andächtigen Gebeten in die feuchte Ruheſtätte hinabzuſenken, einen Nibelungenſchatz unſerer Liebe, den wir dem Rhein anzuvertrauen gelobt. Aber wir konnten es nicht in Frieden vollbringen, der toſende Sturm miſchte ſich mit ſchrecklicher Donnerſtimme in unſer frommes Geſchäft, wie raſende Furien zogen ſich die Blitze nach unſern Häuptern, die Regengüſſe überflutheten uns, ringsumher erbebten die Ufer, die Felſen krachten, und von ihren Gipfeln ſtürzten gebrochene Bäume, der Rhein ſchwoll an, und kaum hatten wir unſern

Todten laut ſeufzend in ſeine Gruft fallen laſſen, als wir uns auch flüchten mußten, von den Elementen gejagt, das Entſetzen in unſeren Herzen! —

Cimaletti endete hier ſeine Erzählung, und verhüllte ſein Geſicht mit den Händen, wie in die Erinnerung eines tief ergreifenden Schmerzes verſunken. Die Gräfin, die dem erſten Theile ſeines balladenartigen Vortrages mit Spannung gelauſcht, ſich aber am Schluſſe wieder unbefriedigt von ihm abgewandt hatte, ergriff jetzt ſeine Hände, löſte ſie ihm mit einiger Heftigkeit los von ſeinem Geſicht, und ſah ihm dann mit durchbohrenden Blicken lange in die Augen.

Betrügſt Du mich auch nicht, Cimaletti? fragte ſie ihn dann, mit einem bedeutſamen Accent ihrer Stimme. Ich glaube, Du erzählſt meiner Neugier Mährchen vor, und würdigſt nicht, meinem Verſtand Aufſchlüſſe zu geben. Soll ich an Dir irre werden, mein Freund?

Sie brachte ihm darauf, in haſtiger Aufzählung, mehrere Umſtände in Erinnerung, die, in jener Nacht von ihr wahrgenommen, mit ſeiner Darſtellung in einem ſeltſamen Widerſpruche ſtanden.

Gute Hippolyta, ſagte Cimaletti, indem er ſich eine Thräne abtrocknete, Alles, was Dir ſonſt vorgekommen ſein mag, kann nur ein Traumbild Deiner ſo leicht entzündbaren Phantaſie geweſen ſein, und aus den Schreckniſſen der Natur in jener Nacht, in die ſich Dein romantiſcher Sinn hinauswagte, woben ſich Dir Geſtalten, Worte und Namen zuſammen, die nicht exiſtirten, als in Deinem Gehirne. Du biſt ein Kind, Liebe, aber ich liebe Dich doppelt deshalb!

Du machſt es Dir allzuleicht, mich abzufertigen! ſagte Hippolyta empfindlich, und ſtand auf, ihm einen zürnenden Blick zuwerfend. Ich könnte anfangen, Dich zu haſſen! — Und warum erfahre ich jetzt erſt von Dir, daß Du Arzt biſt, und als Arzt nächtliche Kuren unternimmſt mit der Lancette, ſo daß ich ſie für einen Mörderdolch halten konnte? Alle Tage erſcheint mir eine andere Geſtalt an Dir. Welche iſt die rechte und echte, und giebt es eine?

Cimaletti ſchlug ein lautes Gelächter auf, das die Gräfin in innerſter Seele verletzte. Dann erhob er ſich ebenfalls und wollte, mit der heiterſten Gebärde, ihren Arm nehmen, um ſie zur Fortſetzung ihres Spazierganges aufzufordern. Sie aber widerſetzte ſich, und ſtand einen Augenblick nachſinnend da, den Kopf auf die Bruſt herabgeneigt, ihm den Rücken zukehrend. Eine heftige Bewegung ſchien in der hohen Geſtalt zu arbeiten.

Daß ich Arzt bin, meinem erſten Beruf und Handwerke nach, nahm Cimaletti mit einem höhnenden Tone wieder das Wort, könnte ich Dir, mein liebes, zürnendes, zweifelndes Kind, mit tauſendfältigen Beweiſen darthun. Hatte ſich bis jetzt keine Gelegenheit geboten, es Dir zu ſagen, ſo liegt dies in meinem Charakter, über meine Eigenſchaften zu ſchweigen, bis die Umſtände ſie von ſelbſt ans Licht bringen, oder zu ihrem Dienſt erfordern; denn ich habe mich ſchon mit ſo vielen Dingen beſchäftigt, daß mir eigentlich alle gleichgültig ſind! Liebe mich darum nicht weniger, ſchöne Hippolyta! Und wenn ich überhaupt der

Meinung bin, daß Weiber die Geheimniſſe der Männer unberührt laſſen ſollen, ſo bin ich es noch mehr da, wo gar keine Geheimniſſe vorhanden ſind!

Die Gräfin ſchrack über die Rauheit ſeiner Stimme zuſammen, die er bei dieſen letzten Worten hören ließ. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen, ſie verwiſchte ſie raſch mit dem Schnupftuch, aber ſie vermochte es nicht über ſich, Cimaletti anzuſehen. Wie bitter habe ich mich getäuſcht! ſagte ſie endlich nach einer Pauſe, kaum hörbar. Ich hatte großes Vertrauen und große Hoffnungen auf Dich geſetzt, ich Thörin, und ſie fangen an, in ein lächerliches Nichts ſich mir aufzulöſen. Von Jugend auf ſtrebte ich, mir das Bedeutſame zu eigen zu machen, das über den Kreis der Gewöhnlichkeit hinausliegt, der die Meiſten meines Geſchlechts kleinlich eingefangen hält! Mir genügte nie, was ich beſaß, ich wollte das Höhere Etwas, das ich noch nicht kannte, und knüpfte meine Wünſche an dieſe und jene Geſtalt des Lebens, aber keine will mir gewähren, was mein unbefriedigtes Herz verlangt. Ich will mich aufſchwingen von der Scholle des Alltäglichen, ich ſuche einen Gott, der über den Räthſeln des Lebens herrſcht, und finde einen Komödianten, der mir etwas vorgaukelt, wie leichtgläubigen Kindern!

Sie ſprach dieſe Worte mit einer Bitterkeit, die in Thränen der Wuth erſtickten. Cimaletti ſah ſie kalt an, und ſagte mit einer Ruhe, die etwas Spöttiſches hatte: Zum Komödianten ohne Talent geboren, bin ich gleicherweiſe zu ehrlich, um einen Gott zu ſpielen, der gefährliche Experimente mit dem Leben unternähme, blos um es romantiſch zu machen nach den Launen einer Frau. Madame haben ſich allerdings in mir geirrt, wenn Sie etwas Ungewöhnliches in mir zu beſitzen glaubten. Ich bin nichts, als ein ganz gewöhnlicher und unbedeutender Menſch! In Deutſchland würde man mich einen Philiſter nennen, und ich kann heilig verſichern, daß ich in der That die philiſterhafteſten Neigungen und Eigenſchaften an mir habe! Ich bin ein Menſch, mehr für das Tabacksvergnügen eines räucherig ſeligen Eſtaminet geſchaffen, als für die ſonnigen Höhen und wilden Waldſtege der Romantik oder Chevalerie!

Mehrere Jahre meines Lebens, an deren Frieden ich noch heute mit Entzücken zurückdenke, habe ich in einer kleinen Stadt in Hinterpommern, bei einer Pfeiſe Taback und einer dürftigen Lectüre aus der Leihbibliothek, ohne alle weitere Beſchäftigung hingebracht. Will das nicht viel ſagen? Es giebt eine gewiſſe Gemeinheit in der menſchlichen Natur, zu der ich mich mit Vergnügen bekenne, ſie feſſelt den Titanengeiſt wieder an die liebe Mutter Erde, und Erde iſt doch am Ende das Sicherſte für uns, denn ſie läßt uns das Getreide entſprießen, aus dem wir uns unſer Brod backen! Darum verlege ich mich auch neuerdings wieder mit ſo großem Intereſſe auf die Landwirthſchaft und Oekonomie. Du mußt Dich ſchon damit begnügen, meine Hyppolyta, daß ich ein ſo unbedeutender Menſch bin! Auch die Unbedeutendheit iſt ſüß! Auch die Harmloſigkeit iſt eine Poeſie!

Unbedeutend biſt Du nicht, aber abſcheulich! ſagte die Gräfin, indem ſie auf's Höchſte empört ſchien, und alle Züge des ſchönen, jetzt hochroth entflammten Geſichts den Widerwillen gegen ihn ausdrückten. Ich Unglückliche und Gutmüthige, welcher böſe Dämon hatte mich verblendet, welche ſchwarze Zauberei bannte mich an Dein mir ſo fremdartiges Weſen? Jetzt ſpringt es mir wie Schuppen von den Augen, ich erwache aus einem bizarren Traum, und das Erſte, was ich wieder klar ſehe, iſt Dein höhnendes Geſicht, das mir gegenüber ſteht, lachend über die Argloſigkeit meiner Seele! Ein Argwohn, den ich bis jetzt zu edel war, in meinem Herzen zu hegen, beſtätigt ſich mir jetzt zur Gewißheit! Du haſt mich ſchon mit Deinen hochtönenden Phraſen auf Deinem Sterbebett in St. Goar ſchrecklich getäuſcht, und ich, die ich immer nur gläubiger Empfindung bin, habe mich täuſchen laſſen! Oder haſt Du, da Du Arzt biſt, damals Wunderkuren an Dir ſelbſt verrichtet?

Cimaletti ſchwieg einen Augenblick, mit übereinandergeſchlagenen Armen vor ihr ſtehend; dann klopfte er ihr mit der Hand auf die Schulter, und ſagte, mit ſeinem lächelnden Geſicht, aber mit einer eiſigen Kälte in der Stimme: Die größte Offenheit ſoll von jetzt an unter uns herrſchen liebe Hippolyta! Wozu Dir länger ein Geheimniß verſchweigen, das Dein Scharfblick ſchon längſt diviniren konnte. Biſt Du einen Moment lang getäuſcht worden, ſo klage die gränzenloſe Liebe an, die ja ihrem ganzen Weſen nach nur aus Täuſchungen beſteht! Sobald ich Dich geſehen, lag mir vor Allem daran, Deine herrliche Erſcheinung mein zu nennen; denn des Allerhöchſten vermißt ſich die Jugend und die Liebe! Und die Liebe wirſt Du nie an mir in Zweifel ſtellen. Wie ſollte ich aber die Formen, die uns trennten, anders überſpringen, als durch eine Scene, wie wir ſie der Welt vorſpielten! Nicht Du biſt betrogen worden, Hippolyta, ich meinte damals, Du empfändeſt es ſelbſt, ſondern nur die Welt, die es nicht anders will und verdient! Indeß ſchwöre ich es Dir, Freundin, auf mein Ehrenwort, daß Alles nur ein Werk des unwillkürlichen Augenblicks, und nicht der durchdachten Berechnung geweſen! Als ich an jenem Morgen erwachte, befand ich mich wirklich krank; denn die Erſchütterungen der vergangenen Nacht, in der wir unſern Aloys begraben hatten, vielleicht auch die Folgen des Unwetters, dem ich mich ausgeſetzt, wütheten faſt tödtlich in meinen Nerven. Und ich lag da, mich gern und willig an Todesphantaſien überlaſſend, ein träumeriſcher Sterbender, und hatte, mich mit allen meinen Lebensbildern ſüß einſchläfernd, weiter keinen Wunſch mehr, als Dich zu ſehen, Du Einzige! Und als Du gütig an meinem Lager ſtandeſt, erwachte die Sehnſucht in mir, mein Leib möchte wirklich ſterben, aber die Seele, enteilend in ihr ſchöneres Sein, möchte als Anwartſchaft auf den Himmel Deine Liebe mir davon tragen können! Da wagte ich leiſe, Dir dieſen Wunſch zu bekennen, Du widerſtandeſt ſo vieler Liebe nicht, und Deine Hand, die mir gehören ſollte, führte mich von Neuem friſch in das kräftige Leben zurück! Du magſt es nun Täuſchung nennen, oder wie Du willſt, genug, Du biſt mein unter rechtmäßigen Formen, und wenn Du nicht mehr leiden kannſt, daß ich Dich liebe, ſo wirſt Du leiden, daß ich Dich beſitze!

Iſt es möglich! ſchrie Hippolyta, wie außer ſich gerathend, und verhüllte wehklagend ihr

Haupt, aber zu gleicher Zeit ſchien eine krampfhafte Bewegung ſich ihrer zu bemeiſtern, ſie wankte und ſank ohnmächtig zurück. Cimaletti fing ſie in ſeinen Armen auf, griff raſch nach ihrem Puls und betrachtete ſie dann mit prüfendem Auge. Hierauf ſchüttelte er ſie etwas unſanft und rief mit rauher Stimme ihren Namen. Sie ſchlug die Augen wieder auf.

Folge mir! ſagte er kurz und befehlend. Wir werden unſern Spaziergang fortſetzen, dies wird Dich auf andere Gedanken bringen, und das böſe Blut beſänftigen, das Dir Schwindel erregt!

Nein! ſagte ſie, ſich mit wüthender Gebärde von ihm losreißend. Ich werde allein nach dem Schloſſe zurückkehren, und Du, geh', wohin Du willſt, aber ohne mich, und ewig ohne mich!

Du wirſt mir folgen, liebe Frau! wiederholte Cimaletti, ſie am Arme preſſend. Du wirſt mir folgen, denn es ſteht geſchrieben, er ſoll dein Herr ſein, und du ſollſt ihm gehorchen!

In dieſem Augenblick erſchallte in der Nähe Hundegebell und Halloruf von Jägern; Cimaletti wurde aufmerkſam und ließ den Arm der Gräfin fahren. Es währte nicht lange, ſo ſprengte Ada auf ihrem wilden Renner im vollen Gallop vorüber, mit jubelndem Zuruf ihre Mutter begrüßend; aber kaum hatte ſie noch einige Schritte zurückgelegt, als das Pferd ſtürzte und ſeine Reiterin weit von ſich ſchleuderte. Die Gräfin ſchrie laut auf um ihre Tochter, und Cimaletti ſprang eiligſt hinzu, um der bewegungslos daliegenden Ada, die verwundet zu ſein ſchien, Hülfe zu leiſten. Er hob ſie empor, und obwohl ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſank ſie ihm doch wieder in ſeinen Armen zuſammen. Er forſchte nach, wo ſie ſich beſchädigt haben könne, und fand, daß die Verletzung nur in einem leichten Armbruche beſtehe. Er ſtreifte den ſchönen, weißen Arm auf, was Ada nur mit Widerſtreben geſchehen ließ, und unterſuchte mit kundiger Hand die gebrochenen Theile. Dann umwand er die zarten Gelenke mit einem vorläufigen Verbande ſeines Schnupftuches, und wußte mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Thätigkeit Anſtalten aller Art zu treffen. Ada war leichenblaß geworden, und lehnte ſich faſt ohnmächtig an ſeine Schulter. Er ſprach ihr auf die tröſtlichſte Weiſe und mit zärtlicher Beſorgniß zu, belehrte ſie von der geringen Gefahr ihrer Verletzung und ſuchte ihre augenblickliche Lage ihr ſo bequem als möglich zu bereiten. Dann hob er ſie auf die mittlerweile herbeigeſchaffte Tragbahre und gab ſelbſt einen der Träger ab, um der Kranken die mildeſte Bewegung widerfahren zu laſſen. Ada warf ihm einen dankbaren Blick zu, und ſtammelte einige freundliche Worte; es waren die erſten, die Cimaletti aus dem Munde des Mädchens hörte.

Die Gräfin, die dem Zuge unter den ſeltſamſten Empfindungen folgte, war erſt höchlich beſorgt um ihr Kind, dann wich aber die erſte Aufregung bald wieder den eigenen Schmerzen und Beunruhigungen, von denen ſie in ihrer beſonderen Lage, die ſie ſeit Kurzem mit andern Augen anſah, ſich gequält fühlte. Kaum wußte ſie daher, auf dem Schloſſe angekommen, daß der ungefährlichen Verletzung ihrer Tochter die nöthige Pflege und Sorge zu Theil wurde, als ſie ſich auch ſchnell, wie von einem böſen Dämon getrieben, entfernte, um ihr einſames Zimmer aufzuſuchen, und mit ſich zu Rathe zu gehen. Selbſt die freundlich-geneigten Blicke, die Ada gegen ihre ſonſtige Weiſe auf Cimaletti hatte fallen laſſen, verwundeten ſie wie Scorpionenſtiche in ihrer empfindlichen Bruſt, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Noch weniger aber ſchien ſie es auszuſtehen zu können, Cimaletti ſelbſt länger zu ſehen, und in ſeiner Nähe zu verweilen. Dieſer war unermüdlich um Ada beſchäftigt, und legte die größte Geſchicklichkeit der ärztlichen Kunſt an den Tag, indem ſeine Behandlung bald ihren Zuſtand erleichterte. Ada lag, den Arm von der Schiene umgeben, auf ihrem Lager und entſchlummerte lächelnd und mit leiſe ſich wieder röthenden Wangen, von der Mattigkeit ihres Zuſtandes eingeſchläfert. —

Unterdeß ging die Gräfin Hippolyta mit heftigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und kämpfte in gewaltſamer Aufregung mit einem Entſchluß. Ihr Auge rollte und ſprühte ein blitzenderes Feuer, als gewöhnlich aus, alle ihre Pulſe flogen ſtürmiſch, wie im Fieber. Sie wälzte Gedanken mit ſich herum, die ſie bis auf ein Aeußerſtes führten, und ſelbſt das Aeußerſte dünkte ihr kaum noch genügend, denn es handelte ſich in ihrer empörten Seele um Rache. Frauen ihrer Art ſind in der Wuth eben ſo enthuſiaſtiſch, als in der Hingebung ſchwärmeriſch, und in beiden alle Grenzen überſpringend, zeigen ſie dieſelbe Ueberſchwenglichkeit, die ſie in der Zärtlichkeit beſitzen, auch in der Furie ihres Herzens, und meiſtens an einem und demſelben Gegenſtande! Hippolyta weinte, tobte, löſte ſich die Haare auf, warf ſich verzweifelt auf das Kanapee, und ſprang dann wieder, wie von Raſerei ergriffen, umher. Dann ſtützte ſie das Kinn nachdenkend in die Hand, das glänzende Auge erloſch faſt in einem unbeweglichen Hinſtarren, und ihr ganzes Weſen brütete über einer außerordentlichen That. Sie dünkte ſich nicht nur betrogen, ſondern auch beſchimpft, ſie erſchien ſich entehrt, am meiſten in ihren eigenen Augen! Und an der Ehre, von der ſie eine romaneske Vorſtellung hatte, Schaden erlitten zu haben, war ihr, als ſei die Sonne auf ewig über ihrem Haupte erloſchen, und kein Strahl, kein Glanz werde jemals mehr ihr finſteres

Leben umleuchten! Nun ſollte wenigſtens die Rache ſie tröſten und ihr Schickſal verbeſſern! Der ritterliche Muth, den ſie ſich zu eigen fühlte, trieb ſie in Entwürfen aller Art umher, und jagte ihre Phantaſie von einer Vorſtellung zur andern. So viel gelobte ſie ſich und ihrer Ehre mit unverbrüchlichen Eiden, daß es um Cimaletti geſchehen ſei! In wenigen Tagen werde er von ihrer Seite verſchwinden, und die Winde ſollten ſeiner Spur nachwehen, und ſie nicht finden, und ſein Name und ſeine Geſtalt ſollten verſchollen ſein, wie ein flüchtiger Laut in den Felſen! An dieſem Gedanken ſtärkte ſie ſich einigermaßen wieder, ihr Blicke belebten ſich von Neuem, und ſie athmete mit gewaltigen Schlägen ihrer Bruſt der Ausführung deſſen entgegen, was ſie zu ihrer Ruhe und Genugthuung unternehmen wollte. Aber ſie nahm an dieſem Tage weder Speiſe noch Trank zu ſich, und brachte in verzehrender Bewegung eine ſchlafloſe Nacht hin. —

Drei Tage waren verfloſſen, und bis jetzt hatte ſich nur Erfreuliches auf dem kurländiſchen Edelhof ereignet, nämlich die ſchnelle Beſſerung Ada's. Der verletzte Arm hatte nur einer geſchickten Wiedereinrenkung nöthig, um bald zu heilen, und ſo bedurfte Ada blos der Ruhe, um von allen Nachwirkungen ihres Anfalls zu geneſen. Sie ſchien in dieſem Augenblicke der Mittelpunkt der Verhältniſſe auf dem Schloſſe zu ſein, in dem die Uebrigen ſich nur für ſie intereſſirten, aber unter ſich ſelbſt eine peinliche Spannung beobachteten. Ihre Mutter näherte ſich ihrem Lager nur, wenn ſie Cimaletti nicht im Zimmer wußte. Ada war die einzige, zu der ſie auf wenige Stunden kam, ſtill bei ihr ſitzend, in tiefen

Gedanken, oft ohne zu ſprechen. Sonſt lebte Hippolyta in dieſen Tagen ganz für ſich allein, aß allein auf ihrem Zimmer, und Niemand wußte, womit ſie ſich beſchäftigen mochte.

Auch Cimaletti bekümmerte ſich um die Gräfin nicht, und ſchien wenig nachzufragen, was ſie trieb oder dachte, indem er plötzlich in Betreff ihrer die größte Nichtachtung und Gleichgültigkeit an den Tag legte. Nur um Ada war es ihm jetzt zu thun, und dieſe mochte ſich nicht läugnen, daß ſie nur dem außerordentlichen Eifer, den er in dieſer unerwarteten Anwendung ſeiner Kunſt bewieſen, ihre ſchnelle Geneſung danke. Er zeigte ſich ſo thätig, hülfreich, erfinderiſch in Allem, was ihr wohlthun konnte, und geſchickt in den Mitteln, mit denen er ſie behandelte, daß ſie, obwohl das Gefühl des zartſinnigen Mädchens ſich noch immer leiſe ſträubte, es doch nicht über ſich vermochte, nicht allmälig mehr und mehr Vertrauen zu ihm zu faſſen. Sie duldete erſt aus Dankbarkeit, dann mit einiger Neigung ſeine Nähe, und er wußte ſich faſt beſtändig zu ihrem Dienſt oder zu ihrer Erheiterung um ſie zu ſchaffen zu machen.

Er hatte auch ſelbſt ſeit Kurzem ein ganz verändertes Weſen angenommen. Man wußte nicht, wie es zuging, aber Cimaletti war plötzlich nicht mehr der Vorige; etwas Sanftes, Leiſes, Träumeriſches hatte ſich ſeinem Charakter mitgetheilt, oder war aus ihm, wie Flötentöne aus einem ſcharfgeſtimmten Saiteninſtrument, unvermuthet herausgetreten. In der Begegnung mit einer Leidenden war dieſe milde Tonart, die ſein ganzes Weſen anſchlug, etwas außerordentlich Wohlthuendes, und Ada lauſchte von ihrem Krankenlager mit Ueberraſchung dieſen freundlichen, zarten Lauten, die aus allen ſeinen Aeuſſerungen ſprachen. Zugleich mit Cimaletti hatte ſich auch ein anderer Freund Ada's, der alte Buſſo, der ſchon erwähnte Schullehrer des Ortes, oft vor ihr eingefunden, und mit dieſem alten Manne, der viel geſehen und erlebt, ließen ſich die intereſſanteſten Geſpräche führen. Ada hörte gern zu, wenn ſich Cimaletti, der ebenfalls an dem Greis ein Intereſſe gefunden, ſelbſt über die abſtracteſten Ding mit ihm unterhielt, und ſie miſchte ihre ſinnigen Bemerkungen ein, ſo oft ſie Gelegenheit hatte. Ada fühlte bald, wie behaglich es ſei, ſich in guter und geiſtreicher Geſellſchaft zu finden, und neigte ſich am Ende begierig dahin, wo Geiſt und Witz war, welche ſeine Eigenſchaften Cimaletti diesmal nur mit einer beſcheidenen Grazie ſpielen ließ. Das liebe Mädchen freute ſich faſt, daß ſie krank geworden war, und dadurch Gelegenheit erhalten hatte, den Werth der ſie umgebenden Perſonen aus einem richtigeren Geſichtspunkte zu ſchätzen. Und dieſe beiden Freunde, die ſich um ſie bemühten, wetteiferten faſt mit einander um ihre Gunſt. Gegen Cimaletti blieb Ada zurückhaltender, nahm aber dafür die Veränderung, die in dem Verhältniſſe zwiſchen ihm und ihr ſo plötzlich ſich zugetragen, vielleicht um ſo bedeutſamer auf, und bat ihm heimlich in ihren Gedanken ab, daß ſie ihn allzuſehr verkannt habe. Ja, ſie kam bald dahin, zu glauben, ſie habe gegen ihn Einiges wieder gut zu machen. Dagegen überließ ſich die gute Ada gegen Buſſo einer faſt kindlichen Zärtlichkeit, und hatte den alten, milden, ſilberhaarigen Mann ſo lieb, daß ſie es nicht genugſam blicken laſſen konnte. Und es war rührend ihn ſelbſt zu ſehen, wie er ſich von Neuem an den Blicken ſeiner jungen Wohlthäterin belebte, ſeine Augen jünger ſtrahlten, und den bleichen Greis noch einmal ein Morgenhauch des Lebens erfriſchte.

Eines Abends befand ſich Cimaletti allein mit der Kranken, weil Buſſo von der Gräſin in die naheliegende Stadt geſchickt wor, um Mehreres für ſie zu beſorgen, was ſie keinem gewöhnlichen Diener anvertrauen mochte. Cimaletti ſetzte ſich an Ada's Klavier, auf dem ſie ſelbſt eine ausgezeichnete Fertigkeit beſaß. Er phantaſirte, und ſetzte die Töne, die er griff, zu ſanften Träumen zuſammen, die durch die ſtille Dämmerung des Zimmers hinflogen, wie Engel des Friedens. Dann ſang er einige deutſche Lieder, welche Ada zum erſten Male hörte. Sie drangen in ihrer ſtillen Einfachheit und gemüthlichen Kraft ihr wunderbar an das Herz, und das Mädchen ſchmiegte ſich mit einem noch nie gekannten Entzücken dieſen Melodieen an, bei denen es ihr war, als erwache ihre ganze Seele unter einem ſchönern Himmel, von dem ſie lange geträumt, unter einem Himmel, wo Alles nur Liebe, Milde, Gutmüthigkeit und Herzensreinheit athmete. Cimaletti hatte eine klangreiche Tenorſtimme, die ganz zum Ausdrucke dieſer Geſänge geeignet war, und er erſchien als Meiſter des Vortrags, beſonders in den zarten Bewegungen des Gefühls, die er vortrefflich modulirte. Die weiche Stimmung, in welcher er ſich ſelbſt zu befinden ſchien, theilte noch dem Charakter dieſer Lieder einen eigenen Schmelz mit, und als er ſchwieg, ſeufzte Ada vor Luſt und Empfindung.

Cimaletti wandte ſich nach ihr um, und ſagte: Sehen Sie da, das ſind die Deutſchen! Dies Volk trägt beneidenswerthe Schätze in ſeiner Bruſt und um ſolche Lieder zu erſinnen, muß man ein Deutſcher ſein! Ein Gedicht von Uhland oder Wilhelm Müller, componirt von Kreuzer, eine jener graciöſen Liederſchöpfungen von Goethe, mit Muſik von Reichard, das ſind heilige Symbole, in denen der innerſte Charakter des Nationalgefühls erklingt, und dem Aehnliches in ſolchem

Zuſammentreffen man bei keinem andern Volke finden kann. Welche Klarheit zugleich und welche Tiefe, welche Deutlichkeit und welche Unendlichkeit des Gefühls, welches Herz und welcher Verſtand ſprechen ſich in dieſen deutſchen Liedern aus! Nicht das unbeſtimmte Phantaſiren und Verſchwimmen in üppigen Naturlauten, wie bei den ſüdlichen Völkerſchaften, reißt uns hier fort und umfängt uns mit würzigen Gerüchen und ſüßem Ambra; die Deutſchen wiſſen zugleich, was ſie fühlen, und der Hauch ihrer Geſänge hat den klaren Duft der Lilie an ſich. Die Stille im deutſchen Charakter, dieſe heimlich blühende Idylle einer ſonſt ſo disharmoniſchen Nationalität, hat einen unnennbaren Werth für mich. Obwohl die Deutſchen ſonſt ſo viel penibles Naturell haben, daß ſie Niemand recht vertrauen können, von dem ſie nicht genau wiſſen, wovon er lebt, wovon er ſeine Miethe und Wäſche bezahlt, ſo liegt doch eine ſo unendliche Vertraulichkeit und Heimlichkeit namentlich in ihren lyriſchen Dichtungen, welche die liebenswürdigſte Hingebung verräth. Wenn ich ein deutſches Lied höre und ſinge, erwacht alles Schöne in mir, was ich aus meinem Leben hätte geſtalten mögen, und aller Frieden und alle Wahrheit, die ich verfehlt habe, kommen auf mich zugegangen und flüſtern leiſe, was das Glück des Lebens iſt. Ich ſehe am grünen Waldabhang eine kleine Hütte, der Rauch des heimathlichen Heerdes wirbelt fröhlich über dem rothen Dach empor, und in rieſelndem Waſſer, das nicht fern von der Hütte ſprudelt, ſpringt die bunte Forelle, die dem häuslichen Tiſch ein ſchönes Gericht bereitet. Und ich überſchreite mit Herzklopfen die weißen Birkenſtäbe, die über den Bach mich geleiten, und aus dem Fenſter grüßt mich ſchon das holde Antlitz, das liebe, einfache, göttliche Weib, dem ich mit Treue und Entzücken mein Leben gelobt habe. Nun trete ich in die Hütte, der Geiſt der Ordnung und der Tugend weht mich andächtig an, und mit der Stimme der Freundin, die durch die Gemächer ertönt, verſchmilzt die der Nachtigall, die von draußen hereinſingt. Im Gehöfte ſteht Schatten gebend der duftige Nußbaum, holde Tauben flattern umher, und der Frieden niſtet in den Schwalbenneſtern des Gemäuers. Ich ſitze zu den Füßen der Theuern, und ſie neigt ſich zu mir hernieder, mir die ſüßen Lippen bietend, und ich ſtammele: das höchſte iſt Ruhe und Liebe! Dieſer Gottheiten Prieſterin biſt du, o Freundin! und ihnen weihe ich in dir mein Daſein! — Sehen Sie da, Ada, welche Träumereien! Aber in dieſen Bildern möchte ich das Weſen eines wahrhaſt deutſchen Liedes ausdrücken. Und ſind es nicht die Urbilder der allgemeinen Sehnſucht in jedes Menſchen Bruſt? O, wie nichtig erſcheint mir Alles, was ich getrieben, erſtrebt und erreicht, wenn ich die Summe von Glück ermeſſe, die ein einziges deutſches Lied umfaßt, und auf ſeinen fröhlichen Lerchenwirbeln bis zum Himmel ſchlagen läßt. —

In dieſer ſymphonieartigen Weiſe des Geſprächs ließ Cimaletti die Eindrücke, die ſein Geſang veranlaßt, verklingen. In Ada waren viele Gedanken rege geworden, und es that ihr wohl, ſich dieſen ſchweigend zu überlaſſen. Inzwiſchen hatten die Diener die Lichter angezündet, über das Zimmer flog der helle Schein der Kerzen, und die trauliche Scene veränderte ſich. Da bemerkte Ada, daß auch Buſſo, der von ſeiner Sendung nach der Stadt zurückgekehrt war, ſchon ſeit einiger Zeit auf einem Stuhle zu den Füßen des Kanapees geſeſſen; aber ſein Geſicht, das jetzt vom Licht erhellt wurde, hatte einen trübſinnigen Ausdruck, und er ſchien mit etwas Beſonderem beſchäftigt.

Was haſt Du? fragte ihn Ada raſch mit einiger Beſorgniß. Du accompagnirſt durch Dein barſches Geſicht ſchlecht unſere muſikaliſche Träumerei aus Deutſchland!

Ich habe Euch nachher etwas zu ſagen, gnädige Comteſſe! erwiederte der Alte mit etwas bewegter Stimme. Aber beunruhigt Euch nur nicht, es iſt gar nichts von Bedeutung vorgefallen. Vielmehr ſitze ich ſchon ſeit einiger Zeit hier und höre dem Geſpräch über das Stillleben der Deutſchen zu. Meine ſlaviſche Natur kann ſich damit nicht ganz befreunden, und ich will keinesweges behaupten, daß dies zu ihren Vorzügen gehört, jene Poeſie der Beſcheidenheit, Reſignation und Gutmüthigkeit nicht faſſen zu können. Aber ich kann nicht läugnen, daß mir in dieſer reflectirt-ſüßen und ſanften Behandlung des Lebens zugleich etwas Pedanterie zu liegen ſcheint, und daß ich für meinen Theil lieber auf einem Felſen ſitze, als auf dem Gartenzaun eines Bauerhofes, um eine vor mir ausgebreitete Landſchaft zu betrachten.

So ſeid ihr Slaven! lachte Cimaletti. Eure melancholiſch-ſanguiniſche Verſunkenheit in das Naturleben trennt ſich noch immer von der wahren Wirklichkeit des Daſeins. Aber wehe uns, wenn es Euch gelungen ſein wird, Eure ſcharfkantigen Felſen in unſern mit friedlichem Hollundern beſetzten Bauerhof zu wälzen, und die friſche Wildheit mit dem ſchaffenden Gemüth und der zarten Geſittung zu vermählen. Dann ſteckt Ihr uns Alle in die Taſche! —

Cimaletti verließ das Zimmer, nachdem er noch einmal Ada's Befinden erfragt, und ihr einen freundlich erwiederten Gruß zugewinkt. Ada erkundigte ſich darauf mit Ungeduld nach Buſſo's Neuigkeiten.

Der Alte zog ein Päckchen heraus, daß er nebſt mehreren andern, im Auftrage der Gräfin, von ihrem Commiſſionair in der Stadt für ſie in

Empfang genommen. Er erzählte mit leiſer Stimme, welche ſeltſame Bewandniß es damit habe. Durch einen Zufall war ihm jenes Packet unterwegs aufgegangen, und der Inhalt deſſelben hatte ihm nicht entgehen können. Es befand ſich darin, nebſt mehreren Arzeneimitteln zum Hausgebrauch, ein Papier mit einer eigenthümlichen Doſis angefüllt, welche Buſſo, der nicht ohne chemiſche Kenntniſſe war, alsbald für ein ſchnell tödtendes Gift erkannte. Mancherlei Ahnungen und düſtere Beſorgniſſe ergriffen das Gemüth des Alten; der aufgeregte Zuſtand der Gräfin in letzter Zeit war ihm nicht entgangen, und bei dem unbegränzten Vertrauen, das ihn zu Ada hinzog, hatte er ihr zuerſt das bedenkliche Geheimniß mittheilen wollen, ehe er den gefährlichen Inhalt ausgeliefert.

Ada gerieth in eine unbeſchreibliche Bewegung, die faſt ihrem Zuſtande wieder nachtheilig zu werden drohte, ſo daß Buſſo bereuen mußte, ſie einer ſolchen Aufregung Preis gegeben zu haben. Auf ihrem Geſichte kämpften die verſchiedenartigſten Empfindungen, ihr zarter Körper zitterte hin und her, und ſie wußte nicht, wie ſie alle die qualvollen Vorſtellungen, die ſich ihr aufdrängten, bemeiſtern ſolle. Endlich ſammelte ſich ihre Kraft wieder in dem gränzenloſen Abſcheu, den ſie fühlte, und ſie ſtarrte faſt krampfhaft auf jenes Papier, wie auf eine ſchwarze Spinne hin, die ihr anzukriechen drohe. Dann riß ſie es dem Alten haſtig aus den Händen, betrachtete es eine Zeit lang, ſchauderte zuſammen, und gab es ihm wieder zurück, ihn beſchwörend, er möchte es ſogleich vernichten. Dann, mit neuerwachtem Muthe, blitzten die Augen des Mädchens von dem klaren Entſchluſſe, den ſie gefaßt zu haben glaubte. Sie hielt es erlaubt, ihre Mutter in dieſem Falle zu täuſchen, um wenigſtens für den Augenblick etwas Entſetzliches, das im Werke zu ſein ſchien, zu verhüten. Sie trug dem Buſſo auf, ein anderes Papier mit einer unſchädlichen Subſtanz zu füllen, in das Packet einzuſchließen, und es zu übergeben, als ſei daſſelbe unberührt geblieben.

Nachdem ſie dieſe Anordnung getroffen, und Buſſo fortgeeilt war, ſank das arme Mädchen erſchöpft auf ihr Lager. Solche Gedanken hatten ſie noch nie gepeinigt, dies war der erſte Zuſtand ihres Lebens, der an Verzweiflung gränzte. Sie drückte ſich in ihre Kiſſen, zog die Vorhänge des Bettes zuſammen, und rief den Schlummer an, um nichts mehr denken zu müſſen. Wohin ſollte ſie auch ihre Gedanken richten, um Ruhe und Hoffnung zu ſchöpfen, oder eine beſtimmte Klarheit zu finden! Ada kannte den Charakter ihrer Mutter, und wußte, daß ihre Leidenſchaft verbunden mit dem heroiſchen Aufſchwunge, deſſen ſie fähig war, in Zuſtänden der Aufregung alle Gränzen überſchritt. Ada zitterte für ihre Mutter, deren geheimes Unglück ſie in den letzten Tagen in ihren Augen zu leſen und zu verſtehen geglaubt. Wie oft hatte noch vor einigen Tagen das ſcharfbeobachtende Mädchen ſich zu ihrem Troſte geſagt, daß das Verhältniß zwiſchen Cimaletti und ihrer Mutter bald zuſammenbrechen und für immer einen Stoß erleiden werde, und daß dann zwiſchen der Tochter und Mutter nichts mehr im Wege ſtehe, um die alte, ſchöne Liebe unter Beiden zu erneuern. Und jetzt, wo es ihr zu Tage lag, daß ein ſolches Zerwürfniß ſchneller und entſchiedener, als ſie geglaubt hatte, eingetreten war, jetzt vermochte Ada keineswegs ihre Freude daran zu haben. Sie ſuchte vergeblich den alten Haß gegen Cimaletti und ihre Liebe zur Mutter, welche ſie ganz ausſchließlich hatte beſitzen wollen, in ſich aufzurufen, in der Seele des Mädchens ſah es plötzlich anders aus. Sie wagte es kaum ſich zu geſtehen, aber ſie glaubte doch, daß, wenn ihre Mutter mit Cimaletti feindlich entzweit, der Letztere daran unſchuldig ſein müſſe. Ada erröthete tief, als ſie dieſen Gedanken ſich ausgeſprochen, und war froh, daß die ſtille Nacht dieſen Purpur ihrer Wangen verſchleierte. Aber ſie konnte die Meinung nicht hehlen oder vielmehr die Entdeckung, deren ſie ſich in den letztvergangenen Tagen ſo ſehr erfreut hatte, nämlich daß in Cimaletti ein herrlicher Fonds vorhanden ſei, und daß vielleicht eine Frau, die einmal einen entſchiedenen Einfluß auf ihn gewonnen, bei richtiger Behandlung ſeines Charakters das Schönſte und Edelſte aus ihm bilden könne. So reflectirte die kaum ſechszehnjährige Ada, und zerlegte ſich klug dieſen Gedanken in ſeine Einzelnheiten. Aber ſie hütete ſich, dieſer Träumerei zu viel nachzuhängen, und was ſie beſonders davon abbrachte, war jetzt die trauernde und leidende Geſtalt ihrer Mutter, die ihr immer wieder mit einer unheildrohenden Miene vor die Augen trat. Ada glaubte, ihre Mutter wolle Gift nehmen, um durch ihren Tod die Situation mit Cimaletti, die ſie entweder in ihrem ganzen Hergange jetzt bereute, oder die ihr durch ein Dazwiſchengekommenes ſchrecklich geworden ſein mußte, plötzlich zu enden. Ada ſeufzte und ihr Auge ſchwamm auf Einmal in Thränen. Sie konnte die entſetzlichen Bilder nicht wieder verſcheuchen, und begann unter ſolchen Träumen, die ihre Sinne finſter umwoben, allmälig einzuſchlummern.

Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, als ſie bemerkte, daß die Vorhänge ihres Bettes leiſe zurückgezogen wurden. Ein Schauer ergriff das Mädchen, ſie wagte kaum zu blinzeln, wer es ſein möge. Dann hätte ſie laut aufſchreien mögen, als ſie die Figur ihrer Mutter erkannte, deren weißes Kleid ſich gegen die dämmernde Beleuchtung des Zimmers auf Einmal abzeichnete, und einen fliegenden Schatten gegen die Wand zurückwarf. Ada, die noch unter dem Bann ihrer quälenden Vorſtellungen gefangen lag, hatte die ſchauerliche Empfindung, als ſei es der abgeſchiedene Geiſt ihrer Mutter, der ſich zu ihr ſchleiche, um noch einmal Zwiegeſpräch mit ihr zu halten. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen, und ſtellte ſich ſchlafend, aber ihr innerſtes Herz erbebte faſt mit lauten Schlägen.

Die Gräfin ſah leichenblaß aus, und ſtand wie eine ſchöne Marmorſtatue, der das innere Leben der Bewegung gebricht. Ihr ganzes Weſen drückte eine große Veränderung aus. Als ſie ſah, daß ihre Tochter ſchlummere, ſetzte ſie ſich auf einen Stuhl vor ihrem Bette nieder, und ſtützte das gedankenſchwere Haupt in beide Hände, vielmals ſeufzend. Ada lauſchte mit Herzensangſt auf Alles, was ſie beginnen möchte.

Hippolyta hatte in der Einſamkeit, der ſie ſich in den letzten Tagen ergeben, einen ſchweren Kampf gekämpft und war noch zu keinem Abſchluſſe mit ſich ſelbſt gekommen. Jetzt flüſterte ſie einige Worte vor ſich hin, einige Ausrufungen, welche die gewaltige Spannung ihrer Seele verriethen. Endlich ſagte ſie mit einer Stimme, über deren Kälte ſie ſelbſt in ſich zuſammenzuſchauern ſchien: So ſei es denn vollbracht! Hier, in meinem Herzen iſt er geſtorben, und von hier, aus meinem Innerſten heraus, hat er ſich ſeinen Tod bereitet, ich kenne Nichts mehr an ihm, was Leben hätte! Als Dämon wandelt er umher in meiner Nähe; ſein Bild, ſein Blick, ſein Wort, ſein Athem heften ſich an jeden meiner Schritte, und ich kann nicht mehr Luft ſchöpfen unter der Laſt ſeiner Exiſtenz, die mir über der Bruſt liegt, wie ein Alp, daß ich erſticken möchte! Ich muß ſie von mir abſchütteln, ich muß wiedergewinnen meine Freiheit, die vordem ſo golden war, und mich ungetrübt beglückte! Was habe ich mich mit dieſer Geſtalt zu belaſten, daß ſie feſt an mir hängen bleiben ſollte, wie der würgende Geier an der Taube! Sein Leben iſt in meinem Leben ein ſchwarzer Fleck, den ich auskratzen muß, es koſte, was es wolle! Ich weiß nicht, wie ſich dieſer Fleck in den weißen Grund, der früher ſo rein war, hineingeſtohlen hat! Ich muß ihn vertilgen, denn meine Ehre hängt daran! Thörichte Meinung der Welt, daß einer Frau nicht die Kraft zuſtehe, für ihre Ehre zu handeln! Die Ehre iſt dem Weibe eben ſo ſüß, wie die Liebe, und beide geben ihr die Thatkraft, die ſie ſonſt nicht beſitzt in ihrer zagenden Seele! Die Träume unſerer Liebe vergehen mit der Saiſon des Frühlings, aber die Ehre baut die Hütten für unſer Alter. Ich mag die Liebe nicht mehr, ich habe plötzlich begonnen alt zu werden! Das Feuer des Haſſes rollt eben ſo glühend in meinen Adern. Morgen mit ſeinem nächſten Frühmahle wird ſich Cimaletti den Tod trinken! — —

Sie ſprang bei dieſen Worten auf und verließ mit ſchwankendem Schritte ſo ſchnell das Zimmer, daß ſie den halberſtickten Schrei des Entſetzens, den ihr Ada unwillkürlich nachgerufen, nicht mehr vernahm. Ada wollte aufſpringen, ihr nacheilen, ſie zur Rede ſtellen, mit allen Gründen, die e in der Welt gab, ſie zur Abänderung ihrer Entſchlüſſe bewegen. Die Tritte der Gräfin hallte noch draußen über den Gang, und Ada, die i krampfhafter Spannung ihr nachlauſchte, glaubte noch lange das geiſterhafte Rauſchen ihrer Gewänder zu vernehmen. Dann, nachdem die Stille umher auch nicht den leiſeſten Widerklang mehr gab, verſank ſie in ein troſtloſes Brüten, und ſuchte irgend einen Entſchluß zu faſſen, zu dem ſie ſich als Mitwiſſerin dieſes Geheimniſſes verpflichtet glaubte. Mein Gott, wie unglücklich bin ich! rief ſie aus. Von Tag zu Tag unſeliger entfaltet ſich mir das, worauf ich tauſend Hoffnungen ſetzte, das Leben! Giebt es kein Leben, oder giebt es nur einen beſtändigen Tod? Der letzte Schlag für mein junges Herz iſt, daß ich anfangen muß, auch meine Mutter zu haſſen, ja zu verabſcheuen. Denn das Erſte und Hauptſächlichſte im Leben, worauf Alles ankommt, erſchien mir immer die Redlichkeit, jene goldene Tugend, die ich einſt in kindiſcher Frömmigkeit immer auszuüben mir gelobte. Ich fürchte, dies Gelübde muß zu Schanden werden, nicht in meinem Herzen, ſondern in den Verhältniſſen, die mich immer mehr umwirren, je älter ich werde! Ich bin in ſo kurzer Zeit um ſo Vieles älter geworden, daß ich mich beſinnen muß, wie lange es her iſt, als ich das letzte Spielwerk ablegte. Aber ſo viel weiß ich, nie konnte ich Unrecht dulden, ſelbſt beim Federballe nicht, und einſtmals als ich über eine Ungerechtigkeit empört war, heſtiger, als es für ein Kind ſich ſchicken ſollte, ſagte mir die Mutter lächelnd: Hüte dich, daß du im Zorn über eine Ungerechtigkeit nicht ſelbſt ungerecht werdeſt! Dieſe Worte machten damals einen großen Eindruck auf mich, und ich habe ſie nie vergeſſen. Ich begriff nicht, warum die Welt ſo unvollkommen eingerichtet ſein ſollte, daß es ſchwer ſei, Gerechtigkeit an der Ungerechtigkeit auszuüben. Jetzt aber fallen dieſe Worte auf das eigene Haupt meiner Mutter zurück. Sie will ihrem gekränkten Herzen Gerechtigkeit verſchaffen, und wird ungerecht, bitter ungerecht, ihr Rechtsſpruch führt Gift in ſich, und vergiftet! Heiliger Himmel, ich glaubte, ſie ſelber wolle ſterben, weil Unrecht ihr widerfahren ſei, und da zitterte ich für ihr theures Leben! Ach, ich ſehe, wie Alles in der Welt ſo anders zugeht, als ich mir gedacht und geträumet. Ich war eine Thörin. Mir wollte es natürlicher ſcheinen, daß eine Frau an ihren eigenen Schmerzen ſtirbt, als daß ſie tödtliche Gifttropfen daraus hervorpreſſen ſollte, um ſich zu retten. Nun ſie leben will, könnte ich ihr den Tod wünſchen. Und ſollte Cimaletti ſterben? Ich könnte anfangen, ihn zu lieben, wenn er ſterben ſoll! Was hat er gethan, das ihm den Tod verdiente! Er hat nichts verſchuldet, als daß er wie ein räthſelhaftes Gewächs aus einem fremden Himmelsſtrich unter uns daſteht, und daß wir das ſeltſame Rauſchen ſeiner Blätter nicht ſo deutlich begreifen, wie den Bau unſerer gemeinen Kornblume. Mutter, Cimaletti wird nicht ſterben, denn ich muß ihn vor Dir ſchützen, ich muß ihn hüten und warnen, daß er Deinen Netzen entgeht, unheilſinnende Mutter! Soll der Arme ſterben, weil er aufgehört hat, Dir zu gefallen? Mutter, ich weiß nicht mehr, was ich denken ſoll! Mutter, warum haſt Du mir das gethan, daß Du Dein heiliges Bild mir aus dem Herzen ſchneideſt mit einer giftigen Schneide! Ich ſuche weinend die Stücke von Dir zuſammen, und begreife nicht, warum ſich das ſchöne Ganze von Dir nicht mehr in meinem Herzen zuſammenfügen will! O, o, ich bin am allermeiſten von Euch zu beklagen! — —

Der Morgen kam heran, und Ada war noch von keinem Schlummer erquickt worden. Aber ſo wie die Frühſonne ihr blitzendes Licht durch die Fenſter warf, und die finſtern Geiſter der Nacht von Ada's Stirn verſcheuchte, fühlte auch das Mädchen neue Kraft in ihrem Buſen entſtehen, ſie richtete ſich erfriſcht auf, und der Entſchluß, den ſie gefaßt hatte, ſchien ſie ſelbſt mit einiger Heiterkeit zu durchdringen. Sie ſtand mit Hülfe der Kammerjungfer auf, ließ ſich ankleiden, und nur der rechte Arm, der noch in der Binde hing, zeigte die Spuren der überſtandenen Krankheit. Sonſt war ſie in ihrem ganzen Weſen neu gekräftigt, das Auge hatte wieder ſeinen muntern Glanz und ſie durchmaß mit lebhaften Schritten nachſinnend das Zimmer.

Am ſpäteren Morgen ließ ſich Cimaletti bei ihr melden, und ſie hieß ihn raſch eintreten, denn er war es grade, mit dem ſie vor allen Dingen zu ſprechen hatte. Als er ihr gegenüber ſaß und die erſten, gewöhnlichen Wendungen des Geſprächs abgethan waren, ſagte Ada, plötzlich ernſt werdend: Cimaletti, Ihnen droht ein großes Unheil! Aber es ſteht noch in Ihrer Macht, es abzuwenden, und dann Glück über alle Ihre Freunde dadurch zu verbreiten. Werden Sie meinem Worte vertrauen, ohne weitere Erklärung? Nur das Eine darf ich Ihnen ſagen: Sie müſſen fliehen, und heute noch, denn Ihr Leben iſt nicht mehr ſicher hier im Schloſſe! Verlaſſen Sie uns auf immer! dadurch werden Sie nicht nur das eigene Verderben meiden, ſondern auch das Unheil, das davon auf Ihre Freunde zurückfallen würde, verhüten. Sie ſehen, wie hoch ich Sie achte, ich muthe Ihnen ein Opfer zu! Fliehen Sie!

Cimaletti ſah das von einer edlen Begeiſterung ergriffene Mädchen befremdet an, und ſagte nach einer Pauſe: Welches Verderben kann einem Manne begegnen, der einen Bund mit der Gefahr abgeſchloſſen hat, und der durch Unglück und Schickſal ſo kugelfeſt geworden iſt, wie ich! Aber welches gefährliche Geheimniß auch hinter Ihren Worten verborgen liegen mag, Ada, und ſollte es der ſichere Tod ſelbſt ſein, der aus den Schlünden einer feindlichen Kanone mir ſchon entgegen gähnt, er kann mir nicht ſo entſetzlich ſein, als die andere Gewißheit, die mir aus Ihren Aeußerungen entgegenſpricht! Sie haſſen mich noch immer, Ada! Sie möchten mich gern aus Ihrer Nähe verbannt ſehen! Und ſchon hatte ich Armer mir geſchmeichelt, daß Ihre alte Abneigung gegen mich einem freundlicheren Gefühle gewichen ſei! Schon war ich glücklich geworden durch den neuen Frühling Ihrer Freundſchaft!

Das wackere Mädchen reichte ihm mit Freimüthigkeit die Hand, und ſagte beeifert: Nein, nein, das iſt es nicht! Ich haſſe Sie nicht, Cimaletti! Ich haſſe Sie nicht mehr. Ich bin aufrichtig in meinen Neigungen und Abneigungen. Aber meine Mutter iſt es, die Sie haßt! Und da ich kein anderes Mittel ſehe, Sie zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen, als durch die Wahrheit ſelbſt, ſo hören Sie: Meine Mutter geht damit um, Sie zu tödten, zu vergiften!

Nach dem Herausſagen dieſer Worte fühlte ſich Ada wieder ſo ergriffen, daß ſie heftig zitterte.

Cimaletti aber erwiederte lächelnd und mit einer großen Gleichgültigkeit: Iſt es nichts weiter, als das? Um Ihnen zu zeigen, wie genau ich die Charaktere kenne, mit denen ich zu thun habe, ſo wiſſen Sie denn, daß ich ſeit drei Tagen nur die Speiſen genieße, die ich mir ſelbſt zubereitet habe, und deren Materialien mir mein treuer Diener aus der Stadt herbeiſchafft. Bei den mancherlei Wechſelfällen des Lebens, die ich erfahren, habe ich mich auch darauf gelegt, ein wenig als Koch handthieren zu können, und das kommt mir jetzt zu Statten. Man muß auf Alles eingerichtet ſein. Ihre Mutter aber iſt und bleibt eine liebenswürdige Frau, trotz aller verächtlichen Handlungen, deren ſie fähig ſein kann. Es käme nur auf mich an, mich noch heute wieder mit ihr zu verſöhnen. Aber ich will nicht, ich mag nicht länger Komödie ſpielen, mein Herz fühlt ſich in einer ſtilleren Neigung gefeſſelt, die als ein ſüßes Geheimniß in ihm ruht. Ich ſehe endlich ein, daß eine ſolche Miſchung von Hoheit und Schwäche, von Idealität und Gemeinheit, wie ſie in der ſonſt herrlichen Hippolyta ſich vereinigen, einem Charakter, wie dem meinigen, nur gefährlich werden kann! Ich muß nach einer ſtillern Wahrheit meines Lebens trachten, ich muß einen ſchöneren und feſteren Grund in mir ſelbſt gewinnen, und jeder freundliche Blick, Ada, den ich von Ihnen erhalte, erhebt mich näher dem Ideale, danach ich ſtrebe.

Es iſt mir, als ſprächen Sie Allzuübles von meiner Mutter! entgegnete Ada mit einer Zuckung ohne den beſondern Ausdruck, der in ſeinen Worten lag, zu beachten. Ich bin, fuhr ſie mit einer klagenden Stimme fort, leider nicht im Stande, ſie zu vertheidigen, obwohl mir ein Gefühl ſagt, daß ich es gegen Sie unternehmen ſollte! So bin ich aber immer geweſen, daß ich das, was meinem Verſtande richtig erſchienen, nicht widerlegen konnte, ſelbſt wenn es meinen geliebteſten Gegenſtand betraf und zernichtete. Gewiß ein unglücklicher Zug meines kalten Charakters, den die Mutter ſo oft an mir bemerken wollte! Aber Sie irren ſich, wenn Sie von dieſer glauben, daß ſie ihren Entſchluß nicht dennoch ins Werk zu ſetzen wüßte! Meine Mutter vermag kühn und hartnäckig in ihren Unternehmungen zu ſein, wenn die Leidenſchaft ſie treibt, ein beſtimmtes Ziel zu erreichen. Sie wird die Mittel, die ich ihr heute noch zur Ausführung entzogen, nächſtens beſſer finden und anwenden, aller Vorſicht zum Trotz! Wenn Sie aber meine Mutter wirklich geliebt haben, ſo fliehen Sie ſchon darum, um ihr nicht Gelegenheit zu einem Verbrechen zu ſein, das fortan die Ruhe ihres Lebens untergraben würde! Sein Sie großmüthig, Cimaletti! und nachdem Sie meiner Mutter als Eroberer ſich bemächtigt, verlaſſen Sie mit der Friedenspalme wieder die ſchöne Provinz!

Ada erzählte darauf, auf das Zeugniß des alten Buſſo ſich berufend, was ſich geſtern ereignet, und welche Veranſtaltungen ſie habe treffen müſſen, um die beabſichtigte Ausführung der Gräfin noch hinzuhalten.

Als Cimaletti dies hörte, leuchtete ſein Geſicht in freudiger Bewegung, er neigte ſich dankbar vor Ada, und ſagte begeiſtert mit einer gerührten Stimme: Sie retten mir das Leben, Ada? Sie, aus deren Händen ich es ſo gern empfange! Wie wenig iſt mein Leben werth, aber wie bedeutſam wird es, wenn es als ein Zeugniß Ihrer Theilnahme mir noch übrig bleibt!

Ich that es um meiner Mutter willen! ſagte Ada, verlegen werdend und verſtummend. Beide ſaßen ſich mehrere Augenblicke ſchweigend gegenüber. —

Ich werde Ihnen meinen Entſchluß ſagen, Ada! begann Cimaletti wieder, indem er die Hand des Mädchens zärtlich an die Lippen führte. Ich will fliehen, dieſes Schloß, dieſes Land, dieſe Frau, mit der mich eine meiner romanesken Aventüren verbunden hat; ich will fliehen, aber nie und nimmer ohne Sie, Ada! —

Er hielt inne, um die Wirkung dieſer Worte, die er mit der höchſten Leidenſchaft betonte, erſt zu erwarten. Ada fuhr erſchrocken zuſammen, es war ihr, als wenn in ihrer Nähe eine Schlange aufſpränge, um ſich um ihre Glieder zu ringeln, ſie war ſich deſſen deutlich bewußt, und doch betrachtete ſie mit heimlichem Wohlgefallen dieſe

Gefahr, die ſich zu ihr heranſchmeichelte. Sie ſchwieg, und entzog ihm mit einer abwehrenden Bewegung die Hand, die er noch in der ſeinigen hielt.

Nicht ohne Sie, Ada! wiederholte er. Ich habe Träume und Hoffnungen auf Sie geſtellt, die Ihnen vielleicht bis auf dieſen Augenblick verborgen blieben, denn ich hatte nicht nöthig, ſie auszuſprechen. Es genügte mir, täglich Ihr Geſicht zu ſehen, wie man ſeinen Stern auffſteigen ſieht, von dem der ſchöne Glaube geht, er bedeute uns etwas für unſer Schickſal; man ſchaut ihn an mit leiſer Andacht, aber ohne Begierde. Entziehen Sie mir Ihr Geſicht nicht; oder ich verderbe, verſchmachte in der Wüſte, die mir ſonſt mein Leben ringsum nur darbietet. Kommen Sie mit mir in die Welt hinaus, die Sie noch nicht kennen, und die ich Ihnen zeigen will von einer Höhe, von der Sie frei in die Thäler des Lebens hinunterſchauen ſollen, und wo der Nebel, der unten über dem Thale liegt, Ihnen die Bruſt nicht beängſtigen ſoll. Für mich, ſollte ich allein wieder in die Welt hinausirren, iſt kein Reiz und

Intereſſe mehr da; ich würde lieber in dieſer Abgeſchiedenheit hier bleiben, mich mit Flachsbau beſchäftigen, und ſelbſt meinem Tode nicht widerſtreben, der mir gedroht wird. Für mich allein iſt die Welt ein abgeräumter Tanzſaal, mit der Freude, dem Genuß und der Schönheit habe ich mich müde gewalzt, und die noch übrig gebliebenen, tollen Fratzen, die mich noch umſpringen, gewähren mir nur eine höhniſche Unterhaltung. Aber als Ihr Freund und Mentor, Ihr Lehrer und Beſchützer, herrliches Mädchen, noch einmal die labyrinthiſchen Pfade mit Ihnen zu durchmeſſen, könnte mir ein neues Leben gewähren; und eine neue Befriedigung daran. Sie ſind ſo reich an Hoffnungen und Anlagen, Ada, und wiſſen noch gar nicht, was es Alles da draußen in der Welt giebt! Sie kennen die Woge nicht, auf der ſie ſchwimmen, und es iſt doch unermeßlich, wohin dieſelbe Sie tragen kann in der himmelblauen Ferne, mit der ſie geheimnißvoll zuſammenſchwillt! An welchen glücklichen Inſeln können wir landen, welche Küſten werden uns aufnehmen, welche Zaubergeſtalt wird dem Meer entſteigen, und uns die Schätze der Tiefe, das Gold und die Weisheit des magiſchen Abgrundes, offenbaren! Welches hohe Schauſpiel kann ſich unerwartet über unſern Häuptern ereignen, und uns in Donner und Blitz wie eine Himmelserſcheinung das Glück zuführen, von dem wir ewig träumten! O Ada, für eine junge, friſche Seele, wie die Ihrige, hat das Leben noch unbeſchreibliche Reichthümer, und vor Ihren Augen werden glänzende Paläſte aus den Wellen entſtehen, um Sie aufzunehmen, wo die Anderen nur ein gemeines Waſſerſpiel der Woge erblicken. Aber um die Gunſt des Lebens zu erfahren, muß man auch in ſeine Strömung ſich hinauswagen! Kommen Sie, kommen Sie, ich will Ihre Wege ſchützen, und Sie ſollen mir die Seele ſchützen, daß ſie unter Ihrer frommen Huth ſich mir lebendig im Buſen erneuere. So werden wir gut zuſammen wandern. — Und was wollen Sie hier, Ada, wenn Sie zurückbleiben? Habe ich mich Ihrer Mutter entzogen, ſo wird ſie mir in die Ferne hin wieder die Neigung zuwenden, aber Sie, Ada, werden von ihren Launen, ihren Mißmuth, ihrer täglichen Unbehaglichkeit, erdrückt werden! Hier iſt keine Exiſtenz für Ihr Leben, keine Pflege für Ihre Talente, keine Hoffnung für Ihre Hoffnungen! Sie werden, wie tauſend Mädchen in der Welt, hier blaß verkümmern, ereignißlos ſterben, und man wird von Ihnen ſagen: daß Sie ein gutes Mädchen geweſen! Nein, nein, ſo darf ein Weſen Ihrer Art nicht vergehen! Sie müſſen die Flügel keck hinausſpannen, Sie müſſen fliegen! —

Ada war aufgeſprungen, ſie hielt ſich bebend die Stirn, als wolle ſie nachſinnen; dann ſtreckte ſie abwehrend die Hand gegen ihn aus, die doch zugleich wie ein Zeichen ausſah, als verlange ſie noch mehr von ihm zu hören. Er aber ſchwieg und erwartete ihre Antwort. Sie ging in heftiger Bewegung auf und nieder, ihr Auge blitzte von den Weltausſichten, die er ihr eröffnet hatte, und denen ihre Gedanken bei ſich ſelbſt ſchon ſo oft nachgehangen. Endlich trat ſie vor ihm hin, reichte ihm in ihrer gutmüthigen Weiſe die Hand, und ſagte: Ich darf Ihnen ganz vertrauen, Eimaletti? Antworten Sie mir nicht hierauf. Ich weiß es, ich darf, ich will Ihnen vertrauen!

Wenn Sie mich nicht mehr haſſen, erwiederte Cimaletti ernſt, ſondern auch nur ein Fünkchen von Liebe, ſo groß wie ein durch den Sommerabend leuchtendes Glühwürmchen, in Ihrem Herzen für mich lebt, ſo wird mit der Liebe auch das Vertrauen wachſen, denn Beide ſind Eines!

Liebe? wiederholte Ada mit banger Stimme, als würde ſie wieder unſchlüſſig und irre an ihm. Wenn ich Ihnen vertrauen ſoll, ſetzte ſie hinzu, muß Wahrheit zwiſchen uns ſein, wir müſſen von unſerm Verhältniſſe nicht mehr erwarten, als es werden kann! Dann könnte es herrlich ſein!

Sie lieben mich nicht, Ada? fragte Cimaletti.

Nein! erwiederte das Mädchen, mit hochrothen Wangen. Ich liebe Sie nicht, und werde Sie nicht lieben, ſoviel ich mich kenne. Was ich bei dem Worte Liebe für hohe und ſüße Gedanken mir machte, was ich Thörichtes und Kindiſches vielleicht damit verbunden, kommt mir nicht in den Sinn, wenn ich mir ein Verhältniß denke, das uns im Leben vereinigte und geſellte, den ſchützenden Freund mit der lernbegierigen Schülerin, die an ſeinem Geiſte hängt, und an ſeiner Hand wandelt. Ich bin gewiß noch ein Kind, und Sie ſollen mich als ſolches betrachten. Was ich früher mir von der Welt träumte, iſt gar zu ſeltſam, und wird ſich wohl niemals verwirklichen. Aber ich hatte mir vorgenommen, wenn ich einmal einen Mann liebte, es ihm offen zu ſagen, mein Herz niemals zu verſchweigen, und frei die Neigung an den zu geſtehen, dem ſie gehörte. Darin wollte ich abweichen von meinen Geſpielinnen, die ich ſchon mit ihren jungen Empfindungen ſo viel Lügen und unächte Schaam treiben ſah. Doch es kann auch ſein, daß ich gar nicht geſchaffen bin, die Liebe zu kennen. Vielleicht iſt mein Herz nicht von dem rechten Stoffe dazu. Ich habe ſchon darüber nachgedacht.

Sie gab ihm die Hand, und ſah ihn mit dem allerliebſten Ernſte, der ihr oft eigen ſein konnte, ganz ehrlich an.

Göttliches Kind! rief Cimaletti entzückt aus, indem er vor ihr auf ein Knie niederſank. Heilige mein Leben, nimm Beſitz von meinem ganzen

Daſein, und wirke das Gute in mir, zu dem ich noch nicht verloren bin! Nenne unſer Verhältniß, wie Du willſt, nenne uns Bruder und Schweſter, und laß uns zuſammen in die Welt hinauspilgern, um, was die Tage des Lebens bringen, redlich mit einander zu theilen! Wenn ich für Dich zu ſorgen und zu denken habe, wenn ich Deinen Beſchützer mich nennen darf, werde ich einen hohen Beruf haben, der mich wieder glücklich macht und meine Seele erfüllt, der das ächte Menſchliche, die ſtille und beglückende Wahrheit des Lebens, die Idylle der Zufriedenheit, das Ideal alter, ſchöner Jugendträume, in mir zur Wirklichkeit erhebt!

So ſei es denn, Cimaletti! rief Ada mit freudiger Haſt, indem ihr Auge einen feſten Entſchluß verkündete. Wir wollen Kriegskameraden ſein, die ſich zuſammen durch die Welt ſchlagen; ſo habe ich es mir immer am liebſten gedacht. Ich weiß, was ich verletze und worin ich fehle, indem ich dieſem Drange mich hingebe, der mich von dannen treibt; aber ich weiß auch, daß dies meine vom Schimmer der Zukunft geblendete Seele nicht kümmern darf. Ich habe nie nach Andern gefragt in meinem Sinn, und mit der Mutter fühle ich mich entzweit, was ſoll ich ihr, ich bin ihr Nichts! Ich glaube, daß das langerſehnte Glück, das ich zitternd jetzt in der Ferne ſuchen gehe, mir zum Unheil ausſchlagen wird, aber ich bin nichts deſtoweniger gefaßt, die Folgen meiner Schritte auf mich zu nehmen! Wohlan, ich bin bereit! —

Die Anſtalten zur Flucht wurden noch an demſelben Abende getroffen. Es was klar, daß Cimaletti, bei der Wandelbarkeit ſeiner Neigungen, alles Intereſſe für die Gräfin verloren, und keine Mühe mehr daran ſetzen wollte, ihren Zorn, der ihm leicht hätte Gefahr bringen können, zu verſöhnen, obwohl ihm dies in der That hätte gelingen dürfen. So ſchien er leichten Muthes und nicht daran zu denken, daß er auch die äußern Vortheile wieder aufgab, die er bei der Verbindung mit der Gräfin, wenn ſie bloß ein Plan ſeines Eigennutzes geweſen wäre, hätte in Anſchlag bringen können. Es iſt ſchwer, einen ſolchen Charakter zu beurtheilen, und noch ſchwerer, ſeine Neigungen und Launen, denen er ſich nur in fröhlich dahin flatterndem Leichtſinne zu überlaſſen ſcheint, von ſeinen Abſichten und Berechnungen zu unterſcheiden. Jetzt, indem er mit ſeiner gewohnten Klugheit Alles betrieb, was zu ſeiner Abreiſe mit Ada dienen ſollte, erſchien Cimaletti dabei ſo heiter, als wenn ihm die größte Gunſt des Schickſals widerführe, und als habe er wirklich jetzt das ſeltene Glück erreicht, um das er ſich bisher nur in vergeblichen Verſuchen getäuſcht.

Der alte Buſſo war in das Geheimniß gezogen worden, meiſtentheils um Ada's willen, der es wie eine Beruhigung war, ſich ihm mitzutheilen, und dieſem würdigen Freund ihre Beichte abzulegen, damit wenigſtens Einer ſei, der von der Art und Weiſe ihrer Auswanderung in die Fremde die richtige Kunde hätte. Erſt als Buſſo die unabänderliche Entſchiedenheit ihres Entſchluſſes ſah, hörte er auf, dem Mädchen zu widerſtreben, deſſen Charakterfeſtigkeit er kannte, und die Gründe, die er ihr mit aller Macht der Rede entgegenſtellte, löſten ſich endlich in ſtumme Thränen auf, mit denen er den Verluſt ſeiner einzigen Freundin und ihr eigenes Schickſal beklagte.

Ada aber ſuchte ihn zu beruhigen. In ihrem Weſen war jetzt eine gewiſſe feierliche Haltung hervorgetreten, es war die Wichtigkeit ihres eigenmächtigen Schrittes, die ihren Stolz, ihre Träumerei, ihre Ahnungen und ihren heldenmüthigen Sinn anregte. Vielleicht erſchien hier auf dieſem Punkte plötzlich eine frappante Aehnlichkeit zwiſchen Mutter und Tochter, die als ein Gemeinſames dieſer verſchiedenen Charaktere zu einer Zeit auftauchte, wo man ſie nicht erwartet hätte. Der verſtändigen Ada lag in dieſem Augenblick ein ſchwärmeriſcher Zug ihrer Mutter auf dem Geſicht, und ſie glich derſelben bis zum Erſtaunen. So bricht in einem Palimpſeſt zwiſchen den Zeilen eines ſcharfen Epigramms unverſehens der alte Text einer pathetiſchen Liebeselegie hervor.

Ada machte ſich, ſo freundlich ſie vermochte, von dem klagenden Buffo los, und begab ſich nach den Zimmern der Gräfin; denn es trieb ſie ein heimlicher Drang, wenigſtens mit den Augen noch einmal Abſchied von ihrer Mutter zu nehmen, bevor ſie ihr auf immer ſich entziehen wollte. Sie klopfte ſchüchtern an ihr Gemach, und es war ihr, als müſſe ſelbſt dies Klopfen des Fingers ihre Abſicht verrathen, zum letzten Mal in dieſe Thür zu treten. Die Gräfin aber hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und öffnete nicht. Nachdem ſie Ada an der Stimme erkannt hatte, rief ſie ihr mit unfreundlichen Worten zu, gegen Abend wiederzukommen, da ſie jetzt nicht aufgelegt ſei, ſich mit ihr zu unterhalten. Dieſe etwas harte Abfertigung erleichterte dem Mädchen den Abſchied, den ſie im Sinne gehabt. Sie wandte ſich kalt um, und indem ſie mit raſchen Schritten den Gang hinuntereilte, fühlte ſie es wie eine freudige Wohlthat, daß ſie ihren Entſchluß, abzureiſen, feſt und unwiderruflich genommen. Der Gedanke ihrer Selbſtſtändigkeit beglückte ſie, und am Fenſter des Flures einen Augenblick ſtillſtehend, richtete ſie ihren Kopf mit edlem Schmerz empor, und überſchaute die blaue Ferne, die ſich vor dem Schloſſe hinlagerte, die Berge, Seen, den blitzenden Streif des Meeres, und die Thüren und Dächer der benachbarten

Städte mit einem hohen Bewußtſein, wie es noch nie ihre Seele erfüllt hatte. Dann ſchauerte ſie zuſammen, wie vor einer Stimme der Verführung, die ihr zuflüſterte: zieh' hinaus in die Welt, die ſo köſtlich ſchimmert und ſo geheimnißvoll dunkelt, und noch wie ein jungfräulicher Lilienkelch ſich vor dir öffnet; tauche dich in dies zarte, unendliche, göttlich durchhauchte und von Geiſtern, Seelen und Engeln durchklungene Myſterium; zieh' hinaus, und ich mache dich zur Herrſcherin aller deiner geheimſten Wünſche, zur Herrin im ſonnigen Daſein, und zur Beſitzerin aller ſüßen Dinge, die du noch nicht kennſt, um ſie zu wünſchen; zieh' hinaus, ſchönes, kluges Mädchen, und der Zufall ſoll dir dienen, und das Schickſal wird große Abſichten mit dir vollführen! —

In dieſem Augenblicke klopfte ihr Jemand von hinten auf die Schulter, und ſie ſtieß einen leiſen Schrei aus. Es war Cimaletti, der lächelnd hinter ihr ſtand. Er breitete die Arme nach ihr aus, und ſie drückte ſich verſchämt an ſeine Seite, ihm die Hand auf die Schulter legend. Räthſelhafter Mann, ſagte ſie, thue ich auch recht, daß ich Dir ſo unendlich vertraue? — —

Als am ſpäten Abende der Mond über die Landſtraße aufging, die ſich hier in einem Engpfade durch den Wald ſchlängelte, ſah man an einem Erlengebüſch einen Wagen halten, der die Reiſenden erwartete. Bald näherten ſich Cimaletti und Ada, und ſtiegen unter fröhlichen Geſprächen ein. Ada erbangte wieder, als ſie den alten Buſſo noch am Schlage verweilen ſah, der ihr das Geleit gegeben hatte. Die thränenden Augen des Greiſes, der nun wieder die größte Leere des Lebens vor ſich ſah, blickten ſtill zu ihr empor, und ſie wußte ihm kein Wort des Troſtes mehr zu ſagen. Sie fühlte, wie wehe ſie ihm that. Er küßte ihre Hand, die ſie ihm zitternd überließ. Dann wandte er ſich zu Cimaletti und ſagte mit dem bitterſten Ausdruck: Junger Mann, Sie halten mich gewiß für einen ſchwachen und blödſinnigen Alten, weil ich Ihrem Beginnen mich nicht widerſetzt habe. Dem iſt nicht ſo. Nur allein Ada's unbeugſamer Entſchluß und feſtes Weſen konnten mich bewegen, meinen Widerſtand ſinken zu laſſen. Was ſie will, das muß ihr geſchehen, und ich weiß, daß Niemand ſie davon abhalten kann. Glauben Sie aber nicht, Cimaletti, daß ich Ihnen in Wahrheit dies größte Kleinod unter Gottes Himmel gönne und vertraue! Hätte ich nicht die Ueberzeugung, daß meine junge Herrin, Kraft der eigenen Hoheit und Unerſchütterlichkeit ihrer Seele, bei Ihnen ſicher iſt, und wären Sie auch der gefährlichſte Verbrecher, ſo würde ich Sie jetzt niederſchießen, ſtatt mit Ihnen zu ſprechen. Aber ſie hat einen Demantcharakter, der keinen Schmutz annimmt, und Sie werden ſehen, daß es der Gemeinheit unmöglich iſt, ihr edles und ſeltenes Geſtein zu ſchleifen. Sie mag mit Ihnen ziehen, um ſich am Leben und am Schickſale zu meſſen, vielleicht in harter Erfahrung, aber ſie wird Ihnen nicht verbleiben, und bald in eine höhere, ſittliche Region ſich abſchließen, wo keine Gemeinſchaft zwiſchen Ihnen und ihr mehr ſtattfindet. Aber ließen Sie ſich auch nur einfallen, ihr ein einziges Haar ihres Scheitels zu beflecken, ſo hinkt die Nemeſis

Ihnen nach, die Sie treffen wird, wo Sie auch ſein mögen! — —

Alter Narr, toller Prophet, hört auf, un Euer Eulengekrächze nachzuſenden! ſagte Cimaletti unwillig, und ließ die Pferde zum Aufbruch antreiben.

Der Wagen rollte blitzſchnell davon, und faſ hätten die Räder den Alten beſchädigt.

Der friſche Waldgeruch hauchte Balſam durch die Nacht, leiſe Winde ſpielten in Ada's Locke und ſtill und herrlich lag der Himmel über ihr Die Vögel in den Büſchen ſangen ihr liebende Heimgrüße nach. Ein ſüßes Frohlocken ſchauerte durch ihre Seele. Sie lehnte ſich zum Wagen hinaus und blickte noch einmal hinter ſich. D glaubte ſie, im weißen Mondlichte, noch die zitternde Geſtalt des alten Buſſo zu ſehen, der ſeine Hände nach ihr ausſtreckte, und ſie zog ſich mi einem Seufzer wieder in den Wagen zurück. —

Die Reiſe ging zuerſt nach Deutſchland, i deſſen nördlichen Theilen man ſich nur kurze Zei aufzuhalten beabſichtigte. Cimaletti hatte verſpre chen müſſen, mit Ada zuerſt eine Reiſe nach Italien zu machen, und ſo eilten ſie ohne Aufenthalt dem Süden zu. Dagegen hatte ſich Cimaletti ausbedungen, vorher noch in einer raſchen Tour wieder den Rhein zu berühren, um dort einige ſeiner Freunde und Verwandte, wie er ſagte, wiederzuſehen. Cimaletti entwickelte auf dieſer Reiſe einen bedeutenden Aufwand, und zeigte, daß er im Beſitz anſehnlicher Geldmittel ſich befand. Die Einrichtungen, die er für ſich und Ada unterwegs traf, waren glänzend. Dagegen beſaß er von manchen Koſtbarkeiten, die ihm die Gräfin ſelbſt zum Geſchenke gemacht, nichts mehr, und verſicherte, ſie mit Abſicht im Schloſſe zurückgelaſſen zu haben, um kein Andenken der Gräfin mehr mit ſich zu führen.

Es war ein ſchöner, heitrer Spätherbſt, der die Tour der Reiſenden begünſtigte. Eines Nachmittags, als ſie ſchon dem mittleren Deutſchland ſich näherten, lag der Herbſt mit einer wahren Frühlingsmiene über der Landſchaft, und hauchte jene Silberklarheit der Luft und des Lichts, jene ſtäte Ruhe und Wärme, und, worin er vor der blüthenreichen Jahreszeit einen ſo großen Vorzug hat. Ada ſaß fröhlich neben Cimaletti, und freute ſich des hellen Tages; ſie haſchte mit der einen Hand, die ſie frei hatte, denn die andere hing ihr noch in der leichten Armbinde, den am Wagen vorbei fliegenden Sommer, und blies ihn wieder muthwillig in die Luft hinaus. Sie beſaß eine unverwüſtliche Gabe der Kindlichkeit in ihrem Herzen, mit der ſie froh an jeden ſchönen Moment ſich hingeben konnte, welche Ungewißheiten des Lebens auch vor und hinter ihr liegen mochten. Heut' fühlte ſie ſich heitrer als jemals, das ſchöne, ſonnige Wetter berauſchte ſie, und ſie fragte Cimaletti, indem ſie ihn freundlich anſah und näher zu ihm heranrückte, ob der Süden nicht bald da ſei, nach dem ſie ſich ſo ſehr ſehne.

Es giebt nichts Herrlicheres, ſelbſt im Süden, als einen ſchönen deutſchen Herbſttag, ſo wie dieſer! ſagte Cimaletti, indem ſeine Augen träumeriſch bald über die Gegend hinſchweiften, bald mit denen Ada's ſich begegneten. Ein ſolcher Tag, fuhr er fort, lockt Alles, was von edlern und höhern Gefühlen im Menſchen verborgen iſt, hervor an das Sonnenlicht, und man erfährt da oft, daß man Beſſeres in ſich trägt, als man ſelbſt oder die Welt von uns glauben mag. Die goldenen Fäden der Sonne verſpinnen ſich mit unſern geheimſten Träumen zu einem himmliſchen Gewebe, die Heiterkeit der Luft umfängt ſich mit der lachenden Seele und erzeugt daraus die Liebe, deren Sehnſucht und Glück in uns neulebendig ſich regt! Wer kann einen ſchönen Tag erleben, wie dieſen, ohne in dem Säuſeln und Silbern ſeiner Lüfte und Lichter eine mächtige Regung der Liebe zu empfinden! Durch die ganze Welt erklingt dann ein ſympathetiſcher Kuß, die Berge, die Thäler und der Himmel zittern feierlich in einem langen göttlichen Kuß. Und die Menſchen ſollten ſich nicht küſſen, ſondern mit ſtummen und kalten Lippen ſich einander gegenüber bleiben? Das Küſſen iſt freilich eine Kunſt, auf die ſich die wenigſten Menſchen recht verſtehen. Den Meiſten fehlt Sinn, Talent, Poeſie und Geſchmack, Unſchuld und Begeiſterung dazu, um ſich recht zu küſſen. Es iſt eine ſeelenloſe, nichtsſagende Muſik, die man von den meiſten ſich küſſenden Lippen erſchallen hört. Die Alten ſtehen uns auch darin in ihrer unübertroffenen Heiterkeit und Bildung großartig gegenüber. An dem Feſte des phileſiſchen Apollo war auf den gelehrteſten Kuß unter jungen Leuten ein Preis ausgeſetzt. Und es iſt keine Frage, daß es eine gewiſſe Gelehrſamkeit des Kuſſes geben kann, ein höherer Grad von Bildung, der die ganze Bedeutung dieſes ſüßen Werkes der Liebe erſchöpſt und darſtellt. Etwas, das gelehrt und gelernt werden kann! Wie oft habe ich Liebende in Deutſchland geſehen, die ſich nicht einmal zu küſſen verſtanden, deren oberflächlicher Kuß nichts als kalte Küche der Lippen, eine kärgliche Mahlzeit der Herzen war! Wenige ſind ſo gelehrt und kunſtverſtändig, wie Shakeſpeare's Romeo und Julia, von denen die Letztere zu dem küſſenden Romeo ſagt: you kiss by the book, ihr küßt nach der Kunſt! Und hat nicht Romeo Recht, wenn er ſeine Lippen two blushing pilgrims, zwei erröthende Pilger, nennt, die ein Heiligenbild zu küſſen trachten; denn was kann es Frommeres und Andächtigeres geben, als die menſchlichen Lippen, über welche die Seele durch Athem, Wort und Geſang ihren heiligen Weg nimmt, um in die Welt hinaus zu tönen! O Ada, was giebt es nicht noch Alles in der Welt für Ihren reichen, ahnungsvollen Geiſt! Haben Sie ſchon ein einziges Mal recht nach der Kunſt geküßt? Ich glaube in dieſer großen Gelehrſamkeit der Lippen haben Sie noch nicht zu buchſtabiren angefangen? —

Ada, die in ſo guter Laune war, konnte ſich nicht enthalten, über die ſeltſame Anrede zu lächeln. Sie richtete ihre freundlichen, brennenden Blicke ausdrucksvoll auf ihn. Ringsumher dampften die Fluren in der Herbſtſonne, die in dieſem Augenblick ihre heißeſten Strahlen herabſandte. Ada erröthete, als Cimaletti ſie küſſen wollte, aber ſie entzog ihm ihre Lippen nicht. Dann ſagte ſie: you kiss by the book, aber ich liebe ſolche Bücher nicht, ſie ſind mir immer bald langweilig! —

Ada und Cimaletti hatten den Rhein wieder erreicht, und faſt denſelben Schauplatz betreten, auf dem zuerſt alle dieſe Begebenheiten, die ſich ſeltſam genug ereignet, ihren Anfang genommen. Der Zufall wollte ſogar, daß ſie auf ihrer Reiſe nach Mainz, zu der Cimaletti beſonders dringende Gründe zu haben ſchien, auf demſelben Dampfſchiffe ſich befanden, welches ſie damals getragen, und ſo wiederholen ſich oft, wie durch die Veranſtaltung eines Zauberers, dieſelben Scenerien, ſcheinbar um eine neue Aufführung deſſelben Schauſpiels zu veranlaſſen; aber der Geiſt der Ereigniſſe und Perſonen, die ſich vor ihnen wieder einfinden, zeigt ſich dann nur in einem grellen Contraſte dazu.

Der Rhein erſcheint in dieſer ſpäten Jahreszeit ſchon grau verſchleiert, die Ufer haben einen mehr finſtern Charakter angenommen, und feuchte Nebelmaſſen verdunkeln hin- und herziehend den Stromſpiegel. Als die beiden Reiſenden in der Frühe das Dampfſchiff beſtiegen, welches von Coblenz abging, war es plötzlich kaltes und unfreundliches Wetter geworden, und die wenigen, trübſinnig hervorblickenden Sonnenſtrahlen vermehrten nur die Unbehaglichkeit des Tages. Ada fühlte ſich unwohl, auf ihren Wangen lag, was man ſonſt nie an ihr bemerkte, einige Bläſſe, und Cimaletti mußte ſie in die Cajüte hinuntergeleiten, wo ſie ſich auf eines der Seitenkanapee's ausſtreckte, ihn bittend, ſie allein zu laſſen.

Cimaletti ging auf dem Verdeck auf und nieder, ein Dutzend ſpaniſcher Cigarren in der größten Geſchwindigkeit verrauchend, und beobachtete die Paſſagiere, die ſich allmälig zur Abfahrt eingefunden, und die Glocke begann zu läuten, und das Dampfſchiff ſetzte ſich in Bewegung, aus vollen Lungen den Rauch von ſich athmend, der ſeine treibende Seele iſt. Als es ſchon mehrere Schritte durch den Strom gethan, wurde plötzlich noch vom Ufer her ein Zeichen gegeben, und ein verſpäteter Paſſagier näherte ſich eiligſt in einem Boot, um noch zur Mitfahrt zugelaſſen zu werden. Nachdem er an Bord genommen, bebte Cimaletti einen Augenblick vor ihm zurück, denn es war kein Anderer, als Falk, den er auf das Unerwartetſte hier wieder erblickte.

Dieſer neuangekommene Reiſende hatte nicht ſobald ſeinen Sachen ihren Platz anweiſen laſſen, als er auch ſchon auf Cimaletti, den er auf der Stelle bemerkt, zuſtürzte, ohne über dieſe abermalige Begegnung auf einem rheiniſchen Dampfſchiff im Geringſten erſtaunt zu erſcheinen. Ich wußte es, daß ich dich hier treffen würde, Cimaletti, ſagte Falk mit einer ſcharfbetonten Stimme, indem er den Andern bei Seite zog. Faſt hätte ich Deine Spur verloren, an der mir jetzt mehr als jemals gelegen iſt. Aber ein rüſtiger Ruderknecht brachte mich noch zur rechten Zeit nach, und nun ſollſt Du einen Freund, der ſich ſo feſt an Deine Ferſen hängen wird, wie ich, nicht ſobald wieder loswerden!

Was willſt Du? fragte Cimaletti, ihn nicht ohne große Verlegenheit betrachtend. Falk zeigte in der That bei ſeinem Wiedererſcheinen ein ganz verändertes Anſehen. Die Milde, der ſtille Ernſt und das leiſe Nachſinnen, die ſonſt ſein Geſicht charakteriſirten, waren daraus verſchwunden; ſtatt deſſen lagerte eine ſchneidende Kälte in ſeinen Zügen. Er hatte gealtert und war mager geworden, wodurch ſeine Phyſiognomie etwas Eckiges und Lauerndes angenommen, das ihr einen höchſt fremdartigen und zweideutigen Ausdruck gab. In ſeinen Blicken, mit denen er feſt und durchdringend auf Cimaletti ſich heftete, ſchimmerte ein Hohn, der den Andern betroffen machte. Nur allmälig ſuchte Cimaletti, mit Hülfe ſeiner Gewandtheit ſich wieder zu dem zu machen, was er vorſtellen wollte, und ſtimmte mit einem kunſtreichen Uebergange den Ton alter Freundſchaft gegen Falk an. Um ihm ſein Vertrauen zu beweiſen, begann er ihm von ſeinen Verhältniſſen und von dem ſeit ihrer Trennung Vorgefallenen erzählen zu wollen.

Aber Falk unterbrach ihn ſchnell, und ſagte mit einem beſondern Lächeln: Laß das gut ſein, ich weiß es Alles, und bin genau von Deinen Verhältniſſen unterrichtet. Du ſiehſt, welch' ein wichtiges Intereſſe mich an Dich binden muß, daß ich keine Mühe geſpart habe, Dir nachzuforſchen, und daß ich endlich hier wieder Deiner habhaft geworden bin. Diesmal werden wir uns nicht wieder ſo romantiſch trennen, wie in St. Goar, wir werden eine Zeitlang bei einander bleiben, Cimaletti!

Wie haſt Du Dich nur in kurzer Zeit ſo verändern können, Freund! ſagte Cimaletti. Bis auf Deine Sprache, die in fremden Tönen an mein Ohr und Herz ſchlägt, iſt Alles an Dir ein anderes Weſen. Ich ſuche vergebens meinen edlen Falk, ſonſt die ſchönſte Blume der deutſchen Jünglinge, die ich jemals geſehen, und greife nur auf feindliche Dornen an ihm, die mich zu ſtechen trachten. Gerade nach Dir hatte ich mich geſehnt, an Dich hatte ich gedacht, als ich den

Fuß wieder an den heimiſchen Rhein ſetzte, um nach unſrer Schweiz, wo ich Dich glaubte, zu gelangen! An die Bruſt Deiner Freundſchaft wollte ich mich retten, nachdem ich faſt das Opfer der Leidenſchaft und des phantaſtiſchen Wahns eines Weibes geworden wäre! Ich wollte in Deiner Nähe zu einem werthvollen Daſein mich anſiedeln, alte, gemeinſame Beſtrebungen um Wiſſenſchaft und Natur erneuern, und endlich Segen und Verſöhnung auf mein unruhiges Haupt herablocken! Und nun ſage mir, warum unter ſo rauher Schaale Dein Herz ſich diesmal birgt und ob es noch ſeinen unveränderten Kern darunter bewahrt?

Du haſt Recht, ich habe mich ſchon ſehr verändert! erwiederte Falk und klopfte ihm bedeutſam auf die Schulter. Beſonders darin werde ich Dir ein Anderer erſcheinen, daß ich nicht mehr der leichtgläubige Falk bin, dem falſche und betrügeriſche Papiere hinreichten, um ſich von der Nachforſchung einer Sache abführen zu laſſen, zu der ihn die heilige Pflicht getrieben! Seitdem iſt der Schleier von meinen gutmüthigen Augen gefallen, ich habe auf den Grund beiſpielloſer Niederträchtigkeiten hinabgeſchaut, und dabei iſt mir freilich in meiner Erſchrockenheit der ganze, milde Frühlingsglanz, der mir ſonſt über der Erde lag, verblichen; es iſt Winter geworden, und Alles liegt mir erſtarrt unter der kalten Schneedecke, wie unter ſeinem Leichentuche! Doch genug mit Dir von ſolchen Allgemeinheiten! Ich gehe mit Dir nach Mainz, dort wollen wir uns über verſchiedene Dinge erklären! Bis dahin laß von gleichgültigen Dingen uns unterhalten, oder noch beſſer, ſchweigen!

Ich begreife Dich nicht, aber ich beklage Dich tief, theurer Freund! rief Cimaletti mit großer Emphaſe aus, indem er geſchickt gewiſſen Berührungen, die in der Rede des Andern lagen, auszuweichen ſuchte. Ich ſehe Dich, mein Freund, in einen harten Bruch mit der Wirklichkeit des Lebens gerathen, und nachdem Dein idealer Sinn einmal einen Ekel an den realen Erſcheinungen gefaßt, giebt es für Dich nur noch das Nichtige, Weſenloſe und Niederträchtige auf der Erde. Iſt es nicht ſo? Aber wenn Deine Philoſophie über dieſen Zwieſpalt, der uns Allen droht, Dich nicht mehr beruhigen kann: warum die Tröſtungen und Mittheilungen der Freundſchaft abſchneiden, die noch die einzige wohlthuende Milch für das kranke Leben bleibt? Da erinnere ich mich unſerer Geſpräche, die wir in jener Nacht in St. Goar, das wir bald wieder vorbeipaſſiren werden, zuſammen geführt! Damals ſah es, bei aller Trauer, frühlingshell in Deiner Seele aus, Du hatteſt Vertrauen, Andacht und Muth, und ein unſterblicher Name bebte durch Deine Bruſt mit Feſtglocken der Liebe! Von Deiner idealen Höhe aus warnteſt Du mich damals, mich nicht in der materiellen Wirklichkeit des Daſeins ſchwelgeriſch zu verlieren, ſie vielmehr treufleißig anzubauen zu einem wohnlichen Haus, um darin arbeitſam unter Laſt und Luſt des Tages das Rechte zu vollbringen. O, mein Freund, wie bin ich ſeitdem des zweckloſen Umherſchweifens müde geworden, wie ſehne ich mich nach einem ruhigen Mittelpunkte, der endlich alle meine Kräfte an ſich zöge und verbände, und ſollte es auch der Tod ſein mit ſeiner Alles beſänftigenden Macht! Um wie viel beſſer biſt Du daran, als ich! denn wie ſchaal und abgeſtanden Dir auch das Leben werden mag, Du kannſt nie ſeinen Halt und Sinn ganz verlieren, Da haſt ein Bild der Liebe in Dir, das Dich mit dem Himmel und allen ſchönen, hohen und edlen Ideen in ſteter Verbindung erhält! Was macht dieſer innere, unſichtbare Stern Deiner Gedanken? Steht er noch leuchtend über Deinem Herzen? Grüßt er Dich und neigt ſich zu Dir aus ſeiner Verklärung, und ſchenkt Dir mit ſeinen Geiſterblicken herrliche Stunden? Und ſchüttelt Deine Gabriele nicht das Haupt und hebt leiſe den Finger gegen Dich empor, wenn Du den Werth der Exiſtenz alſo zu verläugnen und in Zweifel zu ziehen beginnſt? —

Falk ſchwieg einige Augenblicke, erſt hartnäckig und abgewandt, dann ſchien es, als kämpfte er mit ſich ſelbſt, ob er den zarten Gegenſtand, der in ihm angeregt worden, gegen Cimaletti berühren, oder dieſen lieber keiner Antwort darauf würdigen ſolle? Endlich war es, als tauche noch einmal ein freundſchaftliches Gefühl für den Andern in ihm auf, das ihn bewog, ſich wieder, wie ſonſt, in einer vertrauten Mittheilung gegen ihn zu ergehen.

Was ich Dir damals, hub der blaſſe Jüngling an, von dem geiſtig fortdauernden Verhältniſſe zu meiner geſtorbenen Geliebten erzählt, exiſtirt in dieſem Augenblicke nicht mehr. Da ich damals wahr und offen gegen Dich geweſen, und mich überhaupt früher innigere Beziehungen mit Dir verknüpften, ſo will ich Dir, wie todtfeindlich auch jetzt unſere Wege ſich kreuzen, doch dieſen Theil meiner Geſchichte nicht vorenthalten. So höre denn: Gabriele hat mich verlaſſen! Ihre Geſtalt iſt plötzlich aus meiner Seele geſchwunden, und ſie erſcheint mir nicht mehr, wenn ich ſie rufe, noch grüßt ſie mich ungerufen mit jenen ſtrahlenden Augen, die ſich ſonſt als unſterbliche Zeugniſſe ihres Lebens ſo oft gegen mich aufſchlugen, und mir lächelnd winkten! Ich habe ſie zum zweiten Male verloren; nach ihrem Tode ſtarb ſie mir jetzt erſt, in jenem Momente, wo ich eines Tages mich vergeblich auf ſie beſann, wo ich ihr

Bildniß in meinem Geiſte ſuchte und nicht finden konnte, wo ſich alle die geliebten Züge, als ich ſie gewaltſam in mir heraufbeſchwören wollte, nur in einem fremden und kalten Antlitz zuſammenſetzten, das ihr nicht gehörte, und das mich leichenhaft anſtarrte. Ich weiß nicht, was das für ein Moment war, in dem ſie mich floh, und wo ſtatt der lebendigen Verklärung mich auf einmal die weſenloſe Vernichtung umgab, der höhniſche Widerſchein einer Leere, die bis dahin mit Geſtalt und Geiſt erfüllt geweſen war. Mag das Leben mich allmälig wieder zu irdiſch und zu ſchmutzig gemacht haben, um dieſer unſichtbaren Liebesgemeinſchaft länger angehören zu können, ich weiß es nicht, oder mag die Kraft des irdiſchen Geiſtes nicht ausreichen, um für immer ein höheres und ewiges Bild in ſich zu beſitzen und zu bewahren, mitten unter den Berührungen der gemeinen Alltäglichkeit, genug, ich ſah mich in meinem Innern verödet und begann mich deshalb zu verachten. Ich war fortan ohne Bild, ohne Stern, ohne Compaß meiner Gedanken, und ſah kalt und ſympathielos in das Gewühl des Lebens hinaus. Nichts erſchien mir mehr von Werth und Bedeutung, ſeitdem ſie mich unwürdig gehalten, ferner in meinen Gedanken mit mir zu leben, ſeitdem ſie in die unerreichbaren Weiten ihres Himmels ſich mir entzog. Zuweilen war es mir, als ſchimmere noch ein alter, treuer Seelenblick von ihr unverhofft durch die Ferne, die uns trennte; aber es dämmerte bald wieder verdunkelnd in Nacht zurück, und Nacht blieb es in meiner Seele. Ich ſchaute um mich her, um mir irgend eine andere Freude zu ſuchen, denn wie kann man leben ohne Freude? — Aber ich fand keine andere, als höchſtens die Schadenfreude, daß Alles, was ich um mich ſah, eben ſo nichtig und gottverlaſſen war, wie ich ſelbſt! Bald begann ich dies Vergnügen, das Leben durchgängig werthlos zu finden, zu einer Art von Beruf in mir auszubilden, und machte mir ein Geſchäft daraus, den Trug, das Verderben und die geheimen Schlechtigkeiten der Welt und der Menſchen überall auszuſpüren. So fühlte ich mich demoraliſirt durch mein abgeriſſenes Verhältniß zu einer Verklärten, zum Himmel, aber was mich aufrecht erhielt, war eine neue Thätigkeit, meine Kräfte der öffentlichen Moral dienſtbar und nützlich zu machen, und zwar grade durch jenen dämoniſchen Eifer, der mich fortan in die Welt hinaustrieb, um die Zuſammenhänge des Schlechten und im Finſtern Arbeitenden in ihr zu entdecken. Ich habe ſeitdem meine Tage meiſtentheils mit Umherreiſen in verſchiedenen Unterſuchungsſachen zugebracht und mit Erfolg manches Wichtige ausgeführt. —

Falk ſchwieg, und faßte den Andern ſcharf ins Auge, als wolle er ſehen, welchen Eindruck dieſe ſeine letzten Aeußerungen auf ihn hervorbrachten. Cimaletti fühlte ſich jetzt zum erſten Male nicht im Stande, einen ſolchen Späherblick auszuhalten: er ſchien betroffener als jemals über die Art, wie ſich ihm Falk mit aller Offenheit und doch mit ſo vielen geheimnißreichen Seitenblicken gegenüberſtellte, und verbrachte eine lange Pauſe im tiefen Nachſinnen. Dann nahm er wieder das Wort, von dem, was ihm eigentlich zu denken gab, abbrechend, und ſagte zu dem Andern: Ich glaube, mein theurer Falk, Du haſt Dir ſelbſt großes Unrecht gethan, Dir ſowohl, wie Deiner abgeſchiedenen Braut; denn dieſe hat Dir immer gleich nah und gleich fern geſtanden, ihr Verhältniß zu Dir kann ſich nicht ändern, und nur in Dir und Deiner kälter gewordenen Vorſtellung iſt die Trennung, die Du behaupteſt, vorhanden. Du ſuchſt etwas Moraliſches in einer Erſcheinung, die nur etwas Phyſiſches iſt, und ſo mußte es allerdings Deinem Gemüthe gefährlich werden, ganz allein auf dieſe ſchöne Illuſion der Seele ſich geſtützt zu haben. Daß ſie nachgelaſſen hat, Dich zu beglücken, liegt in der gemeinen Natur der Dinge, aber in keinem geiſtigen Bewegungsgrunde. Wir haben damals in St. Goar einige Anſichten darüber ausgetauſcht, und Du wirſt Dich erinnern, daß ich Deine Entzückung, mit der Du an Deiner Geliebten, wie an einer wirklich Dich umſchwebenden Exiſtenz, hingeſt, zu ehren wußte! Jetzt will ich Dir ſagen, warum Gabrielens Bild, die damals ſo nahe war, jetzt ſo ferne, ohne daß es ſich in ſeiner Weſenheit gegen Dich geändert hat! Ich habe ein wenig die Fähigkeiten und Möglichkeiten der menſchlichen Natur ſtudirt. Die Perſonen, mit denen uns die Liebe und die Sympathie des ganzen Seins verbinden, ſind ſo ſehr ein Theil unſerer Selbſt geworden, daß die Bilder, die wir von ihnen in uns tragen, und damit ihr eigenſtes Leben, uns eben ſo entſchieden angehören, wie ſie der Wirklichkeit ſelbſt angehören. Die Vorſtellung, die wir von ihnen in unſerer Seele tragen, die uns überall begleitet, und alle unſere Herzſchläge mitſchlägt, iſt eben ſo ſtark und lebenskräftig, als das Leben ſelbſt, das dieſe geliebten Geſtalten an ſich ſelbſt und außer uns führen. Wenn ſie aber für die reale Wirklichkeit uns entzogen werden, wenn eine räumliche Trennung ſie uns auf immer fern ſtellt, oder der Tod die theuren Häupter in die ewige Nacht verhüllt, dann zittern ihre Bilder, die von uns ſo feſt Beſitz genommen haben, noch lange in unſerer Seele nach, und können ſich von derſelben gar nicht losreißen. Ihre Geſtalten und Züge, wie ſie ſich in uns abgedrückt hatten, führen noch lange Zeit ein beſeeltes Leben in uns weiter, und wir wähnen, ſie noch in erreichbarer Nähe zu beſitzen. Sie bewegen ſich in uns, ſie kommen, wenn wir an ſie denken, ſie neigen ſich mit Hand, Auge, Mund und Buſen zu uns hin, und wir hängen an ihrem Kuß, Wort, Athem und Blick. In manchen begünſtigten Stunden leuchten ſie beſonders auf in allem Glanz der alten Liebe und Zärtlichkeit, und wir zweifeln nicht, daß ſie aus einer ſchönern, geiſtigen Region uns mit ihrer herüberreichenden Exiſtenz beglücken. Aber bald hört der Zauber auf zu wirken, mit der nachlaſſenden Elaſticität der Nerven, die ſo lange noch das geliebte Bildniß feſtgehalten hatten in ihrem magiſchen Netze, die innern Sinne geben allmälig das Bild wieder frei, das in ihnen abgeprägt war; es erblaßte, und das phyſiſche Vermögen der Einbildungskraft reicht nicht mehr aus, es, wie ſonſt, in ſeiner ganzen Stärke ſich zu erſchaffen. Du ſiehſt, mein Freund, aus den Eigenheiten der menſchlichen Organe erklärt ſich Deine Geſchichte. Fahre fort, Deiner Abgeſchiedenen auch in der größeren Ferne, in die ſie jetzt zu Dir gerückt iſt, treu zu bleiben, und das Verhältniß Deiner Gedanken zu ihr wird doch Dein höchſtes Glück und Beſitzthum ſein! Aber ich bitte Dich, verzweifle nicht, weil Dein ideales Herz ſich im erſten Augenblicke wie betrogen dünkte, verzweifle nicht an Allem, was es noch Haltbares und Weſenhaftes giebt in dieſem menſchlichen Daſein! Sei wieder der gute, edle, von Liebe und Sympathie getragene Falk! —

Cimaletti würde noch eine Weile fortgefahren haben, ſich in dieſe Auseinandeſetzungen mit immer ſteigendem Pathos hineinzuſprechen, beſonders da ſie ihn von einem andern Thema, deſſen Berührung er fürchtete, immer weiter abführten, wenn nicht Falk geäußert, daß ihm dieſe Unterhaltung ſehr unwillkommen ſei, und daß er ſie abgebrochen zu ſehen wünſche.

In dieſem Augenblicke ſtieg Ada langſam die Treppe herauf, um das Verdeck, das jetzt einige wärmende Sonnenſtrahlen beſchienen, wieder zu betreten. Ihr Anfall von Unwohlſein hatte noch nicht nachgelaſſen, ſie ſah bleich aus, und erſchien in dieſem leidenden Geſichtsausdrucke geiſtiger, ſeelenhafter als ſonſt; ja es lag etwas Verklärtes über ihren Zügen.

Falk wurde ſie zuerſt gewahr und ſchaute mit einem unwillkürlichen Laut der Betroffenheit auf ihre Geſtalt, die in dieſem Moment ganz beſondere Empfindungen in ihm wachzurufen ſchien. Ada hatte ihn ebenfalls geſehen, und ſtand einen Augenblick auf der letzten Stufe unbeweglich ſtill, ohne ſich zu nähern, ſo überraſchend war ihr ſein Anblick.

Cimaletti beobachtete ihn genau. Da Du von Allem, was mich betrifft, im Voraus ſo ſehr unterrichtet warſt, ſagte er, ſo wundert mich Dein Erſtaunen, dies treffliche Mädchen hier zu ſehen, deſſen Lehrer, Freund und Reiſegefährte ich bin.

Ich wußte, daß Du ſie in Dein Schickſal verwickelt haſt! entgegnete Falk. Nicht ihr Hierſein kommt mir unerwartet, aber die Art und Weiſe ihrer Erſcheinung, ihrer Züge, iſt es, die mich erſtaunen macht. Das ſind wunderbare Erinnerungen, die ſich mir da von Neuem beleben, und eine Geſtalt annehmen vor meinen Augen.

Auf ſein Geſicht ſah man in dieſem Augenblicke wieder den ſchönen, milden und beſeelten

Ausdruck treten, der ihm ſonſt wohl eigen war, und die Härte und Ironie, die ſich ſeitdem ſeiner Phyſiognomie mitgetheilt hatte, verſchmolz plötzlich wieder in ſanfte Umriſſe. Mit glänzenden Augen ſtarrte er noch auf Ada hin, mit ihrer Erſcheinung ſchien eine Veränderung ſeines ganzen Weſens vorzugehen.

Du haſt Recht, Freund! rief jetzt auch Cimaletti aus. Mit dieſer ätheriſchen Bläſſe auf den Wangen hat das liebliche Mädchen in der That eine wunderbare Aehnlichkeit gewonnen, die auch mich nun überraſcht! Sah nicht ſo Deine Gabriele aus, wenn ſie ſtill lächelnd zum Himmel blickte. und es war, als verſchwinde die Erde ſchon unter ihren geiſtigen Fußtritten?

Still! ſtill! rief Falk aus, Du haſt den rechten Namen genannt, aber ſchweige! —

Beide näherten ſich hierauf der betroffenen Ada, die mit hochſchlagendem Herzen Falk herankommen ſah. Wie es ſich oft ereignet, daß, nachdem man früher in einer kaum halben Bekanntſchaft zu einander geſtanden, doch faſt mit der Vertraulichkeit alter Bekannten man ſich begrüßt, ſobald man ſich auf plötzliche Weiſe wieder begegnet, ſo nahm auch Ada den Gruß Falk's wie den eines willkommenen Freundes auf, auf den man gedacht und gehofft und den man erfreut iſt, unerwartet zu ſehen. Dann mäßigte ſie aber wieder die ihr eigene Lebhaftigkeit und ein leiſes Erröthen darüber färbte die blaſſe Wange. Sie erinnerte ſich der merkwürdigen Erregung ihres jungen Herzens, jener Frühlingsſtürme von Gedanken und Empfindungen, die bei der erſten Bekanntſchaft dieſes Mannes in ihr aufſtiegen waren. Seit jenen erſten Blicken und Lauten, die ſie mit der Welt zu wechſeln angefangen, wie Vieles hatte ſich ſeitdem ereignet und verändert! Sie ſelbſt, damals ein muthiges Kind ſtand jetzt als bewußtvolle Jungfrau ihm gegenüber; auf ihre nachdenkliche Stirn hatte ſchon das Leben einige räthſelhafte Chiffern geſchrieben, und wenn ſie über ſich nachdachte, wußte ſie es ſelbſt nicht zu ſagen, ob ihr wohl oder wehe zu Muthe war. Sie dachte an die himmliſche Liebe Falks, die er zu einem verklärten Geſchöpf in ſeinem

Buſen trug, und rief ſich jene Beſeligung und frohe Verwunderung zurück, die ihr damals dieſer Gedanke erweckte. Sie ſelbſt dagegen erſchien ſich ſeit einiger Zeit ſo unklar und verworren, es war ihr, als würde ſtatt des Außerordentlichen, das ſie von ihrem Leben erhofft, nur ein gemeines, menſchliches Schickſal ihr Loos ſein. Sie ſehnte ſich, wie wenn es ihr Troſt und Hülfe geben könnte, nach einem vertrauten Geſpräche mit Falk.

Cimaletti, der die unverkennbare Annäherung Beider bemerkte, ſchien einen Vortheil für ſich darin zu ſehen, wenn er dieſelbe unterſtützte und dadurch von ſeiner eigenen Perſon Falk's Aufmerkſamkeit ablenkte. Nachdem er die Unterhaltung mit ſeiner gewohnten Geſchicklichkeit in Gang gebracht, entſchuldigte er ſich mit Kopfweh, das ihn nöthige, ſich in den untern Theil des Schiffs, wo er die erſte Kajüte für ſich und Ada allein gemiethet hatte, zurückzuziehen. Er entfernte ſich raſch, und Ada und Falk, die auf der Galeriebank nebeneinander ſaßen, begannen bald ihrem Geſpräch eine lebhaftere Wendung zu geben.

Falk befand ſich in einem Zuſtande der Begeiſterung, die an Extaſe gränzte, und Ada begriff erſt nicht, was er ihr Alles ſagte und warum. Dennoch that ihr die Innigkeit und Zartheit wohl, mit der er zu ihr ſprach, und ihre erſte Begegnung in dem Rheinſtädtchen berührte. Ada, die immer ſo bald in ihrer Mittheilung offen und frei ſich zeigte, erzählte ihm, mit etwas höher ſich hebendem Buſen, auf welche Art ſie zuerſt ſeine Bekanntſchaft gemacht und ihn wider ihren Willen in einem Selbſtgeſpräche belauſcht habe. Indem ſie ihm ſpähend in die Augen ſah, und dabei dachte: das ſind doch blaue, treue Augen! konnte ſie ſich nicht enthalten, ſich nach dem zu erkundigen, was das größte Intereſſe für ſie hatte, nämlich: ob dieſes ſchöne Verhältniß zu ſeiner ſeligen Geliebten unverändert fortwähre?

Falk ſchwieg einen Augenblick auf dieſe Frage, und ſagte dann, ihre Hand haltend: Seit einigen Minuten bin ich zweifelhaft, ob meine Liebe dem Leben oder dem Tode gehört, und ob nicht das, was ſo lange ein gegenſeitiges Bild und

Glück war, mir völlig und wirklich wieder in das Dieſſeits zurückgekehrt iſt! Meine Sympathie hat ſich vom Himmel wieder auf die Erde niedergelaſſen, und flattert jetzt wie die Taube mit dem Oelblatte des Friedens, um mir auf dieſer Erde einen neuen Heimathsort zu zeigen. So wiſſen Sie denn, meine himmliſche Gabriele hat mich verlaſſen, ich ſpreche nicht mehr in Traum und Liebeselegie mit ihr, wie damals, wo ich Ihren kindlichen Schlaf ſtörte durch meine Viſionen; aber das Schickſal iſt mir wieder günſtig, ich kann noch wieder ein beſſerer und beglückter Menſch werden, wenn die neue Erſcheinung des geliebten Bildes, die mir heute geworden, mich nicht täuſcht!

Ada verſtand ihn nicht, und ſah ihn freundlich und forſchend an. Er aber betrachtete ſie mit immer ſehnſüchtigeren Blicken, und ging in ihrem Antlitz begierig den Spuren der Aehnlichkeit nach, die ihn zauberhaft umfangen hielt. So war es doch am Ende nur der Schmerz um die alte Geliebte und ſein unverwandtes Feſthalten an ihrem Bilde, das ihn zu der neuen Neigung hinüberführen wollte; aber ſeine Natur ſchien dieſen neuen Aufſchwung zu edeln und hochſtrebenden Empfindungen nicht mehr auf lange in ihm zu dulden. Während Ada ſtill in ſich verſenkt faſt ein heimliches Gefühl der Freude, von dem ſie ſich ſelbſt noch nicht Rechenſchaft zu geben wußte, ihre Bruſt erhob, während ſie ihre gegenwärtige zweifelhafte Lage ganz vergeſſend, unwillkürlich etwas Schöneres in der Zukunft für ſich ahnte, wurde Falk ihr gegenüber auf einmal von einer auffallenden Zerſtreuung und Unruhe ergriffen. Er ſchien plötzlich an etwas Anderes zu denken, ſeine Augen ſchweiften ſpähend umher, und auf ſein Geſicht trat wieder jener unangenehme Zug, der mit dem Lauern eines Tiegers auf ſeine Beute verglichen werden konnte.

Wo mag denn aber unſer Cimaletti ſein? ſagte er, haſtig aufſpringend, und eilte, mit einer leichten Verbeugung gegen Ada ſich entſchuldigend, einer Gruppe von Paſſagieren zu, die bei der Unterwegsſtation, die ſo eben vor Bingen gemacht wurde, ſich drängte, das Schiff zu verlaſſen. Falk hatte ſich nicht geirrt, und ergriff noch eben

Cimaletti am Arm, als dieſer ſchon auf der Treppe ſtand, um das Boot zu beſteigen. Cimaletti entriß ſich der ſtarken Hand, mit der ihn Falk gepackt hatte, und ſtieß ihn ruhig von ſich zurück. Falk jedoch ſchien ſeinen Kräften eben ſo ſicher zu vertrauen, faßte den Andern um den Leib und rang eine Zeitlang mit ihm, um ihn wieder auf das Verdeck des Schiffes hinaufzuziehen. Aber Beide waren ſich ſo gleich, daß Keiner ſchwankte, und Cimaletti, der ſogar den Verſuch machte, den unabläſſig an ihn zerrenden Falk in den Strom zu werfen, konnte doch nicht einmal ſeine Hände von ſich abſtreifen, die ihn wie ein Wild im Netze gefangen hielten. Vermeide das Aufſehen! flüſterte ihm Falk ins Ohr. Du entkommſt nicht vom Schiffe, und biſt verloren, wohin Du mir auch entfliehen magſt!

Cimaletti ließ ihn erblaſſend los und kehrte mit ihm auf das Verdeck zurück. Dies Alles war das Werk weniger Minuten geweſen, aber es hatte die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden im höchſten Grade erregt. Da ſich aber Beide darauf mit größter Ruhe nebeneinander verhielten, ſo glaubte man kein Recht zu haben, ſich in ihre Angelegenheiten zu miſchen, und beobachtete ſie nur aus der Ferne mit erſtaunten Blicken. Unterdeß hatte das Schiff ſeinen Lauf wieder weiter fortgeſetzt, und Cimaletti, um ſich den ihm läſtigen Blicken zu entziehen, begab ſich wieder in die Kajüte hinunter.

Falk blickte ſich nach Ada um, die mit Erſtaunen und Schrecken dieſer Scene zugeſehen hatte. Sie fühlte ſich von der quälendſten Unruhe ergriffen, ängſtigende Vorſtellungen aller Art drangen auf ſie ein. Sie wandte ſich haſtig nach dem wieder zu ihr tretenden Falk, um Aufſchluß von ihm zu begehren, und doch empfand ſie nach dem Vorgefallenen auch wieder eine eigene Art von Scheu und Mißtrauen gegen ihn. Sie wunderte ſich, daß Cimaletti, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſich gar nicht um ſie kümmere, und ſah ſich mit Entſetzen mitten inne zwiſchen dieſen beiden Männern, deren Verhältniß auf etwas Dunkles und verhängnißvoll in der Ferne Drohendes zu deuten ſchien, und von denen jeder auf einer verſchiedenen Weiſe ſie an ſich gezogen hatte. Sie mußte ſich ſchwindelnd die Stirn halten, vor ihren Augen lag es plötzlich wie ein kalter, undurchdringlicher Nebel, ſie mochte vor oder hinter ſich ſchauen in ihr Leben.

Falk ſuchte ihren fragenden Blicken auszuweichen und geleitete ſie zu dem einſameren Theil des Schiffes, wo ſie neben einander geſeſſen hatten; dann ſagte er, er werde ſie bald von der unangenehmen Situation befreit haben, in die ſie durch ihre Unkunde, ihr edelmüthiges Vertrauen auf die Welt und ihren naiven Muth, ſich an das Leben hinzugeben, zu einem Menſchen wie Cimaletti gerathen ſei. Ada wagte nicht, ihn weiter zu fragen. Es that ihr wehe, ihn mit dieſer ſichern Wegwerfung von Cimaletti ſprechen zu hören, an den ſie noch Glauben hatte, und doch war es ihr, als müſſe ſie mehr, ja nur allein Vertrauen zu Falk haben, der in allen Dingen der Rechte ſei, an den ſie ſich zu wenden habe.

Falk begann, als wäre nichts vorgefallen, wieder den früheren innigen Ton ihres Geſprächs anzuſchlagen. Er ſuchte ſie auf die Neigung vorzubereiten, deren Geſtändniß er ablegen zu wollen ſchien, und ſprach von dem Intereſſe, das er fühlte, ihre Zukunft ſichern und freudiger zu geſtalten, ihre Abweichung aus dem gewohnten Geleis des Lebens, die dem Weibe ſo viele Gefahr bereiten könne, ihr unſchädlich zu machen. Aber Ada, ſo gern ſie ſeinen ſchönen Worten ſich zuneigte und dieſen Klang einer Empfindung vernahm, von dem ſie früher einmal geträumt zu haben glaubte, vermochte doch nicht zu einer reinen Freude darüber in ſich zu kommen. In dem erſten Augenblicke, wo ſie Falk wieder geſehen und er ſie unerwartet wie eine theure Freundin begrüßt hatte, waren ihr ſelige Gedanken in ihrem Sinn aufgeſtiegen, aber jetzt hatte das Leben ſchon wieder einige Giſttropfen ihr auf dieſe aufgehenden Knoſpen geworfen. Das arme Mädchen ſah eine feindliche Macht, ihr ſelbſt noch unerklärlich, in dieſe lieblichen Träume greifen, die in ihrem Herzen ſich zu bilden begannen, und mitten in dem Gefühl, daß ſie wirklich glücklich werden könne, ſchauerte ſie bang zuſammen. —

Unterdeſſen war der Abend herangekommen, der Rhein dehnt ſich von Mainz wieder zu einer breiten Ebene aus, und das halbmondförmige Standbild der Stadt zeichnete bereits ſeine großgroßartigen Steinmaſſen in der Dämmerung ab. Sobald das Dampfſchiff das Ufer erreicht hatte, ſah man auch wieder Cimaletti ſich nähern, und Falk ſuchte ihn durch ein freundliches und argloſes Geſpräch, das er anknüpfte, ſo lange an Bord zu halten, bis das Gedränge der Reiſenden, das bei der Landung zu geſchehen pflegt, ſich einigermaßen verlaufen. Ada beobachtete Beide mit Mißtrauen, und ließ ſich durch den Schein dieſer freundſchaftlichen Begegnung nicht täuſchen. Sie nahm Cimaletti's Arm, um das Ufer zu betreten, Falk war einige Schritte vorausgegangen. In Mainz wird den Fremden unmittelbar nach der Ankunft, ſobald ſie an das Land getreten, der Paß abgefordert, und als Cimaletti noch daſtand, um den ſeinigen aus dem Portefeuille zu nehmen, kehrte Falk, der inzwiſchen mit einigen der anweſenden Polizeibeamten einige Worte gewechſelt, wieder zu ihm zurück und ſagte, mit einer fürchterlichen Kälte in ſeiner Stimme: Dieſer hat nicht nöthig, einen Paß abzugeben. Sein Paß iſt ebenſo falſch und nichtig, wie Alles an ihm! Dies iſt der berüchtigte Cimaletti, als Mitſchuldiger bei der Ermordung des armen Olivier längſt von der Polizei geſucht und verfolgt, und außerdem als Dieb und gefährlicher Betrüger mehrfach und dringend verdächtig. Ich bin der Polizeirath Falk, und beſitze bereits die nöthige Vollmacht, ihn zu verhaften, was hier auf der Stelle geſchehen mußte, da ihm, bei ſeiner beiſpielloſen Gewandtheit, kein Schritt mehr durch die Stadt zu verſtatten war! —

Cimaletti ſah ſich ſogleich von mehreren Sergeanten der Polizei umringt, die ſich ſeiner Perſon auf eine unwiderſtehliche Art bemächtigten. Nachdem er gewahr geworden, daß Alles verloren ſei, behielt er ſeine ſtolze und unerſchrockene Haltung unverändert und zeigte eine merkwürdige Ruhe, die faſt an Seelenheiterkeit gränzte. Er ſtand, in ſeiner hohen, aufrechten Geſtalt, mehr wie ein Gebieter, als ein Gefangener, unter den

Dienern der Gerechtigkeit, und nur auf Falk, der ihm jetzt mit einer ernſten Miene gegenüberſtand, richteten ſich ſeine Blicke einen Moment lang mit einer entſetzlichen Bedeutung. Dann fielen ſeine Augen auf die arme Ada, die einem der Umſtehenden halb ohnmächtig in die Arme geſunken war; er wandte ſich raſch ab, und ſchien nur mit Mühe bei dieſem Anblick einen Schmerz zu unterdrücken, der ſeine ganze Haltung zu erſchüttern drohte.

Man hatte Ketten herbeigeholt und damit den Gefangenen belaſtet, um ſeine gefährliche Perſon mit um ſo größerer Sicherheit abzuführen. Die Sache erregte ein außerordentliches Aufſehen. Als Falk ſah, daß Alles geſchehen, und Nichts mehr im Stande ſei, ihm dieſen wichtigen Gegenſtand ſeiner Sorgen und Mühen wieder zu entreißen, wandte er ſich tröſtend und hülfreich zu Ada, und ſuchte Anſtalten für ſie zu treffen. Ein Wagen wurde herbeigeſchafft, und Ada, die noch kaum wieder zu ihrem klaren Bewußtſein gelangt war, ließ, wie betäubt, Alles mit ſich geſchehen. Falk führte ſie zu einer ihm bekannten oder verwandten Familie in der Stadt, wo er ihr eine liebevolle Aufnahme verſchaffte, und ſie unter einer angemeſſenen Pflege zurückließ, deren das von Schreck und Schmerz beſtürmte Mädchen ſo ſehr bedurfte. —

Die geſunde und ſtarke Natur Ada's überdauerte auch dieſe Stürme und am andern Tage fühlte ſie ſich wieder wohl. Sie ſah ſich von einer freundlichen Familie, aus einer alten Frau und deren Tochter beſtehend, umgeben, die ihr mit der zarteſten Aufmerkſamkeit begegnete, und von der liebenswürdigen und rührenden Erſcheinung des Mädchens angezogen zu ſein ſchien. Aber Ada blickte mit der größten Angſt nach der Thür, ſo oft ſich ein Geräuſch an derſelben hören ließ. Sie beſorgte jeden Augenblick, Falk werde hereintreten, und ſie ſcheute nicht nur mit einer wahren Herzensbeklemmung, ihn ſelbſt zu ſehen, als ſie auch vor allen Nachrichten, die er von Cimaletti überbringen könnte, zurückbebte. Sie hätte von der ganzen Welt nichts mehr vernehmen mögen, und bedeckte ſich wehklagend die vom Weinen ermüdeten Augen mit der Hand. Sie wußte nicht mehr, welchen Entſchluß ſie faſſen, welche Stellung zu ſolchen Ereigniſſen ihres Lebens ſie ergreifen ſollte. Sie überdachte Alles, was ihr begegnet war, und konnte ſich ſelbſt nicht begreifen, noch das Schickſal, welches ſie der goldenen Zeit, wo es noch ſo einfach und klar in ihrer Mädchenſeele ausgeſehen, ſo ſchnell und für immer entrückt habe.

Indem ſie, auf dem Kanapee ſich ausſtreckend, in ſolchen Gedanken mit ſich ſelbſt und ihrem Geſchicke kämpfte, öffnete ſich plötzlich mit einigem Geräuſche die Thür. Ada ſchloß die Augen, um Niemand zu ſehen, Niemand zu hören und zu ſprechen. Sie ſtellte ſich ſchlummernd an. Sie glaubte wahrzunehmen, daß eine hohe weibliche Geſtalt zu ihr hingetreten war, eine Zeitlang vor ihr ſtand, ſie betrachtete und die Arme nach ihr ausſtreckte. Aber Ada wagte nicht, ſich zu regen, und es war ihr, als entführe ſie ihr Geiſt weit ab von der Wirklichkeit, die in leiſe verdämmernden Schatten ihr ganz entſchwinde. Sie bemerkte, daß noch eine andere männliche Figur im Hintergrunde des Zimmers ſich befinde. Sie dünkte ſich wie ſanft behütet von einem frommen Traume, den ſie ſtillhalten müſſe, um ſein Wirken nicht zu ſtören, und ſie hatte das Gefühl, als müſſe wieder Unheil daraus werden, ſobald ſie die Augen von Neuem aufſchlage zum hellen Tage des Lebens. Die beiden Eingetretenen flüſterten mit einander, mehrmals wurde ihr Name genannt mit einer lieben Betonung, aber das wunderbare Mädchen bewegte ſich nicht, und zog es vor, in dieſem Mittelzuſtande von Betäubung und Träumerei zu verharren, in dem ihr plötzlich ſo wohl geworden war. Sie glaubte zu wiſſen, wer ſie hier umgab und umflüſterte, aber eben deshalb wollte ſie die Augen nicht öffnen; es dünkte ihr ſüßer, mit dieſen Lebensgeſtalten im Traum umzugehen, als in der Wirklichkeit. Es war ihr, als ſei dieſe jetzige Minute, die ſie mit faſt ſtillſtehendem Herzſchlag in ſolcher freiwilligen Abgeſchiedenheit von der Welt, dem Leben angehörend und nicht, verbrachte, die einzige wahrhaft glückliche in ihrem ganzen Leben.

Endlich fühlte ſie ſich beim Arm ergriffen, man konnte die Ungeduld nach ihr nicht länger zurückhalten, und als Ada den Blick aufſchlug, lag ſie am Buſen ihrer Mutter, die ihr wiedergefundenes Kind mit heftigen Liebkoſungen überſchüttete. Ada wähnte noch fortzuträumen, alle dunklen Flecken der Vergangenheit ſchienen ihr ausgelöſcht von dem heiligen Bild ihrer Mutter, und ſie ſah nun wieder das Heitere, Schöne und Glänzende dieſer Erſcheinung, der ſie ſich in alter Liebe anſchmiegte. Sie ſeufzte, und fühlte ſich ſtill beglückt, ohne ein Wort des Grußes, der Verwunderung, der Erklärung.

Böſes, liebes, einziges Kind! unterbrach endlich die Mutter das Stillſchweigen. Warum hatteſt Du mir das gethan? Wußteſt Du nicht, daß ich ohne Dich nicht würde leben können, und doch mochteſt Du den grauſamen Entſchluß faſſen, mich eigenmächtig zu verlaſſen! Doch genug, keine

Vorwürfe jetzt in dieſer Stunde und nur die unendliche Freude, daß ich Dich wiederhabe! Alles, was in der Vergangenheit liegt, ſoll uns vergeſſen ſein; nichts Feindliches, kein Dämon wird wieder zwiſchen die Mutter und ihre Tochter treten, wir werden ein neues, herrliches Leben zuſammen beginnen. Was kann denn eine Mutter höher lieben, als ihr Kind, es giebt Nichts weiter für ſie auf der Welt und in ihrem Herzen! Ach Ada, ich habe es empfunden! Seitdem Du mich flohest, jagte mein Herz Dir nach, wie ſeinem einzigen Glück, und eine Stunde nach Deinem Vermiſſen ſaß ich ſchon im Wagen, um Dir nachzufolgen und Dich zu erreichen, wohin Du Dich auch gewandt haben möchteſt! Du ſiehſt, wie ſcharf und richtig die Mutter den Spuren ihrer Liebe nachzugehen verſteht! Ich habe Dich gefunden, Du biſt da, mein Schatz, meine Seele, meine Ada, meine Tochter! Ich bin jetzt nur Mutter, ich kenne nichts weiter, ich lebe nur für Dich, und werde es von nun an ewig!

Ada ſah lange an ihrer Mutter hinauf, ſie umſchlang zärtlich ihren Hals und dünkte ſich wieder ein Kind geworden, das noch gar nichts von der Welt wußte. Dann erſchrack ſie, als ſie die blaſſen, eingefallenen, abgehärmten Wangen der Gräfin bemerkte. Es war noch dieſelbe Hoheit der herrlichen Geſtalt, von der ſich Ada immer zu ſo ſüßer Ehrfurcht bezwungen gefühlt; die prächtigen Locken, mit denen ſie früher oft ſpielte, wenn ſie an den Buſen der Mutter gelehnt, floſſen noch dunkel und reichlich, wie ſonſt, über den ſtolzen Nacken, aber doch hatte ſich plötzlich ein erſchreckender Zug des Alters tief in dies Bildniß eingeſchnitten. Die Augen Hippolyta's ſahen trüber, der Glanz, der ſonſt in ihnen lebte, war gewichen und erinnerte nur noch, wie zerfloſſener Jugendſchimmer, an ein ehemaliges Schönes.

Ada ließ jetzt wieder ihre Blicke im Zimmer umherſchweifen, und ſie ſuchte Jemand. Sie hatte früher gemeint, es ſei der alte Buſſo, der ſich als Begleiter der Gräfin, ebenfalls im Zimmer anweſend befinde. Aber in der männlichen Figur, die ſie zuvor hinter geſchloſſenen Augen zu ahnen geglaubt, hatte ſich Ada geirrt. Es war Falk, der im Hintergrunde ſtand und einen Augenblick ehrerbietig der Scene zwiſchen Beiden beigewohnt hatte. Dann entfernte er ſich, um die erſten Mittheilungen zwiſchen Mutter und Tochter nicht durch ſeine Gegenwart zu ſtören, und verſprach nach einiger Zeit wieder zu erſcheinen, da ſie vielleicht über Manches von ihm Aufſchluß und Nachricht wünſchen könnten. Seiner polizeilichen Wachſamkeit und Thätigkeit war die Anweſenheit der Gräfin in Mainz unmittelbar nach ihrer Ankunft bekannt geworden, und er hatte ſie ſogleich hierher geführt, um ſie mit ihrem geliebten und verlaſſenen Kinde wieder zu vereinigen. Ada wußte nicht, ob es Freude oder Bangigkeit in ihr war, als ſie ſich jetzt wieder an ihn erinnert fühlte, und überließ ſich, als ſuche ſie Selbſtvergeſſenheit an der mütterlichen Bruſt, wie willenlos der ſtürmiſchen Zärtlichkeit derſelben.

Nach Verlauf einiger Stunden trat Falk wieder zu den Frauen. Keine von beiden wagte, ihn nach Cimaletti zu fragen. Die Gräfin zitterte ſchon, ſeinen Namen wieder ausſprechen zu hören, doch war es ihr ſelbſt noch unklar, ob ſie nicht aus Beſorgniß für ſich ſelbſt dieſe Bewegungen, die bei ſeinem Andenken von Neuem in ihr entſtehen wollten, fürchtete.

Falk begann daher von ſelbſt einen Bericht, den er für ſeine Pflicht zu erachten ſchien und zu dem er ſich inzwiſchen vorbereitet hatte. Die Gräfin und Ada ſaßen ihm bebend gegenüber und ſchickten ſich an, ihm zuzuhören.

Falk ſagte: Dieſer merkwürdige Menſch, an deſſen Schickſal am meiſten wir drei uns betheiligt ſehen, ſteht endlich, entkleidet aller ſeiner Illuſionen, vor uns. Den Zaubergriff, ſich zu verwandeln und in immer neue Farbenſpiele überzugehen, hat er nun ſelbſt nicht mehr in ſeiner Macht; er gleicht einem abgeräumten Theater, von dem alle Decorationen fortgenommen ſind, und wo der Held mit den ausgelöſchten Lichtern wieder in die gemeine Ordnung der Dinge zurückkehrt. An dieſem Cimaletti war von dem, was wir an ihm kannten, nur Weniges ächt und wahr, und das, was wir nicht an ihm kannten, war vielleicht ſein Beſtes und Höchſtes, indem es unangewandt in den ungeheuern Fähigkeiten und Talenten ſeines Weſens ſchlummerte. Ich lernte ihn zuerſt kennen, als er in der Schweiz Medicin ſtudirte, wo er durch ſeine glänzenden Gaben alle ſeine Genoſſen beherrſchte, und auch mich durch einen unwiderſtehlichen Zug, der ſeinem Charakter eigen iſt, an ſich feſſelte. Er war uns Allen überlegen in Kenntniſſen der Welt, in Lebenserfahrungen und gewandtem Benehmen, und in der Kunſt, die Menſchen zu behandeln und zu erforſchen, die er ſchon damals in einem bewundernswürdigen Grade beſaß. Er wußte faſt Alles, was wir Anderen erſt lernen ſollten; er war jederzeit von den verſchiedenſten und entlegenſten Gegenſtänden unterrichtet, und doch traf man ihn immer müßig; es gab keinen öffentlichen Ort, wo er nicht umherſchlenderte, keine Vergnügung der Tugend oder des Laſters, der er ſich nicht mit gleicher Heiterkeit hingegeben hätte. Er mußte ſchon früher in vielfachen Verhältniſſen gelebt haben; aber Niemand kannte ſie; noch wußte man etwas Anderes von ihm, als den ſeltſamen Namen Cimaletti, deſſen Aechtheit er jedoch ſeinen Kameraden mit Heftigkeit betheuerte. Ich hielt ihn von jeher zu Allem fähig, aber nicht nur zum Schlimmen, ſondern auch zum Guten; denn es gab in der That Stunden, wo ein herrliches Gemüth in ihm aufging, und er ſeine Bruſt öffnete, um mit einer Ergießung ſeltener Gefühle ſeine Freunde zu begeiſtern. Selbſt Gutmüthigkeit konnte man ihm nicht abſprechen, und etwas Edles und Ritterliches drückte ſich ſchon offen in ſeiner Erſcheinung aus. Niemals aber hätte ich geglaubt, daß mit ſeiner Natur ſelbſt das gemeine Verbrechen auf gleicher Linie liegen könne, und daß es einſt ſo nahe mich berühren ſollte. Cimaletti hatte beſonders mit dem Bruder meiner Braut, einem liebenswürdigen, leichtſinnigen Jüngling, Umgang gepflogen, und Olivier, der jünger war und viel von ihm lernte, hing an ihm mit einer unglücklichen Zärtlichkeit. Man nannte ihn den Johannes Cimaletti's, und man ſah ſie täglich und ſtündlich Arm in Arm mit einander. Dieſer arme, liebliche Olivier war dazu auserleſen, ſein Opfer zu werden. Seine fleckenloſe Jugend wurde durch Cimaletti zuerſt in die gefährlichen Umtriebe der Schweiz verwickelt, bei denen der Letztere mit großer Klugheit und im Hintergrund agirte, ohne ſeine Perſon preis zu geben. Olivier ſah ſich genöthigt, mit mehrern Ausländern, die ſich in der Schweiz aufhielten, zu flüchten, und nahm heimlich ſehr bedeutende Summen aus dem väterlichen Hauſe mit. Zu gleicher Zeit war auch Cimaletti aus der Schweiz entſchwunden. Meine Nachforſchungen führten damals zu nichts, die Trauer um eine geliebte Todte hatte gleichzeitig einen Flor für die irdiſchen Zuſammenhänge um meine Augen gebreitet. Eine Begegnung mit Cimaletti am Rheine diente nur dazu, meine Argloſigkeit völlig zu berücken, während gerade damals in meiner Nähe ſeine Laſterthat in ihrer Blüthe ſtand und das ſchwarze Verbrechen im Schooße der Nacht ſeine Geburtsſtunde feierte. Seit einiger Zeit hat ſich aber mit der innern Pflicht, die mich als rächenden Geiſt hinter Cimaletti herſandte, noch eine äußere verbunden, die meine Augen und meine Mittel ſchärfte, und mich in den Stand ſetzte, zu entdecken, was ich noch vor Kurzem für unmöglich gehalten. Die Mitſchuldigen Cimaletti's und Olivier's wurden durch mich eingezogen. Olivier, den die Andern für einen Verräther anſahen, iſt von ihnen ermordet und in den Rhein verſenkt worden, und es iſt mir gewiß, daß Cimaletti beſonders darum Antheil an dieſem Verbrechen genommen, um ſich die anſehnlichen Geldſummen, die ſich in Olivier's Beſitz befunden, zuzueignen; denn nach den eigentlichen Zwecken jener Unſinnigen fragte er wenig. Aus den Polizei-Acten, die ich über ihn zuſammengebracht, ergiebt ſich, daß von ihm ſchon früher mehrere andere bedeutende Betrügereien verübt ſind, daß er überall als großer Geiſt aufgetreten und als romantiſcher Dieb und phantaſtiſcher Gauner ſeine Rolle ausgeſpielt hat. Für uns aber, die wir dies buntſchäckige Ungeheuer gekannt und geliebt, die wir einen menſchlichen Antheil an ihm genommen, liegt noch eine gewiſſe Wichtigkeit darin, ihn uns zu erklären, und zu begreifen, wie eine ſo hohe Begebung mit einem ſo niedrigen Leben ſich verbinden, oder wie dieſem niedrigen Leben ein ſo ausgezeichneter Geiſteskern zu Grunde liegen konnte! In dieſem Cimaletti hat ſich die glänzende Scheinbildung unſerer Zeit, die Alles iſt und Nichts, und die keine andere Seele hat, als die Lüge, wahrhaft individualiſirt. Dieſe Lüge iſt vom Hauſe aus etwas Dichteriſches in ſolchen Naturen, ja, man kann nicht leugnen, daß es ein hochpoetiſches Talent iſt, welches unter der Depravation eines Charakters, wie Cimaletti, arbeitet und ihn in Bewegung ſetzt, und welches ihm dieſe dramatiſche Gewandtheit gab, ſich in Alles zu finden und zu verſetzen! Dieſer poetiſche Kerl repräſentirt uns jenen Culminationspunkt der Cultur, auf dem ſich die glänzendſte Höhe des Bewußtſeins mit der innerlichen Verlorenheit vereinigt, faſt naiv; denn eine gewiſſe Heiterkeit, Friſche und ritterliche Feſtigkeit, wie wir ſie an Cimaletti faſt immer geſehen, liegt als Charakterfirniß obenauf, und überdeckt wie mit unſchuldigen Blumen den Schlamm des Verbrechens. Mit welcher Grazie bewegte ſich nicht Cimaletti, dieſer Schönredner, dieſer Meiſter der Sprache, dieſer hochtönende Philoſoph, dieſer ſinnige Gefühlsmenſch, dieſer Frauenliebling und Held der Liebe! Die Lüge in dieſen Naturen wird ihnen jedoch am Ende ſelbſt zum Fatum, das ſie umſtrickt, aus dem ſie nicht mehr entrinnen! Die tauſend ſchönen und zweideutigen Redensarten, in denen ſie ihr Leben eingeſponnen haben, halten zuletzt ſie ſelbſt in dem trügeriſchen Gewebe feſt, und die Phraſe, die Alles war, wird zum Geſpenſt, das den Schwarzkünſtler, dem es erſt gehorchte, nachher tödtet! Was wollte Cimaletti? Man weiß es nicht. Daß er ein Verbrecher geworden, widerfuhr ihm zuerſt durch ſeine Lebensanſicht, die ihn das Leben nicht höher achten ließ, als der Schauſpieler die Bühne achtet, auf der er von ſechs bis zehn Uhr Abends zu ſpielen hat, und dann widerfuhr es ihm durch ſeine bedeutenden Fähigkeiten, durch das dramatiſche Talent ſeines Charakters, das ihn mit Allem ſpielen ließ, und das er wie ein reicher Verſchwender gewiſſenlos an das Nichts des Lebens vergeudete. Ich bin überzeugt, daß er ſich ſelbſt eben ſo oft täuſchte, als er täuſchen wollte, und daß er abhängig war von ſeiner verwilderten Phantaſie, die ihn regierte. Doch genug der Moral! Um Ihnen zu zeigen, wie gemiſcht und zuſammengeſetzt Alles an dieſem ſchillernden Chamäleon war, will ich Sie blos noch einen Blick auf die Herkunft Cimaletti's werfen laſſen. Dieſer abenteuerliche Name gehört ihm keineswegs, ſondern er hat in der heiligen Taufe den Namen Carl Müller empfangen; denn er iſt der Sohn eines Poſtillons Müller aus Ungarn, der, wie ich jetzt ausgekundſchaftet habe, noch gegenwärtig daſelbſt in einem kleinen ungariſchen Städtchen lebt. Mein Bericht-Erſtatter wollte jedoch erfahren haben, daß er ein natürlicher Sohn dieſes Poſtillons ſei, der mit einer vornehmen ſiebenbürgiſchen Staroſtin auf eine romantiſche Weiſe eine Begegnung gehabt haben ſoll. Und aus dieſer Vermiſchung ließen ſich in der That viele Eigenthümlichkeiten in dem Weſen unſeres Cimaletti erklären. Die Wage der Gerechtigkeit, unter der er ſchwebt, wird jetzt das Falſche und Aechte an ihm richtig abwägen. Es iſt eine

Wohlthat in einer ſo ſchwankenden, verderbten und demoraliſirten Zeit, zu ſehen, wie endlich doch immer die Autoritäten als das einzig Beſtimmte und Gewiſſe übrig bleiben, von denen jede Abweichung vom Geſetze ſich ſtellen und richten laſſen muß! Ich für meinen Theil fühle mich, nach früheren transcendenten Phantaſterien, erſt jetzt befriedigt und wie hinter einer ſichern Lebensgränze geborgen, nachdem ich in der Ordnung der Commune, in der Sicherheitspolizei und in der Ueberwachung der öffentlichen Moral meinen Beruf gefunden. —

Dieſer Rede folgte eine lange Stille, deren Falk's Zuhörerinnen bedurften, um den verſchiedenen Eindruck, den die gemachten Mittheilungen auf ſie geäußert, in ſich zu bewältigen.

Ada wandte ihr Geſicht ab, und wollte es verbergen, daß ihre Thränen floſſen, die vielleicht einer noch nicht völlig gewichenen Theilnahme für Cimaletti, vielleicht einem andern ihr unerklärlichen Gefühle galten, durch das ſie ſich mit ſich ſelbſt entzweit fühlte. Sie mußte es ſich geſtehen: ſie empfand ſeit wenigen Augenblicken einen entſchiedenen Widerwillen gegen Falk, deſſen ſie vergeblich in ihrem Herzen Herr zu werden ſuchte, und von dem ſie ſich den Grund nicht ſagte.

Die Gräfin war aufgeſprungen, und ging, mit ſich ſelbſt kämpfend, mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Eine große Bewegung hatte ſich ihrer bemächtigt, der Frieden und die Seelenheiterkeit, die ſie noch eben in den Armen ihrer Tochter gefunden, verſchwanden wieder von ihrer Stirn, und in dem Ausdruck ihres Geſichts trat etwas von ihrem früheren Weſen von Neuem hervor. Die ganze Erniedrigung und Schmach jenes Cimaletti, den ſie ebenſo ſtark geliebt, als gehaßt, ſchien in ihr die entgegengeſetzte Wirkung hervorzubringen, als ſich Falk von ſeiner Mittheilung erwartet haben mochte. Jenes Geheimnißvolle und auf einen grauenhaften Hintergrund Deutende, das ſie zuerſt an ſeiner Erſcheinung gereizt, lag nun enthüllt vor ihr da, und was Cimaletti ihrer Neugier ſtets mit künſtlicher Wendung entzogen, wußte ſi. jetzt genau.

Sie ſchien einen beſondern Wunſch zu haben mit dem ſie vergeblich rang, und richtete endlich mit gesenkten Augen, und faſt unhörbar die Frage an den Polizeirath Falk: ob er ihr nicht verſtatten könne, Cimaletti im Kerker zu ſehen?

Von Ada ſich abkehrend, als ſollte ihre Tochter ſie nicht vernehmen, fügte ſie leiſe hinzu: er ſei ein großer Verbrecher, aber ſein Unglück ſei noch größer, und ſie fühle ſich getrieben, ihm noch ein Wort zu ſagen, damit er nicht in Verlaſſenheit und Verzweiflung ſein Ende finde.

Falk ſuchte ihrer Bitte zu widerſtreben, und ſchützte ſeine Pflicht und die Verhältniſſe vor, die es ihm unmöglich machten, dieſem Wunſche zu willfahren. Endlich aber, als ſie länger und lebhafter in ihm drang, ſchien ihn eine beſondere Rückſicht, ſich der Gräfin gefällig zu zeigen, nachgiebig zu machen. Er verſprach es ihr, und führte ſie mit ſich fort. Ada hielt ihre Mutter beſorgt am Arme zurück, aber die Gräfin, die plötzlich ganz verändert erſchien, deren Blicke wieder wie ſonſt von einem ſchwärmeriſchen Feuer ſtrahlten, bemerkte ihr Kind nicht. —

Ada blieb in trüber Ahnung zurück. Bald darauf öffnete ſich halb die Thür, und ein ſilbergrauer, wohlbekannter Greiſenkopf ſah grüßend herein. Ada hieß den alten Buſſo willkommen, aber ſie vermochte nicht, ſich ſeiner ſo zu freuen, wie ſie es ſonſt wohl gethan haben würde. Ihr Herz lag in einer augenblicklichen Erſtarrung, und was es ſonſt an Luſt, Jugend und Empfindung darin gegeben, ſchien für den Moment zu ſchlagen aufgehört zu haben. Buſſo ſetzte ſich zu ihren Füßen, froh, ſeiner jungen Freundin und Gebieterin wieder gegenüber zu ſein, denn aus Sehnſucht nach ihr hatte er ſich der Gräfin als Begleiter angetragen. Er mußte von dem Hergange dieſer Reiſe erzählen, aber das trauernde Mädchen verabſchiedete ihn bald, um allein zu ſein mit ihrem geheimen Kummer. —

Ada harrte den ganzen Tag auf die Wiederkehr ihrer Mutter, aber der Abend kam heran, und ſelbſt als es ſpäter geworden war, zeigte ſich ihr noch keine Spur von der Gräſin. Jetzt brachte die ſteigende Angſt wieder einige Bewegung in ihre Herzſchläge, eine unbeſchreibliche Unruhe jagte ihr das Blut ins Geſicht. Sie wußte nicht, was ſie beginnen ſollte; bald öffnete ſie das Fenſter, bald eilte ſie auf die dunkle Straße hinaus, und die fremde Stadt lag, in die Finſterniß der Nacht gehüllt, in dumpfer Stille, wie ein Knäul von Sorgen und Schreckensbildern vor ihr da. Die Boten, welche ſie hinausgeſendet hatte, waren nicht zurückgekommen, ihre Ungewißheit gewann etwas Fürchterliches, und ſie wollte ſich ſelbſt auf den Weg begeben, um ihre Mutter zu ſuchen.

Faſt um die Mitternachtsſtunde erſchien Falk vor ihrer Thür und begehrte Einlaß. Sie öffnete zitternd und ſchrie laut auf, als ſie ihn allein erblickte, und die Gräſin nicht mit ihm ſah. Falk war ſehr ernſt, ſeine Stimme ſchwankte, und ein ungewöhnliches Ereigniß mußte ihn außer Faſſung geſetzt haben. Er ließ ſich auf einen Stuhl nieder, und Ada ſtand in der höchſten Spannung vor ihm, um auf das erſte Wort von ſeinem Munde zu lauſchen.

Er bereitete ſie vor, das Entſetzlichſte zu hören, und meldete ihr endlich, daß ihre Mutter nicht mehr am Leben, daß ſie einen unglücklichen Tod gefunden, einem gewaltſamen Schickſal erlegen ſei! —

In der größten Zerſchmetterung des Schmerzens fand Ada bald die Kraft ihrer tüchtigen

Natur wieder; ſie wurde ruhig und in ſich gekehrt, und die ſtille Wehmuth gab ihrem Blick etwas Andächtiges und Frommes. —

Dieſe wunderbare, beklagenswerthe Frau, erzählte Falk, iſt nun doch als Opfer ihres abnormen und romantiſchen Sinnes gefallen! Hätte doch das Außerordentliche, Seltene, Schöne und Gutmüthige, das in ihrer Natur gelegen, würdige Gegenſtände zu ſeiner Erfüllung und einen ſittlich abgränzenden und geſicherten Lebenskreis gefunden! Ich aber muß mir den Vorwurf machen, daß ich, meine amtliche Pflicht umgehend, ſie der Gefahr überliefert habe, auf dieſe Weiſe zu enden. Ich gab ihrem Wunſche nach, ſie im Kerker mit Cimaletti allein zu laſſen, und ich geſtehe, daß es ein Eigennutz in mir war, der mich der Mutter Ada's ſo gefällig werden ließ. Ich hätte wiſſen ſollen, daß Cimaletti der unermüdliche Dämon dieſer Frau iſt, dem ſie nie und nimmer widerſtehen kann, und der ſie noch zuletzt in ſeinen jammervollen Fall verwickeln würde! Er hat ſeine letzte Ueberredungskunſt mit Erfolg an ihr geübt, nämlich mit ihm zu ſterben, und ſie hat willig das Gift mit ihm getheilt, das ſie ſelbſt bei ſich getragen haben muß, und das eine augenblicklich tödtende Kraft hatte! Als ich wieder in den Gefängnißraum trat, lagen Beide ſchon im Verſcheiden, und nur Cimaletti hatte noch das Bewußtſein, mir zuzurufen, daß dieſer Tod ſein Werk ſei, und daß Hippolyta aus Liebe zu ihm ſterbe! Mit ineinandergeſchlungenen Armen hauchten ſie zuſammen ihre Seele aus. Auf mich fällt eine große Verantwortung, die vielleicht nur durch meine anderweitig erwieſenen Dienſte ſich mir mindern wird. Ich glaube aber, daß dieſe Beiden von der Natur in Wahrheit für Einander beſtimmt geweſen, und daß eine wirkliche Sympathie ihrer Charaktere ihnen zum Grunde gelegen, die unter reineren und lauteren Verhältniſſen eine ächte Liebe geworden wäre. Cimaletti war ein Abſcheulicher, aber auch ich habe ihn einmal geliebt. Mit einem gewiſſen ritterlichen Anſtande hat er ſeine ſchlechte Rolle ausgeſpielt, denn etwas Reinliches, und man könnte ſagen

Aeſthetiſches hatte er immer ſelbſt in ſeinen Laſtern. — —

Falk war bewegt und ſein Geſicht verſchönte wieder eine menſchliche Rührung. — —

Ada mußte die theilnehmende Sorgfalt, die ihr der Polizeirath Falk in ihrer Lage erwies, dankbar erkennen. Am andern Tage hatte er ein ernſtes Geſpräch mit ihr über ihre Verhältniſſe, und er endigte damit, ihr ſeine Hand anzutragen, um ihr durch eine eheliche Verbindung ein ſicheres Relief in den ſchwankenden Bewegungen des Lebens zu bieten.

Ada hatte ſich keinen Augenblick zu beſinnen. Sie lehnte mit einer milden Entſchiedenheit, die ihm Ehrfurcht einflößen mußte, ſeinen Antrag ab und erſuchte ihn, ſie gänzlich ihrem Schickſale zu überlaſſen, dem auch ſie vertrauen werde. Sie war darüber nicht verlegen, noch ängſtlich ihm gegenüber, ſondern eine tiefe Klarheit und Ruhe ſtand auf dem Geſichte des Mädchens; ſie hatte nach allen dieſen Ereigniſſen ſich ſelbſt wieder ſicher erfaßt, und fühlte in dem verwundeten Herzen doch eine Stärke, dem Leben ſelbſtſtändig zu widerſtehen.

Ihr Entſchluß war genommen.

Nachdem ihre Mutter in Rückſicht auf ihren Stand und ihre Verhältniſſe ein ehrendes Begräbniß in der Stille erhalten, ſchickte ſich Ada an, Mainz zu verlaſſen. Der alte Buſſo ſollte fortan ihr treuer Reiſe- und Lebensbegleiter ſein, und nun niemals wieder ſich von ihr zu trennen haben. Der thätige Greis hatte ſich zuvor bemüht, ihre Vermögensumſtände zu ordnen, und Ada hatte ihn ſich, während ihrer Minderjährigkeit zum Verwalter ihrer bedeutenden Beſitzthümer, deren alleinige Herrin ſie jetzt war, gewählt.

Es war an einem ſchönen Wintermorgen, als Ada den Reiſewagen beſtieg, um nach Italien aufzubrechen. Sie ſah ſanft und heiter aus; der liebenswürdige und ächt ſittliche Kern ihres Weſens trat wieder mächtig auf ihrem Antlitz hervor, das, nach allen zerſtörenden Mißgeſchicken, von Neuem ſeine jungfräuliche Friſche wiederſtrahlte.

Falk erhielt am Tage ihrer Abreiſe das folgende Billet von ihr.

„Ich kann nicht von Ihnen ſcheiden, ohne Sie einen Blick in mein Gemüth thun zu laſſen. Ich werde mein Leben fortan beſtändig auf Reiſen verbringen, im flüchtigen Genuß, in vorübergehender Theilnahme an den Dingen, und habe mir gelobt, niemals ein beſtimmtes Verhältniß innerer Verpflichtung, bindender Liebe einzugehen. Ich will allein ſtehen. Nach dem, was ich nun vom Leben weiß und erfahren, wird man es mir als billig zugeſtehen müſſen, wenn ich mich in den Stolz und die Zerſtreuung hineinrette. In ein Kloſter möchte ich nicht gehen, denn die Einſamkeit iſt mir zuwider; aber mitten im bewegten und qualvollen Treiben der Welt werde ich die kühle Einſamkeit des Herzens, die mir wohlthut, mir zu erhalten ſuchen. Einen trefflichen Greis, der keine Hoffnungen und Wünſche mehr hat, als etwas tägliche Sonne, ſeinen kahlen Scheitel zu wärmen, habe ich mir zu meinem einzigen Tagesgenoſſen erkoren, ich habe ihn mir zum Vater, Diener und Geliebten gewiſſermaßen adoptirt. Ein ſolches Verhältniß zu einem Greiſe ſcheint mir das Beſte und einzig Annehmbare für eine Frau. Vielleicht iſt er es auch allein, der mich in der Welt wahrhaft geliebt hat. Mit Ihnen bin ich, ſoviel mir bewußt, nur einmal auf einem einzigen Punkte der Neigung zuſamengetroffen. Ich geſtehe, es ſchien mir einen Augenblick unendlich ſüß, ſo geliebt zu werden, wie Sie Ihre Gabriele liebten; aber an dieſem Wunſche hatte die weibliche Eitelkeit in mir den größten Antheil. Es war ein Traum, wie es ſo viele in dem ahnungsvollen Herzen eines Mädchens giebt. Aber ich ſage Ihnen: aus einem ſolchen Mädchenherzen könnte Großes hervorgehen, wenn das Leben Alles reifte, was in ihm iſt. Ich bin nur froh, daß ich noch jung und muthig bin, und ſchaue weitaus in die blaue Ferne der Zukunft. Vieles wird mir noch begegnen, gewiß manches Intereſſante, aber Nichts, vor dem ich mehr entſetzt zurückſchrecken werde.

Leben Sie wohl! Kehren Sie ja zu dem verklärten Bilde Ihrer Gabriele zurück, dies iſt das Einzige, was wirklich Werth hat. Sie wird Ihnen wieder daſſelbe ſein, was früher, wenn Sie ſich recht andächtig zu ihr wenden. Und nun will ich Ihnen noch aufrichtig geſtehen, was mich zuerſt von Ihnen zurückſtieß. Nämlich, daß Sie, als Polizeiagent, Cimaletti gefangen nahmen. So wunderlich denkt ein Mädchen."

Ada.

Proteſtantiſche Bilder aus Böhmen.

1.

Die Schweſtern von Troſſky.

Auf den grünen Haiden von Böhmen begegnet man noch einigen Sagen, die als proteſtantiſche Erinnerungen des Landes wie in ſcheuer Wehmuth hier und da auf alten Burgruinen ſitzen geblieben ſind. Es ſind verſteinerte Thränen eines großen Volkes, das ein kleines Schickſal gefunden hat, und dieſen tragiſchen Gram hat die böhmiſche Sage oft in ein burleskes Bild eingekleidet, über deſſen Formen man lachen muß, in demſelben Augenblicke, wo man den Inhalt beweint. Auf den Trümmern von Troßky haſchte ich ein ſolches Sagenkind, das geheim verweinte Augen hatte, und als ich mit ihm zu lachen und zu tändeln begann, hatte es mich auch ſchon angeſteckt mit ſeinem Kummer. Dies iſt eine wahrhaft proteſtantiſche Sage, die aus den Ruinen von Troßky herauslacht, denn ſie iſt ſo ſpitzfindig, wie eine wittenberger Magiſterdisputation aus den Reformationszeiten, indem ſie auf einer Burleske der Gegenſätze beruht.

Troßky war eine ſeltſame, alte Veſte, ungefähr elf Meilen von Prag, und nicht weit von der Stadt Turnau gelegen. In ſteiler Höhe ragen zwei koniſche Felſen, die nur in geringer Entfernung neben einander ſtehen, als Grundlage des ſonderbarſten Baues hervor. Dieſe beiden Felſen, die in ihrem Fuße zuſammenlaufen, muß man ſich ungefähr in ihrer Mitte durch eine Doppelmauer verbunden denken, welche den eigentlichen Schloßraum umfaßte. Auf den Gipfeln beider Felſen, die als unüberwindliche Citadellen gedient haben müſſen, erhoben ſich in frühern Zeiten thurmartige Gebäude, die dem Anſcheine nach ſehr geräumige Wohnungen abgegeben haben. Der eine der Felſen überragt den andern wohl um ein Drittheil, und dies vermehrt den bedeutſam bizarren Anblick, welcher ſich hier vor Augen ſtellt und der die drollige Sage in ihrer Wirkung unterſtützt.

Auf dieſer Veſte wohnten vor alten Zeiten zwei Schweſtern, die aber ſehr verſchiedener Sinnesart waren, obwohl ſie von einer und derſelben Milch einer liebenden Mutter getrunken. Die eine war huſſitiſch und die andere war katholiſch. Es ging ganz natürlich zu, daß ſie es nicht mehr im Schloſſe mit einander aushalten konnten, denn ſie zankten ſich Tag und Nacht, und die Huſſitin ließ der Katholikin und die Katholikin ließ der Huſſitin keinen Augenblick Ruhe. Da war es ein Glück, daß die beiden Citadellen auf den beiden Felſen da waren und in einem wohnlichen Zuſtande ſich befanden. Der eine dieſer Felſen, welcher der höhere war, hatte beim Volke den Namen Panna oder die Jungfrau, während der kleinere Baba, das heißt: die alte Mutter, genannt wurde. Die huſſitiſche Schweſter, die ſelbſt noch eine Jungfrau war von friſchem und keckem Weſen, zog nun auf die Paena hinauf, während die katholiſche, die eine Wittwe war und bei herannahendem Alter nicht mehr ſo viele Treppen ſteigen konnte, ſich die niedrige Baba zu ihrem Wohnſitze ausbedung. Nun wohnten ſich die beiden feindlichen Schweſtern gegenüber, und konnten ſich einander am Fenſter ſitzen ſehen, ohne ſich zu erreichen. Statt aber ihrer Feindſchaft dadurch ein Ende zu machen, brach dieſelbe durch dies Gegenüber in immer heftigere Flammen aus. Wenn die Huſſitin in ihrem Jungfrauentrotz auf ihrer Paena ſaß, und ſich lachend und luſtig zum Fenſter hinauslehnte, machte ihr die Katholikin gegenüber auf ihrer Baba ein Geſicht, und ſchlug ihr ein impertinentes Schnippchen. Und wenn die Katholikin auf ihrer Baba am Fenſter ſaß und den Roſenkranz betete, bohrte ihr wieder die Huſſitin auf der Paena einen Eſel, und ſang ein ſchönes, weltliches Lied dazu mit ihrer Lerchenſtimme, die weit über Hain und Felder hinausjubelte. Um ſich zu ärgern, ſaßen Beide den ganzen, langen Tag am Fenſter, und der Einen mißfiel ſtets, was die Andere that. An den katholiſchen Faſttagen ſetzte die Huſſitin einen großen, dampfenden Gänſebraten an das Fenſter der Paſna, was offenbar unrecht war; denn die Katholikin auf ihrer Baba, die von Natur üppig und gutſchmeckeriſch war, gerieth dadurch in Verzweiflung. Genug, ſie thaten ſich allen möglichen Schabernack an; die Huſſitin lachte, wenn die Katholikin weinte, und wenn die Huſſitin betete, fluchte wohl gar die Katholikin. Dann öffneten ſie wohl oft Beide in ihrem Wuth-entbrannten Eifer das Fenſter und geriethen in einen lauten Zank, zuweilen auch in ein förmliches, theologiſches Disputiren; denn ſie waren gelehrt und jede kannte genau ihren Glauben. Dann hechelten ſie von Fenſter zu Fenſter noch einmal alle Streitigkeiten der Kirche durch, und die Huſſitin auf ihrer hohen Paſna rühmte ſich ihres hohen Standpunktes und rief verächtlich zu der Andern: Baba! Baba! Baba! hinüber. Dann ſchalt die Katholikin ſie ein naſeweißes Ding, und in ihren Wittwenſchleier ſich hüllend, berief ſie ſich auf ihre Erfahrungen. Die Andere aber ſagte: es ſei eben ihr Stolz und ihr Vorzug, daß ſie noch Jungfrau ſei; worauf die Wittwe mitleidig die Achſeln zuckte. Der Wind, der ſcharf um die Felſen blies, pfiff dazu und entführte oft der Einen die Worte der Andern, ſo daß dadurch die Verwirrung noch höher ſtieg, indem Beide im eigentlichſten Sinn in den Wind reden mußten. Zuweilen war es zum Verzweifeln, daß man von der Panna nicht nach der Baba, und von der Baba nicht nach der Panna hinübergreifen konnte, um mit einer einzigen Handbewegung die Gültigkeit eines Dogma's zu entſcheiden. Jede behauptete übrigens ihre Sache auf das Siegreichſte, und in dem ihnen gemeinſam gehörigen Dorfe, das Troßkowitz geheißen war, hatten ſie zwei Kirchen erbauen laſſen, die ſich dort in gleicher Entfernung, wie die Felſen Panna und Baba, gegenüberſtanden, und wo dann jede nach ihrem Glauben ſich Gottesdienſt halten ließ. Wirklich erblickt man auch noch heutzutage zwei Kapellen an dieſem Orte, die ſich durch ein ſolches Gegenüber bemerklich machen. Was nun aber unſere glaubensfeindlichen Schweſtern anbetrifft, ſo iſt es voraus zu ſehen, daß ſie Beide ein tragiſches Ende nehmen mußten, und dies geſchah denn folgendermaßen. Eines Tages, als dieſe beiden Frommen, wie gewöhnlich, zum Fenſter hinausſahen, um ſich über ihre Religion zu zanken, gaben ſie ein ſo gewaltiges Feuer auf einander, daß ſie es gar nicht mehr aushalten konnten. Die Katholikin behauptete diesmal mit ſolchem Nachdrucke, ſie habe einzig und allein Recht, daß die Huſſitin vor Aerger zum Fenſter hinausfuhr, um ihrer Nebenbuhlerin, im Reiche Gottes, in die Haare zu fahren. Die Katholikin aber hatte ſich ebenfalls nicht mehr zurückhalten können, und war in demſelben Augenblicke zum Fenſter ihrer Baba hinausgeſtürzt, um auch auf ihre Gegnerin loszuſchießen und ſie endlich einmal zu packen. So fielen Beide in ihrem Glaubenseifer zum Fenſter hinaus und langten zerſchmettert am Fuße der Paena und der Baba an, wo ſie ihre Todesſeufzer aushauchten. Schwermüthig flüſtern noch jetzt die Geſträuche, die ſich an den Felſen winden, die Trauermähr von den beiden Schweſtern.

Dieſer burleſk tragiſche Charakter geht faſt durch die ganze böhmiſche Geſchichte, deren verblaßte Geſtalten jetzt, unter Ruinen und Trümmern, vor mir aufſtanden, und in ihrem lockenden Geſpenſterreichen nur unheimlich winkten, ihnen in die alten, frommen Zeiten zu folgen. Ich liebe dich, du herrliches, unglückliches Böhmen! Du hatteſt ein ungeduldiges Jünglingherz hinter deinen Waldungen und Bergen, und als der Geiſt der Geſchichte ausging, weltbindende und welterobernde Kräfte zu ſuchen, fand er dich junges, friſches Slavenvolk in unruhigen Gedanken auf der Haide ſitzen; du dachteſt an große Beſtimmungen und Beſtrebungen, und fühlteſt dir eine eherne Bruſt dazu. Der Geiſt der Geſchichte ſchlug wie ein Blitz ein in Ottokar's des Zweiten großdenkendes Herz, und dieſer muthige Böhmenkönig holte aus mit den ſiegreichen Waffen, um ein ſlaviſches Weltreich zu ſtiften, deſſen Mitte das grüne Böhmen ſei. Er trug das Schwert bis zu den fernen, heidniſchen Preußen, beſiegte, bekehrte und taufte, und hieß ſie dort auf den Hügeln das weit ausſehende Königsberg gründen. Und ganz Oeſtreich und Steyermark hatte er bald erobert, Kärnthen, Krain und andere reiche Landſchaften geerbt, und wie er im Norden mit dem einen Arme die Oſtſee erreichte, ſtreckte er den andern immer weiter aus gegen das adriatiſche Meer. Nur des deutſchen Reiches Kaiſer zu werden, verſchmähte ſein Uebermuth, da er ſchon damals dieſe zweifelhafte Würde für verfallen, mindeſtens für nutzlos anzuſehen ſchien, und ſo grub er ſich, wie jeder Held, ſelber das Grab ſeines Glückes. Aber ſeine Böhmen jauchzten ihrem ruhmvollen Führer, der ſie zuerſt auf die Bahn der Weltgeſchichte geleitet, Dank und Freude zu, und das dreizehnte Jahrhundert ſchien erſtaunt abzuwarten, ob dem Slavenſtamme die Weltherrſchaft beſchieden ſein ſolle! Indeß war das Schickſal auf andere Gedanken gekommen, das Glück der Geſchichte wandte ſich fliehend von Ottokars Bannern ab, und mit ihm der Muth der großen Beſtrebung. Die ganze Frucht ſeiner ſtolzen Siege, ſelbſt das paradieſiſche Wien und die mächtigen Stromufer der Donau, mußte der Böhmenkönig wieder verlieren an den habsburgiſchen Kaiſer Rudolph I., und Kunigunde von Ungarn, ſeine Gattin, bekannte ihm, daß ſie den gefallenen Helden, der Alles verloren, nicht mehr liebe und gab ſich zu ſeiner Schande ihrem Buhlen hin. Ottokar, einſt der Glückliche, konnte nicht mehr leben, und in der gewaltigen, welthiſtoriſchen Schlacht bei Marchek ſanken die Hoffnungen des Slavenſtammes verblutend zuſammen, und das Haus Habsburg erhob ſein Haupt und befeſtigte ſich für die folgende, neuere Geſchichte.

Aber das grüne Böhmen war ſo ſchön, das grüne Böhmen war ſo reich an innerem Segen, an Kraft der Natur und des Volkes, an Mann und Gemüth! Es war berufen, und die Beſten wußten ſich's nicht zu ſagen, warum ſie nicht auch Auserwählte ſeien? Da gereuete es den Geiſt der Geſchichte noch einmal, und nachdem noch nicht zwei Jahrhunderte verfloſſen, trat er zu einem zweiten Verſuch an das Land Böhmen und berührte es mit dem herrlichſten Gedanken, der ihm durch Gottes Rathſchluß eingegeben war. Es war der Gedanke der Religionsfreiheit durch die ſtark gewordene Vernunft. Wahrlich, Böhmen ſchien zu einer hiſtoriſchen Macht berufen, und nachdem es ihm nicht gelungen, durch Gewalt ſeiner Waffen ein Weltreich zu werden, ſollte es durch die Gewalt des denkenden Geiſtes, die in ſeiner Mitte losbrach, Ton-anſchlagend ſein für eine neue Weltperiode. Das Slaventhum ſtand zum zweiten Mal auf dem Punkte, ſich auf den Völkerthron Europa's zu ſetzen, und man hätte denken ſollen, dies ſei der auserwählte Stamm der neueren Geſchichte! Diesmal war es kein König, kein Held mit Schwert und Lanze; es war ein ſtiller, frommer, gelehrter Magiſter der freien Künſte. Der freien Künſte Magiſter nannte ſich mit Recht Johannes Huß; denn in einem verfinſterten Menſchenalter trug ſich ſeine Seele mit der wunderbaren Ahnung, daß der Menſch frei ſei, und daß das wahre Leben in der Kunſt beſtehe, ſich frei zu machen. Schon ward der Geiſt der neuen Lehre unter den Böhmen verſtändlich, und an den Flammen des Scheiterhaufens, auf dem der Märtyrer Huß mit einem froh ergebenen Pſalme ſein Leben aushauchte, ſchürte ſich ein großer Weltbrand an mit viel verheißenden und weit leuchtenden Feuerzeichen. Dieſe böhmiſchen Wahrſagungen einer allgemeinen Reformation unter den Menſchen gewannen immer mehr an Kraft und Glauben, und bald geſchah es, daß die Böhmen ſogar ihre Königskrone nur Dem geben wollten, welcher der huſſitiſchen Religion zugethan ſei, wie die meiſten von ihnen. So hatten die Böhmen den freieren Glauben liebgewonnen, und der männliche, kräftige, kluge Georg von Podiebrad, der Huſſitenfreund, von dem Rokyczana vorher gepredigt hatte, beſtieg ihren Thron. In den folgenden Jahrhunderten aber regte ſich allgemach wieder das alte Unglück über den Häuptern der Czechen, und der hiſtoriſche Geiſt, der es hatte tragen wollen, begann von Böhmen zu weichen. Noch konnte man jedoch immer hoffen, bis endlich die bejammernswerthe Schlacht am weißen Berge bei Prag mit dem letzten Todesſtreiche herabſank auf Böhmen. An dieſe beiden Schlachten, an die Schlacht bei Marchek und an die Schlacht am weißen Berge, haben die Böhmen in verſchiedenen Zeiten ihre ſchönſten Nationalhoffnungen verloren, und aus dieſen beiden, großen Wunden ſah das dreizehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert ſie bluten bis in den Tod. Sie hatten ſich den proteſtantiſchen Kurfürſten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt, der eine ſchöne Frau hatte und ein kindiſches Herz. Er war wahrhaftig ſo kindiſch, daß er vor Freuden weinte, als er ſich die Königskrone auf's Haupt ſetzte, was ihm freilich bald ernſthafte Thränen bedeuten ſollte, die an dieſer Krone hingen. Statt ſich nun mit Mannesgewalt zum Kriege zu rüſten für Böhmen gegen Ferdinand von Oeſtreich, freute er ſich blos, daß er der Böhmen König geworden, und verjubelte ſeine Zeit in dem üppigen Prag, als wäre in der ganzen Welt heller Feiertag, und ſeine ſchöne Frau hielt es mit tauſend Anbetern. Eine ſo leichtſinnige Wirthſchaft wurde an dem Todestage Böhmens getrieben; aber den Leichtſinn und die Ueppigkeit beſchleicht die ſchneidende Tragödie raſch bei praſſender Tafel. Bei Prag wurden die Böhmen geſchlagen am weißen Berge, und Ferdinand II. hatte geſchworen, den proteſtantiſchen Glauben mit Feuer und Schwert zu tilgen, und er hielt Wort, und das Haus Habsburg befeſtigte ſich abermals, wie zuerſt nach der Schlacht bei Marchek. Da wurde Böhmen ſeiner Verfaſſung entſetzt, auf der Wahlſtatt begrub es mit ſeinen Todten alle ſeine Wünſche und Gedanken in die mütterliche Erde, und ſah ſich für immer in ein katholiſches Erbrecht verwandelt. Und der böhmiſche Proteſtantenkönig, der letzte, floh bei Nacht und Nebel davon, und nahm ſeine ſchöne Frau und ſein kindiſches Herz wieder mit ſich, und ließ die Krone zurück und weinte.

So hat die ſlaviſche Jungfrau geliebt und gelitten, gehofft, geſtrebt, geblutet und gerungen, und endlich all ihr Leid und ihre alte Liebe wieder vergeſſen. Ihre alte Liebe zur Freiheit des Glaubens hat ſie vergeſſen, und ihre ſchöne Hoffnung zur Thür hinausgeſtoßen, und ſtatt des Huſſitenſchwertes den Roſenkranz wieder in die Hand genommen. Kein katholiſchgläubigeres Land jetzt in Deutſchland, als das Böhmen, das einſt katholiſche Reichsräthe zum Fenſter hinausgeworfen hatte. Nun ſiehſt du faſt an jedes Haus wieder einen Schutzpatron gemalt mit goldenem Firniß, und dem Böhmen iſt es Ernſt, wenn er Ave Maria flüſtert. Selbſt Oeſtreich ſcheint hell proteſtantiſch zu ſein gegen Böhmen.

2.

Geſchichten vom faulen Wenzel.

Man kann nicht durch Böhmen reiſen, ohne in jenem burlesk-tragiſchen Geiſte, der überall aus der böhmiſchen Geſchichte herausbricht, an den Kaiſer Wenzel erinnert zu werden, der gewiſſermaßen das Normalbild in dieſem ſchwermüthig luſtigen Genre abgiebt. Wenzel der Vierte, deutſcher Kaiſer und Böhmenkönig, lebt noch heutzutage als humoriſtiſches Mondkalb in der Vorſtellung des Volks, und das komiſche Schreckbild, das der Aberglaube in der Geſchichte aus ihm geſchaffen, tanzt überall vor mir her auf den böhmiſchen Haiden, daß man lachend ſich vor ihm fürchten muß! Bei keiner hiſtoriſchen Perſon iſt die plumpe Vorſtellung des gemeinen Mannes ſo in die geſchichtliche Aufzeichnung übergegangen, wie bei dem armen Wenzel, der, zu einer Schmutzgeſtalt vermalt, durch eben ſo lächerliche als unſaubere Märchen auf die Nachwelt gekommen iſt. Die abergläubiſche Volksvorſtellung hat dieſen König der Böhmen ſo arg zugerichtet und ihn zu einer ſolchen Karrikatur verwaſchen, daß er in einem bekannten Schauerſtück auch auf der deutſchen Bühne als ein ſpaßhafter Unhold erſcheinen konnte. Man ſieht daraus, wie wenig man ſich auf die hiſtoriſche Gerechtigkeit in der Welt und auf das Urtheil der Nachwelt verlaſſen kann, wenn es einem nicht gelingt, ſich mit ſeinen Zeitgenoſſen zu verſtändigen und deren Wahn, Dummheit oder Bosheit zu beſiegen. Nirgends giebt es weniger Gerechtigkeit, als in der Geſchichte. Manche hiſtoriſche Geſtalten tragen den Makel, mit dem ihre Zeit ſie beworfen, bis in alle Ewigkeit an ſich, und büßen ſo für die Schlacken ihrer Zeit, von denen ſie vielleicht ſelbſt die Reinſten waren. So iſt auch bis auf den heutigen Tag Wenzel ein lächerliches Scheuſal geblieben, und ſeine Zeitgenoſſen geben ihm den Beinamen des Faulen, obwohl ſein Jahrhundert keinen König kannte, der thätiger, beweglicher, freigeſinnter, aufgeweckter und für den Fortſchritt der Menſchheit wirkſamer geweſen wäre. Denn nur unter ſeiner Regierung konnten die huſſitiſchen Verſuche um die Befreiung des menſchlichen Geiſtes ſo bedeutend um ſich greifen, und Wenzel war, komiſcher Weiſe, der erſte proteſtantiſche Kopf ſeiner Zeit. Aber all' dies Gute war freilich in jener burlesken, phantaſtiſchen und ſelbſt ſchmutzigen Manier ausgeführt, wie ſie dem Geiſte ſeines Jahrhunderts eignete, und die ſo hervorſtechend war, daß ſie in der ſich fortpflanzenden Meinung des Volks als das Weſentliche haften blieb.

Wenzel war freilich vom Anbeginn ſeines Lebens ein ſeltſamer Kauz. Seine Mutter, als ſie ihn zur Welt gebracht hatte, bekam einen ſolchen Schreck über ihn, daß ſie vor Entſetzen den Geiſt aufgab; denn der junge Wenzel erwies ſich als ſehr garſtig, krumm und verwachſen.

Indeß erſetzte er die Häßlichkeit ſchon als Kind durch ſeine innere Schwere, denn er ſoll bei ſeiner Geburt zwölf Pfund gewogen haben, weshalb ſein frommer Vater, Carl IV., an die heilige Mutter Maria zu Aachen dankbar ſo viel Gold einſchickte, als ſein Kind Gewicht hatte. Als der junge Wenzel getauft würde, ließ er ſeinen Urin in das Taufwaſſer, was ihm einige Geſchichtsſchreiber ordentlich zum Vorwurf angerechnet haben. Es war in der St. Sebalduskirche in Nürnberg, wo die Taufe geſchah, und als man das Waſſer dazu wärmte, ſoll bei dieſer Gelegenheit Feuer ausgekommen ſein, das den ganzen Pfarrhof in Aſche legte. In ſeinem dritten Jahre ließ ihn ſein Vater zum böhmiſchen Könige krönen, und, wie ein gar zu boshafter Chronikenſchreiber erzählt, widerfuhr es dem armen Wenzel bei dieſer Krönung, ſeinen Unrath auf dem Altare fallen zu laſſen. All ſolch Unglück kann jedem ehrlichen Manne begegnen, und es iſt ſchrecklich, daß die Geſchichte dafür ein Gedächtniß hat und es bis zum jüngſten Gericht aufbewahrt. Die Weltgeſchichte hält aber einmal ſtrenge Buch über alle die gepreßten Seufzer der Menſchheit, und ſo zeichnet ſie ſowohl das tragiſche wie das lächerliche Unglück unerbittlich ein mit dem Griffel, welchen man nennt den Griffel der Gerechtigkeit! Mit Wenzels Schönheit wollte es ſich aber nicht beſſern, als er heranwuchs, und aus einem Bilde, das ich in Prag von ihm geſehen, blickte mir eine etwas thieriſche, aber keineswegs gedankenloſe Phyſiognomie entgegen. Das Thieriſche in ſeinem Geſichte drückt ſich aber mit einem gewiſſen, edlen Grolle gegen das Schickſal aus, wodurch wieder das Menſchliche bei ihm auftaucht, und ſein tückiſch aufgewecktes Auge blitzt von der Klugheit, mit der ſich ſeine Wildheit faſt immer verbunden zeigte. Dagegen muß der ſpeculative Zug, der ſich in ſeiner rüſſelförmigen Naſe an den Tag legt, allerdings nicht angenehm gewirkt haben, und ſein Kopf ſaß ihm ſehr ſchief auf dem verwachſenen Rumpfe. Aber, lieber Gott! hat man denn nöthig, ſchön zu ſein in dieſer armſeligen Welt? Wenzel hatte es in ſeiner Zeit am allerwenigſten Urſache; denn ſeine Zeit war verworren, zerriſſen und ſchmutzig, und auf dieſem Grunde ſtrahlt der faule Wenzel noch immer ſchön und lieblich, wie eine Lilie. Sein ſchief aufſitzender Kopf hatte die geradeſten Anſichten in ſeinem Jahrhundert; und daß er ſo wild und gräulich war, trug viel dazu bei, ſeiner Zeit die ihr nöthige Bewegung und Aufregung zu geben.

Im Jahre 1378, in ſeinem ſiebenzehnten Lebensjahre, gelangte Wenzel zur Regierung, und ließ es ſich aus allen Kräften angelegen ſein, ſich den Beinamen des Fleißigen im Lande zu verdienen, obſchon er nachher den des Faulen in der Geſchichte davon tragen mußte. Er reiſte eifrig im ganzen Reich umher und ſuchte die innern Zwiſtigkeiten der Zeit, die Kirchenſpaltungen und die Unruhen der Reichsfürſten auf dem Wege der Güte und durch Friedensſchlüſſe und Reichstage beizulegen. Er beſtrebte ſich wenigſtens in der Handhabung der Rechts-Angelegenheiten im Geiſte ſeines Vaters Carl zu handeln, wenn ihn auch in Böhmen ſelbſt ſein eigenthümlicher Sinn bald auf ganz entgegengeſetzte Bahnen trieb. Böhmen hatte unter der Beherrſchung Carl's IV.

ohne Zweifel ſeine herrlichſte und gewaltigſte Zeit gehabt, in ſo fern es ſich blühend ausdehnte nach allen Seiten und ein bedeutendes Gränzgebiet mit immer ſteigender, politiſcher Uebermacht behauptete. Die Weltgeſchichte wollte jetzt noch weiter fortſchreiten mit Böhmen und erweckte in ihm den Geiſt des proteſtantiſchen Widerſpruchs, nicht nur in den religiöſen, ſondern auch in den politiſchen Dingen. Und hier ereignete es ſich ſeltſam, daß König Wenzel es ſelber war, welcher zu dem Kampfe gegen die Geiſtlichkeit und gegen den Adel in ſeinen Landen den Ausſchlag that und die erſte Hand aufhob in der neueren Geſchichte, um die ariſtokratiſch-hierarchiſchen Elemente des modernen Staates nieder zu drücken. Wenzel war gewiß ein guter Sohn, denn er ehrte in allen Stücken die Vorſchriften ſeines frommen und abergläubiſchen Vaters; nur hatte er doch nicht ſo viel Frömmigkeit von ſeinem Vater ererbt, um bei den zum Himmel ſchreienden Umtrieben und Laſtern der Cleriſei andächtig die Hände falten zu können, wie Carl IV. es gethan, ſondern ſeine Hände ballten ſich vielmehr und griffen alſobald nach dem Schwerte.

Wenzel beſaß einen weltlichen und weltluſtigen Sinn, und die Natur hatte ihn mit Witz und einem durchtriebenen Verſtande begabt, ſo daß die Heiligenkrämerei, die ſein Vater zeitlebens getrieben, nichts verlockendes für ihn haben mochte. Einen ſchneidenderen Gegenſatz zwiſchen Vater und Sohn hat es wohl nie gegeben, als Karl und Wenzel und doch verrathen ſich eben hierin auch die zarten Stoffe, die ohne allen Zweifel in dem wilden, viel geſchwächten Wenzel vorhanden waren, wenn man bedenkt, welche Pietät er gegen die Burg Karlſtein und das dort geſtiftete Reliquien-Muſeum ſeines Vaters bewieſen. Einige Meilen ſüdweſtlich von Prag, in einer düſter romantiſchen Gegend, liegt, von vier Bergen umſchloſſen, das weltberühmte Schloß Karlſtein, wo Karl IV. alle Reliquien der Welt zuſammengeſchleppt hatte. Wie bei uns heut zutage Kunſt- und Gewerbe-Ausſtellungen in Mode gekommen ſind, ſo veranſtaltete Karl damals häufig Reliquien-Ausſtellungen, in eigens vom Papſte beſtätigten Feſten, die zu Prag gefeiert und oft von funfzig bis ſechszig Tauſend Menſchen beſucht wurden. Unter dieſen Heiligthümern befand ſich, außer dem berühmten Stückchen von der ägyptiſchen Finſterniß, auch das Peplum matris dei, mit dem unterm Kreuze aufgefangenen drei Blutstropfen des Sohnes, das aber ſeiner außerordentlichen Heiligkeit wegen nur alle ſieben Jahre einmal dem Volke gezeigt wurde. Wenzel, als er zur Regierung kam, ſpürte nicht den geringſten Sinn in ſich für alle dieſe Reliquien; doch beſchloß er aus Rückſicht für das Andenken ſeines Vaters, wenigſtens die Anzahl derſelben noch zu vermehren, indem er beſtändig ſo viel Heiligenknochen und Märtyrergebeine dahin ſchaffen ließ, als er nur im Lande auftreiben konnte. Er hatte Recht, mit dieſem alten Märtyrthum aufräumen zu laſſen und es zu begraben in einem Muſeum, damit in der Welt Platz würde für das neue Märtyrthum, das mit dem Zeitalter Wenzels und Huſſens über die Menſchen kam, denn jetzt errichtete die Menſchheit ihre Scheiterhaufen der erwachenden Vernunft und zündete der freien Idee ein Mordfeuer an, das noch nicht verglommen iſt, heutzutage auch die edelſten Herzen brennt. Was haben alle Märtyrknochen der katholiſchen Zeit zu bedeuten gegen die geiſtigen Seufzer, gegen die geiſtigen Verſtümmelungen und Folterqualen, welche ſeit Huß das Märtyrthum der Idee über die Beſten unter den Sterblichen gebracht hat! Wollte man ein Muſeum der am Freiheitsdrange gebrochenen Herzen ſtiften, kein Karlſtein würde dazu ausreichen, aber auch kein königlicher Herr, wie Karl, würde ſich dazu finden, um eine öffentliche Ausſtellung davon zu veranſtalten! Auch würde der Papſt nicht ſolche Ausſtellungen beſtätigen. —

Wenzel war alſo, wie wir geſehen haben, ein guter und wackerer Sohn, er vermehrte die Reliquien. Dagegen konnte er ſich doch nicht enthalten, Karlſtein zu gleicher Zeit als Jagdſchloß zu gebrauchen, weil ſich in der Nähe ſo vieles und herrliches Wild befand, und dadurch fing er allerdings ſchon an, das Reliquienſchloß bedeutend zu verweltlichen. Mit einer Vorſchrift ſeines frommen Vaters befand ſich aber ſein lebenslustiges und weltlustiges Herz besonders im Widerspruch. Karl hatte nämlich ein förmliches Geſetz gegeben, daß niemals ein Frauenzimmer in Karlſtein übernachten dürfe, und zwar, wie er ſelbſt das Geſetz erläutert: „aus Ehrfurcht gegen die heiligen, hier aufbewahrten Reliquien.“ Es durften wohl bei Tage Frauen auf Karlſtein erſcheinen, aber nimmermehr da ſchlafen, und ſelbſt die Kaiſerin machte von dem Geſetze keine Ausnahme. Karl fürchtete alſo bloß die feurigen Nachtträume ſeiner ſchönen Böhminnen und beſorgte, daß die Gebeine ſeiner Heiligen mit Weltluſt möchten behaucht werden von den Ausathmungen zärtlicher Schläferinnen. Wenzel aber bewies ſeinen proteſtantiſchen Geiſt zuerſt dadurch, daß es ihm unmöglich fiel, grade dieſer Verordnung ſeines Vaters auf Karlſtein nachzukommen, denn Wenzel liebte die Frauen mehr als alle Märtyrer und Heiligen. Wenzel liebte Wein, Weiber und Geſang, wie Luther, deſſen erſte Proteſtation gegen den Katholizismus mit der Liebe zu einer Frau anfing. Man kann annehmen, daß unter Wenzels Regierung manche Böhmin in Karlſtein übernachtet hat während der Jagdzeit, doch findet ſich in der Geſchichte keine Spur, daß ein Unglück dadurch entſtanden, oder daß die Heiligen der alten Zeit, die dies auf Karlſtein mit anſehen mußten, ein Aergerniß genommen.

Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß Wenzel ſeiner Zeit vorangegangen wäre in der Verderbniß der Sitten, worin mit der Geiſtlichkeit zu wetteifern ihm hätte ſchwer werden ſollen. Vielmehr war es gleich zu Anfange ſeiner Regierung eine der wichtigſten Aufgaben, die er ſich geſtellt, dem Unweſen und den Ueppigkeiten der böhmiſchen Geiſtlichkeit zu ſteuern, die ſowohl unter der langen Regierung Karls IV., als auch durch die vielen Stiftungen des pfäffiſch geſinnten, böhmiſchen Adels, übertriebene Einkünfte an ſich geriſſen hatte. Die Cleriſei dieſer Zeit lebte deshalb in einer mehr als weltlichen Schwelgerei und hielt jetzt, wie es immer bei ſolchen Wendepunkten der Geſchichte geſchieht, in üppigen Bacchanalien die Vorfeier ihres Unterganges. Das Volk ſelbſt entſetzte ſich vor den Ausſchweifungen und Laſtern, welche dem geiſtlichen Stande eigenthümlich geworden waren. Der faule Wenzel aber nahm ſein Schwert und fuhr wie ein friſcher Sturmwind mitten unter dieſe entartete und laſterhafte Cleriſei. Sowohl in Prag als auf dem Lande beſtrafte er mit eigner Hand die Geiſtlichen, deren unzüchtiges Leben ruchbar geworden war, und die Prieſter, die ſich Beiſchläferinnen hielten, ließ er auf öffentlichem Markte in Prag am Pranger ausſtellen, neben den andern armen Sündern. Dies war freilich zu hart, denn die Geiſtlichkeit Böhmens büßte dadurch vollends alles moraliſche Anſehen beim Volke ein, und ſie wurde in ſich ſelber immer mehr entſittlicht durch ein Verfahren, das alle geheimen Schäden dieſes Standes ans Tageslicht zog. Dadurch aber legte Wenzel, ohne es zu wiſſen, im Volke ſelbſt zu der religiöſen Revolution den Grund, die unter allen Landen zuerſt und am tiefſten in Böhmen Wurzel und Uebermacht gewann. Das Anſehen der Geiſtlichkeit zu untergraben, lag ihm in jeder Weiſe am Herzen, und ſo entſagte er auch dem Ruhme, den alle ſeine Vorfahren geſucht hatten, neue Klöſter im Lande zu ſtiften. Die von den Biſchöfen errichteten Zölle, namentlich in der Wetterau, bemühte er ſich, zu zerſtören, und ſchonte bei allen dieſen Reformationsverſuchen keine Mühe, aber auch kein Blut. Er führte überhaupt ein ſtrenges und gewaltiges Regiment ein in ſeinen Erblanden Böhmen, denn er hatte es dort, außer mit der entarteten Geiſtlichkeit, auch mit dem ebenſo entſittlichten und aufrühreriſchen Adel zu thun, der ſich mit aller Uebermacht, zu der er im Staatsleben erwachſen war, gegen Wenzel empörte. Beſtändig bildeten ſich ariſtokratiſche Aufſtände gegen König Wenzel, die ihm oft ſehr ſchwer zu unterdrücken waren, obwohl er eine eigenthümliche Methode beſaß, ſich bei Revolutionen und Verſchwörungen zu benehmen. Er ließ nämlich Alles enthaupten, was ihm irgend unter die Hände gerieth, und ein Geſchichtſchreiber ſagt, der Adel ſei erſchrocken geweſen, daß ihm der König nach dem Kopfe gegriffen. Die Sage aber hat davon Anlaß genommen, aus Wenzel eine blutrothe Geſtalt im ſcharlachenen Henkermantel zu bilden. Sein großer, engliſcher Hund und ſein

Gevatter Scharfrichter, deſſen Kind er aus der Taufe gehoben, ſeien Tag und Nacht und überall um ihn geweſen, erzählt ein fabelhafter Chronikenſchreiber. Wenn Wenzel ausritt, heißt es dort, ſo ritt der Scharfrichter zunächſt nach ihm, und der Hund lief voran. Jener mußte auf der Straße oft vom Pferde ſpringen und ſein Amt verrichten, wenn Wenzel Jemanden, der ihm begegnete, todt haben wollte. Der Hund aber, wird ferner dort erzählt, fiel, ſobald Wenzel nur winkte, die Leute an, und biß ſie auf die jämmerlichſte Weiſe todt. Die niederländiſche Chronik erzählt ſogar bei dem Tode von Wenzels Gemahlin, Johanna, die eine Tochter Herzogs Albrechts in Baiern war, ſie ſei bei Nacht in ihrer Schlafkammer, in die Wenzel ſeine Dogge gehetzt, von derſelben erbiſſen und zerriſſen worden. Dies iſt eben ſo thöricht, als die Verbindung, in welche man den Tod des heiligen Nepomuk mit dieſer erſten Gemahlin Wenzels gebracht hat. Die Sage berichtet nämlich, Wenzel habe einen ſo liederlichen und abſcheulichen Wandel geführt, daß ihn ſeine ſanfte Gemahlin Johanna beſtändig und dringend von dieſem Unleben habe abmahnen müſſen und ſich herzlich darüber betrübt habe. Es ſei dem Wenzel jedoch keineswegs gleichgültig geweſen, was ſeine Frau von ihm gedacht, und ſo habe er, argwöhniſch wie alle Tyrannen, ihrem Beichtvater Nepomuk nöthigen wollen, ihm zu ſagen, was die Königin in der Beichte vertraut. Da ſich Nepomuk geweigert, ſo habe ihn Wenzel von der Moldaubrücke in den Fluß hinunterſtürzen laſſen. Die Königin aber habe ſich in Kurzem zu Tode gegrämt. Daß dies Märchen nicht den geringſten hiſtoriſchen Grund hat, geht ſchon aus der bloßen Angabe der Jahreszahlen hervor. Denn wenn wirklich Nepomuk der Beichtvater der Königin geweſen, ſo iſt bekannt, daß derſelbe erſt im Jahre 1393 ſtarb, während Johanna ſchon 1386 das Zeitliche ſegnete. Es iſt aber merkwürdig, hier unter ariſtokratiſch-pfäffiſchen Einflüſſen Volksſagen ſich bilden zu ſehen, während ſonſt die Volksſage in der reinſten und freieſten Unabhängigkeit, in der naivſten Unſchuld der Geſinnung, ſich geſtaltet, oder wohl auch zu Adel und Geiſtlichkeit, das

Verhältniß der treuherzigſten Perſiflage annimmt. Bei unſerm Wenzel aber, der in ſeinem Kampfe mit der Ariſtokratie und Cleriſei häufig auch eine allzu verdumpfte Volksmeinung verletzen mußte, zeigte es ſich umgekehrt auf eine ſehr komiſche Weiſe.

Wie aber Nepomuk oder Johanko von Pomuk durch den ungeſtümen Sinn Wenzels ſeinen Tod gefunden, iſt aus der Geſchichte dieſer Zeit in anderer Art bekannt. Es war dem König in ſeinen Reibungen mit der Geiſtlichkeit daran gelegen, die Bedeutung des prager Erzbisthums ſo viel als möglich herunterzubringen, und er beſchloß deshalb, aus der Abtei Kladrub ein Bisthum zu errichten. Die Ausführung dieſer Abſicht wollte er jedoch ſo lange verſchieben, bis den alten Prälat dieſes Stiftes der Tod von ſeiner Stelle abgerufen haben würde. Derſelbe ſtarb auch nicht lange darauf, aber durch prieſterliche Intriguen wurde nun ſogleich ein anderer Abt für Kladrub gewählt, den zu beſtätigen ſich das erzbiſchöfliche Conſiſtorium in Prag flugs beeilt hatte. Wenzel gerieth darüber in einen ſo fürchterlichen Zorn, daß der Erzbiſchof von Prag ſeines Lebens nicht mehr ſicher zu ſein glaubte, ſondern eilig die Flucht ergriff. Wenzel aber konnte ſich dabei nicht beruhigen, und tobte nunmehr ſeinen ganzen Grimm an dem General-Vikar des Erzbisthums aus, welches Johanko von Pomuk war. Dieſen ließ er greifen, in einen Sack ſtecken, und bei Nacht über die Prager Brücke in die Moldau hinunterwerfen. Als der heilige Mann in den Fluthen unterſank, ſtiegen über ſeinem Wellengrabe goldene Sternlein empor, zu denen das entſetzte Volk betete. Dieſe Sternlein kann man noch heut auf der Nepomukbrücke in Prag ſehen, aber freilich in Erz gegoſſen, und der Stein des Brückengeländers, auf welchem die Bildſäule des Heiligen ſich erhebt, iſt ganz ausgehölt von den Küſſen der Andächtigen, welche ſeit Jahrhunderten ihn geküßt haben. Denn Nepomuk ſtand in großem Rufe und hatte viele Liebe beim Volke, ſo daß Wenzel, als er ſah, welchen Schrecken er durch ſeine Uebereilung unter den Böhmen verbreitet, ſelbſt in eine große Angſt gerieth. Hier trat nun wieder die gute Seite ſeiner Natur, die begangne Fehler gern ſühnen mochte, hervor, und er beſchloß, ſich für ſeine blutige That einer Kirchenbuße zu unterwerfen, indem er den entflohenen Erzbiſchof dringend und mit andächtigem Flehen zurückberief. Der Erzbiſchof wollte aber nicht kommen, ſondern ging nach Rom, wo er den König beim Papſte verklagte, und ſo that denn Wenzel auch natürlich keine Kirchenbuße, die auf ſeine eigne Hand zu unternehmen er keine Luſt verſpürte. Dies Ereigniß ſoll aber Viel zu Wenzels nachmaliger Abſetzung vom Kaiſerſtuhle Deutſchlands beigetragen haben, die ſpäter in der That durch die Intriguen des Papſtes Bonifacius zu Stande gebracht wurde.

Dies begab ſich gegen das Ende des Jahres 1393, wo, durch die Unpopularität Wenzels ermuthigt, der aufrühreriſche Adel, der gewiſſermaßen in Bevormundung des Königs die Verwaltung des Landes an ſich bringen wollte, in einen neuen Sturm gegen Wenzel losbrach. Die Herren von Roſenberg, von Michelsberg und von Neuhaus werden beſonders bei dieſer ariſtokratiſchen Revolution genannt. Dieſe Herren hatten ſich diesmal mit dem Markgrafen Jodok von Mähren verbündet und zeigten ſich ſo gewaltig, daß es ihnen gelang, ſich Wenzels zu Beraun zu bemächtigen und ihn aufzuheben. Sie führten ihn als Gefangenen nach Prag, wo er im Schloſſe eingeſperrt wurde, und aus dieſer Gefangenſchaft, die durchaus hiſtoriſch iſt, hat die Volksſage ebenfalls wieder die abenteuerlichſten Albernheiten gewoben. Die Erzählung von der Bademagd, welche Wenzel aus der Gefangenſchaft errettet haben ſoll, wird von Pelzel, dem Geſchichtſchreiber Böhmens und Biographen Wenzels, als fabelhaft abgewieſen, doch iſt ſie in ihrem Unſinn zu charakteriſtiſch für alle Fabeln dieſer Art, mit denen die Geſchichte Wenzels durchwebt iſt, um ſie nicht hier mitzutheilen. Ich entnehme ſie aus einem alten, voll der ergötzlichſten Faſeleien ſteckenden Buche de regibus Bohemiae, das mir zufällig in Prag in die Hände gerathen.

„Die Böhmen erhoben ſich endlich, nachdem das Blut zweier Landherren, auch zweier Bürger von Prag, die er allererſt hinrichten laſſen, gleichſam noch nicht erkaltet war, ließen ihn zu Beraun, im Jahre 1393, am Tage Stanislai, durch 16 Mann aufheben, und heimlich nach Prag, aufs Rathhaus in der alten Stadt, zu Gefängniß (wohin man die armen Sünder, die das Leben verwirkt, zu ſetzen pflegte) bringen; in welchem er 15 Wochen, bis auf Bartholomäi, in Stank und Unluſt gelegen. Endlich ließ er den Rath bitten, ſie wollten ihm vergönnen, im nächſten Bade ſich abzuwaſchen. Er wurde von vier vertrauten Stadtdienern heimlich und verkleidet dahin begleitet. Zwei hielten Wache, zwei badeten mit ihm. Nach langem Baden ſagte Wenzeslaus: er wolle ſich etwas an der Luft erkühlen, welches ihm die Diener zuließen. Nun lag das Badhaus an der Moldau, und hinten war ein Fiſchernachen angehängt. Wenzel fragte die Badmagd, ob ſie mit dem Nachen fahren könne. Als ſie ſolches bejahte, bat er ſie, ſie wolle ihn eilends ans andere Ufer führen und verſprach ihr ein ſtattliches Trinkgeld. Die Magd, ſo ihn nicht kannte und gern Geld verdienen wollte, ſaß mit ihm, wie nackt ſie beide waren, in dem Nachen und ruderte hinüber. Im Ausſteigen ſtieß

Wenzeslaus den Kahn vom Lande, daß die Magd nicht wieder herüberfahren und ihn verrathen könnte. Danach befahl er ihr, ſie ſollte ihm mit dem Ruder folgen, mit Verſprechen, er wolle ſie, zum Dank, mit 100 Gulden begaben. Alſo lieſen ſie miteinander durch das Geſträuch, längs des Stromes, bis zum Dorfe Kuchel: allda ſie wieder einen Nachen fanden, auf ſelbigem zurücke hinüberfuhren, und durch den Wald vollends bis zu einem Schloß eilten, welches Wenzeslaus vor zwei Jahren zu ſeiner Sicherheit hatte aufbauen und beveſtigen laſſen. Der Thorwart erkennet ihn an der Stimme, lief und ſagte es dem Hauptmanne, der ihn alſobald ſammt der Magd einließ, ankleidete und mit einem Nacht-Imbiß ergötzte. Nach der Mahlzeit ließ Wenzeslaus 100 Goldgulden herbringen, ſchenkte ſie der Magd zur Dankſagung und ſagte ferner zu ihr: Weil ſie ſeine Erlöſerin, ſeine Gefährtin und Tiſchgenoß geweſen, ſo ſollte ſie nun auch ſein Schlafgeſell ſein, welches die Dirne, ſo Suſanna hieß, aber nicht war, gerne geſchehen laſſen. Als er nun daſelbſt mit ihr etliche Tage ſich erluſtiget, nahm er ſie mit ſich nach Ziebrack, dahin er die Herren von Prag zu Gaſt berief. Die wollten aber nicht kommen und ließen ihm ſagen: ſie hätten es zu Prag beſſer, als auf dem Ziebrack. Er war nun nicht milder als zuvor, und gleichwie ein wildes Thier, das aus dem Stalle ledig gekommen, wüthete er wider alle ſeine Widrigen, die er bekommen konnte; von Niemanden ihm einreden laſſend, als von ſeiner lieben Suſanna, die mit ihm kürzlich in ſolche Vertraulichkeit gerathen, daß ſie auch völlig Meiſterin ſeines Sinnes worden war" u. ſ. w.

Die Befreiung Wenzels aus dieſer ſeiner erſten Gefangenſchaft — denn daß er ſich zweimal in ſeinem Leben in dieſer Lage befunden, iſt aus den hiſtoriſch erwieſenen Begebenheiten ſeiner Regierungszeit offenbar — geſchah jedoch auf eine glaubhaftere Weiſe, indem ſein Bruder, der Markgraf Johann von der Lauſitz, herbeieilte, um ihn aus der ſchmählichen Haft zu retten. Als er indeß vor Prag rückte, hatten die Herren von Roſenberg ſich ſchon mit König Wenzel davon gemacht, und ihn auf ihrer Burg Starkenberg in

Oeſtreich verſteckt, damit er von Niemandem aufgefunden werden könnte. Der Adel hatte eine Art von Statthalterſchaft in Böhmen eingeſetzt, welche das Land regieren ſolle. Den armen Wenzel wollte man zwar als König beibehalten, doch er ſollte weiter nichts thun dürfen, als auf die Jagd gehen, aber gänzlich aller Regierung ſich entſchlagen. Zu ſeinem Glück aber ließ es ſich ſein Bruder Johann eifrig angelegen ſein, ihn auszukundſchaften; aus dem Kerker zu befreien und wieder in ſeine Rechte einzuſetzen. Eine unwahrſcheinliche Sage geht dahin, daß man verſucht habe, Wenzel auf Starkenberg zu vergiften. Das Gift aber habe ſeiner ſtarken und unbändigen Natur nichts anhaben können, und Wenzel habe keine weitere Wirkung davon verſpürt, als einen beſtändigen Durſt, der ihm ſeitdem zeitlebens nachgeblieben. Der unglückliche Wenzel! Dadurch kam er in den Ruf eines Säufers, der ihm noch heutzutage in der Weltgeſchichte anklebt, und der ihm noch die Verachtung der allerſpäteſten Nachwelt zuzieht! Welche Ungerechtigkeit des Schickſals! Wenzel ſollte tragiſchen Todes durch

Gift ſterben, und wird darüber zum Säufer. So ſchlägt das Trauerſpiel wieder in die Burleske um, und Wenzel iſt vor dem Schickſale gerechtfertigt, aber die Moral klagt ihn dennoch an. Es ließ ſich freilich nicht läugnen, daß Wenzel ein ſehr ſtarker Eſſer und Trinker war, auch noch vielleicht über das große Maaß hinaus, das ihm jenes tragiſche Schickſal vorſchrieb, aber um ſo höher muß man ſeine Charakterfeſtigkeit ſchätzen, wenn man bedenkt, daß er in einer ſo ſchlimmen Zeit, wie die ſeinige war, ſich niemals den Appetit verderben ließ, ſondern es mit der Geiſtlichkeit, die er bekämpfte, auch in dem aufnahm, was die Freuden der Tafel betraf.

Wenzel war von Natur zur Heiterkeit und Harmloſigkeit geneigt und liebte die frohen Geſichter um ſich her. Aus dieſem Grunde hatte er bald zu Anfang ſeiner Regierung ſich ſehr vertraulich an den Erzbiſchof Johann von Jenczenſtein angeſchloſſen, der bei ſeinem prieſterlichen Stande zugleich ein heiterer Lebemann war und den Genüſſen der Welt ſich hingab. Johann von Jenczenſtein hatte früher das Bisthum Meißen bekleidet und war ſchon dort als ein Mann von fröhlichem Temperamente bekannt geweſen, der zwar in der Theologie wohl erfahren, aber noch beſſer gewiegt in allen Lebenskünſten ſich zeigte. Er liebte Wein, Weiber und Geſang wohl mehr, als gerade der Theologie zukam, und ſeine weſentlichſte Dogmatik beſtand in dem Satze, den lieben Gott einen guten Mann ſein zu laſſen, worüber dann nicht leicht theologiſche Streitigkeiten entſtehen konnten. Er ſchweifte luſtigen Sinnes überall umher und war, wie ſein eigner Biograph von ihm ſagt, in Feldern und Wäldern fleißiger anzutreffen, als in Kirchen und Kapellen. Er ſaß vortrefflich zu Pferde, war im Turniere mit der Lanze geſchickt und in allen ritterlichen Uebungen ein Meiſter. Er liebte luſtige Geſellſchaften und Bacchanale, verbrachte ſeine Zeit am liebſten beim gefüllten Weinglas, und widmete ſchönen Frauen ſeine Nächte, der Jagd und dem Spiele ſeine Tage. Er war als der größte Spieler ſeiner Zeit verſchrieen, und auf Brett und Würfel ſetzte er oft ſeine ſämmtlichen Einkünfte. Er beſchäftigte ſich viel mit der weltlichen Poeſie und las die heidniſchen Dichter mehr, als die Kirchenväter. Wenzel war entzückt, einen ſo aufgeklärten Mann in ſeinen Staaten kennen zu lernen und drückte ihn, jauchzend, daß er dieſe Seele gefunden, an ſeine Bruſt. Noch erfreuter wurde er, als der Papſt bald darauf dieſen Johann von Jenczenſtein zum Erzbiſchof von Prag erhob und Wenzel machte ihn nun ſeinerſeits zu ſeinem Canzler und nachher auch zu ſeinem Gewiſſensrathe; denn wie hätte er einen fröhlicheren und liebenswürdigeren Menſchen zu dieſem Poſten auffinden können! Er verbrachte ſeine heiterſten und vertrauteſten Stunden mit dieſem Gewiſſensrath, und es befand ſich ſein Gewiſſen dabei vortrefflich. Einſtmals aber reiſte Johann von Jenczenſtein nach Magdeburg, um einem Luſtgelage beizuwohnen, zu dem ihn ein wahlverwandter Freund, der dortige Erzbiſchof Ludwig, bei der Faſtnachtszeit eingeladen. Die Herren verbrachten eine ſchöne Nacht, indem ſie die beſten Weine zechten und mit den lieblichſten Edelfrauen der Umgegend tanzten. Da erſcholl plötzlich im Hauſe ein Geſchrei: es ſei Feuer! Lichterlo verriethen ſich auch bald die Flammen, und ein Gaſt ſtürzte über den andern, um Ausgang und Rettung zu finden. In dem verzweiflungsvollen Gedränge ſprangen Viele zum Fenſter hinaus und brachen den Hals. So kamen die meiſten Tänzer ums Leben und der Erzbiſchof Ludwig ſelbſt verunglückte bei ſeinem Sprung aus dem Fenſter, indem er ſich das Genick zerſchlug. Johann von Jenczenſtein aber entkam glücklich; doch iſt es zweifelhaft, ob ein Glück zu nennen, was ihm aus dieſer Rettung entſprang. Denn als er wieder in Prag angelangt war und Wenzel voller Sehnſucht ſeinen Gewiſſensrath zu ſich rief, wußte ſich der König beim Anblicke deſſelben gar nicht zu faſſen. Mit dem größten Erſtaunen betrachtete er ihn, denn Johann von Jenczenſtein hatte ſich gänzlich verändert. Seine ſonſt ſo lachende Miene hatte ſich in eine finſtere und bußfertige umgewandelt und er bewillkommte diesmal den König Wenzel mit einem frommen Spruche, worüber dieſer einen großen Schreck bekam. Ei, was iſt Dir denn widerfahren, mein lieber Jenczenſtein? fragte ihn Wenzel einmal über das andere, und

Jenczenſtein erzählte nun den Vorgang, der plötzlich einen der Frömmſten aus ihm gemacht hatte. In ſeiner wunderbaren Errettung aus der Gefahr und in dem kläglichen Ende des Erzbiſchofs Ludwig hatte er eine unmittelbare Warnung des Himmels erkannt, das frivole Leben einzuſtellen, das er bisher geführt, und endlich einen bußfertigen und Gott wohlgefälligen Wandel anzufangen. Johann von Jenczenſtein wurde nun der größte Büßer ſeines Jahrhunderts; er faſtete, wallfahrtete, geißelte und zerfleiſchte ſich, kniete auf Dornen, ſchlief auf harten Steinen, und quälte ſich ſo, daß er ganz ſterbenskrank und elend wurde. Nicht minder plagte er jetzt den König Wenzel, indem er die ſtrengſte Erfüllung ſeiner prieſterlichen Pflichten auch gegen ihn in Anwendung brachte. Wenzel gerieth in große Noth und half ſich zuerſt damit, den Johann von Jenczenſtein ſeiner Pflichten als Kanzler und Gewiſſensrath zu entbinden. Er hatte einen fröhlichen Geſellſchafter und vertrauten Freund an ihm verloren und dafür einen quälenden Moraliſten an ihm bekommen, der ihm in jeder Weiſe zu ſchaffen machte. Wenzel war ſehr betrübt, denn auch im Lande begann die herbe Frömmigkeit des Prälaten jetzt manches Widerwärtige anzurichten und der Ausübung der weltlichen Macht die geiſtliche feindlich entgegen zu ſtellen. Dieſe Erfahrungen, die Wenzel an ſeinem Freunde machte, waren die Haupturſachen ſeines Zerfalls mit der Kirche und der Geiſtlichkeit, der er ſich nun immer hartnäckiger gegenüber ſtellte, dadurch unbewußt die erſten Grundſteine zur neuen Reformation der Menſchheit legend. Dieſer Jenczenſtein war der nämliche Erzbiſchof, welcher endlich vor Wenzels Grimme gen Rom entfloh, um ihn beim heiligen Vater zu verklagen. Jenczenſtein kam ſpäter wieder nach Prag zurück, um ſich auszuſöhnen und Genugthuung zu erhalten. Da hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er ſah Prieſter in einer hochherrlichen Prozeſſion, aber die Prieſter wurden plötzlich vom wüthenden Pöbel beſchimpft und angefallen; er ſah Kirchen und Klöſter, aber ſie wurden vom Volke geſchleift; er ſah die biſchöfliche Reſidenz, in der er ſich wieder einzurichten gedachte, aber ſiehe, rothe Flammen ſchlugen aus ihrem Dache heraus. Am andern Morgen faßte er den Entſchluß, abzudanken, und begab ſich wieder in die Einſamkeit, wo er ſich bis aufs Blut geißelte. In Rom ſtarb er, nicht in geiſtlicher Armuth, ſondern in weltlicher; denn er ſoll faſt verhungert ſein. Wenzel aber, der ſich freundlos in ſich ſelbſt zurückzog, wehrte dem Volke nicht, welches das Traumbild Jenczenſteins zu verwirklichen begann.

3.

König Wenzel und Magiſter Huß.

Um dieſe Zeit laſen die Böhmen ſehr fleißig in der Bibel. Ein katholiſcher Geſchichtſchreiber, Peßel, erzählt mit einigem Achſelzucken, daß die ganze böhmiſche Nation damals faſt nichts als die Bibel geleſen, und dieſe zu weit und allgemein betriebene Wiſſenſchaft habe den Böhmen nach und nach das Gehirn verwirrt, ſo daß ſie hernach wie hungrige Wölfe über einander hergefallen ſeien und ſich auf das Grauſamſte gemordet hätten. Das Licht der Bibel iſt die Morgenröthe und zugleich die Brandfackel für die neue Zeit der Menſchheit; aber wenn jedes Ding in der Natur raſch vom Lichte gereizt wird und ſelbſt das bloße Holz vom Lichtſtrahle zu erzittern ſcheint: ſo iſt es merkwürdig, daß dies Naturgeſetz bei den Menſchen und Völkern ſich am ſpäteſten und langſamſten entwickelt. Thier, Blume, Holz und Stein ſonnen ſich freudig im Licht und ſcheinen jauchzend ihr Sein darin zu entfalten; nur der Menſch öffnet zögernd und unſchlüſſig ſein Auge dem Morgenſtrahl, er wird zuerſt trübe und unglücklich nach dem Lichte, das für ihn nur in einem blutrothen Schimmer aufgeht, und die ganze Schöpfung ſcheint dann zu ſpotten über ihr armſeliges Geſchöpf. Mit kalten und heißen Fiebern ſchüttelt die Menſchheit dieſer Lichtreiz, und Verwirrung und Verheerung bezeichnen ihr Streben nach dem göttlichen Strahle. Die armen Böhmen empfanden zu allererſt dieſen herben Lichtreiz der Neuheit, und die Forſchung der Bibel, die plötzlich ihre Seele durchdrang, wurde zuerſt zum Schlachtſchwert und Mordgewehr in ihren Händen, nach jenem unglücklichen Geſetze der Menſchengeſchichte. Auf der Univerſität Prag befand ſich damals die Gottesgelehrſamkeit in einer gewiſſen Blüthe, und Alles, was dieſe Zeit an Studien trieb, war ſogenannte Gottesgelehrſamkeit, oder lief darauf hinaus. Der fromme Carl IV. hatte dieſe Hochſchule in religiöſem Geiſte geſtiftet, und Wenzel bemühte ſich ebenfalls während ſeiner ganzen Regierung, ſie zu immer größerer Bedeutung zu erheben.

Johann Huß war Lehrer an der Univerſität zu Prag. Er hatte eines von den Geſichtern, wie Julius Cäſar ſie fürchtete, und wie ſie zu gewiſſen Zeiten nicht gern von Königen und Gewalthabern geſehen werden. König Wenzel aber liebte den bleichen und hagern Mann und fürchtete ſich nicht vor ſeiner langen Prophetengeſtalt, die plötzlich ernſt, drohend, klar und entſchieden in dieſer verworrenen Zeit emporragte. Es waren auch viele Sympathieen da, welche

König Wenzel und Magiſter Huß verbanden, und wenn dieſe Sympathieen zwiſchen König und Magiſter auch nicht ausgeſprochen werden konnten, ſo that doch Wenzel im Geheimen und ohne es ſich merken zu laſſen, außerordentlich Vieles, um Huß zu unterſtützen und aufrecht zu halten. Huß war bei aller Strenge ſeiner Sitten doch zugleich ein freundlicher und gutmüthiger Mann, treuherzig und friedfertig gegen Jedermann, ſo daß er in ganz Prag beliebt war. Wenn aber ſein Herz rein und lieblich war, ſo war ſeine Stimme gewaltig in ihrer Beredtſamkeit, und er predigte auf ſeiner Kanzel zu Betlehem vor einer außerordentlichen Maſſe Volkes, das an ſeinem Munde hing. Huß hatte zuerſt damit angefangen, gegen den böhmiſchen Adel zu predigen, deſſen Ausartungen und Laſter er öffentlich auf ſeiner Kanzel aufdeckte, was ihm einen großen Volkszulauf verſchaffte. Und dieſe antiariſtokratiſche Richtung des neuen Reformators war die erſte, ſtillſchweigende Sympathie zwiſchen ihm und dem Könige, die dieſer ſehr wohl empfand. Bald darauf predigte Huß auch von ſeiner Kanzel gegen den

Papſt Bonifacius, welcher ſich bei der Entſetzung Wenzels, als römiſchen Königs in Böhmen, ſehr verhaßt gemacht hatte und überhaupt keine Liebe im Lande beſaß. Huß wurde immer kühner und mächtiger in ſeinen Reden, beim Volke aber immer angeſehener. Vom Oberhaupte der Kirche ging er nun bald zu den Gliedern derſelben über und griff in ſeinen Predigten auch die Sitten der böhmiſchen Geiſtlichkeit an, deren Verderbniß der König ebenfalls mit Feuer und Schwert zu beſſern trachtete. Der Erzbiſchof von Prag, Wolfram, wurde immer unruhiger über dieſe Feuerzeichen der Zukunft, und in ſeiner Angſt begab er ſich zum König Wenzel, um bei ihm den Magiſter Huß zu verklagen. Wenzel aber antwortete lächelnd: „So lange Huß wider uns Laien predigte, ſo lange habt Ihr Eure Freude darüber gehabt, und wir ſelber litten es mit Geduld; da jetzt aber die Reihe an Euch gekommen iſt, ſo mögt Ihr auch zufrieden ſein!“ So wurde Huß durch dieſe abermalige Sympathie des Königs immer mehr ermuthigt und angefeuert, und donnerte nun gewaltig gegen Papſt, Kardinäle und

Biſchöfe los, worüber der Hof, der dadurch ſein Rachegefühl an Bonifacius befriedigt, die größte Freude hatte.

Wenzel verlor indeß die Sache wieder aus dem Geſichte, da ſeine Händel mit dem deutſchen Reich ihm viel zu ſchaffen machten. Er wollte ſich nämlich durchaus nicht dazu bequemen, der kaiſerlichen Würde zu entſagen, worauf auch die Reichsfürſten durch Abgeordnete bei ihm angetragen hatten, ſondern er ſchickte ſich vielmehr zu einem Kriege gegen den an ſeiner Statt erwählten Ruprecht von der Pfalz an. Nach Ausgang dieſer Wirren, die dem Könige Wenzel ſo viel Kümmerniß brachten, ſah er ſich wenigſtens in ſeinem eigenen böhmiſchen Erbkönigreiche wieder dauerhafter auf den Thron befeſtigt. Er ſaß nun meiſtentheils ganz ſtill auf dem Wiſſehrad bei Prag, aß und trank, ſo viel es ihm ſchmeckte, und wandte von Zeit zu Zeit ſeine alte Methode an, Solchen, die ihm verdächtig ſchienen, die Köpfe abſchlagen zu laſſen. Zuweilen ging er auch verkleidet durch die Straßen von Prag, und machte ſelbſt bei Bäckern und Fleiſchern Einkäufe, um Handel und Wandel im Lande kennen zu lernen. Fand er dann Maaß und Gewicht betrügeriſch, ſo wurde die Waare unter die Armen vertheilt, der Schuldige aber häufig enthauptet. Dies Kopfabſchlagen war nun einmal im Zeitgeſchmack, und daß Wenzel ſonſt eben kein barbariſches Gemüth hatte, läßt ſich wohl aus mancherlei Zügen ſeines Lebens darthun. Ihn beherrſchte im Gegentheil oft eine gewiſſe Gutmüthigkeit, er trug niemals empfangene Beleidigungen nach, und verzieh häufig ſelbſt Denen, die das Schwert gegen ihn erhoben hatten.

Inzwiſchen brachen die verhängnißvollen Streitigkeiten zwiſchen den Böhmen und Deutſchen bei der Univerſität Prag aus, von denen auch Wenzel wieder aus ſeiner Ruhe emporgeſchreckt wurde. Es waren dies nationale Bewegungen, die mit der Erweckung des höheren Bewußtſeins bei den Böhmen zuſammenfielen, und an deren Spitze wieder Johannes Huß ſich befand. Den Deutſchen waren ſchon durch Carl IV. außerordentliche Begünſtigungen bei der Univerſität eingeräumt, indem ihm daran lag, dieſe Nation und ihr künftiges Wiſſen und Streben vorzugsweiſe zu ſeiner Hochſchule herbei zu locken. Die Deutſchen hatten ſogar bei allen akademiſchen Angelegenheiten drei Stimmen, während den Böhmen nur eine einzige zugeſtanden war. Dadurch kam es, daß allmälig die vornehmſten Aemter, die Lehrſtühle der Univerſität und die drei Rathhäuſer ſich überwiegend mit Deutſchen beſetzt fanden. Je tiefer die Bildung und mit ihr das Selbſtgefühl unter den Böhmen Wurzel faßten, deſto heftiger wurden die Reibungen, die ſich aus dieſer Stellung erhoben. Es entſtanden immer häufiger Unruhen zwiſchen Böhmen und Deutſchen; auf dem Obſtmarkte fand eine große Schlägerei Statt und neun Menſchen wurden dabei getödtet. König Wenzel lachte dazu und ſagte: er habe ſein Vergnügen daran, wenn die Böhmen und die Deutſchen ſich recht mit einander herumrauſten. Huß hatte ſchon längſt dieſe Sache mit Energie zu betreiben geſucht, um die nationalen Rechte gegen die Fremden bei der Univerſität geltend zu machen. Er berief alle böhmiſchen Mitglieder der

Univerſität zu einer feierlichen Sitzung zuſammen, um über entſcheidende Maßregeln zu berathſchlagen. Es entſtand darüber ein großes Aufſehen, und der König entſchied endlich nach langem Zögern, daß die Böhmen künftig in allen Sachen der Univerſität drei Stimmen und die Deutſchen nur eine haben ſollten. Huß aber ſuchte noch weiter zu gehen, und es gelang ihm im Vereine mit ſeinem Freunde Hieronymus von Prag, der ſich ihm zugeſellt hatte, beim König auszuwirken, daß auch in den Prager Rathhäuſern, wo bisher ſechszehn deutſche und nur zwei böhmiſche Rathsverwandte geſeſſen hatten, künftig nur zwei deutſche und ſechszehn böhmiſche eingeſetzt würden. Die Deutſchen verließen nun in großer Maſſe Prag. Huß aber wurde Rektor der Univerſität, ſeit dreißig Jahren der erſte Böhme, welcher zu dieſer Würde gelangte. Dieſer Sieg, welchen er dem nationalen Selbſtgefühle verſchaffte, brachte ihn in ein großes Anſehn und trug viel dazu bei, auch die religiöſe Sache, deren er ſich immer muthiger bemächtigte, zur Volksſache in Böhmen zu machen.

Bis jetzt ſtand jedoch Johann Huß noch nicht im eigentlichen Rufe der Ketzerei. Sein Predigen gegen Bonifacius IX. und deſſen Ablaßkrämerei war ihm damals in der allgemeinen Mißſtimmung gegen dieſen Papſt ſo hingegangen, und man konnte Huß ſonſt für rechtgläubig genug halten, denn er hatte noch auf einer vom Erzbiſchofe von Prag veranſtalteten Synode vierzig Sätze Wiklefs als ketzeriſch verdammt. Jetzt aber ſollte das Werk Huſſens ſeiner ſchnelleren Reife entgegengehen, und zwar bei Gelegenheit der neuen, päpſtlichen Händel, die durch Benedict XIII. und Gregor XII. in der Chriſtenheit ausbrachen, und faſt ganz Europa, das ſich gegen Beide erklärte, beſchäftigten. Die Kardinäle waren ſchon zu einer neuen Papſtwahl zuſammengetreten, Huß erklärte ſich ebenfalls für ein ſolches Verfahren der Kardinäle und ſuchte die ganze Prager Univerſität für dieſe Meinung zu ſtimmen. Der Erzbiſchof Zbinko war aber ein Anhänger Gregors XII. und widerſetzte ſich aus allen Kräften dem gegneriſchen Treiben des Huß in Prag. Huß aber predigte nun gewaltig auch gegen den Erzbiſchof, der ihm jedoch bald alles Predigen und Meſſeleſen in ſeiner Diöceſe verbot. Hierdurch war der erſte Ausſchlag gethan, um Huß zu einem offenen Kampfe mit der Kirche heraus zu fordern; denn die katholiſche Kirche hat ſich immer nur ſelbſt ihre tiefſten Wunden geſchlagen. Huß gerieth nun in jenen bacchantiſchen Zorn hinein, durch den lediglich ein weltgeſchichtliches Werk vollbracht wird. Die Kanzel von Betlehem erzitterte von ſeinen Reden gegen Päpſte und Biſchöfe, und auf ſeinem Lehrſtuhl im Carolinum lehrte er jetzt vollkommen nach den Grundſätzen Wiklefs, den er nun in allen Dingen als Muſter im Glauben und Wiſſen aufſtellte. Sein Anhang mehrte ſich und die ganze Sache gewann einen immer volksthümlicheren Charakter. Huß ſollte in Rom vor dem neu erwählten Papſte Johann XIII. erſcheinen, um Rechenſchaft abzulegen von ſeinem Treiben, und ward in den Kirchenbann gethan, weil er ſich weigerte, die Reiſe anzutreten. Huß aber ließ ſich durch dieſen Bann nicht anfechten: er erklärte, es nur mit Chriſtus, aber nicht mit dem Papſte zu thun zu haben; berief ſich übrigens auf die nächſte Kirchenverſammlung, die über ihn richten ſolle. Die Unruhen und Bewegungen, die bald darauf in Prag entſtanden und ſich bis zur Kirchenverſammlung von Konſtanz hinzogen, ſind bekannt. Huß verließ Prag, und damit auch die Huſſiten ihre Wartburg hätten, verweilte er einige Zeit auf der Burg Korkow, die ſieben Meilen von Prag auf einem ſteilen Felſen liegt. Hier ſchrieb er einige Aufſätze, die in einer ausführlichen Darlegung von ſeinem Reformationswerke handelten und ſein Glaubensbekenntniß zuſammenfaßten, wie er es gegen die zu Konſtanz verſammelten Väter ausſprechen wollte. Dies aber lautete ſo: „Man ſolle weder an die Jungfrau Maria, noch an die Heiligen, noch an die Kirche und den Papſt, ſondern einzig und allein an Gott glauben; die heilige Jungfrau aber, die Heiligen, die Kirche und der Papſt ſeien nicht Gott!“ — Da ſetzten ihm die frommen Väter zu Konſtanz eine hohe, papierne Mütze auf, die mit vier Teufeln bemalt war, und ließen ihn zum flammenden Scheiterhaufen führen. An einen Pfahl gebunden, verlangte Huß noch einen Beichtvater; denn er hing, gleichwie Luther, ſtreng am Rituale der Kirche, ohne das er nicht ſelig werden zu können glaubte. Der hartherzige Prieſter, der herbeigerufen wurde und deſſen Namen die Geſchichte aufbewahrt hat, verweigerte aber dem Ketzer die Beichte. Sein Körper wurde in Stücke zerriſſen, um deſto raſcher zu verbrennen. Das Herz des Johannes Huß aber ſteckte man auf eine Stange und verbrannte es noch beſonders, denn dies war das beſte Theil an ihm geweſen. Seine Aſche wurde geſammelt und in den Rhein geworfen, der ſeit dem Nibelungen-Hort kein ſo großes Vermächtniß empfangen. Die Böhmen aber nahmen von der Erde, auf der Huß verbrannt worden, und trugen ſie als ein Heiligthum mit ſich in ihr Vaterland. Hieronymus von Prag, Huſſens leidenſchaftlicher, witziger und enthuſiaſtiſcher Freund, der anfangs auf Konſtanz ſeinen Meiſter verläugnet hatte, wie Paulus, nachher aber zu der gleichen, göttlichen Schuld mit ihm ſich bekannte, Hieronymus küßte zuerſt mit Andacht die durch Huß geweihte Erdſtelle, als er an derſelben Stätte auf den Scheiterhaufen geſetzt wurde. Von dieſer heiligen Marterſtelle rechnet die Freiheit des menſchlichen Geiſtes ihre erſte Stunde, bis zwei zählte ſie durch die Reformation Luthers, bis drei durch die franzöſiſche Revolution. Sie wird noch lange zählen können, bis ſie den Namen der Freiheit verdient; denn der Menſchengeiſt iſt langſam und träg, und die Sterne ſind ihm nicht günſtig.

Und was that der faule Wenzel? Bei den huſſitiſchen Dingen, die nun immer gewaltigere Fortſchritte machten, fing er in der That an, ſich dieſen Beinamen des Faulen, als einen Ehrennamen zu erwerben. Sein armer Freund Huß war todt, und Wenzel ſaß den ganzen Tag auf ſeinen Schlöſſern und aß und trank, und hütete ſich vor jedem Eingreifen in den Gang der neuen Bewegung, bei der ihm freilich allmälig etwas unheimlich zu Muthe wurde. Soviel er konnte, machte er auch unmittelbar Zugeſtändniſſe, und räumte ihnen eine Kirche ein, in der ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfangen konnten, denn dieſe Lehre des Jakobellus von Meißen war noch von Huß ſelbſt auf Konſtanz gebilligt und angenommen worden. Bald erklärte ſich auch die Univerſität Prag ſelbſt für dieſe Art der Communion und ließ es durch ihren Rektor Johann Cardinal öffentlich verkündigen. Dies erregte ſo großes Aufſehen, daß dem König Wenzel eine unüberwindliche Angſt beſchlich. Er verließ eilig Prag, und ſperrte ſich auf ſeinem Schloſſe Tocznik ein, wo er Niemanden zu ſich ließ, und als er hörte, daß man eine Abgeordnetſchaft zu ihm entſenden wollte, um ihn zur Rückkehr nach Prag und zur Zügelung der dortigen Unruhen zu bewegen, verdoppelte er die Wachen an ſeinen Thüren. Endlich ließ er ſich doch, gutmüthig wie er war, von den böhmiſchen Großen überreden und ging wieder mit ihnen nach Prag, wo er auf der Wiſſehrad ſeine Wohnung nahm. Jetzt bewilligte er den Huſſiten von Neuem Kirchen für das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und trug dadurch Viel bei, daß auch die Großen und Vornehmen unter den Böhmen ſich zu der neuen Lehre zu bekennen anfingen. Ja, der Huſſitismus gewann plötzlich einen ſolchen Anhang beim böhmiſchen Adel, daß er in dieſer Sphäre faſt wie eine Modeſache um ſich griff. Dies muß noch irgend einen verborgenen Grund gehabt haben, und es iſt wahrſcheinlich, daß der Einfluß der Königin Sophie, Wenzels zweiter Gemahlin, einer ſchönen, klugen und ſinnreichen Frau, die den Huſſiten ſehr günſtig war, und vielleicht heimlich ſelbſt zu ihrem Glauben ſich neigte, dahin gewirkt habe, die Sympathie der Mächtigen des Landes für dieſe Religionsreform zu erwecken. So mußte auch die lutheriſche Reformation erſt durch den Beiſtand der deutſchen Fürſten gedeihen, die dadurch mit der Sache des Volks ſich verbanden. Denn das Volk zeigte ſich in der modernen Geſchichte faſt durchgehends zu unentwickelt und zu verzagt an ſeiner eigenen Kraft, um ſich als eine Macht zu begreifen, die durch ſich ſelbſt ihre Sache zur Entſcheidung führen könnte! Darum, wenn es eine ewige Gerechtigkeit giebt, ſo wird den Fürſten, welche die Sache des Volks verrathen haben, ihre Sünde nimmer vergeben werden! Denn das Volk iſt bis jetzt der Paria in der Geſchichte geweſen; es kennt wohl ſeine Rechte, es ſeufzt und grollt wohl um die Sonne der Exiſtenz, die Freiheit, aber durch die jahrhundertslange Knechtsgewohnheit habt ihr ihm das Auge blöd werden laſſen, daß es noch immer die Wimper ſenkt, wo es grade ſchauen ſollte mitten in das Licht der Sonne! Wenn die Fürſten und Mächtigen dem Volke nicht beiſtehen um es frei zu machen, was ſoll aus dem armen Paria werden?

König Wenzel hatte ſeine Aufgabe ſehr wohl begriffen und er ließ die Bewegung gewähren, die er nicht aufzuhalten vermochte noch gewillt war. Nur wenn es anfing, gar zu arg drunter und drüber herzugehen, wo er hätte einſchreiten müſſen, fürchtete er ſich, und verkroch ſich auf ſeinen Burgen. Der zu Konſtanz neuerwählte Papſt, Martin V., war ſehr wüthend auf Wenzel und maß demſelben alle Schuld von dem Umſichgreifen des Huſſitismus bei. Wenzel aber wollte von nichts hören, er hatte ſich auf ſeinem Schloſſe Kunbratiß eingeſperrt, wo er ſich mit Eſſen und Trinken Zeit und Sorgen vertrieb. Es giebt in der That Perioden und Situationen in der Weltgeſchichte, wo man in eine Zwiſchenſtellung hineingetrieben iſt, in der man nichts Weiteres und Beſſeres thun kann, als eſſen und trinken. Viele Fürſten haben ſich in der Geſchichte in ſolcher Lage befunden, und wohl ihnen, wenn ſie immer ſo zweckmäßig mit Eſſen und Trinken ſich begnügt haben, wie König Wenzel, der dadurch den Huſſiten die größten Vortheile bereitete. Dies wurde auch von ihnen anerkannt, denn als bei einer Verſammlung auf dem Berge Tabor der perſönlich gegen Wenzel gereizte Niklas von Huſſyneß vorſchlug, einen andern König zu wählen, äußerte einer der Huſſiten, Namens Coranda, folgende Worte, die man bei Aeneas Sylvius findet: „Wir haben einen König und haben auch keinen. Es wird zwar Wenzel unſer König genannt, aber er macht ſich nicht mehr geltend, als ein gemalter König. Seine Faulheit iſt uns nützlicher, als wenn wir einen unverdroſſenen und regſamen König hätten, der uns mit Liſt und Gewalt ſchaden würde! So ſind wir auch unter ihm ſicher vor dem Papſt und römiſchen Kaiſer, weil er ihres Glaubens iſt, wogegen ſie Einen aus unſerer Mitte nicht lange würden regieren laſſen!" — Als dem König Wenzel dieſe Worte des Coranda hinterbracht wurden, billigte er ſie ſehr und fand ſie ſo vernünftig, daß er dem Coranda deshalb eine beſondere Belohnung zukommen ließ. —

Daß ſo viele und große Verdienſte des faulen Wenzels um die Menſchheit doch nicht vermochten, ſeine Geſtalt rühmlich auf die Nachwelt zu bringen, iſt eine merkwürdige Thatſache. Aeneas Sylvius giebt ihm zwar das Zeugniß, daß, wann er nüchtern, nicht unklug geweſen, aber über dies ſchmählig bedingte Lob wird Jedermann den faulen Wenzel erhaben finden. Tragiſch aber iſt es, daß ſich Wenzel doch an den Händeln und Wirren ſeiner Zeit zu Tode ärgern mußte! Er ſaß eben bei Tafel und aß und trank wie gewöhnlich gut, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß dreizehn Rathsherren von einem Huſſitenhaufen, an deſſen Spitze ſich ſein Liebling und Kammerherr Ziska befand, zum Fenſter hinausgeworfen worden. Wenzel gerieth darüber in ein großes Schrecken und einen gewaltigen Zorn, daß er faſt ſinnlos wurde. In ſeiner Wuth beſchloß er nun, alle Anhänger des Huß, beſonders aber die Prieſter dieſer Partei, die ſeine Nachſicht ſo ſehr mit Undank vergolten habe, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Seine Umgebungen hielten ihn aber davon zurück, und Wenzel mußte zu ſeinem Erſtaunen gewahren, daß er keinen einzigen Rath mehr in ſeiner Nähe hatte, der nicht ſchon huſſitiſch geworden wäre. Er konnte es nicht mehr aushalten, und bald darauf rührte ihn der Schlag, nachdem er vierundvierzig Jahre der merkwürdigſten Regierung und achtundfünfzig Lebensjahre zurückgelegt hatte. —

Geſammelte Schriften,

Novellen und Dichtungen

von

Theodor Mundt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Moderne Lebenswirren.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Einhorn.
1844.

Druck von G. Froebel in Rudolſtadt.

Moderne Lebenswirren.

Briefe und Zeitabenteuer eines Salzſchreibers.

Statt aller Vorrede habe ich bloß zu erklären, daß dieſe Briefe wirklich geſchrieben ſind. Ferner, daß ich den Salzſchreiber Seeliger ſelbſt gekannt habe oder noch kenne; denn allem Anſchein nach wandelt er noch, ſo gut als ich ſelber, unter den Lebenden.

Er war von jeher ein Menſch, der ſich in beſtändigen Widerſprüchen umherbewegte, und es iſt deshalb kein Wunder, daß er allen Parteileidenſchaften der Zeit zum Opfer verfallen mußte. Dieſe Widerſprüche, in die er unaufhörlich geräth, ſind aber vielleicht das einzig Intereſſante an dem ganzen Schreiber, wenn auch andere Leute nicht immer derſelben Meinung ſein dürften.

Daß ich ſeine Briefe öffentlich herausgebe, darin folge ich nur einer weit verbreiteten Mode in unſerer Literatur. Denn da Goethe und Schiller und manche ſonſt ihre Briefwechſel edirt haben, ſo ſehe ich nicht ein, warum nicht auch der des Salzſchreibers Seeliger ans Licht und zum Druck befördert werden ſoll?

Der Salzſchreiber hatte dieſe Briefe, die eine nun abgeſchloſſene Periode ſeines Lebens umfaſſen, in einen Bündel zuſammengewickelt und darauf geſchrieben: Mein Wirrwarr. Dieſen Wirrwarr wünſchte er zu Nutz und Frommen derjenigen ſtrebenden jungen Leute, die in dieſer Zeit etwa in ähnliche Anfechtungen und Bedrängniſſe gerathen möchten, herausgegeben zu wiſſen. Ich machte moderne Lebenswirren daraus, zog hier und da mehrere Briefe in einen einzigen größeren zuſammen, ließ zu Bedenkliches ganz fallen, und bemühte mich zugleich, im Ganzen eine gewiſſe Ordnung und Folge herzuſtellen. Später wurden, aus anderen Rückſichten, noch eingreifendere Veränderungen nothwendig. Ich fand mich nämlich veranlaßt, dem Salzſchreiber ganze Zahnreihen auszubrechen, ohne ſie immer durch künſtliche Stifte wieder füllen zu können, und ſo wurde der Wirrwarr eigentlich jetzt erſt vollkommen. Der Salzſchreiber kann ſich jedoch dazu gratuliren: er iſt gewiſſermaßen dadurch in integrum reſtituirt.

Möge dies friedfertige Buch nun gehen, und an die Thüren klopfen, und die Herzen finden! Nur für den Leſer iſt es nicht, der gewohnt iſt, bei einer Schrift immer nur auf die Reſultate zu ſehn, die ſie ihm in feſten Maſſen in die Hände liefert. Dies Buch, und ich darf es als bloßer Herausgeber wohl geſtehen, liebe ich gerade deshalb, weil es gar keine Reſultate hat, ſondern nur dazu reizt, dieſelben zu ſuchen. Es iſt gerade ſo reſultatlos, als unſere Zeit ſelbſt es noch bis auf dieſe Stunde iſt, und ein Buch muß und kann nicht klüger ſein wollen, als ſeine Zeit. Diejenigen alſo, die durchaus Reſultate haben wollen, während ſie doch einmal dem Buche fehlen, thun beſſer, es ganz ungeleſen zu laſſen, und erſt nach einigen Jahrzehnten wieder nachzufragen. Ihr aber, Sinnende, ich kenne Euch! Willkommen! willkommen! Schönes und Großes ahnende Seelen, ihr verſteht in euch ſelbſt Reſultate zu erzeugen!

Viele wahre Perſonen treten in dieſen Briefen auf. Daß die köſtliche Esperance lebt, verſteht ſich von ſelbſt. Nur heißt ſie nicht ſo. Dem vertrauteſten Leſer will ich ihren Namen ins Ohr flüſtern. Sie heißt *********. —

Neu-Schönhauſen.

№ 11.

Th. Mundt.

Am Pfingſtſonntage 1834.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 1. Mai 1833.

Fräulein! Ich kann mir Ihre allerliebſte Verwunderung vorſtellen, mit der Sie dieſen Brief empfangen, ihn kopfſchüttelnd durchlaufen und dann den kleinſten der kleinen Finger als ein milde ausgeſtrecktes Fragezeichen auf die Unterſchrift legen werden, welche Ihnen den unſeeligen Namen Seeliger vor die Augen führt!

Ja, verwundern Sie ſich nur; die Verwunderung muß Ihrem Geſichtchen ſo gut ſtehen wie ein neues weißes Morgenhäubchen! Ob mir aber, dem ſtummen, menſchenſcheuen Träumer, auf einmal das Redſeeligwerden und das Briefſchreiben ebenſo gut ſtehe, als Ihnen Ihre Morgenhäubchen, das, Fräulein, iſt eine verzweifelte Frage, über die ich mir jedoch nicht den Kopf zerbrechen will. Weil Sie in weiter Ferne von mir entrückt ſind, Esperance, darum muß und kann ich Ihnen ſchreiben. In Ihrer Nähe, ach, würde ich Ihnen vielleicht wieder, wie immer, kein halblautes Wörtchen aus meinem zurückbebenden Herzen ſagen und als ein Gleichgültiger an der Gleichgültigen vorüberzugehen ſcheinen.

So ſind die Menſchen und ſo laufen ſie an einander vorbei. So ſind wir, Esperance, zwei Jahre lang an einander vorbeigelaufen, bei aller Seelennähe ohne allen Seelengruß, und wenn ein Gefühl in uns geboren wurde, haben wir verſäumt, mit den Glocken zu läuten, um es zu taufen, und wenn unſere Naturen ſich berührten, haben wir den Klang der Berührung nie zu einem vollen wirklichen Wort austönen laſſen, eilfertig wieder von einander ſtiebend; und ſo haben wir glockenlos, wortlos, feſtlos gelebt, und hätten doch alle Tage in Feierkleidern der Liebe tanzen können. Ach du gute Zeit, was bin ich für ein Narr geweſen, daß ich nie zu Dir geſagt: Esperance, ich liebe Dich! Dann hätte Dein ſchnelles, kluges, braunes Auge mich weniger ſcharf durchbringend angeſehen als ſonſt, und die freundliche Göttin in Deinem Buſen, im Roſa der Wangen und im Ton der Lippen holdſeelig aufſteigend, würde mir vielleicht beglückend geantwortet haben: Ich weiß es, ich weiß es! Und wir wußten es!

Der einäugige Krautmeyer, Euer ehemaliger Kleiderausklopfer, iſt hier durchgereiſt gekommen, da er ſich, wie er mir ſagte, auf die Wanderſchaft durch die weite Welt begeben hat, um die Menſchen kennen zu lernen. Von ihm erfuhr ich, wie es Dir und den Deinigen ſeit meiner Entfernung aus der Hauptſtadt dort gegangen. O Esperance, Du biſt alſo wirklich Schulmeiſterin geworden, am Fräuleinſtift der heiligen Urſula? Nun, das iſt einmal wieder das Loos des Schönen auf der Erde! Ach Mädchen, glaube mir, ich habe geweint um Dich, ich närriſche Thränenſtaude, als mir der alte Krautmeyer dies von Dir erzählte, und doch, ja, kann ich mir denken, daß Du als Lehrerin eigentlich ganz gut an Deiner Stelle ſein mußt! Deine Schönheit, Du viel und allzuviel reflectirendes Mädchen, war mir ſchon immer mehr ein didaktiſches Gedicht als ein romantiſches, und in Stunden, wo ich böſe auf Dich war, ſagte ich mir oft vor, (es war ja mein eigener Schade, darum verzeih'!) daß Weiber Deiner Art doch nur kalte Küche in der Liebe zu kochen verſtänden. Und doch kehrte ich immer gern und wie gezwungen zur didaktiſchen Poeſie Deines ſinnenden Geſichtchens wieder zurück, und wäreſt Du auch leibhaftig ganz und gar ein tugendüberpfropftes Lehrgedicht von Hagedorn in Alexandrinern geweſen, ich hätte doch, beim Himmel, meine Seeligkeit darum gegeben, dies fürchterliche Lehrgedicht nur einmal ſo recht von Herzen küſſen zu dürfen. Ich wollte Dich ſchon romantiſch machen, Du kleine Didaskalie, hätt' ich Dich nur! ſeufzte ich oft, und doch that ich nichts, und blieb ſtumm, ein Narr meiner Gefühle. Du aber, Esperance, wenn ich Abends bei Euch auf Eurem Zimmer geweſen und Du, wie ein kleiner Profeſſor, über das, was Du den Tag über laſeſt, uns vorerzählteſt, und dann, wann es ſpät, und Du vom vielen lebhaften Sprechen ermüdet, von Deiner Mutter auf Dein Kämmerlein zur Ruhe geſchickt wurdeſt,

— — dann, dann flogen Dir meine erbrennenden Gedanken in Sehnſucht nach, und ich gelobte mir, daß ich ſelbſt nie Profeſſor werden wollte, wenn Du mich nur in Deine Schule nehmen wollteſt als Deinen Favoritſchüler, ja wahrlich! Aber warum weinte ich denn nun, daß Du Schulmeiſterin geworden? Gott weiß es, Esperance! Doch Du kennſt ja meine alte Geſpenſterfurcht vor den Schulſtuben, und wie ich ſelbſt nie in der Schule etwas lernen konnte, ſondern immer hinter die Schule ging, um Gottes Schöpfung im Freien zu ſtudiren, ſo daß ich von den vielen Prügeln meines Vaters faſt zum Krüppel wurde. Als Student ſchrieb ich einmal eine Parodie von Calderons Leben ein Traum; ſie hieß: „Das Leben eine Schulſtube.“ Ich behandelte darin wirklich etwas, was mir Unglücklichen unaufhörlich, und noch jetzt zuweilen, im Traume vorzukommen pflegte. Mir träumte nämlich alle Nacht, ich ſei noch ein kleiner Fibelſchüler, der die ABC nicht begreifen konnte. Die ganze Stube war dann voll ſchreiender und ſchnarrender Jungen, ich, obwohl ein völlig ausgewachſener ABC-Schütz, doch mitten unter ihnen, und auf dem Katheder ſaß ein langer, knöcherner Schulmeiſter mit einer Hippe in der Hand und eine Sanduhr vor ſich, den alle Jungen Vater Tod! nannten. Vater Tod rief mich nun immer zuerſt auf, und ich mußte meine Fibel aufſchlagen, und das Wort: Leben buchſtabiren. Mit unſäglicher Angſt quälte ich mich dann immer ab, das Wort: Leben zuſammenzubuchſtabiren und konnte es nicht; in meinen Kinnbacken ſaß es wie ein Fluch, daß ich ſie nicht zu rühren vermochte; ich wand mich wie im Fieber, der Schweiß troff in Strömen von mir herab, und die Schulbuben lachten und warfen mir höhnend ihre Fibeln an den Kopf und ſchrieen: Der große Menſch kann das Leben nicht buchſtabiren! Vater Tod aber langte mich alsbald heraus, und ſpießte mich auf ſeine Hippe, und zeigte mich den Andern triumphirend, indem er ausrief: das iſt ein Genielein, der kann das Leben nicht buchſtabiren! Dann knickte er mich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer und ließ mich in ſeine Sanduhr hineinſpazieren, daß ich bis über die Ohren darin begraben wurde, und die Schulbuben jauchzten und brüllten, und indem ſie nun aus tauſendſtimmigen Kehlen das Wort: Leben buchſtabirten, ſummten ſie mir damit mein Grablied, an dem ich langſam hinſtarb, bis ich endlich, einem Zerſchlagenen ähnlich, aus dieſem lächerlich fürchterlichen Traum erwachte. Dieſen mir oft jetzt noch träumenden Traum benutzte ich, wie ich Dir geſagt, zu einer Tragikomödia, indem ein großer Gelehrter, den ich darin ſchilderte, und der auf ähnliche Weiſe an hypochondriſchen Träumen litt, nie recht weiß, ob er eigentlich Schuljunge oder Schullehrer iſt, und an dieſem Conflict, in welchem er Leben und Traum, wachen und ſchlafenden Zuſtand, gleich dem Prinzen Sigismund in des unſterblichen Spaniers Stück, mit einander verwechſelt, ſich abängſtigend und abzehrend, verzerrt ſich ihm im Wahnſinn das ganze Leben zu einer engen dumpfen Schulſtube, in der er ſich gefangen glaubt, und aus der er endlich durch ein ſpaßhaftes Wunder errettet wird, indem der Magiſter Matheſeos, den ein fauler Schüler ſich zum Zeitvertreib mit Tinte auf den Schultiſch hingezeichnet hatte, als allegoriſche

Perſon aus dieſer Zeichnung auferſteht, und ihm beweiſt, wie ſich Hypotenuſe, Kathete und rechter Winkel zu einander verhalten. Dies war ein leſenswerthes Stück, und es muß noch bei dem Speiſewirth im Schwarzen Keller liegen, der mir für den Mittagstiſch meine Sachen, und darunter auch meine Jugendpapiere, pfändete, weil ich ihn damals nicht bezahlen konnte.

Und liegt denn nicht auch in unſerer Zeit ſo viel altkluge Schulmeiſterlichkeit, und ſchulmeiſterliche Altklugheit der Lebensanſicht, daß einem Expädagogen, wie ich es ja bin, bange werden muß, wenn ihm geboten wird, ſich das liebſte Bild ſeiner Gedanken fortan in einer Mädchenſchulſtube aufzuſuchen? Doch was verfinſtere ich mir ſo ohne alle Noth meine Phantaſie! Warum denke ich Dich mir nicht in Deiner unzerſtörbaren Lieblichkeit, wie Du, ein weiſes ſchönes Mädchen, unter Deinen kleinen Urſulinerinnen daſitzeſt, und mit emporgehobenem Zeigefinger holdſeelig ihnen die Wege ihres unſchuldigen Wiſſens zeigſt? Und der Amarantenkranz mütterlicher Dankbarkeit flicht ſich dabei wie ein Heiligenſchein um Dein glänzendes Scheitelhaar, Du herrliche Esperance! Ach Deine gute alte Mutter, mußte ſie noch unter der ſpäten Winterſonne ihres Lebens, eingeſchneit von dem weißen Schnee hoher Jahre, das Unglück haben, zu verarmen! Wäre ich, ohnehin Schiffbrüchiger, doch untergegangen ſtatt des Schiffes, das Hab und Gut des Kaufmanns trug, dem Ihr Euer Vermögen anvertraut hattet! Für mich hat das Leben doch nur noch Strandgut übrig, und für Deine Mama, die mir immer einen Kaffee kochte, wie ich ihn ſeitdem nie wieder getrunken, wäre ich gern durch Waſſer und Welle bis in den Tod gelaufen! Hatte ſie mich nicht zwei Jahre lang als hoffnungsloſen Candidaten in dem ſtatiös möblirten Zimmer vorn heraus wohnen laſſen, für das ſie von jedem Andern die erklecklichſte Miethe gezogen hätte, während ſie immer mit meinem Nichthaben ſo viel gütige Nachſicht bezeigte, als der Philoſoph Hegel mit dem Nichtſein, das er trotz ſeines Nichts doch als ein Moment im Werden anzuerkennen die Gnade gehabt. Deine Mutter dachte auch jederzeit, es würde ſchon mit mir werden, aber es wurde Nichts, denn mein Schickſal war von jeher zu unlogiſch, als daß es aus dem Nichts meines Geldbeutels ein Etwas hätte werden laſſen ſollen, und als ich von Euch, mit zahlungsunfähigen Thränen, auszog, war Deine Mutter großmüthig genug, ſich nicht einmal an den Manuſcripten meiner dreiundzwanzig Tragödien, die ich als Student, ſtatt ins Collegium zu gehen, mir in wehmüthiger Muße zuſammengeſchrieben, zu pfänden, bis es endlich ein hartherziger Sterblicher that. Für eine ſolche Mutter biſt Du Schulmeiſterin geworden, um ihr durch Deinen Erwerb des darbenden Alters hartes Brot zu ſüßen, und noch einmal reiche Garben um ihre entlaubten Tage zu flechten! Mädchen, ich bete Dich an! Du erſcheinſt mir groß, geliebte Lehrerin, Lehrerin aus Kindesliebe! —

Jetzt muß ich Dir aber auch ſagen, was denn eigentlich aus mir geworden! Ja, denke Dir, von all meinen Plänen, Träumen, Hoffnungen, Beſtrebungen, von all den göttlich großen Dichterausſichten und Zeitbegeiſterungen, iſt nichts, gar nichts aufgeblüht und ausgewachſen zu einem ſchatten- und obdachgebenden Fruchtbaum! Hu, die Frühlinge gedeihen nicht mehr, die Welt läßt die Maigedanken erfrieren, ehe ſie zu vollgereiften Gedichten werden können! Was ſollte ich thun? Ein gelehrtes Amt konnte und wollte ich nicht annehmen noch vorſtehen. Mein Schöpfer hatte ſich nicht die Mühe bei mir gegeben, einen Beamten aus mir zu ſchaffen. So ſiehſt Du mich denn als — Salzſchreiber hier in Kleinweltwinkel angeſtellt. Ja, hier in dieſem niedlichen Neſt hat ſich mein Lebensgeſchick ſo recht wörtlich verſalzen, und ich bin als Salzſchreiber bei dem hieſigen Salinenamt auf Diäten beſchäftigt. Ein hübſches Amt, denn es iſt eigentlich kein rechtes Amt, weil ich ſo viel ſchreiben kann, als ich will und brauche. Frei bin ich dabei, vogelfrei, hungerfrei, wie Du willſt! Aber Eines iſt mir geblieben, das viele Spazierengehen und Herumlaufen, bald durch Wald und Buſch, bald über die abendfeuchte Wieſe, bald mit der Lerche, bald mit der Nachtigall! Und das erhält mich. Ach, und die lieben Kleinſtädter um mich her! Gottes Wunder, was die lieben Dinger gutmüthig und natürlich ſind!

Aber in meinem innerſten Weſen bin ich krank. Dir, Du Gedanke meiner Gedanken! ſei es geklagt, wie es iſt! Dieſen Käfern und Würmern, die ich hier meine Nebenmenſchen nenne, ſage ich immer: ich bin geſund! wenn ſie in ihrer freundlichen Unausſtehlichkeit fragen: wie befinden ſich der Herr Salzſchreiber? wie haben der Herr Salzſchreiber geruht? Zu Dir, Esperance, ſage ich: ich bin krank! Der kalten, guten, lieben, gewöhnlichen Welt hält man eine lachende Larve entgegen; es iſt ja ſo leicht, freundlich zu ſein. Wo man aber liebt, da regen ſich die geheimſten Schmerzen mit, und wollen mit dabei ſein, und wenn der ganze Menſch ſich hingiebt, weint dem heißen ſtürmiſchen Jubel der Freude auch all ſein verborgenes Lebenselend leiſe ſeufzend nach, um, von der allgemeinen Klangluſt ergriffen, auch zu erklingen. Ja, ich bin krank! Alles an mir und in mir liegt danieder, wie zertretene Saat; mein Herz ein Kirchhof, aber ohne Kirche; in den Gräbern junge Dichterhoffnungen, Armeſünderleichen, die nicht ſeelig geworden ſind, aber noch oft als Geſpenſter aufſteigen, mir die Ruhe zu ſtehlen.

Die Wurzeln großen Wollens und Vollbringens, durch die Indifferenz der Umſtände ohne Blüteanſatz gelaſſen, liegen wie ſchwere und drückende Strünke in meiner Natur herum, und fangen an zu faulen. Ich ſpüre eine Krankheit in mir, die ich noch in keiner Pathologie beſchrieben gefunden. Ich habe den Zeitpolyp. Seit der Juli-Revolution 1830 hat er ſich in meinem Herzen angeſchwemmt, und muß jetzt gerade ſo groß geworden ſein, wie eins von den Revolutionseiern, die, wie mein College bei der hieſigen Salinenſchreiberei, der Copiſt Mundus, immer erzählt, ein aus dem uralten Räthſelland Aegypten herübergeflogener dämoniſcher Vogel in den Julitagen über ganz Europa gelegt haben ſoll; ſo daß nach ſeiner Anſicht die Juli-Revolution nie in einem Wintermonat hätte ausbrechen können, ſondern blos die heiße Juliſonne es verſchuldet hatte, daß jene Eier ausgebrütet wurden.

Aber mein Zeitpolyp, glaube mir, Mädchen! iſt eine ſchwere, zehrende Krankheit. Er frißt und kneift an meiner Natur, wie das vielberüchtigte Princip der Bewegung an einem, ſtabile

Einfälle wie ein altes Haus habenden, Staatsgebäude. Es iſt das Wehthun der Zeit in meinem innerſten Menſchen, woran ich hinſchmachte. Der Zeitgeiſt thut weh in mir, Esperance! Kennſt Du das? Der Zeitgeiſt zuckt, dröhnt, zieht, wirbelt und hambachert in mir; er pfeift in mir hell wie eine Wachtel, ſpielt die Kriegstrompete auf mir, ſingt die Marſeillaiſe in all meinen Eingeweiden, und donnert mir in Lunge und Leber mit der Pauke des Aufruhrs herum. Vergebens leſe ich in jetziger Stimmung meinen alten geliebten Goethe, um mich durch ihn wieder in die gute goldene, altväterliche Ruhe eines literariſchen Deutſchlands hineinzuwiegen und einzulullen; vergebens brauche ich ſeine herrlichen Werke, um ſie mir gewiſſermaßen als Aufruhr-Acte gegen meine dermalige Zeitaufregung zu verleſen. Es hilft Alles nichts mehr. Wo fünf beiſammen ſind, wird es nach gewöhnlichen Beſtimmungen der Aufruhr-Acten ſchon für einen Auflauf und eine Emeute angeſehen, und ſo denke ein Menſch, was es heutiger Zeit für Aufläufe und Emeuten in einem Individuum geben muß, bei dem ſeine fünf Sinne immer beiſammen ſind! Man erlaſſe auf dem Wege Rechtens eine geſetzliche Aufforderung an dieſe fünf Sinne, auseinanderzugehen und ſich als ruhige Bürger in ihre friedfertige Häuslichkeit zurückzuziehen, und wenn es hilft, ſo werden die Staaten und Throne geſichert ſein, Alles wird hübſch beim Alten bleiben, Rindviehzucht, Ackerbau und Gewerbe werden blühen, die Stabilität wird ihren Triumph erleben, und keine Revolution kann entſtehen. Mit meinen im Aufruhrzuſtande begriffenen fünf Sinnen bringe ich's aber nicht ſo weit. Himmel, ich bin ein Unruhiger, und weiß doch nicht, was ich will und ſoll! So viel weiß ich nur, daß etwas Neues mit mir vorgehen muß, wenn ich leben bleiben ſoll, und daß ich die Wiedergeburt meines alten Deutſchen Adam nur in den jetzigen politiſchen Zeitintereſſen finden kann! Wie aber ſoll ich hier, nach Kleinweltwinkel verſchlagen, an dies entlegenſte Thule der Weltgeſchichte gebannt, wo nur ſelten einmal, wie ein verirrter Schiffer, eine Zeitung hinkommt, wie ſoll ich hier, unter dieſen jämmerlichen unhiſtoriſchen Kleinſtädtern, die noch nie eine Geſchichte gehabt haben, an dem Werk meiner Wiedergeburt arbeiten? O mon dieu! Wie ſoll ich hier den Sauerteig der Zeit, der noch formlos in mir gährt, zum wahren Brot des Lebens ausbacken? Da muß ich hier ſitzen, und Salzrechnungen ſchreiben! Ach ihr Götter alle! Salz, Salz, was iſt Salz? Pulver möcht' ich ſchreiben in die Zeit hinaus, und auf dem Streitroß meiner kriegführenden Gedanken möchte ich als ein Held ausziehen in das Schlachtgetümmel der Geſchichte! Siehſt Du nun, Esperance, die Du mich einzig verſtehſt, wie krank und unglücklich ich bin? —

Mit meinem alten Freunde Kienaſt mußte ich auch noch, kurz vor meinem Abgange aus der Hauptſtadt, zerfallen. Es war eine gute Seele — oder ſoll ich lieber ſagen, gute Haut — den Keiner mehr ſo lieb haben wird, als ich ihn hatte. Wir führten eine ordentliche Ehe miteinander, und mußten uns alle Tage ſehen, wenn uns wohl ſein ſollte. Wenn wir uns gezankt hatten, wurden wir uns doch regelmäßig immer wieder gut; aber wie ſich der Mythe nach Kaſtor und Pollux einander um die Wette ablöſen, ſo löſten ſich auch bei uns immerdar Zanken und Harmoniren um die Wette ab, und beide waren, gleichwie Kaſtor und Pollux, gewiſſermaßen eins im Bunde. In den letzten Jahren ſchienen in das Menſchenkind ganz fremde Elemente gekommen zu ſein, und die Kienaſtiſche Liebenswürdigkeit wurde widerhaarig, und leckte gegen den Stachel. Ich mochte auch gerade meine unausſtehliche Periode gehabt haben. Da ſtritten wir uns einmal, wenn ich mich noch recht entſinne, über die neu aufgekommene Mode der hiſtoriſchen Romane, und verfingen uns dabei anderweitig ſo ſehr in unſern Perſönlichkeiten, daß ſich ſeitdem unſer großes Schisma herdatirt. Dies iſt das größte Schisma meines Lebens, und für mich bedeutender, als das bekannte Schisma in der päpſtlichen Chriſtenheit. Nun, Gott befohlen! Ein Revolutions-Unſtern muß über der Zeit ſtehen, der kein rechtes Verhältniß mehr aufkommen läßt, und allem friedlichen Liebeglück unter dem Monde feindlich leuchtet. Wer weiß auch, ob Freundſchaft und Liebe nicht jetzt aufgehört haben, zeitgemäß zu ſein, da gewiſſe Ideen in gewiſſen

Geſchichtsepochen immer bei der Menſchheit auszuſterben pflegen.

Doch nein! ich will nicht freveln! Ich fühle, daß ich noch lieben kann! Zu Stunden blüht mein Herz auf, wie ein Frühling auf Kamſchatka. Es wirft lächelnde Sonnenſtrahlen, aber es beſcheint mit ſeiner warm menſchlichen Sehnſucht die öde kalte Welt der nächſten Nähe. Flatternde Liebesgötter taumeln wonnig äugelnd aus dieſem ſich ſo leicht berauſchenden Herzen heraus, und ſie gaukeln und möchten ſcherzen und ſchlagen die Flügelein auseinander, und ſchwärmen umher nach einer Bruſt, an die ſie ſich werfen könnten. Die armen Kleinen! Wie bettelnde Kinder irren ſie ohne Obdach umher, und Keiner reicht ihnen eine milde Gabe, und nach all der jauchzenden Jugendbegeiſterung kehren ſie endlich kleinlaut und mit Kummerzähren wieder zurück in die Hütte der Verzweiflung — das Menſchenherz. Sie mögen auch wohl ſelbſt an ihrem Unglück Schuld ſein, die närriſchen Kinder. Denn ſtehen ſie nicht ſtumm und blöde, ſelbſt wenn ſie die verwandte Seele gefunden haben, und bei Esperancen gehn ſie vorüber, und wiſſen kein Wort zu ſagen, und ſchweigen ſich eher vor Liebe zu Tode. —

Ach, Esperance, ich habe Dir jetzt einen langen Brief geſchrieben. Ich mußte ihn ſchreiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Dein klarer Mädchenverſtand mich auslachen würde. Siehe, Einzige! — ja ich ſage Einzige, die mich verſteht, und von der ich verſtanden ſein möchte! — ich fühle großen Troſt und Stärkung darin, Dir mittheilen zu dürfen, was mich in dieſer Zeit bewegt, und wie es wunderlich in mir hergeht und vorgeht. Jede Creatur will auch einmal von ſich ſelbſt erzählen, und wer gar Niemanden hätte, dem er von ſeinem Ich ſpräche und an dem er ſein Ich reflectirte, würde am Ende aufhören müſſen, ein Ich zu ſein. Ich habe Niemanden in der weiten zertheilten Welt, an den ich denken mag, als Dich, o Freundin! Schien ich in Deiner Nähe immer kalt und nichtsſagend zu ſein, ſo haſt Du mir wohl das ſelbſt nie ſo recht geglaubt. Dein Bild hatte ich mir, als ich es das erſte Mal ſah, ſogleich unter die göttlichen Geheimniſſe meines Buſens geſtellt, und wollte es dann im Alltagsverkehr des gewöhnlichen Lebens nicht wieder herausnehmen. Ich hoffte immer, ich weiß ſelbſt nicht auf welche Zukunft, wo einmal ein großer allgemeiner Feiertag mit Glockenverkündigung für unſere inwendig geborene Sympathie anbrechen würde. Jetzt aber, ſeitdem ich von Dir entfernt bin, ſteigt Dein Geſicht leuchtend aus meiner tiefſten Seele heraus, und alle Nacht iſt es bei mir, wenn ich halb träumend, halb wachend liege, in dunkler ſinnender Einſamkeit mich hin und her werfend, und ſieht mich an mit den unvergeßlichen Blicken, und ich ſpreche mit ihm. Der freundliche Eros dieſer Gedankenliebe erhellt dann mein kleines Gemach, ich empfinde Dich bis zum Küſſen nahe, und ſtammele Dir tauſend Worte, die ich Dir nie zu ſagen gewagt. Meine Gedanken alle, wie ſie Dir gehören, tauſchen ſich unaufhörlich gegen Dich aus, ich vertraue Dir Jedes, und mit dem Kleinſten und Größten bin ich Dein, und Dein Antlitz lächelt verſtehend, und ich denke, Du biſt mein! Verzeih! Verzeih!

Ja, verzeihen Sie, mein Fräulein! Ich weiß überhaupt nicht, ob ich um Entſchuldigung bitten ſoll, daß ich in dieſem mit Sie begonnenen Briefe Du geſagt, oder ob ich um Entſchuldigung zu bitten habe, daß ich Sie geſagt? Jedenfalls bin ich, hochverehrtes Fräulein,

Ihr
unglücklicher Salzſchreiber
Seeliger.

P. S. Verzeihen Sie, daß auf dem Couvert ſteht: „Salzangelegenheiten.“ Der Brief erhält dadurch die Vergünſtigung, auf freien Füßen — wären es doch Freiersfüße! — zu Ihnen zu kommen!

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 10. Mai 1833.

Nun iſt Alles gut, Du herrliche Esperance! Du haſt meine herzkranke Schreiberei an Dich einiger ſchönen klugen Zeilen Antwort von Deiner Hand werth geachtet, und ich habe unzählige Mal Deinen Namen geküßt, wie er unter Deinem Briefchen, gleichſam als ein Athemzug Deines Selbſt, unterſchrieben ſtand. Lies mir immerhin den Text, daß ich meine beſten Gaben aus Laune, Traumſucht, Einſiedelgrille, oder wie Du es nennen willſt, verkommen laſſe und der Welt entziehe! Liebe, was verliert denn die Welt an mir? Die Welt hat heutzutage ſchon mehr dienſtbare Genies, als ſie brauchen kann. Wimmelt es nicht überall von Genies, wo man hinſieht, ſo daß keins vor dem andern mehr zu Worte kommen kann, und ſie ſich noch alle unter einander vertilgen werden, weil Jeder der Einzige ſein will, der den Zeitgeiſt als ſein Siegerroß reitet? Erbfolgekriege, Eroberungskriege, werden bei dem heutigen geſitteten Zuſtande der europäiſchen Politik nicht mehr geführt werden; aber innere Bürgerkriege der Genies ſind zu fürchten, weil eine geiſtige Uebervölkerung vorhanden iſt, an der die ganze Zeit krank liegt. Beſonders iſt die Literatur und alles literariſche Leben wahrhaft zu bejammern, weil das Uebermaaß der Population darin den höchſten Grad erreicht hat, und deshalb Verarmung, Hungersnoth, Selbſtzerfleiſchung und elendes Ende durch Pöbelwuth, hier unvermeidlich bevorſtehen. Mich wundert auch, daß die Staaten noch nicht darauf gekommen ſind, literariſche Verbrecher-Colonien anzulegen, um ſich, wie England es mit der Hefe ſeiner Bevölkerung thut, von ihrem ſchreibenden und dichtenden Geſindel zu reinigen und es auf irgend eine ferne Südſeeinſel zur Begründung einer eignen ausrangirten Schriftſteller-Republik zu ſchicken, damit die Cultur und Literatur der Mutterlande ſich zu einer friſchen Jungfräulichkeit und Lebensreinheit verjüngen! Alſo nein, Du Gute! Wünſche keinen Schriftſteller aus mir! Schreiben will ich, ja, aber nur Dir, und für keinen Andern; und daß Du mich aufgefordert, Dir öfter von meinem armen Leben und Treiben Nachricht zu geben, das, o Freundliche, macht mich glücklich. Das iſt mein Glück und Ruhm, daß Du mich nicht verkennſt, und jetzt erſt erlebe ich die holde Maienluſt, die draußen über Feld und Garten fröhlich angebrochen iſt, auch in mir als ein ſüßes Frühlingswerde! Wohlan denn, nur auf Briefſchriftſtellerfreuden will ich mich noch legen, und die alten ſtolzen Literaten-Gedanken, die doch nur ein dorniges Sterbekiſſen bereiten, mir ganz aus dem Kopf verſcheuchen! Ein Briefſchriftſteller iſt ein ſeeliger Menſch, wenn er, ſo wie ich, an eine Lehrerin der kleinen Urſulinerinnen ſchreiben darf, und ſo ſoll es Dir denn, Du meine einzige und beſte Leſerin, nie an langen Briefen fehlen, in denen ich mich ganz und gar abſchreiben will. Du ſollſt mich dann kritiſiren, wie ich bin, und mir ſagen, wie ich ſein ſollte;

denn Du haſt ein ganz beſonderes Talent zur Kritik, Freundin, eigenthümlicher als Alle, die einen Bart tragen. —

Für heute muß ich Dir aber zuerſt von einer Neuigkeit in Kleinweltwinkel erzählen. Sie iſt wichtig, ſie muß Epoche machen. Vor einer Stunde — ich bin noch ganz aufgeregt davon! — fuhr ein vornehmer, mit vier Pferden beſpannter Reiſewagen durch die eine Straße, welche unſer Städtchen zählt, hindurch, und brach gerade vor meiner Thür die Axe. Kein Menſch weiß ſich dies zu erklären, da die Straße weder hügelicht, noch ſchlecht gepflaſtert iſt, weil ſie überhaupt nicht gepflaſtert iſt. Nur mein College, der alte Copiſt Mundus, meinte, es ſei eine böſe Stelle, weil hier einmal zur Zeit der erſten Franzöſiſchen Revolution der leibhafte Teufel in eigener Perſon einen Freiheitsbaum über Nacht aufgepflanzt habe, um die ehrlichen Kleinweltwinkler zu verführen, um denſelben zu tanzen, welche aber im Gefühl ihrer Deutſchheit gleich am andern Morgen durch einen förmlichen Gemeinde-Beſchluß das fremde Gewächs wieder ausrotteten und den Baum fällten, von dem man in der That noch heuzutage den Kloß im Wege ſtehen ſieht; der Teufel aber habe im Ingrimm dieſe Stelle verflucht, daß wenigſtens alle Jahr einmal — und öfter verirrt ſich kein Reiſender durch Kleinweltwinkel — ein Wagen darüber ſtolpern ſolle. Mundus bedauerte mich, gerade vor dieſem durch einen Zeitteufel vermaledeiten Fleck zu wohnen.

Nun genug, der Wagen ſchlug um, und ich ſtürzte ſelbſt auf die Straße, um den Darinſitzenden zu Hülfe zu kommen. Himmel, Esperance! was ſah ich, als ich den Schlag öffnete. Ein großer langer Mann ſtieg, ſich ruhig nach allen Seiten umblickend, heraus, den man den vielen Orden nach, die auf ſeinem grauen Rock ſchimmerten, für einen Fürſten hätte halten können: ich glaube, es waren die Orden der ganzen Welt, die ſeine Bruſt, wie eine Medaillenſammlung, aufgereiht trug. Aber die Phyſiognomie! — eine ſolche Phyſiognomie ſah ich noch niemals! In dem kalten, nur von den ſtechenden Irrlichtern eines beſtändigen Lächelns durchzuckten Geſichte ſtak, gleich einer Wetterfahne, eine lange Mephiſtophelesnaſe, die wie ein übermüthiger Triumphator in Kleinweltwinkel einzog, ſo daß wir uns Alle bekreuzigend vor ihr demüthigten, und zwei feuerſpeiende Augen blickten dieſer Naſe wie ein Paar lauernde Katzen nach. Dieſer fremde Mann, mit dieſem fremden Geſicht hob endlich, nachdem er uns Umſtehende ſpöttiſch begrüßt hatte, eine weibliche Geſtalt aus dem Wagen, eine kleine, kurze, dicke Figur, die ganz in ſcharlachrothe Schleier gehüllt war, ſo daß man weder Kopf noch Rumpf an ihr unterſcheiden konnte, und ich ſie für die Statue einer Aegyptiſchen Sphinx zu halten geneigt war, die der Reiſende vielleicht irgendwo für ein Kunſtmuſeum aufgekauft haben mochte. Dann ſah er uns alle im Kreiſe mit einer höchſt ſonderbaren Miene an, ſo daß ſich Keiner ein Wort zu ſagen getraute. Der Salinen-Inſpector lag vor ihm auf den Knieen, weil er dachte, es ſei der König. Der Fremde reichte ihm jedoch herablaſſend die Hand, bedeutete ihn aufzuſtehen, und bemerkte mit einigen kurzen Worten, daß er bis zur Wiederherſtellung ſeines Wagens eine Wohnung im Orte zu erhalten wünſche. Der Salinen-Inſpector bot ihm ſogleich ſein ganzes Haus an, und die Angekommenen ſetzten ſich alsbald nach demſelben in Bewegung. Er mit impoſanten Schritten voran, die ſcharlachrothe Sphinx trippelte zu meinem Erſtaunen mit, und hintennach folgte noch eine junge, blaſſe Magd, eine ſcheue, irre, ſchöne Geſtalt, die man nicht ohne wunderſames Ergreifen anſehen konnte. Bald waren Alle in der Hausthür verſchwunden. Ein Blitz, ein Traum, ſo ſchien es an mir vorübergegangen. Sprachlos, mit aufgeſperrten Mäulern, zerſtreuten ſich die zuſammengelaufenen Kleinweltwinkler wieder. Auch ich muß jetzt abbrechen, und auf das Amt, um noch einige Geſchäfte zu beſorgen. Aber ich ſchreibe Dir heut noch, theilnehmende Freundin! Ich bin höchſt geſpannt, was noch aus dieſer Begebenheit werden wird. Sie wird, ſie muß Folgen haben! Wäre heut, ſtatt des zehnten, der erſte Mai, ich würde glauben, unſerm Kleinweltwinkel ſei das Glück einer Blocksbergviſite zu Theil geworden! Doch ſtill, ſtill, man muß dem Schickſal nicht vorgreifen! Und curios, daß dieſe Viſite nun gerade dicht neben meiner eignen Wohnung einquartirt ſein muß! Adieu, Du mein Ein und Alles, ich muß auf die Salzſchreiberei! — —

In der Nacht.

Fromme, dunkeläugige Nacht, Mutter mit dem ſanften Sternenmantel, Freundin meiner Gedanken und meiner Liebe! In deiner heiligen Traumſtille ergreife ich die Feder, um meiner Esperance, deren Bild ich ſonſt um die Stunde in mir feiere, von ganz wunderbaren Dingen zu ſchreiben. Mein dürftiges Lämpchen brennt trübe und ſchläferig, aber in mir wird es hell, und wie auf einer Jacobsleiter, ſteigen Engel und Geiſter in meiner Gehirnkammer auf und nieder. Ich bin bewegt, ich bin außer mir, es iſt etwas Wichtiges mit mir vorgegangen! Der Fremde mit der Wetterfahnennaſe hat mir meinen Zeitpolyp operirt!!

Ja höre, gelehrte und geliebte Esperance, und laß Dir erzählen, wie es Deinem Verſalzenen ergangen iſt, und wie ſich neue beglückendere Lebenskräfte bei ihm anzuſetzen ſcheinen! Zuerſt muß ich Dir ſagen, daß der Durchreiſende kein Anderer iſt, als der Herr von Zodiacus, ein berühmter Staatsmann, der auf einer diplomatiſchen Sendung an einen auswärtigen Hof begriffen, hier durchgekommen iſt. Man ſagt, er geht als ***ſcher Miniſter-Reſident nach **, und ſeine Vollmachten ſollen auf eine entſcheidende Weiſe mit den Zeitereigniſſen in Berührung ſtehen. Soviel hat ihm der Salinen-Inſpector mit Todesangſt abzufragen gewagt. Wer aber die ſcharlachrothe Sphinx in ſeinem Gefolge iſt, hat bis dato noch nicht ermittelt werden können. Des Salinen-Inſpectors Frau meinte, ſie habe ihn: Großmutter zu ihr ſagen hören! Doch nun merke auf, theilnehmende Freundin, wie es ſich weiter begeben!

Ich kam heut Abend vom Salzamt, und ſchlenderte, die Acten unter dem Arm, meinem Hauſe zu. Als ich bei dem Salinen-Inſpector vorbeiging, warf ich einen verſtohlenen Blick zu den Fenſtern hinauf, und bemerkte wirklich, daß der Fremde oben herausſah. Ich zog unwillkürlich meinen Hut ab, und ſtand einen Augenblick wie feſtgebannt ſtill; ich wußte ſelbſt nicht, warum ich noch ſtand, es war, als ob mich ein Dämon von oben her bei den Haaren hielte. „Schön guten

Abend, Herr Salzſchreiber Seeliger!“ rief mir der Herr von Zodiacus von oben zu und nickte lächelnd mit ſeinem Kopfe herab. Es durchrieſelte mich wie Eis, denn ich wußte mir nicht zu erklären, woher er mich ſchon bei Namen kannte.

Könnten Sie mir nicht vielleicht zu einigen Zeitungen behülflich ſein, Herr Seeliger? fuhr er fort. Es kommen hoffentlich Zeitungen nach Kleinweltwinkel? Heutzutage glaubt man ſchon aus der Welt herausgekommen zu ſein, wenn man einmal ein Paar Tage die Zeitung verſäumt.

Verzeihen Euer Excellenz, entgegnete ich beſchämt und achſelzuckend, es wird nichts als das Amtsblatt hier in Kleinweltwinkel gehalten, und das Städtchen befindet ſich dabei ruhig, und ißt und trinkt und verdaut ohne Störung. Der verſtorbene Prediger hielt immer noch die Hengſtenbergiſche Kirchenzeitung, aber er ſoll noch auf ſeinem Todbette das Abonnement widerrufen, und die vorräthigen Jahrgänge mit ſterbender Hand zerriſſen haben, um ſeelig werden zu können. Sein Nachfolger, der jetzige Prediger, ein trefflicher Landwirth und Schafzüchter, liebt Intelligenz und

Aufklärung ebenſowenig, als die Hengſtenbergiſche Kirchenzeitung es thut, und lieſt deshalb auch dieſe nicht. So bleibt es denn unter uns beim Amtsblatte! Und ich denke, wem Gott ein Amtsblatt giebt, dem giebt er auch Verſtand, es nicht zu leſen.

Der Fremde lachte, als ich dies geſagt, aber er lachte ſo entſetzlich, daß die Fenſterſcheiben oben klirrten, und mir völlig unheimlich zu Muthe wurde. Alſo politiſirt ihr hier gar nicht? fragte er dann mit einer ſtechenden Betonung.

Ich zuckte abermals die Achſeln, und machte ihm bemerklich, daß man in Kleinweltwinkel noch ganz im Stande der Unſchuld lebe. Ich ſagte, die Zeit muß über dieſen Strich Landes hingefahren ſein, als gerade Alle ſchliefen, oder das Amtsblatt laſen, und deshalb, weil die Zeit hier nie eingekehrt, giebt es hier auch keine Zeitung. Wir haben viel zu thun, ſind gewerbſam und nähren uns redlich. Wir haben gar keine Zeit, der Zeit zu leben. Dies gilt ja von den, wie Tagelöhner nur über Nahrungsſorgen und Privatunglück hinbrütenden Deutſchen ſchon ſeit Jahrhunderten!

Damit wollte ich in meine Thür ſchlüpfen; er aber rief mir von oben wie befehlend zu, ich ſolle bleiben. Ich werde zu Ihnen herunterkommen, ſchrie er. Wir müſſen bekannter mit einander werden, Herr Seeliger! Sie ſind ganz mein Mann!

Ich ſein Mann? wiederholte ich mir in unwillkürlicher Beſtürzung. Ich möchte, um Gott, keines Anderen Mann ſein, als der meiner Esperance! dachte ich weiter, um mich von dem Schreck aufzuheitern, und ſiehe, Freundin, dieſer köſtliche Gedanke zauberte plötzlich wieder ein Lächeln auf mein Geſicht, ſo daß ich nun den eben aus der Thür tretenden Herrn von Zodiacus mit einer möglichſt freundlichen Geberde begrüßen konnte, was er gern zu ſehen ſchien.

Laſſen Sie uns einen Spaziergang zuſammen machen! ſagte er mit der gebieteriſchen Vertraulichkeit eines Mannes von ſeinem Stande. Ich wagte nicht zu widerſprechen, und ging, meine Acten noch unter dem Arm, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, neben ihm her. Die Kleinweltwinkler, die uns begegneten, ſchienen mich ordentlich zu beneiden, daß ſie mich ſo an ſeiner Seite gehen ſahen. Ich aber war ſtill, und führte den Fremden, der entſetzliche Schritte machte, zu unſerm Thorpförtchen hinaus, damit er ſich die Umgegend von Kleinweltwinkel anſehe. Das nahgelegene Wäldchen nahm uns in ſeine ſanften Abendſchatten auf, die Bäume zeigten und neigten ſich flüſternd in ihrem neuen Blättergrün, ein junger Fink ſchlug noch ſpät einmal an, und ich ſeufzte unwillkürlich aus meiner gepreßten Bruſt heraus dem Gott in der Schöpfung entgegen.

Sie ſcheinen gefühlvoll, Herr Salzſchreiber! unterbrach der neben mir ſpazierende Diplomat endlich das Stillſchweigen. Ich für mein Theil geſtehe Ihnen, daß eine Franzöſiſche Zeitung, ſei es von welcher Farbe ſie will, und wäre es von der ſchmutzigſten Juſte-Milieu-Farbe, einen befriedigendern Eindruck auf mein Herz macht, als die endlos grüne Farbe dieſer Natur, die ſchon der kritiſche Leſſing unausſtehlich gefunden, und an der ſich der unkritiſche Werther zu Tode geſchwärmt hat. Für dieſe grüne Natur etwas zu fühlen, iſt ſchon deshalb nicht mehr zeitgemäß, weil ſie eben nur *eine* Farbe trägt, und das ganze Geſchlecht ja jetzt augenſcheinlich zum Dreifarbigen inclinirt. Dies witterte unter allen Deutſchen zuerſt der große Scharfſinn jenes Leſſing, der die Frühlingsnatur ihrer Einfärbigkeit wegen nicht leiden konnte, und deshalb in dem verträumten Deutſchland die allererſte Anlage zu einem Liberalen verrieth. Leſſing wünſchte die Natur ohne Zweifel dreifarbig, denn daß er — der zum Schluß ſeiner Emilia Galotti ſagen konnte, „daß Fürſten Menſchen ſind" — liberaliſtiſche Grundſätze hatte, iſt wohl unbezweifelt; und der närriſche Werther lebte vielleicht noch, wenn er Manns genug geweſen wäre, nur ein einziges Mal auf der Hambacher Ruine eine Rede zu halten; denn es war ein reiner Abſolutismus von dem Menſchen, ſich gerade um die eine Lotte todtzuſchießen. Außerdem würde es dieſen ächtdeutſchen Werther ſchon gerettet haben, wenn er ſich nur hätte entſchließen können, mehr Zeitungen zu leſen, und dies, lieber Herr Seeliger, führt mich wieder auf unſer voriges Capitel zurück. Ich meinte es in der That bedeutend, als ich Sie fragte, ob auch Zeitungen nach Ihrem Kleinweltwinkel kommen. Denn wie die ſchwärmenden Mücken den Sommer verkündigen, ſo bezeichnet dies luſtige Geflügel der Zeitungen in Deutſchland das erſte Politiſchwerden der alten literaturfrommen Germania. Daher iſt es vor Allem charakteriſtiſch, daß die Deutſchen erſt in der letzten Zeit angefangen haben, viel Zeitungen zu leſen, und ſogar der ganze ſtabile Körper ihrer Literatur allgemach in dem leichteren Lebensgenuß der Journaliſterei aufzugehen droht. So muß es auch kommen, wenn die Deutſche Gründlichkeit, die dieſem Volke immer am meiſten im Wege geſtanden, paralyſirt werden ſoll. Zeitungen, mein guter Seeliger, ſind die Mercurſohlen der wandelnden Geſchichte, es ſind trompetende Doppelgänger der Weltereigniſſe, Tanzböden der zappelnden Zeitgeiſter, politiſche Wetter-Michels der Völker, wetterprophetiſche Laubfröſche des Schickſals. Zeitungen ſind Börſengerüchte aus dem Reich Gottes, und dieſe haben immer Einfluß auf den Cours der Nationen. Wohl dem Volke, das gute Papiere hat! Die Alten hatten keine Zeitungen, ſie hatten keine Papiere, aber ſie hatten dafür Götter. Oder wem leuchtet es nicht ein, daß in dem antiken Leben die olympiſchen Götter dieſelbe Bedeutung gehabt haben, als in dem modernen die Zeitungen und die Staatspapiere? Wenn die Griechen Krieg führten, ſchwebten, wie man aus Homer erſehen kann, die Götter ſelbſt als fliegende Zeitungen zwiſchen den feindlichen Heeren auf und nieder, und ſeit dieſem Trojaniſchen Krieg ſchreibt ſich die Parteilichkeit aller Zeitungen in der Welt her. Und Jupiter ſelbſt, man denke ſich ihn recht lebhaft! Sah er nicht zu Ende ſeiner Regierung gerade ſo verunglückt aus, wie ein ligitimiſtiſches Wochenblatt, das durch eine Revolution ſeine Abonnenten verloren hat? Der ganze Olymp nahm ſich überhaupt bald aus, wie der Allgemeine Deutſche Reichsanzeiger, der niemals ein wirkliches Deutſches Reich anzeigte. Es gab keine olympiſchen Götter mehr, und die Griechiſchen Stockjobbers, wie Sokrates und Plato, hatten durch ihr Speculiren auf hoch am meiſten dazu beigetragen, daß die Papiere der Götter gefallen waren. Jupiter, Juno und die ganze Sippſchaft, die einſt einen ſo ſchönen Cours im Helleniſchen Leben gehabt hatten, wurden nicht mehr acceptirt, und die uralte Mythe mußte ihre Anleihe unter dem Volke nicht mehr anerkannt ſehen. Der neue Gott erklärte die Schuld der geſtürzten Dynaſtie für null und nichtig, und die an den Papieren der alten Anleihe verkümmerte Menſchheit mußte ſich erſt taufen laſſen, ehe ſie ihre Capitalien bei der neuen perpetuirlichen Anleihe unterbringen konnte, welche jedoch die Auszahlung der Rente in alle Ewigkeit hinausſchiebt, während man bei den alten Göttern wenigſtens den Vortheil hatte, daß ſie gleich blank und baar bezahlten, was die luſtigen Heiden nur haben wollten. Hahaha! Aber wo bin ich hingerathen? Sie ſehen, daß ich gern plaudere, Herr Salzſchreiber! —

Ich hatte ihm mit wachſendem Erſtaunen zugehört. Er ſprach nicht übel, aber er ſprach es ſo widerlich heraus, daß man ſich dabei wahrlich geängſtigt fühlte. Er kam mir immer räthſelhafter und fremdartiger vor, und beſonders ſeine heiſere Stimme, die mir jetzt erſt an ihm auffiel, krächzte mir wie ein Schlimmes bedeutender Vogel ins Ohr. So etwas von Heiſerkeit haſt Du nie gehört, Esperance! Er iſt heiſer, wie eine alte Norne, und weiß doch ſelbſt dieſen ſchrillenden Laut ſeiner Stimme gewiſſermaßen mit der ſichern Vornehmheit des Weltmanns zu artikuliren. In ſeiner Heiſerkeit liegt zugleich ein imponirender Anſtand, der ſich mit etwas Furchterregendem miſcht, und hinter dem höhniſche Teufelchen dreinlachen. Dabei ſollteſt Du ſeine Geſichtsmuskeln zucken und ſpielen und ſeine hagere Geſtalt in immerwährender elektriſcher Bewegung arbeiten ſehn! Mich überlief es kalt, daß ich ſo in der einſamen Nacht des Wäldchens mit ihm ſpazieren mußte!

Und was machen Sie hier in Kleinweltwinkel? begann er wieder, indem er mir zutraulich die Hand auf die Schulter legte. Wollen Sie den Baum Ihrer Jugend, unerfriſcht vom Segensthau der Zeit, die draußen waltet, hier in einer Scheuer verdorren laſſen? Ich kenne Sie, ich habe Sie ſchon lange gekannt! Sprich, ſchlage, ſtelle wieder her! möchte ich Ihnen, gleich dem Brutus, zurufen. Auf, auf, Herr Seeliger!

Ein Mann der Zeit müſſen Sie werden! So ward es Ihnen von Ihrem Genius geboten!

Woher kennen mich Euer Excellenz, wenn ich fragen darf? ſagte ich zu. ihm, noch mit der Ruhe, die Du in ſolchen Fällen oft an mir bewundert haſt, aber doch ſchon tief in meinem Innern aufgeregt, bis zum Herausſchäumen.

Seeliger, ich kenne Sie! betonte er, daß mich ſchauerte. Es giebt in allen Perioden gewiſſe Individuen, die man vorzugsweiſe Zeitindividuen nennen könnte. Dieſe ſind die Ritter der Tagesgeſchichte, die Taufpathen der Zeitbegebenheiten. Sie müſſen reden, ſingen, tanzen, jubeln und ſich auf den Kopf ſtellen, damit man weit und breit erfährt, daß große Ereigniſſe zur Welt kommen. Sie ſind die kapitoliniſchen Gänſe, die das Vaterland durch Geſchrei retten; ſie ſind, mit einem Wort, Zeitindividuen, ſie ſind Liberale! Auf meinen vielen geheimen Sendungen durch ganz Deutſchland habe ich mir ein beſonderes Geſchäft daraus gemacht, dieſe Zeitindividuen auszuwittern und die Hoffnungskeime, die in ihnen vorliegen, durchzumuſtern. Sie, mein lieber, tieffühlender

Seeliger, ſollten mir entgangen ſein? Nein, nein, ich weiß, Sie ſind ein wahrhaft Liberaler! Es liegt in Ihnen ausgeſäet, Sie wollen nur die eigene Blüthe in ſich noch nicht begreifen! Sie leiden an der Muthloſigkeit aller Deutſchen, das zu ſein, was Sie ſein könnten. Eine kranke Unentſchloſſenheit zehrt an den ſchönſten Kräften Ihres Lebens. Treten Sie aus ſich heraus, und geſtehen Sie es ſich: Sie ſind liberal! Dies Selbſtgeſtändniß, in dem Sie ſich endlich zuſammenfaſſen, wird Sie kräftigen, Ihnen eine entſchiedene Richtung geben, Sie zur Thatluſt begeiſtern. Es wird Sie von dem Zeitpips, mit dem Sie jetzt wie betäubt umherlaufen, erretten!—

Denke Dir, Esperance, er nannte es Zeitpips. Ich aber dachte an meinen Zeitpolyp. Nun gab ich ihm vollkommen Recht.

Sehen Sie das junge, ſich regende Völkerleben unſerer Tage an! fuhr er fort. Betrachten Sie dies Drängen und Bewegen, dies Kämpfen und Bluten, dies Keimen und Hoffen, das die Herzen der Nationen aller Orten erfüllt! Noch einmal will das ganze Geſchlecht ſich auf die

Füße machen, um Arkadien zu ſuchen, diesmal aber das Arkadien der politiſchen Glückſeeligkeit. „Auch ich bin zur Conſtitution geboren!“ ſo hat ſich jetzt der Wahlſpruch der Völker umgewandelt, und während man ſich ſonſt bei uns, in der ſentimentalen Periode, nur in idylliſche Hirtenzuſtände und nach freier Flur und Natur zurückſehnte, ſo ſind es jetzt — wie beſcheiden klingt es! — nur zwei Kammern und eine verantwortliche Miniſterbank, die alle Hoffnungen in ſich ſchließen! Durch den Nationalcharakter der Deutſchen geht jetzt das unruhige Ziehen und Schmerzen eines neuen Wachsthums, und man ſpotte nicht, wenn er ſich lächerlich dabei geberdet, wie ein alter Jüngling, der noch in ſpäten Jahren den Weisheitszahn bekommt. Da entſteht ein ironiſches Gratuliren, Glückwünſchen und Lachen um den guten Jüngling, daß er noch auf ſeine alten Tage klug werden will, und die beſorglichen Frau Baſen treten rathſchlagend zuſammen, und halten es am Ende für das Beſte, dem guten Jüngling den Weisheitszahn, ſei es auch durch Gewalt, wieder ausziehen zu laſſen; denn weil ſeine Vorfahren alle ohne Weisheitszahn gekaut hatten, ſo ſoll auch er fernerhin, ohne dieſen, ſeinen Kälberbraten in Ruhe ſpeiſen. Servile Zahnärzte laſſen ſich immer finden; ſie fallen über den Weisheitszahn des guten Jünglings her, und dieſer wird in der Nothwehr gegen die Zahnbrecher unvermeidlich zum Revolutionair. Dies iſt die innere Entſtehungsgeſchichte aller Revolutionen. Auch Ihnen, Herr Seeliger, iſt der Zahn gewachſen, und ich möchte Sie bei Allem beſchwören, was Ihnen heilig iſt: beißen Sie zu! Erklären Sie ſich für die Sache Ihrer Zeit!

Ich biß mir auf die Lippe, und ſtand in tiefſtes Nachdenken verſunken da. Es war mir, als wenn der Verſucher zu mir geſprochen hätte.

Werden Sie liberal! begann er mit ſeiner heiſern Wohlredenheit wieder. Schon aus Langerweile müßte ein Geiſt, wie Sie, in einem ſolchen Neſte, wie Kleinweltwinkel, liberal werden! Herrlich iſt es, liberal zu ſein! Die liberalen Beſtrebungen ſind die wahren Flegeljahre der Völker, köſtlich, friſch, übermüthig, jugendkeck, hoffnungsreich und in den Himmel hineinwachſend, wie Jean

Paulſche, die Sie gewiß mehr als einmal geleſen haben werden. Eine Nation muß auch ihre liberalen Flegeljahre gehabt haben, wie ein großer Mann einmal Univerſitätsſtreiche gemacht und im Karzer geſeſſen haben muß; und ſo ſchadet es denn der Idee gar nicht, wenn man auch dieſe Liberalen heutzutage von den Regierungen überall ins Hundeloch ſtecken ſieht. Dies iſt erſt die wahre Größe, und iſt gewiſſermaßen nur als eine Neckerei zwiſchen Volk und Regierung anzuſehen, denn was ſich liebt, neckt ſich bekanntlich. Hahaha! Darum, Herr Salzſchreiber, werden Sie liberal!

Ich wollte mich zuſammennehmen, und ihm diesmal einen ſpöttiſchen Bückling machen, aber ich konnte nicht.

Und was will denn der Liberalismus eigentlich, wenn wir im Ernſte fragen? ſprach der Heiſere mit erhöhtem Pathos weiter. Der Liberalismus will nichts als die Zukunft der Geſchichte! Es iſt der allgemeine Drang des Geſchlechts in die Zukunft, das unwillkürliche Vorwärtsſtreben nach einem in der Ferne liegenden Glück. Und dieſer Drang und dieſes Streben, weil ſie in den

Völkern ſo mächtig ſind, verbürgen ihnen eben, daß es für ſie immer noch eine Zukunft, eine ſchönere Ferne giebt. Jedes Volk iſt unſterblich, ſo lange es noch eine Geſchichte hat, und ſich noch ſtark genug fühlt, von einer Zukunft ſeiner Geſchichte zu träumen. Die Zukunft ſteht vor den Völkern in ſonniger Geſtalt, wie eine künftige Braut. Die Liberalen ſind die Brautwerber, ſie ſind es, welche auf die hiſtoriſche Freite ausziehen mit dem Muth und Uebermuth des Verliebten, aber nicht mehr feinſäuberlich in Schnabelſchuhen und ſeidenen Strümpfen, wie man vordem unſere Altvordern freien gehen ſah, ſondern halt ein bischen renommiſtiſch, indem ihnen der Demagogendolch, mit dem es aber nicht ſo arg gemeint iſt, vorn aus der Rocktaſche kuckt. Es ſind ſonſt gute Leute, die Aemter bekleiten können, wie jeder Andere, wenn man ſie ihnen nur anvertrauen oder die anvertrauten laſſen wollte; und es hat ihnen bisher nichts gefehlt, als das Glück, um die Braut heimzuführen. Daß die Liberalen kein Glück haben, iſt nicht ihre Schuld. Sie lieben, ſie wiſſen was und warum ſie lieben, und ihre Hoffnung iſt unerſchütterlich, wie ihre Liebe. Sie halten den Blick feſt und gläubig auf das aufgehende Morgenroth der Geſchichte gewendet, und ſollte es ihnen auch, wie Moſen, nur beſchieden ſein, das gelobte Land aus der Ferne liegen zu ſehen, ſo haben ſie doch ihre Aufgabe gelöſt, und in der Wüſte der Zeit auf das Land, wo der Freiheit Milch und Honig fließt, mit dem Prophetenſtab hingewieſen. Ja, mein Herr Seeliger, ſind die Liberalen nicht wie ſteinerne Meilenzeiger, die dem rüſtig trabenden Wanderer den Weg an der Heerſtraße bezeichnen, aber ſelber nie von der Stelle kommen?

Ja, ja! rief ich aus, und konnte, ſo wenig mir auch ſonſt die zweideutig ſchillernde Farbe ſeiner Reden gefallen mochte, doch das eigne, in mir überhandnehmende Gefühl nicht länger unterdrücken. Ja, ſie ſind die Meilenzeiger der Zukunft! Ich habe ſie längſt als ſolche verehrt, und auch ich will gern meinen Namen in die armen Steine an der Heerſtraße einſchneiden, die den Weg zur Heimath weiſen, aber ſelbſt in Sturm und Regen auf ſchutzloſem Felde verwittern müſſen!

Mir ſtanden die Thränen im Auge, er aber lächelte und fuhr fort: Guter Salzſchreiber, die Revolution iſt in unſerm zur Ruhe verdammten Deutſchland ſchon faſt mit dem letzten Athemzug wieder gedämpft und erloſchen. Sie war bei uns todt zur Welt gekommen, und den Franzoſen, die ſich ſchon auf einen freundnachbarlichen Gevatterſchmaus gefreut hatten, gab ſie nicht einmal zu einem unterhaltenden Journalartikel Stoff. Bei andern Völkern lebte ſie doch noch einige Stunden nach der Geburt, und konnte wenigſtens eine Nothtaufe erhalten, wie bei den kläglichen Belgiern. Das Jahr 1833 hat in Deutſchland vollends alle Keime der Bewegung ertödtet. Dies iſt unbedingt das langweiligſte Jahr in der Weltgeſchichte, Indifferenz und geiſtige Verklammtheit haben einen großen Schlaf über das ganze Geſchlecht gebracht, und da Alles ringsum ſo ſtill war und nichts ſich regte, wurde den kleinen Teufeln, die in den jungen Krokodileiern der Revolution drinſaßen, ſelber bange; ſie ſprengten hier und da die Schale, und wurden, nachdem ſie kaum die Köpfe aus dem Eiweiß herausgeſtreckt, abgefaßt. Aber die ächten und wahrhaften Liberalen dürfen darum den Muth nicht ſinken laſſen. Die Revolution wird ſich geſetzlich und legitim in Deutſchland vollbringen! Iſt das nicht eine ſchöne Redensart, Herr Salzſchreiber? Aber ſie iſt wahr, auf Ehre! Dieſe geſetzliche Revolution vollbringt ſich allmählig, nach langſamer Deutſcher Art und Kunſt, in den landſtändiſchen Verfaſſungen, die ſeit der Juli-Revolution auch bei uns eine merkwürdige Erhöhung ihres Tons erfahren haben. Und bewegt ſich das neuerwachte Leben auch nur gedämpft und gehütet vorwärts, ſo hat doch die Nationalität der Deutſchen bereits mit ihm Rieſenſchritte zurückgelegt. Sie hat den großen Schritt zur *Oeffentlichkeit* gethan, und die blöde Jungfrau Germania ſetzt den ſchüchternen Fuß zum erſten Mal in die Welt hinaus, um unter den Nationen als eine Nation ſich zu vertreten. Durch die Conſtitutionen wird das Volk frei im Geſetze. Auf dieſen landſtändiſchen Verſammlungen wird Alles rege, und ich möchte es die conſtitutionelle Muſterwirthſchaft einer Revolution nennen, oder ein homöopathiſches Curanzen des Volkswohls, und gewiß iſt es kein Zufall, daß das Aufkommen der Homöopathie gerade mit den politiſchen Conſtitutionen in eine Aera fällt. Darum ſind Budgets und Civilliſten in allen repräſentativen Staaten ſo dünn geworden, weil die Stände nach ihrem homöopathiſchen Heilverfahren nur mit millionenfach verdünnten Mitteln regiert wiſſen wollen. Schlimmer ſind die verantwortlichen Miniſter daran, für die offenbar eine gute Conſtitution dazu gehört, um dies Conſtitutionsweſen zu ertragen; aber das Volk feiert in dieſem Verhältniß ſeinen höchſten Triumph, indem es ſich ſeinen Regierern gegenüber zum erſten Mal als ein vernünftiges, mit Augen, Ohren, Naſe und Mund begabtes Weſen geltend macht. Das Volk wird überhaupt in ſeinen Repräſentanten, die es auf die Landtage ſchickt, erſt zum Menſchen, und erhält als ſolcher das Recht, die Steuern zu verweigern, die Miniſter in Anklageſtand zu verſetzen, die Juden zu emancipiren, auf Abſchaffung der Todesſtrafe anzutragen und um Preßfreiheit zu bitten. Wenigſtens können die Stände jedesmal ſo viele Beſchlüſſe darüber faſſen als ſie wollen, und wenn ihnen auch z. B. die Wiederherſtellung der Preßfreiheit noch nirgends gelingen ſollte, ſind denn nicht die landſtändiſchen Verhandlungen ſelbſt ſchon gewiſſermaßen ein Surrogat für die Preßfreiheit? Manches kühne Wort fliegt über die zögernde deutſche Zunge, und die Wahrheit darf hier ihr heiligſtes Recht ausüben, ſchonungslos zu ſein. Eine ausgeſprochene Wahrheit verhallt aber nicht in den Räumen, wo ſie laut geworden, der Geiſt der Oeffentlichkeit trägt ſie begierig von dannen über Land und Meer, und ſie ſteht endlich als leuchtende Thatſache über dem Zenith der Menſchheit wie eine Sonne ſtill. So lenkt ſich allmählig von hier aus ein neuer Strom der Bildung, wenn auch in kleinen Tropfen, in das Herz des ganzen Volkes hinüber. In den Ständeverſammlungen ſelbſt werden bisher nie gekannte Talente der Deutſchen rege, und was uns immer gefehlt hat, der Einfluß öffentlicher und volksthümlicher Charaktere, wird von hier aus ſich bilden und bereitet ſich vor, ſo weit es für jetzt die hindernden Umſtände nur zulaſſen. Wer in dieſem Jahre, wo faſt überall die Stände beiſammen ſind, durch Süddeutſchland gereiſt iſt, wird mit mir dieſen, Franzöſiſcher Beweglichkeit nahekommenden Aufſchwung eines parlamentariſchen Deutſchlands wahrgenommen haben. In dem ſchönen freundlichen Karlsruhe verweilte ich am liebſten und längſten. Dieſe Stände haben offenbar die meiſte parlamentariſche Beredtſamkeit unter allen entfaltet; Witz, Schärfe und Ironie der Debatte hört man hier wie kniſternde Feuerfunken durch den Saal ſprühen, ſüdlicher Bilderreichthum belebt die trockenſten Verhandlungen, und unerſchrockene Freimüthigkeit, auf ächt patriotiſcher Begeiſterung ſich muthig wiegend, pflanzt ſich wie eine unüberwindliche Batterie der Miniſterbank gegenüber auf. Rotteck und Welcker ſind wirklich Männer des Volks, wie es deren in den Demokratien der Alten gab; Merk, Fecht und manche andere Abgeordnete vertreten die Sache des Fortſchrittes mit einer glänzenden Macht des Wortes, und Mittermaier, der treffliche Präſident der zweiten Kammer, ſchwingt wie ein gewaltiger Poſeidon den Dreizack herrſchend und lenkend über den Wogen der rauſchenden Debatte. Auch auf Seiten der Miniſter bringt die Laſt der Verantwortlichkeit manchen tüchtigen Sermon hervor, und es zeigt ſich, daß die Noth nicht nur beten lehrt, ſondern auch reden. In Stuttgart mußte ich mit einer Kammer vorlieb nehmen, da die erſte ihren Sitzungen noch immer keine Oeffentlichkeit gegeben hat, aber in der zweiten begegnete mir manche anziehende, im jungen Ruhm der neuen Zeit ſtrahlende Geſtalt. Am längſten verweilte mein Auge auf dem edel grollenden Uhland, das voranleuchtende Haupt der Oppoſition, deſſen Rede wie ein halbgedämpftes Gewitter ſchwere, kurze, zuckende Worte ausſtößt. Dicht neben ihm ſitzt der Verfaſſer des „Briefwechſels zweier Deutſchen", der ſinnige, beſcheiden entſchiedene Pfizer, ſelten redend, aber dann ſchlagend; ich möchte ihn in ſeinem jungfräulichen Weſen den David der Oppoſition nennen. Hier ſah ich auch den kraftvollen Streiter für Gedankenfreiheit, Wolfgang Menzel, den großen Goethomaſtix, wie ich ihn nennen möchte, ſowie Zoilus der Homeromaſtix genannt wurde. Menzel ſpricht in der Kammer kühn und fein, muthig und beſonnen, witzig und ſchonend zugleich, und hat durch ſeine Motion zur Verbietung des Nachdrucks in Würtemberg auch ſeine literariſchen Verdienſte um Deutſchland geſteigert. Er iſt ein Mann, vor deſſen Freimuth, Redlichkeit und Talent ich gleiche Verehrung habe. Auch die Naſſauiſchen Kammern wollte ich beſuchen, und machte mich ſogleich nach deren Eröffnung auf die Reiſe. In demſelben Augenblick aber, als ich ankam, hatten die Stände ſchon wieder ihr Haus zugemacht; ich klopfte vergeblich an den Thorweg, und erfuhr endlich, daß der Landtag, nachdem er diesmal friedlich die Steuern bewilligt, bereits wieder geſchloſſen war. Ich beſtellte mir Poſtpferde zurück nach Darmſtadt, um noch länger und wiederholt die Freude zu genießen, die ſich hier wahrlich in den Farben einer conſtitutionellen Redoute darbietet. Wie hört man hier nicht an den neuen Zeitanſichten ſchmieden, hämmern und pochen! E. E. Hoffmann mit ſeinen tauſend Motionen, die er von ſich ſchleudert, iſt ein wahrer Zeitteufelsbraten, an dem ich mein höchſtes Wohlgefallen gehabt, und der Muth, den er, ſo wie viele ſeiner Mitſtände, kundgegeben, iſt in der That ebenſo zu bewundern, als das langmüthig unparteiiſche

Dareinſehen der Regierung. In Kaſſel fand ich den Zwieſpalt zwiſchen Regierung und Ständen bereits in lichterlohen Flammen ausgebrochen, und das Schauſpiel einer Miniſter-Anklage bereitete ſich vor. Zugleich hatte die ſchon von den früheren Ständen ausgeſprochene Emancipation der Juden vor Kurzem den endlichen Vollzug der Regierung erhalten, und als ich in die Stadt kam, gab es ſo viel Einladungen zu Bällen, großen Diners und Soupers, womit die reichen Emancipirten ihre bürgerliche Gleichſtellung feierten, daß ich vor all dem Jubel keine Zeit übrig behielt, um den ferneren Verhandlungen der Stände, in denen ſie die Sache der Freiheit ſo tapfer führten, meine Aufmerkſamkeit zu widmen. Ich reiſte daher, um den vielen Kaſſelſchen Emancipations-Diners zu entgehen, nach Dresden. In dem feinen, eleganten, halb geſelligen, halb ungeſelligen Dresden war es dann wieder, wie Sie denken können, mein conſtitutionelles Steckenpferd, auf dem ich mich herumtummelte. Die Sächſiſche Ständeverſammlung iſt eine über die Maaßen redſelige. Die Form ihrer Verhandlungen erſchien mir zu wenig parlamentariſch und zu viel theoretiſirend, und daher droht dieſer Landtag ſich zu einer endloſen Rieſenlänge auszudehnen. Neben manchen trefflichen patriotiſchen Reden, in der erſten Kammer beſonders von **Großmann**, in der andern von **Eiſenſtuck**, v. **Thielau** und v. **Mayer**, den einflußreichen Mitgliedern der zweiten Kammer, hört man doch auch viel Kanzlei- und Predigerſtil. Uebrigens haben dieſe Stände bereits durch manche wichtige zeitgemäße Motion ſich wahrhaft verdient gemacht. Daß es aber zwiſchen ihnen und der Regierung immer ſo friedlich hergegangen, iſt nicht zu verwundern, da die Regierung ſelbſt in Sachſen bei weitem liberaler iſt, als ſich dieſe Kammern haben bezeigen mögen, und das will viel ſagen! —

Er hielt hier inne, und ſah mich mit ſeinem gewohnten ſtechenden Lächeln lange an. Auf mich aber hatte ſeine Schilderung des conſtitutionellen Lebens und Treibens in Deutſchland einen nicht zu verleugnenden, unwiderſtehlich aufregenden Eindruck gemacht. Es wurde mir jetzt erſt klar, daß doch etwas dahinter ſei, während der weißgepuderte Geheime Rath Schmalz uns auf dem Katheder immer pfiffig geſagt hatte, es ſei nichts dahinter! Mein emporſteigender Enthuſiasmus übermannte mich. Viva la constitucion! rief ich außer mir, und ſchwenkte meinen Hut dreimal über meinem ſchwindelnden Kopf in die Höhe. Unterdeß war es im Walde ganz finſter geworden. Durch das Buſchwerk ächzte der Nachtwind, Käuze pfiffen, Schatten ſchlichen, und wir konnten keinen Schritt weit mehr vor uns ſehen. Wir achteten aber deſſen in unſerer Aufregung nicht.

Bravo, allervortrefflichſter der Salzſchreiber! begann Zodiacus wieder, indem er immer ſchnellere Schritte in die Nacht hinein machte. Kommen Sie, wir müſſen noch lange zuſammen wandeln, denn wir verſtehen uns, wir ſind beide Kinder unſerer Zeit. Die Menſchheit befindet ſich in unſern Tagen auf einer großen Bildungsſcheide, wo aus den gährenden Kämpfen des Alten und Neuen, des Verbrauchten und Friſchen, der Sieg einer rein bürgerlichen Menſchencultur hervorgehen wird. Ja, Herr Seeliger, es will ſich einmal ein bürgerlich geſundes Zeitalter erbilden! Die alten krankhaften Richtungen des metaphyſiſchen Charakters der Deutſchen werden immer mehr in einer neuen Anregung der Nationalität ſich verwiſchen, all der poetiſche und philoſophiſche Jammer, an dem dieſe Germania ſich ſchwindſüchtig geſchwärmt hat, wird endlich ganz verklingen, und das in ſeinen innerſten Nerven nach Erneuerung ſich ſehnende Geſchlecht wird ſich in die praktiſche Geſundheit eines bürgerlichen, nur in Staat und Familie menſchlich und werkthätig wurzelnden Lebens hinüberretten. Dieſe bürgerliche Aera, wo Jeder im Vollgenuß ſeiner politiſchen Rechte ſich ſeiner nur als Staatsbürger bewußt iſt, und nur als mitthätige Schraube einer großen Maſchine ſich glücklich fühlt, iſt gewiſſermaßen ein neuer patriarchaliſcher Zuſtand der Geſchichte am Ende derſelben, ſowie der Anfang auch patriarchaliſch geweſen war. Dieſe feine bürgerliche Ausgeglichenheit aller Lebenszuſtände, die eintreten zu wollen ſcheint, mag freilich weder die Kunſt, noch ein in die Tiefe gehendes Bildungsſtreben begünſtigen. Aber es ſoll eben den übergeiſtigten Deutſchen durch das Enden in einer ſolchen Epoche gezeigt werden, daß es des Lebens Aufgabe nicht iſt, Gedichte zu machen, philoſophiſche Syſteme zuſammenzukünſteln und durch Bücherſchreiben ſich in die Unſterblichkeit einzuſchwärzen. Darum ſind auch bereits jene Tendenzen bei ihnen einem ſo bedeutenden Verfall entgegengeſchritten. Das conſtitutionelle Leben dagegen iſt es, aus dem die bürgerliche Glückſeeligkeit neuer freier Zuſtände uns entgegenwinkt. Die Conſtitution iſt ein politiſches Bürgerrettungsinſtitut der Menſchheit. Indem ſie den Menſchen zum Bürger macht, macht ſie ihn erſt zu einem vernünftigen Theil des Staates, und der Deutſche ſoll dann nicht mehr ſein Dichter, nicht mehr Philoſoph, nicht mehr Profeſſor, nicht mehr Geheimer Hofrath, ſondern er ſoll Staatsbürger ſein und wird ſich von nun an geſund befinden. —

Vor einer ſolchen Geſundheit ſchaudert mich! rief ich ihm unwillkürlich dazwiſchen. Ich konnte nicht anders, es fuhr mir ſo aus meiner wahrſten Seele heraus. Er aber drehte ſich plötzlich um, und verſchwand im Gebüſch. Es war mir, als hörte ich den Pferdefuß forthinken, und indem er ſich noch einmal nach mir umzuſehen ſchien, leuchteten ſeine Augen wie zwei feurige Kohlen durch den Wald. Mich ergriff ein paniſcher Schrecken, ich nahm meine Acten in die Hand, und lief, da ich den Weg ſehr gut kannte, troß der dicken Finſterniß aus Leibeskräften nach Kleinweltwinkel zurück. —

Hier ſitze ich nun in der tiefen Nacht, und habe Dir Alles getreulich niedergeſchrieben, Du, an die ſich immer meine Gedanken richten. Ja, geliebte Esperance, es beginnt in mir hell zu werden, und ich verſtehe nun mein inwendiges Drängen, Heben und Fliegen nach einer herrlicheren Zukunft des Lebens hin. Und dieſe Zukunft iſt die ſonnige Freiheit, die Freiheit und die Befreiung des Geſchlechts! Auch meine Liebe zu Dir, dies beſcheiden verborgene Sinnblümchen, geht mir darin in neuer und verdoppelter Bedeutung auf. Ich will frei werden, um Dich erſt recht zu lieben, und ich will Dich lieben, um erſt recht frei zu ſein. Aus Liebe und Freiheit bereitet ſich allein ein ſchöneres Zeitalter, wie es bisher unter dem Monde noch nicht angebrochen.

Denn auch das iſt nur die wahre Freiheit, die liebt, und die Freiheit, die haßt, iſt der böſe Feind und Verderber der Völker! Darum hat die Freiheit die Völker immer ſo unglücklich gemacht, weil ſie bis jetzt nie die Freiheit verſtanden, welche die Liebe iſt, ſondern frei werden wollten im Haß. Man ſehe dieſe Knechte des Haſſes, wie ſie Revolutionen ſchmieden, um ſich frei zu ſündigen! Sie aber bleiben auch in der Freiheit Knechte! Man denke ſich jedoch die Freiheit, die liebt, die wahre Göttertochter der Geſchichte! Sie wird auch Vieles vernichten, was dageweſen, ſie wird alte Bedingungen und Ordnungen aufheben, aber ſie vernichtet nur, um wieder zu erſchaffen. Die Liebe kann beſtehende Geſetze zerbrechen, weil ſie ſelbſt das höchſte Geſetz iſt. Die Liebe verläßt Vater und Mutter, um Dem zu folgen, was ſie liebt. So ſpricht auch die Freiheit, die Göttertochter, zu den Völkern: Ihr ſollt Vater und Mutter verlaſſen, d. h. ihr ſollt all eure alten Privilegien, Satzungen und Gewohnheiten im Stiche laſſen, und nur der Freiheit folgen, die eure ſchönſte Liebe iſt! Dieſe Freiheit, o Himmel, wenn ſie dann einmal als lichtverklärte Siegerin die Zügel der Menſchheit ergriffen, wird wie ein mildes Kind ſein, weil ſie eben wie die Liebe iſt! Die Liebe, obwohl ſie frei iſt, bindet ſich doch auch gern. Indem ſie herrſcht, wird ſie auch Dienerin den Ihrigen, und indem ſie befiehlt, macht es doch auch ihr ſüßeſtes Glück aus, zu gehorchen. Darin bethätigt dann eben die Freiheit ihre herrlichſte Aehnlichkeit mit der Liebe. Die wahre Freiheit iſt nicht ungebunden, ſie gefällt ſich in den Feſſeln des Geſetzes. Sie iſt das Geſetz der Liebe und die Liebe des Geſetzes! —

Esperance! Mag der heiſere Fremde geweſen ſein, wer er will — daß er kein Miniſter-Reſident von oder an irgend einem Hofe iſt, darauf möchte ich wohl meinen Kopf verwetten, eher halte ich ihn für einen vornehmen Demagogen — mag auch das, was er geſprochen, in noch ſo ſeltſamen und zweideutigen Farben geſchillert haben, ich bin doch an ihm klar geworden. Ich bin mir klar geworden, daß ich, wie ich hier bin, der Salzſchreiber Seeliger in Kleinweltwinkel, doch weſentlich dieſer großen Zeitrichtung angehöre, welche, wie Herr von Zodiacus geſagt hat, einer ſchöneren Völkerzukunft entgegenarbeitet! Ich bin mir klar, ich bin frei, ich bin liberal geworden! Ich bin ein Mann der Zukunft geworden!

Ja, Geliebte, Zukunft und Freiheit! Zukunft, Freiheit und Liebe! Glücklicher Strebender, der, zwiſchen dieſe Dreie hineingeſtellt, auf dieſe Grundpfeiler ſeines Lebens Bewegungen ſtützt! Glückliches Jahrhundert, in deſſen Kampfesnacht dieſe Dreie als ſiegende, ewige Sternbilder vorleuchtend hineinſcheinen! Die Zukunft, das iſt die ſchönſte Hälfte des Daſeins, ſie iſt die ewige Jugend des Geſchlechts! Dieſer Zugvogeltrieb nach der Zukunft, der im Menſchen unaufhörlich die Schwingen regt, verbürgt ihm ſein größtes und wahrſtes Glück; dieſer Zugvogeltrieb iſt der mächtigſte Genius aller Geſchichte! Herr Gott und Vater, ſelbſt jeder Maikäfer hat ſeine Zukunft, und wenn er brummend wieder in die Erde kriecht, denkt er doch ſchon innerlich vergnügt an den nächſten Mai. Und wollen die Völker an dem neuen Mai ihrer Zukunft verzagen? Die Hambacher kamen auch gerade im Mai zuſammen auf ihrer Ruine, aber dieſer Mai ſchickte ſie wieder in den April zurück, es war noch nicht der rechte und ächte Mai. Die in den April geſchickten Hambacher verklammten bei ihrem eignen Völkerfrühling, den ſie den gutmüthigen Deutſchen hatten aufſchwatzen wollen, und das ganze Deutſche Reich, das hier hergeſtellt werden ſollte, wäre mit ſammt ſeiner Einheit an dieſem kalten Lenz wieder erfroren! Nein, nein, Du Völkermai, Du biſt noch nicht geboren! Aber wir lauſchen ſtill auf Dein Keimen und Wachſen, wir fühlen und träumen Dein Blühen und Werden, und ſind Deiner gewiß in uns ſelbſt! Heiſa luſtig, das iſt der Mai, das iſt die Zukunft! Das iſt der göttliche Traum der Weltgeſchichte! Heiſa luſtig, das iſt Zukunft und Freiheit, das iſt Zukunft, Freiheit und Liebe! Ach, ich könnte lachen und weinen zu gleicher Zeit! Ich möchte lachen, weinen und beten! Nur dies eine Wort: Allvater, ich glaube an eine Zukunft, ich glaube an Deine Zukunft! — —

Traute, Traute! jetzt geht mir gerade mein Lämpchen aus, und die taumelnde Feder ſinkt Deinem übermächtigen Schreiber aus der müde gewordenen Hand. Sieh', es iſt unterdeß Morgen geworden! Des Nachbars Hahn kräht, und ich erſchrecke, daß ich die Nacht ſo auf dem Papier durchſchwärmt. Fahle bleiche Lichtſtreifen ſtehlen ſich ſchon keck wie junge Demagogen in mein kleines Giebelfenſter herein, und erlauben mir bei ihrem Schein, Dir noch einen herzlichen Guten Morgen zum Schluß dieſes Briefes zu ſchreiben. Guten Morgen denn, Du Seele meiner Seele! Wie ich Dich liebe, wirſt und kannſt Du von Keinem ſonſt geliebt werden. Ach, ich bin glücklich! Ich bin liberal! Ich bin Dein ſeeliger Liberaler und

Dein
liberaler Seeliger,
K. Salzſchreiber.

11. Mai.

Heut iſt Vogelſchießen in Kleinweltwinkel! Alles hat ſchon ſeinen Sonntagsſtaat angelegt, und iſt rührig und auf den Beinen. Die Honoratioren begeben ſich mit gemäßigter Würde, das mit bunten Bändern geſchmückte Volk mit immer lauter werdendem Jubel auf die lange Wieſe hinaus. Ich kann den Vogel hier von meinem Fenſter aus ſehen. Wahrhaftig, ich freue mich auf dies Volksfeſt in meiner nunmehrigen Stimmung doppelt. Ich werde zwar nicht mitſchießen, weil ich, wie Du weißt, kurzſichtig bin, aber in meiner gegenwärtigen Sinnesweiſe kann mir nichts erwünſchter ſein, als mich unter das Volk zu miſchen. Volk! Volk! Volk! möchte ich dreimal ebenſo bedeutſam ausrufen, als Hamlet ſeine: Worte! Worte! Worte! Was iſt die neue Sache der Zeit ohne Volk? Ich ſuche, ich will Volk! Hinaus, hinaus auf die lange Wieſe, zum Vogelſchießen der Kleinweltwinkler! Ich muß einmal wieder Volksgruppen beobachten, um mich zu überführen, ob nicht mit der Zeit und durch die Zeit dennoch aus dieſen Deutſchen ein Volk werden kann! Der Copiſt Mundus wollte mich um drei Viertel auf Drei abholen.

Die Friſt bis dahin benutze ich noch, Dir ein paar Zeilen von mir ſelbſt zu ſchreiben, die Du dann zugleich mit meinem vorigen Brief erhalten wirkſt, den ich bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt, abgehen zu laſſen.

O Esperance! Ich bin nun bereits ſeit vierundzwanzig Stunden liberal, und mir wird wirklich allmählig angſt, was ich eigentlich damit hier anfangen ſoll. Kommt es heraus, ſo verliere ich meinen Poſten, oder verſalze mir doch wenigſtens auch noch meine Salzſchreiberſtelle, die das Einzige iſt, was mich in dieſem deutſchen Leben zum Beamten macht! Kommt es nicht heraus, ſo iſt es noch viel ſchlimmer. Denn dann iſt es ja eigentlich ganz unnütz, daß ich ein Liberaler bin! Das iſt wahrhaftig zum Desperatwerden, das ſtreut ſchwerlöthiges Bitterſalz auf die jungen Flügel der Freiheit! Soll ich es nun herauskommen laſſen oder nicht?

Aber geſetzt auch, ich ließe es herauskommen, und begönne, wonach es mich drängt, thätig zu werden als Apoſtel der Bewegung, und meine Zeitbegeiſterung als einen geharniſchten Streiter mit Schild und Spieß in die Welt hinauszuſchicken, — ich Aermſter, wie finde ich hier in Kleinweltwinkel auch nur eine paſſende Gelegenheit dazu! Soll ich die Mittwochs-Reſſource der Kleinweltwinkler aufwiegeln? Mein Gott, was hätte die Weltgeſchichte davon! O ewige Vorſehung des Schickſals! Warum mußte die Zeit ihre Kadmeiſchen Drachenzähne, aus der Helden entſprießen, auch in meine Bruſt ausſäen? Ich fühle die aus dieſer Saat auferſtehenden Helden in mir, und ſie heben ſich und werden ungeduldig, und drücken mir mit ihrem Helmbuſch faſt das Herz ab, aber ich ſchäme mich, ſie hier in dieſem elenden Salzneſt ins Treffen zu führen! Ich muß die Helden, die aus meiner Bruſt auftauchen, wieder hinunterſchlucken, und es iſt mir, als riefe der leibhafte Teufel hinterdrein ein kicherndes: Proſit die Mahlzeit! O Esperance, das kann mir nicht gut bekommen! Bin ich nicht doch eigentlich zum Unglück geboren?

In der Verzweiflung hierüber ſetzte ich mich heut früh hin, und ſchrieb, um doch etwas zu thun, zwei liberale Manifeſte an die Zeitgenoſſen nieder. Erſchrick nur nicht, Du liebes Deutſches Mädchen! Sie ſollen mir darum nichts anhaben können. Zwar handelt es ſich hier um einen Schritt der Oeffentlichkeit, aber ich will ihn, wie es einem Deutſchen geziemt, der größeren Sicherheit wegen anonym thun! Ich hülle mich in meine anonyme Nationalität, während die Freiheit draußen ſtürmt! Und etwas, etwas muß ich doch thun! Ich muß wenigſtens durch allgemeine liberale Ideen zu wirken ſuchen, wenn mir meine Amtsverhältniſſe in Kleinweltwinkel nicht geſtatten, als ſpecieller Liberaler herauszutreten. Darum habe ich dieſe beiden Manifeſte aufgeſetzt, welche ich an den Redacteur der „Dampfmaſchine für Völkerfreiheit“ ſenden werde, damit er ſie als außerordentliche Beilage zu ſeiner Zeitung ausgebe.

Das erſte iſt ein mehr ſpieleriſch liberales Manifeſt gegen das Hut-Abnehmen. Ich glaube, in einer wahrhaft frei gewordenen Zeit muß zuerſt dieſe pedantiſch lächerliche Sitte abgeſchafft werden. Ich fange, wie Du ſiehſt, die Befreiung der Völker von oben an, und laſſe ſie noch um einen Zoll höher als bei ihren Köpfen beginnen, alſo ſchon bei ihrem Hut. Was heißt es auch eigentlich, vor einem Andern den Hut abnehmen? Iſt es nicht, abgeſehen von dem dadurch begünſtigten Servilismus, auch die gröſte

Satire von der Welt, einem lieben Menſchen, den ich auf der Straße ſehe, ein ſo abſcheuliches, länglich rundes, ſchwarzes, filziges Ding, als die Barbarei unſres Zeitalters uns aufgeſtülpt hat, ins Geſicht zu ſchwenken, als wollten wir ihn uns dadurch vom Leibe halten? Nein, der Hut iſt das erſte Hauptſtück der Freiheit! ſo daß ich meinem Vaterlande die Errichtung einer Aſſecuranz-Geſellſchaft gegen das Hutabnehmen vorſchlage. Und wer ſich vergißt, muß Strafgelder in eine allgemeine Kaſſe erlegen, aus welcher, nationeller Gutmüthigkeit gemäß, die Hutmacher entſchädigt werden. Es lebe die Hutfreiheit!

Nun höre mein zweites Manifeſt. Es iſt auf die Reformirung des Deutſchen Briefſtils gerichtet. Schon auf dem Couvert dieſes Briefes wirſt Du bemerken, daß ich das Prädicat: Wohlgeboren vor Deinem trauten Namen weggelaſſen habe. Es wäre wirklich eine unanſtändige Schmeichelei, Dir noch erſt nachzurühmen, daß Du auch wohl geboren ſeiſt. Beſſer, als Du, kann Niemand geboren ſein, und wäre er auch hoch oder hochwohl geboren; denn Das, was an

Dir ſo herrlich iſt, iſt eigentlich gar nicht geboren. Es iſt göttlich und ewig. Der liebe Gott iſt auch weder hochwohlgeboren noch wohlgeboren, und wir ſind ja alle nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen, alſo ohne das Prädicat: Wohlgeboren. Dieſe vier Wörter: Hochgeboren, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren und Hochedelgeboren — denn blos edel geboren zu ſein, ſchämt ſich jetzt jeder Menſch — ſind die vier böſen Feinde der Deutſchen. Es ſind die vier Grundpfeiler ihrer Pedanterie. So lange die Deutſchen noch wohlgeboren ſind, wäre ihnen beſſer, niemals geboren zu ſein, und man wird ſie wie neugeboren finden, wenn ſie erſt nicht mehr wohlgeboren ſind. Die größte Barbarei in Deutſchland iſt immer noch die Barbarei ſeiner Gründlichkeit. Man benehme ihm alſo zuvörderſt dieſe in der That maliziöſe Gründlichkeit, auf jedem Briefcouvert bis auf die Geburt eines Menſchen zurückzugehen und ihn mit dieſer Hebammenängſtlichkeit nach gewiſſen Modificationen geboren werden zu laſſen. Die modificirte Todesſtrafe fängt jetzt an in vielen gebildeten Staaten, beſonders in Deutſchen, abgeſchafft zu werden; man macht ſich nichts mehr daraus, ob der Verbrecher gerädert, geköpft oder gehängt wird, wenn er nur vom Leben läßt. So gut wie den modificirten Tod ſollten ſich die Deutſchen nun auch die modificirte Geburt vom Halſe ſchaffen. Was haben ſie davon, ob einer hochgeboren, hochwohlgeboren, wohlgeboren oder hochedelgeboren iſt, wenn er nur iſt? Nur bei den moraliſch oder geiſtig Nichtſeienden möchte es nöthig ſein, noch in jedem Briefe beſonders daran zu erinnern, daß ſie auch wirklich geboren ſind. In Bezug auf dieſe kann es mit jenen Prädicaten beim Alten bleiben, aber einen wahrhaft exiſtirenden Menſchen ſo anzureden, wird in Deutſchland hoffentlich ſofort außer Gebrauch kommen, ſobald es meinen in dem Manifeſte weiter ausgeführten Vorſchlag angenommen hat. Mein Plan ſoll nicht ganz gegen alle Eitelkeit und Weltſitte Sturm laufen, ſondern ich bin der Meinung, meinen Landsleuten drei andere Prädicate, ſtatt jener früher üblichen, tauſchweiſe anzubieten. Es bildet ſich nämlich ebenfalls eine über das ganze Vaterland ſich verzweigende Aſſecuranz-Geſellſchaft, welche ſich gegenſeitig zu dieſem Endzweck verſichert. Jeder, dem das Unglück widerfährt, von einem ſeiner Correſpondenten das Prädicat: Wohlgeboren ꝛc. zu erhalten, hat das Recht, auf eine Entſchädigungsſumme Anſpruch zu machen, die nach Procenten auf ganz Deutſchland vertheilt wird. Dagegen treten drei andere landesübliche Prädicate ein: hochverehrt, verehrt und geehrt, die, nach den Umſtänden und Verhältniſſen, auf der Adreſſe dem Worte: Herr (An den hochverehrten Herrn N. N. ꝛc.) vorgeſetzt werden. Nimmt ſich das nicht menſchlicher und freier aus? Vivat hoch, es lebe das freie Deutſchland! Seelig ſind, die nicht wohlgeboren ſind! —

Du ſiehſt, Esperance, wie ich mich als Liberaler allmählich einzurichten ſuche, ſo gut es gehen will. Verlange nicht zu viel auf Einmal! Troja iſt erſt in zehn Jahren erobert worden. Ich thue, was ich kann. Ich habe mich jetzt auch entſchloſſen, mir politiſche Zeitungen zu halten, da ſich ohne dieſe in der That nicht mehr leben läßt, und ich habe ſo gedacht, wenn ich mir das Rauchen abgewöhne, Morgens nichts mehr zum Kaffee eſſe, und meine Röcke ſchone, daß ich in dieſem Jahr keinen neuen machen zu laſſen brauche, ſo werde ich durch dieſe Erſparniſſe mit Gottes Hülfe den Aufwand wohl beſtreiten können. Sauer wird es mir freilich werden, beſonders das Faſten des Morgens, aber es hilft nichts. Ja, ja, mein Kind, dieſer Liberalismus wird mich angreifen, ſchwächen, vielleicht gar zu Grunde richten, aber den Anforderungen der Zeit muß dennoch genügt werden! Nun, wie Gott im Himmel will! Er, der Alles zum Beſten zu lenken weiß, wird ſich auch eines liberalen Salzſchreibers erbarmen.

Doch jetzt lebe wohl, Du hochverehrte Esperance! Es klopft an meine Thür, ich muß ſchließen. Der Copiſt Mundus kommt, um mich zum Vogelſchießen abzuholen. Nächſtens mehr von dieſem ſeltſamen Menſchen. — Ich bin

Dein S.

An Eſperance.

Kleinweltwinkel, 20. Mai.

Ich habe die Feder einige Tage ruhen laſſen, weil der Drang der Begebenheiten zu groß war. Dazu kam, daß ich immer auf ein Antwort-Blättchen von Deiner Hand gehofft, um, eh' ich Dir weiter ſchriebe, zu ſehn, ob Du mich nicht etwa für toll hielteſt. Aber Du biſt auf Einmal verſtummt, edle Freundin, und mir bleibt Nichts Anderes übrig, als auch ins Stumme hinaus Dir dennoch zu ſchreiben. Alle meine Gedanken ſind einmal ſchon geborene Briefe an Dich, die ich nur auf die Poſt zu geben brauche. Indem Du ſie entſiegelſt, haſt Du mein Herz entſiegelt, und unter dem viereckig geſchnittenen Couvert ſteckt ein ganzer, armer, närriſcher Menſch, der die

Hände nach Dir ausſtreckt. Klopfe ihm nicht auf die Finger, ſondern höre ihm zu, was er ſagt und wie es ihm geht. Geſagt und geklagt muß es ſein. So klagt der geſchoſſene Rehbock des Waldes ſelbſt noch dem Jäger, der ihn getroffen, ſein Leid ins Ohr, während ihn dieſer theilnehmend auf ſeine Schulter ladet, und der Rehbock, dies für einen Freundſchaftsdienſt anſehend, ſchätzt ſich noch einmal ſo glücklich, und ahnt nicht, daß der Andere bei ſeinen Schmerzen nur den Vorgeſchmack des künftigen Rehbratens empfindet. —

Ich habe verſprochen, Dir von einem Mann etwas zu erzählen, der ohne Zweifel die originellſte Figur in unſerm Salzſtädtchen iſt. Copiſt Mundus war im Blüthenalter ſeines Lebens Huſar, und trägt aus dieſer Periode ſeiner Thaten noch die pelzverbrämte Huſarenmütze, die ihm, nebſt einem ebenfalls übrig gebliebenen martialiſchen Schnurrbart, zu einem ſonſt vor Alter ehrwürdigen Haupt charaktervoll genug ſteht. Bei weitem merkwürdiger als ſein Aeußeres iſt jedoch ſein Inneres, in das, da er mich beſonders liebt, vielfältige Geſpräche mit ihm mich tiefer haben blicken laſſen. Dieſer Menſch hat ſich nach einem Leben, das ganz und nur der That gewidmet war, nun, ſeitdem er hier bei unſerm Salzamte als Copiſt angeſtellt worden, durchaus und völlig in die Reflexion geſtürzt. Alles an und in ihm iſt Reflexion, jeden Tintenklecks, den er unglücklicherweiſe bei ſeinen Abſchreibereien macht, weiß er gleich mit der ganzen Weltgeſchichte in Beziehung zu ſetzen, und die tiefgehendſten Raiſonnements darüber anzuſtellen, und kein einziges Ereigniß, ſelbſt im gewöhnlichſten Leben, ſteht ihm einzeln da, ſondern er muß es ſich in Zuſammenhang mit einem früheren, ſei es aus der alten oder der neuen Zeit, bringen. Ich nenne ihn oft im Scherz die ambulirende Mäuſefalle der Reflexion, weil er wirklich mit jedem Luftzug, den er ſchnappt, Reflexionen fängt. Man muß aber ſeine Excurſe über die Weltgeſchichte mit angehört haben, um einen Begriff davon zu bekommen, wie doch eigentlich Alles im Univerſum zuſammenhängt! Er iſt, in der That, der Geſchichtsphiloſoph von Kleinweltwinkel! Und Alles, was geſchehen, weiß er auf ein einziges Prinzip der Dinge zurückzuführen, das ihm überall Stich hält und er überall als Grundgedanke durchzuführen verſteht. Dies iſt das Prinzip der Kaltblütigkeit. Man nennt ihn deshalb auch hier nur den Kaltblütigen, weil er behauptet, daß die Welt nur ſtehe und ſich halte, indem ſie auf dem Princip der Kaltblütigkeit baſirt ſei.

Dieſer Mann iſt jetzt in dem Augenblick, wo ich Dir von ihm ſchreibe, ſchon todt, ein Opfer der Reflexion! Doch ich will dem traurigen Faden der Begebenheiten nicht vorgreifen, und Dir der Zeitfolge und Ordnung nach Alles berichten. Zugleich muß ich jedoch davon abſtehen, Dir ſeinen Charakter und ſein Weſen durch die bloße Erzählung anſchaulich genug vorſtellen zu können. Ich theile Dir daher lieber ein Geſpräch mit, das ich noch an dem Tage, wo er mich zum Vogelſchießen abholte, auf dem Wege dorthin mit ihm gehabt, und worin er ſich noch einmal, — leider ſo kurz vor ſeinem Hingange! — mir in der ganzen Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten erſchloß. Zuvor iſt nur noch die Bemerkung vorauszuſchicken, daß er an dieſem Tage nicht ſeine gewöhnliche Huſarenmütze trug, ſondern in der Uniform eines Schützen-Königs, mit dreieckigem Hut und Flinte, neben mir her ſtolzirte, da er der Schützenkönig des vorjährigen Vogelſchießens war.

Ich. Mein lieber College Mundus, wie geht die Welt? Was ſagt Ihre Weisheit zu den neueſten Begebenheiten dieſer wunderlichen Zeit?

Copiſt Mundus (gähnend die Flinte über die Schulter legend). Begebenheiten? Mein lieber College Seeliger, habe ich Ihnen denn nicht ſchon einmal bewieſen, daß es eigentlich gar keine Begebenheit giebt, ſondern die ganze Weltgeſchichte nichts als eine optiſche Spiegelfechterei des Gedankens iſt? Was iſt Begebenheit? Was iſt Factum? Lumpereien ſind es, die nur im Gehirn der Nichtdenker exiſtiren, während eine kaltblütige Betrachtung der Geſchichte in allem Geſchehenden nur eine reine Gedankenſchwebung wahrnehmen wird. Das iſt aber eben der grandioſe Irrthum der Geſchlechter ſeit Jahrtauſenden, daß ſie immer für Begebenheiten anſehen, was doch nur Geiſtererſcheinungen des Gedankens ſind, und durch dieſen Irrthum hat ſich eigentlich die Geſchichte nur bis auf unſere Zeit noch fortgepflanzt, denn die Geſchichte müßte längſt zu Grunde gegangen ſein, wenn ſich die Völker nicht immer noch in ihrem Wahn an den Begebenheiten abgearbeitet hätten, ſtatt ſich dabei ſtill zu beruhigen, daß ja Alles nur Gedanke iſt! Und welcher kaltblütige Menſch wird ſich um eines bloßen Gedankens willen ereifern? Was iſt Gedanke? Was iſt Idee? Lumpereien ſind es, die Jedermann auf der Straße finden kann, wenn er nur den Kopf auf dem rechten Flecke hat. Die Geſchichte ſoll und muß aber nothwendig einmal im Gedanken untergehen und ſtillſtehen; denn es iſt offenbar nichts als ein Uebelſtand und leidige Quälerei, Geſchichte zu haben. Wie lange wird es noch dauern, ſo wird auch die kreuzlahm gewordene Begebenheit der Geſchichte nicht mehr auf die Beine zu helfen vermögen, und die Völker werden ſo in Gedanken verſunken ſein, wie jener Regenſchirm in der Wochenblatts-Annonce, der in Gedanken auf einem Kaffeehauſe ſtehen geblieben war. Die Völker werden dann einſehen, daß es, wie geſagt, keine Begebenheiten giebt; ſondern nur Gedanken, und werden es von dieſem Augenblicke nicht mehr der Mühe werth halten, eine Hiſtorie zu haben, da ſeinen Gedanken Jeder in ſeinen vier Pfählen beim Fliegenfangen ungeſtört nachhängen kann. Die ganze Welt wird dann ruhig und kaltblütig ſein. Dann wird anerkannt ſein, was ich immer behauptet habe: Kaltblütigkeit iſt das höchſte Prinzip!

Ich (mich an ſeinen Arm lehnend). Mir ſchwindelt! Halten Sie mich, halten Sie mich! Sie prophezeien das letzte Ende der Dinge, und das jüngſte Gericht, und Alles mit der größten Kaltblütigkeit, lieber College! Mehr Beweiſe, mehr Beweiſe, muß ich bitten, oder ich ſtoße Ihre ganze Theorie über den Haufen!

Copiſt Mundus. Beruhige Er ſich, junger Mann! Sei Er beſonnen, kalt, und es wird Ihm Alles klar werden. Soll ich Ihm das Verhältniß zwiſchen Begebenheit und Gedanke in der Geſchichte noch weiter vordemonſtriren? Sieht Er wohl, wie jede Begebenheit nur ein Gedanke iſt, darum hängt ja eben in der Geſchichte Alles auf das Genaueſte zuſammen! Es war z. B. keine

Begebenheit, als der langnaſige Römer Cäſar an den Iden des März umgebracht wurde, ſondern es war der richtige Gedanke, den Brutus gefaßt hatte, daß das Einzelne ſich nicht wichtiger machen ſolle als das Ganze. Dieſer nämliche Gedanke hatte eigentlich ſchon kurz vorher dem Cato Uticenſis das eigene Schwert in den Leib getrieben, weil er ſah, daß Cäſar ein zu ſchlechter Denker war, um jenen einfachen Gedanken faſſen zu können. Cäſar aber hatte offenbar ſchon immer die Vorahnung gehabt, daß er einmal auf die kläglichſte Weiſe an einem Gedanken ſterben würde, denn er haßte bekanntlich während ſeiner Lebzeiten alle Denker und hielt ſie ſich mit einer gewiſſen Scheu vom Leibe. Brutus und Caſſius waren aber ohne Zweifel die beſten Denker ihres Volkes, denn ſie dachten, als es nicht mehr auszuhalten war, geradewegs an Cäſar's Tod. Dieſer Gedanke manifeſtirte ſich nun an den Iden des März mit logiſcher Schärfe, und der Tod des Cäſar war eigentlich, wie ſchon angedeutet, nur der nothwendig zu erfolgende Gedankengegenſatz zu dem Tode des Cato von Utica. Cato brachte ſich um, Cäſar's willen um, und Cäſar wurde um des Gedankens willen umgebracht, um deſſentwillen der ſich umbringende Cato eben in dieſe Deſperation gerathen war. So läßt ſich in der Geſchichte, wenn man ſich die Mühe dazu giebt, Alles auf einen und denſelbigen Gedanken zurückführen. Wie der Vogel Strauß ſeinen Kopf im Sande verſteckt, um nicht geſehen zu werden, ſo verkriecht ſich auch der Gedanke oft hinter der hiſtoriſchen Begebenheit, aber ein kaltblütiger Jäger läßt ſich dadurch nicht irre machen, ſchießt ab, und erlegt das Wildpret doch. Gedanke! Gedanke! Es iſt das Endziel der Geſchichte, uud er wird die Völker glücklich machen. Sie werden keine Abgaben und Steuern mehr zu bezahlen brauchen, wenn erſt Alles im Gedanken aufgegangen iſt; denn Gedanken ſind ja zollfrei, wie ſchon das Sprüchwort lehrt. Doch um auf etwas Anderes zu kommen, guter Salzſchreiber, kann Er mir wohl ſagen, warum unſere alte knarrige Thurmuhr in Kleinweltwinkel jetzt eben drei ſchlägt, und warum ſie nicht eben ſo gut vier ſchlagen könnte?

Ich (meine Taſchenuhr herausziehend). Das will ich Ihnen ſagen, großer Copiſt Mundus, weil ſie falſch geht; denn ginge ſie richtig, wie die meinige, müßte ſie allerdings in dieſem Augenblick ſchon vier ſchlagen. Die Zeit ſchleppt in Kleinweltwinkel immer um ein ganzes Minutenſyſtem nach.

Copiſt Mundus (ohne ſich außer Faſſung bringen zu laſſen). Ausflüchte, Ausflüchte, Herr Salzſchreiber! Komm' Er mir doch mit ſolchen rein thatſächlichen und begebenheitlichen Einwänden nicht! Glaubt Er das große Welträthſel dadurch zu beſeitigen, warum drei nicht vier iſt? Sieht er, die Zeit iſt offenbar die fortgelaufene Schlange aus dem Paradieſe, die vor dem Fall des Menſchengeſchlechts noch ſtillverſchlungen auf dem Baume der Erkenntniß ſaß und ſich nicht rührte, und jetzt, obwohl es ihr längſt leid geworden, doch ſo lange laufen und laufen und immer laufen muß, bis ſie ſich von ſelbſt wieder ins Paradies zurückgefunden. Nun iſt die eigene Schwierigkeit vorhanden, daß ſie immer vorwärts zu laufen genöthigt iſt, während ſie doch eigentlich rückwärts das Paradies zurückgelaſſen hat, und deshalb weiß die Zeit, welche die Schlange iſt, auch nie recht, wohin ſie ſich wenden ſoll. Man kann daher bemerken, daß ſie alle Jahrhundert einmal wieder verſucht, einige Schritte zurückzumachen, in der hypochondriſchen Meinung, daß das Paradies doch am Ende wohl hinter ihr liegen könne, und in dieſer Vorausſetzung wäre es dann eigentlich ganz gleichgültig, ob drei Uhr vier Uhr oder ob vier Uhr drei Uhr iſt. Sieht Er aber wohl, dem iſt keineswegs alſo. Die alte Schlange mag ſich in den Schwanz beißen, ſo viel ſie will, um in ihrer Verzweiflung dadurch anzudeuten, daß die Zeit ein Kreis iſt ohne Anfang und Ende, ſie muß doch immer den langen Ringelleib wieder aufrollen, weil es ihr Fluch iſt, das vorwärts zu ſuchen, was ſie rückwärts gelaſſen hat. Und ebendeßhalb iſt drei nicht vier Uhr, weil drei Uhr um eine Stunde rückwärts und vier Uhr um eine Stunde vorwärts zum Paradieſe iſt. Darum ſind auch alle Uhren rund, weil ſie in dieſer Form den Verzweiflungskampf der Zeitſchlange zwiſchen Rückwärts und Vorwärts mathematiſch richtig vorſtellen, indem dieſelbe, wie geſagt, ſich vor Angſt in den Schweif beißt und ſo einen Kreis beſchreibt, den die Uhrmacher ſinnbildlich feſtgehalten haben. Deshalb aber auch iſt die Zeit, weil ſie die Schlange iſt, die Allverführerin, die immer ſucht, wen ſie verlocke. Zeitpolitik und Zeitungen ſind die giftigen Schlangeneier, die mancher Thor im verblendeten Eifer an ſein Herz nimmt, um ſie auszubrüten, bis er endlich ſehen muß, daß er ſich junge Schlangen daraus auferzogen, die ihm die Bruſt zerfleiſchen werden. Hüt' Er ſich, hüt' Er ſich, Herr Salzſchreiber! Ich weiß, er hat ſich auf der Poſterpedition Zeitungen beſtellt! Was ſollen Zeitungen in Kleinweltwinkel? Darum lieb' ich eben dieſen Ort ſo ſehr, weil wir hier über die Begebenheit längſt hinaus ſind, und Langeweile — ich meine jenen ſinnigen Frieden der Langenweile — genug übrig haben, um uns ganz dem reinen Gedanken hingeben zu können. — —

Es war wirklich Schade, daß wir jetzt eben auf der langen Wieſe angelangt waren, und die dort verſammelte bunte Menge uns aufnahm und auseinanderbrachte; denn Copiſt Mundus war jetzt gerade im Begriff, auf ſein intereſſanteſtes Thema zu kommen.

Der Vogel ſtand noch unverſehrt oben auf der Stange, und ein Schütze nach dem andern trat ab und zu, ohne des beſten Schuſſes Meiſter zu werden. Ich ſtellte mich etwas abſeits aus dem Gedränge, um das Volk recht in Muße beobachten zu können. Fürwahr, ein triſtes, trübſeliges, trauriges Volk! Wie ſie ſich freuen, wie ſie ſich amüſiren, und ſebſt an ihrer Freude wie ein Laſtthier ſchleppen und keuchen! O mein Gott, das iſt ein Deutſches Volksfeſt! Der Deutſche verräth ſeine Schwerfälligkeit am meiſten, wenn er ſich freuen will; nur im Schmerz wird er poetiſch, edel und ſelbſt genial! Sogar in der Deutſchen Sprache ſind die Ausdrücke und Interjectionen der Freude dürftig, plump, herzbeklommen und ohne hellen Jubelklang, während ſie aus einer Franzöſiſchen Kehle wie ein lachendes Trompeterſtück herausſchmettern. Und ſo ſtill, ſo entſetzlich ſtill wird das Volk, wenn es ſich in Maſſe bei einander befindet! Es iſt, als ob ſich Einer vor dem Andern ſeiner Nationalität wegen genirte, und immer im Begriff wäre, mit dem Hut in der Hand um Verzeihung zu bitten, daß er auch zu exiſtiren wagt.

Ich wurde in meinen Betrachtungen durch den Bälgetreter Flitzbogen unterbrochen, der mir ſeine Flinte anbot, und fragte, ob ich nicht auch einen Schuß verſuchen wolle, was ich mit Kopfſchütteln ablehnte. Der alte gute Mann hatte auch eigentlich nur Gelegenheit geſucht, mit mir von ſeinem Sohn zu ſprechen, der heut in Kleinweltwinkel angekommen war und ſich ebenfalls unter den Feſtgängern auf der Wieſe befand. Ich hatte ſchon früher von dieſem jungen Flitzbogen gehört. Er hatte ſtudirt, ſich dann als fahrender Candidat der Theologie eine Zeitlang umhergetrieben, war in Rheinbaiern Hauslehrer geweſen, revolutionairer Umtriebe verdächtig geworden; man hatte ihn feſtgenommen, die Anklage des Umſturzes des Beſtehenden gegen ihn anhängig gemacht, und endlich vor einem gutherzigen Aſſiſengericht dortiger Gegenden wieder freigeſprochen. So war er jetzt in ſeinen Geburtsort Kleinweltwinkel wieder zurückgekehrt, wahrſcheinlich um ſeinem betagten Vater, der ein kleines Vermögen beſaß, zur Laſt zu fallen. Dieſer aber zeigte ſich hocherfreut, ſeinen Einziggeborenen wiederzuhaben, und wies ihn mir mit der Hand, wie er eben im Begriff war, nach dem Vogel zu ſchießen. Es war ein junger weißblonder Menſch von bleicher abgelebter Geſichtsfarbe, aber kecken Augen. Sein alter Vater glaubte, daß er nun zurückgekommen ſei, um zu predigen und ein geiſtliches Amt zu übernehmen, und bedauerte nur gegen mich, daß ihm ſein ſchweres Gehör nicht verſtatten werde, ſeinen Sohn, den er mit ſo vielen Koſten habe ſtudiren laſſen, jemals predigen zu hören. Er litt, wie alle Bälgetreter, an Taubheit. Aber ſiehe! in dieſem Augenblick hatte der junge Flitzbogen losgeſchoſſen, und ein allgemeines Lärmen und Schreien erhob ſich auf der ganzen Wieſe, denn der Königsſchuß war gefallen. Der Neuangekommene hatte ſich ſogleich zum König der Kleinweltwinkler Schützengilde geſchoſſen. Alles drängte ſich herzu, ihm zu gratuliren, und der Bälgetreter, dem die Thränen der Vaterfreude in den grauen Augen ſtanden, rannte ebenfalls, ſoweit es ſeine alten Beine nur erlaubten, um ſeinen Sohn an ſein Herz zu ſchließen. — Ich ſtand wieder allein. Die dunkeln Schatten meiner Melancholie ſpannen ſich wie ein ſchwarzer Schleier ſelbſt über den ſchönen grünen Maitag, der das Feſt meiner Mitbürger ſo herrlich begünſtigte. Ich blickte ſehnſüchtig dem Vogel nach, der aus den Wipfeln der alten Linde zwitſchernd herausfuhr und mit luſtigem Flattern in das wolkenloſe Blau des Himmels aufſchwebte. Thränen ſtürzten mir aus den Augen, ich wußte ſelbſt nicht warum. O mein Gott, ſind das die Flitterwochen meines Liberalismus? Hat mir der Herr von Zodiacus ſo meinen Zeitpips curirt?

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo, in meine Schwermuth verſunken, dageſtanden, als ich plötzlich durch einen Zank erweckt wurde, der auf der Vogelwieſe ausgebrochen zu ſein ſchien. Ich unterſchied die dumpfe Stimme des Copiſten Mundus, die mit ſelten gehörter Heftigkeit in der Ferne grollte und von einer jüngeren mit wieherndem Geſchrei erwiedert wurde. Dies belebte einigermaßen meine Neugier, und ich wand mich durch das Gedränge hindurch, um zu ſehen, was es gäbe.

Die Streitenden waren in der That niemand anders als der alte Mundus und der junge Candidat Flitzbogen. Erſterer hatte ſich nämlich bald nach dem Meiſterſchuß angeſchickt, ſeine Königswürde vom vorigen Jahre an den neuen Schützenkönig abzutreten, und denſelben mit den damit verbundenen Inſignien zu belehnen, als der Andere zum höchſten Erſtaunen aller Anweſenden entſchieden erklärte, daß er die Königswürde nicht annehmen werde. Dies war in Kleinweltwinkel noch nicht vorgekommen, und erregte einen allgemeinen Unwillen, beſonders aber den des Copiſten Mundus.

Ich will ſchlechterdings nicht König ſein! ſchrie Candidat Flitzbogen, indem er dem im ruhigen Zorne daſtehenden Mundus leidenſchaftlich vor der Naſe herumgeſticulirte. Macht Alles aus mir, nur keinen König! Selbſt ein Schützenkönig zu ſein, bringt in heutiger Zeit Gefahr! König, König will ich nicht ſein, damit laßt mich ungeſchoren, und ſomit Sela!

Kaltblütigkeit iſt das höchſte Princip! erwiederte der vorige Schützenkönig mit großartiger Mäßigung. Darum will ich Ihm, junger Mann, ganz ruhig auf ſeine hochverrätheriſche Rede antworten. Sieht Er wohl, Er hat dem Vogel die Krone abgeſchoſſen, und folglich iſt Er Schützenkönig! Alles hängt in der Welt genau zuſammen und läßt ſich auf ein und denſelben Gedanken zurückführen. Wer eine Krone geſchoſſen hat, iſt König! Es iſt ein Werk des ſpieleriſchen Ohngefährs, auf das Er ſich, junger Mann, nichts einzubilden braucht. Sei Er König mit Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, und es wird Ihm nichts Uebeles begegnen. Lerne Er erſt gehorchen, und das Regieren wird Ihm dann leicht werden. Gehorche Er mir alſo, und nehme Er dieſen Königshut, wie es der Sinn des heutigen Feſtes verlangt, nur erſt aus meiner Hand an, und regiere Er darauf in Frieden!

Was Königshut? lachte der übermüthige Flitzbogen, indem er den ihm dargebotenen Hut in die Hand nahm und komiſch betrachtete. Dies iſt ja ein Dreimaſter! Das deutet eine Dreiheit der Gewalten an, — Volksrepräſentation, Regierung und König — wie ſie nur im beſten conſtitutionellen Staate gefunden werden kann! Und das nennt Ihr im Ernſt einen Königshut? Herr Copiſt Mundus, Ihr wollt mich foppen! Wer wird die Königswürde in Form eines Dreimaſters repräſentiren? Geht, geht, ich halte Euch jetzt für einen geheimen Revolutionair! Wenigſtens ſeid Ihr ein Zeitgemäßer, ein Liberaler! Gebt mir Eure Hand, wir müſſen Freunde werden, wir müſſen uns dutzen, und ich bitte Euch, ſagt nicht mehr: Hör' Er mal, zu mir! Kommt, vivat hoch, der Dreimaſter ſoll leben! —

In dieſem Augenblick fielen meine Augen auf den Herrn von Zodiacus, der plötzlich dicht neben den Streitenden geſehen wurde. Er war wie aus dem Boden hervorgeſchoſſen, da er noch kurz zuvor, worauf ich meinen Kopf verwette, durchaus nicht auf der Wieſe ſichtbar geweſen war. Ich wußte zwar, daß er ſich noch immer in unſerm Orte aufhielt, wegen der Krankheit ſeiner alten Großmutter (der ſcharlachrothen Sphinx, von der ich Dir geſchrieben); aber ich vermuthete ihn mir nicht an dieſer Stelle, weshalb mich ſein Erſcheinen ordentlich mit Grauen überlief. Ich glaubte, daß er nun Frieden ſtiften werde, aber die lange, hagere Figur ſah mit ihrem gewohnten Lächeln dem Wortwechſel der Beiden, die ihn gar nicht zu bemerken ſchienen, zu, und ließ eher ein höhniſches Wohlgefallen darüber in ſeinen Geberden blicken.

Dem Copiſten Mundus war bei den letzten Worten des Candidaten Flitzbogen die große Zornader auf ſeiner hohen Stirn faſt zu einem dicken Reifen angeſchwollen. Junger Mann, ſagte er dann mit dem höchſten Aufgebot verächtlicher Kaltblütigkeit, Ihr wißt nicht, was Ihr thut, und deshalb vergebe ich Euch, daß Ihr einen Mann beleidigt, der vierzig Jahr Soldat und Huſar geweſen, und das will mehr ſagen, als ſeit geſtern liberal ſein! Euerm Liberalismus fehlt es an Allem, was ihn zu einem tüchtigen Huſaren auf dem Kriegsſchauplatz der Weltgeſchichte machen könnte, und er würde höchſtens in eine Strafcompagnie der Geſchichte gehören; Euerm Liberalismus fehlt es noch ganz an Säbel, Carabiner, Pferd und Reitzeug, und er iſt daher nur zu bemitleiden, daß er, wie die Kinder zu Weihnachten, auf einem hölzernen Steckenpferd auf Abendteuer ausziehen muß! Der ganze Liberalismus iſt auch nur ſo ein Weihnachtsreiter aus Franzöſiſchem Pfefferkuchen, welchen der leibhafte Teufel den Deutſchen aus Ironie zum heiligen Chriſt beſcheert hat, und da Ihr mir zugeben werdet, daß Alles in der Welt genau zuſammenhängt, ſo werdet Ihr auch zugeben müſſen, daß Ihr ſelbſt und Euer Liberalismus mit Herrn Lucifers Mäjeſtät zuſammenhängt! Dieſe Reflexion ſei mein Triumph über Euch! Sie iſt zugleich die Reflexion höchſter Kaltblütigkeit!

Das iſt eine höchſt beleidigende Reflexion! ſchrie Flitzbogen, indem er ſich wie außer ſich ſtellte. Auch ich war zur Reflexion geboren, auch mir hat die Natur an meiner Wiege Freuden zugeſchworen, doch ſolche Reflexionen ſind mir noch nie geboten worden! Rings umgeben von einem ganzen Zeitalter voll Reflexion, ſtehe ich doch furchtlos hier, und erkläre keck allen hier auf dieſer Wieſe verſammelten Deutſchen ins Angeſicht, daß ich der Mann nicht bin, der ſich ſelbſt durch eine Reflexion ſchikaniren ließe! Was iſt eine Reflexion, daß ſich ein freier Menſch darüber krank ärgerte? Ich bin frei, ich bin liberal, ich bin der

Candidat Flitzbogen! Ich habe mit Wirth und Siebenpfeifer auf das Eine und ungetheilte Deutſchland angeſtoßen, und zu der Schrift Wirths über die Deutſche Reform, die der große Mann im Gefängniß ſchrieb, habe ich ihm, als ich ihn dort beſuchte, die Schreibfedern geſchnitten, weil ich gerade ein Federmeſſer bei mir hatte! Die Aſſiſen von Landau wollten mich deshalb mit in den berühmten Hochverraths-Prozeß hineinziehen, aber ich war ſo kühn, zu beweiſen, daß ich nicht an der Zerſpaltung der beſtehenden Ordnung, ſondern nur an der Spaltung eines Gänſekiels mitgewirkt hatte. Ein ſolcher Mann bin ich, und ſoll jetzt, nachdem ſich mein Deutſches Weſen bis zur Thatkraft in mir geſteigert hatte, nachdem ich einmal von einem wirklichen Factum in Deutſchland zu träumen gewagt, jetzt ſoll ich eine elende Deutſche Reflexion auf mir ſitzen laſſen? Nein, ich verlange Genugthuung, ich verlange vollſtändige réparation d' honneur! Ihr müßt Euch mit mir ſchlagen, Copiſt Mundus, um dieſer Reflexion willen müßt Ihr Euch mit mir ſchlagen, wenn Ihr wirklich vierzig Jahre Soldat und Huſar geweſen ſeid!

Auf den Geſichtern aller Umſtehenden malte ſich ein bleicher ſtummer Schrecken, als ſie eine ſolche in Kleinweltwinkel noch nie gehörte Herausforderung vernahmen. Der Herr von Zodiacus aber unterdrückte ein lautes Lachen des Wohlgefallens an dieſer Scene nicht, und nahm jetzt das Wort, indem er mit ſeiner heiſern Stimme zu einem Vergleiche rieth. Etwas muß allerdings hier zur Genugthuung geſchehen, ſagte er; denn es handelt ſich um keinen gewöhnlichen Zank, ſondern es ſind die Intereſſen der Zeitparteien, die zwiſchen den beiden Herren ins Spiel getreten ſind.

Ich will einer gütlichen Uebereinkunft nicht im Wege ſein, erwiederte Flitzbogen mit einiger Scheu gegen den Fremden. Aber ohne Duell kommt bei mir keiner davon, und ſollte es auch blos des Scheines wegen vor ſich gehen müſſen. Ich ſchlage daher vor, daß wir uns mit ungeladenen Flinten ſchießen; denn da dem Herrn Copiſten Mundus Kaltblütigkeit das höchſte Princip iſt, ſo wird er es hoffentlich zufrieden ſein, daß wir uns auf kalte Schüſſe duelliren.

Der Heiſere lächelte dem muthwilligen Candidaten beifällig zu, den er überhaupt ſchnell liebgewonnen zu haben ſchien. Ich erbiete mich zum Secundanten in dieſem höchſt ergötzlichen Zeit-Duell, ſagte er dann.

Eine andere Schwierigkeit war jedoch, den erhabenen Sinn des Copiſten Mundus zur Einwilligung in dieſe Farce zu bewegen. Er ſtand lange ſtumm und kopfſchüttelnd da, wie von einer bangen Vorausahnung ſeines Unterganges ergriffen, und nur mit Mühe ſagte er Ja, als ihn ſeine Freunde, die froh waren, daß die Sache in einen Scherz auslief, von allen Seiten dazu überredeten. Ort und Stunde wurden endlich beſtimmt, und ganz Kleinweltwinkel verſprach ſich eine luſtige Unterhaltung von dieſer Geſchichte. — —

Als man ſich darauf zum gemeinſamen frohen Mahle, das mit einem Ball endigen ſollte, nach dem Saale des Schützenhauſes begab, hatte ich unterwegs ein Geſpräch mit dem Candidaten Flitzbogen. Er hatte ſich nämlich zuerſt an mich gemacht, da ihm ſein Vater wohl geſagt haben mochte, daß ich auch ſo eine Art Halbſtudirter ſei, und ich erkundigte mich mit vieler Theilnahme bei ihm nach ſeinen Schickſalen und Fahrniſſen in Rheinbaiern und Süddeutſchland überhaupt. Ich weiß nicht, trieb mich mein guter Geiſt dazu, dieſen Menſchen nach dem Gedeihen des Liberalismus zu fragen, um mir alle liberalen Anfechtungen bei mir ſelbſt verhaßt zu machen?

Flitzbogen lächelte widerwärtig, als ich ihm einige meiner Bemerkungen geſagt hatte. Ei, ei, Herr Salzſchreiber, rümpfte er mir dann zu; wie ich höre, pfuſchen Sie auch ein wenig in die Zeitintereſſen. Aber ſagen Sie mir, wie denken Sie es anzuſtellen, um hier in Kleinweltwinkel die Freiheit zu erhaſchen? Oder werden Sie ihr, wie jenes Kind dem Vogel, den es einfangen wollte, Salz auf den Schwanz ſtreuen, um ſich deſto gewiſſer ihrer zu bemächtigen?

Dieß verdroß mich ſo ſehr, daß mir in dieſem Augenblick die ganze Sache der Freiheit hätte gram werden können. Ich wollte eben auch mit einem Witz auf ihn losbombardiren, als er mir in das Schützenhaus hinein entwiſchte, wo wir inzwiſchen angelangt waren. Von dem großen Souper, das jetzt erfolgte, ſage ich Dir kein Wort, geliebte Freundin. Mir ſchmeckte kein Biſſen. Selbſt die Krebspaſtete rührte ich nicht an, ſo daß die Frau Salinen-Inſpectorin, neben der ich ſaß, mitleidig über mich armen Tropf lächelte.

Von dem Ball erzähle ich Dir ebenfalls nichts. Ein ſo linkiſcher Menſch, wie ich, der kaum aufrecht auf den Beinen ſtehen gelernt hat, taugt in keinen Ballſaal, wo alle Grazien Kleinweltwinkels verſammelt ſind; und doch kommen mir nie ſo wunderbar romantiſche Gedanken in den Kopf, als gerade, wenn ich tanzen ſehe. Ich lief aber hinaus in den Abend, der wohlthätig über Fluren und Wegen dunkelte, und ſein milde verſchleierndes Geſpinnſt auch über mein finſteres Antlitz hinſpann. O welche Wohlthat, keine Menſchen ſehen und ſich ſelbſt nicht ſehen, welche Wohlthat, in tiefſter Nachteinſamkeit ſich ruhig ſterben laſſen und mit den Nachtlüften vergehen! Ich griff nach den Glühwürmern, die golden im Buſch flogen, ich riß von den Bäumen die neuen grünen Blätter ab, um mir die Thränen damit zu trocknen, ich ſeufzte laut und gewaltig, daß die ſingende

Nachtigall im Walde vor Schrecken verſtummte! Ich wünſchte, ich wäre nie geboren worden, um liberal zu werden!!

Doch was ſpreche ich von mir? Von zwei andern Unglücklichen will ich Dir lieber erzählen, die hier bereits als ein Opfer der Zeitparteiung ſich ins Elend geſtürzt haben. Jenes Duell zwiſchen dem Copiſten Mundus und dem Candidaten Flitzbogen, das um eine Reflexion des Erſteren entſtanden war, fand am folgenden Tage wirklich verabredetermaßen Statt. Esperance, ich verwette meinen Kopf darauf, daß ihre Flinten nicht geladen geweſen waren; denn ſie hatten ſie vorher in meinem Beiſein probirt. Und doch,. kannſt Du Dir es denken, in demſelben Augenblick, wo der Scherz, zu dem ſich mehrere Freunde zuſammengefunden hatten, losgehen ſollte, wurde der blutigſte Ernſt daraus. Beide drückten faſt gleichzeitig ab, und während wir Andern ſchon losjubeln wollten, und erwarteten, daß ſie ſich nun zur Verſöhnung in die Arme ſtürzen würden, hörten wir in demſelben Nu Knall und Blitz, ſahen Rauch und Feuer, und bemerkten, wie Mundus ſowohl als Flitzbogen zu Boden geſunken war. Sie ſchwammen Beide in ihrem Blut, mein guter Mundus röchelte nur noch. Er hatte einen Schuß in den Unterleib erhalten, Flitzbogen aber ſchien nur am Fuße verwundet. Herbeigeholte Hülfe hatte wenigſtens für Mundus keinen glücklichen Erfolg. Nach drei Stunden war dieſer Edele verſchieden. Es ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel über dieſer tragiſchen Begebenheit, und noch kein Kleinweltwinkler hat ſie zu enträthſeln vermocht. Ich bin vielleicht der Einzige, der einigen Grund dieſes Unheils darin zu finden ſuchte, daß jener unheimliche Zodiacus, aus dem kein Menſch klug werden kann, als Secundant zugegen geweſen. Wie es aber dennoch zugegangen, und ob ſie aus Haß gegen einander gleichwohl geladen, oder ob ihnen der Böſe ſelbſt die ungeladenen Flinten mit geladenen vertauſcht, darüber iſt ebenſo ſchwer ins Reine zu kommen, wie über die bekannte Vertauſchung der Rapiere in Shakeſpeare's Hamlet, als ſich der Dänenprinz mit Laertes duellirte. Beide Fälle erwarten ihre Aufklärung von einer ſpäteren Nachwelt.

Was den Flitzbogen anbetrifft, ſo höre ich eben, daß ihm der rechte Fuß hat abgenommen werden müſſen. Hilf Himmel, es iſt junges Blut, und wer kann ſich des Mitleidens erwehren! Nun wird er erſt hinken, wie ein rechter liberaler Ultra. Du aber ruhe in Frieden, mein Mundus! Im Tode wirſt Du nun hoffentlich erſt recht eingeſehen haben, daß Begebenheit und Gedanke Eins ſind, und daß Alles in der Welt genau zuſammenhängt! Der Tod iſt der größte Gedanke und das größte Factum zugleich! Ich habe Dich lieb gehabt, Du warſt ein närriſcher Geſchichtsphiloſoph! Ich werde noch lange an Dir zu lachen haben. Die Erde ſei Dir ſo leicht, wie Dir Deine Reflexionen wurden! Sela! Sela! — —

Und ſo lief dieſer Streit aus, der ſich daher entſponnen, daß Flitzbogen nicht hatte König werden wollen. Dieß, o geliebte Freundin, hat mich im ſtillen Nachdenken meiner letzten ſchlafloſen Nacht auf lange hiſtoriſche Betrachtungen über die Idee des Königthums gebracht, welche endlich in folgender Phantaſie ausliefen, die ich mich nicht entblöde, Dir hier zum Beſten zu geben:

Die Frauen ſollten König ſein!

Ja, ja, nur die Frauen ſollten König ſein! Ihnen beugten die Völker ſich gern im liebenden Gehorſam, und das ganze Königthum wäre nichts weiter als eine Repräſentation des Schönen und Milden auf der Menſchheit Thronen. Das Verhältniß zwiſchen König und Volk würde allgemeine Sache der Galanterie werden, und all das Mordſpectacel der Geſchichte ginge unter in eleganten und gemüthlichen Formen. Die Völker würden lieber Stutzer werden als Demagogen, um nur ihrem hübſchen König auch recht zu gefallen, und die Politik verwandelte ſich ſammt und ſonders in eine große ſüße Courmacherei. Die Hiſtorie hat auch gezeigt, daß Frauen auf dem Thron faſt immer glücklich regierten, und um wie viel mehr wird dieß der Fall ſein, wenn ſie künftig nicht mehr als ungewohnte Ausnahmen, ſondern aller Orten und herkömmlich das Scepter führen, und das Volk ſich daran gewöhnt hat, daß es ſich zu ſeinem König gerade wie Mann und Frau verhält. Die Frauen ſollen König ſein! Sie verſtehen am beſten zu reſigniren und die Wirthſchaft zu führen. Sie haben die meiſten Talente für den Haushalt, warum nicht auch für den Staatshaushalt? Ein Mann iſt viel zu gewaltig, und deshalb zu gefährlich für ein Scepter; die Frauen aber ſpielen gern und laſſen gern mit ſich ſpielen, und daher taugen ſie gut auf einen Thron. Das Königthum iſt ja in ſeinem herrlichſten Sinne nur die Repräſentation einer Idee, und nur weil es eine Idee iſt, gönne ich ihm, daß es ſich von Gottes Gnade ſchreibt. Wer aber iſt geeigneter dazu, eine Idee zu repräſentiren, als die Frauen, dieſe ſinnduftenden Ideenblüthenbäumchen, die ſo recht von Gottes Gnaden knoſpen und wachſen im Erdgarten? Ein wahrer Mann iſt fortwährend ein zu ſtarker Ideenſtürmer, um ſelbſt mit Gottes Gnade ein friedlicher Ideenrepräſentant ſein zu können, aber die Frau waltet ſeegenbringend und ſtillbehütend im Kreiſe einer gegebenen Idee zur Luſt des ganzen Hauſes. Dieſe gegebene Idee des Vermittelns und Stillbehütens, welche Idee im Staate der Thron iſt, iſt eine ächt weibliche, ſie iſt der Thron der Weiblichkeit, ſie iſt die Weiblichkeit auf dem Thron! Die Frauen, wer weiß es nicht, haben die ſchönſte Conſtitution, und es iſt kein Zweifel, daß ſie daher auch immer gern mit einer ſchönen zeitgemäßen Conſtitution regieren werden. Vivant, vivant die Frauen am Regiment!

Ja, die Frauen ſollen König ſein! — Und nun Adieu, mein König! Ich bin

Dein

Unterthan **Seeliger.**

An Esperance.

1. Juni.

Ein grauer, grauer Junitag — o wie verkommen ſehen doch alle Frühlinge dieſes grauen Jahrhunderts aus! — hat ſchon ſeit vierundzwanzig Stunden ununterbrochen geregnet. Das iſt ein Erſäufen der Blumen und Blüthen, ein irres Jammern der Vögel in den Lüften, ein Verſtocken aller helleren Gefühle, und ein Verwäſſern des Spinats unten im Garten, daß man ſchon eine Sündfluth in ſich ſelber zu erleben meint. Aber ſiehe! da kam geflogen über den Waſſern her die Friedenstaube mit dem Oelblatt im Munde! Nämlich der alte Noak, der Poſtbote, deſſen Briefmappe wir hier immer, des Namengleichklangs wegen, die Arche Noah's zu nennen pflegen, klopfte an meine Thür, und nachdem er ſeine Arche geöffnet, ſchlüpfte mir daraus die ſchöne Friedenstaube, Dein Brief, entgegen, Du herrliche Esperance! und aufgeklärt war die Sündfluth, und himmelblau und ſonnenhell leuchteten die Sphären.

Ja, das iſt ein Brief mit einer Friedensmiene, und ich falte andächtig vor ihm die Hände. Du ſprichſt wie ein ſinnender, lächelnder, ſiegesgewiſſer Gott über die Wirren dieſer Zeit. Könnte ich nur an Deine Ruhe hinan! Aber dennoch Dank! Dank!

Und von meiner, der Sprache mächtig gewordenen Liebe ſagſt Du nichts? Aber ſchweige nur, ſchweige, ernſthaftes Mädchen! Ich verſtehe Dich doch, ich verſtehe in Deinem Brief die Telegraphenwinke der Liebe! Es iſt zeitgemäß, durch Telegraphen miteinander zu correſpondiren. Du haſt die Zeichen des Schweigens gegen mich herausgehängt, und ich werde Dir meine Gegenzeichen mit um ſo wortreicherer Beredtſamkeit machen.

Für heut aber höre nur noch einige Worte von mir. Ich bin auf morgen beim Herrn von Zodiacus, der noch immer bei uns verweilt, zum

Frühſtück eingeladen. Er ſchien mich in der letzten Zeit ganz vernachläſſigt zu haben, und auch ich mied ihn immer gern. Jetzt weiß ich nicht, was er von mir will; aber ſeltſam, ſo ſehr mich auch vor ihm graut, wie ſehr ich ihn auch für etwas Unheimliches halte, ſo fühle ich doch einen gewiſſen Drang in mir, wieder mit ihm zu ſprechen. Er iſt doch immer ein Mann, der viel in der Welt geſehen und erfahren, und aus deſſen Reden ſich etwas entnehmen läßt.

Ja, höre, Esperance! mit mir muß es anders werden. Auch Du, als eine junge Gelehrte, wirſt gewiß ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß das, was man erkannt hat, Einem gewiſſermaßen immer kleiner erſcheint, als es vorher aus der Ferne geſehen wurde; daher auch die populaire Redensart: etwas klein kriegen für verſtehen, ſtammt, welche, wie ich meine, in jener pſychologiſchen Erfahrung ihren Grund hat. So glaube auch ich nun den Liberalismus klein gekriegt zu haben, nachdem ich ihn recht verſtanden und erkannt. Es iſt ein antideutſches Element in ihm, das jedem braven Deutſchen, der es mit ſeiner angeſtammten Nationalität redlich meint, gefährlich und verdammenswerth erſcheinen muß! Es ſoll anders mit mir werden, es kann nicht länger mit mir ſo bleiben! Ich muß mit dem heiſern Zodiacus ſprechen!

Noch einen ſeltſamen Umſtand kann ich Dir nicht verſchweigen. Er betrifft die Magd des Herrn von Zodiacus, welche mir die Einladung zum dejeuner à la fourchette überbrachte. Eine ſolche Geſtalt, wie dieſe Magd, haſt Du nie geſehen; ſie übertrifft an Fremdartigkeit und Rührendem der Erſcheinung Alles, was nur eine wunderträumende Phantaſie ſich vorſpiegeln mag. Denke Dir die ſchönſten, edelſten, ja vornehmſten Formen, in ein ärmliches, zerriſſenes Magdgewand gekleidet, deſſen Dürftigkeit für die Dienerin eines ſolchen Herrn nur zu ſonderbar auffällig iſt. Denke Dir einen feingebogenen Schwanenhals, der ſchwermüthig auf die Bruſt herübergeneigt iſt, Unglück deutend; denke Dir ein ſchönes blaſſes Marmorgeſicht, große herrliche Augen, die funkelnd zum Himmel aufklagen, lange ſchwarze Locken in wilder Unordnung zerriſſen, denke Dir all' das Wunderſeltſame, das einer Königstochter im Magdkleide eigen ſein muß, und Du haſt ein Bild dieſes Mädchens, vor deſſen Anblick ich ordentlich in mir ſelbſt zuſammenſchrak.

Scheu, doch einen durchdringenden, ſchnellen Feuerblick mir zuſchießend, war ſie in die Thür getreten, und in derſelben ſtehen geblieben, nachdem ſie kurz und ſtammelnd, wie von Thränen erſtickt, ihren Auftrag geſagt.

Ich fragte, wie ſie hieße. Olympia! ſagte ſie, plötzlich ein wenig erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen. Wahrlich, wahrlich, ein zu prächtiger Name für ein bloßes Dienſtmädchen!

Mich ergriff das innigſte Mitleiden mit ihr. Ich trat ihr näher, faßte ihre feine weiße Hand, auch nicht die Hand einer Magd, und bat ſie, mir zu vertrauen, warum ſie ſo unglücklich ſei.

Da ließ ſie ihr dunkelbrennendes Auge lange und feſt auf mir ruhen, und lächelte endlich mit einer überirdiſchen Wehmuth im Blicke, daß ich ihr ſchluchzend hätte zu Füßen ſinken können. Nun erhob ſie die Stimme, nun flüſterte ſie ſonderbar tönende Worte, wie ich ſie nie gehört. Früher glänzte Leben, es glänzte, ſtrahlte, es ſaß prächtig da unter dem goldenen Baldachin alter Herrlichkeit! ſo rauſchte es klagend von ihren Lippen. Schöne Zeiten ſind an mir verwittert. Leichenblaß bin ich geworden. Bin ich nicht eine Magd? Wenn Du Mitleiden mit mir haſt, ſchenke mir ein hübſches ſeidenes Kleid. Dies iſt zerriſſen und ſchmutzig. Ich liebe noch immer hübſche Kleider. Nachts, wenn es mein Herr nicht ſieht, will ich es tragen und im Mondſchein damit ſpazieren gehn, und an ſchöne Zeiten dabei denken. Ach! ach! ſchöne Zeiten! Sie thun im Herzen weh, ſie ſchlagen heraus in tauſend Thränen! Alte Zeiten, neue Zeiten, Wahnſinn der Zeiten! Das iſt's! O unſeeliges Pelopidengeſchlecht!

Hier ſeufzte ſie, als wollte ihre Bruſt an einem Schrei des Schmerzes zerſpringen, und indem das irre Bewegen der ſchönen Augen in plötzliche Wildheit überzuſchlagen drohte, ſtürzte ſie, noch einmal die Hand ſeltſam gegen mich ausſtreckend, fort. Ich ſah ihr lange ſprachlos nach. —

Dahinter, bei meiner Seele! muß etwas ſtecken. Ich enthalte mich vorläufig aller Vermuthungen, obwohl meine Gedanken immer und immer wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkommen. Ich bin faſt krank vor Sehnſucht nach Aufklärung. Und wie bittend, rührend, unwiderſtehlich ſprach ſie die Worte: ſchenke mir ein hübſches Kleid! Beim Himmel, und müßte ich das Geld dazu vor den Thüren betteln, ich könnte ihr ihren Wunſch nicht unerfüllt laſſen!

Aber da fällt mir ein, daß ich noch ein altes theueres Erbſtück von meiner Mutter beſitze, das mir heilige Kindesgefühle bisher ſelbſt in der größten Noth zu veräußern verboten. Es iſt ihr ſchwarzſeidenes Brautkleid, in welchem die treffliche Frau Anno 1792, gerade zur Zeit des Franzöſiſchen National-Convents, vor dem Altar geſtanden. Meine Mutter hatte auch bei Hofe gelebt, und dies Kleid von der hochſeeligen Fürſtin *r*, bei der ſie Kammerjungfer geweſen, eigenhändig als Ausſtattungsgeſchenk empfangen. Es war damals keine glückliche Zeit für Hofleute. Man roch überall den National-Convent, und ſoviel man ſich auch mit dem beſten Königsräucherpulver beräuchern mochte, dieſer Geruch ließ ſich nicht vertreiden und brachte ein allgemeines trübſeeliges Kopfhängen hervor. Jetzt käme es darauf an, ob ſich aus dieſem Hofkleide noch für die arme Olympia etwas machen ließe!

Lache mich nicht aus, Du Gute, Liebe! Du verſtehſt mich ja, und Du weißt, daß es mir mit Allem ein heiliger Ernſt iſt, wenn ich mich auch komiſch und ungeſchickt dabei benehme. Die meiſten Leute und Dinge in der Welt ſind mir gleichgültig, und das Wort erſtirbt mir auf der Zunge, das ich zu ihnen ſagen ſoll. Ich galt daher auch immer bei denen, die mich nicht kannten, für einen ſtillen, ruhigen und beſcheidenen Menſchen, weil ich es größtentheils zu langweilig fand, mit meinen unruhigen Meinungen, deren ich leider allezeit ſo viele habe, die Andern zu behelligen. Die innigſte Freude iſt mir, meinen unglücklichen Zeitgedanken in mir ſelbſt nachzuhängen. Und dann: ſie Dir mittheilen zu dürfen, Du denkende Freundin! Darum erzähle ich Dir gern und aufrichtig alle meine Thorheiten in dieſen Briefen. Vor Dir möchte ich um Alles in der Welt nicht für einen ruhigen und muſterhaften Menſchen gelten! Du ſollſt mich allmählig von meiner ganzen unausſtehlichen Seite kennen lernen. Es wäre mir ein Gräuel, von einem Menſchen, den ich wahrhaft liebe und verehre, für etwas Beſſeres gehalten zu werden, als ich bin. Das andere geſellſchaftliche Volk iſt nicht zu gut dazu, mich blos als den ſtillen, ruhigen und beſcheidenen Menſchen zu kennen, während inwendig der Teufel der Zeit auf mir die Poſaune bläſt. Du aber, Du wäreſt zu gut dazu! Dir könnte ich ſelbſt die häßlichſten Laſter nicht verſchweigen, denn wo ich liebe und Liebe bitte, will ich auch ganz und gar bekannt ſein. Liebe muß das Häßliche wiſſen, das in einem Herzen möglich iſt, um das Gute, das in ihm wirklich iſt, erſt recht lieben zu können. O ich liebe Dich, und darum ſollſt Du im Fortgang unſerer Correſpondenz auch noch recht viel Schlechtes von mir erfahren. Du biſt zu gut dazu, daß Du für gut halten ſollteſt Deinen in ſeinem Zeitwirrwarr

nie

gut thuenden Seeliger.

P. S. Apropos! Von Kienaſt habe ich Nachricht. Zwar nicht durch ihn ſelbſt, aber von einem dritten Freund. Er ſoll noch immer ſeinen ungeheuern Backenbart à la française tragen. An dieſem Bart iſt unſere Freundſchaft eigentlich am meiſten geſcheitert. Wahrhaftig, ich liebe den Menſchen noch, aber nur bis an ſeinen Backenbart, und nicht weiter. Wie kann ein Mann von Geiſt ſolchen Bart tragen? Könnte er ſich entſchließen, mir ſeinen Bart zu opfern und ihn im Tempel der Freundſchaft aufzuhängen, ſo wollte ich wieder von ganzer Seele ihm angehören. Ich will ihm dies durch den Zebedäus ſchreiben laſſen. Mein Gott! vor Freuden wollte ich dann gern ſeinen Backenbart, gleich dem Haar der Berenice, unter die Sterne verſetzt ſein laſſen, meinetwegen! Auch würde ich mich anheiſchig machen, mir ſelbſt einen kleinen ſtehen zu laſſen, wenn er den ſeinigen nur zu mäßigen geneigt wäre. Mehr kann ich doch nicht thun! Aber ich fürchte, ich fürchte, er iſt jetzt der Meinung, daß der Bart den Philoſophen macht! Er ſoll viel Philoſophie treiben. Nun, Gott beſſere es! Auch Du, mein Sohn Kienaſt? —

S.

Weibliche Anſichten der Zeit.

(Aus Esperancens Brief.)

— — Mir ſcheint es ein eigenthümlicher Grundzug der neueren Zeitbewegungen, daß Alles zum Kriege ſtrebt, aber noch immer in demſelben Moment wieder zum Frieden gezwungen wird. Ein gezwungenes Friedenslächeln ſteht über dem Horizont der Zeit. Es iſt wie ein abgebrochener Strahl einer noch mit dem Aufgang ringenden Sonne. Wird es die Sonne des ewigen Friedens ſein? Wird dieſer ewige Friede, von dem die Weiſen aller Völker geträumt haben, die ſtillſtehende Sonne des Geſchlechts ſein, die, wie Joſua's Sonne auf dem nächtlichen Schlachtfeld, nicht untergeht, bis der ganze Sieg unſeres Daſeins ausgefochten und wir in das neue Morgenroth jauchzend hinübergreifen? Oder werden wir je ſo thöricht und ſo glücklich zugleich wie Joſua wünſchen dürfen: Sonne, ſtehe ſtill!

Wir trachten in unſern liebſten Gedanken nach dem ewigen Frieden, und ſiehe! die Zeit ſelbſt will Muth in unſere ungewiſſe Hoffnung ſtrömen. Selbſt der Kampf der Prinzipien, der gewaltigſte aller Kämpfe, der in uns heftiger als zu irgend einer früheren Geſchichtsperiode aufgebrauſt iſt, kann doch heut keinen allgemeinen Völkerkrieg mehr entzünden, während ſonſt das kleinſte und unſcheinbarſte Factum — hier denke ich an Deinen armen Copiſten Mundus — ganz Europa in Kriegsflammen auflodern machte. Ich weiß, daß viele Leute ihre einzige Hoffnung für die Zeit auf einen allgemeinen Krieg ſetzen, und auch Dieſen hat die Gegenwart ihre Erwartungen ſtets zu unterhalten und zu erregen gewußt; denn eine große Zeit iſt immer ſo vieldeutig und vielgeſtaltig, daß ſie die verſchiedenſten Meinungen über ſich von ſelbſt zu begünſtigen ſcheint, weil ſie liebt, über ſtreitenden Gegenſätzen zu thronen. Aber wenn ſich auch überall kriegeriſche Richtungen trotzig herauszufordern ſcheinen, wenn ſchon die Waffen geſchärft, Obſervationsheere an die Gränzen geſandt und die Kanonen gerichtet werden, es kann ungeachtet alles Anſetzens doch nie ein erheblicher Krieg mehr daraus hervorgehen. Davon bin ich ſo überzeugt, wie von meinem Leben. Auf die Gefahr wollte ich mich ſelbſt in eine Kanone der Engländer oder Franzoſen laden laſſen, und ruhig drin warten, bis ſie mich gegen Rußland oder eine andere der ſogenannten drei nordiſchen Mächte abſchießen würden. Ich glaube mich darauf verlaſſen zu können, daß mir durch die Prinzipien-Feindſchaft dieſer Völker auch noch nicht ein Haar verſengte. Was meinſt Du dazu?

Eine Revolution, die im Herzen von ganz Europa eine wurde, iſt in drei Tagen ausgefochten worden. Alles überwindet ſich in der Geſchichte jetzt ſchneller, weil es ſich immer geiſtiger überwindet. Der Geiſt iſt der größte aller Talleyrand's, der mächtigſte Friedensfürſt. Er ſchließt überall die beſten Völkerverträge, und geht herüber und hinüber zwiſchen den Nationen, um ſie in der Idee alle auszugleichen. Für die Idee wurde das

Pulver nicht erfunden. Die große Pulverſchwendung vor Antwerpen war noch das letzte Feuerſpeien des alten Kriegsgottes der Geſchichte, der in dieſem Bombardement ſeinen lieben Kindern der Oppoſition noch einmal ein illuſoriſches Theaterkunſtſtück zur Beruhigung und Verlockung vormachte, um ſo mit einem tüchtigen Knalleffect vom Schauplatz zu ſcheiden. In der Eroberung von Antwerpen carikirte ſich die Luſt der Zeit am Kriege, und verſchoß ſich zugleich in dem Lütticher Rieſenmörſer, der endlich ſeine eigene Barbarei nicht länger ertragen konnte, und den Franzoſen unter den Händen in tauſend Stücke zerborſt.

Der jetzt zur Herrſchaft gekommene Gott der Geſchichte führt ſeine Kriege nur im Geiſt und in der Wahrheit. Es iſt ein Zeitalter der Reformen angebrochen.

Wir ſind nach langen Kämpfen weiſe geworden, wir entwickeln uns von nun an in Reformen. Du wirſt ſagen: dies iſt ein langweiliges Ausbeſſerungsſyſtem! Aber nein, mein Freund, dies iſt der Weg der Idee ſelbſt. Revolutionen ſind vulcaniſche Ausbrüche der Menſchheit, die ſich wohl dadurch gutmachen, daß nachher auf den lavagedüngten Stätten die Saatfelder um ſo ſchöner und fruchtbarer gedeihen, aber nur die Verzweiflung, die ſich nicht mehr anders retten kann, düngt mit Lava, unter der immer jahrhundertalter Fleiß und Beſitz der Städte und Menſchen verſchüttet liegen. Reformen ſind ſanfter geartete Halbſchweſtern der Revolutionen; an den Brüſten der Klugheit auferzogen und genährt, haben ſie mit der Milch der Vernunft ihr Titanenblut gemildert. Reformen ſind logiſche Revolutionen; auf eine fromme Glückſeeligkeitstheorie gebaut. Es ſind Gedankenkriege des Bewußtſeins, die ihren Sieg ſchon gleich durch ſich ſelbſt errungen haben, nämlich durch Bewußtſein.

Die friedlichſten Revolutionairs unſerer Zeit ſind daher die Repräſentativ-Verfaſſungen. Sie ſtürzen um durch Gedanke und Wort, und bauen auf durch Gedanke und Wort. Es iſt das ſehend gewordene Auge des Volksgeiſtes, der prüfend um ſich blickt und ſich ſelbſt erkennt. —

Du wirſt lächeln über die Staatsraiſonnements eines Mädchens. Aber ich bin der Meinung, daß in einer wahren Verfaſſung auch die Frauen und deren Intereſſen repräſentirt werden müſſen. Sollen wir nicht auch unſere Wahlrechte bekommen? So gut wie die Juden, müſſen auch die Frauen emancipirt werden. Es geht uns gerade wie den Juden. Man klagt oft die Flachheit weiblicher Bildungen und ihre Intereſſeloſigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten an, und bedenkt nicht, daß wir ebendeshalb kein Intereſſe für das Staatsleben zeigen können, weil wir keine Rechte und keine Stelle darin haben. **Kann ein Jude Vaterlandsliebe haben, wenn er kein Vaterland hat? Kann eine Frau Vaterlandsliebe haben,** wenn ſie nur an den engen Heerd eines beſchränkten Familienlebens gewieſen wird, und auf das offene Meer der wahrhaft nationalen Bewegungen nie mit hinauskommt? In den Dresdener Stände-Verſammlungen wurde den Frauen ſogar ein Platz auf den Gallerien verweigert, und ſie durften nicht zum Anhören der Verhandlungen zugelaſſen werden. Welche Schmach für das ganze Geſchlecht! Soll eine gebildete Frau nicht mindeſtens eben ſo viel Recht haben, als jeder ungebildete Ladendiener?

Sprich doch einmal öffentlich darüber, werther Freund! In dieſer Sache bedarf es des Wortes. Seeliger, ich zähle auf Dich! —

Nein, Freund, die Frauen ſollen nicht König ſein! Ich bitte Dich, ſei nicht zu galant! Du weißt, ich kann keine Galanterien leiden. Selbſt in meiner Mädchenſchule über die kleinen Urſulinerinnen herrſche ich nicht unumſchränkt. Ich habe mir jetzt eine Mitregentin angenommen an einer ehemaligen Schülerin, welche die Rechte der Kleinen, in deren Reihen ſie noch vor Kurzem geſtanden, deshalb am beſten vor mir zu repräſentiren weiß. So hilft ſie mir unterrichten und ich berathe mit ihr Alles. Auf dieſe Weiſe, ſiehſt Du, laſſe ich auch in meinem Mädchenſtaate allmählig ſchon eine Repräſentation angehen. Dieſe meine Mitregentin iſt bereits meine theuerſte Freundin geworden. Ich leſe auch mit ihr Deine Briefe und Phantaſien, die Du ſchreibſt. Ich wünſchte, daß Du es mitanhören könnteſt, welche ſcharfe, treffende Bemerkungen ſie über Dich und Deine Art macht.

Adieu, mein Salzſchreiber! — —

E.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 3. Juli.

Viel, viel habe ich Dir zu erzählen, theuere Freundin! und Du wirſt mein langes Stillſchweigen entſchuldigen. Ich wollte und mußte mir ſelbſt erſt klar werden über alles das, was ſeitdem ſo mächtig in mir vorgegangen und ſich umgewälzt hat, eh' ich es wagen mochte, mein Bild wieder in den reinen Spiegel Deiner Betrachtung fallen zu laſſen. Ja, höre, ich habe mir einen ganz neuen politiſchen Adam jetzt angezogen, der mir unausſprechlich glücklich ſitzt, und ich ſchicke Dir hier in dieſem Brief die ausführlichen Acten meiner neueſten Metamorphoſe, die ich Dir aus meinen Tagebüchern zuſammengeſchrieben. Ach, ewiger Gott, wie ſchön iſt es doch, daß auch einem armen verſalzenen Kleinweltwinkler Heil widerfährt!

Ich bin Dir noch das Frühſtück beim Herrn von Zodiacus ſchuldig, von dem ich Dir zu erzählen verſprochen. Du kannſt Dir denken, daß ich mich in mein Sonntagskleid warf, als ich zu ihm ging, und Alles an meiner wunderlichen Figur aufbot, um ohne Anſtand in einer ſolchen Geſellſchaft erſcheinen zu können. Ich traf den Räthſelhaften in einem rothen Schlafrock ſitzen, mit einer ſeltſamen Mütze auf dem Kopf, auf der ich anfangs, als ich in die Thür trat, zu meinem nicht geringen Schrecken eine Hahnenfeder zu erblicken glaubte. Näher kommend, überzeugte ich mich indeß von meinem Irrthum, aber ſein Negligée hatte mich doch ſo außer Faſſung gebracht, daß ich ihm nur ſtotternd und zitternd meine Ehrfurcht bezeigen konnte. Er ſah heut etwas ſchwermüthig aus und becomplimentirte mich anfangs nur kalt. In der Mitte des Zimmers ſtand ein Tiſch gedeckt, von dem mir die herrlichſten Bratendüfte entgegenwehten.

Ich mußte mich neben ihm auf das Sopha

ſetzen und zuerſt eine Taſſe Bouillon annehmen. Nun, mein lieber Seeliger, wie geht es Ihnen denn in Ihren dermaligen liberalen Wirren? fragte er mich dann, indem er mir mit ironiſcher Theilnahme den Puls befühlte.

Sehr ſchlecht, Ew. Excellenz! antwortete ich mit niedergeſchlagenen Augen, und ſchlürfte zu meiner Stärkung die kräftige Bouillon.

Alſo ſpüren Sie keine guten Folgen von der Inoculation der Freiheit in Ihrem Deutſchen Blut? fragte er weiter. Seine Stimme tönte wieder entſetzlich heiſer, und ſchwirrte, wie Eulenfittige.

Ich zuckte die Achſel. Ew. Excellenz, ſagte ich, wenn ich nicht gedächte, daß gerade Sie es waren, der mich von meinem ehemaligen Zeitpips durch den Liberalismus zu curiren gedachte, ſo würde ich vielleicht jetzt in lauten, himmelſtürmenden Klagen ausbrechen. Aber ich bin ein ſtiller, ruhiger und beſcheidener Menſch, wie alle Leute wiſſen. Ich will ſtumm mein Unglück tragen. Nur ſoviel ſei mir zu bemerken vergönnt, daß in jener liberalen Zeitanſicht, zu der mich damals Ew. Excellenz verehrliche Beredtſamkeit bekehren wollte, ein antideutſches Element mitinliegt, das ich für höchſt gefährlich und verderblich halte.

Ich hatte ja nur geſpaßt! ſagte er lakoniſch, und fing an, ein Rebhuhn zu zerlegen.

Wie? rief ich im höchſten Erſtaunen — es war nur Ew. Excellenz Spaß, Dero leicht zu bethörenden Knecht für die Sache der Bewegung, für den Fortſchritt der Völker, für die bräutliche Hoffnung der Geſchichte, für das Prinzip der Zukunft zu gewinnen?

Ich ſehe, Sie ſind ein ächter Deutſcher, Sie nehmen Alles zu ernſt! ſagte er dann, leicht hinwerfend. Es war ja nur ein reiner Scherz von mir geweſen. Schon meine öffentliche Stellung zum Staate verbietet mir jede liberaliſtiſche Tendenz. Meine Anſichten ſind vielmehr gerade die entgegengeſetzten, und ich verſchaffte mir beſonders deshalb heut das Vergnügen, Sie zu mir einzuladen, um Ihnen mein völliges und wahres politiſches Glaubensbekenntniß aufrichtig mitzutheilen. Vorerſt aber, ich bitte, langen Sie zu!

Das Rebhuhn ſchmeckte vortrefflich. Ein ſelten ſchöner Burgunderwein, der wie die Begeiſterung ſelbſt ſchäumte, wurde dazu eingeſchenkt. Ich mußte mir geſtehen, ich hatte ſeit meinen liberalen Faſten, wo ich mir das Zeitungsgeld an meinem Leibe abgedarbt, nicht wieder ſo gut gelebt. Nach einer Pauſe aber begann ich wieder: Um Mißverſtändniſſen zuvorzukommen, muß ich Ew. Excellenz jedoch bemerken, daß, ſo wenig ich auch mit dem Parteinamen eines Liberalen zu ſchaffen haben mag, eine vernünftige, zeitgemäße Verfaſſung mir doch immer die höchſte aller Forderungen bleibt!

Auch das haben Sie nicht nöthig, erwiederte er kalt, und langte nach einer andern Bratenſchüſſel. Sehen Sie, fuhr er fort, dies iſt ein gebratener galliſcher Hahn! Wie ich ihn hier vor Ihren Augen aufeſſe, ſo möchte ich auch alle franzöſirenden Deutſchen Conſtitutionen mit Haut und Haaren in einem Biſſen verſchlingen!

Ich fuhr entſetzt zuſammen; denn eh' ich noch hingeſehen, hatte er wirklich ſchon den ganzen Braten in einem Nu verſchluckt, und zeigte mir, indem er jetzt zum erſten Mal wieder nach ſeiner Art lächelte, mit Triumph die leere Schüſſel.

Mir graute vor dieſem übernatürlichen Appetit, der ſeine diaboliſche Gefräßigkeit hinter einem politiſchen Gleichniß zu verbergen geſucht hatte. Bald jedoch ſaß er mir wieder in ſeiner vollen imponirenden Würde gegenüber.

Verſtändigen wir uns nur, guter Salzſchreiber! ſagte er dann. Iſt denn das eigentliche Element des Lebens, worauf wir fußen ſollen, die Zukunft? Mit nichten, mit nichten, mein Freund! Es iſt die Vergangenheit, auf der Alles ruht! Die große heilige Vergangenheit der Geſchichte, iſt ſie nicht der feſte mütterliche Boden des Geſchlechts, auf dem es ſein Daſein in den tiefſten Wurzeln gegründet, aus dem es die ſtärkſten Lebenskeime ſeiner nationellen Fortdauer zieht? Sie ſprechen, lieber Seeliger, von der bräutlichen Hoffnung der Geſchichte! Ja freilich wollen die Liberalen die Braut erſt erobern. Ihre Braut iſt, wie ich Ihnen ſchon in unſerer damaligen ſcherzhaften Unterhaltung angedeutet, die ungewiſſe, neblichte Zukunft. Und ich zweifle auch noch, daß die Meiſten unter ihnen die wahre Liebe je gehabt haben; Viele wollen ſich erſt verlieben, und werfen den Verlöbnißring ihrer Treue, wie der Doge von Venedig in das bräutliche adriatiſche Meer, ſo in ein nicht minder wildes und wüſtes Meer ihrer gedankenlos geträumten Zukunft! Ich bitte Sie, Salzſchreiber, was iſt denn der Menſch, dieſer Windhauch, der nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt, was iſt der Menſch, daß er ſo kühn in die Zukunft zu greifen ſich unterfange? Nein, da ſind die Abſoluten doch andere Leute! Sie wiſſen, was ſie wollen, ſie kennen ihre Geliebte, und ihre Liebe iſt daher die tiefſte und einzig wahre. Bei den Liberalen heißt es und wird es noch immer heißen: wer das Glück hat, führt die Braut heim! — und die Liberalen ſind, das weiß die heilige Bundeslade, bisher nie die glücklichſten geweſen. Aber die Abſoluten, die Legitimen, ihre Braut iſt das Beſtehende, ihre Liebe iſt der Beſitz, ihr Fahnenbild, ihr Symbol iſt die alte Treue! Sie haben einer großen, ruhmvollen Vergangenheit treu zu bleiben, und dieſe Idee der Treue ſtärkt und ermuthigt ſie und gibt ihrer Partei ein hochherziges Prinzip des Kampfes. Darum ſchwärmen ſie für ihre Geliebte, die alte

Zeit, darum vertiefen ſie ſich ſinnend in die Vergangenheit der Geſchichte, um aus der Aufzeigung der Dinge, wie ſie immer geweſen, die Gründe herbeizuholen, die den unerſchütterlichen Beſitz ihrer alten Liebe rechtfertigen ſollen; darum ſind ſie begeiſtert und gedankenvoll in ihrem Schmerz (denken Sie nur an Chateaubriand); darum ſind ſie ſcharfſinnig, wie die Liebe zu ſein pflegt, wenn auch freilich wieder blind, wie dieſe! Werden Sie Abſoluter, mein trefflicher Seeliger! Werden Sie Royaliſt, Legitimiſt, Abſolutiſt! Sie werden ſich wohl dabei befinden, dies iſt eine Ihrer begabten Natur, Ihrem edeln Charakter ganz angemeſſene Richtung. Es iſt zugleich eine ächt und urſprünglich Deutſche Richtung, in der Sie, wie der Fiſch im Waſſer, recht in unſerer eigenſten Nationalität herumplätſchern können.

Ich war erſtaunt, ihn ſo reden zu hören. Hatte ich nicht in der verwichenen Nacht faſt dasſelbe bei mir gedacht, und, obwohl mit innerem Widerſtreben, dieſer Gedankenrichtung nachgehangen, aus der es mir, wie wunderbarer Frieden einer hohen gothiſchen Kirche, entgegenwehte! Und manche ſeiner Bemerkungen, die mir noch nicht in ſolchem Lichte erſchienen waren, regten jetzt bereits Etwas in mir auf!

Genießen Sie das Leben, Salzſchreiberchen! fuhr er wieder fort. Was winden ſie ſich in ſehnſüchtigen Träumen für eine unbeſtimmte Ferne herum? Bauen Sie auf dem ſichern Grund der Vergangenheit Ihr Leben fort, in Künſten und Wiſſenſchaften, dem wahren Friedensport des Menſchen, ſich wieder heimiſch anſiedelnd, und unter den alten ewigen Granitpfeilern der abſoluten Monarchie, die doch immer noch in der Geſchichte mit jenem Heiligenſchein umfloſſen daſteht, gnadenbringend überſchattet. Leben Sie dem Genuß! Nur in einer großen abſoluten Monarchie iſt höchſter Genuß des Daſeins, und ſchon die mannigfache Abſtufung der Stände und Verhältniſſe, die feierliche Ordnung eines großartig von oben her geleiteten Staatshaushaltes, der erhellende Schimmer, der von einem Throne ausſtrahlt, geben dem Leben darin einen gewiſſen bunten Schein, einen farbigen Reichthum, der zum Genießen und Freuen, zu feſtlichem Prunk und Schmuck einladet.

Das Leben einer Conſtitution droht dagegen dem individuellen Daſein eine ganz andere Färbung zu geben, die ärmlich genug ſich ausnimmt, und ein blos bürgerlich verſtändiges, jeder mannigfaltig bunten Abſtufung ermangelndes, in einer Gleichartigkeit aller Lebenstypen verknöcherndes Daſein ſcheint bereits durch daſſelbe an die Tagesordnung gekommen zu ſein. Dieſe Bürgerlichkeit des Lebens, der alle ſchöne Phantaſtik der Formen fehlt, kann weder der Entwickelung der Kunſt noch der Innigkeit irgend eines Genuſſes günſtig ſein, und wie fängt nicht auch ſchon der Kunſtſinn, der einen reichlicheren Boden zu ſeiner Pflanzſtätte haben will, unter uns an zu ſchwinden! Es war antik, die Bildung blos in Bürgertugenden zu ſuchen. Möchte aber dann das moderne Zeitalter der Bürgertugenden-Cultur nur auch ebenſo poetiſch, reich und melodiſch ausfallen, als bei den friſchen Alten, denen Muſik für die allgemeinſte Bildungsdoctrin galt, welchen allen übrigen Begränzung und Klang verlieh! Möchte nur nicht aus dieſem modern bürgerlichen Leben ſogar die Religion verdrängt zu werden Gefahr laufen! Das machte die antike Welt bei aller Starrheit doch wieder ſo innig, mild, und gemüthdurchzogen, daß die Religion die Hauptpulsader des öffentlichen Lebens war, in der alle andern Blutſtröme des Staatskörpers zuſammenliefen. Nichts zeigt ſich aber klarer und unübereinſtimmender an allen Orten in den ſchwankenden politiſchen Zuſtänden der Gegenwart, als die immer allgemeiner werdende Herausſonderung des religiöſen Elements in den Staaten und das Zurücktreten deſſelben als eines öffentlichen. Die Politik hat heutzutage eine traurige Vernunftepoche angetreten, indem ſie nach einer rein und blos vernünftigen Begründung der menſchlichen Zuſtände ſtrebt, indem ſie im Menſchen den Bürger, aber nicht den Chriſten will. Es trägt ſich unſere Zeit mit einem ſeltſamen Phantom, das ſie die Aufhebung der Staatsreligionen nennt und mit einer ordentlichen Hochherzigkeit auf den Bannern des Liberalismus obenauf flattern läßt. Dieß iſt die vielbewegte Frage über die Emancipation der Juden, mit der ſich alle Ständeverſammlungen faſt gleichmäßig zu beſchäftigen anfangen, und in deren Behandlung ich am entſchiedenſten ein irreligiöſes Zeichen der Zeit zu erblicken glaube. Sehen wir aber auf die Künſte, und deren Gedeihen in conſtitutionellen Staaten, ſo müſſen wir hier die ungünſtigſte Einwirkung der neueren Zeitbewegungen erfahren. Es liegt ſchon in der Natur der Sache, daß Ständeverſammlungen nie etwas für die Künſte bewilligen, weil dieſe dem materiellen Volkswohl entgegen zu ſtehen ſcheinen. So ſtrichen die Kaſſelſchen Stände aus dem Budget die 500 Thaler jährlicher Reiſeunterſtützungen für akademiſche Künſtler, weil, wie der Abgeordnete Henkel damals äußerte, „kein Nutzen davon für den Staat vorhanden“; und nach dem neuen Klaſſenſteuergeſetz in Kurheſſen, das von denſelben Ständen votirt worden, ſollen auch ſogar die Schriftſteller nach ihrem Erwerb beſteuert werden! Man denke ſich, — eine Schriftſteller-Steuer! Was würde Kotzebue's armer Poet dazu ſagen? Aber man ſieht, wie feindlich dieſer Zeitliberalismus eigentlich der Literatur iſt. Und wovon ſoll ein Schriftſteller ſeine Steuern bezahlen? Von ſeinem Honorar? Das Honorar der Schriftſteller, mein lieber Seeliger, kann ja eigentlich nur als eine Ausfuhr- oder Steuer-Prämie dafür angeſehen werden, daß ſie zum allgemeinen Beſten des Landes etwas von ſich gegeben haben, und dieſe Steuer-Prämie ſollen ſie ſich noch wieder beſteuern laſſen? Und zugleich wird dadurch die Ausübung des literariſchen Berufs als etwas Zunft- und Handwerksmäßiges hingeſtellt, was, zum innern Vortheil der Literatur ſelbſt, ihm nie angemuthet werden ſollte. Endlich iſt noch zu erwähnen, daß auch die Fürſten, die gebornen Beſchützer der Künſte, ſich neuerdings hier und da genöthigt geſehen haben, ſogar ihre Hoftheater eingehen zu laſſen, weil ſparſame Stände ihnen die Civilliſte ſo gar ärgerlich knapp zugeſchnitten hatten. So muß jetzt die Kunſt, die bekanntlich nach Brot geht, ſehen, daß in den Conſtitutionen kein Brot für ſie gebacken wird. —

Ich mußte ihm hier ſehr Recht geben. Was er ſagte, gewann mich immer mehr für die Meinung, die ſich mir ſelbſt im Stillen längſt aufgedrängt hatte. Nur einige Worte wagte ich ihm noch zum Beſten der Repräſentativ-Verfaſſungen entgegenzuhalten, woran mir ihre große Zeitbedeutung immer am unwiderleglichſten dargethan geſchienen. Ich erinnerte ihn, was die Deutſchen Kammern bereits mit ſo großer Anſtrengung für die Abſchaffung der Zehnten, für die Austilgung der noch auf den Völkern laſtenden Feudal-Barbarei, in ihren verſchiedenen Territorien zu wirken geſucht.

Auch dieß, guter Salzſchreiber, läßt ſich in einem andern Lichte anſehen, entgegnete er mir. Die Ablöſung der Zehnten hat Preußen, welches ein abſoluter Staat iſt, ſchon bei weitem früher, als jene kleinen Deutſchen Repräſentativ-Staaten, durch ſeine väterlich weiſe Regierung in den meiſten ſeiner Landestheile bewirkt. Man ſieht, es kommt hierbei nicht auf Stände und Kammern, ſondern auf die Regierungen und deren Einſichten an. Alles an den Rechten dieſer Kammern iſt ja auch bisher bei uns faſt nur illuſoriſch geweſen. Stände ſind eigentlich nur Bittſchriften-Commiſſionen; ſie haben das Recht, die Regierungen zu bitten, und die Regierungen haben das Recht, ſich nicht erbitten zu laſſen. Uebrigens, junger

Freund, haben Sie Unrecht, über die unſern Staaten noch inwohnenden feudaliſtiſchen Elemente ſo ſchlechthin abſprechend zu urtheilen. Dieſe haben vielmehr eine große hiſtoriſche Berechtigung für ſich, und nichts iſt gefährlicher, ja frevelhafter, als an ihnen unbeſonnen niederzureißen. Das Feudalweſen war ein bedeutendes tragendes Element großer Staaten, auf dem das Zuſammenhalten der wichtigſten öffentlichen Verhältniſſe beruhte, und indem das Glanzgebäude der nationellen Ariſtokratie in ihm ſeine innerſte Macht hatte, iſt nichts ſchmerzlicher zu bedauern, als daß die neuerungsſüchtige Zeit daran ſo gerüttelt hat. Denn was iſt ein großer Staat, eine große Monarchie, ohne eine glänzende Ariſtokratie? Es wäre wie eine ſchöne Frau ohne Toiletten-Spiegel. Eine Monarchie muß ſich auch in ihrer Schönheit ſpiegeln können, und ſie ſpiegelt ſich weitleuchtend in der Ariſtokratie wieder, die ihr gewiſſermaßen ihre abſolutiſtiſche Toilette machen hilft. That is the matter, Sir!

Jetzt fing ich faſt an zu glauben, daß er doch wohl Miniſter-Reſident oder reiſender Diplomat ſein könne. Er ſchenkte mir mein geleertes Weinglas wieder voll, obwohl ich ihn bat, des Guten nicht zu viel zu thun, damit er mich nicht als einen Betrunkenen zu ſeiner Partei herüberziehe. Denn was kann ihm ein unfreiwilliger Abſoluter helfen? Auch wirkte der Burgunder ſchon ſo ſtark auf mich, daß ich auf dem Punkt war, wo man Verſe zu machen pflegt. Ich fing auch ſchon vor Seeligkeit an, mir ein Liedchen in den Bart zu trällern.

Der heiſere Diplomat neben mir auf dem Sopha, der mir ſchon wie in Wolkendämpfe gehüllt vorkam, that aber, als merke er nichts davon, und fuhr zu ſprechen fort: Wir erwähnten vorhin der Einflüſſe der Zeit auf Religion und Kunſt. Ich will jetzt noch Einiges in Betreff der Wiſſenſchaft hinzufügen. Die Zeitſtimmung, die ſich ſeit der Juli-Revolution verbreitet, hat ohne Zweifel auch den wiſſenſchaftlichen Geiſt in Deutſchland gelähmt, der ſonſt unſeres Volkes Stolz und Ehre, ja unſere eigentlichſte Nationalblüthe geweſen. Welcher Gelehrte hat wohl Ruhe und Muth, auf dem heutigen unterhöhlten Boden der Gegenwart ein gründliches Werk der Forſchung, an das ein ganzes Leben Arbeit geſetzt ſein will, zu unternehmen, heut, wo ſich Jeder nur für den Tag einrichtet, weil er nicht weiß, ob morgen noch gelten wird, was heut gegolten, und ob nicht in der öffentlichen Meinung das umgeſtoßen da ſteht, was Jahrhunderte eifrig begründet hatten? Die Juli-Revolution hat zunächſt der Deutſchen Philoſophie einen entſcheidenden Stoß beigebracht. Eine andere Wiſſenſchaft iſt durch die Zeitbewegungen noch mehr und faſt gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Dies iſt die Philologie, die, früher ſo herrſchend, jetzt kaum noch im Zeitintereſſe vorhanden zu nennen iſt. Keiner will ſich jetzt mehr um falſche Lesarten graues Haar wachſen laſſen; der Leichtſinn wird ſo weit getrieben, daß ſelbſt Profeſſoren über ein unrichtiges Komma in einem großen Autor das Katheder nicht mehr entzweiſchlagen, und die ſtudirende Jugend zeigt mehr krankhaftes Gelüſt nach modernen Demagogen, als nach den antiken Republikanern, und läßt ſich beikommen, die alte claſſiſche Welt zu ſchwänzen, auf der doch die ganze heutige Bildung ruht. So gehen wir meiner Ueberzeugung nach dem beſtimmten Untergang entgegen, wenn wir nicht in der Aufrechthaltung der abſoluten Monarchie auch jene drei Genien menſchlichen Lebens und Strebens, Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft an unſer Panier zu feſſeln vermögen. Die abſolute Monarchie iſt der wahre Gottestempel der Intelligenz, und in ihrem erhabenen, ſichern Frieden wandeln Künſtler, Gelehrte, Weiſe und Fromme den ſchönſten Pfad. Sie iſt das eigentliche Herrnhuth der Politik! Hier oder nirgends iſt Herrnhuth! und hierher mögen gezogen kommen Alle, die des rechten Geiſtes Kinder ſind. In den hohen Palmenſchatten einer abſoluten Monarchie, ſeht, wie die Gläubigen da ſeelig ſitzen, wie die Dichter, gleich Vögeln in goldenen Käfigen, ſingen, wie die Denker unter officiellem Schutz denken, wie die Gelehrten aus Brillantdoſen ſchnupfen, die der Herr der Heerſchaaren auf dem Thron für große Werke der Unſterblichkeit verleiht! Sie, mein lieber Seeliger, Sie haben Gaben zu Wiſſenſchaft und Kunſt, Sie ſind berufen, die Stütze einer großen, abſoluten Monarchie zu werden! Faſſen Sie ſich endlich in dem ächten Brennpunkt Ihres Weſens zuſammen! Verzetteln Sie Ihre Kräfte und Individualität nicht länger im zweck- und zielloſen Herumtummeln! Der höchſte Brennpunkt iſt das Abſolute! Es gibt keine höhere Staats- und Lebensform; denn der abſolute Geiſt iſt zugleich die abſolute Form ſelbſt! —

Er hielt hier inne und ſah mich forſchend an. Ich habe Dir ſchon vorhin geſagt, daß ich nahe daran war, Verſe zu machen. Und jetzt regte dieſer Mann noch meine alte Kunſtliebe wieder in mir auf, die mich ſchon oft genug in meinem eigenen Innern, wie die Geiſtererſcheinung einer verſtorbenen Geliebten, mahnt und aufruft. Ach, da ſchoß in dieſem Augenblick das ganze Paradies längſt verklungener Pläne und Träume wie ein helles Blüthengewimmel in mir empor, und in jeder Blüthe ſaß eine junge Liebeshoffnung, und nickte mir aus verſchämten Augen begehrlich zu, und auch Du, Esperance, trateſt vor mich hin und ſchlugſt die Hände über den Kopf zuſammen, und ſagteſt: Seeliger, wie iſt es möglich, daß Du ſo lange nichts gedichtet haſt? Ich erſchrack ordentlich, als wäre ich der größte Faulpelz auf Gottes Erden, und verſenkte mich dann wieder, in mich hineinlächelnd, in den luſtigen Lerchenſchwarm, der tief in mir zu ſingen und zu jubeln begonnen hatte. O Herr Gott, iſt das nicht eine Luſt, was Alles in eines Menſchen Bruſt vorgehen und aufrauſchen kann!

Und was will mir der Heiſere dort vom Abſoluten ins Ohr raunen? Nun, er mag Recht haben, er mag ein großer Staatsmann, ein ausgezeichneter Diplomat ſein! Ich will gern in einer abſoluten Monarchie leben, wenn ſie mir eine Penſion bewilligen wollen, ſo daß ich ruhig alle Tage dichten und denken kann und darum nichts weniger zu eſſen brauche. Auch Burgunder muß ich trinken können, wie heut! Ja, ich will ein Abſoluter ſein! Larifari! Bisher, wo ich keinen Burgunder zu trinken gehabt, hatte ich mich immer damit getröſtet, daß das Herzogthum Burgund ja eingegangen ſei. Von jetzt an will ich mich aber durch keine Geſchichtsreflexionen mehr tröſten laſſen! Ich will über allen Troſt erhaben, ich will ein Abſoluter ſein! Alles dreht ſich mir vor den Augen, es iſt mir, als ſchnitte der Herr von Zodiacus — was der Mann doch für einen ſeltſamen Namen hat! — rieſenlange und thurmhohe Geſichter! Nun, ich will mich um nichts bekümmern, ich will ihn Geſichter ſchneiden, ich will ihn reden laſſen, ich bin auf meine eigene Hand ſeelig! Heiſa, es werden noch große Zeiten geboren werden! —

So, Freundin, liefen und ſprangen meine Gedanken in mir auf und nieder, und ich möchte faſt wetten, daß mir es mein Sophanachbar an der Naſe angeſehn, was ich gedacht; denn er lachte übermäßig in ſein großes Kelchglas hinein. Ich kann nicht leiden, wenn mich Einer auslacht. Und es verdroß mich ſo, daß ich, als er jetzt wieder zu reden anfing, beſchloß, ihm aus Rache nicht mehr zuzuhören, ſondern mich unterdeß in meine eigenen Betrachtungen einzuſpinnen. Es entſteht daher hier eine Art von Cenſurlücke in meiner Converſation mit dem Herrn von Zodiacus, über die ich Dir nichts berichten kann, da ich, wie geſagt, nichts gehört habe, und es bleibt mir deshalb nichts Anderes übrig, als Dich, theuerſte

Freundin, um Entſchuldigung wegen dieſer meiner Rachluſt zu bitten. — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Endlich aber übermannte mich doch das Mitleid, da er gar zu viel ſagte. Ich ſpitzte die Ohren, um ſeine Rede wieder willig über mein Trommelfell gleiten zu laſſen, als ich eben die Worte hörte: Metternich iſt ohne Zweifel ein großer Mann! Er iſt ein politiſches Heldengenie, ein diplomatiſcher Eroberer, der durch Frieden ſiegt! Er iſt der eigentliche Kriegsgott der heutigen Reactions-Partei in Deutſchland, aber ein Cabinets-Kriegsgott in Staatsperücke und Manſchetten, deſſen kühner Eroberungsgeiſt ſich bereits der ganzen Deutſchen Politik in dieſem Augenblick bemächtigt hat. Erſt durch Metternich iſt das Prinzip der Stabilität kriegführend geworden, und hat ſich, ungeachtet ſeiner Leibesſchwere, zur Bewegung erhoben, um ſich ſiegreich durch die Zeit hinzutragen. Liebt das Prinzip der Stabilität auch nicht Pulver und Kanonen, ſo liebt es doch Verhandlungen, durch die es gar gewaltig zu ſtreiten weiß. Metternich iſt das wahre Ideal eines

Legitimen, und als ſolches eine welthiſtoriſche Figur in der Deutſchen Geſchichte. Wenn man ihn mit Chateaubriand vergleicht, den die Franzoſen als ihren ritterlichſten Legitimen feiern, ſo ſtellt Metternich gegen dieſen den Abſolutismus bei weitem reiner und entſchiedener dar. Chateaubriand iſt auch in der Politik, wie in der Religion, zu romantiſch, um etwas ganz Beſtimmtes ſein zu können. Zudem hat er ſich nicht zu enthalten vermocht, auf den verſchiedenen Stufen ſeiner politiſchen Laufbahn immer auch von den auftauchenden Zeitideen etwas in ſich aufzunehmen und ſeine legitimen Anſichten damit zu vermiſchen. Chateaubriand iſt der ſchwankendſte und ſchillerndſte Legitimiſt, den es nur geben kann, und nur ein großartiger Eigenſinn hat ihn in der letzten Zeit auf einen einzelnen Punkt feſtgeheftet. Hatte er nicht in dem Kampf gegen das Villèle'ſche Miniſterium ſogar conſtitutionelle Ideen aus ſeinem heißen Geiſt hervorblitzen laſſen? Seine ungeheure Phantaſie iſt eine ſolche Zauberfackel, daß ſie ihm in jedes Gebiet der Anſicht ſchmückende Lichter zu werfen weiß, die es ſeinem immer ſchwärmenden Gemüth für einen Augenblick wohnlich und reizend erſcheinen laſſen. Da ſind es die Worte: „Madame, Ihr Sohn iſt mein König!“ in denen er ſich ganz und gar eingeharniſcht hat, die er wie ein Träumender ſich unaufhörlich vorſagt, und aus welchen er wohl, zum großen Schaden ſeiner Partei, der er durch öffentliche Thatkraft nützen könnte, nie wieder herauskommen wird. Zugleich bin ich überzeugt, daß ſeine Begeiſterung für das verbannte Königskind, wie hochherzig ſie auch jeden Legitimiſten erregen muß, doch mit einer ſchwärmeriſch-religiöſen Eitelkeit im Hintergrunde ſich mengt. Das Königskind und das Chriſtuskind vermiſchen ſich ohne Zweifel in dieſer Beziehung in Chateaubriand's Einbildungskraft, und es iſt ihm ein ſüßer, romantiſch-ritterlich-chriſtlicher Gedanke, für ein Kind zu ſtreiten, ſich aufzuopfern, ein Märtyrer zu werden! Er dünkt ſich der vierte König aus dem Morgenlande, gekommen und berufen, das Kind anzubeten und deſſen Ruhm in der Welt zu verherrlichen. Und dennoch kann man verſichert ſein, daß Chateaubriand, der gewiſſermaßen ein legitimer Rouſſeau genannt werden könnte, dem

Prinzip der Volksſouveränität in ſeinem Innern durchaus nicht abhold iſt; ja er würde, wie er ſelbſt einmal angedeutet, der gegenwärtigen Dynaſtie Louis Philipp's ſchwören, wenn dieſelbe durch einen zuſammenberufenen National-Convent, in dem das Volk öffentlich und rechtskräftig ſeine Meinung ausgeſprochen hätte, eingeſetzt worden wäre. So wunderlich und chamäleonartig ſchimmern in ihm ſeine Anſichten. Seiner eigenen Partei ſteht er indeß wie ein abgeſetzter Prophet des Legitimismus gegenüber, die Hände in den Schooß legend, auf das Wort, das helfen kann, verzichtend. Die übrigen Häupter der Legitimen in Frankreich haben ebenfalls zu ſchwanken und zu ſchillern angefangen. Manche fallen aus Verzweiflung an ihrer Sache in das Extrem, und neigen ſich der Republik zu, mit deren Parteigängern ſie ſchon in dem Juli-Aufſtand von 1832 gemeinſame Hand ſich geboten. Ich komme daher darauf zurück, daß der Legitimismus gegenwärtig in Deutſchland noch am reinſten, gediegenſten und unverfälſchteſten angetroffen wird, und daß ſein idealer Urtypus uns in Oeſterreich ſtrahlt, uns in

Metternich perſönlich geworden iſt. Sind Sie damit einverſtanden? Hören Sie mir auch ganz theilnehmend zu, geliebter Seeliger?

Ich nickte blos, wie in der Kirche, wenn man den Klingelbeutel an ſich vorübergehen läßt. Und er fuhr fort:

In Metternich's Staatskanzlei in Wien arbeitet der weiland Berliner Profeſſor Jarcke, ein ausgezeichneter Criminaliſt, jetzt der advocatus diaboli des Abſolutismus. Das ſind Männer, die wiſſen, was ſie wollen, die ein beſtimmtes Ziel der Politik klug und ſcharf ins Auge gefaßt haben. Und das Merkwürdigſte iſt, das Jarcke in ſeiner Jugend, wie ſo mancher gute Kopf, ein eifriger Demagoge geweſen, bis er endlich, da ſich Extreme immer nahe liegen, katholiſch und zugleich legitim geworden. So können auch Sie jetzt, mein lieber Seeliger, an Jarcke's Beiſpiel ſich erkräftigen, indem Sie ebenfalls nun vom früheren Liberalismus die Metamorphoſe in den dauerhaften Abſolutismus hinein zu erleben im Begriff ſtehen, indem Sie ſich aus einem Saulus zum Paulus bekehren laſſen wollen. Ob nicht durch Ihre legitimen Anſichten auch die religiöſen bei Ihnen jetzt einen nothwendigen Umſchwung erleiden müſſen, will ich in dieſem Augenblick dahin geſtellt ſein laſſen, um Sie nicht auf einmal zu ſehr zu beſtürmen.

Bitte gehorſamſt! ſagte ich, und machte ihm einen Diener. Mein Rauſch war von mir gewichen, ich ſah wieder nichts als den geiſtreich thuenden Geiſt des Verſuchers in ihm.

Geht es nicht den ausgezeichnetſten Köpfen der Zeit gerade ſo wie Ihnen, Salzſchreiberchen? fuhr er mit erneuerter Redekraft fort. Ich will Ihnen nur den genialen Hiſtoriker Heinrich Leo nennen, der als Jenaer Student der löblichen Turnkunſt eifrig obgelegen hatte, dann allmählig zu abſolutiſtiſchen Ideen ſich ausbildete, eine geiſtvoll legitime Geſchichte des Mittelalters herausgab, und dann endlich in Halle den Gipfelpunkt ſeiner Metamorphoſen erſtieg. Als ich zur Zeit der Julirevolution von 1830 gerade durch Halle reiſte, ſpeiſte ich im Kronprinzen zu Mittag, und lernte dort auch den Herrn Profeſſor an der Table d'hote kennen. Wüthendere und witzigere

Ausfälle gegen die Julirevolution, die als eine Schandthat unſinniger Knaben gebrandmarkt wurde, habe ich nie gehört, als damals aus ſeinem Munde, und er wurde, in ſeinem Eifer durch ganz Halle umhertobend, faſt ſelbſt zum Revolutionair, um die Gemüther Aller gegen dieſe Revolution einzunehmen. Ich gab ihm natürlich vollkommen Recht, und er ſchied mit Hochachtung von mir. Leo's großes Talent iſt wohl nicht zu verkennen. Er iſt wie aus Uebermuth Abſolutiſt geworden, und turnt auch heut noch ſelbſt in der Legitimität auf abenteuerlichen Paradoxen herum.

Mit Leopold Ranke in Berlin ſieht es etwas zweideutiger aus. Ich will ihm zwar gern aufs Wort glauben, daß er ein redlicher Abſoluter iſt, aber er läßt die rechte Hand nicht ſehen, was die linke thut, und ſo ſitzt er am Ende, eh' es ſich die rechte Seite verſieht, wieder einmal als ein Mann der Linken auf der andern Seite. Er hatte eine freiſinnige Darſtellung der Serbiſchen Revolution geliefert, und ſchrieb doch zu gleicher Zeit ſeine hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift, was kein Menſch ſich zuſammenreimen kann. Nun, Friede ſei mit Ranke; denn daß ihm der Abſolutismus nicht blos und nur äußerlich ſitzt, läßt ſich wohl im Allgemeinen aus ſeiner ganzen, im Mittelalter wurzelnden Geſchichtsrichtung ziemlich darthun. Ich habe einmal viel von Ranke gehofft für die Geſchichtſchreibung. Mit welcher Feinheit zeichnet er nicht in ſeinen „Fürſten und Völkern“ lebende Bilder großer Herren und Könige; aber indem er hier dieſe royaliſtiſchen Portraits mit einer ſolchen ungemeinen Schärfe der Zergliederungskunſt auseinanderlegt, daß ſich ſogar hier und dort Ranke's ſchalkhaftes Lächeln hineinmiſcht, beweiſt er doch auch wieder, daß er immer noch zu wenig ein entſchieden eingeſponnener Abſolutiſt iſt; denn ein wahrer Abſoluter darf die heiligen Perſonen der Könige nicht zergliedern, und eine gewiſſe ignorirende Anbetung muß bei dieſen geſalbten Häuptern die Stelle aller Charakterauffaſſung vertreten. Doch, guter Seeliger, laſſen Sie uns auf die baldige erfreuliche Fortſetzung von Ranke's Fürſten und Völkern trinken! Es ſind die Päpſte!

So nöthigte er mir wieder ein Glas auf, und ich ſtieß mit ihm an, daß es laut klang.

Es klang deshalb ſo laut, weil ich eigentlich im Herzen Deine Geſundheit trank, liebes Mädchen! — denn was gehn mich die Päpſte an! —

Herr von Zodiacus nahm wieder das Wort. Da wir einmal hier ſo traulich beiſammen ſitzen, an harmloſen Geſprächen uns ergötzend, muß ich Ihnen doch von meinen mancherlei Reiſebekanntſchaften, die ich auf meinen vielen Ausflügen zu machen Gelegenheit gehabt, noch einiges mittheilen. In Berlin lernte ich auch den begeiſterten Steffens kennen, und hatte die Ehre, von ihm zum Thee eingeladen zu werden, obwohl ich in meinen damaligen Verhältniſſen nicht gerade für hoffähig gelten konnte. Dieſen Mann habe ich längſt bewundert, und dennoch iſt er vielleicht die vieldeutig ſchillerndſte Perſönlichkeit unſerer Zeit. In ſeinem Geiſt iſt Alles vorhanden, und es läßt ſich deshalb kaum eine Richtung an ihm auffinden, an der man ihn beſtimmt angreifen könnte, da er, in dieſer Vielbeweglichkeit ſeines Innern, die ſich ihm bis in das ſpäte Greiſenalter hinein jugendlich ſprudelnd erhält, ſogleich eine geiſtreiche Schattirung nach einer andern Seite hinüber anzunehmen weiß. Er hat hierin eine ungemeine Aehnlichkeit mit Chateaubriand. Dem philoſophiſchen und religiöſen Abſolutismus aus Ueberſättigung ſich abwendend, hat er ſich ganz in einen an den ſchönſten Gefühlen reichen Pietismus verſenkt, und ſcheint doch nicht zu merken, daß er im Umſehen wieder auf einer andern Seite der Mann des Abſolutismus geworden iſt, und zwar des politiſchen. Wir müſſen uns freilich Glück wünſchen, daß die Reactions-Partei an einem ſolchen Geiſt eine Eroberung gemacht hat. Schon in dem Ausdruck ſeiner Frömmigkeit verräth Steffens etwas Ariſtokratiſches, und in ſeine begeiſterungsvollſten Gebete zu Gott weiß er die Haltung eines ſehr vornehmen Mannes zu legen. Dieß iſt orginell genug. Er gehört als Oberhaupt jener Ariſtokratie der Geiſtreichen an, die er ſelbſt einmal ſo treffend bezeichnet hat. Und bei dieſer Ariſtokratie der Geiſtreichen, fuhr Zodiacus fort, fällt mir auch eine ſchlagende Geſtalt ein, die ich perſönlich kennen zu lernen die Ehre gehabt. Dies iſt der als Schriftſteller rühmlich bekannte Freiherr von Rumohr. In

Leipzig, wo er durchreiſend ſich einige Tage aufhielt, wurde ich ihm bei einem großen Diner zuerſt vorgeſtellt. Bei einem Diner muß man auch Rumohrs Bekanntſchaft machen, da er hier gleich alle ſeine Eigenthümlichkeiten glänzend herauskehrt. Er zeigt ſich, wie in ſeinen Schriften, ſo im Leben, als ein durchaus vornehmer Mann, und eine ziemliche Corpulenz ſeines Aeußern, die jedoch nie ungraziös wird, dient nur dazu, das Bild eines geiſtreich beſchaulichen Egoismus in ihm zu vollenden. Kurz vor dem Mahl, ehe ſich Alle verſammelt haben, iſt er einſylbiger, faſt etwas mürriſch, ſogar ſchwerfällig, und man gewinnt ihm nicht viel ab. Die Wirthin geht im Hintergrunde des Saales bleich und ängſtlich auf und nieder, ſie hat den ganzen Vormittag über empfunden, wie ſchwer es ſei, dem „Geiſt der Kunſt“ zu genügen. Endlich führt Herr von Rumohr die zitternde Wirthin zu Tiſche. Die andern Herrn und Damen folgen ſeinem Beiſpiel. Während und nach der Suppe, noch immer verdrießlich ausſehend, hat er anfangs einiges Kopfweh, und läßt fallen, daß er eigentlich vor derſelben ein Glas Malaga hätte trinken ſollen. Bald aber geht es vorüber; mit jeder Schüſſel, die aufgetragen wird, erheitert er ſich zuſehends, bei jedem Gericht, jedem Braten ätheriſirt ſich ſein ganzes Weſen immer mehr, der zu ſeinem Recht gekommene Geiſt der Kochkunſt glänzt in Verklärung auf allen ſeinen Zügen, und nun erſt hat auch ſeine Unterhaltung, ſein Geſpräch ein beſeelteres Element gewonnen. Er iſt der liebenswürdigſte Seigneur von der Welt, und will genießend auch die Andern recht genießen ſehen; denn er muß um ſich her wahrnehmen, wie wenig doch eigentlich die meiſten Menſchen mit ächter Kunſt zu eſſen verſtehen. Feine geiſtreiche Bemerkungen weiß er darüber mitzutheilen, daß der Braten ohne Brühe gegeſſen werden müſſe, um ihn in der höchſten Potenz ſeines Wohlgeſchmacks zu empfinden, und mit manchen andern Geheimniſſen aus der Aeſthetik des Eſſens ſieht man ſich durch ihn bereichert. Er iſt ein Mann, der Leben und Kunſt am innigſten mit einander zu vermählen verſtanden; denn ſein tiefer contemplativer Künſtlerblick verräth ſich, wenn er einen gebratenen Hechtskopf anſchaut, eben ſo ſinnig, als wenn er ſich in die Betrachtung eines Kopfes von Rafael verliert. Dabei ſieht man zugleich ſtets, wie er über Allem, was er behandelt, mit wahrhaft vornehmer Sicherheit drüber ſteht, und den Gegenſtänden, von denen er ſpricht, gewiſſermaßen nur herablaſſende Anſtandsviſiten abſtattet. Dies iſt auch für einen in den Gränzen des Nobeln ſich haltenden Schriftſteller-Baron einzig angemeſſen. Sie hätten aber ſehen ſollen, wie völlig idealiſirt der ganze Mann war, als wir endlich nach einem vielſtündigen Diner von der Tafel aufſtanden, wie das genoſſene Mahl die Maſſe ſeines Körpers ordentlich durchgeiſtet und durchleuchtet hatte, und wie er, gleichſam beflügelt, der ſchönen Wirthin die Hand reichte, und in graziöſer Extaſe einige Pas machte. So, man muß es geſtehen, kann nicht Jeder eſſen, ſo ſeelenvoll wirkt nicht das Eſſen auf Jeden. Es gehört zu Allem Genie. Ich hatte nach der Tafel das Vergnügen, mich längere Zeit mit Herrn von Rumohr zu unterhalten. Er war hingebend, wie ein weicher Jüngling. Als er gehört, daß ich von Berlin kam, wo er ebenfalls kurz zuvor eine

Sejour gemacht hatte, ſagte er: Es würde mir ſehr angenehm geweſen ſein, wenn Sie mich ſchon in Berlin beſucht. Sie würden jedenfalls herzliche Aufnahme, und hätten Sie Glück gehabt, ſogar ein gutes Diner bei mir gefunden haben. Mein Koch, der immer mit mir reiſt, hat ſchon einmal, als mich ein Franzoſe um zwölf Uhr beſuchte, noch bis Zwei das vollendetſte Diner fertig gemacht. Dieſer Koch, ein merkwürdiger Menſch, iſt eigentlich der Verfaſſer meines Geiſtes der Kochkunſt. Ich habe nur die principienmäßige Geſtaltung des Syſtems hinzugethan. — Außerdem ſprach Herr von Rumohr noch über Manches höchſt vortrefflich und geiſtreich. Er iſt der wahre Edelmann der heutigen Literatur. —

Er ſchwieg, und ſchien jetzt unſere Unterhaltung abbrechen zu wollen. Er blickte mehrmals etwas unruhig nach der Thür des Nebenzimmers, in welchem ich einiges Geräuſch vernommen zu haben glaubte. Ich hatte jedoch noch eine Frage auf dem Herzen, die ſich mir im Verlauf des Geſpräches aufgedrängt. Ich wollte gern wiſſen, was er von Tieck hielte, und in welchem Verhältniß zur Zeit er wohl dieſen Dichter, den ich an künſtleriſcher Darſtellung und Gedankentiefe ſelbſt Goethen früher einmal vorgezogen, auffaßte. Danach fragte ich ihn.

Allerdings, guter Salzſchreiber, — antwortete er mir, indem er aufſtand und eilig that — allerdings wäre es, wenn von den jetzigen großen Geiſtern und ihrem Verhältniß zur Zeit die Rede iſt, höchlich intereſſant, zu erörtern, welcher politiſchen Farbe ſich wohl Ludwig Tieck, der ſich nie ſelbſt unmittelbar darüber ausgeſprochen, zuneigen möchte. Auch laſſen manche in ſeinen neueſten Dichtungen unwillkürlich niedergelegte Anſichten hinlängliche Schlüſſe ziehn. Daß er ſich nicht dagegen geſperrt, Hofrath zu werden, darauf will ich nicht einmal ein Gewicht legen, obwohl Einige ſeinen Abſolutismus daraus beweiſen wollen. Dennoch aber behaupte ich, daß Tieck durchaus royaliſtiſch geſinnt, in ſeinem politiſchen Glaubensbekenntniß, wenn er einmal ein ſolches ablegen ſollte, unumwunden für die abſolute Monarchie ſich erklären würde. In Tieck war nie auch eine Spur von demokratiſcher Bürgergeſinnung, und ſeine Künſtlerironie, mit der er das Leben gruppirt und beleuchtet, ſetzt ihn immer auf einem vornehm geſonderten Höhepunkt des Betrachtens voraus. Er iſt kein Dichter des Volkes, er iſt ein Dichter der Gebildeten, der Auserwählten in der Nation. Ein bereits gereifter Kunſtverſtand, eine vielfältig gewiegte Bildung, ja ſelbſt eine gewiſſe höhere Lebenserfahrung gehören dazu, um ihn, vornehmlich in ſeinen herrlichen Novellen, wahrhaft genießen zu können. Deshalb ſind die bewundernswürdigſten Schöpfungen ſeines Genius ſo wenig ins Volk übergegangen, ſo wenig allgemein verſtanden worden. Sie gehören der Ariſtokratie der Geiſtreichen an. Aber ſie werden, in ihrer tiefen Erfindung, in ihrem unnachahmlichen Humor, in ihrer feinſinnigen Ausſpinnung und Contraſtirung, in ihrer volltönenden Herzensberedſamkeit, in ihrem weiſen Denken und Träumen über hieroglypiſchen Lebenswundern, ſie werden ewig dauern, ſo lange von einer Deutſchen Literatur die Rede ſein wird. Auch mir iſt Ludwig Tieck einer der größten deutſchen Dichter. Er iſt Royaliſt, er iſt Abſolutiſt! Tieck kann ſich überhaupt keinen bedeutenden Dichter anders denn als Royaliſt denken. An Shakſpeare, an Camoens, wie er ſie in Novellen dargeſtellt, hat er vor Allem dieſe Seite mit Vorliebe und Begeiſterung herausgehoben. Es gehört ihm mit zur Romantik des Poetenlebens, einen verherrlichten Königsthron, in dem ſich die Nationalliebe concentrirt, im Hintergrunde des Dichtens zu haben. —

Jetzt wollte ich mich empfehlen, und machte dem Herrn von Zodiacus einen Kratzfuß, ihm für ſein mannigfach belehrendes Dejeuner dankend. Es ſchien ihm aber noch etwas eingefallen zu ſein.

Zum Schluß unſerer heutigen Unterhaltung muß ich Ihnen noch einen Titanen des Abſolutismus nennen! ſagte er. Dies iſt der erhabene, impoſante **Görres**. Wie ein Engel des Zornes mit flammendem Schwert ſteht er über der Zeit, und bewacht die legitime Geſinnung. Sein Geiſt athmet Blutrache gegen das Princip der Bewegung, es donnert und blitzt in ihm ein rieſengewaltiger Dämon der Geſchichte; wie eine Windsbraut, und doch wieder von wunderbaren Blütendüften durchflogen, ſchnaubt ſein Wort, wenn es als Anwalt des Beſtehenden und Sanctionirten auftritt. Kühnere, majeſtätiſchere Redekraft ward keinem Sterblichen verliehen. Wie ein rückwärts prophezeiender Seher, hat er deutend die Hand hinausgereckt in das Mittelalter, in die geweihte Vergangenheit. Er iſt der Vergangenheit begeiſtertſter Prieſter. Die ganze heutige Zeit ſieht er nur für einen Sündenabfall von der Vergangenheit an, und dünkt ſich ſtark, ja gottgewaltig genug, ſie wieder zurücklenken zu können in das, was ſie einſt geweſen. In fern verfloſſener Nacht der Zeiten betet er die Morgenröthe ſeiner Hoffnungen an, und verweiſt trunken das Geſchlecht auf deren Aufgang, als einziges Rettungsziel. Dieſer Mann trägt ſich mit dem ſtaunenswürdigen Gedanken einer Theokratie. Nur darin erblickt er das Heil und das Paradies der Geſchichte. Er will eine Einheit von Staat und Kirche gründen, er will in der Religion jede andere Richtung des Lebens feſſeln, er will in Gott alles menſchliche Thun und Streben zuſpitzen. Das Verhältniß zu Gott ſoll das höchſte Geſetz des Staates ſein, und Gott iſt im Staat in der ſichtbaren Kirche, welche die katholiſche iſt, unmittelbar vorhanden. So kehrt die Geſchichte zu Gott zurück, und das Zeitalter des Friedens nimmt ſeinen Anfang. Dies iſt der höchſte Gipfel des Abſolutismus, zu dem ſich derſelbe nur immer verallgemeinern kann. Auf dieſem Gipſel, mit dem tiefſinnenden Haupt in die Himmelswolken hineinragend, ſteht Görres als Bild einer bis auf das Aeußerſte hinaufgetriebenen Conſequenz merkwürdig da. Sie ſehen, Salzſchreiber, unſere Zeit weiſt alle Typen auf, und zeigt von jeder ihrer Richtungen, in denen ſie ſich gehen läßt, zugleich auch die Extreme daneben, dem Klugen zur Warnung und Wahl, dem Thoren zur Verlockung. Und nun laſſen Sie uns noch einmal anſtoßen: Es lebe die abſolute Monarchie!!

Da ich mein Glas nicht unausgetrunken ſtehen laſſen durfte, that ich ihm Beſcheid und rief ebenfalls: es lebe die abſolute Monarchie! Da huſtete es in dieſem Augenblick im Nebengemach mit einem ſo ſchauerlich dumpfen Tone, daß ich unwillkürlich zuſammenſchrack, und plötzlich wie gelähmt, mit meiner erſtarrten Hand nicht anzuſtoßen vermochte.

Er ſetzte ſein Glas ebenfalls wieder nieder, und entſchuldigte ſich damit, daß er forteilen müſſe, um nach ſeiner im Nebenzimmer ſehr krank liegenden Großmama zu ſehn. Er ſagte mir kaum Adieu, und war alsbald durch die andere Thür verſchwunden. Mit Staunen blickte ich ihm nach. Alſo die alte Sphinx war es geweſen, die drinnen gehuſtet hatte? Litt ſie ſo ſchrecklich am Huſten?

Ich griff nach meinem Hut, um endlich dies Revier zu fliehen und das Freie zu ſuchen. Als ich noch die Thürklinke in der Hand hatte, war es mir, als hörte ich aus dem Nebengemache deutlich hinter mir drein lachen. Mir ſtanden die Haare zu Berge, und ich eilte, was ich konnte, die Treppe hinab. —

Voll von Gedanken war ich den ganzen Tag. Ich vermochte kein Mittagbrot zu eſſen. —

Bis ſpät am Abend ſaß ich in meiner kleinen Giebelſtube eingeſchloſſen, und duckte mich zuſammen, wie ein Vogel, der mauſert. War denn nicht auch mein ganzer Adam ſchon wieder in einer politiſchen Mauſerung begriffen? Ich fühlte zwar, wie an der Stelle der abgefallenen neue Federn in meinen Flügeln wuchſen, aber ich hätte darüber Ach und Weh ſchreien mögen. Da fiel mir erſt ein, daß draußen unter den ewigen Himmelsſäulen die ſchönſte Sommermondnacht unterdeß angebrochen war. Ich öffnete mein Fenſter, und ſetzte mich auf das Fenſterbrett. Es war Alles ſtill und mild und lau; der ſanft gehende Athem der Nacht hatte ſich mit den Wohlgerüchen der umliegenden Gärten gewürzt, der Mond warf herrliche Silberflocken in den wallenden Dämmerungsflor hinein, und ſah aus, wie eine Veſtalin, in deren Augen ein keuſches Feuer brennt. Die ganze Natur ſchien es darauf angelegt zu haben, einem armen Salzſchreiber Frieden zuzufächeln.

Ich kroch zum Fenſter hinaus, und ſetzte mich in den Apfelbaum, der dicht darunter ſtand, und mir ſo oft ſchon mit ſeinen ſchwebenden Zweigen zum Balcon gedient hatte. Umweht von der friſchen Apfelblüte, die ſich zärtlich in die Nacht ausduftete, und hineinblickend in das große Weltall, das feierlich über mir ruhte, über mir, dem einſamen Tintenklecks in der Kreisperipherie des Univerſums, ließ ich mich endlich folgendermaßen in meinen Betrachtungen los:

Hier ſitzt er wieder in ſeinen hängenden Gärten der Semiramis. Dies iſt ein hübſcher Baum. Wäre es doch der Baum der Erkenntniß! Ach, und diesmal hat er dir, lieber Apfelbaum, abſolute Gedanken zu vertrauen, ja abſolute! Schrick nur nicht ſo zuſammen mit deinen Aeſten, damit er nicht herunterpurzelt; denn er hält ſich nur ſo mit genauer Noth. Gleicht dieſe erhabene Nacht, die in ſterngeſtickten Schleiern majeſtätiſch über der Schöpfung thront, nicht dem Bilde eines großen abſoluten Staats? — Heilige Ruhe, großartige Würde, gebietender Ernſt und Feierlichkeit ſind in beiden die waltenden Elemente. Auf uraltem Firmament webt die Nacht, iſt die abſolute Monarchie gebaut. Der Mond iſt das Licht der Gnade, das die Throne mildglänzend umſchwebt. Die Sterne und die Lämmerchen in der Milchſtraße ſind die vielen Orden, mit denen ein abſoluter Herrſcher die Beamten ſeines Willens ſchmückt. Und dort, die ſäuſelnden Nachtgeſpenſter, die durch die Schatten ſtreichen, ſind kleine despotiſche Ableger, die an der übrigen Blütenherrlichkeit der ganzen Fruchtkrone in frommer Scheu ignorirt werden.

Aber nein, im Ernſt, das Abſolute allein iſt die Wahrheit! Es iſt der in ſeiner höchſten Spitze gefaßte Begriff der Sache ſelbſt, und ſo iſt der zu ſeinem wirklichen Rechte gekommene Begriff des Staates nur der abſolute, indem er ſich, wie jeder ächte Lebensorganismus, in ſein leitendes Agens das Oberhaupt, und in die geleiteten Beſtandtheile, die Unterthanen, zerlegt, welche ſich dann wieder in dem Oberhaupt, als in ihrer Einheit, zuſammengefaßt und aufgehoben empfinden. Dieſe abſolute Staatseinheit iſt die ſicherſte Freiheit. Ich behaupte nicht, daß das Abſolute die Freiheit an ſich ſei. Frei ſind die Dinge, wo ſie ſich noch in ihrer Unmittelbarkeit, und ohne von dem Begriff zuſammengefaßt zu ſein, herumtummeln und gewiſſermaßen nomadiſiren. Indem aber ihr Begriff, alſo ihre Abſolutheit, gefunden wird, ſind ſie zugleich in ſich gebunden, und an ihr eignes Weſen gefeſſelt; denn der Begriff hat alle kurz zuvor noch ſo munter umherſchwärmenden Einzelnheiten jetzt unter ſeine ſtrenge Nothwendigkeit geſammelt. Dieſe Nothwendigkeit iſt der abſolute Herrſcher, und ihr Geſetz iſt die Freiheit der abſoluten Staaten. Dieſe Freiheit iſt, wie ich geſagt, die ſicherſte, weil ſie durch den Begriff angefeſſelt iſt. Die abſolute Monarchie im Reich des Gedankens dargeſtellt iſt die Hegelſche Philoſophie. Hegels Philoſopheme ſind die Mauſoleen, ſind Königsgräber der menſchlichen Freiheit, könnte man ſagen.

Doch wo geräth der Salzſchreiber auf ſeinem Apfelbaum hin? Er verwirrt ſich offenbar. Der Aſt unter ihm wird noch brechen. Wer heißt ihn auch, über das Abſolute ſo abſolut zu grübeln, wobei nur logiſche Rippenſtöße herauskommen können? Seeliger, meine es gut mit dir! Du kannſt nicht verloren ſein. Lege dich auf eine heitere Seite, Du biſt es Dir ſelbſt ſchuldig, das Beſte aus Dir zu erziehen. Ein Abſolutiſt ſein und als ſolcher fortan den Künſten und Wiſſenſchaften leben, welch herrlicher Gewinn für Deine Menſchheit! Und wie ſicher iſt es in einer abſoluten Monarchie! ſagt der Herr von Zodiacus. Ich weiß recht gut, was und wie viel ich ihm glauben muß, aber dies glaube ich ihm. Auf der Vergangenheit ehrwürdigem Grunde ſteht ſie, eine himmelanſtrebende Pyramide, geſtützt und geheiligt mit ihren Einrichtungen da. Alles ächte Leben muß ja in einer großen Vergangenheit, in dieſem tiefblauen Himmelshintergrund des Daſeins, wurzeln und ſeinen Lichtaufgang entnehmen! Süß und ehrenvoll zugleich iſt es, von einer ſchönen Vergangenheit getragen zu ſein, ein Kind glücklicher Abſtammung, ein Erbe älterlichen Segens. Von der Vergangenheit leben wir, unſere Weisheit iſt in ihr verſchloſſen, unſere liebſten Träume ſteigen, wie Najaden aus der Meerestiefe, lächelnd aus ihr auf. Jede unſerer Schmerzerfahrungen wird zum ſanften Mährchen in der Vergangenheit, ein göttliches Wunder wird alles Daſein, auf dem wir ruhen. Die Vergangenheit iſt die wahre Muſe der Wiſſenſchaft. Die Forſchung liegt liebend an dem Buſen der Vergangenheit, und trinkt die Nahrung des Geſchehenen in berauſchenden, ſtärkenden Zügen ein. Nur vom Geſchehenen zu zehren, von der Betrachtung des Vergangenen zu leben, iſt traulich und tröſtlich, und überwiegt vielleicht an Wonne der Sicherheit, an Behaglichkeit des Vertieſens, noch den Genuß des eigenen Schaffens. Aber Seeliger! Seeliger! Du wollteſt ja zur ſonnigen Alp Deiner ehemaligen Dichterhoffnungen wieder hinauf! hinauf! hinauf! Du warſt heut ſchon einmal nahe daran, Verſe zu machen! Und jetzt möchteſt Du Dich, wie ſonſt wohl oft, durch den behaglichen Forſcherreiz der Wiſſenſchaft wieder abziehen laſſen von dem muthigen Werdeleben der Poeſie?? Ja, ja, ich will nicht! Ach, es iſt ſchwer zu ſagen, was ſüßer ſei, als Forſcher oder als Schaffender zu leben. Die Wiſſenſchaft ſitzt bequem in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Großvaterſtuhl der Weltgeſchichte, und man kann ſich bei ihr ausruhen. Man kann mit ihr Kaffee trinken, einen Cigarro rauchen und im Negligée bleiben, wenn ſie zur Viſite kommt. Man kann ein Nachmittagſchläſchen mit ihr riskiren, und es ſchadet der Liebe nicht. Zur Poeſie muß man allezeit tanzluſtig und ballfähig ſein. Man muß einen großen feſtlichen Sinn in ſich haben, und immerwährend goldene Feiertage der innern Seele in ſich ſpinnen. Hell und leuchtend muß man ſein, man muß ewig ein Jüngling ſein. Und ich bin ſchon ſehr alt. Ich werde nächſtens ſechs und zwanzig Jahr. Ein Menſch, wie ich, dem der Zeitpips nicht curirt werden kann, wird früher alt und hinfällig, als andere Leute. Nein, ich bin kein Dichter!

Seeliger! Böſewicht! herunter mit Dir von dem Apfelbaum! Was ſprichſt Du Dir Poeſie ab? Du biſt nicht werth, in dieſer herrlichen Gottesnacht ſo luſtig auf einem Apfelbaum dazuſitzen! Zieh' ein! Zieh' ein! Krieche in Deinen Giebel zurück! O Himmel, ſo will ich es mir denn noch überlegen. Es iſt ſo ſchon ſpät. Die Sterne oben verblaſſen morgendlich, und der große Bär, das einzige Geſtirn, das ich am Firmament eigentlich kenne, iſt nicht mehr zu ſchaun. Götter! Götter! meine ganze Seele jauchzt ja ihr Lebelang nach Poeſie! Selbſt kein Kummer wird ihr geboren, der nicht heimlich etwas in ihr dichtete, und alle meine Gedanken fangen immer leiſe an zu ſingen, und führen loſe Reden durch ſtrengſten Ernſt hindurch. Nun, ich will ſchlafen gehn! —

— Dies, Geliebteſte, waren ungefähr die Selbſtbetrachtungen, die ich auf dem Apfelbaum anſtellte, und ich ſchwang mich darauf wieder in mein Giebelfenſter hinein. Hinter mir her ging auch der Mond mit bleichem Geſicht unter. —

Und nun Adieu, Esperance! Du ſollſt weiter von mir hören, wenn ich in meiner neuen Richtung geſund und am Leben bleibe. Ich hoffe das Beſte; denn mir iſt beſonders ſeit heut, wo ich Dir das Alles in dieſem Brief herausgeſchrieben, wunderbar gut und ſeelig zu Muthe. Du kannſt mir glauben, Kind, ich habe gegenwärtig die reellſten Abſichten auf das Abſolute. Ja, ich bin ſeelig, ich bin abſolut! Ich bin, hochachtbare Dame, Dein ſeeliger Abſoluter und

Dein
abſoluter Seeliger.

An Esperance.

Noch immer Kleinweltwinkel, 20. Juli.

— — —*) Die Frau Salinen-Inſpectorin iſt eine ehrfurchtgebietende Geſtalt. Lang, hager, klapperdürr, und von Gemüth zankſüchtig, hat ſie doch ein gewiſſes unausſprechliches Etwas in ihrem Weſen, das nur ein Legitimer herausfühlen kann, und ich hege deshalb für dieſe Frau, ſchon weil es die Gattin eines meiner Vorgeſetzten iſt, erſt jetzt eine Art von Verehrung, oder nenne es heilige Scheu. Auch habe ich an ihr eine bourboniſche Naſe entdeckt. Du kennſt den geierförmigen Typus dieſer bourboniſchen Naſen, die für jeden ächten Legitimen ſo vielen Reiz ausüben. Die Salinen-Inſpectorin hat die allerſchönſte. Und wie wunderbar mich dieſe Naſe neulich an ihr überraſchte und gemahnte, davon kann ich Dir ein eclatantes Beiſpiel erzählen. Ich ging zu ihrem Mann in Dienſtgeſchäften, und die Frau Salinen-Inſpectorin begegnete mir auf der Treppe, die mit ihrem kleinen Jungen von oben herunterkam. Ich bog zwar ehrerbietig zur Seite aus; allein der Junge, ungeberdig und unverſchämt wie er iſt, ſtellte ſich mir gerade in den Weg, und wollte mich durchaus nicht vorbeilaſſen, ſo daß mir, da die erlauchte Mutter über ihr Söhnchen nur beifällig lächelte, nichts übrig geblieben wäre, als dem Jungen entweder eine Maulſchelle zu geben oder ihn benebſt ſeiner erlauchten Mutter über den Haufen zu rennen. Da wagte ich meinen ſchüchternen Blick noch einmal zu der hohen Frau hinauf, als mir in demſelben Augenblicke die gebietende Bourbonicität ihrer Naſe wie ein Blitzſtrahl durch die Seele fuhr. Von Ehrfurcht ergriffen, ſtieg ich ſchnell die Treppe wieder hinab, und blieb unten an der Stiege, Mutter und Sohn erwartend, mit geſenktem Hut und in der devoteſten Stellung ſtehn. Und als ſie vorübergingen, ſagte ich nichts als die legitimen Worte: „Madame, Ihr Junge iſt mein König!“

---

*) Der erſte Theil dieſes Briefes iſt weggelaſſen, da er bloße Herzensangelegenheiten enthält, die offenbar zu ſehr ins Grelle ſchimmern, und nicht einmal cenſurfähig ſind.

Die Redaction des Wirrwarrs.

Es geht mir wohl, ſehr wohl, Speranza! — Obſchon mir Kleinweltwinkel immer mehr zuwider wird als ſonſt, und ich mich nach größeren und erweiterten Verhältniſſen zu ſehnen anfange, ſo gefällt es mir jetzt wenigſtens in meiner Salinenſchreibſtube etwas beſſer, da ſie doch eine Königliche Salinenſchreibſtube iſt, und der feſte officielle Begriff eines Beamten mich in ihren heiligen Wänden über alle Mühſeeligkeiten tröſtet. Wie bedeutend iſt es nicht auch, ein Beamter zu ſein! Ich kenne einen Geheimenrath, welcher die jungen Leute erſt dann für Menſchen hält, wann ſie, und zwar durch ihn, zu einem Amte gelangt ſind. Einen Amtloſen betrachtet er gewiſſermaßen noch im Zuſtande natürlicher Wildheit. Dieſe jungen Leute müſſen gebändigt werden; es muß ihnen ein Koller umgehangen, und der Flügelmuth durch ein Amt bewickelt werden. Natürlich, die jungen Leute müſſen in einen geſetzlichen Zuſtand hinein, und wer ein Amt hat, weiß, warum er lebt. Vivat hoch, daß ich Salzſchreiber bin! Alle Räthſel und tieferen Geheimniſſe des Daſeins löſen ſich in einem Amte auf! Ein Staatspoſten iſt erſt die geordnete Lebensform des Chaos, er iſt der Geiſt, der über Waſſer ſchwebt. Die Beamten ſind die wahren Perückenſtöcke des Abſolutismus, ſie ſind der Livréeglanz der autokratiſchen Monarchie. Daher in allen abſoluten Staaten das impoſante Beamtenübergewicht. Ein ächter Abſolutiſt muß auch nothwendig Beamter ſein, ſchon aus Schmeichelei gegen die heilige Obergewalt. Und wie freut es mich, daß ich auch ſo als ein kleiner Angeſtellter hier im Salinenbüreau daſitzen kann! O, auch der Servilismus iſt ſüß! Es iſt wie mit der Liebe. Die Liebe, dieſer Abſolutismus, wirkt auch ſervil und despotiſch zu gleicher Zeit. Liebe ich nicht die Frau Salinen-Inſpectorin und ihren frechen Jungen? O, o, ich werde es gewiß noch lange in Kleinweltwinkel aushalten! —

Seitdem ich abſolutiſtiſch, habe ich mir auch die politiſchen Zeitungen wieder abbeſtellt. Was ſoll ein ächter Abſoluter mit Zeitungen? Der Abſolutismus hat eigentlich gar nichts mit der Zeitpolitik zu ſchaffen, da er über aller Politik erhaben ſteht. Er iſt unveränderlich ſeinem innerſten Weſen nach, und alle politiſchen Bewegungen ſind deshalb nur wie der Wetterhahn auf den Dächern ſeines Palaſtes, der, die Richtung der Winde anzeigend, ſich unaufhörlich dreht, während das Haus in unbewegter Ruhe allen Schwankungen Trotz bietet. Was ſoll ich mein Geld ausgeben für die Wetterhähner? Die Zeit meiner Faſten iſt vorüber, und ich muß jetzt auf Erhöhung meiner Lebensgenüſſe bedacht ſein. Der Abſolutismus muß des Morgens wieder etwas zum Kaffee eſſen, er muß, wie ein Jupiter in ewigen Wolken daſitzend, ſo oft Tabacken rauchen können als er will, er muß nicht nöthig haben, ſeine Kleider zu ſchonen, ſondern ſeinen Sonntagsrock auch am Wochentag anziehen dürfen. Und alle dieſe Erſparniſſe, die ich mir der leidigen Zeitungen wegen auferlegt, ſollen nun meinem Leibe wieder erlaſſen werden. Ich will von neuem aufblühen, Mädchen! Trallalarum! Ich dürſte ordentlich nach Genuß, und mich verlangt ſehnlichſt danach, einmal mein Daſein recht zu ſchmecken. Ich möchte auffliegen wie ein Zugvogel in die wärmere Zone der Freude, und den Saugeſtachel der Luſt einſenken in alle Fruchtbeete der Welt! Und bringt der Menſch, der nach Freude luſtig hinausabenteuert, auch am Ende nichts mit nach Hauſe zurück, als eine getrocknete und geſpießte Schmetterlingsſammlung ſeiner eingefangenen Freuden, ſo war es doch ſchön, durch waldfriſches Wanderleben als Schmetterlingsjäger, hingezogen zu ſein. Ha, jugendmuthige Schmetterlingsjagd! Was hilft's, wir müſſen den Schmetterling ſpießen, ſoll er unſer ſein! Ach, und wenn ſie unſer iſt, die junge bunte Freude, iſt ſie auch ſchon nicht mehr, und hat ſich im erſten Lächeln verblutet!

Doch mich ſoll heut nichts melancholiſch machen! Streiche mir, Esperance, im Geiſte mit Deiner blütenſchneeigen weißen Hand dreimal über die Stirn, und vertreibe das arge Schattenvolk meiner Reflexionen! Ich will, ich will abſoluten Lebensgenuß, ich will ihn als ein Abſoluter! Lange genug habe ich ohne Freude haushalten verſtanden im Leben, und wie eine kinderloſe Wittwe aus einſamer Langeweile wohl ein Wiegenlied vor ſich hinſingt, ſo habe ich oft aus Verzweiflung: „Freude, ſchöner Götterfunken!“ gepfiffen. Mein Geſicht war vor der Zeit ernſthaft und düſter geworden, und alle Leute hielten mich für einen tiefgeſunkenen Denker. Und doch dachte ich nur immer an lauter Freude, nämlich wie ihrer künftig einmal habhaft zu werden ſei. Ich will ſie ſchon einmal zu packen bekommen, philoſophirte ich, und die Freude floh mich, weil ich philoſophirte. Jetzt, Kind, ſtehe ich auf einem andern Punkt. Im Abſolutismus liegt eigentlich ein wahrer Don Juan des Genießens verſteckt, und in der abſoluten Philoſophie, iſt es da nicht die zum Titanengelüſt erwachſene Unerſättlichkeit des menſchlichen Geiſtes, welche ſich mit dem Höchſten und Fernſten ſo eng und brünſtig zuſammenzuſchließen trachtet? Wie aber ſo der Abſolutismus nach dieſer geiſtigen Seite hin eine kühne Wolluſt des Gedankens iſt, ſo lockt er auch, auf die äußeren und irdiſchen Formen des Lebens übertragen, zum feurigſten Ergreifen jeder reifen und ſchmackhaften Blüte. Alles muß ja ſein werden, weil er Alles iſt, und ſo bricht er jede ſchwellende Knoſpe, weil ſie in ihm erſt als Frucht ſich herausſchält. Daher dieſe Genußſucht und Sinnenſchwelgerei, welche durch das ganze ancien régime geht. Alle waren ſie liederlich, und es iſt merkwürdig, daß gerade Ludwig der Vierzehnte, der allerabſoluteſte Herrſcher, auch als der abſoluteſte Wollüſtling in der Geſchichte daſteht. Er war es offenbar aus bloßer Conſequenz; denn nach dem bekannten Ausſpruch, daß er ſelbſt der Staat ſei, mußte er ſich demgemäß auch alle Frauen im Staate identificiren. Zu dieſer Zeit empfing die Don-Juanerie des Abſolutismus ihre glänzendſte Ausbildung. So weit wie damals werden wir es vielleicht nie wieder bringen. Am wenigſten ich hier in meinem Kleinweltwinkel, wo die Göttin Gelegenheit wie eine harte Stiefmutter mit dem Leben geizt! Was ſollte wohl ein Don Juan in Kleinweltwinkel anfangen? Hilf Himmel, dieſer Gedanke iſt der beluſtigendſte, der mir jemals eingefallen! Er würde tugendhaft werden, und zu ſeiner Zerſtreuung ein Damen-Converſations-Lexicon herausgeben. Wehe mir alſo; denn wenn er hier tugendhaft werden muß, ſo muß ich es hier mindeſtens bleiben.

Du ſiehſt, wie mich dies Kleinweltwinkel doch eigentlich in meiner neuen Richtung beſchränkt, ſodaß ich mich nicht nach Herzensluſt nach allen Radien derſelben hindrehen kann. Ich kann es hier in meinem Abſolutismus nicht einmal ſo weit bringen, mich zu einem Alles genießenden Don Juan aufzuſchwingen, und mit Louis-Quatorze werde ich wohl nimmer in der Geſchichte verglichen werden. Aber erſchrick nur Du nicht etwa, liebe Esperance, über das, was ich Dir geſagt habe. Es gibt Deutſche Damen, die vor purer Sittſamkeit ſchon erröthen, wenn man ihnen nur den Namen Don Juan nennt, und die ſelbſt vor dem ſchönen, poetiſchduftigen Worte Sinnlichkeit in Ohnmacht ſinken können. Doch was rede ich Dir davon? Du gehörſt nicht zu dieſen prüden Altenjungfernſeelen, und ich kann bei Dir etwas wagen. Du haſt aber, wie geſagt, gar nichts zu fürchten; denn es iſt ein wahres Elend, in Kleinweltwinkel Abſoluter zu ſein. —

Eher könnte es mir hier noch gelingen, wenn ich recht viel Geld hätte, mich auf ariſtokratiſchen Fuß einzurichten, wozu ich jetzt eine außerordentliche Luſt verſpüre. An der langen Wieſe iſt nämlich eine Bauſtelle zu verkaufen, wo, wer die Mittel dazu beſäße, ein prächtiges Landhaus, wie es ſich recht für einen vornehmen Mann paßt, aufführen könnte. Dies Landhaus möchte ich dann wohl bewohnen, in hohen glanzſchimmernden Marmorſälen ein herrliches Feſt geben, ein Hochzeitsfeſt, und die Braut müßte mir Speranza heißen! Wenn ich ſie beſäße, hielte ich mich für den vornehmſten Mann der ganzen Welt, mein Weſen wäre durch ihr Weſen geadelt, und ſie ſollte die Pairin meiner Herzkammern ſein. Wir wollten eine ſonnige Ariſtokratie der Liebe ſtiften. Höre, neulich habe ich wieder in meinen hängenden Gärten der Semiramis geſeſſen. Ich habe über die Ariſtokratie gedacht, und viel, viel Bewegtes. Das offenbare Hinſtreben auf den Untergang dieſer altehrwürdigen und ächt menſchlichen Einrichtung kommt mir wie eine Blutſchuld vor, die unſere Zeit auf ihr Haupt lädt. Ich glaube an eine tief im Leben begründete Ariſtokratie, ich glaube an eine ideelle Bedeutung des Adels, ich glaube an eine Heilſamkeit großer Contraſte in Ständeverhältniſſen, ich glaube an die Erblichkeit der Pairswürde, ich glaube, daß es einem Staate gut ſei, die Stiftung der Majorate freizulaſſen. Dies iſt heuer mein Glaubensbekenntniß!

Die gottloſen Franzoſen haben in der modernen Geſchichte zuerſt und zumeiſt an dem alten gothiſchen Bau der Ariſtokratie niedergeriſſen. Dies leichtſinnig ſociale Volk ſchien berufen es zu thun, weil in ſeinem eigenen Nationalcharakter gar kein romantiſches und gothiſches Element vorhanden iſt. Es iſt nichts Gothiſches in dieſem Menſchen! war von jeher eine eigene Anſchauung in mir, wonach ich die mir begegnenden Charaktere in gothiſche und in ſociale zu theilen pflege. Ein gothiſcher Menſch hat zu viele Thurmſpitzen, Wölbungen, Eckchen, Bogen und hohe F[illegible]rtiefungen in ſeinem Weſen, als daß er m[illegible] in einem modiſchen Geſellſchaftszimmer als etwas Nichtdabingehörendes auffallen ſollte, und darum liebe ich dieſe Baukunſt ſeines Charakters an ihm ſo ſehr, ich mag gern durch die wunderlich bunten und etwas trüb angehauchten Fenſterſcheiben ſeines Aeußeren in die heilige Stille ſeiner Seele, in die Capelle ſeines inwendigen Menſchen hineinblicken. Mit der Architectur eines Socialen ſieht es dagegen durchſichtig genug aus. Hell, ſchön und gerade ſind ſeine Säulen, auf die er ſich ſtützt; er hat Alles an ſich glatt polirt und abgeflacht, ſeine Fenſter ſind Spiegelglas, und die zierlichſte Symmetrie ſeiner Theile erhebt ihn zum Manne der Geſellſchaft. Unter den Völkern ſind die Franzoſen dieſe Socialen, dieſe Geſellſchaftsnation, und ich kann ſie deshalb nicht leiden. Ihr immer auflöſender werdendes Streben nach Glättung und Symmetrie aller ſtändiſchen Verhältniſſe des Lebens, nach Modelung eines völlig abgeſchliſſenen und ausgeglichenen Typus der bürgerlichen Geſellſchaft habe ich mir eben aus dieſer ihrer Natur heraus erklärt.

Durch eine Ariſtokratie gruppiren ſich die bürgerlichen Zuſtände wie Berg und Thal in großartigen Pittoreſken. Eine maleriſche Perſpective kommt in das ſonſt unterſchiedsloſe Leben hinein. Es läßt ſich aber nicht leugnen, daß die Franzoſen gerade die wirkſamſte Waffe, die es gibt, gegen ſie geſchleudert haben, indem ſie die Ariſtokratie nach ihren neueſten Geſetzen der Lächerlichkeit preisgegeben. Sobald ſie ausgeſprochen, daß keine geſetzliche Strafe mehr Den treffen ſolle, der ſich des Adels oder anderer Titel anmaße, und es mithin jedem zweideutigen Abenteurer freiſtellten, ſich als Marquis, Graf, Herzog, oder wie er wolle, in die Reihen der Geſellſchaft einzuführen, ſobald hatte auch in Frankreich eine Ariſtokratie dazuſein aufgehört; denn ihr ganzer Wappenſchmuck und Ahnenglanz war nun zu einer Komödien-Garderobe herabgewürdigt. Es war Theaterplunder geworden, für den ſelbſt auf einer Auction Keiner mehr einen Pfennig bieten mag. Er muß an die Theaterbedienten verſchenkt werden. Dem geſellte ſich, um alle Heiligung des Beſitzes dem Adel zu rauben, die Aufhebung der Erblichkeit der Pairswürde hinzu, und ein Verbot gegen die Stiftung von Majoraten, durch welche gerade bedeutſame glänzende Einzelnheiten im Lande entſtehen, wird ebenfalls nicht ausbleiben *). So flacht ſich dies Volk immer mehr alle poetiſchen Geſtaltungen ſeines Lebens ab, und verführt auch das andere Europa allgemach durch ſein Beiſpiel, das immer etwas Unabweisbares in der Geſchichte gehabt hat.

Was bei den Franzoſen Frivolität und Mangel an Romantik gethan, hat bei den Deutſchen der überwiegende kalte Verſtand, und die heilloſe philoſophiſche Weltbürgerlichkeit dieſes Volkes faſt nicht minder ausgeübt. Auch in Deutſchland gibt es beinahe keinen Adel mehr. Hätten wir die Hannoveraner und die Mecklenburger, und in Preußen einige Uckermarker Edelleute nicht, die Ariſtokratie wüßte bei uns gar nicht mehr, was ſie vor Demuth anfangen ſollte. Meine Hannoveraner lobe ich mir. Da hauſt noch der alte Stock. Auch in der Uckermark war ich, wie Du weißt, eine Zeitlang bei

---

*) Seitdem der Briefſteller dies geſchrieben, iſt das Geſetz gegen die Majorate in Frankreich wirklich durchgegangen, aber bekanntlich mit ſolchen Modificationen der Pairs-Kammer, welche die eigentliche Wirkſamkeit des Geſetzes ziemlich wieder aufheben. D. Red.

einem reichen Grafen Bibliothekar, und wurde ganz ſplendid wie Einer der höheren Schloßbedienten behandelt. Ich nahm das gar nicht übel; denn es war ächt ariſtokratiſch, es mußte ſo ſein. Der Adel, wo er ſich in heutiger Zeit noch als ſolcher fühlt, muß ſich gewiſſermaßen zu rächen ſuchen an ſeinem von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Untergang, und die Geltung ſeiner Macht mit verdoppelter Aemſigkeit zur Schau tragen. Ich wollte mich gern noch einmal in der Uckermark ducken laſſen, wenn ich nur dem Deutſchen Adel dadurch wieder auf die Beine helfen könnte; denn, wie geſagt, ſelbſt der Servilismus iſt ſüß, wenn auch angreifend.

Aber da lebt noch, durch das Meer geſchieden vom Continent, ein Volk, dem eine gewaltige thronende Ariſtokratie ein Nationalbedürfniß zu ſein ſcheint. Die Engliſche Staatsverwaltung mag dieſe beiden ewigen Gegenſätze ihrer Torys und Whigs, welche ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten die innern Hauptbewegungen dieſes politiſchen Körpers ſind, gewiſſermaßen zum regelmäßigen Blutumlauf nöthig haben, und die große beiſpielloſe Armuth und

Tonloſigkeit des gemeinen Volkes, verbunden mit der gering verbreiteten Intelligenz unter demſelben, und dem ſchreienden Mangel an allem Volksunterricht, werden dort die Dauer der Ariſtokratie wahrſcheinlich noch lange begünſtigen. Und dennoch werden auch in England, fürchte ich, die Zeichen der Zeit an ihr in Erfüllung gehn, und die Wogen der Revolution, denen das Whig-Miniſterium Grey in dem kleinen Rettungsbot der Reformbill noch geſchickt aus dem Wege zu ſteuern gewußt hat, werden doch einmal gerade an der Engliſchen Ariſtokratie thurmhoch aufbrauſen und die alten Feudalformen verſchütten, die man vielleicht ſchon nach einem halben Jahrhundert im ganzen Europa nur noch wie Petrefacten und Mammuthsknochen aus der Erde graben wird. Ach, man gebe dies doch ja nicht dem Spotte Preis! Man freue ſich nicht, daß der heiligen Ariſtokratie, die ſo lange als eine der wichtigſten Inſtitutionen in der Geſchichte dageſtanden, jetzt etwas Menſchliches begegnen will. Ich könnte weinen, wie die Juden über Zion, wenn ich an die Ariſtokratie gedenke. Wer enthält ſich der

Thränen, wenn Ilion fällt? Und der alte Vater Priamus, mit ſeinen funfzig Söhnen und funfzig Töchtern, muß er es noch mit ſeinen greiſen Augen ſchauen, daß der glorreiche Königsſitz ſeines Stammes hinter ihm in Rauch und Flammen aufgeht? Wo wird der fromme Aeneas ſein, der die vertriebene Ariſtokratie dann, wann jener Tag Troja's gekommen, auf ſeine Schultern nimmt, und ſie aus der Gefahr von dannen trägt? Wahrlich, ich wollte es ſein! Selbſt meinen Uckermärkiſchen Grafen würde ich gern zum frommen Aeneas dienen, und ſollte eine Revolution ausbrechen, hurtig über Land und Meer mit ihm davongehn!

Ariſtokratie, Du jammerſt mich! Du biſt wie eine ſchöne verſtoßene Fürſtentochter, der man auch im Bettlergewande noch an den weißen Gliedern und feinen Zügen es anſehen wird, daß Du auf einem Thron geboren, daß Du eine Fürſtentochter biſt! Der rohe Pöbel wird jubeln, wenn er ſieht, wie Du die zarten Hände, ſonſt nur gewohnt an den reinen Formen des Lebens ſich zu prüfen, nun auch in ſein ſchmutziges Element tauchen mußt, um den Beſitz mit dem Erwerb zu vertauſchen. Aber Du wirſt ſelbſt in der Erniedrigung noch Dein angebornes edles Darüberſtehen behalten, und arbeitend und weinend wird Dich doch ein ſchimmerndes Lächeln des Bewußtſeins nie verlaſſen. Ariſtokratie, verſuche noch Dein letztes Rettungsmittel! Vergeiſtige Dich, gründe Deinen Beſitz auf Dein Verdienſt, Deine Macht auf Deine Talente, nimm unter die Zahl Deiner Ahnherren noch den Geiſt auf, und Du wirſt unſterblich ſein! — —

Du erhältſt dieſen Brief durch den Candidaten Flitzbogen, den Mörder meines geliebten Copiſten Mundus, welchen Gott ſeelig habe. Du brauchſt Dich vor dieſem Flitzbogen nicht zu fürchten; denn er iſt jetzt ſehr zahm geworden, ſeitdem ſie ihm das eine Bein haben abnehmen müſſen. Zwar iſt er noch immer liberal, aber er kommt keinem mehr damit zu nahe, und ſein Witz iſt ſchmächtig und friedfertig geworden, wie unſer blinder Hauskater. Er will ſich bei Euch in der Reſidenz ein hübſches Bein drechſeln laſſen, darum iſt er dahin gereiſt; denn hier in Kleinweltwinkel gibt es keinen Künſtler, dem er ſich dazu anvertrauen könnte. Der arme Menſch, er wird Dir auch leid thun. Jetzt humpelt er noch auf einem abgeſchälten Baumſtumpf herum, ein warnendes Beiſpiel, wie weit uns der Parteieifer der Zeit treiben kann. Merkwürdig aber iſt, daß Flitzbogen trotz dieſes ſeines ſchlechten Fußwerkes doch zugleich jetzt auf Freiersfüßen ſteht, und zu dieſem Endzweck will er ſich eben ein recht ſchönes, hölzernes Bein anfertigen laſſen, um dann hier als Bräutigam mit deſto größerem Nachdruck auftreten zu können.

Denke Dir, er hat ſich entſchloſſen, die Tochter des durch ihn verewigten Copiſten Mundus heirathen zu wollen, und dieſer Zug wird Dir gewiß an ihm gefallen. Ich für mein Theil möchte ihm zwar den Edelmuth nicht zu hoch anrechnen; denn es iſt ein niedliches Mädchen, die, hätte ſie nur zwei Jahre in Deinem Fräuleinſtift von Dir Unterricht genoſſen, reizend zu nennen ſein würde. Aber auch ohne durch Bildung verſchönt zu ſein, hat das kleine Ding etwas Liebes in ihrem Weſen, wie ich es ſelten geſehen habe. Es gibt ſtillblickende

Vergißmeinnichtsnaturen unter den Mädchen, die mich immer wie ein Lied von Hölty rühren, zu denen gehört ſie. Sie iſt ganz blaues Auge, möcht' ich ſagen; denn in ihrem Blauauge ſchmilzt ihr ganzer Mädchencharakter zuſammen. Dieſe Kleine, muß ich Dir noch erzählen, hat nach dem Tode ihres Vaters proviſoriſch ſeine Copirarbeiten übernommen, und ſitzt jetzt in ihrem Hüttchen da, und ſchreibt mit einem Eifer ab, daß man ſie dafür küſſen möchte. Da ſie einer hübſchen Handſchrift mächtig iſt, hat man ihr einſtweilen dieſe Abſchreibereien gelaſſen, und ſie ernährt ſich und eine alte Magd damit redlich. Wann ein friedliches Bild meinen aufgeregten Sinnen noththut, ſchleiche ich mich jetzt oft noch Abends ſpät aus meinem vom Schlaf geflohenen Giebel hinweg, und gehe bei ihrem Fenſter vorüber, und belauſche des Copiſten Töchterlein, wie ſie beim fleißigen Lampenſchein bis in die tiefe Nacht die ämſige Feder führt. Neulich ſtand ich faſt eine ganze Stunde, und kuckte, in dieſen anmuthig frommen Anblick verloren, von meinem unbemerkten Standort in das kleine Zimmer hinein. Dies Stillleben weht und fächelt mich ordentlich beſänftigend an, und wenn ich ſehe, wie ſie ſich ſo artig in ihrem Bienenfleiß geberdet, und bei der nächtlich ſchnurrenden Feder doch ſo heiter und wohlgemuth kindlich blickt, möchte ich ihr immer zurufen, wie Boas der Aehrenleſerin Ruth! „Geſegnet ſeiſt Du dem Herrn, meine Tochter!“ Dann gehe ich fort, und fühle mich ſo mild, daß ich beten kann, und verrichte mein Nachtgebet unter freiem Himmel, und ſchlafe drauf und träume ſchön. Nur ihre Augen thun mir leid bei der Nachtarbeit.

Um dies Kind will Flitzbogen nach ſeiner Zurückkunft freien, und ich glaube, daß er diesmal von den redlichſten Abſichten geleitet wird. Er hat dann zugleich den Plan, ſich um das erledigte Amt des Copiſten Mundus zu bewerben, und ſich ſo nach einer durchſchwärmten Jugend zu einer feſten gediegenen Thätigkeit und Häuslichkeit hier in ſeinem Geburtsort niederzulaſſen. Wohl ihm, daß er ſo ſchnell und glücklich in den Hafen einläuft und noch wenigſtens mit einem geſunden Bein aus den Zeitwirren davon gekommen iſt. Wer weiß, was unſer Einem noch Alles bevorſteht! Ich bin in einer gefährlichen Kriſis, und ſehe mich jeden Morgen, wann ich aufwache, im Spiegel, ob ich noch lebe. —

Aus dem alten ſeidenen Brautkleid meiner Mutter hat der Schneider wirklich wieder ein neues zu machen verſtanden, das der armen Olympia paßt. Du wirſt Dich dieſer Unglücklichen noch aus einem meiner früheren Briefe erinnern. Es ging mir zwar ans Herz, dieſe heilige Reliquie, auf der das Andenken einer Seeligen ruhte, verſchneidern zu laſſen, aber die ſchöne Magd bat mich doch gar zu wunderbar um ein beſſeres Kleid, und ſie kann bitten, daß ihr etwas abzuſchlagen unmöglich iſt. Kürzlich ſteckte ich es ihr heimlich zu, damit es ihr Herr nicht ſähe, und ſie äußerte ſelbſt dringend und ängſtlich, daß Herr von Zodiacus nichts davon erfahren dürfe. Aber Du hätteſt ſehen ſollen, wie ſie ſich freute; als ſie das Paquet haſtig aus meinen Händen in die ihrigen riß, und wie ihre thränenverſchleierten Blicke in einem Glanz aufleuchteten daß es wie ein elektriſcher Schimmer auf mich herüberfloß. Seltſam,

ſeltſam iſt dies Weſen. Es macht mich zum Narren, darüber nachzudenken.

Und höre, neulich ſah ich ſie des Nachts beim Vollmondſchein in ihrem neuen Kleide ſpazieren gehn. Sie mag ſich nur des Nachts damit ſchmücken dürfen, wenn ihr tyranniſcher Herr nichts davon gewahr wird. Ich lag noch aus dem Fenſter, und kam herunter, um ihr in den Weg zu treten. Sie wandelte mit hohen, ſtolz getragenen Schritten und feierlich emporgehobenem Haupt, einer im Triumphaufzug wallenden Prinzeſſin gleich, unter den Bäumen der einſamen Straße dahin. Reiche, ſchön geordnete Locken hingen ihr lang über den junoniſchen Nacken hinab, ſie ſchien großes Vergnügen an ſich ſelbſt zu empfinden, und betrachtete ihre herrliche Geſtalt, die mir zu einer wunderbaren Hoheit herausgeblüht ſchien, mehreremal ſtill ſtehend, in dem majeſtätiſchen Schatten, den ſie durch den monderhellten Erdboden hinwarf. Ich erſchrack faſt, wenn ich daran dachte, daß ich ſie kurz zuvor in dem entſtellenden Magdkleide geſehn. Sie bemerkte mich jetzt, und ſtand, mit ſcharfen prüfenden Blicken mich betrachtend, ſtill.

Verrathe mich nicht, guter Mann! ſagte ſie, nach allen Seiten ſcheu umherſehend. Nur noch durch mährchenhafte Mondnacht ſchleicht ſich verſtohlen die Traumgeſtalt alter Herrlichkeit hin. Den Nachtlüſten ſage ich die Gedanken vergangenen Glückes, und ſie tragen ſie ſeufzend hinweg, und die Sterne oben hauchen trübe darüber an. Ich aber freue mich, wenn die Nacht zuſammenſchauert in Schmerzen, und äffe lächelnd meinen ſonſtigen Glanz an mir nach. —

So flüſterte ſie ſchnell und wild hin, und ihr marmorblaſſes Geſicht zuckte in unheimlichen Bewegungen. Ich bat ſie Vertrauen zu mir zu haben, mir ihr Schickſal zu erzählen, mir zu ſagen, ob und wie ich ihr helfen könne. Ich fragte, wie ſie zu dem Herrn von Zodiacus gekommen, und warum ſie nicht, wenn ſie, durch Unglück gezwungen, dienen müſſe, einen menſchenfreundlicheren Herrn ſuche? Sie lachte kreiſchend auf, fuhr ſich mit der Hand hinten in die Locken, daß ſie aufgelöſt herunterflatterten, und ſagte mit der wirren Geberde einer Wahnſinnigen: Mann! Mann! wann wir uns einmal wiederſehn, werde ich Dir große Geheimniſſe anvertraun! — Dann ſtürzte ſie fort und war in der nächtlichen Ferne bald verſchwunden. Was hat das Alles zu bedeuten? —

Adieu, Speranza! Laß auch Du wieder etwas von Dir hören, und nimm keine zu blaſſe Tinte! Denn ich küſſe Deine Handſchrift jedesmal ſo, daß Dein letztes Blatt über den ewigen Frieden beinahe unter meinen Lippen erloſchen wäre. So geht es aber immer mit dem Frieden

Deinem
Salzſchreiber Seeliger.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, d. 23. Auguſt. 1833.

Esperance, Du meine geliebte Hoffnung, dies wird der längſte Brief an Dich! Mit Beilagen verſehen, mit Epiſoden durchſchoſſen, und mit dem Ballaſt von tauſend thörichten Träumen, Wünſchen und Plänen beſchwert, gelangt er, beinahe ein Poſtfrachtſtück ausmachend, zu Dir hin, und Du ſollſt an ihm zu leſen haben. Du haſt doch Zeit? Wie geht es Dir?

Daß es mit mir noch immer nicht Matthäi am letzten iſt, erſiehſt Du aus meiner Unverſchämtheit, indem ich Dir wieder aus meinen Tagebüchern einen ſolchen Stoß wunderſamen Geſchreibſels ſchicke. So lange ein Menſch noch unverſchämt ſein kann, gebe ich ihn nicht ganz verloren; denn er macht dann wenigſtens noch Anſprüche an das Leben. Schreibe Du immerhin nicht mehr an mich, ich ſchreibe doch an Dich. Es muß ja geſchrieben ſein!

Und was iſt denn mit mir? Mädchen! Mädchen! es iſt etwas mit mir! Halleluja! möcht' ich zuerſt zu Dir ſagen. Halleluja, es iſt ein Schwan in meiner Bruſt erwacht! Der Sommer iſt draußen ſchlecht hingegangen, aber tief innen in mir bricht eine neue Jahreszeit an. Mein alter Stamm will wieder ausſchlagen, ganze Geſchichten fangen in mir an zu reden, Wohllaut will Meiſter werden, Melodie ſich geſtalten, die Pygmalionſtatue wird zur ſchönen liebewarmen Jungfrau, Scherz grübelt ſchalkhaft, Weisheit ſpielt milde, und ein geheimnißreiches Regen und Taumeln zittert in ſüßen Ahnungen durch alles Daſein her und hin. Das Leben erröthet wieder hold, gleich einer jungen Braut. Ein Engel hat ſich meiner Gedanken bemächtigt. O Gott, Esperance, nun weißt Du es! Ich will, ich will wieder dichten!!

Länger kann ich es nicht ſo aushalten, wie ich es bisher ausgehalten habe. Ich muß mein Herz wieder einmal an etwas hängen, ich muß wagen, hoffen, an ein Bild mich hingeben, ich muß dichten! Dieſen Muth habe ich mir jetzt geholt. Etwas zu ſchaffen, dazu ſind wir Alle geboren, und ſelbſt ſeine ſchlechteſten Verſe ſind doch immer noch des Poeten liebe Kindlein, unter denen er ſich wie en famille heimiſch fühlt und ſeine Vaterfreuden hat. Liebt doch ſelbſt ein Bär ſeine Jungen, warum ſollte nicht ein Poet auch ſeine tölpelhafteſten Gedichte lieben, wenn er ſie einmal nicht beſſer hat erzeugen können? Man muß aber etwas haben im Leben, das man, nach ſeinem Ebenbilde gezeugt, lieben kann; denn in jedes Menſchen Bruſt iſt der Trieb gepflanzt, ſich zu vervielfältigen, um in der Vervielfältigung ſich ſelbſt gegenſtändlich zu werden. Des Poeten Werke ſind aber nichts als Doubletten ſeines Ich. Und auch ich will jetzt mein Ich nicht länger einſam in mir vertrauern laſſen, es ſoll fruchtbar ſein und ſich mehren, es ſoll unter Menſchen kommen, es ſoll auch die Dreiſtigkeit haben, von ſich ſelbſt zu reden, und es wird, ich denke es, geſund werden.

Ich ſelbſt will nicht unter Menſchen gehen, mir iſt die Einſamkeit lieb, und eine Freundin. Aber ich will aus mir heraus einen Karavanenzug ausſchicken, der fröhlich durch die Welt hinpilgern ſoll, um an allen großen Stätten der Erde ſeine Andacht zu verrichten, und jeder wackern Seele Grüße von mir zu ſagen. Dieſe Karavane ſollen meine Bücher ſein, die ich alle noch ſchreiben werde, einen langen Zug! Mein Ich ſchleicht ſich immer als der unſichtbare Karavanenführer mit, es klingt mit den Glocken und knallt mit der Peitſche, es nickt jedem begegnenden Wandrer luſtig zu, es lagert ſich mit in Waldes Kühle und Schatten, es freut ſich an den Schrecken der Wildniß, und küßt im Vorüberziehn die kleine Tochter des Hirten, die auf dem Felde mit Steinen ſpielt. Es geht überall mit hin, und ich ſitze doch ruhig dabei in meiner Stube, und, wenn das Glück einſt gut iſt, an der kritiſchen Freundin Seite. Sieh', dieſe Freuden hab' ich mir fortan ausgedacht. Sprich Du Deinen Segen darüber!

Und nicht, wie damals, will ich dichten, nicht wie in jener Frühnebelzeit meiner poetiſchen Sturm-

und Drang-Periode, wo ich glaubte, Gedanken ſeien Gedichte, und Ideen, die vielleicht nur als eine Idioſynkraſie in mir ſelbſt vorhanden waren, zu Helden ganzer Tragödien und Romane machte. Du kennſt, Freundin, alle meine Mißgeburten gar nicht, die ich in meiner früheren wilden Ehe mit der Muſe ſchon zu Tage gefördert. Friede ſei mit ihrer Aſche! Ich war aber eigentlich immer der ſchreibwüthendſte Menſch von der Welt, der in einem Tage mehr zuſammenſchreiben konnte, als er ſelbſt um allen Preis hätte leſen mögen. Und jetzt meldet ſich wieder die alte Rieſenleidenſchaft meiner Feder, — aber, glaube mir, es iſt Federdruck des Herzens!

Ja, ich verſpreche Dir, ich will anders dichten! Früher dichtete ich immer von innen nach außen. Dies iſt aber eigentlich ein ganz philoſophiſches Schaffen, das die Kunſt zu etwas Anderem macht, als ſie iſt und ſein ſoll. Jetzt will ich einmal von außen nach innen dichten, und ich hoffe weiterzukommen. Sonſt fing ich damit an, erſt die Seele zu conſtruiren, und nachdem ich ihr die Gedankenflügel angeſetzt hatte, ließ ich ſie ausflattern, ſich einen Leib zu ſuchen, der ihr am beſten gefallen möchte. Sie flatterte fort, aber kam oft nicht wieder, ſondern verlor ſich im unendlichen Reich des Geiſtigen, da ſie ſich einmal ſchon ihrer als Seele zu tief bewußt worden war. Oder ſie gerieth, aus pſychenhafter Verſchämtheit nicht ſcharf genug wählend, in Mesalliance mit irgend einem Leib, mit dem ſie ſich nur ein unglückliches Daſein friſten konnte. Arme Seele, Dir wäre beſſer geweſen, nie in meinem Hirn geboren zu ſein! Welche Aengſten magſt Du zuckend und zappelnd ausgeſtanden haben, wenn ich Dich in einen Stoff hineinfahren ließ, in dem Du, wie Jonas im Wallfiſchbauche, an Deiner Exiſtenz verzweifeln mußteſt! Für den Poeten ſoll es keine Seele ohne Stoff, und keinen Stoff ohne Seele geben; er ſoll beide gleichzeitig empfangen und erzeugen, und die Menſchwerdung ſeiner Ideen muß ein göttlich geſchwinder Schöpfungsmoment ſein, der die Geſtalt nur bildet, weil ſie Seele iſt, und die Seele nur, weil ſie Geſtalt iſt. Die Philoſophie iſt noch der Geiſt, der über dem Chaos ſchwebt; die Philoſophie hat die Welt wieder in ihre Urmaſſen aufgelöſt, Geiſt und Leib geſchieden, und ſitzt, als wäre ſie erſt der vernünftig gewordene Gott, brütend im Dampf des künſtlich geſchaffenen Welt-Nichts da, um aprioriſch die Geſetze der Verbindung zu finden, und danach die Welt neu hervorzubringen und zu ordnen. Die Poeſie iſt dagegen der Geiſt der bereits geſchaffenen, geordneten, von Licht, Luft und Farbe durchſtrömten, von Vögeln durchſungenen, von Frühlingen befruchteten, von Menſchenherzen durchwärmten Schöpfung. Die Philoſophie glaubt das Höchſte zu erringen, ſie erringt den Begriff, und meint darin die ganze Welt erſt wahrhaft zuſammengefügt und aufgebaut zu haben. Die Poeſie will und ſieht nur Geſtalt, und ſie erſt iſt die große Verſöhnung der Metaphyſik mit der Schöpfung. Aus dem uralten Weltſchmerz, in dem Form und Geiſt ſich zerriſſen und unruhig einander gegenüber finden, blickt die Poeſie lächelnd empor, und ſie befreit den Geiſt von der myſtiſchen Unruhe, und die Form von des Stoffes Wildheit, indem ſie beide friedengebend zu einem Gedicht verſchmilzt. Das Gedicht iſt die Erlöſung der Form, indem es zeigt, wie dieſe nicht geiſtverlaſſen ſei, und es iſt die Erlöſung des Geiſtes, indem es zeigt, wie dieſer ſchönſte Lebensform ſei. So iſt das Gedicht um ſo vieles reicher als die Philoſophie, wie die Geſtalt reicher als der Begriff iſt. Der Begriff will Alles ſein und haben, und iſt doch noch das Höchſte nicht, er iſt nicht Geſtalt. Aus den Dingen hat er das feinſte Geiſtige zuſammengefaßt, und nennt dies Begriff, aber es iſt das Ding nicht mehr; es iſt durch ihn nicht reicher geworden, denn es hatte ſich ja längſt in ſich, aber es iſt gewiß ärmer geworden, denn es hat durch ihn ſeine friſche Creatürlichkeit eingebüßt. Er hat ihm das Bild genommen. Der Begriff muß aber in die Dinge, aus denen er geworden iſt, wieder zurückgehn und zurücktreten, er muß ſie, auf nunmehr vergeiſtigtem Grunde, wieder Bild werden laſſen, und ihnen ſo ihre wahre Auferſtehung ſchenken. Der Begriff muß Geſtalt, die Philoſophie muß Poeſie werden, und alle Räthſel des Daſeins ſind überwunden. Die Welt iſt in Schönheit verklärt und erklärt.

Ich will aus dem Ganzen heraus dichten! In einen großen Weltſtoff will ich mich vertiefen, und meine eigene Seele ſoll mich darin überraſchen. Ich will mich nicht, wie ſonſt, vorausſetzen, und hoffe, daß ich mich dann um ſo gewiſſer wiederfinden werde. Auf dieſe Weiſe meine ich es, von außen nach innen zu ſchaffen. In unmittelbares Leben will ich mich tauchen, an friſchen, fremden Geſtalten geſund werden, und alle greiſenhaft wiſſenſchaftlichen Anflüge von dem weißen jungfräulichen Körper der Poeſie abwehren. Die Poeſie ſoll nicht Wiſſenſchaft ſein. Die Poeſie muß ſo unmittelbare Geſtaltung ſein, daß aus ihr die Wiſſenſchaft erſt entſteht und wird, ſo wie aus dem Leben ſelbſt und der Unmittelbarkeit ſeiner Erſcheinungen Wiſſenſchaft wird. Die Poeſie kann unmittelbaren Lebensſtoff für die Wiſſenſchaft abgeben, aber ſie iſt zu naiv, um ſelbſt wiſſenſchaftlich zu ſein. Das wiſſenſchaftliche Bewußtſein unſerer Zeit ſtört aber am meiſten die Kunſtvorſätze der heutigen Dichter. Die Reflexion lauert wie eine Schlange auf das Schaffen, um es in *ſeinen ſchönſten Bewegungen* zu umſtricken, und die jungen Blütenknoſpen des unmittelbaren Lebens gleich da, wo ſie herausbrechen, abzunagen.

Eine gewiſſe göttliche Unbewußtheit, ein weiſer Leichtſinn, iſt nöthig, um die Schönheit zu erzeugen, um in der Kunſt glücklich zu ſein. Die alten Schatzgräbermährchen enthalten eine ſinnige Lehre für die Künſtler. Nur in der verſchwiegenen Nacht und bei der lautloſeſten Stille kann der von Geiſtern gehütete Schatz gehoben werden. Wird in der verhängnißvollen Stunde nur ein Wort geſprochen, läßt ſich nur ein Laut vernehmen über das, was vorgeht, ſo iſt der Zauber verſcheucht, die kaum heraufbeſchworene Goldruthe verſinkt mit all' ihrem geheimnißvollen Inhalt wieder auf ewig in die Tiefen der Erde hinab, und über den Schatzſuchern bricht der nüchterne Morgen höhnend an. Das Bewußtſein vernichtet. Der Buchſtabe tödtet den Geiſt. —

Hier empfängſt Du, Esperance, die erſte der Beilagen zu meinem Briefe, mit denen ich Dir gedroht habe. Nimm ſie als ein ſchmetterndes Trompeterſtückchen meines neu erwachten Dichtermuthes hin, der Dir darin ſeine ganze Zuverſicht vorblaſen will. Du wirſt den vorläufigen Umfang meiner Scala daran erprüfen!

Weltſchöpferdrang an Kartenhäuſern.

(Phantaſie vom Apfelbaum herunter.)

Hurrah! hurrah! ein Bildnerdrang iſt durch des Menſchen Bruſt ausgeſtrömt, ein Titan! In ſeinen Fingerſpitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt ſein wollen, auf ſeiner Augenwimper ruhen ſchlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen ſich ſehnen. Der Menſch kann nicht anders, er muß ſchaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinüberſummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den erſten Spielen dieſen urſprünglichſten Trieb ſeiner Natur. Das Kind baut ſchon Kartenhäuſer; denn der Menſch ſoll Welten baun.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang! Es ſtand, es ſtand, und war die erſte Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuſer umſtürzte, oder ich blies ſie wohl ſelbſt nieder, um von Neuem deſto ſchöner aufzubauen; denn da zeigt ſich erſt höchſte Kraft des Schöpfers, aus der Zerſtörung immer neue Welten erſtehn zu laſſen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten ſteckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird ſie es auch nie erfahren. Als ich ſpäter ſtatt der Kartenhäuſer an Luftſchlöſſern zu bauen anfing, hat ſie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumeriſchen Natur nicht nachzugeben, ſondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein träumeriſcher Sohn, der ſo hübſch Kartenhäuſer und Luftſchlöſſer bauen konnte, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, ſondern ſogar auch eine eigene Welt zu erſchaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie iſt. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den träumeriſchen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß nur zu gut, was es für den Menſchen heißt, Welten zu ſchaffen. Er hat von jeher ſeine beſonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr ſchönes, kunſtgeregeltes Netz über mein Fenſter hinſpann, hat es gehört, wie ſehr ich über die Vergänglichkeit der Kunſt wehklagte, als meine gefühlloſe Wirthin ſie mitſammt ihrer ſelbſtgeſchaffenen Welt wegfegte.

Sich ſelbſt hervorzubringen: höher kommt kein Menſch.

Mit den Träumen von einer univerſalen Wirkſamkeit der Kunſt iſt es eine höchſt gefährliche Sache. Unſere Deutſchen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beſtändig an dieſem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einſtürze, als daß der heiligen Bedeutſamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Univerſum gedichtet, jede Zeile in die ewige Weltaxe eingegraben. Es iſt, ſage ich, gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott ins Handgemenge, wenn man ihm die Kunſt als Weltſchöpferin zu nahe an ſeinen

Thron ſchiebt. Sich ſelbſt hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menſchlicher Bildung iſt, iſt es zugleich die Gränze der Kunſt. In dieſer Gränze liegt aber ein Troſt, in ihr liegt Ruhe und Verſöhnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunſt gleichgültig geſinnten Zeit. Der Genius muß dennoch ſchaffen, und ſollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da ſein, der ihn verſtände, ſollte auch kein einziger ſeiner Töne einem liebenden Anklange in der allgemeinen Stimmung begegnen; er muß ſchaffen, denn er muß ſich ſelbſt hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, aber er iſt deſſen freudig in ſeinem Geiſt, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menſchenkeime, die in ihn geſtreut ſind, aus ſich herausbilden und in die Erſcheinung treten laſſen; er muß ganze Städte bauen, ganze Geſchlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen ſetzen, Leidenſchaft und Tod deuten. Davon lebt und ſtirbt er. Dann hat er Ruhe vor ſich ſelbſt.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunſtwerkes. Es iſt auf die Woge ſeiner Zeit geſchrieben, es iſt den Stürmen der Geſchichte und der Umwälzung der Geſinnungen unterworfen. Es iſt ein wandelbares Gut des Geſchlechts. Nur einmal hat es in ſeiner ſchönſten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt ſeine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunſtwerken, die ſchon durch ihr Material dem Schickſal einer endlichen Auflöſung verfallen ſind. Vor der reſtaurirten Sixtiniſchen Madonna in Dresden ſtanden mir große Thränen der Wehmuth im beſchauenden Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Haſe, mit dem ich darüber ſprach, mich meiner Kunſtignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Reſtauration nicht zufrieden ſein wollte; dies brachte mich durch Aerger wieder auf die Beine; ſonſt wär' ich vor all' den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild geſehn, wollte mich nachher faſt ein kleiner Stolz beſchleichen über die größere Wandelloſigkeit der Poeſie. Ich dachte an Homer, an Sophokles, ich dachte daran, wie ſehr der Oedipus auf Kolonos Esperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgeleſen. Aber ſind denn dieſe Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße historiſche Monumente? Als ſolche ſtehen ſie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber ſie können keine wahre Kunſtwirkung im höchſten Grade mehr auf uns ausüben. Es ſpricht ein Gott aus ihnen, deſſen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeſchiedene Geiſt eines fremden Geſchlechts durch ſie hin. Wir haben keine Blutsverwandtſchaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtſchaft haben mit einem Kunſtwerk, das ſich ganz unſerer bemächtigen ſoll. Es iſt nicht Fleiſch von unſerm Fleiſch, nicht Geiſt von unſerm Geiſt. Wir haben keine Illuſion an ihnen, ſie ſind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unſer innerſtes Kunſtbedürfniß füllen ſie nicht aus. Sie ſind als Kunſt vergangen. Geſtürzte Götterbilder.

Ha, ich freue mich, daß das Kunſtwerk nur ſeiner Zeit angehört, nur für Menſchen lebt, die ſind wie ich; an dieſelbe Gränze und Bedingung gefeſſelt. Das gibt mir fröhlichen zuverſichtlichen Muth, etwas zu ſchaffen. Es iſt gar zu ſchwer und faſt ſchaurig, dichten zu ſollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abſtrahire bei meinen Büchern, die ich ſchreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn ſoll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden ſchönſtens damit amüſirt habe, Bücher zu ſchreiben und drucken zu laſſen? So viel Anſprüche mache ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge ſehen, wenn ich ſchreibe. Die Heroen unſerer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß ſie ſich herablieſſen, für die von ihm geſchaffene Welt etwas zu dichten. Dies iſt vorbei. Goethe war ein ſchöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Papſtthum in der Literatur iſt vorbei. Der heutigen Schriftſteller-Generation muß es das höchſte Ziel ſein, Pfeile des Geiſtes in ihre Zeit hinauszuſchicken, um das Volk der Deutſchen aufzuregen und aufzuſchütteln. Eines Buches Geiſt muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört haben zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung ſeinen Geiſt ausathmen. Die Bücher-Leiche wird in den Literarhiſtorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann ſein Herz nicht leichter ſein, als mir, da ich nun meine Gränzen überſchaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Gränzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich ſchreiben werde, es iſt aus der Zeit. Heiſa, ich will das Nächſte ergreifen, und das Weiteſte daran knüpfen! Da ſagen ſie freilich, die Zeit ſei dem Dichten nicht günſtig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwiſchen Politik und Kunſt einmal zu beleuchten. Ich ſtecke indeß ſchon zu tief im Wirrwar darin, um mich in dieſem Augenblick ernſtlich auf Auseinanderſetzung dieſer Frage einzulaſſen. Soviel weiß ich, daß die Kunſt nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunſt ein zu nothwendiges National-Element der Völker iſt. Ich haſſe jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen abſolutiſtiſchen Anfällen her? — das

Wort Politik; ſonſt möchte ich faſt ſagen, daß die Kunſt ſich durch die Politik eher neu beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln; denn mir hängt der Himmel ſo voll von Geigen, daß mir der Kopf ſchwindelt, und ich ſelbſt nicht mehr weiß, wo ich in Widerſprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlarum, es geht mich nichts an! Was ſchaden Widerſprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt! Widerſprüche ſind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es raſſelt doch, und wo es raſſelt, da iſt Leben. Und das die Kunſt ſich vor der Politik nicht zu fürchten hat, ſieht man bei den Deutſchen, bei denen ſie ſich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegenſatz zu derſelben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunſt- und Wiſſenſchafts-Sinn hat bei dieſem Volk den politiſchen Sinn unterdrückt, ſtatt ſich unterdrücken zu laſſen. Dies merkwürdige Volk hat ſich lange um die ſein eigenſtes Herzblut berührenden politiſchen Dinge wenig bekümmert, und ſie lieber ge-

geopfert, um in Ruhe gewiſſe wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſche Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechiſcher Einfachheit und Romane für ein liebendes Deutſches Herz zu ſchreiben, die antike Metrik in die Deutſche Poeſie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorſchlagſylbe zu erfinden. Wird ſich ſein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit ſeinem politiſchen verſöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das iſt, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten ſollten. Das iſt es, was ich will! Was geht mich mein Abſolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch ſeinen langen Aufenthalt bei uns eine ſpecielle Malice auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen ſcheint? Ich weiß längſt, daß es nicht geheuer mit ihm iſt. Und auf meinen Abſolutismus habe ich nie einen ſonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutſchen mit Intereſſen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher ſchreiben!

Es iſt ein herrliches Loos, Schriftſteller zu ſein! Im Leben haben ſie mich oft für einen verſchloſſenen Geſellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mir ſelbſt viel Redens zu machen, und eine gewiſſe geſellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verſchloſſen geweſen, da habe ich mich oft ausgeſtrömt und jede Quellader an mir fließen laſſen, daß Gutes und Böſes in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erſt als Schriftſteller alles herausſagen nach Herzensluſt, daß nichts in mir bleiben ſoll! Dieſe werden mich mehr lieben, und jene werden mich haſſen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und haſſen, und in beiden eine Poeſie mir herausſchmecken. Ich werde einmal etwas ſchreiben, das mir Haß erregen ſoll! Die Deutſchen Schriftſteller müſſen ſich jetzt erſt verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu ſein. Sie müſſen ihre Nation, indem ſie ihr Alles ins Geſicht ſagen, ein Gräuel werden, um entſchieden wirken zu können. Der

Deutſche iſt nur durch ſeine Schriftſteller zu retten. Wohlan alſo, es lebe die Oeffentlichkeit des Worts!

Nicht ſchwer wird es mir, mich zu entſcheiden, in welcher Form ich dichten ſoll! Es ſind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunſtform: das Höchſte darzuſtellen. Dies iſt eine ſehr wichtige Frage, über die ich eine gründiche Erörterung anſtellen würde, wenn nicht meine ganze Aeſthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten geweſen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch iſt es faſt unmöglich, zu entſcheiden, welches denn eigentlich das Höchſte in der Kunſt ſei, wenn man darüber unterſuchen will, welche Kunſtform dazu berufen, dies Höchſte zur Darſtellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetiſche Kunſtform am meiſten in der Richtung der Zeit begründet liege? Es iſt die Novelle. Das Drama iſt einer kunſtgerechteren Form fähig, es iſt vielleicht der ſchönſte Gipfel eines künſtleriſch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poeſie. Aber darauf kommt es in dieſem Augenblick nicht an, es kommt auf die Lebensperſpectiven an, welche die Poeſie vor den Augen der Zeit aufthun ſoll. Und dafür iſt die Novelle biegſamer, weil ſie unbegränzter iſt, und mit einer großen Keckheit der Darſtellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama iſt zu feierlich gemeſſen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutſchen mit der Novelle fangen. Die Novelle niſtet ſich noch am meiſten in Stuben und Familien ein, ſitzt mit zu Tiſche und belauſcht das Abendgeſpräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze ſchieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüſtern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle iſt ein herrliches Aehrenfeld für die politiſche Allegorie, wozu ſie noch viel zu wenig angebaut iſt. Man muß große Lebensgebilde erträumen und ſie in Novellenform den

Deutſchen auf's Zimmer ſchicken. Sie ſind zu faul, ſich anzuziehen, und ſelbſt hinauszugehen zum Drama; ſie konnten im Drama eigentlich immer nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutſche Miſère jeden Abend luſtig einrührte. Man kann auch auf die Deutſchen nicht wirken, wenn ſie in Schauſpielhäuſern ſitzen. Sie ſind da entweder nur modiſch aufgelegt, denn ſie fühlen im Zuſammenſein nie als eine Nation, oder es graut ſie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der ſie ſich da gegenüberſehen, und man darf ihnen in dieſem Zuſtande kein erregendes Wort ſagen, weil ſie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend anſehn. Draußen vor dem Schauſpielhauſe iſt auch Gensdarmerie und Polizei aufgeſtellt, und behüten das Drama. Die Novelle ſteht ſich mit der Polizei beſſer, und ſie flüchtigt ſich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie gibt. In ſeiner Stube iſt der Deutſche auch ein ganz anderer Menſch, da kann man mit ihm reden. Hier ſitzt er ſtill und läßt ſich gern für Alles begeiſtern, er glaubt an die Freiheit, und ſchwört auf ein höheres Nationalleben. Er ſieht ein, wo ihm Unrecht geſchieht und Recht widerfahren muß. Er iſt ein vorzüglicher Menſch. Er ſchaut faſt ſo aus, als könnte ihn die Weltgeſchichte noch einmal brauchen. Er nimmt ſich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Naſe hat. In dieſer ſeiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hauſe zu treffen ſuchen, ſie muß ſich in dieſe einſchleichen oder ſie aufrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleſerei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß ſie ihm einen Floh ins Ohr ſetzen, und muß ihn allmählig durch Gebilde eines glückſeeligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraſchen, daß er vor Ungeduld und Sehnſucht ganz unbändig wird. So faſſe ich die Novelle, als Deutſches Hausthier auf, und als ſolches iſt ſie mir jetzt die berufenſte Kunſtform, das Höchſte darzuſtellen. Ich ſäe und ärnte auf ihrem Acker meine ſchönſten Hoffnungen.

Auf Künſtlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide ſind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunſtwerth verachtete, ſondern ich achte ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künſtler muß ein Götterſohn der Ruhe ſein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn und über ſeinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch die kleinſten Theile ſeines Gebildes waltet dieſelbe Liebe, welche die größten verherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann ſich aber jetzt in die Künſtlerwerkſtätte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während ſich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpaſſen und Schildwach ſtehen, um ins Gewehr treten zu können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipaſſirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewiſſen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunſtfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden ausſehn wie ein Menſch, der auf einem Baieriſchen Poſtwagen von ſchönen Gedanken an ſeine Liebe überraſcht wird. Er kann dieſe Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite ſtößige Wagen dabei die Rippen entzweibricht.

Der größte aller Künſtler iſt doch Gott! Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe ſeines Weltgedichtes ewige Kunſtgeſetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geiſt iſt alle Unruhe ſchon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen geſetzt. Es iſt die höchſte Leiſtung künſtleriſcher Ausgleichung. Ich habe längſt Gott am meiſten als den Künſtler angebetet. Dies iſt meine Religion zu ihm; ich habe keine andere. Dies iſt meine Metaphyſik, durch die ich ihn erkenne und faſſe; ich faſſe ihn nicht anders. Als Weltkünſtler, wie er die Lebenslooſe der Menſchen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen iſt meine Andacht. Eine bewundernswürdige Kunſtſymmetrie geht durch das Univerſum, vor der ich ſtaunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunſtreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltſchöpfung iſt mir ein Kunſtwerk; ſo kann man in der Geſchichte Aeſthetik ſtudiren. Und weil Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, hat er in dieſen kleinen Gott auch jenen großen Weltſchöpferdrang gelegt, ihm zu Luſt und Qual. Darum iſt auch der Menſch ein Stück Künſtler, weil ſein Gott der unendliche Künſtlergeiſt ſelber iſt. Auch der Menſch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die erſten Kartenhäuſer baute, Deine Warnungen ſollen doch nicht in den Wind geſchlagen ſein! Wenn ich einſt weder Kartenhäuſer, noch Luſtſchlöſſer, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünſcht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es iſt für einen träumeriſchen Sohn immer noch Zeit, vernünftig zu werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trarah! Trarah! — —

* * *

— So weit vom Apfelbaum herunter, liebe Esperance! Was ſagſt Du dazu? O Mädchen, ich muß wirklich etwas bauen! Ich werde Dir ein Buch ſchreiben, eine Novelle. Den herrlichſten Plan habe ich bereits in mir entworfen, zurechtgelegt. Er wird reifen, und, ſobald günſtige Geburtsſtunden eintreten, wird die Ausführung dazukommen und fleißig Hand anlegen. Bin ich Dir ſo recht? Und zwar iſt es eine *hiſtoriſch-komiſche Novelle aus der Gegenwart.* Ja, mein Kind, ich denke damit zugleich ein neues Genre aufzubringen, und habe einen ganzen Cyklus ſolcher Novellen im Sinne. *Hiſtoriſch-romantiſche* Sachen gibt es genug in der Literatur; mir iſt das Zeug bis in den Tod verhaßt. Die Geſchichte muß ſich darin in eine bunte Hanswurſtjacke ſtecken laſſen, und große Charaktere der Menſchheit werden für die fade Leſeliebelei appetitlich zugeſchnitten. Sie würden auch ſonſt in ihrem natürlichen Gewicht dieſe ganze ſeichte Romantik in Grund und Boden drücken. Man ſollte es, ſtatt des hiſtoriſchen, das *hyſteriſch-romantiſche* Genre nennen. Ich will jetzt das *Hiſtoriſch-komiſche* in der Novelle anbauen. Ich habe mich ſchon längſt gewundert, daß man Humor und Satire noch ſo wenig auf dem Felde der Geſchichte hat ſpielen laſſen. Jede Zeit iſt an ſich ſelbſt ſchon eine Satire, jede Geſchichtsperiode erzeugt ihre nothwendigen humoriſtiſchen Geſtalten, ſowohl im öffentlichen als im Privatleben. Dieſe muß man auffangen, und man zieht ein ſchweres, vollgefülltes, blitzendes Netz davon heraus, womit ſich hundert Novellen bevölkern laſſen. Das Leben verarmt nie an Novellenſtoff, man muß ihn nur zu erlauſchen wiſſen. Eine bewegte Zeit bewegt und färbt Alles, ſelbſt den verborgenſten Sorgenwinkel des Familienſtübchens, neu. Seht doch zu, wie im Kleinen das Große nachwirkt, und ſtellt dieſen Scherz der Geſchichte dar! Seht doch zu, wie aus den großen Begebenheiten oft die helle Ironie lachend herausbricht, und fangt dies Lachen der Zeit auf; ihr braucht nur den Hut unterzuhalten, und ihr habt ein Gedicht, wie es noch nie dageweſen. So will ich hiſtoriſch-komiſche Novellen ſchreiben. Sie ſollen wie kleine Bienen über die Zeit ausfliegen, jede mit einem Stachel verſehen. Sie ſollen für drei Pfennige unter dem Volk herumgetragen werden, die neueſte und wohlfeilſte Volks-Literatur. Der Landmann an ſeinen Feiertagen, der Städter in ſeinen Mußeſtunden, ſoll ſie leſen, und jeder ſoll lachen, daß er ein Deutſcher iſt. Die Komik ächt Deutſcher Zuſtände, an beſtimmten Figuren und

Lebensverhältniſſen feſtgehalten, wird ſelbſt die alte Mama an der Krücke noch bis zu Thränen lachen machen.

Blos Dein Beifall, kritiſche Freundin, fehlt noch dieſem Unternehmen. Er wird es aufmuntern, begränzen, richtig leiten. Wie ſehr wünſche ich nicht, ein Buch zu ſchreiben, das Dir ganz und gar gefiele! Ich möchte mein ſchönſtes Buch ſchreiben, und es Dir für einen Kuß hingeben. Mit dieſem Kuß, wenn ich ihn gewiß erhielte, wollte ich alle meine Poeſie Dir als Gruß in die Seele hauchen, und nach dieſem einen, göttlichen unbeſchreiblichen Kuß dann nichts mehr dichten. Einmal muß ich doch einen Kuß von Dir haben, und ſollten auch Himmel und Erde darüber zu Grunde gehen, — denn einmal werde ich doch mein ſchönſtes Buch ſchreiben! Nun, wir wollen ſehn, ob dieſen Wonnemond meine Lippen erleben werden. Meine Feder taucht ſich in Tinte, um Honig für meine Lippen daraus zu bereiten. — Dann, dann, wann dies Buch geſchrieben iſt, wundere Dich nicht, wenn Dir unverſehens ein junger Menſch in die Arme ſtürzt!

Mittlerweile muß ich mich noch in Kleinweltwinkel ſo zu behelfen ſuchen. Drei Meilen von hier, in einem Marktſtädtchen, iſt eine Leihbibliothek, aus der ich mir jetzt Bücher kommen laſſe, was da iſt. Ich leſe alle geliebten und nicht geliebten Schriftſteller wieder, und habe die Erfahrung gemacht, daß man gewiſſe einflußreiche Bücher in bedeutenden eigenen Lebensumwandelungen immer von Neuem leſen müſſe; man lieſt ſie dann wirklich neu, und man verſteht oft erſt in ſpätern Jahren an einem Buche das heraus, was man in früheren mißkannt oder abgewieſen hatte. An vielen Schriftſtellern freue ich mich jetzt ganz außerordentlich, und kann mich gar nicht mehr von ihnen trennen. Nur Goethe habe ich noch nicht wieder vorgenommen. Goethe hat in der letzten Zeit zu meinen ſtärkſten Antipathieen gehört, und ich fürchte mich, von ſeinem poetiſchen Egoismus angeſteckt zu werden, da derſelbe durch die ſententiöſe Lebensweisheit, in die er ſich hüllt, ſo verführeriſch iſt. Doch kann ich mich ordentlich nach der Zeit ſehnen, wo ich Goethe in ſeiner herrlichſten, unvergänglichen Weſenheit anzuerkennen im Stande ſein werde. Dann will ich, nach vielen Jahren, eine ausführliche Kritik über ſeine Werke ſchreiben. Der Gegenwart, der jungen ſtrebenden Dichter-Generation, iſt Goethe gefährlich. Auch vor Jean Paul hüte ich mich; eine alte Krankheit und Krankheitsſeligkeit der Gefühle kommt mir bei ihm wieder herauf. Steffens ſteht mir immer noch als eine große Erſcheinung da, aber doch habe ich jetzt etwas gegen ihn. Ich muß einmal heftig gegen ihn polemiſiren, um ihn wieder ganz liebgewinnen zu können. Am meiſten habe ich in dieſen Tagen im Shakeſpeare geleſen. Erſt jetzt verſtehe ich dieſen Rieſengeiſt, was er iſt und für die Poeſie bedeutet. Er ſpricht: es werde! und es ſteht ſchon da; Wort und That ſind in ſeiner Poeſie eins, Reflexion und Leben liegen nicht auseinander, und die Macht der unmittelbaren Geſtalt tritt im Triumph der Wirklichkeit auf. Seine urkräftige Friſche dringt ſtärkend durch meine Nerven, ſeine ſtählerne Mannhaftigkeit ſchärft mir den Lebensmuth, und ich laſſe meine ganze Natur in ſeinem rauſchenden Weltmeerſtrom ſich baden. Mein Herz wird weltfrei bei ihm. Auch bin ich auf den Gedanken gekommen, ihm von ſeiner Alles überſteigenden Kunſt der Darſtellung einige Vortheile für die Novelle abzuſehn. Gewiſſe Anlagen und Gliederungen ſeiner dramatiſchen Form ließen ſich ohne Zweifel mit Glück auf die Novelle anwenden, und würden ihr Gebiet bereichern und befeſtigen. Bei Tieck glaube ich mitunter es durchzuſehen, daß auch er in ſeinen Novellen ſchon davon Gebrauch gemacht hat. Auch von Tieck leſe und lerne ich jetzt viel.

Sonſt habe ich mich auch einer ganz bunt und wild durch einander gemiſchten Leſerei hingegeben, die viel Reiz und Behagen für mich hat. Was der Leihbibliothekar ſchickt, liegt Alles zutraulich um mich her verſammelt, Reiſebeſchreibungen, alte Romane, Schauſpiele aus der Schweinslederbandzeit her, Gedichte eines Preußiſchen Grenadiers und Nicolai's Fortſetzung von Werthers Leiden, des Dichter Schubart's Selbſtbiographie und Swift's Mährchen von der Tonne, die Contemporaines von Retif de la Bretonne, und ein Band der Aarauer Stunden der Andacht. Durch Alles wühle ich mich mit Luſt hindurch, und komme mir bei dieſem Geſchäft vor, wie ein Beduine, der lebensfroh und ſelbſtzufrieden durch ſeine Wüſte hinwandert. Wie ihm, iſt mir wohl in dieſer Abgeſchiedenheit von der civiliſirten Welt, in welche mich dies wilde Bücherleben verſetzt, und ich fühle mich ordentlich naturfriſch dabei.

Der Umgang mit Büchern hat mir von jeher viel Troſt gewährt, und ich kann mich mit allen meinen Leiden und Freuden völlig in ihm verlieren. Wie Du Dich früher oft über mich gewundert haſt, daß ich mit den gewöhnlichſten Leuten, die gar nichts Geiſtiges mit mir theilen, gern umgehen kann, ſo kann ich mir auch mit Büchern aller Art freudig zu ſchaffen machen. Ich gehe wie mit Menſchen mit ihnen um, ſehe ſie als Gäſte in meiner ſtillen Klauſe an, trinke in gemüthlicher Stunde Brüderſchaft mit ihnen und wir ſprechen zuſammen ein vertrauliches Wort über Handel und Wandel der Welt da draußen. Bei guten, bedeutenden Büchern glaube ich ſogar an eine gewiſſe Seelenfreundſchaft, die ſich zwiſchen mir und ihnen entſpinnt, und ein dauerndes Band um uns flicht. Dieſe Bücherfreundſchaft iſt dornenloſer als das, was man gewöhnlich im Leben Freundſchaft nennt. Wem die Freundſchaft mit Menſchen tiefe Wunden geſchlagen, wem aus innigſtem Freundesumgang giftige Neſſeln hervorgewachſen ſind, wem ſich aus Bruderliebe hartnäckige Verfeindung über ein ganzes Leben hingeſponnen hat, wer ſeine Freunde ſchwach, kleinlich, engherzig hat werden ſehn, der fliehe der ſorgenloſen, dornenloſen Bücherfreundſchaft zu!

In den Umgang mit Büchern verloren, vergißt man die Menſchen, und gewinnt ſie doch zugleich von der andern Seite her wieder lieb. Bücher ſind die treueſten, uneigennützigſten Freunde, ſie bleiben Nächte lang bei uns, wenn wir nicht ſchlafen können, ſie haben keine Launen, mit denen ſie uns martern, und füllen in der anſpruchsloſeſten Unterhaltung unſere Tage und Stunden aus. Und Sonntags, wann alle Leute geputzt und übermüthig ſpazieren gehen, bleiben ſie bei dem armen, ſtillen, ſcheuen Klausner, der ſich nicht mehr unter die frohen Geſichter hinauswagt, zu Hauſe, und erheitern ihn, daß er ſich ganz glücklich dünkt.

Ich kann mich rühmen, daß ich in der Bücherfeundſchaft ſchon eben ſo viele gute Erfahrungen gemacht habe, als in der Freundſchaft mit Menſchen ſchlimme. Dennoch aber kann es auch ſchlimme Erfahrungen in der Freundſchaft der Bücher geben. Der alte ewige Gegenſatz zwiſchen Haß und Liebe, von dem menſchliche Herzen immer bewegt werden, ſtellt ſich ihnen auch bei den Büchern ein. Wo man am höchſten geliebt hat, kann man auch gerade am höchſten haſſen, und dieſe beiden Flammen berühren ſich, wie alle Extreme; denn gleichgültig werden kann man einem bedeutſamen Gegenſtande nie. Darum iſt in dem höchſten wahren Haß, der immer etwas Poetiſches hat, noch ein heimlicher Seufzer der Liebe verſteckt. Auch gewiſſe Bücher, die ich geliebt habe, muß ich in dieſem Augenblick haſſen. Ich ſprach Dir vorhin von Goethe. Es war eine große Freundſchaft zwiſchen Goethe und der Deutſchen Nation, durch die ſich Jeder geiſtig erhoben fühlen mußte. Jetzt iſt eine offenbare Spannung zwiſchen beiden eingetreten. Ich bin nicht Schuld daran, ich empfinde dieſe Spannung blos lebhaft in mir nach.

Flitzbogen iſt zurück, und hat mir keinen Brief von Dir mitgebracht. Esperance! Esperance! habe ich das um Dich verdient? Es ſcheint, Du läßt mich jetzt reden und immer reden, und denkſt Dir im Stillen Dein Theil dabei. Er ſagt, Du habeſt ihm meinen Brief durch das Dienſtmädchen abnehmen laſſen, weil Du gerade Schulſtunden gehabt. Nun, ich glaube Dir wohl, daß Du nicht Zeit haſt, Dich mit ſtelzbeinigen, liberalen Candidaten abzugeben, oder an wirrwarrige Salzſchreiber Briefe zu ſchreiben. Ich ſage Dir nur ſo viel, Mädchen, daß Du Dich jetzt nicht mehr vor meinem Abſolutismus zu fürchten brauchſt, wenn Du etwa an mich ſchreiben willſt. Auch dieſen Abſolutismus denke ich nun bald wieder abſolvirt zu haben. Es ſind wunderbare Zeiten, und man muß ſeinen Kopf in Alles ſtecken. Vielleicht bleibt dann doch wenigſtens etwas in ihm ſtecken. Wenn nur meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen gedeihen! Weiter wünſche ich fürerſt gar nichts von mir. Auch ſoll es mich durchaus nicht ärgern, wenn mir Einer nachſagt, daß ich in dieſem Augenblick aller beſtimmten politiſchen Farbe und Richtung entbehre. Ich mache mir nichts daraus. Sela! Sela!

Flitzbogen hat ſich übrigens einen äußerſt ſchön gedrechſelten Stelzfuß aus der Reſidenz mitgebracht, der für ein wahres Kunſtwerk gelten kann. Er tummelt ſich für einen jungen Zeitinvaliden getröſtet und luſtig genug darauf herum. Um die Hand der kleinen Abſchreiberin hat er nun förmlich angehalten, und ich bin bei der Verlobung zugegen geweſen. Dieſe Scene, wünſche ich, hätteſt Du mit anſehen können, und ich weiß ſelbſt nicht, ob ich dadurch mehr gerührt oder erheitert worden bin. Ich will verſuchen, Dir eine, freilich ſchwach entworfene Schilderung davon herzuſetzen.

Marie ſaß vor ihrem Schreibtiſche und hatte die Feder eben weggelegt. Die blauen Augen waren ſchamhaft auf die großen Conceptpapierbogen niedergeſchlagen, die das arme Kind mit ihren feinen Fingern beſchreiben mußte. Ihr gegenüber an der andern Seite des Tiſches ſaß Flitzbogen, und hielt ſein künſtliches Bein, ich weiß nicht warum, einigermaßen unter dem Stuhl verſteckt. Er mochte vor dem lieben Mädchen noch nicht recht das Herz haben, in der Stube darauf herumzuſtolziren, ſondern er wollte ihr noch ſein Bild in möglichſter Rundung und Vollkommenheit zeigen. Im Hintergrunde der kleinen Stube kauerte ſich die alte halbblinde Muhme in einem Lehnſeſſel zuſammen, und hatte vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, den Faden ihres Spinnrockens aus der Hand gleiten laſſen. Ich ſtand mit dem Rücken an das Fenſter gelehnt, und ſah bald die Kleine an, bald dachte ich an glückliche Zeiten. Die polternden Gewichte der Wanduhr durchtönten die ſtille Gruppe.

Candidat Flitzbogen ſchien noch immer in einiger Verlegenheit, dem ſchweigſamen Geſpräch beſſer die Zunge zu löſen. Er hatte des Copiſten Mundus Töchterlein bei der Hand ergriffen.

Kennen Sie einen gewiſſen Cid? fragte er ſie endlich, in ſeiner launigen Weiſe, die diesmal viel Gemüthiges hatte.

Sie ſchüttelte ſeufzend das Köpfchen.

Den Cid Campeador? meine ich — fuhr er mit nachdrücklicher Betonung fort.

Marie ſchüttelte wieder, und hob, halb lächelnd, die Augen zu ihm empor. Dann ſenkte ſie die hübſchen Blicke ſchnell wieder.

Es iſt Schade, ſagte er, ihre Hand loslaſſend, daß Sie Don Rodrigo, den Cid, nicht kennen.

In der Schule iſt uns nichts davon gelehrt worden, ſagte ſie ſchüchtern. Kommt der Cid in der Naturgeſchichte vor?

Ach nein, erwiederte er ernſthaft, es iſt der Cid, welcher den Don Gormaz ſchlug!

Alſo ein Mörder? fragte ſie verwundert. Dann ſchien es, als beſänne ſie ſich, und als thue es ihr leid, daß ſie dies Wort ausgeſprochen.

Der Candidat Flitzbogen war ebenfalls bei dieſem raſchen Wort erblaßt, erholte ſich jedoch bald wieder.

Kein Mörder! ſagte er feierlich. Der Cid Campeador erſchlug den Don Gormaz in einem redlichen Zweikampf, nach alter Rittersſitte damaliger Zeit.

Sie ſchwieg nachdenkend.

Der Cid liebte lange Donna Ximena, fuhr Flitzbogen mit ſanfter werdender Stimme fort. Donna Ximena war die Tochter des Don Gormaz, welchen der Cid ſchlug. Der arme Cid!

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und weinte ſtill.

Und Donna Ximena fluchte dem Mörder ihres Vaters nicht, ſagte er leiſe.

Marie blickte ihn durch Thränen an; es lag ein verſtohlener Gruß in dieſen Thränenblicken. Sie glich ganz und gar einer im feuchten Thau aufbrechenden Roſenknoſpe.

Donna Ximena liebte den Cid und wurde ſeine Gattin, ſetzte er hinzu. Sie lebten lange glücklich zuſammen. Der Geiſt des Vaters ſegnete verſöhnt ihren Bund.

Sie zog ihr Schnupftuch hervor, und trocknete ſich die Thränen, die dem Andenken ihres Vaters gefloſſen waren, von Augen und Wangen. Sie ſah ihn gutmüthig an.

Marie! ſagte er darauf mit gefaßter männlicher Stimme, wir wollen uns nicht durch trübe Rückerinnerungen erweichen. Das Geſchehene iſt einmal nicht ungeſchehen zu machen. Laſſen Sie uns an unſere hellere Zukunft denken. Ich, ich bin der Cid!

Sie lächelte; ein jungfräulicher Sonnenſchein begann auf ihren Wangen aufzuſteigen.

Der gute Don Gormaz war Copiſt Mundus, fuhr er, wieder mit leiſerer Stimme, fort.

Sie nickte, wieder ernſthaft werdend. Den jungen Purpur der Liebe färbte ein Nachſchatten der Wehmuth.

Werden Sie wie Donna Ximena handeln? fragte er nun mit herausbrechender Stärke des Wunſches.

Marie blickte verlegen auf das große Concept-bogen-Papier hin, das vor ihr lag. Sie konnte ihm nichts ſagen.

Sein Sie Donna Ximena! fuhr er bittend fort. Donna Ximena! Donna Maria! Ich habe mir längſt gewünſcht, einer Donna Maria zu huldigen und zu dienen. Als ich von Hambach zurückkehrte, hatte ich erſt den Plan, nach Portugal zu gehn, um für Donna Maria da Gloria zu fechten und Dienſte zu nehmen. Wie freue ich mich, hier eine andere Donna Maria kennen gelernt zu haben, der ich meine Dienſte in ewiger Treue anbiete. Mit ihr möchte ich glücklich ſein, aus der Ferne nur noch für den Liberalismus mich intereſſirend. Kennen Sie eine gewiſſe Donna Maria da Gloria?

Sie ſchüttelte das Köpſchen, wie vorhin, als er ſie nach dem Eid gefragt hatte. Es mochte ihr in der Schule auch noch nichts davon gelehrt worden ſein. Sie ſchämte ſich faſt, daß ſie gar nichts wußte. Das liebe kleine Marienwürmchen!

Und ſoll der Eid glücklich ſein? fragte er noch einmal, und reichte ihr ſeine Hand hin. Da gab ſie ihm hocherröthet die ihrige, und er ſprang mit Wonneruf auf, und ſie ſtürzten ſich beide in die Arme. Lange hielten ſie ſich umfaßt, und der erſte Kuß tönte ſchöner als eine Nachtigall durch ihre Umarmung hin. Auch die alte Muhme war von ihrem Seſſel aufgeſprungen, und lauſchte, was vorgefallen wäre.

Ich gönnte dem guten Flitzbogen ſein Glück. Er gefiel mir, wie er ſich heut und ſeit einiger Zeit benommen. Nun wird es wohl bald eine Hochzeit in Kleinweltwinkel geben. O Esperance, eine Hochzeit! —

Das Allerwunderbarſte iſt mir übrigens in den vergangenen Tagen mit der Dir mehrmals genannten Olympia begegnet. This is very strange! muß ich, wie Hamlet ausrufen, als dieſer ſeines Vaters Geiſt geſehen. Ich komme erſt am Schluß meines Briefes darauf zu ſprechen, weil ich Dir in einer eigenen Darſtellung dieſe ganze Begebenheit, die ſeltſamſte meines Lebens, zu Papiere gebracht habe. Ich ſchicke ſie Dir als Beilage dieſes Briefes. Mögeſt Du zuſehen, was Du Dir dabei denken kannſt. Mir ſelbſt will zuweilen ganz der Verſtand darüber ſtill ſtehn. Jedenfalls wirft die Sache ein ſolches Licht auf den Herrn von Zodiacus, daß mein anfängliches Grauen vor demſelben nur zu gerechtfertigt erſcheint. Es iſt eine höchſt fabelhafte Geſchichte!

Vergiß mein nicht, Du viel zu denken habende Esperance! Mitunter, in kleinmüthigen Stunden, habe ich faſt daran gezweifelt, ob ich Dir auch etwas mehr ſei, als jeder Andere. Früher, in Deiner Nähe, hatte mich dieſer Zweifel oft geängſtigt. Es kam daher, weil Du im Umgange gegen die Unbedeutendſten eben ſo freundlich ſein konnteſt, als gegen die Bedeutendſten. Ich ſah Dich oft gegen die mir verhaßteſten Menſchen Deine ganze, unbeſchreiblich gütige Seele herauskehren. Aber Du hatteſt Recht daran; denn es ſcheint die Sonne über Gerechte wie über Ungerechte, und was habe ich Dir für Vorſchriften zu machen über Deine Freundlichkeit! Ich hielt mich jedoch in ſolchen Augenblicken auch nicht für beſſer, als jener Lump, den Du freundlich beſchienen, und dies demüthigte mich. Du ſiehſt, ich ſchimmere oft, mitten im hellſten Glück, wie ein

Trüb-Seeliger.

Die verlorene Tochter.

(Gegenſtück zum verlorenen Sohn).

Es lag die erſte träumeriſche Frühe über den Feldern, die Lerche ſang noch nicht. Da ſah der Salzſchreiber ſchon zum Fenſter hinaus, und hoffte auf einen heitern Tag.

Unten über die Straße her-kam eine Maid gegangen, von wunderſeltſam ſchöner Geſtalt. So früh ſchon hat ſich die Maid geputzt, ſie ſtrahlt in einem ſeidenen Kleide. Alle ſchlafen noch rings in der ganzen Gegend, ſelbſt über den Blumen iſt die Sonne noch nicht aufgegangen, um ihnen den Farbenſchmelz anzuhauchen.

Welche große Freuden oder Sorgen haben die Frühwandelnde hinausgetrieben?

Sie hat den Salzſchreiber oben am Fenſter geſehen, und winkt ihm mit einem unwiderſtehlichen Blick der großen traurigen Augen.

Dem Salzſchreiber iſt es durch's Herz gegangegangen, und er eilt hinunter zu ihr, und ſagt der geputzten Maid viele Grüße am frühen Morgen.

Sie ſeufzt und ſpricht leiſe zu ihm geheimnißvolle Worte. Weit in die dämmernde Ferne, hinter jene Berge hin, zeigt ihre Hand, ſchweifen ihr die Augen.

Dort, dorthin komm mit mir, Freund! flüſtert ſie heimlich. Die arme Olympia hat Vertrauen zu Dir, Du ſollſt ſie begleiten. Ich weiß den Weg nicht, ich kann mich verirren. Aber hinter jenen Bergen, da ſteht ein Schloß, ein ſchönes, herrliches, der Sitz unſeres alten Glückes. Dort, meine ich, wohnen die lieben Aeltern mir noch, der erhabene Vater und die hoheitſtrahlende Mutter. Beiden bin ich geraubt, eine unglückliche Grafentochter. Ein gefährlicher Mann hat mich mit unentwindbaren Feſſeln an ſich gekettet. Laß mich ſehn, ob das Schloß meiner Ahnen noch ſteht? Ach, die alten Zauber großer Vergangenheit werden wieder in meinem Herzen rege. Die Mährchenwelt des Glückes ſteigt empor!

Es kennt der Salzſchreiber kein Grafenſchloß in der ganzen Umgegend, in welcher der oft Wandernde ſo vielfach umherſchweiſt.

Deine Träume täuſchen Dich, armes, irres Kind! ſagt er.

Sagt die ſchöne irre Maid: Komm nur! Mein Traum weiſt mich in die Ferne, und die ganze Lebensferne iſt ein Traum. Traum und Traum umfaſſen ſich, und erzeugen die Wahrheit. Komm nur!

Sie eilt mit haſtigen Schritten fort, die feenhafte Geſtalt, und zieht den Salzſchreiber an der Hand mit ſich. Der Seeliger weigert ſich nicht. Er weiß längſt, daß aus Traum ſich Wahrheit erzeugt, und hat ſich die Wahrheit nur zu oft in Traum eingewiegt. Er geht gern und eilig mit ihr.

So wandeln die Beiden dahin durch die morgengraue Landſchaft. Der Himmel hat ſeine Nebelſchleier noch immer nicht abgeſtreift, formloſe Schatten lagern über den dampfenden Auen, und die ganze Natur bangt dem Licht entgegen. Die pilgernde Maid iſt ſtill und ſchweigſam.

Sie ſind durch den Wald gegangen, ſie haben Berg und Thal durchſchritten, und auf jedem Hügel iſt Olympia ſtill geſtanden und hat ſich ängſtlich umgeblickt nach allen Seiten und Fernen. Sie hat nichts erſpäht, keine Zinne und kein Schloß, und geht immer ſeufzend wieder weiter. Das Mädchen kann ſeufzen, wie wenn ein ganzes Leben zerriſſe.

Dem Salzſchreiber thut es leid in ſeiner Seele. Er ſieht, wie er immer wilder in öde Gegend mit ihr hineingerathen. Auf ungebahnten Waldpfaden hat ſie ihn fortgezogen, durch Geſträuch und Buſch, und immer an den ſchauerlichſten Stellen der Wildniß zu finden gehofft, was ihr Herz ſie ſuchen hieß.

Da fragt er ſie, ob ſie die alte Ruine meine, die dort an jenem Abhange liegt? Bei Gott, es war kein Spott, daß der Seeliger ſie fragte, ob es die Ruine ſei, die ſie ſuche?

Sie blickte ihn ernſthaft an, und blickte nach den Trümmern hin, die von dort herüberragten. Ein ungeheuer ſchmerzlicher Gedanke ſchien ſie zu überraſchen, ſie hielt die Hände in ſtill zuckendem Weh über die Augen; dann ſagte ſie leiſe: laß uns hingehn und zuſehn!

Sie waren bald zur Stelle gelangt, wo aus grauen Jahrhunderten her der Ueberreſt einer alten Schloßruine ſich zeigte. Einige bemooſte Pfeiler ſtanden noch, ein hoher Bogen kündigte die ehemalige Pforte des Hauſes an, durch welche die ritterlichen Altvordern aus- und eingegangen waren zu Luſt und Streit.

Ja, bei allen Heiligen, das iſt die Stelle! rief Olympia mit tiefer Erſchütterung aus.

Sie ſtarrte lange ſinnend und ſinnend auf das, was einſt geweſen war, hin. Dann warf ſie ſich, laut aufſchreiend, an den zerbrochenen Pfeiler nieder und umfaßte ihn, wie ihr letztes Gut, mit einem Ton der Wehklage, der zerreißend in der Einſamkeit wiederhallte. Ihre Thränen floſſen in Strömen, ſie raufte ſich die Locken, und wand ſich, ganz aufgelöſt in ihren qualvollen Erinnerungen, wie eine Sterbende an der Erde hin.

O! o! ſchluchzte ſie — wo ſeid ihr hin, Vater und Mutter? Eure Tochter ſucht euch über den Ruinen, wo euer Haus zerſchellt liegt, und nur dieſer Schutthaufen iſt übrig geblieben von aller Pracht und Herrlichkeit der Vorzeit. Ihr ſeid ausgewandert, ihr ſeid todt! Ihr habt die ſchöne Zeit des Lebens mit euch dahingenommen. Soll eure verwaiſte Tochter noch umherirren, tragend das Loos der Erniedrigung, darſtellend den Fluch ehemaligen Segens, in einer Welt voll Hohn?

Indem ſie ſo klagte, ging über ihrem Haupt der Tag auf, und heller Morgenſchimmer floß auf die Gegend hernieder. Der erſte Sonnenſtrahl hatte die Schöpfung aufgeweckt, Vögelſang wurde laut, Baum und Feld erglänzten, und fröhliche Landleute zogen vorbei. Die Trauernde richtete ſich ſtumm auf. Der Seeliger konnte ſie nicht tröſten.

Ein Schäfer ſtand, und betrachtete neugierig die Gruppe. Die weinende Maid hatte den Mann ſcharf ins Auge gefaßt, und trat, in ihrer ſeltſam vertraulichen Weiſe, ſchnell zu ihm heran.

Erkenne ich Dich? ſagte ſie. Du warſt ein alter Diener dieſes verfallenen Schloſſes. O ſprich, Mann, wo ſind mir die theuern Aeltern hingezogen? Lebt der Graf und die Gräſin noch?

Oho, lächelte der Mann, die werdet Ihr dort auf dem Felde finden, die haben ein neues Geſchäft angefangen, ſeitdem ſie das Schloß verlaſſen.

Er ging, und ſie folgte ihm mit ſtrahlenden Augen der Erwartung. Der Salzſchreiber kam kopfſchüttelnd hinterdrein.

Auf dem Felde ſaßen zwei alte Leute, Mann und Frau, mit ſchneeweißem Haar und bleichen, ſorgenvollen Geſichtern. Sie hüteten die Schweine, und verzehrten ihr dürftiges Morgenbrod.

Da ſtürzte Olympia mit ausgebreiteten Armen ſchreiend auf ſie zu und rief: Ach, ach! ich möchte himmelzerſprengende Klagen ausſtoßen, und muß mich zugleich doch freuen! Wehe mir, wehe! Sehe ich euch wieder, geliebte Aeltern? Und ſo ſehe ich euch wieder? O, kennt ihr denn euere Tochter noch? Hat das tragiſche Schickſal, das uns ſtürzte, uns nun ſo bitter wieder zuſammengeführt? Laßt mich an euerm Buſen das rieſengroße Leid ausweinen!

Die beiden Alten ſahen ſie ſtaunend an, und erhoben ſich in ſtarrer Verwunderung nicht von ihren Sitzen. Wir kennen Dich nicht! ſagten ſie drauf und ſchickten ſich an, ihrem patriarchaliſchen Geſchäft weiter nachzugehen.

Arme Aeltern, ihr kennt mich nicht mehr? weinte die Maid. Haben die betäubenden Schläge der Zeit auch euer Gedächtniß der Vergangenheit erſchüttert? Hat der tödtende Blitz unſeres Schickſals auch den Sinn der Erinnerung euch gelähmt? Ich bin ja euere Tochter Olympia! Vater, Mutter, ſo müſſen wir uns wiederfinden? Was hat euch hinausgetrieben aus dem Stammſitz unſerer Ahnen, was hat euch ins Elend geſchleudert? Aber ich weiß, ich weiß! Mein Verderber war auch euer Verderber. Er iſt das Verderben dieſer ganzen Zeit! O weh, ich finde nie wieder, was ich zu ſuchen kam!

Olympia! rief jetzt von fern eine ſtarke Stimme mit drohendem Ton. Olympia! Olympia! Biſt wieder ungehorſam geweſen? Was trieb Dich, Deinem alten Wahn noch einmal zu folgen, und mir zu entfliehen, was doch vergeblich und ewig umſonſt iſt?

Die Arme erblaßte, und ein heftiges Zittern ſchlich ſich ſichtlich durch alle ihre Glieder hin. Sie blickte ſich um. Zodiacus ſtand vor ihr.

Er ſah ſehr ernſthaft aus, und kam dem Salzſchreiber größer, länger und fürchterlicher vor, als jemals.

Thörichtes, ſtolzes Ding, in dem der alte Hochmuth nicht auszurotten! rief Zodiacus zornig, und ergriff ſie bei den ſchönen flatternden Haaren, und riß ihr das neue Gewand, mit dem ſie ſich eigenmächtig geſchmückt hatte, von den Armen herunter. Ich will Dich ſchnell wieder in Deine Magdskleider ſtecken!

Nur einen leiſe verlorenen Seufzer, der Welten hätte bewegen können, ließ Olympia hören. Dann war ſie, wie im Hauch eines Augenblicks, mit ihrem Gebieter verſchwunden. Er ſchien ſie, gleich auf Flügeln des Windes, entführt zu haben.

Ein Zug der Trauer bewölkte einen Moment lang den blauen Morgenhimmel, die Sonne dämpfte ihren Glanz hinter Wolken, und die Lerche verſtummte mitten in den jubelnden Takten ihrer Frühhymne. Ueber Wald und Berg flüſterte ein ſtiller Geiſt der Wehmuth.

Nur die alten Sauhirten trieben in gleichgültiger Ruhe ihre Heerde weiter.

Der Salzſchreiber ging nachdenklich nach Hauſe, und konnte dieſen Tag ſelbſt an ſeinen Salz-Acten nichts ſchreiben.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, d. 1. September 1333.

— — Ich ſaß in meinem Zimmer und wollte eben wieder an Dich ſchreiben, als es an meine Thür klopfte, und zwar mit einer Manier, wie an dieſe niedrige Thür noch niemals geklopft worden. Es mußte ein ſehr vornehmer Beſuch ſein. Und in der That, liebe Esperance, dieſer Beſuch iſt Schuld daran, daß Du jetzt einen ganz anderen Brief von mir empfängſt, als ich Dir ſonſt geſchrieben haben würde. Höre alſo!

Noch ohne mein ſchüchtern gerufenes: Herein! abzuwarten, trat der wohlbekannte Herr von Zodiacus in die Stube. Meine Verlegenheit war unbeſchreiblich; ich konnte nicht begreifen, was ihn hieher in meine ärmliche Wohnung geführt haben möchte. Ich war zitternd aufgefahren, und ſprach viel von zu großer Ehre, von unverdienter Gunſt gegen einen devoten Knecht. Nachdem ich ihn bei der neulichen Geſchichte mit Olympien auf dieſe Weiſe kennen gelernt, hatte ich nicht geglaubt, daß er mir je in menſchlicher Geſtalt wieder begegnen würde. Ich machte wahrhaft grauenvolle Kratzfüße gegen ihn.

Er aber, wie ein ächter Mann von Welt, behandelte mich mit heitrer Ruhe und Zuvorkommenheit, und ſagte, daß er es für ſeine Pflicht gehalten, mir auch einmal die Gegenviſite zu machen; er habe ſchon längſt meiner Entſchuldigung zu bedürfen geglaubt, daß er dieſe erſte Regel aller Höflichkeit bisher gegen mich vernachläſſigt. Er dämpfte dabei ordentlich ſeine Heiſerkeit zu einer ſanften Melodie, und ſchien überhaupt aus der Abſicht gekommen zu ſein, ſich mir nach dem Vorgefallenen wieder in einem annehmlichen Licht zu zeigen.

Setzen wir uns, plaudern wir ein wenig, guter Salzſchreiber! ſagte er endlich in ſeiner freundlichen Herablaſſung, und machte mich dadurch erſt auf die peinliche Dürftigkeit meines Haushalts aufmerkſam, der gar nicht für die Aufnahme ſolcher Gäſte eingerichtet war.

Meine kleine Einſiedlerklauſe iſt durchaus nicht für hohe Viſiten gemacht, ich ſitze ſelbſt nur wie ein eng eingeſperrtes Heimchen darin, und zirpe meine Grillen ab, vielweniger daß noch hinlänglicher Raum darin wäre, um einen vornehmen Beſuch in gehörigen anſtändigen Dimenſionen niederzuſetzen. Der in der Mitte ſtehende Tiſch bewahrt in ziemlicher Unordnung meine Bücher und Papiere auf, und dient mir zugleich zum Leſen, Schreiben, Eſſen und um die Hand darauf zu ſtützen, wenn ich in meiner Einſamkeit an Dich denke. Die ganze Hälfte meines Zimmers nimmt mein Bett ein, und mit ebenſo großem Recht, wie der Schlaf die Hälfte meines Lebens einnimmt. Einen Stuhl beſitze ich nur, und, mich dünket, ebenfalls mit Recht, um das ne quid nimis eines alten Weiſen zu befolgen; denn wo ſollte ich auch einen zweiten hinſtellen? Dagegen pflegt mein Bett ſo nachſichtig zu ſein, mir zu gleicher Zeit als Sopha zu dienen, um meinem Geſäß durch Abwechſelung die Verrichtungen des Sitzvermögens zu erleichtern. Ein altmodiſcher Kleiderſchrank, auf deſſen Façade, ſonderbar genug, der Bethlehemitiſche Kindermord in Schnitzarbeit abgebildet iſt, nimmt den andern Theil der Wand ein, und bezeigt ſich ſo unverſchämt, mir faſt noch um einige Zoll die Thür zu verſperren. Dafür ſchützt er meinen Sonntagsrock vor Staub und Motten, er iſt der Tugendwächter, der über die Reinheit meiner Kleider wacht, und ich muß mir daher die Impertinenz ſeines Weſens gefallen laſſen.

Was ſollte ich alſo in einer ſolchen Häuslichkeit anfangen? Ich bot dem Herrn von Zodiacus meinen einzigen Stuhl, den ich hatte, und um ihn nicht gar zu ſtolz zu machen, als wenn ich jetzt demüthiger Weiſe vor ihm ſtehen würde, nahm ich eine vornehme Miene an, und ſetzte mich mit dieſer pathetiſch auf den Ehrenplatz meines Zimmers hin, nämlich auf mein Sopha. So hoffte ich dieſem Manne das Gleichgewicht in meinem Terrain zu halten. Nur zwei Dinge thaten mir noch leid, einmal, daß ich ihm keinen Burgunder vorzuſetzen hatte, ſowohl um ſeinet- als um meinetwillen, und dann, weil ich ihm noch im Schlafrock gegenüber ſaß, einem ſolchen Manne! Dahingegen freute ich mich wieder, nicht ganz dicht neben ihm zu ſitzen, von wegen unheimlicher Erinnerungen und Anwandelungen.

Dies Alles ſchien ihm ſelbſt indeß gar nicht aufzufallen, er lächelte blos, wie ich ihn noch jedesmal lächeln geſehn, und begann mit Behagen ein Geſpräch zwiſchen uns einzuleiten, nachdem ich ihn höflich gebeten hatte, dieſes unſer Rendezvous für ein im verkleinerten Maßſtabe ausgeführtes Dejeuner ohne Zubehör anſehen zu wollen.

Ich wollte mich nicht lange verweilen, mein lieber Seeliger! ſagte er. Meine Abſicht war eigentlich nur, mich theilnehmend zu erkundigen, wie es Ihnen denn mit dem Abſolutismus ergangen iſt?

Ich hab' ihn mir ſo ziemlich aus dem Sinn geſchlagen, antwortete ich gleichgültig; ich denke nicht mehr daran, ſondern beſchäftige mich jetzt wieder vorherrſchend mit Literatur und Kunſt, und habe bereits einige Pläne zu eignen Arbeiten entworfen.

Das ſind allerdings die bedenklichſten Folgen eines rapiden Abſolutismus, entgegnete er, und rückte mit ſeinem Stuhl näher zu mir heran, um mir nach dem Puls zu fühlen. Ich rückte jedoch um ebenſo viel wieder von ihm ab, um mich immer in ehrerbietiger Ferne zu halten.

Aermſter, mit Literatur und Kunſt beſchäftigen Sie ſich? ſagte er achſelzuckend. Habe ich Ihnen denn, in unſerer damaligen Unterhaltung über den Abſolutismus, nicht angedeutet, wie derſelbe die Deutſchen zwar zur Kunſt zurückführt und ihren ausſchließlichen Literaturſinn unterhält, aber ſie ebenſo von lebengebender Politik ewig entfernt? Ich fürchte, Sie haben es damals wieder zu ernſt genommen, als ich Ihnen von der Bedeutſamkeit abſolutiſtiſcher Tendenzen ſprach. Es war ja nur ein baarer Zeitſpaß. Gehn Sie, gehn Sie, Sie ſind ein rechter Deutſcher, Sie nehmen Alles gleich zu ernſt. Können Sie es denn wirklich über's Herz bringen, nun völlig Ihr ganzes Verhältniß zur Politik der Zeit wieder fahren zu laſſen, nachdem Sie ſchon ſo große Fortſchritte auf dem Gebiete der verſchiedenen Parteien derſelben gemacht? Können Sie Ihre ſchönen jugendlichen Kräfte wieder in idylliſch-deutſcher Literatur-

Seeligkeit verweichlichen laſſen, während Sie doch berufen ſind, an den Intereſſen des öffentlichen Lebens, das ſich in Deutſchland allmählig gebären will, mitlebend und mitſchaffend Theil zu nehmen? Die Literatur wird es wahrlich nicht ſein, durch welche die Deutſchen jetzt eine höhere Umbildung des Nationallebens gewinnen werden. Was Deutſchlands Nationalität ſeiner Literatur verdanken konnte, hat es ihr bereits verdankt, und die daraus hervorgegangene Cultur iſt längſt in Uebercultur ausgeartet, welche oft gefahrbringender für ein Volk werden kann, als die Barbarei ſelbſt. Ein Volk kann gewiß auf ganz verſchiedentliche Weiſe untergehn; es iſt durchaus nicht nöthig, daß es gerade die Barbarei ſei, welche die Civiliſation wieder verdränge, ſondern es iſt vornehmlich die Uebercultur, welche am entſchiedenſten die Cultur der Nationen wieder tödtet, und ſo in Zuſtände der Barbarei überführt. Und ich bitte Sie, was kann es denn heutzutage noch Lockendes für einen Mann von Geiſt und Kraft haben, ein Deutſcher Schriftſteller zu ſein? Iſt nicht die Literatur der Deutſchen gegenwärtig bis auf Heller und Pfennig herabgeſunken? Sind nicht ihre ekelhaften Pfennig-Unternehmungen, — das Einzige, wodurch ſie jetzt noch Aufſehen zu erregen im Stande iſt, — das letzte Buhlerinnen-Mittel, mit dem ſich die zur feilen Dirne herabgeſunkene Göttin jedem Vorübergehenden auf der Straße an den Hals wirft? O Salzſchreiber, Salzſchreiber! Deutſchland iſt ſeiner großen Geiſter überdrüſſig geworden, es fällt ihm jetzt unbequem, zu hören, wenn irgendwo ein neues Genie auferſteht, und jeder patentirte Schneidermeiſter iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft mehr geehrt und für ein nützliches Staatsmitglied anerkannt, als ein Deutſcher Schriftſteller, der nichts als ein Deutſcher Schriftſteller iſt. —

Als er dies ſagte, knackte die andere Hälfte meines Lebens unter mir, nämlich mein Bett, auf dem ich ſaß, ſo unruhig und zornig war ich geworden. Nein! nein! dachte ich bei mir ſelbſt, — es bleibt doch dabei, daß ich meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen ſchreibe! Die ſoll er mir nicht ausreden, und wenn er noch mehr als der Teufel ſelber wäre! Zwar iſt es wahr, daß die Deutſche Literatur ihren Preis beträchtlich herabgeſetzt und ſich mit Induſtrie auf die Spottwohlfeilheit gelegt hat. Aber was geht mich die Deutſche Literatur an? Der Mann hat mich ganz mißverſtanden? Ich werde ja meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen nicht für die Literatur ſchreiben, um mir einen literariſchen Namen dadurch zu erwerben! Fi donc! Alle literariſche Berühmtheit war mir ſelbſt längſt ein Gräuel; ſie iſt mir immer wie eine Pedanterie vorgekommen. Ich will meine Novellen für das Volk ſchreiben, ſie ſollen als Volksbücher um einige Pfennige in Stadt und Land verkauft werden. Alſo auch eine Pfennig-Unternehmung? Ja! ja! Man ſoll ſich nicht ſchämen, den Thorheiten der Zeit eine gangbare Form abzuborgen, wenn ſich darunter etwas Beſſeres unter die Leute bringen läßt. Nur zu! nur zu! Herr von Zodiacus! Diesmal bin ich feſt! — So dachte ich bei mir, antwortete ihm aber nichts.

Er fuhr jedoch fort: Die Literaturliebe iſt für die Deutſchen beſonders deshalb ſo gefährlich, weil ſie durch ſie bis jetzt immer von den Intereſſen der Gegenwart abgezogen worden ſind. Die Literatur wird ihnen zur Häuslichkeit, in der ſie ſich abſchließen und hinter ſich die Thür zumachen, um weiter nichts mehr zu hören und zu ſehn, was draußen der unruhige Tag bringt und geſchehen läßt. Nein, lieber Seeliger, um Alles in der Welt! Beſchäftigen Sie ſich lieber mit Ideen über Anlegung von Eiſenbahnen, erfinden Sie ein neues Ventil an einem Dampfwagen, entwerfen Sie architektoniſche Pläne, wie man am beſten und wohlfeilſten conſtitutionelle Ständehäuſer erbauen kann, nur irgend etwas Zeitgemäßes, der Gegenwart Angehöriges, und Sie können ſich doch ein nationelles Verdienſt erwerben! Aber um Gotteswillen, nur nicht in Deutſche Literaturträgheit verſunken, ein Mann von Ihren Gaben!

Jetzt nahm ich das Wort: Mein Herr, ich muß wohl höchlich erſtaunt ſein, Sie jetzt wieder auf Einmal von conſtitutionellen Ständehäuſern, von zeitgemäßen Ideen und Erfindungen, von Dampfwagen und von Intereſſen der Gegenwart reden zu hören, da Sie noch vor Kurzem, in unſerm Geſpräch über den Abſolutismus, Das als das Höchſte und Dauerndſte hervorgehoben haben, was ſich auf den Grund der Vergangenheit ſtütze, da Sie die Exiſtenz eines abſoluten Staates ebendeshalb als dies erhabene Gebäude prieſen, weil es auf den Pfeilern einer großen Vergangenheit ruhe, und aus dieſer ſeine unumſtößliche Berechtigung ziehe? Sind Sie, ich beſchwöre Sie bei allen Heiligen, ich beſchwöre Sie bei Hobbes, Rouſſeau und Montesquieu, ſind Sie ein Abſoluter, oder ſind Sie ein Liberaler? Sind Sie der Geiſt des Stillſtandes, oder ſind Sie der Dämon der Bewegung??

So kühn fragte ich ihn, indem ich die Arme übereinanderſchlug, und auf dem Ehrenplatz, auf dem ich ſaß, ihm gegenüber mich wiegte. Er aber, mir einen ſtechenden Blick zuwerfend, ſagte: Ich verkenne eben ſo wenig die Grundwahrheiten, die der Abſolutismus in ſich hat, als ich die ewigen Grundwahrheiten verkennen möchte und je verkannt habe, an welchen der Liberalismus in dieſer Zeit ſeine Berechtigung hat. Man thut Unrecht, beide abzuweiſen, man muß ſie gegen einander auszugleichen verſtehen. Und dieſe Kunſt der Ausgleichung iſt die höchſte Politik, ſie enthält zugleich die einzige Wahrheit!

Wie? erwiederte ich — ſo wollen Sie weder das Prinzip der Zukunft, noch das Prinzip der Vergangenheit mehr entſchieden vertreten, ſondern, wenn ich Sie recht verſtehe, mir ein Mittelding zwiſchen beiden empfehlen. Was wollen Sie denn nun?

Ich will eben die Gegenwart! verſetzte er mit einer ſcharfen Betonung. Wenn ich in unſern früheren Unterhaltungen, deren ich mich mit Ihnen zu erfreuen die Ehre hatte, Ihnen zuerſt das Prinzip der Zukunft, und dann wieder das Prinzip der Vergangenheit, jedesmal mit allen Nüancirungen und Schlagſchatten dieſer verſchiedenen Stufen, anſchaulich zu machen geſucht habe, ſo geſchah es ja auch nur, um Sie dadurch endlich zu dem Standpunkt vorzubereiten, welcher jene beiden Richtungen vermittelnd in ſich zuſammenfaßt. Und dieſe Mitte iſt das Prinzip der Gegenwart. Iſt denn nicht die Gegenwart dieſer Herzpunkt zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, in dem ſich beide mit ihren Strahlen berühren, zu dem ſie hinſtrömen, von dem ſie ausſtrömen? Die Gegenwart iſt das ſegelfertige Schiff, das zwiſchen den beiden, gleich mächtigen Strömen der Vergangenheit und Zukunft hinſteuert. Jeder Strom möchte es nach ſeiner Richtung bewegen, jener möchte es zurückreißen, dieſer unaufhaltſam in ſeine Strudel vorwärts ſtürzen; aber das hin- und hergeſchleuderte Schiff lenkt vorſichtig und klug mitten zwiſchen ihnen durch, im weiſen Lauf allmählig das hohe Weltmeer gewinnend. Dieſe Weisheit iſt das Recht und die Kraft der Gegenwart. Dieſe Kraft der Gegenwart iſt das Prinzip der Mitte. Mit einem Wort: ich beſchreibe Ihnen den Sieg des Juſte-Milieu-Syſtems!

Fürwahr, ich war traurig geworden. Alſo dahin ſollte es noch mit mir kommen — dachte ich voll Wehmuth bei mir ſelbſt — daß ich, wenn nichts mehr Stand hält, im Juſte-Milieu verenden müßte? Nein, nein nein! Bei Gott, dies wäre eben ſo ſchrecklich, als an der Langenweile ſelbſt zu ſterben. Ich nickte indeß, ſcheinbar ihm beipflichtend, mit dem Kopfe, aber ſo kläglich, daß er ſelbſt darüber zu lachen anfing.

Ich ſehe, guter Seeliger! ſagte er dann — daß Sie ſich durch das Geſchrei der Ultras auf beiden Seiten gegen den Friedensgeiſt des Juſte-

Milieu haben einnehmen laſſen. Aber mit Unrecht. Für jene verworrenen Naturen der äußerſten Linken und Rechten gibt es allerdings nichts Verhaßteres, als die Vernunft der richtigen Mitte, eben weil es die Vernunft iſt. Daher hört man ſie das Juſte-Milieu wie eine wahre Peſtilenz verfluchen, als wäre dies Syſtem, das ein ſegensreicher Genius der Ordnung ſelbſt erſonnen, nur zur Landplage vom Himmel herabgefallen. Aber man muß ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Das Juſte-Milieu iſt weder die Cholera, mit der es faſt zu gleicher Zeit in die Welt getreten, noch iſt es die Grippe, die ſich in demſelben Jahr, wo es in Paris auftrat, ebenfalls daſelbſt ſo verheerend zeigte. Es iſt, lieber Seeliger, nichts als eine kluge Dialektik der wahren Vaterlandsliebe. Ich nannte es das Prinzip der Gegenwart, und iſt denn nicht dies eben Maxime der Gegenwart, links und rechts um ſich zu blicken, um das zu treffen, was für den gegenwärtigen Augenblick am geeignetſten ſich ſchickt, die richtige Mitte des Handelns in zweifelhafter Aufregung des Moments. Es ſcheint mir merkwürdig zu ſein, daß der große Stifter des Juſte-Milieu-Syſtems, Caſimir Périer, ein Kaufmann, ein Banquier geweſen. Denn in gewiſſer Hinſicht iſt es allerdings ein Kaufmannsprinzip, es hat etwas Kaufmänniſches, immer ſorgſam links und rechts zu blicken, damit nicht etwa aus einer zu dreiſten Bewegung ein Banquerott entſtehe. Als Kaufmannsprinzip iſt daher auch das Juſte-Milieu nothwendig mehr conſervativ, und hat überall eine größere Hinneigung zur Erhaltungs-Partei, als zu der der Bewegung bewieſen, was bei dem Périer'ſchen Miniſterium freilich ſo ſtark wurde, daß die richtige Mitte darüber das Gleichgewicht zu verlieren und faſt nach der einen Seite hin ſchief zu werden ſchien. Aber es hat dennoch, man mag ſagen, was man will, eben dadurch den Banquerott aufgehalten, der den Franzoſen bald nach der Julius-Revolution unvermeidlich gedroht ſchien, es hat mit ungeheuern Anſtrengungen die Saat der Mäßigung in den unterwühlten Boden Frankreichs geſtreut, und die erſten Keime der Ruhe für das unglückliche Land daraus gewonnen. Es iſt leicht, über das Juſte-Milieu zu ſpotten, weil es in der That etwas Komiſches und Unheroiſches hat, zwiſchen zwei gewaltig ſchäumenden Extremen eine richtige ruhige Mitte abzupaſſen. Aber unſere Zeit iſt keine heroiſche, und dies theoretiſirende Vermittelungs-Syſtem iſt ja nur die um ihre Exiſtenz kämpfende Lebensklugheit einer weiſen Regierung, es iſt das eigentliche Regier-Prinzip par excellence, und als ſolches uralt, und in der Geſchichte durch Beiſpiele aller Zeiten gerechtfertigt. Das Witzigſte, was gegen das Juſte-Milieu geſagt worden, hat übrigens Görres geſagt, in ſeiner kleinen Flugſchrift über die Revolutionen, und dies möchte, aus dem Munde dieſes theokratiſchen mittelaltertrunkenen Ultras, vielleicht eben als die beſte Empfehlung für das Juſte-Milieu dienen können. Meinen Sie nicht, Herr Seeliger?

Ich hatte in Gedanken dageſeſſen. Ja, ja, rief ich zerſtreut — das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht, der Uebel Größtes aber iſt die Schuld!

Er nahm dies für Ernſt, und erwiederte: Sie irren ſich! Bis jetzt hat noch keine Juſte-Milieu-

Regierung, um ſich das Leben zu erhalten, zur Schuld ihre Zuflucht zu nehmen nöthig gehabt. Was die Oppoſitionsleute in Frankreich von der Blutſchuld fabeln, welche das Périer'ſche Miniſterium an den Intereſſen der Nation begangen haben ſolle, kann jedem Vernünftigen nur als Wahnſinn und Narrheit erſcheinen. Es gibt keinen reinern hochherzigeren Charakter als Caſimir Périer war. Seine Verwaltung ſteht durchaus unbefleckt und ohne Schuld da, und wird in der Welthiſtorie ewig denkwürdig bleiben. Dieſer Mann, als er das vielgeſchmähte Miniſterium vom 13. März 1831 gründete, übernahm das Staatsruder in einer Stellung, die hoffnungslos genannt werden mußte, da es kein Mittel mehr zu geben ſchien, um dieſe entfeſſelte Leidenſchaft der Parteien zu neutraliſiren. Er, der ehemals ſelbſt ein mächtiger Stimmführer der Oppoſition geweſen, faßte jetzt, unter veränderten Verhältniſſen verändert auftretend, den kühnen Gedanken, dies Mittel, welches dann eben die Mitte ſein ſollte, zu finden, und er fand das große Neutraliſations-Syſtem des Juſte-Milieu, für das er ſein Leben zu laſſen entſchloſſen war. Er wurde in der That der Märtyrer ſeines Prinzips, der edelſte, der aus Vaterlandsliebe jemals in Frankreich geſtorben. Mit einer großen Kraft der Beredſamkeit ausgerüſtet, mit perſönlichem Anſehen geſchmückt, trat er, wie ein Prieſter des Friedens, vor den Altar des Vaterlandes, und predigte die Ordnung und die Verfaſſung, und wenn in ſeinem heiligen Eifer zuweilen eine große Heftigkeit ſeines Charakters hervorbrach, ſo war es doch immer eine edle Sache, für die er außer ſich gerathen konnte. Aber er mußte nur zu bald den alten Fluch jedes Friedensſtifters erleben, daß, indem er alle Parteien zu verſöhnen ſtrebte, er den Haß aller gegen ſich ſelbſt lenkte, und den ſchönen Kranz ſeiner Popularität ſchnell zerriſſen ſehend, fühlte er ſchmerzlich die Dornkrone des verantwortlichen Miniſters auf ſeinem Haupt. Keine heitere ruhige Stunde war ihm gegönnt, er entging unter einem Volke, wie den Franzoſen, ſelbſt perſönlichen Mißhandlungen nicht, und was er im blutigen Schweiße ſeines Angeſichtes geſät, davon ſollte ihm nicht mehr die Früchte zu ſchmecken beſchieden ſein. An der Siſyphus-Aufgabe, die er ſich geſetzt hatte, endlos ſich abmarternd, ergriff den Erſchöpften die Cholera, dieſe Gottesgeißel des neunzehnten Jahrhunderts, und ein ſtiller Wahnſinn trat hinzu, um die Verfinſterung ſeines Lebens zu vollenden. So ſchied dieſer große Juſte-Milieu-Künſtler dahin, ja einen Künſtler ſeines Prinzips kann man ihn nennen, da er mit Kunſttalent das Gleichgewicht der Politik unter brauſenden Stürmen aufrechtzuerhalten verſtanden. Er ſtarb, an Allem verzagend, was er gegründet hatte, aber ſein Werk war dennoch nicht vergeblich geweſen. Seine Feinde aller Parteien verſöhnten ſich über ſeinem Grabe mit ſeinem Andenken und ſeinem Wirken, und ganz Frankreich erkannte trauernd den edelmüthigſten Patrioten in ihm an. Das Juſte-Milieu aber ſetzte ſich fort in den Doctrinairs, und bewährte ſich, als aus einem dauernden Bedürfniß der Zeit hervorgegangen, in ſeiner Bedeutung. Es wird den Sieg davon tragen. Das doctrinaire Juſte-Milieu-Miniſterium hat die entſchiedene Majorität für ſich, und die Franzoſen ſcheinen überhaupt endlich eingeſehen zu haben, wie dies Juſte-Milieu, das ſie in den letzten Jahren regiert und wie ein gewandter Lootſe durch die Fährlichkeiten der innern und auswärtigen Politik hindurchbugſirt hat, mit dem gegenwärtigen Zuſtande ihrer ganzen geiſtigen Entwicklung ſo ausnehmend ſympathiſirt. Indem der Franzöſiſche Nationalcharakter ſich gegenwärtig auf einer Uebergangsſtufe des Sichſelbſtreflectirens, des Philoſophirens, und ich kann hinzuſetzen, des Germaniſirens, befindet, ſo ſcheint ihm in dieſer Periode durchaus das Juſte-Milieu-Prinzip, welches die That unter Vormundſchaft der Theorie ſtellt, eigenthümlich zuzugehören. In dieſer Hinſicht ſcheint es mir auch bemerkenswerth, daß man unter den doctrinairen Juſtemilieumännern ſo viel Anhänger und Jünger Deutſcher Philoſophie antrifft.

Alles Unglück in der Welt wird am Ende noch auf die Deutſche Philoſophie geſchoben! wehklagte ich in mich hinein. Und meinen Sie denn nun — ſagte ich laut — daß ich mich auch zu jenem Gleichgewichts-Syſtem der politiſchen Anſichten bekennen muß, um den ächten Frieden und die Wahrheit ſelbſt zu erlangen?

Ich meine dies nicht nur, entgegnete Herr von Zodiacus, ſondern ich meine auch, daß das Juſte-Milieu die Reiſe um die Welt machen wird, gleich wie die Revolution ſie gemacht hat. Das Juſte-Mileu iſt das vernünftige Bewußtſein der Revolution, das dieſer auf dem Fuße nachfolgt, um wie ein fleißiger Landmann nun den Boden zu beſtellen, welchen ſie durch ihre Wetter und Schreckniſſe für die neue Saat aufgewühlt hat. Das Juſte-Milieu iſt die goldne Mittelſtraße der Geſchichte, es iſt das Zeitalter einer glückſeeligen Mittelmäßigkeit des Geſchlechts. Der Sturm der Extreme hat ſich gelegt. Extreme ſind unglückliche Genies, das Juſte-Milieu iſt ein ſolider Verſtandesmenſch, der ſich eine ruhige Häuslichkeit anſchafft, ein Amt bekommt, in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahr heirathet, und Frau und Kinder ernähren kann. Das Juſte-Milieu iſt fähig, nöthigenfalls eine Convenienz-Heirath einzugehen; die Extreme heirathen nur aus Liebe, und ſchießen ſich eher aus unglücklicher Neigung todt. Das Juſte-Milieu lebt genau nach Hufelands Makrobiotik, und befolgt die ſtrengſten Vorſchriften der Diät;

die Extreme machen Diätfehler, leiden an unregelmäßiger Verdauung, und haben Hufelands Makrobiotik nie geleſen. Das Juſte-Milieu erreicht das bibliſche Alter; Extreme ſterben jedesmal als Jünglinge in ihrer ſchönſten Blüte. Ein Extrem wird auf keinem Bureau beſchäftigt, um ſich ſein Brot verdienen zu können; das Juſte-Milieu wird Miniſter. Das Juſte-Milieu iſt barmherzig, und erbarmt ſich des Extrems; es ſchreibt über die Vermittelung der Extreme. In allen Ländern zählt man eine anſehnliche Juſte-Milieu-Gemeinde, die immer mehr wachſen, ſich ausbreiten, und ihren Segen weiter verpflanzen wird. In Preußen hatte der Staatsminiſter Friedrich Ancillon ſogar ſchon vor dem Périer'ſchen Miniſterium über die Vermittelung der Extreme geſchrieben. —

Er hielt hier inne, ich aber erhob mich feierlich, ſtreckte die Hand gegen ihn aus, hielt mit der andern meinen Schlafrock zuſammen, und ſagte: Ich bitte ganz ergebenſt um das Wort! Laſſen mich Ew. Excellenz auch einmal reden, und ich will Ihnen freimüthig bekennen, was ich von dieſem vermaledeiten Juſte-Milieu-Syſtem halte, das ich mir, ungeachtet Ihrer in Ehren zu reſpectirenden Empfehlung, dennoch gehorſamſt zu verabſcheuen die Freiheit nehme. Ich bin ein armer Menſch aus Kleinweltwinkel, Bewohner dieſer erbärmlichen Giebelſtube, wie Sie ſehen; meine Tage ſind gezählt, wie die Haare auf meinem Haupte; Niemand iſt hier, der mich liebt, meine einzige Freundin iſt nicht meine Frau, der Freuden blühen wenige, und Urſach zum Uebermuth iſt nicht da. Es geſchiehet daher aus reiner ruhiger Ueberzeugung, wenn ich, der ich ein ſolcher bin, hier vor Ihnen auftrete, ſehr excellenter Herr, und Sie auch einmal mit einer Rede behellige, mit einer tiefempfundenen Rede gegen das nichtswürdige, dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen verfluchte Juſte-Milieu. Verzeihen Sie dieſen ſalbungsvollen Ton Ihres unterthänigſten Dieners, der Ton gehört zur Sache. Sagen Sie ſelbſt, mein Herr, wer Sie auch ſein mögen, der oberen oder der unteren Götter Einer, hat ſich die Menſchheit darum ſo lange mit dem Funken des Prometheus, der in ihr fortgeglüht, ſehnſüchtig gequält, um nun auf dieſer Sandbank der richtigen

Mitte wie ein geſtrandeter Perlenfiſcher kleben zu bleiben? Ich gebe Ihnen gern zu, weil ich es muß, daß das Juſte-Milieu ein durch die Geſinnung der Zeit unterſtütztes Prinzip iſt. Ja, es hängt mit einem philoſophirenden Zug der Zeit zuſammen, es iſt das Reflectir-Prinzip der Zeit, das Hemmende, das Läſtige, die Feſſel der Zeit, die wir alle peinlich fühlen; es iſt die ſich ſelbſt bewachende Selbſtreflexion, an der heut alles Leben untergeht, ſiech und unproductiv wird, und den Muth verliert, den göttlichen, ohne den man nicht exiſtiren kann! Das Juſte-Milieu iſt die zum Staats-Prinzip erhobene Verknöcherung, zu welcher das Alles nivellirende Streben nach ſogenannter Bildung und ſogenanntem guten Ton das Leben heut geführt hat. Das Juſte-Milieu iſt der Fluch jener Vielſeitigkeit, nach der Alles in unſerer Zeit trachtet, und durch welche die große Heuchelei, welche man Bildung nennt, in die Geſellſchaftszuſtände verpeſtend ſich einſchleicht. Das Juſte-Milieu iſt dieſelbe flache und nivellirende Converſations-Bildung in der Politik, welche aus dem heutigen geſelligen Leben mich längſt angeekelt hat. Es iſt derſelbe unausſtehliche gute Ton in der Staatsverwaltung, der überall ein langweiliges Gleichgewicht hervorbringen will, wie er in der Geſellſchaft jedes Aufkommen einer tieferen Eigenthümlichkeit hindert. Man iſt allerdings heutzutage vielſeitiger geworden, aber in der bloßen Vielſeitigkeit beruht keineswegs der Reichthum einer Zeit. Der Reichthum einer Zeit beruht in der Beweglichkeit ihrer Richtungen; es wird aber bei dieſem allgemeinen Streben, vielſeitig zu ſein, bald gar keine entſchiedene und beſtimmte Richtungen mehr unter uns geben. Richtungen ſtellen ſich in großartigen Einſeitigkeiten, in ringenden und ſtrebenden Extremen, dar. Aber jene allgemeine Bildungsheuchelei wird bald jede großartige Einſeitigkeit, jeden Reiz des Grotesken, im Leben ertödtet haben. Niemand will mehr irren, Niemand will mehr klagen, man ſchämt ſich ſeiner Schmerzen, man gewöhnt ſich ſeine Leidenſchaften ab, weil beide einem heiter gebildeten Menſchen nicht geziemen, und in dieſer richtigen Mitte des Benehmens vertrocknet endlich alle Strömung des Daſeins. Dieſe heitere Maske der Bildung hat das Privatleben verſteinert, ſie tritt als gleißendes Juſte-Milieu in der Geſchichte auf. Der große Geiſt der Geſchichte ſteht jetzt grollend über der Menſchheit ſtill, nachdem ſich das feige Geſchlecht, um nicht mehr zu irren, um nicht mehr zu kämpfen, in dieſen Nothhafen des Juſte-Milieu zurückgeflüchtet hat. Mein Herr, ich vertheidige die Extreme! Extreme ſind flotte Burſche, das Juſte-Milieu iſt der Philiſter im Staate. Extreme ſind geborene Helden, das Schickſal gönnt ihnen einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfeld; das Juſte-Milieu iſt ein dürftiger Tugendheld aus einem weinerlichen Drama, er hat kein Talent und ſtirbt an Charakterſchwäche im Hoſpital. Extreme ſind ſchwarze Huſaren, mit einem Todtenkopf als Kokarde, ſie geben keinen Pardon; das Juſte-Milieu iſt ein kriechender Hofmann, der keine Meinung hat, und immer: ſehr wohl! ſagt. Extreme ſind Ritter der Wahrheit; Juſte-Milieus ſind arme Ritter, im Fett der Lüge gebraten. Extreme ſind Tödter der Langenweile, Juſte-Milieus ſind Neuntödter, die alle neun Muſen aus dem Leben hinwegtödten. Das bleierne Zeitalter der Proſa bricht an. Doch genug, ich fühle, ich habe mich erſchöpft, mein Eifer reißt mich zu ſtark zu Metaphern hin, es wird mir die Lunge trocken und mein Kehlkopf entzündet ſich! Nur das muß ich noch ſagen, daß es am meiſten die große Tugendhaftigkeit iſt, welche mich an dem Juſte-Milieu-Syſtem ſo ſehr verdrießt, und hierin klingt es ebenfalls wieder einen längſt bemerkbaren Grundzug unſerer Zeit an. Daß unſer Zeitalter doch gar zu tugendhaft iſt, wird Jedem, der keine Duckmäuſereien liebt, wohl eingeleuchtet haben. Vor gar zu großer Tugend können wir nicht mehr zu einem erklecklichen tragiſchen Laſter kommen, die Tragödie ſtirbt aus unter dem Deutſchen Volke, und die eingeriſſene Prüderie des Lebens zerſtört alle Gedichte der Gegenwart. Es iſt eine fürchterliche Tugend, an der wir leiden. Es wagt Niemand mehr ein derbes naturkräftiges Wort zu ſeinen Mitmenſchen zu ſagen, aus Furcht, daß man ihn nicht für tugendhaft halten möchte. Alle Geſellſchaftszimmer ſtecken gepfropft voll von Tugend, tugendhaft ſtrickende und nähende Frauen, tugendhaft über ein Nichts plappernde Männer und Jünglinge, tugendhaft langweilige Greiſe. Dieſe ſchreckliche Tugend iſt eine Folge unſerer ungeheuern Bildung, wir müſſen es uns eingeſtehn. Und dieſelbe laue Tugendbildung finde ich auch an dem gottverlaſſenen Juſte-Milieu wieder, weshalb es mir, ſelbſt auf die Gefahr hin, nicht für tugendhaft angeſehen zu werden, noch einmal gütigſt erlaubt ſein mag, dies Syſtem dreimaldreimal in den Abgrund der Höllen ergebenſt zu verfluchen! —

Ich hielt hier inne, um zu ſehen, welche Wirkung dieſe Rede auf meinen Zuhörer hervorgebracht haben möchte, als ich zu meinem Erſtaunen gewahrte, daß derſelbe ganz unbeweglich und mit herunterhängendem Kopf auf dem Stuhle daſaß. Er war eingeſchlafen. Ich trat näher, um ihn mir jetzt einmal recht genau zu betrachten, aber er ſchnarchte ſo entſetzlich, daß ich mich mit Grauſen von ihm abwenden mußte. Dazu kam, daß auf ſeiner Naſe eine große Fliege ſaß, die, wie es mir in dem Moment ſchien, mich mit grimmigen Blicken anſah und in meinen phyſiognomiſchen Studien ſtörte. Mir fiel der Fliegengott ein. Ich ſchlich mich verblüfft an's Fenſter, und kehrte ihm den Rücken zu. Er ſchnarchte immer noch weiter. Während meiner Rede, wo ich ihn hinundwieder ſchon murmeln gehört, hatte ich geglaubt, er wolle mir etwas einwenden wider meine Anſichten. Aber es war nichts als ſein Schnarchen geweſen, er hatte nicht daran gedacht, mir Einwendungen zu machen. Es ſcheint doch im Grunde ein guter Menſch zu ſein! Nicht einmal Einwendungen!

Aber dennoch ärgerte es mich, daß er eingeſchlafen war. Dies machte mich auf das Juſte-Milieu nur noch erboßter. Ich ſah zum Fenſter hinaus, und hing noch mannigfachen Gedanken über dies Aſchermittwochs-Syſtem nach. Dann ergriff ich mein Tagebuch, und ſchrieb unter dem heutigen Datum Folgendes in der erſten Wuth hinein:

Die Mythe vom Klugſch. *)

Der Klugſch..r iſt eine uralte Perſon, er iſt ſo alt als die Welt ſteht. Als der liebe Gott im

---

*) Er ſchnarchte immer ſtärker, während ich dies ſchrieb.

Anfang Himmel und Erde geſchaffen, und am ſiebenten Tage geſehen, daß Alles ſehr gut war, ließ ſich ſchon am Abend des ſiebenten Tages der brummende Laut eines Mißvergnügten durch die Schöpfung vernehmen. Er kam vom Klugſch..r. Ihm war der Tag zu hell und die Nacht zu finſter, die Sonne zu grell und der Mond zu matt, der Sommer zu warm und der Winter zu kalt, er bekam im Frühling den Schnupfen und im Herbſt die Kolik. Die Nachtigall war ihm zu ſchwärmeriſch, und doch die Gans wieder zu bornirt, er tadelte die Blumen auf dem Felde, daß ſie nicht arbeiteten, und ärgerte ſich, daß der Menſch durch Arbeit das Leben ſich friſten mußte, er glaubte es gar nicht aushalten zu können. Er ſchrieb die erſte Recenſion über die Schöpfung. Er klagte Gott an, daß es allen Einrichtungen auf dieſer Erde an einer richtigen Mitte fehle. Himmel und Erde lägen ihm zu weit auseinander, die Sterne ſtänden zu hoch, um ſie genau ſehen zu können, er verlangte einen ſichern Mittelplatz, von dem aus Himmel und Erde gleichmäßig zu genießen wären. Da redete Gott im Wetter zu ihm, und ſprach in ſeinem Zorn: Du ſollſt der ewige Klugſch..r der Schöpfung bleiben!!

Der Klugſch..r nahm ſich dies zu Herzen, und wanderte aus. Er wanderte durch alle damals entdeckten Welttheile, und trug überall den Fluch Gottes mit ſich. Nirgends labte ihn ein milder Balſamtropfen der Zufriedenheit, er wollte Alles beſſer wiſſen, als es war, er wollte Alles vermitteln. Weit und breit gefürchtet ſchlich er als reiſender Malcontent durch die Weltgeſchichte. Man nannte ihn auch einen Handelsreiſenden Beelzebubs.

Er war und blieb aber der ewige Klugſchmecker. In Jeruſalem debütirte er eine Zeitlang als Malcontent des Chriſtenthums, und wurde ſeitdem auch der ewige Jude genannt. Als ewiger Jude hat er noch ſeine ſchönſten Zeiten erlebt und es zu einer gewiſſen Tragik gebracht. Bald aber ſtürzte er ſich ins modern bürgerliche Leben und verſuchte ſich in allerlei Aemtern. Nachdem er abwechſelnd Schulmeiſter, Kritiker, Wetterprophet, Kalendermacher, guter Rathgeber, Beichtvater und Hofaſtronom geworden, nachdem er ſich darauf mit der Hegelſchen Philoſophie beſchäftigt, mit dem logiſchen Begriff ſich wichtig gemacht und einige Semeſter als Privatdocent in Berlin ohne Zuhörer geleſen hatte, warf ſich der arme Klugſch.ß.r aus Verzweiflung endlich auf die Politik. Er redigirte mehrere Regierungsblätter, ging nach Paris, und wurde zuerſt beim Moniteur beſchäftigt. Obwohl, nach ſo viel Leiden, längſt zum dürren grauen Männchen abgezehrt, nur noch aus Haut und Knochen beſtehend, gelang es ihm doch, hier noch einmal Epoche zu machen. Er wurde Juſte=Milieu=Mann, kam ins Miniſterium und ſchulmeiſterte den Zeitgeiſt, wie ein Hofmeiſter ſeinen ungezogenen Junker. Der Zeitgeiſt war träge geworden, und demüthigte ſich ſchlaftrunken vor dieſer Zuchtruthe des Klugſch..rei=Syſtems. Der Teufel lobte den ewigen Klugſchmecker — — —

Hier bricht die Mythe ab.

Mein Gaſt nämlich räusperte ſich jetzt plötzlich, und fuhr mit einer ſchnellen Bewegung in die Höhe, ſodaß ich nicht weiter ſchreiben konnte. Er ſtand, in ſeiner ganzen Länge aufgerichtet, ſeltſam vor mir, und blickte mich durchdringend an. Ich hatte faſt ein Gefühl, wie es der heilige Johannes ähnlich gehabt haben muß, als ihm ein Adler die Feder aus der Hand riß, damit er nichts vom Gewitter verrathe. Ich ſprützte die meinige verlegen aus, und legte ſie bei Seite.

Er ſelbſt ſchien aber gar nicht verlegen zu ſein, daß er geſchlafen hatte. Er reichte mir flüchtig die Hand oder vielmehr nur einen Finger, den ich mit vieler Behutſamkeit drückte, und ſagte, daß er ſich mir empfehlen wolle. Dann fügte er hinzu, ich möchte mir doch noch Alles gehörig überlegen.

Ich begleitete ihn in tiefſter Devotion zur Thür hinaus, und ſagte mit einem verbindlichen Diener, ich wolle mir noch Alles gehörig überlegen. Ich ſagte aber nicht, daß er mich wieder beſuchen möchte.

Dies war das Dejeuner in meiner Giebelſtube, bei dem nichts gegeſſen und getrunken, aber viel gedacht und geſchlafen wurde. —

Ich kann heut nichts mehr hinzuſetzen, Esperance! Sollte Dir dieſer Brief, mit ſeinen mancherlei mythologiſchen Namen und Ausdrücken, nicht gefallen, ſo ſende ihn mir, Liebe, wieder zurück, und verherrliche ihn durch ein paar Zeilen Deines Mißfallens als Antwort. Den ſchönen Engeln Deines Zornes werden die Ungethüme meines Kopfes beſänftigt die Hände küſſen.

Es iſt doch eine herrliche Sache um die Berſerkerwuth! Sie hat mich heut ordentlich wieder zum Jüngling gemacht, und ich freue mich, daß ich dies noch an mir erlebe. Ich komme mir ſo friſch vor, wie eine junge Sultanin, die eben aus dem Bade ſteigt, um ihrem Gebieter die Freuden der Liebe entgegenzutragen. Vivat die Berſerkerwuth! Sie iſt ein wahres Sturmglocken-Concert im inwendigen Menſchen, ein klingendes Hallelujah, das aus Leib und Seele fährt, ein brauſender Chorgeſang, die matte Proſa des Lebens aus ihrer Nüchternheit aufzuwiegeln! So viel iſt das Juſte-Milieu alſo wenigſtens werth geweſen, daß es mich einmal recht in Wuth hat verſetzen können. Ich raſe noch ordentlich vor innerer Wonne meines Grimms, ich bin ſchon mehreremal bis an die Decke meines Zimmers geſprungen! Heiſa, man muß auf ſeinen eigenen Beinen ſtehn! Man muß gegen Alles wüthen, das nicht mit unſerer Natur im Einklang ſich befindet! Das iſt friſch, das erfriſcht! Heiſa!

Mädchen, habe Nachſicht mit mir! Da es ohnehin zweifelhaft iſt, ob Du mich liebſt, ſo habe ich kein Bedenken getragen, mich Dir auch einmal von meiner wüthenden Seite zu zeigen. Du kannſt mich nun für ein ganzes Ungeheuer halten. Ich aber verſichere Dir, daß ich mich ewig niemals nennen werde

Deinen
Juſte-Milieu-Seeliger.

An Esperance.

Kleinweltwinkel, 19. Sept. 1833.

Heut iſt mein Geburtstag, Verehrteſte! Ein mehr als vierteljahrhundertalter Menſch ſteht vor Dir, und fragt Dich, ob es der Mühe werth geweſen, daß er geboren worden? Kein Menſch in ganz Kleinweltwinkel bringt mir heut einen Glückwunſch, und ſo ſcheint es, daß ich für dieſe Menſchen wirklich nicht geboren bin. Im letztverfloſſenen Vierteljahrhundert iſt mir überhaupt faſt niemals von einer lieben Seele gratulirt worden, und ſo iſt und bleibt der neunzehnte September ein an Wünſchen und Hoffnungen verarmter Tag. Mir iſt er immer ein ſchöner Tag für die Melancholie. Ich veranſtalte da meiner Schwermuth einen ordentlichen Feſttag, ich gebe dem kleinen Plebs meiner Grillen einen Ball, und führe das große Volk meiner Verzweiflung auf die Stierhetze meiner Gedanken. Ein Lavaausbruch des Selbſthaſſes beſchließt als Feuerwerk dieſen glorreichen Tag.

Beſonders heut! Ich konnte heut weniger denn jemals mit mir auf's Reine kommen, für wen ich denn eigentlich geboren worden? Da fing mich der hypochondriſche Gedanke an zu martern: ich ſei am Ende doch für das Juſte-Milieu geboren!!

O Solon! Solon! — Wie Recht hatte Solon, daß Niemand vor ſeinem Tode glücklich zu preiſen ſei! Nemo ante mortem beatus, heißt auf Deutſch: vor ſeinem Tode iſt Niemand vor dem Juſte-Milieu ſicher! Esperance, was wirſt Du ſagen? Denke Dir! Denke Dir!

Da ſoll ja aber gleich die heilige Berſerkerwuth dareinſchlagen, wenn mir das Juſte-Milieu-Prinzip auch nur eine Haarſpitze meines Menſchen anrühren will! Hſt! hſt! — das iſt es ja eben. Die Wuth hat ſich gelegt!

O, ich war ſo ſchön beſtimmt und ſicher, ich war ſtark, wie ein junger Halbgott, der aus der

Hebe Pokal getrunken! O! O! Ewige Vorſehung, ſollte mir das noch angethan werden?

Jammere nicht, Sterblicher! Du entrinnſt den Anforderungen Deiner Zeit nicht. Das Schickſal hat Dir Deine Gedanken zugemeſſen, und Du kannſt ſie Dir nicht abwehren, wie die Mücken!

Esperance, denke Dir, denke Dir! Mein vermaledeiter Geburtstag iſt daran Schuld, und Niemand anders. Dieſer Tag hat mich auf das Reflectiren gebracht, und die Natur draußen, die einem frühen Herbſt entgegenkränkelt, hat die Herbſtgefühle der Reflexion auch in meinem Innern gezeitigt.

In der That, ich weiß mir ſelbſt nichts mehr dagegen zu ſagen, warum ein ſolide reflectirender Deutſcher nicht ganz gut ein Juſte-Milieu-Mann ſein könnte. Das Juſte-Milieu fängt jetzt nachträglich auf Einmal in allen meinen Gliedern an zu ziehen und zu reißen, wie ein alter Schade der Menſchheit. Es ruft mir zu: mein Sohn Seeliger, komm zu mir! Es ſteckt die dürren knöchernen Arme lächelnd nach mir aus, und ſagt: mein Sohn Seeliger, Du darfſt dieſe Stufe Deiner Zeitbeſtrebungen nicht überſpringen! Es kokettirt aus der Ferne mit mir, es ſieht mich mit den ſchelmiſchen Augen einer verliebten alten Jungfer an, es lispelt ſüß aus ſeinem zahnloſen Munde mir zu, es lispelt und flüſtert und wispert in mich hinein, daß ich keinen Augenblick mehr Ruhe habe. Ich ſoll mich ihm durchaus ergeben, ich ſoll Hochzeit mit ihm machen. Da fallen mir alte Heirathsideen aus meiner Kindheit ein, wo mich einmal das Unglück einer alten Mamſell, die wegen ihrer Häßlichkeit keinen Mann bekommen hatte, ſo ſehr rührte, daß ich ſie auf der Stelle, ſo klein ich auch noch war, hätte heirathen können. Ja, ewiger Rathſchluß des Schickſals! Du weißt es, Du kennſt mich, Du weißt, daß ich als kleiner Junge eine alte häßliche Mamſell hatte heirathen wollen. Du weißt es, daß ich der Mann bin, der alle Jungfern aus purem Mitleid ehelichen kann. Du kennſt mein weiches Herz, und haſt mir auch dieſe Mariage mit dem Juſtemilieu noch auf Rechnung deſſelben zuſchieben wollen. Nun, Gott und allen Heiligen befohlen! Ich kann dies Kreuz noch auf meinen Rücken laden.

Ich bin kein widerſetzlicher Menſch, der gegen die offenbaren Fügungen der Vorſehung hadert. Ich habe vom Liberalismus unbefriedigt mich abgewandt, ich habe vor der Thür des Abſolutismus den Staub von meinen Füßen geſchüttelt, und will nun einmal ſo thun, als wäre ich plötzlich ein Juſtemilieu-Menſch geworden, um wenigſtens zu ſehn, ob ich etwas dabei in mir erleben kann. Etwas zu erleben, das iſt die Hauptſache, und danach habe ich überall meine Fühlhörner ausgeſtreckt. Man kann etwas erleben, indem man ſich einen Floh fängt. Und das Juſte-Milieu iſt im Grunde ſo übel nicht, es hat ſeine innere Nothwendigkeit für ſich. Bei Sanct Lazarus, es iſt ein ſehr motivirtes Prinzip der Gegenwart!

Es iſt das Reflectir-Prinzip der Zeit! Der Herbſt iſt eine ſchöne Jahreszeit zum Reflectiren, und dieſer unglückliche Septembertag hat heut ſchon graue Vorboten des beginnenden Verwelkungs-Prozeſſes ausgeſendet. Die Blumenwangen der Natur ſind abgebleicht, wie eine früh gealterte Schöne; ſie hat ſich eine große Nebelhaube aufgeſetzt, und ihre verwittwete Geſtalt in einen langen Trauerſchleier verborgen. Durch einen kalten Regenſchauer klagt der ſcheidende Sommer über ſeine verlorene Jugend hindurch, und ſitzt, wie ein trauernder Oſſian, dort oben auf der ſchwarzen Wolke, die in Geſtalt eines Drachen den ganzen Horizont finſter angehaucht hat. Wie in Sack und Aſche muß mein Apfelbaum draußen Buße thun, daß er mich und meine Gedanken zuweilen auf ſeinen grünen Aeſten geſchaukelt. Wer weiß, ob ich den Guten jemals wieder beſteigen werde. O Sommerglück! O verlorenes Jugendglück! Ich höre die Herbſtwinde um mein frühes Grab ſeufzen, und meine hieſigen Zeitgenoſſen gehen gleichgültig vorüber, und ſagen: der Seeliger liegt darin! Ich weiß, daß ich einmal im Herbſt ſterben werde. Wann die Schöpfung in Gedanken der Vergänglichkeit ſich abzehrt, wann aus der bunten Blumenerde graue Grabeserde geworden, dann lege ich mein müdes Herz gern einmal darunter, und laſſe es ſchlummern, bis die Grabeserde über mir wieder zur Blumenerde geworden, zu jener Blumenerde, in welcher der Himmelsfrühling unſerer ewigen Hoffnungen wächſt.

Doch ſtill, ſtill! Dieſe Melancholie darf ich nicht Herr über mich werden laſſen. Ich muß in dieſer Stimmung, die mich überwältigt, eine richtige Mitte zu finden ſuchen. Juſte-Milieu, friedfertiger Mittelgeiſt zwiſchen Wärme und Kälte, zwiſchen Trauer und Freude, zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung, geb Du meiner Lebensanſicht fortan eine wohlconditionirte Richtung! Laß mir den Bart eines Weiſen wachſen, ſtülpe mir die Allongenperücke der Mäßigung auf mein unruhiges Haupt! Stecke meinen Zeitausſchweifungen endlich wohlthätige Gränzen, gib Ruhe meinen ſonderbaren Staatstheorieen, und bringe Ordnung in die Revolutionen und Contrerevolutionen meines Herzens! Ich bin der Widerſprüche meines Daſeins überdrüſſig. Du verſtehſt es wenigſtens, mit Deiner Aalnatur durch dieſe Widerſprüche hindurchzugleiten. Ja, am Ende fehlteſt Du mir blos, um zur Ruhe zu kommen. Du biſt die milde Stiftung, welche die Invalidegewordenen aufnimmt und verpflegt, Du biſt das Hoſpital dieſer Zeitbeſtrebungen, in dem jedes himmelſtürmende Genie endlich gern mit Armenkoſt vorlieb nimmt, Du biſt die Rumfordſche Knochen- und Hunde-Suppe, an welcher die Menſchheit in Hungersnöthen ſich hinfriſtet!

Bei allen Teufeln, ich bin zum Juſte-Milieu-Mann geboren! Dieſer ſüße Frieden der Vermittelung, dieſe ſchöne Klugheit der Reflexion iſt es gerade, die meiner Natur entſpricht, die meinen Charakter angemeſſen befriedigen kann. Schon als Student wurde es an mir bemerkt, daß ich Anlagen zu einer ſpintiſirenden Dialektik hätte, und dieſe Dialektik, die Alles, was ſie will, ſich abzuwehren im Stande iſt, wird nun als Juſte-Milieu einen dauerhaften und ruhigen Knorpel in meinem Weſen anſetzen. Ich werde ein vernünftiger, durch Tugend verherrlichter Menſch werden. Ich kann heirathen, ich kann eine Frau glücklich machen, und meine Kinder zu guten und nützlichen Staatsbürgern erziehn. Und in meinen Nebenſtunden, während die holde Gattin an meiner Seite ſtrickt oder näht, fange ich wieder an zu philoſophiren, und beſchäftige mich mit meinen alten philoſophiſchen Syſtemen, die ich ſo lange liegen gelaſſen. Ich kehre zur Deutſchen Metaphyſik zurück, ich beginne wieder das Wahre der Dinge zu erforſchen. Ja, dahin muß es noch mit mir kommen! Nur in der Deutſchen Philoſophie iſt die abſolute Wahrheit enthalten. Alle übrigen Nationen, die nicht, wie wir, philoſophirt, die nicht unſere Syſteme ſich eingeimpſt haben, ſind auf dem Punkt der Wahrheit geklatſchte Kinder Gottes. Der Deutſche aber iſt der auserwählte Philoſoph der ganzen Erde, er iſt der Anwalt des Allgemeinen in der Schöpfung. Während die andern Völker der Luſt der Individualität ſich hingeben, hat er die Freude des Augenblicks einer ewigen Abſtraction geopfert. Er ſucht gedankenvoll die Regel zuſammenzuſetzen, wo die andern die einzelnen Fälle genießen. Darum hat der Deutſche ſo wenig körperliche Nationalität. Er iſt ein Weltbürger des Gedankens.

Es wird ſchön ſeyn, wann ich wieder zu philoſophiren anfange. Indem ich Dir dies ſchreibe, Esperance, ſtrömt in drängender Erinnerung Alles meiner Seele zu, was ſie einſt in dieſer Richtung menſchlicher Kämpfe gewollt, geſtrebt, gehofft und gerungen. Ich denke an jene Zeit, wo ich

Schlachten auf Leben und Tod mit dem philoſophiſchen Gedanken geführt, und nur zuletzt nach einer langen Periode der Weisheit, deren ich mich rühmen konnte, doch wieder in Dummheit verfiel.

Es iſt, als ob meine Natur ſchon längſt wieder danach hingeſtrebt hätte. Erſt geſtern, als ich in ſchlafloſer Nacht auf meinem Bette lag, und ſchauerliche Betrachtungen einſamer Mitternachtsſtunde an mir vorüberzogen, fiel, gerade mit dem Glockenſchlag Zwölf, eine ſeltſame Phantaſei über mich her, die mich in frühere Weisheitsbe-beſtrebungen lebhaft, und doch grauenhaft zurückverſetzte. Jetzt glaube ich an Vorbedeutungen. Denn die Geſtalten jener Nacht, auf die mich noch ganz unwillkürlich meine umherſchwärmende Einbildungskraft brachte, waren nichts als ein Präludium des heutigen Tages, wo ich, wie die Götter ſelbſt gewollt haben müſſen, auf's Neue Luſt bekomme zu philoſophiren.

Dieſe ſeltſame Phantaſei ſchreibe ich Dir hier auf, Mädchen! —

Der letzte Philoſoph.

Eine Geiſtererſcheinung.

Es war tief in der Nacht, und ich weiß nicht, wie es zuging: ich ſaß noch im Collegium. Ich war mir zwar bewußt, daß ich mein Triennium längſt hinter mir hatte, und doch mußte ich noch hier ſitzen, im Auditorium Nro. VIII. auf der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin. Durch die Fenſter warf der Mond zitternde Strahlen in den öden Saal und erhellte ſchauerlich die leeren Bänke und Tiſche, die ſonſt unter dem Eifer der ſtudirenden Jugend ſeufzten. Nur der Kaufmann H. B. ſaß, wie gewöhnlich, vor mir, und hatte eben ſeinen porzellanenen Tintenſtecher aufgepflanzt, um ſich zum Nachſchreiben anzuſchicken. Er war der unſchuldigſte Schüler Hegels, und ich hatte immer meine Freude an ihm gehabt, wie er mit wahrhaft jungfräulicher Harmloſigkeit die räthſelvollen Worte des Meiſters nachſchrieb, ohne daß es ihn ſonderlich gerührt hätte. Da er, wie bekannt war, für ſeinen Platz das Doppelte an Honorar bezahlte, um ſich dadurch das Anrecht auf ein verdoppeltes Verſtändniß des ſchweren Syſtems zu erwerben, ſo wunderte ich mich nicht, daß ich ihn heut noch in aller Nacht hier fand, um ſich ſeinen theuer erkauften Platz auch recht abzuſitzen. Zugleich ſchloß ich daraus, daß eine Vorleſung Hegels zu erwarten ſtehe.

Aber bald wurden meine Gedanken von einem heiligen Ernſt ergriffen und erſchüttert, und eine Erſcheinung wunderbarer Art nahm alle meine Sinne gefangen. Ich hatte ſchon längſt nach dem Katheder hingeblickt, um das Auftreten des ehrwürdigen Weiſen zu erwarten, als ich auf ſeinem lange ruhmvoll behaupteten Lehrſtuhl plötzlich einen ſchwarzen Sarkophag gewahrte. An beiden Enden brannte eine trübe leuchtende Ampel, bei deren Schein man die darin ruhend ausgeſtreckte Geſtalt erkennen konnte. Es was Hegels ſterbliche Hülle, die im Sarge lag; und wie ein Blitz zuckte die Erinnerung durch meine Seele, daß der letzte

Philoſoph der Deutſchen nicht mehr war. Wir hatten ſchon vor Monden ſeinen Tod betrauert.

Es war die Geſpenſterſtunde, und alle Grauen der Mitternacht regten meine Einbildung fieberhaft auf. Ich erhob mich von meinem Platze, und fragte: Meiſter, bin ich werth, Dir die Todtenrede zu halten? Ich verdanke Dir viel an Leiden und an Belehrung, und ſelbſt für ſeine Leiden iſt man dankbar. Willſt Du hören in dieſer Stunde, welche Cypreſſen ich auf das Grab des letzten Philoſophen der Deutſchen pflanze? Dein Sarkophag, der jetzt Deinen verödeten Lehrſtuhl einnimmt, harrt noch des Leichenredners! —

Ich ſchlich mich in ſcheuer Erwartung dem Sarge näher, aber meiner Vermeſſenheit folgte keine Antwort. In erhabener Ruhe lag die abgeſchiedene Geſtalt da und regte ſich nicht; ſie hatte den Lebenskampf der Bewegung längſt überwunden. Der ewige Friede des Gedankens, um den er in ſeinem Syſtem mit gewaltſamen blutigen Anſtrengungen gerungen, hatte auf dem verblichenen Antlitz des Todten eine milde Verklärung gewonnen. Ich habe Ehrfurcht vor den Geſtorbenen.

Ich trat hinter den Sarkophag, erhob meine Hände und ſprach folgende Worte, die wie klingende Nachtſchatten an den Mauern des einſamen Auditoriums verhallten: Die größte Verſöhnung des Gedankens iſt der Tod! Der Tod iſt die Wahrheit der Metaphyſik, er iſt das Abſolute! Ein Hoherprieſter des Abſoluten, haſt Du, großer Mann, Dein Leben daran geſetzt, das Syſtem des Todes zu conſtruiren. Es iſt das letzte Syſtem! Aus dieſer Philoſophie des Todes haſt Du die ewige Auferſtehung des abſoluten Gedankens für die Menſchheit gewonnen. Es iſt die letzte Stufe des menſchlichen Gedankens, denn er hat in Deinem Syſtem ſich ſelbſt gedacht. Wie die Mährchen ſagen, daß, wer ſich ſelbſt wandeln geſehen, nicht mehr leben kann, ſo hat in Deiner Philoſophie der menſchliche Gedanke ſich ſelbſt angeſchaut, und iſt daran in die Ewigkeit vergangen. Ich hat ſein Ich aufgezehrt und auf die Weltwoge des Allgemeinen hingegeben und im Abſoluten verſchwimmen laſſen. Die ſeufzende Seele iſt im Unendlichen zerflattert. Der Gedanke hat die irdiſche Form geſprengt, hat die bunte Blüte des Erdenleibes abgeſtreift, hat die gaukelnden Schwingen der Phantaſie ſich ausgeriſſen, und iſt reiner, nur durch ſich ſelbſt bewegter Gedanke geworden. Dies Werk der Vollendung hat die ungeheuere Kraft Deiner Logik vollbracht. Die Gottvollendung des Gedankens!

Mein lebensluſtiger Geiſt, der noch vor Kurzem in junger Werdeſchönheit ſtrahlte, ſucht aus Deinen Tempelgebäuden der Ewigkeit den Ausgang in das friſche Erdenleben zurück, um wieder ein Werdender ſich zu freuen. Es ſcheint vergeblich. Denn Du haſt in Deiner Philoſophie die Poſaune zum jüngſten Gericht des Denkens geblaſen. Du biſt über die Creatur hinausgegangen, und haſt den Schluß der Geſchichte geſucht. Anfang und Ende haben ſich in Deinem Syſtem wieder zuſammengefunden und ſind eins geworden; Anfang und Ende der Logik gehen in einander über, und die unterſchiedsloſe Ewigkeit iſt angebrochen. Die Marken des Lebens und Denkens haſt Du abgegränzt und es iſt kein Schritt zu den höchſten und letzten Zielen mehr übrig geblieben, der nicht in Deinen Paragraphen vorgemeſſen wäre. So haſt Du Alles fertig machen wollen bis auf den Tod, Du haſt die Verheißung erfüllen wollen, daß Alles Ein Hirt und Eine Heerde ſei, und dieſe weltverſchlingende Einheit war Dein logiſcher Begriff.

Das jüngſte Gericht der Logik haben wir ſchaudernd ausgehalten. Wir haben den letzten Philoſophen auf den rauchenden Trümmern der Schöpfung wie einen Gott raiſonniren hören. Wir haben geſtaunt, wir haben uns viel gedünkt, wir haben gezweifelt, wir haben nicht beten können. Der Schluß der Geſchichte hat uns überraſcht, wir haben uns in den frühen Tod nicht finden können. Vergieb, Meiſter, die Lebensluſt iſt groß! Ich bin ein junger Menſch, ich bin keck, ich habe ſelbſt gewagt, mir in dies Schlußſyſtem der Geſchichte kleine Radieschen meiner Lebenslaune zu pflanzen, um die Geſpenſter des anticipirten Weltgericht's damit wegzuſcherzen. Vergieb, vergieb! Ich bin noch nicht reift zum jüngſten Gericht, ich bin ein junges Blut, ich habe meine tauſend verliebten Hoffnungen auf die Erde geſetzt. Ich habe mich wieder in das Individuelle zurückgeſtürzt, nachdem ich aus dem Kelch des Allgemeinen getrunken, und der Kelch war noch einmal an mir vorübergegangen.

Du biſt der Abgeſchiedenen Einer, Du hatteſt ſchon in Deinem Syſtem Tand und Spiel der Individualität überwunden. Eine Bilderſtürmerin, hat Deine Philoſophie alle Bilder und Farben von der Tafel des menſchlichen Denkens hinweggewiſcht und in der Logik das Höchſte einer ſtrengen und rein geiſtigen Denkmethode geſchaffen, wie ſie die Weiſen aller Zeiten kaum geahnt haben. Dieſe Logik iſt die ſyſtematiſche Geſchichte der Philoſophie ſelbſt, aber zugleich auch der Hades der ganzen Geſchichte der Philoſophie. In dieſem Hades haſt Du die Geiſter aller frühern Philoſophen zuſammengerufen und ſie wandeln gleich geſpenſtiſchen Schatten darin umher, als die verſchiedenen Stufen des Erkennens, als welche Du ſie beordert haſt. Sie ſtehen alle unterworfen und dienend vor Deinem Begriff da, der als Todtenrichter Recht und Urtheil über ſie geſprochen. Nackte, abſtracte Seelen der Philoſophen! Sie ſehen mich traurig an. In der unmittelbaren

Geſchichte der Philoſophie ſtanden ſie noch als lebende Charakterbilder, auf dem Grunde ihrer Zeit und Individualität, geſtaltvoll da. Nachdem aber die Geſchichte der Philoſophie in Deiner Logik zum Syſtem des ſich ſtufenweiſe entwickelnden Begriffs geworden, war auch für die Philoſophen der früheren Zeiten der Tag des jüngſten Gerichts gekommen. Dieſe Philoſophen wurden alle abſtracte Denkmomente in der künſtlich zuſammengefügten Kette des Begriffs, ihre Individualität und Zeit wurde an ihnen abgeſtreift, und ihre Seelen ſahen ſich in einzelne Paragraphen Deines Syſtems, bald mit bald ohne Anmerkungen, verwandelt. Ein großartiger Hades! Als ein ſolches Schattenreich des Tiefſinns mit überwundener Individualität haſt Du auch die ganze Weltgeſchichte aufgefaßt. Ueberall die angewandte Logik. Ich habe viel aus dieſer Jahreszeiten-Entwickelung der Weltgeſchichte gelernt. Ich bin klug und alt darüber geworden, ich habe graues Haar bekommen. Jahreszeiten-Entwickelung der Weltgeſchichte, denn Du ſiehſt das ganze Geſchlecht aus dem Geſichtspunkt des nothwendigen Stufenganges an.

Und danach iſt in unſerer Zeit der Völkerwinter angebrochen, das Greiſenalter der Geſchichte. Darum hat ſich Deine Logik ſchon an das Ende der Welt hingeſtellt, die Gränzen des Lebens zuſammenfaſſend, der weiſe gewordene Greis der Schöpfung. Seine Weisheit iſt das Ende der Dinge.

Du haſt eine große Bruſt für die Menſchheit gehabt, Du haſt gewollt, daß ſie mit Dir vernünftig werde. Meiſter, es war erhaben, daß Du dachteſt, die Vernunft ſolle die letzte Epoche der Weltgeſchichte ſein. Nachdem alle hemmenden Bedingungen der Individualität bei den Menſchen und Völkern ausgeglichen, nachdem die Nationalitäten ſich verallgemeinert, nachdem jeder ſchöne Stern des unmittelbaren Lebens ausgebrannt, ſollte nach Deiner Lehre die reine Vernunft herrſchend, und Alles erſt wahrhaft begründend, über dem Zeitalter daſtehen. Du ſtifteteſt eine Philoſophie, durch welche weder dem Talent noch dem Genie etwas eingeräumt werden ſollte, ſondern nur einer allgemein menſchlichen Vernünftigkeit, wie Du ſie aufbauteſt, ſollte das Geſchlecht fortan den höchſten Schmuck der Bildung verdanken.

So wurde Deine Philoſophie ein Syſtem der Genieloſigkeit, das, wenn auch nicht ausdrücklich, doch durch die Conſequenzen, die ſich aus ihm folgern ließen, gegen Genie und Talent, und deren Einflüſſe auf die Lebensbildung, zu Felde zog. Nur die reine Vernunft wollteſt Du auf den Thron erheben, und die höchſte Form des Lebens war Dir ein Syſtem. Die Form, unter welcher das Leben in der Kunſt ſich darſtellte, war Dir die niedrigere Lebensform, weil in ihr das Sein noch nicht Denken iſt. Ruhe jetzt im ewigen Frieden des Gedankens! Ruhe in milder Todesnacht, von der unvergänglichen Wahrheit der Vernunft durchleuchtet! Ueber Bild, Schein, Farbe, Individualität, und allen bunten Frühlingstand des Erdenlebens, haſt Du nun den unſterblichen Sieg davongetragen. Dein Syſtem hat dieſen Sieg nie errungen. Es wird ihn nie erringen, ſo lange es Poeſie, Muſik, Frauenſchönheit und Nationalleben unter den Völkern gibt. Jetzt ruhe, Meiſter, im ewigen Frieden des Gedankens. Der Tod iſt Dein Lorbeer! —

Ich blickte, nachdem ich dies geſprochen, im einſamen Auditorium umher. Meine eigenen Worte hatten mich wie Dämonen geſchüttelt, und es war ein Glück, daß dort auf der Seitenbank, rechts vom Katheder, noch H. B. daſaß, der, wie immer, eifrig mitgeſchrieben zu haben ſchien. Dies erheiterte mich, und brachte mich aus meiner Aufregung wieder einigermaßen zu mir ſelbſt, ſo daß ich faſt hätte lachen können. Es war ſonderbar, er ſchien wirklich auch meinen Vortrag, den ich eben gehalten, im Eifer ſeines doppelten Verſtändniſſes der Hegelſchen Philoſophie nachgeſchrieben zu haben, und ich möchte wiſſen, ob er unter ſeinen Heften nachmals noch etwas davon gefunden hat. Aber ein neues Wunder erhob ſich jetzt. H. B. hatte ſeine goldene Repetir-Uhr neben ſich liegen, die in dieſem Augenblicke zu ſpielen begann. Sie tönte in unendlich weichen, zärtlichen, Sehnſucht und Luſt hauchenden Melodieen durch die Stille der Nacht hin, welche noch eben von philoſophiſchen Sätzen und ſyſtematiſchen Behauptungen erklungen war. Die Spieluhr tönte und ſprach, wie in Liebesgedanken verloren, von unnennbar ſeeligen Stunden der Erde, und es war mir, als erzähle ſie von einem Entzücken des Lebens, das höher als alle Vernunft, welches die Liebe ſei. Ich vertiefte mich ganz in ihren Klang, und ihre Fugen wurden immer deutlichere, lebendige Worte für mich.

Zeit! Zeit! Zeit! — ſo ließ die Uhr aus ſanfter Flötenbruſt ihre Gedanken erklingen: — die Liebe iſt die Muſik der Zeit. Liebe, Muſik, Zeit, das iſt die Weltuhr der Ewigkeit. Nimm die gute Stunde wahr, wenn ſie ſchlägt; denn ſie rinnt und rauſcht flüchtig und iſt allmächtig. In der Melodie der Ton, in der Liebe die Gunſt, in der Ewigkeit der Augenblick, danach haſche! Nur der Tropfe iſt Dein, aber in jedem Tropfen erglänzt die Sonne, in jeder Minute wandelt die Ewigkeit, in jedem Ton zittert die Melodie, in jedem Kuß brennt die ganze Liebe. Folge, folge ſchnell der Gunſt der Minute! Die Weiſen aller Jahrhunderte ſind weiſe geworden an der Minute. Wie ein lächelndes Kind, das auf der Welle ſich ſchaukelt, ſitzt die Wahrheit auf der Minute, und blickt in die Ewigkeit hinein. Dies iſt mein Troſt, indem ich die Stunden durch das wandelnde Leben fortſpiele, und bei jedem Pulsſchlage der

Zeit, den ich in mir austöne, denke ich froh, er ſei eine Stufe der Weisheit. So philoſophire ich Tag und Nacht in die Welt hinein, und bin noch nie zu einem vollendeten, fertigen Syſtem gekommen. Augenblick eilt herbei, Augenblick eilt hinweg, und ich gerathe immer auf neue Gedanken. Es iſt eine große Harmonie, an der ich ſpiele. Sie will niemals fertig werden. Euere philoſophiſchen Syſteme ſind alle nur die Minutenzeiger der menſchlichen Weisheit, und die menſchliche Weisheit iſt nur der Stundenzeiger des ewigen göttlichen Tages. Ein unermeßlicher Tag! Kein Syſtem faßt die ſämmtlichen Paragraphen ſeiner Herrlichkeit, jedem Abendroth folgt ein ſchöneres Morgenroth wieder, und Sonnen werden abgelöſt durch Sonnen bis ins Unendliche. Mich arme Uhr reißt der allgemeine Umſchwung nur ſo mit ſich fort. Wenn ich einmal ſtillzuſtehen ſcheine und mich beſinne, und denke, ich ſei nun zu einem fertigen Syſtem gekommen, ſo war nur Schuld daran, daß ich nicht aufgezogen worden bin. Ich werde immer wieder aufgezogen, und ein friſcher Strom neuer Tage treibt mein Räderwerk weiter.

Ich komme, ich komme nie zu einem Syſtem. Aber dieſer unaufhörliche Wellenſchlag iſt der wahre Genuß des Daſeins. Es iſt die Begeiſterung der Liebe, die in allen Takten meines Zeitmaßes ſprüht. Liebe, Muſik, Zeit, das iſt die Weltuhr der Ewigkeit. Ich komme, ich komme nie zu einem Syſtem. —

Die Uhr verſtummt in einen ſcharf austönenden Seufzer. Ihren Tönen nachſinnend blieb ich noch eine Zeitlang in der Hingeriſſenheit des Erſtaunens lauſchend ſtehn. Es war mir, als hätte ich Stimmen der Mährchenweisheit aus uralten Sagen der Völker flüſtern hören. Es war mir, als wenn die Mährchemweisheit, wie ſie in der Mythe ſpricht und in Bild und Symbol ſich verherrlicht, es war mir, als wenn dieſe Mährchenweisheit zu der Philoſophenweisheit geſagt hätte: ich will es mit Dir aufnehmen!

Da trat draußen die Mondnacht leuchtender hervor, und der Saal dämmerte hell auf in den geheimnißvoll zitternden Strahlen, die ſich in langen blinkenden Fäden, wie glänzendes Haar einer ſchönen Fee, über Tiſche und Bänke ausſpannen. Ein ſeltſames Leben ſchien mit dem gaukelnden und ſchaukelnden Lichte des Geſtirnes in das flimmernde Auditorium gedrungen. O goldene Mährchenweisheit! O Poeſie!

Da krachte es plötzlich wie ein aufbrauſender Donnerſchlag, der Deckel des Sarkophags hatte ſich raſſelnd geſchloſſen, der Mond war wieder untergetaucht, ziſchende Blitze zuckten durch den Saal, die Nachtgeſpenſter ſtiegen zum Fenſter herein, H. B. war verſchwunden. Ich erwachte zitternd.

Dank Dir dennoch, guter H. B., für Deine gute Repetir-Uhr! — —

⁂

Iſt das nicht eine wahre Propädeutik zur Erneuerung meiner philoſophiſchen Studien? — Wahrhaftig, Esperance, ich werde ſie erneuern! Sobald ich mich im Juſte-Milieu erſt recht feſtgeſetzt habe, werde ich eine Seeligerſche Philoſophie ſtiften. Sie ſoll eine neue Philoſophie ſein, und vor Allem den Beweis liefern, daß ſich jedem Syſtem, auch dem vollendetſten, immer wieder ein anderes entgegenſtellen läßt. Sie ſoll den

Beweis liefern, daß es noch ganz neue Quellen für die menſchliche Philoſophie gibt, aus denen ſie hergeleitet werden kann, und die noch nicht ausgeſchöpft ſind, und nimmer ausgeſchöpft werden können.

Der Menſch kann nicht anders, er muß philoſophiren! Es treibt ihn mächtig auf, x zu ſuchen. Durch das ganze Weltall ſpäht er dem x nach, er ſtürzt ſeinen Geiſt durch Himmel und Erde, um x zu finden. Die unbekannte Größe iſt es, die er im Univerſum aufſucht, die er mit allen ſeinen Denkkräften zu ermitteln trachtet. x lockt ihn, ſtößt ihn zurück, x flieht vor ihm, x zieht ihn ewig an und will ihm ewig verborgen bleiben, es geht ein geheimer Weltſchmerz von dieſer unbekannten Größe aus. Dieſer Schmerz um das x iſt der Stifter aller Philoſophieen, er hat den Verſtand geſchärft und der Vernunft die Richtung gegeben, er hat den Menſchen aus dem Paradieſe getrieben und wird ihn wieder in das Paradies zurückführen. Endlich, nach langer Logik und Metaphyſik hat der Menſch gefunden, wer x ſei? Ach, er hat gefunden, daß er ſelbſt

= x iſt. Er hat ſich ſelbſt gefunden, er hat die unbekannte Größe, die er ſuchte, nach vielem Denken in ſich ſelbſt entdeckt. Er wußte nicht, was er ſuchte, und er fand *ſich*. Der Menſch iſt die unbekannte Größe der Schöpfung, er iſt das x ſeiner eigenen Philoſophie. Wenn er über die algebraiſche Formel, durch die ſich nur ſein Daſein ausdrücken läßt, nicht wahnſinnig wird, ſo kann er weiſe werden, und ein großer Philoſoph.

Der philoſophiſche Trieb iſt die großartigſte und zugleich die unausſtehlichſte Seite der menſchlichen Natur. Der Menſch will Alles entdecken, Alles erklären, jedes Geheimniß des Lebens antaſten, und wann er, wie Oedipus, das Räthſel gelöſt, hat es nur ihn ſelbſt bedeutet. Er hat das Räthſel gelöſt, und ſich dabei immer tiefer in ſeine eigene Unbegreiflichkeit hineingeſtürzt. Er hat nur ein benanntes x gefunden. Oder er iſt, ſtatt in die Tiefe, auf die Fläche gerathen, und hat in das nachtdunkle Geheimniß des Daſeins ein armſeeliges Glück der Klarheit gebracht. Er hat den unſichtbaren Gott in Zahlen ausgeſchrieben, und genau zuſammengerechnet, wie viel er werth ſei. Er hat aus allen Unbegreiflichkeiten des Univerſums ein hübſches Buch gemacht und Vorleſungen darüber gehalten. Jedermann hat ſich über den hellen lichten Tag gefreut, und die Schulknaben haben mit Händen nach ihm gegriffen. Die Erwachſenen haben ein Collegiumheft davon klug mit nach Hauſe genommen.

Die Philoſophie verfährt dann mit den Gegenſtänden des Erkennens ebenſo, wie jener Engländer mit der Memnonsſäule. Dieſe weltberühmte Säule hat lange einen ſchönen poetiſchen Ruf behauptet, und, wie männiglich bekannt iſt, mit dem Morgenlicht in einem zarten Verhältniß der Kindesliebe geſtanden. In aller Frühe, wann Aurora ſie gerufen, hat ſie, ihre Steinnatur überwindend, an zu tönen gefangen, und hat dem Strahl geantwortet, recht aus voller Seele heraus. Beſagter Engländer ſoll nun aber neulich erſt entdeckt haben, wie es eigentlich eine pure Fabel ſei, daß der tönende Memnon vom Lichtſtrahl getönt habe. Er iſt deshalb auf ſeine eigene Koſten nach Aegypten gereiſt, glücklich bis Theben gekommen; er iſt in die Säule ſelbſt hineingekrochen und hat ſie genau unterſucht. Da hat er eine Vorrichtung in derſelben entdeckt, vermittelſt welcher ein in der Säule verſteckt geweſener Pfaffe alle Morgen mit einem Metallſtöpſel von innen an den Stein geſchlagen haben muß, um ſo den vielbeſprochenen Ton hervorzubringen. Es war alſo nichts als Prieſterbetrug geweſen, und der Engländer hat die Vernunft wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Schade dennoch, daß der Memnon nicht vom Licht getönt! Es iſt wirklich Schade. Ich könnte hunderttauſend Thaler darum geben, wenn der Ton rein aus Licht und Liebe getönt hätte.

O Gott, es wird doch allmählig Alles entdeckt! Die klügelnde Philoſophie und die reiſenden Engländer haben ſich mit einander verſchworen. Sie laſſen kein Geheimniß der Welt mehr übrig, und ſuchen ſich aus allen Räthſeln im Himmel und auf Erden ein Naturalienkabinet zuſammen, das ſie dann irgend einem Univerſitäts-Muſeum zum Geſchenk machen. Hilf Himmel, mir wird bange! Ich höre am Ende auf, an meine eigenen Gefühle zu glauben, die mich oft wie hübſche Räthſel hin- und hergelockt haben durch warme Erdenſtunden voll ſeeliger Irrthümer. All' ihr Nachtſchmetterlinge meiner innern Seele, ich gebe euch frei! Ihr habt zum längſten das Geheimniß meines tiefinwendigen Lebens gehütet. Flattert, flattert hinweg, ihr Nachtſchmetterlinge meiner innern Seele! Ach und der morgenlichttrunkene Memnon meiner Bruſt wird nicht mehr wagen zu tönen! Die Philoſophie wird ihm aus triſtigen Gründen beweiſen, daß hinter ſeiner Poeſie nur Betrug ſteckt, daß es nur ein leidiger, ganz äußerlicher Metallſtöpſel ſei, der dieſe Gefühle in mir tönen mache, und daß die Vernunft in ihre Rechte eingeſetzt werden müſſe. O Memnon meiner Bruſt! Wenn Du, nach aller der Weisheit, doch noch wieder in mir erklingſt, muß ich fürchten, daß auch in Dir irgend ein Popanz verſteckt ſitzt, der dies Klingen, dies Dichten eigenmächtig und wider alle Vernunft verurſacht!

Aber nein, nein! Ich will eine neue Philoſophie ſtiften! Eine Philoſophie, in welcher der Memnon vom Lichtſtrahl tönt! Eine Philoſophie, hinter welcher kein Pfaffe und kein Metallſtöpſel verſteckt ſitzt! Ich erkenne vier Quellen der neuen

Philoſophie an, aus denen ſie fließen muß, und dieſe ſind: die Vernunft, der Verſtand, das Gefühl und die Phantaſie. Die Vernunft iſt der heilige Geiſt des Syſtems, das Verbindende zwiſchen der göttlichen Wahrheit und der menſchlichen Philoſophie; der Verſtand iſt die ordnende organiſche Kraft, das Geſetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl iſt das menſchliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Syſtems quellen und ſchlagen muß; die Phantaſie iſt die über dem logiſchen Ernſt aufgehende Sonne, welche ſelbſt über die begriffene und demonſtrirte Schöpfung noch Licht, Farben und Vögelgeſang auszugießen im Stande ſein ſoll. So wird die Philoſophie ausſehn, wie ein ganzer lebendiger Menſch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieſer Menſch wird alſo dann ſo viel Verſtand haben, um einzuräumen, daß die Vernunft das Gefühl nicht ausſchließt, und den Lebenstrieb der Phantaſie nicht hindert, und daß aus dem innigſt begründeten Zuſammenhang aller dieſer Kräfte erſt das wahre Syſtem der menſchlichen Anſchauung entſteht. O ihr gefühls- und phantaſiearmen

Syſteme, ich glaube an eure Vernunft und an euern Verſtand nicht! Ihr ſeid der auf Betrug reduzirte Memnon! Ihr ſeid und bleibt kalter, klangloſer Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichſten Morgenröthen auf euch niederſcheinen! —

Doch genug, genug für heut! Du aber, kleine Freundin, wirſt mir Recht geben, und wirſt, ich weiß es, mich loben, daß ich eine Seeligerſche Philoſophie ſtiften will. Du biſt ſelbſt ein philoſophirendes Mädchen, und haſt, wenn Du Dir Dein Nachthäubchen aufgeſetzt, ein wahrhaft philoſophiſches Geſicht. In Deinen Augen leuchten ſchöne Gedanken. Ja höre, liebe Seele, wenn ich wirklich einmal eine Philoſophie ſtiften ſollte, ſo müſſen Deine Augen durch ſie hindurchleuchten. Ohne Deine Augen in meinem Syſtem thue ich es nicht.

Eben klopft es an meine Thür, und mir wird ein Brief gebracht. Verzeih', daß ich ihn in Deiner Gegenwart erbreche und leſe. Die Handſchrift auf der Adreſſe kommt mir ſo wunderſeltſam bekannt vor. Der Brief muß, wenn ich meinen Augen trauen darf, von Kienaſt ſein. Verzeih' alſo, ich ſtehe gleich wieder zu Deiner Unterhaltung zu Dienſten. — — —

Närriſch, närriſch, närriſch! und noch einmal närriſch! Der Brief, der uns eben unterbrochen, kam wirklich von Kienaſt. Denke Dir, der Aufmerkſame gratulirt mir heut zu meinem Geburtstag, und bittet mich, alles unter uns Vorgefallene zu vergeſſen. Am ſeltſamſten aber, auch ſein Brief iſt ganz voll von Philoſophie, ſo daß über meinem Geburtstag in der That ein philoſophiſcher Stern oder Unſtern zu walten ſcheint. Er ſchreibt mir, daß er die Hegelſche Philoſophie jetzt als das einzig Wahre und ſein Leben Ausfüllende erkannt habe, und daß, wenn es uns vergönnt wäre, wieder inniger mit einander zu leben, er hoffe, mich ebenfalls zu dieſer allein ſeelig machenden Wahrheit des Syſtems zu bekehren. Das ſagt mir dieſer Menſch, der an den Brüſten meines Denkens gelegen und ſich ſatt getrunken, das ſagt er mir mit einer ganz ſchulmeiſterlichen Ehrbarkeit! Ferner äußert er in dieſer mir ſo unerwarteten Correſpondenz-Nachricht, daß er ſich meiner früheren Anſichten über Hegel ſehr wohl erinnere, daß ſie ihm aber ſämmtlich auf nichts als auf „Naſerümpfen und Mediſance“ von meiner

Seite hinauszulaufen ſchienen. Ich ſei ein zu guter Kopf, um nicht das Poſitive an Hegel einzuſehn, um nicht ſeinen Begriff zu begreifen. Der Narr, was nennt er Poſitives? Wenn ich etwas aus voller Ueberzeugung angreife, kann Jemand ſo bornirt ſein, mir noch wohlmeinend zu rathen, ich möchte es doch begreifen? In meinem Angreifen ſteckt ja eben auch mein Begreifen drin, und ich ſpreche es eo ipso offen damit aus. Ich begreife es ſo, wie ich es angreife, und ich kann nicht anders. Nein, mit uns beiden iſt es vorbei, und ich gebe es nun faſt auf, mich je wieder über eine Tendenz des Lebens mit ihm zu verſtändigen. Wozu reflectirt er noch auf mich? Unſere Freundſchaft würde jetzt doch nur ein mühſeeliges und armſeeliges Hin- und Herſchleppen zweier neutraliſirten Kräfte ſein. Eine edle Reſignation könnte uns hier beide ehren!

Mögen nun auch am heutigen Tage meine Anſichten über das Juſte-Milieu ſich gewandt haben, wie ſie wollen, ſo iſt und bleibt mir doch in der Freundſchaft und Liebe jedes Juſte-Milieu bis in den Tod verhaßt und zuwider. Mit einem

Freunde, mit dem ich täglich Umgang pflegen ſoll, halb kalt und halb warm zu leben, und immer ängſtlich die richtige Mitte zu halten, damit das Verhältniß nur nicht vollends in Haß umſchlägt, iſt eine bittere Qual, bitterer als Haß ſelbſt. Die Liebe muß, wie der Champagner, ſchäumend genoſſen werden, dann gibt es einen genialen Rauſch; hat er abgeſchäumt, iſt er ſchaal geworden, ſo erregt es Ekel. Ich mag kein Mittelding zwiſchen Haß und Liebe, ich mag kein Juſte-Milieu! Gott wende von allen edeln Menſchen das klägliche und dreimaldreimal in den Abgrund der unterſten Höllen verfluchte Juſte-Milieu ab! —

Ich komme heut immer wieder und wieder auf das Juſte-Milieu zurück. Gott weiß es, wie es zugeht, ich bin damit wie behert. Ich mag meine Gedanken auf einen Gegenſtand richten, auf welchen ich will, gleich fällt mir das Juſte-Milieu dabei ein. Und eine Stimme ruft mir unaufhörlich zu: Seeliger, Du biſt doch nur durch das Juſte-Milieu zu retten! Bedenke die ungeheuere Sicherheit, welche das Prinzip gewährt, für einen ewig Aufgeregten, wie Du biſt!

Sicher mag es ſein, eben ſo ſicher, als wenn man ſich auf Leibrenten gibt. Indem es mich dem Juſte-Milieu in die Arme treibt, kommt es mir vor, als wenn ich mich auf Leibrenten an eine ſolide Bürgerfamilie verſchreibe. Ich werde mir nun jeden Luxus abgewöhnen müſſen, aber ich werde, bis zu meinem Tode, mein regelmäßiges Auskommen haben. Ich werde alle Tage meine beſtimmte Portion eſſen, nicht mehr und nicht weniger, und meine Verdauung wird ſich im beſten Zuſtande befinden. Meine Leidenſchaften habe ich mir ſämmtlich abgewöhnt, und die Kinder im Städtchen nennen mich einen lieben guten alten Mann, und reichen mir alle die Hände, wenn ich wehmüthig lächelnd vorüberſchleiche. Dort aber, das blühende Mädchen, blickt mir ſtaunend mit lang gerecktem Hals über den Zaun ihres Gehöftes nach, und ſpricht ſchalkhaft: „er ſieht faſt noch aus wie ein Jüngling! Und doch iſt er ein alter Mann. Er hat ſeinen Geiſt auf Leibrenten gegeben!“

O blühendes Mädchen, ich bin ein alter Mann, ich bin ein Juſte-Milieu-Mann! Weine über dem Grabe meiner frühen Jugend eine milde Thräne! —

Esperance, was ſagſt Du? O Kind, es muß aus mit mir ſein! So melancholiſch, bis in den geheimſten Winkel meines Herzens hinein melancholiſch, bin ich noch nie geweſen, wie heut!

Der Abend kommt heran, und wirft mir flimmernde Schatten auf das Papier. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Weit weg will ich die Federn ſchleudern, und nur noch an Dich denken. Ich denke: Du geliebte Freundin, warum biſt Du nicht hier? Warum müſſen wir getrennt leben, und warum flicht kein ewiger Bund unſer Beider Daſein zuſammen zu einer ſtarken Einheit? Doch die Einheit liegt fern auseinander, ich werde Dich nie beſitzen, und der Wunſch, daß ich das zerriſſene Tonſtück meines Lebens an Deiner Harmonie wiederherſtellen könne, dieſer Wunſch iſt nur ein kranker Thor.

Gute Nacht! gute Nacht! Ade! Aus Verzweiflung werde ich mich doch endlich nennen müſſen

Deinen
armen
Juſte-Milieu-Seeliger.

Zeitloſen.

(Die nachfolgenden Bruchſtücke aus mehreren Seeliger'ſchen Briefen ſind aus zweierlei Gründen zeitlos; einmal, weil ſich auf ihnen, wahrſcheinlich wegen der Aufregung und Zerſtreuung des Schreibenden, kein Datum bemerkt findet, und zweitens, weil ſich Seeliger ſelbſt darin einen Zeitloſen nennt).

⁂ Ich bin Nichts! Ich bin nichts! Die Ebbe meiner Beſtrebungen iſt gekommen. Da ſitze ich am öden Ufer, und ſehe, wie der hohe Strom meiner politiſchen Meinungskämpfe endlich gefallen und ganz unter ſein Niveau hinabgeſunken iſt! Ich bin Nichts! Ich bin gar Nichts! Alle Zeitrichtungen habe ich jetzt in mir durchgelebt und bin nun zu guter Letzt Nichts geworden. Auch das Nichts des Juſte-Milieu bin ich nicht mehr. Ich will jetzt rein gar nichts ſein. Arm Tom friert, und er hüllt ſich in die Tugend ſeines Nichts. Vivat Nichts! —

.*. O ich Mann der Zeit! Alle Zeittendenzen, deren ich einer nach der andern gutmüthig vertrauend mich hingab, haben ſich bitter an mir gerächt, und als ich eben, nach langem Hader und Streit', nach den gewonnenen Reſultaten mich umſehen wollte, bemerkte ich zu meinem Entſetzen, daß nur eine ganz zeitloſe Geſinnung in mir übrig geblieben iſt. Ich mag mit gar keiner Zeitrichtung auf der Welt mehr etwas zu thun haben! Ich gehöre keiner Zeit mehr an. Die Zeit hat mit mir geſpielt, wie die Katze mit der Maus. Erſt hat ſie mir tändelnd eine Tatze nach der andern gereicht, zuerſt die liberale Tatze, die Tatze der Freiheit; dann die abſolute Tatze, die Tatze der Legitimität; und dann die Juſte-Milieu Tatze, die Tatze der gerechten Mitte, bis ſie mir endlich mit dieſer den Genickfang gegeben, um mir den Kopf abzubeißen. Ja, wo iſt mein Kopf? Seeliger, Du haſt Deinen Kopf verloren! —

.*. Armer Salzſchreiber, wer hätte das gedacht! Du wußteſt mit ſolchem Feuereifer jede

Partei der Zeit zu ergreifen, und ſogleich mit und in ihr zu denken und zu ſtreiten; Du wußteſt mit ſolchem Feuereifer dem Juſte-Milieu-Prinzip entgegenzutreten! Und nun willſt Du verzagen, willſt der Gegenwart Dich abwenden, willſt von keiner Richtung und Beſtrebung mehr hören, willſt, wie ein abgeworfener Reiter, im Sande liegen bleiben, und Dich nicht wieder aufmachen, um das göttlich ſchöne Flügelroß der Zeit einzufangen, es neu zu zäumen und zu ſatteln? Salzſchreiber!

Ja, ja, ich will! Ich habe nun einmal die Salzpreiſe meiner Zeitbeſtrebungen gänzlich heruntergeſetzt, und werde nie wieder damit aufſchlagen. Der Salzwerth meiner jungen Tendenzbeweglichkeit iſt total geſunken. Ich bin ein tendenzloſer Salzſchreiber geworden. Ein Ausgeſtoßener der Zeit, werde ich fortan als ein Eremit aller Richtungen in die Einſiedelei der Hoffnungsloſigkeit mich verſchließen, und von den Wurzeln und Kräutern der Gleichgültigkeit mich ernähren. Ich habe keine Liebe, keine Freude und keinen Glauben mehr. Mir iſt wie einem Mann zu Muthe, der einen Proceß verloren hat, bei dem ſein Alles auf dem

Spiele geſtanden. Er hat nun nie wieder nöthig, Proceſſe zu führen. —

---

* * * Durch Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart habe ich mich athemlos geſtürzt, und nach dieſen drei Himmelsgegenden des menſchlichen Lebens meine heißeſten Wünſche ausgeſendet. Mit leeren Händen ſind ſie alle wieder zu mir zurückgekommen, meine Wünſche, und haben weder in Vergangenheit, Gegenwart, noch Zukunft eine dauernde Heimath finden können und wollen.

Ein Liberaler bin ich geweſen, und habe, auf ein heitres Glück der Zeiten bauend, muthig auf die ſchaukelnde Wellenlinie des Prinzips der Bewegung mich geſetzt. Mein Streben flog einer ſchöneren Zukunft entgegen, meine Hoffnungen flatterten wie weiſſagende Tauben am Horizonte des Tages auf.

Ein Legitimer bin ich geweſen, und die heilige Bedeutſamkeit des Beſtehenden hat mich gerührt. Ich habe mit frommem Ernſt in den Grund aller Geſchichte, die Vergangenheit, zurückgeblickt, und in alten großen Zeiten neuere Zuſtände gerechtfertigt gefunden. In den Tempelruinen der Vergangenheit ſaß auch Minervens Eule verborgen, und iſt mir entgegengeflogen, und hat mich wieder an Deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft gemahnt.

Ein Juſte-Milieu-Mann zu werden habe ich verſucht, um mich mit der Gegenwart zu vermitteln, und nicht in Widerſpenſtigkeit gegen die Anforderungen des Zeitgeiſtes zu verharren. Aus dem Schlangenneſt des Juſte-Milieu kam auch die Schlange, die auf dem Baume der Erkenntniß geſeſſen, lockend auf mich zu, und brachte meine Gedanken auf die Philoſophie der Deutſchen. Ich fing an zu reflectiren, zu philoſophiren, und hatte einen ſchlechten Geburtstag.

O Zukunft! Vergangenheit! Gegenwart! Taube! Eule! Schlange! Seltſames Dreigeſtirn des irdiſchen Daſeins, unter welchem der Menſch verzaubert hinſchleicht, immer von entgegengeſetzten Weltrichtungen magiſch angezogen! Die Zukunft iſt die Taube, ſie iſt die weiße Taube der Unſchuld; es iſt die unſchuldige Zeit der Geſchichte! In heiliger Reinheit liegt ſie vor uns da, wie eine ſchlummernde Göttin, die ein ſchönes Morgenroth die Augenlider öffnen wird; die Schaaren der Völker harren in andächtigen Gebeten auf ihr Erwachen. Herrliche Träume ſchweben um die Stirn des Götterbildes, und der Purpur der Frühe, der ſie leiſe umduftet, malt ſie wunderſinnig aus; es ſind die Träume ganzer Geſchlechter, an denen in dieſer himmliſchen Stirn gedichtet wird. Da, da ſchlägt ſie die Augen auf, Welten zittern ihr entgegen, alle Nationen ſtehen auf in trunkener Bewegung, und niegeſehene Frühlinge ſchießen tauſendhalmig empor, wo ſie die Augen aufſchlug! So tritt ſie unter die Menſchen, die Tochter der unbefleckten Empfängniß, die Tochter des wahren Gottes ſelbſt. Sie bringt jedem Volke eine weiße reine Zeit wieder, jedes Volk kann in ihr wieder eine Periode der Unſchuld beginnen. O Zukunft! O Göttin! O Taube! Die Vergangenheit aber iſt die Eule der Geſchichte. Blind für den lebenden Tag, ſchaut ſie doch ſcharf in die Nacht der Zeiten hinein, und predigt tiefgedachte Weisheit von dem, was geweſen. Ueber den Trümmern erhabener Weltbegebenheiten ſitzt ſie ſinnend, und hat ſich aus dem Schutt der Zerſtörung manchen großen Gedanken gerettet, der von unvergänglicher Bedeutung für das Menſchengeſchlecht iſt. Die Morgenröthe lockt ſie nicht mehr, aber beim ſtillen Abendroth hebt ſie die Flügel ihres Denkens, und ſingt bald heimliche Elegieen, bald großartige Lehrgedichte über die verſunkenen Geſtalten ehemaliger Zeit. Sie behütet in ihrem nachtwachenden Flug Tugenden und Sünden der Völker, und ſchreit glückliche und unheilvolle Erfahrungen der Gegenwart zu. Und die Gegenwart iſt die Schlange! Die Gegenwart iſt die liſtig ſich windende Schlange, es iſt die Zeit der Liſt. Sie biegt und ſchlingt ſich in tauſend labyrinthiſchen Wendungen auf Kreuz- und Quer-Pfaden hin; ſie weiß zu berücken und zu beſtricken, und aus den Ränken des Tages flicht ſie ſich ihren ruhmloſen Sieg zuſammen. Schnellfüßig, iſt ſie überall und nirgends; ſie iſt muthig und feig zugleich, lächelt freundlich und vergiftet. In der Gegenwart gilt und herrſcht noch die Liſt des Augenblicks. Die Zukunft läßt ſich nicht erliſten, und die Vergangenheit hat längſt den Trug geſchieden von der Wahrheit. Der Zukunft läßt ſich nichts abliſten und abringen; nach ewigen Geſetzen beſtimmt, ſteigt ſie zugleich als ein freies Göttergeſchenk zu uns nieder. Aber durch die Gegenwart züngelt noch die in allen Künſten der Tücke geſchäftige und gewaltige Schlange. Und die Schlange hat ein ganzes Menſchengeſchlecht verführt! —

So wurde ich umhergeworfen, und unruhige Beſtrebung trieb mich bald nach dieſer, bald nach jener Richtung fort. Alles an mir war ja nur Beſtrebung, ſie war mein Glück und mein Verbrechen. Mein Verbrechen heißt Beſtrebung! Ob es ein Ziel gibt, das mit Frieden und Verſöhnung lohnt, kümmert den Streitenden, den es in die Schlacht treibt, nicht. — —

⁂ Felix culpa! möchte ich mir dennoch zurufen. Heut iſt ein ſchöner Herbſttag, wochenlange Regenſchauer haben nachgelaſſen, und die Sonne, wenn auch blaß aufgehend, wirft noch einmal lebenswarme Blicke in mein Stübchen herein. Willkommen, willkommen, Sonnenblick! Zufriedenheit kehrt wieder, und ich rufe mir zu: felix culpa!

Habe ich nun auch in und mit den verſchiedenſten Zeitrichtungen gelebt und geſündigt, ſo bin ich damit doch ein Menſch geweſen! Ich habe menſchlich gelebt, geirrt, gelitten und genoſſen, und durch manchen begeiſternden Wahn hat ſich auch Wahrheit in mein Herz geſchlichen. In jedem Wahn war auch eine Wahrheit für mich darin, und ich habe gläubig an ihr gehangen, und mitten im Irrthum an ihr gelernt. Recht humane Studien!

O was iſt denn wahr? Was iſt Wahrheit der Zeit? Keimt und knoſpet ſie nicht in allen Richtungen, geht ſie nicht durch alle Tendenzen der Geſchichte als treuer Lebenshauch hindurch? Jede von der Zeit wirklich getragene Partei hat eine Wahrheit für ſich, in deren Geiſt ſie handelnde Partei geworden, und alle einander gegenüberſtehende Zeitrichtungen ſind Brüder, wenn auch friedliche, die an einer Mutter Bruſt gelegen haben. Es iſt ein Bruderzwiſt unter ihnen, der um Recht und Ehre der ganzen Familie geführt wird, und für eine allen gemeinſame Idee ſtrömen ſie ihr eigenes theures Blut im Kampfe dahin. —

Vergangenheit! Gegenwart! Zukunft! und der Menſch die Wetterfahne, zwiſchen die Mächte dieſer drei Weltorgane mitten hineingeſtellt! Er kann ſich ihnen allen nimmer entwinden, er muß auf die Vergangenheit zurückſehn, er muß fortfahren, auf die Zukunft zu hoffen, und zugleich drängt es ihn, mit der Gegenwart ſich zu vermitteln. So iſt er ewig zwiſchen Fortſchritt, Stillſtand und Rückſchritt gebannt, und von liberalen Ideen ſtolz begeiſtert, vor der heiligen Legitimität menſchliche Demuth empfindend, und endlich zur Vermittelung weiſe ſchreitend, kann man ſich wundern, wenn er keine feſte Heimath auf Erden hat?

Ein Wort des Gregorius Magnus, an das ich mich heut erinnerte, hat mich ganz beſonders getröſtet. Derſelbe ſagt: „Der Menſch hat und trägt von allen Dingen etwas in ſich. Mit den Steinen hat er das Sein gemein, mit den Pflanzen das Leben, mit den Thieren das Empfinden, und mit den Engeln das Denken.“

Großer Gregor! ſo behaupte ich auch, jeder Menſch hat und trägt vom Liberalen, vom Legitimen und vom Juſte-Milieu-Mann etwas in ſich.

Mit dem Liberalen hat er den Vervollkommungstrieb gemein, mit dem Legitimen den Erhaltungstrieb, mit dem Juſte-Milieu den Vermittelungstrieb. Alles ächt menſchliche Triebe!

Die Wahrheit dieſer Triebe liegt in der innern Nothwendigkeit eines jeden ſelbſt, und gibt ihnen Kraft und Berechtigung, als Streitmächte die Weltgeſchichte zu bewegen. Auch die kleine Univerſalhiſtorie meiner jungen Menſchenbruſt hat den Krieg empfunden, und in das Getümmel der weltgeſchichtlichen Triebe ſich geſtürzt. Ich weiß nicht, wer geſiegt hat, aber ich weiß, daß ich mein Herzblut nicht umſonſt vergoſſen habe. Die Univerſalhiſtorie iſt noch nicht am Ende. Man weiß nicht, wer geſiegt hat. Aber große Schlachterinnerungen lehren und predigen mit tauſend Zungen.

Felix culpa! Mir iſt Menſchliches begegnet! Ich habe mich in Gegenſätzen umhergetrieben, und an jedem reichlich Luſt und Leid gehabt. In lauter getrennte Accorde hat ſich mir die Melodie zerſplittert, und doch hat es auf allen Saiten meines Menſchen in mir muſicirt. Die Theile haben mich feſtgehalten, und doch habe ich von ihnen aus Blicke auf das Ganze gethan; oft bin ich nur an den Gränzen umhergeſchweiſt, oft habe ich nur von den Spitzen der Berge aus in das gelobte Land hineingeſehn, aber ich habe doch Land und Leute geſehn! Ich habe dabei hoffnungsvolle Provinzen, unbekannte Weinberge, wüſte Stellen und ausgetrocknete Moräſte in meiner Bruſt entdeckt. Ich habe mich abwechſelnd erhoben, gekreuzigt und gedemüthigt gefühlt. Mir iſt Menſchliches begegnet! Felix culpa! — —

⁂ Daß dennoch der Teufel mit im Spiele geweſen, wer möchte es läugnen? Wer hat es nicht längſt geſehn? Ueber dieſen Zodiacus bin ich nun, Gott ſei Dank! im Klaren. Ja, Gott ſei Dank! denn man muß dem lieben Gott auch für den lebendigen Teufel danken; denn ich halte auch den Teufel und habe ihn immer gehalten für einen Abgeſandten Gottes, der gekommen iſt, zu wecken die Schlummernden, anzutreiben die Wachen und zu locken die Müden. Der Teufel ſagt viel Wahres, aber er iſt nicht die Wahrheit; er iſt der ſcharfe Reiz in den Dingen, durch den ſie ſich ſondern und zerlegen, um die Erkenntniß vorzubereiten; er iſt der ſalpeterſaure Geiſt, der die Miſchung der Lebenselemente herbe kräftigt und bindet!

Der Teufel iſt das Treibende, das den Menſchen durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hindurchpirſcht, um ihn mit der Heimathloſigkeit der zeitlichen Zuſtände zu ängſtigen. Und ſo wirkt er für das Göttliche und Ewige, indem er, ſelbſt wider ſeinen Willen, darauf hinweiſt, daß darin allein das Dauernde ſei. Wen er aber zur Hölle führt, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Der Teufel kann wahrlich nicht dafür.

Die Geſchichte iſt nun vollſtändig am Tage. Ich habe die ganze Sippſchaft belauſcht, und meine Ohren haben gehört, was mein Herz längſt geahnet hatte. Eine närriſche Rolle hat er bei mir geſpielt. Ich muß noch über die Maßen lachen.

Das Allerſeltſamſte iſt, daß eine alte Zeitung Veranlaſſung wurde, daß ich Alles haarklein erfahren habe. Meine Gedanken geriethen nämlich geſtern unwillkürlich auf die erſte Franzöſiſche Revolution von 1789, dieſe erſte Krateröffnung einer neuen Ideenwelt für ganz Europa, und mir fiel ein, daß mein Hauswirth mir öfter von einem Kaſten voll alter Zeitungen aus den Revolutions-Jahren geſagt, den er auf dem Boden ſtehen habe. Ich hatte oft ein Gelüſt danach geſpürt, dieſen aufgeſammelten Schatz durchzuſuchen; denn es war mir immer höchlich intereſſant geweſen, große Ereigniſſe der Vergangenheit, die längſt geſchichtlich abgegränzt daſtehen, ſelbſt wieder bis auf den mannigfach karikirten Zuſtand zurückzuverfolgen, in dem ſie noch als Zeitungsnachrichten an den unreinen und unbeſtimmten Reflexen des Tages ſich brachen. Ich begab mich alſo geſtern auf den Boden, der nicht allzuweit von meiner eigenen Wohnung entfernt iſt, und nachdem ich eine Katze, die auf dem Kaſten als Hüterin geſeſſen, mit guten Worten vertrieben hatte, war ich alsbald ſo glücklich, aus dieſer beſtaubten Makulaturweltgeſchichte ein mit vielen Spinnenflecken geſchwärztes Zeitungsblatt vom 26. Januar 1793 herauszufinden, in welchem die am 21. Januar erfolgte Hinrichtung des gutherzigſten der Könige, Ludwigs XVI., mit allen einzelnen Umſtänden genau beſchrieben war. Ich ſtand und las, fortgeriſſen von meinen eigenen Gedanken, und meine Phantaſie verſetzte mich lebhaft in Zeit, Ort und Verhältniſſe hinein. Mein Haar ſtarrte mir, ich fühlte, daß das Blut aus meinen Wangen wich, ich ſah die vom ſtillzitternden Volk umſtandene Guillotine, ich hörte das königsmörderiſche Beil fallen, Marie Antoinettens klagende Geſtalt trat vor mich, und zeigte mir ihr ſchönes, blutgetränktes Haar, das ſchönſte Haar, das je um einen Frauen Schläfe geflattert. Ich war ſo angegriffen, daß ich an die Wand taumelte, und mich halten mußte.

Da hörte ich plötzlich Stimmen in meiner Nähe flüſtern. Seltſame Worte wurden laut, und brachten meine Aufmerkſamkeit wieder zu ſich.

Weißt Du, welches Volk das unglücklichſte iſt? tönte es, wie innen hinter der Wand.

Ich weiß es! antwortete eine andere heiſere Stimme, mit ſchauerlicher Betonung. Das Volk, welches nie eine Schuld auf ſich lud, iſt das unglücklichſte. Es hat keine Geſchichte. Die Schuld iſt der erſte Fußtritt in die Weltgeſchichte. Das Menſchengeſchlecht mußte erſt das Paradies verſcherzt haben, ehe es hiſtoriſch werden konnte.

Du haſt Deine Sache gut gelernt, mein Sohn, krächzte die erſte Stimme wieder.

Ich lauſchte in krampfhafter Spannung; ein kalter Schauer rieſelte durch alle meine Glieder. Ich wußte, weſſen Worte ich hier vernahm, welches Zwiegeſpräch zu behorchen ich vom Schickſal auserkoren worden.

Neben an, in des Nachbars Hauſe, wohnte ja Er, für den ich neulich ausdrücklich dem lieben Gott gedankt. Und dieſe Wand, an der ich lehnte, war offenbar die Hinterwand des Kabinettes, aus welchem ich damals die alte ſcharlachrothe Sphinx, ſeine Großmutter, huſten hörte.

Nun, Gott befohlen! Ich habe den Muth gehabt, Alles mitanzuhören, ja mitanzuſehn. Durch einen Riß, den ich in der dünnen Wand entdeckte, konnte mein Auge gerade mitten in das Gemach blicken, in welchem die erſchütternde Scene ſich zutrug.

Sobald ich Zeit und innere Ruhe habe, werde ich Jedes niederſchreiben, wie es mir im Gedächtniß geblieben.

Ein Geſpräch des Heiſern mit ſeiner Großmutter.

(Abgehorcht.)

— Ein ſchwerer, dumpftönender Huſten unterbrach von Zeit zu Zeit die Worte der Alten, die, ganz in ſcharlachrothe Schleier eingehüllt, auf dem Bette lag. Er ſtand vor ihr, und rückte ihr mit beſorgter Zärtlichkeit die Kopfkiſſen zurecht.

Du liebe Altmutter der Zeit, wie geht es Dir jetzt? ſagte er, ſich zu ihr niederbeugend. Noch immer den böſen Huſten, und die ſeit Ewigkeiten her nicht wegzubannenden Kopfſchmerzen? Du denkſt zu viel, Du lebſt zu ſehr im metaphyſiſchen Grund des Alls. Etwas Unterhaltung vom Tage würde Dir zuweilen wohlthun, ein politiſcher Discours Dich zerſtreuen. Die Trivialitäten dieſer lächerlichen Menſchenwelt machen uns Halbgöttern Vergnügen, und ſind eigentlich nur zu unſerm Amüſement da. Der alte Herr des Univerſums kann billigerweiſe nicht über ſeine Geſchöpfe lachen, weil er ſie ſelbſt geſchaffen, und weil jener unausſprechbare Ernſt in ihm iſt, der uns alle bändigt. Dieſe Creaturen ſind aber ſo poſſirlich, daß ſie durchaus belacht werden müſſen, und darum hat er Geiſter von unſerm Schlag gebildet, damit doch ein Gelächter durch die Schöpfung gehe. Liebe, liebe Altmutter der Zeit, Du haſt neuerdings gar zu wenig gelacht! Du haſt Dich ſelbſt von mir zurückgezogen, und jedes zerſtreuende Geſpräch mit mir gemieden.

Deine Liebe rührt mich, gutes Enkelchen! ſtöhnte ſie, und reichte ihm aus den Schleiern die Hand heraus. Guter Sohn, Du biſt immer mein Getreueſter geweſen. Du wirkſt und ſchaffſt als Parteidämon dieſer Menſchenwelt oft recht nach meiner Laune, und verſtehſt die Räthſelurne des Daſeins, über die ich als Wächterin geſetzt bin, gewaltig durcheinanderzuſchütteln; wenn ich auch eben mit Deinem letzten und neueſten Unternehmungen nicht zufrieden bin. Aber ſetze Dich, und bleib' ein wenig heut bei mir, und laß uns plaudern. Mach' es Dir ganz bequem.

„Olympia, die Magd, die im Hintergrunde des Gemachs auf der Erde geſeſſen, ſchlich jetzt herbei, und brachte ihm einen Stuhl. Sie ſah, wie immer, wunderbar ſchön und unglücklich aus. Dann neigte ſie ſich demüthig, ließ ſich vor ihm auf ein Knie nieder, und ſchickte ſich an, ihm die Stiefel auszuziehen. Er aber ſtieß ſie mit rauhem Laut von ſich, worauf ſie ſeufzend wieder in ihre Ecke zurückwankte.

„Sage, mein Sohn, hub die keuchende Altmutter von Neuem an, wie lange denkſt Du noch an dieſem elenden Aufenthalt hier Deine koſtbare Zeit zu vergeuden? Was hat ſich für eine entſetzliche Erſchlaffung Deiner bemächtigt? Was ſind das für Lappalien, mit denen ſich ein Geiſt Deiner Art hier abgibt? Wann wirſt Du Dich wieder als der weltmächtige Parteiteufel, als den ich Dich liebe, im Ganzen und Großen thätig und handelnd erweiſen? Geh', geh', Queckſilbergeiſt, was iſt für Wetter? Du haſt jetzt zum längſten in Kleinweltwinkel gehauſt. Ich denke, wir reiſen noch heut Nacht, wann Deine Muhme, die Windsbraut, über den Schornſtein fährt.

Wohl, wohl! erwiederte Er. Aber Du ſiehſt die Dinge wieder zu ernſthaft an, Mütterchen! Du weißt, ſeit 1830 habe ich ungeheuer viel zu thun gehabt, und, wie Du es gern haſt, als Parteidämon recht nach Deiner Laune geſchaffen. Aber ein ſo großer Tumult der Factionen wurde von mir angerichtet, daß ich mich dabei heiſer geſchrieen habe, und ſeit Anfang 1833 beträchtlich an der Bruſt zu leiden anfing. Zur Wiederherſtellung meiner Lunge faßte ich den Entſchluß, auf das Land zu gehn, und lediglich aus dieſem Grunde verlebte ich die Sommermonate hier in dieſem Kleinweltwinkel. Der Ort iſt nicht ganz ſo übel, Mutter, als Du meinſt. Das Jahr 1833 war in der Welthiſtorie ein zu jämmerliches Jahr, um in der größeren Oeffentlichkeit etwas Sonderliches auszurichten. Wer kann es mir da verdenken, daß ich mich zu ländlicher Erholung nach Kleinweltwinkel zurückzog, und, da ich es doch nie ganz laſſen kann zu ſcharmuziren, unterdeß mit dieſem Seeliger ein wenig plänkerte?

Das ſchien mir eben das Langweiligſte an Dir, mein Sohn! entgegnete ſie. Wie war es nur möglich, daß Du Dich mit einem ſolchen Tropf und träumeriſchen Einfaltspinſel, wie dieſer Seeliger iſt, einlaſſen konnteſt? Sohn, Sohn, wie ſchlecht wählſt Du Dir jetzt Deine Lieblinge! Ich fürchte, Du wirſt nie wieder Helden der ächten Parteileidenſchaft finden für Deine und meine Laune!

Laß mir doch auch einmal meine unſchuldigen Scherze! antwortete der Heiſere. Du weißt, ich kann der Alte ſein, wann ich will und wann die Zeit kommt, und die ewig jugendliche Furie meiner Natur ruht nie lange aus. An Weltbränden habe ich mich oft genug geſonnt; es macht mir, wenn es nichts Beſſeres zu thun gibt, auch einmal Spaß, meinen Kometenſchweif durch die Seele eines Salzſchreibers hinzuziehen. Du beurtheilſt dieſen Salzſchreiber zu ſtreng, Mütterchen! Der junge Menſch hatte Anlagen zu einem politiſchen Werther dieſer Zeit, und dies intereſſirte mich an ihm. Ich dachte, er würde ſich entweder aus Liberalismus oder aus Abſolutismus todtſchießen, aber er war doch jedesmal zu pfiffig dazu. Es kommt jetzt nichts Rechtes mehr in Deutſchland zu Stande. Dennoch habe ich mein Vergnügen daran gehabt, ihn an meiner Angelruthe bald nach dieſem, bald nach jenem Köder ſchnappen zu ſehn. Zappelte der gute Junge nicht ſo allerliebſt herum, wie ein Goldfiſchchen, dem der Sonnenſtrahl blitzend auf den Schwanz brennt? Und immer wußte er ſich, wie ein muthiger Schwimmer, nach einer andern Seite hinauszuarbeiten, als ich ihn hinhaben wollte, ſo daß er alle Augenblicke: Land! jubelte, wo ich glaubte, er würde in der Welle unterſinken. Du thuſt Unrecht, Mutter, Seinesgleichen ſo ſehr zu verachten. Unter dieſen Menſchengeſchöpfen iſt doch im Grunde Einer wie der Andere, und in eines Jeden Bruſt geht der Proceß von Himmel und Hölle durch. Wir Halbgötter müſſen aus dieſem Proceß unſere Nahrung zu ziehen ſuchen. Ein wahrer Teufel verachtet keine einzige Menſchenſeele.

Ich ſehe, Du biſt erſchrecklich leichtſinnig geworden, Sohn! ſtöhnte die Altmutter. Du nimmſt jetzt Alles auf die leichte Achſel, es iſt der heroiſche Sinn nicht mehr in Dir! Wehe, wehe, was muß ich an Dir erleben! Fluch, und abermals Fluch dieſem Jahr Achtzehnhundertunddreiunddreißig, an dem Du ſo mattgeiſtig und erbärmlich geartet worden biſt! Wo ſoll ich Orkane hernehmen, um dieſe Welt durchzurütteln, wenn mein liebſtes Kind, der Parteiteufel, kleinlich und feige wird, und Tand und Spielereien als eine ſeiner würdige Aufgabe erachtet? Ich ſage und wiederhole es Dir: wenn alle Streitkraft der Factionen erloſchen, wenn kein Parteigeiſt mehr durch Leben und Geſchichte rauſcht, dann ſind wir am Ende der Dinge, und ſinken in den trägen Klumpen der Urmaterie wieder zurück, in dem für Unſersgleichen keine Bewegung mehr da iſt. Blaſe alſo, blaſe! Blaſe und ſchüre wieder an, mein Sohn! Ueberwinde Deine ſchmachwürdige Zeiterſchlaffung, an der ich Dich kranken ſehe, und in der Du, was mich noch am meiſten gegen Dich ergrimmt, mit leichtſinniger Heiterkeit Dich geberdeſt!

Schmähle nicht, ſchmähle nicht ſo! antwortete der Heiſere. Es geht das ärgerliche Gerücht unter den Menſchen, daß ich in einem beſtändigen Zank mit meiner Großmutter lebe. Wozu dies beſtätigen, um jenen Affen eine Freude zu machen? Ich bin allerdings leichtſinniger, heitrer und eleganter geworden, als in frühern Jahren, und das hat die Zeit ſo mit ſich gebracht. Auch der Teufel muß ſich cultiviren; ich habe es redlich, und, ich darf es geſtehen, mit einigem Geſchmack gethan. Ich habe den Pferdefuß unter einem künſtlichen Schuhwerk verborgen, und Klauen trage ich für gewöhnlich jetzt gar nicht mehr. Ich kleide mich nach der Mode, ich bin ein Mann von Welt, ich bin ein Diplomat geworden. So habe ich ſcheinbar ein gefälliges, umgängliches Weſen angenommen, und bei Hofe und in den glänzendſten Salons der Vornehmen immer willkommenen Zutritt gefunden. Ich bin auch nicht mehr der alte Mephiſtopheles, wie mich Goethe damals in meiner hochtragiſchen Affaire mit dem Fauſt dargeſtellt hat. Als Mephiſtopheles lag eine entſchieden metaphyſiſche und ſpeculative Richtung in meiner Natur, die ich jetzt abgelegt habe, weil damit nicht mehr in die Zeit einzugreifen iſt. Dies düſtere Element hat Keiner mehr an mir zu fürchten; ich bin kein metaphyſiſcher Dämon mehr. Zu einer wahrhaft weltbürgerlichen Sinnesart umgewandelt, habe ich meine einzige Luſt an publiziſtiſchen Tendenzen.

Ein Politiker aus eifrigſtem Herzen, wirke ich jetzt erſt recht als der Geiſt des Widerſpruches; denn ich bin als ſolcher der Gott aller Parteien. Ich bin der Zodiacus, der Thierkreis der Zeit, und die Sonne der Wahrheit muß bekanntlich durch die Zeichen des Thierkreiſes laufen, wenn ſie ihre Bahn vollenden will. Dieſes mein Verhältniß zur Wahrheit gewährt mir das größte Amüſement, und macht mich zu dem heitern Mann, den Du, ernſt grollende Altmutter, ſo ſehr an mir mißkennſt. Die Sternbilder meines Thierkreiſes ſind die Parteien der Zeit, in deren Zeichen die Wahrheit wechſelnd erſcheint und durchgeht, und nichts beluſtigt mich mehr, als wenn der oder jener Tropf die allgemeine Wahrheit erhaſcht zu haben meint, während er doch nur an der Wahrheit hängt, die ihm etwa gerade im Zeichen des Krebſes (wie den rückwärts gehenden Legitimen) oder im Zeichen des Widders (wie den ſtößigen Liberalen) oder im Zeichen der Wage (wie den Alles abmeſſenden Juſtemilieus) aufgegangen iſt. Dennoch hat Jeder für ſich vollkommen Recht, in dieſem ſeinem Sternbildſtimmerchen Wahrheit, das er erhaſcht hat, jedesmal die ganze Sonne zu ſchaun. Wenn die Sonne im Zeichen des Widders ſteht, beginnt bekanntlich, nach der ewigen Monotonie dieſer Erdengeſetze, Das, was die Menſchlein den Frühling nennen, und ſo glauben denn auch die kampfluſtigen Liberalen, die im Zeichen des Widders ihre Wahrheit haben, mit Recht den Anbruch eines neuen Völkerfrühlings heraufzuführen. Erſcheint aber die Sonne im Sternbild der Wage, ſo iſt das Herbſtäquinoctium da, und die Juſtemilieus, dieſe Herbſt-Tag- und Nacht-Gleicher der Zeit, gehen eifrig an ihr Geſchäft, eine Tag- und Nachtgleiche der Meinungen zu verbreiten. Und wenn im Zeichen des Krebſes ſich die Sonne zeigt, ſo tritt die Erde ihr Sommerſolſtitium an, für das ſchlechte Wetter, das ſeit mehreren Jahren auf dieſem Planeten zu hauſen pflegt, offenbar viel zu ſpät; denn der Sommer hat ſich jetzt gegen Ende des Juni ſchon immer längſt erſchöpft, und die Erde erringt nichts, als einen kühlen Altweiberſommer, während die ſchönere Jahreszeit ſchon hinter ihr liegt. So iſt es auch mit dem Altenweiberſommer, deſſen die unter dem Sternbilde des Krebſes fechtenden Legitimen ſich rühmen können, und ihre Sommerſonnenwende, die noch in die Zukunft hineinſcheinen möchte, iſt falſch und verſpätet, da ſie nur auf die abgeblüte Vergangenheit zurückweiſt. So könnte ich Dir, Altmutter, auch noch die übrigen Zeichen des Zodiacus deuten; ich könnte Dir die Sonne im Zeichen des Waſſermanns als die Partei der Rationaliſten, die Sonne im Skorpion als die der Jeſuiten, und dergleichen mehr, beſchreiben, wenn ich nicht wüßte, wie wenig Geſchmack Du an ſolcher Unterhaltung fändeſt, und wenn nicht am Ende jedes Gleichniß ein wenig hinkte.

Ich wollte, Du raſeteſt wie ein Wirbelwind, ſtatt daß Du Dich mit Gleichnißſpielen abgäbeſt! ſagte ſie mit erhöhtem Kreiſchlaut der Stimme, indem ſie ſich etwas emporrichtete, und den Arm gegen ihn ausſtreckte. Biſt Du blind geworden, ſiehſt Du nicht, daß Alles auf dem Spiele ſteht, wenn das Juſte-Milieu, dies allen Geiſtern des Himmels und der Hölle gleich verhaßte, noch weiter um ſich greift und die Herrſchaft behauptet? Sohn, ich begreife nicht, wie Du Dich auch noch mit dieſem Juſte-Milieu einlaſſen konnteſt, da daſſelbe im Grunde eigentlich antidiaboliſch iſt und Dich vernichten und in ewige Unthätigkeit zurückſchleudern muß, wenn es ſein Beſtreben, die Parteien der Zeit zu zerſetzen, zu vermiſchen und in Indifferenz aufzulöſen, wirklich ausführt!

Mutter, laß mich nur machen! entgegnete Zodiacus. Ich kenne doch den Tagesſchauplatz beſſer als Du. Ich bin jünger, beweglicher, ich nutze mit Luſt jedes Einzelne. Du biſt immer zu ſorgenvoll vertieft in das Allgemeine. Wenn mir auch allerdings das Juſte-Milieu unter dem Verdrießlichen das Allerverdrießlichſte iſt, ſo nimmſt Du doch mit Unrecht an, daß es von Grund aus unſern Intereſſen zuwider ſei. Verlaß Dich darauf, der Geiſt des Widerſpruches ruht nirgend, und lauert überall. Denn das iſt gerade das Lächerliche am Juſte-Milieu, und hat es eben der Zeitverachtung preisgegeben, daß es, obwohl als Vermittlerin der Widerſprüche auftretend, doch in dieſem Beginnen ſelbſt in immer undurchdringlichere Widerſprüche ſich verwickelt. Als das Abſtractum aller Parteien, will es ſiegreich über jeder Parteiſpaltung ſtehen, und doch iſt erſichtlich, wie es eben dadurch wieder zu einer Partei in der Zeit geworden iſt, und in ſein künſtliches Friedensſyſtem die ganze ſchöne Raſerei der Parteiwuth ſich eingeſchlichen hat. Es iſt die Parteiwuth der Vermittelung, die Furie der Gutenrathgeberei, die wahrhaftig nicht minder diaboliſch wirkt, als die Tollhäuslerei der Extreme. Das Juſte-Milieu iſt keineswegs antidiaboliſch, Mutter! Ich verbrauche im Gegentheil jetzt mehr kleine Teufelchen an dies Prinzip, als jemals an ein anderes; es ſind die kleinen Naſenſtieberteufelchen aus meinem Reich, die ich in das Juſte-Milieu habe fahren laſſen, und die ein ganzes Volk an der Naſe zu zupfen wiſſen, bis es endlich an der kläglichſten aller Ermattungen, an einer Naſenſtieber-Ermattung, eines poſſenhaft tragiſchen Todes verſtirbt. Ennuyant wird das Ding auf die Länge, das iſt richtig, und ich kann einſchlafen, wenn ich lange über das Juſte-Milieu reden höre. Darum jetzt zu etwas Anderem. Wie gefällt Dir eieigentlich Louis Philipp, der gute König der Franzoſen, Altmutter? Du haſt mir noch nicht einmal Deine Anſichten über ihn mitgetheilt. Ich halte ſeine Regierung für die eigenthümlichſt diaboliſche Geſchichtsperiode, die es nur in der Welthiſtorie geben kann. Wirkt ſie nicht vortrefflich zu unſern Gunſten? Sie iſt es, welche alle dieſe Parteibewegungen nüancirt und färbt, und in der beſonderen Stellung einander gegenüber erhält, in der ſie ſich unentwirrbar um den Thron des Bürgerkönigs gelagert haben. Jede Partei im Lande klagt ihn jetzt als den Grund ihrer Unzufriedenheit an, und ſo bietet ſich das köſtliche und kaum noch wo erlebte Spectakel dar, daß der König eigentlich der Nahrungsſtoff aller die Nationen zerreißenden Factionen iſt, und es immer mehr wird, je mehr er ſie durch ſeine Perſon zu vermitteln trachtet. So hat er eigentlich keine Partei in der Nation, und doch iſt nicht zu läugnen, daß es blos die Intereſſen der Nation ſind, die ihm am Herzen liegen und für die er ſeit mehr als drei Jahren Glück und Lebensruhe hinopfert. Er ſtrebt nach dem Ruhme des nationellſten Königs, und muß doch ewig als unnational betrachtet werden; er iſt der edelſte und humanſte Herrſcher, der je ein

Scepter in Händen gehabt, und muß doch dazu dienen, die verderblichſte und giftigſte Zwietracht im Volke unaufhörlich zu nähren und zu ſteigern. Es wird Parteien in Frankreich geben, ſolange Louis Philipp alle Parteien bekämpft. Deshalb gefällt mir Louis Philipp, der gute König der Franzoſen, Altmutter! O tiefſinnige Frau, Du darfſt nicht fürchten, daß der Factionsgeiſt in der Geſchichte erliſcht!

Meine Gedanken waren in der letzten Zeit mehr auf Deutſchland gerichtet! ſeufzte ſie. Ich habe darüber nachgedacht, ob Deutſchland je politiſch werden wird? Denn die letzte Friſt iſt dieſem Volke gegeben, und ich prophezeie, daß es an geiſtiger Ueberſättigung, innerer Langeweile und tugendhaftem Lebenswandel noch in dieſem Säculum ſchmählich untergehen wird, wenn nicht eine friſche ſturmeskräftige Woge ſein Staatsleben in Strömung bringt! Doch ich will Dir nicht durch meine Melancholie die Laune verkümmern, da Du ſelbſt jetzt nur zu kleinlichen Poſſen aufgelegt biſt. Aber ſage mir, Sohn, wie lange willſt Du die geſtürzte Ariſtokratie, die Du Dir zur Magd genommen, noch in aller Welt mit Dir umherſchleppen? Was denkſt Du endlich mit dem armen erniedrigten Geſchöpf anzufangen?

Sie zeigte bei dieſen Worten auf Olympien, die noch hinten im Winkel zuſammengekauert auf der Erde ſaß.

Meiſtere nicht mein Thun, Mutter! ſagte Zodiacus, indem er finſtrer und ſeine Stimme rauher wurde. Sie hat viel geſündigt, und muß viel gedemüthigt werden. Große Frevel der Geſchichte ruhen auf dem ſtolzen Haupte der Ariſtokratie. So iſt mir denn auch eine abſolute Monarchie in der heutigen Zeit eigentlich der höchſte Gräuel; denn obwohl es in frühern Perioden beim Despotismus für Unſersgleichen viel zu verdienen gab, ſo iſt doch heut bei der fürchterlichen Vernünſtigkeit, die überall herrſcht, und mit der ſich ſelbſt der ärgſte Tyrann auf dem Throne zu bekleiden weiß, nicht zu hoffen, daß etwas Sonderliches mehr für uns abgeworfen werde. Die abſolute Monarchie tyranniſirt jetzt überall nur auf Ruhe und Frieden los, die Despotie hat ſich Grundſätze angeſchafft, und das wüthendſte autokratiſche

Regiment will doch weiter nichts mehr als Ordnung und Gehorſam der Völker. Es fallen heutzutage zu wenig Teufeleien beim Abſolutismus vor, und das iſt das Unglück. Deshalb gibt es keine Conflicte, es kommt nirgends etwas zum Ausbruche. Die zahme Tyrannei iſt die unleidlichſte. Darum erſcheint mir ein Abſoluter als der kläglichſte Wicht. Mit dem Abſolutismus iſt es im Himmel und auf Erden vorbei. Selbſt der alte Herr der Welten oben regiert nicht mehr abſolut, ſondern hat bekanntlich ſeit Etablirung der heiligen Dreieinigkeit ein conſtitutionelles Regiment hergeſtellt. Die Menſchheit hat an dem Gottmenſchen einen Repräſentanten ihrer Intereſſen im Himmelreich bekommen; ſie hat an der Offenbarung ihre Verfaſſungs-Urkunde und Charte erhalten, und die ewige Seeligkeit ſcheint ihr ſomit durch verfaſſungsmäßige Garantie geſichert. Zugleich aber hat ſich der alte Herr noch ſo großmüthig bewieſen, auch uns Dämonen gewiſſermaßen die Würde eines eigenen Gerichtshofes zuzugeſtehn, obwohl er ſich auch hier die Macht des höchſten Caſſations-Tribunals ſelber vorbehalten.

Wir ſind daher, ſo zu ſagen, eine Jury der Menſchheit; denn wir erſcheinen ja meiſt aus den eigenen Trieben dieſer Creaturen zuſammengeſetzt, und ſo ergänzen wir auch in dieſer Hinſicht den allgemein conſtitutionellen Charakter der Welt, da eine wahrhaft conſtitutionelle Verfaſſung nicht ohne Jury gedacht werden kann. Wir richten die Menſchen nach ihrem eignen Gewiſſen, wir ſprechen das: Schuldig! aus, und dem alten Herrn bleibt es dann, zu verdammen oder zu begnadigen. Man ſollte nun aber denken, daß ſich die Menſchlein, bei der Garantie, die ihnen gegeben iſt, ganz vortrefflich mit dem Himmelreich ſtehen müßten, und doch ſehen wir, daß die Religion täglich mehr unter ihnen verfällt und faſt ſchon zu einem troſtloſen Schatten verblichen iſt. —

Olympia war aufgeſprungen, und ging, ſich heimlich eine Thräne aus den Augen wiſchend, im Hintergrunde des Zimmers auf und ab. Sie ſchlug mehreremal das Kreuz, und flüſterte, leiſe betend: Ave Maria! —

Was denkſt Du denn von den Liberalen, Mutter? fuhr Zodiacus fort. Ich glaube, dieſe

Leute haben ein großes Recht auf ihrer Seite, daß ſie, da der liebe Gott ſelbſt das Menſchenvolk conſtitutionell regiert, auch von ihren weltlichen Regierern nicht anders beherrſcht ſein wollen. So dünken ſie ſich denn etwas mit ihrer conſtitutionellen Verfaſſungsmacherei, und ergötzen mich ganz ungemein durch ihre Sprünge. Auch der Liberalismus beſtätigt nur, was ich vorhin ſagte, daß die Religion unter dieſem Menſchenvolk ſich in einen völligen Nihilismus aufzulöſen droht. Die Aufhebung der Staatsreligionen, die mit den liberalen Verfaſſungen überall Hand in Hand geht, redet als Symptom dieſer einbrechenden Religionsloſigkeit offenkundig genug. Uns, Altmutter, iſt dies Alles recht; denn wir lieben nur die Unruhe, wir niſten mit Luſt in den Zerwürfniſſen, und jeder Sturm des Verderbens fächelt uns Labſal zu. Glaube nicht, daß ich aus der Art geſchlagen ſei! Aber es iſt keineswegs der Liberalismus allein, welcher die Bedeutung der Religion im Staate allmählig abſchwächt. Es iſt in der Menſchheit das Uebergewicht und die Ueberreife des Gedankens, und am Gedanken muß allmählig aller

Cultus zu Grunde gehn. Sage, ſage, was wird aus Unſersgleichen werden, wenn jedes Geſchaffene wieder im Gedanken ſich aufgelöſt haben wird? Wann kein Menſchenelend und keine Menſchenthräne mehr übrig ſein wird, wo werden wir wohnen?

Sohn, Sohn, frage mich nicht! entgegnete die Altmutter. Vor Allem iſt es Zeit, daß wir jetzt Anſtalt zum Weiterreiſen treffen. Zu Menſchenelend iſt ſo viel Stoff, daß es tief in die Ewigkeit hineinreicht. Wir ſind unſterblich, Sohn! Die Menſchenthräne verſiegt nie und nimmer. —

Weibliche Anſichten der Zeit.

(Aus einem Brief Eſperancens an Seeliger.)

— — So komm denn, Freund! Komm, wenn Du magſt, wenn Du kannſt! Ich habe Dir nun Alles genau und ohne Umſchweif dargeſtellt, wie Du es finden wirſt; und was Du von mir zu erwarten, weißt Du längſt. Nur erwarte nicht mehr, als Du weißt!

So viel iſt indeß gewiß, daß Du nicht länger in Deiner dortigen Lage bleiben darfſt, wenn Du es mit Dir ſelbſt redlich meinſt. Ich kenne Dich ja, Lieber! Welche rege Natur haſt Du nicht für das Schöne und Beſte, aber Deine übermächtig wuchernde Phantaſie, in der dortigen grillenhaften Einſamkeit genährt, hält Dich von allem Beſtimmten ab, und wird Dein Leben in lauter

Bruchſtücke auseinanderreißen, während Du ein Ganzes ſein könnteſt und ſollteſt! Mir iſt noch kein Menſch vorgekommen, der eine ſo große Phantaſie hätte, wie Du, und den ſie ſo tyranniſirte und bald zum Gott, bald zum Schwächling machte. Du haſt Sinn und Organ für Wiſſenſchaft und Poeſie zugleich; bilde beiderlei Sinn ebenmäßig und abwechſelnd, je nachdem Deine Natur dem einen oder dem andern Bedürfniß Dich zuführt, in Dir aus, aber laß nicht beide durcheinander in einem athemloſen Streben über Dich hinſtürmen. In der Wiſſenſchaft iſt Dir Deine Phantaſie am hinderlichſten; ſie überſtürzt Dich da mit tauſend Blütenflocken, fliegt nach allen Himmelsgegenden mit Dir hin, und bricht alle Augenblicke den heiligen Gottesfrieden der Forſchung. Und in der Poeſie wird Dir Dein Wiſſenſchaftsſinn nachtheilig; Du wirſt da zu gründlich und zu bedacht, und biſt nicht leichtſinnig frei genug. Gönne Dir Ruhe, laß eine klare Sonderung über Dich kommen, befeſtige Dein Reich und gränze es ab nach ſeinen verſchiedenen Theilen. Ein vielfältiger, zerſetzender

Umgang mit Menſchen wird Dir gut thun, und iſt Dir nicht zu erlaſſen. Komm nur her, Du ſiehſt, ich rede ganz wie eine wohlmeinende kleine Schulmeiſterin zu Dir.

Das Leben und die Zeit verlangen es heut, daß Wiſſenſchaft und Poeſie, Forſchung und Schaffen, beiderſeitig in den Begabten ſich regen. Von einem Dichter halte ich nicht viel, wenn er jetzt nicht auch Bedürfniſſe der Forſchung, der Wiſſenſchaft, ja der Kritik, in ſich zu befriedigen hat. Nach zwei Seiten hin will und muß jedes große wahrhafte Daſein bewegt und befruchtet werden, nach der Seite der Forſchung und nach der Seite des Schaffens. Und dennoch dürfen dieſe beiden Seiten nie in einander übergreifen, ſondern müſſen als die zwei getrennten Lebenspole ſich ewig ſuchen, aber auch ewig fliehen, und im Suchen und Fliehen freilich die Schwingung des Ganzen fördern. Dies iſt das Bildungsgeheimniß des ächten Talents, das ſich nicht ausdrücklich beſchreiben läßt. In der Harmonie dieſer Deiner Kräfte, die Du haſt, möchte ich Dich noch einmal glücklich und thätig ſehn, Theurer! Nur vor allen

Dingen gib Dich Deinen Dachgiebelſtuben-Grillen und Träumen nicht länger hin, und matte Dich nicht an ſolchen koloſſalen Phantasmagorieen ab! Schon das Leben der großen Stadt wird Dich hier wieder zerſtreuen, die Anregungen ſind mannigfaltiger, und deshalb auch die Ausgleichungen mit der Zeit leichter. Wenn Du meinem Anerbieten folgſt und folgen kannſt, ſo wirſt Du, ſtatt des Umgangs mit Geſpenſtern, die Du bisher in Deinem hypochondriſchen Kleinweltwinkel geſehen, einen freundlicheren Umgang an meinen kleinen Mädchen finden, die Du zum Unterrichten bekommen ſollſt. Die naive Lernbegierde der hübſchen Kinder wird Dich erheitern, und wann Du die leichten Schulſtunden gehalten, wirſt Du ſelbſt Das, wozu es Dich gerade treibt, mit Heiterkeit arbeiten können. —

Daß Du Dich gegen das Juſte-Milieu ſo ereifert haſt, hat mich in der That Wunder genommen. Wenn man dies Prinzip von der carikirenden Fratze des Tages entkleidet, ſo ſcheint es mir, daß es gerade für die Deutſchen ſehr taugt, und ich glaube, daß Deine ehrliche, doch im

Grunde der Seele immer zur Vermittelung geneigte Natur demſelben nicht eben entgegenſteht. Du weißt wohl auch nicht, daß ich mich ganz offen zum Juſte-Milieu bekenne? Für uns Frauen gibt es wohl keine zuſagendere und tröſtlichere Maxime; es iſt ein ächt weibliches Prinzip. Wir ſind einmal ſo wunderbar in das Leben hineingeſtellt, daß wir keine andere Aufgabe zu haben ſcheinen, als die richtige Mitte zu halten. Wir Frauen ſind geborene Juſte-Milieu-Politiker, und ſo lange unſere Emancipation, die noch immer in keiner Deutſchen Kammer beantragt worden, noch nicht erfolgt iſt, werden wir uns mit dieſem Syſtem als der einzig nachgelaſſenen Taktik unſeres Geſchlechts zu behelfen ſuchen müſſen. Da wir in unſeren jetzigen unemancipirten Zuſtande keine ſelbſtſtändig geltenden Glieder des Staates ſein ſollen, da wir keinen öffentlichen Charakter haben, keine Aemter bekleiden dürfen und nicht einmal ein Wahlrecht uns zuſteht, ſo ſind uns nichts als die Pflichten des Ausgleichens, Beruhigens und Vermittelns übrig gelaſſen. So ſind die Frauen gewiſſermaßen auf nichts als auf einen bloßen muſikaliſchen Effect im Leben angewieſen, und müſſen überall als die Inſtrumente der Beſänſtigung einfallen. Wir ſind nur ein muſikaliſcher Anhauch an dem großen Organismus des Staatslebens, wir ſind die ſtillen Leute aus der Weltgeſchichte, und zu Friedenskünſten gezwungen, iſt es ein Triumph für uns, daß jetzt einmal die ganze Welt draußen auf der Friedensſchalmey des Juſte-Milieu bläſt. Es iſt ein Triumph der Rache für das geſammte Geſchlecht!

Uebrigens ſtimmt auch das Juſte-Milieu mit meinen Gedanken von den Reformen, die ich immer gehabt habe, und daß Alles auf dieſem Wege ſich weiter bilden müſſe, vortrefflich überein. — —

Laß Dir denn nun dies Alles geſagt ſein, Seeliger! Gut, gut werden wir bei einander leben. Ich hoffe es und weiß es, Du närriſcher Menſch mit Deinem herrlichen Streben! Bringe Deinen Kopf voll Plänen, Deine Bruſt voll Liebe, und Deinen Sinn voll menſchenſcheuer Einſamkeit nur immer mit. Wir wollen zuſammen einen ganz neuen Roman daraus machen. Du biſt doch im Grunde noch ſehr jung, Seeliger!

Die in dieſen Brief eingewickelte Locke habe ich Dir auf Deinen mehrmals ausgeſprochenen Wunſch nicht mehr vorenthalten wollen. Du ſiehſt, Freund, auch mir iſt die Locke noch braun! O Freund, laß uns doch auf die Zukunft hoffen! Fortſchritt! Freiheit! Zukunft! ſind und bleiben die ſchönſten Worte der Menſchheit. Sie ſind unſer Aller Gebet.

Glaube bis in den Tod an

Deine

Esperance W.

An Esperance.

Bald nicht mehr:
Kleinweltwinkel, 31. Dec. 1833.

Du Theure! Gebenedeite! Was haſt Du mir geſchrieben? Du willſt mich in Deiner Nähe haben, mich, einen Verzweifelten, den Politik und Geſchichte von ſich ausgeſtoßen haben? Und ich ſoll mein verſalzenes Kleinweltwinklerleben hier aufgeben, und in Deinem Stift wohlbeſoldeter Schulmeiſter werden, ich, dem alle Schulmeiſtergrandezza von jeher ein Gräuel war? Ich ſoll den Geſchichtsunterricht bei euch übernehmen, ich, der mit der Geſchichte gebrochen hat und auf einem geſpannten Fuß mit ihr lebt! Ich ſoll Deinen kleinen Mädchen ferner den geographiſchen Unterricht ertheilen, ich, ein Geograph ohne Land, der in der ganzen entdeckten und bewohnten

Welt ein Fremdling iſt, und deſſen Erdkunde bisher nur deſperate Reſultate geliefert hat! Ich ſoll endlich ſogar Franzöſiſch lehren! Bedenke, was es heißt, Franzöſiſch lehren! Heißt das nicht geradezu, ein Mann der Zeit ſein? Mädchen, Mädchen, was verlangſt Du von mir? Biſt Du wirklich nicht im Stande, die erledigte Lehrerſtelle anders zu beſetzen, als durch mich Aermſten?

Heut iſt Sylveſter-Abend, der jedesmal ein ſchöner, feierlicher, melancholiſcher Abend für mich iſt! Indem ich Dies an Dich ſchreibe, ſteht das neue Jahr ſchon draußen vor der Thür, und ſchnaubt und brauſt gewaltig auf unruhigen Sturmwinden heran, und ſchlägt krachend an die Pforte um Einlaß. Ein fürchterlicher Orkan hat ſich erhoben, der immer heulender hinundherfährt, je näher die Mitternachtſtunde kommt, und ſeit Menſchengedenken hat ein neues Jahr vielleicht nie eine ſo ſchwere Geburtſtunde gehabt, wie in dieſer Nacht. Alles dröhnt und wankt und zittert, das ganze Haus raſſelt und klappert, und das Tiſchchen, auf dem ich ſchreibe, bleibt keinen Augenblick, ohne ſich zu rütteln, ſtehn. Eine diaboliſche Neujahrsnacht!

Ich fürchte, es reißt noch den Giebel, in dem ich hier ſo lange im Clairobſcür meiner Leiden und Freuden traulich gewohnt, herunter! Nur noch zwölf Stunden in das neue Jahr hinein halte Dich, guter, ehrlicher Giebel! Dort liegt bereits meine ausgefertigte Entlaſſung aus den Dienſten eines wohllöblichen königlichen Salinenamtes. Man will mich gern gehen laſſen, guter Giebel! Ich reiſe morgen ab, und hoffe, Du wirſt bis dahin noch, trotz dieſer mörderiſchen Neujahrswinde, die Ohren ſteif zu halten wiſſen. Dann fliege ich aus, und magſt Du dann hinter mir in Trümmer fallen, wenn Du Deines Lebens ohne mich überdrüſſig biſt. Ich werde immer an Dich denken, Giebel! Wir beide haben redlich zuſammengehalten, Du haſt meine kurioſeſten Gedanken theilnehmend mitangehört, und die patriarchaliſche Ruhe Deiner altfränkiſchen Natur hat mir oft wohlgethan! Nur bis morgen, Guter, ſtehe noch feſt! —

Ja, Esperance, nur noch bis morgen! Dann fliege ich aus. Zu Dir! Zu Dir! Du mußt ja die Lehrerſtelle an Deiner Seite beſetzen, eine ſchöne Stelle an Deiner Seite! Und ich muß Geſchichte, Geographie und Franzöſiſch lehren! Ich muß verſuchen, ob ich jetzt etwa auf dieſe Weiſe in der Geſchichte mein Glück machen, in der Geographie Utopien entdecken, und im Franzöſiſchen meine unruhigen Zeitideen verwinden kann! Zudem haſt Du mir Deine Locke geſchickt, und dieſe Locke lockt und zieht ſo zauberkräftig, daß ich von dem theuern Haupt, dem ſie angehört, unmöglich mehr entfernt zu bleiben vermag. Dieſe Locke zieht mich zu Dir! Un cheveu de ce qu'on aime tire plus que quatre boeufs.

Ich komme alſo, geliebte Lehrerin am Fräuleinſtift der kleinen Urſulinerinnen! Schönes, weißes, gelehrtes Mädchen, ich komme! Zwar iſt es ein wahrer Jammer, daß nun dennoch ein Schulmeiſter aus mir werden ſoll, und mitunter denke ich wahrhaftig, es ſei nicht weit von meinem Ende! Dann tröſte ich mich wieder damit, daß ich doch wenigſtens ein Mädchenſchulmeiſter werde, und über hübſche kleine Urſulinerinnen herrſchen, und an der Seite der herrlichen Urſulinerfürſtin daſitzen ſoll! Dies gießt Troſt in meine verzagende Seele; ich trockne mir die Thränen und hoffe auf glückliche Schulſtunden meines noch übrigen Daſeins. Ich möchte faſt ſchon ein wenig aufjauchzen, wenn mein Blick dort auf meine Entlaſſung aus der Kleinweltwinkler Saline fällt, und wenn ich mir immer wieder und wieder Deine Locke anſehe, ſo werde ich ein Narr vor aufthauender Luſt und Sehnſucht und Erwartung, und hänge in Gedanken taumelnd an Deinem Hals! Wird, o wird auch die Hand, welche dieſe Locke abſchnitt, mir dann zugehören? Um dieſen Preis, Kind, will ich Schulmeiſter geworden ſein, um dieſen Preis will ich, nach all' meinen welthiſtoriſchen Drangſalen, ins Privatleben zurückkehren. So endet Deutſche Politik! Sie zieht ſich ins Privatleben, dies heimliche Rettungsplätzchen vor der Geſchichte, in dem immer noch ein Aſyl für jeden Schiffbrüchigen übrig iſt, zurück. Sie begibt ſich in eine glückliche Häuslichkeit, macht die Stubenthür hinter ſich zu, und läßt die Zeit draußen in Wind und Wetter ſich vertoben. So endet Deutſche Politik! —

Hu! hu! hu! wie die Neujahrsſtürme blaſen! Horch', die ganze Erde ſchüttelt ſich, der zerriſſene Wolkenhimmel iſt zum Schlachtfeld geworden, kein

Hauch und Luftzug in dieſer Nacht iſt friedlich geblieben, und ein allgemeines Zagen und widerſpenſtiges Sträuben vor einem Weiterſchritt der Zeit ſcheint durch die empörte Natur zu beben! Mein ganzer Menſch ſchaudert und meine Gedanken ſtehen ehrfurchtsvoll ſtill vor der Zukunft. Ihr grimmentbrannten Winde, ihr zornbegeiſterten Lüfte, was ſchüttelt ihr denn ſo gewaltig die Fittige des Sturms über dieſe neugeborene Jahresſtunde, die noch, wie ein unſchuldiger Säugling der Zeit, mit geſchloſſenen Augen im Schooße der Nacht ruht? Was bedeutet euer banger Flügelſchlag, eure prophetiſche Melancholie der heraufkommenden Zeit, die ihr mit ſolchen Zeichen verkündigt? Wollt ihr mit euern nach Umwälzung lechzenden Lungen das dürre Gleichgewichtsſyſtem der Europäiſchen Mächte umblaſen? Werdet ihr mit euerm zerſtörungsluſtigen Athem die Ottomanniſche Pforte einreißen und vor den Thoren Konſtantinopels Engländer, Franzoſen und Ruſſen zu einem Vertilgungskampf der Eiferſucht gegeneinander hetzen? Blaſt ihr die Kriegstuba, die in Portugal Bruder gegen Bruder, und den Bürger gegen den Bürger, zu einem ausſichtsloſen Metzeln treibt? Läutet ihr die Sturmglocke, die eine Revolution in Spanien anſagt? Läutet ihr die große Nothglocke gegen den Halley'ſchen Kometen, und beklagt ihr die arme, alte Erde, die durch Weltbrand, Peſtilenz, Seuchen und Naturſchrecken in das Nichts, aus dem ſie erſchaffen, wieder aufgelöſt werden wird? Ihr könnt viel, ſehr viel und ſehr wenig bedeuten, ihr Neujahrsſtürme! Ihr könnt in allen Ländern der Welt eine Revolution, und in Deutſchland keine Revolution bedeuten! —

Doch ich will der Zukunft heitern Spiegel, in dem Esperancens leuchtendes Bild ſteht, durch dieſe diaboliſchen Sturmwinde mir nicht trüben laſſen! Du haſt mich ſchön an die Zukunft gewieſen, Geliebte! Ja, ich glaube an Deine drei Worte: Fortſchritt! Freiheit! Zukunft! ſollte es auch mit mir werden, wie es will. Und ich will mir die Zukunft nicht nehmen laſſen, ſei es, wie es ſei! Sei es auch wie es ſei, die Zukunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten, ſelbſt wo er nicht geſäet hat! Der Deutſche muß gläubig ſein!

Ein Leben voller Arbeit liegt noch vor mir, Freundin! Ich kann nie ganz unglücklich werden, da ich arbeiten und Dich lieben kann. Außer den Schulſtunden, die Gott ſegne, werde ich viel arbeiten. Ich werde meine hiſtoriſch-komiſchen Novellen ſchreiben! —

Hu! hu! hu! hu! der Neujahrswind draußen bläſt ſtärker und ſtärker! Er hat ſchon mehrere Dächer in Kleinweltwinkel abgedeckt, ausgehobene Schornſteine fliegen wie polternde Kobolde in der Luft umher, und meine Fenſter fahren klirrend in tauſend Stücke. Wie geht es Dir nur, Kind, in dieſer Nacht? —

Horch'! ein bedächtiger feierlicher Ton bricht ſich jetzt ſchwer und langſam Bahn durch die Wuth der Elemente. Es iſt die Kirchthurmsuhr. Sie ſchlägt Zwölf. Eine ſeltſame plötzliche Stille ringsumher ſcheint einen Augenblick lang ihren erhaben abgemeſſenen Schlägen zu lauſchen, und die Windsbraut ſelbſt horcht mit verhaltenem Athem.

Es iſt Zwölf! Das Datum, das ich zu Anfang dieſes Briefes geſetzt, fängt nun an umrichtig zu werden, und ich ſchließe deshalb. Das Jahr Achtzehnhundertundvierunddreißig hat die Augen aufgeſchlagen. Glück auf! Glück auf! Möge es allen Denen wohlgehen, die in dieſem Jahr lieben, heirathen, Schulſtunden geben und hiſtoriſch-komiſche Novellen ſchreiben werden!

O Freundin, ich eile zu Dir! Ich folge dieſem Brief auf dem Fuße nach. Ich ſoll Dich ſehen, in Deinen Armen ruhen! Proſit Neujahr!

Proſit Neujahr! Dein Herz wird an dem meinigen ſchlagen. Proſit Neujahr!

Erſchrick nur nicht, wenn Du mich grau und gealtert wiederfindeſt. Meine tiefinwendige Liebe zu Dir behält dennoch ewig rothe Wangen, und mit dieſen rothen Wangen der Liebe, die meine Jugend iſt, bin und verbleibe ich

Dein
ſeeliger Seeliger,
Salzſchreiber außer Dienſt.

Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch.

Die Freunde in Auteuil.

I.

Das Landhaus der Madame Helvétius.

Am Eingang des Gehölzes von Boulogne, kaum eine Meile von Paris, liegt das anmuthige Auteuil, mit dem berühmten Landhauſe, welches einſt der Dichter Boileau beſeſſen, und in dem auch unter ſeinen ſpäteren Eigenthümern, zu denen namentlich der Arzt Gendron gehörte, ſtets die bedeutendſten und glänzendſten Geiſter Frankreichs verkehrt hatten.

Jetzt bewohnte es, bereits ſeit dreizehn Jahren, eine der liebenswürdigſten Frauen Frankreichs, Madame Helvétius, die nach dem Tode ihres Gatten, des berühmten Philoſophen und Freidenkers, dieſen Landſitz gekauft und dort mit einem Zauber, der gleich anziehend und bedeutend war, einen geſellſchaftlichen Vereinigungspunkt für ihre Freunde, ſowie für Alles, was es damals in einer gewiſſen Richtung Bedeutendes und Hervorragendes in Paris gab, begründet hatte.

Es war in dieſer äußerlich wenig glänzenden und durchaus ländlich gehaltenen Villa, unter dem leichten und anmuthigen Scepter einer Frau, die ihre Herrſchaft nur in der Kunſt bewies, die Geiſter bei ſich heimiſch und vertraut werden zu laſſen, der intereſſanteſte, lebensvollſte und in den Augen der Regierung ſelbſt gefährlichſte Geſellſchaftskreis entſtanden.

Seit dem Salon der Madame Geoffrin in Paris, der faſt ein halbes Jahrhundert hindurch alle einheimiſchen und fremden Größen in ſich geſammelt und gepflegt hatte, war in Frankreich kein geſellſchaftlicher Zirkel von ſolcher Bedeutung, wie ihn Madame Helvétius in Auteuil um ſich ſah, gebildet worden. Es ſtand darin der Altar der Ideen, die Claude Adrien Helvétius in ſeinem berühmten, von Geiſtlichkeit und Parlament gleich ſtark angefochtenen und von der Hand des Henkers öffentlich verbrannten Buche „vom Geiſt" ausgeſtreut hatte. Und ſeine Freunde, die, wie Diderot und der Baron von Holbach, zum Theil Mitarbeiter an dieſem Werke geweſen, waren dieſem Hauſe, in dem ſeine Wittwe als treue und liebevolle Pflegerin ſeines Andenkens und ſeines Wirkens waltete, treu geblieben. Dazu hatten ſich jüngere Kräfte geſellt, wie der Marquis von Condorcet, der liebenswürdige, geiſt- und witzſprühende Chamfort, ferner der Arzt und Philoſoph Cabanis, der ſeit einiger Zeit in Auteuil ſeinen Wohnſitz genommen, und ſeit Kurzem auch der Graf Gabriel Riquetti von Mirabeau, eine neue, durch Chamfort in dieſem Kreiſe eingeführte Perſönlichkeit, auf welche die freidenkenden Bewegungsmänner im Landhauſe von Auteuil große Hoffnungen ſetzen wollten.

Dieſer ländliche Salon, in dem oft himmelſtürmende und in Verſailles bereits ſehr beargwöhnte Dinge verhandelt wurden, empfing durch die Perſönlichkeit der Madame Helvétius gewiſſermaßen eine Weihe der Unſchuld. Heiterkeit, Grazie und Geiſt vereinigten ſich in ihr mit einer kindlichen Herzensgüte, die ſich bei jeder Gelegenheit geltend machte, und einen mildernden, verſöhnenden Einfluß auf Alles, was in ihrer Umgebung geſchah, ausübte. Die außerordentliche Schönheit ihrer Jugend war auch den vorgerückten Jahren noch nicht gewichen. Die großen, ſeelenvollen Augen hatten für Jeden, auf dem ſie lächelnd ruhten, etwas Hinreißendes, und wenn Eliſe Helvétius, in der anregenden und leitenden Theilnahme an den Geſprächen ihres Salons, als der ſinnige Genius erſchien, der es Allen offenbarte und beſtätigte, daß bald etwas Neues und Großes geſchehen müſſe, um die franzöſiſche Nation zu retten und aus verkommenen und entarteten Zuſtänden zu befreien: ſo war ſie bald darauf auch wieder der ſchalkhafte und neckende Geiſt ihres Kreiſes, und ihre beflügelten Scherze und Einfälle bannten ſofort wieder die zu große Schwere und jeden allzu bittern Stachel der Unterhaltung.

Madame Helvétius war eine große und erhabene Geſtalt, die in ihrer äußern Bildung wie in allen ihren Manieren ihre vornehme ariſtokratiſche Geburt keineswegs vergeſſen ließ. Aber das Weſen der Ariſtokratin, welches noch jeden Augenblick daran erinnerte, daß ſie die Tochter des Grafen von Ligniville geweſen, hatte ſich zugleich auf eine eigenthümliche Weiſe mit einer idylliſchen Natürlichkeit, die ihr eigen war und die zugleich mit ihrer Vorneigung für das Landleben und für ländliche Beſchäftigungen zuſammenhing, verſchmolzen.

Madame Helvétius hatte auf ihrem Landhauſe in Auteuil dem philoſophiſchen Salon zugleich einen ländlichen Hintergrund an der Meierei gegeben, welche ſie dort angelegt und die von ihr mit dem größten Eifer und einer unabläſſigen Geſchäftigkeit unterhalten wurde.

Beſonders war es aber ihr Hühnerhof, dem ſie die ausgeſuchteſte Sorgfalt widmete, und auf dem ſie täglich mehrere Stunden mit der Pflege ihrer Hühner, Enten und Gänſe und einer zahlloſen Menge von Vögeln aller Art hinbrachte. Unter ihren Vögeln waren es beſonders die Zeiſige, die bei ihr eine außerordentlich einſchlagende Wartung und zugleich eine Abrichtung gefunden hatten, die mannichfach bewundert wurde. Koſtbare Singvögel hingen in ſchön geſchmückten Käfigen an den Außenwänden des Hauſes umher, und ließen oft ihre ſchmetternden Weiſen rückſichtslos in die Unterhaltung der Freunde hineindringen. Auch an Katzen und Hunden war kein Mangel auf dieſem eigenthümlichen Landſitz, und neben ihren Vögeln gehörten namentlich die Katzen zu den eigentlichen Lieblingen der Madame Helvétius, welche ſich ſtets mit den außerordentlichſten Spielarten zu umgeben verſtand.

Die vollendete Harmonie und Eintracht, welche ungeachtet dieſer verſchiedenen Thierarten gleichwohl in dem Reich der Madame Helvétius herrſchte, war dann noch um ſo mehr zu bewundern, als ſie von ihren Verehrern zugleich einem magiſchen Zauber zugeſchrieben wurde, mit dem die liebenswürdige Frau ihre Herrſchaft über Alles, was zu ihr gehörte, ausübte.

Madame Helvétius hatte ſich heut der Lieblingsbeſchäftigung mit ihren Thieren, denen ſie ſonſt einen Theil ihres Morgens widmete, raſcher als gewöhnlich entzogen. Denn es waren mancherlei Vorbereitungen zu dem Empfang von Gäſten zu treffen, die heut auf dem Landhauſe in Auteuil zum Diner erwartet wurden. Und es waren zwei beſonders feſtliche Veranlaſſungen, welche Madame Helvétius heut zu dieſer Einladung bewogen hatten.

Einmal war es der berühmte Doctor Benjamin Franklin, der heut bei ſeiner alten Freundin, mit der er ſeit langer Zeit in der innigſten Verbindung ſtand, das Diner einnehmen wollte, worauf der ganze Kreis ſich um ſo mehr gefreut hatte, da die geräuſchvollen Huldigungen und Aufmerkſamkeiten, mit denen Franklin ſeit ſeinem erneuerten Aufenthalt in Paris überhäuft wurde, es zu einer Seltenheit gemacht hatten, ſeiner auch einmal im vertrauten Freundeszirkel habhaft zu werden. Der große Freiheits- und Unabhängigkeits-Vertrag, welcher die Selbſtſtändigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika begründete, und zu dem Franklin im vergangenen Jahre 1783 als bevollmächtigter Miniſter ſeines Vaterlandes mit den Vertretern Englands die Präliminarien in Paris unterzeichnet hatte, war wie ein zündender Funke in das Leben von Paris gefahren. Auf allen Seiten gaben ſich die lebhafteſten und bedeutſamſten Wirkungen davon kund, und es war zu einer Mode des Tages geworden, den alten ehrwürdigen Franklin mit Auszeichnungen und Verehrungen zu überſchütten.

Madame Helvétius hatte ſich daher ſeiner mit vieler Mühe für den heutigen Tag zu verſichern geſtrebt, und daß gerade dieſer Tag dazu auserſehen worden, hatte noch ſeinen beſonderen Grund, der nicht ſowohl aus der Politik, als vielmehr aus einer ſehr gemüthlichen und liebenswürdigen Koketterie bei ihr hervorging.

Sie feierte heute ihren fünfundſechszigſten Namenstag, und wollte dieſe vorgerückte Zahl ihrer Jahre beſonders gegen ihren Freund Franklin, der ſeine Freundſchaft für ſie bis zu Anſprüchen auf den Beſitz ihrer Hand geſteigert hatte, zum Bewußtſein bringen, indem ſie ihn liſtig veranlaßte, einen Tag mitzufeiern, der ihr Alter und ihren für eine neue Heirath ſchlecht geeigneten Matronenſtand unzweifelhaft und förmlich genug erklärte.

Doctor Franklin, der bereits ſelbſt in ſein acht- und ſiebenzigſtes Jahr getreten war, hatte ſchon vor acht Jahren, als er ſich zum erſten Mal in Paris befand, um als Unterhändler die Anerkennung Frankreichs für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu gewinnen, um die Hand der liebenswürdigen Wittwe des Helvétius geworben. Aber Eliſe hatte ihm ſchon damals mit ihrer natürlichen Treuherzigkeit verſichert, daß ſie ſelbſt ihn nicht mehr heirathen würde, und ſie hatte dieſe Erklärung, obwohl ſeitdem ihre gegenſeitige Freundſchaft und Zuneigung nur gewachſen war, auch jetzt bei ſeinen erneuerten Anträgen mit derſelben Feſtigkeit wiederholt. Damals warb Franklin zugleich mit Turgot, dem ehemaligen Miniſter Ludwigs XVI., in edler Nebenbuhlerſchaft um dieſen koſtbaren Beſitz, und jetzt, wo der Tod ſeinen großen Mitbewerber vor einigen Jahren von der Bahn entfernt, war er, der lebensfriſche, heitere Greis, in Paris von Neuem auf dem Kampfplatz ſeiner Liebe erſchienen.

Madame Helvétius, obwohl ſie es heut beſonders darauf abgeſehen hatte, mit ihrem fünfundſechszigſten

Jahre mächtig ins Gewicht zu fallen, hatte jedoch hinſichtlich ihrer Toilette, mit der ſie ſich jetzt ernſtlich zu beſchäftigen anfing, einer ſehr intereſſanten Verſuchung nicht widerſtehen können. Sie war nämlich in demſelben Augenblick, wo ſie ihren alten Anbeter abſchrecken zu müſſen glaubte, [illegible] den Einfall gerathen, ſich durch Aneignung des neuen Kopfputzes, der durch die junge Königin Marie Antoinette ſeit Kurzem in Mode gekommen war, einen neuen Reiz beizulegen.

Madame Helvétius hatte bisher noch den Moden der Regentſchaft treu gehuldigt, und da ſie in denſelben ſchön und liebreizend geweſen war, ſo hatte ſie kein Bedenken getragen, dieſelben auch in ihr ſpäteres Alter mit hinüberzunehmen. Beſonders hatte ſie mit dem Goldpuder in ihren ſchönen blonden Haaren einen unwiderſtehlichen Eindruck gemacht, und den Ausſchweifungen des Reifrocks war von ihr ſelten eine mäßigere Gränze geſteckt worden, wie ſie auch den mit kleinen Diamantenſpitzen beſetzten Schönpfläſterchen keineswegs immer widerſtanden hatte.

Heut legte ſie aber, wie in einem Anflug von übermüthiger Laune, einen ganz veränderten Kopfputz an, nach welchem ſie auch die übrigen Theile ihres

Anzuges weſentlich anders geſtalten mußte. Es war dies die Coiffüre à la jardinière, welche Monſieur Léonard, der berühmte Coiffeur der Königin, in ſo wunderbarer und eigenthümlicher Art erfunden und aufgebaut hatte. Dies war ein ſich hoch emporthürmender Aufſatz, der aus einer künſtlich gefalteten und aufgewundenen Serviette beſtand, die mit Gemüſen aller Art, mit einer kleinen Artiſchocke, mit einem Kopf Grünkohl, einer hübſchen Moorrübe und andern kleinen Rübchen, äußerſt maleriſch umſchlungen und ausgefüllt war.

Nachdem Madame Helvétius mit Hülfe ihrer Kammerfrau dieſe modiſche Neuerung ihrer Toilette vollzogen, ſtellte ſie ſich laut lachend vor den Spiegel, und prüfte die mit ihr vorgegangene Veränderung, über welche ſie auch keineswegs Urſache fand, ſich zu erzürnen. Die neue Mode ſchien ihr vielmehr ſo glücklich zu ihr zu paſſen, daß ſie noch mit eigner erfinderiſcher Hand Verbeſſerungen daran vorzunehmen begann, als in dieſem Augenblick der Diener eintrat und meldete, daß bereits einige der erwarteten Gäſte im Vorzimmer eingetroffen ſeien.

Es waren Cabanis und Chamfort, welche ſich beeifert hatten, die Erſten im Salon der Freundin zu ſein, und die jetzt Beide mit beſonderer Angelegentlichkeit von ihr empfangen wurden.

Wir machen das Recht der guten Nachbarſchaft geltend, unverſchämt pünktlich zu ſein! begann Chamfori, indem er ſich ihr näherte, und auf ihre weiße kleine Hand, die ſie ihm entgegenreichte, einen ehrerbietigen Kuß drückte.

Ganz im Gegentheil, meine Herren, erwiderte Madame Helvétius mit ihrem bezaubernden Lächeln, ich finde gar nicht, daß Ihr wie gute Nachbarn und getreue Freunde hier in Auteuil bei mir lebt. Ich bildete mir immer ein, Ihr hättet Euch beide hier in unſerm Auteuil niedergelaſſen, damit man von Euerer liebenswürdigen Geſellſchaft etwas hätte, und um täglich und ſtündlich mit Euerer alten Freundin zuſammen zu ſein. Aber wenn ich Euch feierlich zum Diner einlade, wie heut, glaubt Ihr dafür zu unſerm freundſchaftlichen Dejeuner ausbleiben zu müſſen? Iſt das recht? Freilich, unſer guter Doctor Cabanis da iſt zu entſchuldigen, denn ſeitdem er hier in Auteuil praktizirt, kann er ſich kaum retten vor Kranken. Aber er ſollte doch bedenken, daß ich auch zu ſeinen Kranken gehöre, da ich ihn zu meinem Leibarzt angenommen habe. Und warum haben Sie mir heut Morgen noch gar nicht Ihre Viſite gemacht, Herr Doctor Cabanis?

Sie näherte ſich dabei dem jungen Mann, der im Hintergrunde des Zimmers in einer träumeriſchen nachläſſigen Haltung ſtehen geblieben war, und zog ihn an der Hand zu einem Lehnſeſſel fort, indem ſie ihm gegenüber Platz nahm, und Chamfort auf einen Seſſel zu ihrer Seite hinwinkte.

Cabanis war ein junger Mann von kaum ſiebenundzwanzig Jahren, der durch ſeinen feinen und ſchlanken Körperbau, wie durch den zarten, faſt durchſichtigen Ausdruck ſeines Geſichts, ein noch jugendlicheres Ausſehen zu haben ſchien. Doch hatte er zugleich in ſeinem ganzen Weſen den Ausdruck eines Leidens, das theils die übermäßig angeſtrengten Studien verrieth, denen er ſich in der letzten Zeit hingegeben hatte, theils aber auch mit einem in Grübeleien ſich verlierenden Naturell zuſammenzuhängen ſchien.

Einen eigenthümlichen Gegenſatz zu ihm bildete die Erſcheinung ſeines Freundes Chamfort, eines Mannes, der das zweiundvierzigſte Lebensjahr zurückgelegt hatte, und in einer ungleich derberen und kräftigeren Geſtalt ſich darſtellte. Sein Geſicht war überraſchend ſchön, in den regelmäßigen und feinen Zügen drückte ſich ebenſo viel Geiſt als Liebenswürdigkeit und zugleich als Grundcharakter eine anziehende Milde und Sanftmuth aus. Doch ſpielten dieſe Züge ebenſo leicht in eine beißende Schärfe des Ausdrucks hinüber, und zeigten die wetterleuchtende Laune und den witzigen Einfall heimiſch auf dieſem Antlitz.

In ſeinem Anzuge erſchien Chamfort wie gewöhnlich etwas vernachläſſigt, und ſelbſt ſeine Wäſche ließ einigermaßen die Sauberkeit vermiſſen. Auch die Einladung zu dem heutigen, ausdrücklich als feſtlich angekündigten Diner hatte an dieſer übeln Gewohnheit, die er ſelbſt ſeinem Mangel an Gefallſucht und ſeiner eingetretenen Gleichgültigkeit gegen die Geſellſchaft zuſchreiben wollte, nichts geändert, wogegen Cabanis, der die ſorgfältigſte Toilette zu machen pflegte, ſich heut beſonders beeifert zu haben ſchien, die Einladung der Freundin durch ein elegantes Auftreten zu ehren.

In der That, entgegnete Doctor Cabanis mit ſeinem feinen, etwas ſchwermüthigen Lächeln, ich war heut den ganzen Morgen durch einen Kranken in Anſpruch genommen. Ein Anfänger wie ich, der in dem kleinen Auteuil ſeine Praxis beginnt, ſchlägt es ſchon hoch an, wenn eine arme Frau eine Entzündung bekommt, und er ſich dann mit ihr abmühen und zugleich ihren hungernden Kindern, die nach Brot ſchreien, Etwas zu eſſen ſchaffen kann.

Ja, es iſt wahr, mit lauter entzündeten armen Leuten muß unſer Freund Cabanis hier ſeine Praxis beginnen, warf Chamfort in ſeiner ſarkaſtiſchen Weiſe dazwiſchen. Er iſt auch darin ein ächtes Kind ſeiner Zeit, denn die Praxis mit den entzündeten armen Leuten wird bald die Hauptbeſchäftigung in der ganzen Welt und namentlich in unſerm volkshungrigen Frankreich werden.

Sagt mir lieber, Chamfort, wo Ihr heut geblieben ſeid? verſetzte Madame Helvétius, indem ſie ihn mit freundlichem Wohlgefallen betrachtete. Denn wenn Ihr keine genügende Entſchuldigung vorbringen könnt, ſo muß angenommen werden, daß Ihr einen feierlich abgeſchloſſenen Vertrag mit mir brechen wollt. Denn Ihr ſeid nach Auteuil gekommen, um mein Gaſt zu ſein und Euch ganz und gar als meinen Penſionnair zu betrachten, was Ihr mir mit allen Eiden der Freundſchaft gelobtet. Nur Quartier konnte ich Euch hier in meiner engen Villa nicht geben, und das iſt gut für Euch, ſonſt würde ich Euch am Ende wie meinen Gefangenen halten, denn ich bin neidiſch auf jede Stunde, die Ihr anderswo zubringt als bei mir.

Aus Chamforts Augen blitzte ein Strahl tiefer Erkenntlichkeit zu ihr hinüber, und ſeine Züge nahmen einen Augenblick lang einen weichen und innigen Ausdruck an. Dann aber ſagte er plötzlich mit leichtfertiger Stimme: Ich konnte ja heut nicht kommen, denn ich hatte mit Intereſſen des Hofes zu thun, nicht des Hofes, den ich Euch ſtets zu machen wünſchte, meine theuerſte Gebieterin, ſondern des Hofes von Verſailles, ja, ja, des glänzenden Hofes ihrer allerchriſtlichſten Majeſtäten, des Königs Louis XVI. und der Königin Marie Antoinette. Wie Freund Cabanis für die entzündeten armen Leute gearbeitet hat, ſo habe ich den ganzen Morgen für den Hof gearbeitet, denn Etienne Montgolfier war bei mir, und ich half ihm an den Vorbereitungen für ſeinen Luftballon, die neue Wunder-Erfindung, welche er heut auf beſonderen Befehl der Majeſtäten hier in Auteuil emporſteigen laſſen will. Der ganze Hof wird heut Nachmittag hierher kommen, um zum dritten Mal das glorreiche Schauſpiel zu bewundern, denn er kann ſich nicht ſatt daran ſehen, daß es ein Ding geben kann, welches durch ſich ſelbſt emporzuſteigen vermag. Bei Hofe kann man nicht ſteigen, wenn man nicht mit Ahnen und mit Intriguen gefüllt iſt, und Montgolfiers Luftmaſchine beweiſt ihnen nun ganz einfach, daß man nur mit Luft gefüllt zu ſein braucht, um noch viel höher zu ſteigen, nämlich bis in die Wolken. Dieſer gute ſchauluſtige Hof von Verſailles ahnt aber nicht, daß die Montgolfière nur der Vorläufer eines Dinges iſt, welches einſt ganz durch ſich ſelbſt und aus ſeiner eigenen Kraft himmelhoch ſteigen und ſeine Herrſchaft über die unter ihm liegende Erde beanſpruchen wird. Ich meine das Volk. Gleicht es nicht jetzt ſchon dem gefüllten Ballon, der in ſeiner eigenen Bewegungskraft zu erzittern anfängt, und der den Flug ausſpannen wird, ſobald ihm nur das Signal dazu ertönt? In dieſe Gedanken verlor ich mich, als ich heut Morgen meinem Freunde Montgolfier behülflich war, ſeine Maſchine für die neue Luftreiſe in den Stand zu ſetzen. Man ſagt, daß auch der Herzog von Chartres heut die Gnade haben wird, mit in die Luft emporzuſteigen. Habe ich nun nicht Recht, geliebte Freundin, wenn ich mich damit entſchuldige, daß ich heut für die Intereſſen des Hofes gearbeitet habe? Freund Montgolfier wird auch noch herkommen, um Euch ſeine Aufwartung zu machen, und Euch und

Eurer ganzen Geſellſchaft Plätze für das Schauſpiel anzubieten.

Iſt es möglich? rief Madame Helvétius verwundert, indem ſie mit naivem Erſtaunen die Hände ineinander ſchlug. Was erfahre ich da Alles für unerhörte Neuigkeiten in einem Athem von Euch? Und das Alles kann in dieſem kleinen, gleich einer Laterne durchſichtigen Auteuil vorgehn, ohne daß ich auch nur das Geringſte davon weiß? Wahrhaftig, ich komme mir hier auf meiner Villa ſchon wie ein Einſiedler in einer Waldhütte vor, und ich fühle mich ganz ſchauerlich verlaſſen und abgeſchnitten!

Eigentlich hatte ich beim Anblick dieſer neuen modiſchen Coiffure das Gegentheil zu vermuthen gewagt, rief Chamfort, indem er mit einer galanten Handbewegung auf den Kopfputz der Madame Helvétius hindeutete, und ſich dabei huldigend verneigte. Ich glaubte, unſere liebenswürdige Freundin habe auch bereits ihre Vorbereitungen getroffen, um unſer Auteuil heut bei dem Beſuche des Hofes feſtlich zu repräſentiren. Denn dieſe Toilette, welche heut die ſchöne Witwe unſres großen und freigeiſtigen Helvétius trägt, iſt doch nichts mehr und nichts weniger als ein Zugeſtändniß an die Moden des Hofes. Aber ich muß mein Compliment machen, Madame, denn dieſer Aufſatz ſteht Ihnen vortrefflich, und hilft allen Zauber Ihrer Natürlichkeit und Ihrer ewig friſchen Anmuth auf die graciöſeſte Weiſe an Ihnen ſymboliſiren. Madame Helvétius darf es wagen, Grünkohl und Moorrüben auf ihrem ſchönen Kopf zu tragen, denn Madame Helvétius iſt die Repräſentantin der reinen und edeln Natur, und ihr Mann hat „über den Geiſt“ geſchrieben. Denn Geiſt muß es doch auch immer als Gegenhalt gegen die Natur geben. Am Hofe von Verſailles giebt es aber jetzt weder Natur noch Geiſt, und die Gemüſe, mit denen man dort jetzt auf ſtolzen Häuptern kokettirt, wirken blähend und fahren mit dieſer Eigenſchaft dem Volke bereits ganz tüchtig in den Magen!

Ihr ſeid ein gar zu bösartiger Spötter, Chamfort, entgegnete Madame Helvétius mit einigem Eifer. Wie kann man Alles gleich in die Politik hereinziehen wollen, ſelbſt die unſchuldige Toilette der Frauen? Da lobe ich mir meinen ſanften Freund Cabanis. Der hat mich noch nie meines Kopfputzes wegen ausgezankt, und findet es gewiß auch ganz recht und angemeſſen, daß eine Landfrau, wie ich es geworden bin, ſich lieber mit dem friſchen Gemüſe ihres Gartens als mit den gewaltigen Puderlocken ſchmückt?

Ich bin geneigt, den neuen Kopfputz unſerer Freundin in ſeiner höchſten Bedeutung anzuerkennen! rief Cabanis, deſſen blaſſe Wangen ſich auf einen Augenblick durch ein Lächeln belebten. Ich ſehe das Symbol einer neuen beſſeren Zeit, der Zeit der Freiheit und Gleichheit, darin, wenn die Moden in dem philoſophiſchen Landhauſe von Auteuil ſich mit den Moden von Verſailles auszugleichen anfangen. Denn ſchon, daß der Hof heut hierher nach Auteuil kommen will, beweiſt, daß ganz außerordentliche Zeichen der Zeit geſchehen. Wann wäre es wohl erhört, daß der König und die Königin in Auteuil erſchienen ſind, einem Orte, der die Weihe der Etiquette noch niemals empfangen hat, und der, ſeitdem wir Leute der Aufklärung hier hauſen, nur in dem allerübelſten Verruf bei unſern Beherrſchern da oben ſteht? Und wie zur Bekräftigung dieſes neuen Bündniſſes zwiſchen Auteuil und Verſailles hat nun auch noch die Präſidentin unſeres Zirkels die neue Coiffure der Königin Marie Antoinette angenommen. Dies deutet ganz gewiß auf ſehr geheimnißvolle Vorgänge hin, und wenn die ſchönen treuen Augen der Madame Helvétius nicht wären, ſo würde ich glauben, daß es auf eine Verrätherei abgeſehen iſt, und daß die „freie Geſellſchaft der Egoiſten“, wie man unſern Freundeskreis hier in Auteuil benennt,*) in die Gewalt unſerer Feinde geſpielt werden ſoll!

Madame Helvétius, auf deren natürliche Heiterkeit leicht mit jedem Scherz zu wirken war, brach bei dieſen Worten in ein herzliches Gelächter aus, in welches die beiden Freunde fröhlich einſtimmten. Es war ſchwer, dem Lachen der Madame Helvétius zu widerſtehen, in welchem ſich dann die ganze jugendliche Munterkeit ihres Weſens ausſchüttete, und das ſie in allem Reiz eines ausgelaſſenen jungen Mädchens erſcheinen ließ.

Das iſt ja ein außerordentlich vergnüglicher Einfall! rief ſie, immer noch lachend. Die entſetzliche Hypochondrie, mit der Herr Cabanis hier in Auteuil anlangte, ſcheint alſo bereits unſerer geſunden Luft gewichen zu ſein, und ſich in einen ſo ſpaßhaften Charakter umgeſetzt zu haben!

Aber ich muß in der That bekennen, fuhr ſie mit wiedergewonnenem Ernſt fort, daß ich von Tag zu

---

*) „la société libre des égoistes.“

Tag mehr und aufrichtiger eine Freundin der Königin Marie Antoinette geworden bin. Mich zieht der große Liebreiz der Natürlichkeit an, der aus Allem ſpricht, was man von ihr vernimmt. Sie iſt gewiß eine edele ſchöne Seele, die überall das Beſte will, und wenn ihr Einfluß den König ganz und gar beherrſcht, ſo wird ihn dies nur auf die Bahn des Heils vorwärts treiben und ihn in die Arme ſeines Volkes führen. Und iſt Marie Antoinette nicht ſelbſt die Vorkämpferin einer neuen Zeit, wenn ſie den Kampf gegen den Drachen der alten Etiquette am Hofe unternommen hat? Mit ihrer friſchen Jugend und ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit hat ſie die alte tyranniſche Hofetiquette durchbrochen. Und was will dies anders ſagen, als daß ſie damit den erſten Schlag gegen jenen Hofadel Frankreichs geführt hat, in dem das eigentliche Verderben der Geſellſchaft von jeher gewurzelt? Selbſt daß der Hof heut nach einem Ort wie Auteuil kommt, wird in der That als ein neuer Sieg zu betrachten ſein, welchen die Königin über die alte Hofpartei davongetragen. Die Königin will dem Hof eine freiere, zwangloſere Bewegung geben, ſie will ihn allmählig losketten von den Vorurtheilen, in denen er erſtarrt war, und die ihn von jeder Berührung mit dem Volke und mit dem nationalen Leben ſtreng abſchieden. Auch iſt ſie wohlthätig, gut und hülfreich gegen Jedermann, allen neueren Beſtrebungen möchte ſie förderlich werden, und auch Herr Etienne Montgolfier hat die Penſion, die er vom Hofe für ſeine neue Erfindung empfangen, nur der Verwendung der Königin zu verdanken.

Und ein ganz friſches Beiſpiel von der Liebenswürdigkeit der Königin gegen die ſtrebenden Geiſter der Zeit bin ich! nahm Chamfort mit einem ſeltſamen Ausdruck das Wort. Meine Tragödie: Muſtapha und Zéangir, die vor einigen Wochen auf dem Theater des Hofes in Fontainebleau geſpielt worden, hat der Königin einen ſo großen Beifall abgewonnen, daß ſie dem Verfaſſer eine Penſion von zwölfhundert Francs jährlich dafür ausgeſetzt hat. Ich habe nicht darum nachgeſucht, aber ich glaubte dieſe Gnadenbezeugung der ſchönen Königin auch nicht ablehnen zu dürfen. Mir ſelbſt iſt die Anzeige von dieſem ganz unerwarteten Glück erſt heut früh gemacht worden, aber in Paris war es ſchon geſtern allgemein bekannt, und hat auf der andern Seite mein Unglück entſchieden. Ich habe es Euch verſchwiegen, daß mein Trauerſpiel geſtern auf dem Théâtre français zum

Erſtenmal für das größere Publikum in Scene gegangen iſt. Denn Ihr würdet mir ſonſt keine Ruhe gelaſſen haben, mit Euch nach Paris zu fahren. Und wie richtig mein Inſtinkt geweſen, wird Euch daraus hervorgehn, daß mein Stück im Théâtre français geſtern auf das Vollſtändigſte durchgefallen iſt. Am Schluß wurde getrommelt und gepfiffen, als wenn das jüngſte Gericht über den armen Autor hereinbrechen ſollte: welche Trauerkunde ich bereits heut früh durch einen Expreſſen empfing. Man meint, daß Muſtapha und Zéangir nicht durchgefallen ſein würde, wenn es nicht vorher am Hofe ein ſo ungewöhnliches Glück gemacht hätte. In Paris ſtrafte man den Autor und ſein Stück für die Gunſt ab, welche ihnen bei der Königin zu Theil geworden. Denn die oppoſitionelle Stimmung namentlich gegen die letztere wird immer ſtärker und allgemeiner in Paris, und was Marie Antoinette ausgezeichnet hat, glaubt das Publikum ſchon deshalb verdammen zu müſſen. Da ſitze ich nun mit meiner Penſion von zwölfhundert Francs auf den Trümmern meiner einzigen Tragödie, die meine erſte und meine letzte geweſen. Und doch taugte ſie mehr als meine Komödien, beſonders die junge Indianerin und der Kaufmann von Smyrna, die ſich ihrer geringen Verdienſte ungeachtet auf dem Theater erhalten zu wollen ſcheinen. Aber in meinem Muſtapha und Zéangir wollte ich eine erhabene Prachtſchöpfung im Stil Racine's geben, und das war eine heuchleriſche Frivolität von mir, mit der ich ganz von Rechtswegen geſcheitert bin. Denn man muß auch keine Maske tragen, die man innerlich nicht verantworten kann. Der Hof hat dieſe Maske belohnt, weil ſie ihm die behagliche Täuſchung gewährte, es ſei die Zeit der pathetiſchen Hoftragödie noch nicht vorüber, und die Dichter der Nation könnten von Neuem wieder ſo künſtlich gelehrt zu zwitſchern anfangen, wie ſie an der abſoluten Hofhaltung Ludwigs XIV. gezwitſchert haben. Aber das Volk, das jetzt klug wie der Teufel wird, riß mir die Maske ab, warf ſie mir ins Geſicht, und ließ mir nur die einzige Genugthuung, mit meinen zwölfhundert Francs Penſion in der Taſche zu klappern. Und iſt mir da nicht Recht geſchehen?

In dieſem Augenblick wurde das Geſpräch unterbrochen, indem draußen ein Wagen vorfuhr, und Madame Helvétius in lebhafter Erwartung an das Fenſter eilte, um zu ſehen, welche von ihren Gäſten angekommen ſeien.

In der That, da ſitzt mein alter Franklin im Wagen! rief Madame Helvétius jubelnd. Und der neben ihm ſitzt, das iſt der Marquis von Condorcet, unſer ſchneebedeckter Vulkan, wie ihn unſer Freund d'Alembert immer nannte. Beiden gegenüber, das iſt Graf Mirabeau. Er ſpringt heraus, und hilft mit der zärtlichen Beſorglichkeit eines Sohnes dem Doctor Franklin beim Ausſteigen. Der Alte aber weiſt eigenſinnig jede Hülfe zurück, und trotzt wahrhaftig noch auf die Jugend ſeiner ſiebenundſiebzigjährigen Beine, mit denen er wie ein ausgelaſſener amerikaniſcher Büffel die Erde von Auteuil ſtampft. Seht nur, wie kerzengrade und feſt er einherſchreitet, mein alter Benjamin!

Sie eilte jetzt, ihre Ungeduld nicht länger zügelnd, auf den Hausflur, um die Angekommenen zu begrüßen, während Chamfort und Cabanis ihr beeifert folgten.

Mit einem muntern Jubelruf war Franklin ins Haus getreten, indem er zugleich ſeiner Freundin anſichtig wurde, die er zur Begrüßung auf das Herzlichſte in ſeine Arme ſchloß. Die Umarmung dauerte aber ſo lange, daß Madame Helvétius ſich mit ſcherzhaftem Unwillen von ihm losriß und ihn mit ihrer

Hand etwas gewaltſam von ſich zurückwies, um auch Condorcet und Mirabeau ihren verbindlichen und lieblichen Gruß zu ſpenden.

Es ſcheint, daß ich bei meiner alten Freundin Eliſe nicht mehr ſo willkommen bin, als ſonſt, ſagte Franklin lachend, indem die Geſellſchaft in den Salon eintrat. Ich darf nicht einmal zur Feier des Wiederſehens zwei Minuten lang an ihrem Herzen ruhn, ohne gewaltſam zurückgeſtoßen zu werden. Am Ende muß ich auch noch um Entſchuldigung bitten, daß ich in meinem amerikaniſchen Bauernkittel zum Diner gekommen bin, aber da der Hof von Verſailles mich in dieſer Tracht, die einmal zu mir gehört, empfangen hat, ſo hoffte ich auch bei Madame Helvétius in Auteuil darin willkommen zu ſein.

Franklin deutete dabei mit einiger Selbſtgefälligkeit auf das Koſtüm, in dem er erſchienen war, und in welchem er überall in Paris aufzutreten pflegte. Es beſtand aus dem einfachen braunen Tuchrock, der in der Pariſer Geſellſchaft bereits eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hatte, und zu dem die glatt anliegenden ſilberweißen Haare, die keinen Puder in ſich aufgenommen hatten, nebſt dem runden, breitkrämpigen Filzhut, den eigenthümlichſten Ausdruck hinzufügten.

Es war dies die Tracht eines amerikaniſchen Pflanzers, die in den Salons von Paris plötzlich ein ganz neues und fremdartiges Bild hingezeichnet hatte und namentlich am Hofe einen wunderähnlichen Contraſt zu den geſtickten und goldſchimmernden Kleidern, wie zu den gepuderten und von Salben duftenden Coiffüren der Hofleute abgab. Es war dies aber eine Neuheit, die außerordentlich viel Glück machte und namentlich einen ſeltſamen Reiz den Pariſer Damen gewährte, die überhaupt bei den glänzenden Feſten, welche man dem amerikaniſchen Philoſophen und Freiheitsapoſtel gab, mit den auffallendſten und kokettesten Bemühungen um ihn hervortraten.

Madame Helvétius ſah ihn jedoch mit ihren ſchönen, ſeelenvollen Augen ſo lange an, bis ſich Franklin überzeugen mußte, daß er im Herzen ſeiner Freundin noch immer den alten feſten Platz einnahm. Sie hatte ſich beeifert, ihm ſelbſt den Hut abzunehmen, und ihm das lederne Käppchen, das er beſtändig zu tragen pflegte, unter ſchmeichleriſchen Liebkoſungen auf dem Kopf zurechtzurücken. Dann geleitete ſie ihn zu einem prächtigen Lehnſeſſel am Kamin, der vorzugsweiſe zu ſeinem feſtlichen Empfang beſtimmt zu ſein ſchien, denn ſeine Lehne war mit friſchen Roſen und Lorbeerkränzen umhangen.

Franklin war ein ſchöner Greis, von einer Regelmäßigkeit und Reinheit der Phyſiognomie, wie man ſie ſelten erblickte, und die zugleich von der wunderbarſten natürlichen Friſche und Heiterkeit durchzogen war. Die Einfachheit, in der er ſich darſtellte, war von einer ſo rührenden Erhabenheit, daß ſie bei ſeinem Anblick Thränen in die Augen zu locken vermochte. Der anziehende plaſtiſche Ausdruck ſeines Kopfes wurde nur durch die großen Brillengläſer, die Franklin niemals ablegte, einigermaßen in ſeiner Harmonie geſtört, Doch vermehrte die Brille zugleich auf eine abſonderliche Weiſe den Ausdruck der ſinnigen Nachdenklichkeit, welche den edeln Greis charakteriſirte.

Kaum iſt mir irgendwo in der Welt ſo wohl, wie hier in Auteuil, bei Euch, meine theure Freundin Eliſe! nahm Franklin das Wort, indem er ſich mit Behagen umſchaute. Hier iſt Frieden, Heiterkeit und Freiheit, und fürwahr, wenn ich nicht wieder nach Philadelphia müßte, wo die Staatsgeſchäfte des wiedergeborenen Vaterlandes mich verlangen, ſo möchte ich gern hier in Auteuil bleiben, und in der Idylle der Madame Helvétius angeſtellt werden, wäre es auch nur als

Hühnerjunge oder als Zeiſig-Verwalter, um die berühmten Vögel der Madame Helvétius zu füttern. Was meinen Sie, liebenswürdige Freundin, würden Sie mich wohl wenigſtens mit einer ſolchen Anſtellung hier bei ſich behalten wollen?

Es entſtand ein allgemeines Gelächter über die Drolligkeit, mit welcher Franklin dieſe Frage an die würdige Herrin des Hauſes gerichtet, indem er dabei ihre Hand ergriff und dieſelbe mit einer zärtlichen Bewegung an ſeinen Buſen drückte.

Wie bald würdet Ihr Euch hier entſetzlich gelangweilt fühlen! entgegnete Madame Helvétius erröthend. Ihr ſeid noch bei weitem zu jung für dies zurückgezogene Leben, das ich hier mit meinen Hühnern und Zeiſigen führe, und es würde Euch binnen Kurzem wieder hinauslocken auf den Schauplatz, auf dem Ihr ſo Großes vollbracht habt und noch lange nicht fertig geworden ſeid. Und meine Geſellſchaft würde Euch auch bald keine Freude mehr gewähren, denn bin ich nicht eine alte Frau geworden, die gerade heut ihren fünfundſechzigjährigen Namenstag feiert?

Heut? heut? rief Franklin, indem er mit jugendlicher Beweglichkeit aufſprang, und Miene machte, ſeine Freundin von Neuem zu umarmen. Dieſe wurde aber jetzt von allen Seiten mit Glückwünſchen umdrängt, welche ſie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit entgegennahm. Mit beſonderer Gunſt ſchien ſie dabei auch die verbindlichen Aeußerungen des Grafen Mirabeau anzuhören, der erſt ſeit Kurzem in dieſem Kreiſe Aufnahme gefunden, und ſich gleichwohl die feinberechnetſten Vorwürfe machte, dieſen feſtlichen Tag nicht gekannt zu haben, indem er behauptete, daß man den Namenstag einer liebenswürdigen Frau ebenſo genau inne haben müſſe, wie die Kalendertage der Heiligen, bei denen auch die kurze Bekanntſchaft, die man vielleicht erſt mit ihnen habe, nicht entſchuldigen dürfe.

Das iſt ein Franzoſe, der hat die Zunge auf dem rechten Flecke! ſagte Franklin, indem er zu Mirabeau herantrat und in der naiven Zutraulichkeit, die ſich der Amerikaner einmal überall verſtattete, demſelben mit ſeiner Hand durch den dichten Wald von Locken fuhr, die ſein Haupt in genialer Wildheit umſchatteten.

Graf Mirabeau ſah ihn erſt mit einiger Betroffenheit an, faßte ſich aber dann ſogleich, und ſein leicht zu einem ſcharfen und düſtern Ausdruck geneigtes

Geſicht ging in die rückſichtsvollſte Freundlichkeit für den Greis über.

Eigentlich haftet auf mir die meiſte Schuld, daß ich den ſchönen Namenstag unſerer Freundin nicht ſogleich erkannte und begrüßte, ſagte der Marquis von Condorcet, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, aus deſſen Augen der Ausdruck der entſchiedenſten Güte ſtrahlte, während ſeine hohe, gewölbte Stirn und ſeine ſcharf markirte Adlernaſe, wie auch der leiſe zuſammengekniffene Mund, den berühmten mathematiſchen Denker verriethen.

Ich meine, fuhr er in ſeiner gutmüthigen Selbſtanklage fort, da ich in dieſem Kreiſe der Rechenmeiſter und Mathematiker par excellence bin, und Tag und Nacht mit allen möglichen Calcüls mich beſchäftige, ſo hätte ich am allerwenigſten in dem Calcül des Herzens fehlen dürfen, und alle meine andern Berechnungen hätten an dieſem Tage, der die Formel alles Glückes für uns ausſpricht, wie von ſelbſt ſtill ſtehen müſſen. Nun, nehmt darum nicht minder freundlich die Wünſche Eures alten Freundes Condorcet auf!

Es war von Euch Allen galant, daß Ihr nicht mit mir rechnen wolltet! ſagte Madame Helvétius. Welch ein Glück iſt es überhaupt für mich, daß Ihr es Alle ſo gut mit mir meint. Selbſt unſer Freund Condorcet, der in ſeiner hohen Ruhe ſonſt wie ein prachtvoller Eispalaſt mir gegenüberſteht, hat mir einen warmen Hauch aus ſeiner heimlich liebenden Seele heraufgeſchickt. Aber nun ſprechen wir von etwas Anderem. Doctor Franklin iſt mir noch einen Bericht über ſeine letzten Triumphe in Paris ſchuldig. Denn daß die Pariſer in dieſem Augenblick von der amerikaniſchen Freiheit wie berauſcht ſind, und ſich dabei ſelbſt wie neue Menſchen zu gebärden anfangen, das haben ſie nur der hinreißenden Perſönlichkeit Benjamin Franklins zu danken!

Es iſt mir allerdings wieder recht gut in dieſem wunderbaren Paris ergangen! entgegnete Franklin, indem er ſich behaglich und ſchmunzelnd in ſeinem Seſſel ausſtreckte. Die Damen von Paris gaben mir geſtern ein Feſt im Stadthauſe, welches das glänzendſte und rührendſte war, dem ich bisher beigewohnt habe. Nachdem ich mit ihnen gegeſſen, geſcherzt und geplaudert, und mich wie ein Seliger im Paradieſe Mahomets befunden hatte, wurde endlich aus dreihundert Damen die anerkannt ſchönſte auserwählt, welche den Antheil der franzöſiſchen Frauen an der errungenen Freiheit Amerika's zu erkennen geben ſollte. Es war die

Gräfin Diana von Polignac, eine der geiſtreichſten Damen des Hofes, die jetzt mit einem Lorbeerkranz auf mich zutrat, und ſich nicht nur damit begnügte, mir denſelben auf meine weißen Locken zu drücken, ſondern auch noch zwei Küſſe auf meine Wangen hinzufügte, hier auf die rechte einen und hier auf die linke einen, während die ganze Verſammlung feierlich und athemlos auf den herrlichen Klang der Küſſe lauſchte. So hatte es das Feſtprogramm vorgeſchrieben, und Ihr könnt Euch denken, mit welcher Andacht ich in meiner Eigenſchaft als Abgeſandter der unabhängig gewordenen Amerikaner unter dieſen Küſſen ſtillhielt, die mehr waren als eine bloße Depeſche, die von Paris nach Amerika zu befördern geweſen wäre. *)

Und was macht der Hof für Geſichter dazu? fragte Chamfort mit dem beißenden Anflug, den alle ſeine Bemerkungen hatten. Man ſagt, daß Gräfin Diana darüber eine ſtarke Zurechtweiſung von dem König empfing. Oder vielmehr ſoll er ihr ein gewiſſes, zum Nachtgebrauch beſtimmtes Gefäß zum Geſchenk überſandt haben, welches er für die ſchöne, enthuſiaſtiſche Gräfin auf der Porzellan-Manufactur zu Sèvres be-

---

*) Mémoires de Madame Campan I. 233.

ſonders anfertigen ließ. Auf dem Boden dieſes intereſſanten Gefäßes aber befand ſich Euer Medaillon angebracht, und auch die berühmte lateiniſche Inſchrift darunter, die einſt unſer d'Alembert auf Euch gedichtet, fehlte nicht:

„Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter."*)

Die Geſchichte ſoll ſich in der That ſo zugetragen haben! erwiderte Benjamin Franklin, aus vollem Halſe lachend, indem er ſich, wie dies in ſeiner beſtändigen Gewohnheit lag, vergnügt die Hände rieb. Dann pflegte er auch die Worte: ça ira! ça ira! hinzuzufügen, mit denen er gern ſeine Sätze ſchloß, auch wo es nicht gerade der Sinn ſeiner Aeußerungen zu erfordern ſchien.

Ça ira? wiederholte Chamfort. Wollt Ihr damit die Abſicht ſeiner Majeſtät bekräftigen, die Euern Kopf in ein ſo zartes Verhältniß zur Gräfin Diana rückte und Euch, dem berühmten Phyſiker, der die Erfindung des Blitzableiters gemacht, die Kraft zutraute, auch einem ſolchen Blitzſtrahl, bei dem jedem Andern Hören und Sehen vergehen würde, ſiegreich die Stirn bieten zu können?

---

*) „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis." Vgl. Condorcet Mémoires I. 166.

Es iſt wahrlich genug davon, lieber Chamfort! fiel Madame Helvétius jetzt heftig dazwiſchen, indem ihre liebliche, faſt mädchenhafte Stimme einen ernſtlich erzürnten Ausdruck annahm. Dieſe Richtung der Geſpräche haben wir doch ſonſt immer den Hofkreiſen und den Ariſtokraten, welche den Ton der Regentſchaft nicht vergeſſen können, überlaſſen!

Ich wollte ja auch nur den Hof damit charakteriſiren! verſetzte Chamfort lebhaft, indem er mit ſeinen ſchönen, ausdrucksvollen Augen die Verzeihung der Freundin anflehte. Die Geſchichte, die für unſeren allverehrten Franklin ja blos ſchmeichelhaft ſein kann, beweiſt am Ende doch nur, daß der König ſeine Oppoſition gegen den amerikaniſchen Enthuſiasmus, in welchem die franzöſiſche Nation ſelbſt zum Erſtenmal freie Luft holt, nicht offen hervortreten zu laſſen wagt, ſondern in geheime Symbole, von denen eigentlich nicht geſprochen werden darf, verkleidet. Die Königin iſt auch darum weit offenherziger, und wie ſie ihre Liebenswürdigkeit und muntere Laune ſelbſt da walten läßt, wo ſie damit gegen alle Etikette verſtößt, ſo ſtellt ſie auch den Sympathieen für die Freiheit Amerikas ihren Verdruß hinlänglich gegenüber.

Es wird einmal wohl nicht zu läugnen ſein, nahm Franklin jetzt mit einiger Feierlichkeit das Wort, daß wir Amerikaner Euch Franzoſen jetzt etwas auf die Beine zu bringen anfangen. Wir haben durch unſern ſiegreichen Freiheitskampf der Tyrannei aller Länder und Völker gegen den Kopf geſtoßen, und dieſer Kopf hat danach beträchtlich zu wackeln begonnen. Wir verdanken es Gott und unſerem hochherzigen Waſhington, daß wir aus der Sklaverei, in welche der egoiſtiſche Uebermuth der Britten ein freigebornes Volk geſchlagen, uns erheben konnten, um wieder Menſchen und Männer zu werden. Aber dann verdankten wir es auch Euch Franzoſen, daß wir vorwärts und an's Ziel kamen, denn bei unſerer Erhebung reichtet Ihr uns Euere wackere Freundeshand, und beweglich und elektriſch, wie Ihr ſeid, gabt Ihr der Volksmeinung in ganz Europa einen Schwung zu unſern Gunſten, ſo daß der Muth Englands gegen uns ſchon dadurch flügellahm wurde. Ja, Ihr waret die erſte Macht, die nach unſerer glorreichen Revolution ein Schutzbündniß und einen Handelsvertrag mit dem neuen Freiſtaat abſchloß. Und für die Fortſetzung unſeres Kampfes ſahen wir Euere beſten und edelſten Söhne unter unſern Mitſtreitern. Rochambeau und der herrliche Heldenjüngling Lafayette, wurden ſie uns nicht durch Euch geſandt, um uns die Palme der Freiheit erobern zu helfen? Und nun iſt es an uns, dankbar gegen Euch zu ſein, ihr lieben Franzoſen. Und womit könnten wir Euch unſere Dankbarkeit beſſer beweiſen, als dadurch, daß wir Euch jetzt mit unſerer amerikaniſchen Freiheit in Leib und Seele hineinkriechen, und Euch mit der Luſt, frei zu werden und frei zu ſein, in allen Euern Gliedern prickeln? Ja, Franzmänner, es amerikanert ſchon in Euch, und bald wird es im Schooße der ganzen Menſchheit amerikanern. Gebt Acht, was Euch der alte Franklin geſagt hat, das iſt eine neue Zeit! Ça ira! ça ira!

Ja, ça ira! rief Graf Mirabeau, indem er ſich ſtürmiſch erhob und mit lebhafter Geberde vor Franklin hintrat. Es wird gehen, denn es wird kommen! Amerika hat zu uns geſagt: ça ira! und dieſes Euer Lieblingswort, edler Franklin, das wir als bedeutungsvollen Ruf von Euch aufnehmen, wird einſt auch in die franzöſiſche Freiheit hereintönen und die Maſſen unſeres Volkes durchrauſchen. Wir wiſſen genau, was wir Euch verdanken, aber wir wiſſen auch, was

Frankreich einſt ſich ſelbſt ſchuldig ſein wird. In Amerika haben die Glocken der Freiheit ſchon geläutet, aber Frankreich, dieſen Wunderton der Ferne vernehmend, braucht ſich nur auf ſich ſelbſt zu beſinnen, um aus dem Traum ſeiner Knechtſchaft emporzufahren. Ja, es war ein langer, ſchwerer Traum, dieſe Knechtſchaft Frankreichs unter ſeinen Königen, aber die Knechtſchaft iſt die eigentliche Schule der Freiheit, und Paris iſt ohne Zweifel der Hauptſitz dieſer Schule für die neue Welt geworden. In Amerika hat ein großes, zukunftvolles Volk ſich auf ſeine eigene bürgerliche Kraft geſtellt, und wir ſehen ihm einſtweilen noch mit Neid und Bewunderung nach. Aber in Frankreich, in Paris hat die Philoſophie ſich ſchon lange zur Lehrmeiſterin der Freiheit gemacht, und hat zuerſt die Geiſter bewaffnet, um die Feſſeln der Knechtſchaft an den Gelenken der Menſchheit durchfeilen zu laſſen. Oh, ich erinnere mich noch des ungeheuren Eindrucks, mit dem die Mähr von Euern Unabhängigkeitskämpfen, ihr glorreichen Amerikaner, zu mir in mein dunkles Gefängniß drang! Es war mir, als wenn der ganze Schloßthurm von Vincennes, in dem ich damals ſaß, ſich bei dieſen Nachrichten über meinem Haupt ſpaltete und in einem Strom von Licht und Feuer auseinanverging. Denkt Euch einen armen gefangenen Menſchen, wie ich es ſeit Jahren geweſen, im Kerker gehalten durch die Tyrannei eines Vaters, der alle ſeine Kinder und Angehörigen wie Sklaven behandelte. Und in dieſem unſäglichen Drangſal von einem ganzen Volk zu hören, das ſeine Ketten zerbrochen hat! Ihr könnt Euch denken, welches Glück und welche Qual mich damit zu gleicher Zeit beſtürmen mußten. Ich glaubte es nun hinter meinen feuchten Kerkerwänden nicht mehr aushalten zu können. Ich dachte es mir ſchön, Soldat zu ſein in dem Kampfe, in dem die neue Welt das Joch der alten abſchütteln wollte, und ich ſchrieb an den Grafen von Maurepas, daß man mir die Erlaubniß geben möchte, nach Amerika zu ziehen und Kriegsdienſte zu nehmen. Ich verſprach, dort am liebſten ſterben zu wollen, und bat zugleich im Namen der Geſellſchaft, zwiſchen einen unnatürlich erzürnten Vater und ſeinen Sohn die verſöhnende Weite des Meeres treten zu laſſen. Aber meine Klagen und Bitten verhallten unerhört, wie ſo viele andere, und ich blieb einſam in meinem Kerker zurück. Da faßte ich in bangen Nächten Entſchlüſſe, die über mein ganzes Leben reichen werden, und ich nahm mir vor, einſt für Frankreich zu kämpfen, wie ich es in Amerika gewollt hatte. Ich dachte an Montesquieu, an Voltaire, an Mably, an Rouſſeau, die den Franzoſen das Licht geſchaffen haben, und ich gelobte mir, den Franzoſen die Bewegung zu ſchaffen, und damit das Werk jener großen Geiſter zu ſeiner letzten Ausführung zu bringen.*) —

Franklin hatte ſich bei dieſen Worten von ſeinem Sitz erhoben, und ſtand, auf ſeinen Stock geſtützt, den er niemals aus der Hand zu legen pflegte, in einer nachdenklich zuhörenden Stellung da. Nachdem Mirabeau geendet, betrachtete er ihn lange mit ernſten, durchdringenden Blicken und ſchien ſein ganzes Ausſehen in allen Einzelnheiten zu muſtern. Die gewaltige Stirn Mirabeaus glühte noch von den Gedanken, denen er ſoeben in leidenſchaftlicher Erregung Worte gegeben hatte, und in ſeinen Haaren, die ſich flatternd wie eine Mähne über ſeinen Kopf legten, ſchien es wie kniſternde Funken zu ſprühen.

Franklin rückte wie zum Zeichen ſeiner Achtung, die er nicht vorenthalten zu dürfen glaubte, an ſeinem ſchwarzen Käppchen, und ſagte dann mit einer herzlichen

---

*) Montigny Mémoires sur Mirabeau II. 267. Peuchet Mémoires sur Mirabeau II. 295. Cadet de Gassicourt Essai sur la Vie de Mirabeau. (Oeuvres de Mirabeau VI. XXII.)

Betonung: Junger Mann, Ihr gefallt mir ausnehmend, und ich möchte Euch gern ſo recht von Herzen meine Liebeserklärung machen. Trügt mich nicht Alles, ſo werdet Ihr einſt der Mann der That für die Ideen dieſes Jahrhunderts ſein, und die junge amerikaniſche Freiheit wird durch Euch in Frankreich ihre Blüthe erleben. Wir werfen uns darum nicht eitel in die Bruſt, wenn wir glauben, daß die junge amerikaniſche Freiheit der neue Moſt der Völker iſt, der jetzt in Euch Franzoſen treiben wird, um Euch den ächten Feuerwein der Zukunft gewinnen zu laſſen. Aber die Amerikaner haben ihr Blut vergoſſen für ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und Blut iſt immer ein großes Beiſpiel und ein großer Segen, wodurch alle Herzen getränkt werden und alle Entſchlüſſe reifen. Was ich ſelbſt dabei gethan habe, iſt gering geweſen. Habe ich doch kaum andere Verdienſte, als daß ich mir in meiner ſchlichten Herzenseinfalt die Geſellſchaft am beſten aus Liebe, Brüderlichkeit und Arbeitſamkeit, und aus der darauf begründeten Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen, zuſammengeſetzt dachte. Wenn meine Landsleute dieſe Geſinnung in mir ſo reichlich anerkannt haben, daß ſie den armen Buchdrucker mit den wichtigſten Aufträgen und Stellen im Staat zu bekleiden anfingen, ſo habe ich dies der Glorie zu danken, in der Jeder erſcheint, der ſeine Zeit ſo recht in ihrem innerſten Grunde verſteht. Aber wenn ich ſolche Gaben ſehe," wie ſie Euch, Graf Mirabeau, kleiden, und wie ſie an ſo vielen bedeutenden Männern in dieſem Kreiſe hervorſtrahlen, ſo meine ich, daß die Bewegung in Frankreich, ſobald einſt ihre Stunde geſchlagen hat, ein glänzendes Feſt der ganzen Menſchheit ſein wird!

Hört! hört! rief Chamfort mit dem hellen, trompetenartigen Klang ſeiner Stimme. Der große Amerikaner lockt uns, daß uns die Seele im Leibe lachen muß, und wahrhaftig, der Mann, der den Blitzableiter und den elektriſchen Drachen erfunden und das Nordlicht zu erklären geſucht hat, der iſt auch der Mann dazu, um die ungeheure elektriſche Materie Frankreichs ausſtrömen zu machen. Wir haben auch hier in der letzten Zeit Verſuche mancherlei Art in Phyſik und Chemie getrieben, denn wenn man daran denkt, den Geiſt einer ganzen Nation zu erneuern, und das Reich der Freiheit in ihr aufzubauen, ſo ſchlägt man zuerſt das Buch der Natur vor ſich auf, und ſucht aus den Geſetzen derſelben zu ergründen, wie jedes Ding um ſeiner ſelbſt willen vorhanden iſt, und wie es durch ſich ſelbſt zu beſtehen, durch ſich ſelbſt zu leben, zu jubeln und zu genießen vermag. Aber als wir zuerſt von Euch hörten, Vater Franklin, daß Ihr den elektriſchen Drachen erfunden hättet, da geriethen wir hier außer uns vor Freude, und glaubten damit die wahre Maſchine der Zeit hergeſtellt zu ſehen. Wie Ihr Euern Drachen habt in die Höhe ſteigen laſſen, um die elektriſche Kraft aus den Wolken ſelbſt herabzuziehen, ſo entdeckten wir ſeitdem, daß auch die Franzoſen in ihrer eigenen Nationalkraft einen ſolchen elektriſchen Drachen beſitzen, den ſie bald werden ſteigen laſſen müſſen, um die Luft ihrer höheren Regionen zu unterſuchen, und ſich daraus vermittelſt dieſes Leiters herabzulangen, was der Nation gehört. Ihr ſeht, wir laſſen Euch gern als unſern Lehrmeiſter gelten, und mein Freund Mirabeau, wenn er auch den ſtolzen Franzoſen ſpielen zu müſſen glaubt, gehörte doch zu den Erſten, die ſolche elektriſche Drachen in Frankreich haben ſteigen laſſen, wie zum Beiſpiel ſeine göttliche Schrift über den Despotismus. Hat er mit dieſer nicht ſchon die ungeheure Elektricität des Gewitters bewieſen, das über Frankreich heraufzieht und ſich wohl bald, bald über ſeinem Haupte entladen wird? —

In dieſem Augenblick wurde durch den Diener Herr Etienne Montgolfier gemeldet. Die Nennung dieſes Namens brachte in der Geſellſchaft eine lebhafte Bewegung hervor, und man erinnerte ſich der Neuigkeit des Tages, welche durch die zuletzt aus Paris gekommenen Gäſte beſtätigt wurde.

Inzwiſchen trat Etienne Montgolfier ein, welcher dem größeren Theil der Anweſenden ſchon perſönlich bekannt war, und von Madame Helvétius mit zuvorkommender Freundlichkeit empfangen wurde. Er war ein noch ziemlich junger Mann von einigen dreißig Jahren, der auf ſeinem intereſſanten, bleichen Geſicht die Spuren der großen Anſtrengungen und Kämpfe verrieth, die er bisher an ſein mit ſo wunderbarem Erfolg gekröntes Streben geſetzt hatte. Zugleich machte er in ſeinem ganzen ungemein einfachen Auftreten den Eindruck der liebenswürdigſten Beſcheidenheit und Schüchternheit, die ſich auch in der Anſpruchsloſigkeit ausgedrückt hatte, mit der er die Erfindung des Luftballons größtentheils von ſich abzulehnen ſuchte, um ſie vorzugsweiſe ſeinem Bruder Joſeph, mit dem er alle Arbeiten gemeinſchaftlich gemacht, zuzuſprechen. Doch war es anerkannt, daß die Idee der neuen Erfindung zuerſt von Etienne ausgegangen, dem auch die Aufgabe zugefallen war, die neue Maſchine zuerſt in Paris und Verſailles zu erläutern und ſie dort die entſcheidenden Proben ihrer Kraft beſtehen zu laſſen.

Montgolfier, den jetzt alle Anweſenden mit ſichtlichem Intereſſe umringten, beſtätigte auf ihr Befragen, daß er heut in Auteuil eine neue Auffſteigung ſeines Ballons vor dem geſammten Hofe zu zeigen haben werde. Er lud die ganze Geſellſchaft ein, dem Schauſpiel beizuwohnen und dazu eine Tribüne, die er für ſie vorbehalten hatte, zu benutzen, indem er hinzufügte, daß er einen um ſo größern Werth darauf lege, als er noch einige Verbeſſerungen mit dem Ballon vorgenommen, die er am liebſten von dem Urtheil ſo berühmter und ſachkundiger Männer geprüft zu ſehen wünſche.

Die Zeit unſeres Diners iſt freilich noch nicht herangerückt, ſagte Madame Helvétius ungewiß und zögernd, und ich kann nichts dagegen haben, wenn Sie mir meine Gäſte, mit Einwilligung derſelben, auf eine Stunde entführen. Vorausgeſetzt, daß Ihr Schauſpiel nicht länger dauert, denn ſonſt würde ich ernſtlich dagegen proteſtiren, weil dann mein ganzes Diner in Grund und Boden verderben müßte. Und ich habe heut einige ungewöhnliche Novitäten aufzutiſchen, beſonders einen amerikaniſchen Schinken, den mir General von Lafayette zum Geſchenk übermacht hat, und welchen er in einer direkten Sendung des Generals Waſhington aus deſſen eigener landwirthſchaftlicher Fabrik empfing. Ihr könnt Euch denken, daß man einen ſolchen Schinken nun auch in ſeiner vollendetſten Zubereitung und in ſeinem zarteſten Gelingen erſcheinen zu laſſen wünſcht. Auch wird unſer liebenswürdiger Freund, der Marquis von Lafayette, noch ſelbſt zu unſerm Diner eintreffen. Nicht minder erwarte ich Diderot, der, obwohl er ſeit einigen Tagen recht betrübend kränkelt, mir doch verſprochen hat, zu kommen. Ich werde daher hier bleiben müſſen, bis auch dieſe eingetroffen ſind, damit ſie nicht mein ganzes Haus ausgeflogen finden. —

Montgolfier ſchien zwar von dieſer Auskunft befriedigt zu ſein, hatte aber ſichtlich noch einen Wunſch auf ſeinem Herzen, den er auszuſprechen zögerte. Endlich trat er damit hervor, daß es ihm darum zu thun ſei, einige Vögel und Hausthiere auf ſeiner diesmaligen Luftreiſe mitzunehmen, und er wandte ſich an Madame Helvétius mit der Bitte, ihm zu dieſem Zweck einige Bewohner ihres Hofes zu überlaſſen.

Er verſprach, daß den Thieren durchaus kein Leid geſchehen würde, denn der ſchon neulich angeſtellte Verſuch mit ihnen ſei vollſtändig glücklich ausgefallen und ſolle auf den Wunſch des Herzogs von Chartres, der heut mit aufſteigen werde, wiederholt werden. Der Herzog, welcher der Entdeckung der neuen Kraft ein beſonderes Intereſſe bewieſen, habe ſich auch die Begleitung der verſchiedenartigſten Thiere ausbedungen, um die Wirkungen der Atmoſphäre auf dieſelben zu beobachten. Montgolfier fügte hinzu, daß es ihm deshalb um einige ausgezeichnet ſchöne Exemplare zu thun ſei, wie er ſie nur bei Madame Helvétius finden könne.

Madame Helvétius ſchüttelte lächelnd mit dem Kopf und ſagte dann mit einigem Eifer: Nein, mein lieber Montgolfier, von meinen Thieren, die mir ſämmtlich ans Herz gewachſen ſind, kann ich kein einziges dazu verabfolgen laſſen. Denn ich würde es Euch und mir nie vergeben, wenn auch das ſchlechteſte meiner Geſchöpfe ſich bei dieſer Gelegenheit das Genick bräche. Und von meinen Vögeln könnte ich Euch auch nicht eine lahme Meiſe hergeben, denn um dieſe Zeit iſt Alles bei mir ausgeflogen. Ich halte mein Vogelhaus auf dem Hofe den Tag über nie verſchloſſen, was dann fliegen will, fliegt weit über die Felder und Gärten hinaus, und mit Einbruch der Nacht kommen ſie alle regelmäßig und treu wieder hereingeflattert. Es iſt meine Familie, die zu mir gehört, ich kenne und liebe jedes einzelne darunter, und keines möchte ich zum Experiment für den Herzog von Chartres hergeben. Ihr ſeht auch, die ganze Volière draußen iſt leer.

In dem faſt heftigen Eifer, der ſie ergriffen, ſtieß Madame Helvétius einen Fenſterflügel auf, der nach dem Hof hinausging, und man erblickte dort das große und prächtige Vogelhaus, welches in der Mitte des Hofes aufgebaut war, und deſſen Thurm und Drahtfenſter ſich ſämmtlich und nach allen Seiten hin geöffnet zeigten.

Montgolfier ſchwieg erröthend und gab durch eine Verbeugung zu erkennen, daß er alsdann auf dieſen Wunſch verzichten werde. Graf Mirabeau aber näherte ſich ihm, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte und mit der vornehmen Miene eines Beſchützers zu ihm ſagte: Vielleicht kann ich Ihnen einigermaßen aus der Verlegenheit helfen, Herr Montgolfier. Unſere Freundin, Madame Helvétius, hat ein zu empfindſames Herz für ihre Thiere, auch fürchtet ſie ohne Zweifel eine ſittliche und phyſiſche Anſteckung derſelben, wenn ſie in der Geſellſchaft des Herzogs von Chartres auch nur einige Minuten zubringen ſollen. Aber ich habe einen Hund, Miß Sarah genannt, an den mich zwar auch eine ſchon lange beſtehende Neigung feſſelt, der mich aber ſeit einiger Zeit durch tauſend Unarten ärgert, die ich ihm nicht wieder abgewöhnen kann. Ich habe ihm daher ſchon lange eine außerordentliche Strafe zugedacht, und Miß Sarah kann dieſelbe jetzt am beſten in Empfang nehmen, indem ich ſie zur Geſellſchaft eines Prinzen des königlichen Hauſes, wie der Herzog von Chartres iſt, verurtheile. Ich bin auch begierig zu ſehn, welchen Einfluß nicht die obere Luftatmoſphäre, ſondern die vertraute Nähe eines ſo hohen privilegirten Herrn auf die Hundenatur meines Lieblings äußern wird. Mein Hund iſt draußen auf dem Hofe, und iſt Euch mit ſeiner Perſon gedient, Herr Montgolfier, die, beiläufig geſagt, von ſehr ſeltener Schönheit iſt, ſo werde ich Euch Miß Sarah nachher zuführen, ſobald wir uns zu Euerem Schauſpiel begeben werden.

Dieſe Worte ſchienen bei der Geſellſchaft einen merkwürdigen Beifall zu finden, der in leiſem Gemurmel und dann in einem allgemeinen Gelächter geäußert wurde. Montgolfier jedoch ſäumte nicht, das ihm gemachte Anerbieten dankbar anzunehmen.

Ich möchte aber noch eine Fürbitte bei Madame Helvétius wagen! rief Chamfort mit launigem Ausdruck. Sollte es nicht doch angemeſſen ſein, auch aus dem philoſophiſchen Landhauſe von Auteuil einen kleinen Beitrag zur Geſellſchaft des Herzogs von Chartres zu liefern? Ich würde dazu die alte ſchwarze Katze vorſchlagen, welche uns Alle durch ihr bösartig gravitätiſches Weſen ſchon oft genug geärgert, und die erſt neulich die ſchönen Hände unſerer Freundin zerkratzte. Ich weiß zwar, dieſe Katze ſtammt noch von dem großen Helvétius, Eurem Gemahl, her, der ſie liebte, und unter deſſen Schreibtiſch ſie immer ſitzen mußte, wenn er an ſeinen philoſophiſchen Werken arbeitete. Der Heros des Materialismus ſetzte dann oft, indem er ſchrieb, ſeine Füße auf den elektriſchen Rücken dieſer Katze, und ſeine gewaltige Lehre, wonach er das ganze Weſen des Menſchen nur für phyſiſche Senſibilität erklärte, wurde gewiſſermaßen auf dieſem funkenſprühenden Katzenfell ergründet. Die Katze Tamtam iſt dadurch ohne Zweifel eine welthiſtoriſche Katze geworden, und wenn ſie daraus ihr Recht herleitet, kratzig und biſſig gegen ihre alten

Freunde zu ſein, ſo wollen wir ſie dafür jetzt etwas abſtrafen. Außerdem würde es doch die größte Genugthuung für uns ſein, dieſe vielbedeutſame Katze des Helvétius, in der gewiß einer der Urdämonen ſteckt, mit dem liebenswürdigen Herzog von Chartres zuſammen in die Luft zu ſchicken. Sie, die das neue Syſtem des Jahrhunderts hat entſtehen ſehn und vielleicht erſchaffen helfen, würde das intereſſanteſte Vis-à-vis für einen Prinzen ſein, der uns den Sündengipfel einer alten, von uns verworfenen Zeit in erſtaunlicher Größe darſtellt.

Sehr raffinirt und ſehr parador, wie immer, aber auch nicht übel, wie immer! erwiderte Madame Helvétius. Nun, meinetwegen, Tamtam ſoll Euch mit Vergnügen zu Dienſten ſtehen, Herr Montgolfier. Ich werde Auftrag geben, Euch die ſchwarze Reiſegefährtin ſogleich herbeirufen zu laſſen.

In dieſem Augenblick hörte man ein leiſes Knarren an der einen nach Hof und Garten hinausgehenden Flügelthür des Salons. Dieſelbe war nicht eingeklinkt geweſen und öffnete ſich jetzt wie von ſelbſt zu einer Spalte, durch welche eine große ſchwarze Katze hereintrat. Ihr Erſcheinen in dieſem Moment brachte eine unwillkürliche Ueberraſchung bei den Anweſenden hervor, von der auch Madame Helvétius ſich ſo betroffen fühlte, daß ſie die Katze ungehindert durch den Salon auf ſich zuſchreiten ließ.

Die Katze ſetzte ſich wie hülfeflehend zu den Füßen ihrer Herrin nieder und ſchmiegte ſich an den Kleidern derſelben feſt, indem ſie mit pathetiſchem Schnurren ihren langen Schweif emporringelte.

Fort mit Dir, alte Tamtam! rief Madame Helvétius zürnend. Du biſt wieder ſo zudringlich, weil Du auf Deine Vergangenheit trotzen zu können glaubſt.

Der Salon hatte ſich aber plötzlich noch mit einer Menge anderer Thiere gefüllt, welche durch die offen gebliebene Spalte der Thür eingedrungen waren. Darunter befanden ſich nicht nur mehrere der größeren Bewohner des Hauſes, ſelbſt eine Ziege, welche bartſchüttelnd und mit einer fragenden Bewegung ihres Kopfes am Eingange ſtehen blieb, ſondern es flatterte auch eine ganze Schaar Vögel herein, die von ihrem Ausfluge auf die benachbarten Felder früher als ſonſt zurückgekehrt zu ſein ſchienen und in auffallender, ängſtlicher Unruhe ihre Herrin ſuchten, welche ſie diesmal nicht, wie ſonſt, körnerſtreuend und mit freundlichen Worten lockend, am Vogelhauſe empfangen hatte.

Madame Helvétius ſah mit dem höchſten Ausdruck des Erſtaunens dieſem ihr unerklärlichen Treiben ihrer Lieblinge zu, die ſich ihr auf Hals und Schultern ſetzten, und, mit den kleinen Flügeln unaufhörlich anſchlagend, ihre Schnäbel öffneten, um die Küſſe, welche ſie ſich gewöhnlich von den Lippen ihrer gütigen Gebieterin holen durften, zu erwarten. Zwei Zeiſige hatten ſich ſogar auf den neuen Kopfputz der Madame Helvétius zu ſetzen gewagt und pickten luſtig an den Kräutern und Blättern, welche den neumodiſchen Aufſatz zierten.

Es muß etwas zu bedeuten haben, daß ihr heut ſo früh zurückkehrt! ſagte Madame Helvétius, die unverſchämten Zeiſige mit der Hand fortjagend. Ihr ſchwärmt ſonſt bis zur ſinkenden Abendſonne umher, ihr Wildfänge, ehe es Euch einfällt, wieder zur Volière hinzufliegen und Eurer alten Freundin den Abendgruß zu bringen. Und jetzt ſtört ihr mich im Salon und unter meinen Gäſten. Was in aller Welt wollt ihr denn? Hat euch etwas Ungewöhnliches draußen verſcheucht und geängſtigt?

Die Antwort auf dieſe Frage wurde in demſelben

Augenblick durch ein donnerähnliches Getöſe gegeben, welches ſich aus der Ferne her vernehmen ließ und bald erkennbar näher kam.

Es ſind die Equipagen des Hofes, welche ſoeben in Auteuil einfahren! ſagte Chamfort, indem er lachend an's Fenſter eilte. Das Thierparadies unſerer Freundin, in dem ſie ſelbſt als Engel waltet, hat die Schlange des Hofes in ſeiner Nähe verſpürt und iſt darüber vor Entſetzen auseinandergeſtoben. In der That, das iſt ein Höllenlärm, der ganze Hof mit ſeinem Gefolge, zehn, zwölf Wagen, und daneben und dahinter noch eine Reihe glänzender Reiter, Herren und Diener. In dem ſtillen Auteuil hat man nie den Hof geſehen und gehört, und was Wunder, daß die Thiere auf den Feldern und Wegen aufſchrecken und ängſtlich nach Hauſe eilen.

Herr Montgolfier empfahl ſich jetzt, da die pünktliche Ankunft des Hofes ihn ſchleunigſt abrief, um ſeine Vorbereitungen für die Auffteigung ſeines Ballons zu vollenden. Er nahm noch die Verſicherung mit, daß die Thiere zur rechten Zeit an Ort und Stelle ſein würden.

Die Geſellſchaft ſchickte ſich jetzt ebenfalls an, das Haus zu verlaſſen, um dem Schauſpiel beizuwohnen, nachdem die Verabredung erneuert worden, daß Madame Helvétius mit den ſpäter eintreffenden Freunden nachkommen werde.

II.

Der Hund des Mirabeau und die Katze des Helvétius.

Auf dem großen und geräumigen Platze, welcher in der Mitte von Auteuil lag, waren die Tribünen für Hof und Publikum, welche dem dritten Experiment Montgolfiers mit ſeinem Ballon beiwohnen wollten, aufgeſchlagen worden.

Schon vor Ankunft des Hofes hatten ſich die dem größeren Publikum beſtimmten Tribünen mit Zuſchauern aller Art, die aus Paris und der Umgegend herzugeſtrömt waren, überfüllt, und es drückte ſich in der buntgemiſchten, dichtgedrängten Menge bereits die lebhafteſte und ungeduldigſte Erwartung aus, die ſich auch mit mancherlei ſcharfen und rückſichtsloſen Aeußerungen über den Herzog von Chartres färbte, deſſen Abſicht, heut mit dem Ballon in die Luft zu ſteigen, bereits allgemein bekannt geworden war. *)

Die Geſellſchaft aus dem Landhauſe der Madame Helvétius langte auf den ihr vorbehaltenen Plätzen an, nachdem ſich der Hof bereits vollſtändig in den zu ſeiner Aufnahme eingerichteten, mit Sammet und Gold prächtig ausgeſchlagenen Logen verſammelt hatte.

In der gerade in der Mitte liegenden Loge erblickte man den König und die Königin und neben derſelben die Prinzeſſin von Lamballe, die ſeit Kurzem durch die ungewöhnliche und zärtliche Liebe, welche ihr Marie Antoinette widmete, auch zur Intendantin des Haushalts der Königin ernannt worden war.

In zwei andern Logen rechts und links hatten die Brüder des Königs, Monſieur, der Graf von Provence, und der Graf von Artois, mit ihren Gemahlinnen und ihrem Hofſtaat Platz genommen. In einer dritten Loge ſah man den Herzog Louis Philipp von Orléans, den Vater des Herzogs von Chartres, zu ſeiner Seite die ſchöne Frau von Monteſſon, mit der er ſeit Kurzem in heimlicher Ehe verbunden war.

Auch erblickte man unter den Würdenträgern des

---

*) Vgl. Soulavie Mémoires du regne de Louis XVI. T. II. 109.

Hofes den neuen Finanzminiſter Herrn von Calonne, der erſt im vorigen Jahre zu der von Tag zu Tag ſchwieriger werdenden Aufhülfe der zerrütteten Finanzen Frankreichs berufen worden.

Als der Hof eingetreten war, hatte ſich zuerſt auf allen Tribünen ein tiefes, lautloſes Stillſchweigen, das nicht ſowohl einen gleichgültigen als vielmehr einen peinlichen und unheimlichen Charakter zu haben ſchien, wahrnehmen laſſen.

Die Zeit ſchien vorüber, wo der junge König ſich von den jauchzenden Zurufungen der Nation, die ihn vor zehn Jahren bei ſeiner Thronbeſteigung empfangen hatten, bei ſeinem öffentlichen Erſcheinen umgeben ſah. Damals, wo Frankreich nach dem Tode des laſterhaften und verbrecheriſchen Ludwigs XV. einen Augenblick aufathmete, war ihm der jubelnde Beinamen des Erſehnten (le Desiré) entgegengeflogen, aber der damals neunzehnjährige König hatte an dieſem Namen ſelbſt keinen Geſchmack gefunden. Er wollte ſich durch ſeine Thaten den Namen eines Wohlthäters des Volks verdienen. Seitdem aber ſchien die Nation nur ſtumm, mürriſch und voll Mißtrauen gegen ihn zu ſein, wo und wie ſich auch Ludwig XVI. in der Oeffentlichkeit zeigen mochte.

Das Schweigen, welches man heut dem Hofe bei ſeinem Erſcheinen entgegenſtellte, charakteriſirte ſich jedoch auf eine bedenklichere Weiſe als je durch den Gegenſatz, in welchen das Publikum beim Anblick Franklins verfiel, der kaum an die Brüſtung der Tribüne vorgetreten war, um ſeinen Platz einzunehmen, als man ſich auch ſchon von allen Seiten ſtürmiſch erhob, und unzählige, nicht enden wollende Lebehochs für Franklin, die von den geſchwungenen Tüchern der Damen begleitet wurden, den Raum durchflogen.

Franklin begnügte ſich, mit ſeinem eigenthümlichen, herzgewinnenden Lächeln an ſeinem ſchwarzen Käppchen zu rücken, um ſeinen Dank zu erkennen zu geben. Dann ließ er ſich zwiſchen Mirabeau und Condorcet nieder, an deren Arm er eingetreten war, und kreuzte ſeine Arme über ſeinem Stock, auf welchen er ſich nachdenklich, und mit einem drollig beſorgten Blick auf die ihnen gegenüberliegenden Logen des Hofes, ſtützte. Hinter ihnen in der zweiten Reihe hatten Chamfort und Cabanis neben einander Platz genommen.

Das Publikum ſchien ein großes Intereſſe an der Beobachtung dieſer ganzen Geſellſchaft zu nehmen, welche ſich mit Franklin eingefunden hatte. Namentlich waren auch Mirabeau und Condorcet der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Man kannte den Antheil, welchen auch dieſe Männer mehr oder weniger an dem in Paris berathenen Verfaſſungswerk für die freigewordenen Amerikaner genommen haben ſollten, und die Ideen der Freiheit und Gleichheit und der Menſchenrechte hatten ſich zuerſt an den Namen Franklin, Condorcet und Mirabeau in Umlauf zu ſetzen begonnen. *)

Ueber das Geſicht des Königs hatte ſich bei dieſem Vorgang, durch welchen Franklin von neuem öffentliche Huldigungszeichen des franzöſiſchen Volkes empfing, eine ihn trübe beſchattende Wolke gebreitet. Die edeln, die innerſte Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit abſpiegelnden Züge ſeines Antlitzes hatten ohnehin leicht einen melancholiſchen Anſtrich, und es trat dann in Momenten, die ihn verſtimmt zeigten, leicht eine gewiſſe unglückliche Haltung ſeines Weſens hervor, welche durch mancherlei Nachläſſigkeiten, in denen ſich ſeine perſönliche Erſcheinung gefiel, beſonders aber durch die beſtändige Unordnung ſeiner Haare, noch auffallender hervorgehoben wurde.

Während der König Ludwig XVI. beim Anblick

---

*) Mémoires de Madame Campan. I. 236.

des Publikums in ein trübes Nachſinnen zu verfallen ſchien, hob die Königin Marie Antoinette in dieſem Augenblick nur um ſo ſtolzer und ſiegesgewiſſer ihr ſchönes Haupt empor. Sie ließ ſogar ihre Blicke mit einem entſchieden ſpöttiſchen Ausdruck im Publikum umherſchweifen und betrachtete daſſelbe, ſich übermüthig zurücklehnend, mit einer halb mitleidigen, halb geringſchätzigen Miene.

Der Enthuſiasmus der Franzoſen für Franklin war der Königin nicht nur perſönlich zuwider, ſondern ſie erkannte auch darin, mit weit ſchärferem Taktgefühl als Ludwig XVI. ſelbſt, die Neigung des Volkes, den Vertreter einer Republik in dem alten Amerikaner zu feiern, und damit der Monarchie und dem Königsthron eine beleidigende Grimaſſe zu ſchneiden. Marie Antoinette war zu ſtolz und zu ehrlich, um ihre eigene Herzensmeinung verbergen oder der Maſſe gegenüber auch nur einen Augenblick lang in einen duldſameren und verſöhnlicheren Schein zu verkleiden. Sie hatte dadurch die Zahl ihrer Feinde bereits auf allen Seiten gemehrt und eine Mißſtimmung gegen ſich hervorgerufen, die ſich täglich an ihrem Muthwillen, an ihrem Spott und an ihrem freimüthigen Widerſpruch gegen Alles, was ihr nicht angenehm und entſprechend war, ſteigerte.

Man erkannte es aber auch jetzt an dem reinen, harmoniſchen Ausdruck ihrer Schönheit und an der glänzenden Heiterkeit und Sicherheit ihres Auftretens, daß Marie Antoinette ſich durchaus in keinem ernſten Mißverhältniß zum Publikum und zur Nation befangen fühlte. Auf ihren in wunderbarer Regelmäßigkeit geſtalteten Zügen lag zugleich eine anmuthig ſtrahlende Gewißheit ihrer ſelbſt, die ſich überall in friſcher, jugendkräftiger Bewegung gehen ließ, und, ſobald ſie wollte, auch der Andern gewiß ſein zu können glaubte.

Aber man ſah es gerade in dieſem Augenblick, wo das Publikum bei der harmloſeſten Veranlaſſung ihr gegenüber war, daß keine Neigung dafür herrſchte, die Königin zu bewundern und, wozu man ſo leicht und dringend aufgefordert ſein konnte, ihrer wahrhaft bezaubernden Erſcheinung Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Die Königin ſtand erſt in ihrem neunundzwanzigſten Jahre, und machte noch einen um Vieles jüngeren Eindruck, wozu beſonders die unendliche Weiße und Zartheit ihres Teints, die friſchen lebhaften Geſichtsfarben, und das wunderbar reine und ächte Blond ihrer Haare beitrugen.

Die Gegnerſchaft, welche ſich im Publikum ſchon früh gegen Marie Antoinette gebildet hatte, ſchien jedoch ebenſo blind für die Reize ihrer ſeltenen Schönheit, als unerkenntlich gegen ihre Bemühungen, die Leiden des Volkes durch Wohlthaten und Zuwendungen aller Art zu mildern. Man hatte ſich daran gewöhnt, in ihr die Gegnerin der Nation zu ſehen, was ſie auch immer thun oder beabſichtigen mochte, und jede ihre Handlungen zog einen Schweif von Verläumdungen und gehäſſigen Chanſons hinter ſich her, die jede andere Auffaſſung ihres Weſens verdunkelten.

Bald verbreitete ſich auch jetzt ein unangenehmes Geflüſter und Gemurmel auf mehreren Seiten des Zuſchauerraumes, als die Königin fortfuhr, das Publikum mit ſtechenden Blicken gewiſſermaßen herausfordernd zu muſtern. Marie Antoinette ſchien dieſe ihr entgegengekehrte Stimmung ſogleich herauszuempfinden, aber ſie ſcherzte und lachte nur darüber, indem ſie, ſogar etwas etiquettenwidrig ihre ſchlanke Geſtalt in die Höhe hebend, ſich zur Prinzeſſin von Lamballe hinüberbog und derſelben die anſcheinend muthwilligſten Dinge ins Ohr flüſterte.

Wir befinden uns ſchon wieder in einer charakteriſtiſchen Situation! ſagte Chamfort, der hinter Mirabeau ſaß und demſelben von hinten die Hand auf die Schulter legte, um ihn aufmerkſam zu machen. Die Königin vergnügt ſich auch hier auf ihre eigene Hand, worin ſie bekanntlich ſo ſtark iſt. Die nächtlichen Promenaden auf der Terraſſe fallen ſchon lange nicht mehr vor, eine ganze Sturmfluth von ſatiriſchen Couplets hat dies unſchuldige Vergnügen weggeſchwemmt, und nun ſchafft ſich der Muthwillen der geiſtreichen Königin aus dem Publikum ſelbſt ſeinen Zeitvertreib und macht ſich über die Geſichter des guten franzöſiſchen Volkes luſtig. Seht nur, wie die Adlernaſe der ſchönen Frau, die doch faſt eine zu ſcharf gebogene Spitze hat, in dieſem Augenblick den feinſten, durchdringendſten Spott ausdrückt, und die fette, öſterreichiſche Hängelippe macht ſoeben ein neues Bonmot, ich wette, ein ſehr luſtiges, aber auch ſehr ſchneidendes.

Gegen Alles mögt Ihr ſprechen, aber nur nicht gegen die Schönheit der Königin! entgegnete Mirabeau, indem er ſich mit ſeinen Augen und Gedanken ganz und gar in die Betrachtung der Königin zu verlieren ſchien. Ich glaube doch einigermaßen Kenner zu ſein, aber etwas Vollendeteres und Schöneres, als dies wunderbare Oval ihres Geſichtes, habe ich nie geſehn. Faſt wäre ſie mir etwas zu mager, aber auch darüber liegt ein Reiz und eine unbeſchreibliche Grazie ausgegoſſen. Der herrliche Bau der ganzen Geſtalt iſt ohne Tadel, wie kaum je ein Werk aus den Händen der Schöpfung hervorgegangen. In allen Bewegungen ihrer Glieder lacht und dehnt ſich ſo unbefangen und üppig die ächte Jugend, die nichts von Königthum und Standesprivilegien weiß! Ich dächte, Chamfort, dies engelgleiche Geſicht müßte ſich auch in unſere neue Zeit mit hinübernehmen laſſen!

Um Gotteswillen, was ſoll man von Euern Grundſätzen denken, Graf Mirabeau? lachte Chamfort. Ihr ſeid auf dem Wege, Euch in die Königin zu verlieben, und dann iſt es vorbei mit unſerer neuen Zeit, die auf Euch als auf ihren Anführer wartet. Und wie, für die neben der Königin ſitzende Prinzeſſin von Lamballe ſcheint Ihr gar kein Intereſſe mehr zu haben? Iſt dieſe Prinzeſſin nicht auch blond und ſchön, und noch vor nicht langer Zeit waret Ihr ſtolz darauf, der heimlich begünſtigte Freund zu ſein, der ſich der zärtlichſten Abenteuer mit einer Prinzeſſin von Geblüt rühmen durfte.

Ihr kennt meine Anſichten von den Frauen, Chamfort, entgegnete Mirabeau, indem er einen langen, glühenden Blick auf die Prinzeſſin von Lamballe hinüberwarf. Ich weiß, daß wir darüber uneinig bleiben werden, denn Ihr, obwohl der größte Satiriker, den dieſe Zeit hat hervorgehen laſſen, ſeht doch in den Frauen eine höhere Offenbarung des Genius, und glaubt, daß man einen Bund auf Tod und Leben mit einem Unterrock ſchließen kann. Meine Anſicht von den Frauen iſt bei weitem heiterer. Eine Frau iſt ein warmer Blüthentag, den man heut genießen muß, weil man morgen ſeiner nicht mehr gewiß ſein kann. Jede Blüthe iſt immer eine Sache von Tag und Nacht, mein Freund, und ſie iſt heut nur ſo ſchön und vielgewährend für uns. Morgen können ihr ſchon Sonnenſchein, Beleuchtung und Wetter nicht mehr günſtig ſein, und wenn ſie nicht hingewelkt und zerflattert iſt, ſieht ſie Euch doch bereits als eine ganz andere, fremdgewordene an. Da haſt Du die Geſchichte meines Verhältniſſes mit der Prinzeſſin von Lamballe.

Etwas länger, als Tag und Nacht, muß es doch mit Euch gedauert haben, bemerkte Chamfort. Denn ſie begünſtigte Dich ſchon, als Du noch auf dem

Schloßthurm von Vincennes ſaßeſt, und Du verdankteſt ihr manchen heimlichen Ausflug nach Paris, den Du zu einem Rendezvous mit der ſchönen Prinzeſſin benutzen konnteſt.*) In der That, ſie iſt ſchön, ſchön durch ihr wundervolles, mildſtrahlendes Antlitz, und faſt ſchöner noch durch ihr Unglück, das ihrer ganzen Geſtalt dieſe innere Weichheit und Wehmuth gegeben zu haben ſcheint. Denn ich halte es für das größte Unglück, das einem edeln, reinen Geſchöpf begegnen kann, mit einem Prinzen aus dem Hauſe Bourbon vermählt worden zu ſein.

Sie war ja nur funfzehn Monate an dieſen Prinzen Lamballe gefeſſelt, bemerkte Mirabeau. Ihre einzige Empfindung in dieſer abſcheulichen Ehe war ein ſehr geſunder Ekel, durch welchen ſie ſich ihr überaus köſtliches Naturell bewahrte. Sie ſah neben ſich einen Prinzen, der, ungeachtet ſeiner zwanzig Jahre, ſchon von allen Lüſten und nichtswürdigen Krankheiten zerfreſſen und aufgelöſt war. Sie geſtand mir oft, daß ſie am Sterbelager dieſes erlauchten Elenden gewünſcht habe, eine einfache Tochter aus dem Volke geboren zu ſein, und niemals den Peſthauch des franzöſiſchen Hofes kennen gelernt zu haben.

---

*) Cadet de Gassicourt Essai sur la vie de Mirabeau. (Oeuvres de Mirabeau. T. VI. p. XVIII.)

Ah, erwiderte Chamfort lachend, Ihr wollt mir damit nur andeuten, wie meiſterlich Ihr Euch darauf verſteht, auch die Prinzeſſinnen von Geblüt demokratiſch zu machen, und wie wir Euch darum getroſt jedem anderen Verhältniß ſolcher Art überlaſſen könnten. Nun, Frankreich verläßt ſich gewiß in jedem Betracht auf Euere Talente, Graf Mirabeau! Aber gebt Acht, der edele Herzog von Chartres zeigt ſich da eben unten im Raum, und ſpricht mit Meiſter Montgolfier, wahrſcheinlich über die Sicherheit des Ballons, der doch nun hoffentlich bald ſeine Luftreiſe wird beginnen können. Ja, ja, es iſt nichts Geringes, einen Prinzen des Königlichen Hauſes in die Wolken zu befördern, und wenn er auch Muth hat, ſo muß doch mit aller und jeder Sicherheit für dies koſtbare Haupt vorgebeugt werden. Aber Montgolfier hat ſich offenbar verſpätet, die hellen Schweißtropfen perlen ihm von ſeiner klugen Stirn, und er arbeitet noch an der Füllung und Aufſtellung ſeiner Maſchine, die ihm im letzten Augenblick allerlei Bedenken einzuflößen ſcheint. Unſer Herzog von Chartres wird darüber ungeduldig und kehrt ihm den Rücken. Dann begiebt ſich ſeine

Königliche Hoheit tänzelnd und ſich ſpreizend wieder hinter den rothen Sammet-Vorhang zurück, der da unten die für ihn vorbehaltene Tribüne bedeckt.

Es iſt ein recht intereſſantes Ungeheuer, dieſer Herzog von Chartres! ſagte Mirabeau. Wenn er nicht gleichzeitig ſo ſehr Geck wäre, könnte er für einen ganz tüchtigen Verbrecher gelten, aber ſeine Schandthaten miſchen ſich noch immer zu ſehr mit ſeinen Narrheiten, und ich geſtehe, daß er es bei mir nicht viel weiter, als bis zum Eindruck einer komiſchen Figur gebracht hat.

Vielleicht wächſt er uns recht bald zur Figur einer Tragödie in die Hände, ſetzte Chamfort leiſer hinzu. Einige Anlagen hat er ſchon durch die verhängnißvolle Rolle bewieſen, welche er als Schwager des unglückſeligen Prinzen von Lamballe geſpielt. Er verführte denſelben nicht nur nach einem teufliſch angelegten Plan zu dem laſterhaften und ſchändlichen Leben, das ihn tödtete, ſondern er war auch ſein Giftmiſcher, der ihn mit toll machenden Getränken berauſchte und ihn dann durch gemiethete Creaturen mit jener fürchterlichen Anſteckung beglücken ließ. Wäre der Prinz von Lamballe nicht der einzige Sohn und Erbe des reichen Herzogs von Penthièvre geweſen, ſo würde ihn der Herzog von Chartres vielleicht nicht zum Opfer ſeiner ſataniſchen Gaukeleien auserſehen haben. Denn er wollte von dem großen Vermögen, das dem Prinzen einſt zufallen mußte, einen Theil zu ſich hinüberlenken. War dies nun eine komiſche oder eine tragiſche Charakter-Rolle, Freund Mirabeau?

Ich muß dabei bleiben, verſetzte Mirabeau, daß der Eindruck davon für mich wieder ein komiſcher geweſen. Denn hätte der Orgien-Herzog, Herr von Chartres, den Prinzen von Lamballe nicht verführt und das ekelhafteſte Präparat unſerer Hofſittlichkeit aus ihm gemacht, ſo würde die Prinzeſſin vielleicht Geſchmack an ihrem jungen Gemahl gefunden haben, und ſie lebten noch heut in der idylliſchen Ehe zweier Turteltauben miteinander. Dann wäre ich der ſchönen blonden Prinzeſſin vielleicht nicht in Vincennes begegnet, wo ſie ſich zufällig befand, als ich dort in meinen Freiſtunden auf den Feſtungswällen ſpazieren ging. Ich wäre ihr nicht durch ihren Begleiter, den Grafen d'Entraigues, meinen alten Freund, vorgeſtellt worden, und ſie hätte ihr liebevolles Intereſſe an meinem Schickſal nicht auf meine Perſon übertragen. Dieſe Vielleichts, Chamfort, ſind die wahre Komödie des Lebens, und Ihr ſeht, Herr Philoſoph, ich verdanke eine ganze Mannigfaltigkeit davon den ſchlechten Streichen des Herzogs von Chartres.

So ſeid Ihr ihm alſo obenein noch Dank dafür ſchuldig! verſetzte Chamfort mit einer ſpöttiſchen Heiterkeit. Aber ſeht, jetzt tritt er wieder da unten heraus und treibt den armen Montgolfier, doch endlich Alles zur Abfahrt fertig zu machen. Die Ungeduld, ſich bei dieſer Gelegenheit auszuzeichnen, kribbelt ihm in allen ſeinen erlauchten Gliedern. Er hat ſich heut zu dieſem Schauſpiel ganz und gar engliſch angezogen. Ja, er iſt jetzt der Anführer der Anglomanen in Paris geworden und bildet damit ein Stückchen Oppoſition gegen den übrigen Hof. Was meint Ihr zu dieſem engliſchen Frack des Herzogs von Chartres, Graf Mirabeau? Wie maleriſch nimmt ſich doch dies Individuum von Geblüt im Frack aus, mit einem ſolchen Schwalbenſchwanz von rothem Scharlachtuch, mit den großen vergoldeten Knöpfen, darunter die ſchöne Weſte von Mouſſeline, das Beinkleid von ſchwarzer Seide, und die blau und weiß geflammten Strümpfe! In der Hand hält er höchſt zierlich die Badine, das kleine Stöckchen, das er beſtändig auf und nieder ſchwingt, und das nicht viel anders ſich ausnimmt, als der friedliche Stab, mit dem mein Stiefelputzer mir alle Morgen die Röcke ausklopft.

Ich bin ſchon froh, daß der Herzog von Chartres bei dieſer Gelegenheit überhaupt etwas auf dem Leibe hat, bemerkte Graf Mirabeau. Es iſt ja noch nicht lange her, daß er, um eine Wette zu gewinnen, ganz nackt, wie ihn Mutter Natur, oder vielmehr Mutter Sünde geſchaffen, von Verſailles nach ſeinem Palais Royal ritt. Ueber die Anglomanie ſcheint man aber bereits am Hofe von Verſailles hinlänglich getröſtet. Man weiß recht gut, daß er aus London nichts weiter als den Frack und ſeine Rennpferde herüberkommen laſſen wird. Denn daß er am engliſchen Parlamentsweſen keinen Geſchmack bekommen wird, hat er ſchon durch ſeinen kindiſchen Haß gegen unſere unſchuldigen franzöſiſchen Parlamente bewieſen. Wäre er nur erſt recht weit in die Luft hinaufbefördert, damit wir endlich zu unſerm Diner gelangen könnten. —

Jetzt wurde die Aufmerkſamkeit auf eine bisher leer gebliebene Loge hingelenkt, die ſich ihnen zur Seite und der Tribüne des Hofes ſchräg gegenüber befand. Die dort Eintretenden zogen plötzlich die Blicke der ganzen Verſammlung auf ſich, und ein ungeheurer Jubel, mit einem nicht enden wollenden

Beifallklatſchen, brach auf der Seite des Publikums los.

Es war der General von Lafayette, deſſen Erſcheinen in derſelben enthuſiaſtiſchen Weiſe ausgezeichnet wurde, als es vorher bei dem Eintreten Franklins der Fall geweſen war.

Der junge General, der ſeit ſeiner Rückkehr aus Amerika der erklärte Liebling des Tages geworden war, nahm dieſe ihm dargebrachte Huldigung mit einer leiſen, dieſelbe faſt von ſich ablehnenden Kopfneigung entgegen. Er führte an ſeinem Arm Madame Helvétius herein, die in ihrer heitern und anmuthvollen Haltung neben ihm Platz nahm. Auf der andern Seite Lafayette's war mit ihm der Graf d'Eſtaing erſchienen, der berühmte und tapfere Admiral Frankreichs, der in dem amerikaniſchen Freiheitskampfe die franzöſiſchen Hülfsgeſchwader befehligt hatte, und ſeit dem Abſchluß des Friedens ſich wieder in Paris befand. Er ſowohl, als ſein Freund Lafayette, trugen auf ihrer Bruſt den Adler des Cincinnatus-Ordens, jener neuen, zum Andenken an die glorreiche Revolution begründeten Decoration, welche in den Vereinigten Staaten von Amerika zugleich einen eigenthümlich geſchloſſenen Geſellſchaftsbund zu bezeichnen angefangen hatte.

Der Marquis von Lafayette, ein junger Mann von erſt ſiebenundzwanzig Jahren, machte mehr durch den romantiſchen und abenteuerlichen Kriegsruhm, der ſo glänzend an ſeiner Perſon haftete, als durch ſeine äußere Erſcheinung, der eine gewiſſe Freiheit und Sicherheit des Auftretens fehlte, einen hervorragenden Eindruck. Er hatte in allen ſeinen Bewegungen leicht etwas Linkiſches und Ungeſchicktes, und dieſer Mangel an äußerer Grazie wurde durch eine ungemein kurze Taille, die ſeiner Geſtalt einen ungünſtigen Ausdruck gab, noch mehr hervorgehoben. Dies erſetzte ſich jedoch bei ihm vollkommen durch den Ausdruck natürlicher Milde und Herzensgüte, der in den gewinnendſten und unwiderſtehlichſten Zügen über ſeinem ganzen Weſen lag, und ihm, in dieſer Miſchung kindlicher Sanftmuth und charaktervollſter Entſchiedenheit, zugleich jenen volksthümlichen Zauber lieh, welcher der Geſtalt Lafayettes ſtets eigen geblieben. Das ſtarke Roth ſeiner Haare ſtörte dieſe anziehende Freundlichkeit ſeiner Phyſiognomie nicht, ſondern färbte nur den Ausdruck derſelben etwas pikanter und ſchärfer.

Während Lafayette dem ihm entgegenjubelnden Publikum mit einiger Zurückhaltung gedankt hatte, wandte er ſich, Franklin gewahrend, jetzt mit großer

Angelegentlichkeit der Begrüßung desſelben zu, was von Franklin, der ſich mit jugendlicher Lebhaftigkeit von ſeinem Sitz erhob, um ihm zu danken, mit nicht geringerer Beeiferung, und zugleich mit der ganzen Feierlichkeit, die er ſich dabei als Repräſentant des amerikaniſchen Volkes geben zu müſſen glaubte, erwidert wurde.

Als das Publikum ſah, wie ſich beide Männer mit einer ſolchen Innigkeit und mit nicht enden wollenden Küſſen, welche ſie ſich durch die Luft zuwinkten, einander begrüßten, brach es in ein ſtürmiſches Beifallsrufen und Händeklatſchen darüber aus.

Lafayette, der mit ſeinem leicht hingeriſſenen Gefühl dieſem Moment nicht widerſtehen zu können ſchien, ſchlug, zum Zeichen, daß er die Abſichten der Verſammlung verſtanden habe, an den koſtbaren Degen, welcher ſeine Seite zierte. Dann zog er denſelben raſch und mit einer bedeutſamen Handbewegung aus dem Gefäß und entblößte ihn vor dem Publikum, indem er, jetzt auf beiden Händen den Degen in die Höhe hebend, ihn nach allen Seiten hin dem Publikum entgegenſtreckte.

Es war dies der goldene Degen, welchen der Congreß der Vereinigten Staaten dem General Lafayette überſandt hatte, und der ihm durch Franklin im Namen der amerikaniſchen Unabhängigkeit und zugleich als Symbol des zwiſchen Frankreich und Amerika begründeten Freundſchaftsverhältniſſes überreicht worden war.*)

Bei dieſem Anblick erhob ſich ein donnernder Beifall, der von allen Seiten her die Luft erſchütterte.

Auf den Tribünen des Hofes herrſchte einen Augenblick lang ein bewegungsloſes Schweigen. Das Geſicht des Königs ſah mehr betroffen als erzürnt über dieſe ſo rückſichtslos in ſeiner Gegenwart dargebrachte Huldigung aus, aber die Königin, leidenſchaftlicher und offener in Allem, was in ihr vorging, ſchien kaum noch ihre ruhige Haltung bewahren zu können. Doch die Worte, welche ſie dem König jetzt haſtig zuflüſterte und die ohne Zweifel darauf gerichtet waren, den plötzlichen Aufbruch des Hofes zu veranlaſſen, wurden von dem Herrſcher Frankreichs mit ernſter Entſchiedenheit abgelehnt.

In der Loge dagegen, in welcher die Brüder des Königs mit ihren jungen Gemahlinnen ſaßen, wurde eine luſtige und faſt geräuſchvolle Heiterkeit affectirt. Wenigſtens mußte das Publikum denken, daß dort über den Vorgang gelacht und geſcherzt wurde, da man ſich unmittelbar nach demſelben einer ſo auffallenden Lebhaftigkeit überließ. Das geiſtvolle Geſicht des Grafen von Provence, der ſich ſonſt ſelten öffentlich zeigte, blitzte in ſcharfen, ſatiriſchen Lichtern auf. Monſieur hatte ſich gerade in der letzten Zeit, wo ſein offener und geheimer Widerſtand gegen die Wiederherſtellung der alten Parlamente viel von ſeinen politiſchen Grundſätzen hatte reden machen, durchaus als ein Gegner des Volkes hingeſtellt, und dies Verhältniß war öffentlich anerkannt genug, um nicht ſein Benehmen in dieſem Augenblick ebenfalls auf das Ungünſtigſte zu deuten. Sein Bruder, der Graf von Artois, der neben ihm ſaß, ließ ſich in den Ausbrüchen ſeines leichtfertigen und muthwilligen Charakters noch lebhafter gehn, und machte dazu verächtliche Handbewegungen, die im Publikum ohne Zweifel verſtanden wurden.

---

*) Condorcet Mémoires II. 53.

Lafayette hat Recht mit ſeinem neulichen Ausſpruch; es iſt eine amerikaniſche Aera in Frankreich! bemerkte der Marquis von Condorcet, indem er ſich zu Franklin wandte, mit dem er ſich zuvor in einem anhaltenden

Geſpräch über die Conſtruction der neuen Luftmaſchine und ihren möglichen Nutzen für die Zukunft unterhalten hatte.

Franklin zupfte ſich lächelnd an ſeiner Halskrauſe, deren ausnehmende Weiße zu den wenigen Eitelkeiten gehörte, denen ſich der berühmte Vertreter ſeines Vaterlandes in ſeinem Koſtüm zu überlaſſen pflegte.

Die amerikaniſche Aera iſt ſchön und verheißungsvoll für unſere Zukunft! bemerkte hinter ihnen Cabanis, der ſich bisher, nach ſeiner Gewohnheit, einem ſinnigen und der Gegenwart ſcheinbar abgewandten Schweigen hingegeben hatte.

Aber, fügte Cabanis ſchneidend hinzu, die amerikaniſche Aera ſollte nicht mit den trügeriſch funkelnden Ordensſternen der alten Welt ihre republikaniſche Bruſt ſchmücken wollen!

Ihr meint die Medaillen des Cincinnatus-Ordens dort? entgegnete Franklin, indem er ſeine großen Augengläſer in die Höhe ſchob, und ſich mit einem ernſten forſchenden Blick zu Cabanis umwandte. Ei, ich dächte, dieſer Orden nähme ſich da ganz artig und ſternenhell auf der Bruſt des jungen Generals Lafayette und des Grafen d'Eſtaing aus. Dieſe im Bilde eines Adlers geſtaltete goldene Medaille, beweiſt ſie nicht an der

Bruſt dieſer würdigen und tapfern Männer, daß ſich Franzoſen um die Sache der amerikaniſchen Freiheit wohl verdient gemacht haben, und auch noch ferner dieſer Sache ſich zu weihen gedenken? Und dies weiß geränderte blaue Band, an welchem der Adler des Cincinnatus getragen wird, iſt es nicht das Symbol des neuen Bundes zwiſchen Frankreich und Amerika?

Erlaubt mir, daß ich mich auch in dies Geſpräch miſche, aber mit meinem innigſten und bitterſten Haß gegen dieſen Euren amerikaniſchen Cincinnatus-Orden! nahm Graf Mirabeau das Wort. Die Lächerlichkeit, daß ein junger Staat der Freiheit ſogleich unter ſeinen erſten Lebenszeichen einen Orden ſtiftet, liegt auf der Hand, aber es drohen auch Gefahren darin, die von Euch, würdiger Franklin, gewiß am allerwenigſten verkannt und gering geachtet werden. Es iſt gewiß eine große Schwäche von Lafayette, daß er ſich zum Commiſſionair für Euere amerikaniſchen Adler hier in Frankreich gemacht hat, und dieſelben nicht nur nach Herzensluſt an jeden franzöſiſchen Offizier vertheilt, der nur irgend in einer Euerer Schlachten mitgefochten, ſondern auch ſelbſt uns alle Augenblicke mit dieſem neuen Orden vor der Naſe herumgaukelt. Aber ich habe es längſt geſagt, dieſer Lafayette iſt nichts als ein liebenswürdiger Dilettant der Freiheit, und wird es auch nie zu etwas Weiterem bringen. Er wird ſtets ein Werkzeug in den Händen ſeiner eigenen Eitelkeit bleiben, und dieſe wird jede beliebige Geſtalt aus ihm ſchnitzen können.

Unſern Cincinnatus-Orden will ich Euch gern preisgeben, wenn Ihr wollt, entgegnete Franklin mit mildem Lächeln, aber Euern Lafayette nicht, den wir doch auch ein wenig den Unſern nennen können. Ihr möget Recht haben, daß ein ſolcher Orden leicht gefährliche Folgen für unſere junge Republik haben kann, und ich bin bereit, Euch darüber ein anderes Mal Rede zu ſtehn, aber ſagt mir nur, was Ihr an dem herrlichen Heldenjüngling Lafayette auszuſetzen habt?

Mirabeau warf einen düſter grollenden Blick zu der Loge hinüber, in welcher Lafayette ſaß, und nachdem er ihn eine Zeitlang forſchend betrachtet, ſagte er zu Franklin: Wenn ich in einer müßigen Nachmittagſtunde einen Roman geleſen hätte, deſſen Held Lafayette iſt, ſo würde ich mich vielleicht ganz gut mit demſelben unterhalten haben. Aber als einen Mann der politiſchen Geſinnung würde ich ihn nicht gerade mit meinem Vertrauen beehren. Ich werde nie vergeſſen, daß bei den Carnevalsſpäßen, welche ſich die Prinzen am Hofe mit der Wiedereinſetzung der alten Parlamente erlaubten, Lafayette nicht ermangelt hat, in einer jener theatraliſchen Mummereien, womit man Parlamentsſitzungen nachäffte, mitzuwirken. Er ſoll dabei ein beſonderes Talent der Parodie entwickelt haben, und zwar mit dem Herzog von Chartres um die Wette, der den Parlamentspräſidenten machte, während Lafayette den General-Procurator als luſtige Perſon vorſtellte. Dem guten Willen des Königs gegenüber, welcher der Nation wohl gern entgegenkommen möchte, konnte ein Lafayette auf ſolche Späße der Reaction eingehn, was ihn in meinen Augen für jede künftige politiſche Bewegung unſicher gemacht hat.*)

Ihr vergeßt vielleicht ſeine große Jugend dabei in Anſchlag zu bringen, Graf Mirabeau! nahm Cabanis das Wort. An ſeiner redlichen Geſinnung für die künftige Freiheit der Nation wird nicht zu zweifeln ſein, wenn auch in ſeiner Natur, wie es ſcheint, Cato und Alcibiades ſich miſchen. Aber daß es bloß ſeine ſtarke Begeiſterung für die Freiheit geweſen, welche ihn auf die Schlachtfelder von Amerika getrieben, iſt gewiß. Ließ nicht der König den jungen Helden bei ſeiner Rückkehr zuerſt, ſtatt jedes andern Empfanges, auf vierundzwanzig Stunden in Arreſt ſetzen, weil er damals ohne die königliche Erlaubniß in den Freiheitskampf nach Amerika abgegangen war? Ich habe mich ſchon früher bemüht, die Abneigung, welche zwiſchen Mirabeau und Lafayette herrſcht, zu beſiegen, und ich gebe es nicht auf, daß es mir doch noch endlich gelingen ſoll.

---

*) Ségur Mémoires I. 43.

Die bleichen Wangen des jungen, ſchönen Mannes hatten ſich bei dieſen Worten mit einer tiefen Röthe bedeckt, und in ſeinen Augen blitzte ein edles ſchwärmeriſches Feuer.

Ihr ſeid, wie immer, liebenswürdig, Cabanis! verſetzte Mirabeau. Doch laſſen wir den Marquis von Lafayette im Genuß ſeiner Volksgunſt und im transatlantiſchen Glanz ſeines Cincinnatus-Ordens auf ſich beruhen. Aber ich habe in dieſem Augenblick einen Vorſchlag zu machen, dem ich beſonders die günſtige Aufnahme unſeres verehrten Doctors Franklin wünſche. Ich habe nämlich vor, eine Schrift gegen den Cincinnatus-Orden herauszugeben, und Ihr Alle ſollt mir darin mit Euren Gedanken und Einfällen beiſtehn. Ihr, Franklin, Condorcet, Chamfort, Cabanis, jeder von Euch liefert mir einen Beitrag dazu, und wir laſſen es als ein Manifeſt in die Welt gehn, wie ſich die Freunde der ächten Freiheit darüber gekränkt, empört und beunruhigt zeigen, daß die kaum erſtandene Republik, die allen andern Völkern mit ihrem reinen Beiſpiel voranleuchten ſollte, ſtatt deſſen ihr erſtes Augenaufſchlagen mit einer neuen Marke der Ungleichheit, mit einem neuen Hebel der Tyrannei, mit einem Orden bezeichnet. Und welch ein Triumph für die gute Sache, von Franklin ſelbſt, dem großen Hort der amerikaniſchen und europäiſchen Freiheit, einen Beitrag für eine ſolche Schrift empfangen zu können. Bin ich zu kühn in meinen Vorausſetzungen, Vater Franklin, oder kenne ich Euer Herz, Euer großes, edles Herz, das nur für die Freiheit und nur für das Volk ſchlägt?

Ihr kennt wahrlich mein Herz, entgegnete Benjamin Franklin lächelnd. Und ich muß Euch immerhin geſtehen, es könnte nichts ſchaden, wenn in einer Schrift in guter Weiſe, und ohne die Achtung vor unſerm neuen Verfaſſungswerk außer Augen zu laſſen, auseinandergeſetzt würde, daß ein Orden für die Grundſätze der wahren Demokratie auch höchſt verderblich ausſchlagen könne. Denn wenn Ihr mir hinſichtlich meiner eigenen Meinung näher zu Leibe gehen wollt, ſo muß ich allerdings bekennen, wie auch ich gegen dieſen Cincinnatus-Orden in manchem Betracht in Oppoſition geſtanden habe. Beſonders glaubte ich mich dagegen erklären zu müſſen, daß aus dieſem Ehrenzeichen eine erbliche Würde entſtehen ſollte, und auch mein edler und hochherziger Freund, der General Waſhington, hat meine Bedenken darin getheilt.*)

Nun wohlan, ſo gebt mir Euere Hand darauf, rief Mirabeau mit ſeinem leidenſchaftlichen Eifer, gebt mir Euere Hand, daß Ihr zu einer Schrift mitwirken wollt, die wir Alle gemeinſchaftlich abfaſſen werden, und in der wir einen Orden bekämpfen wollen, welcher ſchon ſo früh die neuen Freiheitserwartungen Europa's, die ſich an Amerika entzündet haben, zu verdunkeln beginnt! Dieſer Cincinnatus-Orden ſchafft Euch, ehe Ihr Euch deſſen verſehen werdet, ein Patriciat und einen Militairadel über den Hals, denn wie iſt der moderne Adel von Europa überhaupt entſtanden, dieſe ganze Schaar von Grafen, Herzögen und Marquis, die Europa überſchwemmt und verwüſtet haben, wie anders, als durch eine Anmaßung von Militairtiteln und Würden, die, gerade wie es Euer Cincinnatus-Orden macht, in einer beſtimmten Sippſchaft für erblich erklärt wurden? *) Denn jener Orden ſoll bei Euch zugleich eine Aſſociation der Offiziere ſein, die zwar für die amerikaniſche Freiheit gefochten, aber ſich aus dieſem Verdienſt zugleich eigenthümliche Rechte ableiten wollen. Alſo ſchlagt ein, und gerade in dieſem Augenblick, gerade hier, wo wir in einer merkwürdigen Situation dem verſammelten Hofe Frankreichs gegenüberſitzen, und wo Ihr zu Euerer Rechten und Linken von franzöſiſchen Grafen und Marquis umgeben ſeid, welche jetzt die Oppoſition gegen die eingeroſtete Feudalwelt als einen höheren Vorzug ſich erſehn, wie alle ihre alten Geburtstitel!

---

*) Auf beſonderen Betrieb Waſhington's, verzichteten die Mitglieder des Cincinnatus-Ordens ſpäter auf die Erblichkeit deſſelben. Vgl. Mémoires du Général Lafayette II. 88.

Ich ſchlage mit Euch ein, Graf Mirabeau! verſetzte Franklin. Ich habe einmal gehört, daß Euere Familie zu den älteſten Adelsgeſchlechtern der Provence gehört, und unter der Aegide eines ſolchen Mannes, der wiſſen muß was der Adel iſt, gegen den, freilich noch ungeborenen Adel unſerer Republik zu kämpfen, muß mir eine beſondere Ehre und eine vollſtändige Garantie ſein. — Aber ſeht, jetzt iſt Freund Montgolfier da

---

*) Aus Mirabeau's Schrift über den Cincinnatus-Orden.

unten endlich mit allen ſeinen Vorbereitungen fertig, der Prinz ſteht zum Einſteigen in die Gondel bereit, und auch der Hund des Mirabeau und die Katze des Helvétius werden ſoeben herbeigeſchafft, um mit eingeſchifft zu werden.

Das Publikum, welches längſt ungeduldig geworden war, begrüßte mit lebhaftem Händeklatſchen den nunmehr herbeigekommenen Moment, wo das Schauſpiel ſeinen eigentlichen Anfang nehmen ſollte. Die Spannung auf daſſelbe war um ſo mehr gereizt worden, da ſich in den Zuſchauer-Räumen überall das Gerücht verbreitet hatte, daß der Herzog von Chartres noch im letzten Augenblick Bedenken gegen die Fahrt geäußert und den Ballon ſeiner ganzen Einrichtung und Bauart nach nicht für hinlänglich ſicher erklärt habe. In der That war dadurch der bisher entſtandene Aufenthalt verurſacht worden, indem der Prinz, der beim nähern Anblick des gebrechlichen und noch ſo wenig erprobten Luftfahrzeuges irre geworden zu ſein ſchien, nicht aufgehört hatte, alle möglichen Wünſche für ſeine Sicherheit geltend zu machen.

Die aeroſtatiſche Maſchine, welche Etienne Montgolfier für die erſten, von ihm und ſeinem Bruder unternommenen Luftreiſen gebaut, war aus einer ſtarken, mit Papier gefütterten Leinwand zuſammengeſetzt, und hatte hundertundzehn Fuß im Umfange, während das Gewicht derſelben auf fünfhundert Pfund beſtimmt war. Dieſen kugelförmig geſtalteten Ballon hatte er durch die Verdünnung der Luft in die Höhe zu heben gewußt, und die bisherigen Verſuche und Proben hatten ſowohl der Bauart der Maſchine als auch ihrer Leichtbeweglichkeit und Sicherheit das günſtigſte Zeugniß gewonnen. Um ſo mehr erſtaunte Montgolfier, als der Herzog von Chartres ihm plötzlich ſagte, daß er der Maſchine mißtraue, und daß er ſich einen eigenen Ballon, ungefähr von der Hälfte dieſes Umfanges, und in einer cylinderförmigen Geſtalt, was er für bei weitem zweckmäßiger und ſicherer halte, anfertigen laſſen werde.

Es war bekannt, daß der Herzog von Chartres ſich allerdings mit eigenen Verſuchen dieſer Art beſchäftigte, aber Montgolfier konnte nicht zugeben, daß gerade in dieſem Augenblick ſeine Erfindung und ihre bisherigen Formen in ein zweifelhaftes Licht geſtellt würden. Außerdem ſchien ihm unverkennbar, daß nicht etwa eine höhere Einſicht des Prinzen, ſondern vielmehr der im entſcheidenden Moment ihm mangelnde Muth dieſe Bedenken hervorgetrieben. Die ſeit einiger Zeit erbleichten Wangen des Herzogs von Chartres, und ſeine unaufhörlich zitternden und ſchlotternden Glieder, ſprachen nur allzu deutlich für dieſe Annahme.

Montgolfier beſchwor ihn daher, doch nur Vertrauen zur Sache zu haben, und, nachdem er ſich zuerſt ſelbſt zum Theilnehmer der Luftfahrt erboten, dieſelbe jetzt vor dem ganzen verſammelten Hofe und dem dichtgedrängten Publikum nicht lächerlich werden zu laſſen.

Der Prinz zögerte indeß noch, die Gondel zu beſteigen, obwohl ſich ausreichende Gründe, das Steigen des Luftballons noch länger aufzuhalten, nicht mehr auffinden ließen.

Er hat Furcht! Er hat Furcht! begann es bereits auf den Zuſchauer-Tribünen zu flüſtern, und die ſatiriſche Laune der Pariſer begann ſich in Bewegung zu ſetzen. Alte und neue Bonmots gegen den Herzog von Chartres jagten ſich auf den Lippen der Spottluſtigen, und auch auf den Tribünen des Hofes zeigten ſich bedenkliche Geſichter.

Endlich ertönte die Glocke, durch welche das Zeichen der Abfahrt gegeben wurde, und das unheimliche Flüſtern und Murren des Publikums verwandelte ſich bei dieſem Signal plötzlich in ein lautes jubelndes Ah!

mit welchem das Einſteigen des Herzogs in die Gondel begrüßt wurde.

Jetzt geht es wahrhaftig los! rief der übermüthige Chamfort. Der Herzog von Chartres ſteigt nunmehr in all ſeiner Herrlichkeit in die Lüfte empor. Für eine Luftſchlacht, ſcheint es, hat er immer noch mehr Muth in ſich auftreiben können, als damals in der Seeſchlacht von Oueſſant glorreichen Angedenkens, wo er ſich taubſtumm und blind gegen alle ertheilten Signale anſtellte, um das Schiff, welches er befehligte, nicht mitten in den Kampf führen zu müſſen. Und die Weltgeſchichte erzählt, daß ein Prinz vom königlichen Geblüt Frankreichs ſich zuletzt in einer Bucht am Ufer des Meeres verkroch, als die Wirbel der Schlacht ihn dennoch in ihre Mitte ziehen wollten. Sein Portrait erſchien damals im Koſtüm eines Seemanns und mit der Unterſchrift jenes herrlichen Verſes aus den Pſalmen: „Und er erblickte das Meer und floh von dannen!“ *) Und jetzt erblickt er die Luft und ſteigt wahrhaftig in ihre reinſten Regionen empor, und denkt nicht daran zu fliehen, obwohl die Luft doch auch ein Element iſt, ſo gut wie das Waſſer, und ein Herzog

---

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy. T. V. pag. 123.

von Chartres mit allen Elementen der Natur auf geſpanntem Fuße leben muß!

Vielleicht hat ihm die ſchwarze Katze des Helvétius durch ihren wahrhaft heroiſchen Anblick Muth eingeflößt! rief Mirabeau lachend. Aber ſeht nur, wie dieſe Katze, indem der Ballon ſich in die Höhe zu heben beginnt, eine wunderbare Würde und Hoheit in ihrem ganzen Weſen entfaltet. Sie ſteht neben dem Herzog, als wenn ſie die Hauptperſon wäre, auf die eigentlich Alles ankommt, und ſchon ſieht ſie in meinen Augen größer und impoſanter aus, als der ganze Herzog von Chartres. Oder iſt es eine phantaſtiſche Einbildung von mir, daß ſich die Katze eben auf ihren Hinterfüßen ganz gerade emporrichtet, und daß ihre Augen wie zwei große Feuerkugeln auf uns niederleuchten? Vielleicht wird ſie uns noch, wenn ſie über unſern Häuptern ſchwebt, einige Geheimniſſe des Philoſophen Helvétius enthüllen wollen. Sagte man nicht einſt von dem großen Helvétius: er habe ſich darum ſo viele Feinde gemacht, weil er das Geheimniß Aller enthüllt habe? Aber gewiß hat er auch noch manche Geheimniſſe enthüllt, die wir nicht erfahren haben, und die er nur ſeiner vertrauten Katze, der beſtändigen Gefährtin ſeiner Gedanken, in die Ohren geflüſtert hat. Sprich es jetzt aus, das letzte Geheimniß des Helvétius, Du teuflisch ſchwarze Tamtam, ſprich es aus von den Lüften herunter, was Hélvetius mit ſeiner Lehre gewollt hat, indem er den Organismus des Menſchen als ein großes, untheilbares und in ſich ſelbſt vollendetes Ganzes darſtellte, das aus der Selbſtempfindung ſeiner Sinne ſeinen Geiſt, ſeinen Genuß und ſeine Glückſeligkeit zu ſchöpfen hat! Sprich und ſpinne es da oben aus, daß dies das Geheimniß der Befreiung des Menſchengeſchlechts von allen ſeinen Sklavenketten iſt! Schnurre es Deinem Nachbar, dem bleichen Herzog von Chartres, ins Ohr, damit er es nachher beim Diner dem ganzen Hof wiedererzählt, daß es nur freie Völker geben kann und darf, weil der Menſch, wie Helvétius gelehrt hat, eine Natur iſt, die alle ihre Geſetze vollſtändig in ſich trägt, und die nur ihr Vergnügen zu fragen braucht, um ihre Rechte dadurch zu beſtimmen! —

Dieſe halb pathetiſche, halb drollige Anrede, in welche Mirabeau ſeinen ganzen deklamatoriſchen Feuereifer gelegt, machte in dieſem Augenblick einen ſo komiſchen Eindruck, das der ganze geſinnungsverwandte Freundeskreis darüber in ein fröhliches Gelächter ausbrach.

Vergeſſen wir aber auch neben der Katze des Helvétius den Hund des Mirabeau nicht! nahm Chamfort wieder das Wort. Seht doch nur auch Euern Hund an, die herrliche Miß Sarah, die in majeſtätiſcher Unerſchrockenheit in die Luft emporſteigt, und den Herzog von Chartres, bei dem mir auch die Luft-Courage noch immer zweifelhaft ſcheint, ganz verächtlich neben ſich ſtehen läßt. Der Hund des Mirabeau iſt mir noch bei weitem wichtiger in dieſem Enſemble, als die Katze des Helvétius. Tamtam ſoll das Symbol der neuen Erkenntniß ſein, die über unſern Häuptern aufgegangen. Aber der Hund des Mirabeau deutet auf die neue That des Jahrhunderts hin, die aus dieſer Erkenntniß gemacht werden ſoll. Mich dünkt, ich höre Euere herrliche Bulldogge ſchon über unſern Häuptern bellen, Graf Mirabeau. Sein Bellen verkündet uns das nahe Hereinbrechen einer thatkräftigen Zukunft, in der an der Freiheit und dem Wohl Frankreichs, und jedes Einzelnen in dieſem Lande, gearbeitet werden ſoll! O Wunder über dieſe neue Arche Noäh, welche da oben die Luft durchſchneidet, und in der Katze des Helvétius die Erkenntniß, und im Hund des Mirabeau die That an Bord genommen hat, und mit dieſen beiden Thieren der Apokalypſe einen Herzog von Chartres, den beſten Repräſentanten der nichtswürdigen alten Zeit, umſtellt. Seht, das iſt die Arche der Zukunft! Seht, wie ſie noch ächzt und ſchwankt in ihrem Fluge, und wie es jetzt nur noch eines Moments bedürfen wird, dann faßt ſie ſich in ihrer ganzen neuen Bewegungskraft zuſammen, und ſteigt ſiegreich durch die Wolken bis in die ſchönen, ewigen, freien Himmelszelte empor! —

Während ſo die Geſellſchaft auf dieſer Tribüne ſich in ihrer lebhaften und zum Theil ausgelaſſenen Unterhaltung erging, ſchien ſich in dem emporſchwebenden Ballon ſelbſt, der ſoeben über die Häupter der Verſammlung dahinflog, ein Hinderniß eigenthümlicher Art geltend gemacht zu haben. Heftige Geſticulationen ſchienen eben zwiſchen dem Herzog von Chartres und Herrn Montgolfier ſtattzufinden. Das größere Publikum war bereits darauf aufmerkſam geworden, und zeigte unter lauten Ausrufungen auf den neuen Vorgang hin, der ſich in der Luft auf eine immer auffälliger werdende Weiſe entwickelte. Es verbreitete ſich das Gerücht, daß der Prinz abermals den Muth verloren, und wie er nur mit dem größten Widerſtreben den Ballon beſtiegen, es ſchon jetzt nicht mehr auszuhalten vermöge, ſondern darauf beſtehe, wieder auf den feſten Boden heruntergelaſſen zu werden.

Dies beſtätigte ſich in der That durch die fernere Beobachtung der Scene. Ein furchtbares, die Luft erſchütterndes Gelächter erſcholl auf allen Tribünen, man begann Spott-Chanſons anzuſtimmen, und Lieder und Witze zum Beſten zu geben, die ſchon einen volksthümlichen Klang in Frankreich hatten und mancherlei Begebenheiten aus dem Leben des Herzogs von Chartres betrafen.

Man ſah Montgolfier deutlich und mit der größten Anſtrengung beſchäftigt, den Ballon, der nur eben in die erſten Luftſchichten eingetreten war, wieder auf die Erde herabſteigen zu laſſen. Zu dieſer Umkehr hatte das beſtändige und zuletzt nicht mehr abzuweiſende Andringen des Prinzen um ſo mehr genöthigt, als derſelbe nicht nur die mangelhafte Sicherheit dieſer Maſchine für das Mitfahren von Perſonen vorſchützte, ſondern auch durch ſein eigenes klägliches Ausſehen bewies, daß ſchon der Beginn der Reiſe ihn ernſtlich krank gemacht hatte.*)

Wahrhaftig! rief Chamfort, als ſich der Ballon jetzt wieder dem Zuſchauer-Raum näherte, aus dem er vor einigen Minuten emporgeſtiegen war. Der Mann ſieht übel aus, und er ſcheint es in der Luft ebenſo wenig als auf dem Salzwaſſer bei Oueſſant aushalten zu können. Die Worte des Pſalmiſten heißen jetzt; „Und er erblickte die Luft, und floh von dannen!“ Es giebt alſo bereits zwei Elemente, wo man vor einem königlichen Prinzen von Frankreich ſicher ſein kann, nämlich Luft und Waſſer. Bliebe darum nur noch Erde und Feuer für ſie übrig, und da die Erde, nach Jean Jacques Rouſſeau, dem Volke gehört, ſo wäre es möglich, daß bald einmal der Tag käme, wo man für unſere dynaſtiſchen Herren nur noch ein Plätzchen im Feuer vorräthig hätte.

---

*) Die unglückliche Luftfahrt des Herzogs von Chartres erzählt Laurentie, Histoire des Ducs d'Orléans IV. 20.

Still, Chamfort, ſtill! ſagte Mirabeau zu dem Freunde, den Finger auf den Mund legend. Eure witzige Zunge iſt die Signalglocke der Zukunft, ich habe es Euch oft zugeſtanden, aber iſt es denn ſchon Zeit, ſo hell zu läuten? Bewundern wir einſtweilen noch den Heldenjüngling Chartres, der geruht hat, die Wolkenregion ſeiner nicht für würdig zu halten, und der auch durch ſeine ungenirte Umkehr aus den Lüften zeigt, wie wenig ihm an der öffentlichen Meinung gelegen. Jetzt ſtößt Montgolfier's Maſchine auf die Erde zurück und wird wieder an ihren Seilen befeſtigt. Miß Sarah, mein wackerer Hund, ſpringt zuerſt heraus, und giebt ſeinen Groll über die verfehlte Luftfahrt kund, indem er ſich hinſtellt, und nach allen Seiten hin aus Leibeskräften bellt. Die Katze des Helvétius ſchleicht langſam hinter ihm her, und ſcheint durch das dämoniſche Emporringeln ihres Schwanzes anzudeuten, daß ſie ihre Gedanken über dies Ereigniß ganz für ſich hat. Aber ſeht, jetzt ſteigt unſer Herzog von Chartres aus!

Der Prinz ſchien ſich in einem ſo leidenden Zuſtande zu befinden, daß Montgolfier ihn aus dem Ballon heben mußte, und ihn an ſeinem Arm langſam fortgeleitete. Die Verſammlung nahm aber die Rückkehr des Prinzen keineswegs mit der Nachſicht auf, die er durch ſein Befinden beanſpruchen zu können ſchien. Als das Publikum den Prinzen wieder in ſeiner Mitte erblickte, gab es ſein Mißfallen pfeifend und ziſchend, und durch eine Fluth von Ausrufungen und Verwünſchungen aller Art, mit denen man gegen ihn losbrach, zu erkennen.

Dieſem Sturm wurde aber der Herzog von Chartres ſogleich durch Montgolfier entzogen, der mit ihm hinter den Vorhang zurücktrat. —

Die Logen des Hofes hatten ſich ſchon früher geleert, da der König und die Königin, ſobald ſie die unglückliche Wendung des Schauſpiels und die gegen den Herzog von Chartres von Neuem losgebrochene Mißſtimmung des Publikums wahrnahmen, ſofort aufgebrochen, und, gefolgt von den übrigen Prinzen und dem ganzen Hofſtaat, ſich in der größten Eile zu ihren Wagen zurückbegeben hatten. Es war ihnen gelungen, dieſelben zu erreichen, noch ehe die jetzt in einem allgemeinen Tumult ſich auflöſende Verſammlung ihre Plätze verlaſſen hatte. —

Die Geſellſchaft der Madame Helvétius fand ſich beim Heraustreten aus den Tribünen in der heiterſten Stimmung wieder zuſammen. Der ſeltſame Vorfall hatte die gute Laune Aller erhöht, und ſelbſt Graf Mirabeau und der Marquis von Lafayette, zwiſchen denen ſonſt ein ziemlich kühles Verhältniß zu beſtehen ſchien, begrüßten ſich in dieſem Augenblick, einander zulächelnd, mit einer größeren Herzlichkeit.

Madame Helvétius hatte den Arm Benjamin Franklins angenommen, und beide ſchritten der übrigen Geſellſchaft rüſtig voran, um den Rückweg zu dem nur wenige Minuten entfernten Landhauſe anzutreten.

Es iſt doch kein ganz gutes Zeichen, bemerkte

Franklin unterwegs, daß das Publikum ſich ſo rückſichtslos gegen einen Prinzen bewies, dem der Muth abhanden gekommen. Wäre ein Kunſtreiter plötzlich von einem Schwindel befallen worden, ſo würde das ganze Publikum ihn mit der größten Theilnahme von ſeinem Pferd haben herunterſteigen ſehen, und man hätte ihn durch tauſend mitleidige Bravo's für ſein Unglück entſchädigt. Aber das Publikum wurde heut ſo wüthend, weil es ein Prinz war, und weil man bei Euch Franzoſen noch immer vorherrſchend der Meinung iſt, daß ein Prinz ſich nicht anders als muthvoll und erhaben beweiſen dürfe. Ihr haltet alſo einen Prinzen an ſich ſchon für ein höheres Weſen, als jeden Kunſtreiter, und das zeigt mir, wie weit entfernt Ihr noch immer von unſerer amerikaniſchen Freiheit ſeid!

Der junge General Lafayette, der dieſe Worte gehört, begab ſich jetzt an die Seite Franklins hervor, und ſagte: Ihr hättet alſo gewünſcht, verehrter Freund und Landsmann, daß wir dem Herzog von Chartres ſeinen Mangel an Courage durch unſer Händeklatſchen verſüßt hätten. Nun gut, Ihr mögt in gewiſſem Sinne wohl Recht haben. Aber Frankreich wird in ſeinen Anſchauungen wie in ſeinen Handlungen nur langſam dem großen Anſtoß folgen können, den unſer Amerika der ganzen Welt gegeben!

Es ſchmeichelt meinen Ohren wie Sirenengeſang, erwiederte Franklin, daß der General Lafayette ſich auch in Frankreich noch den Landsmann der Amerikaner nennt. Könnte ich mit demſelben Recht unſer Frankreich ſagen, mit dem Ihr von Euerem Amerika ſprecht! Ihr habt dies Recht für immer durch Euern tapfern Arm erworben, mit dem Ihr für die amerikaniſche Freiheit gekämpft.

Ich betrachte mich fortwährend nicht anders als im Dienſt der Vereinigten Staaten, mein theuerer Landsmann! entgegnete Lafayette mit ſeiner herzlichen Heiterkeit. Indeß müſſen alle guten Freundſchaften und Huldigungen von Zeit zu Zeit immer wieder erneuert werden, und ſo ſeht Ihr mich im Begriff, ſchon wieder Vorbereitungen zu einer neuen Reiſe nach Amerika zu treffen. Es treibt mich dorthin und will mir keine Ruhe mehr auf dem Boden Frankreichs laſſen. Ihr ſeht daraus, daß ich auch der Meinung bin, wie es noch immer Zeit mit Frankreich hat. Aber Euerem Senat wollte ich mich vorſtellen als Einen, der wieder einmal die amerikaniſche Sache grüßt und derſelben immer und immer Arm und Herz zur Verfügung ſtellen möchte. Darum freute ich mich noch ganz beſonders darauf, Euch heut Mittag bei unſerer Freundin zu ſehn. Ihr habt mir gewiß recht Viel an Waſhington aufzutragen.*)

Ja, entgegnete Franklin lebhaft, ſagt ihm vor allen Dingen, daß wir ihn doch wieder aus dem Schatten ſeines Weinſtocks und ſeines Feigenbaumes heraus haben möchten in den Tumult des öffentlichen Lebens. Er iſt der edelſte, größte und vollkommenſte aller Menſchen in dieſer Zeit, und es war gewiß einer der erhabenſten Züge ſeines Charakters, daß er, gleich dem großen römiſchen Helden Cincinnatus, ſich in den Frieden des Landlebens zurückzog, nachdem er ſeine Aufgabe als Führer unſerer glorreichen Revolution vollendet. Ganz Europa hat es bewundert, daß Waſhington wieder der einfache Bürger an den Ufern des Potomac werden konnte. Aber die Welt braucht Waſhington noch, und das unſterbliche Haupt der modernen Revolution muß als ein leuchtendes Beiſpiel mitten im bewegten Leben ſtehen bleiben. Es darf ſeine alle Völker erweckende Glorie nicht an den Kohlbau und die Viehzucht abtreten.

---

*) Lafayette trat im Frühling des Jahres 1784 eine neue Reiſe nach Amerika an. Mémoires du Général Lafayette II. 81. 87.

Ich glaube, rief der hinter ihnen gehende Chamfort fröhlich dazwiſchen, Vater Franklin grollt über unſer verſpätetes Diner, und ſpricht darum wegwerfend von den Producten der Waſhington'ſchen Landwirthſchaft, obwohl uns ausdrücklich von unſerer liebenswürdigen Gönnerin angekündigt worden, daß wir heut Mittag unter anderen Herrlichkeiten auch einen Waſhington'ſchen Schinken zu erwarten haben. Verderben wir uns doch ja dieſe Quelle nicht, welche durch die mittheilſame Güte des Generals Lafayette offen gehalten wird. Denn wenn der große Waſhington erſt erfährt, daß wir ſeine geniale Landökonomie geringſchätzig anſehen, ſo darf Madame Waſhington keine Schinken mehr an Frau von Lafayette ſchicken, und wir Schmarotzer im Landhauſe der Madame Helvétius haben das Mund abwiſchen danach. Und ich habe gerade ungeheueren Appetit, nicht blos heut, wo wir auf unnatürliche Weiſe ausgehungert worden, ſondern immerdar, auf einen ſolchen Schinken, der uns aus Amerika kommt, und in dem wir den ächten Freiheitsſchinken der Zukunft anzubeten und zu verzehren haben. Dazu gehört dann auch noch ein Gläschen von jenem merkwürdigen Pfirſich-Liquör, der ebenfalls aus Waſhington's Fabrik durch unſern General Lafayette zu beziehen iſt, und durch den ich auch heut hoffe, den amerikaniſchen Cultus bei uns vervollſtändigt zu ſehen. Sind das nicht Alles Gründe, welche für die fernere Zurückgezogenheit Waſhingtons von den Staatsgeſchäften ſprechen?

Man war in ein allgemeines Gelächter über dieſe Drolligkeit Chamfort's ausgebrochen.

In der That, bemerkte Madame Helvétius mit ihrem bezaubernden Lächeln, der amerikaniſche Cultus dürfte heut auf unſerm kleinen Diner ſchon deshalb vorherrſchen, weil er die Einfachheit für ſich hat, und am meiſten in den Geleiſen deſſen bleibt, was die Natur uns zuführt. Es verſteht ſich darum auch, daß ich nebenher auch das Lieblingsgericht unſeres Franklin, die Eier mit Senf, nicht vergeſſen habe, die zuerſt durch ihn in Paris eingeführt worden ſind, und längſt nicht mehr für eine Barbarei, ſondern für eine beliebte Mode gelten.

Benjamin Franklin ſtieß vor Vergnügen mit ſeinem Stock auf die Erde, und ſagte ſchmunzelnd: Ihr macht das Maaß Euerer Güte gegen mich voll und übervoll, obwohl dieſelbe mir auf der andern Seite auch wieder den Schmerz erneuert, nicht immer bei Euch ſein zu dürfen, und unter dem Segen Eueres Genius nicht einſt mein Leben beſchließen zu können! —

Sie ſtanden jetzt vor dem freundlichen Landhauſe, deſſen Pforten von dem Diener geöffnet wurden, um die Gäſte wieder eintreten zu laſſen.

Franklin, den Madame Helvétius auf ſeine letzte Bemerkung ohne Antwort gelaſſen hatte, ſtellte ſich, ehe er eintrat, mit verſchränkten Armen vor das Haus hin, und betrachtete ſinnend eine Stelle über der Thür, auf der allem Anſchein nach ſich früher eine Marmorplatte befunden hatte.

Ich bemerke es jetzt erſt, liebe Freundin, ſagte er mit einem etwas zürnenden Ausdruck, daß Ihr die Tafel habt herunternehmen laſſen, welche ſonſt das Frontiſpice Eueres Hauſes zierte. Es befand ſich dort eine Inſchrift, die ich ſehr liebte, denn ſie feierte Boileau und Gendron, die vor Euch hier wohnten, und war von dem göttlichen Voltaire verfaßt. Ich muß Euch wirklich darum tadeln, denn von Voltaire darf kein Wort umkommen, auch das geringfügigſte nicht, das in der Blitze ſchmiedenden Werkſtatt ſeines Geiſtes jemals hervorgegangen war. Denn auf Voltaire's Geiſt wird doch Alles dankbar zurückzuführen ſein, was für die Freiheit und Gleichheit in dieſer neuen Epoche gewirkt werden kann. Er iſt der Urgenius der neuen Zeit, und auch der Amerikaner Benjamin Franklin wird nie aufhören, ſich als ſein Schüler und Anbeter vor dem Andenken dieſes Unſterblichen in den Staub zu neigen!

Die Inſchrift war ſchadhaft geworden, entgegnete Madame Helvétius, und da mir die Platte über der Thür nicht recht feſt eingefügt zu ſein ſchien, ſo ließ ich ſie herunternehmen, und gab ihr im Bosquet meines Gartens eine recht paſſende Stelle der Erinnerung. Die Inſchrift lautete ja auch nur auf meine Vorgänger in dieſem kleinen Hausbeſitz,*) und wir müſſen doch heut unter unſerer eigenen Fahne fechten. Nicht wahr, Graf Mirabeau?

Ja, rief Mirabeau ſtürmiſch, und auf dieſe Fahne wird uns einſt die ſchöne Hand der Madame Helvétius den Namen der Freiheit ſticken! Der Name Voltaire's wird aber immer die mächtigſte Parole ſein, unter der die Geiſter Frankreichs ſich finden und vereinigen, und in ſeinem Cultus für Voltaire hat unſer großer Franklin gewiß den richtigen Blick in die heutige Lage der Menſchheit gehabt. Darum die ewig rührende Geſchichte, deren ich nie ohne Thränen gedenken konnte, daß Franklin einſt ſeinen vierjährigen Enkel zu Voltaire brachte, und ihn bat, demſelben ſeinen Segen zu ertheilen.

---

*) „C'est ici le vrai Parnasse des vrais enfans d'Apollon. Sous le nom de Boileau ces lieux virent Horace: Esculape y parait sous celui de Gendron."

Und es war in der That ein Augenblick, der mir unvergeßlich bleiben wird! ſagte Franklin, die Hände faltend. Mit einem wahrhaft heiligen Ausdruck ſeines Geſichts legte Voltaire ſeine beiden Hände auf den kleinen Kopf des Knaben, und ſagte dann mit einer gewaltigen, donnernden Stimme, die mir durch Mark und Bein ging: Freiheit! Toleranz und Ehrlichkeit! *)

Aber gehen wir jetzt zuerſt in den Garten, ſetzte Franklin mit einem Ausdruck leiſer Wehmuth hinzu, ich möchte die Marmortafel wiederſehn, die mit den Worten Voltaire's mir immer einen ſo angenehmen und herzerweckenden Eindruck gemacht hat!

Und ich ſtelle unartiger Weiſe den Antrag, dieſe Ceremonie bis nach dem Schluß unſeres Diners zu verſchieben, ſagte Chamfort mit komiſcher Dringlichkeit. Kann dieſer Antrag nicht ſofort einſtimmig angenommen werden, ſo ſchlage ich vor, unſere hung-

---

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy V. 13.

rigen Magen zu einer Volksverſammlung zu berufen, und unter freiem Himmel, wie einſt die alten rothhaarigen Germanen es machten, abſtimmen zu laſſen.

Wenn meine angelegentliche Bitte etwas helfen kann, entgegnete Madame Helvétius, ſo wird zuerſt die Volksverſammlung der hungrigen Magen abgehalten, aber nicht unter freiem Himmel, ſondern in meinem Eß-Salon, der ſonſt leicht nichts als verdorbene Speiſen darzubieten haben würde.

Dieſer Einladung war nicht zu widerſtehen, und die Geſellſchaft folgte ihrer liebenswürdigen Wirthin, die jetzt eilig voran in das Haus trat.

Im Salon wurde der Madame Helvétius durch den Diener ein Brief übergeben, den ſie raſch und begierig entfaltete und, nachdem ſie ihn geleſen, mit einem Zug der tiefſten Traurigkeit im Geſicht auf den Tiſch zurücklegte.

Diderot hat mir abgeſchrieben, ſagte ſie nach einer Pauſe, indem eine Thräne in ihren Augen glänzte. Er wird nicht kommen, und wer weiß, ob wir ihn jemals wiederſehen. Ich habe eine trübe Ahnung. Sein Befinden iſt abermals ſchlimm, und der Marquis von Holbach, ängſtlich beſorgt um ihn, hat die Fahrt nach Auteuil nicht zugeben wollen, ſondern den kranken

Freund unter ſeiner Obhut zurückbehalten. Wie traurig, daß ein Genius, wie Diderot, den Menſchen, die er beglückte, auch wieder genommen werden kann!

Ich habe Diderot geſtern in Paris geſehen, ſagte Lafayette, und rieth ihm, ſich mit ſeinen Leiden dem deutſchen Doctor Mesmer anzuvertrauen, deſſen neue magnetiſche Curen jetzt ganz Paris in Bewegung bringen. Aber er lachte mich aus, und ſagte: er könne ſich nicht mehr entſchließen, an die magnetiſche Kraft der Finger zu glauben, nachdem er geſehen, wie wenig die magnetiſche Kraft der Geiſter in der Welt vermöge.

Und dies war dem General Lafayette, der ſich zum Schüler Mesmer's gemacht hat, eine recht geſunde Lection! rief Mirabeau mit einem höhniſchen Ausdruck. Magnetiſche Kraft trägt jeder anſtändige Menſch in ſich, ſobald er will. Was bedarf es dazu erſt eines deutſchen Charlatans? Es kommt darauf an, wieviel Kraft des Willens Jeder bei ſich aufzutreiben vermag, und das iſt der ganze Magnetismus. Wenn ich Kraft des Willens genug beſitze, ſo kann ich morgen gegen das ſchönſte Mädchen der Welt die Hand aufheben und zu ihr ſagen: folge mir! Ich bin es! Und ſie wird der geheimnißvollen Kraft meines Willens Folge leiſten, ohne weder rechts noch links zu blicken, noch an Vater und Mutter und ſämmtliche Tanten zu denken!

Dieſe Erklärung ward mit einem allgemeinen Gelächter hingenommen.

Wenn das iſt, ſo war Mirabeau allerdings von jeher der Meiſter aller magnetiſchen Curen! rief Chamfort.

Ich bitte, meine Herren, Ihre philoſophiſchen Streitigkeiten jetzt beendigt ſein zu laſſen! rief Madame Helvétius mit ſehr dringlicher Stimme dazwiſchen, indem ſie einlud, ſich nach Gefallen um den Tiſch zu gruppiren.

III.

Henriette van Haren.

In einem Kloſter, welches in der Nähe der alten Kirche Saint-Germain des Prés in Paris gelegen war, lebte ſeit einigen Jahren ein junges Mädchen als Penſionnairin, die durch ihre ungewöhnliche Schönheit ebenſo ſehr wie durch ihre Liebenswürdigkeit und Grazie die Wenigen, welche ſie zu ſehen Gelegenheit hatten, für ſich einnahm.

Sie war eine Holländerin von Geburt und hieß Henriette Amélie van Haren, welchen Namen ſie als natürliche Tochter des berühmten holländiſchen Dichters Onno Zwier van Haren trug, der als niederländiſcher Freiheitsſänger beſonders durch ſein großes Gedicht „die Geuſen" geglänzt, aber auch als Staatsmann wie als thätiger Anhänger des Prinzen von Oranien eine bedeutende Wirkſamkeit entfaltet hatte.

Nach dem Tode des Dichters, der im Jahre 1779 erfolgte, war Henriette, die damals erſt vierzehn Jahre zählte, dem Kloſter in Paris übergeben worden, um dort ihre Erziehung zu vollenden, und zugleich, bis ſich weitere Lebensbeſtimmungen für das reizende Kind gefunden hätten, ihren Aufenthalt zu nehmen.

So war Henriette, welche für ihren Lebensunterhalt nur auf eine kleine Rente angewieſen war, die von ihrem Vater für ſie ausgeſetzt worden, in dieſer klöſterlichen Verborgenheit aufgewachſen, in der ſie bisher faſt von Niemanden gekannt war. Sie hatte jetzt — im Frühling des Jahres 1784 — ihr neunzehntes Jahr erreicht, und an Körper und Geiſt eine ſo blühende Entwickelung genommen, daß zu dieſen außerordentlichen und reichen Vorzügen die Vereinſamung und Abgeſchnittenheit ihres bisherigen Lebens nur einen wehmüthigen Contraſt hervorrufen konnte.

Henriette hatte weder Freunde noch Angehörige in Paris, Niemand bekümmerte ſich um ſie, die eigenthümlichen Fortſchritte ihres Geiſtes, und alle ihre Schönheit und Anmuth, ſchienen von Niemanden bemerkt und beachtet zu werden. Die Kloſterfrauen und übrigen Penſionnairinnen, auf deren Umgang ſie angewieſen war, behandelten ſie ohne jede Bevorzugung wie Ihresgleichen, und Henriette hatte ſich daran gewöhnt, in ihrem düſtern und einförmigen Leben einen Tag wie den andern hinzubringen, ohne daß die friſche Schwungkraft ihres Geiſtes und die Fröhlichkeit ihres Weſens dabei gelitten hätten.

Ihre einzige Zerſtreuung beſtand in dem Beſuch des beim Kloſter gelegenen Gartens und in den kleinen Landpartieen, welche im Sommer von Zeit zu Zeit nach Auteuil und andern Nachbarorten von Paris in Gemeinſchaft aller Bewohnerinnen des Kloſters und unter dem Schutz der würdigen Priorin deſſelben, einer Gräfin von Monteſſuy, veranſtaltet wurden.

Der letzte Ausflug dieſer Art ſchien in Henrietten einen beſonderen Stachel der Erinnerungen zurückgelaſſen zu haben. Sie war in Auteuil, während ſie mit einigen ihrer Gefährtinnen einen Spaziergang in das Feld unternommen, auf eine ſehr auffällige Art durch die Aufmerkſamkeit eines Herrn beläſtigt worden, der nach der erſten Begegnung, bei der er ſie erblickt, umgekehrt und ihren Schritten unabläſſig gefolgt war. Er war in ihrer Nähe geblieben, bis ſie den Wagen zur Rückfahrt beſtiegen, und in dieſem Moment hatten ſich ſeine großen mächtigen Augen, mit denen er ſie bis dahin verfolgt und gewiſſermaßen unter ſeinem Bann gehalten hatte, flammend und mit einem wunderbaren, nie empfundenen Ausdruck in ihre Seele gebohrt.

Henriette war zu abſichtlich zum Gegenſtand dieſer zudringlichen Aufmerkſamkeit gemacht worden, als daß ſie nicht dieſes ganzen Vorganges wegen den beißenden Spott ihrer zum Theil eiferſüchtigen Genoſſinnen und eine ernſte Vermahnung der Priorin zu hören bekommen hätte.

Am andern Tage war der Fremde plötzlich an der Hinterpforte des Kloſters erſchienen, und der merkwürdigſte Zufall hatte ſie gerade an dieſer Stelle vorübergeführt, wo er ſpähend und lauſchend zu verweilen ſchien. Dann hatte ſein Gruß ſie aufs Tiefſte erſchreckt und Henriette war, an allen Gliedern zitternd, in die dunklen Gänge des Gartens hinein entflohen. Aber ſie hatte ſich die ganze Nacht hindurch in ihrer einſamen Zelle mit dieſer Erſcheinung beſchäftigt, die ſie nicht wieder aus ihren Gedanken verlieren konnte, obwohl der Eindruck, den die hohe, faſt heroiſche Geſtalt des fremden Mannes auf ſie gemacht, mehr ein widerſtrebender und erſchreckender war, und ihr Herz mit einer gränzenloſen Bangigkeit erfüllte.

Dieſer Zuſtand einer unendlichen Beängſtigung und Unruhe hatte ſich in ihr geſteigert, ſeitdem ſie geſtern

Abend, als ſie ſich noch in einer ſpäteren Stunde im Garten befand, den Fremden plötzlich hinter den Linden an ihrem Lieblingsſitze hervortreten geſehn. Mit einer unwiderſtehlichen Bewegung, der ſie ſich gar nicht zu entziehen gewußt, hatte er ſie anzureden gewagt, und ſie hatte nicht umhin gekonnt, ihm zuzuhören. Sie glaubte noch nie einen Menſchen ſo reden gehört zu haben. Indem er ſprach, ſchien ihr eine Flamme über ſeinem Haupte aufzugehen, welche den vor ihr liegenden abenddunklen Garten weithin mit Licht überflog. Zugleich aber fiel es ihr wie eine ſchreckliche Gefahr auf's Herz, daß ſie ſich allein mit ihm befand, denn ihre Gefährtinnen hatten bereits ſämmtlich den Garten verlaſſen. Henriette fand ſo viel Kraft, ihre Hand aus der ſeinigen loszureißen, und ſich mit einigen abgebrochenen, kaum verſtändlichen Sylben von ihm beurlaubend, hatte ſie den Rückweg zum Kloſtergebäude gewonnen, noch ehe der Fremde, obwohl er ihr kühn und rückſichtslos auf dem Fuße gefolgt war, ſie wieder zu erreichen vermochte.

Heut ſaß Henriette um dieſelbe Stunde, theils träumeriſchen Gedanken hingegeben, theils ſich ängſtigend, in ihrem kleinen Gemach. Den ſchönen blondgelockten Kopf in die Hand geſtützt, dachte ſie ernſtlich und eifrig Allem nach, was ihr in der letzten Zeit begegnet war, und ſie fand mit der ihr eigenen Ehrlichkeit, daß ſie ſich doch wohl Einiges vorzuwerfen haben möchte. Das Bild des räthſelhaften Fremden drängte ſich wieder ihren Vorſtellungen auf, und ſie begann zugleich alle widrigen Empfindungen, von denen ſie ſich zuerſt bei ſeinem Anblick erregt gefühlt, in ſich aufzurufen und wie zur Hülfe gegen ihn zu entbieten. Sie geſtand ſich, daß ſein Eindruck eigentlich ein fürchterlicher geweſen, und wenn ſie ſich jetzt die gewaltige muskelkräftige Geſtalt, die ihr ſo wunderbar begegnet war, wieder vergegenwärtigte, wollte ihr ſcheinen, als habe ſie es eher mit einem böſen Dämon zu thun gehabt, der mit düſtern und verderblichen Lockungen an ſie herangetreten. Sein Geſicht, wie es ihr zuletzt vor Augen geſtanden, war ihr mit zurückſchreckenden, harten und wilden Zügen in der Erinnerung geblieben. Doch mußte ſie ſich geſtehen, daß im Feuer ſeiner Rede, als er ihr geſtern die Beweggründe ſeines Erſcheinens ſo hinreißend geſchildert, ſein Antlitz ganz und gar wie von einer ſtrahlenden Schönheit übergoſſen geweſen, und daß ſie ihn in dieſem Augenblick lieber mit einem Gott als mit einem Dämon verglichen hätte.

Aber Henriette beſchloß, fortan die Erinnerung an ihn zu haſſen und jede Beſchäftigung ihrer Gedanken mit ihm weit von ſich zurückzuweiſen. Zu dieſem Zweck nahm ſie ſich vor, in der nächſten Zeit gar nicht mehr in den Garten hinunterzugehen, und im Hauſe eine Unpäßlichkeit vorzuſchützen, durch welche ſie ſich auf mehrere Wochen an ihr Zimmer gefeſſelt ſehen wollte. Das gute Kind war ſo aufrichtig und nachdrücklich bei dieſen Entſchlüſſen, daß ſie zur Bekräftigung derſelben vor dem über ihrem Bett aufgehangenen Bilde der Madonna niederſank und mit frommen Lippen ein inbrünſtiges Gebet dazu flüſterte.

In dieſem Augenblick klopfte es leiſe an ihre Zelle, und Henriette ſprang mit einem lauten Ausruf des Erſchreckens von ihren Knieen empor. Sie athmete erſt wieder beruhigt auf, als die Thür ſich öffnete und, ſtatt des Unbekannten, den die erregte Phantaſie der jungen Penſionnairin erwarten zu müſſen geglaubt, eine der Kloſterfrauen des Hauſes in Henriettens Zimmer trat. Es war die fromme Schweſter Angelique, die Henrietten ſeit einiger Zeit eine beſondere Aufmerkſamkeit bewieſen, obwohl dabei zugleich ſo viel Schneidendes und Lauerndes in dem Weſen der alten Nonne ſich ausdrückte, daß Henriette nur mit einer gewiſſen Bangigkeit dieſe Bemühungen ihrer Freundin um ſie aufnehmen konnte.

Schweſter Angelique näherte ſich jetzt mit einer trippelnden Freundlichkeit, indem ſie Henriettens Stirn küßte, und ihr dabei mit einem ſo durchbohrenden Seitenblick forſchend in die Augen ſah, daß Henriette unwillkürlich erbebte, und wie in ängſtlicher Erwartung irgend einer ſchlimmen Nachricht einen Schritt von ihr zurücktrat.

Ich ſuchte Dich unten im Garten, Schweſter Henriette, begann die Nonne, und glaubte Dich dort um ſo eher wieder anzutreffen, da Du geſtern um dieſelbe Stunde bei dem Lindenplatz verweilteſt und Dich ſehr gut zu unterhalten ſchienſt. Was hat es zu bedeuten, mein unſchuldiges Kind, daß Du heute nicht wieder dort erſchienen biſt?

Was es zu bedeuten hat? fragte Henriette mit zitternder Haſt, indem ihre ausbrechende Verwirrung und Verlegenheit die ſprechendſten Bekenntniſſe ablegte.

Nun, ich will Dich nicht martern, Du biſt ein gutes, liebes Mädchen, aber Du befindeſt Dich in einer ſchrecklichen Gefahr! ſagte die Schweſter mit einem tiefen feierlichen Ernſt.

Sie ergriff darauf Henriettens Arm, und zog dieſelbe neben ſich auf das Kanapee, was das erſchreckte Mädchen willenlos, und kaum noch athmend vor Angſt und Erregung, geſchehen ließ.

Der Lindenplatz im Garten iſt heut Abend wieder wunderſchön, die Linden ſtrömen ſo herrliche Düfte aus, und Feinsliebchen hat ihren Ritter vergeblich da unten harren und harren laſſen, ſagte Angelique mit einer geheimnißvoll flüſternden Stimme.

Du weißt Alles, erwiederte Henriette mit hervorſtürzenden Thränen, und ſo wirſt Du auch wiſſen, wie unſchuldig ich bei dieſer Begegnung mit einem Unbekannten bin, deſſen Verfolgungen ich verabſcheue, und den ich niemals wiederſehen werde. Denn ich habe mir gelobt, dies Zimmer nicht wieder zu verlaſſen, bis ſich jede Spur von dieſem widerwärtigen Menſchen für mich verloren hat!

Die heilige Jungfrau ſegne Deine Gelübde, meine Tochter! verſetzte die Kloſterfrau, indem ſie ihre Hände faltete und, gegen das Bild der Madonna ſich verneigend, ein leiſes Gebet flüſterte. Dann fuhr ſie mit ihrem Lächeln, das ſo viel Argliſtiges hatte, fort: Und ich habe mir gelobt, Dir in Deinen Anfechtungen chriſtlich und getreulich beizuſtehen. Darum war ich geſtern in Deiner Nähe, als der Verſucher Dich an trat, und nachdem ich die ganze Nacht hindurch i meiner Zelle für Dich gebetet, ſtellte ich mich heu wieder pünktlich auf demſelben Platze ein, um die ferneren Werke des Satans gegen Dich zu beobachten Aber der weltberühmte Verführer fand heut ſein Opfe nicht auf der Stelle, und ich weidete mich daran, ih aus meinem Verſteck zu betrachten, ihn, vor den alle Frauen in ganz Frankreich zittern, und dem kein Familie, kein Haus, kein Kloſter und kein Tempe heilig iſt!

Von wem ſprichſt Du, Schweſter Angelique, un Gotteswillen? fragte Henriette, die Hände der Nonn ergreifend und ſich ängſtlich an ſie ſchmiegend.

Und Du ſollteſt wirklich ſeinen Namen nicht ge wußt haben? fragte die Nonne mit einem bedeutſame Lächeln. Du ſollteſt nicht gewußt haben, daß de Mann, welcher Dir nachſtellt und der ſchon ſeine ver derblichen Hände nach Dir ausgeſtreckt hat, daß d Allberücker, der auch in Deine Nähe gedrungen, Ni mand anders als der Graf Mirabeau iſt?

Nein, bei Gott, das wußte ich nicht, das ahnte ich nich rief Henriette an allen Gliedern zuſammenſchreckend Ein tiefes Purpurroth flammte auf ihren Wangen au

Dann verſank ſie, den Kopf vornüber auf die Bruſt gebeugt, in ein träumeriſches Nachſinnen, in dem ſie ganz die Anweſenheit der frommen Schweſter Angelique zu vergeſſen ſchien.

Ja, Graf Mirabeau, wiederholte die Schweſter, ein Kreuz ſchlagend, mit einem halb feierlichen halb beſorgnißvollen Ausdruck. Ich habe ihn deutlich erkannt, als er uns zuerſt in Auteuil begegnete, und geſtern Abend, wo der Strahl des Mondes gerade in ſein Geſicht fiel, beſtätigte ſich mir meine Entdeckung über allen Zweifel. Armes Kind, es iſt der Graf Gabriel Riquetti von Mirabeau, deſſen Blicke durch den Satan ſelbſt auf Dich gelenkt worden, und der Dich mit ſeinen hölliſchen Liſten zu umgarnen gedenkt. Seine Macht iſt groß, und ich fürchte, Du wirſt ihr mit Deinen ſchwachen Kräften keinen Widerſtand leiſten können!

Seid meinetwegen nicht beſorgt, Schweſter Angelique! erwiederte Henriette, aus ihrem träumeriſchen Hinſtarren emporfahrend. Der Ausdruck ihres Geſichts hatte ſich plötzlich verändert, ein ſinniges ſtrahlendes Lächeln hatte auf demſelben Platz genommen.

Und woher wußteſt Du, daß es Graf Mirabeau iſt? ſetzte ſie mit einer leiſen Frage hinzu.

Oh, erwiederte die alte Nonne, habe ich ihn denn nicht im Kloſter der heiligen Clariſſinerinnen zu Gien geſehen, wo er zweimal den Verſuch machte, die edle ſchöne Sophie von Monnier aus unſerem Kloſter zu entführen! Du weißt, daß ich in Gien war, ehe ich hierher zu Euch gekommen, von wo ein unſeliger Zwiſt mit der Aebtiſſin, der mir einen Austritt aus dieſem Kloſter wünſchenswerth machte, mich vertrieb. Und ich wohnte damals mit dieſer Sophie Zelle an Zelle, und durfte mich rühmen, die Vertraute ihrer Schmerzen und ihrer Geheimniſſe zu ſein. Ach, ſie ließ mich Tag und Nacht in ihrer zermarterten Seele leſen, was es heißt, von Mirabeau verführt und berückt zu werden!

Die Aufmerkſamkeit Henriettens wurde durch dieſe Mittheilung auf das Aeußerſte erregt. Wie, rief ſie mit einem aufflammenden Blick, Du biſt eine Gefährtin jener unglücklichen Sophie geweſen, deren Leiden und Abenteuer ganz Frankreich kennt? In welchem gefühlvollen Herzen haben ſich nicht die Namen Sophie und Mirabeau zu einem wunderſamen Gedicht der Zärtlichkeit und der Liebesſchmerzen ineinander geſchlungen! O, erzähle mir Alles von ihr und von ihm, was Du weißt, denn meine ganze Seele dürſtet nach dieſen Geſchichten, und nichts hat mich je ſo intereſſirt, wie die Schickſale von Sophie und Mirabeau!

Es iſt das eine ſehr gefährliche Neugierde, mein Kind, bemerkte Angelique mit einer ſtrengen Gebärde. Die ächten Werke des Teufels erkennt man daran, daß ſie ſich zunächſt ſo ausnehmend reizend darſtellen. Wir Kloſterfrauen bei den heiligen Clariſſinerinnen in Gien waren jeden Tag in Schrecken, daß Graf Mirabeau kommen und uns überfallen möchte! Wir fürchteten Alle nichts Geringeres, als von ihm entführt und weggeſchleppt, und in das Schickſal unſerer ſo bitter heimgeſuchten Sophie hineingezogen zu werden.

Henriette, die oft in den ernſteſten Momenten den Ausbrüchen ihrer natürlichen Heiterkeit nicht widerſtehen konnte, ließ plötzlich ein lautes herzliches Gelächter erſchallen. Aber er kam niemals, um Euch würdige Häupter zu entführen und wegzuſchleppen? fragte ſie mit einem neckenden Ton.

Er kam, er kam! antwortete Angelique haſtig und bedeutungsvoll. Graf Mirabeau kam zwei Mal, um den Frieden bei den heiligen Clariſſinerinnen auf das Frevelhafteſte zu ſtören, und unſere heiligen Regeln und Ordnungen mit räuberiſcher Hand umzuſtoßen.

Denn er kam, um Sophiens ſchwer errungene Ruh wieder zu trüben, ſie mit ihrem Herzen von neue zu überwerfen, und das arme, ſeinem Zauber noch immer unterliegende Geſchöpf zur Flucht mit ihm zu drängen. Dieſe Heimſuchungen des Böſen mußten namentlic mich, der ich Sophien ſo nahe ſtand, auf das Tiefſt erſchüttern, und meine Bruſtleiden, die wohl bald einma meinen Tod herbeiführen werden, ſtammen aus dieſer Zeit!

Und wie benahm ſich Sophie bei dieſen Bemühungen ihres Geliebten, ſie, deren Schönheit, Heldenmuth und Märtyrerſinn in den Erzählungen gleic ſehr gerühmt werden? fragte Henriette, mit einem ſchwärmeriſchen Blitzen ihrer ſchönen Augen.

Ich will Dir Alles erzählen, wie es ſich zugetragen, mein Kind! erwiederte die Nonne. D weißt, daß Sophie von Monnier die große Sünd auf ihr Haupt geladen hatte, ſich von dem Grafen Mirabeau ihrem Gatten entführen zu laſſen. Be meinem Schutzpatron, eine große Sünde war es immer, aber ach, Sophie zählte ja damals erſt neunzehn Jahre, und der alte Marquis von Monnier, mi welchem der Zwang ihrer Mutter ſie verheirathet hatte ſchon faſt achtzig Jahre. Das heißt, mit alle

Gewalt die Anfechtungen des Fleiſches hervorrufen, und der Teufel ſandte einen ſeiner glänzendſten Lieblinge dazu aus in der Geſtalt des Grafen Mirabeau, der auf das Schloß Joux bei Pontarlier als Gefangener gebracht worden.

Das weiß jedes Kind in Frankreich, gute Schweſter Angelique, rief Henriette, ſie ungeduldig unterbrechend. Wer hat ſich nicht von dieſer wunderbaren Mähr erzählt, wie Sophie und Mirabeau ſich fanden und liebten, und wie Graf Mirabeau, der einem despotiſchen Vater durch das Geſetz in die Gewalt geliefert worden, an ihr den Engel ſich gewann, der für lange und grauſame Kerkerleiden ihm lohnen ſollte? Er entführte ſie, ſie und ſich ſelbſt von unwürdigen Feſſeln befreiend, und lebte mit ſeiner Freundin ein idylliſches Liebeleben in Amſterdam, bis die ihnen nachgeſandten Häſcher ſie dort ereilten, und Mirabeau in den Donjon von Vincennes geſchleppt wurde und die unglückliche Sophie, auf Betrieb des rachedürſtenden Marquis von Mennier, ihre Einſchließung in dem Kloſter zu Gien erhält!

Wie gut Du Dir das Alles gemerkt haſt, meine arme Tochter! ſeufzte Angelique. Und es iſt gefährlich, ſehr gefährlich, ſich das zu merken, glaube mir!

Aber Graf Mirabeau hat freilich genug dazu gethan,
alle dieſe Dinge öffentlich zu machen, und in Mé-
moires und Druckſchriften aller Art, die er über ſeine
Händel herausgegeben, ſeine Verführungskünſte und
Schliche noch vor aller Welt auszupoſaunen.

Verzeih', ich glaube, daß Du ihm darin Unrecht
thuſt! verſetzte Henriette raſch und eifrig. Er ga
dieſe Mémoires ja nur heraus, nachdem er, durc
den endlich nachlaſſenden Zorn ſeines Vaters au
Vincennes befreit, ſich in Pontarlier von Neuem al
Gefangener geſtellt hatte, um ſeinen Proceß und da
wider ihn ergangene Urtheil nochmals von den Rich
tern gerecht prüfen zu laſſen. Da ſandte er jen
ſeine Vertheidigungen in die Welt, die mir erſt neu
lich unſer Arzt zum Leſen gegeben, und die ſo ſchö
geſchrieben ſind, als wenn es lauter Melodieen wären
die der Hand eines großen Muſikers entfloſſen. Un
haben nicht die Richter, die ihn erſt verdammt, zulet
ſelbſt daraus einſehen müſſen, daß das Todesurthei
welches man wegen der Entführung Sophiens gegen ih
gefällt, ein durchaus nicht berechtigtes und ganz un
gar zu widerrufendes war? Und war nicht der Haup
zweck Mirabeau's dabei eigentlich der geweſen, dur
ſeine eigenen Rechtfertigungsſchriften auf die Befreiun

Sophiens hinzuwirken und von ihrer Schuldloſigkeit alle Ankläger zu überzeugen?

Nein, entgegnete Schweſter Angelique mit hitziger Betonung, nein, das war nur ſcheinbar ſein Zweck geweſen, denn wenn er ſein Verhältniß zur Sophie als ein ſchuldloſes darzuſtellen ſuchte, ſo kam es ihm dabei lediglich auf die Freiſprechung ſeiner eigenen Perſon an. Dieſe wollte er erlangen, weil er dann hoffte, ſeine Frau, Emilie von Marignane, die ſich wegen ſeiner abſcheulichen Streiche von ihm zurückgezogen, und ihn nicht wieder aufnehmen wollte, zur Wiedervereinigung mit ihm bewegen zu können. Er wollte dieſe Frau oder vielmehr ihr Vermögen wieder haben, um mit den bedeutenden Hülfsmitteln deſſelben ſich jetzt eine neue Laufbahn in der Welt zu eröffnen. Aber dieſe Berechnungen ſchlugen fehl, und obwohl ſein Proceß in Pontarlier niedergeſchlagen wurde, ſo kam doch nichts Vortheilhaftes für den Grafen Mirabeau dabei heraus. Ja, im vorigen Jahre gewann auch ſeine Frau die Scheidung, die rechtskräftig und richterlich zwiſchen ihnen ausgeſprochen wurde.

Es iſt wahr, verſetzte Henriette kleinlaut und erröthend, ich hatte es vergeſſen, daß Graf Mirabeau ſchon vermählt geweſen, und daß er mit ſeiner Frau um ihren Beſitz geſtritten.

Es iſt dies zugleich ein Beweis, ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, daß er ſich von ſeiner Sophie wieder abgewandt, und daß das, wie es ſchien, für die Ewigkeit angelegte Verhältniß doch wieder zwiſchen ihnen gebrochen wurde. Aber Du wollteſt mir von Sophien erzählen, und von den Beſuchen, die Euch Graf Mirabeau in Eurem Kloſter zu Gien abgeſtattet?

Ja, dieſe ſchreckensvollen Beſuche werden mir nie wieder aus dem Gedächtniß entſchwinden! ſeufzte die Kloſterfrau, indem ſie ſich noch durch einen frommen Hinblick zum Bilde der Madonna Muth und Troſt gewinnen zu wollen ſchien. Mirabeau und Sophie hatten ſich während ihrer beiderſeitigen Gefangenſchaft ſtets die herrlichſten Briefe geſchrieben, und Sophie, die mir ihr unbedingtes Vertrauen zugewandt, ließ mich Manches davon leſen. Auch war es meine Hand, durch welche ihre Briefe an den Gefangenen von Vincennes befördert wurden. Da wurde Graf Mirabeau plötzlic in Freiheit geſetzt, und der Briefwechſel zwiſche Beiden, der einſt ſo herzinnig und leidenſchaftlich geweſen, in der letzten Zeit aber ſchon öfter verſtimm zu werden ſchien, nahm nun auf Einmal einen gan anderen Charakter an. Graf Mirabeau ſchrieb ihr die heftigſten Briefe, die voll Gereiztheit und Eiferſucht gegen ſie waren, und Frau von Mallerohe — denn dieſen Namen hatte Sophie aus Haß gegen den ihres Gatten im Kloſter angenommen — antwortete ihm darauf mit nicht minder bittern Erwiederungen. Mirabeau machte ihr Vorwürfe, daß ſie ihm untreu geworden. Bald ſollte ſie mit ihrem Beichtvater Le Tellier, bald mit andern Perſonen, deren Beſuche ſie in ihrer Zelle empfing, in eine unerlaubte Verbindung getreten ſein. Es iſt wahr, die bedeutendſten Perſonen der Stadt Gien, welche ſich von ihrer Liebenswürdigkeit und Sanftmuth angezogen fühlten, beeiferten ſich täglich, ſie zu beſuchen und ihr Aufmerkſamkeiten und Huldigungen aller Art darzubringen, aber Niemand war darunter, ich kann es verſichern, der Mirabeau's Anklagen gegen Sophie begründet erſcheinen laſſen konnte. Sophie erklärte, daß Mirabeau nur die Rolle des Eiferſüchtigen ſpiele, um dadurch den Vorwand zu einem Bruch mit ihr zu gewinnen. Ein gemeinſchaftlicher Freund Beider war der Arzt unſeres Kloſters, der Doctor Yſabeau, der es ſich angelegen ſein laſſen wollte, eine Ausſöhnung zwiſchen Sophie und Mirabeau zu Stande zu bringen. Er ſuchte eine Zuſammenkunft zwiſchen Beiden zu vermitteln, und Sophi entſchloß ſich dazu, obwohl ich ihr die nachdrücklichſte Gegenvorſtellungen zu machen wagte. Aber der Docto Yſabeau ſetzte Alles durch, er reiſte ſelbſt dem Grafe Mirabeau bis Nogent=ſür=Verniſſon entgegen, beſorgt ihm dort die Verkleidung und den Kramkaſten eine Hauſirers, und führte ihn unter dieſer Maske in di Zelle Sophiens ein. Sophie hatte mich als ihre einzige Vertraute zur Zeugin dieſer Unterredung beſtimm damit ſie ſpäter nicht beſchuldigt werden könnte, z einer Unſchicklichkeit im Kloſter Veranlaſſung gegebe zu haben. Die beiden Liebenden gingen nach ein kurzen einſylbigen Begrüßung ſofort zu den ſtürmiſchſt Erörterungen über. Mirabeau behauptete mit ung heurem Gewicht eine Anklage, für die er durcha keine Beweiſe aufbringen konnte. Sophie vertheidig ſich erſt mit ihrer himmliſchen Sanftmuth, dann gi ſie ſelbſt zu einer immer größeren Energie über, u gab ihm endlich ſeine Beſchuldigungen mit einer gl chen Anklage zurück, für die es aber nicht an unwid leglichen Beweiſen mangelte. Selbſt in der Zeit, Mirabeau aus dem Schloßthurm von Vincennes glühendſten Briefe an ſeine Sophie ſchrieb, hatte mit zwei andern Frauen, denen er den Kopf zu v rücken gewußt, Einverſtändniſſe unterhalten. Die eine war die Frau des Gouverneurs von Vincennes geweſen, die andere aber eine Prinzeſſin von Frankreich, deren Namen ich hier nicht auszuſprechen wage. Die Prinzeſſin, die ſich ſo leidenſchaftlich für ihn intereſſirte, wußte ihm bald die größten Erleichterungen zu verſchaffen. Sie bewirkte durch ihren Einfluß, daß er ſogar zuweilen ausgehen und ſich nach Paris begeben durfte, und es wurde vornehmlich ihrer Verwendung zugeſchrieben, daß Graf Mirabeau bald darauf auch wieder völlig in Freiheit geſetzt ward. Dieſe Thatſachen, von denen Jedermann ſprach, hielt ihm Sophie in jener Unterredung mit rückſichtsloſer Offenheit vor. Mirabeau ſchäumte vor Wuth, ſeine Stimme wurde die eines donnernden Löwen, und das ganze Kloſter wurde aufgeſchreckt durch ſeine entſetzlichen Töne. Die Kloſterfrauen lagen in ihren Zellen auf den Knieen und beteten, weil ſie wähnten, der Verſucher ſelbſt ſei in den Schaafſtall eingebrochen. Niemand wagte es, ihm entgegenzutreten. So trennten ſich endlich Beide in gegenſeitiger Erbitterung, und ſchieden von einander, ohne das Verſtändniß ihrer Herzen wiedergefunden zu haben!*)

---

*) Montigny Mémoires de Mirabeau III. 288.

O wie traurig iſt das! rief Henriette, indem ihr Buſen in einem empfindungsſchweren Seufzer ſich hob. Und haben ſich Mirabeau und Sophie ſeitdem niemals in Liebe wiedergeſehen? ſetzte ſie leiſe hinzu, indem ihre Stimme vor Erwartung bebte.

Im Kloſter zu Gien zitterten wir damals alle Tage, daß er wiederkommen möchte! verſetzte Schweſter Angelique. Aber es verging einige Zeit, ehe die gute Marquiſe wieder etwas von Mirabeau erfuhr. Doch plötzlich ſchien derſelbe eine Anwandlung von Reue empfunden zu haben. Er ſchlug Sophien in einem Briefe eine Ausſöhnung und Entführung vor, und Sophie war ſchwach und liebeerfüllt genug, um ihre Zuſtimmung zu dem von ihm entworfenen Plan zu geben. Als ſie ſah, daß ich, um ihres ewigen Heiles willen, gegen dieſen Entſchluß bei ihr ankämpfte, zog ſie ſich in ein hartnäckiges Schweigen gegen mich zurück. Aber ich verdoppelte nur meine Wachſamkeit, um Sophie zu retten. Bald hatte ich Alles ausgeſpäht, wie es zwiſchen ihnen verabredet worden. Mirabeau hatte ſich einen Abdruck unſerer Kloſterſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, und Sophie empfing von ihm die Schlüſſel, mit denen ſie ſich zur Nachtzeit die Pforte öffnen ſollte. Tag und Stunde ihrer Flucht waren beſtimmt. Mirabeau ſtand unter den Mauern des Kloſters, um ſeinen ſchönen Flüchtling zu empfangen. Aber ich hatte, nachdem ich mich im Gebet dazu gekräftigt, unſerer Aebtiſſin Alles verrathen. In demſelben Augenblick, wo Sophie ſich die Kloſterpforten erſchließen wollte, ward ſie durch den Arm der Aebtiſſin ſelbſt an ihrer Flucht gehindert. Graf Mirabeau fand nur eben noch Zeit, ſich vor den gegen ihn aufgebotenen Kloſterknechten zurückzuziehen. Ich genoß in der Stille den Triumph der Gerechten, daß ich Sophie vor der verderblichen Wiedervereinigung mit Mirabeau gerettet hatte!*)

Und Graf Mirabeau hat ſeitdem alle Verſuche aufgegeben, ſich ſeiner Sophie wieder zu bemächtigen? fragte Henriette, in ein träumeriſches Nachſinnen ſich verlierend.

Mirabeau und Sophie ſind getrennt für immer, erwiederte die Nonne mit einem pathetiſchen Ernſt. Auch nachdem Sophie vor einigen Monaten ihre vollſtändige Freiheit wieder erlangt, ſoll ſich Graf Mirabeau ihr nicht wieder angenähert, noch ſich im Geringſten um ſie bekümmert haben.

---

*) Cadet de Gassicourt. Essai sur la vie de Mirabeau.

Wie, die Marquiſe von Monnier iſt jetzt a dem Kloſter von Gien entlaſſen? fragte Henriette m einem Ausdruck von Unruhe und Traurigkeit.

Der Tod ihres Gatten, des Marquis von Monni befreite ſie endlich aus dem Kloſter, ſagte Schweſt Angelique. Sie hatte bei dem Abkommen, durch we ches Mirabeau ſeinen Proceß in Pontarlier geſchli tet, die Erklärung unterzeichnen müſſen, daß ſie d Kloſter, in dem ſie eingeſchloſſen worden, nicht eher w der verlaſſen wolle, als nach dem Tode ihres Gatt Nachdem dies Ereigniß vor Kurzem eingetreten, m thete Sophie ein kleines Haus in Gien, welches u mittelbar an das Kloſter ſtieß, in dem ſie ſo la Troſt und Zuflucht gefunden, und das ſogar du einen Gang mit dem Kloſter zuſammenhing. S gab ſich bei den frommen Clariſſinerinnen in K deren Nähe und Umgang ſie nicht mehr entbeh wollte. Denn mit ihrer Familie ſich wieder zu v einigen, widerſtrebte ihr, nachdem ſie ſo viel v den Vorwürfen und dem Unwillen derſelben gelit So hat ſie jetzt, die liebliche Dulderin, dort an d freundlichen Ufern der Loire ihre Heimath und ih Frieden gefunden, und Gott ſegne ſie immerdar, wenn auch ſeit jenem Vorgang meine Feindin geworden wa

Die Schweſter Angelique verrichtete jetzt ein ſtilles Gebet, und auch Henriette ſah ſich durch ihre ſtrengen Blicke aufgefordert, daſſelbe andächtig zu theilen.

Jetzt habe ich auch für Dich gebetet, daß der Himmel Dich vor dem Grafen Mirabeau ſchützen und behüten möge! ſagte Angelique, indem ſie ſich erhob. Du biſt von dem gefährlichſten und ruchloſeſten aller Männer umſchlichen und ich habe es darum für meine Pflicht gehalten, Dich zu warnen und Dir zur Seite zu ſtehen.

Ich danke Dir, erwiederte Henriette, indem ſich ihre Wangen von Neuem mit einem flammenden Purpur überzogen. Deine Abſicht iſt ſchön, und ich werde ihr zu entſprechen wiſſen, wenn auch die Gefahr nicht ſo groß für mich iſt, als Du wohl meinſt!

Du glaubſt, weil Graf Mirabeau ein häßlicher Mann iſt? verſetzte die alte Nonne eifrig. Das iſt ſchon der Anfang der Sünde mit ihm, wenn man ſich ſicher glaubt. Es iſt wahr, wenn man zuerſt ſeiner anſichtig wird, macht ſein pockennarbig zerfetztes und wildes Geſicht faſt einen fürchterlichen Eindruck, und vor der breitſchulterigen gewaltigen Figur meint man zuſammenſinken zu müſſen. Aber dieſer Schauder, welchen er einflößt, iſt das eigentliche Zaubermittel des Satanas, welches ihm derſelbe auf die Welt mitgegeben, um Alle, die er will, ſicher verderben zu können. Denn nachdem ich ihn einige Male angeſehen, begann ich es ſchon ſelbſt zu empfinden, wie ſich Einem dieſer Schauder im Herzen gerade in ſein helles Gegentheil zu verkehren anfängt. Und nun gute Nacht, Schweſter Henriette! Es iſt ſchon ſpät geworden.

Damit entfernte ſie ſich jetzt eilig, und ließ Henriette in den aufgeregteſten Empfindungen in ihrer Zelle zurück. —

IV.

Mirabeau und Henriette.

Henriette ſaß noch immer auf demſelben Platze in ihrem Zimmer, und ließ die Bilder, welche die Erzählungen der Schweſter Angelique in ihr erweckt, nochmals an ihrer Phantaſie vorüberziehen. Die Nacht war hereingebrochen, und eine tiefe Stille umgab das in ihre Gedanken verlorene Kind. Von dem Kloſtergarten, in den ihr Fenſter hinausging, wehten die Bäume ſchauerliche Melodieen zu ihr herauf. Henriette ſchreckte plötzlich aus ihrem träumeriſchen Nachſinnen empor, und begann aufmerkſam und ängſtlich zu werden, ohne daß ſie ſich den Grund dazu erklären konnte. Ein unheimliches Flüſtern und Bewegen ſchien ihr durch die geſchnittenen Heckenwände des Gartens ſich hinzuziehn.

Henriette ſprang von ihrem Sitz empor und eilte

zuerſt an das offenſtehende Fenſter, um daſſelbe ſorg
fältig zu ſchließen. Dann zündete ſie mit einer Haſt
als wenn Etwas dabei auf dem Spiele ſtände, ih
Licht an, und leuchtete damit ängſtlich in allen Ecke
des Zimmers umher. Sie mußte ſich aber überzeugen
daß alles Geräuſch, welches ſie plötzlich beargwöhn
und gefürchtet, nur eine Täuſchung ihrer Einbildungs
kraft geweſen, wie ſie auch, nachdem ſie lange an
Fenſter geſtanden und gehorcht hatte, erkennen mußte
daß unten im Garten nur der ſtärker gewordene Nach
wind in den Gängen deſſelben geflüſtert habe.

Lächelnd über ihre eigene Thorheit, ſetzte ſich Hen
riette jetzt nieder, und nahm ein Buch, deſſen Lectür
ſie vor einiger Zeit begonnen. Aber es wollte ih
nicht gelingen, ihre Aufmerkſamkeit an dieſe Blätte
zu feſſeln. Sie warf das Buch wieder von ſich, un
trat von Neuem lauſchend an das Fenſter. Mit de
ſcharfen Gehör, das ihr eigenthümlich war, glaub
ſie ganz deutlich flüſternde Stimmen aus dem Garte
herauf zu vernehmen.

In dieſem Augenblick hörte ſie auch ein leiſe
Geräuſch an ihrer Thür, ſie erbebte und ein Angſ
ſchrei entfuhr ihren Lippen. Sie wollte raſch d
Thür von innen verſchließen, und doch hielt ſie wi

der ein Gefühl, das dunkel in ihrer Seele blitzte, davon zurück.

Die Thür öffnete ſich, und in den dunkeln Hintergrund des Zimmers trat die Geſtalt eines Mannes, den Henriette, ihrer Sinne kaum noch mächtig und faſt zuſammenſinkend vor dieſer Erſcheinung, ſogleich erkannte.

Er iſt es! Graf Mirabeau! flüſterte ſie leiſe, ihm die Hand wie zur Abwehr entgegen ſtreckend.

Sie wiſſen meinen Namen, Henriette! rief er mit triumphirender Stimme, indem er ſich ihr jetzt mit einer raſchen ſtürmiſchen Bewegung näherte und ihre Hände ergriff.

Henriette ſtand wie vernichtet da, und überließ ihm willenlos ihre Hände, die er an ſeine Lippen und ſeine Bruſt gezogen. Das Bewußtſein, ſich durch den ihr in der Ueberraſchung entfahrenen Ausruf ſeines Namens verrathen zu haben, hatte ihre Verwirrung zu einer grenzenloſen geſteigert. Es war ihr, als hätte ſie damit jede Kraft des Widerſtandes in ihrem Herzen gegen ihn verloren.

Henriette, begann Graf Mirabeau wieder, ſie leidenſchaftlich anblickend, ich bin der Glücklichſte aller Menſchen, denn Sie haben ſich in der Zwiſchenzeit mit mir beſchäftigt, und ich will nicht nachforſchen, wer Ihnen hier den Namen Mirabeau's verrathen konnte. Was liegt auch an einem Namen, der bisher nur den Ruhm der Verfolgungen und der Schmerzen aufzuweiſen gehabt, und der zu ſeinem Glanz und zu ſeiner Bedeutung nur auferſtehen kann in einem neuen Leben, deſſen Beginn ſich für Mirabeau nur durch Deine Gunſt, Henriette, entſcheid'en wird! Man wird Dir geſagt haben, was ganz Frankreich weiß, nämlich wie gequält, gefoltert und umhergehetzt bisher Graf Mirabeau war, und nun iſt plötzlich mein Schickſal in Deine Hand gelegt worden, Henriette, damit Du die Stürme, die bisher mein Leben durchwühlt, ſänftigen und mit Deinem Gnadenmunde den ewigen Frieden der Liebe darüber ſprechen ſollſt!

Henriette antwortete nicht, ſondern ſtand, den Kopf vornüber auf die Bruſt geſenkt, und ihm zuhörend, mit der Unbeweglichkeit einer Statue da. Es ſchien, als fürchtete ſie, ſich zu bewegen, um die Gewalt, der ſie ſich unterthan fühlte, nicht zu einer raſcheren Entſcheidung über ſich zu rufen. Aber wenn ſie jede Bewegung ängſtlich vermied, ſo konnte ſie doch das ungeſtüme und laute Treiben ihrer Pulſe nicht zurückhalten, die in ihren von ihm feſtgehaltenen Händen zitterten, und beredter als jedes Wort ihm den Zuſtand ihrer Seele verriethen und preisgaben.

Wiederhole mir noch einmal das Wort, womit Du mich bei meinem Eintritt begrüßteſt, Henriette! rief Mirabeau, ſie näher in ſeine Arme ziehend. Sprich noch einmal: Er iſt es! und ich will darin das beſeligende Geſtändniß leſen, daß Du Dich mit Deinem ganzen Herzen meiner annehmen und mir folgen willſt, um mich nie wieder zu verlaſſen, um bei mir zu bleiben in Liebeseinigkeit und Treue, noch heut, noch in dieſer Stunde!

Henriette ſchüttelte langſam mit dem Kopf, ohne ſich ihm zu entziehen, und ohne ein Wort von ihren Lippen zu bringen. Nur ein irres, ahnungsvolles Lächeln flog über ihr Geſicht, das mehr ein beginnendes Glück als einen heftigen Kampf ausdrückte.

Du willſt mir nicht Rede ſtehen, begann Mirabeau wieder mit dem ſchmeichelndſten Laut ſeiner tiefen volltönenden Stimme. Und doch liegt Dein Herz offen vor mir da, und wenn Dein Mund ſich weigert, mir das: Er iſt es! noch einmal zuzurufen, ſo wird es Dein Herz, wenn ich es frage, mir ſtillſchweigend bekräftigen. Ja, Er iſt es, der, nachdem er Dich einmal geſehen, Dich nicht wieder aus dem Sinn zu verlieren vermochte, und bis in dieſe Kloſtermauern zu Dir hereinzubringen wagte, um Dich zu rufen und Dich zu fordern! Er iſt es, der, von Deiner Schönheit und Deiner Jugend begeiſtert, bei Dir angeklopft hat, um Dich dem blühenden ſonnigen Leben wiederzugewinnen, dem Du angehörſt mit allen Deinen Sinnen, Deinen Reizen und Deinen Vorzügen. Er iſt es, der Dich auf ſeinen ſtarken und ſichern Armen aus dem Kerker dieſes Kloſters hinaustragen will, um Dir die Pforten des Lebens zu eröffnen! So komm, und folge ihm, Deinem Freunde, der Dich liebt, denn Alles iſt vorbereitet, und Deine Kerkermeiſter, die ich gewonnen, werden uns ziehen laſſen, als gewahrten ſie uns nicht!

Henriette ſah ihm ſtill und forſchend ins Geſicht, um den Ernſt und die Treue ſeiner Abſichten in demſelben zu erkennen. Und ſie glaubte darin einem leuchtenden Zug von Wahrheit und Liebe zu begegnen, der ihr Alles beſtätigte, was ſie heimlich wünſchte, und dem ſie felſenfeſt vertrauen zu können meinte. Die Wildheit ſeines Ausdrucks, vor dem ſie ſonſt zurückgebebt, hatte ſich in die innigſte Milde und Zartheit verwandelt, und wenn er noch das Anſehn eines Löwen für ſie hatte, der ihr in ſeiner unberechnenbaren Gewalt gegenüber ſtand, ſo ſah ſie doch zugleich mit einer ihr ganzes Weſen hinreißenden Gewißheit, daß der Löwe ſich ihren Blicken und Winken gebeugt und von ihrer Hand geleitet ſein wolle.

Mirabeau blickte ihr noch einmal feſt und lange in die Augen und ſagte dann: So komm, Henriette, denn es iſt Zeit, dieſen Ort zu verlaſſen. Komm, draußen iſt Freiheit, Luft, Zukunft und Glück für Dich! Du ſollſt mich nur wie Deinen Diener betrachten, der Dich treu geleiten wird, um Dir Dein junges Lebensglück wieder einzuholen, das man Dir bisher widerrechtlich vorenthalten und verſchloſſen hatte. Noch einige Stunden wird es dauern, und die Nacht, die uns umgiebt, ſteigt von ihren ſchwarzen Roſſen herunter, um der neu aufgehenden Morgenröthe zu huldigen. Dann wirſt Du beim erſten Strahl der Sonne, der Dich morgen beleuchtet, Dich in einem roſigen Schimmer der Freiheit erkennen, wie Du ihn nie an Dir wahrgenommen haſt, Du wirſt anders athmen, denken und fühlen wie ſonſt, und Du wirſt Mirabeau zugeſtehen müſſen, daß er Dir, dem übervortheilten und vereinſamten Mädchen, das Recht Deiner Exiſtenz wiedererobert und Dir das koſtbare Kleinod Deiner Jugend gerettet hat! —

Henriette zögerte aber noch immer, ſich zu entſchließen, oder vielmehr, ſie wagte es nicht, ihrem Entſchluß, über den ſie kaum noch ſelbſtſtändig gebieten zu können ſchien, irgend einen Ausdruck zu geben.

Und zuerſt nimm Shawl und Mantel, und hülle Dich recht feſt und ſorgfältig ein, denn die Nacht draußen geht kühl! ſagte Mirabeau dann, indem er ihr mit ſeinen Blicken, gegen welche ſie keinen Widerſtand zu leiſten wußte, faſt gebietend anzudeuten ſchien, was ſie thun ſolle.

Henriette folgte dieſen Blicken, welche nach einem Wandſchrank hindeuteten, in dem Shawl und Mantel für ſie lagen, wie in einer mechaniſchen Bewegung. Gerade aufrecht, die zierlichen ſchlanken Glieder kaum bewegend, wie eine Nachtwandlerin, die einen geheimnißvoll in ihr wirkenden Willen gehorſam vollführt, ſchritt ſie nach der Wand hin.

Sie nahm Shawl und Mantel aus dem Schrank, und hielt dieſelben noch eine Secunde lang mit zögernden Händen, als wolle ſie ſich erſt auf Etwas beſinnen, hoch empor. Mirabeau aber trat raſch zu ihr heran, und warf ihr, die liebliche Geſtalt dabe in ſeinen Armen zuſammenfaſſend, die verhüllende Bekleidung über ihre Schultern.

Henriette blieb bewegungslos ſtehen. Ihre Augen ſchienen ſich tief in ſich geſchloſſen zu haben. Die langen Augenwimpern hatten ſich ganz darüber hinabgeſenkt, und verſchleierten ihre Blicke.

Und nun nimm Hut und Schleier, mein einziges liebes Kind, und bedecke Dir damit Deine ſchönen blonden Locken, denn die Nachtlüfte wehen draußen unſanft! fuhr Mirabeau mit dem wunderbar mächtigen Klang ſeiner Stimme fort.

Henriette leiſtete auch dieſem Befehl Mirabeau's auf der Stelle Gehorſam. Dann zog ſie mit einer raſchen fliegenden Handbewegung den Schleier über ihr Geſicht herab. So ſtand ſie, tief verhüllt, und ſchien nur einer weiteren gebietenden Aeußerung aus ſeinem Munde entgegenzuharren.

Mirabeau betrachtete ſie mit leidenſchaftlichem Entzücken, und ſie fühlte es durch den Schleier hindurch, wie ſeine Flammenblicke ſie mit einem verzehrenden Feuer durchbohrten. Ihre ganze Geſtalt begann plötzlich, wie von einem elektriſchen Strahl getrieben, in ſich zu erſchauern.

Aber vergiß auch nicht, Henriette, begann Mirabeau wieder, Alles mit Dir fortzunehmen, was Dir hier von Deinem kleinen Beſitz noch irgend am Herzen liegen mag.

Henriette ſeufzte bei dieſen Worten laut auf, und eine haſtige Beweglichkeit theilte ſich plötzlich ihren bis dahin wie erſtarrt geſchienenen Gliedern mit. Sie begab ſich nun raſch zu einem mit alterthümlichem Schnitzwerk verſehenen Schrank, und zog aus demſelben in geſchäftiger Eile mehrere Schubfächer hervor, welche ſie eifrig durchſuchte. Zuerſt nahm ſie daraus ein goldenes, mit Perlen beſetztes Medaillon, welches das Bildniß ihres berühmten Vaters enthielt. Sie drückte einen feierlichen Kuß auf das Bild und verbarg es dann mit einem freudeſtrahlenden Ausdruck in ihrem Buſen. Sie erſchien ſeit dieſem Moment ſicherer und zuverſichtlicher geworden, die tief erblaßten Wangen hatten ſich wieder mit der friſchen lebendigen Röthe bedeckt, und ſie ſchlug jetzt zum Erſtenmal ihre Augen mit einem vollen Strahl Mirabeau entgegen. Sie betrachtete ihn wie verwundert, ſie ſchien wie aus einem Traum emporzufliegen, und leiſe nickend, ſchien ſie ihr Glück und ihre Beſeeligung darüber auszudrücken, daß das Erwachen den Traum nicht zerſtört, ſondern als eine Wahrheit vor ihre Blicke hingezaubert hatte.

Sie eilte aber jetzt noch einmal mit flüchtigem Gazellenſchritt zu dem Schnitzſchrank hin, und zog einen Kaſten aus demſelben hervor, den ſie öffnete und dann einen Augenblick lang lächelnd betrachtete. Nachdem ſie ihn wieder verſchloſſen, begab ſie ſich mit einer raſchen, faſt munteren Bewegung, in welche ihre frühere Starrheit übergegangen, zu Mirabeau hin, der ihr mit erſtauntem Lächeln entgegenblickte. Sie legte das Käſtchen, das ſie trug, in ſeine Hände und gab ihm dabei mit einem bedeutſamen Ausdruck zu verſtehen, daß ſie den Inhalt deſſelben von ihm aufbewahrt zu ſehen wünſchte. Ihre Gebärde hatte dabei etwas ſo Rührendes und Demüthiges, daß Graf Mirabeau zu ihren Füßen niederſank und dann mit ſtürmiſchen Liebkoſungen ihre Hände und Kleider küßte.

Aber Henriette hatte, ſeit den erſten Worten, welche ihr bei ſeinem Eintritt in ihr Zimmer entfahren, noch nicht wieder zu ihm geſprochen. Und doch ſchien es Henrietten, als hätte eine lange Verhandlung über ihr ganzes Leben ſtattgefunden, und als ſei dabei Alles, was in ihr lebte und drängte, ſo ſehr von ihr ausgeſprochen worden, daß ſie nichts weiter mehr hinzufügen dürfe, ſondern ihm gegenüber nur noch dem Glück des Schweigens ſich hingeben könne.

Mirabeau wünſchte aber noch das Wort aus ihrem Munde zu hören, um das er ſie zuvor vergeblich gebeten und beſtürmt hatte. Er nahm ſie in ſeine Arme, und ſich an ihre Wangen lehnend, fragte er ſie ſanft: Und biſt Du nun bereit, mir zu folgen, und Dich mir zu vertrauen, ſo daß der Eine von uns im Andern lebt und wir, von einem und demſelben Lebensathem exiſtirend, uns nicht mehr trennen, ſondern uns ewig gehören werden?

Henriette ſchwieg, aber in ihren Augen begannen Thränen zu ſchimmern, die immer voller ſich hervordrängten.

Und bin ich es, der den Schatz Deines Herzens zuerſt zu heben kommt? fragte Mirabeau weiter mit empfindſamer Dringlichkeit. Iſt es Mirabeau, dem Du Dich in Deinem Herzen verlobt und gebunden haſt? Iſt Er es, mit dem Du gern ziehen willſt durch die ganze Welt, iſt Er es, der Deiner Verzeihung, Deiner Liebe und Güte gewiß ſein kann?

Er iſt es! flüſterte Henriette leiſe und kaum hörbar vor ſich nieder, und wandte ſich dann, von Neuem zuſammenſchreckend, von ihm ab.

Du haſt das Wort geſprochen! jubelte Mirabeau in ſeiner ſtürmiſchen Weiſe. Du haſt es geſagt, Henriette, und damit haben wir unſern ſüßen Bund feſt geſchloſſen. Und jetzt laß uns aufbrechen!

Möchten alle Kerkerthürme in Frankreich ſo der Liebe und der Freiheit weichen, wie ich jetzt Dir die Deinige eröffne, durch welche Du nie wieder zurückkehren wirſt in dieſe Gefangenſchaft des Leibes und der Seele!

Er ſtieß bei dieſen Worten die Thür weit vor ihr auf, und ließ ſie vor ſich her ſchreiten, indem er, wie zum Zeichen ſeiner ſichern Geleitſchaft, ſeine Hand hoch über ihrem Haupte emporhielt und die Spitze ſeiner Finger auf ihren Scheitel hinabſenkte.

Henriette, die ſich ermuthigt zu fühlen ſchien durch den über ihr ruhenden Schutz ſeiner Hand, ſchritt jetzt ohne Zögern und Zagen durch den langen Corridor des Kloſters hin, der zur großen Haupttreppe führte. Obwohl die Tritte der Fliehenden einen leiſen Wiederhall in dem Gemäuer fanden, ſo wurden doch die Schläferinnen in den ringsumher liegenden Zellen dadurch nicht geweckt. Alles blieb ruhig und Mirabeau und Henriette langten ohne Aufenthalt unten an der Kloſterpforte an. Dieſelbe ſtand offen und die alte Pförtnerin war nicht zu ſehn.

Beide traten eilig auf die Straße hinaus. In einer kleinen Nebengaſſe, die in einigen Secunden erreicht wurde, ſtand ein Wagen zu ihrer Aufnahme

bereit. Der Diener des Grafen Mirabeau hiel
den Schlag geöffnet. Mirabeau hob Henriett
in den Wagen, der jetzt eilends durch die Nach
davonflog. —

V.

Das geheimnißvolle Kind.

Der Wagen hielt in der Rue de la Roquette, in der Nähe des Baſtille-Platzes, ſtill, wo Graf Mirabeau ſeit einiger Zeit ſeine Wohnung genommen hatte. Die erſten Strahlen der Frühſonne hatten eben den dämmernden Horizont durchbrochen und beleuchteten ein kleines ſchmales Haus, in welches Henriette jetzt, am Arme Mirabeau's, mit einigem Zögern eintrat. Die Erwartungen ihrer aufgeregten Phantaſie, die ſich unwillkürlich ein glänzendes Grafenſchloß verſprochen hatten, ſchienen einen Augenblick durch den düſtern und dürftigen Charakter des Hauſes, welches ſie betraten, ſich verletzt zu fühlen. Aber ein Blick auf Mirabeau, der ſie mit Sorgfalt die ausgeglätteten ſteinernen Stufen einer engen Treppe hinaufgeleitete, ließ ihr wieder Alles ringsumher in einem leuchtenden und feſtlichen Schimmer erſcheinen, und mit klopfendem Herzen beſchritt ſie die Gemächer im erſten Stockwerk des Hauſes, welche der Diener Mirabeau's ihnen eröffnete.

Obwohl zwei nebeneinander ſtoßende Zimmer, die ſich zuerſt darboten, ziemlich geräumig waren, ſo machten ſie doch durch ihre auffallende Leere, welche ſelbſt die nothwendigſten Möbel und Gegenſtände eines Wohngemachs vermiſſen ließ oder nur auf die ſpärlichſte Weiſe vertreten zeigte, einen faſt unheimlichen Eindruck. Bei dem Mangel an Sachen, der in dieſen Räumen des Grafen Mirabeau auf die ſonderbarſte Weiſe ſich geltend machte, konnte daher von einer Unordnung in denſelben eigentlich nicht die Rede ſein, und doch war auch dieſer Charakter ein hervorſtechender, wenn man ſah, wie die wenigen Tiſche und Stühle mit Büchern, Papieren und Gegenſtänden aller Art überladen waren, und ſelbſt der Fußboden, über den Schriften und ſogar Kleidungsſtücke zerſtreut lagen, die wenig regelrechten Manieren des Bewohners verrieth.

Graf Mirabeau war, ſeitdem er die unglücklichen Irrfahrten ſeines vergangenen Lebens wieder mit dem Aufenthalt in Paris vertauſcht hatte, noch nicht wieder zu einer regelmäßigen und ſeinem Stande angemeſſenen Einrichtung gelangt. Die gänzliche Ungewißheit ſeiner Zukunft, die er ſich jetzt von Neuem begründen wollte, noch mehr aber die tiefe Zerrüttung ſeiner Finanzverhältniſſe, hatten ihn zu einem Bivouac der Exiſtenz genöthigt, welche den Sprößling eines der älteſten und berühmteſten Adelsgeſchlechter der Provence in keineswegs würdigen Zuſtänden erſcheinen ließ.

Doch hatte Mirabeau auch mitten in ſeinen ungemein beſchränkten häuslichen Einrichtungen, die der Anblick ſeiner Wohnung ſofort erkennen ließ, den Glanz der ariſtokratiſchen Formen noch in einiger Hinſicht aufrecht zu erhalten verſtanden. Er hielt ſich nicht nur einen Bedienten, ſondern er hatte denſelben auch mit einer ſo ſtattlichen und reichen Livrée verſehen, daß die Dürftigkeit des Herrn wenigſtens nicht in der Erſcheinung des Dieners erſichtlich ſein konnte. Auch hatte Mirabeau einen Secretair in ſeine Dienſte genommen, den er bei ſeinen literariſchen Arbeiten, welche er ſeit Kurzem in einem weitausſehenden Maaßſtabe unternommen, zu verwenden gedachte, und der ein Hinterſtübchen, das unmittelbar an die Wohnung Mirabeau's anſtieß, bewohnte. In dieſem Augenblick öffnete ſich auch die Thür des Nebengemachs, und der mit einem rothen turbanartigen Tuch umwundene Kopf eines jungen Mannes ſah neugierig und lächelnd zu der geöffneten Spalte herein.

Sie ſind nicht erforderlich, Monſieur Hardy, rief ihm Mirabeau zu, indem er mit einer zurückweiſenden Handbewegung ſeinen Secretair wieder verabſchiedete.

Henriette ſah blaß und angegriffen aus, und Mirabeau bat ſie, in ein anſtoßendes Cabinet einzutreten, in dem ſie Alles, was zur Erholung für ſie dienen könne, bereit finden werde. Aber Henriette bat, ihn jetzt nicht verlaſſen zu dürfen. Sie ließ ſich dann mit allen Zeichen der Erſchöpfung auf einem Divan nieder, der zu den wenigen Bequemlichkeiten gehörte, welche das Zimmer darbot. Dann ſah ſie ihn mit ihren ſanften, leuchtenden Augen unverwandt an, und ein Ausdruck ſchwärmeriſcher Verklärung ergoß ſich über das feine anmuthige Geſicht, das aus der tiefſten Bläſſe plötzlich wieder in eine roſige Gluth überging.

In der Mitte des Zimmers ſaß Mirabeau vor dem Frühſtückstiſch, welchen der Diener inzwiſchen hergerichtet hatte. Henriette hatte die mehrmals erneuerte Aufforderung, an ſeinem Frühmahl Theil zu nehmen, abgelehnt, und blieb in der Entfernung ihm gegenüber ſitzen. Aber mit ihren Augen, die ſchwärmeriſch ihm folgten, hatte ſie ſich unverwandt an ihn feſtgehangen, indem ſie jeder ſeiner Bewegungen wie mit frohem Erſtaunen über ihn zublickte.

Nachdem Mirabeau mit dem ſorgloſen Sichgehenlaſſen, das ihm eigen war, ſein Frühſtück beendet, ſetzte er ſich wieder zu ihr nieder, indem er ihre Hand zärtlich ergriff und ihr forſchend in die Augen ſah.

Ich bin Ihnen hierher gefolgt, begann ſie mit kaum hörbarer Stimme zu ihm zu reden. Und ich frage nicht, was aus mir werden ſoll, denn es iſt meine freie Wahl, welche mein Schickſal in Ihre Hand gegeben. Aber ich fühle es, daß Alles, was ich bin, jetzt in Ihrer Hand ſteht. Ich wollte es nicht anders, denn ich fand mich dazu durch eine unüberwindliche Nothwendigkeit getrieben. Werden Sie mir aber auch niemals Ihre Achtung deshalb entziehen, Graf Mirabeau? Werden Sie mich nicht heimlich geringer achten, weil ich, alle meine Pflichten und Gebote vergeſſend, nur Ihren Worten nachdenkend, die mich mit Ihnen gehen hießen, unweigerlich gefeſſelt an Ihrer Seite blieb?

Es war das erſte Mal, daß ſie in zuſammenhängenden Worten zu ihm ſprach. Bis dahin hatte ſie nur in abgebrochenen Lauten anzudeuten gewagt, was in ihrem Innern vorging, und was, ihm gegenüber, in ihr mächtiger geworden war, als alle Regungen ihrer ſonſt unwandelbar ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit.

Ach, rief Mirabeau leidenſchaftlich, Henriette, Du beglückſt mich auch durch dieſen Zweifel, der nur ein anderer Ausdruck Deines Liebesgeſtändniſſes iſt. Dadurch, daß Du mir vertrauensvoll gefolgt biſt, haſt Du mich auf ewig zu Deinem Schuldner und Sklaven gemacht, und mein Dank wird nie aufhören, ſich Dir entgegenzudrängen und Dir zu Füßen zu liegen, in welche Lagen uns auch jemals das wankelmüthige Leben zu einander bringen mag. Was iſt Achtung, Henriette? Ein vergiftetes Inſtrument des geſellſchaftlichen Aberglaubens. Die Despoten und die Privilegirten verlangen Achtung für ihre Ausnahmeſtellungen, weil ſie in ihrer Gottverlaſſenheit nicht im Stande ſind, dieſe Ausnahmeſtellungen auf die Liebe und auf die Freiheit zu begründen. Was ich aber gezwungen werde zu achten, kann ich auch verachten. Wir, meine theuerſte Freundin, ſind neue Menſchen der Liebe und der Freiheit, und wenn wir uns in Freiheit lieben, nach Gottes und der Natur Gebot, ſind wir ehrwürdig Einer dem Andern, und tief unter unſerm Himmelsthron zappelt ſich die Achtung und Verachtung der Menge im Sande ab.

Henriette hatte ihm beglückt und träumeriſch zugehört, und ſie wollte eben etwas erwiedern, als ſich in dieſem Augenblick das Schreien eines Kindes in deutlichen hellen Lauten aus nächſter Nähe vernehmen ließ. Mit einem wahren Schrecken fuhr Henriette empor, und ſah den Grafen Mirabeau mit einem ſo eigenthümlichen Ausdruck von Betroffenheit an, daß dieſer laut zu lachen begann.

Es iſt mein kleiner Lucas, der drüben ſchreit, ſagte Mirabeau. Wenn es Dir gefällig iſt, Henriette, wollen wir ihm einen Beſuch abſtatten, denn ich wünſche ſehr, Dir auch dieſen kleinen Hausgenoſſen vorſtellen zu dürfen. Der Junge entwickelt ſchon einen gewaltigen Bruſtton, daß man ihn bis hierher vernehmen kann.

Er erhob ſich bei dieſen Worten, und führte Henriette raſch zur Thür, indem er ſie durch einen kleinen Corridor in ein hinteres Gemach der Wohnung geleitete.

Dort ſtand eine Wiege, in der ein ungefähr zweijähriger, blühender Knabe lag, der, obwohl er in dieſem Augenblick gerade mit ſeiner Wärterin in einem unangenehmen Zwieſpalt ſich zu befinden ſchien, doch ſonſt alle Veranlaſſung darbot, ihn wegen ſeiner außerordentlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit zu bewundern.

Henriette war zögernden Fußes eingetreten, und näherte ſich dann mit lächelndem Erſtaunen, aber indem zugleich ein tiefes Erröthen auf ihrer Wange hervortrat, der Wiege des Kleinen. Dann blickte ſie ſich nach Mirabeau um, der ihr auf dem Fuße folgte, und auf deſſen Geſicht plötzlich eine wunderbare Rührung und Zärtlichkeit ſich zeigte, deren man die leidenſchaftlichen Züge ſonſt kaum für fähig zu halten geneigt war.

Die Wärterin, ein junges, in der provençaliſchen Tracht gekleidetes Landmädchen, hob das Kind au den Wink Mirabeau's empor und hielt es ihm zu Begrüßung entgegen, die mit ſo lebhaften und neckiſchen Liebkoſungen begleitet wurde, daß der Knabe ſic nicht nur ſogleich beruhigte, ſondern auch bald in ei fröhliches und ausgelaſſenes Jauchzen überging.

Es iſt mein kleiner allerliebſter Coco, den ich Di hiermit vorzuſtellen die Ehre habe, ſagte Mirabeau z Henriette, indem er mit Mühe die kleinen, ſein Haa zerzauſenden Hände des Knaben von ſich losmachte

Ich habe ihn adoptirt, obwohl ich ihm nicht meinen Namen gegeben habe, fuhr Mirabeau fort, den Knaben unaufhörlich ſtreichelnd und küſſend. Er heißt Lucas Montigny, und iſt ein überaus luſtiger Vogel, aber zugleich ſchon ein höchſt ehrlicher Kerl. Er kann ebenſo ergötzlich zappeln, als er mit dem ernſthafteſten Geſicht von der Welt zuhört, wenn man ihm auseinanderſetzt, wie er nun bald vernünftig werden muß, und wie das von ſeinen Tyrannen mißhandelte Frankreich hofft, dereinſt an ihm ſeinen Retter und Rächer zu finden.

Der Scherz Mirabeau's goß einen ſo eigenthümlichen Zauber über ſein ganzes Weſen aus, daß Henriette, die das Kind mit einer lebhaft aufwallenden Empfindung an ſich zog, ſich nicht enthalten konnte, dabei zugleich die von ihr geſtreifte Hand Mirabeau's mit zärtlicher Innigkeit zu drücken.

Dann hob ſie den muthwilligen Knaben, der ſich ſogleich mit ihr zu ſchaffen machte, auf ihren Arm, und begann ihn mit einer Theilnahme, die ſich bis zum Entzücken zu ſteigern ſchien, nach ſeinem ganzen Ausſehen zu betrachten und, wie es ſchien, heimlich mit Mirabeau ſelbſt zu vergleichen. Ihre Augen glänzten vor Freude über die Schönheit dieſes Kindes, und ſie drückte es zu wiederholten Malen mit einer wahren Inbrunſt an ihren Buſen. Darauf legte ſie den Knaben plötzlich in ſeine Wiege zurück und eine tiefe Traurigkeit ſchien ſie zu befallen. Sie ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken, und verharrte ſo einige Minuten lang in ſchweigendem Nachſinnen. Mirabeau weckte ſie lächelnd aus dieſem Traum, indem er drohend den Zeigefinger aufhob und ſie damit ermahnte, von den abſchweifenden Gedanken, denen ſie ſich überlaſſen zu wollen ſchien, wieder zu ihm ſelbſt und zur Gegenwart zurückzukehren.

Henriette ſeufzte erſchrocken auf, und ergriff ſeinen Arm, den er ihr darbot, um ſie wieder zurückzuführen.

Lucas Montigny wird nun wieder ruhig einſchlafen, ſagte er mit dem gemüthlichen Accent, der ſeiner ſonſt ſo ſtürmiſchen Sprache ſeit Kurzem einen neuen Reiz für Henriettens Ohr gegeben hatte. Wir wollen ihn dabei ſich ſelbſt überlaſſen, und wieder zu uns zurückkehren. Doch habe ich den Troſt gewonnen, daß wir Drei, Mirabeau, Henriette und Coco, fortan einen ſeligen und beglückenden Haushalt zuſammen führen werden. Nicht wahr, Henriette, Du wirſt dem kleinen Schelm, den ich nun einmal ſo über die Maaßen liebe, eine himmliſche Vorſehung ſein, unter deren Flügeln er gedeihen wird, um ein ächter und wahrer Menſch zu werden? Denn Du und ich, werden wir nicht fortan unauflöslich aneinander gebunden ſein? Und den kleinen ſchönen Knaben, über deſſen Geburt ein Geheimniß ruht, nimmſt Du zu den übrigen Liebesgöttern unſres Bundes mit in den Kauf. Soll es ſo ſein, Henriette?

Sie nickte ihm bedeutſam zu. Dann, als ſie wieder in dem Wohnzimmer angelangt waren, ſtürzte ſie ihm mit einem überſchwänglichen Ausdruck ihres Gemüths in die Arme, und hielt ihn lange umfaßt.

Und es iſt Dein Sohn, Mirabeau? fragte ſie leiſe, indem ſie ſchüchtern und verſchämt an ihm hinaufſah.

Der ganze kleine Menſch iſt ein Geheimniß, wie ich Dir geſagt habe, Henriette! entgegnete Mirabeau ausweichend.

Er iſt der Sohn Sophiens von Monnier, oder der Frau Gräfin von Mirabeau? fragte Henriette weiter, faſt bittend, denn ihr Herz ſchien plötzlich die Qual der peinigendſten Ungewißheit zu empfinden, und ſie glaubte um ihrer eigenen Ruhe willen die räthſelhafte Erſcheinung dieſes Kindes erforſchen zu müſſen.

Ach, mein unſchuldiges Kind, erwiederte Mirabeau lächelnd, ich ſehe, die wunderſamen Paſſionsgeſchichten Mirabeau's waren auch ſchon in Dein Kloſter gedrungen? Und wo wären ſie nicht hingedrungen? Du weißt alſo, wie ſehr Sophie und Mirabeau ſich einſt geliebt. Es war die Liebe zweier Märtyrer der Geſellſchaft, die ſich in der Angſt des Lebens ſchmerzhaft zu einander gefunden und, den ſtürmiſchen Wogen zum Untergang preisgegeben, Einer das Herz des Andern als Rettungsanker ergriffen. Sie war durch die Tyrannei ihrer Familie an einen hinfälligen und widerwärtigen Greis gefeſſelt, der ihr zum Gemahl aufgedrungen worden, und ich, den ein unnatürliches und fluchwürdiges Geſetz der Gewalt ſeines Vaters preisgegeben hatte, war ſeit Jahren von Kerker zu Kerker geſchleppt worden, und in Pontarlier, wo ich zuletzt gefangen ſaß, ſah ich Sophie, und wir liebten uns. Wir liebten Jeder an dem Andern die Freiheit, das Glück, die verlorene Jugend, und in dieſem drangvollen Moment floſſen unſere Schickſale ineinander über, wie hätte es anders ſein können? Wir flohen erſt Jeder vereinzelt, und trafen uns dann an der Schweizer Gränze als glücklich Vereinte wieder zuſammen. Aber unſer Bund wurde für uns Beide die

Quelle der bitterſten Leiden und Verfolgungen, glaube es mir! Wir lebten dann wohl in Holland ein unvergleichliches Liebeleben miteinander, aber es lag doch manche künſtliche Fiction in dieſem Verhältniß, und wir wurden den heimlichen Stachel nie aus unſerer Seele los, daß unſere Liebe nur ein neuer Schlag des Schickſals für uns Beide ſei. Mitten in dieſem Glück und Leid ereilte uns der Arm der Polizeigewalt, die man ihr und mir nachgeſandt hatte, und wie ich nach Vincennes, ſo ward Sophie nach dem Kloſter von Gien geſchleppt, wo ſie bald nach ihrer Ankunft eine kleine Tochter, den einzigen Sprößling unſerer Liebe, gebar. Aber das Kind blieb nicht am Leben, ſchon nach einigen Monaten ſtarb es wieder, und von unſerer ſchmerzenreichen Liebe, die jetzt mehr und mehr in Traum und Idee zerflatterte, blieb nichts übrig, als ein Gewebe poetiſcher Gedanken, das wir in unſern Briefen von Kloſter zu Gefängniß miteinander ausſpannen, und das vielleicht einſt unter den Dichtungen zärtlicher Herzen eine klaſſiſche Stelle einnehmen wird! Aber mein innerſtes Herz, Henriette, iſt jungfräulich geblieben für eine neue, ächte Liebe, für die Liebe zu Dir, in welcher mein ganzes Daſein ſich verjüngen und erneuern wird! Der kleine

Schreier Lucas Montigny ſoll uns darin nicht ſtören. —

Henriette hing bei dieſer Erzählung mit der leidenſchaftlichſten Hingebung an ſeinem Munde. Jedes ſeiner Worte war ihr ſo wichtig und inhaltsvoll, daß ſie es ſeinen Lippen gewiſſermaßen mit ihren Augen abnahm, und dann in ihr innerſtes Herz verſchloß. Ueber ihr Geſicht hatte ſich, indem ſie ihm zuhörte und ihn betrachtete, ein Glanz inbrünſtiger Andacht und Verehrung ausgegoſſen. Sie faltete die Hände über der Bruſt zuſammen und ſtand lächelnd und erwartungsvoll da, um ſeinen Ausſprüchen zu folgen und die höchſten Entſcheidungen über ſich ſelbſt daraus zu entnehmen.

Mirabeau ſtand zwar an der Gränze ſeiner Jugend, denn er hatte vor Kurzem bereits ſein fünfunddreißigſtes Jahr zurückgelegt, aber es lag noch immer eine gewiſſe jugendliche Ueberſchwänglichkeit in ſeinem ganzen Weſen ausgedrückt, die mit einer majeſtätiſchen Kraft und zugleich mit einer flatternden Grazie ſich verband, wodurch jeder Eindruck ſeiner berühmten Häßlichkeit weit zurückgeworfen wurde. Henriette unterlag in dieſem Augenblick mehr als je dieſer Magie ſeiner Perſönlichkeit und ſchmiegte ſich derſelben zitternd und wie ein widerſtandsloſes Kind entgegen.

Aber die Zweifel, von denen ſie bewegt wurde, ſchienen noch nicht vollſtändig gelöſt. Nach einer Pauſe, in der ſie von Neuem nachzugrübeln ſchien, ſah ſie ihn wieder mit ihren bittenden und fragenden Blicken an, und ſagte endlich ganz leiſe: Und die Gräfin von Mirabeau?

Die Gräfin von Mirabeau, wiederholte er mit einer zuckenden Gebärde, dieſe ſchöne Gräfin ſteht durchaus in keinem Verhältniß mehr zu mir, ebenſo wenig als ſie die geringſte Beziehung zu unſerem Hausgenoſſen, dem kleinen Lucas, hat. Emilie von Marignane hat mich nie geliebt, und in den Zeiten, wo ich ihrer bedurfte und wo ihre milde und tröſtende Frauenhand in mein ganz umnachtetes Schickſal hätte eingreifen können, hat ſie mir nur die ſtählerne Härte ihres Charakters gezeigt. Meine Heirath mit ihr war eine meiner Jugendthorheiten geweſen. Aber ich war erſt zweiundzwanzig Jahre alt, als ich dieſe Thorheit beging, und kam von einem umherſchweifenden und abenteuerlichen Leben her, um den drängenden Wünſchen meines Vaters nachzugeben und mich zum Landmann in der Provence, zu einem frommen Bebauer der Mutter Erde auf unſern Familiengütern, zu machen. Vielleicht wäre ich ein guter Soldat geweſen, denn in meinem ſiebzehnten Jahre war ich ſchon Offizier geworden und hatte den Feldzug auf Corſica mitgemacht, aber von dem Geiz und der Mißgunſt meines Vaters konnte ich es nicht erlangen, daß er mir ein Regiment kaufte. So wollte ich es mit dem Landleben und an der Seite einer reichen und ſchönen Frau verſuchen, und Emilie von Marignane wurde meine Gattin. Aber der Frieden dieſes neuen Lebens erwies ſich als eine ebenſo trügeriſche Illuſion, wie die Vermögensſchätze meiner Frau, die der Zukunft angehörten und vor der Hand nur aus einer Rente von jährlichen ſechstauſend Francs beſtanden. Aber dies traurige Liebeleben mit ihr dauerte nur zwei Jahre, während deren ich, bei meinem unglücklichen Talent Schulden zu machen, mir eine Schaar von Gläubigern, die mehr als hunderttauſend Francs von mir zurückhaben wollten, auf meine Ferſen hetzte. Dies wurde für meinen grauſamen Vater eine neue Veranlaſſung, die furchtbare Geißel der lettres de cachet, durch welche die perſönliche Freiheit in Frankreich auch im Schooße der Familie getödtet wird, von Neuem über mich zu ſchwingen. Er erwirkte einen neuen

Verhaftsbefehl gegen mich, und ließ mich nun wieder in Kerkern und Feſtungen aller Art einſperren, je nachdem ihm dieſelben quäleriſch und ſicher genug für mich erſchienen. Von dieſem Augenblick an zog ſich auch Emilie von mir zurück, und verweigerte in jeder Art, ſich wieder an mein Schickſal zu feſſeln. Ich habe ſie ſeitdem nicht wiedergeſehen. Der Knabe, welchen ſie mir nach dem erſten Jahre unſerer Verbindung geboren, ſtarb auch dahin, und mit ihm ein Unterpfand der Verſöhnung mit meiner Gattin und meiner Familie, worauf ich lange gehofft hatte. Emilie und ich blieben unwiederbringlich getrennt, und wenn Du ſeitdem ohne Zweifel durch das Gerücht vernommen, daß ich nach meiner Befreiung aus Vincennes um die Wiedervereinigung mit ihr mich beworben, ſo war dies nur geſchehn, weil ich in dieſem Augenblick ernſtlich an eine regelmäßige Wiederherſtellung aller meiner perſönlichen Verhältniſſe dachte. Ich wollte aus allen Ausnahmeſtellungen meiner Jugend endlich heraustreten, ich wollte in einem ganz geordneten ſocialen Zuſtande wieder vor der Welt daſtehn, um nun mit meiner ganzen Kraft arbeiten und ein höheres würdigeres Ziel meines Lebens erreichen zu können. Zugleich geſtehe ich offen, daß die großen Mittel ihres Vermögens, in deſſen Beſitz Emilie ſeitdem gekommen war, mir geeignet ſchienen, unſerer entarteten Geſellſchaft die Vortheile abzugewinnen, die man ihr, wenn man mit leeren Händen und Taſchen in ſie eintritt, ſo ſchwer entreißt. Ich würde dann zu den Höhen und Gipfeln der Stellung, die mir Frankreich einſt wird einräumen müſſen, um ſo leichter emporgeſtiegen ſein und ſie dazu mit mir hinaufgetragen haben. Aber Emilie, verblendet und von ihrem Vater ſchlecht berathen, willigte nicht ein, zu mir zurückzukehren, und wir kämpften nicht bloß vor den Gerichten, ſondern vor ganz Frankreich, einen heftigen und leidenſchaftlichen Kampf miteinander. Sie ſelbſt ließ ein Mémoire gegen mich im Druck erſcheinen, das die letzten Seelenbänder unſeres Verhältniſſes zerriß. Und als endlich die Scheidung zwiſchen uns ausgeſprochen wurde, jauchzte mein Herz in ſeinem Innerſten doch nur über dieſen neuen Act ſeiner Befreiung! Aber der ſüßeſte Lohn für alle meine Leiden iſt gekommen, ich ſah Dich, Henriette, und dieſe himmliſche Milde, Sanftmuth, Güte und Schönheit Deines Weſens, die mich zuerſt zu Deinem Gefangenen gemacht, will ſich zu einem dauernden Bunde zu mir geneigen, der neues Glück, neues Leben, eine neue mit dem heutigen

Tag beginnende große Epoche meines Daſeins, mir verbürgt!

Henriette ſah ihn mit glänzenden, dankerfüllten Blicken an, und ſchmiegte ſich zärtlich an ſeine Seite. Auf ihrem lieblichen, von Unſchuld und Verſchämtheit ſtrahlenden Geſicht trat jetzt zugleich ein Ausdruck frohen Muthes hervor, der die Entſchlüſſe, welche ſie für Mirabeau gefaßt hatte, von Neuem zu bekräftigen und an den Tag zu legen ſchien.

Mirabeau nahm ſie bei der Hand, und führte ſie zu dem Divan hin, auf dem ſie wieder neben ihm Platz nahm. Und nicht wahr, wir haben einen ewigen Bund miteinander geſchloſſen, Henriette? fragte er ſie, ſeine Hand auf ihre Schulter legend. Wir werden uns treue Lebensgefährten ſein, und Du wirſt mich nicht wieder verlaſſen, ſondern Du wirſt mein Schickſal unter dem Schutz Deiner ſchönen Augen behalten, die das göttliche Wahrzeichen meiner neuen Exiſtenz geworden ſind? Und dann wirſt Du alle die Ecken und Härten, welche das Verhältniß zu einem unnatürlichen Vater an mir geriſſen hat, mit Deiner heilkräftigen milden Hand berühren, und zu ebenſo viel Vollkommenheiten und Tugenden werden laſſen? Ja, was ein beiſpielloſer Despotismus der väterlichen

Gewalt an mir verbrochen, ich fühle es, das wird erſt durch Deinen köſtlichen Beſitz mir ausgeglichen und vergolten werden!

Und wie konnteſt Du, ſo wie ich Dich hier ſehe, einen Vater haben, der Dich haßte und Dich verfolgte? fragte Henriette, mit naiver Innigkeit.

Oh, entgegnete Mirabeau mit einer bitteren Rückerinnerung, dieſer Haß war unſerem Verhältniß eingeboren, er verdunkelte ſchon die erſten ſonnigen Pfade meiner Kindheit! Mein Vater, der Marquis von Mirabeau, haßte mich zuerſt, weil ich häßlicher war als meine übrigen Geſchwiſter, dann haßte er mich und wurde von meiner Kindheit bis zu meinem jetzigen Mannesalter mir der ingrimmigſte Todfeind, weil ich einſt im ſtolzen Selbſtbewußtſein der Jugend ausgerufen: daß mein Vater, wenn er nur einige Eigenliebe hätte, mich doch frei gewähren laſſen möchte, weil mein Ruhm und meine Erfolge ſtets auch die des Vaters ſein würden!*) Dies hatte mein ſtolzer hartſinniger Vater mir nie vergeben können, und er faßte den Entſchluß mich lieber zu verderben. Er, der Ami des hommes, wie er eines ſeiner berühmteſten Werke betitelte, mit dem er den Intereſſen der Menſchheit und des Volkes dienen wollte, wurde der Wolf in ſeiner eigenen Familie, die er anfiel, zerriß, verjagte, wo er ihr nur irgend beikommen konnte. Durch ſeine hofmänniſchen Freundſchaften, die er mit den Miniſtern des Königs zu unterhalten wußte, gelang es ihm, nacheinander vierundfunfzig Verhaftsbefehle gegen ſeine Familie zu erwirken, von denen nicht nur ich und meine Geſchwiſter, ſondern auch ſeine eigene Gattin, meine theure Mutter, ſo ſchwer betroffen worden. Aber nicht nur in Gefängniſſe aller Art ließ uns der väterliche Menſchenfreund einſperren, ſondern er ermüdete auch die Tribunale Frankreichs durch die ſcandalöſen Prozeſſe, die er alle Augenblicke gegen uns anſtellte. Und dies that ein Mann, der in ſeinem Innerſten gewiß von guten und trefflichen Gedanken und von einem überlegenen Geiſt geleitet worden, und der unter die Führer einer neuen Schule ſich geſtellt hatte, welche den Menſchen und die Geſellſchaft patriarchaliſch auf den Landbau zurückführen und mit idylliſcher Politik die Verwerthung der Erde und des Bodens zum Maaßſtab aller Rechte und Pflichten im Staat machen wollte. Daß dieſe Idylle der Phyſiokraten und Oekonomiſten in Frankreich nur eine philanthropiſche Charlatanerie war, hat der Marquis von Mirabeau bewieſen, denn wenn dieſe Anſichten auf einer ächten Idee und einer wahren menſchlichen Grundlage auferbaut geweſen wären, hätte einer ihrer Hauptbekenner, wie mein Vater, nicht zugleich ein Herz in ſeinem Buſen tragen können, das ſo viel Haß und Wuth gegen die Seinen zu kehren fähig war. Aber ich lernte durch ihn in allen meinen Gliedern kennen, was ein Despot iſt, und dieſe bittere Erkenntniß, wenn ich ſie auch mit dem beſten Theil meiner Jugend bezahlen mußte, wird doch einſt nicht nur mir, ſondern Frankreich zugutkommen! Ja, der Marquis von Mirabeau hat es mir in alle meine Adern eingeätzt, daß der Kampf gegen die Tyrannei der Autoritäten der eigentliche Lebenskampf der Zeit iſt, zu dem bald Alle ſich werden erheben müſſen, denen Individuum und Geſellſchaft, denen Ehre, Freiheit und Glück nicht blos für eine Chimäre gelten! Und durch meine verhängnißvollen Händel mit dem väterlichen Despoten that ich zugleich einen Blick in alle inneren Schäden dieſer franzöſiſchen Monarchie, in die gänzlich verrotteten und entarteten Verhältniſſe der Gerichte, und in alle die käuflichen, Recht und Gerechtigkeit beugenden

---

*) Montigny, Mémoires sur Mirabeau I. 234, 241.

Obrigkeiten und Gewalten, denen ich preisgegeben worden! Ich habe meine Jugend in Kerkern und Feſtungen vertrauern und verderben müſſen, aber in dieſer langen Gefangenſchaft habe ich den Cultus der Freiheit gelernt, und habe, meine eigene Jugend verlierend, zur ewigen Jugend der Nation und des Volkes zu beten angefangen!

Mirabeau ſprang bei dieſen Worten empor und ſtand einen Augenblick, wie hingeriſſen von den Gedanken der Zukunft, nachſinnend und hinſtarrend in der Mitte des Zimmers da. Die Morgenſonne, die jetzt mit ihren vollen Strahlen am Horizont ſtand, warf in dieſem Augenblick einen blitzenden Schein durch die Fenſter. Eine flammende Glorie bedeckte den Scheitel Mirabeau's. Henriette, die ihn lange aus der Ferne bewundernd betrachtet, war ihm dann leiſe und wie auf den Fußſpitzen nachgeſchlichen, und ſchien ihn aus ſeinem träumeriſchen Verſtummen wieder zur Gegenwart zurückrufen zu wollen. Aber indem ſie jetzt dicht zu ihm hintrat und ſich der ganzen überwältigenden Macht ſeiner Erſcheinung wieder nahe gegenüberſah, ſchien ihr aller Muth zu entſinken.

Er war in einem leiſen Selbſtgeſpräch mit ſich begriffen, ſeine Arme durchkreuzten in heftigen Bewegungen die Luft, und Henriette ließ zitternd die Hand wieder ſinken, mit der ſie ihn eben leiſe zu berühren gedachte.

Endlich bemerkte Mirabeau ſie wieder, wie ſie, mit andächtig gefalteten Händen ihm zuſchauend, dicht neben ihm ſtand, und in banger Erwartung ihm zulächelte.

Du biſt es, mein holdes, gutes Kind! ſagte er, ihre Hand ſtreichelnd und liebkoſend. Verzeih, daß meine Gedanken ſich einen Augenblick von Dir entfernen konnten. Aber ich dachte nach, was der Despotismus denn eigentlich ſei, und wie dies, alles Leben ausſaugende Geſpenſt ſich in die freigeborenen Seelen der Menſchheit einzuſchleichen vermocht hat. Was in aller Welt iſt der Despotismus? Er entſteht, wenn der Eine den Andern in die Feſſeln ſeines Egoismus ſchlägt, wenn der Eine den Andern nur als Stoff betrachtet, in dem er ſeine eigenen Abſichten und Bedürfniſſe kneten und zu jeder ihm beliebigen Geſtalt zurechtformen könne. Aber der Despotismus iſt nicht der ſchaffende Künſtler, der ſeinen Stoff liebt, indem er ſeine Gedanken mit ihm vermählt, und der aus ſeinem Willen in harmoniſch ſchöner Vollbringung die Statue ſeiner Idee macht. Der Despotismus iſt der zerſtörende Haß, der überall Urſache findet, ſich geltend zu machen, und der ſeinen Gegenſtand zu ſich heranzieht, wie die Schlange den unſchuldigen Vogel, der ſo lange geängſtigt in ihrem Dunſtkreiſe flattert, bis er ſich endlich von ſelbſt zu ihr niederlaſſen und widerſtandlos in ihren Giftrachen hineinkriechen muß. So wollte mich mein Vater verderben, um auf dieſe Weiſe ſeinen Eigenwillen und ſeine Ueberlegenheit an mir zu beweiſen, und vergaß darüber, daß ich mein eigener Stoff und mein eigener Geiſt bin, der aus ſich ſelbſt ſich geſtalten ſoll, um eines eigenen Daſeins fähig und würdig zu ſein! Das iſt der Herrſcher, deſſen Thron auf Sclavenköpfen balancirt, weil es ihm gefährlich dünkt, ein freies Volk anzuerkennen, mit dem er in ein Verhältniß der Liebe und des Rechts treten müßte! Und da fällt mir eine Kindergeſchichte ein, welche einſt die Kluft zwiſchen mir und meinem Vater noch tiefer geriſſen. Mein Vater überraſchte mich einmal, als ich in meinem Zimmer mit der heftigſten Leidenſchaftlichkeit deklamirte. In ſeiner mich ſtets verhöhnenden Weiſe ſagte er zu mir: Ah, Du übſt Dich wohl ſchon, um künftig einmal den Demoſthenes von Frankreich ſpielen zu können? — Und warum nicht, mein Vater? antwortete ich ihm mit dem frohen Muth des Knaben. Vielleicht werden eines Tages die Reichsſtände in Frankreich zuſammenberufen werden, und dann will ich ſprechen! Mein Vater erbleichte und kehrte mir den Rücken. Mehrere Tage lang vermied er es, irgend ein Wort an mich zu richten. Nicht lange darauf aber erwirkte er ſich den erſten Verhaftsbrief gegen mich, indem er wegen einer Liebesintrigue, die damals viel Aufſehen machte und in der ich allerdings mit dem Leichtſinn eines ſiebzehnjährigen Lieutenants gehandelt, mich auf dem Fort der Inſel Rhé einſperren ließ. Ja, er ging ſogar damit um, mich auf die holländiſchen Colonien in Indien zu entſenden, wo ein mörderiſches Klima faſt alle Europäer erlegt, welche dort den Kampf mit demſelben wagen. Nur die dringendſten Vorſtellungen ſeiner Freunde konnten den Marquis von Mirabeau von der Ausführung dieſes Mordanſchlages gegen ſeinen Sohn abhalten. Aber er glaubte mich dafür auf die langſamer tödtende Folter zu ſpannen, indem er jeden neuen, wenn auch nur ſcheinbaren Anlaß ergriff, den kaum aus einem Kerker Erlöſten von Neuem der Freiheit zu berauben. Ja ſelbſt jetzt, wo ich am Ende dieſer Leiden zu ſtehen glaubte, iſt ſeine Verſöhnung mit mir nur eine trügeriſche, und ſchließt den bitterſten Stachel in ſich. Denn nicht nur, daß er mir die Summe vorenthält, die er mir zu meiner Wiedereinrichtung in der Welt nach unſerm

Uebereinkommen jährlich zu zahlen verſprochen, und durch deren Entziehung er mich den widerwärtigſten Verlegenheiten preisgegeben hat. Er hat mich zugleich mit einem gerichtlichen Interdict belegen laſſen, indem er bekannt machen ließ, daß er und das Vermögen meiner Familie nicht für meine Schulden aufkommen würden. So rächt er ſich noch in dieſem Augenblick an dem Knaben, der von der Freiheit Frankreichs und von einer künftigen Zuſammenberufung der Reichsſtände zu ſchwärmen wagte. —

In dieſem Augenblick vernahm man von draußen ein ziemlich ſtarkes Pochen an der Thür, das einen erſchreckenden Eindruck auf Mirabeau zu machen ſchien. Er hatte mit plötzlicher Beſtürzung in ſeiner Rede innegehalten und ſtarrte betroffen vor ſich hin. Das Klopfen erneuerte ſich abermals, und begleitete ſich mit der Ungeduld einer Männerſtimme, die das Begehr um Einlaß nachdrücklich und rückſichtslos unterſtützte.

Henriette, welche dieſe Unterbrechung erſt ganz arglos betrachtete und ſchon im Begriff ſtand, ſich zur Thür zu begeben und dieſelbe zu öffnen, ſah ſich jetzt durch die dringlichen Zeichen, welche ihr Mirabeau machte, davon zurückgehalten. Mit einer ängſtlichen, faſt zagenden Gebärde, die ungemein auffallend gegen den noch eben herausgetretenen heroiſchen Charakter an ihm abſtach, legte er den Finger auf den Mund, und bedeutete ihr damit die Nothwendigkeit, zu ſchweigen und ſich ſtill zu verhalten.

Henriette fühlte ſich jetzt auf's Aeußerſte beunruhigt. Es fiel ihr plötzlich ein, daß es ſich um eine Nachforſchung hinſichtlich ihrer eigenen Perſon handeln könne, und Schrecken und Angſt, von denen ſie bisher in ihrer wunderbar vertrauensvollen Hingebung an Mirabeau keine Anwandlung geſpürt, traten auf ihrem erbleichenden Geſicht hervor.

Jetzt öffnete ſich auf der andern Seite der Wohnung eine Thür, und der Bediente ſtürzte haſtig herein, dem bald darauf auch Hardy, der Secretair Mirabeau's, folgte. Sie näherten ſich dem Grafen, dem ſie leiſe flüſternd eine Mittheilung machten, welche dieſer mit bedenklichem Kopfſchütteln anzuhören ſchien.

Ich meinte, es wären einige meiner ungeſtümen Gläubiger, die in der letzten Zeit ſchon öfter in meinen Morgenſchlummer hereingeplatzt ſind! ſagte Mirabeau nach einigem Beſinnen. Aber Ihr habt erlauſcht, daß zwei Polizeibeamte draußen ſtehn, und dies macht mich ſtutzig. Schleiche ſich Einer von Euch über die Hoftreppe hinunter, und begebe ſich dann nach vorn, um ſich mit den verehrenswerthen Herrn Sergents in eine zufällige Unterredung einzulaſſen, und darin ungefähr ihr Begehren an mich auszukundſchaften. Es iſt auch möglich, daß mein Herr Vater wieder nach mir ſchickt, denn die lettres de cachet fallen in Frankreich jeden Augenblick aus den Wolken herab.

Der Secretair übernahm dieſen Auftrag und entfernte ſich. Als Mirabeau ſah, wie Henriette zagend und zitternd auf dem Divan in ſich zuſammengeſunken war, ſchien ihn noch ein anderer Gedanke zu durchfliegen.

Auch für Dich ſoll geſorgt werden, meine holde Henriette! ſagte er, indem er ſich ihr eilig näherte und ſie bei der Hand mit ſich fortzog.

Er führte ſie an einen Wandſchrank, der raſch geöffnet wurde, und in ſeinem Innern noch eine verborgene Thür hatte, welche Mirabeau durch den Druck einer Feder aufſpringen ließ.

Hier iſt der Eingang in ein kleines Cabinet, das für Jedermann unauffindbar iſt! flüſterte Mirabeau. Und Du wirſt Dich auf einige Minuten verbergen, mein Schatz, bis wir ſicher geworden ſind, was dieſe Nachforſchung der Polizei zu bedeuten hat. Tritt muthig und getroſt ein, Henriette, denn ſeitdem Du

Dich dem Grafen Mirabeau geſellt, hat ſich auch für Dich das Reich der Aventüre aufgethan! Aber alle Deine guten Engel werden Dir Leib und Seele behüten. —

Hardy kehrte mit der Nachricht zurück, daß die Polizeibeamten draußen erſchienen ſeien, um nach einer jungen Dame zu forſchen, die in der vergangenen Nacht aus einem Kloſter von Paris entführt worden ſei und die man Urſache habe, in der Wohnung des Grafen Mirabeau verborgen zu glauben.

Mirabeau befahl, ihnen ſofort die Thür zu öffnen. Nachdem die Sergents der Polizei alle Räume genau durchſucht und ſich von der Vergeblichkeit ihrer Nachforſchungen überzeugt hatten, entfernten ſie ſich wieder mit einem höflichen Gruß. —

Zweites Buch.

Die Hochzeit des Figaro.

1.

Frau von Nehra.

Die Nachforſchungen der Polizei nach Henriette van Haren hatten ſich in den nächſten Tagen auf eine ungeſtümere Weiſe wiederholt, und Mirabeau bemerkte zugleich, daß ſeine Wohnung der Gegenſtand einer unausgeſetzten polizeilichen Beobachtung geworden ſei.

Die Priorin des Kloſters, die Gräfin von Monteſſuy, die ihren beſtimmten Verdacht gegen den Grafen Mirabeau überall laut äußerte, ſchien alle ihre einflußreichen Verbindungen in Paris aufzubieten, um ſich wieder in den Beſitz ihres entflohenen Schützlings zu bringen, den ſie, nach den ihr von Schweſter Angelique gemachten Mittheilungen, einem ſo verderblichen und ihr ganzes Seelenheil zerſtörenden Verhältniß ausgeſetzt wußte.

Sie begann einen ſo heftigen Lärm mit dieſer Angelegenheit zu erregen, daß die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf gerichtet wurde, und Mirabeau kaum noch längere Sicherheit für ſich ſelbſt wie für die Perſon ſeiner neuen Freundin erſah. Es ſchien ihm um ſo dringender nöthig, einen Entſchluß zu faſſen, als die arme Henriette nun ſchon ſeit mehreren Tagen wie eine Gefangene bei ihm lebte, und in dem verborgenen Cabinet, deſſen Unzugänglichkeit ſich bewährt hatte, verſteckt bleiben mußte.

Wir müſſen dieſer peinigenden Situation entfliehen! ſagte Mirabeau eines Morgens zu ihr, indem ihn Henriette verwundert und mit einem glücklichen Lächeln anſah.

Ich weiß, fuhr Mirabeau fort, Du haſt in unſerem bisherigen Leben von Deiner Freiheit nichts vermißt, Du gutes, liebliches Kind! Deine Augen ſind nur noch friſcher und glänzender geworden, obwohl Du Dich bis jetzt wie hinter Kerkermauern bei mir verkriechen mußteſt. Aber warte nur, kleiner gefangener Vogel, die Stunde der Freiheit ſoll für Dich ſchlagen, und ich werde Dich noch weiter entführen, um Dich ganz glücklich zu ſehen!

Bin ich es nicht ſchon? fragte ihn Henriette, indem ſie mit ſchelmiſchen Bewegungen um ihn herumtänzelte, und ihn durch ihre Drolligkeiten zum Lachen zu bewegen ſuchte. Und iſt denn das ein Gefängniß hier bei Mirabeau? In meiner Kloſterzelle, dünkt mich, war es viel enger, und ich finde hier ſo viel Raum, daß ich mich vor Luſt zu Tode ſpringen könnte. Und im Kloſtergarten war nicht ſo ſchöne und freie Luft wie hier, wo ich von Deinem Athem lebe, mein Freund; und die Vögel in den ernſten ſchauerlichen Bäumen vor meinem Fenſter zwitſcherten dort lange nicht ſo ergötzlich, als Dein kleiner Nicolas, wenn er über uns Alle in's Lachen geräth.

Dein liebenswürdiger Sinn iſt zufrieden, erwiederte Mirabeau, aber ich bin es nicht für Dich! Ich bin es müde, hier der Kerkermeiſter eines Schmetterlings zu ſein, der, wie Du, den Frühlingslüſten verwandt iſt und mit dieſen gaukeln und ſchwelgen könnte. Ich werde mit Dir auf einige Zeit nach London gehn. Inzwiſchen wird ſich hier Alles verblutet haben, und Du kehrſt als eine andere Perſon mit fremdem Namen wieder hierher mit mir zurück. Wir geben Dich für eine Engländerin aus, blond und weiß und roſig biſt Du genug dazu, mein Schatz, und wenn wir Dir einen auf dieſe Nationalität lautenden Paß verſchaffen können, ſo werden wir dann vor jeder weiteren Behelligung hier ſicher ſein. Warten wir hier noch länger, unter der Belagerung der Polizei, dieſe unerträgliche und unwürdige Situation ab, ſo wirft uns Deine erhabene Priorin, noch ehe wir uns Deſſen verſehn, eine lettre de cachet über den Hals und wir können das Vergnügen haben, in irgend ein Gefängniß zu ſpazieren, wo es noch ſchlimmer iſt, als hinter Deinen friedſamen Kloſtermauern.

Und man würde uns dann trennen? fragte Henriette angſtvoll, indem ſie ſich an ſeine Schulter klammerte. Ja, Mirabeau, dann laß uns nach London reiſen, heut, ſogleich, noch in dieſer Stunde. Den kleinen Nicolas nehmen wir aber doch mit?

Sicherlich, verſetzte Mirabeau lächelnd, ohne ihn reiſen wir nicht. Denn ich habe es einſt mit einem feierlichen Eide gelobt, mich niemals von dem kleinen luſtigen Mann zu trennen. Aber leider ſind wir noch nicht ſo weit, um an unſere ſofortige Abreiſe zu denken, und das iſt es, was mich heut ſchon auf's Aeußerſte verſtimmt hat. Ich habe nämlich, um offen mit Dir zu reden, wie es zwiſchen Freund und Freundin ſich geziemt, ich habe kein Geld. Und auch ſonſt bin ich noch nicht recht klar darüber, wie ich Dich auf eine ſichere Weiſe von hier aus dem Hauſe wegbringen ſoll. Ich erwarte heut Morgen noch meinen Freund Chamfort bei mir, der mir plötzlich angekündigt hat, daß er wieder in Paris ſei, und mir ſeinen Beſuch machen werde. Mit ihm, der alle meine Verhältniſſe genau kennt, will ich mich berathen, über den einen wie über den andern Punct, und ich hoffe, mein kluger liſtiger Auvergnat wird mir wieder die beſten Mittel und Wege anzugeben wiſſen.

Berathe Dich doch lieber gleich mit mir, mein Freund! rief Henriette, indem ſie ſich ſchmeichleriſch an ihn drängte. Bin ich denn nicht auch Dein Freund? Vielleicht fällt mir etwas ungeheuer Kluges ein, wenn ich auch nicht in der Auvergne geboren bin, wie Dein Freund Chamfort. Und nun laß mich zuerſt von dem Geldpunct anfangen. Iſt es denn möglich, daß wir ſchon wieder kein Geld haben, da — da —

Da, fiel Mirabeau mit einem lauten Gelächter ein, da wir erſt vor einigen Tagen eine ganze Menge Geld hatten, und da Du nicht blos die Schwalbe geweſen, die den Frühling hierher in die Wohnung Mirabeau's getragen, ſondern auch die Schwalbe aus dem Märchen, die goldene Eier bei mir hingeworfen hat. Ja, mein Kind, Deine mitgebrachten Schätze, die Du uns großmüthig zur Verfügung geſtellt, ſind bereits alle geſchwunden. Der ganze Inhalt des Käſtchens, welches Du mir zur Aufbewahrung gegeben, iſt verflogen. Ich legte auf Dein Geheiß, und weil Du es nicht anders wollteſt, meine tempelräuberiſche Hand an die in dem Käſtchen enthaltenen Ringe, Armbänder und Juwelen, und veräußerte Alles. Es ſind dies gewiß theure Wahrzeichen einer Dir freundlich geſinnten Hand geweſen. Auch eine nicht unbeträchtliche Baarſchaft, die Du mir nachher einhändigteſt, gewiß die Erſparniſſe Deines Taſchengeldes, mein armes Kind, habe ich auf dieſelbe Straße des Verderbens, die alle Gelder Mirabeau's wandeln müſſen, hinausgeſtoßen. Iſt das nicht fürchterlich?

Henriette ſeufzte einen Augenblick laut auf, und ſah ihm mit ernſthafter Verwunderung in die Augen. Dann aber brach ſie plötzlich in ein herzliches Gelächter aus.

Es iſt wahr, fuhr Mirabeau mit einer tragikomiſchen Gebärde fort, das Geld kann ſich bei mir durchaus nicht halten, und es iſt dies eine Krankheit, an der ich Zeit meines Lebens gelitten habe. Das Geld nimmt bei mir die Eigenſchaft an, ſofort in alle Winde zu zerfahren, ſobald ich es nur berühre. Ich habe ſchlechterdings nie und niemals Geld, und werde auch nie und niemals Geld haben, und wenn Du mir goldene Berge unter meine Füße zaubertest. Ich bin in dieſem Betracht ein wahrhaft unglücklicher Menſch. Ein Geſellſchaftszuſtand taugt entſchieden nichts, in dem noch eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen exiſtirt, die man mit jenem fatalen Kunſtausdruck Gläubiger nennt. Durch das Treiben dieſer Gläubiger verflüchtigen ſich alle Werthe in der Geſellſchaft, und die Börſe des Cavaliers erſcheint beſtändig als ein leerer Wahn. Die dreitauſend Francs, welche mir meine Familie nach unſerem letzten Uebereinkommen jährlich zu zahlen verſprochen, werden mir von meinem Vater auch aus dieſem Grunde vorenthalten. Denn mein Vater, der Marquis von Mirabeau, behauptet, auf dieſe Penſion abrechnen zu müſſen, was er früher an meine heißhungrigen Gläubiger für mich bezahlt hat. So befinde ich mich mit meinen Ausgaben völlig wie der Froſch unter der Luftpumpe, und werde bald nicht mehr wiſſen, wo ich den Stoff zum Athmen hernehmen ſoll. —

Es lag in der Gewohnheit des Grafen Mirabeau, beſtändig über ſeine Geldverhältniſſe zu klagen, womit kein einziger ſeiner Freunde verſchont zu werden pflegte. Aber der tiefe und wahrhaft melancholiſche Unmuth, der ſich dann in ſeinem ganzen Weſen ausprägte, trug zugleich ſo viel komiſche Färbung an ſich, daß man dadurch ſehr leicht über die Peinlichkeit des Gegenſtandes mit ihm hinauskam und ſeine Freunde gewöhnlich den heitern Uebergang zu einer kleinen Anleihe ſehr gern ſich gefallen ließen.

Auch Henriette hatte in dieſem Augenblick das Gefühl, daß von ihrer Seite noch etwas geſchehen müſſe, um die unangenehme Verlegenheit, über welche ihr Freund ganz ſeiner ſonſtigen Würde und Größe entgegen ſich zu beklagen hatte, zu mindern. Das arme Kind hatte freilich in die Untiefen dieſes wunderlichen Haushaltes, dem ſie ſeit Kurzem angehörte, ſchon Alles, was ſie irgend an geldwerthen Dingen beſeſſen, hinabgeworfen. Aber ihre Luſt, etwas beizuſteuern, ſchien ſo groß, daß ſie in dieſem Augenblick ſogar auf eine Aushülfe verfiel, die ihr bis dahin als unmöglich vorgekommen ſein würde.

Henriette zog nämlich jetzt das goldene, mit Perlen beſetzte Medaillon hervor, welches ſie ſtets in ihrem Buſen verwahrte, und in dem das Bildniß ihres Vaters enthalten war. Sie gab das Medaillon, ohne noch einen Blick darauf zu richten, an Mirabeau hin, und nickte ihm dabei mit bedeutſamen Blicken zu.

Aber ſo ſehr Mirabeau auch ſonſt bereit war, jedes ihm dargebrachte Opfer ſeiner Freunde ohne Weiteres hinzunehmen, und kaum einen ſichtlichen Werth darauf zu legen, ſo nahm er doch das Medaillon nur, um es ihr unter lebhaften Vorwürfen über ihren unbedachten Sinn wieder um den Hals zu hängen und in ihren Buſen zurückzuſchieben. Darauf ſagte er, ſie küſſend: Wohl Dem, der das Andenken ſeines Vaters an ſeinem Herzen bewahren kann. Um keinen Preis möchte ich Dich darum bringen. Der berühmte van Haren war ein hoher Ehrenmann, und ſein Gedächtniß wollen wir auch in unſerm Bunde würdig feiern!

So fällt mir zu guter Zeit etwas Anderes ein! rief Henriette, freudig aufathmend und in ihre Hände klatſchend. Ich habe ja noch eine Erbſchaft in Brüſſel zu erheben, und was bin ich für eine Närrin, daß ich erſt jetzt daran denke. Ein Verwandter meines Vaters, der dort lebte, hat mir in ſeinem Teſtament ein Legat ausgeſetzt. Es ſind aber nur viertauſend Francs, Mirabeau, und wir müſſen damit zufrieden ſein. Die gerichtliche Aufforderung, das Geld zu erheben, empfing ich erſt vor einigen Tagen, und Du wirſt begreifen, daß ich es vergeſſen habe, da ſeitdem ſo Wunderbares mit mir vorging. Aber das Papier darüber muß in dem Käſtchen geſteckt haben, in dem ich Dir meine andern kleinen Habſeligkeiten übergab.

Dann iſt es möglich, daß ich es in meiner Nachläſſigkeit weggeworfen habe, ſagte Mirabeau, begab ſich aber ſchnell an ſeinen Schreibtiſch, um das darin aufbewahrte Käſtchen von neuem zu durchſuchen. Das Papier fand ſich darin noch vor, und Mirabeau entfaltete es begierig, während Henriette, ſich über ſeine Schulter lehnend und ihn unverwandt betrachtend, den Ausdruck ſeiner Zufriedenheit auf ſeinem Geſicht zu erwarten ſchien.

Es iſt gut, ſagte Mirabeau kühl, das Geld iſt Dir gewiß, und kann augenblicklich erhoben werden. Wir werden es Dir beſorgen, ſobald wir jetzt nach Brüſſel kommen. Denn wir werden ohnehin unſere Reiſe nach London über Brüſſel machen. Zwar wird uns dies hindern, die Reiſe ſo raſch zurückzulegen, als wir es Deinetwegen, mein holder Flüchtling, eigentlich genöthigt wären zu thun. Aber ich werde Dir Deine Geſchäfte nichtsdeſtoweniger pünktlich beſorgen, verlaß Dich nur auf mich. Wir werden daher einſtweilen nur nöthig haben, auf unſere nothwendigſten Reiſemittel von Paris nach Brüſſel Bedacht zu nehmen, und das iſt eine Kleinigkeit. Sobald Chamfort kommt, wird es ſich zeigen, wie. Ich ſpeculire durch ihn auf den Geldbeutel der Madame Helvétius, die ihre ſtets gefüllte Kaſſe gern und überreichlich zum Beſten ihrer Freunde verwendet.

Henriette ſchien mit der Art und Weiſe, wie Mirabeau die Nachricht von ihrem kleinen Glücksfall aufgenommen, nicht ganz zufrieden zu ſein, und um ihren lieblichen Mund trat ein leichtes ſchmerzliches Zucken. Eine Minute darauf war ſie aber ſchon wieder das fröhliche, ſorgloſe Kind, das keinen andern Willen und keine andere Empfindung mehr kannte, als die, ihm unterthan zu ſein, und jede Beſtimmung über ſich von ihm anzunehmen. —

Es klopfte zweimal hintereinander mit einem flüchtigen Schlag an die Thür, und Mirabeau, die Manier ſeines Freundes erkennend, rief ſtürmiſch: Herein, Chamfort! Willkommen, Chamfort!

Chamfort trat jetzt raſch herein, und beide Freunde begrüßten ſich mit der aufrichtigen Herzlichkeit, die zwiſchen ihnen waltete.

Und wir werden jetzt wieder in Paris miteinander ſein, mein Freund und Meiſter? fragte Mirabeau, ihn mit einer Zärtlichkeit umarmend, die er ſonſt kaum irgend einem andern ſeiner Freunde bewies. Ich dachte es mir, mit Deiner göttlichen Unruhe und Beweglichkeit würdeſt Du nicht lange in der philoſophiſchen Idylle von Auteuil ſitzen bleiben.

Chamfort wurde jetzt die Anweſenheit Henriettens gewahr, die erröthend ausweichen wollte, als Mirabeau ſie ſeinem Freunde vorſtellte.

Das iſt Henriette, ſagte Mirabeau feierlich, die den himmliſchen Muth hat, ſich zur Gefährtin meines Lebens und meiner Schickſale machen zu wollen! Du ſiehſt, wie ſchön ſie iſt, und Du wirſt finden, daß die Schilderungen, die ich Dir in meinen Briefen von ihr gegeben, weit hinter der holden Wahrheit zurückgeblieben ſind. Durch ihre Schönheit allein müßte ſie ſich einen Platz auf einem Königsthron haben gewinnen können, wenn ſie es nicht vorziehen wollte, das unberechnenbare Loos des unſtäten Mirabeau zu theilen. Henriette iſt aber auch die Güte, die Milde, die Sanftmuth ſelbſt, ſie iſt eine jener hohen, rechtſchaffenen Seelen, bei denen man ſich wohlbehütet und wie in ſeiner Heimath fühlt, und ich ſchwöre es Dir, daß ich ſie nicht verdiene, aber mich ihres Beſitzes werth zu machen gedenke.*)

---

*) Die eigenen Worte Mirabeau's über Henriette. Lettres de Mirabeau à Chamfort p. 76, 87, 92.

Henriette war auf ihn zugeeilt, und hielt ihm ihre Hand vor den Mund, indem ſie ihn ängſtlich bat, mit ſeinen Lobſprüchen über ſie innezuhalten. Dann entfernte ſie ſich eilig in das Nebenzimmer, nachdem ſie ſich mit Chamfort, der ihr die verbindlichſten Dinge ſagte, herzlich begrüßt hatte.

Du biſt zu beneiden um Dein Talent, Dir Glück zu ſchaffen, und Dir Alles ſo einzurichten, wie es gerade für Dich paßt! ſagte Chamfort, indem er der in der Thür verſchwindenden Geſtalt Henriettens lange nachblickte.

Mein Leben dagegen iſt aus lauter Contraſten und Widerſprüchen zuſammengeſetzt, fuhr Chamfort fort, indem ein wehmüthiger, faſt bitterer Zug auf ſeinem ſonſt ſo heitern, männlich ſchönen Geſicht aufblitzte. Und ein ſolcher Widerſpruch hat mich jetzt auch wieder nach Paris getrieben, und in neue Verhältniſſe, für die ich eigentlich nicht tauge, und wie ſie mir immer wieder durch die ſeltſame Ironie meines Schickſals um den Hals gebunden werden. Du ſiehſt mich wieder hier in Paris, weil der Marquis von Vaudreuil mich eingeladen hat, in ſeinem Hauſe zu leben, wo er mir, bloß aus ſeiner bekannten großmüthigen Laune für Kunſt und Literatur, eine glänzende Zufluchtsſtätte, die durchaus frei von jeder Bedingung iſt, angeboten hat.

Alſo in der Rue de Bourbon, in dem prächtigen Hôtel Vaudreuil, iſt mein Meiſter Chamfort von jetzt an zu finden? ſagte Mirabeau lächelnd. Nun, da biſt Du allerdings wieder in die vornehmſte und ſtrahlendſte Welt eingetreten, und wirſt es auch kaum vermeiden können, mit dem Hofe und ſeinen Leuten von neuem in Berührung zu kommen. Denn der gute Marquis von Vaudreuil iſt nicht nur Beſchützer der ſchönen Künſte, ſondern er gehört auch zu dem vertrauten Hofcirkel der Königin. Er iſt ja der genaueſte Freund der Gräfinnen Diane und Julie von Polignac, und durch dieſe in den allerintimſten Kreis eingetreten, der ſich um die Königin Marie Antoinette zu bilden angefangen. Chamfort wird alſo neue Hofſtudien machen, und die Ergebniſſe werden der ganzen Epoche zugutkommen. Ich freue mich darauf, denn Du weißt, daß ich mich recht eigentlich für Deinen Schüler anſehe, Chamfort, und von Deiner lachenden Weisheit und Deinem unbeſtechlichen Witz ſtets zu lernen denke.

Es empört mich doch aber nachgerade, daß mein Lebensfaden beſtändig aus ſolchen offenbaren Widerſprüchen mit meinen Principien ſich weiter weben ſoll! entgegnete Chamfort mit einem in der That mißmuthigen Ausdruck. Ich liebe durchaus die hohen und vornehmen Leute nicht, und werde unaufhörlich in Beziehungen zu ihnen gebracht. Die einzige Religion, die ich in meiner Bruſt aufzutreiben vermocht, war von jeher der Glauben an die Freiheit, und doch bringt mich mein Schickſal immer wieder mit Prinzen, Prinzeſſinnen und eingefleiſchten Ariſtokraten in Verbindung, in deren parfümirtem Dunſtkreis ich meine republikaniſche Seele verſchmachten laſſen ſoll. So liebe ich auch von Herzen die freierwählte Armuth, und muß doch immer von den reichen Leuten auf mich Jagd machen laſſen, die mich in ihre Mitte ziehen, und meine Perſon benutzen wollen, um auch mit dem Geiſt eine Art von Luxus zu treiben. Und ich war ſchwach genug, dem Andringen des Marquis von Vaudreuil nicht widerſtehen zu können. Jedenfalls werde ich mich aber in ſeinem Hôtel, wo er mir eine ſehr behagliche Wohnung aufgedrungen hat, beſſer befinden, als damals bei dem Prinzen von Condé, der mir ſogar die glorreiche Stelle eines Secretairs bei ſich übertragen hatte. Dieſe Sklavenkette riß ich aber entzwei, ſobald ich nur ihr erſtes Scheuern an meinen Gelenken ſpürte.

Es war noch ein anderes Motiv, das Dich dabei beſtimmte, mein edler Freund, ſagte Mirabeau, indem er ihm innig die Hand darreichte. Es jammerte Dich, daß ein junger Mann, der eine arme Mutter zu ernähren hatte, die eigentlichen Geſchäfte Deiner Stelle für ein geringes Geld verſehen mußte, und Du beſchworeſt den Prinzen, Deine Entlaſſung anzunehmen, und die Stelle nebſt ihrem Titel und ihren vollen Einkünften Demjenigen zu übertragen, der dafür arbeiten und darben mußte. Solche Züge muß man in Erz und Marmor feſthalten, um den Leuten, die uns Atheiſten nennen, und unſer Streben nach der Freiheit moraliſch verdächtigen möchten, zu beweiſen, daß wir die wahren Menſchen und die ächten Herzen in dieſer Epoche ſind!

Achten wir uns nicht zu hoch, Mirabeau! entgegnete Chamfort, indem wieder alle Streiflichter ſeines ſatiriſchen Geiſtes auf ſeinem Geſicht hervortraten. Meiſtentheils iſt es gerade unſer ſtärkſter Egoismus, der ſich hinter unſere ſogenannten edlen Motive ſteckt, und ſich daraus ein herrliches, ſtolzes Feſttags-Koſtüm macht. Wer weiß denn, ob ich ſo edel geweſen wäre, meiner Stelle zu Gunſten eines armen Menſchen zu entſagen, wenn mir das ſonſt ſo vortheilhafte Verhältniß zum Prinzen Condé nicht in der That unerträglich geworden. Es trieb mich wieder fort von ihm, denn mich überkam wieder einmal die Luſt, arm und beſchränkt in der Einſamkeit zu leben. Und ſo wurde ich der Wohlthäter jenes jungen Mannes, weil ich mein eigener werden wollte. Ein hohes, unendliches Glück ſchien ſich mir damals eröffnen zu wollen. Meine Freundin Lydie war durch den plötzlichen Tod ihres Gatten frei geworden, und ſie hatte eingewilligt, mit mir in der tiefſten Zurückgezogenheit von der Welt ein neues Leben zu beginnen. Lydie war nicht mehr jung, und von ihrer einſt ſo wunderbaren Schönheit war nur noch der himmliſche Seelenausdruck der Züge und der unverlöſchliche Glanz ihrer Augen übrig geblieben. Aber ihr Herz und ihr Geiſt waren anbetungswürdig jung, und die beredten Worte ihres Mundes feſſelten mich an ihrer Seite, ohne daß ich noch nach irgend etwas Anderem Verlangen in mir gehabt hätte. Wie viel Frauen hatte ich nicht in meinem Leben ſchon geliebt, aber noch keine einzige hatte ich bis dahin beſeſſen. Und nun beſaß ich Lydie, und liebte ſie glühend wie eine Geliebte, innig und zart wie eine Mutter, feſt und vertrauensvoll wie einen Freund. Hätte ich es jemals geglaubt, daß man ſchon drei Meilen von Paris, auf einem ſtillen verſteckten Dorfe, ſo glücklich wie im Paradieſe leben kann. Aber die Ironie des Schickſals traf mich mitten in meinem Paradieſe, in dem ich nicht auf den Tod gerechnet hatte. Lydie ſtarb in meinen Armen, und das Paradies war plötzlich in eine Wildniß verwandelt. Nun konnte ich es wieder in der Oede dieſer Einſamkeit nicht länger aushalten. Selbſt die Stille in Auteuil bei unſerer alten Freundin Helvétius, die mich dann ſo gaſtlich und tröſtlich bei ſich aufnahm, begann mich in der Seele zu ſchmerzen. Und während ich die Stelle beim Prinzen Condé verlaſſen, um mich in eine mir viel ſtrahlender winkende Einſiedelei der Liebe zu vergraben, ziehe ich jetzt wieder in die phantaſtiſchen Wirbel von Paris ein, und nehme eine Zufluchtsſtätte in dem glänzenden Hauſe Vaudreuil's an, bloß weil ich die Wunden, welche mir die Einſamkeit geſchlagen, nicht anders heilen zu können glaube, als an dem Getümmel der Welt. Und nun ſage mir, Freund Mirabeau, ob in dieſer elenden Geſellſchaft, der wir angehören, nicht Alles nur Maskenſpiel unſeres Egoismus iſt?

Chamfort brach bei dieſen Worten in ein lautes Lachen aus, das er, mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, in den mannigfachſten Abſtufungen wiederholte. Mirabeau aber drückte ihm mit den beredten, feurigen Worten, die ihm niemals fehlten, ſeine Theilnahme an dem Geſchick des Freundes aus.

Aber faſt hätte ich vergeſſen, mich eines Auftrags zu entledigen, den mir der Marquis von Vaudreuil für Dich gegeben, begann Chamfort wieder. Der Marquis ſendet Dir durch mich dieſe Einladungskarte. Es wird morgen Abend in ſeinem Hôtel die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais aufgeführt, und er legt einen großen Werth darauf, daß Du unter der dazu eingeladenen Geſellſchaft nicht fehlen möchteſt. Es werden ſehr viele Perſonen aus der Hofgeſellſchaft zugegen ſein, denn es iſt darauf abgeſehen, der neuen wunderbaren Comödie, die ſchon im Manuſcript ſo eigenthümliche Schickſale erlebt hat, doch noch die Gunſt des Königs und der Königin zu gewinnen. Die Freunde des Autors, und dazu gehört bekanntlich der Marquis von Vaudreuil, hoffen durch eine Art von Handſtreich, der morgen beabſichtigt wird, dann auch noch immer die öffentliche Aufführung des Stücks durchzuſetzen.

Mirabeau nahm die Einladungskarte, betrachtete ſie lange ſtillſchweigend und nachdenklich, und ſchien noch über Etwas zu ſinnen. Dann ſagte er: Ich nehme die Einladung bei Herrn von Vaudreuil an, obwohl ich für die Komödie des Speculanten Beaumarchais, wie Du weißt, nicht das geringſte Intereſſe habe. Auch bin ich nach Allem, was ich davon vernommen, nicht einmal neugierig auf den Inhalt. Dieſer Beaumarchais mag ein geriebener Kopf ſein, und er mag auch das Talent beſitzen, die Leichenvögel der heutigen Zeit ſchon aus der Ferne ſchreien zu hören, und aus dieſem guten Gehör eine prophetiſch-ſatiriſche Komödie zu machen, was dieſe Hochzeit des Figaro in der That ſein ſoll. Aber Beaumarchais thut Alles nur für's Geld, was er thut, und ich kann keine Sympathie für einen Menſchen haben, noch ihn zu den Unſrigen zählen, der nur mit der Freiheit und mit der Bewegung Geſchäfte machen will. So ließ er ſich Beaumarchais den Amerikaner nennen, und was hat er zum Beſten der amerikaniſchen Freiheit gethan und gewirkt? Nichts, als daß er in ſeiner commerziellen Betriebſamkeit, die ſich auf Alles wirft, den neuen Republikanern Waffenlieferungen für ihre erſten Feldzüge machte. Er gewann ungeheuere Summen dabei, indem er ſich ſeinen Eifer und ſeine Dienſte nicht nur zu den allerhöchſten Preiſen bezahlen ließ, ſondern für dieſelben nichts als alte unbrauchbare Flinten, ſchlechte Schuhe und ſchlechte Hüte lieferte. Außer dem Vortheil, für dieſen Ausſchuß und Tröbel ſeine Taſchen gefüllt zu haben, hatte er dann noch das beſondere Vergnügen, ſich wegen heimlicher Waffenlieferungen in Anklageſtand geſetzt zu ſehn, und dadurch in der öffentlichen Meinung als Märtyrer der Freiheit zu triumphiren. Oh, ich kenne dieſen Patron, und ein ſolcher Schacher mit der öffentlichen Meinung iſt auch nun dieſe Komödie. Wie kommt ein Beaumarchais dazu, die innere Verlorenheit des Zeitalters, die ganze Lüge der heutigen Geſellſchaft, zum Gegenſtand einer beluſtigenden Komödie zu machen? Wenn wir einſt, wie die Amerikaner, unſere Freiheitsſchlachten ſchlagen werden, dann wird dieſer Beaumarchais doch immer nur der Figaro unſerer Revolution, der über Alles ſich beluſtigende und Alles zu ſeinem Vortheil ausbeutende Schelm ſein!

Ich weiß, daß Dich ein Haß gegen Beaumarchais bewegt, entgegnete Chamfort, aber wenn Du auch nicht um der Komödie willen kommſt, ſo wirſt Du doch, ich verſichere Dich, diesmal viel Unterhaltung im Hôtel Vaudreuil finden. Es hat ſich ein Art von äſthetiſcher Verſchwörung gegen den Hof gebildet, bei der die einflußreichſten Hofleute ſelbſt mitſpielen, denn es ſoll dem König nach dieſer Aufführung vorgeſpiegelt werden, Beaumarchais habe ſeine Komödie ganz und gar abgeändert, und es ſei nichts mehr von den Dingen darin geblieben, welche bei der Vorleſung, die ſich der König von dem Stück machen ließ, ſeinen Zorn in ſo hohem Grade erregt hatten. Der gute Marquis von Vaudreuil, der ſich einmal für die ſchönen Künſte in jedem Betracht opfern möchte, hat die Hände zu dieſer gefährlichen Intrigue geboten, und dieſelbe zum Theil erſonnen. Welcher Teufel dieſe Leute eigentlich beim Ohrzipfel hält, weiß ich nicht, aber daß er ſie treibt und prickelt, geht ſicherlich bei dieſer Gelegenheit hervor. Dies Treiben wird Dich erheitern und beluſtigen, Mirabeau. Der König ſoll bei dem Monolog des Figaro, der gegen die franzöſiſche Staatsverwaltung gerichtet iſt, und beſonders bei der Tirade über die Staatsgefängniſſe, entſetzt ausgerufen haben: „Dieſer Menſch verſpottet und erſchüttert Alles, was man an einem Gouvernement ehren muß, und ich werde nie zugeben, daß ſein Stück in Frankreich irgendwo geſpielt werde!“ Die angeſetzte

Theater-Aufführung im Hôtel des Menus-Plaiſirs war daher durch eine ausdrückliche Ordre des Königs verboten worden, und die Zuſchauer, die ſich ſchon im Saal verſammelt hatten, gingen mit Ausbrüchen des heftigſten Mißvergnügens wieder nach Hauſe. Es ſcheint, daß ein Theil der Hofgeſellſchaft und an ihrer Spitze Monſieur, der eigentliche Gönner des Beaumarchais, Beſorgniſſe aus dieſem Vorgang geſchöpft, der, man mag ſagen was man will, ernſte Seiten genug darbot. Wurden nicht ſchon ſo ſchmeichelhafte Ausdrücke, wie „Tyrannei“ und „Gewaltthätigkeit“ ſelbſt auf der Straße gehört?*) Die Hofleute hielten es ſchon bei weitem nicht ſo gefährlich, das Stück aufzuführen, als wenn es dem Publikum vorenthalten bliebe. Da aber Beaumarchais, ſtarrſinnig und pfiffig wie er zugleich war, durchaus an dem Stück nichts abändern wollte, ſo kam man auf dieſe Intrigue, die morgen Abend bei Vaudreuil ſpielen wird. Ich freue mich darauf, denn ich wittere ſchönes Unheil in der Luft. Was meinſt Du dazu, Mirabeau?

Die Naſe iſt das weſentlichſte Inſtrument eines guten Politikers, entgegnete Mirabeau, und Du weißt, ich habe der Deinigen immer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber wenn ich morgen ins Hôtel Baudreuil komme, ſo iſt es, weil ich meinerſeits dort eine Intrigue ausführen will, und ich möchte bei derſelben Deine Hülfe in Anſpruch nehmen, Chamfort. Du haſt ſoeben meine liebliche Gazelle geſehn, die ſich nicht blos vor Deinen ſchönheitslüſternen Blicken, die ſie auf ſich brennen fühlte, ſondern auch vor der Polizei, die jeden Augenblick hier auf ſie fahnden kann, dort in jenes verborgene Cabinet geflüchtet hat. In meinem letzten Brief ſchrieb ich Dir ausführlich über Henriettens Schickſal. Aber ich habe ſeitdem eingeſehen, daß ich ſie auf einige Zeit von Paris fortſchaffen muß, um nachher in Sicherheit und Behagen hier mit ihr leben zu können. Ich will nach London mit ihr gehen, und ſie von dort als naturaliſirte Engländerin wieder hierher zurückbringen. Aber ich ſehe nicht einmal die Möglichkeit, ſie hier aus dieſem Hauſe heraus zu führen. Denn unten auf der Straße gehen den ganzen Tag geheime Polizei-Agenten ſpazieren, welche das Haus beobachten, und mir mein liebes Kind ſogleich entreißen würden. Ich habe einen Plan gemacht, der mir in dem Augenblick klar wurde, wo ich Deine Einladung zu Baudreuil empfing. Gewiß hat Dir der Marquis auch eine ſeiner Equipagen zur Verfügung geſtellt, wie es der Protektor aller Muſen gern den ſchönen Geiſtern gewährt, aus deren Beherbergung er ſich eine Ehre macht.

---

*) Mémoires de Madame Campan I. 279.

Allerdings, erwiederte Chamfort, er läßt den Dichter in der ſtolzen Caroſſe des Marquis fahren, und glaubt dann, daß auch der Marquis ein wenig Dichter geworden ſei.

Nun gut, ſagte Mirabeau, ſo ſoll die Caroſſe des Marquis auch meiner jungen Liebe gute Dienſte leiſten. Höre meinen Plan. Ich begebe mich morgen Abend bei Zeiten in das Hôtel des Marquis von Vaudreuil, nachdem ich hier alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen. Dann mußt Du mir das Opfer bringen, vielleicht einen Act von der Vorſtellung der Komödie zu verſäumen, indem Du Dich in einer ſpätern Stunde im Wagen des Marquis hierher nach meiner Wohnung begiebſt. Henriette wird Dich in einer Verkleidung erwarten, durch welche ſie den Augen der Polizei-Spione unkenntlich gemacht werden ſoll. Sie wird die Kleider des Landmädchens anlegen, das ich bei meinem kleinen Coco als Wärterin habe. Henriette nimmt dann das Kind auf den Arm, das ich ohnehin mit nach London führen werde, und ſteigt mit Dir raſch in Deinen Wagen. Die Polizei wird das Alles beobachten, aber ſie wird entweder keinen Verdacht ſchöpfen, oder eine Equipage, welche das Wappen und die Livrée des Marquis von Baudreuil trägt, nicht weiter zu unterſuchen wagen. Du langſt dann mit meiner Freundin und dem Kinde im Hôtel Baudreuil an, und ſie bleiben im Wagen ſitzen, den Du einſtweilen ſicher in der Remiſe unterbringen läßt. Sobald ich die Gelegenheit wahrnehmen kann, entferne ich mich aus der Geſellſchaft, und Du mußt ſchon durch Deinen Einfluß im Hôtel durchſetzen, daß ich dieſelbe Equipage zu unſerer Weiterbeförderung bis an den Fuß des Montmartre benutzen kann. Dort werden meine Leute mit dem Reiſewagen mich erwarten, und die Straße nach Brüſſel, wohin ich mich zunächſt begeben werde, wird dann hoffentlich ohne weitere Fährlichkeit gewonnen ſein.

Chamfort dachte einen Augenblick nach, und ſagte dann, ſeinem Freunde zunickend: Du kannſt Dich, wie immer, auf mich verlaſſen, Mirabeau! Richte Alles ein, und ich werde auf das Genaueſte jeder Deiner Beſtimmungen nachkommen. Oh, ich freue mich wahrhaft darauf, wieder einmal bei einer Intrigue mitwirken zu können, und noch dazu bei einer, welche dieſer volksfeindlichen und unverſchämten Polizei von Paris geſpielt wird. Aber um größerer Sicherheit willen wollte ich Dir noch empfehlen, einen Paß auf fremden Namen für Henriette zu nehmen, und gebiete über mich, wenn ich Dir dabei behülflich ſein kann.

Auch dieſen Wunſch wollte ich in Deine getreuen Hände legen, entgegnete Mirabeau. Es wäre uns ſehr nützlich, wenn ich vielleicht ſchon hier in Paris einen engliſchen Paß für Henriette erlangen könnte, durch den ſie als geborne Engländerin beglaubigt wird. Bei Deinen vielen Verbindungen in Paris und Deinem Verkehr mit vornehmen und mächtigen Perſonen würde es Dir ein Leichtes ſein, meiner Freundin einen ſolchen Paß zu beſorgen. Mich dünkt, Du gehſt auch im Hôtel des engliſchen Geſandten, des Herzogs von Dorſet, aus und ein. Du biſt ein Mann von gewaltigem Einfluß, mein Chamfort, und wir ſind glücklich, daß wir einen ſolchen Beſchützer unſerer Liebe an Dir gefunden haben.

Chamfort iſt Protektor der Liebenden geworden! rief Chamfort mit wehmüthig lachendem Munde. Aber für die Erlangung eines ſolchen Paſſes glaube ich mich allerdings verbürgen zu können. Im Hauſe des Marquis Vaudreuil befinden ſich mehrere engliſche Bonnen, und es wird nicht auffallen, wenn ich für eine derſelben zur Rückkehr nach London durch den Haushofmeiſter des Marquis einen Paß fordern laſſe. Ich werde ſchon in der engliſchen Kanzlei bewirken, daß der Paß ohne weitere Schwierigkeit auf irgend einen beliebigen Namen ausgeſtellt werden ſoll. Du brauchſt bloß zu beſtimmen, wie Deine ſchöne Henriette von jetzt an heißen wird.

Wir werden ſie darüber ſelbſt befragen müſſen, erwiederte Mirabeau, indem er zu dem Kabinet hineilte, in welchem ſich Henriette bis jetzt verborgen gehalten.

Auf ſein ungeſtümes Pochen und Rufen an der Thür trat Henriette ſogleich mit einem Ausdruck des Schreckens auf ihrem lieblichen Geſicht heraus. Aber Mirabeau beruhigte ſie durch die Verſicherung, daß ſich durchaus nichts Schlimmes zugetragen habe. Es komme nur darauf an, ihr, an der ſonſt Alles ächt und wahr ſei, einen falſchen Namen zu geben, um unter demſelben künftig vor allen Verfolgungen geſchützt zu ſein.

Henriette ſah ihn mit bangem und zweifelhaftem Lächeln an. Dann bedeckte ſich ihr heiteres Antlitz einen Augenblick lang mit einem trüben Ernſt, und ſie ſchüttelte langſam den Kopf.

Ich verſtehe Dich, rief Mirabeau, Du willſt und kannſt nicht lügen, denn Du biſt eine große, ehrliche Seele! Aber Du mußt es nicht zu ernſthaft nehmen, denn was iſt der Name eines Menſchen Anderes, als ein Domino, in welchem er in den Redouten-Saal zugelaſſen worden iſt. Zuweilen trifft es ſich, daß man, um ſich Spaß zu machen, auch einmal den Domino umkehrt, und ihn auf der unrechten Seite trägt. Den alten Freunden, die uns immer und ewig erkennen, gereicht das neue Geheimniß nur zu einer größeren Luſt an uns.

Nun, wenn Du meinen Namen umkehren willſt, ſo lautet er Nehra! rief Henriette, deren heiteres Naturell ſich ſofort wieder geltend machte, indem ihre Augen ihm von Neuem freundlich und glücklich zuwinkten. Wenn wir als Kinder unſere Namen verſtellten und umdrehten, nannte ich mich häufig ſchon Henriette von Nehra.

Bravo! rief Mirabeau, ihre Hände küſſend. Du ſollſt von jetzt an Frau von Nehra heißen,*) Henriette van Haren iſt verſchwunden, und dies Anagramm Euerer Kinderneckereien ſoll das glückliche Wahrzeichen unſeres Bundes und unſerer Zukunft bleiben! Freund Chamfort wird einen engliſchen Paß auf dieſen Namen beſorgen.

---

*) Montigny, Memoires de Mirabeau IV. 145.

Ich bitte Frau von Nehra, meine beſten Glückwünſche zu dieſer Namenstaufe genehmigen zu wollen, ſagte Chamfort, indem er ſich mit angelegentlicher Beeiferung ihr näherte und ihr die Hand reichte, die ſie in ihrer freundlichen Weiſe annahm.

In der That, fügte Chamfort in ſeinem lächelnden Sinnen hinzu, es erweckt mir die freudigſten Vorgefühle für Ihren Bund mit Mirabeau, daß Sie Ihren neuen Namen aus der Umkehrung des alten gewonnen haben. Denn Sie gehorchen dadurch dem wahren Naturgeſetz der Zeit. Nur wenn man Alles auf den Kopf ſtellt, kann heut noch ein neues und ſchöneres Leben hervorgehen. Setzt aus den alten Buchſtaben neue zuſammen, aber ja in der entgegengeſetzten Richtung, in der ſie bisher gegolten haben, das alte Wort in dem neuen auflöſend, und Ihr werdet den richtigen Namen bekommen, der glückbedeutend die Zukunft umfaßt. Aus der verfolgten Henriette van Haren wird die freie und ſiegesgewiſſe Henriette von Nehra erſtanden ſein!

Henriette mußte über die drollige Manier Chamfort's jetzt in ein lautes Lachen ausbrechen. Dann ſchüttelte ſie ihm treuherzig die Hand und ſagte: Henriette von Nehra kann nichts Anderes ſein, als was Henriette van Haren geweſen: ein einfach einfältig Ding, das nur ihrem Herzen unterthan iſt und ewig bleiben wird!

So weit hätten wir uns nun ſchon mit unſerm Freunde Chamfort trefflichſt berathen, begann Mirabeau wieder. Jetzt aber haben wir ſeine Hülfe noch auf einem andern höchſt kitzlichen Punct in Anſpruch zu nehmen. Chamfort weiß ſchon, was ich will, denn er betrachtet mich mit jenem ſchadenfrohen, ſataniſchen Lächeln, das immer um ſeine Lippen ſchwebt, wenn er ein armes Menſchenherz in ſeiner Schwäche belauſcht hat.

Ja, ich weiß was Du willſt, oder vielmehr, was Du nicht haſt, entgegnete Chamfort lachend. Der Beichtiger Deines Herzens bin ich wohl ſchon manchmal geweſen, und war ſtets glücklicher damit, als mit der Berathung Deines Geldbeutels, auf deſſen herzliche Schwäche Du ohne Zweifel in dieſem Augenblick anſpielſt.

Richtig, ſagte Mirabeau, Du haſt den Vogel gerade vorn in der Bruſt getroffen. Ich ſtehe ſchon wieder einmal auf dem Punct, wo der Menſch ſeine ganze Exiſtenz in dem Geſtändniß zuſammenpreßt: ich habe kein Geld!

Henriette begann bei dieſen Aeußerungen in eine ſichtliche Unruhe zu gerathen. Ihre Wangen erglühten wie in der tiefſten Beſchämung, und ſie ſah mit niedergeſchlagenen Augen auf den Boden nieder.

Sie kann es nicht aushalten, von Geldverlegenheiten zu hören, das liebe Kind, ſagte Mirabeau, indem er ſich an ihrem Anblick ergötzte. Sie erröthet, als wenn es eine Schande für uns Alle und für die ganze Welt wäre, daß ich kein Geld habe.

Im Gegentheil, es iſt eine große Ehre für ihn, daß er kein Geld hat, Frau von Nehra! ſagte Chamfort, ihr nahe tretend. Graf Mirabeau iſt auch darin der Normalmenſch ſeines Zeitalters, daß ſich ſeine Finanzen in einer beſtändigen Unordnung befinden. Er macht die Finanzkriſen ebenſo in ſeiner Perſon durch, wie ſie Frankreich jetzt in allen ſeinen Gliedern durchmacht. Wenn man kein Geld hat, kommt man auf die ächten Gedanken des Heils, denn man lernt die Gebrechlichkeit ſeiner ganzen Lage, die Krankheit ſeines ganzen Organismus, einſehn, und man faßt leichter Entſchlüſſe, die zum Guten führen. Schon darum hoffen wir, daß Mirabeau einſt als der Retter Frankreichs erſcheinen wird, weil Mirabeau, wie Frankreich, kein Geld hat, und er bei beſtändig leeren Taſchen am beſten auf die ſchönere Zukunft ſtudiren konnte.

Es ſcheint mir bedenklich, Chamfort, daß Du Dich heut ſo lange mit der Philoſophie meines leeren Geldbeutels beſchäftigſt, ſagte Mirabeau, mit einer ſchattenden Wolke auf ſeiner hohen Stirn. Kannſt Du mir heut nicht rathen oder helfen, ſo ſage es ohne weitere Umſchweife. Wir brauchen übrigens nur bis Brüſſel Reiſegeld. Denn dort haben wir ſogar eine Erbſchaft zu erheben, durch die wir weiter kommen werden. Was ſagſt Du nun, Chamfort? Mit Wenigem kann ich aber auch freilich bis Brüſſel nicht ausreichen. Denn Du weißt, ich kann ohne Bedienten und Secretair nicht fertig werden, und ich muß mir daher auch dieſe Leute ſogleich nachkommen laſſen. Biſt Du bei Kaſſe, Chamfort?

Unſere gute Mutter Helvetius hatte mich beim Abſchiede von ihr wieder recht reichlich mit Geld ausgeſtattet, erwiederte Chamfort. Denn ſie meinte, da ich nun wieder in die vornehme Welt ginge und neue Bedürfniſſe haben würde, müßte ich doch auch ein anſtändiges Taſchengeld bei mir führen. In meinem Pult werden noch ungefähr achthundert Francs liegen, und es wird gut ſein, daß Du ſie nimmſt, Mirabeau, denn mich ſtört das Geld in meinem träumeriſchen Behagen, und ich denke nur an allerhand Trödel, den ich mir dafür kaufen könnte. Ich brauche in dem Hôtel Baudreuil kein Geld, lebe ganz auf Rechnung des Marquis, und zu manchen Kleinigkeiten, die ich nebenher nöthig habe, reicht die Penſion aus, die ich der ſchönen Königin Marie Antoinette verdanke. Auch werde ich nächſtens eine Sammlung meiner Theaterſtücke veranſtalten, und denke mir damit einen erklecklichen Ehrenſold zu erzielen. Und nun Adieu für heut, Kinder. Ich bringe Euch morgen früh den engliſchen Paß und das Geld. Und auch die übrige Verabredung gilt auf das Unverbrüchlichſte.

Mirabeau umarmte ſeinen Freund mit dem Ausdruck der lebhafteſten Dankbarkeit. Chamfort wollte ſich entfernen, kehrte aber in der Thür noch einmal um, und ſagte, einige zuſammengefaltete Blätter aus der Taſche ziehend, zu Mirabeau: Faſt hätte ich vergeſſen, Dir dieſe Papiere zu übergeben. Es ſind die verſprochenen Beiträge zu Deiner Schrift gegen den Cincinnatus-Orden, theils von mir, theils vom Doctor

Benjamin Franklin, der Dir damit zugleich ſeine Grüße durch mich ſendet. Du mögeſt Alles benutzen oder nicht benutzen, gerade wie es Dir paßt. Condorcet und Cabanis laſſen ſich noch entſchuldigen. Sie arbeiten beide Mathematik und Phyſik, weil ſie noch nicht Politik machen können, und Cabanis ſchwitzt Blut, um den Zuſammenhang der phyſiſchen und moraliſchen Geſetze in der Welt zu entdecken. —

Nachdem ſich Chamfort entfernt hatte, ſagte Mirabeau zu ſeiner Freundin, die mit freudigem Lächeln an ſeiner Seite ſtand: Nun, Henriette, wir werden heut noch viel mit unſern Reiſevorbereitungen zu thun haben. So tummle Dich denn auch, mein Kind, denn wir werden Alles nach London mitnehmen, was nur irgend zu unſerer beweglichen Habe gehört. Vor allen Dingen müſſen wir auch darauf bedacht ſein, unſern kleinen Coco, von dem wir uns nun einmal nicht trennen können, gehörig einzupacken. Der kleine Mann macht ſeine erſte Seereiſe, und es fragt ſich, ob er zu derſelben auch gehörig ausgerüſtet ſein wird. Da Du einmal die Rolle der liebenswürdigen Vorſehung für ihn übernommen, ſo laß doch auch Alles genau nachſehn, was dem Coco an Kopf und Kragen geht.

Henriette nickte ihm beeifert zu, und wollte ſich eben entfernen, um ſeinen Aufträgen ſofort nachzukommen, als ihr unterwegs noch etwas einzufallen ſchien. Sie ſtand einen Augenblick in der Mitte des Zimmers ſinnend ſtill und kehrte dann mit einer haſtigen Bewegung wieder zu Mirabeau zurück.

Darauf, ſich ſchmeichleriſch an ſeine Seite drängend, ſagte ſie ganz leiſe: Du könnteſt gewiß eher ohne mich, als ohne den kleinen Nicolas leben. Nicht wahr, der iſt Dir mehr als alles Andere ans Herz gewachſen? Darum werde ich ihn aber auch ſtets wie meinen Augapfel hüten. Und doch quält mich noch oft in meinen Gedanken das Geheimniß ſeiner Geburt. Du verſprachſt, mir dies Räthſel zu löſen, aber Du haſt nicht Wort gehalten, Mirabeau.

So will ich es Dir jetzt ſagen, erwiederte Mirabeau mit einem Anflug von feierlichem Ernſt. Die Prinzeſſin von Lamballe iſt die Mutter des kleinen Coco. Sie ſtellte das Kind, das ſie heimlich geboren, unter meinen Schutz und meine Pflege, und ich gelobte ihr mit heiligen Eiden, es niemals und nirgends von mir zu laſſen. Dieſen Schwur, den ich ſtets getreulich erfüllen will, leiſtete ich, weil ich der Prinzeſſin ſo großen Dank ſchuldig geworden, und ihr, die mir in den traurigſten Lagen meines Lebens beigeſtanden, gern meinen Dienſt weihen wollte.

Und bloß darum hätteſt Du Dich des Coco angenommen? fragte Henriette langſam, indem ſie ihn zweifelhaft anblickte. Dich ſelbſt ginge das Kind weiter gar nichts an?

Still! ſtill! rief Mirabeau, indem er ihr die Hand auf den Mund legte. Den Vater des Kindes werde ich Dir niemals nennen, aber ſpäter erzähle ich Dir einmal eine ganze Geſchichte davon.

Henriette ſchien von dieſer Auskunft nicht ganz befriedigt, aber ſie wagte nicht, die Frage, die ihr eigentlich auf dem Herzen lag, beſtimmter zu erneuern. Nachdenklich und mit zögerndem Schritt begab ſie ſich jetzt zur Thür hinaus.

Mirabeau blickte ihr lächelnd nach und betrachtete mit ſtummem Entzücken die zarte jugendliche Geſtalt, die vor ihm dahinſchwebte und von Vorſtellungen beunruhigt ſchien, die ihm gerade bewieſen, wie ſehr ihr daran gelegen war, ſich im Beſitz eines ausſchließlichen Anrechts auf ſein Herz zu wiſſen. —

II.

Die Hochzeit des Figaro.

Zu der Aufführung der Hochzeit des Figaro von Beaumarchais, die heut in dem Theaterſaal des Hôtels Baudreuil ſtattfinden ſollte, fuhren um die achte Abendſtunde aus allen Stadttheilen von Paris die glänzendſten Equipagen herbei. Die ſtille, vornehme Rue de Bourbon erbebte von dem Geraſſel der zahlreichen Wagen, die im ſtürmiſchen Fluge angerollt kamen, und die auf das Schauſpiel begierige Geſellſchaft des Marquis von Baudreuil zu ſeinem prächtigen Hôtel heranführten.

Die Geſellſchaft hatte ſich zuerſt in den kleinen Salons verſammelt, die in dem Hôtel des Marquis von Baudreuil eine eigenthümliche Einrichtung erhalten hatten. Das eine war vorzugsweiſe als Muſikzimmer ausgeſtattet, und vereinigte verſchiedenartige Inſtrumente in ſich. In dem andern war Alles auf die Ausübung der Malerei berechnet, und wer ſein Talent dafür auch in der Geſellſchaft ſpielen laſſen wollte, fand Farben, Stifte und Pinſel bereit, um ſich nach Gefallen irgend einer Improviſation überlaſſen zu können. In einem dritten Salon waren die Tiſche mit koſtbaren Kupferſtichen und Bildwerken aller Art bedeckt, oder man trat in einen Raum, in dem auf die ergiebigſte und behaglichſte Weiſe für die Lectüre geſorgt war. Der kunſtfreundliche Marquis, der auf den Namen eines Beſchützers aller Muſen ſtolz war, hatte Geſellſchafts-Abende, an denen in allen dieſen Salons neben der bewegteſten Unterhaltung fleißig gearbeitet ward, und manches bedeutende Werk wurde hier angeregt und entworfen, das ſpäter den Preis des Tages davontrug.

Der Marquis ſelbſt, eine der glänzendſten Perſönlichkeiten der damaligen Geſellſchaft, hatte ſein Talent für die ſchönen Künſte auf die Ausbildung einer vortrefflichen Geſangſtimme beſchränken müſſen, in der er aber Ausgezeichnetes und überall Bewundertes leiſtete. Seine ſchöne Stimme hatte ihm zuerſt den Weg in die höchſten Hofkreiſe gebahnt, und er wußte zu dieſer angenehmen Eigenſchaft ſo viel vollendete Grazie ſeiner Formen hinzuzufügen, daß er, ohne gerade zu den bedeutenderen Geiſtern der Epoche zu zählen, doch bloß durch ſeine äußern geſellſchaftlichen Vorzüge eine einflußreiche und überall geltende Stellung erlangt hatte. Sein Anſehn war bei den Litteratoren und Künſtlern von Paris ebenſo groß geworden, als er am Hofe von Verſailles eine perſönliche Beliebtheit erlangt hatte, die ihn in einem gewiſſen bevorzugten Kreiſe, der ſich in der letzten Zeit namentlich um die Perſon der Königin gruppirt, zum Mittelpunkt und eigentlichen Beherrſcher deſſelben machte.

Die Mitglieder dieſes vertrauten Kreiſes der Königin Marie Antoinette befanden ſich heut ſämmtlich in der Geſellſchaft, welche im Hôtel Vaudreuil der Darſtellung der vielbeſprochenen Komödie beiwohnen wollte. Die ſchöne und liebenswürdige Gräfin Jules von Polignac, und ihre Schwägerin, die übermüthige und mit ihrer Genialität etwas kokettirende Gräfin Diane von Polignac, ſtanden an der Spitze dieſes Hofcirkels, und dem Einfluß beider Damen, die ein eigenthümliches Intereſſe für jene Komödie des Herrn von Beaumarchais gefaßt, war es vornehmlich zuzuſchreiben, daß die Königin, und durch ſie auch der König, ſich einverſtanden erklärt, verſuchsweiſe eine

Darſtellung des Stückes, nach einer angeblich von dem Dichter getroffenen Umarbeitung, vor einem eingeladenen Publikum im Hôtel Vaudreuil geſchehen zu laſſen.

Die Gräfin Diane, die vor Kurzem auch Ehrendame der Gräfin von Artois geworden war, hatte auch aus dieſem Kreiſe her für die Hochzeit des Figaro zu wirken gewußt, um die tiefe Abneigung, welche der König gegen dieſe von ihm als regierungsfeindlich betrachtete Komödie gefaßt, allmählich ableiten und überwinden zu helfen. Es war plötzlich Parteiſache dieſes Theils der Hofgeſellſchaft geworden, in einer Angelegenheit, in welcher der König ſich offenbar zu engherzig und ſchwarzſehend bewieſen, ſich aus Oppoſition gegen ihn freiſinnig zu zeigen und der öffentlichen Meinung eine Art von Zugeſtändniß zu machen. Die kecke und muthwillige Gräfin Diane, dieſelbe, welche ihre Sympathieen für Benjamin Franklin und die amerikaniſche Freiheit in ſo auffallender Weiſe hatte ſpielen laſſen, war nun auch für die Freiheitskomödie des Beaumarchais in die Schranken getreten, und ihren liebenswürdigen Umtrieben war auf keiner Seite leicht zu widerſtehn.

Vor Beginn der Aufführung ſtanden die beiden

Gräfinnen von Polignac, umgeben von einem auserleſenen Kreiſe ihrer Freunde und Bewunderer, in dem Muſikſaal, wo ſich eine eifrige Unterhaltung entſponnen hatte. Das vertrauliche Geſpräch wurde zum Theil leiſe geführt, denn es betraf die Angelegenheit des Tages, nämlich die öffentliche Darſtellbarkeit der Hochzeit des Figaro, in ihren geheimſten und gefährlichſten Beziehungen.

Ich ſtehe für alle übeln Folgen ein, die ſich aus der heutigen Aufführung für Sie ergeben könnten, lieber Marquis, ſagte die ſchöne Gräfin Jules von Polignac, im ſtolzen Gefühl ihrer neuen bedeutſamen Stellung, welche ſie ſeit dem vergangenen Winter bei der Königin Marie Antoinette erlangt hatte.

Ich bin nicht unruhig über die Folgen, ſagte der Marquis von Vaudreuil mit einer ſeiner zierlichſten und reſpectvollſten Verneigungen gegen die Gräfin. Aber mir fängt doch bereits mein Gewiſſen etwas zu ſchlagen an, und ich meine, Herr von Beaumarchais hätte wenigſtens einige der Anſtößigkeiten entfernen ſollen, welche der König an ſeiner Komödie mit ſo entſchiedenem Unwillen bemerkt hat.

Herr von Beaumarchais iſt eigenſinnig, er wollte nun einmal nicht, erwiederte die Gräfin Polignac, in=

dem ihr bezauberndes Lächeln die ganze Reihe ihrer blendend ſchönen Zähne ſehen ließ. Wenn das Stück aber hier einmal geſpielt worden, und ſo gewiegte und angeſehene Hofleute, wie Ihr, Herr von Vaudreuil, oder dort unſer liebenswürdiger Schweizer-Oberſt, Herr von Beſenval, die jetzige Unverfänglichkeit deſſelben bezeugen, ſo wird es dem König angenehm ſein, von ſeinem früheren ſtrengen Urtheil zurückkommen zu können. Er wird dann gewiß die Theater-Aufführung geſtatten, und die Mißſtimmung des größeren Publikums iſt überwunden. Wir Alle haben ein gutes Werk gethan, und Ihr, Herr Marquis, erlebt von Neuem den Triumph, daß aus dem Hôtel Vaudreuil eines der erſten Meiſterwerke der Nation ins Leben übergegangen.

Herr von Vaudreuil küßte ihr mit der ganzen ausgeſuchten Feinheit der franzöſiſchen Hofmanier dankbar die Hand.

Unter der Führung der Gräfin Jules können wir getroſt in dieſen Kampf ziehen, nahm der Baron von Beſenval mit einer feierlichen Galanterie das Wort.

Der Oberſt der Schweizer Garden war ein Mann mit ſchneeweißen Haaren, der ſowohl durch dieſes ehrwürdige Zeichen ſeines Alters, wie durch die eigenthümliche Treuherzigkeit und Einfachheit, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausdrückte, den Vorzug genoß, namentlich von den Damen zum Vertrauten erwählt zu werden. Dieſe Vertrauten-Rolle hinderte ihn jedoch nicht, auch in das Gebiet der galanten Abenteuer hinüberzuſchweifen, denen er ungeachtet ſeiner weißen Haare ſehr leidenſchaftlich ergeben war, und ſeine eifrigen Bemühungen bei der Gräfin Jules von Polignac ſchienen nicht minder dieſen äußerſt entzündlichen Charakter an ſich zu tragen.

Es iſt wahr, wir ſind hier als Verſchworene verſammelt, begann die Gräfin Polignac wieder mit jener reizenden natürlichen Heiterkeit, die ihrem Weſen ſo viel Unwiderſtehliches verlieh. Aber daß wir dabei den braven, guten Oberſt der Schweizer Garden unter unſern Fahnen haben, kann uns, dünkt mich, am meiſten mit der Moralität unſeres Unternehmens ausſöhnen. Der liebe Herr von Beſenval, hat er uns nicht neulich erſt den Kuhreigen ſeiner Heimath mit hellen Thränen in den Augen vorgeſungen? Und wenn er uns mit ſeinem großen Erzähler-Talent von den Bergen ſeines Geburtslandes vorplaudert, bricht nicht dann ſeine reine edle Seele ganz aus ihm hervor, und ſein Herz ſelbſt erſcheint uns wie eine idylliſche Alpenwirthſchaft, in der Butter und Käſe und Gefühle auf die wunderbarſte Art ineinanderſchwimmen. Wenn ein ſolcher Biedermann mit uns für die Hochzeit des Figaro conſpirirt, ſo können wir uns wohl ſelbſt für geborgen halten.

Ein lautes Gelächter der Umſtehenden folgte dieſen drellig vorgebrachten Aeußerungen, in denen der Baron von Beſenval, wie immer, ohne den Spott zu ahnen, vielmehr einen ächten Ausdruck ihrer ſeinen Huldigungen günſtigen Geſinnung zu erkennen ſchien. Er ſtellte ſich ihr deshalb mit einem entzückten Geſicht gegenüber, und betrachtete ſie lange mit ſtummen Seufzern, was die Heiterkeit, die in dieſer Gruppe der Geſellſchaft zu herrſchen anfing, immer lauter ſteigerte.

Die Gräfin Jules von Polignac war keine Schönheit erſten Ranges, aber ſie übte die große Wirkung, welche ſie durch ihre Perſon machte, durch den Zauber ihrer natürlichen Anmuth und einer durch die wunderbarſte Einfachheit glänzenden Erſcheinung aus. Durch dieſe eigenthümliche Anziehungskraft hatte ſie auch das ganze Herz der Königin für ſich gewonnen, als ſie im letzten Winter, angezogen durch die glänzenden Balfeſte des Hofes, zuerſt am Hofe von Verſailles erſchienen war, und ſie auf die verwunderte Frage der Königin, warum ſie nicht ſchon früher am Hofe geſehen worden, ganz unbefangen und froh geantwortet hatte, ſie ſei arm, und habe ſich immer vor dem Aufwand dieſer Feſte gefürchtet. Aber als ſie darauf der Königin, die einen wahren Freundſchafts- und Seelenbund mit ihr zu ſchließen anfing, unentbehrlich geworden, und zu ihrer täglichen Geſellſchaft ſich auserkoren geſehn, war ſie noch immer dieſelbe einfache und natürliche Erſcheinung geblieben, die nur ſchmucklos ſich darzuſtellen liebte, und nur durch die Grazie ihres friſchen und heiteren Weſens wirkte.

In dieſem Augenblick waren auch Mirabeau und Chamfort in den Saal getreten, und ſtanden am Eingang deſſelben ſtill, um die Geſellſchaft, die ſich heut für das bevorſtehende Schauſpiel verſammelt hatte, erſt ihren allgemeinen Umriſſen nach zu prüfen.

Wir ſind ſehr früh gekommen, bemerkte Mirabeau, nachdem er ſeine unruhigen Blicke überall hatte umherfliegen laſſen. Erſt das geputzte Hofgeſinde, das heut etwas Abſonderliches im Schilde führt, befindet ſich auf dem Platze. Und mich beherrſcht eine fürchterliche Ungeduld, die alle meine Glieder krampfhaft anſpannt. Ich wollte, dieſe verwünſchte

Komödie nähme erſt ihren Anfang, damit auch wir unſere Intrigue ſchürzen und ich Gewißheit über das glückliche Entkommen Henriettens habe.

Dazu werden wir erſt einige Acte des Figaro von Beaumarchais mitanſehn müſſen, erwiederte Chamfort mit ſeiner ſpöttiſchen Ruhe. Aber ich bitte Dich, blicke doch noch ein wenig umher, und blättere mit Deinen ſcharfen Augen in dem Buch dieſer Geſichter, das hier vor uns aufgeſchlagen liegt. Sieh, die Leutchen dort ſind über die Maaßen luſtig, und lachen, als wenn ihnen die ganze Welt noch lange gehören würde. Huh, das iſt ein flatternder Bienenſchwarm von Höflingen, alle ſummen nur ſüßen Honig, und es iſt ordentlich eine Freude zu ſehn, wie ſie mit ihrem eigenen Verderben ſpielen und gaukeln. Denn dieſe Komödie des Beaumarchais, von der ich ſie eben ſprechen höre, mag nun viel oder wenig taugen, ſo drückt ſie doch die ganze Verderbniß dieſes Völkchens wie in einem ſcharfen Spiegelbilde aus. Und nun betrachte Dir die Gräfin Jules von Polignac, und bewundere dieſen faſt täuſchenden Anſtrich von Unſchuld und Naivetät, den ſie ſich in ihrer ganz neuen Art von Koketterie zu geben weiß!

Dieſe Frau iſt nicht ſo übel, entgegnete Mirabeau, flüchtig hinüberblickend. Aus ihren ſchönen braunen Augen ſpricht ein empfänglicheres Herz, als der erſte Stallmeiſter Seiner Majeſtät, Herr von Polignac, zu befriedigen im Stande ſein wird. Aber freilich liegt auch in ihrem ganzen Weſen die große Seichtigkeit ausgedrückt, welche in dieſem vertrauten Hofcirkel der Königin jetzt heimiſch geworden, und zu der die gute Gräfin Jules den Ton angegeben hat. Der Geiſt iſt gänzlich verbannt aus dieſem Kreiſe, und man jagt ſich mit dem Bonmot des Tages, mit den kleinen, ſcandalöſen Anecdoten vom Hofe und aus der Stadt, oder mit der neueſten Chanſon, deren Refrains man auf das Muthwilligſte und Zweideutigſte anwendet, Tag für Tag herum. Das iſt jetzt der vertraute Zirkel Marie Antoinette's, von dem ſich, wie ich höre, die geiſtreiche Prinzeſſin von Lamballe fern zu halten ſucht, zur großen Betrübniß der Königin, die gern eine Freundſchaft zwiſchen der Lamballe und der Polignac hätte entſtehen ſehn.

Was geht denn Dich, den Grafen Mirabeau, der Geiſt bei Frauen an? erwiederte Chamfort, ihn neckend. Wie oft haben wir uns über dies Capitel geſtritten, und Du haſt mir nie zugeben wollen, daß auch der Geiſt einen eigenthümlichen Reiz an den Frauen bilden könne. Und nun genügen Dir plötzlich alle die ſchönen Körper in der Geſellſchaft der Königin nicht, und Du verlangſt Geiſt in der Umgebung der naiven Oeſterreicherin, die auf dem Throne Frankreichs ſitzt. Und nun ſieh' nur noch einmal hin, kann es etwas Ueppigeres geben, als dieſe Gräfin Jules von Polignac gerade in ihrer raffinirten Einfachheit, die bei ihr als der eigentliche Teufel der Koketterie wirkt.

Du berührſt da eben den Grund, weshalb ich auf Geiſt bei ihr dringe, ſagte Mirabeau lachend. Denn kann es ein Mann mit einigermaßen lebhaften Sinnen aushalten, eine Frau vor ſich zu ſehen, die ſtets im Negligé einhergeht, wie es dieſe Frau von Polignac grundſätzlich thut? Betrachte ſie nur auch heut, wo alle andern Damen um ſie herum in dem prachtvollſten und künſtlichſten Putz daſtehen. Ihr Anzug iſt heut wieder nichts als ein Negligé, geſchmackvoll, friſch, duftig, aber wie zufällig und abſichtslos um die reizenden Glieder geworfen, ja ohne jede Sorgfalt an ihr befeſtigt. Kannſt Du Dir denken, Freund, daß mich das wunderbar nachläſſige Gehänge einer ſolchen Toilette zur völligen Verzweiflung bringen kann? Eine Frau, welche die Courage hat, immer in einer Art von Negligé zu erſcheinen, fordert jeden Augenblick zu einem verliebten Angriff gegen ſich heraus. Nicht einmal Diamanten trägt ſie, welche die Aufmerkſamkeit von dem ſchönen Körper ablenken könnten. Wäre ſie daher wenigſtens ſo geiſtreich und gelehrt, wie die franzöſiſche Akademie, deren Mitglied Du zu ſein die Ehre haſt, mein guter Chamfort, ſo würde man in der Unterhaltung mit ihr doch auf andere Gedanken kommen können, als dies Negligé, das der Mutter Natur ſo nahe ſteht, wenigſtens bei mir zuläßt.

Chamfort brach in ein lautes Gelächter aus, in welches auch Mirabeau fröhlich einſtimmte, ſo daß Beide jetzt mit beſſerer Laune als zuvor weiterſchritten, um die in den anderen Salons verſammelte Geſellſchaft zu betrachten.

Wahrhaftig, da iſt auch Diderot! rief Chamfort plötzlich, indem er auf eine Gruppe hindeutete, in deren Mitte eine hohe impoſante Mannesgeſtalt mit ſchönen anziehenden Geſichtszügen erblickt wurde. Ich wollte es dem Marquis nicht glauben, daß Diderot heut Abend bei ihm ſein würde, denn wir wiſſen, wie leidend er iſt, aber er hat den theuern Encyclopädiſten wirklich auf die Beine zu bringen gewußt. Es iſt doch zugleich ein Talent, das ein ſolcher Marquis beſitzt, die Leute in ſeinen Salons zuſammenzubringen.

Und ſieh, da iſt auch der alte liebenswürdige Baron von Holbach, auf deſſen treuen Freundesarm Diderot ſich in dieſem Augenblick ſo herzlich lehnt.

Sie ſchritten näher, und Diderot war kaum der beiden Freunde anſichtig geworden, als er ſich mit großer Beeiferung ihnen entgegenwandte, und den ihn umringenden Kreis durchbrach, um ſie begrüßen zu können. Beſonders war es Chamfort, dem er mit ſichtlicher Vorneigung die Hand ſchüttelte.

Ihr ſeht mich bloß darum noch einmal vom Tode auferſtanden, um die Hochzeit des Figaro von Beaumarchais kennen zu lernen, ſagte Diderot mit ſeinem wohlklingenden Organ, das durch Alter und Krankheit kaum etwas von ſeinem vollen mächtigen Orgelton eingebüßt hatte.

Diderot ſtand in ſeinem einundſiebzigſten Jahre, und wäre noch vollendet ſchön zu nennen geweſen, wenn nicht die vielfachen körperlichen Leiden, denen er in der letzten Zeit ausgeſetzt war, und die kaum noch Hoffnung zu ſeiner längeren Erhaltung übrig gelaſſen, die mächtige Geſtalt ſeit Kurzem bedeutend gebeugt und mit allen Zeichen der Hinfälligkeit bedeckt hätten. Doch brannte in den ſelten ſchönen großen Augen noch immer das ungeſchwächte Feuer ſeines Geiſtes, ſowie um ſeine anmuthigen feinen Lippen der Reiz der Beredſamkeit ſpielte, die bei Diderot auch im gewöhnlichen Geſpräch mit einer beiſpielloſen und unaufhaltſamen Fülle ſich zu ergießen pflegte.

Ich ſehe dort einen einſamen Winkel, wo wir uns ein wenig zuſammen niederlaſſen könnten, ſagte Diderot, indem er am Arme Holbachs zu einem in der Ecke des Salons befindlichen Divan hinſchritt. Mirabeau und Chamfort folgten ihm, von einem freundlichen Wink ſeiner milden, herzensguten Augen dazu eingeladen.

Es iſt traurig und kränkend, ſagte Mirabeau leiſe zu Chamfort, den in ſich zuſammenfallenden Heros zu ſehn, den alle Stärke ſeines Geiſtes doch nicht vor dieſem Tribut an die Nichtigkeit ſchützt! Sieh, wie er wanken und ſchleichen muß, und das iſt Diderot, der große Kopf, der die Franzoſen gelehrt hat, daß Alles nur Materie in der Welt iſt, daß man ſich nur an die Natur halten kann, und daß Gott eine zähnefletſchende Erfindung der Pfaffen ſei. Und neben ihm der nicht minder berühmte Baron Holbach, der ſich zwar noch einigermaßen aufrecht hält, denn er iſt ſein Lebtage zugleich ein guter Gourmand geweſen, und man hat ihn ſehr bezeichnend den maître d'hôtel unſerer philoſophiſchen Gottesläugner genannt.

Und dieſe beiden Alten, die das Système de la Nature zuſammen geſchrieben haben, zwei Rieſen des Geiſtes, wie ſchwanken ſie jetzt hinfällig und greiſenhaft vor uns her, und was haben wir Jüngeren wohl ſchon aufzuweiſen, Chamfort, um uns ihrer Nachfolge würdig zu machen?

Dieſen beiden Titanen werden wir ſchon allmählig und mit aller Grazie nachſchlittern, ſagte Chamfort luſtig. Der gute liebenswürdige Diderot, ſeine Zeit iſt dahin, aber er hat doch Einiges von ſeinem Leben gehabt. Hätte er nicht den tollen Streich gemacht, die Kaiſerin Katharina von Rußland wie eine Griſette zu behandeln, die man in der vertraulichen Unterhaltung auch einmal in die Lenden kneifen darf, und der man ein zweideutiges Quatrain in die Ohren flüſtert, *) ſo würde er ſich die glänzendſte Stellung in Petersburg geſchaffen haben. Mir hat dies immer ausnehmend von ihm gefallen, denn wenn er auch mit der Ungnade der Czarina wieder abziehen mußte, ſo war es doch immer eine höchſt tendenziöſe Schäkerei, die der Philoſoph mit der Kaiſerin ſich erlaubte, und die ein vortreffliches Titelblatt abgiebt zu dem Zeitalter der Freiheit und Gleichheit, das hoffentlich bald erſcheint. —

---

*) Mémoires de l'Abbé Georgel II. 240.

Diderot und Holbach hatten jetzt auf dem Divan Platz genommen, und Mirabeau und Chamfort ſetzten ſich auf den beiden zur Seite ſtehenden Lehnſtühlen neben ihnen nieder.

O Du, den ich hier erblicke, und erſt jetzt recht erkenne, Du biſt ja Graf Mirabeau, der, wie ich einſt, auf dem Schloßthurm in Vincennes geſeſſen und dort über die Zukunft Frankreichs nachgedacht hat! nahm Diderot in ſeiner pathetiſchen und leicht zu Apoſtrophen geneigten Redeweiſe das Wort.

Mirabeau verneigte ſich, und drückte die Hand, welche ihm Diderot dargereicht hatte, mit einer ehrfurchtsvollen Innigkeit.

Es war für mich ein verhängnißvoller Augenblick, fuhr Diderot redſelig fort, als man mich damals plötzlich nach Vincennes ſchleppte, wobei die Nachforſchung nach meinen neueſten Schriften, die ich theils eben vollendet, theils unter der Feder hatte, den Hauptgrund abgab. Ich wurde zugleich mit einigen Correcturbogen unſerer Encyclopädie verhaftet, die eben friſch auf meinem Tiſche lagen. Beſonders aber wollte man eine kleine Erzählung von mir heraus haben, welche ich damals unter dem Titel die weiße Taube geſchrieben und im Kreiſe meiner Freunde öfter vorgeleſen hatte. Es iſt wahr, in dieſer poetiſchen Kleinigkeit fehlte der Stachel nicht, und es konnte darin Manches auf den König Ludwig XV., auf Frau von Pompadour und die Miniſter gedeutet werden. Aber das Manuſcript war bei mir nicht mehr zu finden, und ich erklärte dem Polizeiminiſter, daß ich mich dieſer Improviſation nicht mehr zu entſinnen wüßte. Dennoch brachte ich gegen vier Monate in Vincennes zu, und ſchrieb dort mit einer Feder, die ich mir aus einem alten Zahnſtocher geſchnitzt, und mit einer Tinte, die ich mir aus einem in Wein aufgelöſten Schieferſtein gefertigt, Betrachtungen über meine Situation nieder. Ein Exemplar von Milton's Verlorenem Paradies, das ich zufällig in meiner Taſche getragen, mußte mir den Rand ſeiner weißen Blätter dazu hergeben, und mit meinen Reflexionen über meine Perſon, über Freiheit und Vaterland, verknüpfte ich zugleich meine kritiſchen Gloſſen über das Verlorene Paradies. Aber was ſind dieſe bunten Arabesken meiner Gefangenſchaft gegen die großartigen Werke, die mein geiſtesverwandter Nachfolger in dieſem Kerker niedergeſchrieben hat. Euere dort entſtandene Schrift, Graf Mirabeau, über die Verhaftsbriefe und die Staatsgefängniſſe, iſt ein Meiſterwerk ihrer Art, dem ich das eifrigſte Studium gewidmet habe. Beſonders hat es mich gefreut, daß Ihr dieſe ganze Angelegenheit nicht bloß politiſch, ſondern auch im Intereſſe der Geſellſchaft aufgefaßt habt. Glaubt mir, einem alten Wahrſager, der bald ſein letztes Wort ausgeſpielt haben wird, die Politik wird bald nur eine gleichgültige Nebenſache bei den neuen Ideen ſein, welche ſich jetzt durch die Welt hervordrängen. Es kommt bei Allem einzig und allein auf das ſociale Weſen der Menſchheit an, und das höchſte Gut, wonach die Völker ſtreben, wird in ſeiner blos politiſchen Verwirklichung immer nur zweifelhaft und trügeriſch erſcheinen. Die Frage der Könige wird an die Reihe kommen, aber ſie wird vielleicht nicht eher vollſtändig entſchieden werden, als bis die Frage über die Gemeinſchaft der Güter, die viel wichtiger iſt, gelöſt ſein wird.*) Denkt an mich, denkt an Diderot, der im letzten Abendſonnenſchein ſeines Lebens klarer und weiter in die Zukunft ausſchaut. Das Wort unſeres großen Jean Jacques Rouſſeau: daß die Früchte der Erde Allen gehören, die Erde aber Niemanden, wird doch einſt den ganzen Völkerkampf der Zeiten entſcheiden. Darum intereſſirt mich Alles, was ich von dem neuen Stück des Herrn von Beaumarchais höre. Denn um zu zeigen, wie faul der Staat iſt, fängt er damit an, daß er in ſeiner Komödie der Geſellſchaft zu Leibe geht, und die allgemeine Lüge und Verderbtheit aufzeigt, in der ſich die Menſchen auf dem ſocialen Boden gegenüberſtehen. Ich bin darum in That neugierig, wie der ehemalige Harfen- und Guitarrenlehrer, der die Prinzeſſinnen-Töchter Seiner Majeſtät Louis XV. unterrichtete, dieſe erhabene und durchaus ſittliche Aufgabe zu löſen vermocht hat. Ich werde mit den Ohren der Vergangenheit und der Zukunft zugleich zuhören, denn ſolche Leute, wie Beaumarchais, ſind der prophetiſche Zehen der kranken Zeit, in dem es zuerſt juckt, wenn das Wetter ſich zu verändern beginnt oder wenn Regen und Stürme ſich in der Luft erheben wollen. Oh, es iſt ſtets eine Eigenheit meiner Natur geweſen, daß ich mich dann immer am wohlſten befunden, wenn draußen in der Nacht heftige Winde und Regengüſſe tobten, wenn der Sturm an die Fenſter ſchlug und die Bäume in meinem Garten krachend umdrehte. Dann vergrub ich mich mit ſüßer Zufriedenheit in den Kiſſen meines Bettes, und dachte oft bei mir: wartet nur, die ächten Stürme werden einſt noch kommen, Stürme, wie ſie noch kein Geſchlecht erlebt hat, aber Diderot wird ſich dann ihrer nicht mehr freuen können, ſondern er wird dann in ſeinem Todesſchlaf liegen, der ewiger iſt als das Firmament, und tiefer und feſter als Himmel und Erde!

---

*) Mémoires de Condorcet. II. 12.

In dieſem Augenblick näherte ſich ein Mann von mittlerer Größe, der etwas auffallend Unruhiges und Bewegliches in ſeinem ganzen Ausſehen hatte, mit haſtigen Schritten der Gruppe, und unterbrach, indem er ſich vorſtellte und mit einigen verbindlichen Worten die Anweſenden begrüßte, den berühmten Redefluß Diderot's.

Es war der Verfaſſer der Komödie, Caron de Beaumarchais, ein Mann von einigen funfzig Jahren, in deſſen hellen blitzenden Augen der Ausdruck einer überlegenen Klugheit und eines durchdringenden Verſtandes lag, während ſeine Phyſiognomie zugleich durch eine ſchelmiſche Verſchlagenheit charakteriſirt war, die beim erſten Anblick nicht gerade ein beſonderes Vertrauen erwecken konnte. Er war eben erſt in den Saal eingetreten, nachdem er ſich bisher hinter der Bühne befunden zu haben ſchien, um die noch nöthig geweſenen Vorbereitungen der Aufführung zu leiten, deren Beginn er jetzt anzukündigen kam.

Es iſt ein wahres Glück, ſagte Chamfort zu Mirabeau, daß Beaumarchais gekommen iſt, denn ohne ſeine Dazwiſchenkunſt würde Diderot nicht aufgehört haben zu ſprechen. Mir ſelbſt iſt es noch nie gelungen, die „goldene Zunge Diderot's“ wie man ſie ſo ſchön genannt hat, durch eine geſchickt dazwiſchen geworfene Bemerkung zu unterbrechen. Ich erinnere mich noch, wie dies einſt den Abbé Raynal in einer Geſellſchaft bei Madame Geoffrin in Verzweiflung brachte. Der Abbé hatte auch den Kitzel fortwährend zu ſprechen, und als er den unaufhörlich wogenden Redeſtrom Diderot's nicht mehr aushalten konnte, ſagte er, mich bei Seite ziehend, mit pfiffiger Wehmuth: Wenn er nur ein einziges Mal ſpeien, huſten oder ſchnauben muß, dann iſt er verloren, denn dann ergreife ich das Wort.

Beaumarchais übernimmt alſo diesmal die Rolle des Speichels, durch den Diderot das Wort verloren hat, bemerkte Mirabeau, indem er mit ſichtlichem Unmuth auf den Verfaſſer der Hochzeit des Figaro hinüberblickte. Auf mich hat er beſtändig in dieſer Eigenſchaft gewirkt. —

Man brach indeß jetzt von allen Seiten auf, um in den prachtvollen und geräumigen Theaterſaal des Herrn von Vaudreuil ſich zu begeben. Die zahlreiche Geſellſchaft hatte bald ihre Plätze eingenommen, und ſah mit ſichtlicher Spannung dem Emporrollen des Vorhangs entgegen.

Das Stück wurde von den Schauſpielern des Théâtre français geſpielt, an welche die Rollen ſchon bei der zuerſt beabſichtigten, aber durch das Verbot des Königs getroffenen Vorſtellung vertheilt geweſen waren.

Die Komödie begann raſch mit dem halb drolligen, halb unheimlichen Geſpräch zwiſchen Suſanne und Figaro, die ſich im Hinblick auf ihre bevorſtehende Hochzeit mit dem Gedanken beunruhigen, daß von dem alten feudalen Recht des Grundherrn bei Hochzeiten ſeiner eingeſeſſenen Gutsleute auch jetzt noch die Rede ſein könne, und daß Graf Almaviva das Herren-Recht einer gewiſſen vorgängigen Nutznießung bei der Hochzeit Suſannens auszuüben beabſichtige. Kaum ha man geahnt, auf welchem unterhöhlten und ſchlüpfrigen Boden hier alle Verhältniſſe ſtehen, und daß da Schloß des Grafen Almaviva nur ein prismatiſch zuſammengedrängtes Rundbild aller faulen Schäden der Geſellſchaft iſt, ſo erſcheint der Page Chérubin, um Suſannen ſein Leid zu klagen, daß ihn der Graf aus dem Schloſſe zu jagen beabſichtige, theils aus Eiferſucht, weil der verliebte Knabe ſich in die Gunſt der Gräfin ſelbſt einzudrängen gewußt, theils auch gewiſſermaßen im Intereſſe der Schloßordnung, denn Monſieur Chérubin umſchwirrt wie ein muthwilliger Käfer alle Frauenzimmer des Schloſſes, und der Graf hat ihn erſt geſtern Abend bei der Gärtnerstochter gefunden. Jetzt eben iſt er in Begriff, mit ſeinen ſchelmiſchen Artigkeiten gegen Suſanne handgreiflich zu werden, als Graf Almaviva ſich an der Thür hören läßt. Der Page wird ſchleunigſt hinter den Lehnſeſſel verſteckt und der Graf tritt bei Suſannen ein, mit der er ſich kaum in eine zärtliche und jenes alte feudale Recht berührende Unterhaltung eingelaſſen, als man Bazile's Stimme draußen vernimmt. Der Graf ſucht den Verſteck, welchen ſein Page ſchon inne hat, und Chérubin kriecht, ohne geſehen zu werden, in den Lehnſeſſel ſelbſt hinein, worin er ſich zuſammenkauert, während ihn Suſanne mit einem ihrer Kleidungsſtücke zudeckt.

Die jetzt folgende Scene, wo der Graf in ſeinem Verſteck von den Liebesfrechheiten Chérubins bei ſeiner Gemahlin erzählen hört, und vor Zorn und Ungeduld hervorſpringt, worauf er bald auch den Pagen im Lehnſtuhl entdeckt und ihn ziemlich unſanft auf ſeine Beine ſtellt, lockte der Verſammlung zuerſt durch die überraſchende Eigenthümlichkeit der Situation und den vieldeutigen beziehungsreichen Hintergrund derſelben rauſchende Beifallszeichen ab. Viel Heiterkeit verbreitete dann der Zug der feierlich gekleideten Bauern, Bäuerinnen und Dienſtleute, an deren Spitze der um ſeine Hochzeitsnacht beſorgte Figaro erſcheint, um den Grafen in einer maſſenhaften Petition zur großmüthigen Verzichtleiſtung auch jenes gutsherrliche Recht zu beſtimmen. Dadurch, daß auch die Gräfin ſelbſt erſcheint und ſich dieſen Bitten anſchließt, ſpitzt ſich die ganze Scene in der wunderlichſten Pointe zu, und mit einer halb erſtaunten, halb aufgeregten Stimmung, wie man ſie kaum noch vor einer Komödie empfunden zu haben ſich erinnerte, ſah man den Vorhang am Actſchluß fallen. —

Iſt das nicht eine ganz vermaledeite Sippſchaft, mit der uns der Dichter da bekannt macht? ſagte Chamfort während des Zwiſchenacts leiſe zu Mirabeau. Sie hängen in ihren Sünden und Fehlern alle wie die Kletten zuſammen, Jeder will den Andern ausbeuten und mißbrauchen, und es wird am Ende nur auf die Entſcheidung hinauskommen, wer von Allen der am meiſten Schuldige iſt, und ſomit der eigentlich Strafe verdienende Theil ſein wird? Danach wird ſich überhaupt die Moral in dem heutigen Geſellſchaftszuſtande abmeſſen. Im Grunde ſind Alle Schuld daran, daß es ſo weit gekommen iſt. Ja, Mirabeau, dieſe Komödie regt in der That bereits die Frage an: wen wird man einſt verurtheilen? wen wird man freiſprechen? wen wird man laufen laſſen?

Nun, mich dünkt, Figaro, dieſer Burſche aus dem Volke, iſt nicht nur der Klügſte, ſondern auch der Reinſte von Allen! erwiederte Mirabeau nachſinnend. Es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß dieſer friſche Burſch, wenn er nur ſo muthig und unternehmend bleibt, doch zuguterletzt die Braut heimführen wird, und zwar als ſein wohlverdientes und unbeſchädigtes Gut, dem man mit dem alten verrotteten Herrenrecht nicht mehr beizukommen vermocht hat. Figaro iſt jedenfalls der ehrlichſte Schelm, und dies iſt überhaupt die Situation des Volkes den Mächtigen und Gewalthabern gegenüber, die, was ihnen durch kein Geſetz der Natur zugeſprochen iſt, als ihr Eigenthum verwirthſchaften und dem rechtmäßigen Beſitzer vor der Naſe hinweggenießen wollen.

Auf anderen Plätzen des Saals wurden verſchiedenartige Bemerkungen gewechſelt. Sehr ſinnig hat der Dichter die Gräfin anzulegen verſtanden, äußerte die Gräfin Diane von Polignac, die am meiſten auf ein äſthetiſches Urtheil Anſpruch zu machen pflegte, zu ihrem Nachbar, dem Schweizer-Obriſten Herrn von Beſenval. Die Gräfin iſt ein ächt ariſtokratiſches Lichtbild auf dieſem dunkeln ſchlammigen Lebensgrunde. Sie iſt ganz offenbar die eigentlich Reine und Unſchuldige in der Geſellſchaft, und obwohl ſie ſich von ihrem treuloſen, nach Cavalier-Manier ausſchweifenden Gatten verletzt und hintergangen ſieht, ſo bleibt ſie doch edel, gehalten, und nur nach Erneuerung ihres Liebesbundes mit ihm ſtrebend. Man wird ihr doch die unſchuldige Spielerei mit dem Knaben Chérubin nicht als etwas Arges auslegen wollen? Oh, wenn das Herz ſchwer und betrübt iſt, erfreut man ſich wohl plötzlich einmal eines gaukelnden Schmetterlings, der uns an der Schulter vorbeiflattert, und haſcht auflächelnd nach. Aber wahrlich, nichts iſt reiner, als dieſe graciöſe Spielerei eines unglücklichen Frauenherzens!

Ich begreife nicht, wie man ſich für dieſe Gräfin nur irgend intereſſiren kann, nahm die Gräfin Jules von Polignac das Wort. Sie iſt zwar von nobler Abſtammung, aber man merkt ihr doch noch immer an, daß ſie die Mündel des Doctor Bartholo in Sevilla geweſen und im Hauſe eines ſolchen Menſchen ihre Erziehung erhalten hat. Es war eine große Ehre für ſie, daß Graf Almaviva ſie aus dieſen plebejen Verhältniſſen entführte, und ich habe deshalb den Barbier von Sevilla des Herrn von Beaumarchais ſtets mit der größten Genugthuung auf dem Théâtre français ſpielen ſehen. Aber dieſe gute Gräfin ſollte ſich doch nun auch dankbarer beweiſen, und wenn ein ächter Edelmann, wie Graf Almaviva, einige Schwachheiten und noble Paſſionen hat, ſollte ſie nicht wieder die dumme Gans aus dem Bürgerhauſe ſpielen und ſich mit gemeinen Leuten gegen ihren Gemahl verbinden.

Der Marquis von Vaudreuil, an welchen dieſe naiven Bemerkungen der Gräfin Jules gerichtet waren, küßte ihr vor Entzücken darüber die Hand, und zeigte dann mit wichtiger Gebärde auf den neu emporrollenden Vorhang hin, der den zweiten Akt des Dichters ankündigte.

Dieſer Act beginnt mit dem vertrauten Geſpräch zwiſchen der Gräfin und ihrer erſten Kammerzofe Suſanne, aus dem die Freunde der Gräfin im Parterre allerdings mit einiger Betroffenheit entnehmen konnten, daß die Spielerei mit dem ſchönen Pagen Chérubin ſich ihr bereits recht tief ins Herz gefreſſen hat, wobei ſie die Treuloſigkeiten, welche ihr eigener Gemahl gegen ſie begeht, gewiſſermaßen zu ihrer Entſchuldigung nur um ſo härter auffaßt. Figaro und Suſanne unterſtützen aus Intrigue gegen den Grafen dieſe ſchon mächtig emporwachſende Leidenſchaft ihrer Herrin, und man ſchafft ihr den noch auf dem Schloſſe verſteckt gebliebenen Pagen zu ihrer Unterhaltung während der Abweſenheit des Grafen herbei. Die junge hübſche Schauſpielerin, welche den Pagen darſtellte, ſang die Couplets der Romanze, die Chérubin zur Guitarre vortragen muß, mit aller verführeriſchen Koketterie, die dem Herzen der Gräfin den letzten Stoß geben muß. Dann beginnt die für die gute Gräfin ſchon ſehr auf der Spitze ſtehende Auskleidungsſcene, indem ſie mit Hülfe ihrer Kammerzofe dem ſchönen Pagen Frauenkleider anlegt, bei welchem ſchäkerhaften Zeitvertreib es nicht ausbleiben kann, daß der junge Menſch theilweiſe nackt geſetzt wird. Suſanne vergleicht ſeine ſchönen weißen Arme mit ihren eigenen, was die Gräfin, ſchon in einem Anfluge von Eiferſucht, ihr verweiſt. Dieſe bedenkliche Scene wird durch die unvermuthete Rückkehr des Grafen geſtört. Man verſteckt den Pagen über Hals und Kopf im Cabinet der Gräfin, und der die Situation ſchon beargwöhnende Graf wird nun nach langem Pochen raſch hereingelaſſen. Die eigenthümliche Wendung, welche nun die Scene nimmt, macht den unheimlichſten und ſeltſamſten Effect. Die Gräfin beginnt in ihrer Angſt ſchon Geſtändniſſe zu machen, und obwohl ſie erſt vorgegeben, daß Suſanne im Cabinet ſtecke, geht ſie jedoch vor der Drohung des Grafen, die Thür des Cabinets aufzuſprengen, zu Angaben der Wahrheit über, und verſucht die Anweſenheit des Pagen auf das Unſchuldigſte zu erklären. Als aber der Graf jetzt die Thür des Kabinets öffnet, iſt es Suſanne, die ihm daraus entgegentritt. Die Gräfin ahnt das Kunſtſtück, welches Suſanne ausgeführt, indem ſie einen freien Moment benutzt hat, um ſich in das Gemach einzuſchleichen, während Chérubin zum Fenſter hinausgeklettert iſt. Der Graf glaubt ſich verhöhnt von der Gräfin, indem er ihre vorangegangene Erzählung von dem Pagen für eine Komödie hält, die ſie ihm geſpielt habe, um ſich an ſeiner Eiferſucht zu beluſtigen. Die Gräfin findet ſich jetzt ſchnell in dieſe ihr dargebotene Rolle hinein. Die Flügel der Intrigue beginnen nun auch ihr plötzlich zu wachſen, und beim Aktſchluß ſieht man ſie mit Vorbereitungen beſchäftigt, um bei dem Rendezvous, welches der Graf von Suſannen im Garten begehrt hat, eine gefährliche Rolle zu übernehmen, indem ſie dort in den Kleidern Suſannens ihrem Gemahl erſcheinen will.

Mich dünkt, Euere ſchöne Gräfin Roſine ſchlägt bereits gewaltig um, nahm Baron von Beſenval bei dieſem Aktſchluß das Wort, indem er ſich zu ſeiner Nachbarin, der Gräfin Diane von Polignac, wandte. Sie legt doch nun auch ihre reinen weißen Hände mitten in dieſe ſchlammige Intrigue hinein, und wird bald die Aergſte von Allen werden. Wenn es noch lange ſo fortgeht, wird ſie es ſein, gegen die ich den erſten Stein aufhebe. Ich kann mir wahrlich nicht helfen.

Da würdet Ihr ſehr Unrecht thun, und Euch ſowohl als ehrlicher Schweizer wie als anſtändiger franzöſiſcher Cavalier an ihr verſündigen, entgegnete die Gräfin Diane von Polignac mit liebenswürdigem Eifer. Ihr werdet doch zugeben müſſen, daß Gräfin Roſine bloß in dieſe Intrigue eingeht, um ihren geliebten Gemahl dadurch zu ſich zurückzuführen. Es ſind allerdings ſchlechte Mittel, aber ſie wählt ſie zu einem guten Zweck, und ich glaube, eine Frau darf und muß in dieſem Betracht Jeſuitin ſein, wenn es ſich um ihr Höchſtes, um den Beſitzſtand ihres Herzens, handelt.

Ich muß Ihrem göttlichen Scharfſinn wieder mein unterthänigſtes Compliment machen, bemerkte Marquis von Vaudreuil zu ſeiner Nachbarin, der Gräfin Jules. Sie haben richtig vorausgeſehn, daß die ſchlechte Erziehung ſich rächen wird, welche die gute Gräfin Roſine im Hauſe eines Doctors in Sevilla genoſſen.

Sehen Sie wohl, erwiederte die Gräfin mit flatterhafter Koketterie, indem ſie mit ihrem Fächer ſeine Hand berührte, dieſe Perſon ſchaudert nicht davor zurück, ſich in die Kleider ihrer Kammerzofe zu ſtecken, um in dieſer gemeinen Verkleidung ihren Gemahl, einen ſpaniſchen Grand, einen Mann, der ſoeben zum Geſandten in London ernannt worden, zu beſchämen. Wie kann es ein Menſch, der die Ehre hat geboren zu ſein, auch nur einen Augenblick in den Kleidern eines Domeſtiken aushalten wollen. Ich habe jetzt wohl gegründete Urſache anzunehmen, daß dieſe Roſine keineswegs von Hauſe aus von nobler Abſtammung iſt, obwohl uns der Herr Verfaſſer dies im Barbier von Sevilla hat glauben machen wollen. —

Nun, wie geht es Dir, Freund Mirabeau? ſagte

Chamfort zu ſeinem träumeriſch hinſtarrenden Nachbar. Hat dieſe Komödie nicht etwas höchſt Seltſames, das wunderbar und ängſtlich anzieht und zum Nachdenken herausfordert? Ich werde nun auch bald mit mir einig ſein, wem ich die Schuld an dem ganzen Verderben gebe. Meines Erachtens, concentriren ſich die Sünden Aller doch nur in der Sünde ihres Herrn. Wenn Graf Almaviva mehr taugte, und nicht ein ſo nichtsnutziger, in der Willkür ſeiner Leidenſchaften ganz zerlaſſener, vom Kopf bis zur Zehe egoiſtiſcher, herz- und ehrloſer, erbärmlicher Schuft wäre, ſo würden auch die Seinigen um ihn herum nur anſtändige, wohldenkende, von Sünde und Intrigue freie Menſchen ſein. Ich glaube, Mirabeau, wir werden den Herrn für die Sünden und das Unglück ſeiner Diener verantwortlich machen müſſen, und iſt das nicht ſchon eine ungemein praktiſche Lehre, welche dieſe Komödie für uns in ſich ſchließt?

Du biſt ein Dichter, erwiederte Mirabeau, und natürlich mehr aufgelegt als ich, aus dieſer ſchalen Komödie ſymboliſche Bedeutungen herauszuklauben. Ich denke aber in dieſem Augenblick in der That nur an Henriette, an das liebe Mädchen, das ſich zu Hauſe ängſtigen wird, und mein Herz klopft gewaltig der Löſung dieſes Knotens entgegen. Vergiß nur nicht, bei Zeiten aufzubrechen. Unſere Abrede iſt alſo, daß Du Dich unmittelbar nach dem Schluß des dritten Actes während der längern Pauſe entfernen willſt. Sobald Du wieder im Saal erſcheinſt, nehme ich an, daß Du glücklich zurückgekehrt biſt und der Wagen mit Henrietten und dem Kinde im Hofe des Hôtels ſicher geborgen wurde. Dann entferne ich mich reiſefertig, und nehme auf einige Zeit von Dir Abſchied, mein Chamfort!

Chamfort nickte ihm zu, ihm mit ſeinen treuen ſchönen Augen ein Zeichen des ſichern Einverſtändniſſes gebend, als der Vorhang wieder emporrollte, um den dritten Act beginnen zu laſſen.

Die witzigen Pointen dieſes Actes riefen oft einen enthuſiaſtiſchen Beifall der Verſammlung hervor. Beſonders wurden die Stellen, welche gegen die Ariſtokratie gerichtet waren, gerade von den vornehmſten Perſonen der Geſellſchaft mit einem wahrhaft ſtürmiſchen Händeklatſchen ausgezeichnet. Entweder ſtimmte man damit dem Dichter bei, was auf eine Stimmung hindeutete, die in den Kreiſen der franzöſiſchen Hofgeſellſchaft ſeit einiger Zeit ſich zu verbreiten angefangen, oder man glaubte ſich gegen die ſchwere

Wahrheit dieſer Anſpielungen im Vortheil zu befinden, wenn man an ihnen nur die glänzende Seite des Witzes auffaßte und ſich davon beluſtigt zeigte. So beklatſchten auch die anweſenden Staatsmänner und Diplomaten vorzugsweiſe die Stelle, an welcher Figaro mit ſeinem geſunden Mutterwitz erklärt, was eigentlich Politik ſei, und unter welchem Begriff er, im Hinblick auf die Zeit, die Ausübung der größten Nichtswürdigkeiten zeichnet. Graf Almaviva ſelbſt ſchiebt die matte Bemerkung dazwiſchen: „das iſt nicht Politik! das iſt Intrigue!" aber dieſe naive Aeußerung eines Parteigängers des Verderbens rief im Auditorium einen neuen Ausbruch des Gelächters und eines nicht enden wollenden Beifalls hervor. Die Geſellſchaft wurde dadurch in eine Stimmung hineingeriſſen, deren ſie ſich vielleicht ſelbſt kaum für fähig gehalten haben mochte, und in der ſie, von dem raſchen, pikanten, nicht zu Athem kommen laſſenden Gang der Dichtung mehr und mehr beherrſcht, faſt wider ihren eigenen Willen ſich verleitet ſah, Politik zu machen. In dieſem Sinne wurde dann vornehmlich die Scene aufgenommen, in welcher Graf Almaviva als Gerichtsherr in der Mitte ſeiner Vaſallen ſeinen Gerichtstag abhält, um den Prozeß, den Marcelline gegen Figaro wegen ihrer Anſprüche auf ſeine Hand angeſtrengt hat, zu entſcheiden. Die bodenloſen Schwächen und Nichtsnutzigkeiten des alten Gerichtsweſens werden in dieſer Verhandlung auf die ſchneidendſte Weiſe verſpottet und auf den Kopf geſtellt. Dann nimmt die ganze Situation die über die Maßen leichtſinnige Wendung, daß Figaro an einem Maal ſeines Armes plötzlich als natürlicher Sohn derſelben Marcelline, die ihn zu einer Heirath mit ihr zwingen wollte, erkannt wird. Marcelline macht ſich darauf noch in aller Geſchwindigkeit zum Anwalt der geſellſchaftlichen Unterdrückung der Frauen, und übernimmt die Rolle eines Chors in der Komödie. Auf den Flügeln des frivolſten Leichtſinns iſt die Situation zur Höhe einer Philoſophie emporgegipfelt worden.

In dem Augenblick, wo der Vorhang fiel, hatte ſich Chamfort ſchon unvermerkt aus dem Saal zu entfernen gewußt. Mirabeau begann jetzt unruhig zu werden, denn ſeine Ungeduld, mit welcher er der Rückkehr ſeines Freundes entgegenſah, ſteigerte ſich nun von Minute zu Minute, und die peinlichſten Gedanken beſchlichen ihn. Die Unterhaltung, in welche ihn jetzt der Marquis von Vaudreuil mit den Gräfinnen Polignac hereinzuziehen bemüht war, ſcheiterte vollkommen an der unergiebigen Einſylbigkeit Mirabeau's, und der Ruf, welcher ſich von ſeinem Talent und ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit ſchon in der Hofgeſellſchaft zu verbreiten begonnen, ſchien faſt auf dem Spiele zu ſtehn.

So hatte der vierte Akt der Komödie begonnen, und Mirabeau befand ſich kaum noch in der Lage, dem Gang der Scenen aufmerkſam zu folgen. Sein Kopf kehrte ſich unwillkürlich immer wieder nach der Thür zurück, in welcher er Chamfort jeden Augenblick wieder erſcheinen zu ſehen hoffte. Aber dieſe Rückkehr verzögerte ſich, und Mirabeau gab ſich den quälendſten Vorſtellungen hin, indem er ſich mit der Möglichkeit beunruhigte, daß Henriette ungeachtet der getroffenen Veranſtaltungen von der Polizei entdeckt und angehalten worden ſei. Während Zorn und Schmerz ſich bei dieſem Gedanken auf eine unerträgliche Weiſe in ihm miſchten, fühlte er, wie ſehr ihm ſeine neue Freundin bereits ans Herz gewachſen ſei, und die Sehnſucht nach ihr ergriff ihn mit einer unwiderſtehlichen Gewalt.

Der vierte Akt der Hochzeit des Figaro konnte ihn unter dieſen Umſtänden gar nicht intereſſiren. Die Hochzeitsfeier für Figaro und Suſanne wird began gen. Die Gräfin wird durch die Verwickelungen, mit denen Zufall, Leidenſchaft und Schuld der Andern ſie umſtellen, ſchon einen Schritt weiter fortgezogen, und iſt auf dem beſten Wege, ſelbſt zu einer Schuldigen zu werden. In dem Feſtzug der jungen Mädchen der Burg entdeckt ſie eine artige Schäferin, die ihr ganz beſonders gefällt, und ſie kann ſich nicht enthalten, dieſelbe zu küſſen. Man kommt dabei ſchon unwillkürlich auf den Gedanken, daß es ihr bewußt geweſen, wer in dieſer Verkleidung des Mädchens ſtecke, als Chérubin bereits entdeckt und durch den Grafen ſehr unſanft aus dieſer Maske herausgeholt wird. Mitten in den Hochzeitsfeſtlichkeiten aber wird das verhängnißvolle Rendezvous zwiſchen dem Grafen Almaviva und Suſanne, der ſich die Gräfin unterſchieben will, auf die durchtriebenſte und intriguenhafteſte Weiſe feſtgeſtellt. Gegen den Grafen tritt die Conſpiration immer mächtiger in die Schranken. Der tyranniſche Herr Aller fängt an der Hintergangene von Allen zu werden. —

Chamfort wollte noch immer nicht erſcheinen, und die ängſtliche Beſorgniß Mirabeau's begann beim Schluß des vierten Akts den äußerſten Grad zu erreichen. Die Ungeduld ließ ihn nicht mehr an ſeinem

Platze, er ſtand auf und begab ſich in das Vorzimmer, durch welches Chamfort zurückkehren mußte. Schon nahm der fünfte Akt ſeinen Anfang, und Mirabeau blieb in der Thür des Saals ſtehn, unſchlüſſig, ob er noch bleiben oder zur Erkundigung über das Vorgefallene nach ſeiner Wohnung eilen ſolle. Die Komödie hatte eben die nächtliche Rendezvous-Scene enthüllt, in welcher das ganze aufgehäufte Unheil drollig und ſchneidend genug zuſammenbricht, und die allgemeine Fopperei losgeht, die den Schuldigen durch den Schuldigen ſtraft, und Jeden am Ende nur das erobern läßt, was ihm wirklich zu eigen gehört und ihm nach Recht und Ordnung zukommt.

Eben hatte Figaro, im Dunkel der Nachtſcene umherſchleichend und ſich wie in philoſophiſcher Schwermuth in ſeinen Mantel einhüllend, jenen merkwürdigen Monolog begonnen, in dem er ſeine Betrachtungen über Schickſal, Leben und Geſellſchaft anſtellt, welche er mit düſterer Stimme, aber ſehr lichtvollem Raiſonnement an den Geburtsrang und die excluſive Stellung des Grafen knüpft. Mit diaboliſcher Pfiffigkeit ſprach er die Stelle: „Adel, Vermögen, Rang, Ehrenſtellen, Alles das macht ſo ſtolz. Und was habt Ihr gethan für ſo viel Glücksgüter? Ihr habt Euch nur die Mühe genommen, geboren zu werden, und weiter nichts; außerdem ſeid Ihr ein ganz gewöhnlicher Menſch.“ *)

In dieſem Augenblick fühlte ſich Mirabeau von hinten leiſe an der Schulter berührt, und ſich umkehrend, gewahrte er Chamfort, der ihm beſtätigend zuwinkte und ihm zu erkennen gab, daß Alles nach Wunſch ausgeführt worden ſei.

Der anhaltende Jubel, in welchen die Geſellſchaft durch den Monolog Figaro's verſetzt wurde, bot eine günſtige Gelegenheit dar, ſich unbemerkt zu entfernen. Mirabeau folgte eilig ſeinem Freunde durch den Vorſaal, und erſt als ſie auf der Treppe angelangt waren, wechſelten ſie einige leiſe flüſternde Worte miteinander.

Faſt wäre die Sache verunglückt, ſagte Chamfort. Die Polizei, die Dein Haus mit der Wachſamkeit eines Cerberus umſtellt hält, ſchöpfte Verdacht gegen das allerliebſte provençaliſche Landmädchen, mit dem ich eben in den Wagen ſchlüpfen wollte. Man verlangte Auskunft über die Perſon, und wohin unſere Reiſe

---

*) Le Mariage de Figaro Acte V. Sc. III. „Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus: du reste homme assez ordinaire.“

ginge. Ich zeigte, wie Du mich gelehrt haſt, auf die Equipage mit dem Namen und Wappenszug des Marquis von Vaudreuil, erzählte eine lange und umſtändliche Geſchichte, warum Dein Kind mit ſeiner Wärterin zu der Marquiſe gebracht werden ſolle, und ſchob dann Deine Henriette raſch in den Wagen hinein, indem ich bat, im Hôtel Vaudreuil ſelbſt weitere Nachfrage zu halten. Die abſcheulichen Polizeinaſen hätten mich doch beinahe geängſtigt, denn Du weißt, mir vergeht die Luft, wenn ich mit der Polizei nur in die geringſte Berührung gerathe. Nun aber ſind wir wohlbehalten hier, und Henriette bangt Dir mit Sehnſucht entgegen. —

Chamfort führte ſeinen Freund an den in der Remiſe verborgen gehaltenen Wagen, und Mirabeau ſchwang ſich raſch hinein, indem er Henriettens Lippen, die ſich eben zu einem Aufſchrei der Freude öffnen wollten, mit ſeiner Hand verſchloß. Der kleine Coco lag auf ihrem Schooß, und ſchlummerte feſt.

Chamfort ſtand noch einen Augenblick an dem Wagenſchlag, und ſprach ſeine herzlichen Wünſche für die Reiſe aus. Dann machte er ſorgſam auf den engliſchen Paß aufmerkſam, den er in einem Portefeuille in die Hände Mirabeau's gegeben, und empfahl

Henrietten, ihre Umkleidung, zu der ſich Alles im Wagen niedergelegt finde, ſobald als möglich vorzunehmen, weil ſie nun ihrem Paß gemäß für die engliſche Bonne zu gelten habe. Henriette drückte ihm dankend die Hand, und ſchüttelte dieſelbe in ihrer innigen und freimüthigen Weiſe recht lange und angelegentlich.

Und nun Adieu, mein Freund Chamfort! ſagte Mirabeau, ihn umarmend. Grüße mir dort oben alle die Almaviva's im Saal, die ich nun auf eine Zeitlang verlaſſen muß. Ich fürchte, durch eine leichtſinnige Komödie beſſern ſich die Almaviva's nicht, und wir werden bald in Frankreich ein viel ernſteres Spiel darauf ſetzen müſſen. Ich werde Dir ſchreiben, Freund, wie es damit in England ſteht. Denn wenn ich dort bin, werde ich natürlich auch etwas die engliſche Freiheit ſtudiren. Adieu, ich liebe und verehre Dich, Chamfort. Liebe mich auch ein wenig. —

Der Wagen rollte fort. Binnen Kurzem hatte er ſein Ziel erreicht. Am Fuß des Montmartre hielt an der verabredeten Stelle der Reiſewagen, der jetzt mit der Equipage des Marquis von Vaudreuil vertauſcht werden ſollte, und an deſſen Schlag ſchon der Secretair Hardy und der Kammerdiener zum Empfange Mirabeau's bereit ſtanden. Auch Miß

Sarah, die einen untrennbaren Beſtandtheil der Familie Mirabeau's ausmachte, befand ſich unter den ſeiner harrenden Reiſegefährten, und gab dies Glück jetzt durch ein fröhliches Bellen und Winſeln, mit dem ſie die Ankunft ihres Herrn verkündigte, zu erkennen.

Die Karawane ordnete ſich jetzt, um ſich dann ungeſäumt in Bewegung zu ſetzen. Mirabeau hob Henrietten in den Wagen, die alle Mühe hatte, den kleinen Coco, der durch das Bellen des Hundes erweckt werden, zu beruhigen. Neben dem Kutſcher hatte der Secretair ſeinen Platz eingenommen, und der Kammerdiener war hinten auf den Wagen geſtiegen. So ſchlug der wohlbeſetzte Reiſewagen nun die vom Mondſchein luſtig erhellte Landſtraße nach Brüſſel ein. —

III.

Ein Spaziergang durch London.

Mirabeau befand ſich mit ſeiner Freundin Henriette ſeit mehreren Tagen in London, und hatte ſeiner Gewohnheit gemäß eine ſehr geräumige und theure Wohnung bezogen, die in einer der vornehmſten Straßen des Weſtend lag, und die Geldmittel, welche Mirabeau aus der in Brüſſel erhobenen Erbſchaft Henriettens beſaß, ſehr bedeutend in Anſpruch nahm.

Es war ein ſchöner Sommertag, und Mirabeau, der einige Geſchäftsgänge durch die Stadt zurückgelegt hatte, war früh zurückgekehrt, um ſeine liebenswürdige Freundin, die ſeit ihrer Ankunft in London das Zimmer noch nicht verlaſſen, zu einem Spaziergang mit ihm zu beſtimmen. Er hoffte, daß das herrliche Wetter, welches draußen eine balſamiſche Luft über die Straßen und Plätze Londons verbreitete, der durch die Reiſe angegriffenen und ſehr leidenden Geſundheit Henriettens die förderlichſte Arznei bieten werde.

Henriette nickte ihm freudig zu, indem auf ihre blaſſen Wangen, die den Ausdruck eines ernſten Unwohlſeins trugen, einen Augenblick ihre liebliche friſche Röthe zurückkehrte. Sie erhob ſich raſch von ihrem Sitz, auf dem ſie mit einer Handarbeit beſchäftigt geweſen, und wollte ſich beeilen, ihre Toilette für die Straße zu machen, aber wehmüthig lächelnd erkannte ſie, daß ſie in den Anſtrengungen, die ſie machen wollte, behutſamer mit ſich zu Werke gehen müſſe.

Ihr angegriffener Zuſtand rührte noch von den Mühſeligkeiten und Gefahren her, mit welchen die Seereiſe verbunden geweſen. Zweimal waren ſie auf der Ueberfahrt von Frankreich nach England im Begriff geweſen, ihren Untergang auf dem Meere zu finden. Zuerſt war auf offener See ein ſo heftiger Sturm ausgebrochen, daß das gebrechliche Packetboot, auf welchem ſie ſich befanden, faſt eine Beute der Winde und Wellen geworden wäre. Das zweite Mal wäre es faſt ein Schiffbruch im Hafen geworden, denn als ſie beinahe ſchon im Angeſicht von London ſtanden, war durch einen falſchen Stoß, den das

Steuerruder aus Verſehn erhalten, und durch einen unter dem Waſſer verborgen geweſenen Ankertau, das Fahrzeug in eine ſo gefährliche Schwankung gerathen, daß es ſich ſchon mit Waſſer zu füllen begonnen. Zu dieſen erſchütternden Fährlichkeiten hatte ſich noch das unausgeſetzte Leiden der Seekrankheit geſellt, wodurch Henriette ſich ſo angegriffen gefühlt, daß Mirabeau bei ihrer Ankunft in London ſogleich zu einem Arzt zu ſchicken genöthigt war.

Armes Kind, ſagte Mirabeau, ihre Hinfälligkeit betrachtend, man ſieht, daß Du mit Mirabeau gereiſt biſt, denn wann hätte ich mich wohl jemals unterwegs befunden, ohne von irgend einem Unglück oder einer Gefahr heimgeſucht zu werden. Wenn ich auf der Landſtraße fahre, brechen mir die Räder entzwei, auf der See genügt meine Anweſenheit, um alle Orkane des Himmels gegen mein Fahrzeug herbeizurufen. Bei jeder Kleinigkeit geht es gleich auf Leben und Tod mit mir, und in das Schickſal eines ſolchen Menſchen biſt nun auch Du mit hineingezogen, meine holde unſchuldige Henriette. Ich fürchte, die Schrecken dieſer Reiſe haben Deinem ſüßen, zarten Körper ernſtlich etwas angethan.

Ich habe aber jetzt den Entſchluß gefaßt, wieder ganz geſund zu ſein, ſagte Henriette, denn mein bisheriger Zuſtand, der mich wahrhaft verdrießt, iſt für uns Alle gar nicht mehr auszuhalten. Auch ſind die Aerzte hier in London zu theuer, um krank ſein zu dürfen. Für jeden Beſuch eine Guinee, das iſt unausſtehlich, und droht unſerer Kaſſe den baldigen Untergang.

Ah, daran erkenne ich meinen liebenswürdigen Geizhals, rief Mirabeau lachend.

Mir liegt ja gar nichts an dem widerwärtigen Gelde, entgegnete Henriette, indem ſie ihn mit ihren offenen zutraulichen Augen ernſthaft anblickte. Aber es kränkt mich, wenn Du Dich beunruhigen mußt, und darum wünſchte ich, unſere Geldvorräthe könnten ewig reichen. Doch es ſieht nicht danach aus, Mirabeau, wir brauchen zu viel Geld, und ich habe entſetzliche Angſt, daß Du plötzlich einmal wieder ganz traurig ſagen wirſt: Henriette, wo iſt das Geld geblieben?

Du kannſt diesmal vollkommen ruhig ſein, denn ich werde nächſtens viel Geld einnehmen, meine gute Gräfin Yet-Lie! ſagte Mirabeau zu ihr, indem er ſie, wie er gern that, mit den Endſylben ihrer beiden Vornamen Henriette Amélie anredete, und ihr zugleich den Titel der Gräfin hinzufügte, mit welchem Titel ſie auch von ihrer Bedienung genannt werden mußte.

Man kann doch nicht anders wie anſtändig leben, fügte Mirabeau nach einer Pauſe hinzu, während Frau von Nehra jetzt raſch ihre Toilette zu beendigen ſuchte. Es iſt wahr, unſer Geld beginnt ſchon wieder dahinzuſchwinden, und das große Geheimniß der Ebbe, das man bei den Meeren noch immer unerklärlich gefunden hat, beherrſcht auf eine noch viel unerklärlichere Weiſe unſere Kaſſe. Aber gieb nur Acht, Yet-Lie, ich habe diesmal auch für die Fluth geſorgt, denn ich habe große literariſche Unternehmungen im Sinne, die mir durchaus einſchlagen müſſen. Ich bin heut den ganzen Vormittag in London umhergelaufen, und habe das Heer der Buchhändler unter die Fahne meines Genius gerufen. Und es wird wirken, Gräfin Yet-Lie, Du kannſt Dich vollkommen darauf verlaſſen. Meine Schrift gegen den Cincinnatus-Orden habe ich ſchon untergebracht, und ſie wird in einigen Monaten hier in London im Druck erſcheinen. Es wird zugleich meine erſte Schrift ſein, bei der ich mit offenem Viſir, unter Nennung meines vollſtändigen Namens, vor das Publikum hintreten werde. Denn es wird nun bald der Moment herangerückt ſein, wo es gilt, Mann gegen

Mann, Zahn gegen Zahn in dieſer Zeit dazuſtehen. Der Verleger will mir zwar nur einſtweilen ein Honorar von zehn Guineen dafür erlegen, aber bei jeden hundert Exemplaren, die verkauft ſind, erhalte ich eine bedeutende Nachzahlung, und das kann nicht fehlen, daß das Buch im Publikum einen reißenden Abſatz findet. Dann habe ich einem anderen Buchhändler verſprochen, Etwas über die Freiheit der Schelde-Schifffahrt zu ſchreiben, worüber die Holländer mit dem öſterreichiſchen Kaiſer Joſeph in einen Streit gerathen ſind, der leicht einen europäiſchen Krieg zur Folge haben könnte. Ich werde freilich zu Gunſten der Holländer ſchreiben müſſen, welche den Zoll an der Mündung der Schelde nach ihrem alten hundertjährigen Vertragsrecht erheben, und dadurch die Beſitzungen Oeſterreichs von dem freien Verkehr mit dem Meere abſchneiden. Aber was geht mich Oeſterreich an, das Oeſterreich der Königin Marie Antoinette, dem wir Patrioten und Bewegungsmänner in Frankreich auch nicht das geringſte Zugeſtändniß zu ſeinem Gefallen machen dürfen. An Honorar wird es freilich auch nur einige Louisd'or dafür geben, aber ich werde mir dafür ſehr viele Freunde in London und Paris durch meine Auseinanderſetzung erwerben. Und auch ſonſt, Jet-Lie, blüht es in meinem Kopf auf von literariſchen Projecten, die ihre goldenen Früchte tragen werden und müſſen. Es wird mir ziemlich gleich ſein, was ich arbeite, aber arbeiten will ich, und ſollte es eine Geographie oder chineſiſche Grammatik ſein, das wäre mir ganz gleichgültig. Mein Secretair Hardy ſitzt dort in ſeinem Cabinet, und muß mir den ganzen Tag Auszüge aus Büchern und Journalen machen, die ich zu einem beſondern Zweck zu verwenden gedenke. Du ſiehſt, es kann uns nicht fehlen, und die Buchhändler werden ſich bald mit den glänzendſten Anerbietungen um mich drängen. —

Henriette hatte inzwiſchen ihre Toilette vollendet, und ſtellte ſich nun, ſeinen letzten Worten durch ihr freudiges Zunicken beiſtimmend, nahe vor ihn hin, um ſich von ihm betrachten zu laſſen und ſich ſeiner Befehle gewärtig zu zeigen.

Nun komm, ſagte er, ihr die Hände küſſend und ſie lange anblickend. Unter ſeinen Blicken ſchien ihre Schönheit und Anmuth von Neuem friſcher zu erblühn, und ihre Wangen bedeckten ſich mit einer lieblichen Röthe. Sie hing ſich an ſeinen Arm, und ſchien bald ihrer Kräfte von Neuem gewiß geworden zu ſein.

Der Spaziergang erſtreckte ſich zuerſt durch einige

Hauptſtraßen Londons, über deren Treiben und Charakter Mirabeau ſeine Bewunderung in lebhafteſter Weiſe ausdrückte, während Henriette eine Vergleichung mit Paris und Amſterdam verſuchte.

Mir wird hier außerordentlich wohl zu Muthe, ſagte Mirabeau, denn überall, wo mein Auge hinblickt, treffen ſie auf wohlbehäbige, reinliche und menſchenwürdige Zuſtände. Man hat hier ſogleich auf der Straße die erhebende Empfindung, daß man ſich in einem Lande befindet, in welchem das Volk Etwas bedeutet, und daß hier jeder Menſch die freie Entwickelung und Ausübung ſeiner Fähigkeiten genießt. Sieh nur allein die herrlichen Trottoirs an, auf denen wir hier ſo gemächlich und unbehindert einher ſpazieren, und die uns beweiſen, daß man ſich in dieſem Lande auch mit den Leuten beſchäftigt, die zu Fuße gehen. Dann durchfliege mit Deinen Blicken ſtaunend dieſe ungeheuren Räume, die größer ſind, als irgend eine Stadt der alten Welt ſie aufzuweiſen hatte. Es iſt wahr, auch London beſteht, wie jede andere große Stadt, aus dieſem rechts und links ſich hinbreitenden Gewinde von engen und breiten Straßen, und iſt nicht mehr und nicht weniger, wie Paris oder Babylon, dieſe infame Kloake der menſchlichen Zuſtände, in welcher die Menſchen maſſenweiſe zuſammengepfercht und durch ihren eigenen Athem ſich verpeſtend daſitzen, und in welcher der ewige Kampf der Armen und Reichen, der privilegirten Canaille und der Volks-Canaille, der Verwahrloſten und Geſchändeten mit Denen, durch welche ſie verwahrloſt und geſchändet worden ſind, gekämpft wird. Aber es iſt denn doch auch wieder der einzige Zauber dieſer bewundernswürdigen Reinlichkeit, die über London ausgegoſſen liegt, und faſt gleiche Anziehungskraft für das Auge wie für den Geiſt hat. Dies iſt das ächte Zeichen, daß ſich das Volk wohl befindet, und daß es frei iſt, denn ſeine Verhältniſſe gönnen ihm Zeit und Raum, für ſich zu ſorgen und ſeine Exiſtenz mit Genauigkeit wahrzunehmen. Ja, dies London iſt eine ſouveraine Stadt, in der jeder Dachziegel uns davon zu erzählen ſcheint, daß hier eine Menſchenmenge lebt, die ſich durch ihre eigene Willenskraft regiert. Zwar ſieht man in der aus Backſteinen aufgerichteten Stadt wenig glänzende und in einem vornehmen Stil erbaute Häuſer, aber die Herrlichkeit der Stadt liegt zugleich in der Idee der Nationalität, die ihren Glorienſchein darüber ausgegoſſen hat und Alles ſo wohnlich und heimlich, ſo ſicher und ſelbſtändig erſcheinen läßt. Und als das

Symbol dieſer Herrlichkeit wallt die ſtolze prächtige Themſe dahin, die Huldigung von Jedem anzunehmen ſcheint, der ſie betrachtet, und die zu fragen ſcheint: womit könnt Ihr es wohl wagen, mich zu vergleichen, mich, dem der Ocean und alle Welten täglich ihren Tribut darbringen?*)

Ich werde nun bald anfangen müſſen, eiferſüchtig auf dies London zu werden, ſagte Henriette, ſeinen Arm drückend. Ich mag es durchaus nicht leiden, wenn Du irgend ein Ding in der Welt ſo ungeheuer herausſtreichſt, und wäre es auch nur eine Stadt von Stein und Mauern.

Man hat Dich ja ſelbſt in Paris für eine Engländerin gehalten, entgegnete Mirabeau lachend, und als wir zuſammen über die Boulevards gingen, hörte ich oft hinter uns her: „ah, ſeht die ſchöne blonde Engländerin!“ Und auch an mir wirſt Du bald Deine Freude erleben, denn wenn ich fortfahre, mich hier ſo wohl zu befinden, wird bald aus mir ſtatt des Honoré-Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau ein höchſt ſtattlicher Jacques Rosbeef geworden ſein!

---

*) Nach einem Brief Mirabeau's in den Lettres à Chamfort p. 52.

Dann bin ich freilich für Frankreich verloren, und es fragt ſich ohnehin, ob ich dieſem an ſeinen Hof verkauften Lande jemals werde nützen können?

Etwas ſo Schönes wie die Boulevards in Paris wirſt Du mir doch in ganz London nicht zeigen können, ſagte Henriette, indem ſie in die Colonnaden der Regent-Street einbogen, und in das großartige, einem Feſtzuge gleichende Leben dieſer Straße ſich verſetzt ſahen, die von Schaaren wallender Fußgänger und vielfachen neben einander her ſich bewegenden Wagenreihen überfüllt ſchien und doch keinen Augenblick eine wunderbare Ordnung und Ruhe verlor.

Hier iſt mehr wie Pariſer Boulevards, erwiederte Mirabeau, indem er mit einem ſo heitern und befriedigten Lächeln, wie es ſeine Gefährtin lange nicht an ihm wahrgenommen, auf dies Treiben hinzeigte. Hier ſieht man Volk, hier ſieht man eine Nation, die in friſchen, ſichern Zügen einen gewaltigen Lebensaufwand beſtreitet und ſich in ihrer Maſſe dahin wälzt, wie ein Strom, der nur ſeinen eigenen Geſetzen der Bewegung gehorcht. In Paris, gute Gräfin Yet-Lie, giebt es noch kein Volk, und es wird erſt darauf ankommen, daß wir aus der trüben phyſiognomieloſen Maſſe, die ſich dort tief unten an den Stufen des abſoluten Thrones zuſammengeklumpt hat, erſt ein Volk machen, ein Volk, das ſeine Rechte kennt und durch dieſe Erkenntniß erſt ein lebendiges und lebensfähiges Weſen geworden iſt. Was Du auf den Boulevards ſiehſt, iſt kein Volk, ſondern nur die bunte blitzende Haut der Schlange, die auf der Lauer liegt, um Paris einſt mit einer einzigen Bewegung ſeines Schweifes umzuwerfen. Was treibt ſich freilich nicht Alles auf den Pariſer Boulevards umher, aber ſtatt der Nation ſiehſt Du Intriguants und Proſtituirte, und uns mißvergnügte vornehme Herumtreiber, die wir in unſern Gedanken ſchon darauf ſpekuliren, daß Frankreich einmal ein Volk haben wird, und die mein Freund Chamfort die philoſophiſchen Marquis der Epoche genannt hat. —

Das Volk ſieht mich aber hier oft ſo höhniſch und wild an, bemerkte Frau von Nehra nach einer Pauſe, indem ſie ſich mit einiger Aengſtlichkeit an den Arm Mirabeau's anklammerte.

Es war eben ein Haufen gemeiner Leute, unter denen ſich einige betrunkene Matroſen befanden, an ihnen vorübergezogen, und Henriette wollte an ihren Mienen und Gebärden wahrgenommen haben, daß man gerade auf ſie ein Augenmerk richtete und in irgend einer Weiſe Anſtoß an ihrer Erſcheinung zu nehmen ſchien.

Es ſcheint, daß man mich in London nicht für eine ſo gute Engländerin halten will, als man dies noch vor Kurzem auf den Pariſer Boulevards gethan, ſagte Henriette, indem ſie ihren Freund auf dieſen Vorgang aufmerkſam machte. Ich vermuthe, daß es meine fremdartige Toilette iſt, an welcher die Leute hier ihren Anſtoß nehmen, denn ich bin allerdings noch ganz als Pariſerin gekleidet, und ſcheine namentlich durch meinen ungeheuer großen Federhut aufzufallen, den ich noch aus Paris mitgebracht habe.

Laß uns unbekümmert weitergehen, ſagte Mirabeau. Deine Toilette werden wir noch heut auf das Beſte und Schönſte ändern. Darin iſt das Volk hier freilich dumm. Ueber alles Fremdartige lacht es einfältig heraus, und glaubt darüber ſpotten zu können, weil es ſich in ſeiner eigenen Haut ſo ſicher und abgeſchloſſen fühlt. Der Pariſer zeigt aber bloß darin etwas mehr Bildung, daß er ſich ſeine Albernheit nicht ſo leicht merken läßt.

Sie ſchritten weiter und Mirabeau bemerkte nicht, daß ſich aus jener etwas tumultuariſchen Volksgruppe, die ſich über den Anblick Henriettens beluſtigen zu müſſen geglaubt, einzelne drollige Subjecte abgeſondert hatten, welche umgekehrt waren und unter allerhand poſſirlichen Gebärden und Ausrufungen, die das laute Gelächter der Uebrigen erregten, hinter ihnen hergeſchlichen kamen.

Henriette, die immer ängſtlicher zu werden anfing, bat inſtändigſt einen Fiaker zu beſteigen. Mirabeau, der jetzt auch den ſich mehrenden Trupp der Leute dicht hinter ihnen gewahrte, glaubte aber, daß es Feigheit beweiſen würde, wenn man durch eine plötzliche Flucht auszuweichen ſuchte.

In dieſem Augenblick begegnete ihnen ein Herr mit einer Dame, in welchen Mirabeau die Reiſegefährten erkannte, mit denen ſie auf demſelben Schiffe den Uebergang von Frankreich nach England gemacht hatten. Es war ein Irländer mit einer Pariſerin, welche letztere von ihrem Begleiter allem Anſchein nach entführt worden zu ſein ſchien, jedoch auf der Reiſe ſo viel Anmuth und Geiſt in ihrem Weſen gezeigt hatte, daß Mirabeau einiges Gefallen an ihrer Unterhaltung gefunden, und unterwegs ein ſehr lebhafter Verkehr zwiſchen ihnen entſtanden war.

Indem man ſich ſehr angelegentlich begrüßte und zu gegenſeitigen Erkundigungen auf der Straße ſtillſtand, ſchienen die wunderlichen Straßenfiguren, von denen ſich Mirabeau und Henriette begleitet geſehen, einen neuen und vergrößerten Anhalt für ihre Spottſucht gefunden zu haben. Die Pariſer Dame trug denſelben gewaltigen Federbuſch auf ihrem Kopf, welcher der herrſchenden Mode der franzöſiſchen Hauptſtadt entſprach, und war noch weit mehr, wie Henriette, in einer dem engliſchen Straßenpublikum auffälligen Toilette gekleidet.

Der Haufen, der ſich angeſammelt und einen Kreis um die von ihm erſehenen Opfer gebildet hatte, begann ſeine gefährliche Laune zuerſt durch ein anhaltendes Murmeln und Flüſtern, das abwechſelnd in ein ſchreiendes Lachen ausartete, kundzugeben. Dann trat ein Menſch von tollem und verwildertem Ausſehen, der eine große Trompete bei ſich hatte, aus dem Haufen hervor und ſtellte ſich mit einer taumelnden Gebärde dicht vor die beiden Damen hin, die ihn mit wahrem Entſetzen an ſich herankommen ſahen. Er machte aber dann ein ſehr drolliges Compliment vor ihnen, wodurch er ſich bereits den aufjauchzenden Beifall ſeiner Genoſſen erwarb.

Er ſchien ein bekannter Luſtigmacher aus einer der Volksſchenken zu ſein, die in den kleinen Nebengaſſen umherlagen, und man bezeichnete ihn von mehreren Seiten mit dem Namen des ehrenwerthen Lord

Trumpeter, welches ſein Spitznamen unter dem ihn umjubelnden Volke zu ſein ſchien. Sein Ruf als Komiker war auch ſichtlich ein ſo bedeutender, daß jetzt eine große Stille und Aufmerkſamkeit eintrat, um zu ſehen, was er beginnen würde.

Lord Trumpeter aber leitete die Rolle, die er ſich ausgedacht, zuerſt durch ein wahrhaft furchtbares Geſichterſchneiden ein, wobei er allerdings ſchon eine ſehr charakteriſtiſche Geſchicklichkeit zu entfalten ſuchte Er beabſichtigte nämlich durch ſeine Grimaſſen und Gebärden, die er den beiden Damen faſt ins Geſicht hinein machte, den grotesken Eindruck wiederzugeben, den ihre Toilette und namentlich ihr Kopfputz hervorbrachte Die Virtuoſität ſeines Mienenſpiels leiſtete darin da Bewundernswürdigſte und Lächerlichſte, denn ſeine Geſichtsmuskeln malten durch ihre bald luſtige bald widerwärtige Verzerrung ſo genau und charakteriſtiſch di auffallenden Koſtüme der Damen, daß denſelben durc dieſe Carikatur zugleich ihr Urtheil geſproche wurde.

Nachdem Lord Trumpeter zur allgemeinen Beluſtigung ein ſo ſatiriſches Mienenſpiel zum Beſte gegeben hatte, ſtieß er dann plötzlich in ſeine Trompete und ſchien in einem ſchmetternden Fanfare di gemachten Wahrnehmungen laut und fröhlich in die Straße hinausblaſen zu wollen. Indem er ſich dies mehrmals zu wiederholen erlaubte, ſteigerte er den Beifall der Menge faſt zu einer tobenden Luſt, die ſich immer zügelloſer zu erkennen gab.

Henriette hatte die klügſte Partie in dieſer Scene ergriffen, ſie begann nämlich von Herzen über die unverſchämten Tollheiten des Lord Trumpeter zu lachen, wobei ihr ihre eigene natürliche Heiterkeit und die unwillkürliche Erinnerung an ihre Kinderzeit in Amſterdam, wo Straßenſcenen dieſer Art an der Tagesordnung zu ſein pflegen, zu Hülfe kam.

Die Pariſerin dagegen konnte ihren Zorn, den ſie ſchon beim Beginn der Scene nur mit Mühe unterdrückte, nicht länger zurückhalten. Sie begann demſelben vielmehr als ächte Pariſerin mit der größten Entſchiedenheit und ohne alle Rückſicht auf die Gefahr, die ſie lief, Luſt zu machen, und ſchimpfte erſt, freilich in einem ſehr unvollkommenen Engliſch, das ſchwerlich allgemein verſtanden wurde, den Lord Trumpeter aus, wie ſie auch keinen Anſtand nahm, unter dem zornſprühenden Feuer ihrer großen ſchwarzen Augen der umſtehenden Menge die beleidigendſten, für das engliſche Nationalgefühl ſehr verletzenden Aeußerungen ins

Geſicht zu ſchleudern. Faſt ſchien es ihr auch gelungen, ihren irländiſchen Freund in dieſelbe ausbrechende Wuth zu verſetzen, denn auf ihre unwiderſtehlichen Winke hatte derſelbe bereits eine herausfordernde Boxer-Stellung eingenommen, während Graf Mirabeau, mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig und kaltblütig um ſich her ſchauend, einen unerſchütterlichen Gleichmuth behauptete, und nur mit einer gewiſſen Beſorgniß zu überlegen ſchien, wie der Ausweg aus dieſer unangenehmen Verwickelung zu finden ſein werde.

Der nationale Humor des ehrenwerthen Lord Trumpeter hatte aber noch keineswegs ſein Ende erreicht, denn nachdem er auf ſeiner Trompete ein vollſtändig ſatiriſches Stückchen abgeblaſen, hielt er mi dieſer Kunſtfertigkeit inne, und begann nun ein engliſches Volkslied zu ſingen, mit dem er ſich wiede vorzugsweiſe an die beiden Damen wandte. Die ſeh wenig geiſtreichen Strophen enthielten aber zugleich di ſchmutzigſten und zudringlichſten Anſpielungen, un riefen um ſo mehr den brüllenden Beifall der Meng hervor, als ſie nicht nur mit einer ungemein drollige und faſt treuherzigen Komik vorgetragen, ſondern au mit den ſeltſamſten Geſticulationen, die den Dame freilich auf die unverſchämteſte Weiſe nahe rückten, begleitet wurden.*)

Die ganze Scene begann aber bereits ein ſo großes Aufſehen zu erregen, daß Equipagen und Reiter auf der Mitte der Straße ſtillhielten, um den Vorgang zu beobachten. Einige, dem Anſchein nach vornehme Engländer ſtiegen von ihren Pferden ab, und miſchten ſich unter den Volkshaufen, indem ſie mit der Reitpeitſche hier und da einige Hiebe auf die Rücken der vorlauteſten Schreier, die ſich offenbar in einem trunkenen Zuſtande befanden, austheilten, und ſich dann beſonders an Mirabeau wandten, um ihren Rath, wie man ſich am beſten der Leute entledigen könne, zu ertheilen. Mirabeau aber verſtand unglücklicher Weiſe dieſe Rathſchläge nicht, und war bereits im Begriff, ſeine bisher behauptete Ruhe zu verlieren, indem er die Unverſchämtheiten des Lord Trumpeter, der ſich beſonders jetzt mit Frau von Nehra zu ſchaffen machte, nicht mehr anzuſehen vermochte. Er packte denſelben an der Bruſt, und ſchüttelte ihn mit einer einzigen Bewegung ſeiner ſtarken Hand ſo gewaltig, daß der Menſch entſetzt und mit einem lauten Schrei in ſeine Kniee ſank und die Beſinnung zu verlieren ſchien.

---

*) Mirabeau ſchildert dieſen Vorgang ſelbſt in den lettres à Chamfort p. 54.

Dies wäre ohne Zweifel das Signal zu einer gefährlichen Verwickelung der Scene geworden, wenn nicht in dieſem Augenblick eine hohe ſchlanke Männergeſtalt, welche ſich durch die jetzt in einem heftigen Tumult losbrechende Menge Bahn zu gewinnen verſtand, die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hätte. Der Fremde trug eine ſchwarze bürgerliche Kleidung, und Mirabeau, der einen großen Scharfblick für Perſönlichkeiten beſaß, hielt ihn beim erſten Anblick für einen der reformirten Geiſtlichen aus Genf, die ſich, nebſt andern politiſchen Flüchtlingen dieſer Republik, ſeit einiger Zeit in großer Anzahl in London befanden.

Es war dem neu Angekommenen, einem noch ziemlich jungen Manne, der ſogleich ein ſehr kräftiges und entſchiedenes Auftreten zeigte, gelungen, durch eine gewandte Anrede an den wüthend gewordenen Haufen denſelben ſofort zu beſchäftigen und für ſich einzunehmen. Es war ein ſehr geläufiges und ſogar gewiſſer Volksausdrücke mächtiges Engliſch, worin er, unter den ſchmeichelhafteſten Anſpielungen auf ein edles und hochherziges Brittenthum, ſeine Aufforderung ausſprach, auseinander zu gehen und ehrenwerthe Fremde, die ſich auf der ſchönen gaſtlichen Inſel Albions zum Beſuch befänden, unbehelligt ihrer Wege ziehen zu laſſen.

Sein Engliſch hatte zwar den fremdartigen Accent, der den Schweizer verrieth, aber er wußte ſich darin vollkommen verſtändlich und eindringlich zu machen, wozu ein gewaltiges, an den Prediger-Ton erinnerndes Organ und die impoſante Haltung ſeines ganzen Weſens nicht wenig beitrugen.

Als er ſah, daß er mit ſeiner ſchwungvollen, zugleich einen religiöſen Anſtrich nehmenden Rede ſchon einige Wirkung zu machen begann, vervollſtändigte er dieſelbe jetzt dadurch, daß er Geld auszutheilen begann und damit die ſchlimmſten unter den Rädelsführern auf andere Gedanken brachte. Lord Trumpeter ſelbſt, der ſich aus der löwenhaften Fauſt Mirabeau's wieder aufgerichtet hatte, fühlte zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen mehrere Sixpence-Stücke in ſeiner Hand, wie er ſie in derſelben ſeit längerer Zeit nicht auf einer Stelle gehalten hatte. Sodann ſah er ſich von dem Fremden mit einem tüchtigen Puff in den Rücken begnadigt, indem derſelbe ihn mit gebieteriſcher Stimme aufforderte, unverzüglich nach dem nächſten Halteplatz der öffentlichen

Fuhrwerke ſich zu begeben und für die fremden Herrſchaften, an denen er ſich ſo ſtark verſündigt habe, wenigſtens jetzt zwei Wagen herbeizuholen.

Nachdem Lord Trumpeter, ohne etwas zu erwiedern, ſich ſpornſtreichs auf den Weg gemacht hatte, glückte es, die übrigen Hauptperſonen des Tumults ebenfalls mit Hülfe einiger Geldſtücke von dem Platze fortzuſchicken. Darauf wandte ſich der Fremde mit der verbindlichſten Anrede an den Grafen Mirabeau, und erſuchte ihn, mit ſeiner Geſellſchaft einſtweilen in ein nahegelegenes Caféhaus einzutreten und dort die Ankunft der Wagen zu erwarten. Er bot ſich dorthin als Führer an, und Mirabeau nahm dies unter den lebhafteſten Bezeugungen ſeines Dankes an.

In dem Café mußte eine nicht unbeträchtliche Zeit gewartet werden, während welcher der Fremde, der es ſich nicht nehmen laſſen zu wollen ſchien, ſeine Schützlinge noch bis in den ſichern Wagen zu geleiten, ſeinen Eifer auch durch ſeine angelegentliche Unterhaltungskunſt bewies. Er erklärte ſich auch mit großer Offenheit über ſeine eigenen perſönlichen Verhältniſſe, und erzählte, daß er Duval heiße, in Genf bis vor anderthalb Jahren die Stelle eines Predigers bekleidet habe, und durch die Genfer Revolution des Jahres

1782, in welcher er auf Seiten der unterliegenden Volkspartei geſtanden, aus Heimath und Amt vertrieben worden ſei.

Mirabeau ſchien für die Perſon des Fremden ein Intereſſe zu faſſen, zögerte aber noch, ſich ſelbſt zu erkennen zu geben, wozu ihm Zeit und Ort nicht angemeſſen dünkten. Der ſcharfſichtige Fremde errieth dieſe Erwägung, und ſagte, derſelben zuvorkommend: Ich weiß, daß es Graf Mirabeau iſt, dem ich die Ehre habe, bei dieſer Gelegenheit bekannt zu werden. Ich habe ſo Vieles von Ihnen gehört, und im Kreiſe meiner politiſchen Freunde und Geſinnungsgenoſſen, die wir hier das bittere Brot der Verbannung eſſen, hat man ſich ſchon der Anweſenheit Mirabeau's in London herzlich gefreut. Wir Männer der Genfer Demokratie hegen den innigſten Wunſch, uns die Freundſchaft und Theilnahme des Grafen Mirabeau zu gewinnen. Vor einigen Tagen ſaßen wir in dem Café de Paris auf dem Haymarket, als Sie eintraten, Herr Graf, und uns von einem der Anweſenden genannt wurden. Man ſprach viel von Ihrer herrlichen Schrift über den Despotismus, die auch in allen Thälern unſerer Schweiz verbreitet iſt, und wir geſtanden uns, daß es von großem Nutzen für uns und unſere Sache ſein könnte, wenn wir eines Tages mit Ihnen in eine geheime Berathung eintreten könnten. Die Lage unſeres Vaterlandes und die Hoffnungen der Demokratie in Europa möchten wir gerade mit Mirabeau gern einmal überlegen. Und heut darf ich vielleicht dieſen Wunſch für begünſtigt anſehn, da der Zufall dieſe Begegnung herbeigeführt, und der humoriſtiſche Blödſinn dieſes engliſchen Pöbels mir die Gelegenheit verſchafft hat, mich Ihnen bemerklich zu machen.

Mirabeau drückte ihm mit Erkenntlichkeit die Hand, und überreichte ihm eine Karte, welche die Angabe ſeiner Wohnung enthielt, indem er ihn aufforderte, ihn zu einer beſtimmten Zeit zu beſuchen, und den Dank, den er ſich um ihn verdient, in jeder Weiſe in Anſpruch zu nehmen.

In dieſem Augenblick ſchien Lord Trumpeter draußen wieder zurückgekehrt zu ſein, was durch ein lautes Hurrahrufen der Menge, welche ſich auf der Straße noch immer nicht ganz verloren, verkündigt wurde. Duval eilte zuerſt hinaus, um nachzuſehen, ob die Wagen in Bereitſchaft wären, und kehrte nach einigen Minuten wieder mit der Nachricht zurück, daß der Narr, den er abgeſchickt, nur mit einem einzigen, für zwei Perſonen ausreichenden Fiaker wiedergekommen ſei, weil ſich angeblich kein anderes Fuhrwerk mehr auf dem Platze befunden habe.

Mirabeau, zu der Pariſer Dame ſich wendend, die in Folge des Schreckens und der Aufregung auf's Aeußerſte leidend ſchien, ſagte, daß kein Zweifel ſein könne, wer zuerſt und vorzugsweiſe des herbeigeholten Wagens ſich zu bedienen habe. Ich werde, bemerkte er, mit der Gräfin Nehra hier ſo lange zurückbleiben, bis ſich ein anderer Wagen für uns gefunden hat, was bei der Protektion, die uns unſer neuer Freund Duval gewährt, vielleicht nicht lange dauern kann.

Der ſich verſchlimmernde Zuſtand der Päriſerin erlaubte kaum noch eine Ablehnung dieſes Vorſchlags. Sie rang mit einer Ohnmacht, und Mirabeau vereinigte ſeine Bemühungen mit denen des Irländers, um die Dame, die nicht mehr zu gehen vermochte, in den Wagen tragen zu helfen.

Während Mirabeau ſich auf dieſe Weiſe behülflich zeigte, bemerkte er nicht, daß in demſelben Augenblick eine vornehme Equipage auf der Mitte der Straße ſtillgehalten hatte, und ein darin ſitzender Herr, der von den Umſtehenden mit beſonderer Ehrerbietigkeit begrüßt wurde, ſich durch ſeinen reichbetreßten und wohlgepuderten Livrébedienten nach allen Einzelheiten des Verfalls erkundigen ließ.

Bald darauf trat der Bediente jedoch zu Mirabeau, und erſuchte ihn im Auftrage ſeines Herrn, des erſten Lords der Schatzkammer, Miniſters William Pitt, von dem Wagen deſſelben Gebrauch zu machen, indem ihn Seine Herrlichkeit bitten laſſe, mit ſeiner Dame zu ihm einſteigen zu wollen.

Mirabeau blickte erſtaunt zu dem Wagen hinüber, aus welchem ihm der Miniſter einen freundlichen Gruß entgegen winkte. Seine Bekanntſchaft mit William Pitt ſchrieb ſich erſt ſeit dem geſtrigen Tage her, wo ihm Mirabeau ſeinen erſten Beſuch gemacht hatte, um demſelben ein Schreiben des Grafen d'Entraigues, welches er aus Paris mitgebracht, zu überreichen.

Mirabeau zögerte nicht, dies Anerbieten anzunehmen, und nachdem er eiligſt in das Caféhaus zurückgetreten, um Frau von Nehra abzuholen, begab er ſich mit derſelben zu dem Wagen des Miniſters, der es mit der im Privatleben ihm eigenen Liebenswürdigkeit nicht anders zuließ, als daß ſeine von ihm eingeladenen Gäſte die Ehrenplätze ihm gegenüber einnahmen.

William Pitt, der ſeit Kurzem an der Spitze des engliſchen Miniſteriums ſtand, obwohl er erſt in ſei nem fünfundzwanzigſten Jahre ſich befand, erſchien nur im Staatsamte und in den Geſchäften alt, überreif, und mit jener feierlichen und durchdringenden Kälte, die ſeine Gegner oft ſchon vor dem Kampf mit ihm niederwarf. Im Umgange trat oft alle Friſche und Lebhaftigkeit der Jugend an ihm hervor, und die feingeſchnittenen, die Fülle des Redetalents verrathenden Lippen umſpielte dann ein einnehmendes Lächeln, welches den ſtrengen und unerbittlichen Denkfalten, die auf ſeiner hohen Stirn thronten, gewiſſermaßen ſiegreich entgegenzutreten ſchien.

Mirabeau ſchien bezaubert, heut dieſe Wahrnehmung zu machen, während er bei dem geſtrigen Beſuch, auf den er eigentlich manche Hoffnung geſetzt hatte, nur dem kalten, jedes Wort abwägenden, mit mathematiſcher Genauigkeit ihn behandelnden Staatsmann begegnet war. Pitt bemühte ſich jetzt namentlich um Frau von Nehra mit einer gemüthlichen Angelegentlichkeit, und obwohl dieſe ihre liebenswürdige Heiterkeit und gute Laune keinen Augenblick verloren hatte, ſo glaubte er ſie doch wegen der unangenehmen Scene wiederholt tröſten und beruhigen zu müſſen.

Der Wagen hatte die Richtung nach Mirabeau's Wohnung eingeſchlagen, da der Miniſter darauf beſtand, ſeine Schützlinge nach Hauſe fahren zu wollen.

Es war nur der Pöbel, bemerkte William Pitt wiederholt, der dieſe Ungebührlichkeit gegen ehrenwerthe Fremde ſich zu Schulden kommen ließ. Das engliſche Volk dürfen Sie danach nicht beurtheilen, Herr Graf. Unſer Volk iſt gut, ehrlich, reſpectvoll, und trägt die ſtraffen Zügel, die ihm eine feſte parlamentariſche Regierung und ein großes nationales Königthum auferlegt, mit eben ſo viel Würde als Gehorſam. An muthwilligem Pöbel aber fehlt es Ihnen in Paris auch nicht, und die heutige Scene, die allerdings die Straßen von London verunehrt hat, würde doch auch in Ihrem Paris, behaupte ich, möglich geweſen ſein.

Der Pöbel iſt allerdings überall derſelbe, wie auch die Ariſtokratie überall dieſelbe iſt, entgegnete Mirabeau. Man könnte auch hieraus erſehen, daß dieſe beiden excluſiven Sphären der Geſellſchaft, Pöbel und Ariſtokratie, im Grunde ganz dieſelbe Stellung zur Nation einnehmen und in vielem Betracht Eines und daſſelbe ſind.

Pitt biß ſich bei dieſer Aeußerung mit einer heftigen Zuckung auf die Unterlippe, ließ aber ſchnell wieder den freundlichen und ſogar beſcheidenen Ausdruck der ihm bisher eigen geweſen, auf ſein Geſicht zurückkehren.

In unſerm Lande iſt die Ariſtokratie noch ſehr vom Pöbel verſchieden, entgegnete er mit einem ſcheinbar milden Lächeln, aber zugleich mit einem ſtechenden Seitenblick ſeiner großen, in einer wunderbaren Ruhe glänzenden Augen. In andern Nachbarländern mag die Ariſtokratie bereits an einer pöbelhaften Auflöſung von Staat und Nation arbeiten, wir kennen das hier glücklicher Weiſe nicht. Wir ſind hier noch altmodiſch, wir haben Geſetze, die für Alle ausreichen, und wir beſitzen Ariſtokratie ebenſo gut wie wir Königthum und Volk beſitzen.

Frankreich iſt nicht ſo gut daran, verſetzte Mirabeau, indem ſein lebhaft flammendes Antlitz ſich mit einem Zug ernſter Trauer bewölkte. In Frankreich iſt Alles im Begriff, Pöbel zu werden, wenn es uns nicht noch bei Zeiten gelingt, einen neuen geſunden Volkskörper aus dieſem allgemeinen Schmutz herauszuarbeiten. Das Volk wird dann wiederentdeckt werden, wie die Marmorſtatue eines alten Gottes, der in einer zuſammengeſtürzten Stadt verloren gegangen war. Aber ich möchte doch, ſelbſt auf die Gefahr eines Widerſpruchs mit Eurer Herrlichkeit, behaupten, daß der Pariſer Pöbel einen ſolchen bösartigen Auftritt gegen achtbare Fremde niemals herbeigeführt haben würde. Unſer Pöbel iſt zu leichtblütig und zu kindiſch, aber auch zu ſehr Weltmann, um ſich zum Begriff des Nationalhaſſes verſteigen zu können. Aber heut haben wir an uns den Nationalhaß des engliſchen Pöbels gegen die Franzoſen erlebt. Ich hatte es nicht geglaubt, Lord Schatzkanzler, daß man das Vermächtniß Ihres erhabenen Vaters, des Grafen Chatham, welcher der größte Haſſer Frankreichs war, ſchon auf den Straßen London's ausgeführt ſehen würde.

Dieſer Haß war kein Vermächtniß, ſondern ein Staatsprincip, entgegnete William Pitt mit würdevoller Ruhe. Es gehörte in das politiſche Syſtem meines Vaters, und daſſelbe war ganz darauf begründet, daß Frankreich der natürliche Gegenſatz von England ſei, und daß England, um groß und mächtig zu werden, in ſeiner eigenſten Natur ſich abſchließen und zuſammen faſſen müſſe. Ja, und wenn es dabei auf den Preis angekommen wäre, Frankreich zu unterdrücken, um England zu der ihm gebührenden Höhe zu erheben, ſo würde Graf Chatham keinen Augenblick angeſtanden haben, dieſen folgerichtigen Weg ſeines Syſtems mit ehernen Schritten zu wandeln. Aber ſonſt war er nicht Barbar genug, um einer ſo hochgebildeten und fein beſaiteten Nation, wie der franzöſiſchen, in jedem ihrer Individuen die ſchuldige Anerkennung zu verſagen. Und auch ich werde mich ſtets glücklich ſchätzen, der Freund Frankreichs und der Franzoſen zu ſein, denn davor will ich England ſchon ſicher ſtellen, daß es nicht durch einen unvorſichtigen Bund mit Euch in den Abgrund hinabgezogen werde. Aber ebenſo wenig werden wir ſo abgeſchloſſen ſein, um nicht von Euren Vorzügen zu lernen und uns von Eurer Größe erheben zu laſſen!

Mirabeau verbeugte ſich mit einem ehrerbietigen Ausdruck, der jedoch zugleich an den Tag zu legen ſchien, wie viel er bei dieſer Aeußerung des engliſchen Miniſters der Diplomatie zuſchreiben zu müſſen glaube. Dann ſagte er bedeutſam: Ich bin ſelbſt kein ſo großer Freund Frankreichs, daß ich allen ſeinen Fehlern und Entartungen blind hingegeben ſein ſollte. Aber ich liebe es auch wieder ſo ſehr und ſo rückſichtslos, daß ich es gern mit Neſſeln und Ruthen peitſchen ſehen würde, wenn ich es dadurch an Seele, Leib und Gliedern wieder geſund und lebenskräftig machen könnte. Sollte eine Demüthigung Frankreichs durch England zu dieſem Ziel hinführen können, ſo würde ich jeder darauf gerichteten Politik gern meine Dienſte und Kräfte, meinen Kopf und meine Hände anbieten. Ich weiß ſehr wohl, daß Euer großer Vater, Graf Chatham, der nicht nur einen politiſchen, ſondern auch einen phyſiſchen Haß gegen Frankreich empfand, und der ein elektriſches Zucken in allen Gliedern bekam, wenn er nur den Namen Franzoſe ausſprechen hörte, ſeine Politik auf die Alternative zwiſchen Frankreich und England in Europa begründet hatte. Es ſchien mir immer, als hätte er es für ein Naturgeſetz angeſehen, daß, wenn England groß und mächtig ſein ſollte, Frankreich zu Boden geſchlagen und vernichtet werden müßte Wir nähern uns aber jetzt einer neuen Epoche de Völker, wo alle Staaten, die frei, ehrlich und lebenskräftig ſind, auf gleicher Stufe und in inniger Verbrüderung neben einander werden beſtehen können Wir werden aber Frankreich ſelbſt mit Gewalt einzwingen müſſen, frei und glücklich zu ſein, und we ihm dieſe Gewalt anthut, auf welche Weiſe es auc ſei, wird ſein Wohlthäter werden. Ja, Eure Herrlichkeit, England hat eine ſchönere Miſſion an Frankreic auszuüben, als es zu haſſen. Wir wollen Frankreic angreifen und bekämpfen, bis auf's Aeußerſte, un das freie und ſtarke England bietet dazu den günſtigſte

Punkt dar, von dem aus es geſchehen könnte. Aber der Kampf gegen Frankreich ſoll ein principielles Ziel haben, er ſoll das franzöſiſche Königthum zur Beſinnung bringen helfen, und es in die Nothwendigkeit treiben, zur Abwendung äußerer Gefahren ſich auf die Freigebung der innern Volkskraft, ja auf die Freiheit ſelbſt, zu ſtützen. In dieſem Gedanken bin ich, wie ich ſchon geſtern Eurer Herrlichkeit anzudeuten wagte, nach London gekommen, und wäre glücklich, wenn das Miniſterium Pitt es mit ſeiner Politik vereinbar fände, die Dienſte Mirabeau's zu gebrauchen. —

Ein feines Lächeln ſchwebte in dieſem Augenblick um Pitt's Lippen, und der Miniſter, vor ſich niederblickend, ſchien ſich in einem ironiſchen Schweigen zu wiegen, das aber zugleich den Ausdruck einer gewiſſen freundſeligen Verbindlichkeit anzunehmen wußte. Sein ſcharfgezeichnetes Geſicht, das leicht einen harten und abſtoßenden Charakter haben konnte, war jetzt von einer geiſtigen Anmuth überflogen, die ſeiner kalten Ueberlegenheit, mit der er die Aeußerungen Mirabeau's angehört, eine Beimiſchung von Milde und Rückſicht gab.

Der Wagen war eben an St. James Palaſt vorübergekommen, und Pitt blickte noch mit ſpähenden

Augen, als wolle er dort etwas erforſchen, zu den Fenſtern des königlichen Reſidenzſchloſſes empor. Dann ſagte er, ſich wieder zu Mirabeau wendend, der in der größten Spannung ſeinem Wort entgegenharrte, mit einem raſchen Fluge der Stimme:

Die Politik des Miniſteriums Pitt, mein theurer Herr Graf, wird ſich immer gern der bedeutenden Geiſter zu ihrem Werkzeug bedienen, aber ſeine Richtung wird doch nach allen Seiten hin eine conſervative ſein und bleiben müſſen. Wir werden in England die Sache der Throne vertheidigen, wie es auch kommen mag. Das Volk iſt doch immer nur ein problematiſcher Begriff, oder ein Phantom, über deſſen Exiſtenz die verſchiedenartigſten Vorſtellungen ſchweben. Man ſucht das Volk immer da, wo man es nicht findet, und man findet es, wo man es nicht ſucht. Wie ſchrecklich wäre es, auf einen ſo ſchillernden und ſchwankenden Begriff, der uns nirgend ſtichhaltig in der Hand bleibt, die Politik eines Staates zu bauen! Obwohl England in ſeinem Schooße die Volksfreiheiten ſchützt und vertritt, ſo hat es doch ein Intereſſe daran, daß in Frankreich keine Volkspolitik aufkomme, denn das würde einen Schwindel geben, der ganz Europa zu Boden reißt! Wir wollen aber hier ganz gemächlich und ruhig weiterleben, wir ſind einmal keine Idealiſten, Herr Graf, wir ſind Engländer, und die Freiheit ſoll unſerer Nation nicht bloß die Köpfe, ſondern auch die Taſchen füllen. Wir müſſen durchaus reich werden, das iſt unſere Beſtimmung, und davon hängt alles Uebrige bei uns ab. Dieſe ächte und ausſchließliche Grundlage unſerer Politik müſſen wir hier feſthalten, wenn überhaupt Etwas aus uns werden ſoll. Der Geiſt iſt es nicht allein, der die Blüthe der Nationen ausmacht. Der Reichthum iſt die andere und ſolidere Seite der Volkskraft. Die Politik Pitt wird dem Reichthum auf dieſer grünen Inſel Altäre bauen, und unſer Kampf mit den übrigen Völkern ſoll dann fortan nur ein Wettkampf ſein! —

Mirabeau, der ſich abgewieſen fühlte, ſchwieg einen Augenblick und ſchien zu überlegen, ob er ſeinem Unmuth freien Lauf laſſen ſolle. Dann ſagte er raſch: Euere Herrlichkeit werden mir ſchon vergeben müſſen, daß ich ein Enthuſiaſt für die Freiheit der engliſchen Verfaſſung bin, und von derſelben gern eine heilende Kraft auch auf die Leiden Frankreichs übergehen ſehen möchte! Ich bin neidiſch auf jeden Engländer, denn er iſt ohne Zweifel das freieſte Individumm, das es gegenwärtig auf der Erde giebt. Und dieſe Verfaſſung Eures Landes, das Meiſterſtück unter allen bisher bekannten Conſtitutionen, muß ſie nicht eine wunderbare Lebenskraft in ſich tragen, wenn man ſieht, wie ein Volk, welches von Hauſe aus keineswegs das begabteſte und edelſte iſt, ſich allein durch ſeine Verfaſſung zu dem erſten Rang unter den Nationen erhoben hat? Das engliſche Volk taugt an ſich nicht viel, denn es iſt dumm, unwiſſend, abergläubiſch, verſeſſen auf Vorurtheile und Launen, unzuverläſſig im Handel und Wandel, und ſeinen materiellen Begierden mehr als das franzöſiſche Volk unterworfen. Und ein ſo verderbtes Volk ſieht ſich vor ſeiner eigenen Verderbniß geſchützt und bewahrt, bloß weil man es würdig befunden hat, bürgerliche Freiheit zu genießen, und weil man ihm ein Vaterland gegeben hat, das wie ein klares und ſicheres Firmament über ſeinem Leben ausgeſpannt liegt. Und was würde noch aus England werden, wenn die ſchönen Grundſätze ſeiner Verfaſſung auch auf die Verwaltung ausgedehnt würden, und wenn die Uebel und Schäden, die bei Euch Engländern noch in Euerer verrotteten Adminiſtration ſtecken, einſt auch von dem belebenden Freiheitshauch Euerer Staatsverfaſſung durchdrungen und hinweggeweht werden könnten?*) Welch ein Bollwerk aber die engliſche Verfaſſung gegen alle Zufälligkeiten und Schwächen der regierenden Perſonen iſt, kann uns die heutige Situation Englands mehr als je beweiſen. Die Verfaſſung iſt die Geſundheit Englands, und wenn auch ſein Oberhaupt an Geiſt und Körper krank dahin ſiechen ſollte. Man erzählt von Euerem König Georg III., daß ſein Geiſt ſich oft in Finſterniß zu verhüllen beginne, und daß vielleicht die Nacht des Wahnſinns einmal ganz den Thron Englands bedecken könne? Aber was würde das dem Lande, dem Volke, dem Wohlbefinden Aller ſchaden? Euere Verfaſſung lebt und arbeitet durch ſich ſelbſt auf das Beſte, ſie iſt klar und vernünftig, wenn auch auf dem Thron Alles dunkel und verſtandlos ſein ſollte, und ſie iſt und bleibt die ſegenſpendende Macht, wenn auch an der Spitze des Staats die Ohnmacht ſelbſt regierte. Dies iſt ein glücklicher Zuſtand, und wenn Georg III., wie Fama hinterbringt, beim Zeitungsleſen ſtets ſeine Aufmerkſamkeit verliert und einſchläft, ſo iſt dies die wahre Staatsidylle und charakteriſirt Euer politiſches Paradies. Wohl dem Volke, deſſen König beim Zeitungsleſen ruhig einſchläft, und dem es gleichgültig ſein kann, ob ſein Monarch den Welthändeln gegenüber ſchläft oder wacht! —

---

*) Lettres à Chamfort p. 69. und in der Schrift Mirabeau's über die lettres de cachet, wie auch in den Considérations sur l'ordre de Cincinnatus.

Das Geſicht des engliſchen Miniſters hatte ſich bei dieſen Worten Mirabeau's ſichtlich verfinſtert. Ein gewiſſer unangenehmer Ausdruck, der in Pitt's Antlitz und Haltung oft typiſch hervortrat, kündigte ſich zuckend an, verſchwand aber ſogleich wieder hinter einer diplomatiſchen Wendung, die den Unwillen über die eben gehörten Aeußerungen verſchleierte.

Seine Majeſtät der König Georg III. befindet ſich wohl, ſagte Pitt darauf in einem ernſten und nachdrücklichen Ton. Seit langer Zeit iſt der Geſundheitszuſtand Seiner Majeſtät nicht ſo erfreulich geweſen, und Gott Lob, wir dürfen den edelſten und herrlichſten Monarchen nun wohl für alle Zeit von dem Dämon der Krankheit erlöſt halten. Das Gegentheil würde ein unwiederbringliches Unglück für Englan ſein. Denn ohne die lebendige und ganz perſönlich Mitwirkung des Königs für das Wohl Englands, ohn ſeine Kraft und Kunſt zu regieren, würde der Natio der eigentliche Stifter ihres Glückes fehlen. Ei ſolche durch ſich ſelbſt arbeitende Maſchine, die ſcho durch das Gehen ihres Räderwerks allein Wohlſtand und Freiheit verbreite, iſt die engliſche Verfaſſung nicht. Dies hat Euch Franzoſen Euer Montesquieu aufgeſchwatzt, der in der engliſchen Verfaſſung ein Univerſalmittel ſah, gewiſſermaßen ein Allerweltspflaſter, das nur auf jedes beliebige Volk aufgeklebt zu werden brauche, um es alle Blaſen des politiſchen Glücks ziehen zu laſſen. Nein, Graf Mirabeau, die engliſche Verfaſſung iſt keine politiſche Arbeitsmaſchine, ſie ſoll und darf es nicht ſein, und wenn der lebendige Athemzug eines weiſen Königs nicht in ihren Rädern fühlbar iſt, wird ſie nicht nützen und nicht arbeiten. Hütet Euch in Frankreich vor der Sucht, Univerſalmittel für die politiſche Freiheit finden zu wollen. Euer Montesquieu hat ſchon einen ganzen philoſophiſchen Schweif von Menſchheitsrettern hinter ſich hergezogen, die bei Euch alle darüber brüten, wie politiſche Freiheit und ſociales Glück in einem Schema aufgefangen und feſtgehalten werden könnten. Es ſollte mir um Euch leid thun, wenn auch Ihr Euere ſchönen Kräfte dazu verwenden wolltet, das Faß der Danaiden auszuſchöpfen. In der Politik handelt es ſich um lebendige Perſonen, nicht um Syſteme. Wie ſollte ich wohl mit den mich hier umgebenden Parteien fertig werden, wenn ich in denſelben etwas Anderes ſehen wollte, als Perſonen, die menſchlich fühlen und handeln, und denen darum auch menſchlich beizukommen ſein muß. Selbſt meine gefährlichſten Oppoſitionsmänner, wie Fox, Burke und Andere, die im Parlament gegen mich antoben, gebe ich noch niemals verloren, und ſuche den Punkt herbeizuführen, auf dem ſie ſich einſt zum Wohl des Ganzen mit mir vereinigen könnten. Es gilt, heutzutage den Bau von neuem zu verfeſtigen, und gleichviel, wo man die Bauſteine dazu hernimmt.

Auch Fox, der die India-Bill eingebracht hat, und der große demokratiſche Burke, der im amerikaniſchen Kriege das Volksprincip geltend zu machen gewagt? fragte Mirabeau kopfſchüttelnd.

Pitt ſchien ſich aber auf Einzelheiten dieſer Art nicht mehr einlaſſen zu wollen. Er wandte ſich, die Frage Mirabeau's überhörend, an Frau von Nehra, indem er ſie um Entſchuldigung bat, daß die Unterhaltung im Wagen unerwartet und ganz ungehörig einen ſo ſtreng politiſchen Verlauf genommen habe. Dann deutete er mit der Hand auf ein großes Mode-Magazin hin, an dem ſie eben vorüberfuhren, und an deſſen Schaufenſtern eine Reihe der zierlichſten Damen-Hüte aushing.

Würden Sie mir wohl erlauben, Ihnen dort einen neuen Hut nach engliſcher Mode auszuſuchen? fragte er lächelnd, und machte ſchon Miene, den Wagen ſtillhalten zu laſſen. Es ſchiene mir wohl paſſend, daß der Premierminiſter Englands die Genugthuung für den Frevel gebe, durch welchen Eine der liebenswürdigſten Fremden auf den Straßen Londons erſchreckt und beleidigt worden. Dies wäre zugleich für mich ſelbſt die reizendſte Genugthuung von der Welt, denn ich könnte dann vor Ihnen beweiſen, daß ich nicht bloß der langweilige und ſteif geharniſchte Politiker bin, ſondern mich auch ein wenig auf die Künſte des Geſchmacks verſtehe. Da aber der große franzöſiſche Hut der Frau Gräfin gewiß am meiſten dazu beigetragen hat, unſer dummes, abergläubiges, unwiſſendes und verderbtes Volk, wie Graf Mirabeau das engliſche bezeichnet, zu verblüffen und aufzureizen, ſo vergönnen Sie, daß William Pitt einen kleinen engliſchen Hut, wie er jetzt hier die ſchönſten Häupter ziert, an die Stelle ſetzen darf. Es iſt doch einmal nicht anders, daß jedes Land ſeine eigene Kappe hat, der man nicht nur Rückſicht und Schonung, ſondern auch, ſo lange man im Lande ſelbſt verweilt, ſogar Nachahmung ſchuldig iſt.

Henriette ſah betroffen vor ſich nieder, und ließ dann aus den langen Wimpern einen ſchnellen, fragenden Blick zu Mirabeau hinüberfliegen, der ſeinerſeits noch mit den letzten vieldeutigen Aeußerungen Pitt's beſchäftigt ſchien.

Nachdem ſie einen zuſtimmenden Wink von ihm empfangen, verbeugte ſie ſich mit ihrer lieblichen Unbefangenheit gegen den Miniſter, und erklärte, wie ſie mit vielem Dank ſein Anerbieten annehmen werde.

Der Wagen hielt ſtill, und William Pitt, der plötzlich bemüht war ſich als leichten Cavalier zu gebärden, reichte der Frau von Nehra ſeinen Arm, indem er ſie dann mit aller Verbindlichkeit in das Magazin geleitete.

Das Ausſuchen des Hutes, worin Pitt einen ziemlich ſichern Takt bewies, war in einigen Minuten vollbracht, und Henriette erfreute ſich mit ſichtlichem Wohlgefallen des ungemein zierlichen und modiſch eleganten Exemplars, welches ſie an der Stelle ihres großen Pariſer Hutes eintauſchte und ihrem Kopfe anpaſſend fand.

Mirabeau, mit welchem der Miniſter anſcheinend zu ſprechen vermied, hatte ſich inzwiſchen, ohne daß es der Miniſter gewahr wurde, beeilt, am Comtoir die Rechnung für den ausgeſuchten und von Pitt noch prüfend in Augenſchein genommenen Hut ſogleich zu berichtigen. Als Frau von Nehra jetzt ihre Zufriedenheit mit dem neuen Modeſtück ſchließlich zu erkennen gab, ſah ſich der Miniſter in ſeiner Anordnung, wonach die Rechnung in ſein Hôtel geſchickt werden ſollte, auf eine ihn unangenehm berührende Weiſe gekreuzt. Mit einiger Verſtimmung in ſeinem Geſicht lud er ein, den Rückweg zum Wagen anzutreten.

Mirabeau bat jedoch um die Erlaubniß, jetzt eines der nahebei haltenden öffentlichen Fuhrwerke beſteigen zu dürfen, weil ſeine Wohnung, wenn auch nicht mehr entfernt, doch zu ſehr in einer dem Miniſter-Hôtel entgegengeſetzten Richtung abliege, um nicht einen Mißbrauch der ihm bewieſenen Güte befürchten zu müſſen.

Pitt warf ihm einen kalten forſchenden Blick zu, und willigte dann mit einer leichten Verneigung ein. Man trennte ſich in einer zuletzt ſehr bemerklich gewordenen gegenſeitigen Mißſtimmung. —

In ſeine Wohnung zurückgekehrt, warf ſich Mirabeau mit ausbrechendem Unmuth auf den Sopha, und erging ſich plötzlich in heftigen Klagen und Verwünſchungen über ſein Mißgeſchick, das ihn überall verfolge.

Henriette war zu ihm herangetreten, und legte ihre Hand wie begütigend auf ſeine heiße, gedankenvolle Stirn. Warum biſt Du ſo unzufrieden, mein Freund? fragte ſie mit ihrer ſanften, zärtlichen Stimme.

Ich ärgere mich über mich ſelbſt, erwiederte er ſeufzend. Der Zufall führt mir die allergünſtigſte Situation herbei, in der ich mit dem erſten Staatsmann Englands in die vertraulichſte Unterhaltung gerathe. Und ſtatt dieſe Situation zu meinem Vortheil zu benutzen, wie ich gekonnt und gemußt hätte, verläßt mich jeder diplomatiſche Takt, und ich falle bei ihm gewiſſermaßen mit der Thür ins Haus. Leidenſchaftlich und unbeſonnen hat man mich von jeher genannt, aber daß ich als Tölpel der Wahrheit figuriren würde, da wo es auf nichts Anderes ankam, als klug, verſteckt und berechnet zu ſein, das kann ich mir nicht vergeben. Ich habe mich mit William Pitt unterhalten, wie ich zu Hauſe mit Chamfort oder Condorcet geſchwatzt hätte. Das war meiner vielleicht würdig, aber es war entſetzlich dumm für Jemand, der ſich eingebildet hatte, in London vielleicht eine Art von diplomatiſcher Verwendung finden zu können oder von dem Miniſterium Pitt zu heimlichen Aufträgen gebraucht zu werden. Ich hatte nicht gedacht, daß mir meine natürliche Offenheit einen ſolchen Streich ſpielen könnte. Statt dieſem Pitt zu ſagen, wie ich denke und was ich will, hätte ich eine Komödien-Scene mit ihm aufführen müſſen, in der ich mit einem Gemiſch von Treuherzigkeit und Perfidie mir den Anſtrich gegeben, als ob ich ſeine geheimſten Gedanken errathen und alle meine Kräfte nur zu einer melodienreichen Variation ſeines Thema's beſtimmt hätte. Statt deſſen blaſe ich mein eigenes Lied auf meinem eigenen Inſtrument ihm gerade vor der Naſe ab, und als er dies nicht vertragen kann, klopfe ich ihm faſt noch mit meinem Inſtrument auf die Finger. Nun, jetzt werde ich wirklich noch chineſiſche Grammatiken und geographiſche Handbücher ſchreiben können, wenn wir nicht hier in London im Elend verkommen wollen!

Du darfſt Dich nicht ſo ärgern, Mirabeau, verſetzte Henriette, ihn mit ihrer liebkoſenden Hand ſtreichelnd. Du biſt ſo viel, wie dieſer engliſche Miniſter, und ich habe es gern, wenn die Männer unter einander ſich tapfer über ihre Anſichten ſtreiten. Will er Dir keine Aufträge geben, ſo werden wir ſchon ohne ihn fertig werden, denn wir ſind nicht auf den Kopf gefallen, und eine große, große Zukunft gehört Dir, Mirabeau! Heut laß uns nur heiter und luſtig ſein, denn mir iſt wieder ſo recht von Herzen fröhlich zu Muthe. Ich bin wieder geſund geworden. Der Spaziergang mit Dir hat Wunder an mir verrichtet, und alle meine Kräfte fühle ich wie neu belebt. Und heiſa, habe ich denn nicht einen wundervollen neuen engliſchen Hut bei dem heutigen Abenteuer davongetragen, einen Hut, ſo zart und leicht, daß ihn Titania, die Elfenkönigin, tragen könnte, und den Seine Herrlichkeit der Miniſter William Pitt mir ausgeſucht, mein Schatz aber redlich bezahlt hat. Ja, Mirabeau, willſt Du Deinen alten Luſtigmacher wieder an mir haben? —

Sie rannte bei dieſen Worten von ihm hinweg, und rief gebieteriſch Miß Sarah herbei, die zuerſt mit einigem Unwillen von dem Sopha heruntergeſprungen kam, und den Sitz an den Füßen ihres Herrn verließ. Henriette aber holte jetzt den alten Pariſer Hut herbei, den ſie wieder mitgebracht hatte, und ſetzte denſelben dem Hunde in aller Form auf den Kopf, indem ſie ihm zugleich die Bänder an Hals und Pfoten befeſtigte und daran herunterflattern ließ.

Während ſich das Thier nun ängſtlich und ſchwerfällig in dieſem Kopfputz umherbewegte und ſich damit in einen Winkel des Zimmers zurückzog, ſtellte ſich Henriette, die ihr Ausſehn plötzlich durch die abſcheuſlichſte und lächerlichſte Mimik verändert hatte, jetzt dicht vor den Hund hin, und begann die wunderbarſten Capriolen zu ſchneiden. Es war erſichtlich, daß ſie den Lord Trumpeter nachmachen wollte, der durch den Schreckenseindruck des gewaltig großen franzöſiſchen Hutes ſich zu einem Attentat gegen eine ſchöne Pariſerin hinreißen läßt. Sie wußte nicht nur die Geſtalt und Haltung mit der größten Virtuoſität nachzuäffen, ſondern ſie ſtieß auch, nachdem ſie ſich gegen Miß Sarah mit denſelben zudringlichen Witzworten und Handbewegungen vergangen, von Zeit zu Zeit denſelben ſchmetternden Trompetenlaut durch ihre Finger aus. Dann ſang ſie mit einer krähenden und näſelnden Stimme, die genau an Lord Trumpeter erinnerte, und unter Begleitung ihrer allerliebſten Capriolen das engliſche Volkslied ab, von dem ſie in der That einige Worte und Wendungen behalten hatte.

Mirabeau konnte dieſem poſſirlichen Eindruck nicht widerſtehen, und belohnte ſeine Freundin mit einem herzlichen Gelächter, mit dem er ſeine ſchwermüthige Stimmung unterbrechen mußte. Freudig ſprang ſie nun zu ihm hin, um ihm ihren Dank dafür durch einen langen Kuß auszudrücken. —

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin.

Inhaltsverzeichniß.

Erſtes Buch.

Die Freunde in Auteuil.

Seite
I. Das Landhaus der Madame Helvétius . . 3
II. Der Hund des Mirabeau und die Katze der Madame Helvétius 58
III. Henriette van Haren 111
IV. Mirabeau und Henriette 137
V. Das geheimnißvolle Kind 150

Zweites Buch.

Die Hochzeit des Figaro.

I. Frau von Nehra 183
II. Die Hochzeit des Figaro 220
III. Ein Spaziergang durch London . , . . . 263

Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Drittes Buch.

Genf und Paris.

I.

Die Genfer Flüchtlinge in London.

Mirabeau ſaß in ſeinem Arbeitszimmer und ſchien an ſeinem Schreibtiſch anhaltend beſchäftigt, aber wer ihn näher betrachtete, konnte bemerken, wie ſeine Augen beſtändig von dem Papier wieder hinwegflogen, und bald zum Fenſter hinaus zu dem düſtern, nebelbehangenen Himmel Londons emporſchweiften, bald mit einem traurigen Ausdruck auf ſeine Freundin Henriette ſich hefteten, die ihm gegenüber am Fenſter mit einer Handarbeit beſchäftigt ſaß.

Es iſt mir unmöglich, meine Gedanken heut zuſammen zu halten, rief er jetzt heftig aus, indem er aufſprang und ſich an Henriettens Seite ſtellte, die ebenfalls mit ihrer Arbeit innehielt und ihn forſchend betrachtete.

Dieſer Nebel draußen iſt gar zu abſcheulich, ſagte ſie, indem ſie ſeine Hand ergriff und einen Augenblick ihren ſchönen Kopf wie in einem Anfall von Müdigkeit daran lehnte. Ich begreiſe nicht, wie man in einem Lande leben kann, wo ſolche Nebel den Tag zur Nacht verkehren, ſo daß man im Innerſten ſchaudert, und alle Geſpenſtermärchen der Kindheit vor ſeinen Augen verwirklicht zu ſehen glaubt. Hu, wie ſich das dort mit gleißneriſchem Neigen und Blinken auf und nieder ſchiebt und über die Häuſer und Dächer hinweg eine immer dichtere und dunklere Hülle webt. Sieh dieſe frazzenhafte Nebelgeſtalt, die jetzt dicht an unſerm Fenſter vorübergaukelt, und ſcheint ſie nicht eben die Hände über den Kopf zuſammenzuſchlagen? Mirabeau, das gilt uns, und dieſe Frazze lacht uns höhniſch aus, daß wir noch immer hier in London ſitzen, und unſere Zeit und unſer Geld hier nutzlos verlieren.

Die Nebelfrazze hat Recht, entgegnete Mirabeau düſter und mißmuthig. Wir haben nun bereits viele Monate in London wie Narren verſeſſen. Wenn ich Stiefelwichsfabrikant wäre, ſo würde ich hier wahrſcheinlich ſchon weiter gekommen ſein, wie mit meinen literariſchen Arbeiten, mit denen ich die Londoner Buchhändler vergeblich anzapfe. Ich häufe Entwürfe auf Entwürfe, greife mit meinen Vorarbeiten zu großen literariſchen Unternehmungen nach allen Weltgegenden umher, und begegne dann nur den armſeligen Mienen dieſer Schächer, die mich mit einem Achſelzucken abfertigen. Und bei dieſen vergeblichen Bemühungen iſt auch ſchon wieder unſer ganzes Geld zum Schornſtein hinausgeflogen. Wir ſchränken uns ſchon ſeit mehreren Wochen auf das Allererbärmlichſte ein, kaum das Nothwendigſte haben wir uns anſchaffen können, und wenn nicht heut noch für uns Mannah vom Himmel regnet, werden wir morgen nicht mehr frühſtücken und zu Mittag eſſen können. Und damit der Zufall mich vollends verhöhnt, ſitze ich in dieſer Miſère und arbeite eine Predigt über die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele aus.

Eine Predigt? fragte Henriette verwundert und brach in ein herzliches Gelächter aus, welches die Thränen, die eben ihren Augen entſtürzen wollten, wieder verwiſchte. Willſt Du Prediger werden, Mirabeau, und kann man denn das hier in London ſo ohne Weiteres werden?

Sie ſprang raſch an ſeinen Schreibtiſch, an dem er zuvor geſeſſen, und nahm die auf demſelben liegenden, noch friſch beſchriebenen Blätter, ihren Inhalt raſch und eifrig mit den Augen überfliegend.

Wirklich, das iſt eine Predigt über die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele! rief Henriette, indem ſie vor Verwunderung die Blätter wieder aus ihren Händen gleiten ließ. Ihr Geſicht war ernſt und nachdenklich geworden, und ſie warf ihm einen halb ſcheuen halb ehrerbietigen Seitenblick zu, der durch ſeine unwiderſtehliche Komik Mirabeau's Gelächter erregte und ihn plötzlich wieder in den vollſtändigen Beſitz ſeiner guten Laune zu bringen ſchien.

Es iſt bloß eine Gefälligkeit von mir, die mich zum Prediger macht, aber auch nur mit dieſem ſchriftlichen Concept, erwiederte er, die Blätter in die Hand nehmend und mit einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit betrachtend. Jener Duval, der uns damals bei unſerm Straßen-Abenteuer in Regent-Street ſo wichtige Dienſte leiſtete und uns eigentlich aus den Händen des engliſchen Pöbels befreite, hat mich um eine Gegengefälligkeit in Anſpruch genommen, die ich ihm nicht abſchlagen konnte. Du weißt, daß er zu den Genfer Flüchtlingen gehört, welche durch die Revolution des Jahres 1782 aus ihrer Heimath vertrieben wurden, und hier in London gaſtliche Aufnahme und ſogar den auffallendſten Schutz der engliſchen Regierung gefunden haben. Es hat ihn indeſſen hier das ſpießbürgerlichſte Leiden der Menſchheit, nämlich das Heimweh, ereilt, und ſo iſt er in Unterhandlungen über ſeine Rückkehr nach Genf eingetreten, die ihm auch in Ausſicht geſtellt worden iſt. Die gnädigen Ariſtokraten, die jetzt in der Genfer Republik herrſchen, wollen ihn ſogar von neuem in ein geiſtliches Amt zulaſſen, aber unter der, wie mich dünkt, demüthigenden Bedingung, daß er ſich mit neuen Probe-Arbeiten darum bewerbe. Dazu gehört denn auch eine Predigt über die Unſterblichkeit der Seele, womit man ihm auf den Glaubenszahn fühlen will, denn es wäre ja möglich, daß ein Revolutionnair, der für die Erhebung des Volkes zur Herrſchaft gekämpft hat, dabei auch mit den Glaubens-Artikeln der Kirche in ein ſtarkes Handgemenge gerathen wäre. Nun hat er ſich an mich gewandt, ihm eine ſolche Predigt im ſchönſten und eleganteſten Franzöſiſch auszuarbeiten, denn der gute Menſch hatte längſt Abſichten auf meinen Stil, von dem er manches nicht Unvortheilhafte gehört haben will, und ich vermuthe, daß er uns auch nur darum ſo energiſch aus den Händen Lord Trumpeters erret- tet hat, weil er ſich dafür meine oratoriſchen Gefälligkeiten einzutauſchen gedachte. Nun hoffe ich ihn in der That gut durch das Examen zu bringen, denn es hat mir Vergnügen gemacht, mich einmal in die Rolle eines Predigers zu verſetzen, und Dinge, über die man leider ſehr in Ungewißheit iſt, mit einer pomphaften Freigebigkeit zu behaupten und damit um ſich zu werfen. Ich werde Dir meine Predigt heut Abend beim Thee vorleſen.*)

Und Du glaubſt ſelbſt nicht an die Unſterblichkeit der Seele, Mirabeau? fragte Henriette leiſe, indem ſie ihm mit ihren zärtlichen forſchenden Blicken lange in die Augen ſah.

Warte nur bis zur Theeſtunde, mein Kind, entgegnete Mirabeau lächelnd, und Du wirſt aus meiner Predigt erſehn, daß ich den Himmel der Zukunft mit vollen Händen an jede Seele vertheile. Wer davon Gebrauch machen will und ein Bedürfniß hat, unſterblich zu ſein, wird eine vollſtändige Rüſtkammer von Beweisgründen in meiner Predigt finden. Die Unſterblichkeit iſt allerdings eine Erbſchaft, zu der Jeder berechtigt wäre, der ſich als Seele und Geiſt legitimiren kann. Aber nicht alle Erbſchaften werden wirklich ausgezahlt, und man weiß nicht, was bei einem ſolchen Erbſchaftsproceß, wie der Tod iſt, verloren gehen und verflüchtigt werden kann. Vor allen Dingen iſt Niemand da, der uns in dieſem Punct etwas Beſtimmtes verſprochen hätte. Kann ich doch nicht einmal die Rente einziehn, die mir mein Herr Vater, der Marquis von Mirabeau, nicht bloß verſprochen, ſondern auch durch eine rechtsgültige Uebereinkunft aus meinem Familien-Vermögen zugeſtanden hat. Er verrechnet die Rente auf meine Schulden, die er früher für mich bezahlt habe, und ich proceſſire deshalb mit ihm. Wie, wenn es uns einſt mit unſerer Unſterblichkeits-Rente ſo erginge? Wenn man nachrechnete, daß wir von der urſprünglichen Mitgift unſerer Seele ſchon in dieſen Erbärmlichkeiten der Erde ſo viel abgenutzt und vergeudet hätten, daß nichts mehr an uns auszuzahlen übrig geblieben iſt! Ich habe jetzt doch noch wenigſtens einen Advokaten gegen meinen Vater annehmen können. Den berühmten Advokaten Target habe ich mit der Wahrnehmung meiner Angelegenheiten in Paris beauftragt. Das iſt allerdings eine Hoffnung, wenn auch eine ſchwache. Aber welchen Advokaten ſoll ich annehmen, wenn einſt der Vater der Welten, wie man ein gewiſſes Etwas ſehr pfiffig genannt hat, der ankommenden Seele das Contobuch der Unſterblichkeit vor der Naſe zuklappt, und ihr erklärt, daß für ein Weiterleben nichts mehr zu hoffen ſei?

---

*) Vgl. Montigny Mémoires de Mirabeau„ IV. 174.

Henriette hatte ſich ängſtlich an ſeine Seite geſchmiegt, und warf ihm flehende und begütigende Blicke zu, mit denen ſie immer wie ein frommes Kind zu ihm ſprach, wenn er ſich von ſeiner wilden und ſpöttiſchen Laune hinreißen zu laſſen im Begriff ſtand. Dann lächelte ſie ihn lange an, und fragte, ob er nicht wieder ein gutes Herz und ein braver Mann ſein wolle?

Du haſt Recht, wenn Du mich heut ausſchiltſt, ſagte er nach einer Pauſe mit einer milden und traurigen Stimme. Der Londoner Nebel draußen, und die Predigt, an der ich heut den ganzen Morgen als gutmüthiger dummer Teufel gearbeitet, haben mich in die jämmerlichſte Stimmung von der Welt verſetzt. Es wird allmählig zu einem vollſtändigen Fluch an mir, daß ich Alles, was ich denke und beurtheile, auf das Verhältniß zu meinem Vater zurückführen muß. Dies Verhältniß hat ſchon alle meine Anſchauungen vergiftet, es demoraliſirt jeden Nerv und jede Faſer an mir. Ich muß auch damit zu Ende kommen, es geſchehe wie es wolle. Target ſchrieb mir geſtern aus Paris, daß er wenig Ausſichten habe, meinen Prozeß gegen den Marquis von Mirabeau zu gewinnen. Ich würde jetzt nach Paris zurückgehen, um einen letzten Schritt zu wagen und durch eine perſönliche Unterredung mit meinem Vater noch eine Einwirkung auf ihn zu verſuchen. Ich fürchte die Wuth nicht, die ihn von Neuem gegen mich eingenommen haben ſoll. Aber ich bin im Unklaren über die despotiſche Macht, welche ihm unſere Geſetze noch immer über mich beilegen dürften. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit ſteht, und ob die Tyrannei der väterlichen Gewalt erloſchen iſt oder noch fortdauert, nach welcher er mich früher in jeden Kerker ſtecken und meinen Aufenthaltsort mir willkürlich ſetzen durfte. Kann er dies noch immer nach jener früheren Ordre des Königs, ſo würde ich mich hüten, dem von Neuem Gereizten wieder in den Weg zu treten. Im andern Falle würde ich den Kampf mit ihm nun perſönlich aufnehmen. Auch möchte ich wiſſen, was meine Buſenfreunde, die Herren Gläubiger, in Paris von mir denken, um danach über die Rathſamkeit meiner Rückkehr beſchließen zu können. —

Henriette war in einer lebhaften Erregung aufgeſprungen, und ſchien über einen Entſchluß, den ſie faſſen wollte, nachzudenken. Mit geſenkten Augen ſtand ſie eine Zeitlang vor ihm da, und ihr Buſen arbeitete in einer tiefen, heftig auf und ab athmenden Bewegung. Dann ſagte ſie mit einem freudig ſtrahlenden Geſicht: Schicke mich nach Paris, Mirabeau! Ich werde Dir Alles auskundſchaften und beſorgen, und Du ſollſt ſehen, daß Du keinen gewandteren und zuverläſſigeren Agenten finden kannſt, als Deine Yet-Lie. Du bleibſt unterdeſſen ruhig in London, und warteſt meine Briefe und meine Rückkehr ab. Du glaubſt nicht, wie rührig und unternehmend ich bin, wenn es darauf ankommen wird, für Dich irgend etwas auszuführen und ſelbſt einige Gefahren um Dich zu beſtehen. Oh, ich werde zu den Miniſtern nach Verſailles gehn, und ſie mit flammender Beredſamkeit zu bitten und zu überzeugen ſuchen, daß jene alten abſcheulichen Ordonnanzen des Königs, welche Dich zur Verfügung Deines Vaters ſtellten, nicht mehr in Kraft ſein können. Dann werde ich zu den Kaufleuten gehn, denen Du noch Geld ſchuldig biſt, und werde mit ihnen einen Vergleich zu ſchließen ſuchen, daß Dir die böſen Menſchen noch eine Zeitlang Ruhe laſſen, bis Du Dich mit Deinen Verhältniſſen neu eingerichtet haben wirſt. Und alsdann werde ich mich zu den Buchhändlern von Paris begeben, um mit ihnen von Deinen literariſchen Plänen zu ſprechen und Dir einen recht reichen Unternehmer für das Journal zu gewinnen, das Du unter dem Titel le Conservateur gern unternehmen möchteſt.*) Mein Freund, ich werde mich in Paris nicht eher ſchlafen legen, als bis ich Etwas für Dich erreicht habe. Du kannſt Dich ſicher auf mich verlaſſen.

Mirabeau betrachtete ſie mit freudigem Erſtaunen und drückte ſie ungeſtüm und leidenſchaftlich an ſich. Deine Idee iſt ganz vortrefflich, rief er aus, und ich glaube in der That, daß Du uns durch einen ſolchen Streifzug nach Paris bedeutend nützen könnteſt. Mehr als ich es ſelbſt im Stande bin, der ich durch meine Heftigkeit immer Alles wieder verderbe, würdeſt Du, Henriette, durch die Dazwiſchenkunft Deiner engelgleichen Perſönlichkeit dort meine Verhältniſſe ausgleichen, ebenen und in eine neue beſſere Bahn führen helfen. Ja, es liegt etwas Magiſches und Rührendes zugleich in Deiner Perſönlichkeit, dem Niemand widerſtehen kann, ſobald Du ihn anredeſt, und was kann ich Wirkſameres nach Paris ſenden, als Deine Schönheit, Deine Anmuth und Grazie, Deinen unſchuldvollen, reinen, lächelnden Mund, der, wenn er ſich zum Reden für mich öffnet, ſelbſt nicht bei den Barbaren einer abſchlägigen Antwort begegnen könnte!

---

*) Peuchet Mémoires sur Mirabeau et son époque II. 305.

Henriette umſchlang mit lautem Jauchzen ſeinen Hals und ſprang dann wieder von ihm fort, indem ſie nun in ſichtlicher Aufregung im Zimmer auf- und niederging, und, wie es ſchien, bereits mit den Gedanken an das Einpacken beſchäftigt, ihre umherliegenden Sachen zu muſtern begann.

Und doch wird es nicht gehen, ſetzte Mirabeau nach einer Pauſe hinzu, indem ſeine Mienen einen betrübten Ausdruck zeigten. Nein, nein, es ſind da Gefahren und Verwickelungen möglich, denen ich Dich nicht ausſetzen kann und darf. Du biſt ſelbſt noch nicht ſicher in Paris, man wird den ehemaligen Kloſterflüchtling in Dir erkennen, und Dich wieder unter die Botmäßigkeit Deiner erzürnten Priorin, die Dich bei der Polizei reclamirt hat, zurückführen wollen. Dann iſt es vollends um mich geſchehn, wenn ich auch noch Dich verlieren müßte.

Wer wird ſo kleinmüthig und furchtſam ſein, Mirabeau, erwiederte ſie, indem die ihr eigenthümliche Entſchloſſenheit in ihrem Geſicht aufleuchtete, und ihrem ganzen Weſen einen erhöhten Ausdruck gab. Man ſoll und wird mich nicht wiedererkennen, dafür laß mich nur ſorgen. Bin ich nicht eine vollſtändige Engländerin geworden und führe einen Paß als engliſche Bonne, der in rechtsgültiger Form für mich ausgeſtellt iſt? Und außer mit meinem engliſchen Paß, komme ich mit einem noch weit ächteren engliſchen Hut wieder in Paris an, in dem man mich für eine Anglaiſe von unbeſtreitbarer Originalität anſehen wird. Was willſt Du, ich ſtreite es Jedem mit einer furchtbaren Keckheit ab, daß ich die ehemalige Henriette van Haren bin. Und bin ich es denn noch? Bin ich nicht durch Deine Liebe in eine ganz andere Perſon verwandelt worden, in eine Perſon, die kaum noch irgend eine Aehnlichkeit mit Dem hat, was ſie früher war, und die, während ſie ſich ſonſt vor einer Katze fürchten konnte, die ihr in den dunklen Gängen des Kloſtergartens begegnete, jetzt den Muth in ſich fühlt, ſich mit aller Welt für Dich herumzuſchlagen, und nicht bloß nach Paris, ſondern ſelbſt bis in die Lande der Menſchenfreſſer als Dein Bote und Agent auszuziehen.

Mirabeau ſchien noch unſchlüſſig, wie er ſich dabei verhalten ſolle, aber Henriette fügte jetzt ſo inſtändige Bitten hinzu, und verband mit denſelben ſo dringliche und einleuchtende Vorſtellungen, daß Mirabeau ſich ſchließlich damit einverſtanden erklären mußte. Er begann nun ſelbſt die Ausführung des Planes zu überlegen und ihr ſeine eigenen Wünſche und Anſichten mitzutheilen. Zugleich ſchien es ihn zu beruhigen, daß ſich Chamfort noch in Paris befand, von dem er unter allen Umſtänden Schutz und Beiſtand für Henriette erwarten durfte.

Die Abreiſe wurde bereits auf den morgenden Tag feſtgeſetzt, obwohl Mirabeau ſich vorgenommen hatte, eine gedrängte Denkſchrift über den Stand ſeiner Angelegenheit auszuarbeiten, welche Henriette perſönlich in die Hände des Miniſters Baron von Breteuil übergeben ſollte. Bei der außerordentlichen Geſchwindigkeit, mit der er zu arbeiten pflegte, hoffte er jedoch in einer einzigen Nacht dieſe Schrift vollenden zu können. Er begann ſich daher nun auf das Ernſtlichſte mit den Vorbereitungen zu Henriettens Abreiſe zu beſchäftigen.

In dieſem Augenblick aber ſchien ein Umſtand bei ihm ſehr ſchwer ins Gewicht zu fallen, den er bis dahin noch gar nicht der Berückſichtigung für werth gefunden hatte. Dieſer Umſtand betraf die

Reiſekoſten, und als Henriette, die alles Andere ſehr anſtändig überlegt, aber an das Geld bisher noch gar nicht gedacht hatte, dieſen Punkt nun ebenfalls mit einer leiſen Hindeutung erwähnte, ſchrak Mirabeau auf das Heftigſte zuſammen und ſchlug ſich mit einem wahrhaft entſetzten Ausdruck vor die Stirn.

Geld? Geld? rief er aus, indem er mit ſtürmiſchen Schritten im Zimmer auf und nieder ging. Wo oll das Geld zu Deiner Reiſe gefunden werden? Es iſt kein rother Sous mehr vorhanden, und ich weiß diesmal nicht, wo der Stab des Moſes herkommen ſoll, damit in dieſer Einöde meiner Kaſſe neue Quellen ſprudeln. Wahrhaftig, gute Gräfin Jet-Lie, es iſt kein Reiſegeld für Dich vorhanden, was iſt da zu thun?

Kein Reiſegeld? wiederholte Henriette, beſchämt vor ſich niederblickend. Und wir haben wohl gar keinen Credit mehr, um uns neues Geld zu verſchaffen?

Mir fällt etwas ein, entgegnete Mirabeau nach einigem Beſinnen. Was meinſt Du, ob wir uns an Elliot wenden? Du weißt, daß ich auf dem freundſchaftlichſten Fuß mit ihm ſtehe, denn wir waren ja einſt Mitſchüler und Leidensgefährten in der Penſion des Abbé Chocquart. Auch hat er mir hier in London die Fortdauer ſeiner brüderlichen Neigung ſchon zum Oefteren bewährt. Geh auf der Stelle zu ihm und ſage ihm, daß ich mich in einer peinigenden Verlegenheit befände. Er würde mich ſehr verbinden, wenn er mir hundert Guineen durch Dich ſchicken wollte. Die Sache wäre dringend, und Sir Gilbert Elliot wäre der einzige Rettungsanker meiner gänzlich ſchiffbrüchigen Kaſſe. Willſt Du?

Ein flüchtiges Erröthen hatte ſich bei Nennung dieſes Namens auf Henriettens Wangen gezeigt. Sie zögerte, zu antworten, und ſchien ſich in einiger Verlegenheit zu befinden.

Du kannſt getroſt zu ihm gehen, fuhr Mirabeau fort, denn er lebt in der Mitte ſeiner höchſt liebenswürdigen Familie, die zu den angeſehenſten und vornehmſten Londons gehört. Ich möchte am liebſten Dich damit bemühen, denn ich habe ja keinen zuverläſſigen Menſchen, dem ich eine ſolche Sendung anvertrauen könnte. Unſere Dienſtleute grollen mit mir, weil ich ihnen ſeit längerer Zeit den Lohn ſchuldig geblieben, und ſie überhaupt jetzt eine ſehr knappe Prüfungszeit bei mir beſtehen müſſen. So geh' alſo ſelbſt, mein Schatz. Sir Gilbert Elliot iſt ja der liebenswürdigſte Cavalier, der außerdem ungemein viel von Dir hält, und dazu gehört er zu denjenigen Engländern, die in Geldſachen einen wahrhaft königlichen Anſtand beobachten, und es ſich als eine Ehre anrechnen, wie es auch wirklich der Fall iſt, daß ſie einem Freunde mit einer Lumperei von einigen hundert Guineen dienen können.

Wenn Du meinſt, daß ich zu ihm gehen kann, ſo werde ich gehen, ſagte Henriette nach einer Pauſe. Dein Wille wird immer die einzige Richtſchnur meines Handelns ſein.

Sie eilte jetzt, Hut und Shawl anzulegen, und reichte ihm dann, wie immer, den Mund zum Abſchied.

Du wirſt einen Fiaker nehmen, ſagte er, indem er ſie küßte. Der Nebel draußen webt ſo fürchterliche Schleier, daß ich beſorgt bin, Du möchteſt Dich nicht zu Belgrave-Square, wo unſer Freund wohnt, hinfinden können. Ueberhaupt kannſt Du einen ſolchen Weg nicht zu Fuße zurücklegen.

Und dennoch wird Gräfin Yet-Lie zu Fuße dahinwandern, durch alle Nebel und alle Gefahren hindurch, ſagte Henriette mit einem fröhlichen Gelächter. Denn die Börſe des Grafen Mirabeau gehört einmal nicht zu denjenigen Börſen, die einen wahrhaft königlichen Anſtand entwickeln, und auf deren bodenloſem Grunde man noch die Lumperei von einigen Shillings zur

Beſtreitung eines öffentlichen Fuhrwerks herausfiſchen könnte.

Damit ſprang ſie, einen zierlichen Knix machend, aus dem Zimmer und ließ Mirabeau allein zurück, der jetzt unruhig und gedankenvoll in der Stube auf und ab zu gehen begann. Dann ſetzte er ſich wieder vor ſeinem Schreibtiſch nieder, und fing an, das Mémoire über das Verhältniß zu ſeinem Vater, welches er durch Henriette in die Hände des Miniſters Breteuil in Paris bringen wollte, zu entwerfen. Die Predigt über die Unſterblichkeit der Seele wurde einſtweilen in den Tiſchkaſten zurückgelegt.

Als er ſich eben recht in den Zug gekommen fühlte, und die Feder kaum raſch genug ſeinem Gedankengange folgen konnte, klopfte es ſtark an der Thür, die ſich auf ſein ziemlich unwillig betontes Herein ſofort öffnete.

Der Eintretende war ein Mann von mittleren Jahren, den eine kühne und verwegene Phyſiognomie charakteriſirte und der, klein aber energiſch von Geſtalt und Ausſehn, in ſeinem ganzen Weſen etwas Abenteuerliches und Unternehmendes zur Schau trug. Auch in ſeiner Kleidung hatte er ſich einen etwas phantaſtiſchen Anſtrich zu geben gewußt, und der graue Hut, den er noch beim Eintreten auf dem Kopf hatte und erſt in der Mitte des Zimmers langſam abnahm, hatte ſowohl durch ſeine runde breitkrämpige Form wie durch das flammend rothe Band, mit dem er eingefaßt war, etwas höchſt Auffälliges.

Ah, willkommen Etienne Clavière! rief Mirabeau, indem er von ſeinem Schreibtiſch aufſprang und den Angekommenen herzlich umarmte. Sie kommen doch nicht, um Abſchied von mir zu nehmen? Man ſagt, daß Ihr Genfer, obwohl man Euch hier in England wahrhaft auf Roſen gebettet hat, doch nicht recht zufrieden ſeid mit der großbrittaniſchen Generoſität, und daran denkt, das Aſyl zu wechſeln und anderswo hinzugehn?

Mehrere von uns wollen abreiſen, entgegnete der Fremde mit einem Ausdruck von Mißmuth. Siordet, Janot und Andere wollen nach Neufchâtel gehn und dort ihr Heil mit einem Magiſtrat verſuchen, der, wie ich meine, revolutionnairen Flüchtlingen ſchwerlich Schutz gewähren wird. Grenus, Ringler und viele Andere wollen ſich nach Conſtanz unter die Botmäßigkeit des guten abſoluten Kaiſers von Deutſchland und Oeſterreich zurückziehn. Eine große Anzahl von uns denkt ſich nach Brüſſel zu begeben. Sie ſehen, Graf Mirabeau, die flüchtigen Demokraten von Genf haben keine Ruhe mehr auf dem Boden Englands. Aber ich werde in London bleiben.

Sie haben Recht, erwiederte Mirabeau lebhaft, und Ihre Landsleute begehen einen großen politiſchen Fehler, daß ſie ſich wieder trennen und nach allen Weltgegenden hin auseinander ſtieben wollen. Es kam gerade darauf an, zuſammen zu bleiben und hier in London einen feſten revolutionnairen Körper zu bilden, der, wenn auch in ſeinem Beginnen klein, doch allmählig alle Freiheitselemente von Europa anziehen und zum Ausgangspunct aller Erhebungen gegen die Tyrannei, namentlich aber gegen den inneren und äußeren Despotismus Frankreichs, werden möchte!

Dieſe Hoffnung habe ich darum noch keineswegs aufgegeben, entgegnete Clavière mit einer feierlichen Gebärde und einem unheimlichen Aufleuchten ſeiner blitzenden Augen. Ich, Duroveray und d'Yvernois bleiben in London und werden hier ein eigenes revolutionnaires Comité bilden, das ſich aber bald durch andere gleichgeſinnte Genfer, die wir in dieſen Tagen aus der Schweiz erwarten, verſtärken wird. Es ſind namentlich Dumont, Chauvet, Marat und Melly, welche zu uns ſtoßen werden, um die revolutionnaire

Organiſation, die zunächſt auf Euer Frankreich abzielen ſoll, vollenden zu helfen. Ich bin gekommen, um Euch dies anzukündigen, und mit Euch, dem glänzendſten Geiſt Frankreichs, der den Beruf hat, ſeinem Vaterlande die Freiheit zu erwerben, darüber von Neuem in eine Berathung einzutreten.

Er ließ ſich bei dieſen Worten auf dem Sopha nieder und ſchien die Erwiederung Mirabeau's abzuwarten, indem er ſpielend das rothe Band um ſeinen Hut mit dem Finger glättete.

Ich werde Euch nicht fehlen, wo ich helfen kann, entgegnete Mirabeau, vor ihm ſtehen bleibend, aber zuerſt ſagt mir, warum ſo viele Eurer Landsleute London verlaſſen wollen, wo ſie eine ſo gaſtliche und bevorzugte Aufnahme nicht nur bei dem Publikum, ſondern auch bei der Regierung ſelbſt gefunden haben? Die Genfer Demokraten, welche der Parteienkampf des Jahres 1782 aus ihrem Vaterlande vertrieben, ſind bis jetzt die eigentlichen Favoriten des engliſchen Gouvernements geweſen, das, wie jetzt alle Welt weiß, dem Aufſtande ſelbſt damals heimlichen Vorſchub leiſtete und Unterſtützung jeder Art verſprach. Ihr habt es mir damals ſelbſt angedeutet und gewiſſermaßen zugeſtanden, Clavière, als ich in jenem Jahre bei

Euch in Genf auf Eurem Comtoir erſchien, und Ihr ein ſchnelles freundſchaftliches Vertrauen zu mir faßtet. Ihr waret damals der reiche Banquier Etienne Clavière, und ich hatte einen Wechſel in Eurem Comtoir zu präſentiren, mit dem mich ein Schweizer Buchhändler, an welchen ich damals ein Manuſcript verkauft, beglückt hatte. Ihr ließet den Wechſel ſogleich bezahlen, obwohl er nicht ganz in Ordnung ſchien, und wir geriethen in ein vertrautes politiſches Geſpräch, durch das wir uns als Geſinnungsgenoſſen erkannten und verbanden. Ein anderes Mal erfuhr ich ſchon von Euch, daß es auf den Ausbruch eines Kampfes abgeſehen ſei, um den ariſtokratiſchen Körper, der damals Euere ſchöne Republik zerfleiſchte, abzuwerfen und an ſeiner Stelle eine ächte Herrſchaft der Vertreter des Volkes zu begründen. Ihr führtet mich im Kreiſe der Patrioten von Genf ein, die nachher den revolutionnairen Kampf leiteten, an deſſen Spitze Ihr ſelbſt mit Duroveray und d'Yvernois ſtandet. Ich lernte damals ſchon einen Theil der Männer kennen, die ich hier in London als Verbannte wiederfand, und mit denen wir auch die Zukunft Frankreichs, die für den Beſtand Euerer Republik wie für die Freiheit von ganz Europa das wichtigſte Element iſt, beriethen. Und warum trennen ſich dieſe Männer jetzt von Euch und unſerer Sache? Sind ſie im Princip abtrünnig geworden, und werden ſie nicht jetzt unſere Pläne verrathen und gefährden?

Nein, entgegnete Clavière, ſie ſcheiden nicht als Abtrünnige von uns, ſondern ihre Unzufriedenheit mit der engliſchen Regierung treibt ſie aus London fort. Es iſt aber Kurzſichtigkeit, eine Poſition ſo ſchnell aufzugeben, von der man nicht ſogleich die perſönlichen Vortheile für ſich einernten kann. Wahr iſt es, wir Flüchtlinge treiben uns nun ſchon ſeit Jahr und Tag hier umher, und können die gebratenen Tauben nicht einfangen, welche uns das engliſche Miniſterium und das Cabinet Georgs III. ſchon in Genf vor die Naſe gehalten hat. Man hat uns Ausgewanderten und der ganzen revolutionnairen Partei von Genf verſprochen, daß wir uns eine neue Stadt Genf in Irland begründen ſollten, um dort unſere ganze Manufactur und allen heimiſchen Verkehr und Kunſtfleiß anzuſiedeln, und eine Freiſtatt für unſere politiſchen und religiöſen Grundſätze zu finden. Aber der Bau dieſes neuen Genfs, das uns als ein Zion der Völkerfreiheit in Ausſicht geſtellt worden, will ſich noch immer hinzögern, und wir würden gern als Karrenſchieber dienen, um die Steine zur neuen Grundlegung aufzuführen, wenn man uns nur erſt einen Grund und Boden für die neue Colonie angewieſen hätte. Aber das neue Genf ſchwebt noch immer wie ein engliſches Nebelbild in den Lüften, und das hat Viele von uns kopfſcheu und mißmuthig gemacht, und ſie glauben an der Aufrichtigkeit Englands verzweifeln zu müſſen.

Das iſt falſch, rief Mirabeau lebhaft, denn wenn England Geldmittel für eine Sache anweiſt, ſo iſt es ihm auch Ernſt damit, und hat es nicht einen Unterſtützungsfonds von funfzigtauſend Pfund Sterling für Euch zuſammengebracht, die lediglich zum Beſten der erſten tauſend Emigranten aus Genf und für die erſten Häuſer-Anlagen der neuen Colonie verwendet werden ſollen? Ihr ſelbſt, Clavière, ſeid ja mit Lord Grenville an die Spitze der Verwaltung dieſes Fonds geſtellt, womit man Euer Banquier-Talent ebenſo ſehr wie Euern politiſchen Charakter geehrt hat. Ich ſollte meinen, darin hättet Ihr doch etwas ſehr Gewiſſes in Händen, um die Projecte, mit denen Euch die engliſche Regierung gelockt, feſthalten zu können?*)

---

*) Vgl. Soulavie Mémoires historiques et politiques V. 284. wo die „Acte du Gouvernement d'Angleterre, qui accorde

Dieſer Fonds iſt allerdings vorhanden, verſetzte Clavière, und ich verbleibe auch in dem Comité, welches zur Verwaltung deſſelben niedergeſetzt worden. Aber dieſer Fonds wird erſt zur Verwendung kommen, wenn über den Aufbau des neuen Genf in Irland etwas Näheres beſtimmt worden iſt. Inzwiſchen fängt man an, Abzweigungen von dieſem Gelde zu andern Zwecken zu machen, was namentlich durch den Einfluß des engliſchen Staatsminiſters William Pitt geſchehen iſt. Die engliſchen Mitglieder des Verwaltungs-Comités, die überhaupt unſere Mehrzahl bilden, haben ſich die Vorſchläge Pitt's ſofort angeeignet, und wir Genfer haben uns ein beſonderes Vergnügen daraus gemacht, denſelben zuzuſtimmen. Der erſte Lord der Schatzkammer wünſcht nämlich, daß die Zinſen jenes Geldes einſtweilen dazu gebraucht werden, Prämien für ausgezeichnete Männer auszuſetzen, welche durch ihre Feder und ihren Einfluß ſowohl in der Preſſe wie im Leben darauf hinwirken können, England als den wahren Hort der politiſchen Freiheit allen Völkern hinzuſtellen und den Haß gegen Frankreich, als den

---

cinquante mille livres sterling de secours aux six commissaires des bannis de Genève et au parti revolutionnaire de cette république" (vom 4. April 1783) vollſtändig mitgetheilt iſt.

aller Unfreiheit und Tyrannei Vorſchub leiſtenden Staat, zu ſchüren. Der Miniſter hat dem Comité durch Lord Grenville eine Namens-Liſte zugehen laſſen, an deren Spitze ſich Euer Namen, Graf Mirabeau, mit einer beſonders ehrenvollen Erwähnung befand.

Iſt es möglich? rief Mirabeau in einer freudigen Aufregung. Daran erkenne ich meinen Fuchs William Pitt. Neulich hatte ich bei einem zufälligen und höchſt abenteuerlichen Zuſammentreffen eine Unterredung mit ihm, worin er mich eigentlich mit allen meinen Andeutungen, wie von hier aus jetzt auf die Zeit gewirkt werden müſſe, etwas ſchnöde ablaufen ließ. Nichts deſtoweniger aber iſt er ganz meiner Meinung geweſen, und während er mich ſcheinbar abweiſt, um ſich nicht durch mich zu compromittiren, ſteckt er ſich hinter das Genfer Comité, um meine Vorſchläge auf dieſem Wege wieder aufzunehmen, und über meine ihm dargebotenen Kräfte indirect zu verfügen. Und was hat Euer Comité darauf beſchloſſen?

Es hat mich abgeſandt, verſetzte Clavière mit emphatiſcher Feierlichkeit, und das iſt der eigentliche Zweck meines heutigen Erſcheinens bei Euch, um Euch in dieſem Portefeuille eine Banknote von hundert Pfund Sterling zu überreichen, mit der achtungsvollen Bitte, darin den Dank des Genfer Comités für Euere Verdienſte um die politiſche Freiheit und zugleich die Aufforderung anzunehmen, daß Ihr fortfahren möchtet, die Sache Genf's, der Ihr ſchon früher Euer herrliches Talent gewidmet, zu einer Sache der europäiſchen Freiheit zu machen!

Ich glaube Alles, was von Euch kommt, in dem dargebotenen Sinne annehmen zu müſſen, ſagte Mirabeau, indem er das ihm überreichte Portefeuille nicht ohne ſichtliche Genugthuung empfing, es aber dann plötzlich mit dem größten Anſchein von Gleichgültigkeit auf ſeinen Schreibtiſch warf.

Ihr ſeid immer der Protektor der Republik Genf geweſen, fuhr Clavière fort, und wie Ihr damals, als die unterdrückeriſche Ariſtokratie Genfs nur noch durch die herbeigezogenen Truppen Frankreichs von ihrem Verderben gerettet werden konnte, mit Euerer Feder für uns eintratet und an den franzöſiſchen Miniſter Vergennes eine Mémoire richtetet, worin Ihr mit Eueren feurigen Worten die Abberufung der franzöſiſchen Bajonnette als eine Ehrenſache Frankreichs und des franzöſiſchen Namens entwickeltet:*) ſo wirket auch in Zukunft für Genf, und zwar jetzt für das Genf, an dem einſt die ganze europäiſche Freiheit ſich entzünden wird, und das zunächſt den Punct abgeben ſoll, von dem aus die Revolution in den Schooß des verhaßten Frankreichs getragen werden kann!

---

*) Mitgetheilt bei Montigny Mémoires de Mirabeau IV. 114—139.

Ja, ich liebe Euer Genf, rief Mirabeau enthuſiaſtiſch, und ich werde ſtolz darauf ſein, Euerer Sache zu dienen, die zugleich die meinige und die aller wahren franzöſiſchen Patrioten iſt! Euer Genf liebe ich, und die braven, aufgeklärten, kunſtfleißigen Genfer, die durch eine Betriebſamkeit ohne Gleichen die Cultur der kleinen Republik zur höchſten Blüthe gefördert! Euere Uhren, die durch ganz Europa geführt werden und den Sieg Euerer preiswürdigen Induſtrie überall verbreiten, ſollen allen Völkern nicht umſonſt die rechte Zeit verkündigen. Die Genfer Uhren, die ſchon in allen Ländern Europa's ſchlagen, werden zugleich anſagen, daß die rechte Zeit, die kommen muß, die Zeit der Freiheit ſein wird! Schon unſer großer Voltaire ſchwärmte für Euere Uhren-Induſtrie und ertheilte derſelben in ſeinem Ferney die Weihe des freien Geiſtes. Und ſeid Ihr nicht einer der erſten modernen Staaten geweſen, die, ſchon ſeit dem elften Jahrhundert, darin vorangegangen, Adel, Fürſt und Prieſter aus ihrem Schooß zu vertreiben und die Freiheit in der Begründung der Volksherrſchaft zu erſtreben? Freilich habt Ihr ſeitdem Euer Leben nur in Umwälzungen und Erſchütterungen zugebracht. Eine Revolution nach der andern habt Ihr gemacht, ihr tapferen Genfer. Dieſes ganze Jahrhundert war ein fortwährender Kampf bei Euch zwiſchen Adel und Volk, zwiſchen Demokratie und Feudalismus, und dies Beiſpiel ging von Eurem herrlichen See aus erwecklich durch alle europäiſchen Länder. Die politiſchen Schriften und Flugblätter, die aus dieſen Euren Kämpfen von Genf her aufflogen, wetteiferten mit den Werken unſeres Montesquieu, unſeres Mably, unſeres Voltaire, um in Frankreich und Europa den Nationalgeiſt zu bearbeiten, dem Genius des Volkes einen neuen Schwung zu geben, die alten monarchiſchen Sitten zu untergraben, und die Demokratie über den Horizont der Völker heraufzuführen. Ja, von Genf aus hat der revolutionnaire Hahn zuerſt durch Europa gekräht, nnd wie lange kann es noch dauern, ſo wird in Frankreich Alles, was krähen und ſich bewegen kann, darauf antworten, und die ganze Welt wird erwachen und ſich furchtbar rühren. Genf wird Frankreich auf die Beine bringen, glaubt es mir! Daſſelbe Frankreich, das in Euerer letzten Revolution die Ketten Genf's geſchmiedet, das bei Euch die Volkspartei mit ſeinen Bajonnetten niedergeſchlagen und die Häupter derſelben in die Verbannung getrieben hat, daſſelbe Frankreich wird Euch ſeine Erhebung zu verdanken haben, und Ihr werdet damit Euere Rache an dem franzöſiſchen Königthum gewinnen!

Frankreich iſt die größte Gefahr für die Freiheit Europa's! erwiederte Clavière, indem ſich ſeine Mienen zu einem ſchneidenden Hohn verzerrten. Mit Frankreich muß daher jetzt zuerſt angebunden werden, wenn es überhaupt der Demokratie gelingen ſoll, ihr neues Reich unter den Völkern zu begründen. Das monarchiſche und ariſtokratiſche Frankreich muß umgeſtürzt, und aus dem Schutt ſeines alten Regime wiedergeboren werden zu einem Lande der Volksfreiheit und der Volksherrſchaft! Dieſen großen Entſchluß, denn er betrifft die Zukunft von ganz Europa, faßte die Volkspartei in Genf ſchon im Jahre 1782, als Euer Louis XVI. ſeine Truppen gegen unſere mit ſich ſelbſt kämpfende Republik ſandte, um unſer ariſtokratiſches Gouvernement, das wir in die Kerker der Republik geworfen hatten, zu befreien und für ſeine heimliche Hingebung an Frankreich zu belohnen. Uns fielen damals zuerſt die Schuppen von den Augen, denn es beſtätigte ſich uns, daß die Genfer Ariſtokraten mit dem franzöſiſchen Hofe ſeit längerer Zeit in einer geheimen Verbindung geſtanden und von demſelben ihre Parole zur Unterdrückung der Volkspartei empfangen hatten. Um die Neugeſtaltung unſerer Geſetze waren damals Ariſtokratie und Demokratie bei uns miteinander in Kampf gerathen, und wir ſahen jetzt, daß der volksfeindliche Einfluß, der ſich in unſere Verfaſſungszuſtände eindrängen wollte, dem König von Frankreich und dem franzöſiſchen Miniſter Herrn von Vergennes zuzuſchreiben geweſen. In der Nacht, in der wir flüchtig die Thore Genfs hinter uns ließen, ſchwuren wir einen fürchterlichen Eid, daß wir die Revolution einſt in den Schooß Frankreichs ſelbſt hinabtragen wollten. Durch dieſen Eid ſind wir Genfer Demokraten Euere Mitbürger geworden, Graf Mirabeau, denn wir haben dieſelbe patriotiſche Arbeit miteinander zu theilen!*)

Wir ſind Landsleute und Blutsverwandte im Reich der Freiheit, Etienne Clavière! rief Mirabeau mit mächtig aufleuchtenden Augen, indem er den Genfer herzlich umarmte. Was den Herrn von Vergennes anbetrifft, ſo war er damals derjenige franzöſiſche Staatsmann, der die richtigſte Witterung von der ganzen Situation hatte, und der ſchon damals die Befürchtung ausſprach, daß die Kämpfe in Genf der Anfang zur Revolutionnirung von ganz Europa ſein würden! Er war es deshalb, der dazu trieb, die Volkspartei in Genf mit bewaffneter Hand unterdrücken zu helfen, und ich glaubte darum gerade an ihn mein damaliges Mémoire in der Genfer Sache richten zu müſſen. Ich ſetzte ihm darin auseinander, wie es gerade die Aufgabe Frankreichs ſein müſſe, ſich Genf's anzunehmen, und die Parteien dieſer Republik zu verſöhnen, denn Frankreich, das ſoeben als Befreier Amerika's aufgetreten, könne nicht gleichzeitig der Unterdrücker Genf's ſein! Ein ſolcher Wechſel der Rollen würde Frankreich in der öffentlichen Meinung Europa's herabſetzen und ſchwächen. Ich war der Erſte, der in dieſem Mémoire darauf hindeutete, von welcher Wichtigkeit die Aufnahme der verbannten Genfer zu einer Colonie in Irland werden könnte. Ich malte dem Miniſter die große Zukunft einer ſolchen Colonie aus, die, in einem freien und faſt abgabenloſen Lande ſich entfaltend, gewiſſe Gattungen der Induſtrie vorzugsweiſe entwickeln und dem Handel Englands ein neues Uebergewicht ſchaffen würde. Ich ſetzte ihm auseinander, wie auch mehrere deutſche Fürſten, ſelbſt der König von Preußen Friedrich II., ſich bereits bemüht zeigten, die Genfer Demokraten wegen ihrer großen induſtriellen und künſtleriſchen Talente als Coloniſten in ihr Land zu ziehen. Ebenſo wenig verſchwieg ich ihm, daß eine Genfer Colonie in einem fremden Staat zugleich eine Freiheitscolonie ſein würde, welche die Mißvergnügten aller Länder Europa's an ſich ziehen könnte. Aber Herr von Vergennes blieb feſt in ſeinen Anſichten, die, ich muß es geſtehen, von ſeinem Standpunkt aus ebenſo ſehr als von dem unſrigen die vollſtändig richtigen waren. Als ich ihn perſönlich ſprach, äußerte er nichts, als daß die Revolution von Genf eine epidemiſche Krankheit ſei, die auch nach Frankreich eindringen könnte, und daß dies der einzige Geſichtspunkt ſei, aus welchem er dem König ſeinen Rath ertheilen dürfe und werde!*)

---

*) Soulavie Mémoires historiques et politiques V. 251.

Es wird für Frankreich ewig zu beklagen bleiben, entgegnete Clavière, daß es nicht einzuſehen vermocht hat, wie viel Genf für die franzöſiſchen Intereſſen werth iſt, und wäre es auch nur der Stapelplatz des

---

*) Soulavie Mémoires V. 230.

Handelsverkehrs zwiſchen Lyon und dem Süden Frankreichs mit der Schweiz, mit Italien, mit einem großen und weſentlichen Theil Deutſchlands! Frankreich hat Vortheile jeder Art von uns, von unſerer Thätigkeit, von unſerer Induſtrie, von unſern reichen Geldmitteln gezogen. Hat es ſich nicht unter dem Miniſterium Necker hundert Millionen von unſerer Republik geborgt, durch die es ſchon ein hübſches Loch in ſeinen jämmerlichen Finanzen wenigſtens augenblicklich zuſtopfen konnte? Ich will gar nicht erwähnen, daß Genf zugleich der einzige militairiſche Punkt iſt, durch den Frankreich von der Rhone bis zum Mittelmeer gedeckt werden kann, und der den Uebergang des Fluſſes vertheidigt. Kann man es ſich mit einiger Vernunft anders denken, als daß Frankreich vor allen Dingen daran gelegen ſein müßte, Genf mächtig, bevölkert, blühend und betriebſam zu erhalten? Aber die Politik der franzöſiſchen Regierung hat dieſe Vernunft nicht bei ſich auftreiben können, denn ſie vermag nicht zu begreifen, daß ein Staat wie Genf, der nicht durch den Ackerbau, ſondern nur durch die Blüthe ſeiner Induſtrie groß und gewaltig ſein kann, zur Entwickelung dieſer Blüthe durchaus der politiſchen Freiheit und freier Inſtitutionen bedarf! Und welche Thorheit, daß Frankreich uns gerade ſeinem natürlichen Nebenbuhler England überlaſſen will, um ſich durch uns mit ganz neuen Kräften der Induſtrie zu bereichern! Wie hoch oder gering auch die Abſichten der engliſchen Regierung mit uns anzuſchlagen ſein mögen, wir ſind ihr doch bereits großen Dank ſchuldig geworden, und namentlich haben wir auch die Geſinnung William Pitt's gegen uns anerkennen müſſen, der, ſeitdem er ins Miniſterium getreten, die gaſtlichen Rückſichten für die Genfer Flüchtlinge nur ſich verdoppeln ließ. Es wird daher die Pflicht Genf's ſein, ſich, wie es auch kommen möge, zur Verfügung Englands zu halten.

Haltet es meinetwegen mit England, aber vertrauet ihm nicht! rief Mirabeau heftig. Wenn England revolutionäre Flüchtlinge an ſeinem Heerd aufnimmt, ſo geſchieht es nur in der Abſicht, einſt mit denſelben irgend eine politiſche Demonſtration machen zu können. Ihr Genfer ſeid jetzt die Geißel, mit der England Frankreich ſchlagen will, und das iſt gut. Um Euch ſelbſt wird es ſich erſt handeln, wenn Frankreich im Bunde mit Euch frei wird. Dann werden wir zum Gegengeſchenk dafür, daß Genf uns unſern Jean Jacques Rouſſeau geboren hat, Euch eine Freiheit begründen und ſichern, durch welche Genf als der ſchönſte und reichſte Stern der Demokratie in Europa aufflammen wird. Ihr Genfer ſeid ideale Menſchen, und an das Ideale muß man wieder anknüpfen, wenn man ſich aus der Verlorenheit retten will, in der die heutige Epoche ſchmachtet. Jean Jacques Rouſſeau, der Bürger von Genf, hat uns durch ſein unſterbliches Buch über den Contrat social zuerſt die diamantenen Pforten des idealen Staats, der unſere wahre Heimath iſt, eröffnet. Dies iſt auch das Verdienſt Necker's, des zweiten Genfers, der nach Frankreich gekommen, um der todtkranken Monarchie die Lebenskeime neuer Ideen einzuimpfen. Mag Necker ſich in ſeiner Finanzverwaltung vergriffen haben, wie er will, und ich gehöre ſonſt nicht gerade zu ſeinen perſönlichen Bewunderern, ſo hat er doch ſchon für ein ideales Frankreich gearbeitet, das neu in's Leben gerufen werden ſoll, und dies war das Genferiſche an ihm, daß er auch als Finanzminiſter neuer Ideen zu bedürfen glaubte, um daraus neues Geld zu machen. Ja, Clavière, ich will auch ein Genfer ſein. Iſt in Genf nicht das erſte Wort von der Souverainetät des Volkes und von den Menſchenrechten erklungen?*) Und ſeht her, welchen Tribut ich noch meiner idealen Vaterſtadt Genf darbringen werde. Ich habe angefangen, eine Geſchichte von Genf zu ſchreiben.

---

*) Soulavie Mémoires historiques et politiques V. 249. 282. In den Briefen der Genfer Demokraten Duroveray und

Mirabeau nahm bei dieſen Worten ein ſchon ziemlich umfänglich gewordenes Heft von ſeinem Schreibtiſch, und reichte es ſeinem Freunde dar, der einen überraſchten Blick auf dieſe Blätter warf. —

In dieſem Augenblick ließ ſich draußen von der Treppe her ein auffallendes Geräuſch vernehmen, und Mirabeau, der ungemein leiſe hörte, glaubte die Stimme Henriettens zu erkennen, die ſtöhnend und mit einem ſchmerzlichen Klang an ſein Ohr traf. Mit dem heftigſten Ungeſtüm ſtürzte er zur Thür und öffnete dieſelbe eben, als Henriette, von dem Secretair Hardy mehr getragen als geleitet, in das Zimmer hereingeführt werden ſollte.

Mirabeau faßte ſie entſetzt in ſeine Arme und trug ſie, in ein lautes Wehklagen über ihren Anblick ausbrechend, auf das Sopha, auf dem er die halb Ohnmächtige niederließ. Seine Nähe fühlend, ſchlug ſie jedoch in demſelben Moment die Augen auf, und bei ſeinem Anblick trat ſogleich wieder ein Anhauch von

---

d'Yvernois (um 1783) werden zuerſt „les droits de l'homme" citirt.

Röthe auf ihre Wangen, die mit einer todtenähnlichen Bläſſe bedeckt geweſen. Sie betrachtete ihn mit einem ſanften Lächeln, und verſicherte ihn, daß er um ihretwillen ſich nicht zu beunruhigen habe. Ihre Kräfte ſchienen aber noch nicht ſo weit wiederhergeſtellt, um ſie erzählen zu laſſen, was ihr begegnet war.

Von Hardy hatte Mirabeau nur ſoviel erfahren können, daß derſelbe, auf einem Geſchäftsgang durch die Stadt ſich befindend, und ſeinen Weg durch die Straße des Chriſt-Hospitals nehmend, in einem vor demſelben ſtattfindenden Auflauf von Menſchen auch Frau von Nehra geſehen, und zwar in demſelben Augenblick, wo ſie ohnmächtig zuſammengeſunken und auf das Straßenpflaſter niedergeſtürzt ſei. Mit Hülfe einiger Umſtehenden, habe er ſie ſofort in einen Wagen gebracht, der glücklicher Weiſe in der Nachbarſchaft bereit geſtanden. Unterwegs ſei ſie alsbald in eine tiefe Ohnmacht verfallen, und ſei erſt, als er ſie die Treppe hinaufgeführt, unter lauten Klagen über ein Schmerzgefühl an ihrem Kopf wieder zum Bewußtſein gekommen.

Mirabeau unterſuchte ſie ſofort, um zu ſehen, ob ſie vielleicht durch den Fall eine Wunde am Kopf erhalten. Clavière erbot ſich einen Arzt herbeizurufen, und entfernte ſich ſogleich.

Henriette erklärte, daß ſie ſich gänzlich unverletzt befinde und in dieſem Augenblick bereits alle Anwandelungen, von denen ſie betroffen worden, vollſtändig überwunden fühle.

Und was war Dir begegnet, mein einziger Schatz? fragte Mirabeau, indem er noch vor ihr kniete und ihr mit leidenſchaftlicher Beſorgniß die Hände küßte.

Ich hatte mich meines Auftrages bei Sir Gilbert Elliot ſehr gut entledigt, begann Henriette zu erzählen. Elliot gab mir auf der Stelle die hundert Guineen, die er Dir mit ſeinen beſten Grüßen ſendet. Zwar geſtattete er ſich wieder einige ſeiner allzugroßen Freundlichkeiten gegen mich, die mich faſt veranlaßt hätten, ihm das Geld zurückzugeben, wenn ich nicht des Zweckes eingedenk geweſen wäre, zu dem wir daſſelbe beſtimmt haben. So ſteckte ich die Börſe, in der er mir die Goldſtücke eingehändigt, in meinen Buſen. Wie mich eine glückliche Führung durch den Nebel hingeleitet, ſo ſchien ſie mich auch wieder zurückbringen zu wollen, bis ich in die Nähe des Chriſt-Hospitals gelangt war, wo ich mich plötzlich, ehe ich es noch in der Umfluthung des Nebels bemerkt hatte, mitten in einem dicht zuſammengedrängten Knäuel von Menſchen befand. Ihre Geſichter waren unheimlich verzerrt, ihre Ausrufungen deuteten auf lauter entſetzliche und ſchreckliche Dinge. Man erzählte von einer Frau, die auf der Straße umgefallen ſei und alle Symptome einer Peſtkranken an ſich getragen habe. Die Frau war in das Hospital geſchafft worden, und die Menge hatte ſich vor demſelben zuſammengerottet, indem ſie mit unruhigem Toben Sicherheitsmaaßregeln verlangte. Man ſprach davon, daß das Hospital durch Truppen beſetzt und abgeſperrt werden müſſe, man forderte, daß der Saal, in welchem ſich die Peſtkranke befand, zugemauert würde. Da verbreitete ſich plötzlich durch Neuherzugekommene das Gerücht, daß in einem andern Stadttheil Londons bereits drei ähnliche Erkrankungen vorgekommen und daß das Gerücht, die Peſt ſei in London, dadurch unumſtößlich bewahrheitet werde.*) Ein allgemeines Heulen erhob ſich jetzt in der Volksmaſſe, man ſchrie und tobte laut und ſtieß Verwünſchungen und Flüche aller Art aus. Ich hatte nie ſo etwas Schreckliches gehört und geſehen, eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich meiner, wie aufgeſtiegene wilde Geſpenſter kamen mir die vom Nebel umfloſſenen, in den abenteuerlichſten Geſtalten erſcheinenden Menſchen vor. Meine Sinne begannen mir zu ſchwinden, ich fühlte, daß ich umſinken mußte, und als Hardy mich vom Boden aufhob, hörte ich, wie man rings um mich her ſchrie: ein neues Opfer der Peſt! Auch ſie hat die Peſt! Und ſchon als ich im Wagen ſaß, wo ich noch ſo viel Beſinnung hatte, die Börſe an Hardy zur Aufbewahrung zu übergeben, glaubte ich beſtändig hinter mir her ſchreien zu hören: Laßt ſie nicht fort, ſie hat die Peſt! —

---

*) Nach der ungedruckten Correſpondenz Mirabeau's mit Frau von Nehra. Vergl. Montigny Mémoires de Mirabeau IV. 151.

Henriette ſchien von dieſer Erzählung und von der ſchrecklichen Rückerinnerung von Neuem ſo erſchöpft, daß ſie mit dem Kopf wieder in das Sopha zurückſank und einiger Momente zu ihrer Erholung bedurfte. Mirabeau trug ſeinem Secretair auf, einige Riecheſſenzen herbeizuholen, und zugleich die Börſe mit den hundert Guineen abzulegen, welche ihm Frau von Nehra anvertraut habe.

Hardy brachte das ihm Aufgetragene herbei, erklärte jedoch ganz lakoniſch, daß er von einer Börſe nichts wiſſe, da ihm Frau von Nehra eine ſolche keineswegs übergeben habe.

Mirabeau ſtutzte und ſchien im Augenblick nicht recht zu wiſſen, was er von der Sache zu denken habe.

Henriette aber fuhr heftig auf und rief, indem der Zorn ihr plötzlich alle ihre Kräfte wiederzugeben ſchien: Wie, Ihr könnt es abläugnen, daß ich Euch die Börſe zur Aufbewahrung übergab? Mirabeau, ich habe ihn oft bei Dir zu vertheidigen geſucht, wenn Du ſchlimmen Verdacht gegen ſeine Redlichkeit hegteſt. Jetzt muß ich ihn auf das Härteſte anklagen, wenn er länger läugnet, die hundert Guineen von mir empfangen zu haben.

Hardy ſtieß ein lautes Hohngelächter aus, und betrachtete Frau von Nehra ſowohl wie Mirabeau mit einem herausfordernden Uebermuth, der ſich in ſeinen trotzigen Mienen auf die frechſte Weiſe ausdrückte.

Elender, rief Mirabeau, deſſen ganze Heftigkeit jetzt erregt zu werden begann, indem er ihn an der Bruſt packte und ſchüttelte. Du wagſt es, einem ſolchen Zeugniß gegenüber auch nur einen Augenblick noch im Läugnen fortzufahren, und Dich trotzig zu bezeigen? Knie in den Staub nieder, Du hündiſcher Geſell, und heule Dein Geſtändniß vor ihr her, wie Angeſichts eines Engels des Paradieſes die Verdammten heulen und ſich in ihrer Erbärmlichkeit umherwälzen müſſen. Bekenne, wo haſt Du das Geld gelaſſen, oder vielmehr, gieb es ſogleich heraus! Denn hundert

Guineen ſind für uns keine Kleinigkeit, mit der wir Verſteck ſpielen können.

Ich verſichere, erwiederte der Secretair mit der widerlichſten Gebärde, ohne ſeine feſte Haltung zu verlieren, daß mir die Frau Gräfin nicht hundert Sous, vielweniger hundert Guineen zum Aufbewahren übergeben hat. Ich wüßte auch nicht, wie ein ſolcher Segen hier in das Haus des Grafen Mirabeau kommen ſollte. Sie verlangen hundert Guineen von mir, Herr Graf, und ſind mir doch noch mein ganzes Gehalt für das laufende Jahr ſchuldig geblieben. Und iſt der Rock, den Sie da auf Ihrem Leibe tragen, und den ich Ihnen vor einigen Monaten aus meiner Garderobe geliehen habe, weil Sie in Ihren eigenen zerriſſenen und verſchoſſenen Kleidern nicht mehr gehen konnten, und weil Sie kein Geld hatten, ſich einen neuen Anzug machen zu laſſen, iſt mein Rock mir etwa ſchon von Ihnen zugutgerechnet worden? Sie ſind mein Schuldner, Herr Graf, und ich, der ich Ihnen großmüthig borge, ſollte Ihnen, der Sie nichts, gar nichts, nicht einmal einen eigenen Rock beſitzen, hundert Guineen geſtohlen haben?

Mirabeau befand ſich einen Augenblick in einer peinigenden Verlegenheit. Auf ſeinem Geſicht ſtand eine brennende Schamröthe, ein ſchmerzliches Zucken ſpielte um ſeine Lippen. Mit ſeinen Händen hatte er den Rock, von dem in ſo rückſichtsloſer Weiſe die Rede geweſen, krampfhaft zuſammengefaßt, und ſchien faſt vorzuziehen, ihn auf ſeinem Leibe in Stücke zu zerreißen.

So werde ich Dich ohne Weiteres den Gerichten überliefern, fuhr er darauf mit einer donnernden Stimme los. Mit Spitzbuben Deiner Art macht man hier in England keine großen Umſtände, und den Strick haſt Du längſt an mir verdient. Wenn ſich die hundert Guineen noch in Deinen Taſchen vorfinden ſollten, ſo werde ich mich damit begnügen, Dich ſchmählich fortzujagen. Haſt Du das Geld bereits bei Seite gebracht, ſo überliefere ich Dich dem Conſtabler, den ich von der Straße heraufholen laſſen werde.

Da Hardy nur noch dringlicher betheuerte, daß er die Summe nicht habe, und von freien Stücken ſeine Taſchen umzukehren begann, ſchellte Mirabeau ſeinem Diener, der den Auftrag erhielt, einen Polizeimann herbeizuholen. Nach der Ankunft deſſelben wurde die unangenehme Angelegenheit ſchnell geordnet, da die Anzeige des Grafen Mirabeau gegen eine in ſeinem Dienſt befindliche Perſon vollkommen genügte, um den eines Diebſtahls Angeſchuldigten ſofort in Haft zu nehmen.

Nachdem Hardy abgeführt worden, wandte ſich Mirabeau mit erneuerter zärtlicher Fürſorge zu Frau von Nehra, die durch die neue Aufregung, welche der letzte Vorgang verurſacht, nur noch leidender geworden zu ſein ſchien. Der jetzt eintreffende Arzt, den Clavière geſandt, erklärte jedoch, daß es keine Gefahr gebe, und daß Schonung und Ruhe den jungen geſunden Körper bald wieder vollkommen erkräftigt haben würden.

Henriette mußte jedoch einwilligen, ſich zu Bett zu begeben. Sie ſchien nur darüber untröſtlich, daß für ihre Reiſe nach Paris die kaum gewonnenen Mittel nun wieder verloren ſeien, und ſie nicht wiſſe, wie das Geld erſetzt werden ſolle.

Mirabeau eilte jetzt raſch und mit triumphirenden Schritten an ſeinen Schreibtiſch, und holte das Portefeuille mit den Banknoten herbei, welche er durch Clavière empfangen. Er übergab ihr das Geld, und ſie zählte es mit erſtauntem Lächeln vor ſich auf ihrem Bett auf, indem er ihr dazu die Geſchichte dieſer neuen hundert Guineen erzählte.

Jetzt bin ich wieder beruhigt, Mirabeau, ſagte ſie, freudig zu ihm aufblickend. Glaube mir, ich bin ſchon wieder geſund, und morgen kann ich reiſen, damit ich Dir die Stätte in Paris bereite, und Dich frei mache von den Feſſeln, die Dich bisher eingezwängt. Denn Mirabeau muß in Paris ſein, und ſeinen göttlichen Kräften dort das höchſte Ziel erobern!

Für heut aber ſollſt Du ruhen und ſchlummern, rief Mirabeau, ſie küſſend. Du biſt mein liebes, herrliches Kind, und ſo zart und ſüß und gut, ſo reizend und ſo muthig zugleich, wie Du biſt, habe ich noch kein Weib geſehen. Deine Schönheit würde Dich zu den höchſten Stufen der Geſellſchaft hinaufheben, wenn Du es nicht vorgezogen hätteſt, an meiner Seite zu ſtehn, und mich im rauhen Kampf der Zeit und des Lebens mit Deiner Liebe und Deiner Hülfe zu begnadigen! Schon deshalb müßte es einen Gott geben, damit er Dir das lohnen könnte. Nicht wahr, meine Henriette? Und nun, gute Nacht! — —

II.

Die Arkaden des Palais-Royal.

Henriette hatte ſich nach ihrer Ankunft in Paris kaum ſo viel Zeit gegönnt, ihre Sachen in ein Hôtel garni bringen zu laſſen und dort ein kleines Zimmer für ſich zu nehmen. Nachdem ſie in fliegender Eile, und nur mit den Gedanken an Mirabeau und ſeine Angelegenheiten beſchäftigt, ihre Reiſekleider verändert, begab ſie ſich, ohne ſich ein Ausruhen oder eine Erquickung zu gönnen, wieder auf die Straße hinaus, um zuerſt Chamfort aufzuſuchen und, wie ſie es mit Mirabeau verabredet hatte, den Beiſtand dieſes bewährten Freundes in Anſpruch zu nehmen.

Mit beflügelten Schritten legte Henriette den ziemlich entfernten Weg nach dem Hôtel Vaudreuil in der Rue de Bourbon zurück. Nichts glich ihrem freudigen Muth, von dem ſie ſich getragen fühlte, und der ſie in den Stand geſetzt hätte, ganz allein und ohne jeden anderen Schutz, als die eigene Tapferkeit und Bravheit ihres Herzens ihr gewährte, in die größten Gefahren ſich hineinzuſtürzen.

Vor dem Hôtel des Grafen von Baudreuil angelangt, ſah ſich Henriette zum Erſtenmal auf dieſer Reiſe, auf der ihr bisher Alles geglückt war, in ihrer Erwartung gekreuzt. Der Portier des Hôtels, der vor der Thür ſtand, wies ihre Nachfrage mit dem unfreundlich ertheilten Beſcheid zurück, daß das Hôtel in dem Beſitz einer anderen Herrſchaft ſich befinde, an welche es der Graf von Baudreuil unlängſt verkauft habe, und daß Herr Chamfort in eine kleine Wohnung in den Arkaden des Palais Royal gezogen ſei.

Henriette drängte jedoch den augenblicklichen Seufzer, den ihre Ermüdung ihr auspreßte, raſch wieder zurück, und entſchloß ſich, mit einem neuen fröhlichen Anlauf ihren Weg fortzuſetzen. Bald hatte ſie auch das Palais Royal erreicht, wo ſich in den neuerbauten Galerieen, mit welchen der Herzog von Chartres ſeit Kurzem den Garten ſeines Palais ringsumher hatte umgeben laſſen, die neue Wohnung des Freundes Chamfort befinden ſollte.

Dieſe Arkaden, die vornehmlich der Gewinnſucht des Herzogs von Chartres ihre Entſtehung verdankten und von ihm zu Wohnungen, Läden, Vergnügungslocalen, Spielhäuſern, literariſchen Cabinets, und vielen anderen ſchlimmeren Zwecken vermiethet worden waren, hatten ſchon zu einem Prozeß gegen den habgierigen Prinzen Veranlaſſung gegeben. Die dem Garten des Palais Royal gegenüberliegenden Häuſer, welche ſonſt durch ihre freie Ausſicht auf den Garten und ihren Zugang zu demſelben einen weſentlichen Werth beſeſſen hatten, waren durch den Anbau der Arkaden ſo beeinträchtigt worden, daß ihre Eigenthümer zuſammentraten und einen Prozeß gegen den Herzog von Chartres anſtellten. Dieſer Prozeß, an dem ganz Frankreich Theil nahm, und ſeinen längſt begründeten Unwillen gegen den Prinzen zu lauten Ausbrüchen ſteigerte, war jedoch zu Gunſten des Letzteren entſchieden worden, und es konnte nun in dieſen neuen Gebäuden, worauf ſie auch vorzugsweiſe berechnet waren, die eigentliche Centralſtelle aller Liederlichkeiten und Laſter von Paris ungeſtört ſich entwickeln.

Frau von Nehra mußte in dieſen weiten, von dichtgedrängten Spaziergängern aller Art gefüllten Arkaden erſt lange auf- und abgehn und die verſchiedenſten Nachfragen verſuchen, ehe ſie die Wohnung auffinden konnte. Endlich war es ihr gelungen, in einem Leſecabinet, in dem Chamfort bekannt ſchien, ſich zurechtgewieſen zu ſehn, und nun erſt befiel ſie ein etwas ängſtliches Herzklopfen, als ſie die Treppe zu dem Entreſol emporſtieg, in welchem in der nach der Rue Richelieu auslaufenden Galerie die Wohnung Chamforts lag.

Das Herzklopfen Henriettens rührte von einer gewiſſen Scheu her, die ſie bei jedem Zuſammentreffen mit Einem der Freunde Mirabeau's im erſten Augenblick empfand, und worin die Zeit noch immer keine Aenderung bewirkt hatte. Henriette, ſo frei und unbefangen ſie ſich auch ſonſt in der innerſten Unſchuld ihres Herzens fühlte, ſchien dann in ſolchen Momenten mit ſcharfem Bewußtſein den einzigen Fehltritt ihres Lebens zu empfinden, und ſie mußte erſt im Verlauf des Geſprächs erſehn, daß man ihr mit aufrichtiger Achtung begegnete, um ſich wieder ſicher und beruhigt zu fühlen. Dann aber konnte ſie mit einem Strom von Feuerworten über ihr eigenes Verhältniß zu Mirabeau ſprechen, und ihrer Begeiſterung für den Gegenſtand ihrer Liebe offen und rückhaltlos Worte leihn.

Schüchtern klopfte ſie jetzt an die Thür und wartete lauſchend das Herein ab, um erſt den Ton der ihr antwortenden Stimme zu prüfen. Chamfort öffnete aber ſelbſt die Thür, und ihr Auge fiel auf das milde, ruhige Geſicht des Freundes, deſſen feine, von einem leiſen Ausdruck der Melancholie überſchattete Züge ſich bei ihrem Anblick ſogleich mit einer blitzenden Heiterkeit und dem unverkennbarſten Wohlwollen bedeckten.

Er führte ſie mit der herzlichſten Begrüßung in das Zimmer, und ſchien ſo überraſcht und ungewiß über ihre Ankunft, daß er, nachdem ſie im Lehnſeſſel ihm gegenüber Platz genommen, eine Zeitlang ſie ſchweigend betrachtete, obwohl mit dem liebenswürdigen und gutmüthigen Ausdruck ſeines Geſichts, der ſtets vertrauenerregend bei ihm wirkte.

Henriette erkannte mit weiblichem Scharfblick ſogleich, daß Chamfort zweifelhaft über die Fortdauer ihres Verhältniſſes zu Mirabeau ſchien, und ſich darum noch auf das Zurückhaltendſte mit ſeinen an ſie gerichteten Fragen bewegte. Dies hätte faſt auf ihre Lachluſt eingewirkt, wenn nicht zugleich der Ernſt der Aufträge, mit denen ſie nach Paris gekommen war, ſie dringlich gemahnt hätte. Sie eilte daher, Chamfort mit dem eigentlichen Zweck ihrer Sendung nach Paris bekannt zu machen, und ihm auseinanderzuſetzen, worauf es jetzt ankomme, um ihrem Freunde eine ehrenvolle und ſichere Rückkehr in ſeine Pariſer Verhältniſſe zu verſchaffen. In einem Fluß von begeiſterten Worten ſchilderte Henriette den Plan, den ſie dabei zu verfolgen gedachte, und der zuerſt darauf berechnet war, daß ſie eine von ihr mitgebrachte Denkſchrift, die Mirabeau über ſein bisheriges Leben und den Stand ſeiner Angelegenheiten entworfen, perſönlich in die Hände des Miniſters des königlichen Hauſes, des Barons von Breteuil, bringen ſolle.

Dann fügte ſie hinzu, daß Mirabeau ſie beauftragt habe, ſeinen vielbewährten Freund Chamfort wegen Erlangung einer Audienz bei dem Miniſter um Rath zu fragen und ihn um ſeinen Beiſtand zu bitten, den er vielleicht bei ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit dem Grafen von Vaudreuil auf das Wirkſamſte zu gewähren vermöchte.

Chamfort ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann: Es verſteht ſich, daß ich Sie zu einer Audienz bei dem Baron von Breteuil führen werde, und wir wollen deshalb morgen Vormittag die Reiſe nach Verſailles miteinander antreten, wenn es Ihnen gefällig iſt. Aber mit meinem guten Grafen von Vaudreuil werde ich aus verſchiedenen Gründen nicht dienen können. Mein gräflicher Freund iſt ja ſelbſt ſeitdem in Ungnade gefallen. Die Aufführung der Hochzeit des Figaro in ſeinem Hôtel hat ihm böſes Blut bei Hofe gemacht, und man hat es ihm in die Schuhe geſchoben, daß dieſe ſociale Höllen-Komödie, die er nach der Aufführung bei ſich als gänzlich unſchuldig und gereinigt ſchilderte, doch alles Gift in ſich behalten hatte und damit auch zur öffentlichen Darſtellung zugelaſſen wurde. Er hat darum auch die von ihm ſo ſehnlich erſtrebte Stelle als Gouverneur des Dauphins nicht erhalten, und dies hat ihn, obwohl er gar nicht nöthig hätte, ſich um ſolche Erbärmlichkeiten zu kümmern, in eine nicht geringe Verzweiflung geſetzt. Deshalb verkaufte er auch ſein ſchönes Hôtel in der Rue de Bourbon, weil ihn der Anblick ſeiner Prachtſäle täglich an jene fatale Aufführung des Figaro erinnerte, und dies wurde zugleich Urſache, daß ich mir ein anderes Quartier ſuchte. Denn der Graf hat ſich zwar ein viel glanzvolleres und großartigeres Hôtel wiedergekauft, und mir auch mit ſeiner großen Liebenswürdigkeit eine neue Wohnung in demſelben angeboten, aber ich nahm doch die Gelegenheit wahr, mich wieder auf meine eigenen Füße zu ſtellen, und ihm unſere Trennung als eine nothwendige für die beſſere Fortdauer unſerer

Freundſchaft zu ſchildern. So ſchieden wir, und fahren fort, uns wahrhaft zu lieben.[*]) Und dies iſt der Grund, weshalb Sie mich hier in den neuen Arkaden des Palais Royal finden, wo ich meine philoſophiſche Klauſe aufgeſchlagen habe.

Henriette blickte bei dieſen Worten zuerſt in dem kleinen Zimmer umher, in dem ſie ſich befand, und bemerkte, daß Chamfort die Eigenthümlichkeit deſſelben richtig bezeichnet hatte. Die Einrichtung des Zimmers und eines anſtoßenden Cabinets war ſo einfach, als es nur die Berückſichtigung der nothwendigſten Bedürfniſſe geſtatten mochte. Vor einem alten, ziemlich baufälligen Kanapee ſtand ein kleiner Tiſch, der zugleich zum Schreiben und zur Aufbewahrung einiger Bücher diente. Ungeachtet des Dämmerlichts, das die faſt ganz zugezogenen Vorhänge der niedrigen Fenſter nur hereinließen, glaubte Henriette doch ein gänzlich ausgetrocknetes Tintenfaß auf dem Schreibtiſch zu erkennen, und ſie mußte dabei lächelnd an den beſtändigen Jammer Mirabeau's über die Seltenheit eines Briefes von Chamfort und überhaupt an die Klagen denken, daß einer der ausgezeichnetſten Geiſter ſtets ſo wenig Gefallen an der Arbeit gefunden habe. Dagegen lagen eine Menge kleiner zerſtreuter Blätter auf dem Tiſch umher, die mit der Bleifeder beſchrieben waren, und auf denen Chamfort ſeine berühmten Einfälle und Reflexionen zu verzeichnen pflegte, mit denen er oft in wunderbarer Kürze und Schlagkraft die ſchneidendſten Wahrheiten ſagte.

---

[*]) Notice sur la Vie de Chamfort (Oeuvres de Chamfort I. XLIII.)

Während dieſe Wohnung in ſich ſelbſt ganz abgeſchieden und in der That einem philoſophiſchen Einſiedler anzugehören ſchien, drang zugleich im Gegenſatz zu dieſem Frieden des einſamen Denkers von der Galerie des Palais Royal herauf der ganze Lärm des chaotiſchen Freudengetümmels, das an dieſem Ort herrſchte, ein. Man vernahm die ſcharrenden Fußtritte, das fröhliche und witzelnde Geſchwätz der Spazierengehenden, das Klappern der Dominoſteine in den unten gelegenen Café's, das ſchwere und regelmäßige Klingen des Geldes in den Spielſälen, die ſchreienden Stimmen der Ausrufer, welche die Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen der benachbarten Locale verkündeten. Oder die rauſchenden Gewänder der galanten Abenteurerinnen, die damals ſchon ſchaarenweiſe in den Arkaden dieſes Palais umherzogen, ſchlugen an das Ohr, und man hörte plötzlich einzelne ihrer zweideutigen Ausrufungen, oder ein ſchallendes Gelächter, durch das eine ganze Situation ſich zu charakteriſiren ſchien.

Chamfort bemerkte, daß Henriette mit ihrem Ohr unwillkürlich dieſen ſich magiſch durcheinander wirrenden Klängen nachhing, die von unten heraufdrangen und eine träumeriſche Sphäre um das Zimmer zu weben ſchienen.

Ja, ſagte er, iſt es nicht ſehr drollig, daß der Zufall gerade mich hierher in die eigentliche Höhle des Drachen von Paris geführt hat? Aber ich befinde mich wohl hier, und je toller dieſer wilde und vielgeſtaltige Lärm an mein Ohr dringt, deſto mehr beſchleichen mich dabei meine Gedanken an die Zukunft Frankreichs. Auch ſchlägt, wenn ich hier an meinem Fenſter ſtehe, von unten manches Wort zu mir herauf, das mich wunderbar berührt und mir ſchon Proben davon giebt, wie eine ganz neue Stimmung unter dieſen Menſchen von Paris mächtig heranwächſt. Ganze Geſpräche belauſche ich in dem offen ſtehenden Café, welches hier unter mir liegt, und da will es mir ſo vorkommen, als wenn manche Leute hier ſchon regelmäßig zu einer beſtimmten Stunde zuſammenträfen, um ihre Anſichten und namentlich ihre Beurtheilungen des Hofes und der Herren Miniſter auszutauſchen. Manches geſunde Wort vernehme ich dann hier von meiner philoſophiſchen Warte aus, und ich ſehe den Zeitpunct nicht mehr fern, wo ich und meine Freunde, die wir bisher an unſerer Reflexion faſt erſtickten, als Praktiker in die Straße hinabſteigen und die Freiheit von jedem Laternenpfahl predigen werden! Und dies Alles werden wir dann dem allerliebſten Herzog von Chartres verdanken, der in dieſen Arkaden, welche er aus einer Geldſpeculation aufführen ließ, die ganze gährende Fäulniß von Paris zuſammengelockt und dadurch die Einſicht in alle unſere Zuſtände weſentlich gereift hat. Man mißt dem edlen Prinzen die planmäßige Abſicht bei, hier in dieſen Gebäuden den Brennpunct aller Proſtitution und Infamie von Paris zu gründen, und für Alles, was es Unreines und Laſterhaftes in der Hauptſtadt giebt, hier eine glänzende Markthalle zu errichten.*) Während er in ſeinem Palais drüben ein geheimnißvolles Märchen-Reich der Orgien aufgeſchlagen, in dem er als Herr und Creatur zugleich hauſt, will er hier in der äußeren Peripherie ſeines Reichs einen offenen Tummelplatz aller

---

*) Soulavie Mémoires historiques et politiques II. 108.

Gemeinheit walten laſſen. Seine berüchtigten Freundinnen, Mademoiſelle Duthé und Mademoiſelle Michelot, ſind die eigentlichen Heldinnen des Palais Royal geworden, und man ſagt dem das Geld höher als alle Ehre ſchätzenden Prinzen nach, daß er von dem freien Erwerb dieſer Damen ſeine beſtimmten Abgaben von ihnen bezieht. —

Chamfort war im Begriff, ſich in dem Erguß ſeiner ſatiriſchen Laune, in dem er dann leicht Alles um ſich her vergaß, noch weiter gehen zu laſſen, aber er bemerkte in dieſem Augenblick, daß Frau von Nehra mit allen Anzeichen einer tiefen Erſchöpfung ſich in den Lehnſtuhl zurücklegte und auf Stirn und Wangen die tiefe Bläſſe einer aufſteigenden Ohnmacht trug.

Er eilte raſch zu ihr hin, um ihr Beiſtand zu leiſten, aber ſie hatte die Augen ſchon wieder aufgeſchlagen, die ihn mit matten Blicken anlächelten. Nachdem er die Vorhänge zurückgezogen und die Fenſter geöffnet, um einen friſchen Luftzug hereinzulaſſen, begab er ſich wieder zu ihr, und ſuchte, ſie lange anblickend, ihren Zuſtand und die Hülfe, die er ihr gewähren könnte, zu erforſchen.

Armes Kind, ſagte er dann zu ihr mit dem Ton der innigſten Theilnahme, ich verſtehe jetzt, warum

Sie leidend und ermattet ſind. Was ich Ihnen nun anbieten muß, wird Ihnen lächerlich vorkommen, aber zugleich iſt es das Nothwendigſte, das geſchehen muß. Nicht wahr, Sie haben vielleicht ſeit vierundzwanzig Stunden ſo gut wie nichts gegeſſen?

Henriette nickte ihm lächelnd zu, und ein tiefes Erröthen trat wieder einen flüchtigen Augenblick auf die bleichen Wangen zurück.

Ja, ſo iſt es, fuhr Chamfort fort. Ich weiß es ja, Sie gehören zu den edlen Seelen, die ſich in dem heiligen Drang für Andere zu Tode hungern könnten, und ſich nicht eher Raſt noch Ruhe gönnen, bis die Bemühungen ihrer Liebe ihr Ziel gefunden. Aber der menſchliche Organismus iſt nicht auf dies Heroenthum des Herzens berechnet. Es giebt Lücken in dieſem Organismus, die man durch Speiſe und Trank ausfüllen muß, und wozu wohne ich in den Arkaden des Palais Royal, als um hier meine Dienſte anzubieten? Oh, laſſen Sie mich nur machen. Ich habe hier eine Maſchinerie, wie ſie in einem Märchen nicht beſſer gedacht werden kann. Zwei ſtarke Züge mit dieſer Klingel, welche in die Küche des unten liegenden Café hinabreicht, und das Wunder des Tiſchchen decke Dich vollbringt ſich in dieſem Zimmer auf das

Zufriedenſtellendſte. Ein munterer Garçon ſtürzt herauf, ſetzt Alles in Bereitſchaft, und mein kleines Diner wird ebenſo geſchwind als genügſam eingenommen. Heut werden nun noch die Grazien demſelben beiwohnen, wenn Frau von Nehra meine Einladung annimmt, und zu einem ſolchen Feſt muß allerdings noch eine etwas würdigere Vorbereitung ſtattfinden. Erlauben Sie mir, mich auf zwei Minuten zu entfernen?

Henriette bat ihn dringend, ſich keine Bemühungen mit ihr zu machen, indem ſie hinzufügte, daß ſie ſich bereits wieder ganz wohl fühle, und in ihr Hôtel zum Diner zurückkehren werde. Aber Chamfort, ihre Einwendungen mit einer liebenswürdigen Gebärde zurückweiſend, war ſchon fortgeeilt, und kehrte bald darauf in Begleitung des Garçon wieder, der eine kleine Tafel, die in der Mitte des Zimmers ſtand, ſofort für das Diner einzurichten begann. Chamfort nahm einen Roſenſtock, der vor ſeinem Fenſter blühte, herunter und ſetzte ihn auf die Tafel, um derſelben bei ihrem Mangel an aller ſonſtigen Zierde einen blühenden Schmuck zu verleihen. Dann ſchnitt er eine der ſchönſten Roſen herunter und legte ſie auf das Couvert, welches für Frau von Nehra beſtimmt war, und zu dem er ſie jetzt mit der ihm eigenen Courtoiſie hingeleitete.

Eigentlich müßte ein Lorbeerzweig für Sie hingelegt werden, ſagte er dann, indem ſie einander gegenüber Platz nahmen. Sie verdienen den Lorbeer der großen Seelen, der noch weit höheren Werth hat, als der Lorbeer des Genius. Sie ſind allein in all Ihrer Jugend und Schönheit über das weite Meer hinausgepilgert, um hier in dem Abgrund von Paris für den geliebten Freund zu wirken, und dieſe Tapferkeit der Liebe, verdient ſie nicht mehr als alles Andere den Kranz? Aber die Lorbeeren haben ſich im Haushalt Chamforts nie recht halten wollen, und ich habe in der That kein einziges Blatt mehr vorräthig. Meine Dichter-Lorbeeren ſind bereits gewelkt, ſie haben die politiſche Galle, die bei mir alle Tage darauf träufelt, nicht vertragen können. —

Das Diner wurde jetzt aufgetragen, undder Philoſoph begann in der liebenswürdigſten Weiſe den Wirth zu machen, indem er mit ſo viel feiner Anmuth ſeinen Gaſt bediente und ermunterte, daß Frau von Nehra ſich bald ganz behaglich und ſicher fühlte. Ihr Wohlbefinden und ihre natürliche Heiterkeit kehrten raſch zurück, und die ächt freundſchaftliche Zuneigung, die zwiſchen Beiden von dem Augenblick an geherrſcht, wo ihr Mirabeau ſeinen Freund Chamfort vorgeſtellt hatte, drückte ſich jetzt in den herzlichſten und zutraulichſten Worten aus. Die große, faſt rührende Gutmüthigkeit, die in Chamforts Weſen ungeachtet aller beißenden Schärfe ſeiner Aeußerungen ſtets hervorſtechend war, konnte im Verkehr mit ihm leicht etwas Hinreißendes haben. Es trat dies in dieſem Augenblick um ſo mehr hervor, da Chamfort ſeine freundlichen Bemühungen um Henriette zugleich mit großem Takt abmaß, und dieſelben in dieſer Situation ſogar ehrerbietiger hielt, als es ſonſt Damen gegenüber gerade in ſeiner Gewohnheit lag.

Mit Vergnügen bemerkte er, daß namentlich die Aufmunterungen, welche er an Frau von Nehra richtete, ſich die Stärkung ihrer Kräfte bei dem kleinen Diner angelegen ſein zu laſſen, mit Erfolg gekrönt waren. Auch die Weingläſer wurden zutraulich aneinander geklungen, denn es galt, den entfernten Freund, der in London zurückgeblieben war, leben zu laſſen, eine von Chamfort mit großem Enthuſiasmus ausgebrachte Geſundheit, der ſich Henriette natürlich nicht entziehen konnte.

Aber wir dürfen nun auch nicht vergeſſen, was wir Mirabeau ſchuldig ſind, ſagte Henriette darauf, indem ſie ihre Augen ernſt und gewichtig zu Chamfort aufſchlug. Die Angelegenheit, in der er mich hergeſandt, duldet natürlich keinen Aufſchub. Und da es heut nichts mehr fruchten würde, nach Verſailles zu reiſen, ſo bin ich es zufrieden, daß dies bis Morgen verſchoben werde. Aber welche Wege können wir dann wohl einſchlagen, und auf welchen Erfolg können wir rechnen? Sie ſehen, Chamfort, ich fange an dringlich zu werden und ungeſtüm zu mahnen.

Ich habe noch keinen Augenblick aufgehört daran zu denken, erwiederte Chamfort. Aber es ſcheint mir wichtiger, daß Frau von Nehra ſich noch eine Zeitlang ruhig mit dieſen Cotelettes aux fines herbes beſchäftige, und die Ergebniſſe der Revue abwarte, die ich ſchon bei Seite in meinen Gedanken mit allen meinen Freunden und Gönnern am Hofe angeſtellt habe. Einer derſelben wird uns wohl den Dienſt leiſten, ein empfehlendes Wort an den Miniſter Breteuil zu geben und eine Audienz bei demſelben zu verſchaffen. Aber ich geſtehe, daß mir die geeignete Perſon noch nicht eingefallen iſt. Obwohl ich mit dieſen Leuten durch ein wunderliches Schickſal vielfach verbunden und theilweiſe ſogar aufrichtig befreundet war, ſo habe ich es doch auch immer wieder regelmäßig mit ihnen verderben müſſen. Es iſt wahr, die Annehmlichkeiten ihrer liebenswürdigen Geſellſchaft habe ich ſehr oft empfunden, und doch konnte ich auch unter dieſen auserleſenen Reizen nie vergeſſen, daß ſie eigentlich die Leute ſind, denen die Verwilderung aller Dinge in Frankreich zuzuſchreiben iſt, und die durch ihre unſäglichen Thorheiten und Verſchwendungen den Sturz des Despotismus und ihren eigenen Ruin herbeiführen werden. Ich trieb die Offenherzigkeit ſo weit, ihnen meine Rathſchläge zu geben, die natürlich nicht befolgt wurden, aber ſeitdem ich ihnen einmal, freilich mit einer entſetzlichen Naivetät meinerſeits, ihren bald bevorſtehenden Untergang vorausſagte, ſchien ihr Vertrauen zu mir gänzlich erſchüttert, und das Höchſte, das ich dann noch durch allen Aufwand meines Geiſtes von ihnen erlangen konnte, war doch nur, daß ſie mich nicht haßten. Dies iſt auch mit Einem Wort die Geſchichte meines ſonſt ſo intereſſanten Verkehrs im Hôtel Vaudreuil geweſen.

Ach, rief Henriette ſeufzend, wie ſteht es dann mit unſeren Hoffnungen, die wir auf Euch geſetzt haben. Mirabeau rechnete auf Euren Einfluß bei der Hofgeſellſchaft, zu deren Verblendung, wie er immer ſagt, auch die gehört, daß ſie nie gemerkt, wie Ihr nur die Studien der Verderbniß an ihr machtet!

Dieſe Ariſtokraten ſind in ihrer Art viel zu wohlerzogen, um ſich irgend etwas merken zu laſſen, erwiederte Chamfort lachend. Sie ſind im Stande, mit ihrem Todfeinde eine zierliche Menuett zu tanzen, ohne auch nur ein einziges Mal aus dem Takt zu kommen. Sie verſuchen, mit ihrem Gegner ſo lange zu ſpielen und zu tändeln, als es nur irgend gehen will, um ihn wo möglich und ſich ſelbſt zu überreden, daß er doch am Ende zu den Ihrigen gehört, und auch einſt zu ihren Schleppträgern gut genug ſein könnte. So ſpielte die vornehme Welt lange mit dem gefährlichen Buche des Helvétius über den Geiſt, das auf den Toilettentiſchen aller ariſtokratiſchen Damen lag, und man wollte die Schlange der Erkenntniß nicht bemerken, die hinter dem grünen Laub der Helvétius'ſchen Schreibart ſich ringelte. Und wer machte ſich zum eigentlichen Colporteur der wahrhaft teufeliſchen und wahrhaft demokratiſchen Witze unſeres Voltaire? Waren es nicht die Fürſten und Großen in Europa, die ihn zuerſt verherrlichten und berühmt machten? Der Tod des unvergeßlichen Diderot im vorigen Jahre wurde gerade in der ariſtokratiſchen Geſellſchaft von Paris am meiſten beklagt und mit einer aufrichtigen Todtenfeier begangen.*) Zuletzt ſah ich ihn im Hôtel Vaudreuil als Zuſchauer der Hochzeit des Figaro, an demſelben verhängnißvollen Abend, wo Frau von Nehra mitten durch die Komödie hindurch vom Grafen Mirabeau aus demſelben Hôtel des Herrn von Vaudreuil entführt wurde. Oh, das Hôtel eines Grafen iſt heut zu allen Dingen gut. Durch die Ariſtokraten müſſen wir uns ja in die Epoche der Freiheit hineinbugſiren, ſonſt geſchieht es nimmermehr. Hat der Adel erſt das Volk vernichten helfen, um den Thron zu heben, ſo muß er, welcher der eigentliche Advocatus diaboli der Geſellſchaft iſt, nun auch das Volk zuerſt herausziehen aus den ſpaniſchen Stiefeln der Monarchie, um den Thron in die Luft zu ſprengen. —

Das Diner war beendigt, und Chamfort, der zuletzt, wie es ihm öfter geſchah, in ein ſinnendes Schweigen verſunken geweſen, ſprang jetzt plötzlich von ſeinem Stuhl auf, und rief mit fröhlich lachendem Munde: Bin ich denn nicht wirklich ein Narr? Ich habe ja ganz und gar vergeſſen, daß ich ſeit zwei Tagen zu einer Art von Vorleſer oder Sekretair bei der Prinzeſſin Eliſabeth ernannt worden bin! Dieſe junge, intereſſante Prinzeſſin hat eine förmliche Neigung zu meinen geringen Poeſieen gefaßt und mich darum zu dieſer Ehrenſtelle bei ihrem Hofſtaat befördert, mit dem ſich hoffentlich nur ſelten Geſchäfte verbinden werden. Doch hat mir die liebenswürdige Prinzeſſin, die ich wahrhaft verehre, aufgetragen, ihr einen Commentar über die Fabeln des La Fontaine zu ſchreiben, womit ich bereits den Anfang gemacht habe.*) Ich werde heut noch zu ihr gehen und mich bei der Prinzeſſin melden laſſen, um ihr meine Einleitung vorzuleſen, in der ich etwas beſonders Feines zu leiſten verſucht habe. Die Prinzeſſin iſt heut in der Stadt, in ihrem Hauſe, welches der König, ihr Bruder, in der Avenue von Paris vor Kurzem für ſie gekauft hat, und in dem ſie bis zu ihrem fünfundzwanzigſten Jahre reſidiren ſoll. Mein Gott, das ſind noch fünf Jahre, denn die Prinzeſſin iſt erſt zwanzig Jahre alt, und wer kann wiſſen, ob in Paris in fünf Jahren noch irgend ein Haus auf demſelben Flecke ſteht? Aber die Prinzeſſin werde ich bitten, bei dem König, der ſie ungemein liebt, ein gutes Wort für Mirabeau einzulegen, damit der alte Bann gelöſt werde, der noch immer drohend über dem Haupte unſres Freundes ſchwebte. Und der erſte Kammerherr der Prinzeſſin Eliſabeth iſt zugleich der Schwager des Miniſters von Breteuil. Ich werde mir einige Zeilen von ihm geben laſſen, durch die Sie morgen in Verſailles ſogleich Zulaſſung bei dem Miniſter finden werden. Das wird gehen, und ich hoffe das Beſte.

---

*) Diderot ſtarb am 31. Juli 1784.

---

*) Der Commentar Chamfort's über La Fontaine, eine ſeiner glänzendſten und feinſinnigſten Arbeiten, befand ſich in einem eingebundenen Manuſcript in der Bibliothek der Prinzeſſin Eliſabeth, und ging in den Revolutionsſtürmen, welche dieſe unglückliche Prinzeſſin ereilten, verloren. Doch iſt wohl nicht zu zweifeln, daß es noch irgendwo vorhanden ſein möchte. Vgl. Biographie universelle: Chamfort.

Henriette drückte ihm auf das Lebhafteſte die Hand, und ihre ſchönen Augen leuchteten ihm mit dem innigſten Dankgefühl entgegen. Es wurde nun die Stunde näher verabredet, in der Chamfort ſie morgen aus ihrem Hôtel abholen wollte, um ſie auf der dann mit der Poſt anzutretenden Reiſe nach Verſailles zu geleiten.

Henriette verabſchiedete ſich jetzt, um den Rückweg anzutreten, während Chamfort ſich beeilen wollte, noch zur rechten Zeit in dem Palais der Madame Eliſabeth ſich melden zu laſſen. —

III.

Die Diamanten der Königin.

Chamfort hatte am andern Morgen Frau von Nehra zur beſtimmten Stunde abgeholt, um mit ihr die Poſt-Chaiſe zu beſteigen, welche von Paris nach Verſailles fuhr. Chamfort war in der fröhlichſten Laune, und ſowohl die Zuſicherungen, die er von der Prinzeſſin Eliſabeth empfangen, als auch der Empfehlungsbrief, welchen er für Frau von Nehra an den Miniſter des Königlichen Hauſes Herrn von Breteuil ausgewirkt, ſchienen ihm das beſte Gelingen in Ausſicht zu ſtellen.

Die vier Lieues wurden ziemlich raſch zurückgelegt, und die Reiſenden, nachdem ſie den Poſtwagen verlaſſen, ſtanden beiſammen auf dem großen Place d'Armes, der ſich vor dem, jetzt in ſeiner ungeheuren Ausdehnung vor ihnen liegenden Schloſſe der Könige von

Frankreich ausbreitet. Henriette wurde bei dieſem Anblick von einer zaghaften Aengſtlichkeit befallen, und bat Chamfort, an deſſen Arm ſie einherſchritt, noch einige Augenblicke zögern zu dürfen, ehe ſie dem Hauptportal ſich näherten und in das wunderbare Reich des Rieſenſchloſſes eintraten.

Es vergeht Einem allerdings etwas die Luft, wenn man hier ſteht und dieſe gewaltige Königs-Höhle in ihrer merkwürdigen Perſpective vor ſich erblickt! ſagte Chamfort. Ja, meine liebe Reiſegefährtin, dies Verſailles iſt das achte Wunder der Welt, und bildet gegenwärtig, wie man ſagt, die Bewunderung des Univerſums, denn es wird für das größte und gewaltigſte Palais der ganzen Welt gehalten. Selbſt die großen orientaliſchen Despoten in Aſien ſollen es nie zu einem ſchöneren und geräumigeren Quartier für ihre Herrlichkeit gebracht haben, und unſer Louis XIV., der dieſe Prachtſchöpfung zu dem gemacht, was ſie iſt, hat ſich auch darin als den Meiſter-Architekten des Despotismus erwieſen. Seine Nachfolger haben in dieſen Räumen ſeinem Princip Ehre zu machen geſucht, ſo gut ſie konnten, nur der jetzige Bewohner iſt etwas beſſer als ſeine Race, und das wird ihm vielleicht ſchlecht bekommen, denn die Geſchichte ſtraft die Sünden eines

Geſchlechts immer am liebſten an Demjenigen, der aus der Art ſchlagen möchte. Man kann dies Verſailles, wenn man es hier von dieſem Platz aus anſieht, für ein großes Spinnennetz oder auch für ein prächtiges Theater halten, und der Eindruck eines Schauſpielhauſes iſt eigentlich der entſcheidendſte. Schon in der Art, wie das Terrain ſich hebt, und wie die Höhe und Größe der Gebäude und die Breite der Höfe ſich in dem Maaße verringert, als ſie ſich von dem Eingange entfernen, liegt die theatraliſche Perſpective ausgedrückt. Komödie iſt auch hier von jeher geſpielt worden mit Allem, was den Nationen heilig iſt. Und nun, theuerſte Freundin, dringen wir muthig vorwärts, und ziehen wir ein im ſtolzen Gefühl unſerer Unſchuld in dieſe Pracht, die uns keinen Augenblick länger bange machen ſoll.

Chamfort bot ſeiner Gefährtin von Neuem den Arm, und ſie gelangten nun durch das goldene Gitter, welches den äußeren Umkreis des Schloſſes abgränzt, in den als Halbmond geſtalteten Vorhof, der ſich glacisförmig gegen das Schloß zu erhebt, und in deſſen vier Ecken ſie die vier großen Pavillons bemerkten, die von den Miniſtern und Staatsſecretairen eingenommen zu werden pflegten.

Von den Schweizern, welche in dieſem Hofe die Wache hatten, erfuhr Chamfort den Pavillon, in welchem der Miniſter des königlichen Hauſes wohnte. Der Baron von Breteuil war aber nicht in ſeinen Gemächern anweſend, und es wurde ihnen bemerkt, daß er in das Cabinet des Königs gerufen worden ſei. Man ertheilte ihnen den Rath, ſich in die Gallerie des Schloſſes zu begeben, und dort, wie es oft geſchah, an den Miniſter bei ſeiner Rückkehr aus den königlichen Appartements ſich zu wenden.

Als ſie jetzt in das Innere des Schloſſes eintraten, nahmen ſie mit Erſtaunen wahr, daß in demſelben eine auffällige Bewegung zu herrſchen ſchien, und es ſich jedenfalls um ein außerordentliches Ereigniß handeln mußte, mit dem mehrere in den Corridors und Vorhallen zuſammenſtehende Gruppen der Dienerſchaften und Hofbeamten ſich leiſe flüſternd, oder von Zeit zu Zeit in laute Ausrufungen ausbrechend, beſchäftigten.

Schon beim Eintritt in den großen Hof war ihnen eine Equipage aufgefallen, die dort hielt, und an deren Emblemen, wie an der Livrée der Dienerſchaft, der mit den vornehmen Geſellſchaftskreiſen vertraute Chamfort erkannte, daß dieſelbe Seiner Eminenz dem Cardinal Fürſten von Rohan gehören müſſe. Bei der Leichtigkeit, mit der Chamfort von jedem Vorübergehenden etwas in Erfahrung zu bringen wußte, hörte er zugleich, daß der Cardinal ebenfalls zum König gerufen worden ſei und bereits ſeit einer halben Stunde im Cabinet deſſelben verweile.

In der Königshöhle geht heut etwas Abſonderliches vor, glauben Sie es mir, meine liebe Freundin, ſagte Chamfort, indem er mit ſeiner komiſchen Mimik die Naſe durch die Lüfte ſtreckte, als wenn er in denſelben etwas auswittern wollte. Wer die Luft von Verſailles zu riechen gewohnt iſt, muß es hier ſchon auf den Schloßhöfen gleich herausſchnoppern können, ob etwas in der Temperatur liegt, und ob die Miſchung vielleicht augenblicklich verdorben iſt. Ich ahne wenigſtens jetzt, daß man es ſo weit bringen kann, obwohl ich immer nur aus dritter Hand die Ehre gehabt habe, mit dem Hofe zu leben, und meine Riechwerkzeuge noch lange keine höfiſche Dreſſur gewonnen haben. Aber heut laſſe ich es mir nicht ausreden, daß etwas in der Luft liegt, und daß hier eine Munkelei, ein Mißwachs der königlichen Gnaden und Freuden, oder irgend eine von den geheimen Verlegenheiten der Herrſchaft, die dem Ausbruch eines Banquerotts vorangehen, eingetreten. Der Baron von Breteuil und der Cardinal Fürſt von Rohan ſind, wie ganz Paris weiß, geſchworene Todfeinde, und wenn dieſe Beiden zuſammen im Cabinet des Königs zur Audienz ſind, muß es ſich um eine ungemein häkelige und ſchwierige Affaire handeln, und ich vermuthe etwas abſonderlich Luſtiges.

Könnte dies vielleicht ungünſtig und hinderlich für uns ſein? fragte Henriette mit erneuerter Aengſtlichkeit, indem ſie jetzt, unbehindert von den Lakaien, deren Aufmerkſamkeit auf ganz andere Dinge gerichtet ſchien, die prächtige Reihe der Vorſäle durchſchritten. Durch den letzten derſelben, den Salon des Krieges, in deſſen Malereien Frankreich und Bellona mit Waffentrophäen und Kriegsſchmuck aller Art und auch einige Heldenthaten aus der Herrſchaftszeit Louis XIV. an den Wänden erſchienen, gelangten ſie nun in die große Galerie, die ſich in ihrer unabſehbaren Länge und in ihrer überraſchenden Schönheit vor ihnen ausbreitete.

Es wird darauf ankommen, wie die Sachen hier im Schloſſe von Verſailles eigentlich ſtehen, erwiederte Chamfort, am Eingang der ungeheuren Galerie ſtehenbleibend, und ſie mit ſeinen ruhig prüfenden Blicken überfliegend. Nach Allem, was ich gehört habe, iſt der Miniſter von Breteuil ämſiger als je damit beſchäftigt, den Cardinal Rohan zu ſtürzen oder ihm irgend eine lebensgefährliche Schlappe zu bereiten. Paris war heut und geſtern voll der abenteuerlichſten Gerüchte, dir mir erſt in dieſem Augenblick, wo ich die Equipage des Prinzen Rohan hier ſtehen ſah, wieder in's Gedächtniß gekommen ſind. Unterliegt der Cardinal in dieſem ganz infernaliſchen Handel, der ihm angezettelt ſein ſoll, ſo wird Breteuil ſicherlich vor Freuden außer ſich ſein, und wir werden dann in dieſer Stimmung Alles von ihm erlangen können. Man muß hier am Hofe jedesmal auf die herrſchende Glücksfarbe pointiren, um zu ſeinem Ziel zu kommen.

Mit langſamen Schritten ſetzten ſie ihren Weg durch die bewunderswürdige Gallerie fort, die, mit ſiebzehn großen Fenſtern und ebenſo vielen, mit gewaltigen Spiegelgläſern ausgefüllten Arkaden verſehen, einen magiſchen Effect von Lichtern und Bildern darbot, indem das Verhältniß der Fenſter zu den Spiegeln hier ſo ſinnreich angeordnet iſt, daß der hinter dem Schloſſe liegende Park, der von der Galerie aus in ſeiner ganzen Ausdehnung überſehen werden kann, mit ſeinen verſchiedenen Gegenſtänden in die

Spiegel der Arkaden fällt und ſich in denſelben mit der reizendſten Wirkung abbildet.

Wir werden hier wohl eine Zeitlang verweilen müſſen, ſagte Chamfort zu ſeiner Gefährtin. Lehnen wir uns zu unſerm Ruhepunkt an dieſe beiden antiken Statuen, welche hier in dieſen Niſchen ſtehen, und von denen die eine ein Germanicus, die andere eine Venus iſt. Von hier aus haben wir zugleich den bequemſten Ueberblick über Alles, was in dieſer Galerie vorgehen mag, denn nach jener Seite dort liegen die Staatszimmer und das Cabinet des Königs, und dort tritt man aus den Gemächern der Königin heraus. Es kann uns alſo nichts entgehen, und wir dürfen uns einſtweilen in Muße der Betrachtung dieſer herrlichen Gemälde von Le Brun hingeben, in denen er einen Theil der Geſchichte des großen Louis XIV. in heroiſcher Manier hingeſtellt hat. Es fragt ſich nur, ob wir die Ruhe dazu über uns gewinnen werden, uns in alle dieſe Herrlichkeiten zu vertiefen, denn ſoweit das Auge reicht, ſieht man es hier nur von Trophäen und Siegesgöttinnen, unter denen ich dort auch einige Satyrn bemerke, und von den Kronen Frankreichs, und von Sonnen und Hähnen und Lilien, und von den Ordenszeichen des heiligen Michel und des heiligen Geiſtes wimmeln. Selbſt in dieſen Sammet-Tapeten dort ſind die Trophäen der erſten jungen Feldzüge des großen Königs eingewirkt. Das war eine Pracht, auf ſolche Weiſe Geſchichte zu machen, aber die Pracht iſt dabei größer als die Geſchichte, und vor lauter Pomp iſt es doch eigentlich zu keiner einzigen hiſtoriſchen Wahrheit gekommen, denn das „l'état c'est moi“ iſt doch eigentlich in allen Stücken immer nur eine hohle Prahlerei geweſen. Es verhält ſich zum Staat und zur Geſchichte, wie eine farbenſtrotzende Dekoration zu einer lebendigen, blühenden Landſchaft! Und wie iſt Ihnen dabei zu Muthe, meine tiefſinnende Frau von Nehra?

Ich kann hier kein Vertrauen faſſen, am allerwenigſten für unſere Sache, erwiederte Henriette, indem ſie mit einem Ausdruck von Traurigkeit ihre Blicke durch die weite glänzende Galerie hinſchweifen ließ. Ich kann mir nicht denken, daß wir an einem ſolchen Ort und in dieſen Umgebungen Sympathieen für einen Mann, wie Mirabeau, erwecken werden.

Sympathieen? wiederholte Chamfort, faſt zu laut lachend. Wahrlich, Henriette, Sie ſind die erſte ſchöne Seele, die in der Galerie von Verſailles nach Sympathieen ſeufzt. In dieſer Welt, in die wir hier eingetreten ſind, rechnet man nur auf den nichtswürdigen Zufall, den man zu benutzen und zu genießen verſtehen muß. Wenn das nicht wäre, würde ich mich mit der Angelegenheit unſeres Grafen Mirabeau gar nicht hierher gewagt haben. Denn er hat erſt jetzt wieder einen neuen gehäſſigen Verdacht gegen ſich rege gemacht, wie mir geſtern im Palais der Prinzeſſin Eliſabeth hinlänglich zu verſtehen gegeben wurde. Das Miniſterium beargwöhnt ihn, daß er jetzt in England gegen Frankreich zu operiren ſuche, und giebt ihm Schuld, ſowohl im geheimen Solde des engliſchen Cabinets als auch in einem revolutionnairen Einverſtändniß mit den Genfer Flüchtlingen in London zu ſtehen. Unſere diplomatiſchen Spione, die dies ausgekundſchaftet haben wollen, haben es als etwas ganz Gewiſſes hierher berichtet. Aber Mirabeau hat auch Freunde am Hofe von Verſailles, und Madame Eliſabeth gehört zu denſelben. Dieſe junge ſchöne Prinzeſſin hat gegen mich den vermaledeit klugen Gedanken ausgeſprochen, daß man Talente, wie den Grafen Mirabeau, für Frankreich zu gewinnen ſuchen müſſe. Darum ſind wir nun auch hierher gekommen, obwohl wir uns ſagen müſſen, daß wir dabei lediglich auf einen günſtigen Zufall Jagd zu machen haben. Stöbern wir dieſen nicht hier auf, ſo würden wir auf das ſchöne Princip der Madame Eliſabeth lange laufen können. Denn eigentlich iſt es ſchon ein verteufelt revolutionnairer Einfall in dem Kopfe dieſer kleinen Prinzeſſin, daß es der Mühe werth ſein könne, gerade ein Talent für Frankreich zu gewinnen. Das verrottete Frankreich, wie es jetzt iſt, bedarf keiner Talente, es müßte denn dazu ſein, durch dieſelben gänzlich umgewälzt und auf eine andere Stelle gebracht zu werden. Einen anderen Dienſt kann das Talent ſeinem Vaterlande heut nicht mehr leiſten, und es gehört mir zu den wunderbarſten Zeichen der Zeit, daß ein ſolcher Gedanke gerade bei einer Prinzeſſin von Frankreich aufſteigen konnte.

Frau von Nehra ſah ihn mit einer ängſtlichen Gebärde an, während ſeine unvorſichtigen Worte an den glatten Marmorwänden der langen Galerie hinabliefen, und tief unten an den Gemächern des Königs in einem dumpfen Gemurmel zu verhallen ſchienen.

Chamfort bemerkte erſt jetzt, daß die Gebärde, mit der ihn Henriette zum Schweigen aufzufordern ſchien, zugleich eine ganz beſtimmte Veranlaſſung hatte. Denn er ſah, daß am Ende der Galerie einige Offiziere der Gardes du Corps ſtanden, die dort mit einer beſtimmten Abſicht aufgeſtellt zu ſein ſchienen. Er erkannte unter dieſen den Capitain der Garden, Herzog von Villeroi, mit dem er im Hauſe des Grafen Vaudreuil häufig zuſammengetroffen war, und der ſtets ein beſonderes Intereſſe an den Tag gelegt hatte, ſich mit Chamfort zu unterhalten.

Kaum war der Herzog ſeiner anſichtig geworden, ſo eilte er auch jetzt auf Chamfort zu, um ihn mit den verbindlichen Manieren der vornehmen Geſellſchaft zu begrüßen, und ſich zu erkundigen, ob er ihm vielleicht hier irgend zu Dienſten ſein könne.

Eigentlich, fügte der junge Herzog lächelnd und mit einer galanten Verbeugung gegen Frau von Nehra hinzu, haben Sie es nur dem beneidenswerthen Umſtande zu verdanken, Begleiter einer ſo ſchönen Dame zu ſein, daß ich Ihnen nicht ſogleich das fernere Verweilen in dieſer Galerie ſtreitig mache. Denn ich bin ſoeben durch den Baron von Breteuil mit den ſtrengſten Befehlen hierher beordert worden. Sie treffen zu einer ſehr eigenthümlichen Situation hier im Schloſſe von Verſailles ein, Herr vor Chamfort.

Ich bin durchaus nicht neugierig, entgegnete Chamfort in ſeiner verſteckten Ruhe. Die Geheimniſſe der großen Herren zu erfahren, iſt für kleine Leute ſehr gefährlich.

Wir wünſchten nur den Miniſter von Breteuil in einer Angelegenheit dieſer Dame, der Frau von Nehra, zu ſprechen, und wenn uns der Herzog von Villeroi mit ſeiner bekannten Liebenswürdigkeit dazu behülflich ſein wollte, würden wir uns zu größtem Dank verpflichtet fühlen.

Wann dies geſchehen kann, läßt ſich in dieſem Augenblick gar nicht berechnen, antwortete der junge Capitain der Garden mit einem geheimnißvollen Ton. Aber ich werde Sie erſuchen, mit Frau von Nehra dort in den Salon einzutreten, der zur Seite der großen Gemächer des Königs läuft. Sobald es möglich iſt, werde ich den Baron von Breteuil von Ihrer Anweſenheit benachrichtigen laſſen. Aber hier in der Galerie dürfte Ihr Verweilen ſchon deshalb nicht länger thunlich ſein, weil meine Kameraden dort, wie ich, darauf angewieſen ſind, die erhaltenen Befehle auszuführen. Und nur der Beſtürzung, die bei der geſammten Dienerſchaft im Palais herrſcht, haben Sie es zuzuſchreiben, daß Sie überhaupt dieſen für heut verbotenen Weg betreten konnten.

Chamfort gab Frau von Nehra den Arm, um ſie zu dem ihnen bezeichneten Salon hinzuführen. In der Thür deſſelben aber blieb er mit ihr ſtehen, um von der Unterhaltung mit dem Herzog von Villeroi, der dazu bereitwillig in ihrer Nähe blieb, doch noch einigen Vortheil zu ziehen.

Sagen Sie mir doch, Herr Herzog, begann Chamfort, in welcher Eigenſchaft ſich der Cardinal jetzt im Cabinet des Königs befindet?

Ohne Zweifel in ſeiner Eigenſchaft als Groß-Almoſenier, bemerkte der Herzog ausweichend. Ungefähr vor einer Stunde traf er in Verſailles ein, um, wie man glaubte, ſeinen amtlichen Functionen in jener Beziehung nachzukommen. Vor einer halben Stunde wurden wir, ich und mein Kamerad, der Graf d'Agout, nebſt einigen andern Offizieren, durch einen beſonderen Befehl des Miniſters von Breteuil hierher in die Galerie beordert, um eine weitere Verfügung abzuwarten. Der Cardinal ſcheint im Cabinet des Königs feſtgehalten worden zu ſein, und auch die Königin hat ſich vor Kurzem aus ihren Gemächern in das Cabinet Seiner Majeſtät begeben.

Ah, erwiederte Chamfort, die Königin iſt ſicherlich ſehr nöthig bei dieſem Handel, denn die Geſchichte dreht ſich ganz gewiß um Diamanten, welche Marie Antoinette ſehr liebt, und die ihr in der letzten Zeit viel Kummer gemacht haben ſollen.

Wie, Ihr wißt etwas davon? rief der Capitain der Garden mit dem größten Erſtaunen. Dann fügte er mit leiſer Stimme hinzu: Man flüſtert heut aller Orten im Schloſſe von Verſailles, daß der Cardinal von Rohan bei einem Diamantſchmuck, der mit der Perſon der Königin in Verbindung geſetzt wird, eine höchſt zweideutige Rolle geſpielt habe. Man hat den König nie ſo aufgebracht und zornig geſehen, als heut.

Dies Geheimniß alſo bricht heut am Hofe von Verſailles auf, rief Chamfort, indem ein unheimliches Lächeln durch ſeine Züge blitzte. Die Gerüchte, welche ſeit geſtern die Stadt durchlaufen, werden Sie ebenſo gut kennen, als ich. Aber von dieſen Gerüchten wird auch die Königin keineswegs geſchont, und ich enthalte mich deshalb, an dieſem Ort noch irgend Etwas darüber hinzuzufügen.

Es ſcheint, daß Euch in Paris darüber bei weitem mehr bekannt iſt, als uns, die wir hier in Verſailles ſcheinbar an der Quelle der Ereigniſſe leben, ſagte der Capitain der Garden, ihn ſcharf mit ſeinen Blicken fixirend.

Dies verhält ſich ungefähr ſo, wie man in der unmittelbaren Nähe eines großen Waſſerfalls gar nicht hören kann, und erſt, wenn man weiter davon entfernt ſteht, das Donnern und Brauſen und die geſchwätzigen Erzählungen der Waſſerſäule vernimmt, lachte Chamfort. In Paris hat man allerdings das feinſte und ſicherſte Gehör für Alles, was ſich in Verſailles zuträgt. Man hat dort bereits gehört, daß die Königin ſich ſeit einiger Zeit in großen Aengſten um einen Halsſchmuck befindet, welchen der Kron-Juwelier Böhmer aus Diamanten in einem Werthe von einer Million und ſechsmal hundert tauſend Francs angefertigt hat. Die diamantenluſtige Königin ſoll aber gleichwohl den Ankauf dieſes koſtbaren Schmucks ſchon vor einigen Jahren abgelehnt und den König beſchworen haben, in einer Zeit, wo ſo viel Noth im Lande und Volke ſei, von dem Erwerb dieſer Juwelen für ſie abzuſtehn. Nichtsdeſtoweniger will man in Paris, wohlverſtanden, ich rede nur von dem ruchloſen und verderbten Paris, behaupten, daß das Diamanten-Halsband heimlich in den Beſitz Marie Antoinette's gewandert ſei, indem ein unbekannter Freund der Königin, wer weiß unter welchen Ausſichten auf zarten Lohn, für die Kaufſumme aufgekommen und auch Vorſchußzahlungen auf Rechnung der Königin übernommen haben ſoll. Dieſer räthſelhafte Freund ſoll aber ſtärker an Einbildung wie an Kaſſe geweſen ſein, oder er traute dem wunderſamen Handel nicht, in den er hineingezogen worden. Genug, er ſcheint nicht ordentlich gezahlt zu haben, und Freund Böhmer begann nun Lärm zu ſchlagen, und ſich gegen verſchiedene Perſonen des Hofes zu beklagen. So viel weiß man in Paris, und man kann ſich denken, daß dieſen Gerüchten zugleich giftige Nebeldünſte aller Art ſich anhängen, die namentlich das ſchöne liebenswürdige Bild der Königin ſelbſt beflecken. Die eigentliche Intriguantin in dieſem Handel ſoll eine abenteuerliche Gräfin Lamotte ſein, und man beſchuldigt die Königin eines geheimen Einverſtändniſſes mit dieſer Dame, durch welche der Cardinal Rohan — denn kein Anderer iſt der unbekannte Brillantenſpender der Königin — zu dieſer halsbrechenden Aventure verlockt worden.

Laßt uns von dieſen Dingen ein ander Mal ſprechen, ſagte der Herzog von Villeroi, indem er mit ängſtlichen Blicken die Thür, welche in das Cabinet des Königs führte, beobachtete. Im Uebrigen kennt Ihr meine Geſinnungen, ſetzte er mit einem verſtohlenen Ausdruck hinzu, indem er Chamfort die Hand ſchüttelte und ſich auf ſeinen Poſten zurückbegab.

Dieſer junge Adel bildet ſich ein, oppoſitionell gegen die Hofwirthſchaft zu ſein, ſagte Chamfort zu ſeiner Gefährtin. Aber im Grunde wird ihnen doch angſt und bange bei jedem derberen Wort, mit dem man die wunde Haut dieſer Hofverhältniſſe ſtreift. Darum machte ich mir das Vergnügen, ihn gerade hier an Ort und Stelle ein wenig in Verlegenheit zu ſetzen.

In dieſem Augenblick vernahm man ein auffallendes Getöſe in der Galerie. Die Thür der Gemächer des Königs wurde heftig aufgeriſſen, und die Stimmen einiger heraustretenden Perſonen wurden laut. Chamfort war mit Frau von Nehra hinter die Thür des Seiten-Salons zurückgetreten, konnte aber von dort den ganzen Vorgang, der ſich in dieſem Moment zutragen wollte, überſehen.

Chamfort erkannte den Miniſter von Breteuil, der zuerſt in einer ſtürmiſchen Bewegung herausgetreten war, und die beiden Capitaine der Garden, den Herzog von Villeroi und den Grafen d'Agout, zu ſich herangewinkt hatte. In demſelben Augenblick aber erſchien hinter dem Miniſter der Cardinal von Rohan, der in dem vollen Ornat ſeiner hohen kirchenfürſtlichen Würde gekleidet war, in ſeinem bleichen und verſtörten Geſicht aber die Spuren der größten Erſchütterung verrieth.

Folgen Sie mir jetzt, wie es Se. Majeſtät der König über Sie beſchloſſen hat! rief der Baron von Breteuil mit einer barſchen Stimme dem Cardinal zu, der beim Anblick der Garden, die ſich ihm zu nähern anfingen, betroffen und rathlos ſtehen geblieben war, und ungewiſſe und fragende Blicke auf den Miniſter richtete.

Die hohe ſchöne Geſtalt des Cardinals ſchwankte und zitterte. Die ungewöhnliche Lage, in der er ſich befand, ſchien ihn ſo beſtürmt und in ſich niedergeworfen zu haben, daß er ſichtlich ſeiner Beſinnung nicht mehr mächtig war und, unfähig einen Entſchluß zu faſſen, ſich willenlos Allem, was über ihn verfügt wurde, überließ.

Der Miniſter von Breteuil überwies den Cardinal den Händen des Herzogs von Villeroi, mit dem er zuvor einige leiſe Worte geflüſtert hatte. Dieſer aber führte den Cardinal, indem er ihn mit beſonderer Ehrerbietung am Arm geleitete, einige Schritte weiter, und übergab ihn dann an den Grafen d'Agout und einen Unter-Lieutenant der Dragoner, die ihn mit ſtrenger militairiſcher Haltung empfingen und in ihrer Mitte mit ſich fortnahmen.

In die Baſtille! rief der Miniſter mit einem ſcharfen frohlockenden Klang ſeiner Stimme hinter ihnen her, indem er ihnen nachblickte und ein unendlich befriedigter Zug der Schadenfreude auf ſeinem Geſicht aufblitzte.

In die Baſtille! wiederholte der Herzog von Villeroi mit einem bangen Schreckensausruf, den das Echo am unterſten Ende der Galerie in unheimlichem Geflüſter nachbebte.

Der Cardinal hob bei dieſen Worten, die plötzlich unabweislich in ſein Bewußtſein einzudringen ſchienen, ſeine beiden Arme mit einer entſetzten und flehentlichen Gebärde zum Himmel empor, und ſchien dem Zuſammenſinken nahe zu ſein. Seine Begleiter aber hielten ihn aufrecht und verſchwanden ſchleunigſt mit ihm hinter der Thür, welche die große Galerie ſchloß.

Wahrhaftig, da wird er fortgeführt, der Kirchenfürſt, unter militairiſcher Bedeckung! rief Chamfort, ſeinem Erſtaunen Ausdruck gebend. Der ſchöne Prinz Louis wird auf die Baſtille geſchleppt! Wie? Der Polizei-Arm des weltlichen Despotismus darf ſich auch nach dem Purpurmantel des Cardinals und nach ſeinem hübſchen rothen Käppchen ausſtrecken? Das ſind ja Zeichen und Wunder, die beim hellen lichten Tage geſchehn. Und iſt Seine Eminenz, der Prinz von

Rohan-Guemené, nicht zugleich ein erlauchter Abkomme der einſtigen ſouverainen Herren der Bretagne? Wenn man auch ſolche Leute in die Baſtille ſchickt, da wird die Baſtille bald der Altar ſein, an dem man der Gleichheit opfert, und an dem man lernt, alle Unterſchiede und Rangſtufen aufzuheben. Dann wird es am Ende noch der Ruhm des Königs, den Cultus der Gleichheit in Frankreich begründet zu haben! —

Chamfort war mit Frau von Nehra wieder in die Galerie hinausgetreten, in der Alles ſtill geworden war, und ſich Niemand mehr anweſend befand. Es währte aber nicht lange, ſo zeigte ſich der junge Herzog von Villeroi wieder, der inzwiſchen mit dem Miniſter von Breteuil in eines der Vorgemächer der königlichen Appartements eingetreten war.

Eilen Sie jetzt, ſagte er mit einer verbindlichen Gebärde zu Frau von Nehra, denn der Miniſter iſt geneigt, Sie dort in jenem Zimmer zu empfangen, und erwartet Ihre Mittheilung, die ich ihm angekündigt habe. Sie haben den allergünſtigſten Moment dazu getroffen. Der Baron von Breteuil iſt in einer ſo heitern und glücklichen Stimmung, wie man ihn kaum noch geſehen hat, und man darf überzeugt ſein, daß er in dieſem Augenblick jede Bitte fördert, die nur irgend an ihn gebracht werden mag.

Mit dieſen Worten geleitete er Frau von Nehra raſch zu der Thür, in welche ſie zu dem Miniſter eintreten ſollte.

Chamfort war zurückgeblieben, um ihre Wiederkehr zu erwarten. Der Capitain der Garden ſtand ihm gegenüber, und nickte ihm mit einer bedeutungsvollen und ernſten Miene zu.

Hat der Cardinal Alles eingeſtanden? fragte Chamfort lebhaft. Iſt er in dieſem wunderſamen Handel der Betrüger oder der Betrogene?

Darüber wird ſich wohl niemals ein Licht verbreiten, erwiederte der Herzog von Villeroi. Nach Allem, was ich ſoeben aus den Gemächern des Königs gehört, iſt die Verwirrung des Cardinals eine gränzenloſe geweſen. Der König und die Königin drangen Beide mit dem größten Ungeſtüm auf ihn ein. Der Cardinal geſtand offen, daß er einen Diamanten-Schmuck von Böhmer gekauft, und ſich dazu durch einen Brief der Königin bewogen gefunden habe, den dieſelbe an die Gräfin Lamotte gerichtet. Dieſen Brief zeigte er ſogar aus ſeinem Portefeuille vor, aber der König und die Königin erkannten die Handſchrift ſogleich als nachgemacht an, und beſonders die Unterſchrift des Billets wurde dem Cardinal als eine unmögliche vorgehalten. Der König ſoll es ihm mit den heftigſten Worten zum Vorwurf gemacht haben, daß ein Prinz aus dem Hauſe Rohan und ein Groß-Almoſenier von Frankreich eine Unterſchrift, die „Marie Antoinette von Frankreich“ lautet, für eine ächte habe halten können, da doch Jedermann bekannt ſein müſſe, wie die Königinnen von Frankreich ſtets nur ihren Taufnamen unterzeichneten. Der Cardinal ſoll aber ſtets nur ſtammelnd und zitternd wiederholt haben, daß ihm der Wunſch, der Königin zu gefallen, und die Meinung, ihr durch Uebernahme dieſer Commiſſion ſeine Huldigung darzubringen, die Augen verblendet und den Sinn verwirrt habe. Dieſe Erklärung erregte aber erſt den Zorn der Königin, deren perſönliche Abneigung gegen den Cardinal bekannt iſt. Die Scene ſoll nun einen ungemein peinlichen Grad erreicht haben, und da Seine Eminenz ſich kaum mehr auf den Füßen erhalten, noch weniger aber weitere Antworten ertheilen konnte, ſo ließ ihn der König in ein Nebenzimmer abtreten, um dort ſeine Rechtfertigung ſchriftlich aufzuſetzen. Die Schrift aber, mit welcher der Cardinal nach einer Viertelſtunde wieder vor den Majeſtäten erſchien, ſoll noch weniger zur Löſung aller dieſer Räthſel gedient haben, und der König befahl ihm nun mit trockenen Worten, abzutreten. Der Ausgang dieſes Verhörs muß ſchon vorher feſtgeſtellt geweſen ſein, da Seine Eminenz ſofort beim Heraustreten von dem Baron von Breteuil in Empfang genommen wurde.

Chamfort hatte dieſen Bericht aufmerkſam angehört, und ſagte dann kopfſchüttelnd: Es wird ewig auffallend und unbegreiflich bleiben, daß man dieſen Handel ſo ſehr an die große Glocke ſchlagen will. Wenn ſich irgend eine Sache zum Vertuſchen eignet, ſo ſcheint es mir dieſe zu ſein. Und der Hof war ſonſt ſo ſtark gerade in dieſer Kunſt, und nun will er plötzlich Alles ausplaudern und ans Licht ziehen laſſen, was hinter ſeinen Couliſſen geſchieht. Der gute Cardinal hat, ungeachtet ſeiner funfzig Jahre, und ungeachtet ſeines etwas veralteten Rufes als ſchöner Mann, die Abſicht gehabt, mit der ſchönen Königin einen Liebeshandel anzufangen. Ob ſein Irrthum blos der geweſen, daß er, wie ein großer Theil des Publikums, die Königin für leichtfertig gehalten, oder ob er ein Opfer des Betruges iſt, welchen ihm beſtialiſche Unterhändler in dieſer Sache, ſei es mit ſei es ohne Wiſſen der Königin, geſpielt, wer will jemals dahinter kommen können? Aber nur vorwärts, liebes Unheil, denn wenn dieſe Geſchichte einmal in die Oeffentlichkeit gebracht wird, oder gar von den Gerichten entſchieden werden ſoll, dann wird das Unheil dabei gedeihen, man fange es an, wie man auch wolle. Und wie ſoll irgend ein Gerichtshof über ein Ding entſcheiden, das bis in die verborgenſten Winkel des Herzens einer Königin ſich entzieht, und bei dem die weibliche Leidenſchaft für Diamanten auf der einen Seite, und auf der anderen Seite die phantaſtiſche Galanterie eines verliebten Kirchenfürſten ſteht? Wie unvorſichtig von den Majeſtäten, daß ſie dies Paquet öffentlich aufmachen wollen, das ihnen der böſe Feind vor die Füße geworfen hat. Da können ja nur ſehr faule Fiſche darin eingewickelt ſein, und die Monarchie wird dadurch von neuem in einen übeln Geruch kommen. Aber da erſcheint Frau von Nehra wieder, und ihr heiteres Geſicht verkündet Gutes.

Henriette trat in dieſem Augenblick mit einer freudeſtrahlenden Miene heraus und trat eiligſt auf Chamfort zu, um ihm mitzutheilen, wie ihre Unterredung mit dem Miniſter einen über alles Erwarten glücklichen Erfolg gehabt habe. Der Herr von Breteuil hatte ſie nicht nur mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, ſondern ihr auch das Mémoire Mirabeau's, welches ſie zu überreichen gehabt, mit dem Verſprechen abgenommen, es noch heut zu leſen und im beſten Sinne würdigen zu wollen. Zugleich waren von ihm in dem Geſpräch, welches er mit ihr angeknüpft, ſehr günſtig zu deutende Aeußerungen über Graf Mirabeau gefallen, und er hatte mit beſonderer Geneigtheit hinzugefügt, daß nach ſeiner Anſicht die früher erlaſſene Kabinets-Ordre des Königs, durch welche Mirabeau zur unumſchränkten Verfügung ſeines Vaters geſtellt worden, keine beſtehende und gültige Kraft mehr haben könne. Mit der Verſicherung, daß er dem König darüber am nächſten Tage Vortrag halten und den Entſcheid an die ihm zurückgelaſſene Adreſſe der Frau von Nehra ſogleich befördern werde, war Henriette von ihm entlaſſen worden.

So waren wir denn allerdings zu einer glücklichen Stunde nach Verſailles gekommen, ſagte Chamfort, indem er Henriettens Arm nahm. In der Luftſchicht des Hofes herrſchen heut die merkwürdigſten Winde, die gleichzeitig einen Cardinal in die Baſtille ſchicken und einen Mirabeau wieder flott machen. Denn daß Breteuil jetzt Alles beim König durchſetzt, wofür er ſich erklärt, kann kaum bezweifelt werden. So ſei denn die ganze Halsbandgeſchichte geſegnet, und Ihnen, Herr Herzog, unſer ſchönſter Dank dargebracht!

Damit empfahlen ſie ſich dem Capitain der Garden, der ſie in ſeiner verbindlichen Weiſe bis zum Ausgang der großen Galerie von Verſailles begleitete. —

IV.

Der Graf Caglioſtro und ſeine Frau.

In der Rue St. Claude, im Stadtviertel de Marais, lag ein kleines Haus, das ſeit einiger Ze ein eigenthümlicher Anziehungspunkt für die vornehm Geſellſchaft von Paris geworden zu ſein ſchien. Fa zu allen Tageszeiten hielten vor demſelben die glänzendſten Equipagen ſtill, aus denen die Nachbaren m großer Verwunderung die namhafteſten Herren un Damen des Hofes und die berühmteſten Würdenträg des Adels, ja ſogar der Geiſtlichkeit ausſteigen ſahen

Man wußte, daß dieſe Beſuche, die nie aufhörte und ſtets längere Zeit verweilten, einem räthſelhafte Fremden galten, der ſeit einigen Monaten dies Hau gemiethet hatte, und daſſelbe mit ſeiner Frau un noch einigen anderen Perſonen bewohnte, die ebenfall ein wunderbares und abenteuerliches Dunkel um ſi her verbreiteten. Aber auch ganze Schaaren von armen Leuten erſchienen zu einer beſtimmten Zeit an den Pforten dieſes Hauſes, und gingen mit den reichſten Geſchenken, die ihnen von einer prächtig gekleideten Dienerſchaft verabreicht wurden, unter lauten Segenswünſchen für den fremden Wohlthäter wieder von dannen.

Mit einer Extrapoſt und einem zahlreichen, in die glänzendſte Livrée gekleideten Gefolge, das aus Läufern, Kammerdienern und Lakaien beſtand, war der Fremde mit ſeiner Gemahlin, einer jungen, ungewöhnlich ſchönen Dame, angekommen, und hatte ſich in dem Hauſe unter den prunkvollſten und koſtbarſten Veranſtaltungen niedergelaſſen. Er nannte ſich Graf Caglioſtro, welchen Namen man bald auch mit anderen wunderbaren Titeln und Würden, die er ſich beilegen ließ, vertauſchen hörte.

Er erſchien als ein Mann von mittleren Jahren, der nicht mehr als das vierzigſte Jahr erreicht haben mochte, obwohl er ſich zuweilen in ſeiner Phyſiognomie und in ſeiner ganzen Haltung, die ſich auf eine erſtaunliche Weiſe verändern zu können ſchienen, einen an ein fabelhaftes Uralter erinnernden Ausdruck beizulegen wußte. Seine Geſtalt ſtellte ſich äußerlich nicht gerade vortheilhaft dar, welcher Eindruck ſowohl durch ihr gebücktes, ſcheinbar ſchwer bewegliches Weſen, als auch durch die abenteuerliche Kleidung, in der er ſich trug, hervorgerufen wurde. Sein Anzug beſtand aus einem blauen, mit Borden beſetzten Taffetrock, zu dem er golddurchwirkte Strümpfe und Sammet-Schuhe mit blitzenden, von Edelſteinen eingefaßten Schnallen trug. Auf dem Kopfe ſaß ihm der mit weißen Federn gezierte Hut, den er ſelten und auch im Hauſe nicht abzulegen pflegte, und dem ſeine ſeltſame Coiffüre, die aus gepuderten und in gedrehten Zöpfen lang herunterhängenden Haarflechten beſtand, auf eine ebenſo bizarre als lächerliche Weiſe entſprach. Strahlende Diamanten trug der Graf Caglioſtro ſowohl an allen ſeinen Fingern, als auch an ſeinen Buſenſtreifen und den goldenen Hängeketten ſeiner Uhr, was den geheimnißvollen Glanz, in dem er ſich darzuſtellen ſuchte, auf der andern Seite wieder durch den eiteln Anſtrich des Charlatans beeinträchtigte. An Tagen, wo die Luft nur einigermaßen kühl ging, ſah man ihn auch über dieſer Kleidung noch einen bläulich ſchimmernden Fuchspelz tragen, der noch mit einer Kapuze von Pelzwerk in einer an eine myſtiſche Figur erinnernden Form verſehen war.

Die Einrichtung, die er ſeinem Hauſe gegeben, hatte nicht minder etwas Ungewöhnliches und Geheimnißvolles. Es gab in demſelben Prunkgemächer, die mit einem fabelhaften Luxus ausgeſtattet waren, und in denen der Graf Caglioſtro ſeine Geſellſchaft empfing. Neben dieſen Salons lagen kleinere Cabinets umher, zu denen Niemand den Zutritt hatte, und die zum Theil mit räthſelhaften Figuren, Inſtrumenten und Werkzeugen aller Art angefüllt waren.

In einem dieſer Cabinette ſaß Caglioſtro, mit Vorbereitungen und Studien beſchäftigt, die ſein ganzes Nachſinnen in Anſpruch zu nehmen ſchienen. Ein Buch, in dem er anhaltend las, ſchien ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich zu feſſeln, und nur zuweilen ſchweiften ſeine Blicke auf einige ihn umgebende Schmelztiegel hinüber, die auf Kohlenbecken ſtanden und durch ihren beſtändig brodelnden und kniſternden Inhalt die abgeſchiedene Stille des Gemachs unterbrachen.

Caglioſtro hatte nicht bemerkt, daß ſchon ſeit einiger Zeit eine Dame hinter ihm ſtand, welche ihm lächelnd über die Schulter blickte und dieſelbe zuletzt leiſe mit ihrer Hand berührte, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Er ſah ſich um, und begrüßte mit einem kalten, flüchtigen Lächeln die Gräfin Caglioſtro, die ihn bat, ſie einen Augenblick anzuhören.

Was willſt Du, Lorenza? fragte er, ſein Mißvergnügen über die Störung durchblicken laſſend, die reizende Frau, deren üppige, etwas derbe Schönheit in dem leichten Negligé, das ſie trug, faſt feſſellos ſich darſtellte.

Ich muß Dich ſchon etwas in die Gegenwart zurückrufen, auch auf die Gefahr hin, daß Du Dich in dieſem Augenblick in Aegypten befinden oder eben Deinen alten Platz an der Hochzeitstafel zu Cana wieder eingenommen haben ſollteſt, entgegnete die Gräfin mit einem halb ſpöttiſchen halb frivolen Ausdruck. Aber es iſt Etwas vorgefallen. Der Cardinal von Rohan iſt, wie man ſoeben in der ganzen Stadt hört, geſtern Nachmittag in die Baſtille gebracht worden, und wird daher heut, wo er zum Diner bei uns kommen wollte, ſchwerlich als unſer Gaſt erſcheinen können. Soll das Diner nun abbeſtellt und den übrigen Eingeladenen auch abgeſagt werden?

Caglioſtro war von ſeinem Sitz aufgeſprungen, und hob mit Heftigkeit den Federhut von ſeinem Haupt empor, indem er ihn, wie dies in ſeiner Gewohnheit lag, gleichzeitig wieder auf daſſelbe zurückſtülpte.

Denkſt Du, daß ich es nicht gewußt habe? rief er, ſie mit ſeinen wunderbar funkelnden Augen, in denen ſeine ſtärkſte Anziehungskraft lag, lange betrachtend. Als ich geſtern gerade in der Mitternachtsſtunde von Fontainebleau zurückkehrte und durch die Straßen von Paris wieder einfuhr, hatte ich plötzlich ein Geſicht, das mir den Cardinal in einem Gefängniß der Baſtille zeigte, und ich wußte nun, daß, was ich längſt vorausgeſehn, ihn ereilt habe. Hätte ich unſer Diner deshalb abgeändert ſehen wollen, ſo würde ich Ihnen, Frau Gräfin, gleich heut Morgen darüber das Nöthige haben zukommen laſſen. Aber ich ſehe, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit immer wieder einfallen will, an mir zu zweifeln.

Nein, gewiß nicht, erwiederte Lorenza mit verſtelltem Ernſt, indem ſie ſich anſcheinend mit der größten Feierlichkeit vor ihm verneigte. Seitdem Sie Groß-Kophta geworden und Ihr mächtiger Geiſt uns in die Geheimniſſe der ägyptiſchen Maurerei eingeweiht hat, fühle ich mich noch gewaltiger als je von Ihrem Einfluß gefeſſelt, und beuge mich demſelben wie die Blume dem ſie belebenden Hauch des Himmels. Aber auf die Geheimniſſe von Küche und Keller will ſich Ihre ägyptiſche Maurerei noch immer nicht erſtrecken, Herr Graf Aleſſandro Caglioſtro. Ihre Geiſter erſcheinen zwar pünktlich, woher ſie auch von Ihnen gerufen werden, aber Braten, Paſteten, Fricaſſées, und Alles was ſonſt zu einem Diner gehört, bedarf einer weit ſchwierigeren Vorbereitung, und daher die Beſorgniß Ihrer noch in einem niedrigen Grad befangenen Dienerin, daß, wenn das angeſagte Diner heut wirklich um ſieben Uhr ſtattfinden ſoll, irgend etwas dabei verſäumt werden könnte.

Ich ſehe, die Gräfin Caglioſtro iſt noch immer derſelbe luſtige Vogel, der ſie als Lorenza Feliciani war, rief Caglioſtro lachend, indem er ſeine ſchöne Frau umarmte. Sein Geſicht, das eine regelmäßige Wohlbildung hatte, zeigte ſich dabei einen Augenblick lang in einem heitern und unbefangenen Ausdruck. Dann aber hüllte er ſich plötzlich wieder in ſeine ganze pathetiſche Würde ein, und er ſagte mit einem myſteriöſen Ernſt:

Ich hatte dem Cardinal verſprochen, ihn heut mit dem großen Richelieu bei mir zu Tiſche ſitzen zu laſſen, und dies hatte ihn ſchon ſeit lange mit dem wunderbarſten Reiz der Erwartung erfüllt. Ich habe inzwiſchen alle mir gegebenen Kräfte daran geſetzt, mich mit dem Geiſt des großen Cardinals zu verſtändigen, und ich darf gewiß ſein, daß, wenn ich ihn heut rufe, er nicht nur erſcheinen, ſondern auch ſein Wort über die Zukunft Frankreichs, das ich von ihm mächtig fordern werde, uns prophetiſch enthüllen wird. Wie die Tiſchgeſellſchaft zuſammengeſetzt iſt, in welcher er dabei erſcheint, wird dem Geiſt Richelieu's ziemlich gleichgültig ſein. Da ſich der Cardinal Rohan durch ſeine Thorheiten um dieſe Gunſt gebracht hat, ſo habe ich ſchon heut früh an ſeiner Stelle den Herrn Chamfort eingeladen, einen der feinſten und auserleſenſten Köpfe Frankreichs, der mich bereits mehrmals darum erſucht hat, einer Offenbarung der neuen ägyptiſchen Maurerei bei uns beiwohnen zu dürfen. Der Mann iſt mir wichtig, denn er iſt zugleich Mitglied der Akademie, und ich wünſche, daß in dem berühmten Schooß der Vierzig ein Bericht über meine neue Wiſſenſchaft abgeſtattet werden möchte. Ich hoffe, ſelbſt die Akademie zu der Anerkennung zu zwingen, daß es auch auf dieſer Erde ſchon eine Kraft des menſchlichen Geiſtes giebt, die weit über die Geſetze der Zeit und der Natur hinausreicht, und die von denen, welche ſie verſtanden und ſich zu eigen gemacht, als ein heiliges Wiſſen im Dienſt der ganzen Menſchheit geübt wird. Dieſer Anerkennung der franzöſiſchen Akademie bedarf ich nicht, aber ſie wird unſerer Sache bei den thörichten Menſchen nützen. Herr Chamfort hat zugeſagt, und noch um die Erlaubniß gebeten, eine fremde Dame aus England mit einführen zu dürfen, was ich zugleich im Namen der Gräfin Caglioſtro gern angenommen habe. Dann werden wir zu unſerm heutigen Diner noch einen deutſchen Baron, einen Herrn von Hohenfels, zu empfangen haben, der vor Kurzem noch Miniſter des Kurfürſten von Trier war. Er iſt ein Lebemann, der in Paris allen Damen den Hof macht, ſehr reich und ſehr verſchwenderiſch, und ich empfehle ihn Dir, denn Du haſt ſchon früher einmal gezeigt, daß Du Dich darauf verſtehſt, deutſche Gemüther zu behandeln. Der Miniſter von Hohenfels wird uns durch meine Freundin, die Marquiſe von Barbeyrac, zugeführt werden, in deren Soirée neulich ein heftiger Kampf über die Theorie des Geiſterreichs geführt wurde. Die Marquiſe ſuchte wieder, wie immer, durch ihre Zweifel zu glänzen, und der deutſche Exminiſter, um ihr die Cour zu machen, ſtellte ſich faſt auf den Kopf, indem er ſeinen Unglauben mit einem fürchterlichen Heroismus gegen mich anrücken ließ. Da lud ich ſie zu Tiſch, um an ihrer Bekehrung heut ein herrliches Exempel zu ſtatuiren.

Du biſt der Meiſter, Aleſſandro, und ich gehorche Dir, wie immer, ſagte Lorenza, indem ſie mit einem ſchelmiſchen Blick ſeine Hand an ihren offenen Buſen drückte. Das Diner wird zu der Stunde bereit ſein, zu der Du eingeladen haſt. Aber ich ſehe erſt jetzt recht ein, wie ich zu Deinem Geiſt nicht hinanreiche, denn ich begreife Dein gleichgültiges Verhalten bei der Verhaftung des Cardinals von Rohan nicht. An Deiner Stelle würde ich, ſtatt heut ein Diner zu geben, auf das Schleunigſte Poſtpferde für uns beſtellt haben. Aber es trifft wohl wieder zu, daß ich die Dinge noch immer ſo gemein und alltäglich anſehe, als ob ich noch im Hauſe meines Vaters, des Kupferſchmiedemeiſters Feliciani, wäre, wie Du neulich mir vorgeworfen haſt.

Du biſt zuweilen eine empfindſame Närrin, ſagte Caglioſtro mit abweiſender Gebärde. Was in aller Welt habe ich mit dem Cardinal zu ſchaffen? Ich hatte nicht die Macht, ihn vor der Baſtille zu bewahren, denn er ließ ſich von ſeinen Leidenſchaften jagen, wie ein Wild, das zuletzt ſeinen Ausweg vor dem Jäger verlieren muß. Ich aber bin der Mann der Idee, und die Leidenſchaften der Menſchen ſind für mich nur die Zügel, mit denen ich das Schickſal gängele. Wenn der Cardinal ſich einbildete, von der ſchönen Königin Marie Antoinette erhört werden zu können, ſo hat er damit ein wahres Prachtſtück ſeiner Thorheit geliefert, und ſolche Thorheiten ſind gut, denn ſie helfen oft dazu, große Ereigniſſe vorzubereiten und durch einander zu ſchütteln, und darum habe ich auch das Vertrauen, das er zu mir hatte, benutzt, um ihn auf dieſe Bahn zu treiben. Was folgt aber daraus?

Nun, entgegnete Lorenza mit ihrem liſtigen Lächeln, er fragte Dich um Rath, ob er ſich mit dem Ankauf jenes beiſpiellos ſchönen Diamanten-Halsbandes einlaſſen ſolle und ob er darauf mit Erfolg ſeine Werbung bei der Königin werde begründen können. Und Du nahmſt die Sache mit großer Wichtigkeit, mein Freund. Du ließeſt eine ſogenannte Taube kommen, wie in Deiner Wiſſenſchaft die jungen Mädchen im Unſchuldszuſtande genannt werden, und nachdem Du ihr in Deiner Eigenſchaft als Groß-Kophta die Hände aufgelegt, und ihr dadurch die Kraft mitgetheilt hatteſt, mit den Geiſtern der Mittel-Region zu verkehren, ſtellteſt Du ſie vor die Kryſtal-Vaſe, um in dem reinen Waſſer den Spiegel der Zukunft zu ergründen. Und das jungfräuliche Kind ſah in der Caraffe nur die höchſten Wonnen und Freuden für Seine Eminenz, und damit wurde über den ganzen Handel dje Weihe Deiner Wiſſenſchaft geſprochen, großer Caglioſtro.

Es iſt wahr, erwiederte Caglioſtro, in ein augenblickliches rohes Lachen ausbrechend, das er jedoch bald wieder meiſterte, dieſe Leute, die ſonſt gar nichts mehr glauben, glauben noch an eine reine Jungfrau, die ihnen aus einer Waſſer-Caraffe etwas prophezeit. Der Cardinal ging bald darauf recht muthig ins Zeug hinein, und ließ ſich auf der Stelle mit unſerer trefflichen Freundin Lamotte ein, die ihn noch dazu mit eigenhändigen Billets der Königin bearbeitete. Er kaufte das Halsband, und unſere gute Gräfin Lamotte empfing es aus ſeinen Händen, um es in die der Königin zu legen. Was kann man mir dabei nachſagen? Ich habe nur die Rolle des Wohlthäters an der Phantaſie eines chriſtlichen Cardinals geſpielt? Wie ich den erlauchten Prinzen Rohan in einem Bett mit Cleopatra und Semiramis habe ſchlafen laſſen, und wie er noch vor Kurzem bei uns mit Marc-Aurel und Henri IV. zuſammen ſoupirte, ſo hatte ich ihm auch das abſonderliche Vergnügen zugedacht, ſich ein Liebesſpiel mit der Königin Marie Antoinette zu träumen. Ich habe damit ebenſo wenig ein Verbrechen gegen die ſchöne

Königin von Frankreich vollbracht, als ich zum Ho
verräther an der ſchönen Aegypterin Cleopatra
worden bin, in deren von Roſen und Salben duft
des Bett ich den entzückten Cardinal ſteigen ließ.

Aber der Cardinal wird ſich auf uns berufen, d
wir ihn in dieſe Täuſchung eingeführt, ſagte Loren
auf deren Geſicht mehr und mehr ein beſorgnißvol
Ausdruck hervortrat. Ich fürchte in der That, m
Freund, man wird uns als Mitſchuldige in dieſ
Handel anſehn. Der Cardinal iſt ein halb verrück
Träumer, und er wird alle Geſchäfte, die er mit u
gehabt, ohne alles Bedenken preisgeben. Du haſt i
zwar die Kunſt gelehrt, Gold zu machen und den St
der Weiſen zu fabriziren, und er hat für dies, und
alle die ſeltenen Geheimniſſe der Roſenkreuzer, hübſ
Summen Lehrgeld bezahlt. Aber bei dieſer Goldm
cherei iſt er nur immer ärmer geworden, ſo daß er ſo
die erſte Ratenzahlung für das Halsband nicht
einhalten können, wodurch der ganzen Geſchichte
Knoten platzte. Ebenſo wenig hat ihn Dein St
der Weiſen curirt, denn er iſt nur immer thörich
geworden, und hat nichts gemerkt, wie arg Ihr i
auch mitſpieltet. Ihr habt es allerdings ſehr w
getrieben, und ich fürchte, wenn uns nichts da

den Hals bricht, wird es doch das tolle Rendezvous ſein, das Ihr im Bosquet des Schloßgartens zu Verſailles veranſtaltet habt. Dieſe Mademoiſelle Oliva, welche Ihr aus den berüchtigten Mädchen des Palais Royal aufgegriffen, und als Königin verkleidet habt, mag eine meiſterliche Marie Antoinette geweſen ſein, die dem Kopf des armen Cardinals den Reſt gab, aber jetzt, wo es zum Proceß kommen muß, wird Euch dies Mädchen ganz gewiß als Anſtifter verrathen. Ich bitte Dich, Aleſſandro, ſei beſonnen, und laß uns noch in dieſer Stunde aus Paris entfliehn!

Ich begreife nicht, woher die Gräfin Caglioſtro dieſen Kleinmuth ſchöpft, erwiederte Caglioſtro ärgerlich. Muß ich Dich daran erinnern, welcher kühne und furchtloſe Geiſt ſonſt Deinen ſchönen Körper bewohnte, und wie es kaum eine Aventure gab, die für Dich gefährlich genug war? Und jetzt ſollten wir uns durch eine unüberlegte Flucht, die uns am meiſten verdächtigen müßte, zugleich aller der Vortheile berauben, die wir in Paris bereits errungen haben? Nein, ich weiche nicht vom Platze, und wenn ich angeklagt werden ſollte, werde ich mich mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln zu vertheidigen wiſſen. Mein Einfluß, dem bereits auch die Prinzen des Königlichen

Hauſes zu huldigen anfangen, ſtrebt nach einer Un verſal-Herrſchaft über die Geiſter und Taſchen d Menſchen, und ich ſollte denſelben plötzlich in ein Anwandlung von thörichter Furcht im Stich laſſen

Ich bin nicht furchtſam, rief Lorenza, indem ih ſchönen Augen in einem dunkeln Feuer aufblitzten, a Du weißt, ich habe ſtets eine richtige Witterung Gefahr gehabt. Du weißt, daß ich uns zweimal den Kerkern in London und Madrid bewahrte, w ich Dich zur rechten Zeit von dannen trieb, währe Du noch, ſelbſt mir gegenüber, behaupteteſt, es kö Dir nichts begegnen, weil Du ſchon vor der Sündfl gelebt und mit Noah in den Kaſten gegangen ſeieſt

Caglioſtro brach in ein übermäßiges Gelächter a und überließ ſich einen Augenblick lang der zärtlic und bittenden Liebkoſung, mit der ſich Lorenza ihn ſchmiegte. Dann ſagte er, wie zu ihrer Beſchw tigung: Aller Verdacht wird auf unſere erlauchte Gr Lamotte-Valois ableiten, und ich habe ihr da auch dringend zur Flucht gerathen. Sie hat ſchon vor Anbruch des Tages Paris verlaſſen ſich nach Bar-ſur-Aube begeben, wo ich ihr bei ei Todtengräber, mit dem ich in Verbindung ſtehe, e ſicheren Verſteck ermittelt habe.

Darum ſuchte ich ſie auch heut vergebens im ganzen Hauſe, verſetzte Lorenza nachſinnend. Aber ihr Verſchwinden wird für uns kein Vortheil ſein, Giuſeppe Balſamo, fügte ſie mit erneuerter Dringlichkeit hinzu. Da ſie bei uns gewohnt hat, wird man hier den eigentlichen Sitz ihrer Intriguen ſuchen, und die Nachforſchungen können nicht ausbleiben. Man wird das Halsband hier ſuchen, denn da ſich jetzt ergeben, daß es die Königin nicht empfangen hat, wird es doch irgendwo geblieben ſein müſſen.

Man wird keine Spur mehr davon finden, erwiederte Caglioſtro. Hier im Hauſe iſt auch nicht ein einziger Stein mehr davon vorhanden. Du weißt, wir haben es in ſeine Theile aufgelöſt, und der Mann der Lamotte iſt damit längſt in London, um die einzelnen Stücke zu Geld zu machen.

Du hätteſt Dich mit dieſer abſcheulichen Frau niemals einlaſſen ſollen, ſagte Lorenza mit einem ſchmollenden Ausdruck. Sie hat mit ihrer teufliſchen Geſchicklichkeit den Cardinal zu bethören verſtanden, ſie wird aber auch Dein Unglück ſein, ſie wird Dich und mich ins Verderben ſtürzen. Ich kann Dir ſagen, ich habe auch nie an ihre erlauchte Abſtammung geglaubt, die doch nur ein unverſchämt erſonnenes Märchen ſein kann. Eine Perſon dieſer Art kann unmöglich von dem alten Königsgeſchlechte von Frankreich herſtammen.

Warum nicht? lachte Caglioſtro mit einer höhniſchen Grimaſſe. Ihr Frauen ſeid einmal nicht im Stande, einander Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen Kann eine Intriguantin nicht recht gut aus altem königlichem Blut herſtammen? Mein Kind, es iſt durc die Genealogen hinlänglich feſtgeſtellt, daß die Gräfi Lamotte-Valois ihren Urſprung von jenem Karl vo Valois, Baron von Saint-Remy, herzieht, der ei natürlicher Sohn des franzöſiſchen Königs Karls IX geweſen. Ihr Geſchick hatte ſie zur Landſtreicheri und Bettlerin beſtimmt, und als ich ſie hier kennen lernte, lebte ſie kärglich von den Almoſe welche ihr die Hofleute aus Pietät für den große Namen Valois zuwarfen. Ich trieb einiges Unternehmungsfeuer in ihre Adern, und ſie hat es m gedankt, indem ſie mir ein nützliches und geſchickte Werkzeug meiner Pläne geworden. Und war es nic eine wunderbar intereſſante Komödie, zu ſehen, w der letzte Reſt des Hauſes Valois ſich mit aller Li der Intrigue an die Tochter der Cäſaren drängt, d das Erbtheil der armen Verſtoßenen, eine der erſt

Kronen der Welt, auf ihrer Stirn trägt? Und das Diamanten-Halsband wird zugleich zum Inſtrument der Rache an der ſtolzen Tochter der Cäſaren werden.

Lorenza ſchüttelte mißbilligend ihren Kopf, und begab ſich jetzt, ohne ein Wort weiter hinzuzufügen, zur Thür.

Triff jetzt ernſtlich alle Vorbereitungen zu unſrem heutigen Diner, rief er ihr nachdrücklich zu. Es muß Alles glänzend, auserleſen und pünktlich hergehn. Ich verlaſſe mich auf Dich, wie immer.

Damit ſetzte er ſich wieder an ſeinen Arbeitstiſch, um die vorhin unterbrochenen Studien und Experimente fortzuſetzen. —

V.

Das Geiſter-Diner.

Die anberaumte Dinerſtunde des Grafen Caglioſtro war herangekommen, und die Eingeladenen hatten ſich beeifert gezeigt, zur rechten Zeit zu demſelben einzutreffen.

Caglioſtro empfing ſeine Gäſte in ſeinem gewöhnlichen Koſtüme, das er niemals abzulegen pflegte, und an das man ſich in der vornehmen Geſellſchaft von Paris bereits vollſtändig gewöhnt hatte. Seine Frau aber hatte eine prächtige und verführeriſche Toilette angelegt, in der ſie ſich mit hinlänglich feinen und wirkſamen Manieren zu bewegen verſtand.

Zuerſt war die Marquiſe von Barbeyrac mit ihrem Begleiter, dem deutſchen Exminiſter Baron von Hohenfeld, erſchienen. Die Marquiſe war eine Dame von ungewöhnlicher Schönheit, die, obwohl ſie bereits im

Anfang der Vierziger Jahre zu ſtehen ſchien, doch noch in einem ſehr wenig geſtörten Beſitz ihrer Reize ſich befand, und jedenfalls durch eine Fülle von Grazie und Geiſt die in dieſem Beſitzſtande etwa eingetretenen Lücken ergänzte. Die Marquiſe war eine vielgefeierte Perſönlichkeit der damaligen vornehmen Geſellſchaft, und ihr geſuchter Umgang berührte nicht nur die Hofkreiſe, ſondern auch Alles was es in Paris Ausgezeichnetes und durch Geiſt und Talent Glänzendes gab. In ihren liebenswürdigen Feſſeln lag jetzt der deutſche Baron von Hohenfeld, ein Mann von ſtattlichem und imponirendem Wuchs, der einige funfzig Jahre zählen mochte, und in ſeinem heitern und jovialen Weſen den ausgeprägten Charakter eines Lebemannes und eines auf das Behaglichſte ins Franzöſiſche ſich überſetzenden deutſchen Cavaliers trug.

Gleichzeitig mit ihnen waren Chamfort und Frau von Nehra im Hauſe eingetroffen, welche letztere auf die Aufforderung Chamforts, ihn bei dieſem Beſuch zu begleiten, um ſo bereitwilliger eingegangen war, als es ſich dabei zugleich um einen Wunſch Mirabeau's handelte. Denn das Leben und Treiben Caglioſtro's hatte auch die Aufmerkſamkeit Mirabeau's auf ſich gezogen, und er kam in ſeinen Briefen an Chamfort ſeit einiger Zeit regelmäßig darauf zurück, daß ihm ein möglichſt vielſeitiger Bericht über den berühmten Wunderthäter aus mehrfachen Gründen ſehr erwünſcht ſein würde. Chamfort hatte ſich darum endlich entſchloſſen, die Bekanntſchaft des Grafen Caglioſtro zu machen, und Henriette, welche ſich in allen Dingen gern als den eifrigſten Agenten Mirabeau's zeigen wollte, und die ſeit den glücklichen Ausſichten, die ſie für ihren Freund gewonnen, ſich ſo voll Lebensmuth und Fröhlichkeit fühlte, wie noch nie, war ihm zu dieſer Einladung in der unternehmendſten Stimmung gefolgt.

Caglioſtro hatte ſeine Gäſte am Fuße der inneren Treppe des Hauſes erwartet, an der zugleich eine Schaar von Dienern, welche diesmal in einer koſtbaren Trauerlivrée gekleidet erſchienen, in einer feierlichen Aufſtellung in Bereitſchaft ſtand.

Die Gräfin war oben im Salon geblieben, und empfing dort die ihr von Caglioſtro zugeführten Gäſte mit dem taktvollſten Anſtand. Die Unterhaltung drehte ſich zu Anfang nur um ganz gleichgültige Gegenſtände, wobei Caglioſtro ſelbſt nur ſehr zurückhaltend und mit einer gewiſſen Feierlichkeit ſich äußerte.

Die Tiſchgeſellſchaft war noch nicht ganz vollſtändig erſchienen. Es wurde auf den General von Lafayette gewartet, welcher die Einladung zu dieſem Diner ebenfalls angenommen hatte, da er ſeit der Rückkehr von ſeiner zweiten Reiſe nach Amerika, die zu Anfang des Jahres 1785 erfolgt war, ſich von den in Paris in Mode gekommenen Richtungen des Magnetismus und der Magie immer lebhafter angezogen gefühlt hatte.

Endlich war auch Lafayette erſchienen, und man zögerte nun nicht länger, in den Speiſeſaal einzutreten, deſſen Flügelthüren von dem Haushofmeiſter geöffnet wurden. Der Saal, in den man ſich begeben, war auf eine eigenthümliche Weiſe ausgeſchmückt. Er zeigte ſich ganz und gar mit ſchwarzen Sammettapeten ausgeſchlagen, die auf ihrem dunkeln Trauergrunde mit funkelnden goldenen Sternen durchwebt waren. Alles ſchien in dem unheimlich weiten Gemach auf einen feierlichen Ausdruck von Trauer und Melancholie abgeſehen, mit dem nur die prächtigen Spiegel und Kronleuchter durch ihren Glanz und ihre Koſtbarkeit in einem merkwürdigen Contraſt ſtanden. Dazu kam die tiefe, wunderbare Stille, die in dieſem Saal herrſchte, um einen Eindruck hervorzurufen, der ſogleich von der ſichtbaren Gegenwart abzog, und den Geiſt zu den ungewöhnlichſten Anſchauungen und Erwartungen zu ſtimmen ſchien.

Ein in der Mitte des Saals befindlicher Tiſch, der mit dem ausgeſuchteſten Luxus geſchmückt war, ließ neun Couverts zählen, obwohl die anweſende Geſellſchaft nur aus ſieben Perſonen beſtand. Caglioſtro entſchuldigte dieſen Umſtand mit der Bemerkung, daß einige der Eingeladenen zu erſcheinen verhindert ſeien. Er lud ein, die Plätze einzunehmen, ließ jedoch die überzähligen Couverts nicht entfernen.

Die eigenthümliche Spannung, mit der man in den prunkvollen Trauerſaal eingetreten war, wich einen Augenblick lang der Verwunderung, die über den Hergang des Diners ſelbſt ſich einſtellte. Die Dienerſchaft blieb gänzlich entfernt, und ihre Stelle erſetzten Servanten von Ebenholz, die mit einer bewundernswürdig genau arbeitenden Maſchinerie abwechſelnd dem Boden entſtiegen und wieder in denſelben hinabſanken, um entweder die Speiſen und ſonſtigen Tafelbedürfniſſe heraufzubringen oder auch nach geſchehenem Gebrauch wieder zu entfernen.

Die Marquiſe von Barbeyrac, die allem Anſchei nach mit den keckſten und übermüthigſten Zweifeln i dieſem Bereich erſchienen war, zeigte ſich bei Betrachtung aller dieſer Dinge anfänglich ein wenig befremdet und verſank oft in ein ſtummes Nachſinnen. D angelegentliche Unterhaltung, welche ſich bald zwiſchen Chamfort und dem Marquis von Lafayette entſponnen, erregte jedoch ihre Aufmerkſamkeit wieder, und ſie wandte ſich dem Geſpräch mit der ihr eigenen glänzenden Lebhaftigkeit zu.

In Amerika hat man wohl keine Zeit, Geiſter erſcheinen zu ſehn? fragte Chamfort in ſeiner gewöhnlichen ſarkaſtiſchen Manier den Marquis von Lafayette. Alle Welt und alle Blätter haben von den großen Triumphen erzählt, die Euch bei Euerer neuen Reiſe durch den amerikaniſchen Freiſtaat überall entgegengeflogen ſind. Ihr habt dort den Tempel der amerikaniſchen Freiheit nun vollends ausmauern helfen, edler General von Lafayette, und es mag dies ein wahres Geſchäft für Götter ſein, ein ſolches Stück Arbeit zu machen. Mit dem Titel und den vollſtändigen Rechten eines amerikaniſchen Bürgers wieder nach Frankreich zurückgekehrt, habt Ihr in Paris, wo es noch immer gar nichts für uns zu thun giebt, gewiß ſchon wieder die grimmigſte Langeweile empfinden müſſen. Und die thatenloſe Langeweile iſt die Mutter der Geſpenſter und der Wundercuren. Ich erkläre mir daraus Euere fortdauernde Hinneigung zum Mesmerismus, denn, wie ich höre, ſeid Ihr noch immer ein enthuſiaſtiſcher Anhänger des deutſchen Doctor Mesmer geblieben, und ſeid in dem Hauſe auf Place Vendôme bei allen ſeinen magnetiſchen Curen gegenwärtig.

Chamfort hatte damit in ſeiner unbekümmerten Weiſe ein entſcheidendes Wort für die Situation, in der man ſich hier einander gegenüber befand, ausgeſpielt. Lafayette, auf deſſen jugendlich anmuthigem Geſicht ſich plötzlich ein tiefer Ernſt gelagert, zögerte noch, auf dieſe Herausforderung zu antworten, während Graf Caglioſtro ſeine elektriſchen, wetterleuchtenden Blicke im Kreiſe umherſchweifen ließ, und die Phyſiognomie jedes Einzelnen ſeiner Gäſte mit der durchdringenden Kraft ſeiner Augen zu ergründen ſtrebte.

Die Marquiſe von Barbeyrac nahm zuerſt das Wort und ſagte, indem ihre ganze Spottſucht wieder auf das ſchöne liebenswürdige Antlitz zurückgekehrt war: Wenn Herr von Chamfort mit ſeiner geiſtreichen Bemerkung über die Langeweile Recht hat, ſo fürchte ich, was ich eigentlich von Anfang an hoffte, daß wir hier an der Tafel des Grafen Caglioſtro ganz und gar keine Geſpenſter zu ſehen bekommen werden. Denn mich dünkt, wir fangen uns hier ſchon vortrefflich zu amüſiren an, und wenn nur die Langeweile die Mutter der Geſpenſter iſt, ſo dürfte es heut ſchwerlich noch zum Geiſterſehen kommen. Was meinen Sie dazu, Herr Graf?

Caglioſtro lächelte und ließ dabei ſeine wunderbar ſchönen weißen Zähne, die ihm einen eigenthümlichen Ausdruck gaben, aus ſeinem Munde hervorleuchten. Dann ſagte er in ſeiner gebrochenen Sprache, deren fremdartigen Accent er noch künſtlich zu erhöhen ſchien: Die Geiſter fragen nicht nach unſerer Langeweile oder nach unſerm Vergnügen. Was fragt die Luft nach uns, die unſere Schläfe küßt? Aber ſie weht beſtändig und ſie berührt uns beſtändig, und es hängt von uns ab, ob wir ſie verſtehen wollen. Luft, Geiſter, Wahrheit, es iſt Alles daſſelbe, und es kommt nur auf uns an, ob wir ſie zu würdigen wiſſen. Durch unſer Verſtändniß exiſtiren ſie erſt, aber für den, der die Welt nicht verſteht, iſt Alles eitel Nebel, und die Vorhänge bleiben ihm geſchloſſen.

Ich bitte Sie auch dringend, ziehen Sie die Vorhänge noch nicht auf, Herr Graf! ſagte die Marquiſe, indem ſie ſich zu einem graciöſen Lachen zwang. Ich bin zwar als enragirte Ungläubige hierher gekommen, um mich von Ihnen bekehren zu laſſen, aber je näher dieſer Moment heranrücken ſoll, deſto mehr befällt mich ein entſetzliches Unbehagen und Fröſteln. Vielleicht hat der Herr Marquis von Lafayette noch erſt die Güte, uns Etwas von Amerika zu erzählen.

Es ſoll zum Beiſpiel in Amerika gar keine Eſel geben, warf Chamfort luſtig dazwiſchen. Darüber habe ich mir längſt eine zuverläſſige Auskunft gewünſcht. Iſt es wahr, Herr General, daß man in Amerika früher das Geſchlecht der Eſel durchaus nicht kannte? Erſt durch die beſonderen Bemühungen des großen Waſhington, der jetzt ein ebenſo guter Landwirth ſein ſoll, als er Revolutionsheld geweſen, ſoll es gelungen ſein, Eſel nach Amerika zu ziehn, und es verſteht ſich, daß dieſelben gern und zahlreich aus Europa hinüberbefördert wurden.

Die Sache machte ſich doch nicht ganz ſo leicht, entgegnete der General von Lafayette mit ſeinem liebenswürdigen Lächeln. Es iſt wahr, mein Freund Waſhington vermißte plötzlich die Eſel auf ſeiner ländlichen Beſitzung in Mount-Vernon, und ich ſelbſt hatte ihm erzählt, welchen Ueberfluß wir an dieſen Thieren in Europa hätten. Er machte aber beſondere Anſprüche, und wollte einen Eſel von einem gewiſſen hohen Leibeswuchs haben, wie man ihn nur in Spanien bei dieſem wunderlichen Geſchlecht findet. Wir bemühten uns nun durch Harriſon bei Seiner katholiſchen Majeſtät ſelbſt darum, und der König von Spanien befahl, zwei der ſchönſten Eſel in ſeinem Königreich aufzukaufen und dieſelben als ein Zeichen ſeiner beſonderen Hochachtung an Waſhington zu überſenden. Waſhington zeigte ſich außerordentlich erfreut über ein ſo ſchmeichelhaftes Zeichen der Aufmerkſamkeit von Seiten eines gekrönten Hauptes, und er ſagte mir oft, daß er ſeitdem eine große Verpflichtung gegen den König von Spanien in ſich fühle.[*]

Gebe der Himmel, daß ihn dieſes gefährliche Geſchenk nicht noch von ſeinen republikaniſchen Grundſätzen wieder abwendig mache! rief Chamfort mit einer komiſchen Gebärde. In der That, durch dieſe ſpaniſchen Eſel könnte am Ende noch das monarchiſche Princip in Amerika eingeführt werden, denn das Beiſpiel des großen Waſhington iſt gewiß noch immer das entſcheidende in den Vereinigten Staaten, und wenn der amerikaniſche Freiheitsheld gerührt iſt über die Eſel eines Königs, ſo werden es bald alle Völker jenſeits des großen Sees ſein. Ich würde demnach glauben, daß die Einführung des Königthums in der amerikaniſchen Republik nicht mehr ſo fern ſtehe, wenn nicht die Nachrichten von der letzten Triumphreiſe, auf welcher General Lafayette Amerika durchzogen, mich noch wieder mit einigem Vertrauen auf das Freiheitsprincip der neuen Welt geſtärkt hätten. Man hat daraus ſicher vor Allem die freudige Gewißheit ſchöpfen können, daß die amerikaniſchen Völker ihren großen Kayewla, wie ſie Euch dort nennen, im Sinne der Freiheit von Neuem ſo hoch gefeiert haben, und daß der Bund Amerika's mit Lafayette den Freiheitsbund der Zukunft für alle Völker eingeleitet hat und bedeutet!

---

*) Mémoires du Général Lafayette II. 127.

Die Augen der Amerikaner ſind allerdings jetzt vorzugsweiſe auf unſer Frankreich gerichtet! entgegnete Lafayette. Der Congreß hat mir ein Schreiben an den König von Frankreich mitgegeben, welchen die amerikaniſchen Wilden den großen Ononthio nennen. In dieſem Schreiben iſt der Dank, welchen die Vereinigten Staaten Frankreich für ihre Freiheit ſchuldig zu ſein bekennen, mit den feierlichſten Ausdrücken niedergelegt worden. Die Freiheit iſt der natürliche Lebensathem Amerika's geworden, und kann dieſem Volke durch einen künſtlichen monarchiſchen Athmungsproceß nicht mehr erſetzt werden. Als ich jetzt mit meinen amerikaniſchen Freunden die letzte Pfeife rauchte und ihnen beim Scheiden gute Geſundheit, glückliche Jagden, beſtändige Einheit und Freiheit und die Verwirklichung aller ihrer ſchönen Träume wünſchte, da überfiel mich der Gedanke an die große Zukunft dieſes Landes mit einer unnennbaren Gewalt. Es waren die bedeutungsvollſten Abſchiedsthränen, die man nur bei der Trennung von einem Freunde weinen kann, in deſſen glückliche Hand man ſeine beſten Ideen, Träume und Hoffnungen niedergelegt hat. Denn die glückliche Hand iſt es auch, die wir den Amerikanern werden beneiden müſſen. Und künftig werden nicht nur die Eſel von Europa freudige Aufnahme in Amerika finden, ſondern überhaupt alle Beladenen und Ueberbürdeten werden dort ein glückliches Aſyl und eine neue Heimath finden. So ſchrieb mir neulich erſt General Waſhington, daß Alle zu ihnen hinüberkommen möchten, die ihr Glück und ihren Frieden in der Bebauung der Mutter Erde ſuchten, denn ſie würden, wie in dem gelobten Lande, nur Milch und Honig finden.*)

Es lebe Lafayette! rief Chamfort, indem er ſein Glas zum Anklingen erheben wollte. Der Graf Caglioſtro aber machte in dieſem Augenblick eine geheimnißvolle Gebärde, indem er die Hand durch die Luft ausſtreckte, und zugleich ſeinen Gäſten anzudeuten ſchien, daß ſie dem Ausbringen des angeregten Toaſts noch einen Augenblick Einhalt thun möchten. Dann ſprangen plötzlich zwei der Servanten aus dem Fußboden hervor, die eine Galerie neuer, mit köſtlich funkelndem Wein gefüllter Flaſchen auf ihren Präſentirtellern darboten.

---

*) Mémoires du Général Lafayette II. 125.

Caglioſtro nahm die Flaſchen, um ſie auf der Tafel zu vertheilen, und begann ſelbſt die Gläſer mit dem feuerblinkenden Wein zu füllen.

Das iſt allerdings ein herrlicher Syrakuſer, ſagte Chamfort, nachdem er mit Kennermiene ſein Glas geprüft hatte. Wir hoffen, daß ihn der Herr Graf auf dem gewöhnlichen Wege bezogen hat, denn obwohl ihm gewiß Geiſterquellen aller Art auch für ſeinen Weinkeller zu Gebote ſtehn, ſo nehmen doch gewiß die furchtſamen Damen in der Geſellſchaft mit viel größerem Dank ein Gewächs entgegen, in dem es noch nicht ſpukt und das wirklich von den braunen Händen eines italieniſchen Bauern gekeltert worden.

Der Graf Caglioſtro zeigte mit einer leichten Handbewegung auf die perlenden Weingläſer, und ſeine Miene, mit der er zum Trinken einlud, hatte in dieſem Augenblick faſt einen gutmüthigen und fröhlichen Ausdruck.

Chamfort erhob jetzt ſein Glas, und ſagte: Und nun trinke ich in dieſem perlenden ächten Syrakuſer die Geſundheit des Generals von Lafayette! Nicht nur ſein tapferer Arm, der ſich der Freiheit der Völker gewidmet, ſondern auch ſein ſchönes Herz, das für die Emancipation der armen ſchwarzen Neger ſchlägt und wirkt, blühe und ſchaffe glorreich weiter. Wie den unglücklichen Schwarzen jenſeits des Meeres, ſo hat er auch den bedrückten Proteſtanten in Frankreich und Allem, was in ſeiner Menſchenwürde verkürzt und verkümmert iſt, einen heiligen Ritterdienſt geweiht. Es lebe Lafayette, und mit ihm Alles was ſchwarz iſt und was proteſtirt und was einſt noch hell und ſtrahlend werden ſoll und ſein Recht bekommen wird in der Freiheit Aller!

Die Gläſer klangen mit einem feierlichen Ton, der in der Tiefe des Gemachs ſeltſam wiederhallte, zuſammen. Auch Caglioſtro leerte ſein Glas, obwohl es ſonſt in ſeiner Gewohnheit lag, an den Genüſſen ſeiner Tafel ſelbſt faſt gar keinen Theil zu nehmen, wie er bisher von allen aufgetragenen Speiſen nichts weiter als einige italieniſche Paſteten berührt hatte.

Lafayette hatte ſich begnügt, dem ihm geſpendeten Toaſt mit einem lächelnden Verneigen nach allen Seiten hin zu danken.

Die Marquiſe aber, auf deren Geſicht ſich ein reizender Spott gelagert, ſagte, zu dem Grafen Caglioſtro gewendet, in ihrer vollendeten Anmuth: Mit Vergnügen haben wir gewiß Alle einem ſo geiſtreichen Toaſt entſprochen, der auch der Schwarzen gedenkt, und den General Lafayette, der für die Sache der Neger ſchon ein eigenes Comité in Paris errichtete, gewiſſermaßen in die Reihe der mächtigſten Schwarzkünſtler dieſer Zeit gerückt hat. Sie ſehen alſo, Herr Graf, daß in dieſem Kreiſe die ſchwarze Kunſt nicht anders als unter dem höchſten Geſichtspunkte aufgefaßt wird. Ein Schwarzkünſtler, wie Herr von Lafayette, will den Geiſt der ſchöneren Zukunft citiren, und dieſer flößt uns einſtweilen noch keine Geiſterſchrecken ein, denn er mag uns wohl noch ziemlich fern ſein. Nun ſagen Sie uns aber, Herr Graf, welchen Anſpruch Sie eigentlich für Ihre Kunſt erheben, von der Sie uns heut die entſcheidenden Proben geben wollen? Iſt es Idee, iſt es Magie, iſt es Wahrheit, iſt es Traum, deſſen wir uns von Ihnen zu verſehen haben werden?

Caglioſtro blickte bei dieſer Frage zuerſt ruhig vor ſich nieder und ſchien nachdenkend in ſich ſelbſt zu verſinken. Dann ſchüttelten ſich die dichten, ſchwarzen Locken auf ſeinem Haupt wie in einer elektriſchen Bewegung, und die Marquiſe wollte es ſich kaum geſtehn, daß ſie kniſternde Funken aus ſeinem Haar emporſteigen ſah. Dann erhob er ſein Auge, und ließ es mit der räthſelhaften Allgewalt, die auch die Ungläubigſten dieſem Blick zuzugeſtehen pflegten, lange und unaufhörlich auf der Marquiſe ruhen.

Frau von Barbeyrac gerieth dadurch bald in eine ſo eigenthümliche Empfindung, daß ihr der Schweiß in hellen Tropfen von der Stirn zu perlen begann und ſie, einer Ohnmacht nahe, an der Hand ihres Nachbarn, des Baron von Hohenfeld, ſich feſthalten mußte.

Mein Gott, Sie werden immer bleicher, Frau Marquiſe! rief der deutſche Baron, der ſich bis dahin nur zu einem aufmerkſamen Beobachter alles um ihn her Vorgehenden gemacht. Dann ſuchte er der liebenswürdigen Dame, der die Dienſte ſeiner Galanterie gewidmet waren, ſeinen Beiſtand zu leiſten, aber ſie wehrte, ſich raſch erholend, Alles zurück, und erklärte, daß ſie ſich vollkommen wohl befinde.

Ich fühle ſchon jetzt, daß ich ein gläubiger Schüler des Grafen Caglioſtro werden könnte, ſagte Herr von Hohenfeld, mit einer der verbindlichen und hofmänniſchen Verbeugungen, die dem deutſchen Cavalier bei allen Gelegenheiten eigen waren. Und mich dünkt, wir wären jetzt Alle in der richtigen Stimmung, um uns unſerem eigentlichen Zweck zu nähern. Sind wir nicht eingeladen worden, an der Hand eines mächtigen Führers, dem die höhere Weihe auf ſeine Stirn geſchrieben ſteht, in das Innerſte des Geiſterreichs hinabzuſteigen? Nun wohlan, ſchon iſt es mir, als hörte ich die diamantenen Pforten rauſchen, die ſich uns öffnen wollen!

Die Marquiſe ſah mit der größten Verwunderung ihren Begleiter an, der, nachdem er ſich ſo lange ganz ſtill verhalten, plötzlich in einen ſo aufgeregten Enthuſiasmus umgeſchlagen zu ſein ſchien. Faſt hätte dieſer Anblick auf die Lachluſt der übermüthigen Marquiſe gewirkt, wenn ſie nicht jetzt von Neuem die Augen Caglioſtro's auf ſich ruhen gefühlt, von denen ſie ſich ſo unwiderſtehlich angezogen fand, daß ſie ſich wider ihren Willen ihm zuwenden, ja jetzt ſogar ſich von ihrem Siz erheben mußte, um ihm, der aufgeſtanden war, näher zu treten und zu folgen.

Caglioſtro aber deutete mit einer Handbewegung auf ihren Seſſel zurück, auf dem ſie ſich mit einem tiefen Seufzer niederließ.

Caglioſtro ſagte darauf mit einem ernſten, faſt würdigen Ausdruck in ſeinem Geſicht: Ich bitte nur, daß Jeder ſeinen Platz behalte, auf dem er ſich befindet. Wohl erinnere ich mich, was ich Ihnen verheißen habe, Frau Marquiſe von Barbeyrac. Hier iſt von keiner Kunſt, der irgend eine irdiſche Farbe beigelegt werden kann, die Rede. Nicht Schwarz nicht Weiß, nicht Blau nicht Roth dürfen die Erkenntniß bezeichnen, die uns fruchten ſoll. Das reine Wiſſen und Schauen nehme uns auf ſeine azurgewebten Flügel, und laſſe uns miteinander die Schranken durchdringen, welche den blöden Geſichtskreis des gewöhnlichen Haufens hemmen! Ich erwarte nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mir die Perſonen nennen, welche Sie vor ſich zu ſehen wünſchen.

Die Marquiſe zuckte heftig zuſammen und ſchwieg. Sie ſchien den Muth zu einer beſtimmten Antwort nicht finden zu können. Die Stimmung der Geſellſchaft begann in dieſem Augenblick eine ernſte und feierliche zu werden.

Ich will verſuchen, in Ihrem Innerſten zu leſen, Frau Marquiſe, ſagte Caglioſtro, nachdem er ſie mit einem ſiegesgewiſſen Lächeln betrachtet hatte. Den einen Namen, der in Ihrer Seele ſchlummert und ſich mir gewaltig entgegendrängt, glaube ich ſchon zu finden. Es iſt der Name des großen Cardinals von Richelieu.

Ja, verſetzte Frau von Barbeyrac, lebhaft aufathmend, laſſen Sie uns den großen Cardinal von Richelieu ſehen. Und dann wünſchte ich auch noch meine alte vielgeliebte Großmutter, die von der mütterlichen Seite her, wiederzuerblicken.

Kaum hatte die Marquiſe dies Wort ausgeſprochen, als ſich Caglioſtro auch ſchon erhob, und mit einigen Schritten dem Spiegel ſich näherte, welcher der Marquiſe gerade gegenüber an der Wand hing und innerhalb ſeiner prachtvollen Einrahmung bisher nur das Bild der ſchönen eleganten Frau wiedergeſtrahlt hatte.

Nachdem der Graf gegen den Spiegel hin eine tiefe und unendlich reſpectvolle Verbeugung gemacht hatte, ſchien es in der Fläche deſſelben plötzlich auf eine eigenthümliche Weiſe lebendig zu werden. Zuerſt dämmerten darin dunkle Schatten, feucht anlaufende Nebel auf und nieder, und gleich einer vom Winde bewegten Draperie begann es ſich in dem Glaſe hin und her zu ſchieben.

Die an Schauder gränzende Spannung der Geſellſchaft hatte den höchſten Grad erreicht. In dem weiten Saal war kein Athemzug, nicht die leiſeſte Bewegung zu vernehmen.

Dann trat auf Einmal, wie durch einen Geiſterhauch geſchwellt, eine Perſon in dem vollſtändigen Schmuck eines Cardinals aus dem Spiegel hervor. Die Geſtalt glich ganz genau und bis auf die leiſeſten Züge und zufälligſten Umſtände einem berühmten Bilde, welches im Hôtel de Richelieu von dem großen Staatsmann und Cardinal noch gezeigt wurde.

Mit wachſendem Erſtaunen betrachteten die Anweſenden die hohe, würdevoll auftretende Geſtalt, die ſich jetzt ganz nahe zur Tafel heranbewegte und der Geſellſchaft einen die abgeſchiedene Ruhe eines Geiſtes athmenden Gruß ſpendete.

Die Marquiſe, die beim Anblick des Schattens durchaus nicht erſchreckt ſchien, ſondern jetzt im Gegentheil ihre ganze Unbefangenheit und Laune wiedergewonnen hatte, erwiederte mit ihrer gewohnten Grazie und Liebenswürdigkeit den Gruß des Schattens. Ihr Begleiter aber, der deutſche Baron, ſchien jetzt von einem namenloſen Schrecken befallen zu ſein. Kaum wagte er der Erſcheinung, die dicht an ihm vorübergeſtreift war und ihn mit ihrem Gewande berührt hatte, ſein ganzes Geſicht zuzuwenden. Chamfort und Henriette aber ſahen ſich einen Augenblick lang betroffen an. Der Erſtere verſuchte zu lächeln, aber die ernſten Blicke Henriettens ſchienen ihm einen Verweis zu geben und ihn um eine ruhige Beobachtung des Vorganges zu bitten.

Die Marquiſe von Barbeyrac aber gewann bereits eine ſolche Dreiſtigkeit über ſich, daß ſie mit einem völlig ſicheren Converſationston den Schatten anzureden wagte, und mit allen Ausdrücken einer Frau von gutem Ton ſich bei ihm entſchuldigte, daß ſie, getrieben von einem unwiderſtehlichen Drang, ihn zu beläſtigen gewagt habe.

Das Phantom lächelte und ſchien mit einigem Intereſſe ihren Aeußerungen zu lauſchen.

Die Marquiſe aber ſchien in dem Eifer, der ſich ihrer bemächtigt, jetzt faſt geſchwätzig werden zu wollen.

Die Politik des Herzogs von Richelieu hat immer meine höchſte Bewunderung gehabt, rief ſie mit ihrer anmuthigen Salon-Sicherheit der Erſcheinung zu. Leider ſind die heutigen Miniſter Frankreichs ſchon ſeit lange von den Traditionen des großen Meiſters der Staatskunſt ganz und gar abgewichen.

Der Schatten ſchien jetzt ſelbſt das Wort nehmen zu wollen, und ſtreckte ſeine beiden Arme mit einer feierlichen Bewegung durch die Luft. Dann erhob er ſeine Stimme, die einen tiefen gewichtigen Klagelaut hatte, und ſagte langſam: Den Abfall der heutigen Miniſter Frankreichs zu beklagen, kann ich ebenfalls nicht umhin. Denn ſchwer, ſchwer wird das arme Frankreich die Sünden meiner Nachfolger zu büßen haben. Ein Meer von Uebeln, das im Anſchwellen begriffen, wird Altar und Thron fortſpülen, und es wird ſich verwirklichen Pharamunds Traum, worauf aber eine zweite noch ungleich ſchrecklichere Fluth herankommen wird, deren blutige Wogen durch Feuerwolken gepeitſcht ſein werden. Auch ich werde raſtlos gepeitſcht in dem mir angewieſenen Aufenthalt durch das Bewußtſein, daß meiner Thätigkeit eigentliches Ergebniß der Sieg der Feinde der Kirche geweſen iſt. Es giebt doch ewig kein Heil für die Throne wie für die Völker anders, denn innerhalb der katholiſchen Kirche. Ich habe den Thron Frankreichs zuerſt groß gemacht, indem ich ihn unter dem Firmament der katholiſchen Kirche ſicher hinanwölbte, aber ich erachtete es für eine rechte Kunſt meiner Politik, die Sache der Proteſtanten in Deutſchland zu unterſtützen, um durch ſie das gefährliche Haus Oeſterreich demüthigen zu laſſen. Wehe mir, wehe, dadurch habe ich den Wind geſäet, dem Frankreich jetzt die Ernte ſeiner Stürme danken wird. Aber wenn Ihr gute Katholiken ſeid, werdet Ihr Euch noch retten können an Leib und Seele, und werdet übrig bleiben in der ſchlimmſten Stunde der Gefahr.*)

Ein unendlich edler Zug durchdrang bei dieſen Worten die ganze Phyſiognomie des redenden Schattens. Dann aber verwandelte ſich plötzlich der Ausdruck ſeiner Mienen, eine bittere Ironie nahm in derſelben Platz, und, einen Schritt weiter vortretend, ſtand er plötzlich in unmittelbarſter Nähe neben der Marquiſe von Barbeyrac.

---

*) Wörtlich nach den Angaben, die der Baron von Hohenfeld ſelbſt in einer unter Familien-Papieren gefundenen Aufzeichnung von dieſem Diner bei Caglioſtro und den bei demſelben ſtattgefundenen Geiſter-Citationen gegeben. „Ich weiß nicht, was aus der Geſtalt geworden“ ſagt Hohenſeld in dieſen Mittheilungen, „ſo mächtig hatte mich ergriffen die inhaltſchwere Rede; von der majeſtätiſchen Haltung des Phantoms aber iß mir ein unauslöſchlicher Eindruck geblieben. Ich habe ſie wieder gefunden in den Zeiten der Prüfung, bei dem franzöſiſchen Episcopat überhaupt; die Heiligen, die Starken, die Schwachen, die jüngſt noch Sünder geweſen, ſie beſtanden alle in gleicher Weiſe auf der Goldwage.“ Vgl. Rheiniſcher Antiquarius, 2. Abthl. 2. Band. 2. „Die von Hohenſeld.“ S. 776.

Sie ſelbſt werden den Tod der Miſſethäter ſterben, ſagte er, zu ihr gewandt, mit einem unheimlichen, düſtern Ton. Daß ich Ihnen dieſes mittheile, mögen Sie als die reichlich verdiente Strafe des Fürwitzes anſehn, der meine Ruhe ſtörte!

Bei dieſen Worten war der Schatten verſchwunden, und ſein Bild ſchien plötzlich von der Luft aufgeſogen worden zu ſein. Niemand hatte über die Art ſeines Verbleibens etwas bemerkt. Ein athemloſes Schweigen herrſchte in dem Saal. Die Marquiſe war von neuem bleich geworden und zitterte, während ſich der Baron von Hohenfeld ſogleich wieder um ſie bemühte, und ihr die höchſt ungalanten Aeußerungen, mit denen der Schatten des großen Cardinals ſich zuletzt bei ihr beurlaubt hatte, tröſtlich ſo auszulegen ſuchte, als wenn das Phantom in der Eile der letzten Augenblicke, die ihm noch zu verweilen vergönnt geweſen, in eine eigenthümliche Zerſtreuung gerathen und darüber ſeine richtige Beurtheilungskraft eingebüßt habe.

Die Worte des Phantoms haben mich an unſern Freund Mirabeau erinnert, flüſterte Chamfort Henrietten zu. Unſer Freund ſtellte die Anſicht auf, daß dieſer Caglioſtro im Solde der Jeſuiten ſtehe und nur für die Zwecke ihres Ordens ſein Weſen treibe. Die Rede Seiner ſchattenhaften Eminenz, die wir ſoeben vernommen, ſcheint mir dieſe Anſicht zu beſtätigen, denn ſie machte offenbar Propaganda für die katholiſche Kirche. Wir dürfen nicht vergeſſen, dies unſerm Freund Mirabeau in London zu melden.*)

Henriette nickte ihm beipflichtend zu, verwies ihn aber zugleich mit dem lebhaften Eifer, den ſie bei dem ganzen Vorgang an den Tag gelegt, auf die weitere Entwickelung der Scene, die in dieſem Augenblick von Neuem die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkte.

Denn bereits wurde die zweite Erſcheinung ſichtbar, welche ſich auf dieſelbe Weiſe, wie die erſte, im Grunde des Spiegels zu bilden begann.

Die kreiſenden Schatten, die das Glas bezogen, formten ſich diesmal mit einer ungemeinen Geſchwindigkeit und bald trat die neue Geſtalt heraus. Man erblickte eine bejahrte Dame, in einem braunen, ſtofſenen, ganz und gar mit Spitzen überzogenen Nachtkleide von altväteriſchem Schnitt, die in freundlicher Anmuth und Würde auf die Tafel zuſchritt und ihrer Enkelin ſich näherte.

---

*) Die ſpäter erſchienene Schrift Mirabeau's Lettre sur Cagliostro et Lavater knüpft vornehmlich an dieſe Anſicht an.

Die Marquiſe flog ihr mit der größten Lebhaftigkeit entgegen und breitete die Arme aus, um die Großmutter, deren ganzes Bild ihr wieder vor Augen zu treten ſchien, mit zärtlichem Gruß zu umfaſſen.

Berühre mich nicht, meine Tochter, flüſterte der Schatten, einige Schritte zurückweichend.

Nachdem die Marquiſe ſich wieder niedergelaſſen, nahm die Großmutter ebenfalls auf einem Seſſel neben ihrer Enkelin Platz, und es entſpann ſich nun zwiſchen Beiden eine angelegentliche Unterhaltung, die zunächſt nur an die allergewöhnlichſten Familienverhältniſſe ſich anknüpfte, von Frau von Barbeyrac aber mit der ſichtlichſten und freudigſten Spannung fortgeführt wurde. Ja, die lebhafte Marquiſe ſchien bald vergeſſen zu haben, auf welchem außerordentlichen Wege ihr wieder ein Geſpräch mit der vielgeliebten Aeltermutter vergönnt worden, und es war ihr, als ſäße ſie wieder daheim am Kamin in dem väterlichen Schloſſe, wo im vertraulichen Geplauder Wohl und Wehe der ganzen Familie verhandelt worden.

Die Großmama hatte auch gerade an dieſe früheſte Jugendzeit der Marquiſe zu erinnern angefangen, und dabei für alle die kleinen Lebenszüge jener Zeit ein Staunen erregendes Gedächtniß bewieſen. Faſt ſchien ſie mehr im Gedächtniß behalten zu haben, als der Marquiſe ſelbſt wünſchenswerth war, denn, einmal in den Zug gekommen, berührte ſie nicht minder die bedenklichſten Jugenderinnerungen ihrer Enkelin, und ſtreifte nicht gerade mit der Zartheit eines Geiſtes an alle die alten Geſchichten, die ſich einſt zugetragen, und die den Leichtſinn, die Wildheit und die Unbeugſamkeit der Marquiſe, ihren Ungehorſam gegen die mancherlei Lehren, welche die beſorgte Großmutter ihr ertheilt, und die Unannehmlichkeiten und Gefahren, welche die Nichtbeachtung dieſer Lehren zur Folge gehabt, zum Theil in ein ſehr groteskes Licht rückten. Die Marquiſe konnte ſich bald nur hinter ein Lachen retten, das einem Schatten gegenüber faſt zu ſtark war.

Die ſchwatzhafte Großmutter war aber jetzt unerbittlich auf einen Pagen gekommen, Namens Perty, welchen ſie einen kleinen allerliebſten Schelm nannte, der damals ihrer ſchönen Enkelin gehörig den Kopf verdreht habe. Und weitere, wahrſcheinlich nicht ſehr delicate Offenbarungen ſollten eben folgen, als die

Marquiſe in ihrem Schrecken, und um den Enthüllungen Einhalt zu thun, haſtig nach dem Arm der Großmutter griff. In demſelben Augenblick aber ſchwand dieſer Arm wie ein Blitz in Nichts dahin, und die ganze Erſcheinung war gleich einem Hauch, von dem nichts Wahrnehmbares mehr zurückblieb, verflogen.*)

Die Gräfin Caglioſtro ſchickte ſich jetzt an, die Tafel aufzuheben, indem ſie von ihrem Sitz aufſtand und ihre Gäſte einlud, mit ihr in das Beſuchzimmer einzutreten und dort den Café zu nehmen.

Die Geſellſchaft kam dieſer Aufforderung nach, und man ſtand ſich einen Augenblick ſchweigend und in den verſchiedenartigſten Empfindungen gegenüber. Der ungewöhnlichen Aufregung ſchien eine bedeutende Abſpannung und ein dunkles Mißbehagen gefolgt, und um jede weitere Erörterung zu meiden, begann man ſich bei Wirth und Wirthin zu beurlauben.

In demſelben Moment aber wurden draußen im Vorzimmer ſtarke Schritte hörbar, und man vernahm einige Stimmen, die in einem lauten und rückſichtsloſen Ton nach dem Grafen Caglioſtro fragten. Bald wurden die Flügelthüren des Salons aufgeriſſen, und zwei Polizeibeamte traten ziemlich geräuſchvoll ein, indem ſie auf den Grafen Caglioſtro zuſchritten, und ihm einen Verhaftsbrief vorzeigten. Danach ging ihr Auftrag dahin, den Grafen und die Gräfin Caglioſtro auf der Stelle in die Baſtille abzuführen.

---

*) Rheiniſcher Antiquarius 2. Abth. II. 2. S. 777.

Caglioſtro nahm mit unerſchütterlicher Ruhe, und ohne eine Miene zu verändern, dieſe Nachricht entgegen. Iſt Ihnen etwas von der Veranlaſſung bekannt? fragte er mit gleichgültigem Ton, indem er dem Polizeibeamten nach einer flüchtigen Einſicht in den Verhaftsbrief denſelben wieder zurückgab.

Der Beamte zuckte die Achſeln und erwiederte mit einem ſpöttiſchen Ausdruck, daß heut auch die Gräfin Lamotte-Valois, welche man in Bar-ſur-Aube ergriffen, in der Baſtille eingebracht worden ſei. Und ſo liegt die Vermuthung wohl ſehr nahe, fügte er hinzu, daß dieſe Dame bereits Auslaſſungen gemacht hat, welche den Herrn Grafen Caglioſtro nebſt Frau Gemahlin ebenfalls in die Baſtille führen.

Die Gräfin ſchrie bei dieſen Worten laut auf, und eilte zu Caglioſtro hin, indem ſie ſich mit ihren beiden Armen an ihm feſthielt und ihn, wie Hülfe bei ihm ſuchend, heftig umfaßte.

Sei guten Muths, Lorenza, die Wolken kommen und gehen, und jedes Gewölk, in das wir treten, muß durch ſich ſelbſt wieder von uns abfließen! ſagte Caglioſtro mit einer feierlichen Gebärde. Dann trat er zu ſeinen Gäſten heran, ſich bei ihnen entſchuldigend, daß er in die unfreiwillige Lage verſetzt worden, ſeine Pflichten als Wirth gegen ſie abkürzen zu müſſen. Er hoffe, auch durch dieſe Prüfung nur in der rechten Erkenntniß zu wachſen, und lediglich deshalb nehme er gern und willig an, was ihm auferlegt werde.

Sein Geſicht zeigte bei dieſen Worten einen faſt triumphirenden Ausdruck, und mit einer gewiſſen Hoheit überlieferte er ſich den Händen der Polizeibeamten, die ſchon ungeduldig zum Aufbruch trieben. Der Gräfin wurde nicht ſo viel Zeit gelaſſen, ihre prächtige Geſellſchafts-Toilette, in der ſie ſich befand, zu ändern, und ſie mußte ſich ſo, wie ſie war, anſchicken, den Dienern der Polizei zu folgen.

Ein verdeckter Wagen, der unten vor der Thür wartete, nahm die beiden Gefangenen in Begleitung hrer Wächter auf, um ſie raſch an den Ort ihrer Beſtimmung zu tragen. —

Die Tiſchgeſellſchaft war noch einen Augenblick ang in dem Salon des Grafen Caglioſtro zurückgelieben, und befand ſich in der ſeltſamſten Stimmung einander gegenüber. Das Lächeln, mit dem ſich Alle unwillkürlich anſahen, führte jedoch bald zu einem übereinſtimmenden Austauſch der Gedanken hinüber.

Es iſt gut, daß die Polizei uns erſt beim Café, und nicht mitten in der Geiſterwirthſchaft unſres Dieners, überraſcht hat! unterbrach Chamfort das eingetretene Stillſchweigen. Und doch hat ſie uns dabei gerade in dem wichtigen Moment geſtört, wo man zu verdauen pflegt, und die Verdauung der Caglioſtro'ſchen Geiſter war keine Kleinigkeit. Was hätte aber daraus werden ſollen, wenn die Racheboten der Baſtille noch Seine Eminenz den Cardinal von Richelieu oder die verehrungswürdige Aeltermutter der Frau Marquiſe hier angetroffen hätten. Es wäre doch ein beſchämender Anblick für den großen Cardinal geweſen, bei ſeinem Beſuch in Frankreich ſogleich die Polizei riechen zu müſſen, und der Frau Großmama Geiſt würde vielleicht, wenn ſie ſich durch Polizeibeamte belauſcht gewußt, weniger ausgeplaudert und von der Leber weg geſchwatzt haben, namentlich was den höchſt liebenswürdigen Pagen Pery anbetrifft.

Ich lebe der Ueberzeugung, daß wir hier arg g
täuſcht worden ſind, nahm jetzt die Marquiſe von Ba
beyrac, die ſich eben von allen Schreckniſſen wied

zu erholen begann, mit lebhaftem Eifer das Wort. Ich verſichere auf mein Ehrenwort, niemals etwas von einem Pagen Pery gehört zu haben. Und wer ſeinen Geiſtern ſolche Lügen durchgehen läßt, erſcheint jedes Vertrauens unwürdig, das man überhaupt zu ihm und ſeiner ſogenannten Wiſſenſchaft hegen könnte.

Hätte ich ihn doch erſucht, mir meinen Vater zu citiren, rief Chamfort lachend. Denn ich habe nur eine Mutter gekannt, und obwohl mir ein Erzeuger nicht gänzlich abgegangen ſein kann, ſo habe ich doch niemals ſeinen Namen gehört, noch ſein Antlitz geſehen. Sollte der Graf Caglioſtro unter den Geheimniſſen in den Tempeln Aegyptens, in denen er ſo genau nachgeforſcht hat, nicht auch meinen ci-devant Vater gefunden haben? Wenn mir ſein Rang oder ſein Geſicht nicht angeſtanden, hätte ich es dann mit ihm noch immer machen können, wie man es mit dem ſchönen Pagen Pery gemacht hat. Ich würde ſeine Exiſtenz nicht anerkannt haben.

Die Marquiſe nahm raſch den Arm ihres Begleiters, weil die Fortſetzung dieſes Geſprächs ihr nicht wünſchenswerth zu ſein ſchien, und entfernte ſich unter den verbindlichen Aeußerungen, die einmal in ihrer Natur lagen. Der General von Lafayette, der die günſtigſte Anſicht über Cagliostro beibehalten zu haben ſchien, folgte im Geſpräch mit Chamfort, indem er geltend machte, daß gegen einen Mann von ſo außerordentlichen Gaben das Einſchreiten der Polizei am wenigſten etwas beweiſen könne. Denn ſei die Baſtille nicht bereits eine Heimath der Beſten und Edelſten Frankreichs geworden?

Die Polizei ſcheint aber doch ſehr erpicht, gegen den Grafen Cagliostro Beweiſe zu ſammeln, entgegnete Chamfort, als ſie unten auf den Hausflur gelangten, der noch mit einer Anzahl von Polizeimännern und Soldaten beſetzt war. Zugleich bemerkte man, daß in dieſem Augenblick eine genaue Hausſuchung vorgenommen wurde.

Spürt nur umher, ſagte Chamfort, es muß ſich doch Manches in der Werkſtatt des Zauberers finden. Einige Geiſter ſind jedenfalls noch in der Garderobe, in der ſie eben das Koſtüm wechſeln, zu erhaſchen. Vielleicht findet Ihr auch im Keller den großen Althotas ſitzen, den univerſalen Urgreis, von dem Cagliostro die Wiſſenſchaft des Orients hat, und den er überall mit ſich führen ſoll, um an ſeiner Bruſt die Weisheit der Wunder zu trinken. —

Auf der Straße war das Haus von Bettlern und Kranken umlagert, welche um dieſe Zeit die Spenden und Heilmittel des Grafen Caglioſtro zu empfangen pflegten, und ihm jetzt bei ſeiner Abführung ihre lauten Klagen und Segenswünſche nachgerufen hatten. —

Viertes Buch.

Die Schwindler.

I.

Ein Morgen in Saint-Cloud.

Die Königin Marie Antoinette befand ſich ſeit einiger Zeit in dem Schloſſe zu Saint-Cloud, welches aus dem Beſitz des Herzogs von Orleans durch Kauf und Tauſch in die Hände der Königin übergegangen und ausdrücklich zu einem Eigenthum ihrer Perſon erklärt worden war.

Sämmtliche Beamte und Bediente des Schloſſes, ſowie die den Dienſt in demſelben verſehenden Schweizer, trugen daher die Livrée der Königin, und unter den Verordnungen, welche an den Pforten des Schloſſes oder in der Umgegend deſſelben angeheftet wurden, las man einfach die Unterſchrift: „Von der Königin“, was, als unerhört in den Gebräuchen der franzöſiſchen Monarchie, das größte Aufſehn nicht nur im Volke, ſondern auch in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft zu erregen begann.

Namentlich in den letzteren vermehrten ſich ſeitdem die Anklagen gegen die Königin, daß ſie die Sitten der alten Monarchie zu untergraben trachte, und man war ſogar ſo weit gegangen, es als unpolitiſch und unmoraliſch zugleich zu verſchreien, daß Schlöſſer und Grundſtücke im ausſchließlichen Beſitz einer Königin von Frankreich ſich befinden ſollten.*) Und auch die unteren Klaſſen ſchöpften aus dieſem Umſtand eine neue Nahrung ihres Haſſes gegen die Königin, und es fehlte nicht an verunglimpfenden Deutungen aller Art, in welche Marie Antoinette bei dieſer Gelegenheit von Neuem verflochten wurde.

Dies trug auch noch in der entſchiedenſten Weiſe dazu bei, die feindſelige Stimmung, welche der Proceß des Cardinals von Rohan gegen den Hof neu angeſchürt hatte, zu verſtärken. Dieſer Proceß hatte ſeit der Gefangennehmung des Prinzen Cardinal und derjenigen Perſonen, welche als ſeine Mitſchuldigen angeſehen wurden, ſeinen ſtrengen Verlauf genommen, und war im Begriff, von dem Parlament in Paris abgeurtheilt zu werden. Der König und die Königin ſahen dieſem Augenblick mit einer gewiſſen Bangigkeit entgegen, und verhehlten ſich keineswegs die Gefahr, in welcher das Anſehn des Throns bei dieſer Angelegenheit ſchwebte, denn Louis XVI. hatte wohl bald einſehen müſſen, welchen gewaltigen Fehler er dadurch begangen, daß er die in allen ihren Verzweigungen dunkle und unentwirrbare Halsbandgeſchichte nicht nur den Händen der Gerichte übergeben, ſondern dieſelbe auch in voller Sitzung des Parlaments verhandelt und zu dem entſcheidenden Spruch gebracht ſehen wollte.

---

*) Campan I. 274.

Dieſer Gedanke des Königs war in ſeinem Urſprunge ebenſo kühn als hochherzig geweſen, aber er konnte zugleich in ſeinem eigenen Intereſſe nicht ſchlechter und unglücklicher berechnet worden ſein. Die Parlamente waren ſo lange die hergebrachten Feinde und Nebenbuhler der königlichen Gewalt in Frankreich geweſen, daß auch für ihren Wiederherſteller, wofür Louis XVI. gelten mußte, keine Sympathie bei ihnen zu gewärtigen war, ſondern eher angenommen werden mußte, daß die Leidenſchaften, die dieſen politiſchen Körper von jeher bewegt, auch diesmal dazu treiben würden, die Autorität des Königs zu opfern und preiszugeben. Und je mehr bekannt geworden war, daß die Königin die Beſtrafung des Cardinals wünſche, um ſo mehr hatte ſich auf der andern Seite die Ueberzeugung verbreitet, daß Marie Antoinette dies von ihr ſo lebhaft erſehnte Ziel nur dann erreicht haben würde, wenn ſie den Wunſch an den Tag gelegt, daß ſich das Parlament für die Unſchuld des Cardinals erklären möchte. Dieſer Situation war man ſich jetzt am Hofe vollkommen bewußt geworden, und die Beſorgniß, in der man ſchwebte, hatte ſich von Tag zu Tag peinlicher gemehrt.

Den König ſelbſt hatte man aber kaum bei einer andern Gelegenheit mit einer ſolchen Entſchiedenheit zu Werke gehen ſehen. Er glaubte dies aber gerade der Liebe und dem Vertrauen zu ſeiner Gemahlin ſchuldig zu ſein, daß er den Thatbeſtand, um den es ſich handelte, auf die rückſichtsloſeſte Weiſe unterſucht und gewiſſermaßen vor den Augen des ganzen Publikums verhandelt ſehen wollte.

Der ſchwarze Verdacht, welcher die Perſon der Königin nah und fern umflüſterte, hatte ſich ſo weit verſtiegen, daß Marie Antoinette eines geheimen Einverſtändniſſes mit der abenteuerlichen und verbrecheriſchen Lamotte beſchuldigt wurde und man ihr die eigentliche Erfindung der ganzen Intrigue beimaß, durch welche der Diamonten-Schmuck auf Koſten des unglücklichen Cardinals, und unter Benutzung ſeiner thörichten Leidenſchaft für die Königin, in ihre Hände geliefert werden ſollte.

Von dieſer Meinung ſchienen ſelbſt viele unbefangene Leute in Frankreich nicht abzubringen, und um ſo mehr war es für die Königin ein Kampf um ihre Ehre und Würde, und um das moraliſche Anſehn des Throns, den ſie bei dieſer Gelegenheit vollſtändig und offen auskämpfen zu müſſen glaubte. Die Königin ſah ſich dabei um ſo mehr bedroht, als Geiſtlichkeit und Adel ſich zu den heftigſten Ausbrüchen des Unwillens über die Gefangenhaltung eines Kirchenfürſten vereinigten, und viele einflußreiche und hochgeſtellte Perſonen, wie der Prinz Condé, der eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Rohan zur Gemahlin hatte, ihren Einſpruch immer lauter und auf die empfindlichſte Weiſe zu erkennen gaben.

Die größere Stille und Abgeſchiedenheit des Aufenthalts in Saint-Cloud hatte der Königin darum in dieſer beſorgten und ſchmerzlichen Stimmung, der ſie ſich von Tag zu Tag mehr hingegeben ſah, unendlich wohlgethan. Der König blieb ſeit einiger Zeit nicht ſelten in Verſailles zurück, wo noch die Miniſter und ihre Bureaux, wie auch verſchiedene Hofbeamten und ein Theil der königlichen Ställe ihren Sitz behalten hatten. Das Schloß von Verſailles ſelbſt bedurfte in mehrfacher Beziehung eines Neubaues, den ſowohl verſchiedene neue Einrichtungen des Hofhalts als auch die Rückſichten auf die Schönheit und Solidität dieſer Reſidenz zu einer dringenden Nothwendigkeit gemacht zu haben ſchienen. Der König war mit den Plänen zu dieſen Verbeſſerungen und Umbauten bereits auf das Lebhafteſte beſchäftigt, und befand ſich deshalb auch heut wieder in Verſailles, um mit dem Baumeiſter Micque die näheren Veranſchlagungen für den Umfang und die Koſten dieſer Reſtauration zu beſprechen. Die Koſten machten freilich bei dem ſo wenig ausgiebigen Zuſtand des königlichen Schatzes die größten Schwierigkeiten, und der König war deshalb der Meinung geweſen, in langſamer Verwendung der Geldmittel den Neubau auf zehn Jahre zu berechnen, ſo daß ſeine Vollendung erſt gegen das Ende des Jahrhunderts zu gewärtigen wäre.

Die Königin hatte heut ihrer Gewohnheit gemäß in der frühen Morgenſtunde einen Spaziergang durch den ſchattigen Park von Saint-Cloud gemacht, um die peinliche Unruhe ihrer Erwartungen, die in der letzten Zeit ſogar ihren Schlummer verkürzte, ſowohl in der Stille des anmuthigen Gartens, als auch in der Geſellſchaft ihrer Lieblingsfreundin, der Herzogin Jules von Polignac, und deren Schwägerin, der Gräfin Diane von Polignac, zu vergeſſen. Es waren dies diejenigen Damen des Hofes, an welche ſich die Königin in der letzten Zeit aus einem innigen und aufrichtigen Freundſchaftsbedürfniß angeſchloſſen hatte, und die nach der Prinzeſſin von Lamballes, für welche die Königin ebenfalls eine wahrhaft zärtliche Neigung hegte, am meiſten Herz und Vertrauen Marie Antoinette's eingenommen hatten.

Die Herzogin Jules, welche von dem Liebeseifer der Königin ſeit Kurzem auch den Herzogstitel hatte annehmen müſſen, war, um ſie in einer beſtimmten und bedeutſamen Stellung an den Hof zu feſſeln, zur Gouvernante der Kinder von Frankreich ernannt worden, und Marie Antoinette ſah ſich dadurch in einem doppelten Intereſſe mit ihr verbunden, indem ſie dadurch zugleich Gelegenheit erhielt, einem vertrauteren und ungezwungeneren Verkehr mit der erkorenen Freundin ſich hinzugeben und dabei nicht minder einen Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder zu gewinnen.

Am meiſten aber war es der ihr durchaus zuſagende, natürliche und liebenswürdige Charakter der

Herzogin, von dem ſich Marie Antoinette zu dem Wunſch beſtimmt geſehen, an ihr eine Freundin und vertraute Gefährtin für das ganze Leben zu beſitzen. Die Königin hatte, mitten in dem Pomp und den Intriguen des Hofes, die Schwärmerei gefaßt, einem ächten Freundſchaftsverhältniß zu leben, und es ſprach für ihr eigenes Herz, daß ſie ſich dazu ein Weſen von ſo großer Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit auserſehn, wie es die Herzogin von Polignac in ihrer ganzen Art und Weiſe war. Es war der harmloſeſte und gemüthlichſte Verkehr, der ſich zwiſchen der Königin und ihrer Favoritin entſponnen hatte, und in dem ſich Marie Antoinette oft mit ziemlicher Abſichtlichkeit die Illuſion eines glücklichen und friedlich zurückgezogenen Privatlebens erſchaffen zu wollen ſchien.

Dieſe Freundſchaft war für die Königin beſonders in dieſer Zeit der Kümmerniſſe und Aengſte, die mit dem Prozeß des Cardinals Rohan begonnen hatten, eine wahre Quelle des Troſtes geworden. Marie Antoinette hatte ſich ſeitdem noch weniger als ſonſt von ihrer Freundin trennen können, in deren Buſen ſie ein Verſtändniß für alle ihre Leiden und für die geheimſten Regungen ihres Herzens fand, und die mit ihrer heiteren und frohen Grazie zugleich das Talent verband, den trüben Stunden ihr Recht zu entreißen und alle ſchweren und beſorgten Gedanken in ein luſtiges Nichts aufzulöſen.

Um dieſe Aufgabe handelte es ſich mehr wie je am heutigen Tage, wo das Parlament in Paris in feierlicher und großer Sitzung ſeinen entſcheidenden Spruch über den Angeklagten fällen ſollte. Die Königin hatte ſich an dieſem Morgen ſchon vor Sonnenaufgang von ihrem Lager erhoben, und nachdem ſie in ungeſtümer Haſt und faſt ohne Hülfe der Kammerfrauen ihre erſte Morgentoilette vollendet, war ſie in den Park hinuntergeeilt, um mit der Herzogin Jules dort zu dem verabredeten Rendezvous zuſammenzutreffen. Die Herzogin war mit ihrer ſchönen Schwägerin, der Gräfin Diane von Polignac, die ſich ſeit einigen Tagen bei ihr zum Beſuch in Saint-Cloud befand, und ebenfalls in das Vertrauen der Königin zugelaſſen war, ſchon auf der Terraſſe anweſend, um die Königin zu empfangen.

Iſt es nicht recht grauſam von mir, ſagte die Königin zu ihren beiden Freundinnen, ſie herzlich umarmend, daß ich ſo ſchöne Augen um ihr Recht gebracht habe, den Morgenſchlummer auszuträumen? Aber dieſe Augen ſehen mich ſchon ſo heiter und tröſtlich an, wie immer, und das iſt es, was ich bei Euch ſuchte, Troſt und Stärkung, denn Euere Freundin Marie Antoinette verzehrt ſich jetzt faſt in Kümmerniſſen und Mißbehagen.

Der Morgen iſt ſchön und duftig, Majeſtät, entgegnete die Herzogin mit ihrer ſanften, melodienreichen Stimme, und die Bosquets des Gartens hauchen einen Frieden aus, vor dem alle Sorgen ſich flüchten müſſen, und auch die Euerer Majeſtät! Denn ſind die Sorgen, denen Ihr den Zutritt auf Euere hohe glänzende Stirn gönnen wollt, wohl ſo ſtark, um nicht von dieſen friſchen Morgenlüften umgeworfen zu werden? Und wenn Ihr dann unſern Augen, die nur für Euere Majeſtät wachen und blicken, noch eine beſondere Gunſt einräumen wollt, ſo iſt es die, daß Ihr auf deren Grunde die Bitten leſen wollet, die wir Beide nicht ganz auszuſprechen wagen. Dieſe Bitten heißen: ſeid ganz wieder Ihr ſelbſt, Königin, verachtet den blöden Unverſtand der Menge, und ſeid unerſchütterlich überzeugt, daß der Segen, der Euere erhabene Perſon umfließt, auch in der Nation durchdringen und dankbar von derſelben erkannt werden wird.

Nein, nein, entgegnete die Königin, indem ſie ihren ſonſt ſo ſiegreich thronenden Kopf in aufrichtiger Traurigkeit ſenkte, dieſe ſtolze Zuverſicht habe ich ſchon längſt nicht mehr. Ich bin mit dieſer Zuverſicht nach Frankreich gekommen, und habe den redlichen Willen gehabt, mir die Liebe und Dankbarkeit der franzöſiſchen Nation zu gewinnen. Aber ich fühle endlich, daß der heimliche Mißklang, der von Anfang an zwiſchen mir und den Franzoſen obgewaltet, zu einer Macht heranwächſt, die mich jeden Tag mehr erſchreckt und ängſtigt. Und heut fürchte ich mich wahrhaft vor dem, was in Paris geſchehen wird. Die ganze Nacht habe ich auf meinem ſchlummerloſen Lager mit wahren Schreckgeſpenſtern gekämpft, denn ich bin verloren, wenn das Parlament den Cardinal Rohan freiſpricht!

Die Königin ſchritt an dem Arm der beiden Damen, in deren Mitte ſie ſich wie eines Anhalts bedürftig geſchmiegt hatte, dem Pavillon zu, der, von den erſten Strahlen der eben emporgehenden Sonne getroffen, ihnen roſig entgegenleuchtete. Dort nahm Marie Antoinette zwiſchen ihren Freundinnen Platz, um in Geſellſchaft derſelben in den mehr und mehr ſich entwickelnden Sonnen-Aufgang ſich zu vertiefen. Das wachſende Licht übergoß die wunderbare Weiße ihres Antlitzes und Halſes plötzlich mit einem flammenden Purpurſtrom, und die majeſtätiſche Schönheit der Königin hob ſich in dieſem Glanz zu einem hinreißenden Ausdruck, der von ihren beiden Gefährtinnen nicht bloß aus höfiſcher Manier empfunden zu werden ſchien. —

Wenn man Euere Majeſtät ſo anblickt, ſagte die lebhafte und geiſtreiche Gräfin Diane, ſo kann man in Euerem gnadenreichen und herrlichen Bilde nur das Glück und die Macht der Schönheit anbeten, und hält Den für einen Frevler, der noch an trübe Schatten glauben kann. Ich bitte Ew. Majeſtät, ſo heiter und glücklich zu ſein, als Sie es Ihrem eigenen Genius ſchuldig ſind.

Sie ſind liebenswürdig, wie immer, gute Gräfin Diane, erwiederte die Königin, ihr die ſchöne Stirn küſſend. Aber Sie ſind auch ein ſtärkerer Geiſt, wie wir Andern, denn Sie beſchäftigen ſich mit Literatur und Gelehrſamkeit, und ſtudiren Dinge, wovon wir uns nichts träumen laſſen können. Wie ſehr verbunden bin ich meiner Schwägerin, der Gräfin Artois, daß ſie Ihnen auf einige Tage Urlaub gegönnt, um hier bei uns in Saint-Cloud zu leben. Die Gräfin Artois iſt wahrlich zu beneiden, ſich einer ſolchen Geſellſchaft regelmäßig erfreuen zu dürfen.

Wenn Ew. Majeſtät unſere Diane noch beſtärken wollen in ihren gelehrten Grillen, ſo ſind wir wahrlich verloren! rief die Herzogin Jules mit einem muthwillig neckenden Ton. Schon jetzt hat ſie ſich, trotz ihrer Jugend und Schönheit, zu einer wandelnden Bibliothek gemacht, und ſie wird einſt noch aus alten Büchern, die nach grauen Jahrhunderten riechen, ihren Kopfputz arrangiren. Seht, Majeſtät, da kuckt ihr ſchon wieder ein Buch aus dem Fächer hervor, in dem ſie es doch noch mit einiger Verſchämtheit zu verbergen geſucht.

So haben wir ſie ertappt, und wenn es eine ſchlimme und der Tugend gefährliche Lectüre iſt, ſo wollen wir ſie fürchterlich auslachen, rief die Königin, die bei ihren Freundinnen alle ihre natürliche Munterkeit wiederzugewinnen ſchien.

Das Buch, welches Diane mitgebracht, und bis jetzt unter ihrem Fächer verborgen gehalten, wurde von der Königin raſch emporgenommen, und ſeinem Titel nach gemuſtert. Nachdem ſie denſelben geleſen, legte ſie aber mit einem gewiſſen unbehaglichen Fröſteln das Buch wieder auf den Tiſch zurück und deckte den Fächer der Gräfin Diane ſorgſam darüber.

Es iſt eine franzöſiſche Ueberſetzung der Iliade des Homer, ſagte Gräfin Diane, indem ſie erröthend ihre ſchönen geiſtvollen Augen zu Boden ſenkte. Sollte Vater Homer, der größte und lieblichſte aller Dichter, nicht auch ſeine Gnade finden können vor dem Geiſt der erleuchtetſten Königin?

Marie Antoinette erwiederte lachend und mit einer abwehrenden Bewegung ihrer graciöſen Hand: Nein, nein, um Gottes und aller Heiligen willen, laßt mich mit Euerem Vater Homer verſchont ſein, denn ich wittere die entſetzlichſte Langeweile, die ihm um ſeine gerade griechiſche Naſe weht. Nach Allem, was ich von ihm gehört, bin ich der weiſen Meinung geworden, daß uns dieſe großſprecheriſchen Helden von Troja hier in Frankreich gar nichts angehn. Sie können uns nicht mehr den Hof machen, wir haben keine Ausſicht zu einer nur erträglich amüſanten Contredanſe mit ihnen, und wir ſagen Fi donc, wenn ſie ſich einen ganzen Ochſen am Feuer braten und darin ihre ſchönſte Aventure finden. Kenne ich Ihren Vater Homer, Gräfin Diane?

Und ich will gleich ein Lied auf Vater Homer ſingen, um der Gräfin Diane zu beweiſen, wie genau auch ich ihren bemooſten Alten bereits ſtudirt habe, rief die Herzogin Jules, indem Spott und Uebermuth aus ihren prächtigen braunen Augen lachten.

Dann erhob ſie ſich von ihrem Sitz, und mit einer höchſt komiſchen und poſſenhaften Gebärde ſich in die Mitte des Pavillons ſtellend, ſang ſie in Bänkelſängermanier mit lauter ſchreiender Stimme:

Homer war blind und ſpielte die Hoboe,
Und wer ihn hörte, machte immer ſo.*)

Bei dieſen Worten ging ſie in einen traveſtirenden Tanz über, den ſie mit einem ſo ſchelmiſchen Ausdruck vor der Königin ausführte, daß Marie Antoinette in ein herzliches Gelächter darüber ausbrechen mußte, und ſich vor Vergnügen die ſchönen Hände rieb.

Ja, Ihr habt Recht, wir wollen luſtig und ausgelaſſen ſein, rief die Königin jetzt, indem ſie ebenfalls aufſprang, und einige Tanzbewegungen der Herzogin Jules mitmachte. Dann beklatſchte ſie die Sonne, die jetzt eben in der Entfaltung ihrer vollen Strahlenglorie über dem Haupt der Königin ſchwebte.

Nur in Frohſinn und dummes Zeug wollen wir uns jetzt noch ſtürzen, rief die Königin mit einem wunderbaren Leuchten ihrer ſchönen Augen. Die Traurigkeit, die Reflexion und die Schöngeiſterei ſollen jetzt gleichmäßig vom Hofe von Frankreich verbannt ſein! Nicht wahr, meine theuren Freundinnen?

---

*) Von der Herzogin von Polignac nach einem zeitgemäßen Lied: Ton père était aveugle et jouait du hautbois gemacht. Campan I. 147.

Die junge Gräfin Diane ſtand jetzt ſo beſchämt und traurig da, daß die Herzogin Jules, deren gutes Herz Niemanden gekränkt ſehen konnte, wieder zu ihr hinſprang, ſie begütigend bei der Hand ergriff und ihr zu wiederholten Malen unter den zärtlichſten Betheuerungen die Wangen küßte. Dann ſagte ſie, mit der Gräfin Diane an der Hand zu der Königin tretend: Verachtet mir aber auch meine Diane und ihre Gelehrſamkeit nicht ganz, erhabene Majeſtät! Sie iſt ein gutes, liebes, munteres Kind, und iſt ebenſo erfindungsreich an tollen und dummen Streichen, wie wir Beide es nur immer ſein können. Aus ihrem Vater Homer wollte ſie uns heut zum Sonnenaufgang vorleſen, und ſie glaubte damit die Schmerzen Euerer Majeſtät um den einfältigen Cardinals-Proceß in Vergeſſenheit einlullen zu können. War dies nicht ſchon ein dummer Streich zum Kranklachen, wie er nur immer in dem Programm Euerer Majeſtät verlangt werden konnte? Sie hat aber auch noch mit einigen anderen alten Leuten unerlaubte Verhältniſſe, wie ich Euerer Majeſtät hiermit unterthänigſt verrathen will. So unterhält ſie eine höchſt zarte Liaiſon mit einem gewiſſen Virgil, der ſogenannte Eklogen und ſogar ein Gedicht über den Landbau verfaßt hat, worin es höchſt idylliſch und natürlich hergeht. Sie las mir neulich daraus vor, und ich verbrauchte zwei ganze Riechfläſchchen von meinem koſtbarſten Parfum dabei, ſo vortrefflich und täuſchend fand ich den Geruch der Kuhſtälle, das liebe blökende Vieh und den Unrath der Aecker darin wiedergegeben.

Die Königin lachte und ſagte dann, die Schulter der Gräfin Diane küſſend: Das ſollen Sie uns Alles vorleſen, wenn wir einmal wieder in meiner Meierei in Trianon zuſammenſitzen. Dann werde ich Ihre poetiſchen Schilderungen mit meiner Wirklichkeit vergleichen. Ihr Virgil wird mir gewiß bei weitem beſſer gefallen, und ich freue mich, daß es auch ſchon alte Dichter giebt, die das Land und die Natur verherrlichen. Ueberhaupt könnte man doch recht glücklich auf dieſer Welt ſein, denn iſt nicht Alles ſo ſchön und lieb, was aus den Händen der Natur hervorgeht? Ich habe es auch immer für ein gutes Zeichen der Zeit angeſehen, daß ſich die Menſchen heut wieder recht zur Natur zurückzuwenden anfangen, und die Feſſeln der Convention wieder mehr und mehr von ſich abſtreifen, um aus ihrem Leben von Neuem eine

Idylle zu machen. Dann könnte ich auch faſt wieder Vertrauen und Zuverſicht zum Schickſal gewinnen, und denken, es werde noch Alles gut werden, welche trüben und unheilverkündenden Schatten auch ſonſt immer die Tage werfen mögen! —

Die Königin war wieder ernſt geworden, und ihre milde ſüße Phyſiognomie umwölkte ſich abermals mit einem ſinnenden und ſchwermuthsvollen Zug. Sie ließ ſich auf der Raſenbank nieder und verſank, den Kopf in die üppig geformten weißen Arme geſtützt, in ein anhaltendes Stillſchweigen.

Wenn ich nur wüßte, warum man mich in Frankreich ſo wenig liebt? rief ſie endlich mit einem ausbrechenden Schmerz, indem ſie die Hände ineinanderſchlug, und einen lauten und langen Thränenſtrom aus ihren Augen ſtürzen ließ. Was habe ich denn gethan, daß ich überall nur Feinde und Verfolgungen gegen mich aufſtehen ſehe, und daß ich immer nur feurige Kohlen auf mein Haupt ſammele, wo ich mich mit einigen Blüthen der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit ſchmücken zu können glaubte! Die Nation haßt mich, ich fühle es von Tag zu Tag mehr, und ich hatte ihr doch mein ganzes Herz entgegengetragen. Ich glaubte, die Franzoſen wären eine Nation von

Ehrenmännern und Cavalieren, die, wenn nicht der Königin, doch der Frau, Gerechtigkeit widerfahren laſſen würden. Aber ihre Schmähſucht, die ich unverdient auf mich zog, traf mich gerade in den heiligſten Beziehungen des Weibes, und verbitterte mir dadurch auch die freudige Ausübung meiner Pflichten als Königin. Ach, ich bin oft traurig bis in den Tod, daß ich ein ſo unglückliches Liebesverhältniß zu der franzöſiſchen Nation habe!

Nein, rief die Herzogin von Polignac mit feurigem Enthuſiasmus, man liebt Sie, Königin! Ich erlaube mir, Sie an das ſchöne Wort des Marſchalls von Briſſac zu erinnern, welches damals wie ein Lauffeuer durch das ganze Land ging und in den Herzen aller Franzoſen wiederklang. Es war am Tage Ihres öffentlichen Einzuges in die Hauptſtadt, nachdem Sie den Vermählungsbund mit dem Dauphin von Frankreich geſchloſſen. Auf das dichtgedrängte jubelnde Volk hindeutend, welches bei dem Stadthauſe zu den Füßen Euerer Majeſtät wogte, ſagte der Gouverneur von Paris in ſeiner ächt chevaleresken Ritterlichkeit zu Ihnen: „Madame, Sie erblicken dort auf dem Platze zweimalhunderttauſend Verliebte, die über Ihre Perſon entzückt ſind.“ Und ſolcher Scenen laſſen ſich unzählige anführen, wo das Volk mit einem wahren Liebesfeuer Euerer Majeſtät entgegenflog, um einen Strahl von Ihrem bezaubernden Lächeln aufzufangen oder nur die Falten Ihres Kleides rauſchen zu hören.

Um ſo ſchlimmer für mich, wenn ich dieſer Gunſt wieder verluſtig gehen konnte, und zwar ohne zu wiſſen, wie und durch welche Schuld! ſeufzte die Königin, in immer trübere Gedanken ſich verlierend. Und an jenen Tag meines Lebens haben Sie mich nicht auf die glücklichſte Weiſe erinnert. Denn ging demſelben nicht jenes entſetzliche Mißgeſchick voran, daß die Volksmaſſen bei dem Feuerwerk in ein verhängnißvolles Gedränge geriethen, ſich in unentwirrbaren Knäueln aufeinander ſtürzten, und mehr als vierhundert Todte und gräßlich Verwundete auf dem Platze blieben? Jetzt erſt verſtehe ich viele dieſer unheimlichen Wahrzeichen, die ſich mir bei meinem erſten Eintritt in Frankreich in den Weg ſtellten, und die ſchon durch die Spottgedichte meiner Feinde ihre bittere Deutung erfahren haben.

Es giebt aber auch ſchöne und herrliche Gedichte, die auf Ew. Majeſtät hervorgegangen ſind, ſagte Gräfin Diane, indem ſie, um die ſchmerzbewegte Königin ſich bemühend, zu den Füßen derſelben niederkniete. Wer kennt nicht das Gedicht auswendig, welches der große Voltaire auf die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Herzensmilde der beſten Königin gedichtet?*) Und das war zugleich jener fürchterliche Voltaire, für den es ſonſt nichts Heiliges auf Thron und Altar gab, und der gleichwohl dem Alle bannenden Zauber der Königin mit ſeinem ſtolzen Geiſt ſich hingeben mußte.

Ihr wollt mich tröſten mit guten Erinnerungen, und ich danke Euch! rief die Königin, indem ſie jetzt haſtig aufſtand und die Gräfin mit ſich emporzog. Oft ſind auch Erinnerungen ganz vortreffliche Balancirſtäbe, mit denen man über die ſchlimme Gegenwart hinwegſetzen kann. Aber die Gefahr, der ich heut entgegengehe, iſt zu groß, als daß ich mein unruhig ſchlagendes Herz mit einigen vertrockneten Bouquets der Vergangenheit beſchwichtigen könnte. Rathet mir, wie ich über dieſe angſtvolle Erwartung heut hinauskommen ſoll. Was werden wir thun, bis die Nachrichten aus Paris eingetroffen ſein können?

Ich habe einen Einfall, Majeſtät, wir wollen Allem zuvorkommen, und ſelbſt auf der Stelle nach Paris fahren! ſagte die Herzogin Jules, ihren Finger nachdenklich an die Naſe legend. Dort müſſen wir ſehen, ob wir nicht noch irgend Etwas thun können, um der Sache eine für uns günſtige Wendung zu geben. Wir werden jedenfalls noch lange vor Beginn der Parlamentsſitzung in Paris eintreffen, und haben Zeit, mit einigen der Herren Parlamentsräthe, unter denen ich wenigſtens drei meine guten Freunde nennen kann, in eine vertraute Unterhandlung zu treten. Sobald wir in den Tuilerien eingetroffen ſind, laſſen wir dieſe Herren zu uns rufen, und legen ihnen die gerechten und unabweislichen Wünſche, welche Ew. Majeſtät hegen, ans Herz. Was meinen Ew. Majeſtät zu dieſem Vorſchlag?

---

*) Mémoires de Weber t. 46.

Er dünkt mich überaus vortrefflich! rief die Königin lebhaft. Ach, ich bin ſo rathlos und unſchlüſſig, daß es mir ſchon wie ein helles Licht in meiner Finſterniß vorkommt, wenn ſich mir nur eine Möglichkeit eröffnet, für mich zu handeln. Der König wird heut noch den ganzen Tag in Verſailles verweilen, er hat Geſchäfte. Und obwohl ich ohne ſein Wiſſen keinen erheblichen Schritt thun möchte in dieſer übeln Angelegenheit, ſo wird er mir doch nicht zürnen, wenn ich meine Herzensangſt etwas lindere und die Meinung des Parlaments im Voraus zu erforſchen ſuche. Auf Meinungen läßt ſich einwirken, und da ich jetzt mit meiner Ehre und meinem Ruf von der Meinung des Pariſer Parlaments abhängig geworden bin, ſo wird man es mir nicht verdenken können, wenn ich dabei nicht die Hände in den Schooß lege. Gewiß hätten wir uns längſt rühren ſollen, wenn nicht der König ſtets zu edel dachte und nur von Recht und Gewiſſen die beſte Entſcheidung erhoffen wollte.

So werde ich in das Palais voraus eilen, um die ſofortigen Vorbereitungen für die Abreiſe Euerer Majeſtät treffen zu laſſen, ſagte die Gräfin Diane.

Ja, eilen Sie, ich bitte und beſchwöre Sie darum! rief die Königin in fliegender Haſt. Die beſten und raſcheſten Pferde ſollen ſogleich vor den Wagen geſpannt werden, und ich will den Weg von Saint-Cloud nach Paris in ſo kurzer Zeit zurücklegen, wie er noch nie zurückgelegt worden iſt. Sie begleiten mich Beide, meine Freundinnen, denn nur in Ihrer Geſellſchaft iſt mir wohl, und an Ihrer Seite habe ich noch einiges Vertrauen, meinen Feinden gegenüber zu handeln.

Die Gräfin Diane ließ ihre ſchlanke Geſtalt jetzt raſch dahinfliegen, um die Befehle der Königin in's Schloß zu tragen, während Marie Antoinette, auf den Arm der Herzogin Jules gelehnt, langſamer durch die große Allée des Parks nachfolgte.

II.

Das Parlament und die Königin.

In Paris hatte den ganzen Tag über unter allen Klaſſen der Bevölkerung die größte Aufregung geherrſcht. In einer faſt fieberhaften Spannung, die ſich auf allen Straßen und Plätzen kundgab, erwartete man den Urtheilsſpruch des Parlaments über den angeklagten Cardinal. Mehr als zehntauſend Perſonen ſtanden ſeit dem frühen Morgen in dichtgedrängten Schaaren, und aus allen Ständen gemiſcht, vor dem Palais, in welchem das Pariſer Parlament ſeine große Gerichtsſitzung hielt, und belagerten die Zugänge zu demſelben. Ein Theil des Publikums war ſogar in die Hallen und Vorſäle des Gerichts-Palais ſelbſt eingedrungen, um noch zeitiger und aus erſter Hand das gefällte Urtheil vernehmen zu können.

Die Gefangenen der Baſtille waren ſchon in der vorangegangenen Nacht durch die Gerichtsboten des Parlaments in die Conciergerie gebracht worden. Der

Cardinal Rohan aber war, wie man im ganzen Publikum mit beſonderer Befriedigung vernommen zu haben ſchien, unter allen Rückſichten für ſeine Geburt und ſeinen Stand in das Cabinet des erſten Greffiers, unter Obhut des königlichen Lieutenants der Baſtille, geſetzt worden. Das Verhör dauerte ſchon ſeit der achten Morgenſtunde und war jetzt, wo der Abend heranzukommen begann, noch immer nicht beendet, was die immer ungeduldiger harrenden Volksgruppen mit einer geſteigerten Unruhe erfüllte.

Von Zeit zu Zeit drangen einige Nachrichten aus dem Innern des Gerichtsſaals in die unabläſſig auf- und niederwogende Menge. Man konnte dann ſehen, wie Alles, was die Perſon des Cardinals betraf, im Volke mit dem größten und eifrigſten Antheil aufgenommen wurde. Der erſte Präſident des Parlaments, Herr von Aligre, hatte dem Cardinal verſtattet, ſich beim Verhör niederzuſetzen, weil derſelbe in der Bewegung, die ihn beim Beginn der Sitzung ergriffen, äußerſt bleich und angegriffen erſchienen war, und ſeine Kniee heftig unter ihm zu zittern begonnen hatten. Dann aber hatte der Cardinal mit edler Kraft und herzlicher Wärme faſt eine halbe Stunde lang ununterbrochen zu dem hohen Gerichtshof geredet, und auf alle Fragen, welche der Präſident an ihn gerichtet, mit einer unabweislich für ſeine Unſchuld zeugenden Würde und Klarheit geantwortet. Nachdem er geendet, hatte er die große Bank des Parlaments und alle übrigen Räthe gegrüßt, und das ganze Parlament hatte ſich bei dieſem Gruß erhoben, um ihn feierlich und ehrerbietig zu erwiedern, was man ohne Beiſpiel im Verhältniß eines Angeklagten zu ſeinem Gerichtshof fand.

Dieſe vorläufigen Nachrichten waren von der draußen umherſchweifenden Volksmaſſe mit einem lauten Enthuſiasmus begrüßt und jubelnd weiter getragen worden. Man vernahm Aeußerungen und Rufe, die auf die unzweifelhafteſte und merkwürdigſte Art an den Tag legten, welche Partei 'das Volk ergriffen, und aus welchen Gründen es wünſchte, den Cardinal für unſchuldig erklärt und gänzlich freigeſprochen zu ſehn! —

Ein Reiſewagen, der ſich in einer dem Parlaments-Palais angränzenden Straße mühſam den Durchgang zu gewinnen ſuchte, mußte endlich den vergeblichen Kampf mit der ihn auf allen Seiten hemmenden Volksmenge aufgeben. Er ſah ſich genöthigt, in einen gerade offenſtehenden Thorweg einzufahren und dort Halt zu machen, während die Perſonen, die ſich in demſelben befunden, ausgeſtiegen waren und es vorzogen, ſich durch den ſie umſtrickenden Menſchenknäuel ſelbſt weitere Bahn zu ſchaffen.

Es war Mirabeau, der heut nach Paris heimkehrte, wohin ihn die überaus günſtigen Nachrichten, welche Frau von Nehra ihm als Reſultat ihrer Bemühungen in der letzten Zeit zugehen laſſen konnte, ſchleunigſt zurückgerufen hatten. Henriette war ihm in Begleitung des treuen Freundes Chamfort bis vor die Barrière entgegengegangen, um dort den Einziehenden zuerſt wieder zu treffen und ihn gewiſſermaßen im Triumph der Liebe nach Paris einzuholen. Denn Henriette und Chamfort triumphirten nicht bloß, den Freund wieder zu haben, ſondern ſie genoſſen zugleich die Befriedigung, ihn durch ihre erfolgreichen Schritte von den alten Banden und Ketten, die ſein ganzes bisheriges Leben zerdrückt, losgerungen zu haben, und ihn ſomit jetzt als einen gänzlich Freigewordenen nach Paris zurückzuführen.

Mirabeau hatte Henriettens Arm genommen, um ſie durch die unruhige Menge zu führen, die ſeit einiger Zeit in beſtändigen Jubelrufen, aber auch in den heftigſten Ausrufungen gegen den Hof und namentlich gegen die Perſon der Königin ſich erging. Chamfort folgte dicht hinter Beiden, um Henriette beſchützen zu helfen und jeden heftigen Andrang von ihrer zarten Geſtalt fern zu halten. Der kleine Coco, der unzertrennliche Reiſe- und Lebensgefährte Mirabeau's, den er von London wohlbehalten wieder zurückgebracht, war bei ſeiner Wärterin in dem Wagen geblieben, um dort ſo lange bewahrt zu werden, bis die Straßen wieder fahrbarer geworden.

Mit einer ſchöneren Muſik konnte ich meine Rückkehr nach Paris gar nicht gefeiert ſehen, als mit dieſen ſo wundervoll brüllenden und lärmenden Volksſtimmen! ſagte Mirabeau, indem er ſich behaglich von der Maſſe fortſchieben ließ, und nur beſorgt war, daß Henriette, die er auf das Innigſte an ſich gedrückt hielt, nicht berührt und geſtoßen würde. Er ſuchte unmittelbar die Richtung nach dem Parlamentshauſe zu gewinnen, um in die Nähe der Ereigniſſe zu kommen, die ihn, nachdem er durch Chamfort den eigentlichen Vorgang erfahren, in hohem Grade zu intereſſiren anfingen.

Ich ſehe nicht nur das Volk ſondern ich rieche es auch ſehr gern, ſagte Mirabeau, indem er ſich begierig nach allen Seiten umſchaute, und ſeine Naſe gewiſſermaßen mit einer recht tiefen Inbrunſt in die

Maſſe hineinſchob. Ueber den Geruch einer aufgeregten Volksmaſſe geht mir nichts. Das Volk riecht immer nach Zukunft, wie ein friſch gedüngtes Feld, das, je mehr Miſt es hat, einen um ſo reicheren Segen verſpricht.

Welch ein ariſtokratiſch-revolutionnaires Gleichniß! rief Chamfort mit ſeiner luſtig trompetenden Stimme. Ein Graf mit ſo hohen Ahnen wird doch immer eine andere Art von Volksfreund ſein als Unſereiner, der ſeine Exiſtenz einem dunkeln Vorfall in einer niedrigen Hütte verdankt. Aber Deine Gräfin Yet-Lie hat Dich jetzt frei gemacht von allem Uebermuth und Stolz Deines Vaters Marquis. Sie hat Dir durch ihre herrlichen Augen, denen ſelbſt ein Miniſter nichts abſchlagen konnte, die neue Ordre des Königs erwirkt, die Dir die freie Verfügung über Deine eigene Perſon zurückgiebt, und Dich der tyranniſchen Obergewalt Deines Familienhauptes entzieht. Darum rieche nun auch recht tief dieſen ſtarken, beitzenden Athem des Volkes in Dich auf, und blaſe ihn aus Deiner Grafenbruſt wieder von Dir als eine veredelte Flamme, die Frankreich erleuchten und entzünden wird!

Mirabeau und Henriette brachen in ein herzliches Gelächter über dieſe, im Ton einer feierlichen Beſchwörung gehaltene Anrede aus.

Henriette hat ſchon ſo viel Gutes an mir gethan, ſagte Mirabeau dann mit einem zärtlichen Blick auf ſeine Freundin, und jetzt hat ſie ihren Wohlthaten, die ſie mir geſpendet, die Krone aufgeſetzt. Durch ihren Einfluß, der einem unbeſchreiblichen Etwas in ihrer Perſon angehört, iſt ſelbſt die harte und dürre Sinnesweiſe des Barons von Breteuil zu meinen Gunſten gewendet worden. Und ich bin dieſem Miniſter in der That dankbar dafür. Aber dennoch kann ich heut nicht gleich als Parteigänger für ihn auf dem Platze erſcheinen. Denn auf wie viel Recht ſich auch immer dieſe Intrigue ſtützen mag, die er gegen den Cardinal Rohan eingefädelt hat, ſo wünſche ich doch nicht, daß der Cardinal Rohan verurtheilt werde. Obwohl ich natürlich gar keine Sympathie für dieſen verliebten und verſchwärmten Kirchenfürſten hege, ſo liegt mir doch daran, daß er heut auf das Glänzendſte von dieſem Parlament freigeſprochen werden möchte!

Bravo! Bravo! rief ein in eine blaue Blouſe gekleideter Mann, der ſeit einiger Zeit hinter ihnen gegangen war und ſie aufmerkſam beobachtet hatte, indem er Mirabeau mit vertraulicher Zuſtimmung auf die Schulter klopfte. Ihr ſcheint ein vornehmer Mann, und meint es doch ehrlich mit dem Volke. Denn das Volk wünſcht die Unſchuld des Cardinals erklärt zu ſehen, damit die Schuld der Königin an den Tag komme!

Und was habt Ihr denn für ein Intereſſe, die Königin ſchuldig zu finden? fragte Mirabeau, indem er den Gruß des Blouſenmanns mit einer freundlich zuvorkommenden Gebärde erwiederte.

Die Königin iſt ſtolz und hochmüthig gegen das Volk, ſie verachtet uns als etwas Geringes und Schlechtes, und iſt doch ſelbſt eine verachtungswürdige Heuchlerin! rief der Mann mit einem zornigen und unheimlich drohenden Ausdruck in ſeinem Geſicht. Meine Frau iſt Wäſcherin für den Parkgärtner in Verſailles, und ſie befand ſich gerade zur Ablieferung dort, und hatte ſich mit Plaudereien und ähnlicher Handthierung der Weiber bis zur Nacht im Garten verſpätet. Da will ſie auf das Deutlichſte bemerkt haben, daß Niemand anders als die Königin ſelbſt es war, welche dem Cardinal eine Zuſammenkunft im dunkeln Bosquet des Gartens verſtattete. Meine Frau hat noch niemals gelogen, und nimmt Alles auf einen körperlichen Eid.

Wenn Euere Frau ſchön iſt, ſo wollen wir ihr gern den Eid ſo körperlich als möglich abnehmen, ſagte Chamfort mit einer drolligen Gebärde. Aber ich muß Euch ſagen, Freund, eine meiner ſchönen Nachbarinnen im Palais Royal, wo ich wohne, ſoll in einer ganz tollen und höchſt lasciven Mummerei die Perſon der Königin bei dieſem Rendezvous vorgeſtellt haben. Es iſt dies die ſchöne Mademoiſelle Oliva, die der Königin vom Kopf bis zur Zehe ſo täuſchend ähnlich ſehen ſoll, wie ein Ei dem andern. Die Colleginnen der Demoiſelle Oliva, die in den Arkaden des Palais Royal umherſchwärmen, belauſchte ich zuweilen von meinem Fenſter aus in ihren zarteſten Geſprächen. Daraus entnahm ich denn, wie es bei dieſen Mädchen für eine ausgemachte Sache gilt, daß Oliva dazu gedungen war, die Rolle der Königin zu ſpielen, um dem armen Cardinal vollends den Kopf zu verrücken. Dafür wird die talentvolle Dame in dieſem Augenblick wahrſcheinlich ſehr ſtark vor dem hohen Parlament zu ſchwitzen haben.

Ihr ſcheint es mit dem Hof zu halten, entgegnete der Mann der Wäſcherin, indem er Chamfort verächtlich und drohend mit ſeinen Blicken maß. Ihr ſeid wohl auch Einer von Denen, die im Müßiggang praſſen, während das Volk bei ſeiner Arbeit hungert und darbt?

Nein, guter Mann, erwiederte Chamfort lachend, ich arbeite auch, und wenn ich nicht gerade dabei hungere, ſo geſchieht es bloß, weil ich einen ſchlechteren und beſcheideneren Magen habe, wie Ihr. Aber ich beneide Euch um Euern guten Magen, und wünſche Euch den beſten Appetit, denn Ihr werdet bald, recht bald, denkt an mich, ungeheuer Viel zu verſchlingen bekommen. —

Die Freunde wurden jetzt weiter gedrängt, und hatten die größte Mühe, in der ſich ſchiebenden und kreuzenden Maſſe bei einander zu bleiben. Auf einer andern Stelle begegnete ihnen der Graf d'Entraigues, der ſich durch eine Stoßwelle, die aus einer entgegengeſetzten Richtung der Volkshaufen ihren Urſprung hatte, mitten in die Arme Mirabeau's getrieben ſah und denſelben jetzt mit der größten Ueberraſchung erkannte.

Ich nehme dieſe unerwartete Umarmung mit Euch zugleich als pünktliche Beantwortung meines Briefes an, den ich vor einigen Tagen an Euch nach London abgeſandt, Graf Mirabeau! ſagte der Neuangekommene, indem er Mirabeau und Chamfort mit angelegentlichem Händedruck begrüßte.

Ich habe ihn nicht mehr erhalten, meine Abreiſe beſtimmte ſich plötzlich durch eine günſtige Nachricht, entgegnete Mirabeau. In dieſem Augenblick bin ich angekommen und ſchon begegnen wir uns, indem wir auf dieſem brauſenden Roß des Volkstumults beide reiten und uns anrennen? Was macht Ihre Schrift über die Privilegien, Graf d'Entraigues?*)

Die Arbeit, von der ich Euch neulich ſchrieb, iſt wieder etwas in's Stocken gerathen, erwiederte der Andere, in dem ſich ein feiner ſchlanker Mann, mit einer ſehr ausgeprägten ariſtokratiſchen Perſönlichkeit, darſtellte. Ich werde ſie ſpäter wieder aufnehmen, ſobald ich noch mehr Materialien geſammelt habe.

An einem Tage, wie heute, laſſen ſich ſchon Materialien die Hülle und Fülle ſammeln! bemerkte Chamfort. Iſt nicht heut der Tag, wo das franzöſiſche Volk für ſein Leben gern eine ſchuldige Königin haben möchte? Damit iſt der Sturz aller Privilegien auf eine ſo ſchneidende Weiſe ausgeſprochen, wie noch nie. Denn ſonſt war es das Privilegium des Throns, daß es keine Schuld auf demſelben gab. Sobald man die Schuldigen auch auf den Thronen ermitteln will, hört auch für alle andern Privilegirten jedes Vorrecht auf, und man wird fortan Jeden nach dem Maaße des Andern meſſen. Niemand wird jetzt mehr auf Koſten ſeiner Mitmenſchen reich, glücklich und tugendhaft ſein dürfen.

---

*) „Essai sur les privilèges par le Comte d'Entraigues."

Dieſe Bemerkung iſt in der That ſo fein und treffend, wie ſelten eine gemacht worden, ſagte Graf d'Entraigues mit verbindlicher Manier. Es ſteht heut viel auf dem Spiele für das Königthum und die ſogenannte bevorrechtete Geſellſchaft. Der Hof ſelbſt aber iſt diesmal mit einem ziemlich cyniſchen Angriff auf das anerkannte Vorrecht vorangegangen. Er hat einen Cardinal, einen geweihten Kirchenfürſten, der ſonſt nur ſeinen geiſtlichen Richtern Rede zu ſtehen brauchte, wie einen gemeinen Angeklagten und Gefangenen vor ein weltliches Parlament geſtellt. Und das Parlament, ſeiner alten eingebornen Oppoſitionsluſt gegen das Königthum gehorchend, wird den Cardinal rächen, indem es ihn freiſpricht, und dadurch den Verdacht, der bei dieſem zweideutigen Handel über der Königin ruht, allerdings zu einer faſt ausgeſprochenen Schuld ſteigert.

Man nimmt alſo wohl auch in den Hofkreiſen an, daß das Parlament ſeinen Spruch zu Gunſten des Cardinals fällen wird? fragte Mirabeau.

Die Königin ſelbſt muß auf das Tiefſte beſorgt ſein, entgegnete Graf d'Entraigues, denn ſie kam heut Morgen ſchon in der erſten Frühe von Saint-Cloud hereingefahren, und beſchied mehrere der Herren Parlamentsräthe zu ſich in die Tuilerien. Dort ſoll eine lange Conferenz gepflogen worden ſein, an der auch die Herzogin von Polignac und ihre ſchöne gelehrte Schwägerin Theil nahmen. Muthmaßlich ſind dieſe Herren Parlamentsräthe durch den unwiderſtehlichen Zauber der Königin gewonnen worden. Aber ob ſie ihre übrigen Collegen noch beſtimmen werden, muß ſehr dahingeſtellt bleiben. Höchſtens wird die Freiſprechung des Cardinals jetzt mit einer geringeren Majorität der Stimmen erfolgen, als ſonſt vorauszuſehen war. Aber ſie wird erfolgen.

In dieſem Augenblick ließ ſich von dem Parlamentsgebäude her ein gewaltig lärmender Jubel, der einen tauſendſtimmigen Wiederhall fand, vernehmen.

Der Spruch ſcheint bereits erfolgt zu ſein, ſagte Mirabeau, auf die in neue Bewegung gerathene Stelle hindeutend, zu der jetzt die Volksmaſſen von allen Seiten unaufhaltſam und mit äußerſter Gewalt hindrängten.

Als die Freunde ſich nunmehr in die unmittelbare Nähe des Palais hingetrieben ſahen, fanden ſie es beſtätigt, daß der Urtheilsſpruch ſchon erfolgt war. Das dort zuſammengedrängte Publicum, dem die erſte Kunde aus dem Gerichtsſaal zugekommen, theilte ſich die Einzelnheiten des gefällten Spruches mit, und begleitete dieſelben bald mit immer neu ausbrechenden Jubelrufen, bald mit kritiſchen und anzüglichen Bemerkungen und Nutzanwendungen aller Art. Die Rufe: Es lebe der Cardinal Rohan! Der Gerichtshof hat auf ſeine Unſchuld erkannt! übertönten aber bald jede andere Stimme. Darein miſchten ſich aber noch Ausrufungen, mit denen der Name der Königin auf eine ſehr bedenkliche Weiſe ſich verband, und man hörte demſelben Ausdrücke des Grolls und der Verwünſchung hinzufügen, die immer lauter und tobender wurden.

Die näheren Angaben, welche ſich im Munde des Volkes verbreitet hatten, und die durch bekannte Perſonen aus dem Innern des Gerichtsſaals beſtätigt wurden, waren folgende. Der Cardinal Prinz von Rohan war mit einer Majorität von drei Stimmen von jeder gegen ihn gerichteten Anklage entbunden worden. Die eigentliche Betrügerin aber, die Gräfin Lamotte-Valois, hatte der hohe Gerichtshof, ohne ſich näher darauf einzulaſſen, in weſſen Hand ſie dabei das Werkzeug geweſen ſein könnte, dazu verurtheilt, öffentlich ausgepeitſcht, auf beiden Schultern gebrandmarkt und auf Lebenszeit eingeſperrt zu werden. Gegen den Grafen Caglioſtro war auf vollſtändige Freiſprechung erkannt worden. Die übrigen bei dem Proceß betheiligten Perſonen hatte eine größere oder geringere Strafe getroffen.

Es lebe das Parlament von Paris! rief es in einem der Volkshaufen, in denen man ſich am lebhafteſten mit dieſem Ausgang der Sache beſchäftigte.

Das Volk wird vor Freuden genügſam, es läßt ſogar das Parlament von Paris leben! flüſterte Chamfort dem Grafen d'Entraigues in's Ohr. Wenn nur dieſe alten Parlamente beſſer wären, ſo wollten wir ihnen gern ihr bischen Leben gönnen. Wird das ſich heiſer ſchreiende, liebe Volk nicht bald eines ganz anderen Körpers zur Vertretung ſeines Rechts und ſeiner Anſprüche bedürfen? Dies alte Parlament, dem die Halbheit ſeiner eigenen Exiſtenz zuwider, rächt ſich an ſeinem Wiederherſteller Louis XVI. dafür, daß er ihm keine Ruhe im Moder ſeiner feudalen Vergangenheit gelaſſen. Es rächt ſich an ihm, indem es ihm ſein ſchönes Weib ſchlägt, das Beſte, was er ſein nennen kann neben ſeiner ſchwankenden Krone. Der gute Louis XVI. hätte dieſe Parlamente ſchlafen laſſen ſollen den ewigen Todesſchlaf! Die Generalſtände der Nation mußte er längſt zu ſich rufen, dann ſtand es beſſer um ihn ſelbſt, und ſein Biedermannsherz, das er für Frankreich hat, wäre dankbar erkannt worden.

Es iſt wahr, heut hört man ſchon den ganzen Thronhimmel von Frankreich zittern! ſagte Mirabeau, indem er den Kopf hoch emporſtreckte und mit ſeinem gedankenvoll blitzenden Adler-Auge den ganzen menſchenwogenden Platz überflog. Warum wollen wir dies alte Parlament gering ſchätzen, wenn es ſich doch heut von Neuem ſeine Sporen gegen das Königthum verdient hat? Und es hat wahrlich tapfer gefochten und faſt mit Kloben dreingeſchlagen, denn dieſe Verurtheilung der Lamotte-Valois zu der entehrendſten und ſchimpflichſten Verbrecher-Strafe, iſt ſie nicht am Ende auch gegen das franzöſiſche Königshaus gerichtet? Ein letzter Sprößling des großen königlichen Hauſes Valois, dem die Stäupe und Brandmarkung zuerkannt wird, welch eine niederſchmetternde Demonſtration iſt das gegen alle Anbeter des königlich fließenden Bluts in Frankreich! —

Jetzt theilte ſich die Menge vor dem Eingang des Parlamentsgebäudes, und man ſah einen verſchloſſenen

Wagen herausfahren, der erſt langſam und dann, ſobald es die Volkshaufen verſtatteten, in raſcherer Bewegung die Straße einſchlug, welche nach der Baſtille zurückführte. Man erkannte darin den Cardinal Prinzen Rohan und den Grafen Caglioſtro, und es verbreitete ſich unter der verwunderten Menge das Gerücht, daß beide Angeklagte, obwohl vom Gerichtshof freigeſprochen, doch auf beſondere Veranlaſſung der Königin noch einmal in ihr Gefängniß zurückgebracht werden ſollten, um erſt am folgenden Tage ihrer Freiheit gänzlich wiedergegeben zu werden.

Graf d'Entraigues beſtätigte aus dem, was ihm in den Hofkreiſen zu Ohren gekommen war, daß die Königin, von ihrem Haß gegen den Cardinal getrieben, in der That ſich zu einem Befehl dieſer Art hatte hinreißen laſſen, um dem Mann, dem ſie das demüthigendſte und kummervollſte Ereigniß ihres bisherigen Lebens beizumeſſen hatte, noch eine für ihn kränkende Abführung zu bereiten. Marie Antoinette hatte dies für den Fall ſeiner Freiſprechung im Voraus zu bewirken gewußt, und war darin von den ihr offen und heimlich ergebenen Mitgliedern des Parlaments, wie ſich jetzt zeigte, ſehr gut unterſtützt worden. Aber die Königin hatte in ihrer leidenſchaftlichen

Erregung nicht bedacht, daß ſie dadurch nur den öffentlichen Triumph des Cardinals vermehren würde.

Dies bewies ſich ſchon bei den erſten Schritten, welche der Wagen über den Platz zurückzulegen anfing, indem derſelbe von den ungeheuren Beifallsrufen der Menge begleitet wurde, und man ſich anſchickte, in einem ſich vollſtändig ordnenden Triumphgeleit dem Wagen bis zur Baſtille zu folgen.

Man erblickte den Cardinal an dem einen Fenſter des Wagens, zu dem er ſich von Zeit zu Zeit herauslehnte, um für die ihm unaufhörlich geſpendeten enthuſiaſtiſchen Zurufe durch Mienen und Grüße ſeinen Dank zu erkennen zu geben. Er befand ſich im vollen Koſtüm ſeiner kirchlichen Würden, aber ſein Kleid trug die violette Farbe, in welcher die Cardinäle zu trauern pflegen. Seine Bruſt war mit allen ſeinen Orden geſchmückt. Aber ſein bleiches, obwohl von tiefer Freude durchblitztes Geſicht trug noch immer die Spuren der erlittenen Erſchütterung und Beängſtigung an ſich.

Die Sache hätte immerhin recht ſchlimm für den ſchönen Prinzen Louis ablaufen können, bemerkte Chamfort, als ſich der Wagen jetzt an ihnen vorüberbewegte. Man ſieht doch, daß die Königin beinahe ihren Zweck bei den Herren Parlamentsräthen erreicht hätte, denn eine Freiſprechung mit drei Stimmen Majorität iſt noch immer geeignet, ſich dabei hinter die Ohren zu kratzen. Und dann haben ſie ihn mit dieſem Grafen Caglioſtro zuſammen in einen Wagen gethan, und laſſen den Prieſter in Geſellſchaft des Gauklers in die Baſtille zurückfahren, ſtatt ihn ſogleich mit glänzender Anerkennung ſeiner Unſchuld auf freien Fuß zu ſetzen. Und ſeht, wie Freund Caglioſtro den Vortheil ſeiner Situation zu benutzen verſteht. Er ſucht ſeinen Herrn Collegen, den Cardinal, wo möglich noch an Pathos und Würde zu übertreffen, und grüßt mit der Feierlichkeit eines triumphirenden Propheten zu der andern Seite des Wagens heraus, indem er ſo thut, als wenn auch ihm das Volk ſeine Huldigung darbrächte. Er lächelt fortwährend in ſeiner geheimnißvoll verzückten Manier, und ſeht, jetzt faßt er ſogar recht gnädig an ſeinen Federhut, und lüftet denſelben ein wenig, als wenn er ſich für die Lebehochs des Volkes noch ganz beſonders bedanken müßte. Und er hat in der That die Keckheit gehabt, in ſeiner verwünſchten Magier-Tracht ſelbſt vor dem hohen Gerichtshof des Parlaments zu erſcheinen.

Das iſt alſo der weltberühmte Wunderthäter

Caglioſtro! ſagte Mirabeau, den Magier, welchen er jetzt an ſeinem Wagenfenſter ſich unmittelbar gegenüber erblickte, mit ſcharfer Aufmerkſamkeit ins Auge faſſend. Ich ſehe, Henriette, Dein allerliebſter Brief, den Du mir über Euer Geiſter-Diner geſchrieben, hat mir dieſe wunderliche Perſon ſo treffend geſchildert, daß ich ihn jetzt ſchon an Deiner Beſchreibung wiedererkannt haben würde. Und der Anblick dieſes Menſchen beſtätigt mir jetzt auch meine eigene Anſicht über ihn. Da ſieht ja jeder Zug und jedes Glied an ihm nach einem Werkzeug der Jeſuiten aus, und nun bin ich fertig mit ihm. Seine Augen gehen wie eine Mäuſefalle auf und nieder, und was er fängt, liefert er für ein gutes Douceur an die heilige römiſche Kirche ab.

Etwas mehr hätte er aber doch für ſeinen Schüler Louis Rohan thun können, bemerkte Chamfort, als der Wagen jetzt langſam vorüber gefahren war und von dem jauchzenden Volke weiterbegleitet wurde. Vermöge ſeiner tollen Zauberkünſte hat er den Cardinal mit allen Königinnen der alten und neuen Zeit zuſammen ſchlafen laſſen, aber den Haß der ſchönen Königin Marie Antoinette hat er doch nicht gegen ihn zu beſchwören gewußt. Was hat es dem guten Cardinal nun genützt, daß Cleopatra und Semiramis ihn ſo oft heimlich in verſchwiegenen Nächten beglückt haben? Marie Antoinette hat den funfzigjährigen Liebhaber verſchmäht, und das iſt Alles. An der Stelle Caglioſtro's hätte ich dem armen zappelnden Prälaten doch einige Tropfen Verjüngungs-Elixir eingeflößt, und ich glaube immer, das würde bei Marie Antoinette etwas geholfen haben.

Man vernahm jetzt ſchon aus weiterer Ferne die jubelnden Volksſtimmen, welche den Wagen durch alle Straßen hindurch bis vor die Pforten der Baſtille geleiteten. Dort angelangt, trennte ſich das Volk nicht eher, als bis der Cardinal zum letzten Mal ſeine Hände zum Segnen der Menge ausgeſtreckt hatte, und die Thüren des Gefängniſſes wieder hinter ihm zugefallen waren. —

Mirabeau und Henriette beeilten ſich jetzt, ihren Wagen wiederzufinden, nachdem ſie ſich von Chamfort und d'Entraigues verabſchiedet und die Einladung des letzteren, morgen zum Diner bei ihm einzutreffen, hatten annehmen müſſen.

Henriette hatte ſchon die größte Sehnſucht nach dem kleinen Coco empfunden, und eilte, ſobald ſie nur des Wagens anſichtig geworden, voran, um ſich ihres

Lieblings wieder zu vergewiſſern. Dann wurde der Weg nach der neuen Wohnung, welche Frau von Nehra in der Rue de Vaugirard gemiethet und mit aller ihr eigenen Sorgſamkeit eingerichtet hatte, durch die jetzt freigewordenen Straßen raſch zurückgelegt.

III.

Die Frau des Finanzminiſters.

Mirabeau befand ſich ſeit einigen Wochen wieder in Paris, wohin er ſich beſonders in der Abſicht zurückbegeben hatte, eine große hiſtoriſche und politiſche Arbeit zu vollenden und durch dieſelbe die Aufmerkſamkeit des Miniſteriums und eine ihm angemeſſene Stellung ſich zu gewinnen.

Zuerſt hatte er in ſeiner peinigenden Unruhe und Unſchlüſſigkeit den Plan faſſen wollen, ſich nach der heimathlichen Provence und auf das von ſeiner Familie nicht mehr bewohnte Schloß Mirabeau zu begeben, und dort in dem Frieden einer ihm erſehnten Zurückgezogenheit ſeiner Arbeit ſich zu widmen. Dort hoffte er zugleich, mit der kleinen, ihm aus ſeinem Familienvermögen gebührenden Penſion auskommen zu können, über deren Feſtſtellung und Auszahlung er ſich endlich mit ſeinem Vater auf dem Wege freundlicher Vermittelung geeinigt hatte. Aber erſt hatte ihn die Erkrankung des kleinen Coco, der in ein langes und gefährliches Leiden verfiel, an der Ausführung dieſes Plans verhindert. Und dann hatte Mirabeau einige neue Bekanntſchaften in Paris gemacht, die von einiger Bedeutung für ſeine Thätigkeit und ſeine Ausſichten geworden zu ſein ſchienen.

Henriette ſaß am Bett des kranken Knaben und war mit den eifrigſten und ſorgenvollſten Bemühungen um ihn beſchäftigt, die ſie ſchon ſeit einigen Tagen ununterbrochen, und ohne ſich ſelbſt Ruhe zu gönnen, fortgeſetzt hatte. Mirabeau war ihr gerade in dieſer Zeit ſehr beſchäftigt und zerſtreut erſchienen, und hatte ſtets den größten Theil des Tages außer dem Hauſe zugebracht, indem er ſpät, zuweilen erſt gegen Anbruch des Morgens, wieder zu ihr zurückkehrte.

Als er heut abermals nach einer kurzen obwohl herzlichen Unterredung ſich von ihr beurlauben wollte, und kaum noch Zeit zu haben ſchien, die fiebernde Stirn des kleinen Coco zu küſſen, ſagte Henriette mit kaum verhehlter Empfindlichkeit zu ihrem Freund: Wir Beide ſind jetzt kaum noch für Dich vorhanden, Mirabeau. Den ganzen Tag läſſeſt Du uns allein, kaum höre ich noch Deine Stimme, ohne die doch jeder Tag mir klanglos und leer erſcheint, und wenn ich Dich noch lange ſo ſchrecklich entbehren und miſſen muß, werde ich verzagen und recht unglücklich ſein.

Mein liebes Kind, Du mußt jetzt etwas Nachſicht und Geduld mit mir haben, antwortete Mirabeau, ihre Hände zu ſeinem Munde ziehend. Ich bin allerdings in einen ganz neuen Strudel von Geſchäften und Beziehungen hineingerathen, die mich hierhin und dorthin treiben, aber Du weißt, daß es nur ein einziges wahres Glück für mich giebt, nämlich das, Deine Nähe zu genießen, und Deinen ſchönen blonden Kopf in meinen Händen zu halten.

Du biſt auch nicht der Schlimmſte, entgegnete Henriette, ihn mit einem zärtlichen Schmollen anblickend. Und es wäre gewiß Alles wieder ganz gut zwiſchen uns, wenn dieſer Herr Clavière nicht nach Paris gekommen wäre, der Dich jetzt ſo ganz und gar in Anſpruch nimmt. Ich weiß nicht, ſchon in London beſchlich mich immer eine gewiſſe Beſorgniß, ſo oft er in unſer Zimmer trat, und ich konnte heimlich vor ihm zittern. Jetzt erklärt ſich mir dies Gefühl, denn ſeitdem er hier iſt, gehſt und lebſt Du nur mit ihm, und er wird Dich noch ganz von mir hinwegziehen, Mirabeau!

Nein, mein gutes Kind! rief Mirabeau lebhaft, aber mit ſichtbaren Zeichen der Eile, indem er zugleich nach ſeinem Hut griff. Kein Clavière, kein Engel und kein Teufel wird mich je meiner ſüßen Gräfin Yet-Lie abwendig machen können. Wir ſind ja beide mit Herz und Seele aneinander gekettet. Aber mein Freund Clavière verdient auch Dein Vertrauen vollkommen, glaube es mir. Er iſt eine gewaltige, mächtig anregende Natur, und ſeitdem wir hier in Paris wieder zuſammengetroffen ſind, haben ſich alle meine Ideen unendlich erweitert. Ich verdanke ihm ſehr Viel, und habe mit ihm eine neue Bahn betreten, auf der ich alle meine großen Ziele einſt herrlich erreichen werde.

Clavière hat kein gutes Geſicht, erwiederte Henriette leiſe, und mit niedergeſenkten Augen vor ſich hinblickend. Er zuckt beſtändig mit allen ſeinen Mienen, und wenn ſein Auge unheimliche Flammen ſprüht, befallen mich immer wieder meine alten Manieren aus dem Kloſter, und ich muß ganz heimlich ein Kreuz vor ihm ſchlagen. Glücklicher ſind wir auch noch durch den Umgang mit ihm nicht geworden, und — ſetzte ſie erröthend und kaum hörbar hinzu — auch reicher nicht!

Wie, auch nicht reicher? erwiederte Mirabeau eifrig, indem er ſeinen Hut wieder auf den Tiſch zurückſtellte, und aus ſeinem Schreibtiſch eine kleine Caſſette hervorholte, die mit funkelnden Goldſtücken angefüllt war. Sieh her, und laß Deine Blicke in dieſer goldenen Fluth untertauchen. Weißt Du, welche Summe dies iſt, die ſich durch die guten Rathſchläge unſeres Genfer Freundes ſeit einigen Wochen um mehr als das Zehnfache unter meinen Händen vermehrt hat?

Henriette ſchüttelte verneinend ihren Kopf, nachdem ſie einen flüchtigen und mißtrauiſchen Blick auf das Gold geworfen hatte.

Erinnerſt Du Dich wohl der hundert Guineen in London, die uns ſoviel Unannehmlichkeiten und Aengſte bereiteten? fuhr Mirabeau fort. Du holteſt ſie damals von meinem Freunde Elliot, wobei Du unterwegs den eigenthümlichen Unfall erlitteſt, und der Schurke Hardy Dir das Geld aus der Taſche ſtahl. Nachdem ihn die engliſchen Gerichte wegen mangelnden Beweiſes wieder freigelaſſen, fand ich die ganze Summe gerade an dem Tage, wo ich von London abreiſen wollte, unter altem Gerümpel hinter einer Mauerſpalte verſteckt. Das Glück wollte, daß ich das Geld nicht ſogleich brauchte, und auch hier in Paris einige andere Einnahmen vorfand. Dadurch behielt ich, was mir ſonſt nie begegnet, die Summe ziemlich zuſammen in der Hand, und fing nun auf den Rath Clavière's damit zu ſpeculiren an. Theils kaufte ich Actien der neu entſtandenen Handelsgeſellſchaften ein, theils machte ich auch Geſchäfte auf Zeitkauf, wie man es jetzt nennt, und wo man ſich Actien verkauft, ohne ſie wirklich zu liefern, indem man das Geſchäft auf eine beſtimmte Zeit abſchließt, und ſich dann die Differenz des Curſes herauszahlt.*)

Von dieſen Geſchäften verſtehe ich aber auch ganz und gar nichts, erwiederte Henriette. Und ich muß Dir ſagen, daß ich kein beſonderes Vertrauen zu dieſem Gelde habe. Ich glaube nicht, daß es ſich lange bei uns hält, und es mag wohl damit ſein, wie mit den Goldklumpen im Märchen. Wenn man eines Tages zufaßt, ſind es nur ſchwarze Kohlen, die man in der Hand behält, und man muß ſich dann nur ſeiner Thorheit ſchämen.

Deine Kritik meiner neuen finanziellen Aventure iſt nicht ganz übel, mein Kind, erwiederte Mirabeau lachend. Aber man muß auch die Thorheiten ſeiner

---

*) Peuchet Mémoires sur Mirabeau II. 341.

Zeit mitmachen, nicht bloß wenn man ſelbſt zu etwas kommen will, ſondern auch wenn man der Zeit einſt zu ihrer wahren Weisheit verhelfen will. Und danach trachten wir, Clavière und ich, noch immer mit allen unſeren Kräften und Sinnen. Ganz Frankreich hat ſich jetzt kopfüber in dieſen Geldſchwindel hineingeſtürzt. Man ſpeculirt auf die öffentlichen Fonds, auf die neuen Anleihen der Regierung, auf die Actien der Handelsgeſellſchaften, und die Agiotage ſcheint der einzige Lebensathem zu ſein, den die Geſellſchaft noch übrig behalten hat.„ Es iſt eine Krankheit, in der That, aber ich denke die ganze Nation ſoll durch dieſe Krankheit einſt zu ihrer wahren Geſundheit geführt werden. Nebenbei werden die Männer des Fortſchrittes ſich dabei die Taſchen zu füllen ſuchen, und das iſt ihre Pflicht und Schuldigkeit. Die Agiotage iſt eine epidemiſche Krankheit, welche durch die ganze Welt gehen wird. Wir hatten ſie von den Holländern und Engländern überkommen, aber ſie tritt in Frankreich, wo ſie jetzt plötzlich unter allen Dächern heimiſch geworden, in ihrer größten Heftigkeit auf. Sie wird hier auch ihre wahren Früchte uns erzeugen. Das Rennen nach Geld und Gewinn, das jetzt alle Stände gleichmäßig fortreißt, wird zuletzt ein Rennen nach der Freiheit werden müſſen. Denn wenn alles Eigenthum des Volkes in die Kanäle der Speculation hineingejagt worden, und darin ſeine Verflüchtigung erhalten hat, ſo wird ſich die Nation ein neues Eigenthum erſchaffen müſſen, und das wird nur auf dem Boden der politiſchen und geſellſchaftlichen Freiheit möglich ſein. Die Agiotage, mein Kind, iſt immer nur der ſichere Vorbote eines gefährlichen Sturmes.

Und was ſagt unſer Freund Chamfort dazu? verſetzte Henriette, indem ſie nachſinnend mit den Locken des kleinen Coco ſpielte.

Chamfort iſt wieder auf einige Wochen nach Auteuil zur Madame Helvétius gegangen, erwiederte Mirabeau. Seine Kränklichkeit hat ihn verhindert, Dir geſtern, wie er beabſichtigte, ſeinen Abſchiedsbeſuch zu machen. Und nun hätte ich doch faſt ſeine Grüße zu beſtellen vergeſſen. Mit der Agiotage hält er es nicht, er iſt ein zu bequemer und träumeriſcher Epikuräer dazu, und fürchtet in der ſcharfen Zugluft der Börſe ſich zu erkälten. Aber er ſagte noch beim Abſchied zu mir und Clavière: wir möchten nur redlich für den Finanzſchwindel der Franzoſen ſorgen. Er ſelbſt wolle das arme Aſchenbrödel der Revolution bleiben, und am Heerd das heilige Feuer der Freiheitsidee hüten. Wir ſollten nur die banquerott gewordenen Franzoſen, nachdem wir ihnen alles Geld abgeſchwindelt, ſämmtlich an dieſen Heerd zu ihm hintreiben, er wolle ſie dann an demſelben ſpeiſen, tränken und wärmen! —

Jetzt klopfte es an der Thür, und auf Mirabeau's erwartungsvolles Herein trat Etienne Clavière in das Zimmer, den Mirabeau mit der angelegentlichſten Herzlichkeit begrüßte, während Henriette nur flüchtig aufblickte und mit einem kaum verhehlten Groll den Gruß des Angekommenen nur obenhin erwiederte.

Das Ausſehen Clavières hatte ſich ſeit ſeinem Aufenthalt in Paris auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe verändert. Seine Manieren ſchienen einnehmender und gefälliger geworden zu ſein, oder verriethen wenigſtens die Abſicht, dieſen geglätteteren Eindruck hervorzubringen, um den die kleine dicke Geſtalt ſich jetzt mit einer gewiſſen Beweglichkeit bemühte. Aber die faſt wilde Energie ſeines Geſichtsausdruckes ſchien ſich jetzt nur hinter einer diplomatiſchen Maske verſteckt zu haben. Auch die demokratiſch-abenteuerliche Tracht, in der er als politiſcher Flüchtling in London erſchienen war, ſah man an ihm durch eine ſehr gewählte und feine Toilette erſetzt, und der graue breitkrämpige Hut mit dem feuerrothen Band hatte an einem durchaus geſellſchaftsfähigen nach der neueſten Pariſer Mode ſeinen Nachfolger erhalten.

Clavière verfehlte auch nach ſeinem Eintritt nicht, der Frau von Nehra, obwohl ihm dieſelbe ſichtlich abgewandt zu bleiben wünſchte, ſeine Artigkeiten zu bezeugen, indem er ſich ihr raſch näherte und mit ſehr verbindlichen Worten ihre Verzeihung dafür einholen wollte, daß er abermals komme, um ihr Mirabeau zu entführen und denſelben in eine ſeiner harrende Geſellſchaft abzuholen.

Henriette antwortete mit einem leiſen traurigen Kopfneigen, und ſagte dann, daß ſie an dieſe regelmäßigen Abſichten ſeines Beſuchs nun ſchon ſeit einigen Wochen gewöhnt ſei, und ihr eigentlich nur noch die Neugierde übrig geblieben ſei, jedesmal zu fragen, wohin es denn eigentlich gehe, und ob heut die Geſellſchaft der Freunde der Schwarzen, der Club der Amerikaner, ein Diner bei dem Herrn Banquier Panchaud, oder ein Rendezvous aller ſchwarzen, weißen, rothen und blonden Agiofreunde der ganzen Welt, an die Reihe gekommen ſei?

Henriette betonte dieſe haſtig ausgeſtoßenen Fragen zugleich mit einer ſo drolligen Empfindlichkeit, daß beide Freunde darüber laut zu lachen anfingen, und Mirabeau liebkoſend ihre Hände ergriff, um die grollende Freundin zu beſchwichtigen.

Heut wird wohl Graf Mirabeau allerdings wieder recht ſpät zu Ihnen heimkehren, ſagte Clavière, indem in ſeinem freundlich lauernden Geſicht eine ſpöttiſche Grimaſſe aufblitzte. Es vereinigen ſich nämlich heut faſt alle die Elemente, welche Sie ſoeben in liebenswürdig grollender Athemloſigkeit aufgezählt haben, zu einem einzigen Schmaus, und Graf Mirabeau ſoll denſelben als der gefeiertſte Liebling Aller verherrlichen helfen. Die Geſellſchaft der Freunde der Schwarzen hat ſich heut mit dem Club der Americaner vereinigt, um in dem ſchönen Local deſſelben ein gemeinſchaftliches Feſteſſen abzuhalten. Es werden dabei ſehr viele und ſehr lange Reden gehalten werden, und man rechnet auf einige herrliche Gewitter, die von den Lippen unſeres Freundes Mirabeau herabdonnern werden. Es wird ſich auch der Mühe verlohnen, denn Alles, was die Freunde der Schwarzen wollen, die Abſchaffung der Sklaverei und des Negerhandels, beabſichtigt auch der neue Club des Américains jetzt mit allen ſeinen Mitteln zu fördern. Die Mitglieder beider Geſellſchaften wollen auf dem heutigen Feſtmahl zugleich eine große Geldſammlung zur gemeinſchaftlichen Förderung dieſer Zwecke veranſtalten. An Geld wird es auch nicht fehlen, denn unter den eingeladenen Ehrengäſten figuriren die glänzendſten und klingendſten Namen der Börſe. Sie haben ganz Recht, auch Herr Panchaud, mein kluger Landsmann aus Genf, wird mit uns ſein, und zwar an der Spitze der fetteſten Agiofreunde von Paris, mit denen ſich auch einige geiſtreiche Litteratoren und einige philoſophiſche Marquis der Epoche, wie Chamfort ſie nennt, einſtellen werden. Nicht wahr, das iſt eine Geſellſchaft, für die man ſchon Frau und Kind auf einige Stunden im Stich laſſen kann?

Henriette lächelte erröthend, und ſah zu Mirabeau mit ihrer völlig wiederhergeſtellten klaren Freundlichkeit empor.

Und weißt Du, daß auch Calonne erſcheinen wird? nahm Clavière wieder das Wort, indem er ſich mit einem bedeutungsvollen Blick zu Mirabeau wandte. Ich komme ſoeben aus dem Cabinet des Miniſters, und er hat mir ſein Erſcheinen im Club des Amécains auf das Beſtimmteſte verſprochen.

Ah, das iſt mir freilich ſehr erwünſcht, rief Miraeau lebhaft. Seine Freunde am Hofe und im Adel wird ſich der Herr Finanzminiſter durch dieſen Beſuch bei uns nicht vermehren. Aber es iſt doch Zeit, daß er allgemach nach dieſer Seite hin die Maske lüftet. Nachdem er die Staatsgelder bisher mit vollen Händen, wie ein genialer Spieler, weggeworfen, wird er doch nun bald blicken laſſen müſſen, daß dies Geld auf eine dauernde und fruchtbringende Weiſe nur dann wiederzubekommen iſt, wenn man es aus einer radicalen Reform des ganzen Staats und aller ſeiner Verhältniſſe zu gewinnen trachtet!

Dahin bearbeite ich ihn ja täglich und ſtündlich, erwiederte Clavière grinſend. Und dieſe Schwenkung iſt vor der Thür, ſie kann gar nicht mehr lange ausbleiben, worüber ich Dir die beſtimmteſten Verſicherungen geben kann.

Wenn ſie vor der Thür iſt und kommt, wird es das Verdienſt eines unwiderſtehlichen Dämons ſein, der Etienne Clavière heißt! ſagte Mirabeau lächelnd. In der That, Clavière, unter allen Deinen diaboliſchen Ideen, von denen Du überfließeſt, wird es immer die glücklichſte geweſen ſein, daß Du Dich zum Geheimſecretair des Finanzminiſters zu machen verſtanden. Du biſt dadurch auf dem entſcheidendſten und gefährlichſten Punkt der geheime Werkmeiſter für die

Staatsumwälzung geworden, nach der wir bereits von Stunde zu Stunde ſchmachten, wie der Landmann für ſeine ausgedörrten Saaten nach Gewitter und Regen. Aber warum haſt Du noch nicht die Uniform der Beamten des Miniſteriums angelegt, da Du doch jetzt difinitiv als Geheimſecretair des Herrn von Calonne angeſtellt worden biſt?*)

Es kann bei mir mit dem Beamten-Charakter nicht ſo genau genommen werden, entgegnete Clavière. Herr von Calonne bedarf meiner, und hat mich darum in einer gewiſſen Form, die gerade bequem war, an ſein Miniſterium feſſeln wollen. Calonne iſt ein Lebemann, der vielleicht zu viel Geiſt hat, um ſich mit gründlicheren und umfaſſenderen Finanzarbeiten beſchäftigen zu können. Da mache ich ihm nun ſeit einiger Zeit alle ſeine finanziellen Ausarbeitungen, bei denen es auf zuſammenhängendere und langathmigere Raiſonnements ankommt. Er iſt ſehr zufrieden damit, und ich treibe ihn dadurch allmählig auf den Punkt, auf dem wir ihn haben wollen. Den neuen Finanzplan für Frankreich habe ich geſtern auch beendet, und ſogleich in Calonne's Hände gelegt. Von Deinen

---

*) Condorcet Memoire I. 227.

Ideen, Mirabeau, iſt Vieles darin übergefloſſen und beibehalten worden, und ich hoffe, Du wirſt zufrieden ſein mit dieſem gährenden Zaubertrank, den ich zurecht gebraut habe, und der durch ſeine ſtarken Wirkungen dies Frankreich auch politiſch auf einen ganz andern Fuß bringen muß. Ihr Franzoſen ſollt doch ſehen, wozu ein ehemaliger Genfer Banquier, wie ich, gut iſt, der das finanzielle Handwerk für ſich hat, und außerdem, daß ihm die Praxis in Zahlen und Calcüls zur Seite ſteht, auch noch von dem leibhaften Teufel der Revolution getrieben und geritten wird!

Clavière ſtieß bei dieſen Worten wieder ſeiner Gewohnheit gemäß das ſchallende und ſchmetternde Gelächter aus, mit dem er ſich nach jeder Aeußerung am liebſten ſelbſt Beifall zu ſpenden pflegte. Dann lud er Mirabeau zum Aufbruch ein, indem er hinzufügte, daß ſie heut wohl nicht auf ſich warten laſſen dürften, beſonders da er es übernommen habe, die Eröffnungsrede bei dem Feſt zu halten.

Ich ſtecke ſo voll von Malice, fügte Clavière hinzu, daß ich mich kaum noch zu halten weiß. Meine Rede, wenn ich ſie noch länger bei mir behalten muß, wird mir bald in lichterlohen Flammen zum Halſe herausbrennen. Laß uns alſo ſchleunigſt gehen, Mirabeau, und unterſtütze bei Frau von Nehra meine ſchon angebrachten Verſuche, mich entſchuldigen zu wollen und ihren hohen Zorn von meinem Haupte abzuleiten.

Die Beurlaubung bei der Freundin Mirabeau's geſchah jetzt raſch, und Henriette, nachdem ſie ſtillſchweigend die Grüße erwiedert, ſetzte ſich ſogleich wieder vor das Bett des kleinen Coco, indem ſie ihre Trauer hinter der Bemühung für das kranke ſchreiende Kind verbarg.

Mirabeau und Clavière ſchritten jetzt eiligſt über die Straßen hinweg und waren auf dem Boulevard Montmartre angelangt, um ſich von dort in den Faubourg zu begeben, wo in einer entlegenen Straße das kleine, von einem Garten umgebene Haus lag, welches der vor Kurzem erſt entſtandene Club des Americains für ſeine Verſammlungen gemiethet hatte.

Unterwegs hatte Mirabeau das Geſpräch, wie es ſchien, mit einiger Abſicht wieder auf den Finanzminiſter hingeführt, indem er mit einiger Beſtimmtheit von Clavière zu erfragen wünſchte, wann Herr von Calonne zu dem bevorſtehenden Feſtmahl einzutreffen gedächte und ob er demſelben wohl bis zu Ende beiwohnen würde?

Der Miniſter, erwiederte Clavière, hat mir verſprochen, meine Rede mitanzuhören, in der ich die bisher eingeſchlagenen Tendenzen auf eine Reform der Geſellſchaft einer Kritik unterwerfen will. Ich werde darin beſonders auseinanderzuſetzen ſuchen, daß die Beſtrebungen, der Geſellſchaft ihre Freiheit und Menſchenwürde zurückzugeben, ganz auf einer Stufe mit den Beſtrebungen ſich befinden, den Menſchen die Taſchen mit Geld zu füllen und ſie ſammt und ſonders zu reichen und wohlbemittelten Leuten zu machen. Es hat die Neugierde des Herrn Miniſters erregt, wie ich dies Thema durchführen würde, und obwohl er heut Morgen noch an den Folgen einer durchſchwärmten Nacht litt, ſo wollte er ſich doch pünktlich um ſechs Uhr einſtellen. Auch hat er mir verſprechen müſſen, das ganze Feſtmahl conſequent mit durchzumachen, um ſich einmal eine Anſchauung von dem Treiben der Geiſter zu erwerben, die heutzutage gerade für den Finanzminiſter lehrreich und dringend erforderlich ſein muß. Denn es werden uns heut auch Cabanis, Condorcet, Holbach, Lafayette und andere ſolche Männer nicht fehlen. Das wird ein herrliches Treibjagen der neuen Ideen geben, und Herr von Calonne hat als Finanzminiſter beſonders die eine

Tugend, neugierig zu ſein. Er will wiſſen, was auch in der Sphäre der Ideen getrieben wird, und ich habe es ihm zur Pflicht gemacht, indem ich ihm geſagt, daß ein Finanzminiſter doch immer nur aus Ideen werde neues Geld machen können. Ich habe daher Eva's Neugierde, die zur Erkenntniß führen ſoll, in ihm zu ſchüren geſucht. —

Mirabeau ſah jetzt nach der Uhr, und erklärte, an einer Straßen Ecke ſtehen bleibend, zur nicht geringen Verwunderung Clavière's, daß er ſich noch auf einige Zeit von ihm beurlauben wolle, und wahrſcheinlich erſt gegen Ende des Feſtes auf demſelben wieder mit ihm zuſammentreffen werde.

Alſo Du willſt meine Rede nicht einmal mit anhören? fragte Clavière gereizt. Und warum das ſo plötzliche und ſo wunderliche Abſpringen von einer Sache, für die Du Dich noch eben vollſtändig erklärt zu haben ſchienſt?

Ich werde ganz gewiß zum Schluß des Feſtes erſcheinen, entgegnete Mirabeau lächelnd, und werde dann noch Gelegenheit genug haben, die Wirkungen Deiner Rede zu beobachten. Es iſt nicht Gleichgültigkeit gegen Dein großmächtiges Rednertalent, das Niemand mehr bewundert als ich, noch Unempfindlichkeit gegen die großen Ideen, die Du auseinanderſetzen wirſt, und über die wir ein anderes Mal Bruſt an Bruſt und Hand in Hand miteinander verhandeln wollen. Aber ich muß jetzt fort, denn mich ruft die Stunde eines Rendezvous, die für mich heut ſchlägt, und die ich benutzen muß, es koſte was es wolle.

Jetzt begreife ich Deine Erkundigungen über den Beſuch Calonne's im Club des Americains! rief Clavière, ihn mit ſeinen ſcharfen durchbohrenden Blicken fixirend. Du willſt der Frau von Calonne in Abweſenheit ihres Eheherrn Deinen Beſuch machen? Aber ich beſchwöre Dich, Mirabeau, mache keine dummen Streiche, und gieb dieſe Thorheit auf, die Du Dir aus reinem Uebermuth in den Kopf geſetzt haſt. Der Miniſter, obwohl ſelbſt der tollſte und gewiſſenloſeſte Lebemann von Paris, iſt doch eiferſüchtig auf ſeine Frau, und belauert das zarte, ſchöne Geſchöpf mit dem Argwohn eines Teufels. Wenn ihm erſt Verdacht gegen Dich entſteht, iſt Dein ganzes, kaum beginnendes Verhältniß zu ihm auf's Spiel geſetzt, und ich kann ſein Intereſſe für Dich, das gewiß Früchte tragen wird, nicht wieder beleben!

Ich bin nun einmal ſo, erwiederte Mirabeau, indem er abermals nach der Uhr ſah, und dieſelbe ſeinem Freunde vorwies, um ihm zu zeigen, daß es ſogleich Sechs ſchlagen werde. Geh', Clavière, und halte Deine Rede über Freiheit, Menſchenwürde und volle Taſchen, oder über die Kunſt, den Banquerott der Geſellſchaft zu einer wahren Gold- und Freiheitsgrube zu machen. Ich will unterdeſſen, weil es mich gerade reizt, zu der ſchönen, troſtbedürftigen Frau von Calonne gehen und ihr eine Vorleſung über die Berechtigung der Frauen halten, frei und glücklich zu ſein. Als ich ſie neulich auf einem Diner bei der Gräfin von Riancourt traf, und ihre Equipage ausgeblieben war, erlangte ich von ihr, daß ich ſie in meinem Wagen nach ihrem Hôtel fahren durfte. Nun weißt Du, daß jede Frau unbedingt verloren iſt, die nur ein einziges Mal mit mir in einem Wagen allein fährt.*) Bei unſerer zärtlichen Trennung geſtand mir Frau von Calonne zu, daß ich ſie an gewiſſen Tagen beſuchen dürfe, wann ſie ſich allein befände, und es würde mir gerade heut ein beſonderes Vergnügen machen, dieſe ſchöne Gelegenheit zu benutzen. Ich kann in ſolchen Sachen einmal nicht widerſtehn, und werde einer derartigen Veranlaſſung jederzeit folgen, auch wenn der Verluſt meiner ewigen Seligkeit dabei auf dem Spiele ſtehen ſollte. Heut, wo Alles in Paris Agio macht, will ich auch der liebenswürdigen Frau des Finanzminiſters dazu verhelfen, noch einige Procente Genuß aus ihrem verlaſſenen Leben herauszuſchlagen, denn Dir wird ſo gut wie mir bekannt ſein, ein wie ſchlimmes Verhältniß zwiſchen Frau von Calonne und ihrem Manne beſteht, obwohl ſie kaum vor zwei Monaten ihren Hochzeitstag gefeiert haben.

---

*) Peuchet II. 320.

Dieſer Hochzeitstag war freilich ein höchſt fataler! entgegnete Clavière mit einem lauten Lachen, indem er Mirabeau's Arm faßte und ſich anſchickte, denſelben noch einige Schritte zu begleiten, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß es ihm doch noch gelingen werde, Mirabeau zur Umkehr zu bringen, um gleichzeitig mit ihm in dem Saal des Club des Américains zu erſcheinen.

Die ſchöne Frau iſt gewiß an dieſem Tage ſehr beleidigt worden von dem Herrn Finanzminiſter, nahm Clavière plaudernd wieder das Wort. Es mag einen verwünſchten Eindruck machen, wenn ein Ehemann gerade bei ſeinem Hochzeitsfeſt, und zwar in dem Augenblick, wo die Kutſche unten ſchon vorgefahren iſt, um ihn mit ſeiner glückharrenden Braut nach

Hauſe zu fahren, ſich noch zu einer Partie L'hombre hinſetzt. Er ſpielt und ſpielt, mit der Leidenſchaft, die unſern luſtigen Finanzminiſter ganz und gar beherrſcht, ſobald er nur eine Karte in die Hand genommen hat. Die beſtürzten Mienen der Brauteltern, die ſchöne Braut ſelbſt, die vor Aerger, Zorn und Scham faſt vergeht, die Freunde, die ihn ängſtlich am Aermel zupfen, nichts vermag ihn in ſeiner Partie zu ſtören, die für den Herrn Miniſter gerade die intereſſanteſten Wendungen darbietet. Endlich fordert die Mutter der Braut geradezu, daß er kommen möge, zerſtreut bittet er noch um einige Minuten Aufſchub, und erſucht endlich die Mutter, immer voran mit der Tochter in den Wagen zu ſteigen, er werde auf der Stelle nachkommen. Aber er vergißt es jetzt völlig, daß ſie unten ſitzen, bis endlich alle Verwandten ſich vereinigen, um ihn mit Gewalt aus dem Zimmer zu jagen. Man trägt ihn ſogar hinunter und ſchiebt ihn in die Carroſſe hinein, wo er ſeine in Thränen aufgelöſte Braut findet.*)

Ja, das iſt die Geſchichte, die mir bei Frau von Calonne zugutgekommen iſt! ſagte Mirabeau, wohlbehaglich lächelnd. Aber Du mußt geſtehen, Freund, daß ich eine heilige Miſſion bei ihr bekommen habe, denn ich will hier als Rächer einer von ihrem Ehemann gekränkten Frau wirken, und ſie ſelbſt hat dieſe Rache, welche ſie ſich gewiß gleich in jener Nacht gelobte, in meine Hände gelegt. Lebe wohl, Clavière, denn mich ruft mein Rächeramt von hinnen, und ich werde noch zeitig genug wiederkommen, um mit unſerer Geſellſchaft der Freunde der Schwarzen die ganze Menſchheit erlöſen zu helfen!

---

*) Condorcet Mémoires I. 230.

Ich laſſe Dich heut nicht hingehn, erwiederte Clavière, ihn am Arme feſthaltend. Du mußt dieſes Verhältniß wieder abbrechen, denn es kann Dir für wichtige Dinge, auf die es jetzt ankommt, ungemein nachtheilig werden. Hat Calonne ſeine Frau am Hochzeitstage gemißhandelt, ſo giebt Dir das kein Recht, Dir aus dieſem Verhältniß für Dein eigenes Conto Agio herauszuſchlagen.

Clavière als Moraliſt iſt über alle Maaßen poſſirlich! rief Mirabeau, indem er ſeine Anſtrengung erneuerte, ſich von dem um ihn beſorgten Freunde loszumachen. Du, Etienne Clavière, der Du der eigentliche Agiolehrer der Franzoſen geworden biſt, Du, der Dämon der Börſe, der durch ſeine teufliſchausgeklügelten Operationen den Finanzſchwindel Frankreichs erſt ganz zu ſeiner Blüthe getrieben, Du willſt jetzt plötzlich den Ritter der Tugend und Solidität gegen mich ſpielen? Dir zu Gefallen, und weil ich von dem Miniſter etwas hoffte, habe ich gegen die Agiotage geſchrieben, aber Du weißt recht gut, daß ich es nur in Eurem Auftrage gethan habe, um dem Geſchäft mit den Effekten gewiſſer Handelsgeſellſchaften einen Stoß zu geben, und dadurch die ganze Speculation der Börſe ausſchließlich auf Euere Staatspapiere und Euere Anleihen hinzutreiben. Und zum Dank dafür verlangſt Du nun, Du Tyranniſcher, daß ich auch für meine Perſon nicht mehr in Credit-Actien ſpekuliren ſoll, und meine Courſe nicht einmal mehr bei der Frau Finanzminiſterin ſelbſt in die Höhe treiben und notiren darf. Ich hoffe aber im Gegentheil, daß die reizende Frau mir heut eine erkleckliche Dividende auf alle meine Bemühungen um ihre Gunſt herauszahlen ſoll!

Wir wiſſen, Freund, was Du uns geleiſtet haſt, und was Deine geniale Feder gerade dem Finanzminiſterium und allen unſeren Plänen noch zu leiſten vermöchte, erwiederte Clavière mit einer ernſten und wichtigen Gebärde. Deine beiden Schriften gegen die

Disconto-Kaſſe und gegen die Spaniſche Bank, die in der That ſeit einigen Wochen ein gewaltiges Aufſehn erregen, ſind unſern neuen Finanzplänen ungemein dienlich geweſen, und haben ihnen bereits den größten Vorſchub geleiſtet.*) Dem Herrn Miniſter war es ebenſo bequem als angenehm, auf dieſem Wege einige Ideen, die er jetzt für beſonders einſchärfenswerth hält, in das Publikum zu bringen, und Du haſt ſeine Aeußerungen, welche er Dir durch mich zugehen ließ, auf eine wahrlich meiſterhafte Weiſe verarbeitet. Du kannſt Dich verſichert halten, daß er Dir dafür auf eine durchgreifende Weiſe dankbar ſein wird, vorausgeſetzt, daß von Deiner Seite keine dummen Streiche à la Mirabeau dazwiſchen kommen. Mirabeau, ich ſelbſt habe Deine Ausführungen im höchſten Grade bewundert. Dein Kampf gegen die Disconto-Kaſſe iſt ein Prachtſtück finanzieller Dialektik, welche ſich zugleich in die Toga einer hohen geſellſchaftlichen Moral zu kleiden verſtanden. Dieſe einſt von Turgot gegründete Kaſſe hatte ſich früher allerdings die großartigſten Verdienſte um den Handel und den Geldmarkt Frankreichs erworben. Ihre Bankbillets hatten die großen und kleinen Capitalien aus allen Winkeln des Landes herbeigelockt, es mehrten ſich die Dividenden für dieſe Actien auf eine ungeheuerliche Weiſe, und die Hauſſe und Baiſſe arbeitete mit dieſen Effecten ſo wild und toll darauf los, daß bald die größten Gefahren für die Bank ſelbſt entſtehen mußte. Die entfeſſelte Wuth der Agiotage begann namentlich die kleinen Capitaliſten zu ruiniren, und Calonne, der ſich lange bemüht hatte, den Credit der Disconto-Kaſſe durch einige zu ihren Gunſten getroffene Regierungsmaßregeln zu erhalten, hielt es jetzt für das Beſte, ihren Credit vernichtet zu ſehn. In ſeinem Sinne, Freund, ſchriebſt Du Deine herrliche Schrift, durch welche Du die Actien der Disconto-Kaſſe finanziell und moraliſch zu entwerthen ſuchteſt. Noch ſtärker trateſt Du in Deinem gleich darauf folgenden Manifeſt gegen die Saint-Charles-Bank auf, welche der famöſe Cabarrus vor drei Jahren in Madrid begründete. Dieſe fabelhafte Bank, welche ſich auf Handelsunternehmungen von Caracas und den Philippinen ſtützen will, wie einſt Law die Miſſiſippi-Speculationen und den Handelsverkehr von

---

*) „De la Caisse d'Escompte" (1785), „De la Banque d'Espagne, dite de Saint-Charles" (1785). „Lettre du Comte de Mirabeau à Mr. le Couteulx de la Noraye, sur la Banque d'Espagne et sur la Caisse d'Escompte" (1785.)

Louiſiana zu Geld machen ſuchte, hatte uns mit einer Sündfluth von Bank-Billets überſchüttet, in der unſere wirklichen Geldkräfte ſchon faſt weggeſchwemmt zu werden drohten. Aus einem Lande wie Spanien, wo die Metalle der neuen Welt im goldigen Ueberfluſſe zuſammengeſtrömt ſind, ſchickt man uns dieſes elende, aus Wind und Phantaſie zuſammengeblaſene Papier, das in Paris ſchon geſuchter iſt als in Madrid, und deſſen Courſe in Spanien nach denen von Paris feſtgeſtellt werden. Deine Simſon-Keule, Mirabeau, hat auch gegen dieſe Actien der ſpaniſchen Bank vortrefflich dreingeſchlagen, und dabei haſt Du eine Zeichnung des Börſenſpiels überhaupt geliefert, die ein wunderbar zu nennendes Sittenbild der heutigen Epoche aufſtellt, und ganz im Sinne Calonne's iſt. Du haſt die gränzenloſe Charlatanerie und Thorheit geſchildert, mit der die Börſenſpieler ihr Geld und Gut für Billets umtauſchen, deren Werth und Entſtehung ihnen unklar iſt, und die für den Inhaber nur als Einlaßkarten zu Schuldgefängniß und Narrenthurm angeſehen werden können. Die Regierung mußte ſich hier ins Mittel legen, denn wenn ſich Alles, was große und kleine Capitaliſten noch haben, in dieſen Bankzetteln verflüchtigt, wo ſollen da endlich noch Gelder für die

Staatsanleihen herkommen, deren Frankreich bei ſeiner Hofwirthſchaft faſt täglich neue bedarf? Und die Actien der ſpaniſchen Bank, deren Nominalwerth nur auf 500 Livres ſich beläuft, werden noch immer faſt um das Doppelte an der Börſe notirt.

Mein theuerſter Clavière, entgegnete Mirabeau lachend, ich durchſchaue Deine edlen Abſichten wohl. Du willſt mich jetzt in ein finanzielles Geſpräch verſtricken, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Ich kann Dir aber nicht helfen, ich habe heut nur noch Sinn für die Frau des Finanzminiſters, und die Baiſſe geht mich heut gar nichts mehr an. Ich habe Euch nun genug für die Baiſſe gearbeitet, heut gebt mir Ferien und laßt mich auch einmal meiner eigenen Aventure nachgehn. Ich ſoll Euch mit meinen finanziellen Brochüren die Kaſtanien aus dem Feuer holen, denn Ihr mögt mir ſagen, was Ihr wollt, Clavière, Ihr zieht auch als Börſenſpeculanten Eure erklecklichen Vortheile davon, daß Ihr mich auf die Baiſſe dieſer Papiere hinarbeiten laſſet. Du und Panchaud, und Ihr andern Genfer Finanzleute, die Ihr jetzt hier den revolutionnären Acker von Paris beſtellt, füttert Euere Hühner jetzt mit der Baiſſe auf, zu deren Kampfhahn Ihr mich gemacht habt. Ich bin überzeugt, daß auch

Herr Calonne ſehr ſtark desgleichen thut, obwohl er mich in meinen Operationen zur Herabwürdigung der Disconto-Scheine durch ſeine eigenen Manoeuvres weit übertrifft. Denn neulich hörte ich von einigen ſehr gefälligen Damen, die in den Arcaden des Palais Royal zu luſtwandeln pflegen, daß Herr von Calonne ihnen Piſtazien geſchenkt hat, welche in lauter Billets der Disconto-Kaſſe eingewickelt waren.*)

In dieſem Augenblick fuhr auf der Straße eine Equipage vorüber, in welcher ein Herr ſaß, der von Clavière mit beſonderer Angelegentlichkeit gegrüßt wurde und gegen den auch Mirabeau ſeinen Hut lüftete.

Der Herr Finanzminiſter! ſagte Clavière lachend. Er hört ungemein fein, und da er ſo nahe an uns vorüber fuhr, wäre es nicht unmöglich geweſen, daß er von Piſtazien und Disconto-Scheinen etwas vernommen hätte.

Ich werde ſeiner Frau dieſe Geſchichte erzählen, verſetzte Mirabeau. Und jetzt eile, mein Freund, daß Du in den Feſtſaal kommſt, denn Du ſiehſt, Dein Miniſter iſt ſchon ſehr pünktlich vorausgefahren, und Du darfſt ihn auf den Beginn Deiner menſchheitbeglückenden Rede nicht warten laſſen. Ich treffe auch noch zeitig genug bei Euch ein, um das Wort nehmen zu können.

---

*) M. de Calonne tout entier, par M. C. . . . (Carra) Bruxelles 1788.

Die Freunde trennten ſich jetzt nach verſchiedenen Seiten hin.

IV.

Das Banket im amerikaniſchen Club.

Das Feſt, welches die Geſellſchaft der Freunde der Schwarzen im Verein mit dem amerikaniſchen Club veranſtaltet hatte, war ungemein zahlreich beſucht, und gewann durch die Theilnahme vieler ausgezeichneter Gäſte, auch aus den höheren Klaſſen der Geſellſchaft, einen ſehr eigenthümlichen und glänzenden Charakter.

Beſonders hatte das Eintreten des Finanzminiſters in die Geſellſchaft eine große Bewegung bei allen Anweſenden hervorgebracht. Viele drängten ſich mit Grüßen und Glückwünſchen um ihn, und ſuchten ihm unter ſchmeichelnder Hindeutung auf ſeine Erfolge, die man ſeinen letzten Finanzoperationen nachrühmen zu müſſen glaubte, zu huldigen. Andere hielten ſich mit bemerkbarer Scheu von ihm zurück, und vermieden es ſichtlich, in ſeine Nähe zu kommen, um ihm nicht vorgeſtellt zu werden.

Calonne bemühte ſich aber mit dem feinen und ſichern Takt, der ihm in ſeiner Perſönlichkeit eigen war, gerade denjenigen näher zu treten, die ſich, wie es ſchien, nicht ohne einige Abſicht von ihm fern zu halten ſuchten. Unter dieſer Gruppe, die im Hintergrunde des Saals zuſammen ſtand, befanden ſich auch Cabanis und Condorcet, auf welchen Letzteren der Miniſter, nachdem er die übrigen Begrüßungen raſch erledigt, mit beeiferter Lebhaftigkeit zuſchritt.

Der Marquis von Condorcet empfing den Miniſter in einer ziemlich kühlen und aufrecht bleibenden Haltung, indem er die Hand, welche ihm derſelbe zuvorkommend entgegenſtreckte, nur mit dem Ausdruck der nothwendigſten Höflichkeit berührte, was jedoch Herrn von Calonne in der freundlichen Unterhaltung, die er gerade nach dieſer Seite hin zu beabſichtigen ſchien, keinen Augenblick irre machte. Vielmehr begann er ſogleich mit ſeiner großen, Geiſt und Witz ſprühenden Gewandtheit ein Geſpräch, vor dem auch der heut mehr als je zurückhaltende und einſylbige Condorcet ſein eiſiges Weſen mehr und mehr ſchmelzen laſſen mußte.

Gerade darauf kam es mir an, ſolchen Freunden hier zu begegnen, wie der Marquis von Condorcet iſt! ſagte der Finanzminiſter in ſeiner tänzelnden Hofmanns-Manier, die zugleich nicht ohne eine geniale Beimiſchung war. Sagen Sie mir, Herr Marquis, kann ein armer Finanzminiſter, der um ſo ärmer wird, je mehr er Geld machen muß, noch auf den Beifall ſo hoher Geiſter rechnen? Ihr Glücklichen, in Eurem Geiſterreich, wo nur die Gedanken Cours haben und alle Bedürfniſſe gegen Baar durch ſofortigen Umſatz der Idee befriedigt werden, giebt es keine Deficits! Vielmehr ſeid ihr Philoſophen die Rechnenmeiſter der Verſehung, die jedes Deficit im Weltengange wegrechnen und zur Thür hinausdenken, und in ihren Syſtemen dafür ſorgen, daß Alles genau auskommt und die Vernunft nicht etwa, wie ein Finanzminiſter von Frankreich, Schulden auf Schulden, Anleihen auf Anleihen bei dem guten Glauben machen muß.

Es war ſelbſt für den gemeſſenen und ſchroffen Condorcet ſchwer, einem ſo liebenswürdigen Andringen, das ſich mit Leichtigkeit ſelbſt preiszugeben ſchien, gänzlich zu widerſtehn. Auf ſeiner breitgewölbten, gedankenvollen Stirn begannen ſich daher einige freundlichere Lichtſtrahlen zu ſammeln, und die ſcharf markirte Adlernaſe des Philoſophen hob ſich mit einer milderen Nüance als ſonſt empor.

Wir Mathematiker und Philoſophen, entgegnete Condorcet mit einem leiſen, faſt gutmüthigen Lächeln, nehmen uns die Deficits auch nicht ſo zu Herzen, und das Volk verhungert nicht gleich, wenn wir uns in unſeren Calcüls irren. Darin haben die Herren Finanzminiſter freilich ein ſchwereres Stück Arbeit als wir. Aber ein herrliches Sprüchwort ſagt, daß der Krug ſo lange zu Waſſer geht, bis er bricht. Es wird ſich dann zeigen, ob der Krug der ungeheure Goldtopf war, für den man ihn ausgeſchrieen, und aus dem man jetzt jedem Hofbedienten, der nur etwas nehmen will, die wunderbarſten Schätze an den Kopf wirft. Vielleicht ſieht man dann an den zerbrochenen Scherben das Pech und Schwefel kleben, woraus das künſtliche Gold gemacht war, und aus der Höllen-Manufactur dieſes Anleihe-Geldes ſteigt nun der leibhafte Teufel in die Geſellſchaft empor!

Bravo! Bravo! rief Calonne, in die Hände klatſchend. Werden wir es uns beſſer wünſchen können, mein Theuerſter?

Sein feines, anmuthig charakteriſirtes Geſicht ſtrahlte bei dieſen Worten in einem Ausdruck der übermüthigſten Laune, die zugleich einen leiſen Stachel des Spottes in ſich trug. Dieſer Spott ſchien jedoch ſo zweideutig, daß man nicht wußte, nach welcher Seite hin er galt. Es lag aber ein gewiſſer einnehmender Zauber über ſeiner ganzen Perſönlichkeit, von dem ſich Jeder leicht angeſprochen fühlte.

Calonne ſtand in dieſer Zeit in ſeinem einundfunfzigſten Jahre, aber ſein hoher ſchlanker Wuchs, ſeine bis zur größten Virtuoſität vollendeten feinen Manieren, und die graciöſe Beweglichkeit ſeiner Geſtalt ließen den Eindruck eines noch um Vieles jüngeren Mannes entſtehn. Zugleich trat im Geſpräch häufig eine gewiſſe Gutmüthigkeit des Roué bei ihm hervor, die jedoch ebenſo ſehr aus vornehmer Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit Anderen Alles zugeſtand, was ſich nur irgend zugeſtehen ließ.

Der Miniſter ging jetzt raſch zu einer anderen Gruppe der Geſellſchaft über, nachdem er noch einige verbindliche Worte mit Cabanis gewechſelt und denſelben mit einer ſchmeichelhaften Wendung nach dem Fortgang ſeiner ärztlichen Praxis, die er ſeit einiger Zeit von Auteuil nach der franzöſiſchen Hauptſtadt verlegt, gefragt hatte.

In dem feſtlich erleuchteten und geſchmückten Saal begann es immer lebendiger zu werden. Cabanis betrachtete mit ſeinen ſinnenden, ſchwermüthigen Augen die Embleme und Fahnen, welche von der Decke des Saals und an den Wänden herunterhingen, und unter denen ſich Sinnbilder aller Art befanden, die den beiden an dem heutigen Abend vereinigten Geſellſchaften angehörten.

Ein ſchönes großes Portrait Waſhingtons, das Lafayette geſchenkt hatte, bildete gewiſſermaßen den Mittelpunkt dieſer Verzierungen. Ueber demſelben breitete ſich in flatternder Schwingung die amerikaniſche Fahne aus, die in Roth und Weiß bedeutungsvoll ſtrahlte und dreizehn Sterne zeigte, welche die zu dem Freiheitsbunde von Nordamerika vereinigten Staaten verſinnbildlichten.

Zu beiden Seiten des Portraits von Waſhington ſah man eine Reihe von Bildern, auf denen Geſtalten ſchwarzer Menſchen vorſtellig gemacht waren, die in rührenden und qualvoll bittenden Stellungen ſich zeigten, oder unter der Zuchtruthe ihrer wilden Peiniger dahin geſunken ſchienen. Jedes dieſer Bilder war von einer amerikaniſchen und franzöſiſchen Fahne umgeben, die in bedeutungsreichem Enſemble über demſelben zuſammenflatterten.

Dieſe Wände erzählen ungeheure Geſchichten! ſagte Cabanis zu Condorcet, indem beide Freunde jetzt Arm in Arm durch den Saal zu ſpazieren anfingen. Dieſe Schwarzen dort ſehen mich wahrlich mit einer klagenden Allgewalt an, und fordern jeden Menſchen zur blutigſten Anſtrengung auf, den Geſellſchaftszuſtand überhaupt zu ändern, damit ſo ſchwarze Anklagen gegen die Menſchheit nicht mehr vorkommen können! Wenn wir aber Alles, was an der heutigen Geſellſchaft noch ſchwarz iſt, in ein reines und glückliches Weiß verwandeln wollen, ſo werden wir nicht bloß mit dieſen puristes libéraux, wie ſich die Herren von dem amerikaniſchen Club nennen,*) uns einlaſſen dürfen. Das liberale Purificiren heißt doch immer nur den Mohren weiß waſchen wollen, was bekanntlich das ſchlechteſte Geſchäft von der Welt iſt. Es iſt dies nicht viel beſſer, als den Leuten etwas weiß machen wollen, und dafür halte ich auch die ganze Finanzverwaltung dieſes liebenswürdigen Herrn von Calonne, der uns ſoeben mit ſeiner ungemein gnädigen Anſprache beehrte. Dieſe Weißmacher ſind die ſchlimmſten Schwarzmacher. Wir aber, mein Freund Condorcet, nach welcher Farbe trachten wir denn eigentlich?

Oh, entgegnete der Marquis mit ſeinem etwas ſteifen Ernſt, hinter dem aber immer das bewegliche Feuer der Gedanken blitzte, wir werden danach ſtreben, von keiner einzigen Farbe mehr tyrannisirt zu werden. Denn jede Farbe iſt doch eine Illuſion, und ſo lange die Illuſionen uns beherrſchen, iſt Zwang, Unwahrheit und Unrecht dabei. Kehren wir zur Natur zurück, wie unſer Jean Jacques uns gerathen. Alle Fortentwickelung in der heutigen Zeit kann nur eine Rückkehr ſein, aber zur Natur. Bei ihr werden wir ausruhen von allen Täuſchungen der Farben und Formen, der Könige und der Götter. Die Natur iſt nie etwas Anderes als was ſie wirklich iſt, und was ſie uns giebt, können wir auch greifen und mit vollen Zügen genießen. Das unbegreifliche und ungreifbare Glück, womit die Gewalthaber und die Prieſter uns ſo lange hingehalten haben, iſt es denn je etwas Anderes geweſen als eine Gaukelei? In der Welt iſt nichts wahr als das Eine, daß ſie ſich entwickelt, und dies kann nur in und mit der Natur geſchehen. Ich habe mich darum gefreut, Cabanis, daß Du uns den Homer zu überſetzen angefangen. Du wirſt dadurch den Franzoſen das Verſtändniß eines alten Dichters beleben, welcher jenes einige Naturdaſein gewoben und verherrlicht hat, in dem König und Völker, Religion und Staat,

---

*) Challamel Histoire-Musée de la République française. (Paris 1842) I. 28.

Freiheit und Sitte urſprünglich nebeneinander ſtehn und aus einer Wurzel nebeneinander aufgewachſen ſind. Den Homer können wir jetzt brauchen, und neben ihm ſoll die Wiſſenſchaft, ſoll unſere Forſchung ihre Schuldigkeit thun. Und da iſt es mir die größte Genugthuung meines Lebens, daß wir jetzt Beide daſſelbe Thema zu bearbeiten angefangen haben, indem wir über den untrennbaren Zuſammenhang der phyſiſchen und moraliſchen Natur des Menſchen ſchreiben wollen!

Cabanis drückte ihm mit ſeinem melancholiſchen Lächeln die Hand und ſagte leiſe: Man kann ja einſtweilen nichts Beſſeres thun, als daß man das neue Evangelium, um das es ſich handelt, zu Papiere zu bringen beginnt. Es iſt eigentlich der verkehrte Weg, denn man ſollte es den Menſchen von den Dächern herab predigen, daß ſie die Natur und die Materie heilig halten und bewahren müſſen, wenn ſie den Zweck ihres Daſeins erreichen und ihres Lebens froh und ſatt werden wollen. Die Pietät für Das, was die Menſchen bisher Gott und Geiſt genannt haben und das nirgend ſelbſtſtändig exiſtirt, hat ſie am meiſten um alles Glück betrogen. Spannen wir die Menſchheit erſt von dieſer ſchauerlich thörichten Kette los, und wir haben ſie in den Genuß aller Freiheit geſetzt, die es auf Erden und im Himmel giebt. Und da iſt es denn allerdings eine Demüthigung für uns, daß Leute, wie wir, einſtweilen nur ihre ätzende Tinte auf dieſe Kette ſchmieren können, um ſie durchzufeilen. Oft halte ich auch mitten in der Arbeit überdrüſſig inne, und beſuche lieber meine armen Kranken, denkend, daß doch mehr Reelles dabei herauskommt, eine Schuſterfrau von ihrem Fieber zu befreien oder eines geſunden Knäbleins geneſen zu laſſen, als der an Gott krankenden Geſellſchaft mit einer Schreibfeder Klyſtier zu geben! —

Vortrefflich, Herr Doctor, vortrefflich! rief jetzt eine joviale Stimme hinter ihm, und Cabanis fühlte ſich zugleich durch einen freundſchaftlichen Schlag auf die Schulter an die Ankunft eines neuen Freundes gemahnt. Er blickte ſich um, und ſah den Baron von Holbach vor ſich ſtehn, der mit herzlichem Handſchlag ſeine Freunde und Genoſſen bewillkommte.

Ah, ſagte Cabanis lächelnd, auch der Baron von Holbach verſchmäht dies Feſt nicht? Dann gewinnt es ſchon eine Bedeutung, daß wir hier zuſammen ſind, und der Polizeilieutenant wird eine gefährliche Tendenz darin wittern.

Ihr guten Freunde, nahm Baron von Holbach in ſeinem heiteren Behagen das Wort, ich bin bloß gekommen, um auch mein Scherflein für die Schwarzen beizutragen, und nebenher vielleicht auch etwas Neues zu hören. Ihr wißt ja, daß ich mein Lebelang an Neuigkeiten Mangel leide. Die Welt wird immer langweiliger. Wißt Ihr nichts Neues, Kameraden?

Die liſtig blitzenden Augen des alten Philoſophen funkelten dabei in einem ſeltſamen Ausdruck, der etwas Unheimliches hätte haben können, wenn nicht zugleich ſo viel ſeelenvolle Gutmüthigkeit darin gelegen hätte.

Der Baron von Holbach hatte in ſeinem Aeußern etwas ungemein Einfaches und Schlichtes, das faſt an einen patriarchaliſchen Charakter hinanſtreifte. Nicht minder aber war, ohne daß ein Widerſpruch ſich darin bemerklich gemacht hätte, das Weſen des heitern und genußſüchtigen Lebemanns in ihm ausgedrückt, von dem auch ſein bedeutender, jedoch noch mit einer gewiſſen Grazie getragener Embonpoint ein heiteres Symbol zu ſein ſchien. Den berühmten und gefürchteten Denker bezeichnete jedoch die hohe, kryſtallklare Stirn, auf der ebenſo viel kühner Trotz wie eine ruhige und kalte Unerbittlichkeit lagerten.

Etwas Neues findet man nur, wenn man denkt oder rechnet, antwortete der Marquis von Condorcet auf die Frage Holbachs. Denn das Neue, das ſich unter unſern Händen ereignet, iſt in der Regel doch nur alter Plunder. Eine größere Verſammlung denkt aber nie, und wird, je länger ſie beiſammen iſt, um ſo gedankenloſer und unbeſinnlicher.

Etwas Neues erfährt man aber auch, wenn man ißt, erwiederte Holbach, indem er mit komiſchem Ausdruck ſeine fleiſchigen Finger demonſtrirend an die Naſe legte. Und darum ſehe ich mit einigem Troſt für meinen Geiſt, daß man hier bereits Anſtalt macht, zu Tiſche zu gehn. Eſſen und Denken ſind geradezu dieſelben Verrichtungen der menſchlichen Natur, nur daß ſie auf den verſchiedenen Polen des Organismus vor ſich gehn, und den Lebensproceß der Maſchine nach zwei entgegengeſetzten Richtungen hin darſtellen. Wer ißt, erfährt etwas Neues, denn er bringt dadurch ſich ſelbſt immer wieder von Neuem hervor, und je beſſer er ſpeiſt, deſto angenehmer überraſcht er ſich und ſeine Lieben mit einer neuen Figuration ſeines holden Daſeins. Ja, man ißt ſich alle geiſtigen Begriffe, die man hat, allmählig an den Leib, und mein Embonpoint iſt das eigentliche Pantheon aller Ideen.

Dieſe Nutzanwendung, welche Ihr von Eurem berühmten Syſtem der Natur macht, hat mir ſchon wegen ihrer perſönlichen Liebenswürdigkeit immer ſehr gefallen, entgegnete Cabanis. Dies Euer Buch iſt doch dasjenige, welches am meiſten Epoche in der Zeit gemacht hat, und wir haben aus ihm unſere größten Anregungen, und hoffentlich bald auch unſere größten Thaten geſchöpft. In der That, Baron Holbach, wenn der geniale Abbé Galiani Euch den erſten maître d'hôtel der Philoſophie genannt hat, ſo iſt dies nicht bloß wegen Euerer herrlichen Sonntags-Diners wahr, mit denen Ihr nun ſchon ſeit Jahren regelmäßig alle Euere denkenden und eſſenden Freunde bewirthet. Es iſt beſonders wegen Eueres Système de la nature und Eurer andern, gegen Gott und Chriſtus gerichteten Schriften wahr, denn durch Euer Syſtem iſt die ganze Welt ein angenehmer und höchſt gemüthlicher Gaſthof geworden, in welchem die Materie (und Alles iſt Materie!) ſich ſelbſt ſpeiſt und tränkt, und ſich auch aus ihren eigenen Mitteln geiſtig füttert, wie und wo es ihr paßt. Denn die geiſtigen Begriffe ſind auch nur eine Verdauungsform der Materie, die ihre Säfte zuweilen in ſogenannten Ideen ausſchwitzt.

Mit Ausnahme des Begriffes von Gott, mein theuerer Freund, erwiederte der Baron von Holbach mit einem ernſthaften und tiefſinnigen Anflug. Denn die ſich ſelbſt denkende Materie, und das iſt der Menſch, kann nur durch einen Verdauungsfehler auf den Begriff Gottes kommen. In ihrem geſunden und natürlichen Zuſtande zieht die Materie niemals den Begriff Gottes aus ſich hervor. Der Begriff Gottes, den die argliſtigen Theologen erfunden haben, iſt eine krankhafte Richtung, die nur mit Gewalt in den Weltorganismus hineingetrieben werden kann. Eſſen wir daher ſtets mit Vorſicht, meine Freunde, und ſo gut als möglich, um nur heitere und vernünftige Ideen davonzutragen. Hüten wir uns aber vor dem erſten Verdauungsfehler, denn er könnte uns leicht dazu bringen, die unglückliche Bekanntſchaft Gottes machen zu müſſen.*)

Wir werden uns heut gewiß den Magen nicht verderben, bemerkte Cabanis trocken, indem er auf die Tafel hindeutete, die man ſoeben mit den Speiſen zu beſetzen anfing. Ich ſehe da ganz gewöhnliche Gerichte herantragen, und für einen höheren Geiſt, der an die leckeren Diners im Hôtel Holbach gewöhnt iſt, ſcheint ſich darum wenig Ausſicht auch zu einem ideellen Aufſchwung darzubieten. Welcher Magen kann aus Sauerkohl und Cotelettes großartige Ideen erzeugen? Und ich wittere wahrhaftig dergleichen. Denn dieſe Feſteſſen auf Subſcription ſind hier in Paris immer eine ächte Stallfütterung. Das heißt aber, die Männer aus Holbach's Schule, deren ich hier viele im Saal verſammelt ſehe, zugleich ideell lähmen und in ihrem ganzen Gedankenproceß verkürzen. Wenn für dieſe geiſtige Aushungerung, die uns bevorſteht, nur wenigſtens ein raſcher Anfang und ein raſches Ende gefunden würde.

---

*) Aus Holbach's Schriften.

Ich habe gehört, daß man noch auf Etienne Clavière wartet, erwiederte Condorcet. Dies iſt auch ein Philoſoph, und er ſoll die Eröffnungsrede des heutigen Feſtes halten. Er hat ſich gewiß noch an der Börſe verſpätet, denn er iſt der geheime Agent Calonne's, und beſorgt ihm ſeinen finanziellen wie manchen andern Schwindel. Dem wunderlichen Mann ſind bedeutende Geſichtspunkte nicht abzuſprechen, aber ſeine rauhe und trotzige Manier hat etwas Blutrünſtiges, und macht ſtets einen räthſelhaften Eindruck. Man ſagt, daß er für die Rolle, die er hier in Paris ſpielt, auch noch von dem engliſchen Miniſterium bezahlt wird. Dieſer Mann iſt eine Haupttriebfeder der Agiotage, die jetzt in Paris ihren Sitz aufgeſchlagen hat. Und er verbindet damit tiefer liegende Pläne, er will die Anarchie der ganzen Geſellſchaft heraufrufen. Aber ich traue ihm nicht, denn er iſt kein Franzoſe, und nur franzöſiſche Hände möchte ich bei der Miſchung unſerer Angelegenheiten im Spiele ſehn.

Wenn er die Anarchie will, ſo ſoll er uns doch als Einer der Unſern willkommen ſein! ſagte der Baron von Holbach mit wohlgefälligem Lächeln. Ihr werdet Euch erinnern, daß die Anarchie das eigentliche Lebensprincip iſt, welches ich in meinem Syſtem der Natur aufgeſtellt und gepredigt habe. Denn die Anarchie iſt es allein, durch welche die phyſiſche und moraliſche Welt lebendig und in ihrem Gleichgewicht erhalten wird, da alle Geſetze ja nur dadurch beſtehen und gelten, daß gegen ſie angekämpft und an ihnen gerüttelt wird. Sollte dieſer Etienne Clavière vielleicht auch ein Schüler Eueres alten Holbach ſein? Ich habe Euch ſchon öfter gebeten, Cabanis, ihn einmal Sonntags mit zum Diner bei mir hinaus zu bringen.

Er gehört zu den Leuten, deren man nie beſtimmt habhaft werden kann, antwortete Cabanis. Sonſt würden ihn Eure gaſtfreien Diners, die ſchon ſeit faſt dreißig Jahren regelmäßig jeden Sonntag zu einem Feſttag des Geiſtes in Paris machen, gewiß gereizt haben. Denn wenn er auch ein unheimlicher Patron ſein mag, ſo kennt er doch alle Ideen, die in der Zeit auf dem Stapel liegen, ebenſo genau, wie den Werth der Bankbillets, in die er ſich als treibender Teufel hineingeſetzt hat. Solche dämoniſchen Menſchen ſind Niemandes Schüler, aber ſie brauchen Alles, wie man ſie auch zur rechten Zeit zu Allem brauchen kann.

Auch den Grafen von Mirabeau ſehe ich noch nicht, bemerkte Holbach, indem er ſein Augenglas anſetzte und die übrige Geſellſchaft muſterte. Und doch hat er mich neulich beſtimmt verſichert, daß wir uns hier zuſammentreffen würden. Ich weiß, dieſer Freund iſt zugleich Euer Held, Cabanis, und Ihr liebt ihn nicht nur, ſondern Ihr ſtudirt ihn auch, und Euere neuen philoſophiſchen Unterſuchungen, von denen ich in der That einen großen Fortſchritt auch über mich hinaus erwarte, lehnen ſich vorzugsweiſe an einen ſolchen Heros der menſchlichen Natur an, wie man ihn in Mirabeau körperlich und geiſtig geſtaltet ſieht. Dieſer Mirabeau iſt der Heros des Nervengeiſtes, und ich höre, daß Ihr den Satz aufgeſtellt habt, es ſei Alles nur Nerven und Sinne, alle Ideen kämen nur aus den Sinnen und ſeien ein Product derſelben, und der Gedanke bilde ſich nur deshalb im Gehirn, weil das Gehirn die Centralſtätte ſei, in der alle Nerven ihren Ausgangspunkt und ihren Vereinigungsknoten finden.*) Und ich begreiſe es, daß Euch ein Mirabeau zu dieſem Gemälde der menſchlichen Natur Modell ſtehen konnte. Ich ſelbſt habe einen ſo hochbegabten und wunderbar organiſirten Menſchen noch nie geſehen, und wenn dies höfiſch verſchlammte Frankreich einmal Thaten der Männer ſehen will, wird dieſer Mirabeau gewiß das Außerordentlichſte leiſten.

Ihr überſchätzt Mirabeau gewiß nicht, aber dafür meine eigenen beſcheidenen Beſtrebungen, entgegnete Cabanis mit einem feinen Erröthen, das ſeine ſonſt mit einer durchſichtigen Bläſſe bedeckten Wangen färbte. An eine ſo vollkommene Natur, wie Mirabeau, muß man freilich denken, wenn man ſich damit abgiebt, den Organismus des Menſchen erklären zu wollen. An dieſem Mann iſt Alles Nerv, und ich habe ihn beobachtet, wie er aus ſeinen Nerven in einer gewaltigen Wechſelwirkung mit ſeinen Ideen alle Beſtimmungen ſeines Lebens ſchöpft. Und inſofern muß ich allerdings zugeben, daß ich in meinen Arbeiten über den phyſiſchen und moraliſchen Zuſammenhang des Menſchen oft an Mirabeau gedacht habe, obwohl ich mit dieſem Freund in der letzten Zeit nur wenig zuſammengetroffen bin.

---

*) Aus Cabanis Rapports du physique et du moral de l'homme.

Es wird aber Alles darauf ankommen, lieben Freunde, was man Nerven und Gehirn nennt, nahm Baron von Holbach wieder das Wort. Ich komme wieder auf den Magen zurück, in dem man die eigentliche Wurzel meines Syſtems der Natur erkannt hat. Wenn Ihr Euch den Magen außer Funktion denkt, ſo würde er Euch auch die Nerven und das Gehirn nicht mehr ernähren können, und beide würden Euch dann auch keine Ideen mehr erzeugen. Der Magen wird daher immer die Univerſalſtätte des menſchlichen Geiſtes bleiben müſſen, und Euere Philoſophie, Cabanis, macht eigentlich nur eine höflichere Schwenkung, indem ſie alle Ideen aus den Nerven entſtehen laſſen will, ſtatt des gar zu materiell in's Gewicht fallenden Magens. Aber der Materialismus iſt doch einmal die eigentliche Weisheit der Zeit, es iſt die Weisheit von Stoff und Kraft, die wir aus ihm ſchöpfen, und deren wir ſo hoffnungsfreudig Herr geworden ſind, nachdem wir gewagt haben, die Natur an die Stelle Gottes zu ſetzen. Was ſagt der Meiſter vom hohen Stuhl der Gedanken, der ernſt ſinnende Marquis von Condorcet, dazu?

Ihr wißt, wie ich mit Euch in allen weſentlichen Stücken ſympathiſire, entgegnete Condorcet, aus der Hoheit ſeines ſinnenden Schweigens, in der er ſich zuweilen gern thronen ließ, erwachend. Magen, Nerven und Gehirn laſſe ich als die vorzugsweiſen Factoren des Daſeins gelten, und was man Geiſt und Gott nennt, beſteht nur im Magen, in den Nerven und im Gehirn, darüber kann man vernünftiger Weiſe gar nicht mehr ſtreiten. Aber Ihr vergeßt dabei ein Geſetz, das ich einmal beſonders einſchärfen möchte, und ohne das die Menſchheit mit Magen, Nerven und Gehirn doch keinen Schritt weit vorwärts kommen würde. Dies iſt das Geſetz der Entwickelung.

Ah, lachte Holbach mit behaglichſtem Schütteln ſeines Embonpoints, damit werdet Ihr uns nicht ausſtechen, Marquis! Was Ihr Entwickelung nennen wollt, nenne ich ja eben Verdauung. Kann es etwas Klareres unter der Sonne geben? Ein jedes Ding entwickelt ſich, indem es ſich verdaut. Wer nichts zu verdauen hat, kann ſich auch nicht entwickeln. Oder wollt Ihr der Maſchine von außen Flügel ankleben, und ſie vermittelſt derſelben in die Wolken kutſchiren laſſen? Und dieſer wächſerne Flügel, iſt das Condorcet's Geſetz der Entwickelung?

Nein, entgegnete Condorcet mit etwas ſchroffem Accent, mein Geſetz der Entwickelung, deſſen Theorie ich bald veröffentlichen werde, führt ganz wo anders hin, als in die Wolken. Es leitet die Menſchen von Gott zur Geſchichte zurück, nachdem Ihr ſie von Gott zur Natur zurückgeführt habt. Der Menſch kann am meiſten durch die Entwickelungskraft, die in ihm organiſch gegeben liegt, Gott erſetzen. Die Entwickelung liegt im Willen, ohne den Euere Maſchine von Haut, Knochen, Magen, Nerven und Gehirn nur ein Popanz bleibt, der ſich nicht zu bewegen und weder Ja noch Nein zu ſagen vermag. Bekommt die Maſchine Willen, ſo hat ſie ihren Gott gefunden, und er ſchwingt ſich mit ihr auf die Sonnenroſſe Apollo's, die alle Bahnen der Welt durchfliegen, und die höchſten Ziele, die denkbar ſind dem Geſchlecht, gewinnen. Das Entwickelungsgeſetz in den Gliedern der Menſchheit iſt ſo ſtark, daß, wenn die Menſchen nur erſt dieſe Kraft richtig erkannt haben, ſie damit Wunder verrichten und dann allerdings, aber ohne der wächſernen Flügel des

Phaeton zu bedürfen, über Länder und Meere hinwegfliegen werden. Der Materialismus iſt ein großes Ding, wenn man ihn recht verſteht. Er wird die Menſchen einſt noch fliegen lehren, davon bin ich feſt überzeugt, und auf Tauſende von Meilen werden ſie ſich Briefe durch die Luft ſchreiben, und mit der Geſchwindigkeit des Vogelflugs werden ſie ſich beſuchen, wie getrennt ſie auch von einander wohnen mögen. Ja, jeder Einzelne wird, ſobald er nur ſeine Entwickelung richtig anfaßt, ſein Leben um mehrere hundert Jahre verlängern können, deſſen bin ich ganz gewiß!*)

Die hohe Geſtalt des ernſten Mannes war bei dieſen Worten in eine ſo tiefinnerliche Bewegung gerathen, daß ſie einen Augenblick zu ſchwanken ſchien. Eine flammende Röthe bedeckte das würdige, von Gedankenblitzen durchzuckte Geſicht.

Nun ſeht Ihr auch dort Herrn Etienne Clavière erſcheinen, bemerkte Cabanis, indem er auf den kleinen, corpulenten, aber ungemein beweglichen Mann aufmerkſam machte, der eben zur Hauptthür des Saals eingetreten war, und ſich nun raſch und mit ziemlicher Rückſichtsloſigkeit durch die dichtgedrängten Gruppen der Verſammlung durcharbeitete.

---

*) Aus Condorcets Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, ein Werk, das erſt nach dem Tode des Verfaſſers im Druck erſchien.

Der Dämon der Agiotage hat es ungemein eilig, fuhr Cabanis fort. Man ſieht es ihm an, wie er aus allen ſeinen Poren Wichtigkeit ſchwitzt, und zugleich macht er in ſeinem furchtbaren Aplomb doch den Eindruck des Kasperle, der weiß, daß mit ſeinem Auftreten nun die Komödie ihren Anfang nimmt. Da ſeht Ihr den wahren Mann von Kraft und Stoff! Der Materialismus hat nicht nur den Atheismus geboren, ſondern auch die Agiotage. Was ſagt Ihr dazu, Baron von Holbach?

Wie Ihr wißt, freue ich mich jedesmal, wenn ich etwas Neues ſehe, erwiederte Holbach, die Phyſiognomie Clavière's ſcharf ins Auge faſſend. Laufe ich nicht oft in allen Caféhäuſern von Paris herum, um nur irgend eine erträgliche Neuigkeit aufzuſchnappen? Kinder, wir haben Gott aus dem Magen und aus den Nerven entſtehen laſſen, und ſind deshalb von Pfaffen und Königsfreunden genug verketzert worden. Jetzt kommt uns plötzlich eine Generation über den Hals, die den Geiſt nur im Gelde ſieht und ihren Gott als Agio anbetet. Es iſt möglich, daß dies nur ganz nichtswürdiges Geſindel iſt, welches die Cultur, mit der wir es doch noch gehalten haben, in ſeinem Geldbeutel verkrümelt, und aus der Geſellſchaft zuletzt eine Bande von Gaunern und Tagedieben machen wird. Wir müſſen aber immerhin vorſichtig prüfen, und zuſehen, was hinter dieſen neuen Leuten von Kraft und Stoff noch Beſonderes ſteckt, und ob ſie die Kraft und den Stoff noch wo anders haben, als bloß in der Unverſchämtheit und dem Bettelſtolz ihrer windigen Speculation. Aber ſeht, dieſer Clavière nimmt ſich in der That bedeutend aus. Wenn ich nicht zu alt wäre, um mich noch auf's Prophezeien legen zu können, würde ich ſagen: Dieſer Clavière kann noch einmal Finanzminiſter werden, wenn Frankreich ſeine Revolution gemacht hat.*) Aber nehmen wir jetzt unſere Plätze ein. Wir wollen uns zuſammenſetzen, meine Herren, damit die Atheiſten hübſch beieinander ſind. —

Die ganze Verſammlung, die aus einigen hundert Perſonen beſtand, hatte ſich jetzt um die Tafel niedergelaſſen, und das Feſtdiner begann in einer ſehr bewegten Stimmung, welche durch die bald darauf erfolgende Rede, mit der Clavière die Bedeutung und die Zwecke der heutigen feierlichen Zuſammenkunft auseinanderzuſetzen begann, ſichtlich erhöht und auf allen Seiten des Saals mächtig angefeuert wurde.

---

*) Etienne Clavière wurde in der That im März 1792 durch die Partei Briſſot zum Finanzminiſter gemacht.

Clavière war ein glänzender Redner, den kühne und neue Gedanken, ſchlagende Bilder und eine gewiſſe gewaltſame Kunſt, mit der er ſich des Herzens und der Ueberzeugung ſeiner Zuhörer zu bemeiſtern verſtand, auszeichneten. Er ſprach zuerſt mit dem Anſtrich eines vollendeten Biedermannes von den Nothzuſtänden, die ſeit längerer Zeit in Frankreich eingeriſſen und die Geſellſchaft in allen ihren Schichten auf eine gefährliche und zum Theil unabſehbare Weiſe bedroht hätten. Dann hob er, mit einem auf ſeinem Geſicht aufblitzenden eigenthümlichen Lächeln, hervor, was es im Staat und in der Geſellſchaft heiße, Geld zu haben, weil die richtige und überall genügende Vertheilung des Geldes zugleich der Ausdruck der wahren Harmonie der Geſellſchaft ſei. An die amerikaniſche Freiheit geſchickt und mit bedeutſamen Accenten anknüpfend, ſetzte er dann auseinander, wie die Freiheit in jenem Lande zugleich den Wohlſtand zu erzeugen angefangen, und wie man dort Getreide, Bret und edle Metalle im Ueberfluß habe, während in Frankreich die

Nahrungsmittel immer knapper und ſchlechter würden und die Ueberſchwemmung mit Papiergeld und Bankbillets eine Sündfluth hervorgerufen habe, in welcher die ganze Geſellſchaft längſt ertrunken ſein würde, wenn nicht ein edler ſchöpferiſcher Geiſt den Oelzweig ſeiner Einſicht und Erkenntniß über die Finanzen Frankreichs hinabgeſenkt hätte.

Dieſe mit vieler Discretion angedeutete Huldigung für den ihm gegenüberſitzenden Calonne wurde im Saal bereits mit einem beifälligen Gemurmel aufgenommen, was dem Finanzminiſter ein Lächeln des Vergnügens auf ſeine Wangen trieb, und ihm das beglückwünſchende Zunicken einiger in ſeiner Nähe ſitzenden Mitglieder der Hofgeſellſchaft verſchaffte. Auch der General von Lafayette, der mit dem Miniſter näher befreundet war, und auf der einen Seite deſſelben neben ihm ſeinen Platz hatte, ſchien ihm jetzt hinlängliche Verbindlichkeiten darüber in's Ohr zu flüſtern.

Clavière ging jetzt mit einer neuen Schmeichelei, die auf Lafayette und mehrere anweſende, aus dem amerikaniſchen Krieg bekannt gewordene Offiziere berechnet war, zu der Behauptung über, daß, nachdem Frankreich durch ſeine beſten und tapferſten Söhne einen ſo entſcheidenden Antheil an dem Befreiungswerk Amerika's genommen, es dies Werk auch noch im Namen der ganzen Menſchheit an ſich zu nehmen habe, um es zu einem allen Leidenden und Unterdrückten zur Erlöſung dienenden Abſchluß zu führen. Die Comité's für die Freiheit und Menſchenwürde der armen ſchwarzen Sclaven, welche in Frankreich durch die glorreiche Thätigkeit des Marquis von Lafayette gebildet worden, hätten ſchon wie ein beginnendes Glockenläuten der Freiheit ihre Stimmen und ihr Wirken durch das Land erklingen laſſen. Leider ſei es auch hier wieder nur das Geld, durch das an letzter und entſcheidender Stelle geholfen werden könne. Große Summen ſeien noch erforderlich, um der beabſichtigten Wirkſamkeit nur eine einigermaßen entſprechende Grundlage zu ſchaffen. Denn es käme darauf an, die Agitation für die Abſchaffung der Sklaverei und für eine menſchenwürdige Erziehung der Schwarzen von Frankreich aus durch Schriften, Vereine und Unterſtützungsfonds aller Art zu nähren, und damit auf den amerikaniſchen Boden ſelbſt hinüberzuſpielen. Man müſſe Geld, recht viel Geld beiſteuern, um dieſem großen Ziel näher zu kommen, aber dies ſei, wenn auch nur ein kleiner, doch keineswegs ein verächtlicher Anfang der Thätigkeit. Nichts ſei charakteriſtiſcher für die Menſchen, als das, wofür ſie ihr Geld ausgäben, und wer für gute Zwecke zahle, ſei ſelbſt ſchon gut. Wer für die Sache der Freiheit Geld gebe, fange ſelbſt ſchon an, frei zu ſein. Denn die Gelder ſeien die Nerven des Lebens, und in den Nerven lebe der Geiſt, lebe die Idee, lebe Gott ſelbſt, wie Einer der bedeutendſten Geiſter Frankreichs, der heut auch dieſe Tafel beehre, kürzlich in einem philoſophiſchen Mémoire geſagt habe.

Wie diaboliſch geſchickt dieſer Menſch iſt, ſagte Holbach zu ſeinen Nachbaren. Er ſcheint uns Alle nach der Reihe vornehmen zu wollen, Jedem von uns reicht er ein Stückchen Zuckerbrot, und dabei ſieht er doch nur aus, wie ein freundlich wedelnder Vampyr, der ſich Einem an die Bruſt ſetzen will, um das Blut auszuſaugen. Und wie wunderbar er ſeine Volte ſchlägt, indem er das Thema immer wieder auf das Geld und die Finanzen zurückführt, über die er ohne Zweifel die Lobpoſaune blaſen will zu Ehren ſeines Miniſters und Kumpan's, des Herrn von Calonne. Ich bin neugierig, wie er weiter ſaugen wird, der edle Vampyr!

Clavière, indem er mit ſeinem ſtechenden Lächeln die Verſammlung überflog, fuhr fort, daran zu erinnern, daß es einen guten und glücklichen Geſellſchaftszuſtand am meiſten charakteriſire, wenn ſoviel Geld als möglich darin ausgegeben würde. Nur Geldausgeben könne wieder Geld erzeugen, und damit auch Ideen, die der ganzen Geſellſchaft zugutkämen. Denn das ſchlechteſte Finanzſyſtem ſei das Syſtem der Sparſamkeit. Daran ſei ſein großer Genfer Landsmann, Necker, geſcheitert, als er die Zügel der Finanzen Frankreichs geführt. Necker habe ſich während der Zeit ſeines Miniſteriums als den großen und bedeutenden Geiſt bewieſen, den man unter allen Umſtänden in ihm werde anzuerkennen haben. Denn er habe die Finanzreform ſchon mit der Reform des Staats untrennbar verbinden, und dem ſteuerzahlenden Volk in ſeine leeren Taſchen wenigſtens politiſche Rechte legen wollen. Aber er habe zugleich geglaubt, die Sparſamkeit als eine wirkſame Arzenei in die finanziellen Wunden Frankreichs träufeln zu können, und dies habe ihm zuerſt allen Credit genommen. Einem ſparſamen Finanzminiſter könne kein Menſch trauen. Unter einem guten Finanzminiſter müſſe das Geld aus allen Wolken regnen, und dann würde immer wieder neues Geld danach wachſen. Das wunderthätige Genie der franzöſiſchen Finanzen nehme heut den Ehrenplatz an dieſer

Feſttafel ein. Als Herr von Calonne das Finanzminiſterium angetreten, habe er den Staatsſchatz geöffnet, und nichts als zwei Säcke mit zwölfhundert Livres darin gefunden. Was Herr von Calonne vorfand, habe ſich außerdem auf 604 Millionen fällige Schulden und ein jährliches Deficit von 80 Millionen belaufen. Da habe er ſeine Amtsthätigkeit ſogleich mit einer Anleihe von hundert Millionen begonnen, und das ſei eine weiſe und fruchtbringende That geweſen. Allerdings haben ſich ſeitdem Anleihen auf Anleihen gehäuft, aber das Geld iſt dadurch auf eine wahrhaft wunderbare Weiſe unter die Leute gekommen, und das Vermögen der ganzen Nation iſt in eine elektriſche Bewegung gerathen. In dieſem Jahre 1785 ſind allein 136 Millionen in Schatzkammerſcheinen ausgegeben worden.*) Meine Herren, es ſprüht jetzt Gold an allen Ecken und Enden von Frankreich, Frankreich hat ſo viel auszugeben wie noch nie, und es wird darum auch ſoviel einnehmen, wie noch nie. Frankreich wird reich werden, und das Volk des reichen Frankreichs wird auch ein freies und glückliches ſein!

Bei dieſen Worten Clavière's brach ein ungeheurer

---

*) Louis Blanc Histoire de la Révolution française I. ch. V.

Sturm des Beifalls in allen Theilen des Saales los. An einigen Stellen der Tafel rief man laut: Es lebe Calonne! während von anderer Seite her mit ſtrengen Stimmen Stillſchweigen geboten wurde. Clavière hielt einen Augenblick inne, und betrachtete mit ſchadenfroh blitzenden Augen die ſteigende Aufregung der Verſammlung.

Er hat es richtig ſchon jetzt zu einem Lebehoch für Calonne gebracht, bemerkte Cabanis leiſe. Der Herr Finanzminiſter ſchämt ſich auch gar nicht darüber, daß ſeine Verdienſte durch einen ſeiner geheimen Agenten an die große Glocke geſchlagen werden. Ein Roué, wie er, nimmt jedes Plaiſir mit, woher es auch kommt. Und wie zweideutig iſt das Lob, daß das Geld unter Calonne's Verwaltung auf der Straße wächſt. Der helle Satanas kichert aus dieſem Lobe heraus. Es iſt wahr, dieſe lascive Geldwirthſchaft Calonne's ſucht das öffentliche Elend einſtweilen zu vergolden, indem man der Nation das Blendwerk vormacht, als wenn ungeheuer viel Geld in den Kaſſen vorhanden wäre. Da wird Alles ohne Unterſchied gekauft, um nur Geld zu zeigen. Güter, Schlöſſer, Inſeln, Wälder, Herzogthümer, alles Mögliche hat dieſer Calonne ſchon für den Staat angekauft, ohne daß es im Geringſten nöthig geweſen wäre. Und wer in einer gewiſſen Zeit nur eine Penſion haben wollte, der brauchte ſich nur zu melden, und konnte gewiß ſein, daß er mit offnen Armen aufgenommen wurde, und wer eine lebenslängliche Penſion haben wollte, bekam ſie ganz ſicher, und wer ſchon eine lebenslängliche hatte, erhielt eine auf die ganze Ewigkeit ausgeſetzt. Selbſt die unverſchämteſten Höflinge mußten erſtaunen, was ſie plötzlich Alles zu ſchlucken und zu beißen bekamen.*)

Clavière erſah jetzt den geeigneten Moment, ſeine Rede, die nur durch ihre eigene Wirkung unterbrochen worden war, wieder aufzunehmen.

Die Sparſamkeit iſt keine Weisheit! begann er von Neuem wieder. Sparſam kann und darf man auf allen Punkten ſein, nur nicht in der Finanzwirthſchaft. In einem guten Finanzſyſtem muß es wie ein natürlicher Quell, der aus unergründlichen Bergen hervorſtrömt, beſtändig ſprudeln und fließen. Meine Herren, das große und ſchöne Frankreich kann ſich Glück wünſchen, daß es heutzutage in allen Dingen auf dem Rückwege zur Natur begriffen iſt. Dies iſt die gewaltige Idee, welche mir die heutige Epoche Frankreichs nach allen Seiten hin zu bezeichnen ſcheint. Seht die Mütter Frankreichs an, die angefangen haben, ihren eigenen Buſen ihren Kindern zu öffnen, und ihnen aus ihren eigenen Säften die Nahrung zu reichen, die ſonſt von den Ammen gemiethet wurde. Sind Euere Frauen nicht ſchöner, kräftiger und blühender dadurch geworden, daß ſie, die unnatürliche Sparſamkeit ihres Leibes aufgebend, lieber die reichen Mittel ihrer eigenen Bruſt ſtrömen laſſen für ihre Kinder? Eine ſo hingebende und ſpendende Mutterliebe muß eine gute Regierung, wenn ſie zugleich eine ſtarke und große ſein will, ebenfalls an allen ihren Kindern und Bürgern üben!

---

*) Louis Blanc Histoire de la Révolution française I. ch. V.

Clavière wurde bei dieſen Worten abermals von den lebhafteſten Beifallsbezeugungen der ganzen Verſammlung unterbrochen. Jetzt rührt er auch noch Rouſſeau's Rückkehr zur Natur und das Selbſtſtillen der Mütter in den Calonne'ſchen Finanzſchwindel hinein, ſagte Baron von Holbach. Was ſoll noch aus uns werden unter den Händen dieſes waghalſigen Menſchen, der alle unſere Ueberzeugungen nur dazu benutzt, uns feſtzuhalten, aber dann ſogleich Meilen weit über Feld mit uns davon zu laufen. Ich erlebe noch, daß er uns beweiſen wird, das eigentliche Glück Frankreichs beruhe im Deficit ſeiner Finanzen.

Für Den, der immer richtig und reichlich zu verausgaben weiß, giebt es daher auch keine Deficits! begann Clavière in dieſem Augenblick wieder. Eine Finanzverwaltung ohne Deficit wäre ein Gemälde ohne Schatten. Die Malerei, meine Herren, iſt eigentlich die Kunſt des Schattens. Und die Finanzverwaltung iſt die Kunſt des Deficits.

Jetzt ſtempelt er ſeinen Calonne noch zum Raphael und Titian! rief Cabanis, ſich vor Ergötzen die Hände reibend. Das letzte Redekunſtſtück Clavière's ſchien aber in der Verſammlung doch auch einiger Verſtimmung zu begegnen. Man begann an einigen Stellen der Tafel ziemlich vernehmlich zu ziſchen, und es fielen hier und da Aeußerungen, die an den Tag legten, daß man es doch zu harlekinsartig fand, das offenkundige Elend gewiſſer Zuſtände Frankreichs mit einer ſo gaukelnden Hand zu berühren.

In dieſem Augenblick trat Mirabeau in den Saal, deſſen Geſtalt überall, wo er eintrat, zuerſt ein eigenthümliches Aufſehn und eine gewiſſe Befremdung zu verbreiten pflegte. Dies war jetzt um ſo mehr der Fall, da er in dieſem Moment, wo ſich die Blicke

Aller auf den Eintretenden richteten, auf eine auffallende Weiſe ernſt und bleich erſchien, und er zugleich eine ſeltſam höhniſche Grimaſſe, mit der er die noch vernommene Bemerkung Clavière's über das Deficit begleitete, nicht zu unterdrücken vermocht hatte. Er nahm jetzt ſeinen Platz ein, welcher ihm neben Clavière vorbehalten geblieben war.

Clavière eilte nunmehr mit ſeiner Rede raſch zum Schluß, den er mit einigen großen und glänzenden Zügen, welche ihm wieder vollkommen gelangen, herbeizuführen ſuchte, ſodaß die getheilte Stimmung, die ſich bemerklich zu machen angefangen, ſich am Ende von Neuem für ihn günſtig und anerkennend zu vereinigen ſchien.

Das Bankett nahm nun erſt ſeinen eigentlichen Fortgang, und wurde, da ſich nur noch einige Sprecher mit kürzeren Reden und Toaſts vernehmen ließen, jetzt beſchleunigter ſeinem Ende zugeführt. Mirabeau hatte jede Aufforderung zu ſprechen abgelehnt, und war dadurch mit ſeinem Nachbar Clavière, der ihn beſtändig zu treiben ſuchte, in einen freundſchaftlich ſchmollenden Conflict gerathen.

Wer ſo verſpätet wie ich zum Diner kommt, bemerkte Mirabeau, indem er ſich der vor ihm ſtehenden

Schüſſeln eifrig bediente, hat mehr zu thun, als ſein Glück im Reden zu ſuchen. Auch haſt Du uns das Fahrwaſſer verdorben, Clavière, denn die himmliſche Glorie, die Du über das Deficit ausbreiten wollteſt, hat den Leuten doch nicht recht munden wollen, und Vielen im Saal ſcheint ganz wehe und übel davon geworden zu ſein. Ich fürchte die Stimmung noch mehr gegen uns aufzuregen, wenn ich ſpreche, denn ich ſehe hier viele Gegner. Auch habe ich jetzt überhaupt mehr Feinde als je in Paris, welche ich mir durch meine Brochüre gegen die Discontokaſſe auf den Hals gehetzt habe. Weißt Du etwas Neues, Clavière? Meine beiden Schriften, ſowohl die gegen die Discontokaſſe wie die andere über die ſpaniſche Bank, werden von der Polizei verboten werden, und zwar auf Anſuchen meines liebenswürdigen Gönners ſelbſt, des Herrn Finanzminiſters von Calonne?

Wer hat Dir das geſagt? fragte Clavière heftig. Es ſollte Dir noch für einige Tage ein Geheimniß bleiben.

Die Frau des Herrn Finanzminiſters hat es mir ſoeben anvertraut, um mir einen Beweis ihrer Freundſchaft zu geben, erwiederte Mirabeau lächelnd.

Wenn Du nicht noch andere Beweiſe der Freundſchaft von ihr empfangen haſt, als bloß dieſen, ſo biſt Du wahrlich zu bedauern! verſetzte Clavière, ihn spöttiſch anblickend. Armer Schlucker von Aventurier, bei einer ſchönen Frau muß man ſchon ſehr verſpielt haben, wenn man beim Rendezvous anfangen muß, von Staatsgeſchäften mit ihr zu reden.

Dieſer Meinung bin ich ganz und gar nicht, entgegnete Mirabeau. Ich bin höchſt zufrieden von meinem Rendezvous zurückgekehrt. Wer die Frauen gewinnen will, muß ſie zu behandeln wiſſen. Ich habe ſchon mit einer Dame, die lange im Orient war, über die arabiſche Grammatik geſtritten, und zwar in demſelben Augenblick, wo ich ſie das erſte Mal zu umarmen wagte, ſo daß ſie im Eifer des Streits erſt gar nicht merkte, wie ihr geſchah. Als ſie ſah, welche Vortheile ich ſchon über ſie errungen hatte, war es zu ſpät, und ſie mußte ſich ganz und gar gefangen geben. Frau von Calonne iſt eine der liebenswürdigſten und ſüßeſten Frauen, die es giebt. Ich bemerkte aber bald, daß ſie noch eitler darauf iſt, alle Staatsgeheimniſſe zu wiſſen und beurtheilen zu können, als auf ihre Schönheit und ihren unvergleichlichen Fuß, der eine Hauptzierde ihrer Perſon iſt. Ich machte mir daher den Spaß, plötzlich ſo zu thun, als ob ſie ihr Mann wäre, und indem ich ihre ganze Geſtalt auf das Zärtlichſte berührte, fragte ich ſie zugleich, was es im Finanzminiſterium Neues gebe, und ob meine beiden Brochüren über die Agiofrage wohl ihren für mich entſcheidenden Beifall gefunden hätten? Sie ſah mich anfangs erſtaunt an, brach dann in ein allerliebſtes Gelächter aus, durch das ich zuerſt in eine vertrauliche Tonart mit ihr übergehen konnte, und ſagte darauf, den Zeigefinger höchſt wichtig an ihre reizende Stumpfnaſe legend: Ich will Ihnen doch zeigen, Herr Graf, daß ich auch etwas Neues weiß. Ihre beiden Brochüren werden von der Polizei verboten und confiscirt werden, und Herr von Calonne hat ſelbſt darauf angetragen. Ich hörte ihn zufällig vor einer Stunde mit dem Polizeilieutenant von Paris darüber ſprechen.

Und theilte Dir die ſchöne Frau von Calonne vielleicht auch die Gründe dieſer Maaßregel mit? fragte Clavière mit einem durchaus ärgerlichen Accent.

Dazu ließ ich ſie nun nicht mehr kommen, erwiederte Mirabeau lächelnd. Denn Du kannſt Dir denken, daß mir die Sache an ſich, obwohl ſie mich eigentlich jetzt zu ärgern anfängt, doch in dieſer Situation höchſt gleichgültig war. Ich ſtellte mich aber ſogleich höchſt erſchrocken und betrübt darüber an, und Frau von Calonne, die gutmüthig iſt, hatte nun die Verpflichtung, mich zu tröſten und aufzuheitern, was ſie auch mit den größtmöglichſten Zugeſtändniſſen that. Ich ſchien noch immer in den Jammer über meine ſchönen beiden Brochüren verſenkt, als ſie mir ſchon die größten Vortheile gewährt hatte und ich zuletzt, ehe ſie es dachte, aus dem Klagenden der Jubelnde, aus dem Troſtbedürftigen der Segenſpendende wurde.

Clavière mußte laut lachen, ſagte aber dann ſogleich etwas ängſtlich: Sprich doch etwas leiſer, denn Calonne drüben hat fürchterlich feine Ohren, und ich beſorge, bei ſeinem Gehör möchte er doch noch etwas von unſerer ihn ſo nahe berührenden Unterhaltung aufſchnappen.

Ich beſorge das gar nicht, erwiederte Mirabeau mit einer ſehr komiſchen Naivetät. Ich weiß nicht, ob dieſer Euer Feſtwein mich ſchon ſo berauſcht und meine Augen unklar macht, aber mich dünkt, ich ſehe noch etwas viel Größeres als ſeine Ohren an dem Kopf des Herrn von Calonne. Mir kommt es nämlich vor, als ob er auch noch Hörner hätte, die ſo weit aus ſeinem Kopf herauswachſen, daß ſie ihm die Ohren ſchon faſt bedecken, und ich mich darum auch getröſte, Herr von Calonne werde nicht im Stande geweſen ſein, etwas von unſerm Geſpräch zu vernehmen. Aber es geſchieht ihm Recht, warum benimmt er ſich ſo zweideutig gegen mich, daß er mich erſt zu meinen Finanzbrochüren veranlaßt, und ſie mir dann auf dieſe infame Weiſe zunichtmachen und verbieten läßt?

Ich bewundere Dich, daß Du nicht ſofort einſiehſt, warum dies Verbot geſchehen ſoll? entgegnete Clavière gereizt. Der Miniſter bezweckt zweierlei damit, und ich habe ſelbſt dazu gerathen. Einmal ſoll die Börſe nicht denken, daß der Kampf gegen die Agiotage, den Du ſo wirkungsreich unternommen, mit ſeiner Billigung und vielleicht ſogar unter ſeinem Einfluß geführt wird. Denn er hat Urſachen, ſich die Stimmung der Börſe geneigt zu erhalten. Dann aber glaubt er, daß Deine trefflichen Brochüren noch weit mehr bei dem Publikum einſchlagen und zünden werden, wenn ihnen noch der Reiz einer der Regierung mißfälligen Schrift nachgeſendet wird.

In dieſem Augenblick war die Einſammlung der Beiträge, die ſeit einiger Zeit an der Tafel für die Zwecke der Geſellſchaft begonnen hatte, bis zu Mirabeau gelangt, der raſch, und nicht ohne einige Oſtentation, ſeine ganze ziemlich ſtark angefüllte Börſe auf den Teller warf und durch den hellen Klang die Aufmerkſamkeit des ihm gegenüberſitzenden Finanzminiſters auf ſich lenkte.

Dieſer fragte ihn über den Tiſch herüber mit freundlichem Zunicken, wie es ihm ergangen ſei, und machte ihm verbindliche Vorwürfe, daß er ſich im Hôtel des Finanzminiſteriums ſo lange nicht habe melden laſſen.

Mirabeau entgegnete ohne Verlegenheit, daß er dies ſchon gewagt haben möchte, wenn er früher gewußt hätte, daß er dort ſo willkommen ſein würde.

Mich dünkt, erwiederte Herr von Calonne, indem er ſich näher zu Mirabeau hinüberbeugte, ich hörte Sie mit Herrn Clavière eben von Ihren Schriften gegen die Disconto-Kaſſe und die ſpaniſche Bank reden? Stellen Sie ſich vor, Herr Graf, daß die Polizei ein Verbot dagegen zu erlaſſen beabſichtigt.*) Daſſelbe wird wahrſcheinlich morgen ſchon zur Ausführung kommen, und ich habe zu meinem Bedauern nichts dagegen machen können.

---

*) Peuchet II. 377.

Ich danke Eurer Excellenz dafür, entgegnete Mirabeau. Es wird dadurch für die weitere Wirkſamkeit dieſer kleinen Schriften nur recht gnädig geſorgt ſein. Denn die verbotenen Früchte ſind es doch einmal, welche am beſten ſchmecken.

Thun Sie das? fragte Calonne mit einem leichten Anflug von Stirnrunzeln.

In dieſem Augenblick ſchien der Miniſter einen Ring zu bemerken, deſſen eigenthümlich funkelndes Geſtein an Mirabeau's Finger ſpielte. Er heftete ſeine Blicke mit ſteigender Aufmerkſamkeit auf den Stein, und ſchien, obwohl das Gegenüber zu weit war, die in demſelben eingegrabenen Züge erforſchen zu wollen. Unwillkürlich zog Mirabeau jetzt mit einer haſtigen Bewegung die Hand unter den Tiſch, und ſah einen Augenblick lang mit ſichtlicher Betroffenheit vor ſich nieder.

Der Miniſter wurde jedoch in dieſem Augenblick durch ſeinen Nachbar, den General von Lafayette, der ſich mit einer Bemerkung an ihn wandte, von der weitern Verfolgung einer Spur abgehalten, die ihn plötzlich ſeltſam zu beſchäftigen ſchien.

Ich glaube, Du biſt ſehr unvorſichtig geweſen, ſagte Clavière, der mit ſeinem unruhigen Scharfblick

Alles beobachtete, leiſe zu Mirabeau. Der Ring an Deinem Finger ſchien die Aufmerkſamkeit des Miniſters auf eine fatale Weiſe zu reizen.

Er hat ihn wiedererkannt, entgegnete Mirabeau lachend. Der Ring gehörte ſeiner Frau, die ihn mir beim Abſchiede auf den Finger geſteckt hat.

Alles noch, um Dich über das Verbot Deiner Brochüren zu tröſten? fragte Clavière. Und in Deiner coloſſalen Ungenirtheit behielteſt Du den Ring auch jetzt noch am Finger? Jetzt bitte ich Dich aber ernſtlich, Freund, zieh den Ring ab, und verbirg ihn einſtweilen. Hier, nimm den meinen, und ſteck' ihn unter dem Tiſch raſch auf. Wenn Dich der Miniſter nachher vielleicht genauer betrachten ſollte, wird er ſehen, daß er ſich geirrt hat. Mir liegt an Deinem guten Einvernehmen mit Calonne, denn Du mußt durch ihn endlich in die Dir gebührende Carrière hineingehoben werden.

Mirabeau zuckte die Achſel, befolgte jedoch den ihm ſo dringend ertheilten Rath ſeines praktiſchen Freundes.

Jetzt ward die Tafel aufgehoben und man ſtand von allen Seiten auf, um ſich zu begrüßen. Calonne aber hatte ſich kaum von ſeinem Sitz erhoben, als er auch ſchon, durch die Menge der ihn Beglückwünſchenden ſich haſtig hindurchwindend, auf die andere Seite der Tafel hinübereilte, von wo ihm auch Mirabeau und Clavière bereits entgegen traten.

Der Miniſter nahm mit großer Angelegentlichkeit die Begrüßung der beiden Herren entgegen, und reichte beſonders freundlich dem Grafen Mirabeau die Hand dar. Dann hielt er unter den verbindlichſten Aeußerungen, die er machte, die Hand Mirabeau's eine Zeitlang in der ſeinigen feſt, und fühlte dabei merklich nach dem Ring, welchen dieſer am Finger trug, und den er jetzt mit einer blitzſchnellen Bewegung nahe vor ſeine Augen führte.

Sichtlich befremdet, und wie einer, der ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht hat, ließ er dann die Hand Mirabeau's wieder los. Einige Minuten darauf war er aus dem Saal verſchwunden.

So wie ich ihn kenne, zweifele ich, daß er ſich ganz überzeugt hat, ſagte Clavière, dem Miniſter nachblickend. Sein Argwohn wird durch einen merkwürdigen Inſtinct unterſtützt, der ihn ſchon oft auch in den Geſchäften auf die verborgenſten Spuren geleitet hat.

Ich wundere mich, daß ein Mann ſeines Schlages auf eine ſo ſtürmiſche Weiſe zur Eiferſucht neigt, erwiederte Mirabeau. Wer, wie er, ſelbſt Aventurier im vollendetſten Sinne des Wortes iſt, bekommt dadurch gewöhnlich einen allgemein menſchlichen Standpunkt, und verliert den Sinn für irgend eine einzelne Eiferſucht. Es iſt um ſo merkwürdiger, da er ſich für Frau von Calonne gar nicht intereſſirt. Wenn ſich nun Andere die Mühe geben wollen, ihm ſein Goldſtück umzuſchmelzen, und demſelben eine Präge zu geben, die ihn vielleicht noch einmal daran reizen kann, ſo ſollte er als wahrer Lebemann doch höchſt zufrieden damit ſein!

Du ſpielſt ja auf unſere Finanzoperation mit der Umprägung der Louisd'ors an! lachte Clavière aus vollem Halſe. Man ſieht, Du biſt doch eigentlich ein finanzielles Genie, Mirabeau, denn die Gleichniſſe unſerer Finanz liegen Dir ſchon in den Gliedern. Ich kann Dir aber beiläufig ſagen, daß das Edict, welches die allgemeine Umprägung der Goldmünzen in Frankreich beſiehlt, ſchon binnen Kurzem erſcheinen wird, denn ich habe es bereits für den Miniſter ausgearbeitet, und die ganze Sache iſt meine Idee. Indem wir die alten Louisd'ors nach dem Maßſtabe einer gewiſſen Wertherhöhung der franzöſiſchen Mark

Goldes umprägen laſſen, dürfen wir doch immer hoffen, auf dreißig Louisd'or zwei oder ein Funfzehntel zu gewinnen, und unſer liebes Publikum wird ſich ohne weitere Schwierigkeit einen kleinen Verluſt am Vollgehalte des Goldes gefallen laſſen, welcher Verluſt aber nichts Anderes ſein wird als der Grad der Reinheit der Metalle. Eine Operation dieſer Art würde aber Herrn von Calonne bei ſeiner Frau ſchon bedenklich erſcheinen. Denn unter Deiner Umprägung könnte die ſchöne Münze doch bald beträchtlich an ihrem Vollgehalte einbüßen, und der Grad der Reinheit des Metalles dürfte ſehr weſentlich leiden unter Deinen Händen.*)

Setzen wir unſere ſchlechten Witze ein anderes Mal weiter fort, Freund Clavière! ſagte Mirabeau, indem er ſich mit einem derben Handſchlag beurlaubte, um ſich der Unterhaltung mit einigen anderen Freunden zuzuwenden, unter denen Cabanis, Condorcet und Holbach ſchon ſeit einiger Zeit ſeiner geharrt hatten. —

---

*) Louis Blanc II. ch. V.

V.

Nach Berlin.

Einige Wochen ſpäter ſaß Mirabeau in Geſellſchaft ſeiner Freundin Henriette, zu der er nach allen abenteuerlichen Abſchweifungen immer wieder mit erneuerter und wahrer Herzensneigung zurückkehrte, in ſeinem Zimmer, das er ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit ſchon ſeit einigen Tagen nicht verlaſſen hatte.

Mirabeau ſchien übeler Laune, und auf ſeiner ſonſt ſo leuchtenden und kühnen Stirn ſtanden dunkle Falten des Unmuths und der Verzagtheit, die man, obwohl ſein Temperament wechſelnd und jedem Eindruck ausgeſetzt war, doch ſelten in dieſer Stärke bei ihm hervortreten ſah.

Henriette, die in ihrer Lieblingsſtellung auf einem Tabouret zu ſeinen Füßen Platz genommen hatte und mit einer Stickerei zur Zierde des kleinen Coco beſchäftigt war, ſah von Zeit zu Zeit mit beſorgten und ängſtlichen Blicken zu ihrem Freunde empor, der in ein träumeriſches Hinſtarren verſunken war, und ihre Gegenwart kaum mehr zu beachten ſchien.

Mirabeau, ſagte ſie zu ihm, mit ihrer Arbeit innehaltend, und ſeinen Arm leiſe berührend, Mirabeau, warum biſt Du denn ſo ſtill und traurig geworden? Ich ängſtige mich ſehr, daß Dir irgend etwas geſchehen ſein möchte. Schilt mich lieber aus, grolle, tobe, wettere mit Deiner ſchönen Donnerſtimme, oder geh' etwas aus, beſuche ein Café, oder hole Einen Deiner Freunde zu einem Gang über die Boulevards ab, wenn Du mich nicht mitnehmen willſt. Auch in das Finanzminiſterium gehſt Du ſeit einigen Tagen nicht mehr. Mach' Dich doch auf. Einem ſo kräftigen Mann, wie Du, iſt es gar nicht gut, ſo ſtillzuſitzen.

Du haſt Recht, ſagte Mirabeau mit einem an ihm ſeltenen Anflug von Weichheit, ich verſitze mich ſeit einigen Tagen in lauter paſſiven Grübeleien, die doch zu nichts führen können. Ein Glück, daß ich Dich habe, Henriette, biſt Du nicht meine Frau, mein Kind und meine Mutter zugleich? Du ſorgſt für mich, und jetzt möchte mich Dein lieber Zuruf wieder ermuntern und zu mir ſelbſt bringen. Ich danke Dir, denn von Deinen friſchen Lippen angehaucht, beginnt meine Seele ſchon wieder ihre Flügel auszuſtrecken.

Weißt Du, Mirabeau, daß ich eigentlich recht froh bin, wenn Du nicht mehr in das Finanzminiſterium gehſt? ſagte Henriette, die raſch wieder in ihr fröhliches Plaudern überzugehen pflegte. Ich glaube, Deine gute Laune hat dort nichts gewonnen, und auch unſer Geldbeutel nicht. Zuweilen war ich ordentlich eiferſüchtig auf dies fatale Finanzminiſterium, ich wußte ſelbſt nicht warum. Denn Du ſahſt immer ſo heiter und glücklich aus, wenn Du beim Weggehn zu mir ſagteſt: Henriette, ich gehe in das Finanzminiſterium! Dann tröſtete ich mich wieder mit dem Gedanken, Du würdeſt nun bald ein reicher Mann werden, durch alle Deine Verbindungen mit der hohen Finanzwelt. Aber davon iſt nun am allerwenigſten etwas wahr geworden, Mirabeau, und Du ſcheinſt mir nur reicher an Verdruß und Sorgen zu ſein, mein lieber, ſchöner, großer Freund!

Es iſt wahr, entgegnete Mirabeau, ärgerlich aufſpringend, ich habe jetzt weniger Geld als je, und dies verdanke ich dieſer elenden Finance, mit der ich mich eingelaſſen. Die entwertheten Disconto-Scheine, die mir Clavière in großen Haufen zukommen ließ, und womit mir zugleich meine Wirkſamkeit bezahlt werden ſollte, haben ſich nicht wieder gehoben, ſondern ſind als reiner Plunder in meinen Händen zurückgeblieben. Wahrhaftig, zuweilen kommt es mir jetzt ſo vor, als habe man mich bloß gefoppt! Man läßt mich gegen die Credit-Speculanten und gegen die Börſe ſchreiben, und verſpricht mir goldene Berge, die man mir aber nur aus Papier vor die Naſe ſetzt, und zwar aus demſelben Papier, das ich erſt habe herunterbringen und entwerthen helfen müſſen. Dieſer Clavière behandelt es noch dazu wie eine recht diaboliſche Fineſſe, daß man gerade an den Dingen reich werden ſoll, die man erſt hat ruiniren heiſſen. Es ſind dies die ägyptiſchen Geheimniſſe der Baiſſe, welche der Teufel holen möge! Ich, dem alle Agiomacherei in der innerſten Seele ein Gräuel iſt, der ich die infamſte Herabwürdigung des Menſchen und der Geſellſchaft darin erkenne, ich muß gerade zum Narren der Baiſſe geſtempelt werden und unter dieſen Baiſſiers fechten in Reih und Glied mit Leuten, denen ich ſonſt kaum die Ehre meines Fußtritts zugedacht haben würde. Und warum bin ich in dieſe erbärmliche Situation hineingerathen? Weil ich doch irgend Etwas auf der Welt zu thun haben wollte, weil ich es vor mir ſelbſt nicht länger mitanſehn konnte, daß ich mit meinen Kräften, mit meinen das ganze Leben in ſich durchwühlenden Pulſen, ſo rein im Sande, im Nichtsthun, in ſchmachvoller Wirkungsloſigkeit, mich abzappeln und verſchmachten laſſen muß. Es iſt mir aber doch Recht geſchehn, daß ich in meiner Rolle als Baiſſier mich nun erſt vollſtändig vor mir ſelbſt lächerlich gemacht habe. Und heut, mein Kind, können wir uns Disconto-Scheine und Bankbillets von Saint-Charles zu Mittag kochen laſſen, denn ich weiß in der That nicht, womit wir heut unſer Diner bezahlen wollen?

Darüber kannſt Du Dich noch beruhigen, mein Freund, verſetzte Henriette, indem ſie, ihn ſchmerzlich betrachtend, eine heimliche Thräne in ihren ſchönen Augen verwiſchte. Du weißt, ich bin eine gute Wirthin, und ich habe von dem letzten Gelde, das Du mir gabſt, noch einen ganzen Louisd'or geſpart. Ich wollte Dir einmal eine kleine Ueberraſchung damit bereiten, aber jetzt iſt es gut, daß mein lieber Louisd'or aus ſeinem Verſteck hervormarſchiren und vor ſeinem Herrn und Gebieter, dem Grafen Mirabeau, ins Gewehr treten kann. Da iſt der letzte Ritter.

Sie eilte bei dieſen Worten zu ihrem Nähtiſch und holte aus der Schublade deſſelben das Goldſtück hervor.

Ein verborgener Freund, dem wir aber doch ſogleich den Hals brechen müſſen! ſagte Mirabeau, indem er mit einer tragikomiſchen Gebärde den Louisd'or raſch in ſeine Taſche ſchlüpfen ließ. Am Ende iſt heut noch ein Glückstag, denn wenn man etwas Unverhofftes findet, pflegt ſich auch gewöhnlich noch etwas anderes Angenehmes hinzuzugeſellen. Du ſiehſt, die Misère hat mich ſchon ganz kleinlich und abergläubiſch gemacht. Und Clavière wollte heut Morgen zu mir kommen, um mir eine letzte Aeußerung des Herrn von Calonne über ſeine Abſichten mit mir zu hinterbringen. Ich erwarte ihn ſtündlich mit einer ſteigenden Ungeduld. Ich habe dem Miniſter ſagen laſſen, daß er ſich beſtimmt und mit einem einzigen Wort über mich erklären möge, denn wenn er nichts für mich thun will, ſo bin ich es müde, mich für ihn und ſeine finanziellen Intriguen länger zu compromittiren. Nicht nur, daß ich dabei kein Geld habe, ſondern ich hetze mir auch durch meine Brochüren alle Welt auf den Hals, gewinne mir tauſend Feinde im Publikum, und auf der andern Seite keinen einzigen Freund im Miniſterium, der mir etwas hilft. Die Polemik gegen mich mehrt ſich hier in Paris ſchon wie Sand am Meer, in Zeitungen und Streitſchriften ſchleppt man meinen Namen und meine Perſon auf die allerunglimpflichſte Weiſe umher, und was mir das Unangenehmſte iſt, man reißt alle alten Schäden meines Lebens bei dieſer Gelegenheit wieder auf, und züchtigt mich mit meiner Vergangenheit, aus der man mir ſogar noch die Entführung der Sophie von Monnier von Neuem zum Vorwurf macht. So habe ich mir jetzt wieder an dieſem Beaumarchais, dem Verfaſſer der Hochzeit des Figaro, einen wüthenden Gegner auf meine Ferſen gezogen. Du weißt, ich habe in der vorigen Woche wieder eine kleine Schrift ausgehen laſſen, welche ich gegen die neue Bewäſſerungs-Compagnie von Paris gerichtet habe. Es ſchien mir, als ob Herr von Calonne wünſchte, daß dem furchtbaren Zudrang des Publikums zu den Actien dieſer Geſellſchaft ein Einhalt geſchehen möchte, weil die Capitalien ſich dadurch ſchon ſehr empfindlich von dem Kauf der königlichen Effekten abzulenken begannen. Der Preis dieſer Aktien war ſchon von 1200 Frcs. auf 1500 Frcs. und höher geſtiegen. Da legte ich mit gewaltigen Stößen meine Lanze ein, und ſuchte zu beweiſen, daß das Spiel mit dieſen Actien, durch welche die Waſſerleitungsgeſellſchaft ihr Unternehmungs-Capital zuſammenbringen will, eigentlich unter die verbotenen

Börſenſpiele zu rechnen ſei, indem es durch den Miniſterialbeſchluß getroffen werde, welcher neulich die Geſchäfte in Zeitkäufen und den Handel mit bloß projectirten Werthen unterſagte.*) Jetzt kommt dieſer Beaumarchais, dieſer mit allen Hunden gehetzte und mit allen Rennern kutſchirende Speculant, der zu dem Verwaltungsrath dieſer Bewäſſerungsgeſellſchaft gehört, und richtet eine ſo boshafte und nichtswürdig ironiſche Entgegnungsſchrift wider mich, daß ich nicht weiß, ob ich ihm nicht dafür mit meinem Degen an den Kragen gehen ſoll. Und der Herr von Calonne? Seitdem ich für ihn, und für Niemand anders, dieſe Lanze gebrochen, läßt er mich gar nicht mehr vor ſich. Ich habe ihn nun ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr ſprechen können, bis ich ihm endlich durch Clavière eine entſcheidende Erklärung abverlangen ließ.

Wie? fragte Henriette mit den lebhafteſten Zeichen des Erſtaunens, indem ſie dicht vor ihn hintrat, und ihm ängſtlich forſchend in die Augen ſah. Du haſt den Miniſter ſchon ſeit acht Tagen nicht geſprochen? Und doch gingſt Du noch zu Anfang dieſer Woche mehrmals in das Finanzminiſterium, und erzählteſt mir nachher, daß Du lange Geſpräche in dem Hôtel gehabt? Sollteſt Du noch Jemand anders dort geſprochen haben? Giebt es auch ſchöne Damen in dem Finanzminiſterium? Ich habe mich danach längſt erkundigt, und man hat mir geſagt, daß Frau von Calonne ſehr ſchön und ſehr liebenswürdig ſei.

---

*) „Sur les Actions de la Compagnie des Eaux de Paris.“ (Londres 1785. 36 Seiten).

Du biſt wortbrüchig, mein Kind, entgegnete Mirabeau, indem er ihr drohend den Mund zuhielt, und dann ihre Augen mit ſeinen Küſſen bedeckte. Du haſt mir erſt neulich mit allen heiligen Eiden der Welt geloben müſſen, nicht mehr eiferſüchtig zu ſein, und nun haſt Du doch wieder einen ſo entſetzlichen Rückfall. Wenn ich Dir ſagte, daß ich im Finanzminiſterium geweſen, ſo kannſt Du Dich ſicher darauf verlaſſen, daß ich nirgend anders war, und wenn ich Unterhaltungen im Finanzminiſterium hatte, ſo waren ſie gewiß ſehr intereſſant und wichtig, wenn ſie auch nur mit einer Herrn von Calonne zunächſtſtehenden Perſon geführt wurden. —

Henriette ſtellte ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, an das Fenſter, und blickte nachdenklich und zweifelhaft durch die Scheiben auf die Straße hinaus. Dann rief ſie plötzlich, als man unten einen Wagen vorfahren hörte: Da ſteigt Herr Clavière heraus. Er kommt, um Dich zu beſuchen. Mir aber, mein Freund, erlaubſt Du, mich unterdeſſen zu entfernen. Du weißt, ich verdiene es nicht, Herrn Clavière zu ſehn, denn ich bin nicht erkenntlich genug für ſeine Vorzüge. Auch habe ich noch einiges Nothwendige zu beſorgen, und werde ausgehn.

Sie nahm ihren Hut, und nachdem Mirabeau ſie herzlich und wiederholt zum Abſchied geküßt hatte, entfernte ſie ſich ſo eilig als möglich durch eine andere Thür, um nicht mit dem jetzt raſch eintretenden Clavière in Berührung zu gerathen.

Endlich! Endlich! rief Mirabeau ſeinem Freunde mit dringlichem Ungeſtüm zu. So lange haſt Du mich warten laſſen, Clavière, und weißt doch, daß ich der ungeduldigſte Menſch unter der Sonne bin, und daß alle meine Fibern nach einer Entſcheidung zuſammenzucken!

Eben darum zögerte ich, zu kommen! erwiederte Clavière mit ſichtlicher Verſtimmung, indem er ſich mißmüthig auf einen Seſſel niederwarf, und ſich einem grollenden Schweigen zu überlaſſen ſchien.

Du ſiehſt nicht aus, wie ein Inhaber guter Nachrichten, rief Mirabeau, indem ſich eine dunkle Wolke des Zorns und Aergers auf ſeiner Stirn abzuſchatten begann. Der Miniſter will alſo nichts für mich thun? Nun, ſo mag er meine Feindſchaft fürchten!

Der Miniſter bietet Dir durch mich eine geheime Miſſion nach Berlin an, entgegnete Clavière, aber in ſeinem Miniſterium kann er Dich nicht anſtellen, und er will auch für Deine Verwendung auf hieſigem Platze nichts, durchaus nichts thun. Darin iſt er feſt und unbeugſam, denn er will Dich von Paris forthaben.

Mirabeau ſtand einen Augenblick mit verſchränkten Armen in der Mitte des Zimmers ſtill, und ſchien über dieſe Aeußerungen ſeines Freundes nachzudenken. Dann ſagte er, auffahrend: Erzähle mir noch etwas mehr, wie es ſteht, Clavière!

Es ſteht ſchlecht, ſpottſchlecht, entgegnete dieſer, und Du biſt ſelbſt einzig und allein Schuld daran!

Hat dem Miniſter meine Brochüre gegen die Actien der Waſſerleitungs-Geſellſchaft nicht gefallen? fragte Mirabeau nachſinnend.

Auch dieſe hat ihm nicht recht gefallen, erwiederte Clavière. Und mir auch nicht, Freund. Wir haben zwar die Druckkoſten dafür bezahlt, aber Herr von Calonne erachtet dieſelben für weggeworfen. Du biſt zu ſtark und heftig in's Geſchirr gegangen, und haſt den Gegnern dadurch bedeutende Blößen gegeben. Herr von Calonne wollte vor dem neuen Actienſchwindel gewarnt ſehen, aber es paßt ihm jetzt nicht mehr, daß die Unternehmer ſelbſt, namentlich die Herren Brüder Perrier, geradezu als Agioſchwindler und betrügeriſche Procentmacher in ihrer eigenen Perſon angegriffen werden. Herr Conſtantin Perrier hat ſich ſelbſt an den Miniſter gewandt, und ihm, wie es ſcheint, eine andere Ueberzeugung beizubringen gewußt, denn das Finanzminiſterium ſoll jetzt plötzlich hundert Actien der Geſellſchaft zur Beförderung ihres Unternehmens ankaufen. Man hebt im Finanzminiſterium auf Einmal die nationale und patriotiſche Seite des Unternehmens hervor, und Calonne ſchwärmt für die Dampfpumpe, die bei dieſer Waſſerleitung zum Erſtenmal praktiſch angewandt werden ſoll, und für welche die Herren Perrier bedeutende und ſinnreiche Verbeſſerungen angegeben haben.*)

Es hole der Teufel Euer ganzes Finanzminiſterium! rief Mirabeau wüthend. Glaubt dieſer Calonne, daß ihm die Dampfpumpe gleich das Gold des Paktolus in die neuen Canäle von Paris hineintreiben wird, ſo hätte er es mir früher ſagen ſollen, und ich würde mit ihm für die Dampfpumpe geſchwärmt haben. Und weshalb will er mich nach Preußen, nach Berlin ſchicken? Iſt es möglich, daß ein Menſch eine geheime Miſſion nach einem Ort, wie Berlin, haben kann?

---

*) Peuchet II. 388.

Der König iſt ſeit einiger Zeit aufmerkſam auf Preußen geworden, entgegnete Clavière trocken. Man ſieht dort einem baldigen Thronwechſel entgegen, denn ein großer Monarch, der dieſem bisher ſo obſcuren und kläglichen Staat eine glänzende und mächtige Stellung gegeben, der König Friedrich II., wird nicht mehr lange unter den Lebenden ſein. Man will wiſſen, weſſen man ſich wohl von ſeinem Nachfolger zu verſehen haben möchte, und man will die ganzen Zuſtände dieſes ſo wunderbar emporgeſtiegenen Landes näher kennen lernen. Das franzöſiſche Gouvernement will ſeine Lage in Europa neu veranſchlagen. Nun hat Herr von Calonne Dich vorgeſchlagen, damit Du hingehen, und authentiſche Berichte über Preußen, ſeinen Hof und ſeine Landes- und Volksverhältniſſe einſenden ſollſt. Man wirft Dir einſtweilen für Einen Monat zweitauſend Francs aus, und das Uebrige ſoll ſich weiter finden.

Nach Berlin zu reiſen, wäre mir gerade nicht unangenehm, erwiederte Mirabeau nach einigem Nachſinnen. Der Aufenthalt in Paris ekelt mich an, und ich möchte gern wieder neue Menſchen, ein anderes Volk ſehn! Eine friſche Luftfächelung für meine heiße Stirn, und käme ſie ſelbſt aus der Mark Brandenburg, würde mir wohlthun. Aber ehe ich mich weiter äußere, erkläre mir erſt das Räthſel, warum mich Calonne durchaus von Paris forthaben will?

Daß Graf Mirabeau einſt auch noch im Genre des Naiven arbeiten würde, hätte ich nie von dem Heros der Zukunft gedacht, entgegnete Clavière mit ſichtlichem Unmuth. Du treibſt aber die Naivetät zu weit, wenn Du noch immer Dein Verhältniß zu Frau von Calonne ganz außer Anſchlag laſſen willſt. Ich habe Dich oft genug gewarnt, und Dir geſagt, daß Calonne eiferſüchtig iſt und außerdem die Eigenſchaft hat, mit ſeinem beiſpielloſen Spürſinn Alles zu merken.

Ich bin ſchon ſeit mehreren Tagen nicht mehr bei Frau von Calonne geweſen, erwiederte Mirabeau ausweichend.

Weil ſie Dich nicht mehr angenommen hat, lieber Freund! rief Clavière mit ſpöttiſcher Heftigkeit.

Ah, entgegnete Mirabeau, Herr Etienne Clavière ſcheint mir nicht nur im Bureau des Herrn Finanzminiſters, ſondern auch im Boudoir ſeiner Gemahlin ganz intim unterrichtet.

Ich habe Deinen Leichtſinn in dieſem ganzen Handel nicht begreifen können, verſetzte Clavière. Bei einem Feſtbankett trägſt Du ganz offen an Deinem Finger einen Ring, welchen Du einige Augenblicke zuvor von einer Dame empfangen, deren Mann Dir gerade gegenüber ſitzt, und dem Du damit vor den Augen herumfigurirſt, ſodaß er beinahe die ihm bekannte Chiffre in dem Stein des Ringes erkennen kann. Calonne hat ſich durch das Manoeuvre, welches wir nachher mit dem Umtauſch der Ringe machten, nicht täuſchen laſſen. Sein Argwohn blieb aufgeregt, obwohl er ſeiner Gewohnheit gemäß ſich nichts merken ließ. Doch vermuthe ich, daß neulich heftige Scenen zwiſchen ihm und Frau von Calonne ſtattgefunden haben, denn ſie konnte den Ring nicht aufweiſen, den er von ihr zu ſehen begehrte, und den ſie einſt von ihm zum Geſchenk empfangen. Frau von Calonne fühlt ſich durch Dich auf's Aeußerſte compromittirt, und das iſt viel gefährlicher für Dich, als der Zorn des Miniſters Calonne, der, aus ſtaatsmänniſcher Klugheit jedes Aufſehen vermeidend, bloß wünſcht

Dich von hier fortzuſchaffen. Wir verlieren dadurch freilich Dein Talent, das wir höchſt wichtig hätten gebrauchen können. Aber die Frau wird ſich an Dir rächen, ſie iſt eine geborne Italienerin, und Du wirſt Dich in der That vor ihr in Acht zu nehmen haben.

Nun gut, entgegnete Mirabeau ruhig, was man angerichtet hat, muß man auch über ſich ergehen laſſen! Topp, ich nehme Deine Vorſchläge an, Clavière. Bringe nur Alles für mich in Ordnung, und ich werde Dir dankbar ſein. Ich gehe nach Berlin. Morgen, wenn Du willſt, werde ich mit meiner ganzen Sippſchaft reiſefertig ſein.

Ja, morgen, verſetzte Clavière, denn wenn Du annimmſt, verlangt der Miniſter Deine ſofortige Abreiſe. Ich beſorge Dir Alles, was für Dich nöthig iſt, noch heut. Lebe wohl, Mirabeau. Ich beklage, daß Du uns auf dieſe Weiſe verloren gehſt. Ja, ich bin ſo ärgerlich deshalb auf Dich, daß ich Dich auf Piſtolen fordern könnte.

Wir treffen uns auf andere Weiſe im Herzen, als mit Pulver und Blei, entgegnete Mirabeau mit einem Anflug von Wehmuth. Wir haben zuſammen etwas Großes gewollt, und wahrhaftig, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Meine Thorheit hat uns auseinander geweht, aber der Sturm wird kommen, der uns wieder zuſammenweht. Dann preſſen wir uns dicht an einander, Clavière, und ſtehen Mann an Mann!

Es wird nicht mehr lange ausbleiben, ſagte Clavière, indem er mit größerer Herzlichkeit, als ihm ſonſt eigen zu ſein pflegte, Mirabeau in ſeine Arme ſchloß. Wir werden unterdeſſen tüchtig vorarbeiten, und wenn Du wiederkehrſt, ſtehſt Du doch als der Führer und Meiſter aller Bewegung an der Spitze! Schon der neue Finanzplan, den ich für Calonne jetzt fertig ausgearbeitet habe, wird Dir als politiſcher Bohrer, hoffe ich, Freude machen.

Worauf laufen jetzt zunächſt die politiſchen Pointen bei Euch hinaus? fragte Mirabeau, ihn bedeutſam anblickend.

Es kommt ſo, daß wir dem König jetzt zuerſt eine Denkſchrift überreichen werden, durch welche der neue Finanzplan Calonne's vorbereitet werden ſoll, verſetzte Clavière mit Feuereifer. Dieſe Denkſchrift ſoll nichts Geringeres als eine gänzliche Umgeſtaltung der franzöſiſchen Monarchie fordern, und ich kann mir das erſtaunte Geſicht des guten Louis XVI. denken, wenn der bisherige leichtſinnige Verſchwender Calonne plötzlich die ſtrenge Sprache Turgot's, Vauban's, und Nercker's vor ihm reden wird. Ganz Frankreich, bisher in provinziellen und ſtändiſchen Gerechtſamen getrennt und zerſplittert, ſoll in eine alle Unterſchiede in ſich aufhebende Einheit umgeſchaffen werden. Ganz Frankreich ſoll eine Nationalvertretung, wenn auch nur zunächſt mit berathender Stimme, erhalten. Die Grundſteuer ſoll nicht bloß von den Bürgerlichen getragen ſein, ſondern ſie ſoll ohne Ausnahme auf ſämmtliche Grundſtücke des Königs, der Adeligen und der Prieſter ausgedehnt werden. Die Steuern ſollen im ganzen Lande ermäßigt und der Preis des Salzes herabgeſetzt werden. Die Frohnden werden für ewige Zeiten in Frankreich abgeſchafft. Alle Steuerſchranken im Innern des Landes fallen. Es giebt dann nur noch Gerechtigkeit und Einheit in Frankreich, und alle Privilegien, alle Unterſchiede, alle Scheidewände fallen. Wirſt Du damit zufrieden ſein, Mirabeau?

Ich nehme vor Dir und Calonne den Hut ab, ſage dies auch dem Miniſter! rief Mirabeau mit einer ſtolzen Feierlichkeit. Zwar tretet Ihr noch ſehr ſanft auf, und umwickelt uns die Tatze mit feingeſponnener Baumwolle. Denn die Nationalvertretung mit einer bloß berathenden Stimme iſt nichts als eine ſolche

Baumwolle. Aber nicht wahr, Ihr werdet weiter gehn, und dann doch auch der Tatze ihr Recht widerfahren laſſen? Denn Unheil muß es erſt geben, Clavière, ſonſt giebt es kein Heil.

Auch das Unheil wird in den Zug kommen! erwiederte Clavière. Aber wir wollen uns zum Abſchied nicht weich machen. Auch komme ich wohl noch ſelbſt, um Dir eine nähere Anweiſung zu bringen. Lebe wohl.

Die beiden Freunde umarmten ſich nochmals, worauf ſich Clavière nun raſch entfernte.

Wir reiſen morgen nach Berlin! rief Mirabeau der zurückkehrenden Frau von Nehra ſchon in der Thür entgegen. Seine Stimme hatte lange nicht ſo friſch und heiter geklungen, und von ſeiner Stirn waren die Falten des Unmuths und der Verſtimmung, die Henriette noch vor Kurzem vergeblich zu beſchwören geſucht, ganz und gar verſchwunden.

Nach Berlin? fragte Henriette, verwundert in der Thür ſtehen bleibend, indem ſie mit einem glücklichen Lächeln die ihrem Freunde widerfahrene Umwandelung betrachtete.

Nach Berlin! wiederholte Mirabeau triumphirend.

Setze nur Alles in Bereitſchaft. Meine ganze Horde, wie ich Euch immer nenne, kommt wieder mit. Gräfin Yet-Lie, der kleine Coco und Miß Sarah, alle werden ſie mitgenommen. —

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuſe 4.

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Genf und Paris.

Seite

I. Die Genfer Flüchtlinge in London 3
II. Die Arkaden des Palais-Royal 49
III. Die Diamanten der Königin 71
IV. Der Graf Caglioſtro und ſeine Frau . . . 98
V. Das Geiſter-Diner 116

Viertes Buch.

Die Schwindler.

I. Ein Morgen in Saint-Cloud 153
II. Das Parlament und die Königin 176
III. Die Frau des Finanz-Miniſters 198
IV. Das Banket im amerikaniſchen Club . . . 228
V. Nach Berlin 274

Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

P.o.germ. 968 5f/3.4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

115 hms

Fünftes Buch.

Mirabeau in Berlin.

I.

Von Paris nach Berlin.

Es war an einem der letzten Decembertage des Jahres 1785, als ein Reiſewagen, der von einem Poſtillon geführt wurde, bei beginnender Nacht zwiſchen Toul und Verdun in langſamer Fahrt über die Landſtraße hinfuhr. Der bedeutende Schneefall hinderte die raſchere Fortbewegung des Wagens, der auf ſeiner Bahn häufig Unterbrechungen fand, die nur mit großer Mühe beſeitigt werden konnten.

Die Straße zog ſich an den Ufern der Maas vorüber, auf deren feſtgefrorenen Eisflächen der Mond mit bleichen Strahlen hin- und herzitterte. Die Mitternachtsſtunde war herangekommen, und der Reiſewagen bog eben in einen Wald ein, durch welchen die Landſtraße ſich fortſetzte.

Eine lautloſe Stille herrſchte in der ganzen

Gegend, die nur durch das Knarren der Baumzweige im Froſt und durch ein hin und wieder anſchlagendes Geſchrei der Krähen unheimlich unterbrochen wurde. Die Geſellſchaft, welche ſich in dem Reiſewagen befand, war in den tiefſten Schlaf verſunken, und nur ein Hund, der zu den Füßen ſeines Herrn lag, hatte keine Ruhe finden können, ſondern erging ſich zuweilen in einem leiſen Winſeln, durch welches eine junge Dame, die in der einen Ecke des Wagens ſaß, immer von Neuem wieder aus dem Schlummer, der ſich kaum ihrer bemächtigt hatte, emporgeſcheucht wurde.

Sie faßte dann, wie es ſchien, den Entſchluß, den Schlaf gänzlich aufzugeben, und nachdem ſie mit ſorgfältig prüfenden Augen ihren in einen gewaltigen Pelz eingehüllten, tief ſchlummernden Nachbar und einen kleinen Knaben, der auf dem Rückſitz in den Armen einer Wärterin eingeſchlafen war, betrachtet hatte, lehnte ſie ſich zu dem Wagenfenſter hinaus, deſſen Glasſcheibe herabgelaſſen war. Ihr ſchönes Auge blickte klar und ſcharf in den weiß ſchimmernden Wald hinaus, der jetzt dicht an der Landſtraße hin ſich fortzog, und deſſen von Eis und Schnee zitternde Baumgruppen in dem ſpielenden Licht des Mondes allerhand wunderbare Geſtalten bildeten.

Du biſt wahrhaft unausſtehlich, Sarah! flüſterte ſie dann, zu dem Hunde ſich niederbeugend, der ſeine leiſe wimmernden Klagetöne von Neuem erhob. Ich glaube, Du haſt Furcht in dem nächtlichen, ſchauerlichen, frierenden Wald. Witterſt Du etwa Geſpenſter, dumme Sarah?

Henriette ſchien bei dieſen Worten ſelbſt in eine Art von Beunruhigung zu gerathen. Mit einer haſtigen Bewegung ſteckte ſie ihren Kopf weiter zum Wagenfenſter hinaus, zog ihn aber in demſelben Augenblick wieder raſch zurück, und ſchien in der Berührung von Mirabeau's Hand, die ſich eben zufällig auf ihren Schooß hinabgeſenkt hatte, eine Erkräftigung zu ſuchen. Der Anblick ihres in tiefſter Ruhe und Zuverſicht neben ihr ſchlummernden Freundes ſchien ihre aufgeregten Beſorgniſſe wieder vollſtändig zu zerſtreuen.

Sie beſchäftigte ſich von Neuem mit dem Betrachten der nächtlichen Winterlandſchaft, die ſie jetzt ſo glänzend und ſchön um ſich her fand, daß ſie ſich ſelbſt in ihren Gedanken auszuſchelten begann, wie ſie zuvor ſich hatte einfallen laſſen können, ſo ſeltſame und abgeſchmackte Erſcheinungen zu haben. Es war ihr nämlich geweſen, als wenn ſeit einiger Zeit dunkle Geſtalten den Wagen umſchlichen, die bald langſamer bald raſcher mit ihm weiterzogen, und ſich dann ſpurlos wieder in dem Wald verbargen, plötzlich aber wieder hervortraten, und nahe an das Fenſter kommend mit furchtbaren Blicken in den Wagen hereinſpähten.

Es ſind Baumzweige geweſen, ſo wie dieſer hier, dachte Henriette, indem ſie einen von Eis blinkenden Zweig, den der vorbeiſtreifende Wagen ſoeben in das Fenſter hereingedrückt hatte, mit der Hand abbrach, und wie zur Vergewiſſerung über die Täuſchungen ihrer Einbildungskraft ſorgfältig zu betrachten anfing.

Ich werde aber wach bleiben und Alles um mich her genau beobachten, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie wieder mit erneuertem Muth in die Nacht hinausblickte. Sie erſchien ſich in dieſem Augenblick wie der behütende Genius der Uebrigen, und lächelte in dieſem Bewußtſein von Zeit zu Zeit ihrem Freunde Mirabeau und dem kleinen Coco zu, die mit dem regelmäßigen und eifrigen Athmen ihres Schlummers jetzt einzig und allein die rings herrſchende Stille unterbrachen.

In dieſem Augenblick fiel ein Piſtolenſchuß, der aus dem Gebüſch her in den Wagen drang, jedoch außer dem erſchreckenden Knall keine Spuren in demſelben zurückließ, da die Kugel zu dem entgegengeſetzten Fenſter wieder hinausgefahren war.

Mein Freund, mein Freund, man ſchießt auf uns!

rief Henriette mit einem hellen Angſtſchrei, indem ſie ſich an Mirabeau anklammerte und denſelben, der noch mit dem Schlafe rang, durch ihr heftiges Rütteln vollſtändig zu wecken ſuchte.

In demſelben Moment aber hörte man zwei andere Schüſſe losgehen, die faſt gleichzeitig fielen. Eine Kugel blieb in dem Innern des Wagens haften, verurſachte jedoch nur eine Beule an dem Kutſchenſchlag und fiel dann an den Boden nieder. Die Bewegung, die Henriette machte, und mit der ſie auch den ſich erſt jetzt ermunternden Mirabeau emporriß, wurde wahrſcheinlich die Urſache, daß Keiner von ihnen getroffen worden war.

Der Hund brach jetzt in ein lautes Heulen aus, Henriette wehklagte leiſe in ſich hinein, und auch der kleine Coco fuhr mit ſchmetterndem Geſchrei von dem Schooß ſeiner Wärterin empor.

Nachdem Mirabeau ſich einigermaßen von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, begann er zuerſt das Kind zu unterſuchen, um ſich von der Unverletztheit deſſelben zu überzeugen. Dann ſagte er zu ſeiner Freundin nicht ohne eine Anwandlung von ſchauerlichem Gefühl: Das waren keine Diebe und Räuber, denn Leute dieſer Art ſind nicht ſo unerfahren in der Ausübung ihres Handwerks. Ein Räuber, der uns berauben wollte, würde nicht drei Schüſſe in den Wagen gethan haben, und dann verſchwunden ſein. Er würde ſich noch weiter mit uns abgefunden haben, um die Koſten für Pulver und Kugeln wieder an uns herauszubringen. Aber dieſe Dilettanten, die plötzlich in den Wagen hineinſchießen und dann die ganze Sache auf ſich beruhen laſſen, ſind gedungene Mörder, doch ſie machten Pfuſcherarbeit, und ich möchte Tauſend gegen Eins wetten, daß ein Frauenzimmer ſie gedungen hat.

Iſt es möglich? rief Henriette mit einem erneuerten Angſtſchrei, indem ſie ſich in die Arme Mirabeau's ſchmiegte. Wirſt Du uns denn ſchützen und retten können, Mirabeau? Du haſt gewiß große und mächtige Feinde in Paris zurückgelaſſen, aber ich kann nicht begreifen, warum gerade die Damen auf Dich ſollten ſchießen laſſen? Nein, mein Freund, das bildeſt Du Dir blos ein, daß ſie Dir auch noch auf dieſe Weiſe nachſtellen ſollten. Und leider hätten ſie es nicht einmal nöthig, denn Du biſt gar nicht ſo ſchlimm gegen ſie, Mirabeau. Du weißt, wie oft ich deshalb mit Dir geſchmollt habe, mein Freund. —

Sie bemerkten aber in dieſem Augenblick zu ihrer Verwunderung, daß der Wagen umgekehrt war und mit einer fürchterlichen Eile einen Feldweg einſchlug, der zu dem Ort, von dem ſie vor Kurzem ausgefahren waren, zurückzuführen ſchien. Mirabeau rief ſeinen Diener an, der aber nicht mehr neben dem Poſtillon auf dem Bocke ſaß, wo er bisher ſeinen Platz eingenommen hatte.

Der Poſtillon gab an, daß er ohne Säumen und auf dem nächſten Wege zu ſeinem Poſthauſe zurückzukehren beabſichtige, weil er den Wald nicht mehr für ſicher halte. Der Diener Mirabeau's ſchien ſich aus Schrecken und Angſt auf die Flucht begeben zu haben.

Alle Ermahnungen und Scheltworte Mirabeau's vermochten nicht, den Poſtillon von ſeinem einmal gefaßten Entſchluß wieder abzubringen, und er jagte nur um ſo entſetzlicher von dannen, ſo daß die Beſorgniß entſtehen mußte, auf der ſchlechten Straße mit dem Wagen umgeworfen zu werden.

Und Du haſt einen beſtimmten Argwohn, daß eine Dame einen Mörder gegen Dich gedungen haben könnte? fragte Henriette wieder, die von der neuen Gefahr nicht beunruhigt zu werden ſchien, weil ſie den ihr ſo auffallend erſchienenen Worten Mirabeau's ſeitdem in ſichtlicher Bewegung nachgedacht hatte. Zugleich verrieth ſich wieder der ihr eigenthümliche

Scharfblick, indem ſie, während Mirabeau in einiger Verlegenheit noch mit der Antwort zögerte, ganz leiſe hinzuſetzte: Frau von Calonne ſoll eine ſehr ſchöne, aber auch ſehr böſe Frau ſein. Ich hörte, daß ſie eine geborene Italienerin iſt.

Und was kann uns das ſchaden, mein Kind? erwiederte Mirabeau lachend, indem er bereuete, ſich vorher durch eine unvorſichtige Aeußerung verrathen zu haben.

Ich habe oft geleſen, wie rachſüchtig die Italienerinnen ſind, und daß ſie gleich mit Dolch und Gift um ſich werfen, wenn ſie ſich von Jemanden verletzt glauben, ſagte Henriette, indem ſie ſich nahe und ängſtlich zu Mirabeau hinüberbog. Könnten ſie nicht auch einmal mit Piſtolen ſchießen laſſen?

Nein, mein Schatz, das glaube ich nicht, antwortete Mirabeau trocken auf dieſe mit der drolligſten Naivetät ihm vorgelegte Frage, indem er, um ihr Schweigen aufzuerlegen, wiederholt ihren Mund küßte.

Der Wagen wurde über die häufig durch Schneemaſſen unterbrochene Straße ſo heftig und raſch davongeführt, daß der unaufhörlich ſchwankende und ſtoßende Wagen die Fortſetzung des Geſprächs erſchwerte, obwohl Henriette, die immer noch grübelte, noch tauſend Fragen auf dem Herzen zu haben ſchien.

Nein, mein Kind, begann Mirabeau nach einer Pauſe wieder, indem ihm ihre fortgeſetzte Beunruhigung leid zu thun anfing, es giebt keine ſchöne Frau in Paris, die zu einer ſolchen Rache gegen mich veranlaßt ſein könnte, daß ſie bis hierher in den Wald bei Verdun mir mörderiſche Schüſſe nachſenden ließe. Und eine Häßliche kann es gar nicht geweſen ſein, denn dieſe Gattung bringe ich von ſelbſt nie in die Verſuchung, ſich an mir rächen zu müſſen. Und ich kann Dich verſichern, Frau von Calonne iſt durchaus nicht ſchön. Ihre Naſe iſt entſchieden zu lang, ihre Augen ſchimmern in's Graue, was, wie Du weißt, mir ſo unangenehm iſt, und auf ihren dicken, wulſtigen Lippen ſitzt mehr ein boshafter Teufel, als ein koſender Liebesgott. Ich begreife in der That nicht, wie Deine geängſtigt umherirrende Phantaſie in dieſem Augenblick gerade auf Frau von Calonne kommen konnte. Ich kenne ſie faſt gar nicht, und habe ſie nur ein einziges Mal in einer Soirée geſehn. Aber weißt Du, wie das Frauenzimmer heißt, welches dieſe Mörder gegen mich gedungen haben kann? Es heißt Zufall, denn ich habe den Zufall, der mit Allen buhlt und gegen Alle ſich verſchwört, von jeher für ein ſchlechtes

Frauenzimmer gehalten und immer nur als ein ſolches bezeichnet. Es iſt ein Zufall, wie er mich noch auf allen meinen Reiſen verfolgt hat, denn wann wäre ich jemals ausgereiſt, ohne daß mich nicht unterwegs irgend eine Gefahr betroffen hätte? Denke nur an unſere Reiſe nach London, wo wir faſt noch im Hafen durch den kleinlichſten und nichtswürdigſten Zufall Schiffbruch erlitten hätten? —

Obwohl Henriette durch dieſe ruhige und würdige Auseinanderſetzung keineswegs ganz befriedigt ſchien, ſo wandten ſich doch ihre Gedanken jetzt wieder von dieſen Vorſtellungen ab, indem der Wagen in dieſem Augenblick vor der Poſtſtation anlangte, wo bereits eine große Aufregung über das, was geſchehen war, herrſchte.

Der Diener Mirabeau's war in der Angſt, die ihn plötzlich ergriffen hatte, hierher vorausgeeilt und hatte in der That eher als der Wagen das Poſthaus erreicht, welches durch ſeine ſchreckensvollen Erzählungen ſogleich in die größte Bewegung verſetzt worden war. Er ſtand jetzt am Schlage, um denſelben zu öffnen und dem Grafen Mirabeau beim Ausſteigen behülflich zu ſein.

Mirabeau verlangte ſogleich mit ſeiner gewaltig ſich erhebenden Stimme nach dem Poſthalter, und als derſelbe zögernd und ängſtlich hervortrat, wurde ihm der Befehl zugedonnert, einen andern Poſtillon zu ſtellen, oder dieſen, der in feiger Flucht und wider den Willen der Reiſenden mit ihnen den Rückweg angetreten, zur ſofortigen Fortſetzung der Reiſe zu veranlaſſen.

Der Poſtillon betheuerte mit herzhaften Flüchen, daß er denſelben Weg nicht wieder zurückfahren werde, da der Wald voll von Räubern und Mördern ſtecke, und er ſein Leben und ſeine Pferde nicht auf's Spiel ſetzen könne. Vergebens wurde ihm vorgeſtellt, daß ein weiterer Anfall unmöglich zu befürchten ſei, da die Räuber annehmen müßten, daß inzwiſchen eine Anzeige geſchehen wäre, und ſich deshalb vor der ihnen drohenden Verfolgung zurückgezogen haben würden.

Der Menſch aber verharrte bei ſeiner Weigerung, und der Poſthalter, der ihm nur mit ſehr gelinden Vorſtellungen entgegentrat, erklärte bald darauf, daß die Fortſetzung der Reiſe erſt in einigen Stunden geſchehen könne, weil der Wagen, der bei der Eile des letzten Weges an den Rädern beſchädigt worden, einer Ausbeſſerung dringend bedürfe, wenn nicht die Sicherheit der Reiſenden gefährdet werden ſolle.

Mirabeau mußte ſich, obwohl unter den heftigſten Zornausbrüchen, in dieſes neue Hinderniß finden.

Die Wärterin mit Coco wurde ſo lange in der Poſtſtube untergebracht, die aber kaum noch für andere Perſonen einen ausreichenden Raum darzubieten ſchien. Mirabeau und Henriette zogen es daher vor, im Freien zu bleiben, und ungeachtet der ſchneidenden Mitternachtskälte in der Straße vor dem Poſthauſe mit einander auf und abzuwandeln.

Am Nachthimmel war der feierliche Reigen der ſchönſten Sterne emporgegangen. Der Horizont ſchien eine wunderbare Saat von perlenden Feuerfunken zu ſein, und Henriette, die mit ſchwärmeriſchen Blicken in die unendliche Höhe hinaufſchaute, drängte ſich inniger an die Seite Mirabeau's, der ſeinen ſtattlichen Pelz, in den er eingehüllt war, zum Theil um die Schulter ſeiner zarten Freundin geſchlagen hatte. Sie begann heftig zu huſten, denn die Anſtrengungen der Reiſe, bei denen Mirabeau durchaus keine Rückſicht eintreten ließ, ſchienen ſich in ihrem ſeit einiger Zeit leicht erſchütterten Geſundheitszuſtande bemerklich zu machen.

Sage mir, Mirabeau, begann ſie nach einem Augenblick des Schweigens, warum Du ſo fürchterliche Eile mit dieſer Reiſe haſt? Ich für mein Theil beklage mich nicht, denn ich kann einen guten Puff vertragen, und eine ſolche Minute, wie dieſe, wo ich mit Dir, mein einzig geliebter Freund, unter dem Sternenglanz des vollen Himmels, von der ganzen Welt abgeſchieden und nur Dir vereint, daſtehe, wiegt für mich alle Strapazen und Aengſte auf, die nur irgend noch kommen mögen! Aber die Kälte iſt ſehr bedeutend, und ich fürchte, daß der kleine Coco von dieſen Nachtreiſen ernſtlich Schaden nehmen könnte.

Er iſt ja bereits ein junger Mann von vier Jahren, entgegnete Mirabeau leichthin, und er ſoll einmal ein tüchtiger Mann werden. Dies kann man nur, wenn man früh mit Mühſeligkeiten ſich herumſchlagen muß. Aber es wird ja wohl ſo ſchlimm mit ihm nicht werden, denn der Junge, dünkt mich, iſt gut eingepackt, und ſeine Wärterin, die ihn beſtändig in ihren Armen ſchützt, iſt eine provençaliſche Bäuerin, die ihre ſtarke Lebenswärme auf ihn ausathmet.

Aber ich will Dir ſagen, warum ich ſo eile auf dieſer Reiſe, fuhr er nach einer Pauſe fort, in der ſeine Augen mit einem mächtigen, ernſten Aufblick zu den Sternen über ſeinem Haupte ſich wandten. Ich reiſe darum ſo raſch und unaufhaltſam, weil die großen Männer dieſer Erde den Sternen des Himmels gleichen. Jetzt glauben wir ſie noch zu ſehen, und neigen uns anbetend vor ihrem ſtrahlenden Sein in den Staub. Aber in demſelben Augenblick ſchwinden ſie ſchon über uns dahin mit all ihrer flammenden Größe, und ehe wir es denken, ſind ſie untergegangen, und wir ſehen ſie nicht mehr.

Henriette lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt und ſah ihm aufmerkſam forſchend in die Augen.

Du blickſt mich verwundert an, ſprach er weiter, und Du ahnſt nicht, daß ich von einem großen König im Norden ſpreche, zu deſſen Hauptſtadt wir jetzt dieſe Reiſe machen. Es iſt Friedrich der Große, und man glaubte in Paris ſchon bei unſerer Abreiſe, daß er im Sterben läge, und daß die Augenblicke ſeines Stundenglaſes gezählt ſein würden. Wir eilen jetzt Tag und Nacht zu ihm, denn mich verlangt, ihn vor ſeinem Hinſcheiden noch zu ſehn. Es bringt Segen, von den Augen großer Männer getroffen zu werden. Das wirft einen Sternenglanz in unſere Seele, der nie erliſcht. Die Lage Europa's wird und muß ſich ändern, ſobald Friedrich ſeine Augen geſchloſſen hat. Vielleicht bedeutet ſchon dieſes Nordlicht, welches ſich dort in der Ferne des Horizonts gebildet zu haben ſcheint, mit ſeinen dunkelrothen Flammen den Krieg und den Aufruhr, der ſich bald in ganz Europa entzünden wird. Wir müſſen wiſſen, wie Frankreich ſteht, und darum eilen wir nach Berlin. Unſer Gouvernement kann ſeinem dortigen Geſandten nicht trauen, der ein unbeholfener Schwachkopf iſt. Es kommt darauf an, daß der Tod Friedrichs des Großen nicht blos ſogleich und auf der Stelle durch einen Courier nach Paris gemeldet wird, ſondern daß dieſer Nachricht auch ſofort die richtigen und entſcheidenden Bemerkungen über die Lage der Dinge in Preußen und Deutſchland beigegeben werden. Darum, meine ſüße Freundin, eilen wir in Geſchwindmärſchen durch Nacht und Wind, durch Kälte und Gefahr nach Berlin! —

Henriette wollte ihm demüthig die Hand küſſen, aber er ſchloß ſie innig in ſeine Arme. — —

Der Reiſewagen wurde endlich fertig, und da der Morgen ſchon heranzudämmern begann, wurden die Bedenken des Poſtillons, dem außerdem noch ein reichliches Trinkgeld in Ausſicht geſtellt ward, jetzt leichter überwunden.

Die Reiſe ging über Nanci, Frankfurt am Main und Leipzig nach Berlin, wo Graf Mirabeau mit ſeiner „Horde“ glücklich an einem ſchönen Januartage des neuen Jahres 1786 anlangte. —

II.

Die Botſchaft nach Sansſouci.

Graf Mirabeau hatte vorläufig in der Ville de Paris, einem der erſten Gaſthöfe in Berlin, ſeine Wohnung genommen. Der Gaſthof lag in der Brüderſtraße, und bot zwar den Anſprüchen, die Mirabeau bei ſolcher Gelegenheit zu machen pflegte, keine ſehr genügende Einrichtung dar, aber es war ihm geſagt worden, daß er in der Hauptſtadt des Königs von Preußen, in der ihm die äußere Eleganz noch ſehr zurückgeblieben zu ſein ſchien, auf nichts Beſſeres rechnen dürfe.

Die Stadt hatte zuerſt einen ungemein öden und leeren Eindruck auf ihn und ſeine Gefährtin gemacht, doch wußte er Allem, was er ſah und hörte, bald einen viel günſtigeren und bedeutſameren Character abzugewinnen.

Seiner Gewohnheit nach hatte er den erſten Tag, noch ehe er irgend etwas Anderes unternehmen wollte, faſt nur auf den Straßen von Berlin zugebracht, um die Phyſiognomie der Stadt in allen ihren einzelnen Theilen aufzufaſſen und das Leben in der gewöhnlichen Miſchung des Tages kennen zu lernen. Während Henriette zu Hauſe blieb, um den dunkeln und winkeligen Zimmern, die ihnen in dem Hôtel eingeräumt waren, mit der ihr eigenen Sorgſamkeit und Geſchicklichkeit den Anſtrich eines wohnlichen Behagens zu geben und ihre Sachen zu ordnen, hatte Mirabeau in ſeiner nie ermüdenden Beweglichkeit faſt die ganze Stadt durchlaufen und war an allen Ecken und Enden derſelben, ja ſelbſt vor einigen Thoren Berlins und im Thiergarten, geweſen. Er hatte ſich ſogar unter das Volk gemiſcht, ſoweit er die Gelegenheit dazu fand, und obwohl er bei ſeiner noch ſehr unvollkommenen Kenntniß des Deutſchen nur in gebrochener Redeweiſe ſich verſtändlich machen konnte, ſo erſetzte er dieſen Mangel doch durch die außerordentliche Kunſt des Fragens, die ihm von jeher zu Gebote geſtanden. In ſeine Fragen wußte er Jeden, der ihm nur in den Wurf kam, ſo angelegentlich zu verſtricken, daß kein Entrinnen vor dieſer Wißbegierde möglich ſchien, die ſich ebenſo einſchmeichelnd als intereſſant zu gebärden wußte, und den Angeredeten zugleich auf die unwiderſtehlichſte Weiſe an den ſtattlichen und merkwürdigen Frager feſſelte.

Ein Handwerker, mit dem Mirabeau auf der Kurfürſten-Brücke vor der ehernen Reiterſtatue des großen Kurfürſten Bekanntſchaft gemacht, war eine Zeitlang ſein Führer und Begleiter geworden, und hatte ihn in ſeiner Weiſe, die aber für Mirabeau gerade die erwünſchteſte und lehrreichſte war, über Straßen und Plätze, und manches Andere, zu orientiren geſucht. Es war ein Schuhmacher, der eine ganze Galerie von Schuhen und Stiefeln an einem Stock über ſeiner Schulter trug, die er im Begriff war, ſeinen Kunden in der Stadt zu überbringen. Mirabeau, der ein beſonderes Talent hatte, mit Handwerksleuten umzugehen, und auf eine ſie beredt und vertraut machende Weiſe mit ihnen zu verkehren, hatte den ehrſamen Meiſter, der ſeine Arbeitslaſt gerade über dem eiſernen Gitter des Denkmals ruhen ließ, ſehr ergiebig für politiſche und vaterländiſche Betrachtungen gefunden. Der Mann wußte ihm zwar nicht ganz genau zu ſagen, wer der große Kurfürſt geweſen, und Mirabeau dachte dabei mit Betroffenheit an die Leute aus dem Volk in Paris zurück, die in der Regel von jedem hiſtoriſchen Monument, das ſich in ihrer Stadt befindet, und das ihrer eigenen Geſchichte angehört, eine genaue Kunde haben. Aber der Schuhmacher von Berlin wußte wenigſtens ſo viel zu ſagen, daß der gewaltig auf ſeinem Pferde thronende Kurfürſt ein ſehr tapferer und gottesfürchtiger Herr geweſen ſei, der auch den Herren Franzoſen ſeiner Zeit viel zu ſchaffen gemacht habe, obwohl Alles, was er gethan, doch nur ein reiner Spaß ſei gegen die Heldenthaten des alten Fritz, der den Franzoſen bei Roßbach fürchterlich die Jacke ausgeklopft habe.

Erfreut über dieſe Unumwundenheit, die in der Berliner Volksmanier ſich drollig genug ausnahm, fragte ihn Mirabeau, ob er denn wiſſe, daß Er auch ein Franzoſe ſei, was aber den Schuhmacher nicht in die geringſte Verlegenheit verſetzte. Derſelbe lüftete mit einem ironiſchen Seitenblick ſeine Mütze, und ſagte dann, ziemlich gutmüthig lächelnd: die Fremden ſind hier faſt alle Franzoſen, und man kennt Euch ſchon an einem gewiſſen vornehmen Kehrmichnichtdaran, mit dem Ihr durch unſere Straßen ſchlendert, und ſo thut, als wenn Euch Alles ganz egal wäre. Und wenn Ihr unſer liebes Deutſch radebrecht, ſo nehmt Ihr Euch beſonders kläglich und leidend aus, und zerbrecht Euch ſchier die Zunge, ſo daß man Euch zur Kur ſogleich in unſere Charité ſchaffen möchte.

Euere Bemerkungen ſind nicht gerade ſehr ſchmeichelhaft, lieber Freund, aber ſie haben etwas angenehm Erweckliches, verſetzte Mirabeau. Und wenn es Euch recht wäre, möchte ich in Eurer Begleitung wohl einen Theil dieſer guten und tüchtigen Stadt durchſchweifen. Ihr kehrt dann mit mir in mein Hôtel zurück, um mir am Schluß unſerer Wanderung zu einem Paar neuer Stiefeln das Maaß zu nehmen, denn ich bin ziemlich abgeriſſen hier angekommen, und dies ſpitze berliner Pflaſter ſcheint mir einer ſtarken Sohle zu bedürfen.

Der Meiſter willigte mit ſichtlicher Zufriedenheit ein, ſtellte jedoch die Bedingung, daß der Weg durch die Stadt nach den Wohnungen ſeiner Kunden, bei denen er noch mit der Arbeit vorzuſprechen habe, beſtimmt werde, wobei er Mirabeau das Anſinnen ſtellte, jedesmal draußen ſo lange zu warten, bis er die Stiefel abgetragen habe.

Mirabeau, der ſich in einer neuen Stadt zu Anfang ſtets in der heiterſten und angeregteſten Laune befand, nahm das Erbieten an, und fühlte ſich noch beſonders ergötzt, zu hören, daß ſein neuer Freund zuerſt im Miniſter-Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten zu thun habe, weil er dem Miniſter von Hertzberg, für den er arbeite, ein Paar neuer Schuhe überbringen müſſe.

Das iſt ja ein ungemein glückliches Zuſammentreffen, ſagte Mirabeau lachend, indem er ein Portefeuille aus ſeiner Bruſttaſche hervorzog, und ſich eines Briefes vergewiſſerte, an den er ſich in dieſem Augenblick erinnert gefühlt hatte. So erfahre ich doch bei dieſer Gelegenheit ſogleich, wo der Miniſter von Hertzberg wohnt, denn ich habe ein Empfehlungsſchreiben aus Paris an ihn mitgebracht, und will daſſelbe vorläufig mit einer Karte von mir in ſeinem Hôtel abgeben, um mich darauf zu einer gelegenen Audienz von dem Herrn Miniſter berufen zu laſſen. Es wäre mir ganz recht, wenn der Herr Miniſter von Hertzberg auch bei mir Etwas arbeiten laſſen wollte, denn wenn ich auch leider kein Schuhmacher bin, ſondern nur der Graf Mirabeau, ſo weiß ich doch, wo die Staaten in Europa und in Deutſchland der Schuh drückt, und ich könnte manchen guten Rath ertheilen, wie Preußen, wenn es nur auch einmal leichtere Stiefel anziehen wollte, ſich in der That zu den Höhen Europa's hinaufſchwingen würde. Nicht wahr, Meiſter Cordonnier?

Ich heiße Sommerbrodt, erwiederte der Schuhmacher mit vollſtändigem Selbſtvertrauen. Ihr ſeid ein Graf und ich bin ein Schuſter. Iſt man das in Eurem Lande gewohnt, daß zwei ſolche Leute, wie wir, ſo ohne Weiteres zuſammen über die Straße ſpazieren?

In Frankreich iſt man allerdings noch nicht ſo weit vorgeſchritten, erwiederte Mirabeau lächelnd, aber der Tag wird kommen, wo eine ſolche Geſellung des Grafen mit dem Schuhmacher erſt eine Weisheit, und dann ein Genuß ſein wird! Bei Euch in Deutſchland, mein neuer Freund, iſt man in ſolchen Dingen ſchon viel weiter, glaube ich, und ſobald Ihr nur wolltet, würdet Ihr alle andern Völker in der Brüderlichkeit und Gleichheit weit überflügeln.

Ich weiß nicht ganz, wie der Herr Graf Das meint, entgegnete Herr Cordonnier mit einem pfiffigen Lächeln. Ihr wollt uns alſo rathen, leichtere Stiefel anzuziehen, um, Eurer Meinung nach, ein beſſeres Fortſchreiten zu bekommen? Euer franzöſiſches Schuhwerk iſt in der That auch nicht ſchlecht, muß ich ſagen, ja es iſt, was dort gearbeitet wird, unſerem deutſchen Pechdraht in vielen Stücken gewiß vorzuziehen. Ich habe auch einmal in Paris gearbeitet, als ich auf meiner Wanderſchaft war, und habe dort Manches gelernt. Aber Das, meine lieben Französchens, habe ich doch nicht von Euch gelernt, wie man Siebenmeilenſtiefel verfertigt, denn mit dieſen würde man doch noch weiter kommen, als mit Euerem lackirten Kalbleder, wie trefflich Ihr auch darin zu arbeiten verſteht. Aber ich will Euch auch ſchon etwas Extra's machen, Herr Graf, wenn Ihr bei mir beſtellen wollt. Nicht mit ſtarken Sohlen, wie Ihr meint, Gott bewahre, das würde ſich für Euch nicht ſchicken. Aber Ihr habt einen ſchönen kleinen Fuß, und den will ich ſchon ſo bedienen, daß er ſich nichts vergeben, noch Schaden nehmen ſoll, wenn er unſer ſchlechtes berliner Pflaſter tritt.

Vortrefflich! Vortrefflich! rief Mirabeau, indem er ſich vor Vergnügen über ſeinen ihm ungemein zuſagenden Gefährten die Hände rieb. An Eurer Seite und auf Euren Schuhen möchte ich wohl das ganze Deutſchland durchwandern. Ich bin im höchſten Grade begierig, Deutſchland kennen zu lernen. Ich kann Euch ſagen, Herr Sommerbrodt, daß dieſe Bekanntſchaft mich von jeher gereizt hat. Dies Deutſchland iſt mir immer vorgekommen, wie das ſchöne Märchen von den zwölf ſchlafenden Jungfrauen, oder wie viel habt Ihr Staaten in Deutſchland? Ich glaube gar, es ſind deren noch mehr als zwölf, wenn man ſich die Mühe geben will, ſie alle zuſammenzurechnen.

O ja, erwiederte der Schuhmacher lakoniſch, indem er mit einer ſtolzen Handbewegung auf das Königliche Schloß hinzeigte, das jetzt in ſeiner Hauptfront ſich vor ihren Blicken darſtellte.

Graf Mirabeau blieb ſtehen, und ſtellte ſich mit verſchränkten Armen hin, um das preußiſche Königsſchloß in ſeinem mächtigen und bedeutungsvollen Bau, der einen großen Eindruck auf ihn zu machen ſchien, zu überſchauen. Meiſter Sommerbrodt drückte über dies Intereſſe, welches Mirabeau an den Tag legte, ſein beſonderes Wohlgefallen aus, welches ihn ſo weit hinriß, daß er den Grafen vertraulich und belobigend auf die Schulter klopfte.

Was die zwölf ſchlafenden Jungfrauen anbetrifft, fuhr er dann mit ſeinem verſchmitzten und etwas boshaften Lächeln fort, ſo thut Ihr wohl Unrecht, wenn Ihr mit ihnen die Staaten Deutſchlands vergleicht. Es giebt wohl mehr als dreißig ſolcher ſchlafenden Jungfrauen, deren Schlafſtube man das Deutſche Reich nennt, aber für ihre Jungfrauſchaft möchte ich nicht gerade einſtehen, denn eine jede unter ihnen hat doch wohl ſchon irgendwie ihre Unſchuld verloren.

Und Euer preußiſches Königsſchloß wäre wahrlich groß genug dazu, um alle die ſchlafenden Jungfrauen von Deutſchland, wie viele es auch ſein mögen, unter ſeinem einzigen Dach zu vereinigen! ſagte Mirabeau nachſinnend, und unaufhörlich in das Anſchauen des berliner Schloſſes verſunken. Und nicht wahr, mein Freund, das iſt die Spree, welche dort die andere Seite des Schloſſes umſpült, und über die wir herübergekommen ſind? Man hätte alſo hier das Spreewaſſer nicht weit, um damit die andern deutſchen Jungfrauen, ſobald man ſie nur erſt in das preußiſche Schloß hereingelockt haben wird, zu taufen. Euere Spree ſcheint mir aber ein ſehr patriotiſcher Fluß zu ſein, denn ſie küßt ſo recht inbrünſtig die Füße Eueres Königsſchloſſes, und Ihr belohnt ſie dafür auch königlich, indem Ihr der Spree die Ehre anthut, ihr wehmüthiges Tintenwaſſer einen Strom zu nennen.

Scheltet mir ja die Spree nicht, Herr Graf, denn ſie iſt unſer beſtes Kleinod, rief Meiſter Sommerbrodt mit einem komiſchen Eifer. Die Spree gehört zu unſerem Nationalcharacter, denn ſie fließt ſo ruhig und ohne Stürme, wie das berliner Gemüth, dahin. Auch ihre dicke Tintenfarbe iſt ja recht ſchön. Es kann ihr dadurch nicht Jeder gleich auf den Grund ſehen, während man in Euerer Seine ſo leicht manches Schlimme ſieht, worin Euer Nationalcharacter ſich entblößt zu haben ſcheint.

Ihr ſeid ein ſcharfer Beurtheiler der Nationen, Herr Sommerbrodt, erwiederte Mirabeau, laut lachend. Aber Euer König, der große Friedrich, um deſſen willen ich eigentlich hergekommen bin, wohnt niemals in dieſem ſchönen großen Schloſſe?

Der Schuhmacher ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und ſagte dann: Da müßt Ihr nach Potsdam gehen und nach Sanssouci, wenn Ihr den alten Fritz ſchauen wollt. Dort iſt er zu Hauſe, denn ihm iſt hier nimmer recht wohl, wie ſehr wir ihn auch lieben und ſeiner begehren. Dem alten großen Herrn wird's überhaupt nicht mehr recht wohl werden in ſeiner Haut. Alle ſeine Feinde hat er beſiegen können, nur das Alter nicht. Der General-Feldmarſchall Podagra ſoll ihn in dieſem Augenblick wieder fürchterlich beim Wickel haben. Sein Krückſtock wehrt ſich dieſen grimmigen Feind nicht mehr ab. In der That, man hört ſeit einigen Tagen die ſchlimmſten Nachrichten über das Befinden des Königs.

So hätte ich wohl wenig Ausſicht, von ihm empfangen zu werden, wenn ich mich zum Beſuch bei Euerem König melden ließe? fragte Mirabeau, ſich zum Weitergehen anſchickend, indem er ſeinen Gefährten durch Berührung ſeines Armes zur Fortſetzung des Weges veranlaßte.

Er ſoll in der letzten Zeit faſt gar keine Fremden mehr vor ſich gelaſſen haben, erwiederte Meiſter Sommerbrodt. Aber da Ihr ein Franzoſe ſeid, ſo ſteht das Ding für Euch ganz anders. Ihr Franzoſen ſeid immer vornehme Herren, und man fühlt ſich geſchmeichelt, wo Ihr einſprecht. Ihr müßt etwas Beſonderes an Euch haben, oder mit einer Zauberſalbe beſtrichen ſein, durch die Ihr Jedem gut zuriecht, ſobald Ihr Euch nur wo blicken laſſet. Und ſo riecht Euch auch der alte Fritz noch immer gern, denn ich wette, einem Franzoſen würde er noch Audienz geben, ſelbſt wenn er auch ſchon im Sterben läge.

Und in der That, flößt der Zuſtand Seiner Majeſtät auch der berliner Bevölkerung bereits Beſorgniſſe ein? fragte Mirabeau geſpannt.

Ich kann Euch ſagen, entgegnete der Meiſter mit einer geheimnißvollen Gebärde, daß es drüben in Sansſouci allerdings ſehr ſchlecht ſteht. Wenn Ihr nachher vor dem Hauſe des Miniſters von Hertzberg etwas auf mich warten wollt, ſo werde ich Euch die zuverläſſigſten Nachrichten darüber herunterbringen können. Se. Excellenz befindet ſich heut in Berlin, und iſt immer ſehr gnädig gegen mich. Wir haben ſchon manchen politiſchen Diskurs miteinander geführt, und er ſagt mir Alles, was ich nur von ihm wiſſen will. Denn ein Anderer möchte nicht ſo leicht etwas Genaueres erfahren, weil man die Sache am liebſten noch verheimlichen möchte, und noch nicht wiſſen laſſen will, wie ſie eigentlich ſteht.

Ich werde Euch damit doch nicht mehr bemühen, Meiſter Sommerbrodt, erwiederte Mirabeau. Ich ſehe vielmehr, daß es die höchſte Zeit für mich ſein wird, mich bei dem König zur Audienz zu melden, und ich will deshalb ſogleich in mein Hôtel zurückkehren, von dem ich jetzt noch nicht ſehr weit entfernt bin. Ich werde ſogleich ohne Weiteres einen Brief an Seine Majeſtät ſchreiben, und denſelben durch einen Expreſſen nach Sansſouci ſenden. Ihr aber, Meiſter Sommerbrodt, verfehlt nicht, auf dem Rückwege von dem Herrn Miniſter Euch ungeſäumt in Ville de Paris bei mir vorzuſtellen. Es wird mir nicht nur Euer belehrender Beſuch ſehr ſchätzenswerth ſein, ſondern ich werde Euch auch bitten, mir das Maaß zu neuen Schuhen zu nehmen, die aber ganz vorzüglich ausfallen müſſen, denn ich will ſie bei der Audienz in Sansſouci anziehen. Und nun, nachdem ich Euch ſchon mit ſo vielen Fragen beläſtigt habe, geſtattet mir für heute noch eine einzige. Warum gehen hier die Leute aus dem Bürgerſtande, die uns unterwegs begegnet ſind, faſt alle ohne Unterſchied in einem blauen Rock, wie auch Ihr ſelbſt, mein Freund, Euch eines ſolchen eigenthümlich blauen Exemplars an Eurem werthen Leibe erfreut?

Nichts iſt leichter zu beantworten, als dieſe Frage, erwiederte Sommerbrodt, indem das bisherige ironiſche Lächeln auf ſeinem Geſicht ganz verſchwand und einem ernſten, faſt feierlichen Ausdruck Platz machte. Es iſt die Farbe der preußiſchen Armee, die auch wir Bürgers- und Handwerksleute am liebſten an uns tragen mögen. Wir glauben uns dann Alle eingekleidet für unſern König, mit dem wir jeden Augenblick bereit ſein wollen, in die Schlacht zu ziehen oder treu zu ſeinen Dienſten zu ſtehen, denn wie unſere blauen Röcke zeigen, daß auch der Bürger ſeinen eigentlichen Stand in der Armee des Königs hat, ſo iſt das Blau auch die Leibfarbe der Treue, mit der wir jeden Tag und jede Stunde an unſer Königshaus uns gefeſſelt fühlen.

Vor dieſem Patriotismus nimmt ſelbſt Graf Mirabeau ſeinen Hut ab! ſagte Mirabeau, indem er den Bürger freundlich grüßte und nun raſch den Rückweg zu ſeinem Hôtel antrat, welches er in kurzer Zeit wieder erreicht hatte.

Henriette empfing ihn freudig und fröhlich, und zeigte ihm mit einem triumphirenden Lächeln, wie weit ſie bereits in ihren Bemühungen vorgeſchritten, die ausgepackten Sachen zu ordnen und einiges Behagen in den düſtern und winkeligen Gaſthofszimmern zu verbreiten.

Mirabeau ließ jedoch die Freundin diesmal nach einer kurzen Begrüßung ſtehen und ſtürzte an den Schreibtiſch. Dort nahm er einen ſchon bereit liegenden Briefbogen, auf den er ſtehend folgende Worte hinwarf:

„Sire!

Gewiß iſt es eine zu vermeſſene Vorausſetzung, Ew. Majeſtät um eine Audienz zu bitten, wenn man nicht in der Lage iſt, von einer Angelegenheit ſprechen zu können, die ein beſonderes Intereſſe darzubieten vermag. Aber wenn Sie einem Franzoſen, der ſeit ſeiner Geburt die Welt erfüllt gefunden hat von Ihrem Namen, den Wunſch verzeihen, den größten Mann dieſes Jahrhunderts und vieler anderen näher zu ſehen, als man gewöhnlich die Könige ſieht, ſo geneigen Sie mir die Gunſt zu bewilligen, daß ich nach Potsdam kommen und Ihnen meine Huldigung darbringen darf. Ich bin mit tiefſter Ehrerbietung, Sire,

Ew. Majeſtät

ſehr demüthiger, ſehr gehorſamer und
ſehr unterwürfiger Diener
Der Graf von Mirabeau.*)

Nachdem er ſeiner Freundin Henriette dies Schreiben vorgeleſen, die es auch in den flüchtigen und ſtolzen Wendungen, welche es hatte, ganz des Grafen Mirabeau würdig fand, couvertirte er es raſch und klingelte nach dem Kellner, der beauftragt wurde, einen zuverläſſigen Mann ausfindig zu machen, der mit dem Briefe nach Sansſouci an den König abgeſandt werden könnte.

Eine ſolche Perſon wurde im Hôtel ſelbſt nachgewieſen und der Kellner ſandte nach einiger Zeit einen Mann zu dem Grafen hinauf, der ſeinem Aeußern nach in einem ziemlich verkümmerten und bemitleidenswürdigen Zuſtande zu ſein ſchien, und mit traurig geſenkten Blicken ſich vor Mirabeau darſtellte, um ſeine Befehle zu empfangen.

Wer ſind Sie und wie heißen Sie? fragte ihn Mirabeau raſch, indem er mit prüfenden Blicken das abgehärmte bleiche Geſicht, und das zwar noch ſaubere, aber doch ungemein fadenſcheinige und bis an die äußerſte Gränze der Haltbarkeit vorgeſchrittene Kleid des Mannes betrachtete.

---

*) Wörtlich nach dem Original. Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 323.

Ich bin der Candidat Johann Ludwig Schmidt, entgegnete der ſchon ziemlich ältliche Mann mit einer furchtſamen Stimme. Auch bin ich Dichter und Kritiker, fügte er mit einem leiſen Anflug von Selbſtgefühl hinzu.

Ah, erwiederte Mirabeau mit einem unwillkürlichen Lächeln, dann iſt es ein Irrthum, für den ich um Verzeihung bitten muß, denn unmöglich kann ich einen Mann des deutſchen Parnaſſes mit der Beſtellung eines Briefes nach Sansſouci beauftragen.

Ich übernehme alle Beſtellungen in der Ville de Paris, die vorkommen, und der Beſitzer des Hôtels bürgt für die Richtigkeit meiner Ausführungen, erwiederte der alte Candidat mit einer beſcheidenen aber ſehr ausdrücklichen Beſtimmtheit.

Und warum hat man einen Mann von Ihren Talenten nicht an eine beſſere Stelle geſetzt? fragte Mirabeau verwundert. Iſt es in Eurem Deutſchland üblich, daß die Geiſter Bedientendienſte verſehen müſſen?

Oh, ich bitte, entgegnete der Candidat, indem einige brennend rothe Punkte auf ſeinen bleichen ausgehöhlten Wangen emporſtiegen. Ich bin ſehr zufrieden hier im Hauſe, obwohl es zuweilen beſſer ſein könnte. Ich war der Hauslehrer der Kinder ſeit einer Reihe von Jahren, und nachdem ich die Erziehung derſelben vollendet, blieb ich im Hauſe, führe die Bücher, ſchreibe die Speiſezettel und beſorge auch allerhand Commiſſionen, wobei mir noch Muße genug bleibt, einige Beiträge für die Berliniſche Monatsſchrift der Herrn Bieſter und Gedike zu ſchreiben.

Und Ihr ſeid zufrieden mit einem ſo kläglichen Looſe? fragte Mirabeau. Wenn Eure Gedichte Etwas taugen und Eure Kritiken dem guten Geſchmack förderlich ſind, warum nimmt ſich nicht Euer großer König, der gewiſſermaßen Euer Kollege auf dem Parnaß iſt, Eurer an?

Entſchuldigen Sie, entgegnete Johann Ludwig Schmidt, die deutſchen Muſen wagen nicht einmal, vor dem Thron des großen Königs zu betteln. Aber ſie werden ihn beſingen, wenn ſein Heldenauge ſich bald geſchloſſen haben ſollte, und dann mit allem Feuer und aller Kraft, deren nur die deutſche Poeſie fähig iſt. Ich habe ſchon die Ode in ſappbiſchem Versmaaße begonnen, und ſobald die erwarteten Trauernachrichten aus Sansſouci herüberklingen werden, wird mein Gedicht in die Druckerei wandern und hoffentlich das erſte ſein, das in einem deutſchen Blatte erſcheint.

Alſo ſo eilig habt Ihr es ſchon? rief Mirabeau überraſcht. Nun, dann iſt es auch die höchſte Zeit, daß Ihr Euch mit meinem Briefe auf den Weg macht, denn es iſt meine Abſicht, den König noch lebend zu ſehn. Eilet daher, und nehmt eine Extrapoſt auf meine Koſten, und zahlt an den Poſtillon ſo viel Trinkgelder, als Ihr wollt, damit er Euch im Fluge nach Potsdam bringe. In Sansſouci laßt Ihr Euch bei Einem der Adjutanten Seiner Majeſtät melden, und ſagt, daß Ihr von dem Grafen von Mirabeau aus Paris kommt, welcher bäte, dieſen Brief unmittelbar in die Hände des Königs niederlegen zu wollen. Ihr könnt auch hinzufügen, Freund, daß der Graf Mirabeau ein Paquet mit Büchern aus Paris mitgebracht hat, welche dem Könige von ſeinen dortigen Freunden geſchickt würden. Ich bedarf zu dieſem Auftrag eines zuverläſſigen Mannes, der in Sansſouci Beſcheid weiß, da mein Diener, der kein Wort Deutſch verſteht, ſich auch ſonſt durch ſeine Ungeſchicklichkeit nicht dazu eignet. Und Eure gute Miene flößt mir in der That das größte Vertrauen ein.

Unter tiefen Verbeugungen nahm der dienſtwillige

Mann den Brief, verſprach die ungeſäumte Beförderung deſſelben, und wollte ſich entfernen, als Mirabeau ihn in der Thür noch einmal zurückrief.

Ich wollte Euch noch einen Vorſchlag machen, Freund, ſagte der Graf, der ſich auf Eure Eigenſchaft als deutſcher Dichter und Kritiker bezieht. Ihr ſollt täglich eine Stunde mit mir Deutſch leſen und mich in den Feinheiten Eurer Sprache unterrichten. Denn ich fühle das Bedürfniß, mich in den vollſtändigen Beſitz dieſer Sprache zu ſetzen, und Du ſollſt auch an dieſen Lehrſtunden einigen Theil nehmen, Henriette. Ich habe zwar mit Cabanis zuſammen Deutſch getrieben, der auch ein Theaterſtück von Goethe, ich glaube es heißt Stella, ins Franzöſiſche zu überſetzen angefangen. Aber ich habe doch heut auf der Straße gefunden, daß ich mich noch nicht einmal mit einem gebildeten Schuhmacher, denn in Berlin ſcheinen ſelbſt die Schuhmacher gebildet zu ſein, ganz leicht und ohne Anſtoß unterhalten kann.

So wollen wir die Hamburgiſche Dramaturgie von Gotthold Ephraim Leſſing mit einander leſen, Herr Graf! rief der Candidat mit glänzenden Augen.

Ich ſehe ſchon, Ihr ſeid der rechte Mann für mich, und zugleich ein wahrer Teufelskerl! entgegnete Mirabeau. Ihr wollt mir Euern Leſſing auf den

Hals ſchicken, der, wie ich gehört habe, mit unſern großen Dichtern ſo tapfer angebunden und gegen das hohle Weſen der franzöſiſchen Hofpoeſie die Schleuder Davids erhoben hat. Aber Ihr müßt wiſſen, darin bin ich ein College Eures Leſſing, denn die alte Zeit zu bekämpfen in allen Stücken, das iſt das eigentliche Handwerk des Grafen Mirabeau. Aber nun macht Euch auch auf den Weg, lieber Freund, und je beſſere Nachrichten Ihr mir aus Potsdam zurückbringt, deſto angenehmer wird meine Erkenntlichkeit für Euch ſein.

In der That, mir wird ganz eigenthümlich hier in Preußen zu Muthe, ſagte Mirabeau zu Henriette, als er ſich wieder allein mit ihr befand. Preußen iſt ein Land, das man ſtudiren und genau ergründen muß, und dies ſoll jetzt meine Aufgabe ſein, der ich alle meine Kräfte widmen werde. Ich werde ein umfaſſendes Werk über die Preußiſche Monarchie ſchreiben. Es weht hier eine ſcharfe geiſtgeſchwängerte Luft, von der ich unruhig in allen Gliedern zu werden anfange. Denke Dir, Yet-Lie, ein Schuſter, deſſen Bekanntſchaft ich unten auf der Straße machte, zeigte mehr Witz, Verſtand und Logik in ſeiner Unterhaltung, als man ſie je bei einem franzöſiſchen Parlamentsrath angetroffen hat. Heut Abend wollen wir zuſammen in die

Komödie gehen. Wenn Du auch die Sprache noch nicht verſtehſt, ſo wird ſie Dir doch wie ein ſchöner rauſchender Wald an's Ohr ſchlagen, und Du wirſt viele kluge Geſichter um Dich herum ſitzen ſehen. — —

III.

Der Beſuch Mirabeau's bei Friedrich dem Großen.

Der Brief, welchen Mirabeau an den König Friedrich gerichtet, hatte in Sansſouci die günſtigſte Aufnahme gefunden. Den Tag darauf gelangte ſchon die Antwort des Königs in die Hände Mirabeau's.

Der König beſtimmte ihm in einem eigenhändigen Rückſchreiben und mit ſehr freundlichem Entgegenkommen ſogleich einen der nächſtfolgenden Tage, an welchem er den Grafen Mirabeau in Sansſouci zu empfangen wünſchte*).

Mirabeau verbrachte in einer ſo großen Ungeduld, wie er ſie kaum je empfunden zu haben ſich erinnerte, die Zeit, welche bis zu dem feſtgeſetzten Tage verlaufen mußte. Er ſchob faſt alle andern Beſuche, die er ſich in Berlin zu machen vorgeſetzt, bis nach ſeiner Rückkehr aus Potsdam auf. Nach den Eindrücken und Hoffnungen, mit denen er von dieſem Beſuch bei Friedrich dem Großen zurückkehren würde, glaubte er dann erſt die Richtung, in welcher er in Berlin ſich weiter ausbreiten und fortbewegen wollte, ſich beſtimmter vorzeichnen zu können. Nur bei dem Miniſter von Hertzberg hatte er ſeinen Empfehlungsbrief abgegeben und war von dieſem vielverdienten und hochgebildeten Staatsmanne noch an demſelben Tage mit der einfachen und ſchlichten, gewiſſermaßen patriarchaliſchen Liebenswürdigkeit, die in Hertzberg's Weſen lag, empfangen worden.

---

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 323.

Jetzt aber war der glühend erſehnte Tag herangekommen, an dem Mirabeau in die Nähe Friedrichs des Großen treten, ſeine Stimme vernehmen, ſein Angeſicht ſich nahe gegenüber leuchten ſehen ſollte. Henriette, die ihm, wie immer, bei ſeiner Toilette behülflich war, glaubte dieſelbe heut beſonders feſtlich einrichten zu müſſen, aber Mirabeau beſtand darauf, daß ſeine Kleidung die gewöhnliche und einfache ſein müſſe, wie er ſie auch in der vornehmen Geſellſchaft von Paris nicht anders zu tragen pflegte. Es war dies der ſchwarze Frack im engliſchen Schnitt, welchen Mirabeau in der letzten Zeit ausſchließlich getragen, und zu dem weder Gold noch Silber noch irgend eine Stickerei hinzugefügt werden durfte. Dazu gehörten Schuhe und Strümpfe, und was die erſtern betraf, ſo hatte Meiſter Sommerbrodt nicht nur redlich Wort gehalten, indem er ſchon am frühen Morgen das bei ihm beſtellte Exemplar überbrachte, ſondern er hatte auch die feinſte und vollendetſte Arbeit geliefert, um, wie er ſagte, Berlin wenigſtens im Schuhzeug nicht vor Paris zurückſtehen zu laſſen.

Aber Henriette ſchmollte ſo lange mit Mirabeau, bis er ſich entſchließen mußte, auch das leicht gekrauſte, gepuderte Toupet nebſt Haarbeutel, welches er in Paris ſeit einigen Jahren nur noch ſelten und bei beſonderen Veranlaſſungen zu benutzen pflegte, zur feierlichſten Vollendung ſeiner Toilette anzulegen. Denn ſie meinte mit ihrer liebenswürdigen Schalkheit, einem König gegenüber, und noch dazu einem ſo großen und berühmten, dürfe er doch nicht der mit der Mähne flatternde Wildfang ſein, ſondern müſſe ſich fein ehrbar und ordentlich darſtellen, wenn er es auch ganz und gar nicht ſei.

Mirabeau gab ſich mit einer gewiſſen Gutmüthigkeit gefangen, obwohl er meinte, daß es ihm eigentlich darauf angekommen ſei, grade einem König gegenüber die freie Mähne zu zeigen. Dann hing ihm Henriette, nachdem ſie lächelnd ihre Zufriedenheit mit ſeiner Coiffüre erklärt, die Lorgnette um den Hals, die ſein unentbehrlicher Gefährte war und mit der er, wenn er ſie nicht vor den Augen hielt, in ſeiner Lebhaftigkeit unaufhörlich zu ſpielen und hin- und herzudrehen pflegte, ſo daß ſie ein unveräußerliches Beſtandſtück ſeiner Gewohnheiten und Manieren geworden war.*) —

Die Extrapoſt, welche ſich Graf Mirabeau für ſeine Reiſe nach Potsdam hatte beſtellen laſſen, wartete ſchon unten auf ihn, und ſeine Freundin, nachdem ſie ganz ſtolz ihr Werk an ihm vollendet hatte, geleitete ihn nun bis an den Wagen. Die Reiſe wurde mit ſo großer Eile zurückgelegt, als es die ſchlechte Fahrſtraße zwiſchen Berlin und Potsdam nur irgend zulaſſen wollte, doch ſah ſich Mirabeau gerade um die von dem König feſtgeſetzte Stunde vor dem Schloſſe von Sansſouci angelangt.

Mirabeau trat ohne Säumen in das Schloß, vor deſſen Hauptthür er nur eine einzige Schildwacht fand, was ihm zuerſt einen ſo wenig feierlichen Eindruck verurſachte, daß er ſeinen Beſuch nicht einem König, ſondern irgend einem Oberſten oder Capitain der preußiſchen Armee zu machen glaubte.

---

*) Vgl. Rahel. Ein Buch des Andenkens II. 65. Rahel ſchildert die Perſönlichkeit Mirabeau's, wie ſie ihn ſelbſt damals in Berlin geſehen.

Nachdem Mirabeau nach dem General-Major Grafen von Görtz gefragt, wie ihm dies in dem Briefe des Königs ausdrücklich vorgeſchrieben worden war, ſah er ſich durch die Schildwacht in einen Corridor gewieſen, deſſen faſt ängſtlich ſtille und ſchweigende Räume er mit einem gewiſſen Zögern durchſchritt. Dann gelangte er in einen großen Saal, in welchem er vor dem Kamin einen preußiſchen Offizier, der ſich an der praſſelnden Flamme eifrig erwärmte, ſitzen ſah.

Der Offizier ſtand bei ſeinem Eintritt auf und ging, nachdem er Mirabeau forſchend betrachtet, ihm wenige Schritte entgegen, worauf er ſich in ſteifer Förmlichkeit, und die leichte Verbeugung Mirabeau's mit militairiſchem Gruß erwiedernd, ihm gegenüber aufſtellte. Auf die Frage Mirabeau's nach dem Grafen Görtz gab er ſich als ſolchen mit größerer Freundlichkeit zu erkennen, und die kalte Rinde, die mit zu ſeiner dienſtlichen Haltung zu gehören ſchien, ſchmolz ganz von ſeinem ehrlichen und braven Geſicht hinweg, als ſich Graf Mirabeau ihm jetzt mit einiger Form vorſtellte und ihm die üblichen Worte der Annäherung ſagte.

Er bemerkte, daß er ſogleich die Ehre haben würde, den König von der Ankunft des Grafen Mirabeau zu benachrichtigen, und verſchwand dann auf einige Augenblicke in einer am äußerſten Ende des Saals befindlichen Thür. Nachdem er wieder zurückgekehrt war und verkündigt hatte, daß der König höchſtens in einer Viertelſtunde dort in der Thür ſeines Cabinets erſcheinen würde, fragte ihn Mirabeau, ob der Graf ein Paquet mit Büchern, welches er geſtern an ihn auf die Poſt gegeben, richtig empfangen und die Bücher vielleicht bereits in die Hände Seiner Majeſtät niedergelegt habe.

Graf Görtz bejahte in der verbindlichſten Weiſe dieſe Frage und fügte hinzu, daß der König ihm bereits aufgetragen habe, dem Grafen Mirabeau den gewogentlichſten Dank dafür auszudrücken. Der König habe zugleich geäußert, daß er ungemein neugierig ſein werde, zu erfahren, welcher glückliche Zufall einen Reiſenden, wie den Grafen Mirabeau, hierher nach Berlin verſchlagen habe?*)

Mirabeau vermochte jetzt vor Ungeduld und Erwartung nur eine ſehr ſpärliche Unterhaltung mit dem glücklicher Weiſe ziemlich einſylbigen Grafen Görtz fortzuführen. Auf ſeine leiſe ausgeſprochene Frage, ob die weitverbreiteten Gerüchte über den bedenklichen

---

*) Oeuvres de Frédéric le Grand XXV. 324.

Geſundheitszuſtand des Königs begründet ſeien, hatte Görtz achſelzuckend geantwortet. Dann fügte er hinzu: Ein ſchlimmes Zeichen iſt der Beſchluß, welchen der König heut Morgen gefaßt hat, und wonach er den in dieſem Jahre abzuhaltenden Militair-Revuen nicht mehr beiwohnen wolle. Es iſt dies das erſte Mal, und wenn dies bedeutſame Zugeſtändniß nicht wäre, welches der König jetzt ſelbſt an ſeine Krankheit macht, ſo giebt es wohl jeden Tag noch Sonnenblicke, wo man glauben ſollte, daß Krankheit und Alter ſich noch immer wieder vor dem göttlichen Geiſt des Königs beugen würden. —

Nach Verlauf einer Viertelſtunde öffnete ſich endlich die Thür des anſtoßenden Cabinets, und die Geſtalt des Königs erſchien auf einen Augenblick in derſelben. Mirabeau hatte das flüchtige Zeichen, welches der König durch eine Handbewegung gegeben, kaum bemerkt, aber Herr von Görtz bedeutete ihm leiſe, daß damit nunmehr der Befehl ausgedrückt worden ſei, zu Seiner Majeſtät einzutreten. Dann nahm er den Arm Mirabeau's, um ihn in das Cabinet einzuführen.

Mirabeau fühlte ſich faſt von der ſichern und ſelbſtgewiſſen Leichtigkeit, die ſein Auftreten ſonſt zu bezeichnen pflegte, verlaſſen, als er in dieſem Augenblick in der unmittelbaren Nähe des großen Monarchen ſtand, der ihm erſt einen blitzartig ſcharfen, prüfenden Blick zuwarf und dann erſt ſeinen in der That von Ehrfurcht bewegten Gruß mit einem langſamen, freundlichen Neigen ſeines Kopfes erwiederte.

Die kleine zuſammengekrümmte Geſtalt Friedrichs, die nur mit Mühe auf dem in ſeinen Händen zitternden Krückſtock lehnte, machte gewiſſermaßen einen niederſchlagenden und erhebenden Eindruck zugleich auf alle Vorſtellungen Mirabeau's. Mit einer träumeriſchen Befangenheit ſah er auf den König hin, auf deſſen von Alter und Krankheit gebeugtem Haupt ihm gleichwohl alle Glorien der Welt zu ſchweben ſchienen, denn er fühlte ſich von der Nähe des Königlichen Genius berührt und getroffen. Und während es ihm im erſten Moment unbequem und ſtörend geweſen war, den König in ſo kleiner Statur vor ſich zu ſehen, wodurch er ſich in die Verlegenheit geſetzt fühlte, von oben herab über ihn hinwegzublicken, ſo war es ihm gleich darauf, als müſſe er zu dem König hinaufſchauen und ſeine Herrſchergröße, die er zu bewundern gekommen, auch in dem Ausdruck ſeiner Züge, in der ſcharfen und gewaltigen Form ſeines Kopfes, ja ſelbſt in der märtyrerhaften Hinfälligkeit ſeines Körpers, anerkennen.

Der König hatte unmittelbar nach dem Eintreten

Mirabeau's und ſeines Begleiters dem Letzteren einen Wink gegeben, ſich wieder zu entfernen, worauf ſich Graf Görtz unmittelbar zurückgezogen und den König mit Mirabeau allein gelaſſen hatte. Mirabeau hatte ſchon in der Unterhaltung im Vorſaal erfahren, daß der König Denjenigen, welche er auszeichnen wolle, geſtatte, allein in ſeinem Cabinet mit ihm zu bleiben. Dies erhob die Zuverſicht Mirabeau's von Neuem, als ihn der König jetzt mit einem wohlwollenden Lächeln, das in ſeinen blauen Augen hervorſchimmerte, in die Mitte ſeines Cabinets hereinwinkte.

In demſelben Augenblick aber ließ ſich der König plötzlich mit einem leiſen Seufzer in den Lehnſtuhl zurückgleiten, der zur Seite des Kamins ſtand. Dann deutete er mit der Hand auf ein ihm gegenüberſtehendes Tabouret hin, auf welchem Mirabeau, dieſer Weiſung gemäß, Platz nahm.

Ihr Beſuch, Herr Graf, findet mich als einen argen Patienten, begann der König jetzt mit einer Stimme, deren geſunder und voller Klang mit der hinfälligen Erſcheinung des Körpers in einem wunderbaren Contraſt zu ſtehen ſchien. Aber einem Gruß aus dem ſchönen Frankreich widerſteht man nicht ſo leicht, ſelbſt wenn man kaum noch in der Lage iſt, ihn genießen zu können. Sie haben mir ſchöne Bücher aus Paris mitgebracht, ich danke Ihnen. Nur ein Buch habe ich darunter nicht angetroffen, welches ich mit Begierde ſuchte. Mein Freund, der Marquis von Condorcet, ſchickt mir artige Sachen, aber ſein Leben Voltaire's fehlt, auf das ich begreiflicher Weiſe ſehr begierig bin. Neulich ſchrieb er mir, daß dieſe Arbeit vollendet ſei, und nun ſendet er ſie mir gleichwohl nicht. Wiſſen Sie etwas — —

Ein heftiger Huſten-Anfall unterbrach jetzt dieſe Worte des Königs, die er erſt mit ſicherem Ton begonnen, bald aber durch die Beſchwerden ſeiner keuchenden Bruſt immer undeutlicher und ungewiſſer hatte werden laſſen.

Mirabeau mußte, ſo lange der König huſtete und ächzte, ſeine Antwort zurückhalten, und hatte inzwiſchen Gelegenheit, den mit dem Dämon der Krankheit ringenden König und ſeine Umgebung genauer zu betrachten.

In dem kleinen Cabinet, in dem er ſich befand, war Alles ſo einfach und prunklos eingerichtet, daß Mirabeau in dem Arbeitszimmer eines ſeiner literariſchen Freunde in Paris zu ſitzen glaubte. Anſtatt der Möbel befanden ſich faſt nur Bücher in dichten Reihen an den Wänden umher. Ein kleiner Schreibtiſch war mit Papieren und Büchern überladen, und den einzigen Schmuck auf dem Sims des Marmor-Kamins bildete eine goldene Pendule, die ihre gleichförmigen Takte hin- und herbewegte.

Nach dieſem raſchen Umherblick fühlten ſich aber Mirabeau's Augen immer wieder von dem ihn wunderbar bewegenden Bilde des Königs gefeſſelt. Er betrachtete jetzt die Kleidung, in welcher ſich der König darſtellte, und fand, daß der blaue Soldatenrock, welchen Friedrich trug, ſo abgeſchabt und verſchoſſen als möglich ausſah und daß ſeine Weſte kaum noch ſauber genannt werden konnte, da ſie reichlich und auf allen Seiten mit Schnupftabacк überſtreut war. Auch die langen Stiefel, welche der König bis über die Kniee hinübergezogen trug, gaben ihm ein etwas groteskes Anſehen und ſchienen der Würde der königlichen Erſcheinung nicht gerade förderlich zu ſein. Aber Mirabeau mußte ſich bei dieſer Betrachtung von Neuem geſtehn, daß er ſeine Erwartungen, die er von dem Anblick des großen Königs gehegt, auch dadurch nicht für getäuſcht und widerlegt halten konnte.

Durch dieſen bizarr und ſchmutzig gekleideten, engbrüſtig athmenden, mit ſeinen letzten Kräften ängſtlich haushaltenden Körper grüßte ihn abermals der Feuerſtrahl der großen Seele, die darin noch keineswegs matter zu glühen ſchien. Mirabeau ſah, daß der

König, deſſen ſchmerzlich hallender Huſten ſich ſeinem Ende zuzuneigen begann, jetzt wieder ſeinen wunderbar herausfordernden und ſtechenden Blick zu ihm herüberſandte. Dieſer durchdringende Blick des blauen Königsauges, der Alles in den Andern ergründen zu können ſchien, vereinigte in ſeinem ſcharfen Licht ſo viel Güte und Bosheit, ſo viel wohlwollende Milde und beißende Ironie zu gleicher Zeit, daß ſeiner bezaubernden und beherrſchenden Macht Mirabeau ſich auf eine unwiderſtehliche Weiſe hingegeben fühlte.

Der König ſchien jetzt einer Antwort von ihm entgegenzuſehn, und Mirabeau ſagte mit einer ſo ehrfurchtsvollen Verneigung, wie er ſie noch keinem Menſchen bisher bewilligt hatte: Sire, ich bin glücklich, meinen großen Landsleuten, die hier zu den Füßen Eurer Majeſtät ſitzen und Ihre Stimme vernehmen durften, mich durch Ihre Gnade angereiht zu ſehen, wenn ich mir auch die Berechtigung dieſer beneidenswerthen Männer, Ihnen unmittelbar Rede zu ſtehen, erſt zu erwerben haben werde. Condorcet hat ſein Leben Voltaire's vollendet, aber daſſelbe wird in dieſem Augenblick erſt in Genf gedruckt und ſcheint eine Verzögerung unter der Preſſe erfahren zu haben. Mein ſcharfſinniger Freund, der Alles vom höchſten Standpunkt mißt und zuſammenfaßt, ſchrieb dies

Buch im ſteten Hinblick auf Ew. Majeſtät, denn wer könnte Voltaire behandeln, ohne dabei um die Gunſt und Zuſtimmung des Philoſophen von Sansſouci zu werben?

Ach, erwiederte der König mit einem flüchtigen Lächeln, von dem ſogenannten Philoſophen von Sansſouci wird bald nichts mehr übrig ſein. Die Philoſophie beſteht zuletzt nur noch darin, ſich mit Gicht und Podagra abzufinden und vom Geiſt ſo viel übrig zu behalten, um bei allen entwürdigenden Leiden des Körpers ein frohes Geſicht zeigen zu können. Aber ich hoffe, daß unſer ſehr liebenswürdiger Freund Condorcet den Schalk und Schuft Voltaire tüchtig verarbeitet haben wird. Ich liebte Voltaire, es iſt wahr, aber ich haßte ihn zugleich, und mit der liebevollſten Theilnahme hätte ich ihn hängen ſehen können. Es würde mich intereſſirt haben, wie er ſich dabei benommen hätte. Aus allen Lagen ſeines Lebens wußte er ein geiſtreiches Bonmot zu machen, mit dem er die ganze Menſchheit verhöhnte. Was hat er mich nicht zu lachen gemacht, und ich Undankbarer, nun bedaure ich doch, daß er nicht am Galgen geendet hat, wie ich am Krückſtock!

Sire, das Buch Condorcet's wird auch nicht gerade der Galgen geworden ſein, an dem man den Herrn von Voltaire zappeln ſieht, entgegnete Mirabeau, dem jetzt behaglicher zu werden anfing, mit freimüthigem Lächeln. Es kam doch auch darauf an, die Freiheit und Unabhängigkeit des Denkers in Voltaire zu verherrlichen, und dieſe Aufgabe ſtand der erhabenen Unparteilichkeit, die von Condorcets mathematiſcher Stirn erglänzt, wohl an. In das Leben Voltaire's haben ſich Preußen und Frankreich getheilt, und beide Länder haben dadurch bewieſen, daß ſie an der Spitze Europa's ſtehn, und von der Vorſehung den Auftrag haben, die neue Aera der menſchlichen Geſellſchaft geſtalten zu helfen. In Frankreich iſt es die Nation, welche den Anſtoß aufnimmt, den ihr die neuen Ideen Voltaire's gegeben, und in dieſem wunderbaren, mächtig wachſenden Preußen iſt es der große König, der dieſe Ideen Voltaire's fördert, nährt, ja erzeugen hilft, und ſeine Wahlverwandtſchaft mit der franzöſiſchen Nation dadurch zu dem größten welthiſtoriſchen Act ſtempelt!

Das klingt ſchön, wie Alles, was man in Eurer Sprache ſagt, Herr Graf, entgegnete Friedrich, indem ſich ſein Kopf noch tiefer auf die Bruſt herabſenkte, und er einen Augenblick nachzuſinnen ſchien. Dann fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort: Man erwärmt ſich nicht mehr recht an Ideen, wenn man alt geworden iſt, wie ich, und wißt Ihr, da ſucht man ſich ſeinen Heerd, an dem man ſich wärmen kann, auf einer ganz andern Seite. Die Philoſophie iſt gut, ſo lange man hofft. Wenn man nichts mehr zu hoffen hat, muß man anfangen, eminent praktiſch zu werden. Ich baue jetzt Chauſſéen durch mein Land, laſſe Sümpfe austrocknen, mache unbebaute Strecken urbar, laſſe den Engländern ihre künſtlichen Wieſen nachmachen und bin froh, daß meine Manufacturen gedeihen, aus denen wir im vergangenen Jahre für ſechs Millionen Thaler Leinwand und für anderthalb Millionen Thaler Tuch an Ausländer verkauft haben. Und nun habe ich noch eine beſondere Lieblingsidee, die ich die Ehre haben will, Euch mitzutheilen. Ich habe mir dreihundert Schafe und Böcke aus Spanien beſtellt, um die Race in meinen Schäfereien zu verbeſſern. Könnt Ihr Euch denken, daß ich im höchſten Grade geſpannt auf den Beſuch dieſer Thiere bin, und nicht ruhig würde ſterben können, wenn ſie nicht noch rechtzeitig vor meinem Tode bei mir anlangen. Ja, ja, ich muß zuweilen ſelbſt darüber lachen, denn ſonſt erwartete ich mit derſelben Ungeduld den Beſuch der Philoſophen und ſchönen Geiſter aus Frankreich, und jetzt iſt der Philoſoph viel glücklicher, wenn die ſpaniſchen Schafe bei ihm zum Beſuch eintreffen.*)

Mirabeau biß ſich bei dieſer Bemerkung des Königs, die er in dem ſpöttiſchen Schimmer ſeiner Augen weiter ausgemalt zu finden glaubte, mit einem unwillkürlichen Zucken auf die Lippen, ſagte dann aber raſch und im möglichſt hofmänniſchen Ton: Gewiß iſt auch dieſe Richtung Eurer Majeſtät bewunderswürdig, aber die ſpaniſchen Schafe, Sire, werden eben nur die Race in Eurer Majeſtät Schäfereien veredeln können, während die franzöſiſchen Wölfe, wenn ich unſere Philoſophen und Schöngeiſter mit dieſen vergleichen ſoll, auf die Veredlung der menſchlichen Race hingearbeitet haben, und dazu auch von Ihnen, Sire, in Ihren Landen reichlich benutzt worden ſind. Seit dem Atheismus unſerer Philoſophen hat es freilich manches Schaf weniger in der Welt gegeben, und dies mag für leidenſchaftliche Oekonomen beklagenswerth ſein. Einem großen und weiſen König iſt es aber gewiß nicht gleichgültig, über wen er herrſcht. Und Preußen iſt unter Ihrer Regierung, Sire, das Land des Vorangehens in Europa geworden. Schon vor mehreren Jahren habt Ihr damit begonnen, in einigen Eurer Provinzen die Leibeigenſchaft aufheben oder mildern zu laſſen, während unſere philoſophiſchen Wölfe in Frankreich bis jetzt noch keine einzige Sklavenkette gebrochen haben. Aber die Ketten werden auch in Frankreich fallen, Sire! Ich verbürge mich dafür.

---

*) Hertzberg. Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. Berlin 1787.

Und welches wird eigentlich der Zweck Ihres Aufenthaltes in meinen Staaten ſein, Herr Graf? fragte der König, das Geſpräch ablenkend.

Sire, erwiederte Mirabeau lebhaft, mein Zweck iſt mit meiner Bewunderung erreicht, welche ich den Zuſtänden in Eurer Majeſtät Staaten widmen darf. Auch wollte ich mir hier ein Rendezvous mit meinem Bruder, dem Marquis von Mirabeau, geben, der um die Erlaubniß bitten will, Eurer Majeſtät Manövern in Berlin beiwohnen zu dürfen. Was mich ſelbſt anbetrifft, ſo bin ich mit meinen perſönlichen Verhältniſſen in Frankreich ganz und gar überworfen, obwohl ich dem Departement der Finanzen die größten und wichtigſten Dienſte geleiſtet habe. Unſer Finanzminiſter, Herr von Calonne, begann mich zu haſſen, ja in meiner Sicherheit zu bedrohen, weil ich mich in ſeine letzte Anleihe nicht miſchen wollte, und ebenſo wenig Luſt zeigte, ſeine Operation, die auf die neue Umprägung der Louisd'ors gerichtet iſt, zu vertheidigen.

So faßte ich den Entſchluß, Frankreich ſo lange zu verlaſſen, bis es einmal meiner bedürfen, und mich zu ſich zurückrufen würde. Dieſe Erwartung iſt vielleicht ſehr thöricht, aber ſie entſpringt aus meiner ganzen Lage. Ich bin genöthigt, mich auf meine geiſtige Thätigkeit und mein ſchwaches Talent zu ſtützen, ſo lange mein Vater ſich noch am Leben befindet, der mir erſt nach ſeinem Tode den mir zuſtehenden Antheil an einem großen Familienvermögen gönnen wird. Dies, Sire, ſind auch die Gründe, die mich eine paſſende Verwendung in einem fremden Lande mit Dank annehmen laſſen würden. Schon habe ich gedacht, nach Rußland zu gehen, um einem unentwickelten und noch wilden Lande meine friſchen Kräfte und Dienſte anzubieten. Auf dieſen Gedanken würde ich nie gekommen ſein, wenn nicht Euer Gouvernement, Sire, ſchon in ſeiner Organiſation zu vollendet und abgeſchloſſen wäre, als daß ich die vermeſſene Hoffnung hegen dürfte, Eurer Majeſtät noch nützlich werden zu können. Dies iſt zwar mein Lieblingsgedanke und mein frühester Ehrgeiz geweſen, aber die Stürme meiner Jugend und die bitteren Geſchicke meines Vaterlandes hatten mich immer wieder von dieſem wundervollen Plan entfernt.*)

---

*) In einem Briefe an Friedrich den Großen (d. d. Ver-

Der König hatte ihn mit großer Ruhe und Aufmerkſamkeit angehört und ſchwieg, nachdem Mirabeau geendet, noch eine Zeit lang, ehe er eine Erwiederung gab. Dann ſagte er, indem ſeine Augen leuchtende Strahlen zu Mirabeau hinüberſchoſſen: Es iſt möglich, Herr Graf, daß Sie in Rußland ein gutes Fortkommen finden würden, und ich rathe Ihnen ernſtlich dazu. Meine gute und ſchöne Muhme, die Kaiſerin Katharina die Zweite, wird Eure Verdienſte und Talente gewiß zu würdigen im Stande ſein. Ich darf ihr keinen Franzoſen mehr entziehen. Sie ärgerte ſich ſchon genug, daß ihr Voltaire nicht ausſchließlich gehörte, ſondern auch noch Etwas von ſeinem alten Freund, dem König von Preußen, hielt. Wenn ſie nun erführe, daß ich auch noch den Grafen Mirabeau abgehalten habe, nach Petersburg zu gehen, ſo würde ich vielleicht meines Lebens nicht mehr vor ihr ſicher ſein. Ihr ſcheint mir aber in jeder Hinſicht für die Czarina zu paſſen, Herr Graf, Ihr ſeid dem Anſehn nach ein gewaltiger und muskelkräftiger Herr, und die Kaiſerin liebt ſtark gebaute Männer, die bei ihr leicht Carrière machen. Nur Eure Geſinnung würdet

---

lin, 26. Januar 1786) führte Mirabeau dieſe vorgeblichen Aeußerungen über den Zweck ſeines Aufenthalts in Preußen weiter aus. Vergl. **Oeuvres de Frédéric le Grand. T. XXV. p. 325.**

Ihr dann ebenfalls unter die Nachthaube ſtecken müſſen. Nicht wahr?

Graf Mirabeau begann heftig zu zittern, wie ihm in Augenblicken geſchah, wo er ſeiner Leidenſchaftlichkeit nicht mehr gebieten zu können glaubte. Man ſah ihm an, daß er einen heftigen und anſtrengenden Kampf mit ſich kämpfte, deſſen ſiegreiche Beendigung ſich durch eine heiter aufblitzende Miene auf ſeinem Geſicht ausdrückte.

Dann ſagte er mit dem Anſchein der größten Harmloſigkeit: Was iſt Geſinnung, Sire? So lange es noch abſolute Staaten und einen tyranniſchen Regierungsmechanismus in der Welt giebt, wird die Geſinnung immer zu einer Uniform herabgewürdigt werden. Und hat Rußland Schlimmeres gethan, als die andern Staaten? Ich bin zum Beiſpiel ein aufrichtiger Freund der Polen, und liebe dieſe unglückliche Nation von ganzem Herzen. Aber ich bin dennoch weit entfernt, die Gründe für die Zerſtückelung und Zerſchneidung Polens nur aus der Barbarei Rußlands und aus ſeinen tyranniſchen Gelüſten herleiten zu wollen. Es giebt Ereigniſſe in der Geſchichte, die mehr eine Begebenheit Aller, als eine That Einzelner zu nennen ſind. Bei ſolchen Begebenheiten, die ihre Nothwendigkeit in ſich tragen, können die Würdigſten mit fortgeriſſen werden, das Unwürdigſte zu thun. Und ein gehöriges Stück Arbeit für Biedermänner iſt dieſe Theilung Polens, aber die Arbeit wurde gemacht, und bei wem könnte man ſich darüber beklagen, daß ſie zu Stande gekommen iſt?

Der König runzelte die Stirn, und ſah mit einem ernſten, ſinnenden Ausdruck eine Zeit lang vor ſich nieder. Dabei hob ſich ſeine ſchwer athmende Bruſt mit unruhigen Bewegungen auf und nieder. Mirabeau bereute faſt, daß er die Aeußerungen über Polen gethan, bei denen er ſich durch ſeine Empfindlichkeit über das, was ihm der König geſagt, doch mehr hatte fortreißen laſſen, als er ſich eigentlich in demſelben Augenblick vorgenommen.

Das Ausſehn des Königs hatte ſich plötzlich auf eine erſchreckende Weiſe zu verändern begonnen. Er erſchien in dieſem Augenblick um Vieles älter und hinfälliger, als ihn Mirabeau zu Anfang der Unterredung geſehn. Mirabeau wünſchte faſt, aus dieſer Audienz, welche den unheimlichſten Eindruck auf ihn zu machen begann, jetzt baldigſt entlaſſen zu werden, als der König von Neuem ſeinen Mund zum Reden öffnete. Mirabeau ſah jetzt erſt dieſen vom Alter gänzlich zerſtörten Mund, dem alle Zähne ausgefallen waren, und der ihm beim Beginn des Geſprächs nur von den Lichtern des Genius und der Majeſtät umſchwebt geſchienen.

Es iſt wahrlich Schade um jede Nation, die durch ſich ſelbſt zu Grunde geht, ſagte der König, indem er mit ſichtlicher Anſtrengung ſeine Stimme wieder lauter und kräftiger zu erheben ſuchte. Denn auf andere Weiſe, als durch ſich ſelbſt, wird keine Nation ihren Untergang finden können. Wenn die Polen aus lauter Polinnen beſtänden, würde ihr Staat eine große Dauer und Feſtigkeit haben, denn die Frauen allein zeigen dort eine erſtaunliche Stärke des Charakters, dieſe Frauen ſind in der That die Männer in dieſem Lande. *) Was kann aber aus einem Lande werden, das ſich ein freies Land zu ſein rühmt, in dem aber die Nation nichts als eine Sklavin iſt? Ein in lauter Parteien und Sonderbündniſſe zerſpaltener Staat, der von einer regelloſen Freiheit ſo berauſcht iſt, daß auf ſeinen Reichstagen das Veto eines einzigen Polen ausreicht, den allgemeinen Willen zu brechen, eine ſo chaotiſche National-Exiſtenz kann zuletzt nur zum Dünger werden, den die lebens-

---

*) Nach der wörtlichen Aeußerung Friedrichs des Großen. Vgl. Ségur Mémoires II. 136.

kräftigeren Staaten zu ihrem eigenen Wachsthum benutzen müſſen. Auch ich, Herr Graf, bin ein Bewunderer der polniſchen Nation, aber nur ihrer Damen. Zu einer Unterdrückung und Theilung der Polinnen würde ich niemals meine Zuſtimmung gegeben haben.

Dieſer ſcherzhafte Ton, in welchen Friedrich das Geſpräch hinüberlenken wollte, ſchien für Mirabeau einen zu herben und traurigen Anklang zu haben, als daß er die Heiterkeit deſſelben ſogleich zu würdigen vermocht hätte.

Mirabeau ſchwieg, und nach einer Pauſe fuhr der König fort: Sagen Sie mir doch Etwas von dem Marquis von Lafayette, der mich im vorigen Jahr hier beſuchte und die angenehmſten Erinnerungen an ſich bei mir zurückgelaſſen hat. Iſt es denn wahr, daß er eine Pflanzung in Cayenne angekauft hat, blos in der Abſicht, um die auf derſelben lebenden Sklaven freizugeben?

Mirabeau beſtätigte dieſen Umſtand mit einigen ihn näher bezeichnenden Worten.

Das freut mich, das iſt mir außerordentlich angenehm! rief der König mit einem lebhaften Ausdruck. Ihr Franzoſen ſeid doch eine geiſtreiche und liebenswürdige Nation, und des Schönſten und Feinſten kann man ſich von Euch immer gewiß halten. Eine Herrſchaft zu kaufen, blos um die Sklaven freizulaſſen, das iſt ſublime, das beweiſt ein großes und kluges Herz. Ja, ja, Sklaven zu ſeinen Untergebenen zu haben, das iſt nicht ſchön. Auch ich bin es müde, über Sklaven zu herrſchen, aber ſie ſind mir unter meinen Füßen aller Orten emporgewachſen, wo ich ſie weder gewollt noch geſucht habe. Die Sklaverei der Geiſter und der Charaktere in einem ſchon ſittlich entwickelten Staat iſt ein noch viel freſſenderes Uebel, als die Sklaverei der Leiber, um deren Verminderung ſich der edle Lafayette in der neuen Welt bemüht. Grüßt mir ihn doch ſchönſtens, wenn Ihr in Paris einmal wieder mit ihm zuſammentrefft. Er war mit mir in Schleſien zur Revue meiner Truppen, und wir haben oft recht heiter zuſammen dinirt, ich, der Herzog von York und Lafayette. Sagt ihm dies.

Mirabeau verbeugte ſich, und ſah mit erneuerter Bewunderung auf den König, in deſſen Augen jetzt ein wunderbar ſchönes, mildes Feuer blitzte, das ſeiner ganzen Phyſiognomie einen herzlichen und innigen Ausdruck lieh.

Ich werde ſehr Viele in Paris glücklich machen durch meine Briefe, die ich dorthin richten werde, Sire! ſagte Mirabeau. Denn die Bewunderer

Eurer Majeſtät werden von mir zugleich erfahren, daß Ihr Befinden bei weitem beſſer und befriedigender iſt, als man es in der letzten Zeit annehmen zu dürfen glaubte, denn das unverlöſchliche Feuer Ihres Königlichen Genius leuchtet noch immer friſch und jugendhell auf Eurer Majeſtät Stirn!

Ach nein, entgegnete der König achſelzuckend, entwerfen Sie ja meinen Freunden in Paris kein Bild von mir, das nicht mehr Stich halten könnte. Meine Kräfte werden täglich geringer, und wie ich ſchon meine gichtgekrümmten Beine und Hände nach den Ufern des Cocytus habe vorausſchicken müſſen, ſo wird auch die Bagage meiner geiſtigen Kräfte immer kleiner und armſeliger. In früheren Zeiten habe ich wohl manchmal auch mit einer zerlumpten und erſchöpften Armee noch einen ganz anſtändigen Sieg erfochten. Aber mit einer ſolchen Armee, wie ſie mir mein Körper noch darbietet, werde ich mich nicht mehr lange halten können, und der demüthigendſte Rückzug ſteht mir bevor. Denn in meinen Gliedern iſt offene Meuterei ausgebrochen; wenn der Fuß nicht mehr thun will, was der Kopf für das Beſte erachtet, ſo muß die ganze Armee ſo bald als möglich zum Teufel gejagt werden. Daß ich aber auf meinen entſcheidendſten Rückzug gefaßt bin, können Sie unſern Freunden in Paris ohne alle Gêne anzeigen.

Aber vielleicht würden Euere Majeſtät die guten Aerzte, die wir in Paris haben, nicht verſchmähen? verſetzte Mirabeau. Es ſind bei uns neuerdings ausgezeichnete Talente der Heilkunſt hervorgegangen, die Eurer Majeſtät gewiß die beſten Dienſte leiſten würden. Sire, ich wage meinen Freund Cabanis, den auch Voltaire liebte und auszeichnete, zu einer ſo ehrenvollen Miſſion zu empfehlen. Er iſt Philoſoph und Arzt zugleich, und verbindet mit dem lieblichen Weſen eines Kindes einen Heldengeiſt, der die Krankheiten des Organismus ebenſo ſiegreich bekämpft, als er den principiellen Schäden des Zeitalters auf dem Boden der Philoſophie wunderbar zu Leibe geht. Die deutſchen Aerzte ſind zu wenig Philoſophen, und darum werden ſie Ew. Majeſtät nicht ſo helfen können, wie es Cabanis vermag.

Ich danke Ihnen, Herr Graf, erwiederte der König mit freundlichem Kopfneigen. Sie wiſſen alſo nicht, daß ich die ganze Arzneikunde nur für eitel Quackſalberei anſehe? Meine Aerzte haben es von jeher ſehr übel bei mir gehabt, denn ich ſpiele ihnen oft die größten Poſſen. Auch war ich bis zum Jahre 1785 faſt immer ſo geſund, daß ich mir ohne Gefahr meines Leibes manchen Spaß mit ihnen machen konnte. Mit Rhabarber, Glauberſalz und Brechweinſtein hatte ich ſelbſt früher faſt alle meine Krankheiten aus dem Felde geſchlagen, während mich die Aerzte mit ihren Diät-Vorſchlägen erzürnten und ſo durch den Aerger ſtets alle meine Krankheitsanfälle ſteigerten. Und was wären die Arzneiſtoffe, wenn ſie wirklich eine Kraft hätten, für Pedanten, wollten ſie ſich daran ſtoßen, daß ich gleichzeitig Polenta oder Aalpaſtete in meinen Magen gefüllt habe. Ich erkläre daher ſchon deshalb jeden Arzt für einen Charlatan, der mir meine Lieblingsſpeiſen zu eſſen verbot. An philoſophiſchen Aerzten, die Ihr mir empfehlen wollt, hat es mir aber auch nicht gefehlt. Mein armer Schelm, der Lamettrie, empfahl mir einmal einen Syrup von Nymphäa, der mir auch Anfangs bei allen möglichen Uebeln half. Lamettrie war auch ein Philoſoph, der die Naturgeſchichte der Seele geſchrieben, und in einem übel verrufenen Buche auseinanderſetzte, daß der Menſch nichts als eine Maſchine ſei. Zuletzt aber half mir ſein Syrup nicht mehr, und Lamettrie ſtarb an einer ſchlechten Verdauung, weil er zuviel von meinen Aalpaſteten gegeſſen, indem er geglaubt, der Philoſoph dürfe wie der König thun. Um Euch nun aber noch mehr zufriedenzuſtellen, Herr Graf, will ich Euch erzählen, daß ich mir auch den berühmten Ritter von Zimmermann herberufen habe, der gewiß ein philoſophiſcher Arzt von ächtem Schrot und Korn iſt. Nun ſoll mich wundern, wie der Verfaſſer der Schrift „über die Einſamkeit“ den einſam gewordenen König behandeln wird. Ich bin alſo ein rechter Patient für den großen Ritter von Zimmermann, ich bin krank und einſam. — —

Die Stimme des Königs verhallte bei dieſen Worten auf eine ſo eigenthümliche Weiſe in ſich ſelbſt, daß Mirabeau, da unmittelbar darauf ein anhaltendes Schweigen eintrat, erſchrocken aufſprang, und ſich dem Lehnſeſſel des Königs näherte.

Der König war eingeſchlummert, wie ihm dies in der letzten Zeit ſehr häufig während des Tages und bei allen Gelegenheiten begegnete. Das Haupt war ihm tief auf die Bruſt herabgeſunken, und ſein Athem ging in ſchweren tiefen Zügen, die ihm auch während des Schlummers Schmerz zu bereiten ſchienen, in ihm auf und ab.

Mirabeau ſchlich ſich leiſe und mit der größten Behutſamkeit aus dem Cabinet, um den kranken König nicht zu erwecken. Indem er die Thür hinter ſich anlehnen wollte, trieb es ihn, ſeine Augen noch einmal auf die machtlos in ſich zuſammengeſunkene Geſtalt des großen Monarchen zurückzuwenden. Es erſchütterte ihn, daß der kleine Klumpen, der dort im Seſſel ineinandergekauert lag und ſo peinlich und ſchmerzvoll athmete, Friedrich der Große hieß, und mit bangen, unheimlichen Empfindungen ſtürzte er von dannen.

Im Vorſaal benachrichtigte er raſch den Grafen von Görtz, welcher Zufall im Cabinet des Königs eingetreten ſei, was der Graf aber als eine gewöhnliche, leider zu den ungünſtigſten Vorzeichen gerechnete Erſcheinung bezeichnete.

Mirabeau athmete erſt wieder leichter auf, als er ſich draußen in der ihn friſch anwehenden Winterluft befand, und ſeinen Wagen, der unten am Fuße des Schloſſes auf ihn geharrt hatte, beſtieg.

Indem er den Poſtillon zur größten Eile verpflichtete, ſuchte er den Rückweg von Sansſouci nach Berlin ſo raſch, als es Pferde und Straße nur immer geſtatten wollten, zurückzulegen.

IV.

Chineſiſches Schattenſpiel.

Graf Mirabeau hatte ſich ſeit einigen Wochen etwas häuslicher in Berlin einzurichten begonnen, und ſeine Zimmer in der Ville de Paris mit einer geräumigen Privatwohnung vertauſcht, die er ſich unter den Linden in einem ziemlich großartigen Maaßſtabe hatte einrichten laſſen. Er hatte ſich ſeitdem auch eine glänzende Equipage und mehrere Pferde angeſchafft, was ihm zu einer angemeſſenen Entfaltung ſeiner Stellung in dem geſellſchaftlichen Treiben der preußiſchen Hauptſtadt durchaus nothwendig erſchien. Auch das ihn umgebende Dienſtperſonal hatte er wieder auf eine ſeinen Lebensgewohnheiten entſprechende Weiſe erhöht, und in ſeinem Cabinet arbeiteten täglich zwei Secretaire, die er in ſeinen Dienſt genommen, und die mit allen möglichen Ausarbeitungen, Abſchriften und Auszügen vollauf für ihn beſchäftigt waren. Auch der Candidat Schmidt, mit dem er täglich Deutſch trieb, war ſeit einiger Zeit bei dieſen Arbeiten im Cabinet Mirabeau's verwandt worden, und nützte durch ſeine emſige Gewandtheit, mit der er ſich zum literariſchen Laufburſchen ſeines franzöſiſchen Gönners zu machen gewußt, dem er alles mögliche Material aus deutſchen Werken, deſſen Mirabeau bedurfte, herbeiſchaffte und zugänglich machte.

Frau von Nehra, die jedesmal ängſtlich wurde, wenn Mirabeau einen neuen Anlauf zu einem verſchwenderiſchen Aufwand nahm, hatte ihn auch diesmal wieder auf ein beſcheideneres Maaß der äußeren Einrichtungen zurückzuführen verſucht, aber alle ihre Bitten und Vorſtellungen waren jetzt mehr als je geſcheitert. Mirabeau ſchien ſich für ſein Auftreten in Berlin einen ganz beſtimmten Plan vorgezeichnet zu haben und glaubte ſich demgemäß auch nicht anders als in einem gewiſſen Glanz zeigen zu müſſen, worüber Henriette, welche die Verſchwendungen ihres Freundes ſchon ſo oft von den traurigſten Folgen begleitet geſehen, bereits wieder manche heimliche Thräne zu weinen begann.

Aber Mirabeau führte auf der andern Seite auch wieder ein ſo thätiges und angeſtrengtes Leben in Berlin, wie es Henriette kaum noch von ihrem Freunde geſehen, und was ihr noch einen neuen Grund zur Beſorgniß gab. Denn nachdem er ſich den ganzen Tag über in Berlin oder Potsdam umherbewegt, die verſchiedenſten Bekanntſchaften unterhalten, Beſuche aller Art gemacht und dazwiſchen auch einige Stunden mit ſeinen Secretairen gearbeitet hatte, begab er ſich auch des Nachts jetzt ſelten zur Ruhe, ſondern ſaß gewöhnlich bis zum frühen Morgen in raſtloſem Eifer, und unaufhörlich ſchaffend und arbeitend, an ſeinem Schreibtiſch. Der Anbruch des Tages fand ihn noch oft mit der Feder in der Hand oder über einem Buch vertieft, und wenn Henriette, nachdem ſie ihn ſo oft vergebens gemahnt, dann zu ihm hereintrat, um ihn zu beſchwören, daß er ſich endlich Ruhe gönnen möchte, fühlte ihre Hand ſeine Stirn glühen, während rings um ihn her die ſchneidendſte Kälte in ſeinem Zimmer herrſchte.

Mirabeau ſaß heut wieder in gewohnter Weiſe bei ſeinen nächtlichen Studien und Arbeiten, und hatte die ausdrücklichſten Befehle ertheilt, daß Niemand ihn ſtören dürfe. Er war erſt gegen Mitternacht aus einer Geſellſchaft nach Hauſe gekommen, in der er ſich bei dem Geheimen Rath von Dohm, einem der erſten und bedeutendſten Beamten im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, befunden hatte, und nachdem er dann eine Stunde geſchlafen, war er vollkommen erfriſcht wieder aufgeſtanden, um ſich an ſeinen Schreibtiſch zu ſetzen.

Es war eine der ſtrengſten Winternächte. Der Froſt zitterte an den Scheiben, durch deren eisbedeckte Fläche der Mond mit ſeinem bleichen ernſten Strahl hereinzubringen bemüht war. In dem Kamin war das Feuer, welches der Bediente vor einer Stunde gemacht, erloſchen, und nur wenige glimmende Kohlen, die den Kampf gegen eine fürchterliche Kälte nicht mehr aufzunehmen vermochten, lagen noch kniſternd und im Erſterben begriffen darin umher.

Mirabeau hatte dem Bedienten verboten, wieder aufzuſtehen und das Feuer zu erneuern, weil er es nicht liebte, daß den bei ihm im Dienſt ſtehenden Perſonen zu viel aufgebürdet würde. Er ſelbſt ſaß nur ſehr ſpärlich angekleidet da, wie das beim Arbeiten in ſeiner Gewohnheit lag, und nichts als ein einfacher Piqué-Schlafrock, unter dem er weder eine Weſte noch Strümpfe trug, bedeckte ſeine Geſtalt. Er ſchien ſich aber dabei ſo behaglich zu fühlen, daß ihn nichts an der Fortſetzung ſeiner Arbeit hinderte und die Feder wie ein geflügelter Pfeil in ſeinen Fingern fortſchwebte.*)

Da vernahm er plötzlich ein leiſes Geräuſch am Kamin des Zimmers, das er in ſeinem Arbeitseifer anfangs nicht beachten zu wollen ſchien, welches ihn aber jetzt, da es ſich regelmäßig wiederholte, aufmerkſam machen mußte. Er blickte raſch und unwillig hinüber und bemerkte zu ſeinem Erſtaunen eine ſchneeweiße Geſtalt, die am Kamin niedergekauert ſaß.

Mirabeau ſtürzte betroffen hin und ſtreckte ſeinen Arm nach dem weißen Gewande aus, welches zum Theil über den Fußboden hingebreitet lag. Mit dem mächtigen Griff ſeiner Fauſt, dem nicht leicht etwas widerſtand, zog er dann eine zitternde und ſeufzende Geſtalt zu ſich empor, in der er erſt zürnend, dann lachend Niemand anders als ſeine Freundin Henriette erkannte.

Du biſt es, Yet-Lie? rief er dann mit vorwurfsvollem Ton, indem er ſie in ſeinen Armen zum Divan hintrug und dort leiſe niederließ. Gegen alle meine Wünſche und Bitten biſt Du doch aufgeſtanden und hätteſt mich beinahe erſchreckt als weißes Nachtgeſpenſt!

Und mich haſt Du beinahe erdrückt mit Deinem fürchterlichen Daumen, Du böſer, ſtarker, keinem Menſchen Ruhe gönnender Mann! rief Henriette, noch vor Schreck und Aufregung zitternd. Ich wollte Dir ja nur ein wenig Feuer hier in Deinem Kamin machen. Der Diener wollte Deinen Zorn nicht wagen, weil Du es ihm ausdrücklich verboten. Darum ſtand ich auf und dachte, es wäre mir immer noch lieber, von Dir geſcholten zu werden, als Dich frieren zu laſſen. Außerdem hoffte ich, Du würdeſt mich in Deiner tiefen Arbeitswuth gar nicht bemerken, denn, da ich nun doch einmal geſtehen muß, ſo wiſſe es, daß ich Dir bereits ſeit fünf Nächten auf dieſe Weiſe Feuer gemacht habe. Aber heut iſt es Dir gelungen, mich zu ertappen, Du Abſcheulicher!

---

*) Aus den ungedruckten Memoiren der Frau von Nehra. Vgl. Montigny IV. 343.

Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie vielmals.

Du frierſt ſelbſt in Deinem leichten durchſichtigen Nachtgewand, ſagte er, einen Augenblick lang mit ihr koſend. Dein Buſen iſt kalt, wie Marmor und Schnee, und mir willſt Du Feuer machen, dem an ſeinem Schreibtiſch alle Teufel der Politik in den Adern brennen, und der im heißen Schweiß ſeines Angeſichts Alles, was er heut in der Geſellſchaft des Herrn von Dohm gehört hat, zu einer Chiffre-Depeſche an den Miniſter von Calonne verarbeitet, damit ſie morgen mit dem Früheſten nach Paris abgehen könne.

Dabei wird man heiß, und ich ſehne mich vielmehr nach Kühle, die mich jetzt wonnig an Dir durchſchauert, meine ſchöne und ſüße Gräfin Yet-Lie, indem ich meine Wange an Deine Schulter legen darf. Aber nun, mein Kind, begiebſt Du Dich ohne Widerſpruch in Dein Bett zurück, denn länger wirſt Du hier nicht gelitten. Ein geheimer Depeſchenſchreiber, und noch dazu einer in Chiffren, wie ich jetzt bin, iſt ein fürchterlicher Menſch, mit dem eine Dame von Herz und Gefühl ſich bei der Nacht durchaus nicht einlaſſen darf. Alſo marſch fort mit Dir, denn es wird hier kein Feuer heut gemacht.

Du willſt in allen Dingen Deinen Willen haben, Despot! verſetzte Henriette, indem ſie ſich ſchmollend von ſeinem Knie wieder zurückzog. Aber ich erkläre Dir in allem Ernſt, daß ich nicht eher wieder von hinnen weiche, daß ich die ganze Nacht dort bei dem Kamin auf der Erde hocken bleiben werde, wenn Du mir nicht erlaubſt, das Kaminfeuer neu zu entzünden. Hätte ich gewußt, daß es ſo entſetzlich frieren könnte in dieſem nordiſchen Berlin, ſo würde ich Dir abgerathen haben, dieſe Reiſe zu machen. Das ganze Leben iſt hier nur ein von Langerweile durchbrochener Eiszapfen. Ich glaube, die viele Kälte kommt von den Geſichtern der Berliner her. Arme und Beine und Naſe erfriert man ſich ſchon, wenn man nur einen Berliner anſieht. Und an einem ſolchen Ort willſt Du noch die ganze Nacht hindurch in einer ungeheizten Stube arbeiten? Nein, mein Freund, es wird doch Feuer gemacht, aber ſo, wie ich ſchon vorhin es angefangen und ohne Deine naſeweiſe Dazwiſchenkunft ſchon längſt zu Stande gebracht haben würde.

Nun, ich will Dir etwas ſagen, entgegnete Mirabeau lachend, da ich ſehe, daß Du doch nicht abzuweiſen biſt und ich ſo bald als möglich wieder zu meiner Depeſche muß, ſo wollen wir lieber Beide zuſammen Feuer machen, damit es nur raſcher geht. Ich werde Dir alſo helfen, Gräfin Yet-Lie.

Mirabeau begab ſich ſodann zum Kamin, während Henriette ihm eifrig folgte, und ihn dann muthwillig auslachte, als er jetzt weder Holz noch Kohlen zu finden wußte und rathlos umherblickte.

Meine Scheite habe ich mir ſchon geſtern hier verborgen, ſagte ſie wie ein frohlockendes Kind. Siehſt Du, da liegen ſie hinter dem Schrank, und weil ich ſie nicht leiſe genug hervorziehen konnte, machte ich den täppiſchen Lärm, ſonſt hätteſt Du wieder ganz und gar nichts bemerken ſollen. Aber jetzt werde ich Dir ein Stück nach dem andern zureichen, und machen wir ſo wenig als möglich Geräuſch. Denn Freund Coco ſchläft in der Nebenſtube.

Sie knieten jetzt zuſammen vor dem Kamin nieder, um das Werk zu beginnen, bei dem ſich Mirabeau jedoch ſo ungeſchickt anſtellte, daß ſeinem ungeduldigen Wunſch, raſch zu Stande zu kommen und wieder an ſeinen Schreibtiſch zurückkehren zu können, dadurch immer neue Hinderniſſe bereitet wurden. Henriette gerieth bald in eine ausgelaſſene fröhliche Stimmung, indem ſie ſah, wie ihr Freund nicht im Stande war, nur ein einziges Stück Holz richtig und paſſend über dem andern aufzubauen.

Und nun erzähle mir doch auch bei dieſer Gelegenheit, ſagte ſie, ihm mit luſtiger Miene ein neues Scheit darreichend, erzähle mir, was Du denn eigentlich von Berlin aus ſo viel nach Paris zu melden haben kannſt? Ich würde es wahrlich nicht der Mühe für werth halten, auch nur zwei Schreibſeiten voll über Alles, was hier vorgeht, zu Papiere zu bringen. Was in aller Welt kann Frankreich daran liegen, ob der alte König von Preußen noch lange lebt, und ob der Prinz von Preußen ſo und ſo viel Schulden hat und ob er ſeine neue Maitreſſe lieben wird, und ob der Prinz Heinrich neulich drei Mal hinter einander genieſt hat, und ob der Miniſter Hertzberg, dieſer langweilige und ſteife Herr, der Dich neulich eine ganze Stunde lang beſucht hat, ein Freund Frankreichs iſt oder nicht? Muß dies dem König von Frankreich nicht ebenſo gleichgültig ſein, wie es Deiner Het-Lie iſt?

Wenn Du Recht hätteſt, ſtände es viel beſſer mit der Welt, als es mit ihr ſteht, erwiederte Mirabeau, indem er eifrig an Holz und Kohlen weiterbaute. Aber in der heutigen Politik der Staaten ſind die erbärmlichſten Umſtände gerade die entſcheidendſten. Darum berichte ich an das Gouvernement in Frankreich faſt lauter nichtsnutziges Zeug, das ihnen jeder ſchwatzhafte Kammerdiener ebenſo gut von hier ſchreiben könnte. Das iſt aber gerade die Hauptſache, denn ein Kammerdiener ſieht von ſeinem Standpunkt aus den Perſonen am meiſten durch die Rippen und weiß aus dem zu großen oder zu geringen Appetit, mit dem ſein Herr eine Aalpaſtete verzehrt hat, zu folgern, welche Beſchlüſſe im Staatsrath gefaßt worden.

Aber als Du damals von dem preußiſchen König aus Sansſouci zurückkamſt, warſt Du doch ſehr bewegt, und Du ſchriebſt nach Paris darüber in einer ſo ernſten und feierlichen Stimmung, wie ich Dich lange nicht geſehen hatte, bemerkte Henriette, ihm einen ihrer bewundernden und ſchwärmeriſchen Blicke, mit denen ſie ihn ſo oft ſeitwärts betrachtete, zuwendend.

Damals war ich ergriffen, wie Einer, der einen Blick hinter die Couliſſen der Schöpfung gethan hat, entgegnete Mirabeau ernſt. Ich hatte die Menſchengröße in aller Erniedrigung der hinfälligen Creatur geſehen. Da war es mir, als wenn mich das Schickſal ſelbſt an meinen Locken gezupft hätte. Mein ausführlicher Brief, den ich über meinen Beſuch bei Friedrich dem Großen an die Herren von Bergennes und von Calonne richtete, ſoll auch bei dem König von Frankreich die größte Senſation gemacht haben, wie mir von Clavière geſchrieben worden iſt. Der König Louis XVI. ſoll namentlich von der Stelle betroffen worden ſein, an der ich auseinanderſetzte, daß in Preußen Alles für eine große Revolution reif ſei, und dieſer Gedanke iſt es, der mir aus meiner Unterredung mit dem todtkranken König unabweislich entgegenleuchtete.*)

Und warum muß das geſchehen? fragte Henriette aufmerkſam, indem ſie einen Augenblick lang mit der Arbeit innehielt.

---

*) Dieſe Aeußerung Mirabeau's ging in das Buch De la Monarchie prussienne V. 357. über.

Es wird und muß geſchehen, erwiederte Mirabeau eifrig, denn dieſer Staat iſt dazu berufen, eine wichtige Rolle in den Geſchicken Europas zu ſpielen. Er muß ein ächter Staat der Freiheit werden, oder er muß zu Grunde gehen und in ſeinem Sturz zugleich die Selbſtſtändigkeit und Wohlfahrt Deutſchlands begraben. Dieſer König Friedrich iſt ein großer Mann geweſen, er hat ſeinem Staat die Keime des freien Volksthums eingeflößt, die nothwendig darin emporgehen müſſen, wenn er ihnen auch ſelbſt die Saatſpitzen wieder abgeſtumpft hat. Hätte dieſer König blos mit ſeinem Geiſt regiert, ſo würde er die Fahne der Freiheit, die ſeiner Nation gehört, längſt auf allen Spitzen des Staats aufgeſteckt haben. Aber er regierte zugleich mit ſeiner Menſchen- und Deutſchen-Verachtung, und dieſe führte ihn, zugleich aus Bequemlichkeit und übler Laune, dazu, ſeinem Staat dieſe harte Zwangsjacke des königlichen Willens anzuziehen und ſeine Unterthanen blos zu Stiften einer todten und ſeelenloſen Regierungs-Mechanik zu machen. Aber nichtsdeſtoweniger iſt Er es geweſen, welcher dieſem Preußen das Geſetz der Freiheit in alle ſeine Glieder eingegraben hat, und nur Er ſelbſt war mächtig genug, das Aufgehen ſeiner eigenen Pflanzung noch zurückzuhalten. Nach ſeinem Tode wird es

Stürme geben, die durch keine künſtliche Beſchwörung mehr zu beſchwichtigen ſein werden. Und für Frankreich iſt es von der größten Wichtigkeit, was aus Preußen wird. Nur allein durch Preußen kann Oeſterreich im Zaum gehalten werden, das verhaßte Oeſterreich, das den Franzoſen eine leichtſinnige und volksfeindliche Königin gegeben, und das, wenn Preußen von ſeiner Stelle wankt, die Sättigung ſeiner Ländergier zuerſt an Deutſchland befriedigen und damit ſeinen herrſchſüchtigen Bauch gewaltig und dann kaum noch umſpannbar ausrunden wird! Du ſiehſt daraus, wie nöthig ich hier bin, um auf Alles zu achten, was in dieſem verhängnißvollen Augenblick in Preußen vorgehen kann. Die Lage Europas erfordert ein inniges Bündniß Preußens und Frankreichs, und dieſem die Wege zu bereiten, iſt die Aufgabe, die ich mir noch weit über die Abſichten meines Gouvernements hinaus hier geſtellt habe. Denn der König Louis XVI. ſoll ſich zwar über meine Aeußerung gefreut haben, wonach ich in Preußen Alles zu einer Revolution reif und vorbereitet ſehe, aber den wahren Sinn dieſer meiner Darſtellung hat er wohl nicht begriffen. Denn für ihn ſehe ich wenig Grund zur Freude dabei.*)

---

*) Vgl. Condorcet Mémoires II. 72.

Ich aber meine, daß, wenn in Preußen die Freiheit ihren erſten ſiegreichen Aufruf an die Menſchheit erlaſſen haben wird, und wenn für Frankreich ein Bündniß mit Preußen durch die Lage Europas eine Nothwendigkeit geworden iſt, dann ſoll ein freies Preußen, in dem ſich die Prinzipien der neuen Zeit ſchon entſchieden haben, auch das freie Frankreich unwiderſtehlich nach ſich ziehen!

Mirabeau war bei dieſen Worten heftig aufgeſprungen und ging mit mächtigen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er es Henrietten jetzt allein überließ, das Feuer im Kamin zu beſorgen.

Es will aber durchaus heut nicht brennen, rief Henriette nach einer Pauſe ärgerlich. Komm jetzt her, Mirabeau, und hilf mir die Flamme ein wenig anblaſen, denn Du haſt eine gute Lunge, die mehr Kraft hat, als alle die Blaſebälge Berlins zuſammengenommen.

Mirabeau mußte über ſeine Freundin lachen und neigte ſich wieder zu ihr herunter, um die Anſtrengungen ihres lieblichen Athems, die ſich bereits erſchöpft hatten, zu unterſtützen. Es währte auch nicht lange, ſo war das Feuer in ſeinen vollen Zug getreten, und der helle Strahl der Flamme überflog gleichzeitig das Geſicht Beider mit rother Gluth.

Und nun, mein Schatz, danke ich Dir für Dein liebenswürdiges Bemühen, ſagte Mirabeau, indem er die Freundin jetzt mit einem flüchtigen Händedruck verabſchieden wollte. Ich habe heut Nacht noch ſehr viel zu Ende zu bringen, denn nachdem ich meine Chiffre-Depeſche fertig geſchrieben, habe ich noch an meinem Flugblatt über Caglioſtro und Lavater den Schlußſatz hinzuzufügen, denn ich beabſichtige das Manuſcript morgen in die Druckerei zu ſchicken. Und dann will ich ſehen, ob ich ſchon im Stande ſein werde, die Materialien, die ich zu einem großen Werk über die preußiſche Monarchie zu ſammeln angefangen habe, zu ſichten und nach einem gewiſſen planmäßigen Zuſammenhang zu ordnen. Ich will dies Werk von vorn herein in beſtimmte Rubriken theilen, und nachdem ich dieſe feſtgeſtellt, werde ich auch leichter überſchlagen können, was mir noch fehlt, und auf welchem Punkte ich noch mehr zu ſammeln und in Erfahrung zu bringen habe. Aber nun geh, Jet-Lie. Du mein Stern in der Nacht, ſonſt die Vertraute meiner Liebesſchmerzen, die ich beſtändig zu Dir leide, heut kannſt Du nur die Vertraute meines Schreibtiſches ſein, und das iſt doch zu wenig für Dein göttliches Herz.

Henriette warf ihm noch einen ſchmollenden Blick zu und entfernte ſich dann mit langſam zögerndem Schritt in das Nebenzimmer. Er blickte ihr mit zärtlichen Augen nach, und es ſchien ihm leid zu thun, ſie ſo ohne einen nochmaligen Liebesgruß von ſich zu laſſen. Sie kehrte aber eiligſt und mit beflügelter Bewegung wieder zu ihm zurück, nachdem er leiſe bittend ihren Namen gerufen hatte.

Du mußt nicht denken, daß es immer ſo bleiben wird, ſagte Mirabeau, ihren Kopf zwiſchen ſeine Hände nehmend. Nein, Yet-Lie, in kurzer Zeit iſt ein großes Thier aus mir geworden, und dann faullenzen wir wieder zuſammen um die Wette in unſrem köſtlichen Beieinanderſein Tag und Nacht. Schon jetzt bin ich im Begriff, ein reicher Mann zu werden, ich verdiene ja Geld wie Heu vom franzöſiſchen Miniſterium, denn je mehr ſie ſehen, daß ich ihnen etwas liefere, was ihnen ſonſt kein Menſch machen kann, deſto mehr Geld werden ſie mir anweiſen laſſen. Denn auf dieſem Punkt ſind Vergennes und Calonne anſtändige Leute.

Mein Freund, entgegnete Henriette mit geſenktem Kopf, Du verbrauchſt hier zehn Mal mehr, als Du aus Paris bekommſt, denn Du verſtehſt Dich einmal nicht einzurichten, und bald wirſt Du wieder borgen müſſen. Ich fürchte, Du biſt ſchon dabei. Waren nicht geſtern bereits drei Juden hier, mit denen Du in Deinem Cabinet ſo lange und ſo eifrig verhandelteſt? Gewiß wollteſt Du Dir Geld von ihnen borgen, und Du haſt geſehen, daß die berliner Juden ebenſo zähe und unverſchämt ſind, als es die pariſer ſtets gegen Dich waren!

Mirabeau mußte aus vollem Halſe lachen. Dies iſt ein allerliebſter Irrthum von Deiner Seite, mein Kind, ſagte er dann, und eine ſchreckliche Beleidigung für die Herren, die geſtern bei mir waren, und welche Du für Schacherjuden gehalten, mit denen ich wieder einmal Geldgeſchäfte machen wollte. Meine gute Gräfin Det-Lie, das waren ja die angeſehenſten Männer der hieſigen jüdiſchen Gemeinde, die als Deputation zu mir kamen, um meine Schreibfeder für die Sache der Juden und für die Verbeſſerung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe in Anſpruch zu nehmen. Unter dieſen Männern befand ſich auch der würdige Doctor Hertz, ein Jude, aber eine feine und ausgezeichnete Perſönlichkeit, ein Mann, den ich wahrhaft liebgewonnen habe, und der Arzt und Philoſoph zugleich iſt, wie unſer Cabanis, und ein braves Herz in ſeinen Augen und auf ſeinen ſanft beredten Lippen hat. Ich würde glücklich ſein, wenn ich mich mit Männern dieſer Art für mein ganzes Leben verbrüdern könnte. Ueberhaupt beſteht dieſe jüdiſche Colonie in Berlin aus den ausgezeichnetſten Menſchen. Man begegnet in derſelben faſt lauter braven und energiſchen Charakteren, und Geiſtern, die ihre hohe Begabung unter dem Druck der Verhältniſſe nur zu einem um ſo nachhaltigeren Feuer geſtählt und veredelt haben. Der Geiſt des ehrwürdigen Moſes Mendelsſohn, deſſen Schriften ich zu leſen angefangen, ruht auf dieſen berliner Juden und hat ihrer Gemeinde dieſe außerordentlich würdige und geiſtige Haltung gegeben, deren Beiſpiel mehr als irgendwo bewieſen hat, daß die Juden ganz und gar auf der Höhe des Menſchenthums ſtehen können, ſobald die Souveraine ſich nur entſchließen wollen, ſie als Menſchen zu behandeln.*) Die Hauptſtadt Preußens hat an dieſer jüdiſchen Colonie ein ſo bedeutendes und unwiderſtehliches Element der Bevölkerung in ſich aufgenommen, daß ich prophezeihe, Berlin wird nicht als Königsſtadt, ſondern als Judenſtadt dereinſt ſeine höchſte Beſtimmung erreichen, und jeder anſtändige Menſch wird hier noch zuletzt Jude werden müſſen, wenn er ſeine richtige Stelle in der Geſellſchaft einnehmen will!

---

*) Die eigenen Worte Mirabeau's über die jüdiſche Gemeinde in Berlin. Vgl. Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs etc. und die Lettres sur Cagliostro et Lavater in den Oeuvres de Mirabeau. T. IV.

Und Du haſt ihnen verſprochen, für die Juden zu ſchreiben? fragte Henriette, ihren Freund mit einem zweifelhaften Lächeln anblickend.

Ja wohl, entgegnete Mirabeau, indem er ſich an ihrer ſeltſamen Miene beluſtigte. Meine jüdiſchen Freunde in Berlin wollen einen großen Werth darauf legen, daß auch von einem Franzoſen etwas für ihre Sache geſchehe, denn Juden und Franzoſen werden immer eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft mit einander haben, ſo daß ſich der Eine bei dem Andern einer Art von Unterſtützung verſieht. Nun habe ich allerdings nicht viel Zeit, jetzt etwas Neues und Umfaſſendes zu ſchreiben, aber ich werde eine Abhandlung componiren, in der ich die vortreffliche Schrift des Herrn von Dohm über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden zum Grunde legen und theilweiſe übertragen werde. —

Mirabeau hatte bei dieſen Worten ſeinen Sitz am Schreibtiſch wieder eingenommen und tauchte die Feder jetzt mit einem ſo gewaltigen Nachdruck in das Tintenfaß, daß Henriette einen gewiſſen Ernſt daran erkannte, dem ſie dann nicht länger widerſtehen durfte.

Nachdem ſie ihn verlaſſen, fuhr Mirabeau nun mit unaufhaltſamer Eile zu arbeiten fort. Die Feder glitt nun raſtlos und ſtürmiſch unter ſeinen Fingern auf dem Papier dahin und unterbrach durch ihr kritzelndes Geräuſch, mit dem zuweilen die praſſelnde Kaminflamme wetteiferte, einzig und allein die tiefe Stille der Winternacht. Einige Stunden lang ſah er nicht von den Blättern auf, die er in ſo fliegender Haſt beſchrieb. Dann aber, nachdem er die Depeſche vollendet und noch einmal prüfend überleſen hatte, faltete er die Blätter zu einem Brief von großem Format zuſammen, ſiegelte ſie und ſchrieb den Namen ſeines Freundes Clavière, durch deſſen Vermittelung jetzt die Miniſter von Vergennes und Calonne ſeine Briefe empfingen, als Adreſſe darauf.

Mirabeau ſah nach der Uhr und fand, daß die Morgenſtunde herangekommen war. Dies vermochte ihn aber nicht zu raſten, ſondern nachdem er die verſiegelte Depeſche auf dem Abfertigungstiſch niedergelegt, von dem ſie der Courier binnen Kurzem abzuholen hatte, ſchickte er ſich an, zu einer andern Ausarbeitung überzugehen, die er ſichtlich mit weit größerem Behagen zur Hand nahm.

In demſelben Augenblick aber vernahm er von unten ein ſtarkes Klopfen an der Hausthür, welches ſich bald mit einer größeren Dringlichkeit erneuerte, da ſich wegen der frühen Morgenſtunde noch Niemand eingeſtellt hatte, das Haus zu öffnen. Mirabeau war ſogleich aufmerkſam geworden, und in der Meinung, daß es eine wichtige Botſchaft ſein könne, die für ihn beſtimmt ſei, begab er ſich jetzt zu ſeinem Kammerdiener Boyer, um denſelben zu wecken und hinunterzuſenden.

Boyer kam mit einem Manne zurück, in welchem Mirabeau ſogleich einen ihm zur Verfügung geſtellten Courier erkannte, der ſoeben wieder von Paris zurückgekehrt zu ſein ſchien. Der Courier übergab einen Brief, den er noch beſonders als ungemein eilig bezeichnete und deſſen Aufſchrift an Mirabeau von der Hand Clavière's war.

Nachdem der Brief raſch geöffnet und geleſen worden, erſah Mirabeau daraus mit einigem Befremden, daß ſein perſönliches Erſcheinen in Paris unmittelbar gewünſcht werde, und daß er bei der Beſtimmtheit und Dringlichkeit, mit der ihn die Miniſter, namentlich der auswärtige Miniſter, Graf von Vergennes, in Paris zu ſprechen begehrten, ſeine Abreiſe jedenfalls noch an demſelben Tage werde feſtſetzen müſſen. Als Beweggrund hatte Clavière flüchtig angedeutet, daß die letzten Berichte Mirabeau's über den preußiſchen Hof und die politiſche Stimmung in

Preußen und Deutſchland bei dem franzöſiſchen Miniſterium einen großen Eindruck gemacht, daß zwiſchen den Miniſtern und dem König Louis XVI. darüber ein lebhafter Austauſch der Meinungen entſtanden ſei, und man über mehrere wichtige Punkte ihn noch perſönlich befragen und hören wolle, weil man den Weg der Chiffren dazu nicht geeignet finde.

Mirabeau ſann einen Moment nach und dann blitzte eine lebhafte Freude in ſeinen Augen auf. Eine ungewöhnliche Heiterkeit, wie man ſie ſelten an ihm gewahrte, ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen.

Er fertigte den Courier ab, indem er ihm die neue Depeſche übertrug und ihm zugleich einſchärfte, da er in Paris vielleicht mehrere Stunden früher eintreffen dürfte, im Cabinet des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Grafen Mirabeau anzuzeigen.

Darauf begab ſich Mirabeau ſogleich unter die Hände ſeines Kammerdieners, um zuerſt ſeine Toilette beſorgen zu laſſen.

Frau von Nehra aber trat bald ebenfalls in vollſtändig geordnetem Anzuge hervor, da ſie von der im Hauſe entſtandenen Unruhe erweckt worden war und mit ihrem feinen Gehör ſogar etwas von einer bevorſtehenden Abreiſe ihres Freundes vernommen hatte.

Sie ſtürzte daher in größter Bewegung auf Mirabeau zu und klammerte ſich ängſtlich an ſeinen Arm, indem ſie ihn in einem Athem fragte, ob ſie wirklich recht gehört, ob er noch heut verreiſen wolle, ob und wann er wiederkommen werde, und ob ſie ihn nicht am liebſten auf dieſer Reiſe begleiten könne?

Mirabeau beruhigte ſie in der freundlichſten Weiſe, indem er zugleich fortfuhr, ſich von ſeinem Kammerdiener ankleiden zu laſſen. Er bedeutete ſie, daß ſie hier mit Freund Coco ruhig ſeine Rückkehr abzuwarten haben werde, denn er müſſe, da es ſich um die wichtigſten Staatsgeſchäfte handele, außerordentlich raſch reiſen, hoffe aber wohl in vier bis ſechs Wochen wieder zu ihr nach Berlin zurückgekehrt zu ſein.

Henriette ſchwieg, aber Mirabeau ſah die Thränen, welche ihr heimlich über die Wangen liefen. Nachdem er vollſtändig und in einer beſonders feierlichen Toilette, die Henrietten auffiel, angekleidet war, entließ er Boyer mit einigen anderen Aufträgen, welche die Vorbereitungen zu ſeiner demnächſtigen Abreiſe zum Zweck hatten.

Dann näherte er ſich ſeiner Freundin, die ſchweigend am Fenſter ſtand und ihm den Rücken zugekehrt hatte, um ihre Thränen nicht ſehen zu laſſen. Er umarmte ſie und küßte ihr die Thränen von den ihn ernſthaft und verzagt anblickenden Augen hinweg.

Habe nur guten Muth, Gräfin Jet-Lie! tröſtete er ſie mit zärtlicher Liebkoſung. Wir ſehen uns wieder, und dann wirſt Du mich vergnügter finden, als Du mich jemals geſehen. Denn dieſe Reiſe, zu der man mich veranlaßt, iſt mir das ſicherſte Zeichen, daß das franzöſiſche Miniſterium mich zu würdigen anfängt. Man hat endlich in Paris eingeſehen, was man an meiner Beobachtung, an meiner Feder, an meiner Kenntniß der Staats- und Weltverhältniſſe, und an meiner Einſicht in die innerſten Nothwendigkeiten der Politik hat und haben kann. Ich will dem franzöſiſchen Gouvernement jetzt gern jeden weiteren Aufſchluß geben, den es von mir begehrt. Ich will ihm eine Direction vorzeichnen, wie es ſich in Preußen eine franzöſiſche Partei organiſiren kann, wie es ſich durch Preußen auf Deutſchland ſtützen und ganz Deutſchland zu einem Grundgeſtell ſeiner Machtpolitik gewinnen ſoll, und wie durch eine Allianz zwiſchen Frankreich, Preußen und England eine neue und höchſt erfolgreiche Wendung der europäiſchen Politik zu ſchaffen wäre.

Und was wirſt Du wieder von allen Deinen großen Bemühungen haben, Mirabeau? fragte ihn

Henriette, indem ſie langſam ihre Augen zu ihm erhob.

Man wird jetzt einſehen, erwiederte Mirabeau ſtürmiſch und mit dem Fuße ſtampfend, daß man gegen die erſten Vortheile Frankreichs gefehlt hat, wenn man mir bis jetzt noch keine bedeutende Stelle im Staatsdienſt gab! Iſt es nicht eine Schande, daß ein Menſch, wie dieſer Graf Eſterno, hier Geſandter Frankreichs am Hofe des Königs von Preußen iſt? Dieſer leere und windige Graf Eſterno, der nichts weiß und nichts erfährt und der weder Herz noch Verſtand, weder Augen noch Ohren für die Intereſſen Frankreichs hat, iſt hier unmöglich, ſobald meine Vorſchläge zu einer neuen auswärtigen Politik Frankreichs in Paris Beachtung gefunden haben. Ich würde dieſe Geſandtſchaftsſtelle ſehr gern hier übernehmen, ſobald man meinen politiſchen Anſchauungen zu folgen bereit iſt.*) Ich würde im Stande ſein, alles das wieder gut zu machen, was mein Vorgänger verſäumt und ſchlecht gemacht hat. Ich bin aber auch feſt überzeugt, daß man dergleichen jetzt mit mir im Sinne hat. Ich bin hier der nothwendige Diplomat geworden. Doch würde ich auch jeden andern diplomatiſchen Poſten in Deutſchland annehmen, auf dem ich in meinem Sinne für Frankreich wirken könnte.

---

*) Peuchet III. 23.

Henriette hatte ihre Augen wieder ſchmerzlich geſenkt und ſchüttelte zu den ſo bedeutend aufgeregten Hoffnungen ihres Freundes ganz leiſe das Haupt.

Du kannſt Dich diesmal darauf verlaſſen, mein Kind, fuhr Mirabeau fort, denn hat das Gouvernement nicht ſchon angefangen, ſich hinſichtlich der Geldmittel ziemlich glänzend gegen mich zu benehmen? Ich koſte dem Staate jetzt mehr, als er nachher für mich zu bezahlen haben würde, wenn er mir den regelmäßigen Geſandtſchaftsposten hier überträgt. Die mir urſprünglich ausgeworfene Summe von tauſend Francs für den Monat hat man mir ſchon auf das Fünffache erhöht. Ich habe freilich auch viele Auslagen davon zu beſtreiten gehabt, denn unſere Einrichtung hier in Berlin, der Kleiderluxus, der an den nordiſchen Höfen herrſcht, Equipage, die verſchiedenſten Arten von Pferden, deren ein Cavalier in Berlin gar nicht entbehren kann, dazu mancherlei geheime Ausgaben, Hin- und Herreiſen im Innern von Deutſchland, die Herbeiſchaffung der Materialien für mein Werk über die preußiſche Monarchie, Alles das greift hier auf eine fürchterliche Weiſe ins Geld und wird dem König von Frankreich, der alle Zahlungen für mich jetzt auf ſeine Schatulle übernommen hat, bald noch bedeutendere Opfer auferlegen.*) Dafür mache ich ihnen aber auch den ganzen preußiſchen Staat ſo durchſichtig, daß man jeden Faden erkennen kann, der hier zieht, und an dem man künftig das ganze deutſche Geſpinnſt von Paris aus zu ziehen im Stande ſein wird. —

Henriette erkundigte ſich jetzt mit ſchwerem Herzen nach der Stunde, in welcher Mirabeau reiſen würde, und als ſie erfuhr, daß er die Abreiſe jedenfalls auf den heutigen Abend feſtgeſetzt habe, vielleicht aber noch früher dazu gelangen werde, wenn er mit einigen vorher noch abzuſtattenden Beſuchen raſch und nach Wunſch zu Stande kommen könnte, entfernte ſie ſich wieder, um noch mancherlei häusliche Vorbereitungen für den Freund treffen zu laſſen.

Nach einer halben Stunde, in welcher Mirabeau noch haſtig einige Briefe geſchrieben hatte, kehrte ſie wieder zu ihm zurück und lud ihn ein, in dem Frühſtückszimmer den Kaffee einzunehmen.

Als er ihr an dem Frühſtückstiſch eine Zeitlang gegenüber geſeſſen hatte und mit der fröhlichſten und faſt ausgelaſſenen Laune ſich bemüht zeigte, den Kummer ſeiner liebenswürdigen Freundin zu zerſtreuen, fragte ſie ihn, indem ihre Blicke forſchend auf ihm ruhten, warum er denn ſogleich für ſeine Frühtoilette ſich in einen ſeiner gewählteſten und feinſten Anzüge geworfen und ſo ausſehe, als ob er noch an den Hof gehen wolle?

---

*) Montigny IV. 342.

Nicht gerade an den Hof, entgegnete Mirabeau flüchtig, aber ich beabſichtige noch, zum Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, zu fahren, denn ohne den Prinzen nochmals vertraulich geſprochen zu haben, halte ich es nicht für räthlich, nach Paris abzugehen. Du weißt, der Prinz war für mich hier inſofern die Hauptperſon, als er meine Schritte auf dem hieſigen Terrain weſentlich leitete, und mir manche Fingerzeige gab, wie ich die Intereſſen Frankreichs in Preußen fördern und anknüpfen könnte. Aber wie ich mit ihm ſelbſt und ſeiner eigenen Perſon daran bin, iſt mir bis auf die jetzige Stunde noch unklar geblieben. Ich muß noch etwas Beſtimmtes von ihm zu erforſchen ſuchen, ehe ich reiſen kann, um für die Berathung, zu der ich in Paris zugezogen werden ſoll, noch etwas Neues und Weſentliches mitzubringen. Es iſt mir um ſo wichtiger, den Prinzen vor meiner Abreiſe noch einmal ſprechen zu können, da ich erſt geſtern in einer Geſellſchaft bei Herrn von

Dohm aus ganz zuverläſſigem Munde gehört habe, daß der Prinz Heinrich in einer genauen perſönlichen Verbindung mit dem franzöſiſchen Cabinet und namentlich mit Herrn von Calonne ſteht, und gewiſſermaßen Urſache geworden iſt, daß man mich ſelbſt hierher nach Berlin geſchickt hat.*) So iſt man freilich, wenn man Diplomat wird, auch zugleich immer in Gefahr, Dupe zu ſein.

Wie ſo, mein Freund, hat man Dich betrogen? fragte Henriette ängſtlich, ſich in ihrer gewohnten, zärtlich um ihn beſorgten Weiſe an ſeine Schulter ſchmiegend.

Nein, aber man hat mich doch an einem beſtimmten Faden hier gelenkt, ohne daß ich es wußte, entgegnete Mirabeau, denn Herr von Dohm, welcher der unterrichtetſte Mann in ganz Berlin iſt und das Gras aller Geheimniſſe wachſen hört, erzählte mir geſtern im Vertrauen, daß Prinz Heinrich ſeit längerer Zeit einen vertrauten Briefwechſel mit unſerm Miniſter von Calonne führt, und daß er dem franzöſiſchen Gouvernement ſchon mehrmals den Rath ertheilt habe, den unfähigen Grafen Eſterno von dem hieſigen Geſandtſchaftspoſten zu entfernen und durch

---

*) Thiébault Frédéric le Grand ou mes Souvenirs II. 194.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

einen Mann von mehr Charakter und Energie zu erſetzen. Da man hier in den politiſchen Kreiſen Berlin's bereits glaubt, daß mir die Geſandtſchaft am preußiſchen Hofe künftig zugedacht ſein könne, ſo will man auch daraus folgern, daß ich auf Betrieb des Prinzen Heinrich hierher gebracht worden ſei, um mich einſtweilen auf dem Platze zu orientiren. In demſelben Augenblick, als ich dies geſtern hörte, fuhr es mir wie ein Blitz durch meine Erinnerungen, daß ſchon Clavière mir in Paris ſagte, es ſei der Prinz Heinrich von Preußen, der die Anweſenheit eines feinen und kundigen Beobachters in Berlin gewünſcht, um mit ihm hier zuſammen zu wirken und dem franzöſiſchen Intereſſe zu dienen. Ich ſah mich auch durch eine ausdrückliche Empfehlung unſeres Cabinets vorzugsweiſe an den alten Herrn gewieſen, und habe hier ſtets den vertrauteſten Zutritt zu ihm gehabt. Aber da er ungeachtet mancher guten Rathſchläge doch nicht ſehr ergiebig gegen mich war, und mich in der letzten Zeit ziemlich kurz behandelte, ſo kam ich von dem Gedanken ab, in ihm einen Förderer meiner Perſon zu ſehen und ihn auch für meine perſönliche Carrière benutzen zu können. Jetzt will ich zu ihm, um ihm durch ein lebhaftes Geſpräch noch einige Aeußerungen zu entlocken, wie weit das franzöſiſche Syſtem, dem er allerdings aufrichtig hingegeben zu ſein ſcheint, bei der ausbrechenden Kriſis hier auf ſeine Unterſtützung werde rechnen können. Kann ich eine ſolche Aeußerung, die man mündlich viel beſtimmter ertheilen kann als ſchriftlich, mit nach Paris nehmen, ſo bringe ich ſchon einen recht greifbaren Erfolg meiner hieſigen Miſſion mit. Und dann wollte ich ihn auch bitten, mir einige ſchriftliche Zeilen für Herrn von Calonne mitzugeben, und ihm darin zu ſagen, daß der Graf Eſterno bald einen Nachfolger haben müſſe, der mit den Männern, welche hier dem franzöſiſchen Syſtem anhängen, wirklich in Verbindung ſteht und des Vertrauens dieſer Partei ſich zu erfreuen hat. Kann ich den alten Herrn raſch ſprechen und nach meinen Wünſchen bewegen, ſo reiſe ich noch vor Abend ab, denn der Stand der Angelegenheiten drängt.

Nein, erwiederte Henriette lebhaft, vor Abend darfſt Du uns nun auf keinen Fall verlaſſen. Es kommt doch nicht blos auf Deine Politik Alles an, ſondern es wird auch ein wenig danach zu fragen ſein, was Coco und Deine Freundin Henriette ſagen. Heut Abend wird bei uns chineſiſches Schattenſpiel aufgeführt, was ich Dir ſchon geſtern angekündigt habe, und Du haſt, ein Mann ein Wort, zugeſagt, dieſer Vorſtellung beizuwohnen. Wir ſpielen eine Komödie, in der ſich auch Alles um Politik dreht, und in welcher der väterlich geſinnte Kaiſer Toutcequevousvoudrez ſein ganzes Reich über ein Bambusrohr ſpringen läßt. In dieſer Komödie wird auch ein deutſches Liedchen geſungen, was Herr Coco, der erſte Hofſchauſpieler in der Horde des Grafen Mirabeau, ſchon ſeit mehreren Tagen eifrig ſtudirt und gewiß mit unnachahmlicher Meiſterſchaft ausführen wird.*)

Das ſind die Streiche meines Kammerdieners Boyer, die mich nun noch in meiner Abreiſe verſpäten werden, ſagte Mirabeau lächelnd. Der Taugenichts hat Euch dieſe Künſte beigebracht, und für einen berliner Winterabend mögen ſie auch ganz paſſend erſonnen ſein. Und um nicht noch beim Scheiden Dich zu betrüben, verſpreche ich Dir, heut Abend im Parterre Eures Drama's zu ſitzen und erſt, nachdem die Kataſtrophe eingetreten, mich von Euch Lieben zu beurlauben.

Henriette jubelte freudig, und Mirabeau, dem jetzt gemeldet wurde, daß ſein Wagen unten vorgefahren ſei, eilte hinweg, um erſt noch einige Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen und dann vor dem Palais des Prinzen Heinrich von Preußen vorzufahren.

---

*) Montigny IV. 343.

Erſt gegen Abend kehrte Mirabeau mit allen Anzeichen großer Verſtimmung wieder zurück, und theilte der Freundin, die er ſchon mit den Vorbereitungen zu der angekündigten Vorſtellung beſchäftigt fand, mit, daß ihm faſt Alles, was er den Tag über verſucht, fehlgeſchlagen ſei.

Nicht einmal dieſer lumpige Graf Eſterno ließ ſich von mir ſprechen, ſagte Mirabeau mit heftigem Aerger, ſondern ich wurde wegen der Ausfertigung meiner Päſſe an den Legationsſecretair gewieſen. Der Miniſter Hertzberg, von dem ich gern noch einige Stichworte der hieſigen Situation aufgefangen hätte, iſt in Sansſouci bei dem kranken König, der ſeit einiger Zeit ſeiner Geſellſchaft ſo bedürfen ſoll, daß er ihn nicht mehr von ſich laſſen will. Doch hoffte man heute auf ſeine Rückkehr im auswärtigen Miniſterium, und deshalb fuhr ich viermal zu verſchiedenen Zeiten am Hôtel vor, aber vergebens. Ich ſchämte mich hinlänglich vor mir ſelbſt, daß man in die Lage kommen kann, ſich ſo viel Mühe um einen politiſchen Commis zu geben, denn was iſt dieſer Hertzberg, was ſind alle dieſe preußiſchen Miniſter anders, als ganz gemeine Commis-Naturen? Eben ſo ſchlimm erging es mir im Palais des Prinzen Heinrich, wo ich mich erſt dreimal vergebens zu einer Audienz melden ließ, und dreimal die Antwort hören mußte, daß der Prinz noch nicht aufgeſtanden ſei und vielleicht wegen Unwohlſeins den Tag über das Bett hüten werde, bis ich endlich das vierte Mal hören mußte, daß die Königliche Hoheit ſoeben ausgefahren ſei. Dies widerſprach ſo ſehr meinem Abkommen mit dem Prinzen, wonach ich zu jeder Tageszeit vertrauten Zugang bei ihm haben ſollte, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſeinem Adjutanten, dem ſogenannten ſchönen Knyphauſen, meine ganze Verwunderung über dieſes Benehmen des Prinzen auf das Verdrießlichſte auszudrücken. Indeß denke ich mir, daß es nichts weiter war, als eine Aergerlichkeit des Prinzen, ſich von mir gerade heut überlaufen zu ſehen, denn ich entnahm erſt zuletzt aus einem gewiſſen lächelnden Zug um die Mundwinkel des ſchönen Knyphauſen, daß der Prinz in ſeinem Cabinet nicht allein geweſen, ſondern einen Beſuch bei ſich hatte, der ihm zu manchen Zeiten nothwendig ſcheint! Es iſt dies der junge Tänzer Rollin, der ſeit einiger Zeit im Palais des Prinzen ſchönes oder ſchlechtes Wetter machen kann, je nachdem es ihm einfällt. *) Der

---

*) Mirabeau wurde wegen dieſer Verdächtigung der Sitten

tapfre Held von Hohenfriedberg und Prag glaubt jetzt in ſeinen alten Tagen wenigſtens noch ſolche Schlachten liefern zu müſſen. —

Der Aerger, in den ſich Mirabeau jetzt immer tiefer hineinſprach, wurde durch die luſtigen Anſtrengungen des kleinen Coco, dem es ganz unbemerkter Weiſe gelungen war, ſich auf ein Knie Mirabeau's hinaufzuſchwingen, auf eine ſchon faſt verſöhnlich wirkende Weiſe unterbrochen. Mirabeau nahm die Grüße und Liebkoſungen, mit denen ſein Liebling nicht müde wurde, ſich bei ihm zu melden, jetzt endlich mit freundlicher Gewährung auf, und überließ ſich einige Minuten lang dem Spiel mit dem aufgeweckten, anmuthig heranwachſenden Knaben.

So mußte er ſich denn auch, obwohl er ſichtlich keine Ruhe mehr dazu hatte, und ihm noch einige dringende Anordnungen vor dem Antritt ſeiner Reiſe übrig waren, darein ergeben, daß das chineſiſche Schattenſpiel, zu dem er eingeladen war, zu ſeiner vollſtändigen Darſtellung vor ihm kommen ſollte. Es ſollte damit zugleich eine neue Erfindung ſeines anſchlägigen Kammerdieners zum Beſten gegeben

---

des Prinzen Heinrich von Preußen, der er ſich in der Histoire secrète de la Cour de Berlin ganz offen überläßt, ſpäter auf das Heftigſte angegriffen.

werden, und ſobald es vollſtändig dunkel geworden war, mußte ſich Mirabeau gefallen laſſen, daß man ihn in den für die chineſiſche Komödie ſchon vollſtändig vorbereiteten Salon führte.

Der gemüthliche und oft durchaus kindliche Ton, in welchem Mirabeau mit den Seinigen zu verkehren pflegte, machte ihm zwar dies Opfer nicht gerade ſchwer, aber alle ſeine Gedanken waren ſchon unterwegs nach Paris, und, ſeiner Gewohnheit nach, hielt er in ſeinem Innern bereits donnernde Reden ab, mit denen er ſich an die Miniſter Vergennes und Calonne wandte. Ja, er hoffte, bei ſeiner diesmaligen Anweſenheit in Paris auch den König Louis XVI. zu ſprechen, vielleicht auch der ſchönen Königin Marie Antoinette ſeine Aufwartung machen zu dürfen.

Während er ſich ſo immer kühneren Vorſtellungen ſeiner Phantaſie überließ, hatte er kaum gemerkt, daß er ſich ſchon mitten im Reich des Kaiſers Toutcequevousvoudrez befand und die Schatten an der Wand ſich zu einer fürchterlichen Intrigue gegen das Bambusrohr verſchworen hatten, welches die einzige Stütze in der Hand des gütigen Monarchen war. Die Expoſition ſchien vortrefflich gelungen, die Figuren bewegten ſich mit der mimiſchen Feinheit großer Schauſpieler, worin eben die geiſtreiche Erfindung Boyer's beſtand, Coco jubelte, und die leicht vergnügliche Henriette war im beſten Zuge, ihren bevorſtehenden Abſchied von Mirabeau zu vergeſſen.

Dies iſt eine wahrhaft diaboliſche Geſchichte, flüſterte Mirabeau, indem er ſeinen Arm um den Nacken der neben ihm ſitzenden Henriette legte. Es ſcheint, daß die Unterthanen dieſes chineſiſchen Kaiſers Toutcequevousvoudrez durchaus keinen Spaß mehr verſtehen wollen. Sein Volk ſcheint ihm dieſen vielverſprechenden Beinamen Toutcequevousvoudrez ebenſo bereitwillig gegeben zu haben, als man unſern Ludwig XVI. Anfangs den Volksfreund und den Rechterſehnten genannt hat. Dieſer Schatten-Kaiſer giebt Jedem allerdings nur, was er ſich wünſchen kann, aber Seine Kaiſerliche Majeſtät ſcheint der verteufelten Meinung aller Fürſten zu ſein, daß, was ſich das Volk am meiſten wünſcht, doch, beim Licht beſehen, eigentlich nur Prügel ſeien. Der weiſe väterliche Bambus ſucht daher das Volk unaufhörlich an einer gewiſſen Stelle zu kitzeln, bis ſich endlich ergiebt, daß auch an dieſer Stelle Vernunft wohnt, die auf eine fürchterliche Weiſe erwacht. Die Maitreſſe des Kaiſers, es iſt gewiß die Mademoiſelle Opinion publique, die wegen einer aus naſchhaften Gewohnheiten an ihm begangenen Untreue auch den

Bambus zu ſchmecken bekommen, und ſich wegen begreiflich leichter Verletzlichkeit auf ſo zarter Haut gar nicht zufrieden zu geben vermag, hat nun dieſe entſetzliche Verſchwörung unter dem Volke der Schatten angeſtiftet. Seht, dieſer Kampf iſt gut gemalt, das iſt mehr als Prügelei, das iſt die hiſtoriſche Wahrheit! Aber der Kaiſer Toutcequevousvoudrez hat ſein Prinzip richtig erkannt, und er hält den Bambus hoch und feſt in ſeinen Händen. Nachdem er das Rohr vor den Augen Aller inbrünſtig geküßt hat, fängt er an zu weinen, was die Schatten ſämmtlich nicht aushalten zu können ſcheinen. Nun ſtreckt er ihnen nochmals den Bambus entgegen, und jetzt bieten ſie ihm alle von freien Stücken den patriotiſchen Körpertheil dar, der ihnen noch vor Kurzem ſo wund geweſen, und den ſie nunmehr für den eigentlichen Altar des Vaterlandes erklären wollen, auf dem der Bambus für ewige Zeiten niedergelegt werden ſoll. Der Kaiſer Toutcequevousvoudrez ſchließt nun großmüthig ſeinen Frieden, und geſteht ein neues Grundgeſetz zu, das jetzt höchſt ceremoniell gefeiert wird, indem das ganze Reich mit einem ungeheuern Freudenſchrei über das Bambusrohr ſpringt. —

Mirabeau erhob ſich jetzt von ſeinem Platz und erklärte ſeine Zeit für abgelaufen, indem ihn plötzlich die frühere Ungeduld wieder beſchlich. Doch bewog ihn Henriette noch durch einen ihrer unwiderſtehlichen Blicke, das deutſche Lied Coco's mit anzuhören, welches unter den Jubelſtimmen des Verſöhnungsfeſtes im Reiche des Schattenkaiſers vernommen wurde und jetzt ohne Fehl und faſt rührend erklang.

Der Bediente meldete, daß die Extrapoſt unten vor der Thür vorgefahren ſei, und während die Koffer aufgepackt wurden, nahm Mirabeau noch einmal von ſeiner Freundin mit beredten Worten Abſchied.

Mir wird auch recht traurig zu Muthe, daß ich von Dir gehen muß, ſagte er, ſie lange an ſich drückend. Wer weiß, ob es mir jemals wieder ſo friedlich und ſo wohl werden wird, als hier an Deinem reinen ſchönen Herzen, und bei Deinem luſtigen, von Coco's friſchem Jauchzen begleiteten Schattenſpiel. Euere allerliebſte Komödie iſt ein ſehr gutes Reiſegeſchenk für mich geweſen, denn Ihr habt mich noch recht gut an das chineſiſche Syſtem erinnert, während ich als Commis-Voyageur des franzöſiſchen Syſtems zwiſchen Berlin und Paris reiſe. Ja, ja, ihr einfachen ſtillen Herzen, ihr tragt doch immer die größte Weisheit in euch. Ihr werdet wohl Recht haben mit Eurer Komödie, denn ſo lange es ſich noch um Syſteme und Conventionen für den Staat und die

Völker handelt, wird das chineſiſche Syſtem immer das beſte und ſtärkſte ſein. Wenn ich vernünftiger wäre, bliebe ich bei Dir in Deiner warmen traulichen Stube, ſtatt mich wieder kopfüber in das chineſiſche Schattenſpiel von Paris hineinzuſtürzen, und darauf zu harren, daß die Schatten einmal wirkliches Lebensblut bekommen ſollen. Ich bin am Ende auch nur ein kläglicher Schattenſpieler, wie alle andern. — —

Sie trennten ſich, nachdem Coco noch ſeinen Theil am Abſchied erhalten. Das Poſthorn unten rief mit ſchmetterndem Hallen, und Henriette begleitete ihren Freund noch bis an den Reiſewagen, der dann mit ihm raſch in die Nacht hinausfuhr, nachdem die zuletzt immer ängſtlicher werdende Henriette ſich noch von Mirabeau feierlich hatte ſchwören laſſen, daß er ihrer nicht vergeſſen und ſie jedenfalls, wie es auch kommen möge, wieder von Berlin abholen werde. —

V.

Der Tod Friedrichs des Großen.

Graf Mirabeau war nach einem kurzen Aufenthalt in Paris wieder in die preußiſche Hauptſtadt zurückgekehrt, wo er, einige Ausflüge ausgenommen, die er beſonders an die Höfe von Braunſchweig und Dresden unternommen, nun unausgeſetzt in eifriger Beobachtung aller Verhältniſſe und in Erwartung des Ereigniſſes, dem die ganze politiſche Welt mit der größten Spannung entgegenharrte, verweilte.

Bereits war die Mitte des Sommers 1786 herangekommen, und der Todeskampf Friedrichs des Großen, der in allen Cabinetten Europas belauſcht wurde, hatte ſchon faſt ſeit fünf Monaten gedauert, ohne daß die erwartete Entſcheidung eingetreten wäre. Zu Anfang des Auguſt hatten ſich ſogar weit beſſere Nachrichten zu verbreiten angefangen, und der kranke König ſelbſt ſchien ſich mit großer Zuverſicht an den Gedanken ſeiner Wiedergeneſung anzuklammern. Denn ſein Leibarzt in Potsdam, der Doctor Freſe, war faſt in Ungnade gefallen, weil er, auf ſein Gewiſſen über die Natur der Krankheit befragt, das unheimliche und den König verdrießende Wort der Waſſerſucht auszuſprechen gewagt hatte.

Indeß wurde auf der andern Seite nur mit um ſo größerer Beſtimmtheit faſt jeden Tag und jede Stunde der entſcheidenden Auflöſung König Friedrichs entgegengeſehen. Von einer eigenthümlichen Ahnung getrieben, hatte ſich Mirabeau in der Nacht zum 17. Auguſt eines ſeiner beſten und ſtärkſten Pferde vorführen laſſen, um nach Potsdam hinüberzureiten und dort ſichere Nachrichten einzuholen. Schon ſeit einigen Wochen hatte er ſeine Reitpferde nicht anders als im vollſtändigen Sattelzeug im Stall ſtehen, um, ſobald nur etwas vorfiele, ſich ungeſäumt ihrer bedienen zu können und aus der Nähe des großen Sterbenden die wichtige Kunde mit allen ihren Einzelnheiten für ſeine Regierung zu ſchöpfen. Denn es lag ihm Alles daran, das franzöſiſche Gouvernement mit dieſer Todesnachricht ſo raſch und ausgiebig als möglich zu bedienen, und jedenfalls der Erſte zu ſein, durch den dieſelbe nach Paris gelangen ſollte.*)

---

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin (1789). T. I. p. 56.

Als Mirabeau vor der Thür ſeines Hauſes eben ſein Pferd beſteigen wollte, ſah er einen ſeiner Freunde, mit dem er in der letzten Zeit in Berlin beſonders vertraut verkehrt hatte, den Baron Noldé, in großer Haſt von der Straße her auf ſich zueilen. Er hielt inne, um den Ankommenden zu begrüßen, von dem er vielleicht noch einiges Neue über die Lage der Dinge zu erfahren hoffte. Der Baron Noldé, ein junger curländiſcher Edelmann, der ſeit einigen Monaten in Berlin lebte, hatte ſich auf eine ſo innige und faſt zärtliche Weiſe an Mirabeau angeſchloſſen, daß daraus ein täglicher Freundſchaftsumgang entſtanden war, der ſich nicht blos auf die Kreiſe des geſellſchaftlichen Verkehrs, ſondern auch auf die Häuslichkeit Mirabeau's erſtreckte.

Noldé, der etwas Gemüthliches und Kindliches hatte, war zugleich ein Spielkamerade des kleinen Coco und ein aufmerkſamer Freund der Frau von Nehra geworden, und fing an, ſich zu dem zu rechnen, was Graf Mirabeau gern mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit ſeine „Horde“ zu nennen pflegte, ſo daß er ſchon faſt ein unentbehrliches Mitglied dieſer wandernden Familie und zugleich eine nützliche Mittelsperſon für alle möglichen Beſorgungen, die ihm zufielen, geworden war. Mirabeau hatte ihn auch noch dadurch an ſich gefeſſelt, daß er ſich zu ſeinem Rathgeber bei den Verwickelungen gemacht hatte, in die Noldé mit ſeiner Familie, die zu den erſten Häuſern Curlands gehörte, gerathen war. Denn ſeine Familie begehrte dringend ſeine Rückkehr nach Curland, wo man ihm eine bedeutende Verwendung zugedacht hatte, während Noldé aus einem leidenſchaftlichen Haß gegen Rußland und aus Liebe zu Frankreich ſich ſeinen heimathlichen Verhältniſſen zu entziehen trachtete, und durch Mirabeau nach Frankreich zu gelangen und ſeine Dienſte dem franzöſiſchen Gouvernement darbieten zu können hoffte.

So hatte ſich Noldé auch jetzt auf eine faſt aufopfernde Weiſe thätig bewieſen, um ihm zuverläſſige und brauchbare Nachrichten aus Sansſouci zuzuführen, wozu er bei ſeiner großen perſönlichen Beweglichkeit und ſeinen Verbindungen im Kreiſe der Diplomatie ſich ganz beſonders in der Lage befand. In dieſem Augenblick, wo die Mitternachtsſtunde faſt herangerückt war, ſtürzte er noch athemlos herbei, um den Grafen Mirabeau in Kenntniß zu ſetzen, daß der ſächſiſche Geſandte ſoeben ſeinen Jäger nach Dresden abgeſandt habe, um ſeinem Hofe eine Meldung über das bereits ſo gut als gewiß erfolgte Ableben des Königs zu machen. Noldé fügte hinzu, daß der ſächſiſche Geſandte dies gewiß nicht gethan haben würde, wenn er ſich nicht dabei auf eine neue und zuverläſſige Kunde aus Sansſouci hätte ſtützen können.

Mirabeau ſtutzte, indem er ſeine Hand nachdenkend auf den Hals des vor ihm ſtehenden, ungeduldig am Boden ſtampfenden Pferdes legte. In dieſer Art hätten wir allerdings auch zu Werke gehen können, ſagte er dann nach einer Pauſe. Denn da man nach Allem, was feſtſteht, berechnen kann, daß der Todeskampf höchſtens noch einige Tage anzudauern vermag, ſo hätte ich allerdings meinen Courier ſchon nach Paris abſenden können. Denn in dem Augenblick, wo er mit der Nachricht von dem Tode in Paris ankommt, wäre dieſer ohne allen Zweifel bereits eingetreten. Wenn ich der regelmäßige Diplomat Frankreichs hier in Berlin wäre, würde ich auch auf der Stelle ſo handeln. Aber in meiner Lage muß ich beſonders vorſichtig und discret ſein, und ich darf das Geld für einen Courier nicht ſo ohne Weiteres aus dem Fenſter werfen. Der Gedanke an dieſen Tod läßt mir aber heut Nacht keine Ruhe mehr und ich vermag nicht zu Hauſe zu bleiben. Es treibt mich noch um Mitternacht zu einem Ritt nach Schloß Sansſouci auf, und Sie würden mich erfreuen, Bavon Noldé, wenn Sie auch ein Pferd nehmen und mich dorthin begleiten wollten.

Noldé nahm dieſe Aufforderung freudig an, und Beide blieben ſo lange auf der Straße nebeneinander ſtehen, bis das Pferd für Noldé aus Mirabeau's Stall in Bereitſchaft geſetzt und vorgeführt war.

Es war eine ſchöne warme Auguſtnacht, glänzende Sterne brannten durch den reinen hohen Aether, und durch die tiefe Stille der Straßen hallten die Schritte der im Geſpräch auf- und niedergehenden Freunde feierlich wieder.

Der Abgang des ſächſiſchen Couriers nach Dresden iſt mir allerdings höchſt verdrießlich, begann Mirabeau wieder mit ſichtlichem Unmuth. Wie leicht kann dann auf dieſe Weiſe von Dresden aus die Nachricht nach Paris gelangen, und wenn mein Courier mit der wirklichen Kunde beim franzöſiſchen Miniſterium ankommt, glaubt man ſchon Alles zu wiſſen, und ich habe meine eigentliche Wirkung verfehlt. Geſtern lief ich darum auch den ganzen Tag nach unſerm Geſandten umher, um mich ſeiner Meinung über die Sachlage zu vergewiſſern, und zu hören, wie weit er wohl ſelbſt unterrichtet ſein möchte. Wen man aber, wie immer, nirgends treffen konnte, war der Graf Eſterno. Erſt hieß es, daß er in Charlottenburg zum

Diner ſei, und als ich ihm dorthin nachfahre, hat er ſchon längſt abgeſpeiſt und iſt zur Königin nach dem Schloß Schönhauſen gefahren. Ich kutſchire nach Berlin zurück, werfe mich in meinen neuen Gala-Anzug und laſſe meine beſten Wagenpferde faſt todtpeitſchen, um ſo raſch als möglich in dieſem Schönhauſen einzutreffen. Ich trete auch faſt gleichzeitig mit Eſterno bei der Königin ein und finde bei derſelben einen kleinen Zirkel, in dem man ſich ganz vergnügt über die allergewöhnlichſten Dinge unterhält. Niemand glaubt, daß der König in der That ſo krank ſei, am allerwenigſten will die Königin etwas Beunruhigendes wiſſen, man plaudert, man lacht, und die Königin ſpricht mit mir von meiner Buſennadel, die ſie wohlgefällig an mir zu bemerken die Gnade hat, ſie weiß, daß ich in der vorigen Woche auf Schloß Rheinsberg bei dem Prinzen Heinrich war, und ſie fragt mich, wie es auf Rheinsberg noch ausſehe, und ſie erzählt mit feuchten Augen, wie glücklich ſie dort als Kronprinzeſſin geweſen. Wie wenig ich mich aber auf das Geſchwätz dieſer Leute verlaſſen habe, könnt Ihr daraus erſehen, Noldé, daß ich ſeitdem vor Unruhe nicht mehr habe ſchlafen können, und daß mich die Ueberzeugung, es müſſe bereits etwas in Sansſouci geſchehen ſein, jetzt raſtlos auf die Landſtraße hinausjagt!*)

Jetzt wurde das für Noldé beſtimmte Pferd durch den Reitknecht herangeführt und beide Reiter ſchwangen ſich nun ohne längeres Säumen in den Sattel, indem ſie, von keinem Bedienten gefolgt, auf dem kürzeſten Wege zum Potsdamer Thor hinausritten. Dann ging es mit Ungeſtüm über die nächtlich verödete Landſtraße hin, an der die eilenden Hufe der Roſſe mit regelmäßigen Takten aufſchlugen.

Der Weg wurde ſo raſtlos und unaufhaltſam zurückgelegt, daß auch das Geſpräch zwiſchen Beiden nur abgeriſſen und mit gelegentlich ausgetauſchten Bemerkungen geführt wurde.

Daß es mit dem König im höchſten Grade gefährlich ſteht, ſagte Mirabeau, erfuhr ich heut Abend auch ſchon durch meine Tauben, von denen ich in der That ſehr gut bedient werde. Es war ein glücklicher Einfall von Euch, Noldé, daß Ihr mir dieſe Taubenpoſt zwiſchen Berlin und Potsdam eingerichtet habt, denn ſobald die Kataſtrophe eintritt, iſt zu erwarten, daß man die Stadt Potsdam ſchließt und nicht ſogleich ein Bote aus derſelben herausgelaſſen werden möchte. Heut kamen aber meine Tauben mit einem Zettel zurück, auf den unſer Correſpondent in Potsdam die Worte geſetzt: „Heftiges Fieber und Aufſchwellung iſt eingetreten.“ Ich fürchte aber faſt, daß wir zu ſpät kommen werden und keinen Einlaß mehr in Potsdam finden. Denn man hat mir geſagt, daß die Brücken vor Potsdam aufgezogen würden, ſobald das Ableben des Monarchen erfolgt wäre.

---

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin. Lettre XIV.

In dieſem Augenblick gelangten ſie durch ein Dorf, in dem ihnen eine eigenthümliche Bewegung vor dem Wirthshauſe auffiel. Ein ächzendes Pferd, das im Verſcheiden begriffen ſchien, lag vor der Thür, und der von demſelben abgeſtiegene Reiter war unabläſſig durch heftiges Pochen an Thür und Fenſter bemüht, den Wirth herauszuklopfen. Nachdem dies gelungen war, hörte man ihn im Namen des Königs auf der Stelle ein Pferd begehren, auf dem er die Reiſe nach Berlin fortſetzen könne.

Mirabeau und Noldé waren abgeſtiegen, um ſich mit dem Manne, der ihnen ein Courier aus Potsdam zu ſein ſchien, in ein Geſpräch einzulaſſen und wo möglich ſchon etwas Näheres zu erfahren. Sie vernahmen von ihm, daß der König ſich ſeit geſtern Mittag in einem Zuſtand hinſchlummernder Bewußtloſigkeit befinde und die größte Rathloſigkeit und Angſt in ſeiner Umgebung eingetreten ſei. Er ſei deshalb beordert worden, noch einige Aerzte aus Berlin herbeizuholen und habe bereits ein Pferd unter ſich todtgejagt.

Dieſe Erzählung hatte plötzlich eine ſo große Theilnahme in dem Wirthshauſe hervorgerufen, daß eine allgemeine Bewegung entſtand und man ſich beeilte, auch die Bewohner der Nachbarhäuſer aus dem Schlafe zu wecken. In dem nächtlichen Dorf entſtand nun bald ein eigenthümliches Leben, überall wurden klagende und bedauernde Stimmen auf die rührendſte Weiſe laut, und Jeder, der ein Pferd anzubieten hatte, beeiferte ſich, das ſeine als das ſtärkſte und vorzugsweiſe zu dieſem Zweck geeignete zu empfehlen.

Der Courier hatte ſich auf das erſte Pferd, das ihm zugeführt worden, hinaufgeſchwungen und war in wilder Haſt weiter geritten. Mirabeau und ſein Gefährte ſetzten nun mit erhöhter Eile ihren Weg fort, auf dem ſie jetzt lange im tiefſten Schweigen neben einander hinritten. Ueber den Feldern lag bereits der hereindämmernde Morgen mit falbem Schein, und die Sterne, die ihnen bis dahin golden geleuchtet, begannen über den Häuptern der Reiſenden zu erbleichen. Ein kalter Luftzug der Frühe ſtrich um ſie her, und Mirabeau dehnte ſich fröſtelnd und ſchaudernd in ſeinem Sattel.

Mir iſt es, als ſähe ich dort auf den hinſchwebenden Nebeln der Frühe den todten König von dannen reiten, ſagte Mirabeau in einem träumeriſchen Hinſtarren. Warum ſcheint der Moment größer und ſchauerlicher, wenn die Könige ſterben, als wenn ein armer Tagelöhner ſeine arbeitsmüden Augen ſchließt? Der Tod der Könige beweiſt am meiſten die Nichtsnutzigkeit und Verlaſſenheit der Menſchen. Jeder König hätte ein Gott ſein können für ſein Volk, ſobald er ſich nur hätte entſchließen wollen, mit und unter ihnen ein wahrer Menſch zu ſein. Aber wenn er ſtirbt, wird nur eine Täuſchung aufgehoben, die Alle an ihn feſſelte, und die halb mit Schmerz, halb mit Beſchämung in dem Herzen des Volkes zergeht. Man muß ſich auf eine neue Täuſchung gefaßt machen, und das erfüllt jedes Menſchenherz mit einem unwillkürlichen Grauen. Das Volk neigt immer von ſelbſt dazu, ſeinen König zu lieben, und dieſe Liebe wird ihm meiſt nur muthwillig und gewaltſam durch ſeinen Herrn ſelbſt aus dem Herzen gezogen. Das Volk ehrt im König auch die Möglichkeit alles Guten und Großen, das durch ihn geſchehen könnte, denn das Volk iſt großſinnig und langmüthig, wie die Vorſehung ſelbſt. Auch darum ſchaudert es, wenn ſeine Könige ſterben, denn es wittert den verlorenen Moment, der dadurch in der Geſchichte eingetreten iſt. Die armen Leute in jenem Dorfe ſchleppen ihr beſtes Pferd, gewiß ihr größtes Beſitzthum, herbei, um es todtjagen zu laſſen, damit noch mehr Aerzte zur Hülfe des ſterbenden Königs herbeigeholt werden könnten. Sie werden durch dieſen Verluſt noch elender werden, aber der König liegt ja im Sterben. Und was iſt ihrem Elend jemals Friedrich der Große geweſen? Sie hungern, wenn er lebt, und ſie hungern, wenn er ſtirbt, und doch geben ſie ihr letztes Pferd hin, wenn ihm geholfen werden könnte. Wenn die Könige wüßten, wie es in ihrer Todesſtunde oft im Herzen des armen Mannes ausſieht, ſo würden ſie erkennen, daß ſie ihre Beſtimmung verfehlt haben, weil ſie nicht die Könige der armen Leute geweſen! —

Von der kurzen Raſt, welche die beiden Reiter ſich und ihren Thieren an einer Waldecke gegönnt, wurde jetzt wieder aufgebrochen, und ſie erreichten nun binnen kurzer Zeit die Thore Potsdams, durch welche ſie in vollem Galopp einritten. Im Fluge wurden die Straßen der Stadt durchjagt, die großentheils noch in nächtlicher Stille ruhte, obwohl man in einzelnen Häuſern Licht bemerkte und hier und da

Menſchen in großer Eile und Bewegung heraustraten, die ſich in einer beſtimmten Richtung hin fortbegaben. Als die Reiter das Brandenburger Thor erreicht hatten und an dem ägyptiſchen Obelisk vorüber den Weg nach Sansſouci einſchlugen, bemerkten ſie, daß ein nicht geringer Theil der Bevölkerung bereits eine Wallfahrt nach dem Schloſſe hin angetreten hatte, um, fortgetrieben durch die traurigen Nachrichten, die ſich ſeit dem vergangenen Tage verbreitet und die ſich in der Nacht nur geſteigert hatten, die entſcheidende Kunde in der nächſten Umgebung des Schloſſes ſelbſt einzuholen.

Mirabeau hielt mit ſeinem Gefährten zuerſt vor der Eingangspforte ſtill, welche von der Landſtraße her zu den Anhöhen des Schloſſes hinaufführt. Faſt ſämmtliche Fenſter des Schloſſes waren hell erleuchtet und man merkte die im Innern vorgehende Bewegung an dem haſtigen Auf- und Niedertragen der Lichter durch die Säle und Zimmer, an dem unruhigen Hin- und Hergehen vieler Perſonen, deren Geſtalten ſich an den Fenſtern abzeichneten, und an den Dienern mit Fackeln, die das Schloß bald mit ungeſtümer Eile verließen, bald wieder mit eben ſo großer Haſt in daſſelbe zurückkehrten. Die ſchweigend umherſtehende Menge, die bis zu den oberſten Terraſſen hinaufgedrungen war und ohne Hinderung faſt unmittelbar bis an das Schloß hatte herantreten dürfen, lieferte einen ernſten und feierlichen Rahmen zu dieſem wunderbaren Bilde. Nur zuweilen entſtand ein unheimliches und dumpfes Geflüſter unter dem Volke, das aber bald wieder der tiefen und lautloſen Stille wich, die kaum durch einen Athemzug unterbrochen zu werden ſchien.

Mirabeau und Noldé waren jetzt von ihren Pferden abgeſtiegen, die ſie einem ihnen zuverläſſig erſchienenen Mann zum Halten übergeben hatten. Darauf begaben ſie ſich mitten unter die Volksmenge, die, ſelbſt in ihrer Trauer noch reſpectvoll, vor der imponirenden Geſtalt Mirabeau's zurückwich und die Fremden willig durch ihre Reihen hindurchſchreiten ließ. Auf dieſe Weiſe gelangten ſie ganz in die Nähe des Haupteinganges, durch welchen Mirabeau damals, als er ſeinen Beſuch bei dem großen König machte, mit ſo aufgeregter und faſt beklommener Erwartung eingetreten war. Die Erinnerung an dieſe merkwürdige Stunde war bei ihm nie zurückgetreten, obwohl ſie den eigentlichen Wünſchen Mirabeau's nichts gewährt, ſondern dieſelben eher auf eine ihn faſt beſchämende Weiſe hatte abgleiten laſſen. Aber er hatte die Geſtalt Friedrichs des Großen in ihrer Glorie, wie in ihrer entſetzlichen Hinfälligkeit ſeitdem nie vergeſſen können, und dies erſchütternde Königsgeſicht mahnte ihn jetzt, wo er es ſich im Ausdruck ſeines letzten Kampfes dachte, mit einer hinreißenden Gewalt.

Viele Equipagen fuhren vor, aus denen namhafte und hochgeſtellte Perſonen auszuſteigen ſchienen, die Eintritt in das Schloß Sansſouci begehrten und erhielten. Mirabeau beachtete ſie nicht, obwohl ſich mehrere ſeiner näheren Bekannten darunter zu befinden ſchienen, denn ſein Geiſt war ſo tief und gedankenvoll in ſich ſelbſt verſenkt, daß er jede andere Berührung, die ihn zerſtreuen konnte, ängſtlich vermied.

Dies arme Volk rührt mich ſchon wieder, flüſterte Mirabeau leiſe ſeinem Begleiter zu, denn ſie ſtehen hier in ihrem ſtummen, feierlichen Schmerz wie aus Stein gehauene ägyptiſche Götterbilder umher. Dies Volk iſt weit ſchöner und ſauberer in ſeinem Schmerz, als der König da drinnen in ſeinem Leiden. Denkt man ſich den König in ſeinem übelriechenden Krankenzimmer, das den äußerſten Grad der Unreinlichkeit erreicht haben ſoll, in ſeinen von dem Eiter ſeiner Geſchwüre ganz durchzogenen Kleidungsſtücken, die er ſeit langer Zeit nicht mehr gewechſelt, in der verpeſteten Atmoſphäre ſeiner eigenen Krankheit, die an ſeinen letzten Fieberanfällen gewiß die meiſte Schuld trägt, ſo erhält das Trauerbild faſt einen unleidlichen Beigeſchmack, und ich muß, um meine Phantaſie zu retten, immer wieder auf dieſe Leute aus dem Volke hinblicken, die den Schmerz und den Verluſt, um den es ſich hier handelt, in ſo bewundernswürdig reiner und geiſtiger Weiſe darſtellen. Der König ſtirbt, aber ſeine eigentliche Herrlichkeit lebt im Volke!

Mirabeau fühlte ſich in dieſem Augenblick leiſe an ſeiner Hand berührt, und als er ſich erſchrocken umſah, glaubte er in der grauen Morgendämmerung, welche die Umriſſe noch nicht ganz klar erkennen ließ, die Geſtalt des Prinzen Heinrich hinter ſich zu erblicken.

Der Prinz war eben vor dem Schloſſe vorgefahren und hatte unbemerkt, ohne daß die nur mit dem König beſchäftigte Menge auf ihn aufmerkſam geworden wäre, ſeinen Wagen verlaſſen. Der Gang in das Schloß ſchien ihm ſchwer zu werden und er war zögernd einen Augenblick lang in der Nähe der Pforte ſtehen geblieben, um die umherſtehenden Leute, deren ſtilles leidtragendes Weſen ihn zu feſſeln ſchien, zu betrachten. In ſeiner Begleitung befand ſich ſein damaliger Adjutant, der Marquis von Luchet.

Mirabeau ſäumte nicht, den Prinzen mit den ſeinem Range gebührenden Formen zu grüßen, aber dieſer erſuchte ihn mit einer dringenden Gebärde, ſich ganz ſtill zu verhalten und nicht die Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken. Mirabeau ſah, daß die etwas ſtrengen und harten Geſichtszüge des Prinzen, die ſonſt leicht über ſeine weicheren Gefühle in Zweifel laſſen konnten, ganz und gar zu einem tiefen ſchmerzlichen Ausdruck bewegt und mit einer unverkennbaren Spur der Thränen bezeichnet waren.

Was macht der König? fragte der Prinz, indem er mit der liebenswürdigen Vertraulichkeit, welche gegen die ihm näher bekannten Perſonen leicht in ſeinem Weſen hervortrat, ſeinen Arm in den Mirabeau's legte.

Mirabeau erwiederte, daß er keinen näheren Zutritt gehabt und ſich nur wie jeder Andere hier auf dem Platze befinde, um die ſchmerzlichſte Wißbegierde zu befriedigen.

Es iſt jetzt das dritte Mal in dieſer Nacht, daß ich hergefahren komme, um ſelbſt nachzufragen, bemerkte der Prinz leiſe. Ich bin ſo erſchüttert in dieſem Schmerz, daß ich mich niemals in das Cabinet Seiner Majeſtät hineingewagt habe. Doch habe ich an der Thür das beſtändige Röcheln vernommen, das furchtbarer hallt, als jeder Kanonendonner in der

Schlacht. Mich dünkt, ſelbſt bis hierher glaube ich das entſetzliche Röcheln des Königs zu vernehmen.

Man glaubt allerdings einen einzigen wimmernden Sterbelaut durch das ganze Schloß zu hören, ſagte Mirabeau, indem er lauſchend ſeinen Kopf niederſenkte.

Treten Sie mit mir in eine der Seitenkammern des Schloſſes ein, verſetzte der Prinz. Wir werden dort den Miniſter von Hertzberg oder den Grafen Görtz finden, die uns ſagen werden, wie der letzte Athemzug des unerſetzlichſten Königs geht. Den Geheimen Rath Selle ſprach ich ſchon, als ich um Ein Uhr hier anweſend war. Er fand damals das Geſicht ſchon ſtark verändert, das Auge matt und gebrochen. Der gute Selle weinte. Ueber die Hülfe der Aerzte iſt der König jedenfalls hinaus.

Es iſt jetzt zwei Uhr zwölf Minuten, ſagte Mirabeau, nach der Uhr ſehend. Der Morgen dämmert nur langſam herauf, denn es haben ſich einige Wolken am Horizont eingefunden. Wenn es Euerer Königlichen Hoheit gefällig iſt, wage ich es, mit meinem Begleiter in das Schloß zu folgen.

Der Prinz ſchritt jetzt voran, nachdem er mit einem tiefen Seufzer einen Entſchluß gefaßt hatte. Auf dem Corridor flüſterte er dem Grafen Mirabeau zu: Wenn das große Ereigniß hereinbricht, mein

Freund, werden wir unſere politiſchen Operationen ganz von Neuem beginnen müſſen. Wie es aber auch kommen möge, ich bleibe der leidenſchaftliche, treu ergebene Freund Frankreichs, und bitte Sie, dies Herrn von Calonne bei dieſer Gelegenheit ganz ausdrücklich zu verſichern. Ich werde unter allen Verhältniſſen dafür wirken und kämpfen, daß die franzöſiſche Politik der künftige Leitſtern Preußens wird, denn Preußen kann nur als Glied des franzöſiſchen Syſtems ſeine Beſtimmung in Europa finden.

Und was werden wir mit dem Miniſter von Hertzberg anfangen? fragte Mirabeau leiſe. Sein Einfluß ſcheint auch bei dem neuen Thronfolger Preußens ein ſehr bedeutender werden zu wollen. Ich bin jetzt mehr als je überzeugt, daß man Hertzberg ſtürzen muß, wenn man noch dem franzöſiſchen Syſtem in Preußen Geltung verſchaffen will. Es iſt ſeinen Agitationen in der That bereits gelungen, eine engliſche Partei in Preußen auf die Beine zu bringen, die unter ſeiner Aegide alle möglichen Anſtrengungen macht. Wird Preußen vorzugsweiſe der Bundesgenoſſe Englands, ſo haben wir unſer Oel hier umſonſt verbraunt. Die ganze europäiſche Politik ſteuert dann nach einer andern Windroſe, und wer weiß, was geſchieht.

Was Hertzberg anbetrifft, ſo bin ich Ihrem Rath gefolgt und werde deſſelben auch noch ferner eingedenk ſein! entgegnete Prinz Heinrich mit einer noch gedämpfteren Stimme. Ihr gabt mir den Rath, meinen Haß gegen ihn zu verſtellen und eine Art von Verſöhnungs-Komödie mit ihm zu ſpielen, um ihn und meinen Neffen einſtweilen ſicher zu machen. Dieſen Euren Rath, Herr Graf, habe ich ſchon in den letzten Tagen als ſehr heilſam erkannt und danke Euch dafür.*) Es möchte dies jetzt auch der einzige Weg ſein, um meinen Neffen Friedrich Wilhelm unbefangen zu erhalten und ihn für meine Rathſchläge zugänglich bleiben zu ſehen. Auf dieſe Weiſe könnten wir doch noch hoffen, die Poſition zu retten und den neuen Herrſcher auf dem Thron Preußens allmählig, und ohne daß es gleich gemerkt wird, in die Intereſſen Frankreichs hinüberzuziehen.

Unter dieſem raſch hingeflüſterten Geſpräch hatten ſie den Corridor durchſchritten und waren eben in einem der Vorzimmer angelangt, wo das dienende Perſonal des Königs in großer Unruhe und Bewegung ſich befand. Beim Eintreten des Prinzen und ſeiner Begleiter war eine ehrerbietige Stille eingetreten, und der Prinz wollte eben einen der Diener herbeiwinken, um ihm einen Auftrag zu ertheilen, als eine Seitenthür ſich öffnete und der Miniſter von Hertzberg mit den Gebärden der höchſten Aufregung und Erſchütterung hervorſtürzte. Als er den Prinzen gewahrte, wandte er ſich unmittelbar an denſelben, konnte aber mit einer von Schluchzen erſtickten Stimme Das, was er ihm melden zu wollen ſchien, nicht hervorbringen. Das laute Wehklagen, das aber bald hinter ihm her aus allen Seitenkammern des Schloſſes hervorbrach und plötzlich wie ein anſchwellendes Meer von Klagen und Thränen durch alle Säle von Sansſouci ſich ergoß, drückte verſtändlich genug aus, was der trauernde Miniſter noch nicht ſagen konnte.

---

*) Mirabeau Histoire secrète de la Cour de Berlin I. 50.

Prinz Heinrich fuhr ſich, von ſeinem Schmerz hingeriſſen, mit der Hand über die Augen, aber er konnte der unaufhaltſamen Thränenfluth, die daraus hervorſtürzte, nicht mehr wehren. Er lehnte ſich, einen Augenblick ſchwankend, an die Schulter des Miniſters von Hertzberg, deſſen gutes ehrliches Geſicht die tiefſte und natürlichſte Trauer ausdrückte. Dann ſchüttelte der Prinz dem Miniſter mit einer herzlichen Innigkeit die Hand, an deren Aechtheit man in dieſem Augenblick kaum hätte zweifeln können.

Jetzt hallte es von allen Seiten wieder: der König iſt todt! Friedrich der Große iſt nicht mehr! — Der aus dem Cabinet des Königs hervortretende Kammerdiener Strützki, der dem verſcheidenden Monarchen die Augen zugedrückt hatte, theilte den Umſtehenden mit, daß die über dem Kopf des Königs hängende Uhr gerade zwei Uhr zwanzig Minuten gezeigt habe, als der Athem im Munde ausgeblieben ſei.

Die Kunde war jetzt auch unter die vor dem Schloſſe Sansſouci verſammelte Menge hinausgedrungen. Man vernahm von draußen her ein dumpfes wehevolles Getöſe, das bald höher anſchwoll, bald wieder unheimlich verſtummte, und das man bald von Neuem anwachſend über die Hügel und Terraſſen hinab bis zur Stadt ſich fortwälzen hörte.

Der Prinz hatte nach ſeiner Equipage verlangt, um nach dem Palais, in welchem er in den letzten Tagen in Potsdam ſeinen Aufenthalt genommen, zurückzufahren, da ſein Befinden ihm nicht länger zu verweilen geſtattete. Er verabſchiedete ſich von dem Miniſter von Hertzberg mit einem erneuerten herzlichen Händedruck, von Mirabeau aber mit einem Blick, in dem ebenſo viel geheimes Einverſtändniß, als eine abſichtliche Zurückhaltung, die er ſich wegen der Gegenwart des Miniſters auferlegte, ſich ausdrückte.

Unmittelbar nach dem Prinzen Heinrich entfernte ſich auch der Miniſter von Hertzberg in größter Eile. Unter dem klagenden Zuruf des noch draußen ſtehen gebliebenen Volkes beſtieg er ſeinen Wagen, um nach Potsdam zu fahren und dem dort ſeiner harrenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem neuen König Preußens, die erſchütternde und vielbedeutſame Botſchaft zu überbringen.

Mirabeau erſuchte jetzt ſeinen neben ihm ſtehenden Freund, den Baron Noldé, ſchleunigſt ſein Pferd zu beſteigen und im äußerſten Geſchwindritt ſich nach Berlin zurückzubegeben, wo die angefangene Depeſche, die auf Mirabeau's Tiſch lag, nur mit einigen Zuſätzen, die ihm Mirabeau angab, vollendet zu werden brauchte. Der junge Noldé hatte ſich in der letzten Zeit ſchon als einen ſo anſtelligen Gehülfen bei dieſen Arbeiten gezeigt, daß ihm Mirabeau ſolche außerordentliche Aufträge vollkommen anvertrauen und ihm die Beſorgung des Couriers nach Paris, der ſchon angewieſen war, überlaſſen konnte. Er ſelbſt wollte noch eine kurze Zeit an dieſer Stelle verweilen, um als Beobachter der nächſten Dinge, die ſich im Schloſſe von Sansſouci ereignen würden, zugegen zu ſein.

Es währte aber kaum eine Viertelſtunde, als Mirabeau den König Friedrich Wilhelm den Zweiten, in Begleitung des Miniſters von Hertzberg, auf dem

Schloſſe erſcheinen ſah. Die ſchöne prächtige Geſtalt des Königs, die in dieſem Augenblick ebenſo viel Würde als Schmerz zeigte, wurde von den ſcharf prüfenden Blicken Mirabeau's, der ſich in eine Niſche des Vorzimmers geſtellt hatte, nicht ohne Genugthuung beobachtet. Friedrich Wilhelm der Zweite begab ſich in das Cabinet, wo die eben erſt entſeelte Leiche ſeines großen Oheims lag, für welche er die erſten Anordnungen treffen zu wollen ſchien. Nach einiger Zeit kam der Miniſter von Hertzberg allein wieder heraus. Seine Bruſt war mit dem Orden des Schwarzen Adler geziert, welchen ihm der Thronfolger Preußens, als Zeichen ſeiner dankbaren Zufriedenheit und Uebereinſtimmung mit ihm, ſoeben umgehangen hatte.

Mirabeau beeilte ſich jetzt, das Schloß Sansſouci wieder zu verlaſſen. Er fand unten vor der Thür ſein Pferd und beſtieg es mit einer ihn jetzt ſtürmiſch davontreibenden Haſt.

Bald befand er ſich wieder auf der Landſtraße von Berlin, über die er ohne Raſt in unaufhaltſamer Eile dahin jagte. Ueber ſeinem Haupte gingen jetzt die erſten Schimmer der aufflammenden Morgenſonne empor. Dieſes Schauſpiel lud ihn zu einem augenblicklichen Verweilen ein, und er ließ ſein erſchöpftes Pferd mitten auf dem Wege ſtillhalten. Dann grüßte Mirabeau die Sonne, die mit der ſtolzen Zuverſicht eines ewig neuen Lebens das erſte Lächeln nach dem Tode des großen Königs hatte.

VI.

Preußen und Mirabeau.

Auf den Straßen Berlins fand heut ſchon in früher Morgenſtunde ein gewaltiges Volksgetümmel Statt. Der König Friedrich Wilhelm II. hatte ſich von Sansſouci, nachdem er dort bereits die Regierungsgeſchäfte angetreten, nach der Hauptſtadt hinüberbegeben, und ritt in Begleitung ſeines älteſten Sohnes, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, durch die Straßen. Das Volk hatte ihn in allen Theilen der Stadt mit lauten und enthuſiaſtiſchen Zurufungen begrüßt und folgte ihm in jubelnden Schaaren bis zu dem Platz vor dem Zeughauſe und den Linden, wo den dort aufgeſtellten Truppen der neue Eid der Treue abgenommen werden ſollte.

Unter der dichtgedrängten Volksmenge befand ſich auch Graf Mirabeau, der ſich am Arm ſeines Freundes Rolds ſchon früh auf die Straße begeben hatte, um dieſe feierliche Ceremonie, die ihn ſehr zu intereſſiren ſchien, zu beobachten. Die einzelnen Truppentheile waren ſchon ſeit Anbruch des Morgens in den Straßen geſammelt worden, die dadurch den Anblick eines bewegten Kriegslagers gewährten. Jetzt hatten ſie ſich aber in der ebenſo glänzenden als zuverſichtlichen militairiſchen Haltung, die dem Heere Friedrichs des Großen eigen war, zu feſten Linien geordnet, und bald durchklang der zu leiſtende Eidſchwur ihre Reihen, der von den Soldaten Wort für Wort nachgeſprochen wurde und mit ſchwerem, einförmigem Gewicht lange Zeit hindurch über der Maſſe zu hängen ſchien.

Dieſe Ceremonie hat allerdings etwas Großartiges, bemerkte Mirabeau zu ſeinem Begleiter, aber ſie würde noch einen weit bedeutenderen Eindruck machen, wenn der Eid nicht gar zu lang wäre. Dadurch dehnt ſich das Schauſpiel, das kurz und blitzartig wirken müßte, zu einer gefährlichen Dauer aus, in der man Zeit hat, politiſche Reflexionen anzuſtellen, und dieſe können ſelbſt vor einer Armee, die das hiſtoriſche Siegesinſtrument eines großen Königs geweſen und von ihm zu dieſer Herrlichkeit erſchaffen worden, nicht günſtig ausfallen. Denn was will der

König durch dieſen langen, ſo förmlich aushaltenden Eid anders zu erkennen geben, als daß er von ſich ausdrücken läßt: „Ich bin ein König der Soldaten, und vertraue mich meiner Armee an, weil ich meines Königreichs nicht gewiß bin.“ Aber gleichwohl halte ich mich zu dem neuen König überzeugt, daß unter ſeiner Regierung alle dieſe militairiſchen Formen eine bedeutende Ermäßigung erhalten werden.*)

Ein militairiſches Element ſoll dem König ſelbſt nicht abzuſprechen ſein, erwiderte Baron Noldé, und wenn ihn gewiſſe Intriguanten, in deren Hände er ſich ſchon als Kronprinz begeben, nicht irre leiten und vollends in Finſterniß und Myſticismus einſpinnen, ſo dürfte er wohl noch kriegeriſchen Geiſt genug in ſich haben, um die Armee Friedrichs des Großen zu bewahren und einſt an ihrer Spitze thatkräftig handelnd zu erſcheinen. Ich glaube daher, daß es jetzt das Beſtreben der freiſinnigen Partei in Preußen ſein muß, den König möglichſt zum Soldaten zu machen und ſtreng bei allen militairiſchen Traditionen Preußens zu erhalten, um ihn dadurch aus den Händen der roſenkreuzeriſchen Schwindler und Geiſterſeher, die an ihm zerren und arbeiten werden, zu erretten.

---

*) Nach den eigenen Aeußerungen Mirabeau's. Histoire secrète de la Cour de Berlin I. 60.

Ah, entgegnete Mirabeau lachend, daran erkenne ich die Folgen, daß mein Freund Nolbé ſeit Kurzem bei der ſchönen Rietz eingeführt worden iſt und zu den platoniſchen Gaſtmählern zugezogen wird, welche die würdige Maitreſſe auf ihrer Villa in Charlottenburg ſeit einiger Zeit für Gelehrte und Staatsmänner veranſtaltet. Ich weiß, daß man ſich dieſen Feldzugsplan in Charlottenburg ausgedacht hat, und mein Freund, der es natürlich ſchon aus Galanterie mit der Partei Rietz hält, ſcheint das Programm in der That zu billigen. Ich glaube es auch, man muß auf ganz neue Ideen kommen, wenn man das Glück hat, der Hausfreund der liebenswürdigen Wilhelmine geworden zu ſein.

Ihr neckt mich ſchon wieder, Mirabeau, entgegnete Nolbé, faſt ärgerlich. Und doch wißt Ihr, daß ich es lediglich Euch zu Gefallen gethan habe, wenn ich mich bei der Circe Friedrich Wilhelms durch den engliſchen Geſandten einführen ließ. Wir erfuhren dort aus erſter Hand oft die wichtigſten Nachrichten, und es würde für uns am allermeiſten zu beklagen ſein, wenn die roſenkreuzeriſche Partei, die durch den General von Biſchoffswerder ſo mächtig auf den

König wirkt, die Entfernung der Rietz doch noch durchſetzen ſollte. Die neue Maitreſſe, welche der Hofadel dem König aufdrängen will, ſoll bereits die Bedingung geſtellt haben, daß die Rietz alsdann mit ihren beiden Kindern nach Litthauen in's Exil geſchickt werde.

Der König wird aber niemals darein willigen, entgegnete Mirabeau lebhaft. Ich habe das Fräulein von Voß neulich geſehen, und Ihr könnt der Rietz meine für ſie gewiß tröſtlichen Anſichten über dies Fräulein mittheilen. Die Rietz braucht ſich gar nicht zu ängſtigen, denn wenn es dem Herrn von Biſchoffswerder auch gelingen ſollte, die kleine blonde Voß dem König definitiv aufzuſchwatzen, weil er vielleicht gedroht hat, der Majeſtät die Ungnade der Geiſter auf den Hals zu hetzen, ſo wird ſich eine derbe Schönheit, wie die der Rietz, dadurch höchſtens auf einige Monate aus dem Felde geſchlagen ſehen. Der König wird und muß immer wieder zu ihr zurückkehren. Dies Fräulein von Voß iſt weder ſchön noch verführeriſch, und ſie kann dem König höchſtens den augenblicklichen Reiz darbieten, daß er einmal etwas durchaus Tugendhaftes und Anſtändiges in ſeinen Armen halten will. Die Voß iſt ſanft und kalt, ſie hat den Teufel der Milde und der Zimperlichkeit in ihren Gliedern, und dies wird den König vierzehn Tage lang in eine verliebte Verzweiflung ſetzen. Dann wird er zwei Monate lang zwiſchen Raſerei des Glücks und Langerweile in der Mitte ſchweben, und bald darauf wird die Voß die Schwindſucht bekommen. Ich habe die Kennzeichen an dem Bau ihrer Bruſt deutlich wahrgenommen. Dann wird die Rietz noch immer in der alten wunderbaren Pracht ihrer Glieder ihn locken, wie ein Schatzgräbermährchen aus der Jugend, das man nie vergeſſen kann. Denn ich kenne ſolche Weiber, man kehrt immer und immer wieder zu ihnen zurück. Die Körperformen dieſer Rietz müſſen ohne Gleichen ſein. Ich ſah neulich, als ſie aus ihrer Equipage ſtieg, um in ein Kaufgewölbe einzutreten, nur ihren entblößten marmorweißen Arm und die Hälfte ihres Fußes. Ja, da mußte ich mir ſagen, hier ſteckt ein ganzer Olymp von Schönheit und Genuß, und wenn man dazu bedenkt, daß ſie noch in das Göttergewühl ihrer Formen den ſtarken Pfeffer der Gemeinheit zu ſtreuen weiß, und daß ſie, wie mir ſcheint, eine gewiſſe diaboliſche Ehrlichkeit und Gründlichkeit der Liebe beſitzt, ſo kann der König ſich nur von ihr ausruhen, aber ſie kann niemals abgeſetzt werden. Sagt ihr das Baron, mit dieſen Worten, wenn Ihr ſie wieder ſeht.

Ich danke Euch für dieſe Beſtellung, verſetzte Noldé, über den drolligen Ton Mirabeau's lachend. Aber ich kann Euch auf mein Ehrenwort verſichern, daß ich niemals nach einer Vertraulichkeit mit der Rietz geſtrebt habe. Doch halte ich ſie bei ihrer eminenten und ſtaunenswürdigen Schönheit zugleich für eine gutmüthige und offene Natur, mit der ſich ſogar auf eine ganz anſtändige Weiſe plaudern läßt. Auch erhöht es jetzt mein Intereſſe für ſie, daß die Finſterlinge und Frömmler, die am Hofe Friedrich Wilhelms gewiß bald Alles beherrſchen werden, ſie zum erſten Gegenſtand ihres Angriffs erſehen. Sie thun das nicht etwa der lieben Tugend wegen, denn ſie werfen Seiner Majeſtät ſogleich ein anderes Futter dafür hin, aber ſie wittern in dieſer Frau eine freie und tüchtige Geſinnung, die den König am Ende noch zu einer ſeiner würdigen Thatkraft treiben könnte, und was ſollte dann aus dem General von Biſchoffswerder und Seinesgleichen hier werden? —

Inzwiſchen nahm die militairiſche Ceremonie, bei der ſie als Zuſchauer umherſtanden, eine neue Wendung, die ihre Aufmerkſamkeit wiederum feſſelte. In ihrer Nähe ſtand der General Möllendorf, der bei ſeiner Eidesleiſtung ſo erſchüttert ſchien, daß ihm die Thränen aus den Augen geſtürzt waren. Er weinte bitterlich, und rief dann mit einem ſchmerzlichen Wink die in ſeiner Nähe ſtehenden Offiziere herbei, indem er ſich in ihre Mitte ſtellte und ſie mit folgenden Worten anredete: Meine Freunde, Ihr habt den größten der Könige, den Erſten der Helden, verloren. Und ich, wie ſoll ich es nennen? Ich habe meinen Herrn und Meiſter, und ich darf wohl ſagen, meinen Freund verloren! *)

Der tieftraurige Blick und die unaufhörlich fließenden Thränen, unter denen der in der Haltung eines verwundeten Helden ſich darſtellende alte General dieſe Worte ſprach, brachte einen mächtigen Eindruck auf die ganze Umgebung hervor. Man ſah plötzlich viele Augen feucht werden, und Mirabeau wollte ſelbſt auf der Tribüne der Diplomatie, in deren Nähe dieſe Scene vorging, eine auf Rührung deutende Bewegung wahrnehmen.

Bisher habe ich mich gewundert über die kalten und gleichgültigen Geſichter, die man heut vorzugsweiſe auf den Straßen ſah, und ſchon ſtellte ich bei mir die ſchneidendſten und weltverächtlichſten Be-

---

*) **Mirabeau Lettres à Mauvillon p. 13.**

trachtungen an, die mir ſämmtlich durch dieſen über ſeinen König weinenden General aus dem Felde geſchlagen werden, ſagte Mirabeau zu ſeinem Begleiter. In dieſen preußiſchen Offizieren iſt viel ächter Charakter, viel menſchliche Natürlichkeit und Biederkeit, wie ich ſie anderswo noch nicht angetroffen habe. Dieſer alte General weint wie ein Kind, weil ihm ſein großer König geſtorben iſt, und ſobald nur erſt Einer angefangen hat zu weinen, öffnen ſich auch bei den Uebrigen die Schleuſen des Gefühls, und eine ganz andere Scene ſteht vor unſern Augen. Das Volk jubelte zwar bisher über ſeinen neuen Herrſcher, aber das war der handwerksmäßige Klang, der bei ſolchen Gelegenheiten immer ertönt. Und ich geſtehe, daß ich heut Morgen ausgegangen war, um den Schmerz über Friedrich den Großen auf den Geſichtern des Volks und der Armee zu finden. Bisher begegneten wir wohl düſtern und niedergeſchlagenen Mienen, aber wir ſahen keinen Schmerz, wir hörten keinen einzigen aus ſchwerer Bruſt entſtandenen Seufzer. Nun fällt es mir ordentlich wie ein Stein vom Herzen, daß der tapfere Möllendorf, der das Signal zu ſo mancher Schlacht gegeben, nun auch das Signal der Thränen gegeben hat. —

Als das Schauſpiel gänzlich beendet war, und die Regimenter zugleich mit den angeſammelten Volksmaſſen ſich auf den Straßen wieder zu verlaufen begonnen, reichte Mirabeau ſeinem Freunde Noldé die Hand zur Trennung, indem er ihm dringend anempfahl, ein Pferd zu nehmen und einen Ritt nach Charlottenburg zu machen, um auf der Villa der Rietz einen Beſuch abzuſtatten.

Als ihn Noldé verwundert anſah, ſagte Mirabeau: Mein diplomatiſcher Freund begreift nicht, warum dieſer Beſuch gerade heut ſo eilig ſein kann? Aber geh' hin, mein Freund, denn es intereſſirt mich aus vielen Gründen zu wiſſen, wie es dort ſteht. Die ſchöne, üppige Rietz iſt mir in dieſem Augenblick das Zifferblatt, auf dem man nachſehen kann, welche Stunde es hier geſchlagen hat. Die neue Wendung der preußiſchen Politik hat ſich jetzt mit den Reizen Wilhelminens verſchmolzen. Gelingt es den Herren Biſchoffswerder und Wöllner, die alte Maitreſſe zu beſeitigen und die blonde Voß an ihre Stelle zu ſetzen, ſo kündigt ſich damit ſchon ein bedeutender Sieg dieſer Partei ſelbſt über die Neigungen des Königs an, und wir können dann nach Paris berichten, daß die myſtiſche Dunkelpartei, die den Kronprinzen ſchon umſponnen, auch in der Regierung des neuen Königs die entſcheidende Stimme haben wird.

Denn wenn ſich der König von einer Favoritin trennt, die ſchon als vierzehnjähriges Mädchen ſein eigen wurde, die er ſich phyſiſch und geiſtig gebildet und zugezogen, mit der zuſammen er Rouſſeau und Shakſpeare in zärtlicher Privatſtunde geleſen, ſo muß jener gefährliche Einfluß ihm ſchon weit über den Kopf gewachſen ſein. Die ſchöne Zeit, wo er ſich mit ſeiner Wilhelmine an den Drolligkeiten des dicken Sir John Fallſtaff ergötzte und derſelben das feierlich komiſche Gelübde ablegte, daß er auch dereinſt ein wahrer und ächter Fallſtaff werden wolle, und Wilhelmine ihn dann maaß, wie weit er ſchon zu dieſem Ziele unterwegs ſei, und dann dieſe gelehrten Studien ſich in einen zärtlichen Tumult auflöſten,*) ach, dieſe ſchöne Zeit wäre dann verloren, und Friedrich Wilhelm müßte ſich einſtweilen an eine andere Koſt gewöhnen.

Noldé erklärte ſich bereit, den Auftrag Mirabeau's ſogleich zu vollführen, und mußte verſprechen, in einem Geſchwindritt ſogleich wieder zurückzukehren, ſobald er bemerkt, daß ſich auf der Villa in Charlottenburg etwas bedeutend Neues zugetragen habe oder demnächſt eine Veränderung mit den Verhältniſſen der Rietz in Ausſicht ſtehe. Denn ich mache davon noch einen Beſuch abhängig, den ich mir heut bei dem General von Biſchoffswerder vorgeſetzt hatte, fügte Mirabeau hinzu. Gelingt es den Roſenkreuzern, ſogleich das hieſige Terrain zu beſetzen, und dies wird uns heut das Schickſal der Rietz lehren, ſo iſt es der Mühe werth, daß man mit dieſen Leuten ſogleich in eine Verbindung zu kommen ſucht, und ich würde dann unfehlbar noch heut dem General von Biſchoffswerder meine Aufwartung machen. Ich höre, daß er den Tag über in Berlin bleiben und erſt gegen Abend mit dem König nach Sansſouci zurückkehren wird. Siegt die Rietz beim König, ſo ſind dieſe Herren einſtweilen nur noch Blaſen auf dem hieſigen Sumpf, bei denen es mir gleichgültig bleibt, aus welcher Gasart ſie ſich geformt haben.

---

*) Nach den eigenen Erzählungen der Gräfin Lichtenau.

Wenn die Rietz bleibt, erwiederte Noldé lächelnd, ſo möchte ſie ſich am Ende auch noch bei Ihnen zu bedanken haben, Graf Mirabeau, denn es wäre dann möglich, daß das Sendſchreiben, welches Sie geſtern an den König nach Sansſouci geſchickt, und in welchem Sie ihm eine liberale Reform ſeines Staats nach allen Richtungen hin empfohlen haben, ſchon im Sinne freier Entſchließungen auf Friedrich Wilhelm gewirkt hätte. Es iſt merkwürdig genug, daß es ſo ſteht, aber die Bewahrung der alten Jugendgeliebten hängt diesmal mit der Aufnahme der neuen Fortſchrittsideen des Jahrhunderts wie ein und dieſelbe Sache zuſammen.

Es mag ſein, wie es will, erwiederte Mirabeau, gedankenvoll nachſinnend. Aber das Mémoire, das ich an den neuen König gerichtet habe,*) iſt gut, und ſchüttelt in ſich der fruchtbaren Keime viele durcheinander. Ich hatte ſchon in den letzten Tagen der Krankheit König Friedrichs eifrig daran gearbeitet, und ſchloß es an demſelben Morgen, wo er ſtarb, in der bewegteſten und feierlichſten Stimmung ab. Mit einem Begleitbriefe von mir iſt es dann geſtern in die Hände Friedrich Wilhelms gelegt worden, und ich bin überzeugt, daß er es richtig bekommen hat. Wenn die Rietz noch in der Lage iſt, etwas zu wiſſen, fragen Sie doch zugleich bei ihr nach, ob der König ein Manuſcript von mir erhalten und ob er mir nicht vielleicht eine Zeile Antwort zugehen laſſen würde?

Nach dem, was Sie mir mitgetheilt haben, entgegnete der Baron, ſind dieſe Ideen zu kühn und zu groß für den weichlichen Geiſt Friedrich Wilhelms des Zweiten. Eine Geiſtererſcheinung, die ihm

---

*) Lettre remise à Frédéric Guillaume II. roi règnant de Prusse le jour même de son avènement au trône, par le Comte de Mirabeau. Berlin 1787.

Biſchoffswerder und Wöllner vorgaukeln, und aus der er ſich dann ſchaudernd und frierend in das warme Lager ſeiner Rietz rettet, iſt ſeinen Nerven viel verſtändlicher, als dieſe Erſcheinung der neuen Ideen, die Ihr mit machtvoller Beſchwörung vor ihn hingeſtellt habt. Und glaubt Ihr denn wirklich, Mirabeau, daß ein Staat, wie Preußen, ſchon einen ſo ſtarken Schooß hat, um Ideen aufnehmen und austragen zu können, die ſelbſt für Frankreich noch neu ſind, und die Euer ſchöpferiſcher Genius doch nur aufgeſtellt haben kann, damit ſie einſt auf franzöſiſchem Boden wachſen und Frucht tragen ſollen.

Mein Freund, erwiederte Mirabeau, habt Ihr nie von dem Punkt des Archimedes gehört? Dieſer verlangte nur einen Punkt außer der Erde, und vermaaß ſich dann, ſie zu drehen und umzuwenden, wie es ihm beliebe. Zu einem ſolchen Punkt iſt mir ſelbſt Preußen recht, wenn ich auf demſelben anfangen kann, meine Ideen zu begründen, die einſt der Hebel einer Bewegung und Umwälzung in Frankreich und ganz Europa werden müſſen. Und was habe ich denn dem König von Preußen in meiner Epiſtel vorgeſchlagen? Ich habe ihm zuerſt geſagt, daß er in der glücklichſten Zeitepoche auf den Thron gelangt, da wir in einem Jahrhundert lebten, welches ſich von Tag zu Tag mehr aufklärte in ſeinem eigenen Licht, und welches für uns Alle arbeitete mit heiligen und großen Ideen. Dann bat ich ihn, ſeinen Unterthanen die ganze Freiheit zu geben, die ſie nur irgend ertragen und brauchen könnten, denn ſeine königliche Autorität würde dadurch nur geſtärkt und wahrhaft geheiligt werden. Zuerſt aber möge er den Grundſatz, den ich ſo oft in meinen Schriften geprebigt, annehmen, nämlich den, daß man nicht zu viel regieren dürfe. Die Abſchaffung der Militair-Sklaverei in ſeinen Landen empfahl ich ihm dann als den erſten Schritt auf dem Wege zu den innern Reformen. Denn das abſcheuliche und ganz barbariſche Geſetz, welches jedem Preußen die Verpflichtung auferlegt, von ſeinem achtzehnten Jahre bis zum ſechszigſten und noch länger zu dienen, entehrt die ganze Nation, und muß durch eine andere Recrutirung der preußiſchen Armee erſetzt werden, welche dem öffentlichen Volksgeiſt mehr entſpricht, und die Formen der Freiheit an ſich trägt. Ich ſchlage dem König darum die Einrichtnng einer Nationalgarde vor, denn in ihr finde ich die heilige Idee der Freiheit einer Nation am meiſten geſichert und ausgedrückt. Dann verlange ich das Recht der Freizügigkeit für Jedermann im Staate, ferner die Freiheit für jeden Bürger, auch adelige Grundſtücke zu erwerben, wie auch die Abſchaffung der Vorrechte des Adels und die Beſchränkung jener ganzen Ariſtokratie, welche für die monarchiſchen Staaten eine noch weit größere Geißel iſt als in den Republiken. Sodann bekämpfe ich bei Seiner preußiſchen Majeſtät das Vorurtheil, welches bisher eine ſo große Kluft zwiſchen Militair und Bürgerſtand aufgerichtet hat, und wodurch das Heer eine excluſive Stellung gewinnt, die dem Thron ſelbſt verderblich werden muß und ihn zuletzt mit der Anarchie der Prätorianer unabwendbar bedroht. Dann verlange ich die Unabſetzbarkeit des Richterſtandes, der nicht aus den Gerichtsſporteln, ſondern aus den öffentlichen Einkünften bezahlt werden muß. Nicht minder bitte ich den König von Preußen, öffentliche Arbeits-Ateliers zu ſchaffen, und der erſte Monarch zu ſein, in deſſen Staaten Jeder, der arbeiten will, Arbeit finde, denn dies iſt das erſte Geſetz der Natur, welches jeder geſellſchaftlichen Convention voranſteht, es iſt das eigentliche Band der Geſellſchaft, da jeder Menſch, der zur Deckung ſeiner Exiſtenz ſeine Arbeitskraft darbietet, und damit nur Zurückweiſung findet, der natürliche und rechtmäßige Feind aller andern Menſchen werden muß und das Recht zu einem Privatkriege gegen die ganze Geſellſchaft gewinnt. Ueberall, auf dem Lande wie in den

Städten, müſſen ſolche Ateliers auf Koſten des Königs eröffnet werden, und Jeder, woher er auch kommen möge, muß dort ſeinen Unterhalt finden können für den Preis ſeiner Arbeit, und die ganze Nation muß darin lernen, was Zeit und Thätigkeit werth ſind. Darauf erhebe ich mich in meinem Mémoire noch für den öffentlichen Unterricht und die Freiheit der Preſſe, für eine unbeſchränkte Toleranz in allen Dingen der Religion und des Glaubens, und gegen das ganze Syſtem der politiſchen Oekonomie, welches Friedrich der Große befolgt und hinterlaſſen. Ich ſchlage vor, die indirecten Abgaben zu verringern, die Steuern auf das Grundeigenthum zu erhöhen und keinem einzigen Grundbeſitz davon eine ausnahmsweiſe Befreiung zuzugeſtehn, den Durchgangs-Verkehr zu begünſtigen, die Induſtrie zu befreien, und den Handel, der nur im Schatten der Freiheit gedeihen kann, über alle Schranken hinaus zu heben und zu fördern. Denn der Handel verlangt von den Königen nichts weiter, als daß ſie ihm nichts Böſes zufügen ſollen. *) —

Ich habe mit der größten Andacht zugehört, ſagte Noldé. Dies iſt ein ganzes Zeughaus von neuen

---

*) Sämmtliche Aeußerungen Mirabeau's ſind aus der Lettre à Frédéric Guillaume II. entnommen.

Waffen, das im Kopf des Grafen Mirabeau ſich aufgethürmt hat. Ich werde darüber noch während meines Rittes nach Charlottenburg meinen verwunderten und entzückten Gedanken nachzuhängen haben. Denn als gehorſamer Unterthan der Kaiſerin von Rußland muß ich immerhin ein leiſes Fröſteln empfinden, wenn die Freiheitsideen ſchon in ſolcher Fülle über mich hinwegſtreichen und mir wird wie dem jungen Maikater zu Muthe, der nicht ohne ſchreckliches Nieſen in die Sonne ſehen kann.

Ihr wißt, daß ich es gern leiden mag, wenn Ihr Poſſen treibt, während ich als Idealiſt ſchwärme, entgegnete Mirabeau, ihm die Hand reichend. Und doch habt Ihr Kurländer das revolutionnäre Fieber ſo gut in allen Gliedern, wie nur irgend ein anſtändiger Franzoſe heutzutage. Ja, ich bin überzeugt, daß Euere Familie Euch nur deshalb ſo dringend nach Curland zurückbegehrt, weil ſie dort am beſten mit Euerer Hülfe eine Revolution machen zu können glaubt. *) Aber ich laſſe Euch nicht wieder von mir, denn Ihr werdet der Erhebung Frankreichs einſt beſſere Dienſte leiſten können, als es im Lande der Czaren und Czarinen für's Erſte möglich ſein wird. —

---

*) Vgl. die Andeutungen über den Baron Nolde in der Histoire secrète de la Cour de Berlin. Lettre LII.

Die beiden Freunde trennten ſich jetzt in der heiterſten und herzlichſten Stimmung. Noldé ging, um ſich ſein Pferd zu beſorgen, während Mirabeau unmittelbar nach ſeiner Wohnung zurückkehren wollte, wohin ihn beſonders die Sorge für ſeine Freundin Henriette, die ſeit einigen Tagen wieder kränklich und leidend, war trieb.

VII.

Eine Audienz bei Herrn von Biſchoffswerder.

Mirabeau war den Tag über zu Hauſe geblieben, da er nichts Neues unternehmen und Niemand ſehen wollte, bevor er nicht durch Noldé eine Nachricht aus Charlottenburg empfangen hatte. Zugleich feſſelte ihn die Sorge für die kranke Henriette, für die er ſeinen neuen jüdiſchen Freund, den Doctor Hertz, mit dem er in einen ſehr innigen Verkehr getreten war, hatte herbeiholen laſſen. Henriette litt, wie ſchon früher in London und zum Theil auch in Paris, an der Bruſt, und bei ihrer ungemein zarten Natur hatte der Arzt die ängſtlichſte Schonung zur Pflicht gemacht.

Im Laufe des Vormittags hatte Mirabeau auch bereits das Antwortſchreiben Friedrich Wilhelms des Zweiten auf ſeine an den König gerichtete Denkſchrift empfangen. Ein königlicher Lakai überbrachte ihm folgenden, vom 20. Auguſt 1786 datirten Brief:

„Herr Graf von Mirabeau, Ihr mit einem Mémoire begleitetes Schreiben vom 17. d. M. iſt mir ſehr wohl übergeben worden; ich bin Ihnen ſehr verpflichtet für die Aufmerkſamkeit, mir das letztere zuzuſtellen, und für die verbindlichen Dinge, welche Sie die Güte haben, mir bei dieſer Gelegenheit zu ſagen; halten Sie ſich überzeugt, daß Alles, was von Ihnen kommt, mir Vergnügen macht, und ich bitte Gott, Sie in ſeinen gnädigen Schutz zu nehmen.

Friedrich Wilhelm.“*)

Und das iſt Alles? ſagte Mirabeau lachend, indem er den Brief vor ſich hin auf den Tiſch warf. Alles, was von mir kommt, wird dem König Vergnügen machen! Das iſt ja recht ſchön, und beweiſt mir zugleich, wie unverbeſſerlich dieſe Herren von Gottes Gnaden auf alten wie auf neuen Thronen ſind. Sie meſſen Alles nur danach ab, was ihnen Vergnügen macht, und an ihrem Vergnügen gehen ſie rettungslos zu Grunde. Das tel est mon bon plaisir iſt die theatraliſche Verſenkung der Könige. Die ganze

---

*) Bei Montigny IV. 345.

Nation ſtürzt in dieſe Verſenkung hinunter, und zuletzt die Herrſcher des Vergnügens ſelbſt. Und ſogar die Reformideen Mirabeau's haben dem König von Preußen Vergnügen gemacht. Das wäre herrlich, wenn es nicht ſchlimm wäre. Ich hoffte, ſie würden ihm erſt Schmerzen und dann Ueberzeugung geben. Da ſie ihm aber leider Vergnügen gemacht haben, iſt Hopfen und Malz daran wenigſtens für Preußen verloren! —

Jetzt hielt ein Reiter vor der Thür, den man in ungeſtümer Eile hatte heranſprengen hören. Baron Noldé ſtieg ab und trat mit einer Gebärde, die nicht das erwünſchte Ergebniß ſeiner Sendung anzukündigen ſchien, zu Mirabeau in das Zimmer.

Ich bringe recht tolle Nachrichten aus Charlottenburg, rief Noldé dem ihm erwartungsvoll entgegenblickenden Mirabeau zu. Bei der Rietz geht Alles drunter und drüber, und ich verließ ſie eben unter Heulen und Zähneklappern. Biſchoffswerder und Wöllner haben ihre Entfernung beim König durchgeſetzt. Das neue Syſtem kündigt ſich in der That zuerſt durch den Sturz der bürgerlichen Maitreſſe an. Die Roſenkreuzer glauben mit ariſtokratiſchem Fleiſch beſſer operiren zu können. Das Fräulein von Voß tritt an die Stelle der Rietz und wird zur Gräfin von Ingenheim gemacht. Die neue Maitreſſe iſt aber, wie man denken kann, zugleich kirchlich, ſie verlangt die Einſegnung des Prieſters, und die Königin iſt für die Intrigue gewonnen, denn ſie hat ihre Einwilligung erklärt, und bei dem Conſiſtorium in Berlin wird ein Gutachten nachgeſucht, um die Doppelheirath für zuläſſig zu erklären und das blonde Fräulein an die linke Hand des Königs zu bringen. Der Königin ſoll dafür die Bezahlung ihrer Schulden und eine Erhöhung ihres Nadelgeldes verſprochen worden ſein. Für den Bruder der neuen Maitreſſe iſt das Portefeuille eines Staatsminiſters in Ausſicht geſtellt.

So wiſſen wir, woran wir ſind, erwiederte Mirabeau ruhig, und ich werde jetzt ſogleich Toilette machen, denn meinen Beſuch bei Herrn von Biſchoffswerder kann ich nun keine Minute länger aufſchieben.

Er ſchellte ſeinem Kammerdiener und gab demſelben beſtimmten Auftrag, ſich ungeſäumt mit ihm zu beſchäftigen.

Und was macht das gute Thier, die Rietz? fragte Mirabeau, indem er ſich vor den Spiegel ſtellte und ſeinen Anzug muſterte. Haben Sie ihr meinen Troſt beſtellt? Ich glaube noch immer, daß ſie dem König unentbehrlich ſein wird, denn jeder Zoll und jedes

Glied an ihr iſt das Ideal einer Maitreſſe, wie kein zweites mehr gefunden werden kann. Selbſt unſer franzöſiſches Sultanat hat nie eine ähnliche Koſt aufzuweiſen gehabt, und Louis Quatorze und Louis Quinze würden alle Maintenon's und Pompadour's im Stich gelaſſen haben, wenn ſie ein einziges Mal die univerſale Bedeutung einer Wilhelmine Rietz erkannt hätten.

Um das zu beurtheilen, bin ich nicht Kenner und nicht Eingeweihter genug, erwiederte Baron Noldé lächelnd, aber ich kann verſichern, daß die Rietz mich in ihrem natürlichen Schmerz jammerte, der zuweilen auch durch eine allerliebſte Wuth abgelöſt wurde. Sie hat gewiß ihre großen Verdienſte um den König. Zuerſt hieß es, daß ſie Berlin wenigſtens auf zehn Meilen in der Runde verlaſſen müſſe, und nun begann das arme Geſchöpf, ihre ſchönen Arme verzweifelt ringend, ſich mit dem Einpacken ihrer Sachen zu beſchäftigen. Dann kam plötzlich eine Contreordre vom König, wonach ſie auf ihrer Villa in Charlottenburg bleiben ſolle, und nun hüpfte ſie ſchon wieder lachend und trällernd durch alle Zimmer umher und ich mußte raſch einen Walzer mit ihr verſuchen. Sie ſchiebt übrigens ihr ganzes Unglück auf Wöllner, und meint, daß der Streich keineswegs von Biſchoffswerder ausgegangen ſei.

Das iſt leicht möglich, erwiederte Mirabeau, denn dieſer Wöllner war früher Landprediger und ſoll den theologiſchen Zopf noch ſo ſtark im Nacken hängen haben, daß er ſelbſt dem König mit dem Tugendbegriff zu Leibe zu gehen wagt. Prinz Heinrich, der dieſen Wöllner zuerſt emporgebracht und ihn zum Rath bei ſeiner Rentkammer in Rheinsberg berief, erzählte neulich bei einem vertrauten Souper die wunderlichſten Geſchichten von ſeinem wahrhaft kannibaliſchen Tugendeifer. Das Streben dieſer Leute iſt, den Staat zur Kirche, das Leben zu einem mit Bibel und Geſangbuch verſehenen Gefängniß, den Menſchen zu einer polizeilich wohlgeölten Bet-Maſchine zu machen. Gelingt es ihm und Seinesgleichen wirklich, den preußiſchen Staat zu bearbeiten, ſo wird die Alternative, in welcher dieſer Staat beſtändig ſchwebt, nämlich entweder ſchmählich zu Grunde zu gehen oder der Muſterſtaat von Ordnung und Freiheit zu ſein, bald entſchieden werden. Wöllner iſt aber zugleich ein guter Landwirth und ſoll dem König ſchon als Kronprinzen Vorträge über Staatswirthſchaft gehalten haben. Eine geſunde Oekonomie ſcheint ihn denn auch zu der Anſicht bewogen zu haben, daß man den

Acker der königlichen Leidenſchaften und Begierden nicht gleich gänzlich unbeſtellt und brach liegen laſſen darf, ſondern ihn zuerſt noch mit einiger Vorſicht behandeln muß. Eine neue ariſtokratiſche und kirchlich geſinnte Maitreſſe mag ihm darum ſchon als ein Fortſchritt erſcheinen, und Biſchoffswerder, obwohl er ſelbſt Maitreſſen aller Art hat, wird nachgegeben haben, da ihm ſein Bundes- und Ordensgenoſſe Wöllner wahrſcheinlich das flammende Schwert der Roſenkreuzerei vorgehalten hat.

Mirabeau hatte jetzt ſeine Toilette vollendet und trat an das Fenſter, um zu ſehen, ob ſein Wagen bereits vorgefahren wäre. Dann nahm er noch von ſeinem Schreibtiſch ein kleines gedrucktes Heft, welches er mit einem eigenthümlichen Lächeln zu ſich ſteckte.

Es iſt meine Schrift über Caglioſtro und Lavater, welche ich dem Herrn General von Biſchoffswerder als hommage d'auteur überreichen will, ſagte Mirabeau zu dem ihn neugierig anſehenden Noldé. Es ſoll mir eine bequeme Anknüpfung für meinen Beſuch bei ihm ſein, und ich denke ihn dadurch im Geſpräch ſogleich auf das Glatteis ſeiner eigenen Richtung zu führen. Denn was iſt dieſer Biſchoffswerder anders, als unſer Caglioſtro, wenn auch vielleicht in einem mehr ſpießbürgerlichen Stil und mit weniger Genialität der Gaunerei, als ſie der italieniſche Abenteurer an ſich zum Beſten zu geben vermag. Mein Freund, es ſind jetzt überall dieſelben Blaſen, die aus denſelben Urſachen dem mit Fäulniß geſchwängerten Boden entſteigen. Ich habe in Caglioſtro ein Werkzeug der Jeſuiten geſehen, und was werden die preußiſchen Caglioſtro's, dieſe Biſchoffswerder und Wöllner, hier anders ſein? Uebrigens höre ich, daß die Roſenkreuzerei, deren Obere ohne Zweifel Biſchoffswerder und Wöllner für Preußen ſind, ſeit einiger Zeit hier bedeutend um ſich gegriffen hat. In Berlin und Potsdam ſoll es ſchon eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern dafür geben, und man ſpricht mir von Umtrieben der Roſenkreuzer, die ſogar im Volke ſichtlich geworden ſein ſollen. Treiben Sie ſich doch ein wenig umher, Noldé, und erſtatten Sie mir einen Bericht, ob die Sache wirklich auch ſchon unter den gemeinen Leuten zu ſpuken anfängt. Denn bisher ſcheinen es bei Caglioſtro ſowohl wie bei dem frommen Biſchoffswerder nur die vornehmen Kreiſe geweſen zu ſein, die man mit der Geiſterſeherei und mit den geheimen Tincturen und Kräften zu gängeln geſucht hat. Das Verjüngungs-Elixir, welches Herr von Biſchoffswerder ſchüttelt, ſcheint vorzugsweiſe auf vornehme und regierende Herren berechnet zu ſein, denen er die Potenz damit erleichtern will, und darin wird gewiß das größte Geheimniß ſeines Antheils an den Regierungsgeſchäften beſtehen. Die Leute aus dem Volke haben dieſe politiſche Nachhülfe nicht nöthig, und auch ich habe mich in dieſer Beziehung, wie in ſo mancher andern, immer zum Volke gerechnet. Ich will nun aber doch ſehen, was ich ſonſt von dem Herrn von Biſchoffswerder profitiren kann. —

Unter dieſem Geſpräch war Mirabeau ſchon die Treppe hinabgeſchritten, und nahm dann von Nolde, der ihn bis an den Wagen geleitete, freundlichen Abſchied.

Der General von Biſchoffswerder befand ſich im königlichen Schloſſe, wo er, während der Anweſenheit des Königs in Berlin, die ihm beſtimmten Gemächer einnahm. In ſeinem Vorzimmer fand Mirabeau eine Menge von Perſonen anweſend, die mit Begierde dem Moment entgegenzuharren ſchienen, wo der Mann, dem die einflußreichſte und mächtigſte Stellung in den neuen Verhältniſſen zugeſchrieben wurde, ſie zu einer flüchtigen Audienz annehmen möchte.

Mirabeau hatte bloß durch den dienſtthuenden Kammerdiener ſeine Karte zu dem General hineintragen laſſen und ſah mit ruhiger Zuverſicht dem ihn erwartenden Beſcheid entgegen. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien der Kammerdiener wieder mit der höflichen Einladung, ſofort zu dem Herrn General einzutreten, der den Beſuch des Herrn Grafen mit Vergnügen empfangen werde.

Mirabeau folgte mit raſchen Schritten durch die ihm geöffnete Thür des anſtoßenden Zimmers, und ſtand dem General von Biſchoffswerder gegenüber, der, die beiden Hände über der Mitte ſeines Körpers gefaltet, mit einer Haltung, in der ein gewiſſes Wohlwollen ſich ausdrückte, dem Eintreten Mirabeau's entgegenſah.

Mirabeau, der leicht von Perſönlichkeiten überraſcht wurde, die er ſich anders gedacht, konnte bei dieſer Begegnung zuerſt eine Art von Betroffenheit nicht unterdrücken. Das Uebermaaß der Beleibtheit, das er ſich gegenüber wahrnahm, und welches der Geſtalt des Generals zuerſt den Anblick eines räthſelhaften und unheimlichen Klumpens gab, erregte im höchſten Grade das Erſtaunen Mirabeau's. Bald erheiterte ihn aber auch wieder dieſes Bild eines dicken Leibes, wie er ihn noch nie geſehen zu haben ſich erinnerte, und er ſagte ſich zu ſeinem Troſt, daß jede Situation ſich erleichtere, in der man es mit einem ſo ungeheuerlich wohlbeleibten Manne zu thun habe, weil in dieſem Behagen des Fetts leicht jede bösartige Abſicht verſchwimmen müſſe.

Der General that aber jetzt einige Schritte ihm entgegen und entfaltete dabei eine Leichtigkeit und Zierlichkeit der Bewegung, die mit ſeinem ſtarken Körper in dem überraſchendſten Contraſt ſtand, und Mirabeau erinnerte, wie er oft gehört habe, daß Herr von Biſchoffswerder nicht bloß ein frommer und mit Geiſtern verkehrender Mann, ſondern auch ein gewandter Jäger und einer der kühnſten Reiter und Pferdebändiger ſei.

Der General nöthigte ihn mit einer verbindlichen Handbewegung, auf einem Divan Platz zu nehmen, während er ſelbſt einen weiten Lehnſeſſel, der dem Divan gegenüber ſtand, mit vieler Anmuth und Würde einnahm. Seine kleinen grauen Augen ruhten dann einen Augenblick lang blinzelnd und lauernd auf Mirabeau. Erſt nach einer Pauſe fragte er ihn mit einer Stimme, die einen ungemein ſanften und harmoniſch gezogenen Klang hatte, womit er denn dem Herrn Grafen dienen könne?

Dieſe Anrede geſchah in franzöſiſcher Sprache, aber Mirabeau ſtutzte, als dieſer Accent ſein Ohr berührte. Er erinnerte ſich jedoch zugleich, davon gehört zu haben, daß Herr von Biſchoffswerder von Geburt ein Sachſe war, und man hatte ihm oft geſagt, daß es gerade dieſem Volksſtamme der Deutſchen am ſchwerſten werde, das Franzöſiſche rein und verſtändlich auszuſprechen.

Ich wünſchte Euerer Excellenz eine Schrift überreichen zu dürfen, deren Druck ſoeben beendet iſt, nahm Mirabeau mit dem größten Anſtrich der Unbefangenheit das Wort. Es iſt meine Schrift über Caglioſtro und Lavater, und da es ſich dabei um gewiſſe Umtriebe handelt, von denen in dieſem Augenblick Frankreich und Deutſchland gleichmäßig heimgeſucht zu werden ſcheinen, ſo glaubte ich der guten Sache der Menſchheit zu nützen, wenn ich meine Andeutungen vorzugsweiſe in Ihre Hände zu legen wagte. Dieſe Ihre Hand ruht in der Hand des hoffnungsvollſten Königs, und wird der Politik Preußens gewiß bald ihren eigentlichen Nachdruck leihen.

Biſchoffswerder empfing die Schrift mit einer zuvorkommenden Bewegung und legte ſie, nachdem er ihr Titelblatt flüchtig angeblickt, neben ſich auf den Tiſch nieder.

Ich werde gewiß ſehr viel daraus lernen können, ſagte er dann mit dem Ausdruck einer faſt demüthigen Beſcheidenheit. Denn ich geſtehe, daß mir beide Erſcheinungen eigentlich gänzlich fremd ſind.

Dann ſank er wieder mit ſeiner gewichtigen Figur in die Tiefe des Lehnſtuhls zurück, ſchien jedoch jetzt einige Anzeichen innerer Unruhe an ſich blicken zu laſſen, die Mirabeau zu Anfang nicht an ihm bemerkt hatte. Mirabeau fixirte ihn ſcharf, und bemerkte mit ſeinen Alles erſpähenden Augen, daß ein leiſer Schweiß auf der Stirn des Generals ſich anzuſetzen begann.

Er wittert den Wolf, der in den Schaafſtall einbrechen will, dachte Mirabeau bei ſich ſelbſt. Es ſoll mich wundern, wie er meinen Stößen Stand halten wird.

Uebrigens habe ich gar keinen Einfluß, nahm der General wieder mit einem frommen Aufſchlagen ſeiner Augen das Wort. Ich ſtrebe blos nach dem Verdienſt, der getreueſte Diener Seiner Majeſtät zu ſein, und das iſt Alles.

Er ſchlug bei dieſen Worten mit der Hand auf die Bruſt und ließ die Ordenskreuze und Sterne zittern, die an ſeiner militairiſchen Gala-Uniform, die er noch von der Ceremonie des heutigen Morgens her trug, befeſtigt waren.

Ja, in keinem Lande der Welt findet man ſo viel

Treue und Hingebung für das herrſchende Königshaus, als in Preußen, ſagte Mirabeau mit einem gewiſſen enthuſiaſtiſchen Anlauf. Ich werde der preußiſchen Treue ein eigenes Kapitel widmen in meinem großen Werke über die preußiſche Monarchie, an dem ich hier arbeite.

Ich habe von Ihren Vorarbeiten und Studien ungemein viel Rühmliches gehört, ſagte Biſchoffswerder mit einer von neuem entgegenkommenden Freundlichkeit. Dieſe kleine Schrift über die Herren Caglioſtro und Lavater iſt wohl ſchon eine Probe daraus?

Mirabeau ſah ihn erſtaunt an, und bemühte ſich durch ein Erforſchen ſeiner Geſichtszüge den eigentlichen Sinn dieſer Frage zu enthüllen. Biſchoffswerder aber blickte mit der größten Unbefangenheit und Ruhe zu ihm herüber, und Mirabeau erinnerte ſich, gehört zu haben, daß Fragen dieſer Art durchaus in der Manier des Generals lagen, indem er es liebte, ſich ganz unwiſſend und beſchränkt anzuſtellen und ſelbſt den Schein einer gewiſſen Einfalt nicht zu verſchmähen.

Oh, Herr General, erwiederte Mirabeau darauf, die Abhandlung über Caglioſtro hat durchaus noch keine Beziehung auf Preußen. Ich weiß es nicht, ob es auch ſchon preußiſche Caglioſtro's giebt, wiewohl man allerdings annehmen kann, daß ſolche Hampelmänner der Gaukelei und der Intrigue jetzt überall in der Welt auftauchen werden. Wo die Geiſter verrathen werden, ſind immer zugleich die Geiſterbeſchwörungen an der Tagesordnung. Der Caglioſtro, von dem ich in meiner Schrift handele, hat es allerdings in dieſer Kunſt ganz beſonders weit gebracht. Bei ihm kann man ſich die Geiſter aus allen Jahrhunderten beſtellen, und er hat den römiſchen Kaiſer Marc Aurel, die große Semiramis, Heinrich IV. und alle möglichen Herren und Potentaten erſcheinen laſſen. Nur dazu hat er es noch nicht gebracht, den deutſchen Philoſophen Leibnitz und den großen Kurfürſten von Brandenburg zu citiren.*)

Biſchoffswerder zuckte einen Augenblick leiſe zuſammen, ſah aber bald wieder eben ſo gleichgültig und friedlich aus, wie immer, und ſagte, indem er ſeine Hände feſter ineinander faltete: Es kommt Alles darauf an, ob man den rechten Glauben in ſich trägt. Für Den, der gläubt, iſt kein Ding unmöglich. Wer aber mit argem Herzen Wunder will, hat ſich ſelbſt ſein Gericht gegründet. Ich bin überzeugt, Herr Graf, daß Ihr in einem andern Sinne gewiß nicht über jenen Euren Cagliostro geſprochen haben werdet. Und was meint Ihr denn von dem Herrn Diaconus Lavater? Haltet Ihr ihn für einen ächten Chriſten?

---

*) In einer Geiſter-Soirée, welche Biſchoffswerder und Wöllner kurze Zeit vorher dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm veranſtalteten, ließen ſie auch Leibnitz und den großen Kurfürſten vor dem geängſtigten Prinzen auftreten.

Ich halte ihn bloß für einen Neidhammel Cagliostro's, verſetzte Mirabeau raſch. Dieſer Lavater wäre für ſein Leben gern ein Cagliostro geworden, für den er auch in ſeinen Schriften die größte Verehrung ausdrückt und den er bekanntlich gegen den Vorwurf des Betruges vertheidigt hat. Aber Lavater, wieviel Schönes auch in ihm iſt, würde doch viel bedeutender daſtehn, wenn er ſich hätte dazu entſchließen können, ein Betrüger im großen Stil zu werden. So aber ſchlägt ihm, und den Adepten ſeiner Art, die deutſche Ehrlichkeit jeden Augenblick in den Nacken, und er iſt nur ein ſüßlich verzückter Chriſt, wo er ein Ritter und Held der Gaunerei, wie Cagliostro, ſein könnte. Darum glaube ich auch, daß er ſtets mehr ſich als Andere betrogen hat, wenn er Wunder zu thun verſuchte. Lavater hat zum Oeftern dieſelbe Meinung ausgeſprochen, wie Ew. Excellenz, daß jeder wahre Chriſt Wunder zu verrichten vermag. Aber, da ihm dieſe ſtets ſehr ſchlecht gerathen ſein ſollen, ſo möchte ich in Ihrem Sinne Ihre Frage dahin beantworten, daß ich dieſen Lavater durchaus nicht für einen ächten Chriſten halten kann. *)

O wie freut es mich, daß wir ſo übereinſtimmen, Herr Graf, rief Biſchoffswerder mit einem ſo innigen und faſt zärtlichen Ausdruck ſeiner Stimme, als ob noch die größte Annäherung zwiſchen ihm und Mirabeau ſtattfinden könnte. Nicht wahr, Lavater iſt kein ächter Chriſt? Es fehlt ihm zum ächten Chriſten beſonders auch dies, daß er kein Preuße iſt. Man muß Preuße ſein, und ganz beſonders muß man preußiſcher Soldat ſein, um ſich im wahrſten Sinne des Wortes einen Chriſten nennen zu können. Denn nur im Dienſt Seiner Majeſtät des Königs kann man das reine Evangelium Chriſti bekennen und ausüben.

Ich war bisher der Meinung, daß Eure Excellenz aus Sachſen ſtammen, ſagte Mirabeau mit einer tiefen Verneigung.

Aus dem Sachſen kann ein Preuße werden, wie aus dem Saulus ein Paulus, und werden wir den Paulus nicht immerhin für einen ächten Paulus halten müſſen? verſetzte der General mit dem Anflug einer ſchwärmeriſchen Extaſe. Bin ich kein alter Preuße, ſo ſetze ich mein Verdienſt darein, daß Gott

---

*) Mirabeau Lettre sur Cagliostro et Lavater (Oeuvres IV. 498).

geruht hat, den erſten Neu-Preußen aus mir machen zu wollen.

Wenn Lavater ein ſchlechter Chriſt iſt, begann Mirabeau wieder, ſo iſt er jedenfalls ein guter Jeſuit, wie es alle dieſe Teufels-Beſchwörer und Geiſter-Citirer heutzutage ſind, welchen Namen ſie auch tragen mögen. Ew. Excellenz werden mich aber darin noch gnädigſt berichtigen oder beſtätigen können. Denn ich habe in meinem Brief über Caglioſtro und Lavater, der jetzt die Ehre hat, auf Ew. Excellenz Tiſch zu liegen, die Behauptung aufgeſtellt, daß Lavater ebenfalls ein Schüler Schrepfer's geweſen. Mein Beſuch, den ich heute gewagt, Herr General, hat auch noch den Zweck, darüber aus Ihrem authentiſchen Munde eine Belehrung zu empfangen.

Biſchoffswerder zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete. Dann ſagte er ſo harmlos als möglich: Woher glauben Sie, daß ich über das Verhältniß Lavater's zu Schrepfer eine Auskunft zu geben vermag?

Weil Schrepfer auch in Sachſen gelebt hat, wo er die Verbindung des Roſenkreuzer-Ordens mit der Freimaurerei bewerkſtelligt haben ſoll, erwiederte Mirabeau ganz unbefangen. Es wäre ja auch möglich geweſen, daß Ew. Excellenz in Ihrer Jugend auch einmal in dem Caféhauſe verkehrt hätten, welches Georg Schrepfer in Leipzig hielt. Man nimmt wohl gern einmal ſeinen Café in einem öffentlichen Lokal ein, und unterhält ſich dabei auch mit Leuten, mit denen man ſonſt ganz und gar nichts zu thun hat. Denn das habe ich nie geglaubt, daß Ew. Excellenz auch zu den Schülern Schrepfer's gehören, wie hier und da wohl in einigen Zeitungen und Monatsſchriften geſagt worden iſt.

Ich habe ihn einige Male in Leipzig geſehen, erwiederte Biſchoffswerder, in ein ernſtes Nachſinnen ſich verlierend. Es intereſſirte mich an ihm, daß er früher preußiſcher Huſar geweſen und den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht hat. Darum beſuchte ich auch ſein Caféhaus in Leipzig, denn ich ſchwärmte ſchon als junger Menſch für Alles, was mit dem Namen Preußens auch nur in der entfernteſten Verbindung ſtand.

Sein Café, den er reichte, ſoll ſchwächer geweſen ſein, als ſein Geiſterbeſchwörungs-Apparat, ſagte Mirabeau. Denn als Cafétier ſoll er einen jämmerlichen Banquerott gemacht haben, während er im Reich der Geiſter und Geſpenſter einen laufenden Credit hatte, und die Geſtorbenen ohne allen Rückhalt ihm ihre ehemaligen Leiber zu jeder beliebigen Benutzung borgten. Man ſagt, daß er nicht nur beſondere Hohlſpiegel dabei angewandt, ſondern auch einen mit Milchflor beſpannten Rahmen erfunden habe, auf dem ſich die Geiſter bei ihm mit dem größten Vergnügen einfangen ließen. Der vornehme Herr, welcher Schrepfer's Apparat geerbt, ſoll damit bei weitem glänzendere Geſchäfte gemacht haben, und wird gewiß nicht nöthig haben, ſich wegen ſeiner Schulden zu erſchießen, wie dies Freund Schrepfer im Leipziger Roſenthal gethan haben ſoll.

Mirabeau ſah zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, daß auch dieſe Hindeutung, die er ſelbſt einigermaßen unverſchämt finden mußte, nicht den geringſten Eindruck auf den Herrn von Biſchoffswerder zu machen ſchien. Derſelbe behauptete mit einer gewiſſen Meiſterſchaft ſeine unbefangene und unveränderte Haltung, und ſchien ſich bei Allem, was Mirabeau berühren wollte, durchaus nicht perſönlich betheiligt zu finden. Nur zuweilen blickte er mit einer ſehr bemerkbaren Sehnſucht auf das Zifferblatt einer Pendeluhr hin, die über dem Marmorſims des Kamins ſtand.

Und wann wird Ihr Buch über die Monarchie Preußens erſcheinen, Herr Graf? fragte Biſchoffswerder darauf, das Geſpräch ablenkend, mit einer gleichgültigen Stimme.

Es bedarf noch erſt bedeutender Vorarbeiten dazu, erwiederte Mirabeau. Ich bin zu dieſem Ende auch mit einem braunſchweigiſchen Major, Herrn von Mauvillon, in Verbindung getreten, der mir bei der Redaction Hülfe leiſten wird. Ich lernte dieſen dazu ſehr geeigneten Mann am braunſchweigiſchen Hofe kennen, wo ich mich in der letzten Zeit öfter aufhielt. Aber es fehlt noch ſehr viel zur Vollendung dieſer Arbeit, die ich gern unter den beſondern Schutz des Herrn von Biſchoffswerder geſtellt ſehen möchte. Vielleicht finde ich dann auch nicht mehr ſo große Schwierigkeiten, die Königlichen Staatsarchive für meinen Zweck benutzen zu dürfen.

Denken Sie Ihre Arbeit in demſelben Sinne zu halten, in dem Ihr Mémoire abgefaßt iſt, welches Sie vor einigen Tagen Seiner Majeſtät dem Könige überſandten? fragte Biſchoffswerder mit einem ſtrengeren und ſchärferen Ton ſeiner Stimme.

Ah, Ew. Excellenz haben mein Mémoire geleſen? fragte Mirabeau mit aufleuchtenden Augen, indem er ſich in ſeiner lebhaften und dann leicht zutraulichen Weiſe zu Biſchoffswerder hinüberbeugte.

Es wurde mir von Seiner Majeſtät zugeſtellt, mit dem Allerhöchſten Auftrage, einen Bericht darüber zu erſtatten, erwiederte der General. Da ich nun aber den Vorzug genieße, mich perſönlich mit Ihnen zu unterhalten, Herr Graf, ſo darf ich mir wohl noch einige Fragen zu meiner richtigen Orientirung erlauben. Was verſtehen Sie eigentlich unter der Nationalgarde, welche Sie für Preußen empfehlen, und durch die Sie die ſogenannten Mängel unſers bisherigen Recrutirungs-Syſtems beſeitigen zu können glauben?

Was ich darunter verſtehe? rief Mirabeau verwundert. Ich verſtehe darunter die Abſchaffung der Militair-Sklaverei, die Euer Königreich entvölkert und ausſaugt, und die erſetzt werden ſoll durch eine nationale Bildung des Heeres, welche die Formen der Freiheit an ſich trägt. Iſt es denn nöthig, daß, wenn man ein Volk in den Krieg führen will, es wie eine verächtliche Heerde Vieh, das zur Schlachtbank geſchleppt wird, hingetrieben werde? Es iſt ja bei weitem leichter, den Kriegsdienſt des Volkes ſo einzurichten, daß er als eine Sache des Nationalruhms und des Nationaleifers erſcheint, und Ihr werdet daran ein ungeheures Bollwerk für die Sicherheit des Staats gewinnen. Fangt damit an, daß Ihr Eure Bauern zuſammenkommen laßt, um in ihren Kirchſpielen ſolche nationale Compagnieen zu bilden, die ſich am Sonntag in den Waffen üben können, und dieſe nationalen

Compagnieen ernennen unter ſich mit Stimmenmehrheit die Grenadiere, deren Wahl dann eine Auszeichnung ihrer Mitbürger iſt. So beginnt Ihr die nationale Kriegspyramide von unten auf zu gipfeln, und Ihr werdet einen kräftigen Wunderbau entſtehen ſehen, an den ſich alles Andere im Staat und in der Geſellſchaft anlehnen kann. *)

Das würde man bei uns in Preußen nicht national nennen, erwiederte Biſchoffswerder mit ruhigem Ernſt. In Preußen kann nur dasjenige national ſein, was unmittelbar aus den Händen des Königs hervorgeht und auf den ausdrücklichen Befehl der Obrigkeit gebildet wird. Wen der König recrutiren läßt, der iſt auch ſchon ein nationaler Soldat bei uns. Auf das Weſen der frei wählenden Compagnie-Verſammlungen werden wir uns in Preußen nie einlaſſen können. Auf eine ſo frivole Weiſe beſchließt man bei uns nichts.

Wie, rief Mirabeau lebhaft, kann man denn beſſer und würdiger etwas beſchließen, als in einer Verſammlung, in der Einer für Alle und Alle für Einen ſtehn? Im Gegentheil, mein Herr, jeder Beſchluß iſt frivol, der nur von einem Einzelnen im Staat

---

*) Lettre à Frédéric Guillaume II. (Berl. 1887.) p. 24.

ohne Mitwirkung Aller ausgeht. Erlauben Sie mir, Ihren erleuchteten Blick einen Moment auf unſer Frankreich hinüberzulenken. Ich weiß nicht, wer es einmal geſagt hat, daß Frankreich das ſchönſte der Königreiche ſei, nach dem des Himmels. Dies iſt gewiß wahr, aber dies ſchöne Königreich wird ſeit längerer Zeit von den tiefſten Leiden und Zerrüttungen heimgeſucht. Die finanziellen Verlegenheiten, welche zugleich der Ausdruck der politiſchen Verwahrloſung ſind, ſteigen in unſerm Lande von Tag zu Tag höher. Nichts als eine Verſammlung, die in ihrem freien Schooße über die Lage Frankreichs berathſchlagt und entſcheidet, kann den Staat retten. Dies iſt meine und meiner Freunde Anſicht ſeit geraumer Zeit geweſen, und wir haben ſie in Paris ſchon vielfach geltend zu machen geſucht. Wenn man noch Bedenken trägt, eine National-Verſammlung aus den Generalſtänden des Landes zu berufen, ſo wird man wohl bei uns nicht mehr lange mit einer Verſammlung der Notabeln zögern dürfen, die aus gewiſſen bevorzugten Elementen des Landes, wiewohl immer auf einer freien nationalen Grundlage, zuſammengeſetzt werden müßte. Ich habe darüber erſt vor einigen Tagen die dringendſten Vorſtellungen an das franzöſiſche Miniſterium von hier aus gerichtet, und wie ich an der Erweckung dieſer Idee einen großen Antheil gehabt, ſo habe ich jetzt auch den Plan im Einzelnen ausgearbeitet, und Herrn von Calonne bereits eine fertige Vorlage für die Einberufung einer Notablen-Verſammlung unterbreitet. Preußen wird vielleicht alle dieſe Dinge nicht nöthig haben, wenn es ſich bei Zeiten in ſeinem Innern eine freie, das Civil wie das Militair neugeſtaltende Organiſation zum geben verag.

Ich danke Ihnen ſehr für dieſe ungemein intereſſante Mittheilung, Herr Graf, ſagte der General mit einer leichten Verneigung. Für unſere Verhältniſſe iſt dieſe Mittheilung zugleich entſcheidend. Denn wir ſind hier Deutſche, und denken an franzöſiſche Sitten und Manieren kein Zugeſtändniß mehr zu machen. Wer ſich fortan noch bei uns Mühe geben will, Preußen mit Frankreich in eine innigere Allianz zu bringen, der driſcht wahrlich leeres Stroh, Herr Graf. Preußen muß jetzt deutſch werden und ſein, ſo deutſch, wie es noch nie geweſen iſt, und unſer jetziger allergnädigſter Herr, der König Friedrich Wilhelm, kann und wird nur ein deutſcher Monarch ſein, eben weil er im eminenteſten Sinne des Wortes ein preußiſcher König und Herr ſein wird. Die Affectation mit Frankreich hat ausgeſpielt, und der König übernimmt eine ſeiner würdige, ſelbſtſtändige Rolle. Er würde ja zu einem bloßen Nachahmer des religionsloſen Friedrich herabſinken, wenn er, ſtatt deutſch und national zu ſein, wieder nur galliſch und ausländiſch ſein wollte. Da ſei Gott vor!

Iſt es möglich, rief Mirabeau erſtaunt, daß das Andenken des großen Königs, dem kaum die Augen gebrochen ſind, ſchon zurücktritt und aufhören muß, die leitende Norm für den Staat und ſeine Zukunft zu ſein? Ueberleben doch ſelbſt einen mittelmäßigen Künſtler oft ſeine Werke, und Preußen ſollte weiter beſtehen können, ohne von dem Geiſt Friedrichs des Großen zu zeugen? In der That, das iſt zum Erſchrecken! Aber freilich, mir iſt in dieſen Tagen ſchon im Publikum und in der Geſellſchaft Manches aufgefallen. Es ſcheint hier plötzlich eine große Gleichgültigkeit und Abneigung gegen dieſen ausgezeichneten Monarchen hervorzutreten, und noch ehe ſeine Gruft ſich geſchloſſen hat, hört man hinter ihm her Rabengekrächze von Feinden, die plötzlich wie aus einer ſchwarzen Wolke herniedergefallen ſind.

Schelten Sie dieſe wackeren Leute nicht, die Gott dem Herrn die Ehre geben wollen! rief Biſchoffswerder mit einer feierlichen Salbung. Es giebt ja doch nichts Höheres, als unſere geoffenbarte Chriſtusreligion, und nur in ihr iſt König, wer König iſt, und Diener wer Diener iſt. Wer außerhalb der Chriſtusreligion geherrſcht hat, hat nicht geherrſcht, und wir gehen weiter zu dem, der uns im Glauben und in der Gnade halten wird, damit wir nicht ſtraucheln, ſondern fein ſäuberlich feſtſtehn und die chriſtliche Obrigkeit in allen unſern Gliedern ſchmecken. König Friedrich iſt todt, aber wir werden ſeine Früchte in uns erſticken, denn wir haben uns dem chriſtlichen Regiment verſchrieben.

Dann hat mein Mémoire wohl auch in ſeinem religiöſen Theil nicht den Beifall Eurer Excellenz gefunden? fragte Mirabeau den General, deſſen Lippen in dieſem Augenblick ein ſtummes Gebet hin- und her zu bewegen ſchienen.

Ihr ſeid ein Freund der Juden! entgegnete Biſchoffswerder mit einem bedauernden Achſelzucken. Ich habe leider nur aus Ihrem Mémoire erſehen müſſen, daß Sie keine andere Religion kennen, als die Toleranz, und Sie fordern, daß eine ſolche Toleranz wo möglich in einem noch unbeſchränkteren Maaßſtabe, als unter der Regierung des verſtorbenen

Königs, in den Staaten Seiner Majeſtät eingeführt und ausgeſprochen werde. Sie verlangen dies ſofort durch ein Edict beſtätigt zu ſehen, welches den Juden alle bürgerliche Freiheit und Rechte gewähre. Was haben Sie für Gründe dazu, unſern Erbfeinden Thür und Thor des chriſtlichen Staats öffnen zu wollen?

Was ich für Gründe dazu habe? fragte Mirabeau mit einem ſehr ausdrucksvollen Lächeln. Keine andern, als die ich in meiner Denkſchrift ſchon auseinandergeſetzt habe. Der Staat wird an den Juden gute und nützliche Bürger gewinnen, ſeine Bevölkerung und ſeine Capitalien werden durch die Hereinnahme der Juden in den Staatsverband ſteigen. Ich beſchwöre Sie, Herr General, verwenden Sie, wenn es Ihnen möglich iſt, allen Ihren Einfluß bei dem Könige dahin, daß eine allgemeine Toleranz in ſeinen Staaten ausgeſprochen werde, denn nur auf ihrem Grunde wächſt Freiheit, Wohlſtand und Glück für Staat und Geſellſchaft! Möge der König Friedrich Wilhelm dadurch von vornherein den nachtheiligen Schein entkräften, den man auf ihn gebreitet hat, indem man ihn mit der fanatiſchen Secte der Roſenkreuzer zuſammengeworfen und ihn als den Narren dieſer intoleranten Geiſterbeſchwörer betrachtet.*)

Herr Graf von Mirabeau, erwiederte Biſchoffswerder mit einer mühſamen, kaum noch Stich haltenden Faſſung, Seine Majeſtät der König hat die Grundſätze, nach denen er regieren wird, gewiß ſchon auf das Reiflichſte erwogen, denn er iſt ein gottesfürchtiger, für das Glück ſeiner Unterthanen beſorgter Herr. Aber unter dieſen ächt chriſtlichen Grundſätzen kann die Toleranz keine Stelle finden, denn Toleranz und jüdiſcher Schacher ſind ganz Ein und daſſelbe. Wer Toleranz will, treibt Schacher mit ſeiner ewigen Seligkeit, denn dieſe iſt ihm feil für den Marktpreis des Tages. Wer ſelig werden will, der muß intolerant ſein, denn die Duldſamkeit gegen die Ungläubigen und Schlechten iſt das Böſe ſelbſt und darum unſelig. Die Toleranz iſt das erſte Daraufgeld, welches wir von den Juden empfangen, die ſich den chriſtlichen Staat kaufen wollen. Und ich dachte, die Grafen Mirabeau wären aus einem alten ariſtokratiſchen Geſchlecht? Kann ein alter Edelmann für die Juden kämpfen?

Oh, erwiederte Mirabeau, laut lachend, ein alter

---

*) Mirabeau Lettre à Frédéric Guillaume II. p. 52.

Edelmann kann noch viel mehr, er kann auch gegen ſich ſelbſt kämpfen. Ich habe dies in Frankreich gelernt, und ich kann es auch in Preußen nicht vergeſſen. Denn die ächte Ariſtokratie wird doch jetzt am Ende darin beſtehen müſſen, daß ſie aller ihrer Sondervortheile und Privilegien zum Beſten des Ganzen entſagt, und dem Volke zurückgiebt, was dem Volke gehört. Ich habe darum auch in den Reformen des Steuerweſens, die ich für Preußen vorzuſchlagen gewagt, darauf hingewieſen, daß die Grundſteuer erhöht werden müſſe, daß aber fortan kein Grundſtück irgend einer Art Steuerfreiheit und Ausnahmerechte genießen dürfe.*)

Ich habe es bemerkt, entgegnete Biſchoffswerder. Die preußiſche Ritterſchaft wird es aber nicht dulden, daß der Staat ſeine Hände in ihre Taſchen ſteckt. Die Ritterſchaft ehrt den Staat dadurch, daß ſie ihm nichts zahlt. Ihr wollt hinſichtlich Gottes tolerant und hinſichtlich der Ritterſchaft intolerant ſein? Mein Herr, die Sache des Evangeliums und die Steuerfreiheit der Rittergüter iſt eine und dieſelbe heilige Sache. Eines muß mit dem Andern ſtehen und fallen, denn vom privilegirten Ritterſtande fließt ein

---

*) Mirabeau Lettre à Frédéric Guillaume II. p. 72.

Segen aus durch das ganze Land, der alle Verhältniſſe veredelt und zum Beſten kehrt. Ich habe dies recht an meinem Freunde, dem jetzigen Geheimen Ober-Finanzrath und Intendanten des königlichen Bauweſens, Herrn Wöllner, geſehen. Denn was wäre wohl aus Wöllner geworden, wenn er nicht die Tochter einer Rittergutsbeſitzers, des Herrn von Itzenplitz auf Groß-Behnitz, geheirathet hätte? Ich habe dieſen Segen ſichtlich an ihm heranwachſen ſehen. Denn nur durch die intime Verbindung mit dem Ritterſtande, und dazu mit einer Familie, wie die der Itzenplitze, konnte er innerlich und äußerlich dieſe Weihe empfangen, die ihn vom niederen Landprediger bis unter die vertrauteſten Diener Seiner Majeſtät des Königs emporſteigen ließ. Dies iſt ein Beiſpiel, mein Herr, wie ſich ein Preuße bildet. Alles Andere werden wir von uns abweiſen müſſen.

Ich muß es zufrieden ſein, verſetzte Mirabeau, indem er mit einer ungeduldigen Bewegung von ſeinem Seſſel aufſprang, und ſich anſchickte, ſeinen Abſchied von Herrn von Biſchoffswerder zu nehmen.

Während ſich dieſer zögernd erhob, fügte Mirabeau hinzu: Ein Staat kann ſeine Beſtimmung ebenſo leicht verfehlen, als ein einzelner Menſch. Zuweilen glaubt man, daß ein Staat ſeiner Größe entgegenreift, und wenn man eines Tages näher zuſieht, gewahrt man an ihm ſchon die Fäulniß, die vor der Reife eingetreten iſt.*) Möchten die Lenker und Staatsmänner Preußens doch wenigſtens eingedenk bleiben, daß Preußen dazu berufen iſt, ein großer Staat zu ſein.

Preußen hat gar nicht nöthig, groß zu ſein, erwiederte Herr von Biſchoffswerder, nachdem er ſeine gewaltig beleibte Figur mit einiger Mühe wieder aufgerichtet hatte. Es ſoll groß vor dem Herrn werden, das iſt wahr, aber Preußen bedarf keiner weitern Ausdehnung ſeiner Macht, und es wird am glücklichſten und mächtigſten ſein, wenn es nichts beſitzt, als die Schaafſtälle ſeiner Mark Brandenburg. Leben Sie wohl, Herr Graf!

Mit dieſen Worten ſah ſich Mirabeau von dem Herrn von Biſchoffswerder entlaſſen. Er ſtürzte in größter Eile durch den Vorſaal und die Treppe hinunter, um ſeinen in dem inneren Hofe des Königlichen Schloſſes haltenden Wagen zu erreichen. Erſt im Wagen begann Mirabeau wieder Athem zu ſchöpfen. Indem er ſich halb lachend, halb ärgerlich in den Sitz zurückwarf, flüſterte er mit ſich ſelbſt: Der zurechtgewieſene Narr bei dieſer Sache bin am Ende ich. Denn wer debattirt mit einem Herrn von Biſchoffswerder? Das thut nur ein politiſcher Schwärmer wie Mirabeau, dem immer wieder der politiſche Kamm ſchwillt, und der doch noch einmal an die Mohrenwäſche ſein ganzes Leben einſetzen wird! —

---

*) „Pourriture avant maturité“ das berühmte Wort Mirabeau's in Bezug auf Preußen.

Sechſtes Buch.

1789.

I.

Mirabeau's Tuchladen.

Es war an einem kalten Februartage des Jahres 1789, als Mirabeau in großer Eile und mit ſichtlicher Aufregung aus einem Hauſe hervortrat, welches in der alten provençaliſchen Stadt Aix, wo er ſich ſeit Anfang dieſes Jahres befand, am Marktplatz gelegen war. Er warf ſich den Mantel erſt über die Schulter, als er ſich ſchon draußen auf der Straße befand und ihn die empfindliche Winterkälte daran erinnerte, daß er in dem leichten Frack, den er trug, einer Gefahr für ſeine Geſundheit ausgeſetzt ſein könnte. In ſeinem Geſicht aber ſtand eine brennende Gluth, und auf ſeiner hohen Stirn hatte der Zorn eine drohende Ader hingezeichnet.

Wie, mein lieber Bruder, hat denn die Adelsverſammlung ihre heutige Sitzung ſchon beendigt?

fragte ihn eine Dame, die Mirabeau im Vorüberſtürmen, ohne ſie zu bemerken, ziemlich unſanft am Arme geſtreift hatte, und die ihn jetzt mit fröhlichem Lachen am Mantel feſthielt.

Mirabeau erkannte ſeine Schweſter, Frau von Saillant, die in Aix lebte, und mit der er ſeit ſeinem Aufenthalt in dieſer Stadt das innige und vertraute Verhältniß, welches ihn ſtets an dieſe Schweſter gefeſſelt, auf eine faſt zärtliche Weiſe erneuert hatte.

Die Sitzung iſt noch nicht beendigt, aber Mirabeau iſt für dieſe ſchöne Adelsverſammlung der Provence auf immer beendigt worden, entgegnete er mit einem tragikomiſchen Ausdruck. Du ſollſt erfahren, meine Schweſter, daß die vornehmen Herren vom Adel und der Geiſtlichkeit mich in dieſem Augenblick ſo gut wie hinausgeworfen haben, und Du kannſt nun an mir ſehen, wie ein Hinausgeworfener ſich ausnimmt, denn je mehr ein Solcher noch den Anſtand und allen ſeinen Stolz zu bewahren gewußt hat, was mir hoffentlich noch gelungen iſt, um ſo kläglicher muß er ſich eigentlich darſtellen.

Es war wohl zu fürchten, daß es ein ſolches Ende nehmen würde, verſetzte Frau von Saillant mit der heiteren und nicht leicht zu trübenden Miene, welche für Mirabeau ſtets etwas beſonders Tröſtliches gehabt.

Ich habe gleich Deinen Muth bewundert, mit dem Du hier in Aix ankameſt, um in eine Verſammlung von Männern einzutreten, die Deine natürlichen Gegner ſind, und denen Dein ganzes bisheriges Leben und Wirken ins Geſicht geſchlagen hat. Und nun haſt Du es wirklich dahin gebracht, daß ſie Dich hinausgeworfen haben? Aber es iſt kalt, Gabriel. Begleite mich nach Hauſe und erzähle mir dort bei einer Taſſe Chokolade den ganzen Hergang, der Dich betroffen hat.

Nein, liebe Caroline, ich danke Dir, verſetzte Mirabeau. Einer, der von Adel und Geiſtlichkeit zur Thür hinausgeworfen worden, hat nicht Zeit, Chokolade zu trinken, ſondern muß auf ſeine Genugthuung bedacht ſein. Ich habe daher heut noch außerordentlich viel zu thun. So viel will ich Dir aber noch im Vorübergehen ſagen, daß es mein ehemaliger Schwiegervater, der Marquis von Marignane, geweſen iſt, der dort oben auf meine Ausſchließung von der Verſammlung angetragen hat. Er ſtand auf und entwickelte, daß ein Formfehler vorliege, durch welchen Graf Mirabeau verhindert werde, ferner Mitglied einer Verſammlung zu bleiben, die ſich neulich ausdrücklich zu einer Verſammlung der Beſitzer von Lehnsgütern erklärt habe und lediglich auf dieſer Grundlage ihre Berathungen fortſetzen wolle. Da dies eine abgekartete Sache war, und man unter dieſem feigen, einfältigen und geſetzwidrigen Vorwande meine Oppoſition aus dem Schooß der Verſammlung los werden wollte, ſo war es natürlich, daß dieſer Antrag des Herrn von Marignane einſtimmig angenommen wurde, und mir blieb nichts übrig, als meinen Hut zu nehmen und den Saal zu verlaſſen. So bin ich nun glücklich hier vor der Thür angelangt, und ſchüttele hiermit den Staub des Adels von meinen Füßen. Für dieſe Herren von der Adels-Corporation ſoll damit eine gefährliche Wendung eintreten, denn ſobald ich es aufgegeben habe, mich von meinem Stande zum Abgeordneten für die Verſammlung der Reichsſtände wählen zu laſſen, gehöre ich ausſchließlich dem Volke und dem dritten Stande an, und bin gewiß, daß er mich im Triumphe als ſeinen Repräſentanten in den Sitzungsſaal zu Paris tragen wird, zu deſſen Eröffnung nun bald der große Tag herangekommen iſt!

Und warum faßteſt Du nicht gleich dieſen Entſchluß, Gabriel? fragte Frau von Saillant, indem ſie ihre geiſtvollen Blicke theilnahmsvoll auf dem bewegten Antlitz ihres Bruders ruhen ließ. Du hätteſt Dir damit hier in dieſem altmodiſchen Neſt, wo Alles von Vorurtheilen wimmelt und wo ſo viel perſönliche Eingenommenheit gegen Dich herrſcht, viele Unannehmlichkeiten erſparen können. Und auch mir einen großen Schmerz. Denn Du weißt, daß ich aus treuer Liebe zu Dir, und nicht minder zu Emilie von Marignane, Deiner geſchiedenen Gattin, nie aufgehört habe, an Euerer Wiedervereinigung zu arbeiten. Emilie liebt Dich noch, ihr ganzes Leben iſt nur ein Bangen und Trauern um Dich, und ſeitdem Du hier in Aix in ihrer Nähe erſchienen biſt, ſitzt ſie draußen auf Schloß Marignane und träumt in ewigen Gedanken an Dich den Traum der erſten Liebe mit glühenden Wangen und verweinten Augen. Anfangs erfüllte mich Dein Erſcheinen hier am Orte mit den glänzendſten Hoffnungen für meine Pläne. Nun aber iſt Alles wieder ſchlimm, und ſchlimmer als bisher, geworden. Du haſt durch Deine Oppoſition, mit der Du in dieſe Adelsverſammlung der Provence getreten, den Zorn des alten Herrn von Marignane wieder auf das Heftigſte gegen Dich aufgereizt. Du weißt, daß er die eigentliche Urſache Deiner Scheidung von Emilie geworden, als Du Dich damals in unverlöſchter Liebe zu ihr mit der Gattin wiedervereinigen wollteſt. Und jetzt, wo ſein Widerſtand endlich zu beſiegen geweſen wäre, hat ſich dieſer neue Zankapfel der Wahlen zwiſchen Euch geworfen, und ich fürchte ich habe abermals umſonſt für Euer Glück gearbeitet

Du biſt immer eine liebenswürdige Träumeri geweſen, Caroline, erwiederte Mirabeau, die Han ſeiner Schweſter zärtlich ſtreichelnd. Und Du weiß doch, daß ich von Deiner Güte, die mir Emilie vo Marignane wieder zuführen will, jetzt weniger als j Gebrauch machen kann. Jetzt iſt die Zeit gekomme wo die Männer handeln, entbehren, kämpfen und ſi opfern ſollen, wer denkt da an Freien und Heirathe an alte und neue Frauen. Ich verſichere Dich, Caroline, als ich den Entſchluß faßte, hierher nach A zu kommen, dachte ich mit keiner Sylbe daran, da Schloß Marignane eine halbe Lieue von hier en fernt liege. Ich bin einfach der Einladung gefolg welche die Staats-Syndici erließen, und durch d alle Eigenthümer in der Provence, zu denen ich do unſerer Familiengüter wegen auch gehöre, zu der hi anberaumten Adelsverſammlung einberufen wurden Es handelt ſich ja um die Wahlen, um die Wahle zu den Reichsſtänden, mit denen Louis XVI. je ſein Heil verſuchen will, nachdem er die ſchwach Krücke der Notabeln-Verſammlungen wieder von ſi werfen mußte.

Hätteſt Du mit Emilie von Marignane verei bleiben können, erwiederte Frau von Saillant mit einem ſchmerzlichen Seufzer, ſo wäreſt Du auch Beſitzer von Lehnsgütern in der Provence geweſen, und dieſe höchſt fatale Unannehmlichkeit, daß man Dich aus der provençaliſchen Adelsverſammlung ausſchließt, hätte gar nicht vorkommen können. Ich bin überzeugt, daß meine theure Freundin Emilie in Verzweiflung gerathen wird über dieſe Nachricht.

Die Herren Lehnsvettern ſind es ja von jeher geweſen, welche ihre Wiedervereinigung mit mir gehindert haben, entgegnete Mirabeau. Und was die Adelsverſammlung anbetrifft, ſo bin ich froh, daß ich ſie jetzt von meinen Schultern geſchüttelt habe. Ich geſtehe, daß ich es einen Augenblick lang für das Geeignetſte hielt, mich im Stande des Adels zum Abgeordneten für die Reichsſtände wählen zu laſſen. Ich habe den Adel immer nur für den eigentlichen Anführer des Volks im Kampf um Freiheit und Recht gehalten. Denn ſo ſehr ich auch das Volk und den dritten Stand liebe und ſeine Sache ſtets zu der meinigen machen werde, ſo finde ich doch auch Manches an ihm, was mich zurückſtößt. Die Thorheiten dieſes Standes haben mich oft verdroſſen. Er iſt ganz ohne Plan und Licht, er ereifert ſich oft mit der größten Wuth über kleine Dinge, in denen er Unrecht hat, und in den wichtigſten Sachen, in denen er Recht hat, giebt er mit einer feigherzigen Gemüthlichkeit nach. Aber ſeit einer Viertelſtunde iſt meine Stellung ganz und gar entſchieden.

Inzwiſchen hatte ſich plötzlich ein ſtarker Schneefall erhoben. Das Wetter begann unangenehm zu werden, und da Mirabeau ſeinen Wagen, den er erſt um die gewöhnliche Schlußzeit der Verſammlung beſtellt, noch nicht erwarten durfte, ſo ſchlug er ſeiner Schweſter vor, mit ihm in einen dem Ständehauſe gegenüber gelegenen Tuchladen einzutreten, mit deſſen Beſitzer Mirabeau ſeiner Gewohnheit nach ſeit einiger Zeit Bekanntſchaft geſchloſſen hatte.

Es ſchien auch der Frau von Saillant, obwohl ſie anfangs einiges Bedenken zeigte, bequem, dort das ſehr ſtürmiſch werdende Unwetter ſo lange abzuwarten, bis ein Wagen herbeigeſchafft ſein würde.

Die vornehme Marquiſe von Saillant wird nun auch ſchon durch ihren Bruder, den demokratiſchen Grafen Mirabeau, encanaillirt, und muß mit ihm in einem Tuchladen unterſtehen, ſagte Mirabeau lachend, indem er ſie an ſeinem Arm in das Magazin geleitete. Aber Du biſt auch immer eine volksfreundliche Seele geweſen, meine Caroline. Schon im Hauſe unſeres Vaters vereinigte mich die tiefſte Sympathie mit Deinem edlen, heiteren Geiſt. Und ich glaube, Du haſt mich immer geliebt, wie und wo mich auch mein Schickſal ſeitdem umhergeſtoßen haben mag. Deinen Briefen, Deinem Rath verdanke ich ſo manche Aufrichtung in ſchwerer Stunde. Nicht wahr, ich werde auch ferner auf Dich rechnen können, wenn ich jetzt mit dem Volke in den großen und unberechnenbaren Kampf ziehe?

Frau von Saillant drückte ihm mit zärtlicher Innigkeit die Hand. Sie begaben ſich in den Hintergrund des Tuchladens, da am Eingang deſſelben wegen des heftig hereinwehenden Schnees nicht auszudauern war. Der Beſitzer des Magazins, der in einem an den Laden ſtoßenden kleinen Zimmer mit ſeiner Familie zu Mittag aß, hatte das Eintreten der Fremden noch nicht bemerkt, und Mirabeau wollte ſeinem Freunde Le Tellier, mit dem er ſonſt im Vorbeigehen ſchon manches vernünftige Wort über den Stand der Wahlen gewechſelt, keine Störung verurſachen.

Indem ſie miteinander durch das kleine, dürftig ausgeſtattete Gewölbe, das keinen ſehr blühenden Verkehr in ſich zu tragen ſchien, auf und nieder ſchritten, begann Frau von Saillant von Neuem das Thema zu berühren, das ihr unaufhörlich am Herzen zu liegen ſchien. Sie erzählte von dem tiefen Seelenleiden ihrer Freundin Emilie, die, ſeitdem ſie ſich von Mirabeau getrennt habe, ihres Lebens nicht mehr froh geworden ſei, und nur noch in der Beſchäftigung mit Mirabeau und ſeinem Andenken ihre Tage ſchmerzlich ſelig hinfriſte. Oft komme ſie zu ihr von Marignane hereingefahren, um mit ihr über Mirabeau zu ſprechen und eine neue Briefzeile, die vielleicht von ihm angekommen ſei, mit ihren Lippen und ihren Thränen bedecken zu dürfen. Auch heut werde Emilie ſicherlich kommen. Dies pflege dann zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Abends zu ſein. Frau von Saillant deutete leiſe und mit bewegter Stimme die Bitte an, daß Mirabeau ihr doch heut um dieſelbe Zeit ſeinen Beſuch ſchenken möchte.

Nein, liebe Caroline, erwiederte Mirabeau ernſt, laß uns davon nicht weiter reden. Was einmal getrennt war, muß ſich nicht wieder zuſammenfügen wollen. Es ſind dann doch keine friſchen und feſten Organe mehr da, mit denen man ſich finden und halten kann. Was hätte ich vor ſechs Jahren darum gegeben, wenn Frau von Mirabeau, nachdem die lettres de cachet meines Vaters mich von ihr geriſſen, ſich verzeihend und mit neuem Herzen wieder zu mir geneigt hätte. Mir lag an ihr, auch um deswillen, weil ich manches Unrecht an ihr wieder gut machen wollte. Aber der Marquis, ihr Herr Vater, und die lehngutbeſitzende Sippſchaft insgeſammt, erlangten das Uebergewicht über alle ihre Herzensentſchlüſſe, und Emilie trat ſogar feindlich gegen mich auf. Seitdem iſt ſie nur ein Relief von Stein an dem Aſchenkrug meiner Erinnerungen geworden. Wer kann wieder zum Leben erwärmen, was Stein geworden iſt? Und ſeltſam, daß ihre Geſtalt jetzt gerade an dem Hauptſcheidewege meines Daſeins ſich wieder vor mir aufſtellen will! Will ſie mich mit ihren Lehnsgütern hinweglocken von der hohen und großen Bahn, auf die mich mein Schickſal jetzt unwiderſtehlich hinanzieht? Nein, dies feudale Liebchen küſſe ich nicht mehr. Mag ſie weinen um mich, denn jetzt gehe ich ihr erſt verloren. Meine rechtmäßige Gemahlin iſt das Volk, mit dem ich mich nun durch den heiligſten und feierlichſten Act der Welt trauen laſſen werde. Denn ich werde mich von dem Volke wählen laſſen.

Könnte in der That ein ſolches Verhältniß, wie es Dich mit einer gewiſſen Frau von Rehra verbinden ſoll, ſtark genug ſein, um Dich einer Emilie, die ſo viel Schönheit und Liebenswürdigkeit, die Geiſt, Rang und Reichthum beſitzt, für immer abwendig zu machen? fragte Frau von Saillant. Mein theurer Bruder, ich kenne Deine

Frau von Nehra nicht, ich habe ſie nie geſehen, aber ich ſetze voraus, daß alles Gute wahr iſt, was Du mir in Deinen Briefen von ihr erzählt haſt. Perſonen dieſer Art haben aber immer ihren Moment, wo die Männer mit ihnen fertig werden. Ein ſolches Mädchen, und wenn ſie eine Göttin ſelbſt wäre, iſt auf dieſe Weiſe zuletzt doch nichts mehr und nichts weniger, als eine Griſette. Der Bund mit der Gattin iſt aber die Allianz der ebenbürtigen Geiſter, die ſich gegenſeitig ihr Glück garantirt haben!

Nein, meine gelehrte und geiſtreiche Schweſter, erwiederte Mirabeau lebhaft, nein, da biſt Du in einem entſchiedenen Irrthum befangen. Caroline, Du haſt in Deinem Leben viel gedacht, Du biſt im Kloſter faſt wie eine Gelehrte erzogen worden und verſtehſt ſogar Latein*), Du magſt auch Deinen verſtorbenen Mann hinlänglich lieb gehabt haben, aber die Tiefe einer freien und feſſelloſen Liebe konnteſt Du in allen dieſen Verhältniſſen nicht ergründen lernen. Dieſe Frau von Nehra, dieſe Henriette, iſt ein unveräußerlicher Beſtandtheil meines Selbſt, ja ſie iſt der beſſere und ewigere Zuſammenhang meines Weſens geworden. Sie liebt mich nicht nur, ſondern ſie dient mir auch;

---

*) Montigny Mémoires I. 270.

ſie dient mir nicht nur, ſondern ſie beherrſcht mich auch. Sie iſt mein Freund und Bruder, denn wir ſchlagen uns zuſammen ritterlich durch die ganze Welt, ſie iſt mein Agent, denn ſie beſorgt mir alle meine Geſchäfte, ſie rennt für mich, wohin es auch ſein mag, mit der wunderbaren Schnelligkeit eines Rehs und mit der biederen Treue eines Pudels. Von London reiſte ſie allein und faſt krank über das Meer nach Paris, um die Kabinets-Ordre, die mich noch immer zur Verfügung meines Vaters geſtellt, beim Miniſterium zur Aufhebung zu bringen, und es gelang ihr. Als ich vor zwei Jahren von Berlin nach Paris zurückkehrte, mußte ich die liebe Freundin in der preußiſchen Hauptſtadt zurücklaſſen, weil ein heftiges Bruſtleiden ſich von Neuem bei ihr entwickelt hatte, aber ich wußte gleich, daß mir das kein Glück bedeuten würde und daß ich ohne ihren Genius an meiner Seite nur auf neue Beſchwerden und Ungemach in Paris zu rechnen hätte. Und ſo geſchah es. Ich hatte es gefühlt, daß meine politiſche Wirkſamkeit in Berlin zuletzt für mich unwürdig zu werden anfing, und glaubte, daß man mich in Paris endlich für eine ſolche Rolle belohnen würde, die dem Gouvernement doch jedenfalls manche nützliche Erkenntniß verſchafft. Ich glaubte auf die Stelle des Secretairs bei der bald zu eröffnenden Notabeln-Verſammlung Anſpruch erheben zu können. Aber man lohnte mich auf die erbärmlichſte Weiſe ab, denn man hatte nie die Abſicht gehabt, mir gerecht zu werden. Die Notabeln-Verſammlung hatte ſich nicht bewährt, ſie hatte nicht den Muth finden können, in den finanziellen Sturz des Landes mit einer ſtarken politiſchen Hand einzugreifen. Calonne verliert ſein Portefeuille und tänzelt auf die Flucht von dannen, weil ſeine Gläubiger ihm zugleich auf den Hacken ſitzen. Nun bekommen wir gar einen Geiſtlichen, den Erzbiſchof von Toulouſe, Herrn Loménie de Brienne, zum Finanzminiſter, einen Mann, der einigen Antheil an den philoſophiſchen Ideen des Jahrhunderts hat, der aber doch aus ſeinen Ideen keine Francs und aus ſeinen halb vergeſſenen Kirchenliedern keine Sous ſchlagen kann. Da laſſe ich meine kühne und alle Masken abreißende Schrift über die Agiotage, mit Winken für die Notabeln-Verſammlung*), erſcheinen, um zugleich einem neuen Miniſterium Necker, das ich mehr als den Teufel fürchtete, Thür und Thor bei der öffentlichen Meinung zu verſchließen. Aber meine Schrift iſt ſo ſtark gerathen, daß das Gouvernement meine perſönliche Sicherheit bedroht, und eine neue lettre de cachet, die ſiebzehnte meines Lebens, hinter mir herjagt. Ich ergreife die Flucht und begebe mich nach Tongres, wo ich mich einſtweilen verberge. Wer aber gelangt zu mir als mein Retter und Helfer? Es iſt meine Freundin Henriette, die auf die erſte Nachricht, welche ich ihr gegeben, aus ihrem Krankenbett in Berlin entſteigt, ſich plötzlich wieder für geſund und ſtark erklärt und mir die Dienſte ihrer Liebe anbietet. Sie eilt ohne Raſt von Tongres nach Paris, ſie niſtet ſich wieder im Vorzimmer des Miniſters von Breteuil ein, ſie nimmt alle möglichen Leute für mich in Anſpruch, und wankt und weicht nicht eher mit ihrer unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit, als bis ſie die lettre de cachet gegen mich rückgängig gemacht und mich wieder aus meinem Exil erlöſt hat! Und in dieſem Augenblick nimmt ſie unermüdlich alle meine Angelegenheiten in Paris wahr, indeß ich mich hier bemühte, den provençaliſchen Adel demokratiſch zu machen und mich von ihm zum Saal hinauswerfen zu laſſen.

---

*) Dénonciation de l'agiotage, au roi et aux notables.

In dieſem Augenblick trat der Beſitzer des Tuchladens, Herr Le Tellier, in das Magazin, um den Grafen Mirabeau, deſſen Stimme er jetzt vernommen hatte, zu begrüßen. Es war ein kleiner beweglicher Mann, mit den dunkeln pfiffigen Augen des Provengalen, der aber in ſeinem Ausſehen alle Anzeichen verkümmerter Verhältniſſe an ſich trug.

Wir haben Euch wohl durch unſere laute Unterhaltung in Eurem Familen-Diner geſtört, Meiſter Le Tellier? ſagte Mirabeau, ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß freundlich erwiedernd. Wir nehmen die Gaſtfreundſchaft in Eurem Laden in Anſpruch, bis das Schneegeſtöber aufgehört hat.

Mit dem Diner ſieht es nicht ſonderlich bei uns aus, erwiederte Herr Le Tellier mit trauriger Stimme. Fünf Kinder und keine Einnahmen im Geſchäft, da könnte man mich eben ſo gut Monſieur Deficit nennen, als man in Paris die ſchöne Königin Marie Antoinette jetzt als Madame Deficit feiert.

Die Pariſer ſind witzig in ihrem Elend, erwiederte Mirabeau lachend, aber man zeigt ſich in Paris wenigſtens bemüht, neues Brot zu backen, und die Eröffnung der großen Bäckerei, die unter der Firma der Reichsſtände arbeiten wird, iſt vor der Thür. Da müßt Ihr Euch tüchtig vertreten laſſen, Ihr Herren des dritten Standes, denn wenn dieſe Arbeit gelingt, ſoll in Frankreich hinfort Keiner mehr um ſein Diner beſorgt ſein, und wenn er auch noch einmal ſo viel Kinder an ſeinem Tiſche hätte, als mein Freund Deficit.

Wir rechnen hier in der Provence auf den Grafen Mirabeau, verſetzte der Inhaber des Tuchmagazins. Zwar hat es uns leid gethan, daß Ihr da drüben mit dem Adel und Clerus tagt, da die Abſichten dieſer privilegirten Herren offenkundig dahin gehen, dem Volke ſchon bei den Wahlen ſeinen Platz ſtreitig zu machen und es nicht in der gehörigen Anzahl in der neuen Reichsverſammlung zuzulaſſen. Ihr ſeid freilich ſelbſt ein vornehmer Herr, aber man rühmt Euch doch immer nach, daß Ihr es mit dem Volke haltet, und daß Euer Herz nicht aus demſelben zähen Pergament iſt, wie Euer Adelstitel.

Nein, darauf könnt Ihr, Du und Deine Freunde, Euch heilig verlaſſen, rief Mirabeau mit einer feierlichen Gebärde. Und wenn ich jener Verſammlung in dem Ständehauſe da drüben beiwohnte, ſo geſchah es nur, um im Intereſſe des dritten Standes und ſeiner unveräußerlichen Rechte gegen die Beſchlüſſe dieſer Clique mich aufzulehnen. Denn was wollen dieſe Leute? Sie wollen die Verordnung des Königs umſtoßen, der mit richtiger und taktvoller Erkenntniß der Situation in ſeinem Reglement angeordnet hat, daß der dritte Stand ſeine Deputirten zu der Reichsverſammlung in gleich ſtarker Zahl abordnen ſolle, wie die beiden andern Stände, Adel und Geiſtlichkeit, zuſammen genommen. Darum trat ich in ihre Mitte, um ſie aus ihrem eigenen Stande heraus ein freies Wort des erwachenden Volksgeiſtes hören zu laſſen. Es iſt aber noch leichter, tauben Ohren als böſen Herzen zu predigen. Ich ließ ſie endlich die Gerte meines Zornes empfinden, und da ich ſie bei ihrer Gerechtigkeit und Klugheit nicht faſſen konnte, ſuchte ich ihnen Furcht und Schrecken in die Adern zu treiben. Aber der Stand iſt dieſen Leuten Alles, und ſie würden ſelbſt gegen den Himmel proteſtiren, wenn ſie dort nicht nach Ständen ſelig werden können. So werden ſie jetzt auch den Beſchluß faſſen, gegen jenes treffliche und wahrhaft volksfreundliche Reglement des Königs einen Proteſt auszudrücken, und damit ſie ſich durch mich nicht länger darin geſtört ſehen, haben ſie mir heut einfach die Thür gewieſen und den Grafen Mirabeau an die Luft geſetzt. So ſeht Ihr mich nun hier, Meiſter Le Tellier, in Eurem Tuchladen. Ausgeſtoßen von meinem eigenen Stande, muß ich mich jetzt nach etwas Beſſerem umſehen, und beneide Euch wahrlich darum, daß Ihr hier ein ſo hübſches Geſchäft habt und einem Tuchmagazin vorſteht. Ein ſolches Geſchäft muß ſehr angenehm zu halten ſein, man weiß doch, warum man lebt und ſieht die Reſultate vor ſich, wenn man jeden Tag ſo und ſo viel

Ellen Tuch ausgeſchnitten hat. Wollt Ihr mich zu Euerem Compagnon in dieſem Geſchäft annehmen, Herr Le Tellier?

Das würde Euch ſehr theuer zu ſtehen kommen, Herr Graf, entgegnete Le Tellier mit einer ſchlauen Miene. Da müßtet Ihr einige Capitalien hineinſtecken, wenn wieder etwas aus dem Magazin werden ſoll. Ihr werdet ſchon längſt bemerkt haben, wie traurig und verlaſſen es hier ausſieht, die Vorräthe ſind nicht mehr recht vollſtändig, und wenn Ihr meine Ballen öffnet, werdet Ihr finden, daß wir die feineren und koſtbareren Tuche kaum noch führen. Mein Gott, der Abſatz iſt ſchlecht geweſen, unſere Provinz verarmt, und es fehlt an Mitteln, um zur rechten Zeit die Einkäufe zu machen.

So trete ich vom heutigen Tage als Compagnon in Euer Geſchäft, Meiſter Le Tellier, ſagte Mirabeau, indem er ihm ganz ernſthaft die Hand reichte. Ueber meine Einlagen werden wir uns binnen Kurzem verſtändigen. Doch zahle ich heut gleich tauſend Francs baar, um eine neue Laden-Einrichtung zu beſtreiten. Denn etwas beſſer muß ſich unſer Geſchäft künftig auch von außen darſtellen, mein lieber Freund Le Tellier. Jetzt kommt die Zeit, wo Alles erneuert, alle Kiſten und Kaſten revidirt, alle Aushängeſchilder abgeputzt, alle Firmen nachgeſehen und berichtigt werden müſſen. Auch unſere Firma müſſen wir ändern, Freund. Aber nehmt zuerſt das Geld.

Mirabeau zog ſein Portefeuille heraus, ſuchte aber lange in demſelben nach und ſchien dann in einiger Verlegenheit bei ſich nachzuſinnen. Frau von Saillant bemerkte lächelnd dieſe Pauſe, die bei Mirabeau eintrat, und reichte ihm dann, ohne die Aufforderung abzuwarten, deren ſie ſich in ſolchen Fällen von ihrem Bruder zu verſehen pflegte, ihre mit Goldſtücken gefüllte Börſe dar.

Nachdem ſich Mirabeau derſelben ohne Weiteres bedient und dem ihn zweifelhaft anblickenden Le Tellier die verheißene Summe eingehändigt hatte, ſagte er zu ihm: Unſere neue Firma ſoll „Graf Mirabeau und Le Tellier“ heißen. Ehe wir dieſe aber in einer ſchönen glänzenden Tafel aufſtellen laſſen, wollen wir heut ein Interims-Placat anbringen, das aber auf der Stelle vor der Thür angeheftet werden muß. Habt Ihr vielleicht noch ein ſchwarzes Brett oder etwas Aehnliches, worauf man mit Kreide einige gut in die Augen fallende Worte ſetzen könnte?

Le Tellier, der zu begreifen ſchien, um was es ſich handeln mochte, nickte ihm freudig zu, und beeilte ſich, aus einem Winkel des Magazins eine ſolche Tafel nebſt einem Stück Kreide herbeizuholen.

Mirabeau nahm die Kreide und ſchrieb mit großen Buchſtaben auf die Tafel: „Hier verkauft Graf Mirabeau Tuch, um alle Stände neu einzukleiden.“

Dieſe Tafel wollen wir draußen auf einer Stange unmittelbar vor dem Laden befeſtigen, ſagte er dann, damit ſie allen Vorübergehenden gleich in die Augen falle.

Le Tellier jauchzte vor Vergnügen über dieſen koſtbaren Streich, wie er es nannte, laut auf und ſprang mit der ihm eigenen Beweglichkeit nach allen Seiten umher, um Alles, was zu der Ausführung dieſes Auftrages nöthig war, ſofort herbeizuſchaffen. In einigen Minuten wurde vor der Thür eine Stange aufgerichtet, an welcher die Tafel mit der auffallenden Inſchrift feſtgenagelt wurde.

Das iſt über alle Maaßen vortrefflich, Herr Graf, jubelte Le Tellier unaufhörlich. Wenn nun die Herren Grafen und Barone aus dem Ständehauſe hier vorbeikommen, werden ſie die Inſchrift leſen, und vor Schrecken darüber mit allen ihren Stammbäumen wackeln, ſodaß wir uns vor Lachen den Bauch werden halten müſſen. Sie werden gleich verſtehen, was das heißen ſoll, von Mirabeau neu eingekleidet zu werden. Denn die Tuchjacke, die ihnen Graf Mirabeau anzieht, wird ihnen etwas eng ſchließen, und wird von der Volksjacke nicht mehr ſehr verſchieden ſein, nicht wahr, Herr Graf?

Du biſt ein ganz ausgezeichneter Compagnon, entgegnete Mirabeau, ihm gemüthlich auf die Schulter klopfend. Du weißt ganz genau, worauf es ankommt, und wir werden gewiß gute Geſchäfte zuſammen machen. Allerdings wird es ſich zunächſt um eine Tuchjacke handeln, die für alle Stände gleich und aus demſelben Stoff zugeſchnitten werden ſoll. Und dieſe Jacke wird zunächſt nur aus grobem Tuch beſtehen können, denn Mirabeau und Le Tellier werden ja fürerſt gar keine andere Sorte auf ihrem Lager haben. Das grobe Tuch iſt aber zu Anfang gut, denn zuerſt werden doch die höhern Stände, welche die eigentlichen Uebelthäter ſind, lernen müſſen, wie es thut, die harte Volksjacke auf dem Leibe zu tragen. Machen wir aber dann erſt flotte Geſchäfte, mein lieber Compagnon, ſo ſchaffen wir uns auch nicht minder die feinſten und koſtbarſten Stoffe an, denn das Volk ſoll dann auch empfinden, was es heißt, ein feines und zartes Tuch auf ſeinem vielgequälten und wunden Leibe zu tragen. Dann machen wir alle Menſchen gleich fein, nachdem wir erſt alle gleich grob gemacht haben. Was meint der Herr Compagnon dazu? —

Die Marquiſe von Saillant mahnte aber jetzt an den Aufbruch, da ihr die fortgeſetzte Unterhaltung im Tuchladen nicht mehr behaglich zu ſein ſchien, und draußen das Schneegeſtöber ſoeben einem beſſern, faſt ſonnenklar werdenden Wetter gewichen war. Mirabeau bot ihr ſeinen Arm, und ſagte beim Weggehen zu Le Tellier: Verkündigt allen Euren Freunden, und ich weiß, Ihr habt deren ſehr viele in den Cafés und Estaminets von Aix, daß ich Mitbeſitzer Eures Tuchladens geworden bin. Wer von den Herren aus dem Volke hier bei uns kaufen will, ſoll zwanzig Procent auf die Waare gutgerechnet bekommen. Bald wird das Volk noch bei weitem mehr Prozente auf ſich ſelbſt herausbekommen, denn wie lange wird es dauern, ſo iſt es das gewinnbringendſte Geſchäft, Volk zu ſein. Sagt aber Euren Freunden auch, daß ich hier im Geſchäft alle Morgen von zwölf bis zwei Uhr anweſend ſein werde. Wer dann kommt, dem will ich gern Rede ſtehn über jede Geſchäftsfrage, die er nur irgend an mich zu richten haben wird. —

Als Mirabeau ſeine Schweſter eben zu dem Magazin hinausführen wollte, erblickte er draußen auf der Straße verſchiedene Perſonen, die im Vorübergehen vor dem Laden ſtillſtanden und bereits die an der Tafel ausgeſtellte Inſchrift mit der größten Verwunderung zu leſen ſchienen.

Wir wollen uns noch einen Augenblick an dieſen Geſichtern beluſtigen, ſagte Mirabeau leiſe, indem er mit Frau von Saillant wieder in den Laden zurücktrat. Das ſind ja ſchon meine ehemaligen Kollegen aus der Adelsverſammlung. Die Sitzung iſt aus, und einige ſchlendern hier vorbei, wo ihnen meine Inſchrift wie Gift in alle ihre Eingeweide fährt. Sie verſuchen zu lachen und zu ſpötteln, aber eigentlich ſchüttelt ſie doch das Fieber dabei. Die edlen und hohen Herrn haben nun gewiß ihren Proteſt gegen das großſinnige Wahlreglement des Königs beſchloſſen, und kommen, ſtolz auf die alten Privilegien des provençaliſchen Adels, heruntergeſchritten. Und ſieh, da kommt auch mein würdiger Schwiegervater, der Marquis von Marignane, heran. Eben als er in ſeine ſtolze, mit dem prächtigen Wappenſchild gezierte Carroſſe ſteigen wollte, hat er den Auflauf vor dem kleinen Tuchladen geſehn, und hat nun auch die Herablaſſung, von einer Tagesneuigkeit in Aix Notiz zu nehmen. Ihm folgt ſogar der pomphafte Erzbiſchof von Aix, Herr von Boisgelin, und ſetzt mit ſeinem unverwüſtlichen Wohlbehagen ſeine Brille auf, um die Tafel zu leſen. —

In dieſem Augenblick bemerkte Mirabeau auch ſeinen Wagen, der um die gewöhnliche Zeit, wo der Schluß der Sitzungen ſtattfinden ſollte, ihn abzuholen kam. Mirabeau winkte ſeinen Bedienten herbei, und bedeutete ihn, den Wagen vor dem Tuchmagazin vorfahren zu laſſen. —

Jetzt iſt es Zeit, daß wir einſteigen, ſagte Mirabeau, indem er ſeine Schweſter zum Wagen geleitete, und ſie mitten durch die Gruppe der vor der Thür umherſtehenden Perſonen führte. Frau von Saillant war tief erröthet, da die Begegnung mit mehreren Bekannten ihres Kreiſes, an denen ſie bei dieſer Gelegenheit vorüberſchreiten mußte, ſie in die größte Verlegenheit zu ſetzen ſchien.

Auch der Marquis von Marignane ſtand noch in einer lebhaften Unterhaltung mit dem Erzbiſchof von Boisgelin an derſelben Stelle, und konnte der Verwunderung, nicht blos den Grafen Mirabeau, ſondern auch deſſen Schweſter plötzlich vor ſich zu erblicken, kaum zur Darbringung eines Grußes für die letztere gelangen. Indeß ſiegte jetzt die chevalereske Höflichkeit über ſein Erſtaunen, während Mirabeau, ohne ſeinen Hut zu lüften und irgend Einem der Umherſtehenden die geringſte Beachtung zu ſchenken, mit einer ſeiner ſouverainſten Mienen an ihnen vorüberging.*)

---

*) Der vielbeſtrittene Tuchladen Mirabeau's in Aix wird jedenfalls ſeinen Theil hiſtoriſcher Wahrheit ſoweit behaupten können, als ihm in dieſer Darſtellung eingeräumt worden iſt. Chateaubriand (Mémoires d'outre tombe II. 33.) die Mémoires de Condorcet (II. 318.) und die Anecdotes du règne de Louis XVI. (VI. 267.) geben ſelbſt die genaueſten Einzelnheiten über dies Tuchgeſchäft Mirabeau's an, wonach er täglich für mehr als 300 Louisd'or Tuch ausgeſchnitten und am erſten Tage ſogar für 15000 Frcs. Waare abgeſetzt habe. Dies mag allerdings ebenſo ſehr ins Reich der Fabel gehören, als die Bezweiflung und Lächerlichmachung des Factums ſelbſt, worauf Montigny und Andere ſich förmlich verſeſſen haben, durchaus ohne haltbare Gründe verſucht worden iſt.

II.

Brot und Fleiſch.

Mirabeau befand ſich an der Table d'hôte des Hôtels, in welchem er in Aix wohnte, und an der in dieſer Zeit die Zahl der Beſucher, die durch die Anweſenheit Mirabeau's herbeigezogen wurden, ſich auf eine ſo außerordentliche Weiſe vermehrt hatte, daß zu dem gewöhnlichen Speiſeſaal noch mehrere andere Zimmer hatten geöffnet werden müſſen. Vor den Thüren des Hôtels aber ſtand gewöhnlich um dieſe Zeit eine bewegte Volksmenge verſammelt, die nur auf den Augenblick wartete, wo Graf Mirabeau heraustreten und ſich mit einigen Zurufen und Erkundigungen, die er nie an ſie zu richten unterließ, nicht ſelten auch mit einer förmlichen Anrede, ihnen zuwandte.

Graf Mirabeau war in Aix, wie auch in den benachbarten Städten der Provence, namentlich in Marſeille, wo er hin und wieder einen Tag zuzubringen pflegte, bereits der gefeierte Liebling des Volks geworden. Sein Einfluß und ſeine Beliebtheit waren in den mittleren und untern Volkskreiſen in dem Maaße geſtiegen, als er mit den höheren Klaſſen und ſeinen nächſten Standesgenoſſen in ein mehr und mehr offenes Zerwürfniß getreten war, und ſich zum Gegenſtand ihrer immer gehäſſiger werdenden Verfolgungen gemacht hatte. Sein Rath und ſein Zuſpruch wurden bei allen Gelegenheiten vom Volke eingeholt, man klagte ihm Noth und Verlegenheit aller Art, und Mirabeau wohnte jetzt nicht nur allen Bürgerverſammlungen bei, in denen über die bevorſtehenden Wahlen berathſchlagt wurde, ſondern er ging auch in die Häuſer der armen Leute, mit denen er auf eine ſich ebenſo gleichſtellende als hülfreiche Weiſe zu verkehren wußte.

Heut hatten ſich an der Table d'hôte verſchiedene Gerüchte aus Marſeille verbreitet, die von einem dort ausgebrochenen Volksaufſtand, veranlaßt durch die ſteigende Theuerung in den nothwendigſten Nahrungsmitteln, erzählten. Einige Perſonen hatten auch auf eine bedenkliche Gährung hingedeutet, die in einem gewiſſen Stadttheil von Aix, der vorzugsweiſe von der ärmſten und leidendſten Volksklaſſe bewohnt wurde, ſeit Kurzem bemerkbar geworden ſei und vielleicht mit den in Marſeille entſtandenen Unruhen in einem Zuſammenhang ſtehe.

Als Mirabeau das vernahm, begab er ſich vor die Thür hinaus, wo er in der umherſtehenden Volksmenge einige Leute aus jenem Quartier, die ihm perſönlich ſehr wohl bekannt waren, bemerkt hatte. Er wurde draußen mit einem jubelnden Zuruf und mit unzähligen: Es lebe Graf Mirabeau! empfangen, und wollte ſich eben mit einigen Arbeitern, die ihm längſt verdächtig erſchienen waren, in ein näheres Geſpräch einlaſſen, als der helle Ton einer Extrapoſt, welcher die Straße herunter erklang, ihn auf eine eigenthümlich gemahnende Weiſe aufmerkſam machte.

Der Wagen kam mit großer Eile herangefahren und machte ſich durch die vor dem Hôtel angeſammelte Menge Bahn, indem er dann vor der Thür des Gaſthauſes und in der unmittelbaren Nähe Mirabeau's ſtillhielt. Mirabeau hörte jetzt ſeinen Namen mit einer leiſen aber wohlbekannten Stimme rufen, und war äußerſt überraſcht, als er jetzt im Innern der Extrapoſt Frau von Nehra erblickte, welche ihm ihre Arme entgegenſtreckte, um von ihm bewillkommt und aus dem Wagen gehoben zu werden.

Mirabeau begrüßte ſie herzlich, obwohl mit dem etwas beklommenen Gefühl, daß ihrer unerwarteten und in keiner Art verabredeten Ankunft in Aix irgend etwas Unwillkommenes oder Schlimmes zum Grunde liegen könne. Dann geleitete er ſie an ſeinem Arm eiligſt in das Hôtel, um ſie in ſeine Zimmer hinaufzuführen, während die Freunde und Verehrer Mirabeau's auf der Straße mit höchſt verwunderten Geſichtern zurückblieben.

Dieſe ſchöne Dame wird ſeine Frau ſein, die ihm aus Paris nachgelaufen kommt, ſagte ein Arbeiter mit einem pfiffigen Ausdruck. Und dazu werden wir ihm heut Abend ein Ständchen bringen, nicht wahr, Meiſter Le Tellier?

Wenn Ihr Eure Seide ſo ſchlecht wickelt, als dieſe Ahnung, die Euch beſchleichen will, ſchlecht und ſchief gewickelt iſt, ſo wird man Euch bald aus der Fabrik weiſen, erwiederte Herr Le Tellier, der ſeit einiger Zeit überall bemerkt wurde, wo nur irgend eine Anſammlung der untern Volksklaſſen auf den Straßen von Aix oder in gewiſſen Häuſern und Localen ſtattfand. Graf Mirabeau, fügte er mit gewichtiger Sicherheit hinzu, hat gar keine Frau, außer einer geſchiedenen, die hier auf Schloß Marignane wohnt, und der wir nächſtens, mit allen unſern Freunden, einen recht ſchönen Beſuch abſtatten wollen.

Wie meint Ihr das, Meiſter Le Tellier? fragten Mehrere, die ihn mit lauernden und geheimnißvollen Mienen umringten. Ja, ja, Ihr habt Recht, bald wird die Zeit kommen, wo wir gegen die ſtolzen Schlöſſer der Umgegend losgehn, denn da kann man ſich doch noch beſſer aufkleiden, als in Eurem Tuchladen, aus dem ſich jetzt Mancher von uns für Rechnung des Grafen Mirabeau ein Paar neue Hoſen geholt hat.

Wenn ich Euch zu einer Wallfahrt nach Schloß Marignane auffordern werde, Freunde, rief Le Tellier lächelnd, ſo wird es ſich für's Erſte noch um keinen Sturm auf das alte Schloß handeln, ſondern wir wollen blos in Maſſe hinziehn, und uns die ſchöne und ſtolze Gräfin von Mirabeau auf den Altan des Schloſſes herausrufen. Erſcheint ſie dann, wie nicht anders zu erwarten ſteht, in Todesängſten vor uns, ſo wollen wir Schmach und Schande über ſie rufen, daß ſie ſich gegen einen Mann, wie den Grafen Mirabeau, der ein Wohlthäter des Volkes und ein Erretter Frankreichs iſt, ſo abſcheulich vergehen konnte. Wir werden ſie vor uns niederknieen laſſen, und ſie ſoll uns mit einem heiligen Eid geloben, daß ſie ihn fußfällig um Verzeihung bitten, und ihm alle ihre Güter, die ſie jetzt beſitzt, und die ſie ihm durch die Scheidung entzogen hat, freiwillig herausgeben ſoll. Zu dieſer feſtlichen Ceremonie ſollt Ihr auch ganz neue Jacken aus dem Tuchladen von Mirabeau und Le Tellier haben.

Eine brüllende Freude wurde bei dieſen Worten unter dem Trupp laut, der dann, mit ſeinem Anführer Le Tellier an der Spitze, ſich in eine Nebengaſſe verlor.

Inzwiſchen hatte Mirabeau, nachdem die erſten zärtlichen Begrüßungen mit Frau von Nehra beendet waren, den Zweck der Reiſe, welche ſie ſo plötzlich und ganz allein zu ihm unternommen, zu erforſchen geſucht.

Es ſind in Paris neue Intriguen gegen Dich im Werke, erzählte Henriette in athemloſer Haſt. Man fürchtet die Rolle, die Du hier in der Provence zu ſpielen angefangen, und über welche die übertriebenſten Berichte beim Miniſterium ſowohl wie am Hofe vorliegen ſollen. Ich hörte von den unterrichtetſten Leuten, daß das Gouvernement Alles daran ſetzen will, Deine Wahl zum Deputirten für die Nationalverſammlung zu verhindern. Chamfort, der Alles erfährt, hat richtig herausgebracht, daß man Deine Geheime Geſchichte des Berliner Hofes zu einer peinlichen Anklage gegen Deine Perſon benutzen will oder bereits benutzt hat, um Dir dann als einem Verurtheilten und Beſtraften die Fähigkeit zu benehmen, Dich hier in der Provence wählen zu laſſen. Da glaubte ich zu Dir hereilen zu müſſen, mein Freund, um Dir dieſe drohende Gefahr anzuzeigen. Willſt Du mich nicht haben, ſo kehre ich heute gleich wieder nach Paris zurück, denn ich bin jetzt ungemein rüſtig und meine Bruſt geht wieder ganz geſund. Du ſollſt mir aber nur ſagen, welche Wege ich in dieſer Sache einſchlagen ſoll, denn geſchehen muß etwas, und zwar ſogleich, aber ich wagte ohne Deine Zuſtimmung nichts zu unternehmen.

Mirabeau ging mit ſtürmiſchen Schritten im Zimmer auf und nieder. Auf ſeiner Stirn lagerte ein gewaltiger Zorn, der wie eine flammende Wetterwolke ſein Haupt umſchwebte.

Alſo zu einer Unterſuchung wollen mich dieſe Schufte jetzt ziehen laſſen, rief er mit ſeinem heftigſten Ton, und zwar wegen eines Buches, das gar kein Buch von mir iſt, und welches das Miniſterium durch ſeine Agenten hat zuſammen ſtoppeln, und aus den Depeſchen, welche ich damals aus Berlin an Vergennes und Calonne geſchrieben, hat zum Druck herrichten laſſen, ohne daß ich gefragt und benachrichtigt worden wäre? Und noch mehr, dieſe ſpitzbübiſchen Intriguanten haben mir meine Depeſchen verfälſcht, indem ſie Stellen gegen den jetzigen König von Preußen hineingeſetzt haben, die gar nicht von meiner Hand herrühren, und die im höchſten Grade beleidigend für dieſen Monarchen ſind. Ich ließ dies damals hingehen, weil mir die Sache ziemlich gleichgültig war, und weil dieſe Berichte über den preußiſchen Hof für mich wie ein Paar abgelegte Beinkleider waren, die man ſich nicht mehr vor Geſicht kommen läßt. Ich hätte gleich wittern können, daß es auf mich abgeſehen war, und daß man mir damit eine Falle bauen wollte, in der man ſich bei Gelegenheit einmal den Mirabeau einfangen zu können dachte. Und wie iſt man denn in der Sache eigentlich zu Werke gegangen? Was haſt Du gehört?

Die Staatsanwaltſchaft hat das Buch dem Parlament von Paris förmlich denuncirt, ſagte Henriette, indem ihre ſchönen ehrlichen Augen von dem glühendſten Eifer für den Freund funkelten. Die Anklage lautet auf eine Verletzung des Völkerrechts und auf eine, wie es ausgedrückt ſein ſoll, den franzöſiſchen

Adel entehrende Beleidigung der erhabenſten Perſonen eines befreundeten Hofes.

Das ſind ſehr gut ausgedachte Redensarten, rief Mirabeau, mit dem Fuße ſtampfend, und ſolche Fußangeln glaubt man mir, den man damals mit einer Beſoldung des Königs nach Berlin geſchickt hat, legen zu können! Wenn man aber etwa behaupten wollte, daß der König Friedrich Wilhelm oder der Prinz Heinrich von Preußen eine Beſchwerde gegen mich am franzöſiſchen Hofe eingereicht hätten, ſo iſt dies geradezu eine Lüge! Unſer alter Freund Noldé, der noch immer in Berlin verweilt und aus den beſten Quellen ſchöpft, ſchrieb mir erſt neulich, daß man ſich dort am Hofe mit ziemlicher Gelaſſenheit in Alles gefunden habe, was die Geheime Geſchichte des Berliner Hofes Verletzendes über jene Herren gebracht. Es iſt alſo eine rein franzöſiſche Hof-Intrigue, die gegen mich losgelaſſen werden ſoll, und die ohne Zweifel von dieſem ſüßen provençaliſchen Adel hier angeſchürt werden.

Das mag ſein, erwiederte Henriette, aber ich muß Dir zugleich ſagen, mein geliebter Freund, daß es die Königin Marie Antoinette iſt, die ſich bei dieſer Gelegenheit ganz beſonders als Deine Gegnerin erwieſen haben ſoll. Sie hat, wie mir der Herzog von

Lauzun erzählte, jetzt mit allen Deinen Feinden in Paris gemeinſchaftliche Sache gemacht, um Deine Wahl zum Abgeordneten zu verhindern. Man nennt Dich am Hofe von Verſailles jetzt immer nur den „plebejiſchen Grafen,“ und das iſt doch ganz abſcheulich, Mirabeau! Es muß dagegen Etwas gethan werden, und wir Alle, die wir in Paris zu Dir gehören, verlangen von Dir nur ein einziges Wort, um zu wiſſen, wie Du die Sache anſiehſt, und danach zu handeln.

Meine Herren Ritter aus der Provence haben alſo hinter die Königin zu kommen gewußt, ſagte Mirabeau. Denn den Ehrentitel des plebejiſchen Grafen habe ich mir wohl hier erſt in der Provence ganz vollſtändig verdient. Dieſer Titel iſt gut, denn er zeigt die Wege an, die mir das Schickſal in der nächſten Zeit zu wandeln befiehlt. Mein Umgang mit dem Pöbel von Aix und Marſeille hat alſo ſeinen ſcharfen Geruch ſchon bis in die Gemächer der Königin verbreitet, und alle ihre Parfüms ſind dadurch der armen Marie Antoinette ſicherlich übertäubt worden. Mein Gott, der Umgang mit dem Pöbel iſt doch nicht ſchlimmer, als der mit den Hofleuten. Die Herren aus dem Pöbel ſind doch einmal die Gladiatoren der Freiheit, und wenn ſie nackt und ſchmutzig ſind, wird die Freiheit ſie einſt kleiden und putzen. Und was habe ich denn der Königin Marie Antoinette ſonſt gethan? Ich habe ſie im Stillen bewundert und bemitleidet, das iſt mein einziges Verhältniß zu der ſchönen Frau geweſen. Und nun liegt ihr daran, meine Wahl zu verhindern, während ich ihr vielleicht als Mitglied der Nationalverſammlung einſt die größten Dienſte leiſten könnte!

Es wird das Beſte ſein, daß Du ſogleich mit mir nach Paris kommſt, nahm Henriette wieder das Wort, indem ſie mit einer dringlich bittenden Gebärde ſeine Hand an ihr Herz zog. Glaube mir, Du wirſt durch Dein perſönliches Erſcheinen dort Alles am beſten löſen und zu unſern Gunſten wenden können. Denn wo man Dich ſieht, kann man Dir nicht widerſtehen, und Du kannſt Alle, die Du ſo recht mit Deinen beſten Augen anblickſt, nach Gefallen Dir zugethan und willfährig machen.

Nein, Yet-Lie, in der Politik giebt es keine beſten Augen, ſondern da herrſcht immer und immer nur der böſe Blick, erwiederte Mirabeau lächelnd. Ich werde mit Dir nach Paris gehen, aber nicht um den Leuten dort gute Worte zu geben, denn dafür iſt die Zeit jetzt vorüber, ſondern ich werde ihnen ihre Fäden, die ſie gegen mich ſpinnen, zerreißen, und ihnen die Fetzen dieſer ganzen Intrigue ins Geſicht ſchleudern. Ich werde ihnen drohen, öffentlich gegen ſie aufzutreten und das Miniſterium gewiſſermaßen als Mitverfaſſer des Buches über den preußiſchen Hof beim ganzen europäiſchen Publikum zu denunciren, wenn ſie nicht meine Perſon bei ihren leichtſinnigen Anklagen aus dem Spiele laſſen wollen. Mit dem Buche ſelbſt mögen ſie machen, was ſie wollen, das iſt mir gleichgültig.

So laß uns noch in dieſem Augenblick die Abreiſe nach Paris beſtimmen, denn es iſt gewiß keine Zeit mehr zu verlieren, entgegnete Henriette, indem ſie ihren Reiſehut, den ſie beim Eintritt in das Zimmer abgelegt hatte, raſch ergriff, um ihn wieder über ihre blonden Locken zu ſtülpen.

Mit ſolcher außerordentlichen Geſchwindigkeit wird es ſich nun freilich wohl nicht vollbringen laſſen, erwiederte er, indem er ſie mit Freude über ihren liebenswürdigen Eifer betrachtete. Die ſchöne Gräfin Yet-Lie wird gewiß recht müde ſein, und wird ſich erſt hier eine Nacht bei mir ausruhen müſſen. Auch muß ich erſt noch von meinen guten Freunden hier in Aix Abſchied nehmen und ihnen den beſtimmten Tag meiner Rückkehr verſprechen, damit ſie nicht etwa kopfſchen wegen meiner plötzlichen Abreiſe werden und unſere Wahlmanoeuvres hier inzwiſchen ihren ſichern Fortgang nehmen.

Ich bin zwar herzlich müde, verſetzte Henriette, indem ſie ihre Sachen abzulegen begann, aber ich wünſchte doch, daß Du Dich auf der Stelle entſchließen könnteſt, wieder mit mir abzureiſen. Ich muß Dir geſtehen, ich mag gar nicht gern, daß Du hier in Aix biſt, und ich bin die ganze Zeit über recht traurig in Paris geweſen. Wollteſt Du mir einen rechten Gefallen thun, ſo kehrſt Du nicht wieder hierher zurück. Du kannſt Dich ja in Paris auch zum Abgeordneten wählen laſſen, denn wenn Du mit dem Adel nichts mehr zu thun haben willſt, ſo kannſt Du auf das Volk auch in Paris rechnen, ebenſo gut wie in Aix.

Und was mißfällt Dir denn an Aix, meine Jet-Lie? fragte er ſie, ihr forſchend ins Geſicht blickend.

Die Stadt mag ganz gut ſein, aber die Gräfin von Mirabeau wohnt hier! erwiederte Henriette mit dem leiſeſten Ton, indem plötzlich ein dunkles Roth auf ihren Wangen aufſtieg. Und in der Nacht, als Du von Paris abgereiſt warſt, träumte mir, daß ich Dich in einem großen Gedränge verloren hätte. Und als ich armes verirrtes Kind Dich wieder erblickte, ſah ich Dich auf einem goldenen Thron, an der

Seite einer ſchönen, vornehmen, ſtolzen Dame, die Dein Haupt in ihrem Schooße barg. Und ich konnte nicht mehr zu Dir hingelangen, denn ſo oft ich mich nähern wollte, ſchreckten die gewaltig herrſchenden Blicke dieſer Dame mich wieder von Dir zurück.

Bei dieſen Worten hielt Henriette ſchluchzend inne. Ein heftiger Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen hervor.

Auch bei Dir ſpukt das Märchen von meiner Frau? rief Mirabeau, faſt unwillig. Es giebt alſo doch wahrhaftig Dinge, die in der Luft ſchweben, und den leeren Raum über unſerem Haupte bevölkern, die plötzlich da ſind und von uns bemerkt und erhört ſein wollen, ohne daß wir wiſſen, wie und warum! Ich kam nach Aix, ohne an etwas Anderes zu denken, als an die Wahlen, und ſeitdem ich hier bin, ſummt man mir beſtändig das Lied von meiner geſchiedenen Frau in die Ohren. Meine Schweſter ſingt davon, einige alte Freunde hier ſingen davon, und nun kommſt auch Du noch aus Paris und ſingſt davon. Es iſt aber Alles nur eitel Geſang, was Ihr da ſingt und ſummt. Ich will Dir etwas ſagen, Yet-Lie. Die ſchöne ſtolze Dame, in deren Schooß Du mein Haupt geſehen, war die Freiheit, denn ſie wird nun bald ihren goldenen Thron beſteigen, und wird mich mit ſich erhöhen, wie Alle, deren Daſein bisher herabgedrückt und entwürdigt geweſen. Nie aber werde ich darüber meine Gefährtin und meinen theuren Liebeskameraden Yet-Lie vergeſſen. Wir bleiben vereinigt, und die neue Zeit, welche kommt, wird uns nur feſter binden. Verſtoße Du mich nur nicht von Deinen ſchönen Augen, denn ihren Segen werde ich brauchen auch in den Zeiten der Unruhe und des Streits, die jetzt herannahen.

Henriette küßte ihm mit einem dankbar lächelnden Blick die Hand. In dieſem Augenblick trat der Kammerdiener Mirabeau's ein, und übergab einen Brief, der ſo eben durch einen Expreſſen, welcher von dem Grafen von Caraman gekommen, abgegeben worden ſei.

Mirabeau erbrach dies Schreiben in haſtiger Erwartung, und nachdem er es durchgeleſen, begab er ſich zu Frau von Nehra, die in ängſtlicher Spannung am Fenſter geſtanden, und den in dem Brief etwa enthaltenen Nachrichten entgegengeſehen hatte.

Ich werde in den nächſten Tagen noch nicht mit Dir nach Paris reiſen können, Henriette, ſagte Mirabeau eilig. Dies Schreiben iſt von dem Commandanten der Provinz, dem Grafen von Camaran, an mich gekommen, der ſich in dieſem Augenblick in

Marſeille befindet. Die dort ausgebrochenen Volksunruhen ſind von der bedeutendſten Art geworden. Das Volk hat ſich in großen Schaaren bewaffnet, um für Brot und Fleiſch eine Herabſetzung des Preiſes zu erlangen. Förmliche Gewaltthätigkeiten ſind bis jetzt nur gegen einzelne Bäcker- und Schlächterläden vorgekommen, doch hat man den Wagen des Herrn von Caraman auf der Straße verfolgt, und den würdigen Mann mit Drohungen aller Art beläſtigt. Caraman hat mehrmals mit der ihm eigenen Feſtigkeit beſchwichtigende Anreden an die Volkshaufen gehalten, aber es gelang ihm nicht, die Stimmung zu beſſern. Der Maire hat ſich flüchten müſſen, und man ſieht mit großer Beſorgniß dem Schlimmſten entgegen. Am meiſten Beunruhigung und Gefahr iſt aber dadurch in die Stadt geworfen worden, daß einige Magiſtratsperſonen, um ſich vor dem Andrange der wüthenden Maſſen im Stadthauſe zu retten, eine Herabſetzung des Brotes auf zwei Sous das Pfund und des Fleiſches auf ſechs Sous verſprachen. Dies Verſprechen mußte eingehalten werden, und wurde ſogleich durch die Trompeten der Stadt als eine in der That ſehr gefährliche Friedensnachricht in die aufgeregte Bevölkerung hinausgeſchmettert. Da aber das Brot, welches das Volk jetzt für zwei Sous haben will, drei und einen halben Sous werth iſt, und das Fleiſch auch für einen Sous unter ſeinem eigentlichen Werth verkauft werden muß, ſo wird es bald an den nothwendigſten Nahrungsmitteln in Marſeille gebrechen, oder die Stadt muß aus ihren Mitteln den Ausfall an die Verkäufer decken, was ihr bei den ungeheuren Summen, die dabei herauskommen, nur auf ſehr kurze Zeit möglich ſein kann. Der Graf von Caraman fordert mich nun auf das Dringendſte auf, daß ich auf der Stelle nach Marſeille kommen möchte, um nicht nur meinen Rath zu geben, auf den er einigen Werth legen will, ſondern auch um meinen guten Einfluß bei dem Volke von Marſeille geltend zu machen. Es iſt wahr, das Volk vertraut mir dort, und hat mir, ſo oft ich in Marſeille erſchienen bin, die größten Zeichen ſeiner Anhänglichkeit gegeben. Ich werde alſo, noch ehe ich mit Dir nach Paris reiſe, nach Marſeille gehen, und Du wirſt mich hier ſo lange erwarten, Henriette.

Henriette wagte einige Vorſtellungen dagegen zu machen, indem ſie ihm die Dringlichkeit ſeines Erſcheinens in Paris, wo ſo Viel für ſeine Perſon auf dem Spiele ſtehe, ans Herz legte. Aber Mirabeau ſagte, es ſei dringender, ſich dahin zu begeben, wo das Volk leide, und durch eine falſche Behandlung ſeiner

Bedürfniſſe noch ſtärkeren Leiden ausgeſetzt werden könne. Wenn ich die Ordnung in Marſeille wieder hergeſtellt habe, fügte er hinzu, und das wird mir gelingen, dann will ich vor das Miniſterium in Paris hintreten, und es fragen, mit welchem Recht und in welchem Intereſſe es eine volksthümliche Wirkſamkeit, wie die meinige, zu hemmen und zu verfolgen meint? Ich will ihm zeigen, daß ich ein Volkstribun geworden bin, daß ſich aber Staat und Geſellſchaft dabei wohlbefinden werden. Du aber, liebe Henriette, ſollſt unterdeſſen hier die Bekanntſchaft meiner Schweſter, der Marquiſe von Saillant, machen, und ich werde Di einige Worte für ſie zurücklaſſen. Sie hat es längſt gewünſcht, Frau von Nehra zu ſehen, und Ihr werdet Euch Beide gewiß auf das Innigſte miteinander befreunden, ich weiß es. —

Mirabeau beeilte ſich dann, ſeinen Dienern ſogleich die nöthigen Aufträge zu den Reiſevorbereitungen zu geben, die auf der Stelle ausgeführt werden mußten. Schon in einer halben Stunde war Mirabeau reiſefertig, und legte die geringe Entfernung von Aix nach Marſeille ſo raſch zurück, daß er noch vor Anbruch der Nacht den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres ſich näherte und in die Straßen der noch keineswegs beruhigten und dem Frieden wiedergegebenen Stadt einfuhr.

Schon beim erſten Anblick der nächtlichen Straßen, durch welche er ſich langſam hinfahren ließ, bemerkte Mirabeau, daß die Lage der Dinge noch keineswegs befriedigend ſei. Zahlreiche Bürger-Patrouillen bewegten ſich durch die Stadt auf und nieder, und ſchienen mit der größten Strenge die Ordnung der Straßen aufrecht erhalten zu wollen, was ihnen von Zeit zu Zeit durch einzelne Volkshaufen, die lärmend und ſingend einhergezogen kamen, ſtreitig gemacht wurde. Aus der Haltung dieſer letzteren entnahm Mirabeau, daß ſie noch in dieſer Nacht etwas im Schilde führten und ein jedenfalls gewaltthätiges Unternehmen in der Stadt beabſichtigten. Die Bürger-Patrouillen, die unbewaffnet erſchienen, verſuchten bei einer Begegnung mit dieſen Leuten, wie es ſchien, nur die Mittel ernſter und eifriger Ueberredung, der aber von den zuſammengerotteten Schaaren nur ſcheinbar nachgegeben wurde, indem ſie aus der einen Straße ſich zurückzogen, um bald in noch ſtärkerer Anſammlung auf anderen Straßen und Plätzen wiederzuerſcheinen.

Mirabeau, der einen ſcharfen Sinn für Bewegungen dieſer Art hatte, erkannte bald, daß die Volkshaufen nach einem beſtimmten Plan zu Werke zu gehen ſchienen. Mit ſeinem feinen Ohr für die Volksſtimmen, erlauſchte er, daß im Publikum die Beſorgniß verbreitet war, es möchten die eingetretenen Ermäßigungen für Brot und Fleiſch wieder zurückgezogen werden, da die wohlhabenden Bürger ſich geweigert, ſo ſtarke Zuſchüſſe zu der Stadtkaſſe zu zahlen, als der Mehraufwand zur Deckung des Preisunterſchiedes erfordert hatte. Die Aufregung drückte ſich aber bereits in ſehr heftiger und tumultuariſcher Weiſe gegen einzelne hervorragende Perſonen aus, unter denen Mirabeau den Namen des Herrn de la Tour, des Intendanten der Provinz und den eines gewiſſen Rebuffet, der ſich als Pächter der Stadtzölle einen beſonders verhaßten Namen gemacht haben mochte, häufig nennen hörte.

Nachdem Mirabeau zuerſt in einem Gaſthofe abgeſtiegen war, und ſich kaum einige Minuten zu ſeiner Erholung gegönnt hatte, ließ er ſich ein Pferd beſorgen, auf dem er noch, ungeachtet der ſchon vorgerückten Nachtſtunde, einen Ritt durch die Stadt und durch gewiſſe ihm ſehr wohlbekannte, beſonders von Matroſen und Arbeitern bewohnte Theile derſelben unternehmen wollte. Bevor er aber in dieſe, jetzt gefährlich wogenden Reviere hinabſtieg, wollte er ſich bei dem

Militair-Commandanten Grafen von Caraman melden, um denſelben zu überzeugen, wie eifrig ſeiner Aufforderung durch ihn entſprochen worden ſei.

Mirabeau traf den alten würdigen Herrn, mit dem er ſchon in Aix geſellſchaftlich zuſammengetroffen war, ſehr verzagt und in der übelſten Laune. Zwar zeigte er ſich erfreut, daß Mirabeau ſogleich herübergekommen war, aber er verhehlte ſeine Angſt nicht, daß die Ereigniſſe dieſer Nacht, denen er mit der größten Beſorgniß entgegen zu ſehen ſchien, die ſchlimmſte Geſtalt zeigen möchten. Beſonders ſchien er darüber im Zweifel, wie weit die Anwendung der Truppen gegen das Volk ſchon jetzt gerathen ſein dürfte. Die in Marſeille ſtehenden Regimenter waren in ihren Caſernen eingeſchloſſen, und harrten vorbereitet des Augenblicks, wo ſie in Thätigkeit geſetzt werden ſollten. Herr von Caraman begehrte in dieſen Zweifeln den unumwundenen Rath Mirabeau's, nachdem er ihm mit großer Klarheit und Schärfe die Lage der Dinge auseinandergeſetzt hatte.

Laſſen Sie die Truppen in ihren Kaſernen bleiben, was auch in dieſer Nacht ſich ereignen möge, ich beſchwöre Sie darum! rief Mirabeau lebhaft und mit der dringlichſten Gebärde. Ich werde mich dieſe Nacht nicht zur Ruhe begeben, ſondern auf meinem

Pferde in den Straßen bleiben. Es wird mir bald gelingen, meine alten Freunde in Marſeille, die am Hafen wohnen, wieder aufzufinden, und durch ſie werde ich an den eigentlichen Heerd des Aufſtandes gelangen. Durch das Einſchreiten der Truppen würde die Sache ſogleich einen Umfang gewinnen, den ich von vornherein abzuſchneiden bemüht ſein will. Die Militairgewalt iſt das unglücklichſte Werkzeug gegen einen Volksaufſtand, beſonders wenn derſelbe erſt in ſeiner Entwickelung begriffen iſt. Einen Volksaufſtand kann man mit wirklichem Erfolg nur bezwingen, wenn man ſich in ſeine inneren Gründe einläßt, und ihn mit Gerechtigkeit und Offenheit auf ſeine Prinzipienfrage zurückführt. Ich kenne das Volk von Marſeille, es ſind die bravſten und prächtigſten Jungen darunter, und mit manchem derſelben verbindet mich eine wahre Freundſchaft. Ich werde mir dieſe, die mich im Hafen ſo oft ſpazieren gefahren haben, wieder herauslangen, und auf offenem Marktplatze mit ihnen eine Disputation über die Lebensmittelpreiſe abhalten. Ich werde ihnen beweiſen, daß die niedrigen Preiſe nachtheiliger ſind wie die hohen, und daß, wenn ſie bei dem Brot zu drei und einem halben Sous ſich nicht haben ſatt eſſen können, ſie bei dem Brot zu zwei Sous Hungers ſterben werden.

Denn wenn man eine Sache unter ihrem Werthe haben will, hört man zuletzt auf, ſie zu haben. Ich werde meinen Freunden ſagen, und das müßt Ihr mir ſchon geſtatten, Herr Commandant, daß das Brot erſt billig, groß und richtig werden kann durch die Verſammlung der neuen Reichsſtände in Paris, und daß das Volk ſeinen Vertretern, die es ſich frei und ſelbſtſtändig wählen wird, überlaſſen muß, auch die Angelegenheiten ſeines Magens in Ordnung zu bringen. Glaubt Ihr, daß dies etwas helfen wird, Herr Graf?

Der Commandant zuckte die Achſeln, und ſagte dann nach einer Pauſe: Man muß Alles verſuchen, und wir haben auf Euch die größten Hoffnungen geſetzt, Herr Graf von Mirabeau. Man wird es in Paris zu würdigen wiſſen, was Ihr hier im Intereſſe der Ordnung thut. Ich kann es Euch im Vertrauen ſagen, daß man in Paris von mir begehrt, auf alle Eure Schritte in der Provinz ein wachſames Auge zu haben. Ich bin nicht der Mann für ſolche Aufträge. Hättet Ihr aber meine Bitte abgelehnt, hier als unſer Vermittler und Helfer zu erſcheinen, wozu Eure Verbindungen mit dem Volke Euch ſo vorzugsweiſe befähigen, ſo würde mir das ſchon einige

Bedenken eingeflößt haben. Jetzt aber danke ich Euch von ganzem Herzen, Herr Graf. —

Mirabeau drängte die Empfindlichkeit zurück, welche ihn bei dieſer Aeußerung des Commandanten faſt beſchleichen wollte. Zwar empfand er es mit einigem Unwillen, daß man ihn eigentlich auf die Probe habe ſtellen wollen, indem man ihn zur Beſchwichtigung und zur Verſöhnung der erregten Volksmaſſen herberufen, aber er hielt es ſeiner ſelbſt für angemeſſener, ſich in ſeinen Abſichten nicht beirren zu laſſen, ſondern in ſeinem Sinne zu handeln.

Er ſtürzte fort, und verſprach, noch im Lauf dieſer Nacht Bericht über die eintretenden Vorgänge entweder ſelbſt zu überbringen, oder durch eine vertraute Perſon einzuſenden.

Nachdem er ſich wieder in den Sattel ſeines Pferdes geſchwungen, lenkte er die Schritte deſſelben auf dem kürzeſten Wege und im eiligſten Trabe dem Meereshafen zu. Durch das Gewinde kleiner und dunkler Straßen das Meer zu finden, würde ihm auch ohne ſeine genaue Kenntniß des Ortes jetzt leicht geworden ſein, da er nur dem donnernden Getöſe, mit welchem das ſtürmende Meer in dieſer Nacht gegen ſeine Ufer ſchlug, entgegenzureiten brauchte.

Als er am Hafen anlangte, bemerkte er bei dem dämmernden Licht, welches der Leuchtthurm verbreitete, anfangs nur wenige dunkle Geſtalten, die ſich hier in unruhiger Bewegung auf- und niederſchlichen, und von den ſchwarzen Schatten der Schiffe kaum zu unterſcheiden waren. Ein unaufhörliches Geflüſter von Stimmen ſchien ihn aber bald hier bald dort zu locken, und er vernahm einzelne Ausrufungen um ſich her, die ihm bemerkenswerth genug erſchienen, um ſein Ohr zu feſſeln. Da brach der Mond durch die über dem Meere zuſammengehäuften Sturmwolken mit einem ſiegreichen Licht hervor, und überſtrahlte den ganzen Hafenplatz. Mit Verwunderung ſah Mirabeau jetzt, daß er mit ſeinem Pferd mitten in einem großen Volkshaufen hielt, der ſich wie ein Knäuel von allen Seiten zuſammengeſchoben hatte, und in deſſen innerſte Kreiſe der Reiter allmählig eingedrungen, vielleicht auch nicht ohne einige Abſicht von Seiten der ſtill und lauſchend umherſtehenden Menge eingelaſſen worden war. Wenigſtens ſchienen ihm das die höhniſchen und frech herausfordernden Geſichter zu beweiſen, denen er ſich jetzt plötzlich ganz nahe gegenüber ſah, und die von allen Seiten dicht auf ihn einzudringen ſchienen.

Es iſt doch nichts mit unſerm Fang! rief eine grobe, lachende Stimme aus dem Haufen. Der ſieht weder wie reitende Polizei, noch wie ein verſprengtes Mitglied der ehrſamen Bürger-Patrouille aus. Es könnte eher ein davongelaufener Hofcavalier aus Paris ſein, der hierher geritten kommt, um ſich in's Meer zu ſtürzen, weil er es wahrſcheinlich nicht überleben kann, daß die ganze Hofwirthſchaft nun bald kläglich zu Grunde gehen wird!

Ein brüllender Beifall der Menge folgte dieſen Worten. Mirabeau aber glaubte die Stimme, die ihm einen ſo ungünſtigen Empfang hier bereiten wollte, erkannt zu haben. Er blickte ſich noch einmal nach dem Sprecher um, und rief dann mit ſtarker, Alle übertönender Stimme: Laurent! Laurent, komm her zu mir!

Der mit dieſem Namen Angerufene ſtürzte ſogleich mit einem lauten Freudenſchrei herbei, und indem er ſich mit einer blitzſchnellen Bewegung an den Hals des Pferdes hinaufſchwang, um Mirabeau's Geſicht genauer zu erkennen, rief er dann jubelnd: Ja, wahrhaftig, der Ton dieſer Stimme hat mich nicht getäuſcht. Geſellen, das iſt Graf Mirabeau, der hier angekommen iſt! Er iſt ein Freund des Volks, und ſtößt zu uns, um uns beizuſtehn und anzuführen. Hollah, jetzt können wir triumphiren!

Die kleine unanſehnliche Figur des Mannes, der alſo geſprochen, drehte ſich bei dieſen Ausrufungen mit den pfeilgeſchwinden Bewegungen einer Eidechſe unter ſeinen Genoſſen umher, denen er leiſe einige Worte zuflüſterte, die ſich raſch unter ihnen weiter verbreiteten. Sein Geſicht ſchien ganz und gar mit ſchwarzem Ruß gefärbt, wodurch ſich ſeine Beſchäftigung als Auslader auf den Kohlenſchiffen des Hafens charakteriſirte. Doch ſchien das Anſehn, welches er in dieſer Verſammlung genoß, weit über Rang und Stellung Laurent's hinauszugehen, und ſein Wort gab in derſelben ſichtlich den Ausſchlag, wie ſich auch in dieſem Augenblick durch die Bereitwilligkeit zeigte, mit der man ſeiner geheimen Aufforderung nachkam, und ein donnerndes Lebehoch für Mirabeau, das weit in das Meer hinaushallte, ausbrachte.

Mirabeau lüftete ſeinen Hut, und indem er ſich im Sattel ſeines Pferdes höher emporhob, ſagte er mit ſeiner klangvollen, bis in den entfernteſten Winkel vernehmbaren Stimme: Meine Freunde, denn ſo nenne ich Euch von ganzem Herzen, indem ich mich von Euch willkommen geheißen ſehe! So oft ich nach Marſeille komme, zieht es mich ſogleich hierher, um mit meinen alten Freunden, den Herren Hafen-Arbeitern, ein gutes Wort über die öffentliche Lage der Dinge auszutauſchen. Ihr werdet aber leicht einen weit beſſern Anführer finden können, als mich, wenn es einſt darauf ankommt, gegen Eure Feinde, die auch die meinigen ſind, die offene Volksſchlacht zu ſchlagen. Aber dieſer Augenblick iſt jetzt noch nicht erſchienen, und ich beſuche Euch auch nicht, um Euch anzuführen, ſondern um Euch von jeder Unternehmung, die Ihr noch im Schilde führt, zurückzuhalten. Denn es bekümmert mich tief, zu ſehen, daß Ihr Euch im Unrecht befindet mit Allem, was Ihr ſeit einigen Tagen hier in Marſeille gethan, und was Ihr, wie mir ſcheint, noch ferner zu thun gedenkt. Aber man täuſcht ſich oft über ſein eigenes Intereſſe, doch ich, der ich über Eure Intereſſen ſtets auf das Ernſtlichſte nachgedacht habe, weiß es ganz beſtimmt, daß Ihr Euch durch falſche Anſichten über die Preiſe von Brot und Fleiſch in die Irre habt verlocken laſſen. Und indem Ihr Unrecht habt, wollt Ihr noch dazu Unrecht thun, und bedroht die Sicherheit Euerer Stadt mit Gewaltthätigkeiten, durch die Euch Brot und Fleiſch bald noch theurer kommen werden, als Ihr ſie je bezahlt habt!

Ein dumpfes Grollen, das ſich auf mehreren Seiten dieſer Volksverſammlung zu erheben begann, war die erſte Antwort auf dieſe Anrede Mirabeau's. Dann riefen mehrere Stimmen mit unheimlichen

Drohlauten: Wer giebt Euch das Recht, uns zu tadeln und zu ſchelten? Wenn Ihr Euch in unſere Angelegenheit mengen wollt, ſo müßt Ihr auch wiſſen, wie uns zu Muthe iſt. Was weiß ein Graf davon, wieviel Brot und Fleiſch dem armen Manne koſten!

Stille! Stille! gebot Laurent mit der heftigſten Anſtrengung ſeiner Lunge, indem er auf einen Pfahl geſprungen war, um von dieſem aus mit größerem Nachdruck ſeine Genoſſen anreden zu können. Das iſt keiner von den Grafen, die nicht wiſſen, wie den armen Leuten zu Muthe iſt! Das iſt Graf Mirabeau, der ungeachtet ſeines vornehmen Geſchlechts gern mit dem Volke von einem und demſelben Tiſche ißt, und der Euch genau auseinanderſetzen wird, wie viel Brot und Fleiſch koſten müſſen. Hört ihm aufmerkſam zu, denn er iſt ein Freund aller Hafen-Arbeiter von Marſeille, und er weiß es uns ganz genau zu ſagen, was uns Noth thut.

Mirabeau wollte eben wieder ſeine Stimme erheben, als ſich in dieſem Augenblick von den an den Hafen angränzenden Straßen her ein neues, wildes Getöſe, das einen ſich heranwälzenden Volkshaufen anzukündigen ſchien, vernehmen ließ. Darüber erhob ſich auch in der Menge, in deren Mitte Mirabeau auf ſeinem Pferde ſtand, eine jubelnde Bewegung, und man wandte ſich der neu herandringenden Schaar zu, deren jauchzende und tumultuariſche Ausrufungen zu erkennen gaben, daß von ihr ſoeben irgend ein beſonderes Unternehmen in der Stadt ausgeführt worden ſei.

Mirabeau rief ſeinen Freund Laurent zu ſich heran, um von ihm etwas Näheres zu erfahren. Laurent berichtete, daß dieſer Trupp von hier ausgeſchickt worden ſei, um einige Magazine in der Straße Vive Neuve einzuſchlagen und zu zerſtören, und auch gegen das Haus des Zollpächters Rebuffet Gewaltthätigkeiten auszuüben. Es ſeien die verwegenſten Kerle der Stadt dazu auserſehen geweſen, die jetzt auch mit der Nachricht zurückgekehrt wären, daß Alles wohlgelungen ſei, und daß man dem verhaßten Rebuffet die Fenſter mit Steinen eingeworfen, ihm alle ſeine Meubles zertrümmert und ſein ganzes Haus ausgeräumt und verwüſtet habe. Ein Gleiches ſei dem Hauſe des Intendanten de la Tour geſchehen.

Mirabeau ſah mit Verdruß, daß er die Zügel, die er zur Meiſterung des wilden Volkshaufens ſchon in den Händen zu haben geglaubt, wieder verloren habe. Mißmuthig drückte er ſeinem Pferde, das in dem wachſenden Tumult jetzt unruhig zu werden begann, die Sporen in die Weichen, indem er es der

Menge, die ſich jetzt mit einer auffallenden Bewegung weiter hinunter zu dem Hafen begab, nachzog, um dieſelbe nicht aus den Augen zu verlieren.

Plötzlich ſah er zu ſeiner Verwunderung, daß in dem Haufen eine Menge brennender Fackeln emporgetaucht waren, die ihr grelles, ſeltſam drohendes Licht über die ganze Gegend warfen. Raſch ſchien ſich auch die Zahl dieſer Fackeln noch zu vermehren, indem eine nach der andern angezündet und, wie es ſchien, nach einer gewiſſen Verabredung vertheilt wurde. Dann erſcholl ein leiſes Pfeifen und Rufen, und Mirabeau glaubte zu verſtehn, daß man Laurent's begehrte, den ſeine Genoſſen bei allen ihren Unternehmungen an der Spitze zu ſehen gewohnt waren, und der noch bei Mirabeau, das Roß deſſelben am Zügel geleitend, zurückgeblieben war.

Laurent ſchien ſich durch einige Wohlthaten, die ihm Mirabeau früher erwieſen, an ſeinen Gönner gefeſſelt zu fühlen, und wollte daher auch nicht aus ſeiner Nähe weichen, obwohl er den ſich nach ihm ſteigernden Ruf der übrigen Geſellen vernahm.

Ihr habt wohl noch etwas ſehr Schlimmes vor, Ihr gefährlichen Kerle? fragte Mirabeau ſeinen Begleiter, der ſtumm und in ſich gekehrt vor ihm herſchritt.

Freilich, entgegnete Laurent, indem er mit ſeinen ſeltſam blitzenden Augen zu Mirabeau emporblickte, es iſt darauf abgeſehen, den Hafen in Brand zu ſtecken, und dazu kommen jetzt ſchon überall die Fackeln hervor. Das liebe Meer ſoll ſich auch einmal baden, aber in Flammen, und meint Ihr nicht, daß das einen prächtigen Anblick geben wird. Den Leuten in der Stadt, die ſo viel Geld haben, aber nichts zu unſerer Erleichterung geben wollen, ſoll Angſt werden, indem ſie ſehen, daß wir zum Aeußerſten entſchloſſen ſind. Es kann allerdings noch eine tolle Nacht werden, Herr Graf. Mitten im Wirrwarr denken wir auch die Gefängniſſe der Stadt zu öffnen, in denen ſo viel brave Leute aus dem Volke ſchmachten.

Welche Tollheit, Laurent! rief Mirabeau, indem er mit der größten Beſtürzung dieſe Abſichten vernahm. Geh' hin, und ſuche Deine Genoſſen von dieſem Plan abzubringen, der ebenſo unglücklich als verbrecheriſch iſt, und Euch ſelbſt nur Schaden bringen kann. Du warſt doch ſonſt ein vernünftiger Menſch, mit dem ſich ein ordentliches Wort über die ganze Welt reden ließ, und wie häufig haben wir zuſammen philoſophirt, wenn ich Dich mit in das Meer hinausnahm, und Du für den Kahn ſorgteſt, während ich unter Dir in der Welle ſaß und badete. Nun fordere ich von Dir, daß Du all Dein Anſehn bei Jenen aufbieteſt, und ſie zurückbringſt von dem wahnſinnigen Vorſatz, der zugleich ſo viel Leben und Eigenthum unſchuldiger Leute gefährden kann!

Ich vermag nichts, entgegnete Laurent kleinmüthig. Wenn Ihr aber noch einmal zu ihnen ſprechen wollt, ſo vergeßt nicht, daß wir wirklich Nothleidende ſind, und daß man uns wenigſtens einen Troſt für die Zukunft geben muß, wenn wir nicht offenen Krieg anfangen ſollen mit Allen, die uns jetzt drücken und übervortheilen!

Mirabeau gab jetzt ſeinem Pferde heftiger die Sporen und ritt dann mit einem ſtürmiſchen Anſatz mitten in den tobenden Haufen hinein, der ſeine unheilvollen Anſchläge eben genauer verabreden wollte.

Löſcht Eure Fackeln wieder aus, meine theuren Freunde! rief er ihnen zu, indem er zugleich von ſeinem Pferde herunterſprang, und die Zügel deſſelben in die Hände eines der wildeſten Geſellen legte, der ſich in der Ueberraſchung, die ihm widerfuhr, ganz gutwillig in den ihm damit zuertheilten Auftrag ſchickte. Dann ging Mirabeau unter ihnen umher, um die Geſichter zu muſtern und mit den Einzelnen, die ihm danach ausſahen, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen, oder ihre Zuſtimmung für ſeine Anſicht, daß man den heiligen Streit für die Rechte des Volkes nicht ſo beginnen dürfe, unter herzlichem Schütteln der Hände zu gewinnen.

Und darf ich Euch nun auseinanderſetzen, meine theuern Freunde, warum Ihr Euer Brot und Fleiſch nicht billiger erhalten könnt? fragte Mirabeau, indem er ſich auf einen nahe am Ufer des Meeres liegenden Stein ſtellte und von dieſem aus die ihn mit ihren Fackeln umdrängende Menge überſchaute.

Das nächtliche Meer begann in dieſem Augenblick mit einer gewaltigen Sturmfluth aufzurauſchen. Die Wogen warfen ſich mit brauſendem und ziſchendem Ungeſtüm an das Geſtade, und ſchütteten ihren weißen Schaum auch über den Stein hin, den Mirabeau ſich zu ſeiner Rednertribüne genommen hatte. Die von den Winden gejagten Wolken thürmten ſich mit einer gleich einem ſchwarzen Rieſenſchleier dahinflatternden Maſſe über dem Horizont auf. Die Verſammlung ſtand jetzt im tiefſten Schweigen umher und lauſchte, was Graf Mirabeau ihr ſagen würde.

Was das Brot anbetrifft, meine theuren Freunde, begann Mirabeau wieder, ſo giebt es für daſſelbe zwei Hauptpunkte, die man zuerſt in's Auge faſſen muß. Erſtens kommt es darauf an, daß es überhaupt Brot giebt, und zweitens, daß es nicht zu theuer iſt.

Ein ungeheures Beifallsgemurmel durchlief bei dieſen Worten die Menge. Bravo! Bravo! ſchrie es von allen Seiten. Graf Mirabeau hat Recht! Darauf allein kommt es an!

Mirabeau mußte lächeln über dieſe Bereitwilligkeit der Gemüther, die ihm ſchon entgegenzufliegen begannen. Mit einer ernſten und feierlichen Miene aber fuhr er fort: Nicht wahr, meine Freunde? Schon bei dieſer Hauptſache, mit der ich anfangen mußte, nämlich, daß das Brot überhaupt vorhanden ſein muß, und daß es nicht zu theuer ſein darf, habt Ihr mir Recht gegeben. Aber auch darin, hoffe ich, werdet Ihr mir Recht zuertheilen, wenn ich Euch ſage, daß das Brot nicht billiger gegeſſen werden darf, als es koſtet. Und hier muß ich Euch mit der Offenheit eines aufrichtigen Freundes ſagen: Es kommt nicht blos darauf an, daß das Brot, welches Ihr eſſet, nicht zu theuer ſei, ſondern es kommt auch darauf an, daß das Getraide, aus welchem bekanntlich das Brot gemacht wird, billig ſei!

Ja, das Getraide muß billig ſein! rief es in dem ſich immer dichter um den Redner drängenden Haufen. Es lebe Graf Mirabeau! Wie fein und treffend dieſe

Bemerkung iſt! Er iſt ein wahrer Freund des Volkes, dieſer Mirabeau!

Das Getraide iſt aber jetzt nicht billig, meine Freunde! begann Mirabeau wieder mit ruhigem Ernſt. Ihr ſeid gerechte und vernünftige Männer; ſprechen wir uns ein wenig über dieſen Punkt miteinander aus. Das Getraide iſt jetzt überall theuer, und wie ſollte es zugehn, daß es gerade in Marſeille wohlfeil wäre? Denn rings um uns her ſind die Ernten ſchlecht geweſen oder mittelmäßig, Gott hat es ſo gewollt, und in einem andern Jahre wird er uns dafür den Ueberfluß ſchenken. Auch tragen die Kriegsereigniſſe in fernen Gegenden eine Schuld an dem Mangel. Ihr wißt ja, meine würdigen Freunde, das Getraide, welches Ihr verſpeiſt, kommt nicht aus dieſer Eurer Gegend hier. Ein Weniges kommt aus andern Theilen Frankreichs, der größte Theil aber aus Amerika und Afrika. Das Getraide Afrika's kaufen aber jetzt die Türken hinweg, die ſich in einem Kriege befinden, und ebenſo macht es der Krieg Neu-Englands mit Algier, daß jetzt weniger Schiffe aus dieſen Gegenden zu Euch gelangen. Da aber das Korn in andern Ländern noch bei weitem theurer iſt, als bei uns, ſo kommen viele der Kaufleute, die uns ſonſt ihr Getraide gebracht haben würden, gar nicht mehr hierher, und verkaufen es lieber da, wo es am theuerſten iſt. Wie aber wollt Ihr den, der theures Getraide kauft, nöthigen, daß er Euch billiges Brot daraus backe? Er würde ja lieber aufhören, überhaupt Getraide zu kaufen, und wir könnten darüber vor Hunger ſterben. Was meint Ihr dazu, meine Freunde? Habe ich den Gang Euerer eigenen Gedanken jetzt richtig wiedergegeben?

Es erfolgte ein neuer, noch ſtärkerer Ausbruch des Beifalls. Der kleine Laurent hatte ſich auf das Pferd Mirabeau's geſchwungen und rief, auf dem Sattel ſtehend, mit einer kreiſchenden, weithin dringenden Stimme herunter: Das Getraide iſt jetzt theuer, weil es die Türken ſo theuer machen, und wir in Marſeille hier können nicht dafür. Graf Mirabeau lebe nochmals hoch, und abermals hoch, daß er uns dies ſo herrlich auseinandergeſetzt hat!

Kaum aber hatte er dieſe bei ſeinen Genoſſen höchſt einflußreichen Worte geſprochen, als er durch eine unruhige Bewegung, welche das Pferd machte, von dem Sattel heruntergeworfen wurde und mit einem lauten Seufzer des Schreckens einem ſeiner Freunde unten in die Arme fiel. Dieſer Vorfall riß die ganze Verſammlung zu einem nicht enden wollenden Gelächter hin, welches in ſeiner Ausgelaſſenheit ebenfalls darauf hindeutete, daß die aufgeregten und gewaltſamen Entſchlüſſe, gegen welche Mirabeau die ganze Kunſt ſeiner Rede aufwandte, ſchon zurückzutreten anfingen.

Nachdem es wieder ſtiller geworden war, begann Mirabeau von Neuem: Jeder Menſch, der arbeitet, iſt ſeines Lohnes werth. Auch die Bäcker müſſen für ihre Mühe bezahlt werden, denn das Getraide verwandelt ſich nicht von ſelbſt in Brot, es muß gebacken werden. Ihr ſeid Alle Arbeiter, und ich rechne mich zu Euch, denn kann es eine größere Ehre für uns geben, als daß wir arbeiten, Jeder nach ſeinen Kräften? Und wollen wir gerade die Bäcker aus dem heiligen Stand der Arbeiter ausſtoßen, indem wir ſie nöthigen, weniger zu verdienen, als ihnen zukommt? Und irgend Einer wird doch den Verluſt tragen müſſen, der entſteht, wenn Ihr ein Brot, welches drei und einen halben Sous koſtet, für zwei eſſen wollt. Soll aber die Gemeinde den Ausfall decken, ſo frage ich Euch, wer iſt denn die Gemeinde? Die Gemeinde, das iſt nicht etwa ein fabelhafter Drache, der in einer Höhle wohnt und goldene Eier ausbrütet. Die Gemeinde, das ſeid Ihr ja ſelbſt, und wen man von Euch bisher noch nicht in die Gemeinde hineingerechnet hat, der ſoll künftig doch ein berechtigtes Glied derſelben ſein. Dafür bürgt Euch Mirabeau, der in Paris, ſobald die neuen Reichsſtände tagen, das Wort für Euch, für alle Eure Rechte, für Euer Brot und Fleiſch, nehmen wird. Denn mit dem Fleiſch iſt es gerade ſo, wie mit dem Brot. Muß ich Euch das auch noch auseinanderſetzen, oder wollt Ihr mir jetzt glauben, und wollt Ihr Geduld haben, wie wir es Alle haben müſſen, bis die beſſere Zeit gekommen iſt, und bis der König und die ganze Nation ihre Wiedergeburt zur Freiheit vollbracht haben werden? Dann werden Brot und Fleiſch ſo billig ſein, als wenn Ihr ſie hier aus dem brauſenden Meere Euch mit der Hand herausgeſchöpft hättet. Heut aber werft Eure Fackeln und Eure Pechkränze in das Meer hinab, denn Ihr wollt ja noch Geduld haben, wie ich aus Euren braven Mienen erſehe, Ihr wollt wieder die alten Preiſe zahlen, zu denen die Behörde zurückkehren muß, wenn nicht Alles drunter und drüber gehen ſoll, und Ihr wollt, mit Einem Wort, redlich in Eurer Armuth und groß und gut in Eurer Bedrängniß ſein!

Nach dieſem Wort entriß Mirabeau einem der nächſtſtehenden Leute die Fackel und ſchleuderte dieſelbe mit mächtigem Arm weit in das Meer hinaus, ſo daß ſie mitten in den Wogen kniſternd und ziſchend verlöſchte. Der Erſte, welcher dieſem Beiſpiel folgte, war Laurent, und bald entſtand ein Wetteifer, mit dem ſich Alle ſcherzend und jubelnd bemühten, ihre Fackeln ſo geſchickt als möglich zu werfen, und damit eine beſtimmte Stelle im Meere, wo ein gemeinſames friedliches Grab für dieſe erſt ſo drohenden Brände gefunden werden ſollte, zu erzielen. Es währte kaum einige Minuten, ſo war wieder eine vollſtändige Dunkelheit am Strande eingetreten, und Mirabeau vermochte die Geſtalten, mit denen er ſoeben noch verkehrt hatte, nicht mehr deutlich zu erkennen.

Er tappte ſich zu ſeinem Pferde hin, das längſt ungeduldig ſeines Reiters geharrt zu haben ſchien, und die Annäherung deſſelben ſcharrend begrüßte. Indem er ſich nun eilig auf den Rücken des Thieres hinaufſchwang, war es ihm, als ſei es ſchon menſchenleer und einſam um ihn her geworden. In dem Augenblick aber, als das Pferd jetzt pfeilgeſchwind mit Mirabeau davonjagte, vernahm er plötzlich wieder jubelnde Stimmen, die hinter ihm her ſeinen Namen riefen und ſich mit den Wogen des Meeres rauſchend vermiſchten.

Mirabeau ritt in die Stadt zurück, um zuerſt dem würdigen Grafen von Caraman ſeinen Bericht zu erſtatten. Der Commandant ſchlief aber, und Mirabeau wollte den alten Herrn nicht wecken laſſen, da er jetzt ſelbſt für die Ruhe von Marſeille bürgen zu können glaubte. Dann ſpornte er ſein Pferd weiter und begab ſich auf die Präfectur der Stadt, um die Getraidevorräthe, die noch in Marſeille lagerten, ermitteln zu laſſen. Mit der größten Mühe brachte er die dazu nöthigen Beamten zuſammen, aber das günſtige Ergebniß der von ihm angeſtellten Ermittelungen ſchien ihn für alle ſeine Anſtrengungen zu belohnen. Es fand ſich, daß die Getraide-Vorräthe noch anſehnlich genug waren, um auf drei Monate und länger keinen Ausfall der Lebensmittel befürchten zu dürfen. Mirabeau ritt in ſein Hôtel zurück, nicht um ſich Ruhe zu gönnen, ſondern um einen Aufruf, den er in ſeinem Namen an das Volk von Marſeille richten wollte, niederzuſchreiben. Dann beſtieg er wieder ſein Pferd und ritt, mit dem Blatt in der Hand, in eine Druckerei, um ſeine Proclamation, die ſchon mit dem anbrechenden Licht des Tages an allen Straßenecken von Marſeille angeſchlagen ſein ſollte, drucken zu laſſen. Auch hier mußte er erſt das dazu nöthige Perſonal zuſammentreiben, indem er ſich nach verſchiedenen Straßen zu begeben hatte, um die Setzer und Drucker, die noch ſchliefen, auf die Beine zu bringen. Mit der Unermüdlichkeit ſeines Eifers hielten ſeine rieſenhaften Körperkräfte ſo ſehr gleichen

Schritt, daß er, nachdem auch dies Geſchäft vollendet, noch einen Spazierritt zum Hafen hinunter unternahm, um den erwachenden Morgen am Meeresſtrande zu begrüßen, und in der friſchen Luft ſeine einzige Erholung zu ſchöpfen. Einige Male im Hafen aufundabreitend, bemerkte er zugleich, daß die Hafen-Arbeiter, die ſeit einigen Tagen gefeiert hatten, ſich heut wieder in der größten Regelmäßigkeit und Ruhe an ihre Arbeiten begaben. Mehrere unter ihnen erinnerten ihn an die wilden Geſichter der verwichenen Nacht, und er ſah an ihren theils lächelnden, theils beſchämten Grüßen, daß er ſich nicht getäuſcht Andere ſtanden mit dem Ausdruck einer faſt abergläubiſchen Verwunderung ſtill, indem ſie es nicht begreifen zu können ſchienen, daß derſelbe Reiter auf ſchwarzem Roſſe, deſſen wunderbarem Einfluß ſie in der Nacht unterlegen waren, noch immer auf derſelben Stelle an ihrem Strande verweile und ſie mit ſeinen Adlerblicken fortgeſetzt zu beaufſichtigen ſcheine. Mirabeau bemerkte lächelnd, daß ſie ſich bei ſeinem Anblick nur um ſo eiliger an ihre Arbeitsſtätten begaben, um, wie es ſchien, ihren guten Willen vor ſeinen Augen zu beweiſen.

Als Mirabeau jetzt an eine der Straßenecken gelangte, welche zunächſt am Hafen lagen, ſah er, daß ſein Aufruf an das Volk von Marſeille dort bereits angeſchlagen war. Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne, welche blitzend auf das ziemlich große und umfängliche Druckblatt fielen, hatten auch den vorbeiziehenden Arbeitern die Schrift gezeigt, die vorzugsweiſe zu ihrer Kunde beſtimmt war.*) Als Mirabeau näher herzukam, war ſchon ein ganzer Trupp von Arbeitern beſchäftigt, den Anſchlag zu leſen und ſeine Gloſſen, die aber meiſt ſehr günſtig klangen, darüber laut werden zu laſſen.

Seine Anweſenheit war bald bemerkt worden, und einer der Arbeiter trat, ehrerbietig grüßend, an ſeinen Steigbügel heran, und ſagte: Das habt Ihr gut gemacht, Herr Graf, und wir danken Euch Alle dafür! Es ſteht nun erſt recht Alles feſt, indem Ihr die goldenen Worte, die Ihr uns in dieſer Nacht geſagt, nun auch mit dieſen ſchönen großen Lettern für uns zum Andenken habt drucken laſſen.

Mirabeau erkannte ſeinen Freund Laurent, der ihm mit ſeiner feinen trompetenden Stimme dieſe Anerkennung ſpendete.

Als aber Mirabeau jetzt nach einigen herzlichen

---

*) „Avis de Mirabeau au peuple de Marseille“ bei Montigny V. 411.

Worten, die er an die Arbeiter richtete, weiter reiten wollte, faßte Laurent noch einmal an den Zügel des Pferdes, und bat um ein Wort der Aufklärung für ſich und die Uebrigen. Iſt es Euer Ernſt, ſagte er dann, daß Ihr uns in Euerer Rede, die dort an der Mauer klebt, ſoviel vom König ſprecht, und uns noch ganz beſonders auffordert, dieſen guten Mann nicht zu betrüben, ſondern, wie es hier zum Schluß Eures Aufrufes heißt: „ſeiner Güte und Liebe für uns eingedenk zu ſein, und ſchon bei dem Gedanken an die Freude, welche wir ihm durch unſere Ordnung und Folgſamkeit machten, Thränen des Entzückens zu vergießen.“ Auch in der Nacht erwähntet Ihr gegen uns den König, was Vielen von uns ſehr aufgefallen iſt.

Wie konnte Euch das auffallen? ſagte Mirabeau mit einem ernſten und gewichtigen Ausdruck. Der König ſteht an der Spitze der Nation, wie das Haupt an der Spitze der Glieder. In dieſer ſtürmiſchen Nacht, als ich Euch Alle ſo vor mir herumwogen ſah mit Euern Fackeln, bin ich wieder etwas monarchiſch geworden. Das heißt, Ihr dürft nicht mißverſtehen, meine Kinder. Ich glaube, wenn König und Volk ſich lieben, ſo müſſe das ein ſehr gutes und nützliches Verhältniß geben. Zu einer ſolchen

Liebe gehört aber Viel. Wenn das Volk den König in ſeine Mitte hereinzieht, ſo kann es an ihm einen Freund haben, auf den es ſich oft mehr verlaſſen darf, als auf ſich ſelbſt. Denn haben wir es nicht oft ſchon als eine Wohlthat erkannt, unſere regellos umherſchweifenden Triebe durch den feſten Willen eines Freundes gebunden zu ſehen, eines Freundes, der eben darum unſer Freund iſt, weil er ein Theil unſrer ſelbſt iſt, und unſer Wille immer in dem ſeinigen aufblüht. Darum ſage ich Euch: liebt den König und ruft ihn unaufhörlich an in Euren Nöthen, denn er muß Euch lieben, wie ſich ſelbſt, und ſeine Intereſſen ſind mit den Eurigen unauflöslich verbunden!*)

Nachdem dies ſchweigend mit angehört worden, ſetzte Mirabeau unter höflicher Begrüßung der Menge, ſeinen Weg fort. Vereinzelte Ausrufungen: es lebe der König! klangen hinter ihm her. Nachdenklich ritt Mirabeau wieder in die Mitte der Stadt zurück. Er wollte jetzt ſeinen Beſuch bei dem Grafen von Caraman machen, den er nunmehr wachend zu finden hoffte, und ſtieg vor dem Hauſe des Commandanten ab.

---

*) Aus der Proclamation Mirabeau's an das Volk von Marſeille.

Der Graf trat ihm mit einem ſehr beſtürzten und ſorglichen Geſicht entgegen, während Mirabeau einen freudigen Dank auf demſelben erwartet hatte.

Sie wiſſen noch nicht, wie gut es in Ihrem Marſeille ſteht? fragte Mirabeau mit einem etwas gereizten Ton.

Ich weiß Alles, erwiederte Graf Caraman. Sie haben ausgezeichnet gewirkt, Herr Graf, und wir verdanken Ihnen die Wiederherſtellung der Ruhe in unſerer Stadt. Auch der Sinn, in dem Sie es thaten, wird gewiß in Paris mit Beifall und Anerkennung bemerkt werden, denn Sie haben bei dieſer Gelegenheit zugleich die Liebe des Volkes zu unſerm guten König zu ſtärken gewußt. Man wird Ihnen dies in Paris ſehr hoch anrechnen, und ich werde das Meinige dabei nicht unterlaſſen. Aber es ſind neue ſehr betrübende Nachrichten eingelaufen, die mich wahrhaft in Schrecken ſetzen. In Aix iſt dieſelbe Kataſtrophe ausgebrochen, und es ſcheint dort nicht minder ſchlimm hergehen zu wollen als in Marſeille. Gleichzeitig wird aus Toulon gemeldet, daß die Truppen des Königs dort ſehr empfindlich vom Volke gemißhandelt worden ſind. Ich fürchte, wir gehen unglücklichen Zeiten entgegen.

Nein, Herr Graf, erwiederte Mirabeau lebhaft und zuverſichtlich, die Zeiten, welche kommen, ſind nicht unglücklich, aber die Zeiten, welche gehen, werfen ihren unglücklichen und laſterhaften Schatten noch auf unſere Häupter! Nach Aix, wo ich lauter gute Freunde unter dem Volke habe, werde ich zur Stunde eilen, obwohl ich ſeit meiner Abreiſe von dort noch nicht geruht und ſeit meiner Ankunft in Marſeille buchſtäblich noch nicht vom Pferde heruntergekommen bin. Aber ich werde die Ruhe auch in Aix herſtellen, und zwar noch heut, Ihr könnt Euch ganz ſicher darauf verlaſſen.

Man will aber gerade Euch eine Schuld an dem Aufſtande in Aix beimeſſen, ſagte der Commandant, indem er Mirabeau mit einem halb mißtrauiſchen Blick von der Seite betrachtete. Mir wird aus Aix angezeigt, daß Euer Verkehr, den Ihr dort mit dem Volke unterhaltet, ein ſehr aufregender geweſen, und daß die Leidenſchaften der Maſſe von Euch angeſtachelt und nach einem beſtimmten Ziel hingelenkt worden ſeien.

Das haben die Herren Lehngutsbeſitzer der Gegend angezeigt, ich glaube es! erwiederte Mirabeau lachend. Dieſe verblendeten und kurzſichtigen Herren haben mir ja die Rolle des Volkstribunen aufgenöthigt, aber wenn ich dieſe Rolle gegen ſie ſpiele, ſo geſchieht es erſt recht im Intereſſe der Wahrheit und Ordnung. Adieu, Herr Commandant, ich werde die Ehre haben, Ihnen heut Abend noch, ſpäteſtens morgen früh, einen zufriedenſtellenden Bericht aus Aix einzuſenden. —

Nach dieſer Verabſchiedung eilte Mirabeau in ſein Hôtel zurück und ließ ſich Poſtpferde beſtellen. Er wollte, um noch raſcher einzutreffen, den Weg von Marſeille nach Aix im Steigbügel zurücklegen, und flog bald auf einem guten und ſtarken Renner in ſtürmiſcher Haſt über die Landſtraße dahin.

Es war Markttag, und der Verkauf der Lebensmittel in den Hallen ſollte eben beginnen, als Mirabeau in Aix anlangte. Bei Betrachtung der Volkshaufen, die in den Straßen umherſtanden, erkannte Mirabeau mit ſeinem Scharfblick ſogleich, daß es auf einen Markttumult abgeſehen ſei, um den hohen Fleiſch- und Brotpreiſen, die auch in Aix jetzt das höchſte Mißvergnügen erregt, den offenen Widerſtand des Volkes entgegenzuſtellen. Auch Truppen begegneten ihm in den Straßen, die an einzelnen Stellen mit einer beſtimmten Ordre aufgeſtellt zu ſein ſchienen.

Mirabeau eilte zuerſt zu dem oberſten Befehlshaber der in Aix ſtehenden Truppen, und wirkte bei dieſem durch ſeine nicht ruhende Ueberredungskraft aus, daß ſämmtliche Truppen von den öffentlichen Plätzen zurückgezogen wurden. Unter Hinweiſung auf das, was ſo glücklich in Marſeille vollbracht worden, gelang es ihm, daß man die Sicherheit der Stadt und des Marktes ihm anvertraute, und ihn an der Stelle aller Militairgewalt eine Bürgermiliz bilden ließ, die er mit einer bewunderswürdigen Schnelligkeit in den Straßen entſtehen zu laſſen wußte.

Mirabeau begab ſich zu einigen der namhafteſten Bürger, mit denen er vertraut geworden, in die Häuſer, nahm mit ſeiner unwiderſtehlichen Beredſamkeit ihre Hülfe zur Bildung von Bürger-Piquets in Anſpruch, und nachdem er dieſe kleinen Schaaren veranlaßt hatte, ſich ihre eigenen Anführer zu ernennen, vertheilte er ſie theils an den Thoren, theils im Innern der Stadt, und konnte ſich in kurzer Zeit ſchon als den Herrn von Aix betrachten. Nichtsdeſtoweniger begannen an einzelnen Theilen der Stadt Unruhen auszubrechen, weil das Volk die freie Zufuhr des Getraides auf den Markt hindern und ſich im Voraus der damit herankommenden Wagen bemächtigen wollte.

Mirabeau erſchien dort zu Fuß und miſchte ſich unter die am meiſten drohenden Volkshaufen, indem er ſich mit jedem Einzelnen in ein Geſpräch einließ, und ihnen das Verſprechen abnahm, vernünftig und gerecht ſein zu wollen. Dann redete er wieder ganze Schaaren an, und ließ ſich von ihnen, was einen beſonders ſchmeichelhaften Eindruck auf ſie hervorzubringen ſchien, ihr Ehrenwort geben, daß ſie keinen Verſuch mehr machen wollten, den Frieden zu ſtören. Dann lief er von Poſten zu Poſten, um unaufhörlich ſeine Aufmunterungen und Anordnungen zu geben, und jeder ſich noch darbietenden Schwierigkeit entgegenzuwirken. Auf die Anzeige, daß mehrere Gemeinden der Umgegend den Einwohnern von Aix zur Hülfe herbeizögen, ſtürzte er auf die Landſtraße hinaus, ging ihnen entgegen, und zwang ſie blos durch ſein Wort, welches er an ſie richtete, auf der Stelle wieder umzukehren.

Ebenſo ſehr als die unwiderſtehliche Gewalt, welche Mirabeau, man wußte nicht wie, ausübte, war es der faſt rührende Eindruck ſeiner perſönlichen Aufopferung und begeiſterten Hingebung, wodurch die Gemüther des Volkes zu ihm hingelenkt und an ſeine Winke und Worte gefeſſelt wurden. Man umſtand ihn zuletzt auf dem Markt in unabſehbaren Schaaren und hatte alles Andere, den Markt, die Preiſe von Fleiſch und Brot, den gewaltſamen Widerſtand, vergeſſen, nur ihn, den Freund des Volkes, ihren Vater, wie ihn viele Arbeiter heut treuherzig nannten, wollten ſie noch ſehen und hören. Männer, Frauen und Kinder drängten ſich ſo dicht als möglich an ihn, und benetzten ſeine Hände und ſeine Kleider mit ihren Thränen, indem ſie allen ſeinen Schritten folgten und ihn unaufhörlich ihren Gott, ihren Retter nannten, der, wenn er immer bei ihnen wäre, ihnen zu ihrem Recht verhelfen und ſie vor Gewalt und Hunger ſchützen würde.*)

Während ſich dies auf den Straßen von Aix zutrug, kamen mehrere Herren vom Adel, mit Waffen verſehen, ſcheltend und lärmend herbei, indem ſie ſich den von der Bürgerſchaft gebildeten Piquets näherten, und das Verlangen ausſprachen, daß man ihnen die Offiziersſtellen in dieſer Bürgergarde einräumen ſolle, die ihrem Range und ihrer Würde gebührten. Unter dieſen befand ſich auch der Marquis von Marignane und einige andere Herren, die bei dem Ausſchluß

---

*) Nach einer Schilderung, welche Mirabeau ſelbſt von dieſer Scene entworfen. Montigny V. 306.

Mirabeau's aus der Adels-Verſammlung der Provence ſich damals beſonders thätig bewieſen hatten.

Mirabeau ordnete ſeinen Freund und Compagnon, den Tuchmacher Le Tellier, an ſie ab, und ließ ihnen ſagen, daß ſie ſich wieder dorthin begeben möchten, wo ſie die letzten vierundzwanzig Stunden der Unruhe und Gefahr verweilt, nämlich in den Verſteck ihrer Häuſer und in die Keller, wo ſie ihre Schätze in Sicherung gebracht hätten.

Dann, nachdem Mirabeau ſein Werk für vollendet halten durfte, begab er ſich in ſein Hôtel zurück, um ſeine Freundin Henriette, die er noch nicht wiedergeſehen, zu begrüßen. Sie trat ihm mit leuchtenden Augen entgegen, und neigte ſich in tiefer Verehrung vor ihm, indem ſie unaufhörlich ſeine Hände küßte.

Das Gerücht hat es mir ſchon zugetragen, was Du Großes und Schönes vollführt, Mirabeau, ſagte ſie, und ich wollte mich eben auf die Straße hinunter begeben, um mich unter die Schaaren zu miſchen, welche Dir jauchzend danken und Dich bewundern. Aber nun biſt Du da, und ich möchte vor Dir niederknieen dürfen!

Nein, mein Schatz, erwiederte er, ſie in ſeinen Armen auffangend, jetzt kommt eine beſſere Zeit, wo kein Menſch mehr vor dem andern niederknieen darf, weil alle ſich gleich ſind durch das Maaß ihrer Liebe und ihrer Freiheit. Auch haben wir keine Zeit mit uns ſelbſt zu verlieren, Jet-Lie, denn jetzt, nachdem ich hier fertig bin, will ich auf der Stelle mit Dir nach Paris reiſen. Was ich hier gethan, wird mir vielleicht helfen, meine Angelegenheiten jetzt beſſer in Ordnung zu bringen.

Wie, rief Henriette, Du willſt daran denken, ſogleich wieder abzureiſen, und haſt Dir ſeit ſechsunddreißig Stunden keine Ruhe, vielleicht nicht einmal Nahrung gegönnt?

Es iſt wahr, entgegnete Mirabeau, ich habe ſeitdem faſt immer zu Pferde geſeſſen, und meine Nahrung hat nur in einem zufällig erwiſchten Glaſe Rothwein und einem Weißbrot beſtanden. Aber ich fühle mich noch immer kräftig und unternehmungsluſtig wie ein junger Gott, und ſehe nicht ein, wozu man die koſtbare Zeit mit Ruhen und Schlafen vergeuden ſoll, während die Feinde in Paris mir den Weg zur Nationalverſammlung abſchneiden wollen. Nein, im Gegentheil, Jet-Lie, wir haben jetzt die größte Eile, dorthin zu kommen. Die Extrapoſt muß in einer halben Stunde vor der Thür ſtehen.

Daraus wird nichts, entgegnete Henriette mit der feſten und faſt herriſchen Entſchiedenheit, mit der ſie in gewiſſen Momenten Mirabeau gegenüber zu treten wußte. Du bleibſt hier, mein Freund, und morgen früh zur guten Stunde wird unſere Extrapoſt vor der Thür halten. Deine Kräfte ſind doch erſchöpft, Du magſt ſagen, was Du willſt, und wenn Du Dich nicht ſchonſt, wirſt Du krank werden, und kannſt im Bett liegen, während die National-Verſammlung, auf die Du all Dein Dichten und Trachten gerichtet haſt, ihre Sitzungen abhält. Mit Einem Wort, ich laſſe Dich heut nicht mehr abreiſen.

Du gefällſt mir in dieſem Trotz, wie immer, verſetzte Mirabeau, indem er ſie mit zärtlichen Blicken betrachtete, und lediglich aus dieſem Grunde will ich noch die Nacht hier bleiben. Du wirſt aber ſehen, daß meine Kräfte keineswegs erſchöpft ſind. Da Du es jedoch nöthig findeſt, ſoll auch noch ein gutes Souper unſerer Nachtruhe vorangehen. Brot und Fleiſch der übrigen Menſchen haben mir allerdings ſeit ſechsunddreißig Stunden genug zu ſchaffen gemacht, und ich hätte es wohl verdient, nun auch an meine eigene Nahrung zu denken. Willſt Du mir

Brot und Fleiſch geben, Yet-Lie, Du, deren Liebe mir ſtets ſtärkender geweſen, als alle Nahrung der Welt?

Henriette erwiederte erröthend: Du bedarfſt wahrlich der Ruhe, mein Freund. Morgen, nicht allzu früh, werden wir nach Paris aufbrechen. — —

III.

Der Abgeordnete des dritten Standes.

Mirabeau hatte nur einige Wochen in Paris zugebracht. Es war ihm durch einige ſeiner Freunde gelungen, raſch eine Verſtändigung mit dem Miniſterium zu Stande zu bringen. Das Buch über die geheime Geſchichte des berliner Hofes war zwar dem Urtheilsſpruch des Pariſer Parlaments erlegen, welches ſein Erkenntniß dahin ausgeſprochen, daß es öffentlich durch Henkershand verbrannt werden ſolle. Aber die Perſon des Verfaſſers war gänzlich aus dem Spiel gelaſſen worden, und Mirabeau konnte, ohne daß es weiter etwas für ihn zu fürchten gab, Paris wieder verlaſſen, um in die Provence, wo er jetzt für die National-Verſammlung gewählt zu werden hoffte, zurückzukehren.

Henriette hatte den Freund mit Schmerz und Unruhe von ſich ſcheiden ſehen, denn ihr war die Verpflichtung auferlegt worden, in Paris bei dem kleinen Coco zu bleiben und dort die Rückkehr Mirabeau's zu erwarten.

Mirabeau beſchleunigte ſeine Reiſe, die ihn zuerſt wieder nach Aix führen ſollte, mit einer außerordentlichen Haſt, denn der Tag der Wahlen war vor der Thür, und er hielt es für nöthig, vorher noch einmal zu den Wählern des dritten Standes zu ſprechen, um alle Intriguen, die während ſeiner Abweſenheit eingegriffen haben konnten, durch ſein letztes Wort abzuſchneiden.

Ungefähr fünf Poſtſtationen vor Aix, an einem kleinen Ort, wo Mirabeau die Pferde zu wechſeln hatte, ſah er ſich durch eine plötzlich eintretende Erkrankung ſeines Kammerdieners Boyer aufgehalten. Mirabeau liebte dieſen Diener zu ſehr, um ihn in einem hülfloſen Zuſtande zurückzulaſſen und er glaubte um ſo mehr bei dem gefährlich Erkrankten zurückbleiben zu müſſen, als der Zuſtand deſſelben ſich von Stunde zu Stunde verſchlimmerte.

Während Mirabeau ſich in dem kleinen entlegenen Poſthauſe alle mögliche Mühe gab, für den Leidenden, der an einer Cholera darniederlag, Hülfe zu ſchaffen, belauſchte er, rathlos und verzweifelt vor der Thür ſtehend, ein Geſpräch, welches zwiſchen dem Poſtmeiſter und ſeiner Frau innerhalb des Zimmers unvorſichtig laut geführt wurde.

Der Courier iſt nach Aix abgegangen, ſagte der Poſtmeiſter, um das Eintreffen des Grafen Mirabeau bei uns vorauszumelden. Sie haben ihm große Ehren zugedacht, mit denen man ihm entgegenkommen und ihn feierlich einholen will. Nun weiß ich aber wahrlich nicht, was ich thun ſoll, und habe mir ſchon lange den Kopf darüber zerbrochen. Man hat nämlich von mir verlangt, daß ich den Grafen unter irgend einem Vorwande hier aufhalten ſoll, damit man unterwegs Zeit gewinne, Alles zu ſeinem Empfang in Bereitſchaft zu ſetzen. Wie in aller Welt macht man es, um einen Grafen aufzuhalten?

Du wirſt ewig ein ausgemachter Narr bleiben, entgegnete die Frau mit einem für ihren Eheherrn ſo wenig ſchmeichelhaften Eifer. Siehſt Du nicht, daß die Krankheit des Dieners ſchon hinreichend iſt, um den Grafen Mirabeau hier aufzuhalten? Brauchſt Du da Deinen leeren Kopf, dem doch nie etwas einfällt, noch mit abſonderlichen Gedanken zu quälen?

Wenn die Krankheit des Dieners den Herrn Grafen aufhält, ſo bin ich es doch nicht geweſen, der den Herrn Grafen aufgehalten hat, ſagte der Poſtmeiſter Louis Martin mit einem einfältigen Geſicht. Und mir iſt von dem Ober-Poſtamt in Aix, welches mir vorgeſetzt iſt, ausdrücklich anbefohlen worden, daß ich den Grafen Mirabeau unter irgend einem Vorwande hier wenigſtens fünf bis ſechs Stunden lang aufhalten ſoll. Die Sache iſt alſo dienſtlich, denn man muß ſeinen Vorgeſetzten unbedingt gehorchen. Jetzt weiß ich aber nicht, ob ich den armen Grafen, den ſchon die Krankheit ſeines Dieners aufhält, nun auch noch dadurch aufhalten ſoll, daß ich Mangel an Pferden vorſchütze. Denn in Aix wollen ſie ihn heute noch zum Abgeordneten des dritten Standes wählen, und ich, ich ſoll dazu auserſehen ſein, einen ſolchen Mann ſo empfindlich zu quälen?

Du übertriffſt Dich heut wieder ſelbſt, Louis, erwiederte die Frau mit einem ſchneidend verächtlichen Accent. Wenn man andere Männer anſieht, wie dieſen Grafen Mirabeau, ſo weiß man doch, was es heißt, einen Mann zu ſehen. Und ich, die ich wahrlich für etwas Beſſeres geboren bin, habe gerade an einen Dummkopf Deiner Art gerathen müſſen! —

Mirabeau glaubte dieſe eheliche Scene, die eine noch ſchlimmere Wendung verſprach, auf ſich beruhen laſſen zu müſſen, und kehrte jetzt eilig und entſchloſſen in das Zimmer zurück, wo ſein kranker Diener lag.

Du kannſt jetzt unbeſorgt ſein, Boyer, rief er dem mit einem qualvollen Zuſtande ringenden zu, ich bleibe jetzt bei Dir, bis Dir geholfen iſt. Meine Wahl in Aix iſt geſichert, ich habe es ſoeben durch einen ſeltſamen Zufall erfahren.

Der treue Diener nickte ſeinem Herrn mit den Zeichen der freudigſten Zuſtimmung zu. Inzwiſchen war der Arzt aus der Nachbarſchaft herbeigeholt worden, der ſich zwar mit dem Kranken ernſtlich zu beſchäftigen anfing, aber von vornherein jede Hoffnung auf ſein Beſſerwerden abwies. Er erklärte, daß er kein Mittel gegen dies Leiden habe, welches ſeit Kurzem als ein ſo ſchreckensvolles Räthſel in der Bevölkerung emporgetaucht ſei.

Nach einigen Stunden war Boyer unter den fürchterlichſten Krämpfen geſtorben.

Armer Schattenſpieler, ſagte Mirabeau, ihn betrachtend, Du wirſt uns nun keine chineſiſchen Komödien mehr vorſpielen, worin Du ſo geſchickt und erfinderiſch warſt. Und welche ſchaudervolle Krankheit dieſe Cholera. Iſt ſie das Symptom der alten, auf's Aeußerſte gekommenen Zerrüttung, oder iſt ſie der Vorbote der neuen Schrecken, die über der Geſellſchaft heraufziehen?

Es iſt mir unheimlich, daß gerade auf meinem heutigen Wege mir dies fragwürdige Geſpenſt begegnet.*)

Mirabeau ſchickte ſich jetzt an, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Als er ſich der Stadt Lambesc näherte, ſah er ſich ſchon vor den Thoren der Stadt von einer feſtlichen Deputation begrüßt, die aus den erſten Magiſtratsbeamten beſtand, und ihn erwartet hatte, um ihn im Namen der ganzen Gemeinde auf das Feierlichſte zu begrüßen. Man führte ihn in die Stadt, wo die Landſchaft zu ſeinem Empfang verſammelt war, und wo auf den Straßen Tauſende von Männern und Frauen, Kindern, Prieſtern, Soldaten und Beamten umherſtanden, indem Alle mit ſtürmiſchem Enthuſiasmus ihm zuriefen: „Es lebe der Graf von Mirabeau! es lebe der Vater des Vaterlandes!“**)

Bei dieſen Stimmen, denen das Geläute aller Glocken in der Stadt und der Donner der abgefeuerten Böllerſchüſſe folgte, ſtieg eine Thräne in Mirabeau's Augen hervor.

Jetzt ſehe ich erſt recht, ſagte er bei ſich ſelbſt, indem ihn ſein Wagen langſam durch die ihn umwogende Menge hintrug, jetzt ſehe ich, wie die Menſchen ganz und gar Sklaven geworden ſind! Wenn die Tyrannei ſich auf nichts mehr zu ſtützen vermag, ſo wird ſie ſich noch auf das Gefühl der Dankbarkeit bei ihnen pfropfen können!

---

*) Vgl. Montigny Mémoires de Mirabeau V. 274.

**) Wörtlich nach der Beſchreibung, welche die Schweſter Mirabeau's, die Marquiſe von Saillant, von dieſen Empfangsfeſtlichkeiten gegeben. Montigny V. 274.

Als er in der Mitte der Stadt auf dem Markt angelangt war, wollte die jauchzende Menge, die bei ſeinem imponirenden Anblick immer bewegter geworden war, ihm die Pferde ausſpannen, um ihn ſelbſt weiter zu ziehen.

Meine Freunde, ſagte er ernſt und mit einem faſt ſchmerzlichen Ausdruck zu der ſeinen Wagen anhaltenden Maſſe, die Menſchen ſind nicht dazu gemacht, einen Menſchen zu tragen. Ihr habt ja ſchon allzu Viel zu tragen, und ich bin dazu da, um Euch die Laſt erleichtern zu helfen!

Er war wieder auf die Landſtraße gekommen, und mußte eine Lieue von Lambesc auf dem Dorfe Saint-Cannat die Pferde wechſeln. Hier hatte ſich bereits aus der ganzen Umgegend eine unabſehbare Volksmenge angeſammelt, um ihn mit einem nicht enden wollenden Jubel zu begrüßen. Hier fügte ſich zu den Rufen: es lebe der Graf Mirabeau! zugleich der Ruf: es lebe der König! aus ſtark tönenden Kehlen hinzu, was Mirabeau, der auf dieſer ganzen Reiſe in ein keineswegs heiteres Nachſinnen verſunken blieb, noch ernſthafter zu ſtimmen ſchien.

In dem Augenblick aber, als er von Saint-Cannat wieder abfahren wollte, ſah er in einem eilig herankommenden Reiſewagen, der dem ſeinigen begegnete, ſeine geliebte Schweſter, die Marquiſe von Saillant, ſitzen, die ihm zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung hier entgegengefahren kam. Er ſtieg aus, um in ihrem Wagen und an ihrer Seite die Reiſe bis Aix zu vollenden, indem er ſeinen eigenen Wagen mit Dienerſchaft und Gepäck nachfolgen ließ.

Du ſiehſt nicht heiter aus, mein Bruder, ſagte Caroline zu ihm, indem ſie ihn nach einer herzlichen Umarmung genauer betrachtet hatte. Und ich glaubte Dich auf der Höhe aller Deiner Wünſche, wo das Volk Dir als ſeinem erwählten Liebling zujauchzt, wenigſtens mit einem glücklichen Lächeln gekrönt zu ſehen?

Ich kann den Tod meines Lieblingsdieners noch nicht verwinden, der mir auf der Reiſe plötzlich geſtorben iſt, erwiederte Mirabeau in trübſinnigem Hinſtarren. Aber es erheitert mich ſchon, daß Du mir entgegengekommen biſt, Caroline. Denn ich muß Dir nur geſtehn, daß dieſe ſo freudenvoll jauchzende Menge, die mich ſeit einigen Stunden umdrängt, mir im Geheimen eine wahre Herzensangſt bereitet. Seit dem Augenblick, wo ich auf dieſer Purpurwolke der Volksgunſt ſchwebe und mich von ihr emporgetragen fühle, fange ich faſt zu bereuen an, daß ich ſo weit gekommen bin. Ich liebe das Volk, ſo wie man einen Unglücklichen liebt. Aber in dem Augenblick, wo man ſich an ſein Schickſal feſſelt, empfindet man doch das Verhängnißſchwere dieſes Bundes. Wie, wenn das Volk gerade diejenige verdorbene Maſſe der Menſchheit wäre, aus der nie etwas Gutes mehr zu machen iſt, und die gerade wegen der rettungsloſen Verderbtheit, die ſie in ſich trägt, ausgeſondert worden iſt aus den Regionen des Glücks und der Freiheit? Ich hätte faſt gewünſcht, daß ich mit dem Miniſterium in Paris nicht einig geworden wäre, und daß Herr Necker, ſtatt ſich mir zu verſöhnen, bei ſeinem Vorſatz beharrt wäre, mich durch eine Criminal-Unterſuchung von den Wahlen auszuſchließen, oder jede auf mich gefallene Wahl ungültig zu machen.

Du biſt alſo eigentlich mit Deinen Ergebniſſen in Paris zufrieden, erwiederte Frau von Saillant, über ſeine Melancholie lächelnd. Und in Aix biſt Du zum Abgeordneten des dritten Standes von dem ganzen Wahlkörper einſtimmig gewählt worden. Sobald wir uns Aix nähern, wird es Dir das Volk ſelbſt durch ſeinen feſtlichen Jubelaufzug verkünden. Aber ich wollte gern die Erſte ſein, die dieſe Nachricht an Dein Ohr brächte. Denn ich weiß, Du haſt einmal Dein Herz an dieſe neue Wirkſamkeit gehängt, und obwohl ich noch, wenigſtens mit dem einen meiner Füße, in dem andern Lager ſtehe, ſo wollte ich Dir doch entgegen geſprungen kommen, um Deine Freude zu genießen, die immer auch die meinige iſt.

Du haſt Recht, erwiederte Mirabeau, ihre Hand innig drückend, genau betrachtet, freue ich mich auch, denn es kommt die große Entſcheidung heran, auf die ich lange geharrt und gehungert habe! Die Menſchen ſind am Ende alle beſſer, als ſie ſcheinen, und es wird jetzt darauf ankommen, an ihr eigentliches Sein anzuknüpfen, und eine feſtſtehende Wahrheit daraus zu machen. Auch Herr Necker hat ſich nicht ſo übel gegen mich bewieſen, als es anfangs ausſah. Denn wie heftig habe ich ihn nicht wegen ſeiner unglücklichen Papiergeld-Schöpfung angegriffen, durch welche er, wie mit der Volte eines Taſchenſpielers, den zuſammenſtürzenden Staatshaushalt Frankreichs noch unterbauen zu können glaubt. Und er hat doch dem Andringen meines Freundes, des Abbé Cerutti, nachgegeben, und läßt mich, ſeinen Gegner, der ich auch in der National-Verſammlung gegen ihn ſtehen werde, frei gewähren, ohne mich hindern zu wollen. Fürwahr, die Menſchen ſind alle beſſer, als ſie ſcheinen, und dieſer Gedanke macht mir heut merkwürdig zu ſchaffen. Sollte es wohl eine Einholungs-Melancholie geben, liebe Caroline? Dann würde ich annehmen, daß ich gerade heut, wo man ſo liebenswürdige Anſtalten macht, mich feſtlich einzuholen, daran leide.

In dieſem Augenblick ſahen ſie, ungefähr zwei Lieues vor Aix, einen großen Zug von Männern erſcheinen, der ſich ihnen in einer feierlichen Ordnung entgegenbewegte, und an deſſen Fahnen, die hoch in der Luft flatterten, Mirabeau die Gewerke der Stadt erkannte, die ihm zu huldigen kamen. Als ſie ſich mit ſtürmiſchen Freudenrufen genähert hatten, flogen ihre Blumen und Kränze, die ſie ihm herantrugen, in den Wagen, und dann bildete ſich der Zug auf der Straße ſo, daß er die Wagen in die Mitte nahm, und dieſelben nun als feſtliches Geleite von allen Seiten umſchloß.

Als die Straße jetzt die Höhe des Gebirges erſtiegen hatte, erblickten die Reiſenden plötzlich eine ungeheure Menſchenmaſſe vor ſich, die, aus der jetzt nahe vor ihnen liegenden Stadt Aix herbeigeſtrömt, ſich dort aufgeſtellt hatten, um ihn zu erwarten und zu begrüßen. Viele Tauſende von Zurufungen und Lebehochs erſchallten in dem Augenblick, wo man Mirabeau's anſichtig wurde. Glückwünſche, Dankſagungen, Segensrufe, durchdrangen mit einem unendlichen Geſchwirre die Luft. Man hielt den Wagen an, umringte ihn von allen Seiten, und wollte Mirabeau ſehn, den Laut ſeiner Stimme vernehmen, ſeine Hände oder ſeine Kleider berühren.

Mirabeau hielt eine Anrede an ſie, in der er ihnen ſeinen Dank ausſprach, daß ſie ihn zu ihrem Vertreter, zum Vertreter des dritten Standes, gewählt und mit ihren Vollmachten in die National-Verſammlung entſenden wollten.

Auch habe ich Euch Grüße von Euren Freunden in Paris zu bringen, ſetzte er, ſeine Fingerſpitzen an ſeine Lippen drückend, hinzu. Viele ſchöne und wackere Grüße, denn in den Clubs, wo ich war, haben mich die Gleichgeſinnten nach Euch gefragt, und ich habe ihnen, mit der Hand auf dem Herzen, geantwortet, daß das lebhafte und herrliche Volk, deſſen Gefühle und Entſchlüſſe an der heißeren Sonne der Provence erglüht ſind, eine große Stütze der nationalen Freiheit in Frankreich ſein wird. Da haben ſie Euch durch mich dieſen Gruß der freien Brüderſchaft, der bald durch das ganze Land gehen wird, entboten. Aber ich muß Euch ſagen, meine Freunde, daß ich ſonſt in Paris keine gute Luft angetroffen habe, und ich danke Gott, daß ich wieder bei Euch in den ſchönen Thälern der Provence bin, wo der Frühling früher aufbricht und mir ſchon die Märzveilchen entgegenlachen. Wißt Ihr, was in Paris noch nichts taugt, und was darum auch von Euch nicht länger gelitten werden darf? Dies iſt das Miniſterium, das neue Miniſterium, dem wir zwar die Berufung der Reichsſtände zu verdanken haben, das aber doch, beim Lichte beſehen, keinen Schuß Pulver werth iſt. Daß wir dieſen Miniſter Necker wieder da oben als General-Controleur unſerer Finanzen haben erſcheinen ſehen, wird von vielen wohldenkenden Leuten als ein gutes Zeichen betrachtet. Andere, die auch nicht minder wohldenkend ſind, halten dieſen Necker nur für eine flatternde Möwe, die den Sturm heraufbringt. Gott hat zwar die Welt aus Nichts geſchaffen, aber ich behaupte, daß er ſie aus Papier nicht hätte erſchaffen können. Necker will Glück und Credit Frankreichs aus Papiergeld erſchaffen, und ſein Papiergeld iſt noch weniger als Nichts, denn es iſt ein trügeriſches Phantom, welches der erſte Strahl des aufgehenden

Tages zerſtreuen muß. Meine Freunde, ich warne Euch vor dieſem Papiergeld, denn in ihm ſteckt der eigentliche Teufel der Tyrannei, die uns bei Bruſt und Schultern packt. Das Papiergeld iſt der Heerd aller Chimären und Lügen, welche von der Gewalt ausgehen, das Papiergeld iſt die wahre Orgie, welche die raſend gewordene Autorität über unſern Häuptern feiert. *) Aber das Papiergeld Necker's, mit dem er uns überſchwemmt, iſt zugleich ein Taſchenſpielerkunſtſtück, wie Ihr es ſchon oft auf den Jahrmärkten geſehen haben werdet. Erinnert Ihr Euch wohl an das Becherſpiel ſolcher Gaukler, bei denen die ganze Magie in der Geſchwindigkeit der Bewegung beruht? Plötzlich kommt aber aus ſolchen Bechern etwas herausgeflogen, das man gar nicht erwartet hatte. So wird auch das Papiergeld bald eine ganz andere Geſtalt annehmen, und Ihr werdet ſehen, wie es ſich unter den Händen des Taſchenſpielers plötzlich in eine neue Anleihe verwandelt hat. Alle freien Völker haben eine natürliche Abneigung gegen das Papiergeld, und dieſe Abneigung iſt der Lebensathem ihrer Freiheit ſelbſt. Die hochherzigen Amerikaner haben alle Schreckniſſe des Krieges erduldet, um ihre Ty-

---

*) Aus der **Correspondance entre M. C. (Cerutti) et le Comte de Mirabeau (1789) p. 39.**

ramen zu verjagen, ſie haben jedes ſtürmiſche Ungemach ausgehalten, aber nur das Papiergeld haben ſie nicht aushalten können. Frankreich bedarf aber in der That eines neuen Credits, wenn es die beiſpielloſe Wirthſchaft, welche die Feinde des Volkes da oben getrieben haben, noch überleben ſoll. Da kann aber ein miniſterieller Credit, der eben nur ein neuer Papierſchwindel ſein würde, nicht mehr genügen. Es muß vielmehr ein nationaler Credit geſchaffen werden, und einen andern Sinn hat es nicht, wenn Euer guter König, denn das iſt er Euch und wird es Euch immer ſein, jetzt eine allgemeine Ständeverſammlung nach Paris beruft. Wir wollen aber das Gouvernement zugleich in dem Sinne beim Wort nehmen, daß wir ihm unſere Vertreter nicht blos dazu ſchicken, ihm Steuern und Anleihen zu bewilligen, und dieſelben mit dem heiligen Nimbus des Volkswillens zu umgeben, ſondern daß wir die Bedingung einer neuen Verfaſſung für Frankreich daran knüpfen. Frankreich muß eine Conſtitution haben, meine Freunde, in der Freiheit und Recht der Nation ihr endlich mit baarer Münze ausgezahlt werden, und das wird eine Baarzahlung ſein, die allen andern Papierſchwindel im Lande überflüſſig machen wird. Weil ich durch Euch und für Euch in die National-Verſammlung

Frankreichs geſchickt werden ſoll, empfinde ich auch den Muth in mir, das Höchſte darin zu wollen und zu vollbringen. Es lebe der König und die Freiheit! *) —

Nachdem dieſer Ruf tauſendſtimmig, und mit unzähligen Lebehochs für Mirabeau vermiſcht, forterklungen und über Berg und Thal ſich weitergewälzt hatte, ließ Mirabeau ſeine Pferde antreiben, um nunmehr im ſchleunigſten Lauf die Thore der Stadt Aix zu gewinnen. Aber die ganze Menſchenmaſſe begann ſich jetzt ebenfalls auf das Eiligſte in Bewegung zu ſetzen, und rannte mit den Wagen um die Wette zur Stadt, wo Mirabeau, wie man in Erfahrung gebracht hatte, zuerſt in dem Hauſe der Marquiſe von Saillant abſteigen wollte.

Dies Haus lag an der place des prêcheurs, in der Nähe des prächtigen, mit Bäumen beſetzten Spazierganges, welcher die Stadt Aix durchſchneidet. Der Platz bedeckte ſich bald mit den wogenden Volksmaſſen, die in einem unaufhörlich erklingenden Jubel die Böller, die in großer Anzahl auf den Platz herangeſchafft worden, abzufeuern begannen.

Mirabeau mußte endlich der jauchzenden Heraus-

---

*) Correspondance entre Cerutti et Mirabeau p. 33.

forderung nachgeben, und ſich zu ihnen herunterbegeben, um in ihre Mitte zu treten und ſich in die Arme des Volks nehmen zu laſſen. Man hatte dort bald einen Tragſeſſel herbeigeſchleppt, den man mit Kränzen und Blumen zierte, und in welchem ſich Mirabeau, ohne daß er es hindern konnte, auf den ſtarken Schultern ſeiner Verehrer emporgetragen ſah. Unter der Anſtimmung von Freudengeſängen, trug man ihn jetzt den ganzen Cours hinunter, indem Muſiker, Inſtrumente aller Art ſpielend, vor ihm herzogen, und zu beiden Seiten von ihm die dichtgedrängte Menge um ſeine Blicke und Worte buhlte.

Als man ihn wieder auf die Promenade zurückführte, ſah Mirabeau, daß ihnen eine andere, nicht minder aufgeregte Volksſchaar von der entgegengeſetzten Seite her entgegen kam, die einen Wagen in ihrer Mitte führte, und denſelben mit auffallenden Ausrufungen zu begleiten ſchien. In dem offenen Wagen ſaß eine Dame, die Mirabeau zu ſeiner größten Beſtürzung bald erkannte. Es war ihm nichts unerwünſchter, als ihr gerade in dieſem Augenblick zu begegnen, und er verſuchte deshalb, die Männer, auf deren Schultern er ſich befand, zu einer Abbiegung von der Straße zu bewegen. Aber ſeine Wünſche, die er mit einem leiſen Wort zu erkennen gab, ſchienen entweder nicht verſtanden zu werden, oder man folgte einer beſtimmten Abſicht, indem man ihn mit beſchleunigten Schritten auf den Wagen zuführte, in dem ſeine geſchiedene Gattin, die Gräfin Emilie von Mirabeau, ihm gegenüber ſaß. Emilie ſtreckte mit einem durchdringenden Schrei die Arme nach ihm aus, und ſank dann, indem ihre Wangen mit einer Todesbläſſe ſich bedeckten, ohnmächtig in den Wagen zurück.

Das Volk war in der wunderbaren Bewegung ſeines Gemüths auch auf den Gedanken gekommen, dieſe Wiederbegegnung der beiden getrennten Gatten zu veranſtalten. Es hatte ſich eine unternehmende Schaar, mit einer förmlich dazu erwählten Deputation an ihrer Spitze, vor einer Stunde zu dem Schloß Marignane hinausbegeben, und an die Gräfin Mirabeau die Aufforderung gerichtet, mit ihnen in die Stadt hereinzukommen, und dem Grafen Mirabeau die Hand zur Verſöhnung und zur Wiedervereinigung mit ihm zu bieten, denn einen Feind Mirabeau's dürfe es in der Provence nicht mehr geben! *)

Emilie hatte ſich faſt allein auf dem Schloſſe befunden, da ihr Vater, der Marquis von Marignane, wie überhaupt der ganze Adel von Aix, an dieſem

---

*) Montigny III. 425.

Tage, der für die feierliche Einholung des Grafen Mirabeau beſtimmt worden, es vorgezogen, ſich in die Nachbarſchaft zu entfernen, um nicht zum Zeugen und vielleicht zum widerwilligen und bedrohten Theilnehmer eines ihnen verhaßten Schauſpiels gemacht zu werden.

Emilie, in ſich ſelbſt ſchwankend und zaghaft, wußte daher der ſie beſtürmenden Menge keinen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Vielleicht waren es auch die eigenen geheimen Wünſche ihres Herzens, die es ihr ſchwer machten, dem Volke mit der Entſchiedenheit entgegen zu treten, die ſonſt in ihrem Charakter gelegen hätte. Sie ſchien daher widerſpruchslos Alles zu dulden, was man über ſie beſtimmen wollte, und ſo beſtieg ſie den Wagen, den man ihr hatte anſpannen laſſen und in welchem ſie nun, unter dem Geleit der ihr nachziehenden Menge, hier zu dieſer wunderbaren Begegnung mit dem noch immer geliebten Manne eingetroffen war.

Mirabeau war in der gränzenloſen Ueberraſchung, welche ihm dieſer Anblick bereitet, von dem über den Häuptern des Volkes ſchwebenden Seſſel herabgeſprungen. Faſt wider ſeinen Willen hatten ihn ſeine erſten Schritte zu dem Wagen hingezogen, in welchem Emilie bewußtlos zuſammengeſunken war. Ihr bleiches

Geſicht, das noch immer alle Spuren der ehemaligen großen Schönheit an ſich trug, gemahnte ihn mit hinreißender Gewalt an die ſtürmiſchen und verworrenen Zeiten ſeiner Jugend.

Er wollte zu dem Wagen hinaufſteigen, um ſie in ſeine Arme zu ſchließen und ſich um die Ohnmächtige zu bemühen. Da bemerkte er auf dem Kutſchbock des Wagens ſeinen Freund und Compagnon Le Tellier, der ihm mit ſeinen ſchlau lächelnden Blicken eifrig zunickte, und ihm damit zu erkennen zu geben ſchien, daß dieſe Expedition nach Schloß Marignane beſonders ſein Werk geweſen. Von dieſer Wahrnehmung fühlte ſich Mirabeau plötzlich wie abgekühlt und entnüchtert. Es fiel ihm ein, daß ſeine Schweſter in der letzten Zeit den zu allen Dienſten geſchickten Le Tellier zu ſich beſtellt habe, und der Argwohn beſchlich ihn, daß die unabläſſig verfolgten Abſichten der Frau von Saillant auf dieſes Begegniß den größten Einfluß geübt haben könnten.

Seine Rührung über die hochherzige Bethätigung des Volksgemüths, die ihn anfangs am meiſten bewegt hatte, war ganz von ihm gewichen. Er winkte Le Tellier vom Wagen herunter und befahl ihm, zu der Marquiſe von Saillant hinüberzugehen, und dieſelbe um ihre perſönliche Hülfeleiſtung bei dem eingetretenen Unfall zu erſuchen. In demſelben Augenblick erſchien aber auch ſchon Frau von Saillant, die von ihrem Fenſter den ganzen Vorgang bemerkt hatte, auf der Straße, und eilte auf ihre Freundin zu, die noch immer in einer tiefen Ohnmacht lag. Man bemühte ſich jetzt, ſie in das Haus von Frau von Saillant zu ſchaffen, und es wurde dazu der noch mit den Feſtkränzen geſchmückte Triumphſeſſel Mirabeau's, in welchen man jetzt ſeine Frau hineinhob, benutzt.

Die Menge widmete dieſer Scene das ſichtlichſte Intereſſe. Seine jauchzenden Huldigungen für Mirabeau waren für einen Augenblick verſtummt, und man beſchäftigte ſich theils aus Neugierde, theils aus Mitgefühl mit dem Leid der ſchönen, vornehmen Frau, die jetzt, unter den Küſſen und Thränen ihrer Schwägerin, hinweggeführt wurde.

Mirabeau glaubte dieſen Moment benutzen zu müſſen, um ſich dem weiteren Andrängen ſeiner Freunde und Wähler zu entziehen und unvermerkt in eine andere Straße hinüberzubiegen, wo er in dem Hauſe ſeines Freundes, des Advokaten Jaubert, zum Diner erwartet wurde. Dieſe Einladung war ſchon nach Paris für den Tag ſeines Eintreffens an ihn ergangen, und er wollte derſelben um ſo lieber folgen, als die Führer der Volkspartei bei Jaubert verſammelt waren.

Arme Emilie, wir ſind getrennt und werden es bleiben müſſen, ſagte Mirabeau zu ſich ſelbſt, indem er eilig einige Nebengaſſen durchſchritt, um zu dem Hauſe ſeines Freundes zu gelangen. Deinen liebenswürdigen Eigenſchaften habe ich nie widerſtanden, obwohl wir uns, Einer durch den Andern, nur unglückliche und rauhe Tage gemacht haben. Schön, gefühlvoll, zärtlich, ſanft und gefällig, wie Du warſt, hatteſt Du doch nicht den Frieden in unſere Herzen pflanzen können. Ja, als Du jetzt ſo ohnmächtig und bleich wieder vor mir lagſt, fiel mir ein, daß ich Dich ſogar einſt geſchlagen habe, als unſere Gemüther ſich gegen einander erbitterten, und ich Dich eines Fehltritts, ich glaube gar einer Untreue gegen mich ſchuldig glaubte. Wie abſcheulich und beſchämend war das für mich, und heut hätte ich Gelegenheit gehabt, Alles wieder gut zu machen. Aber wie Du einſt zu ſchwach warſt, dem väterlichen und lehnsritterlichen Haß gegen Mirabeau zu widerſtehen, und wie Du Deine Scheidung von mir zu einem Eclat vor ganz Frankreich machteſt, ſo hat auch mich jetzt ein kaltes Herz überwältigt, und ich habe es Dir vor dem ganzen Volke, vor allen meinen Wählern, zeigen müſſen. Ich wollte es kaum, aber ich vermochte es nicht anders. Ja, es iſt mehr Vergeltung in der Welt, als die Menſchen brauchen können. —

Unter dieſen Gedanken war Mirabeau vor dem Hauſe ſeines Freundes Jaubert angelangt. Als er eben in daſſelbe eintreten wollte, ſah er einen Reiter die Straße herunterjagen, der ſein von Staub und Schweiß bedecktes Pferd zu einer dem Thier ſchon faſt verderblich gewordenen Eile anſpornte. Das Pferd, dem Zuſammenſinken nahe, vermochte ſeinen Reiter kaum mehr zu tragen, der jetzt, als er Mirabeau's anſichtig wurde, plötzlich ſtillhielt und ſich zu demſelben hinüberwandte.

Ein Schreiben der Wahlcommiſſarien des dritten Standes von Marſeille an den Herrn Grafen von Mirabeau! ſagte der Courier, indem er den Brief hervorzog und überreichte.

Mirabeau entfaltete raſch das Schreiben, durch welches ihm in den ehrenvollſten Ausdrucksformen angezeigt wurde, daß die Wahlen des dritten Standes der Stadt Marſeille ſich auf ihn hingelenkt, und er zum Abgeordneten deſſelben für die Verſammlung der Reichsſtände ernannt worden ſei.

Ihr ſeid wacker geritten, guter Mann, entgegnete Mirabeau lächelnd, aber Ihr ſeid dennoch zu ſpät gekommen. Ich habe bereits Urſache, auf die Wahl der Männer von Aix ſtolz zu ſein, und jetzt wird mein Stolz nur durch die lebhafte Dankbarkeit gekreuzt, die ich den Herren des dritten Standes von Marſeille ſchuldig werde. Ich liebe Marſeille ebenſo ſehr, als ich dies Aix liebe, und ich möchte Bürger beider Städte ſein, wenn ich mir das glücklichſte Loos wünſchen dürfte. Aber Aix hat mich zuerſt in ſeinen Dienſt genommen, und da muß ich als treuer Mann folgen.′ Bringt dieſe Antwort einſtweilen mündlich an die Herren Wahlcommiſſarien zurück. Ich werde ſelbſt nach Marſeille hinüberkommen, als der Herold meines tiefverpflichteten Dankes! —

Nachdem Mirabeau den Boten entlaſſen, ſchritt er jetzt raſch zu ſeinen Freunden hinauf, die an der feſtlichen Tafel ſeiner harrten.

IV.

Die Prozeſſion der drei Stände.

Es war am 4. Mai 1789, an einem heitern und ſonnigen Frühlingsmorgen, als Chamfort vor der Thür eines Caféhauſes in Verſailles ſaß, und mit einem Freunde, dem Abbé Cerutti, mit dem er vor einigen Tagen von Paris hierher gekommen war, ſich in eine Schachpartie eingelaſſen hatte.

Die beiden Freunde hatten ſich mit dem größten Ernſt in ihr Spiel vertieft, obwohl der Platz, auf dem ſie ſich befanden, keineswegs die günſtige Ruhe dazu gewährte, ſondern durch eine Menge von Menſchen, die ſich auf demſelben verſammelt hatten, und dort in immer ſtärker anwachſenden Schaaren ſich aufzuſtellen begannen, wenig Raum mehr für die Alles um ſich her vergeſſenden Schachſpieler übrig zu laſſen ſchien. Sie behaupteten jedoch in unerſchütterlicher Ausdauer den kleinen Tiſch, mit dem ſie ſich in einer Ecke des Gitters, das an dem Kaffeehauſe entlang lief, eingeklemmt hatten, und ließen, unbekümmert um die herandrängenden Volkshaufen, der Bewegung ihrer Figuren freien Lauf.

Bald hatte ſich aber auch ein engerer Kreis um die beiden Spielenden gebildet, der, da das heut erwartete Schauſpiel ſich auf den Straßen von Verſailles noch immer nicht zeigen wollte, einſtweilen ſeine Aufmerkſamkeit darauf verwendete, den Zügen zuzublicken, in denen Chamfort und Cerutti ihren Scharfſinn gegeneinander wetteifern ließen.

Als Chamfort einige Male zu den nahe bei ihm Stehenden emporgeblickt hatte, ſah er ſich veranlaßt, dieſen Perſonen freundlich zuzunicken, obwohl ihm nur die Geſichter derſelben bekannt waren. Es waren dies aber dieſelben, die er auch im Palais Royal in Paris, wenn er in dem dort neu entſtandenen Club politique Schach zu ſpielen pflegte, häufig an ſeiner Seite ſah, und mit deren theilnehmend geſpannten Mienen er dann oft ein ſtillſchweigendes Einverſtändniß unterhalten hatte.

Die Volksmaſſen, welche ſich heut über die ſonſt ſo feierlich ſtillen Straßen und Plätze von Verſailles zu ergießen angefangen, gehörten überhaupt zum größten Theil der Bevölkerung von Paris an, die gekommen war, um den feierlichen Ceremonien und Aufzügen beizuwohnen, welche die auf den 5. Mai angeſetzte Eröffnung der Reichsſtände in Ausſicht ſtellte. Die ungeheuere Aufregung, welche dies Ereigniß in der letzten Zeit in der Hauptſtadt Frankreichs hervorgerufen, führte ſeit einigen Tagen ganze Schaaren des Volks nach Verſailles hinüber. Man erblickte darunter auch bereits viele der unheimlichen und wilden Geſtalten, die ſeit der Bewegung der Wahlen plötzlich auf den Straßen von Paris erſchienen waren, und deren Hervortreten dort ſo überraſcht hatte, als wenn ſie aus verborgenen Höhlen und Abgründen, in denen ſie früher Jahrhunderte lang gehauſt, heraufgeſtiegen wären.

Dieſer Charakter der Hauptſtadt, der ſeit einiger Zeit ſo unruhige und ſelbſt gefahrdrohende Wendungen genommen, begann heut auch über das ſonſt ſo wohlgeſchulte und ſelbſt auf ſeinen Straßen und Plätzen an die Hofetikette gemahnende Verſailles ſich auszubreiten. Man fühlte ſich durch das Treiben tumultuariſch umherſchweifender Maſſen ſogar an die Banden erinnert, die einige Tage vorher durch Aufläufe und Unfug aller Art ganz Paris in Schrecken geſetzt, und zu deren Bändigung der Commandant von Beſenval ſchon zwei Regimenter der Garden hatte aufbieten müſſen.

Auf der anderen Seite boten aber auch die Straßen von Verſailles heut einen ſo heiter belebten und frohen Anblick dar, wie man es in der alten ſteifen Stadt der franzöſiſchen Könige noch kaum geſehen. Die Straßen glänzten im Feſtprunk mit den Tapiſſerien der Krone, die darüber ausgeſpannt waren, die Balcons der Häuſer waren mit den koſtbarſten Stoffen ausgeziert, und an den Fenſtern hatten ſich ſchon Zuſchauer aller Art, darunter die ſchönſten Damen im Schmuck und in der ausgeſuchteſten Toilette, in dichten Gruppen zuſammengedrängt. Hier ſah man auf allen Geſichtern eine heitere und zuverſichtliche Erwartung, und freudeſtrahlende Blicke richteten ſich unaufhörlich nach der Seite hin, von welcher der Feſtzug der Abgeordneten der drei Stände zuerſt geſehen werden mußte.

Die Regimenter der franzöſiſchen Garden und der Schweizergarden waren ſchon aufmarſchirt, um von der Kirche Notre Dame bis zur Kirche Saint-Louis, auf einer Strecke, welche die bedeutendſten Theile der Stadt durchſchnitt, eine Linie zu ziehen, und darin für die Proceſſion der drei Stände den feſten Rahmen zu bilden. Dieſe Proceſſion war dazu beſtimmt worden, den Tag vor der Eröffnung der Reichsverſammlung ſelbſt durch eine nationale und religiöſe Feier zu bezeichnen, die als eine würdige Vorbereitung der Gemüther zu dem morgen zu beginnenden großen Werke angeſehen werden ſollte. Die Deputirten hatten ſich in der Parochialkirche von Notre Dame verſammelt, und die ganze Stadt lauſchte auf den Klang der Glocken, die den Augenblick ankündigen ſollten, in welchem der Zug von Notre Dame ausgehen würde, um ſich in dieſem feierlichen Aufzuge der drei Stände nach der Kirche Saint-Louis zu begeben.

In dem Augenblick, wo ſie kommen, wird Euer König auch matt geworden ſein, ſagte Chamfort zu dem Abbé Cerutti, indem er demſelben plötzlich mit einer überraſchenden Wendung Schach geboten hatte.

Dies Schach dem König! ſieht allerdings ſehr drohend aus, entgegnete Abbé Cerutti mit ſeinem feinſinnigen Lächeln. Aber man ſtellt die Königin davor, und erzeugt dadurch eine neue und pikante Situation, die Ihnen zu ſchaffen machen wird, mein Theuerer.

Das iſt das Schlimmſte, was geſchehen kann, wenn ſich die Königin vor den König ſtellt, entgegnete Chamfort mit einer drolligen Gebärde. An dieſer

Situation iſt das ſchöne Frankreich ſchon faſt zu Grunde gegangen, und Euer Spiel ſollte ſich dabei halten können, Abbé Cerutti? Die Königin, mein Freund, darf ſich nie vor den König ſtellen, weil ſie ſich ſonſt den Anſchein giebt, mitzuregieren und in den Staat ſelbſt hineinzupfuſchen, was ein ganz infames Stück Frauenzimmer-Arbeit iſt. Wie viel beſſer ſähe es um den König aus, wenn die Königin nicht aus Eitelkeit, und in dem ſtolzen Wahne, daß alle Politik ſich am beſten in ihren Händen befinde, ſich beſtändig zwiſchen den Thron und das Volk geſtellt hätte. Merket wohl, da ſchiebt ſich endlich der durch zwei Bauern geſchützte Thurm heran, durch welche Figuren ſich mir immer eine Volkspartie in aller ihrer Naturkraft und ſittlichen Energie vorſtellig gemacht hat. Dieſe Volksgruppe von Thurm und Bauern ſtellt ſich nun unmittelbar der ſchönen Königin gegenüber, und bedroht mit einem höchſt empfindlichen gardez für die Königin zugleich die regierende Majeſtät ſelbſt.

Ein lautes Bravo erſcholl von Seiten einiger Umſtehenden bei dieſen Worten Chamfort's, worüber derſelbe ſich ungemein zu beluſtigen ſchien.

Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm als ſie ausſieht, erwiederte der Abbé, indem er mit der größten Ruhe eine Figur zog. Man zieht einen Laufer vor, und überhebt dadurch König wie Königin jeder Bedrohung durch eine gemeine Figur.

Die Laufer ſind nicht mehr im Stande, König und Königin zu retten, verſetzte Chamfort mit Nachdruck. Denn die Laufer, das ſind doch wohl die getreuen Hofleute, die den Majeſtäten von Hauſe aus zur Seite geſtellt ſind, und die nur immer in ſchräger Richtung ſich bewegen, wenn ſie im Dienſt ihrer Herrſchaft ausrücken. Dieſe Hofleute ſind ja verloren, ſobald nur der erſte beſte Springer auf ſie Jagd macht.

Dieſer Euer Springer, entgegnete Cerutti mit einiger Aergerlichkeit, kommt mir allerdings jetzt auf ſehr ungelegene Weiſe herangeſprungen. Der Springer, um in den Fußtapfen Euerer eigenen Gleichniſſe zu bleiben, iſt in der That eine höchſt demokratiſche und alles Beſtehende durchkreuzende Figur. Dieſe Springer, ſind ſie nicht am Ende die philoſophiſchen Marquis der Epoche? Ihre umher hüpfende Bewegung erinnert an die Trugſchlüſſe einer gewiſſen Spekulation, und die Art, wie ſie den König in Schach ſetzen, und wie mit einer Schlangenwindung umgarnen, hat etwas ſo hinterliſtig Philoſophiſches, wie man es nur in Eurem Feldlager, Herr von Chamfort, finden kann. Ich greiſe aber Euern Springer, dieſen zerſtörenden Denker, durch einen Bauer an, denn Ihr ſollt nicht glauben, daß das Königthum ſchon ganz von den Bauern verlaſſen ſei.

Ich kümmere mich aber ganz und gar nicht darum, ſondern nehme Euch mit meinem Springer den Laufer weg, erwiederte Chamfort eifrig. Euere Königin hat jetzt den philoſophiſchen Marquis unmittelbar vor ihrer Adlernaſe ſtehen, und ſie hat alle Urſache, ſich deshalb ein wenig auf die habsburgiſche Unterlippe zu beißen. Denn wenn die Königin jetzt den unangenehmen Marquis nehmen will, ſo fällt ſie dem unten ſtehenden Thurm unrettbar in den Rachen. Uebrigens beweiſt mir dies Euer reactionnaires Raiſonnement, Herr Abbé, daß wir noch immer nicht vollſtändige Geſinnungsgenoſſen ſind, und ſelbſt an dem Tage, welcher der Eröffnung der Reichsverſammlung vorangeht, uns noch nicht einigen zu können ſcheinen.

Etwas conſervativer, als Freund Chamfort, werde ich wohl immer ſein und bleiben müſſen, entgegnete Abbé Cerutti mit ſeiner liebenswürdigen Feinheit. Dieſer Standpunkt läßt mir zugleich die Freiheit, mich nach allen Seiten hin umzublicken, und ſo finde ich, daß Ihr unverſchämter Springer, der meiner Königin auf den Leib gehüpft iſt, eigentlich nur zum Schutz der königlichen Poſition beigetragen hat, denn ich kann nun meine Königin fortziehen, und ſage mit ihr Euerem König ein ebenſo ernſthaftes als nachdrückliches Schach.

Das Blatt hat ſich alſo gewandt, verſetzte Chamfort lachend. Nun gut, mein reactionnairer Herr Abbé, ich ſehe, daß Ihre Freundſchaft mit dem Herrn Finanzminiſter Necker Ihnen ſchon Früchte getragen hat. Sie haben von ihm gelernt, ſich durch Theater-Coups aus der Affaire zu ziehen. Da man Sie aber zugleich wegen Ihrer genialen Ehrlichkeit, mit der Sie auch auf andere Meinungen einzugehen wiſſen, liebgewonnen hat, ſo wirken ſolche Coups etwas ſtörend an Ihnen, und man fühlt ſich zur Rache gegen Sie gereizt, die man auch ſogleich vollzieht, indem man den philoſophiſchen Marquis wegzieht und damit auf der Stelle Ihre Königin angreift, gleichzeitig aber dadurch das Schach des Königs gegen den Thurm von neuem öffnet. Ihre Königin iſt jetzt verloren, mein Herr, denn Sie müſſen aus dem Schach treten, und der Thurm, dieſe ſchöne Volksfigur, rückt nun, geſchützt durch den Springer, ganz nahe zu Ihnen hinunter, und bringt Ihrem König abermals ein donnerndes Schach auf den Hals.

Ich ſehe es wohl, Sie ſind ein gefährlicher Spieler, rief der Abbé unwillig. Was bleibt mir da noch übrig, als mich Ihnen gefangen zu geben? Am Ende iſt Ihre demokratiſche Angriffsweiſe die richtige, und ich würde mich noch zu ihr bekennen, wenn ſie mit weniger Tumult auftreten könnte, und nicht einem gewiſſen blutigen Zerſtörungstrieb ſich von vornherein zuzuneigen ſchiene.

Sie ſpielen auf die blutigen Volksauftritte an, welche vor einigen Tagen in Paris ſtattgefunden haben? fragte Chamfort, indem ſeine Augen blitzend zu leuchten begannen. Glauben Sie mir, dieſe armen Arbeiter der Vorſtädte Saint-Antoine und Saint-Marceau, die das Haus des Fabrikanten Réveillon in Brand geſteckt haben, ſind dabei nur als Werkzeug einer gewiſſen Intrigue gemißbraucht worden. Dieſer Réveillon mag nun mit Recht oder mit Unrecht als Ariſtokrat verſchrieen geweſen ſein, das Volk würde ſich ſchwerlich um ihn gekümmert haben, wenn es nicht durch die geldſpendenden Agenten des Herzogs von Orléans dazu aufgereizt worden wäre.

Wie, entgegnete Cerutti lebhaft, Sie glauben in der That, daß der Herzog ein Intereſſe daran gefunden haben könnte, Aufſtände des Pöbels in der Hauptſtadt organiſiren zu laſſen?

Ich glaube es nicht nur, ſondern ich weiß es, erwiederte Chamfort. Ich habe die Agenten des Herzogs geſehen, welche Geld unter jener Arbeiter-Bevölkerung vertheilten, und die ihren Auftraggeber gar nicht verſchweigen wollten, weil es ihm jetzt darauf ankommt, ſich einen Anhang im Volke zu machen. Sie wiſſen, wie ſehr es dem Herzog, der jetzt plötzlich den Luftballon der Volksgunſt beſteigen will, darauf ankam, zum Abgeordneten bei den Reichsſtänden erwählt zu werden. Er wollte damit ſeinem perſönlichen Bruch mit dem Hofe das Siegel des Schreckens aufdrücken, und weiter nichts. Jenen wunderlichen oppoſitionnellen Hofadel hatte er ſchon unter ſeine Fahne geſammelt, als der Edle noch Herzog von Chartres war. Und nun hat er es richtig dahin gebracht, daß der Adel in Crespy ihn zum Deputirten gewählt, der durch einen königlichen Prinzen, welcher zugleich die pariſer Arbeitermaſſen commandiren kann, ſich am beſten vertreten glaubt.

Jener Réveillon ſoll die Arbeiter durch ſeinen Uebermuth gereizt haben, entgegnete Cerutti. Er hat ihnen geſagt, daß ein Arbeiter nicht mehr als fünfzehn Sous täglich brauche, um, wie es ihm gebührt, leben zu können. Das hat die Leute, die jetzt ſchon ſo fürchterlich aufgeregt ſind, wüthend gemacht und ſie haben ihm Alles, was er beſaß, zerſchlagen und verbrannt. Dieſe Banden, von denen Paris plötzlich heimgeſucht wird, ſind doch ein bedenkliches Symptom, mein Freund. Ich begegnete ihnen, wie ſie mit einem furchtbaren Geſchrei durch die Straßen liefen, alle Wagen anhielten, und Alle, die ihnen verdächtig ſchienen, Adelige zu ſein, nöthigten auszuſteigen und durch den Schmutz weiter zu gehn. Dann forderten ſie von den Vorübergehenden Geld, um auf die Geſundheit des dritten Standes zu trinken. Mein guter Freund Chamfort, mich dünkt, Euer vielgeprieſener dritter Stand, an den Ihr ſo viel philoſophiſche Schwärmerei geknüpft habt, kommt unter ziemlichem Scandal zur Welt.

Jede Geburt iſt ein Scandal, mein Freund, erwiederte Chamfort. Es ereignen ſich immer Dinge dabei, die nicht ganz ſauber ſind. Wenn das Kind nur geſund iſt, das zur Welt kommt, ſo wird man es ſchon reinigen können, und mit der Zeit ſteht es als ein allerliebſter Junge da. Mich dünkt, auch unſere Schachpartie hier, die wir in Erwartung der Drei-Stände-Prozeſſion geſpielt haben, iſt ein ganz gehöriger Scandal geworden. Die Tagespolitik hat uns gerade in dem entſcheidendſten Augenblick von ihr abgezogen. Oder Freund Abbé hat mich mit ſeiner clerikaliſchen Schlauheit in dies Geſpräch verwickelt, um ſein Matt ſo lange als möglich zu vertuſchen. Denn gegen meinen Thurm vermag ſich Euer König jetzt nicht mehr lange zu halten. Die Volkspartei hat geſiegt, Abbé Cerutti!

Jedenfalls gebe ich die Partie, entgegnete der Abbé, indem er die Figuren durcheinanderwarf. Ob die Volkspartei wirklich geſiegt hat, wer kann es wiſſen.

In dieſem Augenblick begann das Glockengeläute von der Parochiale Notre Dame, und verkündete, daß die Prozeſſion ſo eben ihren Aufbruch beginne und die Kirche verlaſſe. Dieſe feierlichen Klänge hatten ſo raſch und mächtig angeſchlagen, daß Chamfort faſt erſchrocken zuſammenbebte. Er hatte das Schachbrett heruntergeſtellt und war auf den Tiſch geſprungen, um über die Köpfe der Volksmenge, welche die Straße bedeckte, hinwegblicken zu können. Der lange, hochgewachſene Abbé ſtand neben ihm auf einem Stuhl, und verſicherte, daß er die Spitzen des Zuges bereits in der Ferne ſich heranbewegen ſehe.

Das iſt das Glockengeläute von 1789, welches jetzt an unſer Ohr ſchlägt! ſagte Chamfort zu ſeinem Freunde. Dieſe Glocken werden über alle Länder und Völker klingen. Dieſe feſtlichen und bedeutſamen

Klänge ſagen es Euch ja ſchon an, Cerutti, daß die Volkspartei geſiegt hat oder ſiegen will, denn das iſt daſſelbe. Der Wille des Volkes iſt immer auch ſeine That. Dieſe Glocken tönen nicht nur für alle Völker, ſondern auch für alle Zeiten, denn ſie werden die ganze Zukunft durchhallen!

Jetzt begannen die Muſikchöre, die in gewiſſen Zwiſchenräumen aufgeſtellt waren, feierliche und anmuthige Melodieen zu ſpielen. Gleichzeitig erklangen die Militair-Märſche, die Wirbel der Trommeln, und der durchdringende Schall der Trompeten, in welche ſich die mit einem edlen und würdigen Aufſchwung emporſteigenden Geſänge der Prieſter miſchten.

Die Proceſſion näherte ſich jetzt. Der Clerus von Verſailles, der in ſeiner Mitte die Muſik der königlichen Kapelle hatte, eröffnete den leicht und raſch dahinwandelnden Zug. Dann erſchienen zuerſt die Abgeordneten des dritten Standes, oder der Gemeinen, wie die Vorſichtigeren zu ſagen liebten. Man erblickte ſie ſämmtlich in einem ſchwarzen Anzug, mit einem darüber gebreiteten ſeidenen Mäntelchen von ſchwarzer Farbe und einer Batiſt-Cravate. Schon durch ihre überwiegende Maſſe, welche auf die Zahl von ſechshundert Männern ſich belief, ſtellten ſie ſich in der Proceſſion als den überwiegenden Beſtandtheil bar, der durch das unterſchiedsloſe Schwarz, in dem er ſich färbte, einen eigenthümlich ernſten und faſt unheimlichen Eindruck machte. Aber dieſe Männer wandelten zugleich in einem ſo feſten Schritt, in einer ſo ruhigen und ſtarken Haltung einher, daß ſie die Bedeutung, welche auf ihnen, als dem Kern des Bürgerſtandes, an dieſem Tage ruhte, ſchon mit mächtiger Zuverſicht auszuſprechen und in's Bewußtſein zu rufen ſchienen.

Bei dem Auftreten des dritten Standes war die ganze auf der Straße verſammelte Volksmaſſe in einen ungeheuren Beifallsruf ausgebrochen. Man klatſchte in die Hände, warf die Hüte in die Höhe und gab ſeine Freude durch alle möglichen Ausrufungen zu erkennen. Von den Fenſtern und den Balkonen wehten die Damen mit ihren weißen Tüchern, auf allen Geſichtern drückte ſich Stolz und Freude aus, und in vielen Augen ſah man Thränen des Entzückens ſchimmern.

Das iſt der dritte Stand! ſagte Chamfort, indem er in freudiger Aufregung ſeinen Arm um den Hals des Abbé ſchlang. Bei jedem ihrer Schritte pocht mir mein Herz, wie es einem Bräutigam nur bei dem Anblick ſeiner Braut geſchehen kann. Dieſer dritte Stand repräſentirt keinen Stand, ſondern die ganze Nation. Merkt auf, Freund Abbé, das iſt der ungeheuere, die ganze Zeit durchbebende Unterſchied. Aus einer Erdſpalte, die man offen gelaſſen, iſt dieſer Troglodyt der Geſchichte plötzlich an das Tageslicht hervorgebrochen, aber kaum iſt er oben an der Oberfläche, ſo erkennt man ihn wieder, den Verſtoßenen, als das ächte Kind der Freiheit und als den Liebling der Sonne, und jetzt wird Keiner mehr glücklich ſein, ehe dieſer nicht ſein Glück gefunden!

Ihr werdet noch von Eurem Schachtiſch herunterfallen, wenn Ihr Euch ſo ſtürmiſch hinundherbewegt, Freund Chamfort! rief Abbé Cerutti, den Beweglichen feſthaltend. Ich liebe, wie Ihr, den dritten Stand, wenn ich ihn auch nicht für die eigentliche Nation halten kann. Aber ſagt mir, warum hat man ihm denn dieſes trübe und dürftige Koſtüm gerade an ſeinem heutigen Ehrentage angelegt? Wie ich höre, ſollen viele Herren des dritten Standes ſich darüber ſehr empört und beleidigt fühlen, daß ihnen das Reglement gerade eine ſolche Tracht aufgenöthigt hat.

Das ſind gewiß nicht die Rechten, welche ſich darüber beleidigt fühlen können, erwiederte Chamfort in ſeinem lebhaften Eifer. Gerade darin beweiſt der dritte Stand, daß er die Nation iſt, indem er keine bunten Abzeichen und Schnörkel eines beſonderen Standes mehr an ſich trägt. Seht dagegen den Adel, der dort hinter ihm herangezogen kommt, wie glänzend und ſchreiend er mit ſeinen Goldſtickereien, ſeinen wehenden Federbüſchen und dem ganzen Luxus ſeines Koſtüms ſchon aus der Ferne uns zuſchimmert. Das iſt ein Stand, das iſt der Adel! Das Kleider-Reglement, über welches man am Hofe in Verſailles ſo lange geklügelt, hat für den dritten Stand gerade das Beſte und Bedeutſamſte getroffen, dünkt mich. Der Stand des Volkes iſt ſchwarz, und wahrlich, er hat genug gelitten, um über einen Staat, der ihm ſo viel zugemuthet, auch noch am heutigen Tage trauern zu können. Aber ſeine Tracht iſt zugleich die der Rechtsgelehrten und Staatsräthe im Mittelalter, und darin liegt etwas ungeheuer Pfiffiges, mein lieber Freund. Denn der dritte Stand iſt es, der jetzt berufen iſt, dem Staat zu rathen, und der jetzt kommt, Recht zu ſprechen zwiſchen dem König und der Nation, zwiſchen der Vergangenheit und der Zukunft!

Ah, da entdecke ich nun endlich auch unſern Freund Mirabeau, wie er inmitten der Glieder des dritten Standes ſo ſtattlich und gewaltig einherſchreitet! rief Cerutti, indem er mit der Hand auf Mirabeau hindeutete. Aber ſieh, warum hat er denn nicht auch die Toilette des dritten Standes angelegt? Warum erblicken wir unſern genialen Freund in ſeinem gewöhnlichen Cavalier-Koſtüm unter den Schwarzmänteln, mit denen zuſammen er den dritten Stand zu vertreten die Ehre hat?

Das ſchwarze Kleid iſt nur für die Bürgerlichen des dritten Standes vorgeſchrieben, entgegnete Chamfort, und Mirabeau liebt es einmal nicht, ſeine Toilette zu ändern. Aber dafür ſchreitet er dort Arm in Arm mit jenem Gérard, dem herkuliſchen Bauer aus der Bretagne, welcher der Freiheits-Apoſtel ſeiner Gegend geworden, und mit ſonnenverbrannter Stirn und ungeheurem Gliederbau ſich in ſeiner eigenen Kraft wiegt. Unſer Freund Mirabeau aber feiert heut zugleich den Triumph aller ſeiner Leiden. Seht, wie das Volk ſich von allen Seiten danach drängt, ihn, nur ihn zu ſehen. Man hat ihn ſchon von Weitem geſucht und erſpäht, das Volk zeigt ſich ihn mit den Fingern, es flüſtert ſeinen Namen mit den Lippen. Bravo, Mirabeau, ſo biſt Du denn auf der Sonnenhöhe angelangt, auf der wir Dich längſt zu ſehen geſtrebt! Was haſt Du nicht Alles leiden müſſen, aber in allen Deinen Duldungen biſt Du zugleich der Leidensgefährte der Nation geweſen, und die

Nation will nun aus dem Kameraden ihrer Schmerzen ihren Helden machen. Glück zu, Mirabeau!

Sein Name iſt ohne Zweifel der populairſte in Frankreich geworden, ſagte der Abbé, dem vorüberſchreitenden Mirabeau nachblickend. Selbſt von allen perſönlichen Schickſalen ſeiner Jugend, von den Kämpfen mit ſeinem tyranniſchen Vater, von ſeinen Gefangenſchaften und Kerkerqualen, von ſeinen Liebesabenteuern, erzählt ſich das Volk ſo erbauliche Geſchichten, wie ſie in den Mährchen von den alten Heroen und Rittern ausgeſponnen worden. Mirabeau iſt bereits eine Geſtalt für die Nation geworden, man weiß ſelbſt nicht wie, und ſo werden ſich gewiß noch die größten Thaten des Jahrhunderts an ihn knüpfen.

Es kommt in der Welt ſehr viel auf den Namen an, erwiederte Chamfort nachſinnend. Mirabeau iſt ein geliebter und gehaßter Name geworden, und Beides wird ihm dazu helfen, Geſchichte zu machen. Vorgeſtern hat er ſich von Neuem gründlich verhaßt bei den Ariſtokraten gemacht. Vorgeſtern, als ſich die drei Stände vorſchriftsmäßig bei dem König auf dem Schloſſe zu präſentiren hatten, war es Mirabeau, der zuerſt dem Mißvergnügen des dritten Standes einen Ausdruck gab, weil bei dieſer Vorſtellung auf eine für das Volk durchaus beleidigende Weiſe der

Rangunterſchied der Stände feſtgehalten wurde. Denn nachdem Adel und Clerus im Cabinet des Königs empfangen worden, die Abgeordneten der Gemeinen aber in einem beſondern Saal, vor dem ſie erſt in einem dunkeln und engen Corridor lange auf Einlaß hatten harren müſſen, ſchlug Mirabeau gleich mit großer Heftigkeit vor, wegen dieſer kränkenden Nüance einen Einſpruch zu den Füßen des Thrones niederzulegen. Als der König dann in dem Saal erſchien, und ſich bei ſeiner Anrede an die Abgeordneten das Haupt bedeckte, war Mirabeau der Erſte, der ebenfalls ſeinen Hut aufſetzte und dadurch allen Uebrigen dies vielbedeutſame Signal gab, das eine neue Zeit der öffentlichen Freiheit ankündigte. Denn bisher war es nur ein Vorrecht der beiden erſten Stände geweſen, ſich vor dem König bedecken zu dürfen. *)

Ich habe davon reden hören, entgegnete Cerutti. Die Inſtruktionen, welche der dritte Stand von ſeinen Wählern mitgebracht, gehen allerdings dahin, daß ſie den beiden andern Ständen keinen Vorzug weder bei der Ceremonie noch bei der Etiquette zugeſtehen dürften. Aber der Muth, bei dieſer Gelegenheit den Anfang

---

*) Toulongeon Histoire de France depuis la révolution de 1789, I. 22.

zu machen, mochte allerdings einen Mirabeau erfordern. Doch ſeht, jetzt flammt ſchon ganz nahe zu uns der Adel heran! Das iſt eine förmliche Demarcationslinie, die ſich zwiſchen dem weiſſagungsvollen Schwarz des dritten Standes und dem goldfarbigen Adel hinzieht.

Die hundertundfunfzig Adels-Abgeordneten ſchritten jetzt in ihrer prunkvoll ritterlichen Tracht heran, während der mächtige Ruf des Volkes: es lebe der dritte Stand! noch nicht verhallt war. Sobald ſich aber der Zug des Adels entwickelte, trat eine lautloſe Stille unter der Menge ein, und man ließ die vornehmen und geputzten Herren mit einem allgemeinen, faſt ängſtlichen Schweigen vorüberwandeln. Der Adel trug ebenfalls ein ſchwarzes Kleid, aber mit einer Unterweſte von Goldtuch, und mit Spitzen-Zierrathen und koſtbaren Stickereien aller Art, mit einem ſeidenen Mantel, einer Spitzen-Cravatte und manchen glänzenden Abzeichen beſonderer Art. Vornehmlich aber war es der aufgeſchlagene Federhut à la Henri quatre, mit den ſtolz einherflatternden weißen Büſchen, wodurch die prächtige Haltung dieſes Standes ſich am meiſten charakteriſirte, und einen alle Andern übertreffenden und beſiegenden Eindruck anzuſtreben ſchien.

Da wimmelt es von Marquis, Grafen, Vicomtes, Baronen, Marſchällen, Generälen, Präſidenten! ſagte Chamfort, die ſtrahlenden Reihen dieſes Standes mit lächelndem Auge überfliegend. Man ſieht es dem ruhigen Aufzuge dieſes Standes gleich an, daß er nicht das prickelnde Advocaten-Blut in ſich trägt, welches den dritten Stand vorzugsweiſe durchrieſeln wird. Die Mehrzahl ſind auch Advokaten unter jenen Abgeordneten des dritten Standes, und hier ſehen wir lauter geſättigtes und in ſich ſelbſt ruhendes Vollblut vor uns. Und an der Spitze des Adels, wen erblickt man da in ſeiner eingeborenen Herrlichkeit? Wahrhaftig, das iſt Louis-Philippe-Joſeph von Bourbon, Herzog von Orléans, der Abgeordnete für den Wahlkreis Crespy in Valois, der erſte Anglomane des Königreichs, der die Freiheit und die Clubs in London ſtudirt hat und durch ſeine letzte Reiſe nach England dem Hofe ſo verdächtig geworden iſt. Er hat es vorgezogen, hier in der Mitte der Prozeſſion unter ſeinen Miterwählten zu erſcheinen, während ſein Platz eigentlich unter den Prinzen des königlichen Hofes geweſen wäre, welche hinten den Zug beſchließen. Das gehört zu den Wundern der Zeit, und könnte mich beinahe ſtutzig machen über dieſe rauhe Größe des ehemaligen Herzogs von Chartres.

Die Worte Chamforts wurden aber jetzt übertönt von den gewaltigen Rufen, welche aus den Volksmaſſen beim Anblick des Herzogs von Orléans hervorſtiegen. Es lebe Orléans! Der Herzog von Orléans lebe hoch! ſchallte es von allen Seiten, was dem Herzog ein wohlgefälliges Lächeln, das er nicht unterdrücken zu können ſchien, abnöthigte.

Der Prinz hat die Freiheit mit ſolcher Inbrunſt ergriffen, als wenn es ein neues Laſter wäre, das er ſich im Palais Royal ausgeheckt hat! ſagte Chamfort, als dieſe enthuſiaſtiſchen Rufe wieder nachließen. Mir ſchaudert wahrlich die Haut bei dieſem neuen Experiment, welches der Orgien-Prinz mit ſeinen Nerven macht. Die Volksfreiheit als neuer Wolluſtkitzel eines vornehmen Herrn, das iſt ein ganz nichtswürdiges Problem, bei dem mir angſt und bange wird, wenn ich es mir unter den ſymboliſchen Zeichen der neu aufgehenden Freiheit Frankreichs denke. Was iſt dieſer Herzog von Orléans anders, als ein moraliſch faulender Cadaver, welcher ſich durch den elektriſchen Strom der Freiheit galvaniſiren laſſen will? Das Volk jauchzt dieſem galvaniſchen Kunſtſtück zu, meinetwegen. Wenn das Volk an ihn glaubt, ſo wird es ſchon zu irgend etwas nütze ſein. Denn das Volk iſt ein

Thier, das von der gütigen Vorſehung wenigſtens den Inſtinct zu ſeiner Waffe erhalten hat.

Seinen Nutzen hat das Volk ſchon davon gehabt, erwiederte Cerutti. Denn wer anders als der Herzog von Orléans iſt die Urſache, daß die doppelte Vertretung des dritten Standes durchgeſetzt worden iſt? Ich kann Ihnen ſagen, Chamfort, daß dies der Hauptartikel des geheimen Bündniſſes geweſen iſt, welches der Herzog von Orléans und Necker mit einander abgeſchloſſen haben. Außerdem nennt mir doch irgend einen Mann, ſei es am Hofe oder in der Ariſtokratie, welcher ſich in der letzten Zeit ſo unausgeſetzt und hülfreich mit den Leiden des Volkes beſchäftigt hat, als der Herzog. Er hat ſeine Wohlthaten nicht blos auf die Stadt Paris beſchränkt, in der in gewiſſen Stadttheilen die Armen von ihm leben und durch ihn ſich kleiden, ſondern er ſorgt auch wie ein Vater für alle die Unglücklichen, die auf ſeinen Gütern ſind. Durch ſeine Beamten läßt er Getraide, Holz, Wein an die Nothleidenden vertheilen, und wenn man ihn ſpricht, findet man einen gütigen, milden, einfachen Herrn, der nur Liebe für die Freiheit und Intereſſe für das Volk athmet. Dem unaufhörlichen Andringen Necker's hat er nachgegeben, indem er ſich zum Abgeordneten des Adels erwählen ließ. In der That, Chamfort, ich wundere mich über Euch, daß gerade Ihr ein ſo engherziges Urtheil über Euren Nachbar im Palais Royal, den Herzog von Orléans, fällt. Wie kommt der Philoſoph Chamfort dazu, den Maaßſtab der Allerweltsmoral an einen Herrn anzulegen, der mitten in der Debauche, in welche ihn ſeine Zeit und ſein Stand hineingeriſſen, ſich plötzlich einer beſſern Aufgabe bewußt wird, und ſich an der Hand derſelben herauszuziehen ſtrebt aus ſeiner Verſunkenheit?

Es iſt das erſte Mal, daß mir einer zu verſtehen giebt, ich ſei im Grunde ein Tugendeſel, erwiederte Chamfort mit ſeinem gutmüthigen Lächeln. Die Eselspartieen hat aber eigentlich Euer Herzog von Orléans eingeführt, und die reizende Königin Marie Antoinette hat bekanntlich einen ſo großen Geſchmack daran gefunden, daß ſie ſich ſogar durch das Herunterfallen vom Eſel auszuzeichnen wußte, und bei dieſer Gelegenheit das Studium des Nackten förderte, indem ſie das Füllhorn ihrer verborgenſten Reize an die Erde ſchüttete. Woher ſeitdem der Haß des Herzogs gegen die Königin entſtanden, wird man wohl nimmer entdecken können. Der Herzog, der bekanntlich auf Alles ſpeculirt, ſoll, nachdem ihm einmal der Anblick dieſer Reize vergönnt worden, von der Königin mehr erwartet haben, als nachher eintreffen wollte. Nun glaubte er ſich ſeitdem mit keinem wirkſameren Inſtrument rächen zu können, als mit dem der Freiheit, welches er mit beiden Händen ergriff. So erklärt ſich Euer Tugendeſel Chamfort das Bündniß eines Herzogs von Orléans mit der Freiheit. Denn auch der Miniſter Necker, mit dem er ſich jetzt die Hand gereicht hat, iſt ein Feind der ſchönen Königin. Mein theurer Abbé, wenn in Frankreich eine Revolution gemacht wird, ſo ſind es nur die Feinde der Königin, denen der gute Louis XVI. dieſelbe zu verdanken haben wird! Mögen ſich aber Orléans und Necker heimlich mit einander verbünden, was folgt daraus?

Es folgt daraus, daß dies die richtige Poſition iſt, entgegnete Cerutti. Und ihr würdet Euch ein Verdienſt um die ganze Nation erwerben, wenn Ihr auch unſern Freund Mirabeau bewegen könntet, mit Orléans und Necker zu gehn. Dieſe würden ihn mit offenen Armen aufnehmen, was Ihr aus meinem Munde als die beſtimmteſte Aeußerung aufnehmen und benutzen könnt.

Ich glaube Euch zu verſtehn, entgegnete Chamfort, aber Ihr müßt wiſſen, daß ich viel zu bequem bin, um mir den Kuppelpelz der Parteien verdienen zu wollen. Aber ſeht, Abbé, jetzt kommt Euer Stand, jetzt kommt der Clerus in ſeinem ganzen pontifikaliſchen Schmuck herangeſchritten.

Man erblickte jetzt die geiſtlichen Mitglieder, die, in feierlicher Prozeſſion ſich einherbewegend, das heilige Sacrament an ihrer Spitze führten. Dieſer Zug war gewiſſermaßen in einer ſtandesmäßigen Gliederung abgetheilt, indem die Biſchöfe, die in ihren violetten Prachtkleidern ſich zeigten, ſich von dem niedrigen Clerus, der im großen Mantel und mit der viereckigen Mütze erſchien, geſondert hielt. Der König und die Königin begleiteten das heilige Sacrament, welches in den Händen des Erzbiſchofs von Paris unter einem prachtvollen Thronhimmel ſtrahlte, deſſen Schnüre die Grafen von Provence und Artois auf der einen Seite, auf der andern die Herzöge von Angoulême und Berri trugen.

Beim Anblick des Königs, der ernſt und blaß, aber mit einer gelaſſenen und zuverſichtlichen Ruhe einherſchritt, waren die Volksmaſſen in lebhafte und aufrichtige Beifallsrufe ausgebrochen, die auf den Monarchen einen freudig bewegenden Eindruck zu machen ſchienen. Den wiederholten Schreien: es lebe der König! klang jedoch kein einziger Ausruf für die Königin zur Seite. Kein einziger Volksgruß, kein Ton der Liebe und Bewunderung, wie ihn

Marie Antoinette in früheren Zeiten ſo oft bei ihrem öffentlichen Erſcheinen vernommen, drang ihr heut entgegen.

Marie Antoinette ſchien die ganze Schwere dieſes Moments auf das Tiefſte zu empfinden. Dies unheimliche Schweigen, welches ihr das Volk entgegenſtellte, und aus dem ſich, ohne daß man wußte wie, eine ſchneidend feindſelige Stimmung herausfühlte, dünkte ihr ein Angriff auf ihre Perſon zu ſein, den ſie nicht ungeahndet hinnehmen zu dürfen glaubte. Die Königin verſuchte daher, ihrem Schmerz und ihrer Bewegung zu trotzen, indem ſie ſich, wie ſchon öfter bei früheren Gelegenheiten, in eine verachtungsvolle Miene und ſpöttiſche Blicke, mit denen ſie das Volk muſterte, hineinrettete. Plötzlich aber begann ſie zu ſchwanken, ihr Geſicht erbleichte, und die hin- und herzitternde Geſtalt ſchien ohnmächtig niederſinken zu wollen. Die Prinzeſſin von Lamballe, welche ſich der Königin zunächſt befand, bemühte ſich, ſie mit ihrem Arm zu ſtützen. Man glaubte einen Augenblick, daß die ganze Prozeſſion unterbrochen werden müſſe. Aber Marie Antoinette gewann bald wieder ſo viel Feſtigkeit, um den Weg fortſetzen zu können.

Die neue Erſchütterung der Königin war beſonders durch einige Frauen aus dem Volke hervorgerufen worden, welche ſich mit fürchterlichen Mienen und in der gehäſſigſten Abſicht der Königin von weitem bemerklich zu machen geſucht, indem ſie ihr mit Lauten und Gebärden, die von der Königin nicht mißverſtanden werden konnten, zuſchrieen: „es lebe der Herzog von Orléans! die Orléans für immer!“ In den Augen der Herzogin von Orléans, mit denen ſich die Blicke der Königin gerade in dieſem Moment begegnet waren, blitzte ein triumphirendes Lächeln empor, von dem ſich Marie Antoinette noch tiefer verwundet gefühlt.

Die übrigen Perſonen des Hofes beſchloſſen in einem prachtvollen Cortège den Zug, der in dieſen koſtbar geſchmückten Cavalieren und Hofdamen einen leuchtenden, von Gold und Diamanten funkelnden Schweif hinter ſich herzuziehen ſchien.

Chamfort ſprang von ſeinem Schachtiſch herunter und ſagte zum Abbé Cerutti: Jetzt, mein Freund, raſch hinterher, damit wir noch frühzeitig bei der Kirche Saint-Louis anlangen, und unſere Plätze, zu denen Ihr uns behülflich geweſen ſeid, einnehmen können. Wenn wir mit unſern geſchwinden Beinen dort die kleine Nebengaſſe einſchlagen, kommen wir noch vor König und Ständen bei den Pforten von Saint-Louis an. —

Die beiden Freunde ſuchten ſich jetzt durch die dem Zuge nachdrängenden Volksmaſſen Bahn zu machen, was ihnen anfangs kaum gelingen wollte. An der kleinen Gaſſe, in welche ſie einbiegen wollten, wurden ſie durch das ſich von mehreren Seiten kreuzende Gedränge ſo aufgehalten, daß ſie ſich zum Stillſtehen entſchließen mußten. Chamfort war mit ſeinem Freunde dicht an das Eckhaus hinangetrieben worden und ſtand gegen einen Balkon gepreßt, der mit ſchönen und reichgeſchmückten Damen beſetzt war.

Ah, da haben wir es wunderbar getroffen, ſagte Chamfort, nachdem er die Damen näher betrachtet hatte. Iſt nicht die Eine die Tochter Neckers, die ſchöne und geiſtreiche Frau von Staël-Holſtein, und in der Andern glaube ich die liebenswürdige Frau von Montmorin zu erkennen? Sie ſind Beide in der lebhafteſten Unterhaltung mit einander begriffen, und wenn wir Horcher an der Wand ſein wollen, werden wir jedes Wort erlauſchen können.

Ich weiß keinen Tag meines Lebens zu nennen, an dem ich mich ſo gefreut hätte wie heut, ſagte die Tochter Neckers, in ihrer lebhaften Weiſe, indem ihre geiſtvollen Augen Flammen ſprühten. Es war ein großes, ſchönes, die erhabenſten Gedanken in ſich ſchließendes Schauſpiel! Nation und König, welche ſich an die Bruſt geſunken ſind, und zuſammen beten gehen wollen, um ihren Bund für die Wiedergeburt des Vaterlandes zu beſchwören, iſt das nicht ein Anblick, durch welchen die Thräne des Entzückens geboren werden muß?

Sie drückt ſich immer etwas exaltirt aus, dieſe Tochter Necker's, ſagte Chamfort leiſe zu ſeinem Freunde. Auch in ihrer Schrift über Jean Jacques Rouſſeau ſind mir zu viel turbulente Stoßſeufzer, von denen ich mich halb gekitzelt und halb geprügelt fühle, und man weiß nicht, ſoll man der ſchönen Verfaſſerin dafür einen Kuß oder einen Naſenſtieber geben. Wenn Herr Necker morgen ſeinen Eröffnungs-Discours hält, werden wir gewiß wieder einigen Ideen ſeiner ſuperklugen und angebeteten Tochter darin begegnen. Man ſagt, daß Necker unter dem Pantoffel ſeiner geiſtreichen Tochter ſteht?

Hören wir, was die ſchöne Frau von Montmorin ſagt, erwiederte Cerutti, ſeinen Freund bedeutend. Sie macht der Frau von Staël Vorwürfe darüber, daß ſie ſich einer ſo großen Freude überlaſſen habe.

Ich bitte Dich, hörte man jetzt Frau von Montmorin auf dem Balcon ſagen, wie kannſt Du wohl an den heutigen Tag ſo freudige Erwartungen knüpfen? Du haſt Unrecht, denn das größte Unheil für Frankreich und für uns wird aus Dem folgen, was wir heut geſehen haben.*)

Man ſah Frau von Staël bei dieſen Worten erbleichen und zittern. Sie ergriff die Hände der Frau von Montmorin und zog dieſelben unter heftig hervorſtürzenden Thränen an ihre Lippen. In dieſem Augenblick aber trieb die ſtoßende Volkswoge die beiden Freunde von dieſer Stelle hinweg. Die Muſikchöre und die Prieſtergeſänge, welche die Proceſſion der drei Stände begleiteten, tönten jetzt ſchon in einiger Ferne, und Chamfort und Cerutti, die nun von ſelbſt in die Seitengaſſe hineingedrängt wurden, beeilten ſich, auf dieſem Wege nunmehr in verdoppelter Eile die Kirche zu erreichen.

Die drei Stände hatten, nachdem ſie in Saint-Louis angelangt, bereits auf den Bänken, welche für ſie in dem Schiff der Kirche aufgeſtellt waren, ihre Plätze eingenommen. Der König und die Königin hatten ſich, umgeben von ihrem Hofſtaat, unter einem

---

*) Frau von Montmorin wurde ſpäter in die Revolutionsereigniſſe hineingezogen und endete ihr Leben auf dem Schaffot. Vgl. Madame de Staël Considérations sur la Révolution française p. 187.

Thronhimmel von violettem Sammet, der mit goldenen Lilien durchſäet war, niedergelaſſen. Die Königin ſah blaß und verſtört aus, und der König, der in ſeiner unbefangenen und einfachen Haltung nur durch die Sorge um ſeine Gemahlin geſtört ſchien, war mit ſeinen Blicken und Mienen faſt ausſchließlich ihr zugewandt.

Chamfort und Cerutti befanden ſich auf einer der Tribunen, welche mit vorbehaltenen Plätzen für die Zuſchauer aufgeſchlagen waren. Wir werden hier Alles vortrefflich ſehen, ſagte Chamfort. Und ich ſehe jetzt erſt recht ein, was Connexionen in der Welt werth ſind. Denn ohne Euere Verbindung mit dem Miniſter Necker, lieber Abbé, würden wir ſchwerlich dieſe guten Einlaßkarten erhalten haben. Und mir liegt ſehr daran, alle, auch die kleinſten Züge dieſer heutigen Feierlichkeiten zu erlauſchen. Ich habe unſerem Freunde Mirabeau einen Bericht verſprochen, den er in ſeinem Journal benutzen will, welches er über die Sitzungen der Reichsſtände herauszugeben angefangen. Denn er glaubt, daß der Held der Zeit heut auch die Schreibfeder führen müſſe, um dem Jahrhundert in die Weichen zu bringen. Darum hat der Abgeordnete des dritten Standes zugleich auch als Journaliſt debütiren zu müſſen geglaubt. Und nun kann ich der Königin hier gerade recht ins Antlitz ſehen, und die geheimen Falten eines Kummers, welcher der Weltgeſchichte angehört, auf dem ſchönſten Geſicht ſtudiren.

Die Königin ſieht in der That ſehr leidend aus, entgegnete Abbé Cerutti. Sie hat dieſen Tag ſchon lange gefürchtet, und ſich lange vor demſelben geſträubt. Ihr Mißverhältniß zur Nation hat ſich heut auf die ſchlimmſte Weiſe entſchieden, und ich fürchte für ſie. Wäre ihre Anſicht im Staatsrathe durchgegangen, ſo hätte man die Verſammlung der Reichsſtände auf vierzig bis ſechzig Meilen von der Hauptſtadt entfernt gelegt, und Marie Antoinette wäre ſchwerlich von dieſen Eindrücken berührt worden, die ihr heut ein wahres Grauen in das Herz geworfen haben. Aber die Meinung Necker's ſiegte für Verſailles, und meines Erachtens macht es dem Miniſter Ehre, daß er die Verſammlung in der Nähe von Paris haben wollte, um zu zeigen, daß er es nicht ſcheut, die Abgeordneten der Nation in einem gewiſſen Zuſammenhang mit dem Drang und Leben des Volkes zu ſehen. Dies Vertrauen zum Volke wird Herrn Necker hoch angerechnet werden müſſen.

Aber den richtigen Inſtinct wird man der Königin dabei nicht abſprechen können, erwiederte Chamfort.

Es ſtehen große Stürme bevor, und ihre ſchönen blonden Locken werden davon nothwendig in Unordnung gerathen müſſen.

In dieſem Augenblick begann ein Chor melodiſcher und ausdrucksvoller Stimmen die Hymne O salutaris hostia anzuſtimmen, und drang mit einer einfachen, hinreißenden Gewalt durch die Hallen der Kirche. Bald darauf erſchien der Biſchof von Nancy, Herr de la Farre, auf der Kanzel, um ſeine Rede zu beginnen, der man von vielen Seiten mit einer geſpannten Erwartung entgegen geſehen hatte. Die Hofleute trauten ihren Ohren kaum, als der fromme Biſchof in einem ungemein ſchwungvollen Sermon über den Luxus und Despotismus der Höfe, über die Pflichten der Fürſten und die Rechte des Volks zu predigen anhub. Die Verſammlung wurde davon ſo hingeriſſen, daß plötzlich von allen Seiten ein lautes und ſtürmiſches Beifallklatſchen losbrach. Dies hieß der Etiquette ſo ſtark ins Geſicht ſchlagen, daß auf den Plätzen des Hofes eine unruhige Bewegung entſtand. Denn ſelbſt im Theater hatte bisher in Gegenwart des Monarchen kein Beifallklatſchen erſchallen dürfen.*)

Der König ſah aber auch bei dieſem Vorgange ruhig und unbewegt aus. Seine Blicke hingen nur an dem Geſicht der Königin, deren Marmorbläſſe ſich plötzlich in eine tiefe dunkle Purpurgluth verwandelt hatte. Kaum aber war die Predigt und die darauf folgende religiöſe Ceremonie beendigt, als auch der Hof ſchon aufgebrochen war, und die Verſammlung, die zu dem Thronhimmel emporblickte, plötzlich nur die leergewordenen Plätze wahrnahm.

---

*) Mirabeau Journal des États-Généraux No. 1.

Dann entſtand auf Einmal ein lebhaftes Durcheinanderbewegen in der Kirche. Die Abgeordneten erhoben ſich von ihren Sitzen, auf denen ſie bisher, in räumlicher Trennung des einen Standes von dem andern, niedergelaſſen geweſen. Man begrüßte ſich lebhaft von einem Stande zum andern, je nachdem man perſönliche Bekannte ſich gegenüber ſah. Nur die Mitglieder des Adels hatten ſich größtentheils in demſelben Augenblick zu entfernen angefangen, in welchem ſie den Aufbruch des Hofes wahrgenommen, und nur wenige Einzelne waren noch zurückgeblieben, um ſich mit einigen Mitgliedern des Clerus oder des dritten Standes zu unterhalten.

In der Mitte der Kirche hatten ſich einige Gruppen gebildet, in denen man in lebhafter Unterhaltung zuſammenſtand, und zu denen allmählig auch einzelne Perſonen von den Zuſchauerplätzen ſich heranfanden. Chamfort und Cerutti hatten ſich in dieſen Kreis begeben, um ſich mit Mirabeau zu begrüßen, der die Freunde herzlich empfing, bald aber wieder durch andere Begegnungen von ihnen abgezogen wurde.

Mirabeau ſprach jetzt beſonders eifrig mit einigen Mitgliedern des Clerus, unter denen er mehrere perſönliche Bekannte hatte, mit denen ihm eine perſönliche Wiederanknüpfung in dieſem Augenblick wichtig zu ſein ſchien. Darunter befand ſich namentlich Talleyrand-Périgord, der ſeit Kurzem Biſchof von Autun geworden war, und auch von dieſer Stadt die Wahl zu den Reichsſtänden angenommen hatte. Mit dem geiſtreichen und liebenswürdigen Abbé von Périgord hatte Mirabeau früher in einem ſehr innigen Verhältniß geſtanden, das nicht vertrauter und freundſchaftlicher ſein konnte, und das auch ſeit der Erhebung des jungen Abbé zum Biſchof noch in einer lebhaften Weiſe fortgedauert hatte. Nur plötzlich hatte dies Verhältniß durch eine beſtimmte Veranlaſſung einen Stoß erlitten, und Talleyrand, der es in der letzten Zeit in Paris abſichtlich vermieden, Mirabeau zu ſehen, ſchien auch jetzt die Erkennung und Begegnung mit dem alten Freunde ſo lange als möglich hinausſchieben zu wollen.

Mirabeau aber, der ihn lange ſcharf beobachtet, trat ihm jetzt ohne Weiteres in den Weg, und ſagte, ihm mit kräftiger Rückſichtsloſigkeit die Hand ſchüttelnd: An einem Tage, mit dem ſich die ganze Nation erneuert, laßt uns auch die alte Freundſchaft erneuern, Talleyrand-Périgord! Sollte denn wirklich mein unglückliches Buch über den preußiſchen Hof, an deſſen Exiſtenz ich doch ſo geringe Schuld trage, uns für immer auseinandergebracht haben?

Talleyrand hatte mit ſeiner flüchtigen Grazie, die ihn auch in dem pomphaften Biſchofs-Ornat nicht verließ, die ihm dargereichte Hand Mirabeau's nur leiſe geſtreift, und ſagte dann, indem über ſein ernſtes, lauerndes Geſicht ein verbindliches Lächeln irrte: Iſt wohl die Zeit da, um an Bücher zu denken? Bücher kann man vergeſſen, aber ſeine ächten Freunde vergißt man nie. Und jetzt braucht ja ein Freund den andern, wie dieſe Einberufung der Reichsſtände beweiſt. Die Regierung ruft die Stände als ihren Freund in der Noth, und ein Stand, denke ich, wird jetzt auch wieder an dem andern ſeinen Freund in der Noth haben. Und da liegen auch wir uns wieder in den Armen, Graf Mirabeau!

Wenn Ihr dies ausſprecht, ſo bedeutet es Glück für das Gelingen dieſer ganzen Verſammlung, erwiederte Mirabeau. Der dritte Stand, den ich hier zu vertreten habe, wird ſich beſonders gern mit dem Clerus zu einem einigen Wirken zuſammenſchließen. Große Hoffnungen erregte uns dazu ſchon die vortreffliche Predigt des Herrn Biſchofs von Nancy. Was Herr de la Farre heut von der Kanzel herab über die Verderbniß der Höfe und die Rechte des Volkes geſagt, fordert den dritten Stand recht eigentlich auf, unſern wahren Rettungsbund mit den Herren von der Geiſtlichkeit zu ſchließen. Im Uebrigen aber, Herr Biſchof, lagen Talleyrand-Périgord und Mirabeau ſich einſtmals nicht bloß als politiſche Repräſentanten in den Armen! Ich ſehe, Ihr glaubt noch immer, daß ich es eigentlich geweſen, der, gegen Euern Rath und Euern ausdrücklichen Wunſch, das Buch über den preußiſchen Hof in den Druck gehen ließ?

Ei, mein lieber Graf von Mirabeau, entgegnete der Biſchof mit einem ſtechenden Lächeln, es iſt dies ja ein ausnehmend hübſches Buch, und Ihr habt mir ja darin ſelbſt ein artiges Lob geſpendet, indem Ihr mich zu den hoffnungsvollſten Geiſtern der Epoche gerechnet. Aber dies Buch wurde für die Regierung freilich ſehr unangenehm, beſonders da in dem Augenblick, wo es erſchien, ſich gerade der Prinz Heinrich von Preußen in Paris befand, den Ihr auf eine ſo fürchterliche Weiſe mitgenommen habt. Und lediglich deshalb, weil ich den Prinzen kenne, und weil man zugleich in vielen Kreiſen glaubte, daß der erſte Gedanke zu Euerer Miſſion nach Preußen von mir ausgegangen ſei, wurde mir die Sache einen Augenblick lang recht unangenehm.*) Jetzt aber ſind wir hier auf dieſem glatten, ſehr glatten Eſtrich der neuen Reichsſtände, mein alter Freund! Der Clerus und der dritte Stand werden ganz gewiß zuſammengehen müſſen, wenn ich auch für die Rede meines ehrwürdigen Collegen, des Biſchofs von Nancy, nicht ſo ſchwärmen kann, wie Ihr! Ja, ja, mein lieber Graf Mirabeau, Ihr ſeid ſchon immer trotz Euerer andern Paſſionen ſehr parteiiſch für meine lieben Collegen vom Clerus geweſen. Ich will Euch aber aufrichtig ſagen, was mir an der Rede des Herrn de la Farre nicht gefallen hat. Sie war zu ſehr auf einen gewiſſen Effect gearbeitet, und mußte daher nothwendig die Hände des Auditoriums in Bewegung ſetzen, was doch ein großer Verſtoß gegen die Etiquette war, den ich ſehr ungern durch ein hohes Mitglied des geiſtlichen Standes veranlaßt ſehe. Es iſt zwar wahr, was iſt alle Etiquette? Ihr lächelt,

---

*) Corréspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck I. 344.

Graf Mirabeau. Ich glaube in Euren Augen zu leſen, was Ihr ſagen wollt. Ihr meint, der erſte Stoß gegen die Etiquette ſei ja von der Königin ſelbſt ausgegangen, und deshalb dürfe man ſich nicht wundern, wenn das gefährliche Feuer, das die Königin Marie Antoinette mit eigenen Händen angezündet, nun auch von unten herauf zu brennen anfange. Das wollt Ihr ganz gewiß ſagen, Graf Mirabeau, denn Ihr ſeid immer der Mann der verwegenſten Logik geweſen.

Das feine geiſtvolle Geſicht des Biſchofs von Autun ſtrahlte bei dieſen Worten von jener Ironie, die ſich in ſeinem Antlitz in der Regel hinter den Zügen eines ſinnenden und aufmerkſamen Ernſtes barg, und nur in ſeltenen Momenten dieſe Verſtecke verließ, um ſich offen in ihrer Uebermacht zu wiegen.

Talleyrand-Périgord hatte erwartet, daß auch Mirabeau lächeln würde, und als dies zu ſeinem ſichtlichen Erſtaunen nicht geſchah, wurde er ſelbſt plötzlich wieder ernſthaft, faſt abſtoßend, und richtete einen herausfordernden und ſtechenden Blick auf Mirabeau.

Nachdem ſich Beide in einer kurzen Pauſe ſchweigend gegenüber geſtanden, ſagte Mirabeau: Ich geſtehe, daß der Anblick der Königin mir heut ein tiefes Mitgefühl eingeflößt hat, und ich fragte mich vor ihren in Leid dahinſchmelzenden Zügen: ob die ſchönſte Frau Frankreichs wirklich auch die unglücklichſte werden ſolle? Vielleicht überwältigte mich zugleich das wunderbare Schönheitsbild der Königin, das mir noch nie ſo rein und vollendet erſchienen, als in dieſem Augenblick. Ihr wißt, ich habe einen demokratiſchen Geiſt, und ein monarchiſches Herz. Bei Euch iſt es immer umgekehrt geweſen, denn Ihr ſeid gerade in Eurem Herzen demokratiſch, Talleyrand, während Euer Geiſt ſtets einen Fußfall bereit hat für die Königlichen Herren dieſer Erde. Unſere politiſchen Debatten, die wir früher mit einander führten, haben darum immer ſo viel Reiz für mich gehabt. Nur in Einem Ding ſtanden wir immer ganz gleich, nämlich in der Sympathie, die wir Beide unſern Gläubigern einzuflößen wußten.

Mit den Generalſtänden werden wir ja, ſo Gott will, alle ein neues Leben anfangen, ſagte der Biſchof von Autun, andächtig die Hände faltend. Oft iſt es gut, Gläubiger zu haben; man gewinnt daran zugleich Gläubige. Denn wer uns vertraut, und immer nachläuft, den werden wir leicht zu allem Guten mit uns führen können. Aber ſeht, da ſind ja noch andere liebe Freunde, mit denen man ſich gern einmal wieder die Hände ſchüttelt.

Er deutete bei dieſen Worten auf eine ihnen nahe getretene Gruppe, in der Chamfort und Cerutti mit einem dritten Herrn in geiſtlicher Kleidung zuſammenſtanden, in welchem letztern Mirabeau mit großem Intereſſe den Abbé Sièyes wiedererkannte.

Sièyes war eine kleine gedrungene Geſtalt, der Energie und Willenskraft gewiſſermaßen in jeder ihrer Muskeln eingeprägt zu ſein ſchienen. Aber ſein Weſen hatte zunächſt etwas Verſchloſſenes und Düſteres, obwohl der bedeutende Kopf, der in einem ruhigen Nachſinnen vornüber auf die Bruſt geſenkt lag, und die hinter langen Wimpern verſchleierten, nur zuweilen in ſcharfen Blitzen leuchtenden Augen nach einer Aeußerung von ihm begierig machten.

Mirabeau war ihm jetzt mit der lebhafteſten Begrüßung entgegengeſtürzt und ſagte: Geprieſen ſeien die Pariſer Wahlen, die uns den Grafen Sièyes geſandt haben! Ihr ſeid der einzige Geiſtliche, der als Vertreter des dritten Standes hier erſchienen iſt, und das wird und muß uns Glück bringen. Umarmen wir uns darauf!

Sièyes erwiederte dieſen Gruß mit einer freundlichen, aber ſehr gemeſſenen Bewegung, und ſagte: Kann es einen natürlicheren Vertreter des dritten Standes geben, als den Geiſtlichen? Wenn der Geiſtliche nicht zugleich ein Mann des Volkes iſt, kann er nur ein Heuchler ſein. Ohne das Volk giebt es ebenſo wenig eine Kirche als einen Staat.

Und unſer Siéyes iſt ja eigentlich das Orakel des dritten Standes geworden, rief der Abbé Cerutti, indem er Siéyes auf die Schulter klopfte. Seine Schrift: „Was iſt der dritte Stand?“ iſt die Oriflamme der heutigen Nationalbewegung Frankreichs. Sie hat dem Volke den Weg gewieſen, um ſich ſelbſt zu finden, denn die Selbſterkenntniß iſt das Sacrament, welches, wenn es dem Sterbenden gereicht wird, ihn wieder zu einem Lebenden macht.

Nicht übel, Cerutti, ſagte Siéyes in ſeiner lakoniſchen Kürze. Aber wenn Ihr doch von meiner kleinen Schrift über den dritten Stand redet, ſo ſteht hier der Mann, dem ich dabei Alles verdanke, nicht nur die Anregung, ſondern auch viele einzelne Stellen, die gerade die Hauptſache enthalten.

Er deutete bei dieſen Worten auf Chamfort, der neben ihm ſtand und bei dieſer Erwähnung faſt erſchrocken zuſammenfuhr.

Unſer Freund Chamfort erröthet, wie ein junges Mädchen, ſagte Mirabeau lachend. Ich habe ſchon einmal von ihm geſagt, daß er Schlangeneier legt, um ſie von Löwen ausbrüten zu laſſen. Und ich bin ſtolz auf dieſes Gleichniß, beſonders aber deshalb, weil es paßt. Er hat es ſchon öfter ſo gemacht.

Ich finde, daß meine Freunde zu gütig gegen mich ſind, erwiederte Chamfort. Wenn mir meine Conſtitution erlaubte, Schlangeneier zu legen, wollte ich die lieben jungen Schlangen ſchon ſelbſt aus der Schale bringen und in dem Garten Frankreichs ſpazieren führen.

Nein, ſagte Mirabeau, Du würdeſt zu faul zum Brüten ſein, ſowie Du zu faul geweſen biſt, um Dich zu den Reichsſtänden wählen zu laſſen. Und ich weiß noch nicht, wie wir ohne Deinen, immer das richtige Licht verbreitenden Geiſt werden tagen können.

Die Zuſchauerbänke müſſen auch beſetzt ſein, wenn auf der Bühne gut geſpielt werden ſoll, verſetzte Chamfort. Auch bei der Schrift des Abbé Siéyes über den dritten Stand habe ich nur die guten Dienſte eines Zuſchauers verſehen, nichts weiter. Er ſetzt mir ſeine Ideen auseinander, ich mache natürlich ein ziemlich geſcheidtes Geſicht dazu, und aus meinen Mienen hat er ſich dann Einiges in ſeine Schrift entnommen, was weiß ich. So wird ein Held erſt durch das Volk, das ihm zujauchzt, zu dem, was er iſt. Mir aber, meine lieben Freunde, vergönnt es, immer nur Volk und nichts als Volk zu ſein, denn zu etwas Anderem tauge ich wahrlich Nichts!

Man erfreute ſich dieſer liebenswürdigen Heiterkeit Chamforts, und lachte, indem man ihm herzlich die Hände ſchüttelte. Siéyes aber ſagte, indem ſeine dunkeln, verſchloſſenen Blicke aufflammten: Chamfort hat Recht. Ich habe heut auch ſchon daran gedacht. Am Ende gehöre auch ich gar nicht hierher, und hätte beſſer gethan, in meiner ſtillen Arbeitsklauſe daheim zu bleiben, und meine Bücher anzureden oder Muſik zu machen. Denn man muß das Talent eines Mirabeau zum Sprechen und Schreiben haben, um hier etwas nütze zu werden.

Macht Ihr noch immer ſo viel ſchöne Muſik? fragte ihn jetzt Talleyrand, der ſich bisher mit dem ihm in den Weg getretenen General von Lafayette unterhalten hatte. Ich weiß, daß Ihr neben Euren großen philoſophiſchen Arbeiten Euch auch viel mit Muſik beſchäftigt. Eure Schrift über den dritten Stand iſt freilich auch eine Oper, in der mit ſtarken Blaſeinſtrumenten gearbeitet wird. Aber wir ſind doch einmal auch Clerus, Herr Abbé. Werden wir nicht auch bei Gelegenheit für einige Friedens-Hymnen zu ſorgen haben?

Ich bin nicht Componiſt für Alles, Herr Biſchof, erwiederte Sièyes trocken. —

Die Glocken von Saint-Louis, welche bisher die ſtattgefundene Feierlichkeit ausgeläutet hatten, verhallten in dieſem Augenblick in einem dumpfen, ſeufzerartig in ſich verlöſchenden Ton. Dies gemahnte die Abgeordneten, welche bisher noch in den Gängen der Kirche zurückgeblieben waren, zum Aufbruch. Man trennte ſich oder begab ſich gemeinſam zu den Wagen, die draußen an den Pforten von Saint-Louis harrten. —

Inhaltsverzeichniß.

Fünftes Buch.

Mirabeau in Berlin.

Seite

I. Von Paris nach Berlin 3

II. Die Botſchaft nach Sansſouci 19

III. Der Beſuch Mirabeau's bei Friedrich dem Großen 40

IV. Chineſiſches Schattenſpiel 69

V. Der Tod Friedrichs des Großen 109

VI. Preußen und Mirabeau 134

VII. Eine Audienz bei Herrn von Biſchoffswerder 153

Sechſtes Buch.

1789.

I. Mirabeau's Tuchladen 189

II. Brot und Fleiſch 215

III. Der Abgeordnete des dritten Standes . . 270

VI. Die Prozeſſion der drei Stände 294

Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Vierter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Siebentes Buch.

Die National-Verſammlung.

I.

Der fünfte Mai.

Am Morgen des 5. Mai 1789 ſollte im Schloſſe zu Verſailles die feierliche Eröffnungsſitzung der Generalſtände von Frankreich abgehalten werden.

Mirabeau, der bei einem Bürger von Verſailles eine kleine und gegen ſeine ſonſtigen Gewohnheiten ziemlich anſpruchsloſe Wohnung für die Dauer der Sitzungen gemiethet hatte, ſtand mit ſeinem Wirth, einem politiſch ſehr aufgeregten Färber, ſchon in früher Morgenſtunde in dem kleinen Garten am Hauſe, wo er das Frühſtück eingenommen. Der Färber hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ſeinen vornehmen Gaſt, der ihm zugleich in der Glorie des Volksvertreters erſchien, ſelbſt auf das Beeifertſte zu bedienen, wobei er freilich zugleich den Vortheil geſucht, in der Unterhaltung mit Mirabeau zu bleiben und von demſelben über die Fragen des Tages manches gewichtige Wort zu erlauſchen.

Mirabeau aber hatte im Grunde wenig Geduld bewieſen, um über Alles, was der wißbegierige Bourgeois ſo genau von ihm wiſſen wollte, Auskunft zu geben. Er ſah zum Oeftern nach der Uhr, um zu ſehen, ob die bedeutungsvolle Stunde noch nicht herangerückt, die ihn nach dem Schloſſe rufen würde. Es war erſt ſechs Uhr, und eine halbe Stunde ſpäter hatte Mirabeau ſeinen Wagen beſtellt, um nach dem Schloſſe von Verſailles zu fahren.

Ueber Freiheit und Gleichheit, Menſchenrechte und Volksſouverainetät habt Ihr mich nun genug ausgefragt, Meiſter Camille, ſagte Mirabeau zu ſeinem Wirth. Betrachten wir nun auch ein wenig Euere Roſen, die Ihr in der That meiſterlich aufzuziehen verſteht, und die heut aus dieſem friſchen Thau ſchon ihre herrlichſte Morgentoilette beſtritten haben.

Nein, Herr Graf von Mirabeau, ich habe jetzt etwas Anderes im Kopf, als meine dummen Roſen, entgegnete der Bürger, der in unruhiger Beweglichkeit vor Mirabeau auf- und abging, und dann wieder im tiefſten Nachdenken, den Finger an die Naſe gelehnt, vor ihm ſtehen blieb. Alle Welt ſpricht jetzt von der Volksſouverainetät, manche Leute hört man ſogar von der Revolution reden, ein ſeltſames Wort, das plötzlich, und ohne daß man weiß wie, in den Gebrauch zu kommen anfängt. Neulich war ich drüben in Paris, und nahm meine Demie-Taſſe in einem Café in der Rue Saint Nicaiſe ein, wo die Diligence nach Verſailles abgeht. Da waren eine Menge Leute, die ſo gelehrt waren, daß ich mich ſchämen mußte. Der Eine ſprach vom Contrat ſocial, und ſah dabei ſo feierlich aus, wie der Prieſter, der das Sacrament austheilt, ſo daß ich mich ſcheu in die Ecke drückte, und wir Alle mit einer wahren Andacht zuhörten. Ein Anderer las einige Stellen aus einem Flugblatt vor, deſſen Titel uns ſchon mit einer brüllenden Freude erfüllte, denn danach war das Blatt in Paris bei der Wittwe Freiheit gedruckt worden und im Laden zur Revolution für Jedermann zu haben. Nun ſagt mir, Herr Graf, was iſt eigentlich die Revolution, und welcher Art iſt das Geſchäft, das ſie in ihrem Magazin betreibt?

Ihr ſeid ein Färber und zugleich ein guter Blumenzüchter, Meiſter Camille, entgegnete Mirabeau lächelnd. Wenn die Farbe eines Stoffes gänzlich verſchoſſen iſt, und der Stoff iſt noch gut und haltbar, werdet Ihr da verzweifeln, ihm eine andere Farbe zu geben? Nein, Meiſter Camille, Ihr werdet friſch Hand anlegen. Ihr waſcht das ganze Stück erſt vollkommen aus, klopft und reibt es und leckert es nach Herzensluſt, und dann taucht Ihr es plötzlich in die neue Farbe, die es dann wie ein neues Leben umfließt. Ihr habt eine Revolution gemacht, Meiſter Camille, denn Ihr habt aus Grau Schwarz, aus Gelb Grün, aus Weiß Roth, und was weiß ich Alles, gemacht. Und noch ſchöpferiſcher verfahrt Ihr mit Euren Roſen hier. Ihr belebt den erſterbenen Keim der einen Gattung, durch die friſche Lebenskraft der andern, oder Ihr miſcht mit ebenſo geſchickter als gewaltſamer Hand die verſchiedenen Gattungen mit ihrem Samen durcheinander, und erzeugt daraus ein ganz neues herrliches Gewächs, wie Ihr es vordem noch nie geſehen habt. Da habt Ihr ſchon wieder eine Revolution gemacht, Meiſter Camille! Und ſo, wie Ihr mit Euren Roſen, werden wir auch mit den verſchiedenen Klaſſen und Ständen der Geſellſchaft verfahren müſſen. Aus allen dieſen, Freund, müſſen wir jetzt eine neue und einheitliche Miſchung herſtellen, und vielleicht kommt dieſe Sache heute noch, ſpäteſtens morgen, zur Sprache. Denn Hof und Miniſterium irren ſich, wenn ſie glauben, daß wir hier in Verſailles nach Ständen tagen, nach Ständen berathen und beſchließen werden. Die drei Stände ſollen ſchon in dieſer Verſammlung zu einer untheilbaren Nation zuſammenfließen, und dafür werden die Gemeinen, dafür wird Mirabeau ſorgen. Sollte man es ſelbſt eine Revolution nennen, wie ich Euere Roſenzüchterei eine Revolution nenne!

Camille klatſchte ſich vor Freuden über dieſe Auseinanderſetzung in die Hände, während Mirabeau, der immer ungeduldiger zu werden anfing, mit heftigen Schritten den kleinen Garten durchmaaß, und dann ſeinen Diener ausſandte, um das Heranfahren des Wagens beſchleunigen zu laſſen.

Wenn ich ſo ungeduldig zu einer Sache bin, pflegt ſie mir gewöhnlich irgend eine Unannehmlichkeit zu bereiten, ſagte Mirabeau vor ſich hin. Ich hätte die Nehra und den kleinen Coco mit herübernehmen ſollen. Das ſind Geſichter, die mich immer zum Frieden ſtimmen, und in ſchöner, friedlicher Stimmung hat man auch viel beſſere Erlebniſſe. Nun, es iſt ein großer Tag heut, und wir werden ſehen, was er uns bringen wird, wie wir mit ihm werden beſtehen können! —

Der Wagen erſchien endlich.

Den Ständen war eine ſo frühe Zeit ihres Erſcheinens in Verſailles angeſetzt worden, um die ceremoniellen Formen, mit denen es das Miniſterium ſehr genau zu nehmen dachte, in recht reichlicher Ausführlichkeit zur Erledigung bringen zu können. Zugleich ſollte aber dieſe Gelegenheit benutzt werden, um den Abgeordneten des dritten Standes von vornherein eine empfindliche Demüthigung zu bereiten.

In der Avenue des Schloſſes von Verſailles war ein großer und ſchöner Saal als der geeignetſte Raum, um die zwölfhundert Abgeordneten Frankreichs und außerdem eine zahlreiche Zuhörerſchaft aufnehmen zu können, aufgefunden und hergerichtet worden. Louis XVI. ſelbſt, der gern baute und Baupläne machte, hatte ſich mit den Einrichtungen und Verzierungen dieſes Saales auf das Eifrigſte beſchäftigt.

Es war dem König längere Zeit hindurch eine beſondere Angelegenheit geweſen, dieſen Raum, in welchem er die Vertreter der Nation ſich gegenüber erblicken wollte, auf das Würdigſte und Glänzendſte für einen ſolchen Act der Verſtändigung und Einigung auszuſchmücken. Er hatte ſelbſt die Tapeten und die Vorhänge ausgeſucht, durch welche die zu große Helle des Tageslichts gedämpft in den Saal hereinfallen ſollte.

Als Mirabeau hier angelangt war, ſah er mit der größten Verwunderung, daß er ſich nicht auf demſelben Wege in den Saal begeben durfte, wie die gleichzeitig mit ihm angekommenen Herren, welche als Vertreter des Adels oder der Geiſtlichkeit erſchienen. Während für dieſe letzteren der Eingang durch die große Hauptthür des Saals beſtimmt war, ließ man die Abgeordneten der Gemeinen zuerſt durch eine in einer Wagenremiſe befindliche Hinterthür in einen finſtern und engen Corridor eintreten, in dem ſie, zuſammengepfercht und ſich aneinander drängend, auf ihren Einlaß warten mußten.

Dies iſt ein ſehr würdiges Vorzimmer für die Abgeordneten der Nation! ſagte Mirabeau zu ſeinem Nachbar, dem Abbé Siéyes, mit dem er ſich erſt erkannt hatte, nachdem Beide in der Dunkelheit auf das Heftigſte zuſammengeſtoßen waren. Das Gouvernement wünſcht, daß wir uns erſt einander die Köpfe einrennen, oder die Zähne wackelig ſtoßen, ehe wir ihnen gegenübertreten. Auf die Frage: „was iſt der dritte Stand?“ hat unſer Siéyes in ſeiner herrlichen Schrift geantwortet: „Alles!“ Das Miniſterium aber antwortet heut und ſagt: der dritte Stand iſt ein gewiſſes Etwas, das durch eine Hinterthür in einen Wagenſchoppen hereingelaſſen wird, dort in einer wahrhaft ägyptiſchen Finſterniß an die ewige

Dunkelheit ſeiner Exiſtenz ſich erinnert ſieht, und ſich an ſeiner eigenen Maſſe ſo abarbeitet und zu Schanden ſtößt, daß, wenn man es nachher bei Licht zu beſehen hofft, nichts mehr an ihm iſt. Aber nein, meine Herren, wir werden den Kopf ſteif halten, und durch die würdige und ſtolze Schlachtordnung in der wir nachher aufmarſchiren, unſere Gegner beſchämen!

Oder wir werden wie die kleinen Kinder gehalten, ſagte Abbé Siéyes, die man erſt im Dunkeln einſperrt, ehe man ihnen die zugedachten Geſchenke beſcheert. Es geht daraus hervor, daß man beſſer thut, ſich nichts ſchenken zu laſſen. Denn die geſchenkte Freiheit iſt auch nur ſo eine Hinterthür, durch die man in ein dunkles Loch gebracht wird. Ich ſchlage alſo vor, meine Herren, daß wir in dem Saal, in den man uns doch nun hoffentlich bald einlaſſen wird, uns nichts beſcheeren laſſen, ſondern uns nur Alles nehmen wollen, was uns zukommt. Jedes Recht muß zugleich ein offener Sieg über das Unrecht ſein, ſonſt hat man es nicht und kann es nicht brauchen.

Oder, meine Herren, man könnte auch denken, daß das Gouvernement mit dem dritten Stande Verſteck ſpielen will! rief eine lebhafte, kreiſchende Stimme, die einem jungen Advokaten aus Arras, Namens

Maximilian Robeſpierre, angehörte. Er hofft uns dann in dem elenden Winkel zu finden, in den es uns ſelbſt hineingeſteckt hat, aber das iſt kein Spiel, meine Herren. Aber wir werden ja bald überall ſein, nicht blos da, wo uns das Miniſterium zu finden glaubt. Das Miniſterium glaubt eine Maus verſteckt zu haben, und wenn die Thüren aufgehen, wird es einen Löwen dafür finden, oder meinetwegen auch einen Tiger, mit wohlgewetztem Zahn.

Keineswegs aber ſoll es Kaufleute an uns finden, mit denen man feilſchen und mäkeln kann um die Rechte der Nation, ſagte Mirabeau. Denn am meiſten kommt es mir hier eigentlich vor, wie auf einem Flur der Börſe, wo man ſich zuſammendrängt, um auf die Eröffnung des Geſchäfts zu warten.*) Heut, wo Alles Agiotage iſt und Procent-Schwindel, meint das Miniſterium vielleicht nur eine vortheilhafte Anleihe an uns herausſchlagen zu können. Aber jeder neue Franc, meine Herren, ſoll der Regierung theuer zu ſtehen kommen. Soviel Francs für Euren Beutel, ſoviel Rechte für die Nation, ſoll es fortan heißen.

Unter ſolchen und ähnlichen Unterhaltungen ſuchten ſich die Deputirten die Zeit zu kürzen. Es währte aber faſt zwei Stunden, ehe ſie aus dieſer dunkeln Haft, in welcher ſie in der unbequemſten Lage hatten verweilen müſſen, durch das Zeichen, das der Ober-Ceremonienmeiſter Marquis de Brézé gegeben, erlöſt und in den großen Saal eingelaſſen wurden.

---

*) Mirabeau, Journal des états-généraux. Nr. 2.

Mirabeau wurde zuerſt durch den Anblick des glänzenden Raumes gefeſſelt, der ſich ihren Augen darbot. Der Salle des Menus, welcher für die Aufnahme der Reichsſtände eingerichtet worden, bot in ſeinem Innern zwei Reihen von Säulen ioniſcher Ordnung dar, die dem großen Saal eine ungewöhnliche Würde und Feierlichkeit verliehen. Der Saal empfing ſein Hauptlicht von eben aus dem Oval eines durchbrochenen Plafonds, an dem zugleich ein Zelt von weißem Taffet zur Milderung der Sonnenſtrahlen ausgeſpannt war. Es herrſchte dadurch ein eigenthümliches ſanftes Dämmerlicht, welches überall eine gleichmäßige Helle verbreitete, und jeden einzelnen Punkt in dem großen Raum mit gleicher Beſtimmtheit und Deutlichkeit erkennen ließ. Im Grunde des Saals erblickte man auf einer prächtig geſchmückten Eſtrade und unter einem mit Goldfranzen gezierten Baldachin den Thron, den für die Königin beſtimmten Fauteuil und die Tabourets der Prinzeſſinnen, nebſt den für den übrigen Theil der Königlichen Familie beſtimmten Seſſeln. Unterhalb dieſer Eſtrade ſtand die den Miniſtern und Staatsſecretairen angewieſene Bank. Zur rechten Seite des Thrones hatte man die Bänke für den geiſtlichen Stand, zur linken die für den Adel aufgeſtellt, während gerade gegenüber dem Thron die ſechshundert Plätze der Abgeordneten des dritten Standes ſich erhoben.

Der Marquis de Brézé begann jetzt mit zwei ihm beigegebenen Ceremonienmeiſtern den Abgeordneten nach der Reihe ihrer Wahlbezirke ihre Plätze anzuweiſen. Als der Herzog von Orléans in der Mitte der übrigen Deputirten von Crespy heranſchritt, erhob ſich zuerſt von den amphitheatraliſch aufgerichteten Zuſchauer-Tribünen her ein lebhaftes Beifallsklatſchen, welches ſich mächtiger wiederholte und jetzt auch von vielen Abgeordneten unterſtützt wurde, als man bemerkte, wie der Herzog einen Geiſtlichen, der in der Deputation dieſes Wahlkreiſes bisher hinter ihm gegangen war, zu dem Vortritt nöthigte und nicht eher abließ, bis der kugelrunde geiſtliche Herr in der That vor ihm herſchritt. Inzwiſchen hatte ſich auch die Bank der Miniſter zu füllen angefangen. Die Miniſter waren ſämmtlich in reich vergoldeten Staatsuniformen erſchienen, nur einen einzigen Herrn unter ihnen erblickte man in einer einfachen, bürgerlichen

Kleidung, und in einer ſo natürlichen Haltung, als wenn es ſich um ein Staatsgeſchäft oder eine Salon-Unterhaltung, aber keineswegs um eine außerordentliche Feierlichkeit handelte. Sobald man ihn wahrgenommen, erhob ſich auf allen Seiten, ſowohl in der Verſammlung wie auf den Tribünen, eine freudige Bewegung, die endlich in einem allgemeinen Händeklatſchen ſich entlud. Necker gab nur durch ein ſinniges Lächeln, das flüchtig auf ſeinem ernſten, von Gedanken durchfurchten Geſicht emporſtieg, zu erkennen, daß er wußte, wem der Kranz einer ſo großen Popularität in dieſem Augenblick gereicht wurde.

Jetzt ſchritt die Deputation der Provence heran, aus deren Mitte Graf Mirabeau in ſeiner aufrechten ſtolzen Haltung ſich erhob, um ſich auf ſeinen ihm beſtimmten Platz zu begeben. Schon rührten ſich leiſe einige Hände in der Ferne des Saals, um auch für ihn, den in Frankreich ſchon ſo vielgenannten, das Ungewöhnlichſte von ſich reden machenden Mann, mit einem Zeichen des Beifalls anzuſchlagen. Mirabeau hob ſchon ſein Haupt freudiger und ſelbſtbewußter empor. Alle Träume ſeiner Jugend ſchienen ihn in dieſem Augenblick herrlich grüßen zu wollen. Aber kaum hatte er ſein Ohr in dieſe anſchwellenden

Laute, die ſich aus der Verſammlung zu ihm herandrängen wollten, zu verſenken begonnen, als er leiſe in ſich zuſammenfuhr, denn das waren keine Beifallslaute mehr, welche ſich ſeiner Perſon zuwandten, ſondern das war ein unwilliges Geflüſter und Gemurmel, das zuerſt entſtanden ſchien, um die Beifall ſpendenden Hände zur Ruhe zu verweiſen, bald aber, obwohl nur verſtohlen grollend und heimlich ziſchend, wie eine drohende Wetterwolke ſich über dem Haupte Mirabeau's zu entladen drohte.

Mirabeau aber fühlte ſich dadurch jetzt nur zu dem wahren Bewußtſein ſeiner Kraft erhoben. Mit übereinandergeſchlagenen Armen, den Kopf mächtig in die Höhe gerichtet, ſchleuderte er einen einzigen gewaltigen Blitz ſeiner Augen, nach der Seite hin, woher der Ausdruck des Unwillens ſich am meiſten gegen ihn zu richten ſchien. Dann ließ er ſich, indem plötzlich eine tiefe Stille eintrat, mit einer gebieteriſchen faſt drohenden Würde auf dem ihm angewieſenen Platz nieder.*)

Bald darauf erſchien der König, gefolgt von der Königin, den Prinzen und Prinzeſſinnen. Bei ſeinem Eintreten erhob ſich die ganze Verſammlung und brach in einen lauten enthuſiaſtiſchen Zuruf des Beifalls und der Freude aus. Auch der dritte Stand hatte ſich, wozu Mirabeau das Signal gegeben, raſch und in eifriger Huldigung erhoben, war aber in dieſer aufrecht ſtehenden Haltung verblieben, ohne das Knie zu beugen, wie es noch das letzte Mal, als die Reichsſtände Frankreichs verſammelt geweſen, als unerläßliche Pflicht geübt worden war. Heut würde es kaum der vorher getroffenen Verabredung bedurft haben, denn die ganze Situation war bereits von der Art, daß es ins Lächerliche gefallen wäre, wenn der dritte Stand ſich in dieſem Augenblick vor dem König auf die Kniee geworfen hätte.

---

*) Madame de Staël Considérations sur la Révolution française I. 172. Montigny VI. 35.

Ludwig XVI. erſchien mit dem großen königlichen Hermelin bekleidet, und trug auf ſeinem Haupte einen Federhut, deſſen Schleife von großen Diamanten ſtrahlte, während der Pitt mit ſeinem weithin ſchimmernden Glanz den Knopf deſſelben bildete. Der König ſchien zuerſt von dem Empfang, der ihm zu Theil geworden war, innig bewegt und erfreut. Ein Lächeln der Rührung durchflog ſein Geſicht. Dann aber, nachdem Alles um ihn her wieder ſtill und bewegungslos geworden, und der König die ernſten und mannhaft ſtrengen Geſichter der Abgeordneten der Gemeinen ſich gerade gegenüber erblickte, verwirrte ſich ſeine Haltung und er ſchien einen Augenblick zu zittern.

Mirabeau bemerkte dies, und er ſagte, auf den in den Krondiamanten ſo glanzvoll ſtrahlenden König hindeutend, mit einer Stimme, die vielleicht nicht blos von ſeinem Nachbar vernommen wurde: „Seht da, das Schlachtopfer!“ *)

Sein Nachbar war Barnave, ein junger Gutsbeſitzer, den die Dauphiné in die Verſammlung entſendet hatte, und in deſſen Weſen ſich eine große Schärfe ausſprach, die namentlich beim Erſcheinen des Hofes ſich in ſeinen feindſelig blitzenden Augen bemerklich machte.

Barnave erwiederte: Bisher war das Volk das Schlachtopfer, und konnte ſich dabei nicht ſo prächtig ſchmücken. Das Opfer im Hermelin wird Gott wohlgefälliger ſein, als das Opfer im Sklavenkittel! Aber ſeht, die Königin hat dafür eine um ſo einfachere Toilette gemacht. Man hat ſie noch kaum ſo ſchmucklos und in einem ſo beſcheidenen Gewande geſehn, wie heut. Sie wird auch einſt geſchmückt werden müſſen, Graf Mirabeau, wenn der Tag der gekrönten

---

*) „voilà la victime!“ Weber (Mémoires I. 335.), welcher der Sitzung beiwohnte, berichtete dieſe Aeußerung Mirabeau's als Augenzeuge.

Opfer kommt. Aber ſeht, Marie Antoinette iſt ſchon bleich wie der Tod, ſie zittert!

Sie ſieht in dieſer ſtillen, einfachen Toilette ſchöner wie jemals aus! ſagte Mirabeau leiſer, ſich in den Anblick der Königin vertiefend, die auf dem ihr beſtimmten Fauteuil neben dem Thron, wodurch ſie niedriger als der König ſaß, Platz genommen hatte.

Jetzt begann der König, nachdem er ſeinen Federhut abgenommen, ſeine wohleinſtudirte Rede, mit der er die Verſammlung ſeiner Reichsſtände eröffnen wollte. Sein Organ klang heut wohltönender und reiner, als man es ſonſt von dem König, wenn er ſich in einer innern Bewegung befand, zu hören gewohnt war. Seine einfache, ungeſchminkte Manier, die ihn auch in dieſem Augenblick nicht verließ, mußte für jeden unbefangenen Zuhörer etwas Einnehmendes haben. Doch ſchien es die Stimmung der Verſammlung eher aufzureizen als zu beruhigen, daß der König ſogleich die Staatsſchuld und die Finanzfrage an die Spitze ſeiner Rede ſtellte und die Mitwirkung der Repräſentanten der Nation zu nichts Anderem als zur Schließung dieſer klaffenden finanziellen Wunden des Staats in Anſpruch nehmen zu wollen ſchien. Zuletzt nannte er ſich noch den erſten Freund ſeines

Volkes, und ſprach von ſeiner großen Liebe für Frankreich.

Nachdem der König ſeine Rede beendet, der ein langes und anhaltendes Beifallklatſchen gefolgt war, bedeckte er ſich wieder das Haupt, und ließ ſich auf ſeinem Thronſeſſel nieder. In dieſem Augenblick ſah man alle Herren vom Adel, welche ſich in der Verſammlung befanden, ihre Kopfbedeckungen aufſetzen. Sofort ſetzte auch Mirabeau ſeinen Hut auf, und mehrere ſeiner Nachbaren folgten ſeinem Beiſpiel, während man ſich demſelben von anderer Seite her widerſetzen wollte. Bald entſtand ein lauter Lärmen und die widerſtreitenden Rufe: „ſetzt die Hüte auf! laßt die Hüte herunter!“ durchliefen die Reihen des dritten Standes. Kaum hatte das aufmerkſame Ohr des Königs dieſe unheimlich durcheinanderſchwirrenden Laute vernommen, als er ſelbſt mit einer eiligen Bewegung ſeinen Hut abnahm, welchem Beiſpiel nunmehr die ganze Verſammlung folgte.*)

Dieſe Rede des Königs, ſagte Mirabeau zu ſeinem Nachbar auf der rechten Seite, dem Abbé Siéyes, klang mir ſo weich, wie das Liebesgedicht eines elegiſchen Poeten, in die Ohren. Und der

---

*) Buchez Histoire de l'assemblée constituante p. 262.

König liebt ganz gewiß die Nation, wie ein Bräutigam ſeine Braut nur lieben kann. Nur verletzt es in einem Liebesgedicht ſehr, wenn der Liebende ſeinem Gegenſtande ſogleich erzählt, daß er mehr Schulden wie Haare auf dem Kopfe hat, und daß er eigentlich nur auf eine Geldheirath mit der Angebeteten ſpekulirt. Er hätte uns doch in der Illuſion erhalten können, daß es auf die politiſche Freiheit der Nation, und nicht blos auf ihre Taſchen abgeſehen iſt.

Dazu ſind die Reichsſtände, um der Liebe des Königs zur Nation auf den Grund zu fühlen, entgegnete Sidyes in ſeiner ſtrengen Manier. Ich ſehe aber noch den Siegelbewahrer Herrn von Barentin und den Herrn Necker. Die werden das Königliche Liebesgedicht uns ſogleich in trockene Zahlen umſetzen!

Der Siegelbewahrer begann jetzt ſeine Rede mit einem ſchwachen, kaum verſtändlichen Organ, obwohl ſeine Auseinanderſetzungen mit einem gewaltigen Schwung anhoben und die große Behauptung an die Spitze ſtellten, daß der König das allgemeine Glück der Nation auf der heiligen Baſis der öffentlichen Freiheit herſtellen wolle. Dann wurden zwar die Finanzen, die Steuern und Abgaben erwähnt, aber in einem ſo geſchickten Zuſammenhang mit den politiſchen Reformen der Nation, daß dieſe Rede, wenn ſie vernehmbarer und weniger geiſtreich geweſen wäre, einen ſehr bedeutenden Eindruck nicht verfehlt haben würde.

Dann erhob ſich Necker, um die Situation der Finanzen auseinanderzuſetzen. Als er aufſtand, zeigte ſich in der Verſammlung die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Ein tiefes, faſt athemloſes Schweigen herrſchte rings um ihn her. Man hoffte die Ankündigung der Wiedergeburt Frankreichs in großen Zügen und in beſtimmten, ſichern Einzelnheiten zu vernehmen. Necker begann auch mit dem würdigſten Ernſt und in einer edeln, ausdrucksvollen Sprache, aber wie erſtaunte man, als ſtatt der Ideen, auf deren kühne und weitgreifende Darſtellung man geſpannt war, nur dürre, klappernde Zahlen, nur trockene, und offenbar in ein künſtliches Licht gerückte Rechnungen, an das Ohr der Verſammlung ſchlugen.

Necker ſecirte jetzt die große Rieſenſchlange des franzöſiſchen Deficits mit der Selbſtbewußtheit und Kaltblütigkeit eines Chirurgen. Nur auf ſechsundfunfzig Millionen wollte er dies Deficit ſich belaufen laſſen. Die Gefahr eines bevorſtehenden Staatsbanquerotts lehnte er vollſtändig ab, und zählte zur Beruhigung der Gemüther alle die unermeßlichen Hülfsquellen auf, aus denen der Staat nur nach einem verbeſſerten Plan zu ſchöpfen brauche, um ſich finanziell gänzlich wiederherzuſtellen und zu verjüngen. Man fühlte, daß er damit ſagen wollte, und er ſagte es faſt: daß der König, wenn er gewollt hätte, ſich dieſer Zuſammenberufung der Repräſentanten der Nation ganz hätte entſchlagen können! Denn wenn man den General-Director der Finanzen heut hörte, ſo war es nur eine Kleinigkeit, deren er ſich vermaß, indem er das Gleichgewicht der Finanzen ſchon in kurzer Zeit wiederherzuſtellen verſprach, und zwar ſo, daß dann alle Zahlungen mit der größten Leichtigkeit geleiſtet, die Anleihen gänzlich abgeſchafft, der Zinsfuß herabgeſetzt und unermeßliche Capitalien, die bisher nur hinter Mauern und Riegeln verſteckt gelegen, herbeigeſtrömt ſein würden, um den Nationalreichthum in vollen Wogen anſchwellen zu laſſen!

Dann berührte Necker mit derſelben künſtlichen Ruhe und ſcheinbaren Gleichgültigkeit eine andere Frage, welche noch als der eigentliche revolutionnaire Zündſtoff im Schooße der Verſammlung ſchlummerte. Die Verſammlung war von Adel, Geiſtlichkeit und Volk nach Ständen gewählt worden, ſie war heut nach Ständen zuſammengetreten. Es ſchwebte aber ganz wie von ſelbſt die Vorausſetzung über ihr, daß ſie bei ihren Berathungen nicht in dieſer Trennung der Stände verharren, ſondern ſich ſofort beim Beginn ihres Werkes vereinigen und zu einem einzigen und untheilbaren Nationalkörper zuſammenbegeben werde.

Der Hof und das Miniſterium hatten es bisher ſichtlich vermieden, dieſe Frage zu irgend einer grundſätzlichen Entſcheidung zu rufen. Und Necker trat jetzt mit der ebenſo verſöhnlichen als argliſtigen Floskel hervor, daß es Fälle geben würde, in denen man der getrennten Berathung nach Ständen ohne Zweifel werde den Vorzug geben müſſen, wie ſich vielleicht auch andere Fälle finden möchten, wo es am dienlichſten ſein würde, in der Geſammtheit aller drei Stände nach Köpfen zu berathen und zu beſchließen. Zugleich ſah man jedoch den zaghaften Griff der Hände, womit Necker dieſe feurige Kohle anfaßte, indem er, unvermögend ſie ſelbſt halten zu können, ſie erſt recht in die Mitte der Verſammlung hinabwarf. Dieſe Kohle geſchickt aufzuheben und unſchädlich zu machen, ſchien er namentlich dem Takt oder auch der Großmuth der beiden übrigen privilegirten Stände zu überlaſſen. Darum fielen auch gewichtige Lobſprüche für Adel und Geiſtlichkeit aus dem Munde des General-Directors der Finanzen. —

Nachdem Necker faſt zwei Stunden hindurch geſprochen, ging die Verſammlung auseinander. Die größte Aufregung und eine ſichtliche Mißſtimmung herrſchten auf allen Seiten.

Man drängte ſich beim Hinausgehen ſtürmiſch durcheinander. Auch den Ariſtokraten entſchlüpften Aeußerungen, die keineswegs günſtig für das Miniſterium klangen. Denn dieſe Herren ärgerten ſich hier zu ſein, weil ihnen Necker ſoeben geſagt, daß das Geldbedürfniß des Staats es keineswegs unumgänglich nothwendig gemacht, die Reichsſtände zu berufen. Da er ſich anheiſchig gemacht, den Zuſtand der Finanzen Frankreichs ſchon in ſpäteſtens acht Monaten wieder herzuſtellen, ſo fragte man ſich erſtaunt und gereizt, warum er dem Adel erſt dieſe fatale Unbequemlichkeit auferlegt, und warum der ganze Skandal einer ſolchen Verſammlung nicht lieber vermieden worden ſei?

Mirabeau war beim Ausgange aus dem Saal mit Lafayette zuſammengetroffen, der ihn in dieſem Augenblick mit größerer Freundlichkeit begrüßte, als es ſonſt in ihrem gegenſeitigen Verhältniß lag.

Nun, Graf Mirabeau, fragte Lafayette, indem er ihm in ſeiner herzlichen Weiſe die Hand darreichte, wie hat es ſich auf den Bänken des dritten Standes geſeſſen?

Sehr gut, entgegnete Mirabeau, denn man ſaß da wenigſtens trocken, indem man nicht nöthig hatte, ſich mit den Lobſprüchen eines Necker den Kopf beregnen zu laſſen. Und Ihr, amerikaniſcher Freiheitsheld, den der Adel zu ſeinem Vertreter in dieſer Verſammlung erkoren?

Wir ſind dort auch nicht gerade naß geworden von dem Lobe Necker's, verſetzte Lafayette, denn der ganze Adel ſchüttelte den Kopf und es fiel dadurch Alles wieder von ihm ab, was von der Dachtraufe der Necker'ſchen Rede herunterrieſeln wollte.

Es war eine nichtswürdige, gleißneriſche, mit nichts als mit einer Mauſefalle zu vergleichende Rede, rief Mirabeau mit dem heftigſten Zorn. Wenn er blos von den Finanzen ſprechen wollte, ſo hätte er doch auch von dem heiligen und unveräußerlichen Recht dieſer National-Verſammlung ſprechen müſſen, nämlich von dem, die Abgaben zu bewilligen, um ſo mehr, da der König ſchon ſeit länger als einem Jahre dies Recht ſeinem Volke feierlich zuerkannt hat! Das Steuerbewilligungsrecht müſſen wir als die erſte Stufe unſerer Freiheit feſthalten, ſonſt ſtolpern wir gleich zu Anfang. Und von einer Conſtitution für Frankreich kein Wort! Dafür ein armſeliges Coquettiren mit den Privilegirten. Und während er der

Vereinigung der drei Stände zu einem einzigen nationalen Körper den ganz natürlichen Lauf hätte laſſen ſollen, der gar nicht aufgehalten und abgeändert werden kann, reibt er der Verſammlung den innern Zwieſpalt ihrer Theile recht gefliſſentlich unter die Naſe, wie eine Priſe Spaniol. Wenn ſie dann ſo nieſet, wie der Hof es zu hören wünſcht, will Necker ihr ein gnädiges Proſit zurufen, indem er ihr auf die Schulter klopft und ſie ſeine liebe Provinzialverſammlung nennt, die auch fein ſäuberlich nach Ständen geſondert geblieben. Dieſer Necker iſt ein kluger Mann, und er ſollte nicht einſehen können, daß die alten Künſte ſämmtlich verbraucht ſind, daß mit Kabalen und Intriguen kein Volk mehr zu regieren iſt, und daß der Miniſter ertrinken muß, der heut noch dem Strom der öffentlichen Meinung entgegen ſchwimmen will? *)

Die klügſten Leute ſind oft zu dumm, um es zu bemerken, daß ſie plötzlich in einer andern Zeit leben, ſagte Lafayette. Lebt wohl, Graf Mirabeau. Ich

---

*) Mirabeau Journal des États-généraux Nr. 13., mit welcher Nummer das Journal den Titel Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettans annahm, weil ihm die Cenſur-Behörde die Erlaubniß zur Herausgabe eines Journals ſtreitig machen wollte.

ſehe, Ihr denkt immer noch zu gut von einem Miniſter des Hofes. Ich aber, obwohl ich zufällig auf den Bänken des Adels ſitze, denke ſehr ſchlimm von dem, was werden wird und werden muß. Es iſt aber einmal ſo gekommen, daß das Schlimmſte das Beſte ſein wird. Nun, wir werden ſehen, wie es morgen geht. Morgen wird es ſich darum handeln, die Vollmachten der Wahlen zu prüfen, und es wird ſich nun zeigen, ob die Privilegirten einſtimmen werden, dies erſte Geſchäft in einer gemeinſchaftlichen Sitzung aller Stände vorzunehmen, oder ob dabei ſogleich die Sonderung nach Ständen eintreten wird. Das Loos kann alſo morgen ſchon geworfen werden, Graf Mirabeau! —

Sie trennten ſich, und Mirabeau, den plötzlich eine große Traurigkeit zu beſchleichen anfing, eilte, jede andere Begrüßung mit ſeinen Bekannten vermeidend, vor die Thür hinaus, um ſeinen Wagen zu beſteigen. Draußen aber ſah ſich Mirabeau plötzlich von einigen Freunden umgeben, die er zum Theil ſeit längerer Zeit nicht geſehen, und die ihn hier erwartet zu haben ſchienen. Sie umringten ihn mit freudigen Willkommensgrüßen, und an ihren lachenden, übermüthigen Geſichtern, die ſeinen eigenen Empfindungen in dieſem Augenblick ſehr widerſprachen, erkannte Mirabeau mit Erſtaunen, daß dieſe Freunde ſeine ſchmerzliche und ärgerliche Stimmung keineswegs zu theilen ſchienen.

Willkommen, Etienne Clavière! ſagte Mirabeau. Willkommen, Dumont und Durroveray! Ich habe das Kleeblatt der Genfer ſchon im Sitzungsſaal auf der Zuſchauertribüne geſehen. Aber ſagt mir, warum Ihr mich Alle ſo lachend angrinſet? Habe ich etwas an mir, weshalb Ihr mich auslacht, oder hat Euch dieſe Eröffnung unſerer Verſammlung einen ſo unglaublichen Spaß bereitet? Vielleicht hat es Euch auch amüſirt, daß ich beim Eintritt in den Saal faſt wieder hinausgeworfen worden wäre? Ihr habt doch bemerkt, daß ich zum Empfang ausgeziſcht worden bin?

Auch das trug zur Komik dieſer jämmerlichen Verſammlung bei, ſagte Clavière, noch unaufhörlich lachend. War es denn aber nicht ein Spaß, Freund, ein ungeheurer Spaß zum Lachen, eine Verſammlung von Raben zu ſehen, die ſich mit ſo vieler Grandezza auf dem ſchon erkaltenden Körper der Monarchie niederlaſſen, und die, während ſie ſchon gleich zu freſſen anfangen könnten, erſt noch lange von ihren Rabenvätern, König, Hofleuten und Miniſtern, die doch zugleich zu ihrem Fraß beſtimmt ſind, ſich herumcomplimentiren laſſen? Und unter dieſen Raben Du, Mirabeau, der einzige Löwe, den das Geſindel auszischt, weil er nicht Ihresgleichen iſt! Nun, Mirabeau, wie riecht Dir denn die Monarchie zu, ſeitdem Du Reichsſtand Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät, des Königs von Frankreich, geworden biſt?

Du weißt, Clavière, entgegnete Mirabeau mit vieler Ruhe, daß unſere Bahnen ſich etwas geſchieden haben, ſeitdem die Bewegung in Frankreich losgebrochen iſt! Du ſteuerſt mit Deinem wilden Fahrzeug der Republik entgegen, und ſuchſt die Sturmnacht heraufzuführen, während ich zu dem Stern der freien Monarchie bete. Dein Gewölk und mein Stern, das kann und darf ſich nie berühren. Aber ich liebe Dich und die andern Genfer darum nicht weniger, und möchte nimmer Euere Freundſchaft miſſen. —

Man ſchlug ihm vor, einen Spaziergang nach Trianon zu unternehmen, da die Stunde zum Diner noch nicht herangerückt war, und eine gemeinſame Wanderung durch den dortigen Park am beſten Gelegenheit zu einer vertrauten Ausſprache geben konnte, die beſonders den Genfer Freunden ſehr am Herzen zu liegen ſchien.

Der außerordentlich ſchöne Maitag, friſch und ſonnig zugleich, der draußen wehte, unterſtützte dieſe Abſichten. Mirabeau ſchickte ſeinen Wagen nach dem Hôtel Charoſt, wo die Genfer wohnten, und wo er dann mit ihnen diniren wollte.

II.

Spaziergang nach Trianon.

Der Weg nach Trianon wurde durch den dunkelſchattigen Park von Verſailles angetreten, der heut durch eine große Anzahl von Spaziergängern ungewöhnlich belebt war. Das Volk durchwogte in großen Schaaren die Gänge und Bosquets des Gartens, betrachtete die umherſtehenden Marmorgruppen und Statuen, und ſchweifte mit Bemerkungen aller Art, die nicht mehr ſo friedlich und bewunderungsvoll wie ſonſt klangen, an den Baſſins der Waſſerkünſte und an allen den Göttern, Tritonen, Delphinen und Wallfiſchen, die heut zur Verherrlichung der Reichsſtände ihr Waſſer ſpieen, vorüber. Man erblickte darunter auch viele Abgeordnete, namentlich des dritten Standes, mit dem naiven Ausdruck der provinziellen

Neugier, die ſich an den weltberühmten Herrlichkeiten von Verſailles zu erſättigen ſuchte, und nicht müde wurde, jede Einzelnheit dieſer Merkwürdigkeiten und Wunder auf das Sorgfältigſte zu ſtudiren.

Mirabeau war mit ſeinen Freunden von der großen Allée abgebogen, um ſtiller und ungeſtörter zu gehen, da das Menſchengewühl ſeiner gereizten und trübe gewordenen Stimmung nicht behagen wollte.

Ihr macht Euch über unſere heutige Eröffnungsſitzung luſtig, und habt doch Unrecht, wenn Ihr die Sache zu gering anſchlagt! begann Mirabeau nach einer Pauſe, in welcher die Freunde ſtumm nebeneinander hergegangen waren. Wißt Ihr, welchen merkwürdigen Einfluß ſchon dieſe erſte Sitzung der National-Verſammlung bei mir geübt hat? Sie hat den auf mich geübt, daß mir in dieſem Augenblick bereits Park und Schloß von Verſailles, und Alles was hier darum und daran hängt, als etwas durchaus Altmodiſches vorkommt. Wie iſt mir? Iſt die neue Zeit wirklich ſchon emporgegangen? Ja, wahrhaftig, ich glaube es! Und dann ſind alle dieſe alten Herrlichkeiten hier, dieſe Götter- und Muſchel-Baſſins, dieſe Amphitheater von Raſenſitzen mit den prächtigen Vaſen und Girandolen, dieſe Entführungen Proſerpina's durch Pluto, dieſer Apollo und dieſe Venus, dieſe Cleopatra, dieſer Cäſar und dieſer höchſt edelmüthige Marc Aurel, der gleichwohl ſo ſchöne, üppige Lenden hat, ſie ſind alle nichts mehr als veralteter Trödel, als die zerfallende Garderobe der alten franzöſiſchen Monarchie. Es giebt von heute an ein Ancien Regime in Frankreich, ich fühle es unter jedem Schritt, den wir jetzt durch den Park von Verſailles zurücklegen. Dieſe alten Steine vergilben und bemooſen ſich ſchon vor meinen Augen, die geſchnittenen Laubwände wollen ſich ausdehnen zu einem neuen und freien Wachsthum, und die Krone Frankreichs überblüht mit neuer Lebenskraft den ganzen prächtigen Plunder von Verſailles!

Ihr ſeid und bleibt ein liebenswürdiger Schwärmer, Graf Mirabeau, ſagte Einer der Genfer Freunde, der bisher am wenigſten geſprochen, Etienne Dumont. Wir praktiſchen Genfer können da freilich nicht ganz mit, denn wir ſind zu induſtriell geboren und erzogen, um uns ſo leicht über die richtigen Schrauben und Griffe, auf die es ankommt, zu täuſchen. Eine Monarchie iſt nie zu verjüngen, am allerwenigſten durch eine Ständeverſammlung. Wir ſind auf die Bewegungen Euerer Verſammlung mit allen unſern Fibern geſpannt, denn nur um deswillen denken wir uns jetzt einige Monate hier in Verſailles aufzuhalten. Aber wir hoffen, daß die Frucht Euerer Verhandlungen nicht eine neue Zeit für die Monarchie, ſondern eine neue Zeit der Volksherrſchaft für ganz Europa ſein wird!

Dumont war ein Mann in mittleren Jahren, von einer unſcheinbaren, einfachen Geſtalt, in der ſich aber bei näherem Betrachten die größte Entſchiedenheit und Energie ausprägte. Er war früher Prediger in Genf geweſen, und hatte in Folge der politiſchen Unruhen des Jahres 1782, in denen die Regierung von Genf ausſchließlich in die Hände der ariſtokratiſchen Partei gefallen war, als eines der eifrigſten Mitglieder der unterdrückten Volkspartei ſeine Heimath verlaſſen. Er hatte darauf längere Zeit in ſehr bedeutenden Verbindungen in London gelebt, und ſich vor einigen Jahren lediglich in der Abſicht nach Paris begeben, um die Bekanntſchaft Mirabeau's zu machen, deſſen Name im Kreiſe der Genfer Flüchtlinge in London einen großen Klang gewonnen.

Daß mein ſanfter Dumont ein ſo fürchterlicher Republikaner iſt! ſagte Mirabeau, indem er ſeinen Arm lebhaft in den des Freundes legte. Wenn man Euch ſieht, Dumont, ſollte man Euch noch immer für den ſtillen und friedſamen Prediger Euerer Gemeinde in Genf halten, denn das Predigerhafte an Euch, das ebenſo unveräußerlich iſt, wie es mir die franzöſiſche Monarchie zu ſein ſcheint, färbt ſelbſt noch die Ausbrüche Eures wüthenden Republicanismus! Aber dennoch möchte ich einmal an Euerer milden Bruſt beichten, wie mir zu Muthe iſt, und ich glaube, dies würde uns Beiden wohlthun. Denn es will mir nicht recht in den Kopf, lieben Freunde, daß gerade jetzt die Wege ſo mancher eng verbundenen Freunde ſich ſcheiden ſollen! Auch mit Chamfort geht es mir ſo. Er iſt zwar kein Genfer, aber er iſt mir ſeit einigen Wochen ſo fürchterlich aufgeregt geworden, daß er nur noch den dämoniſchen Feuerwein der Republik auf ſeinen Lippen ſchlürft, und mein monarchiſches Prinzip wie unſchuldige Buttermilch dagegen erſcheint. Kinder, ich möchte mit Euch kämpfen und ringen, wie ein Gladiator, um Euch anderer Meinung zu machen.

Der dritte der Genfer Freunde, Duroveray, der ſich bisher im Verfolgen des Weges ſtillſchweigend damit beluſtigt hatte, mit ſeinem Spazierſtock gegen die ihnen unterwegs begegnenden mythologiſchen Statuen zu klopfen, ſchlug in dieſem Augenblick ſo ſtark gegen eine nach einer Antike geformte Jupiter-

Statue, daß aus der davon erklingenden Bildſäule faſt ein wehklagender Ton hervorzudringen ſchien.

Der alte Jupiter ſchreit auch, wenn die modernen Stöcke ihn berühren! ſagte Duroveray, ein großer, hochemporgewachſener Mann, den eine ſehr ſtattliche und vornehme Perſönlichkeit auszeichnete. Er war ehemals General-Procurator der Republik Genf geweſen, und hatte ebenfalls auf Veranlaſſung der dortigen Revolution von 1782 mit ſeinen andern politiſchen Freunden Genf verlaſſen. Mirabeau hatte ihn ſchon bei ſeinem Aufenthalt in London kennen gelernt und ſich zu dem Mann, der mit ſeinem ernſten und getragenen Weſen zugleich eine flammende Thätigkeit und Beweglichkeit für die Intereſſen der Zeit verband, mit einer ächten Zuneigung hingezogen gefühlt.

Dem alten olympiſchen Jupiter glaubt Ihr mit Eurem Spazierſtock zu Leibe gehen zu können, Durovëray? fragte Mirabeau, indem er ihm gutmüthig zulächelte.

Ja, entgegnete Durovëray mit einem kühnen Blitzen ſeiner Augen, man braucht jetzt nur noch einen Spazierſtock dazu, um den ganzen mythologiſchen Tröbel der Vergangenheit zu zerklopfen. Die alten Götter werden von ihren Poſtamenten ſtürzen, Etienne

Clavière wird Finanzminiſter von Frankreich werden, und den Grafen Riquetti von Mirabeau machen wir zum Miniſter des Auswärtigen, oder wir ſchicken ihn als Diplomaten nach Conſtantinopel, wo er ſich mit einem türkiſchen Harem umgiebt, um mit ſeinen monarchiſchen Gliedern das ächte Sultanat zu ſtudiren!

Woher kennt Ihr meinen Lieblingswunſch, Duroveray? fragte Mirabeau, aus vollem Halſe lachend. Wahrhaftig, ein Geſandtſchaftspoſten in Conſtantinopel iſt das beſte Ziel, das ich mir noch zu erreichen wünſche. Ich erlaube Euch, Duroveray, das weiter auszuplaudern, denn wenn mir Einer dieſen beneidenswerthen Poſten an den Hals hängen will, laſſe ich noch heut National-Verſammlung, Verſailles, Jupiter Stator und Ludwig XVI., Venus und Marie Antoinette im Stich.

Aber ich muß doch bitten, mein künftiges Finanzminiſterium noch etwas zu beſchweigen, ſagte Etienne Clavière, indem er mit einer drolligen Gebärde den Finger über den Mund legte. Denn der jetzige Inhaber dieſes Poſtens, Herr Necker, könnte davon Wind bekommen, und wir brauchen ihn noch ſehr für die Sache Genfs, die wir in dieſem Augenblick bei ihm bearbeiten! Dumont und Duroveray haben jetzt faſt täglich Audienz bei Herrn Necker gehabt, und wir verdanken ihre jetzige Anweſenheit in Frankreich vorzugsweiſe dieſer politiſchen Operation.

Was kann man denn an einem Necker noch für Operationen machen? fragte Mirabeau mit einer verächtlichen Handbewegung.

Du weißt, entgegnete Clavière eifrig, indem ſie einen Augenblick ſtillſtanden, daß in dieſem geſegneten Jahre 1789, wo bei Euch alle Glocken zu läuten angefangen, auch unſer ſchönes Genf eine neue Revolution gemacht hat. Aber keine vollſtändige und genügende, ſondern eine ſehr übereilte. Die Volkspartei hat ſich damit begnügt, in einen Theil der Rechte zurückzukehren, die es 1782 verloren, aber die Ariſtokraten haben zu viel behalten, um nicht bald wieder Alles zu haben. Auch kann die Republik Genf nur dann wieder zu ihrer völligen Freiheit aufblühn, wenn es von der Kette wieder losgewunden wird, mit der es Frankreich und die andern garantirenden Mächte umwickelt haben, denn nur mit Billigung und Uebereinſtimmung dieſer Mächte darf es ſich ja neue Verfaſſungsgeſetze geben. Unſere Genfer Freunde denken dies mit Hülfe Necker's jetzt durchzuſetzen, und es wird ſich nun zeigen, ob Euer Necker wirklich die Säule des Volkes iſt, wofür ihn ſeine Anhänger ausſchreien. Dumont hat ein ganz neues

Verfaſſungsgeſetz für Genf ausgearbeitet, welches aus den Berathungen aller Genfer Flüchtlinge in England hervorgegangen iſt. Du ſiehſt, Mirabeau, die Uhrmacher-Republik will von Euch Franzoſen profitiren. Aber die Genfer werden Euch auch nützen und rathen können in Eurer glorreichen Revolution, denn wenn Männer, wie Dumont und Durovray, auch nur als Zuſchauer hier bleiben, und dieſe ſogenannten Reichsſtände beobachten, ſo wird das ſchon ein Gewinn für uns Alle ſein.*) —

Die Freunde begaben ſich weiter, und hatten ſich raſch dem Ende des Parks von Verſailles genähert, wo ſie bereits in einiger Entfernung das ſchöne Schloß Groß-Trianon, welches Louis XIV. einſt für Frau von Maintenon erbauen ließ, mit ſeiner Säulenhalle von grünem und rothem Marmor vor ſich liegen ſahen.

Man bemerkte, daß Mirabeau ſehr traurig und ernſt ausſah, wie man ihn ſonſt nicht leicht zu finden gewohnt war.

Ihr ſeid uns noch Euere Bekenntniſſe ſchuldig geblieben, Graf Mirabeau, ſagte Dumont, indem er ihm in ſeiner herzlichen Manier die Hand auf die

---

*) Etienne Dumont (de Genève) Souvenirs sur Mirabeau (Paris 1832) p. 3. 4.

Schulter legte. Wie mir ſcheint, ſeid Ihr im Grunde ſehr unſerer Meinung, daß die Verſammlung keine guten Elemente in ſich trägt, und es ſelbſt Eurem mächtigen Genius ſchwer werden wird, in einer ſolchen Geſellſchaft Wurzel zu ſchlagen?

Ihr meint, weil ſie mich bei meinem Eintritt ausgeziſcht haben? fragte Mirabeau, indem Zorn und Schmerz in ſeinem Geſicht aufſtiegen. Das kann freilich nur von einigen elenden Wichten ausgegangen ſein, die meine Kraft zu fürchten haben, und mir darum ſchon jetzt den Boden unter den Füßen zu lockern ſuchen. Mir iſt nicht bange, denn ſobald ich erſt das Wort in der Verſammlung genommen habe, werde ich ſie zwingen, meinen Fußtapfen zu folgen. Aber in dieſer Verſammlung herrſchen bereits Neid und Eiferſucht gegen Alles, was ſich in ihr auszeichnen und hervorthun könnte, und das iſt es, was mich traurig macht und verſtimmt. Es iſt der Oſtracismus gegen das Talent, der mir heut ſchon dieſe jämmerlich ziſchenden Stimmen auf den Hals geworfen hat. Denn was will man eigentlich von mir? Meine Feinde unter dem Adel geben ſich den Anſchein, mich meiner Vergangenheit wegen anſtößig zu finden! Daß ich mit meinem eigenen Vater um meine Freiheit und Ehre habe kämpfen müſſen, daß ich einige Frauen entführt, viele, allerdings ſehr viele Schulden gemacht, in allen möglichen Gefängniſſen Frankreichs geſeſſen, und hier und da auch einigen Skandal gehabt habe, wie man ihn hat, wenn man überhaupt lebt, damit denken dieſe Herren Privilegirten ihren Haß gegen mich zu bewaffnen. Sind dieſe Leute denn etwa ſittlicher als ich? Der Unterſchied zwiſchen uns iſt ja blos der, daß ſie mit ihren parfümirten Laſtern zugleich hoffähig geblieben, während ich ſtets eine Art von Naturburſche meiner Laſter war, und ohne mir viel Schlimmes dabei zu denken, hineingerathen bin, wie man in einen Wald geht, um ſich Erdbeeren zu pflücken. Jetzt möchten ſie mich ausſtoßen aus einer Verſammlung, in die ſie ſelbſt nur widerwillig getreten, und der ſie weder durch ihren Namen noch durch ihre Sitten Ehre machen können, während meine Ehre mit der Nationalehre zuſammenfallen ſoll, und mit derſelben zu einem Glanz emporleuchtet, wie ihn dieſer verrottete Adel nie an ſich gekannt hat! Man denkt ſogar die auf mich gefallenen Wahlen von Aix und Marſeille anzugreifen, und will dieſelben als nichtig darſtellen, weil ich mit unerlaubten Kunſtgriffen auf die dortige Bevölkerung gewirkt hätte. O die Narren und Thoren, ſie ſind in ihrer altprivilegirten Eigenſucht ſo verhärtet, daß ſie es nicht begreifen, wie man dem Volke hingegeben ſein kann um des Volkes willen! —

Sein Ton verrieth bei dieſen Worten die tiefſte und ſchmerzlichſte Bewegung. Und als ihn die Freunde mit der innigſten Theilnahme umringten, bemerkten ſie, daß in ſeinem gerötheten Auge eine Thräne ſchimmerte.*)

Ich begreife nicht, wie Ihr davon ſo überraſcht und ergriffen ſein könnt, Mirabeau, nahm Dumont jetzt in ſeiner einfachen und zum Herzen ſprechenden Weiſe das Wort. Wer ſo, wie Ihr, in aller Rückſichtsloſigkeit des freien Genius aufgetreten, und, wo er es für recht oder bequem hielt, alle Welt verletzt hat, wie kann der auf ein Entgegenkommen namentlich bei ſeinen offenen Feinden rechnen? Glaubt Ihr denn, daß Euer „Journal der Reichsſtände", welches Ihr ſeit einigen Tagen herausgebt und worin Ihr die ſchärfſte Cenſur über die Verſammlung und alle ihre Mitglieder angekündigt, dazu geeignet iſt, Euch die Gemüther dieſer Herren vom Adel zuzuwenden? In die Wunden, die Ihr ihnen ſonſt ſchon geſchlagen, ſtreut Ihr jetzt noch den Pfeffer Euerer Publiziſtik, und ſeid dann erſtaunt, daß ſie denſelben nicht als reinen Balſam für ihre Haut empfinden? Nein, Mirabeau, ſeid ſtolz und böſe, aber nicht weich und geärgert! Wenn Ihr, wie ich, in einer Republik gelebt hättet, würdet Ihr geneigter ſein, zu Anfang jede Partei mit Ruhe gewähren und ihre Springfedern ſich aufziehen zu laſſen, wie es ihr gefällt. Nachher kommt dann um ſo ſicherer der Moment, wo man ſich gegenſeitig den Hals brechen kann, weil man ſich erſt alle ſeine Geheimniſſe abgelernt hat. Habt doch nur Geduld, Mirabeau! Alle dieſe Halb-Talente und Halb-Sittlichkeiten, die Euch jetzt noch in dieſer buntſcheckigen Verſammlung entgegen ſtehen, werden vor Euch in den Schatten und Staub kriechen, ſobald Ihr erſt das ganze Gewicht Eueres Talents, gleich dem Rieſenflügel eines urweltlichen Vogels, über die Verſammlung gebreitet haben werdet. Aber zugleich müßt Ihr eingedenk ſein, daß Ihr Euch nur durch die Verſammlung emporheben und nur auf ihren Schultern den Flug beſchreiben könnt, der Euch gebührt. Die Sonnenbahn Eueres eigentlichen Ruhmes könnt Ihr nur von dieſer Verſammlung aus betreten, das iſt ſchon gewiß, Mirabeau! Mirabeau ſteht jetzt auf dem größten Theater der Welt, in ſeinen Mund iſt das Wort gelegt, das ihn zum Herrn der Situation machen muß, aber es iſt nöthig, daß er ſich ſogleich in das richtige Licht ſtellt, um richtig geſehen zu werden. Was haben denn die kleinen Nadelſtiche von heut zu ſagen gegen eine einzige Stunde des hinreißenden und himmelſtürmenden Erfolges, der für einen Mirabeau nicht ausbleiben kann? Aber wir ſind der Meinung, daß Ihr nach einem neuen Plane arbeiten müßt! Vor allen Dingen dürft Ihr Euch nicht zu ſehr übereilen, in der Verſammlung das Wort zu ergreifen, ſondern Ihr müßt dafür eine ganz beſondere und wichtige Gelegenheit abwarten, in der nur Ihr, mit Euerem Talent, das Richtige und Entſcheidende ſagen, bei der Ihr Alle unabweisbar mit Euch fortreißen könnt! Dann müßt Ihr auch den allzu bittern Ton in Eurem Journal meiden und Euch dazu verſtehen, ſogar einigen Deputirten Lobſprüche zu ſpenden und die Verſammlung ſelbſt unter einem möglichſt würdigen Geſichtspunkt darzuſtellen. Das ſind die republikaniſchen Genfer, die Euch das rathen. Wenn Ihr ſo handelt, Mirabeau, arbeitet Ihr für uns Alle, und Gottes Lohn komme auf Euer unſterbliches Haupt!*)

---

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau. p. 48.

Vortrefflich! Vortrefflich! rief Clavière, während Mirabeau und Dumont ſich in dieſem Augenblick in die Arme fielen und ihre Uebereinſtimmung herzlich bekräftigten. Unſer Freund Dumont hat wahr und herrlich geſprochen, nur ſchlug ihm zuletzt wieder, wie immer, der Prediger in den Nacken, indem er noch Gottes Lohn auf den Vorkämpfer der Freiheit herabrufen muß! Aber ich kann mich nicht enthalten, noch meinerſeits Amen dazu zu rufen!

---

*) Dumont Souvenirs. p. 49.

Mirabeau richtete ſich mit einem ſichtlich erheiterten und beruhigten Ausdruck aus den Armen Dumont's wieder empor und ſagte dann: Ich mag ſehr wenig Tugenden an mir haben, aber daß ich ein Herz habe, welches für die Freundſchaft gebaut iſt, wird man mir nicht abſprechen können. Eure Worte, Dumont, ſind wie erquickender Morgenthau in mich eingedrungen, und Ihr dürft überzeugt ſein, daß die Saat danach aufgehen wird, wie Ihr es gewünſcht habt. Ich liebe Euch, und darum folge ich Euch.

Wollen wir jetzt Groß-Trianon oder Klein-Trianon beſuchen? fragte Clavière, indem ſie auf dem Punkt ſtanden, wo die beiden berühmten Luſtſchlöſſer in geringer Entfernung von einander vor ihnen lagen.

Ich denke, das Ziel unſerer Wanderung iſt Klein-Trianon geweſen, ſagte Mirabeau, indem er ſeine Schritte raſch zu dem zierlichen Pavillon hinüberlenkte, wohin ihm die Uebrigen folgten.

Ach, ſagte Clavière höhnend, unſern Freund treibt die Sehnſucht, ſich in den idylliſchen Aufenthalt der liebreizenden Königin zu verlieren. Ja, Mirabeau, wir haben es bemerkt, wie Eure Augen während der Sitzung heut eigentlich nur auf Marie Antoinette gerichtet waren, die Euch gerade gegenüber wie eine blaſſe Magdalene unter dem goldenen Thronhimmel ſaß. Was ſoll daraus werden, Freund? Wenn Ihr Euch in allem Ernſt noch in die Königin verlieben ſolltet, ſo kann die Revolution Euch nachpfeifen, und Mirabeau wird Rinald im Zaubergarten der Armide.

Der Zaubergarten der Armide, ſagte Mirabeau, indem er lächelnd auf den vor ihnen liegenden Garten von Klein-Trianon hindeutete, iſt, wie Ihr ſeht, ein ſchöner Garten im engliſchen Stil, den Marie Antoinette nach ihrem eigenen Plan hat anlegen laſſen, und der nur einen liebenswürdigen, natürlichen Geiſt, aber durchaus keine myſteriöſe Romantik verräth. Ich habe ſchon bemerkt, daß ihr Genfer ſehr ſtark eingenommen ſeid gegen Marie Antoinette, und daß Ihr überall gegen ſie zu wirken und aufzuregen ſucht. Es kann doch unmöglich zu Euerer politiſchen Parole gehören, gegen die ſchönſte Frau der Welt den erſten Angriff zu unternehmen?*)

---

*) Soulavie VI. 17.

Mirabeau, Mirabeau, entgegnete Clavière, indem er drohend ſeinen Finger erhob, man ſieht, daß der Zaubergarten der Armide auch im engliſchen Stil Dich bereits berückt hat! Du wunderſt Dich heut plötzlich, warum wir vorzugsweiſe gegen die Königin aufzuregen ſuchen? Die ſchöne Frau iſt der eigentlich verwundbare Punkt der franzöſiſchen Monarchie. Und man muß eine Feſtung da angreifen, wo ſie am leichteſten einzunehmen iſt. Marie Antoinette hat ſich vor den Thron Frankreichs geſtellt und dem Volke Geſichter geſchnitten. Was ſie trifft, erſchüttert den Thron, es kann gar nicht anders ſein. Und wie iſt es möglich, daß Du die Königin wirklich ſo ſchön findeſt? Was ſoll man mit einem Geſicht anfangen, in welchem römiſche Naſe und öſterreichiſche Lippe um die Oberherrſchaft miteinander ſtreiten? Dazu hat ſie beſtändig feuchte Augen, und der Eindruck ihres ganzen Weſens iſt der einer unläugbaren Fadheit und Seichtigkeit, die gar keinen geiſtigen Gehalt kennt. Nur der Teint iſt ſchön. Aber kann man Teint lieben?

Du biſt, wie immer, ein bösartiger Spötter, Clavière, erwiederte Mirabeau mit ſichtlichem Unmuth. Ihr wollt mich mit Euerem republikaniſchen Weſen auch noch darin kreuzen, daß Ihr die Schönheit da, wo ſie ſich findet, nicht mehr anzuerkennen vermögt. Geht, wenn Ihr Euch dafür von der engliſchen Regierung Penſionen bezahlen laſſet, um gegen die Schönheit einer Frau zu Felde zu ziehen, ſo könnten ſich unſere Wege leicht ſcheiden!*)

Mirabeau wird im Ernſt böſe! lachte Clavière, indem er ſich zu Dumont und Duroveray wandte, die ihn Jeder am Arm ergriffen und mit freundſchaftlichen Scherzworten wieder zu begütigen ſuchten.

Man begab ſich jetzt zu dem Schloſſe hinüber und betrachtete den mit ſeinen korinthiſchen Säulen und Pilaſtern ſich anmuthig darſtellenden, obwohl etwas unregelmäßig erbauten Pavillon, den die Genfer Freunde zum erſten Mal in genaueren Augenſchein nahmen. Mirabeau lud ein, den Garten zu betreten, zu welchem der Zugang am heutigen Tage, wo die Königin zum Diner in Verſailles zurückgeblieben, dem Publikum verſtattet war.

Mirabeau begegnete auch in den Gängen des Gartens, welche ſie durchſchritten, einer nicht geringen

---

*) Es war ſehr allgemein verbreitet, daß Clavière, Dumont und Duroveray als Agenten Englands mit bedeutenden Summen bezahlt wurden, um den Thron in Frankreich umſtürzen zu helfen und damit die Rache Englands wegen der Parteinahme Frankreichs im amerikaniſchen Krieg zu vollführen. Soulavie V. 296.

Anzahl von Abgeordneten der Nationalverſammlung, die ſich hier ebenfalls zum Betrachten der Merkwürdigkeiten eingefunden hatten. Die Berührung mit dieſen Herren, die erſtaunt und wißbegierig überall umherſchweiften, war nicht ganz zu vermeiden, und ihre unaufhörlichen Fragen, mit denen ſie ſich namentlich an Mirabeau drängten, hatten um ſo mehr einigen Anſpruch auf Berückſichtigung, als die Frager den entfernteren Provinzen Frankreichs angehörten und zum Theil die wunderlichſten und übertriebenſten Vorſtellungen über Alles, was ſie erblickten, zu erkennen gaben.

Es befanden ſich darunter der Bürger und Weinhändler aus Bordeaux, Bernard Valentin, und der Ackerbauer Choiſy aus Châlons-ſur-Marne, die ſich, wie die meiſten Abgeordneten des dritten Standes, bei kleinen Bürgern in Verſailles in Quartier begeben und von ihren Wirthsleuten die abenteuerlichſten Dinge über den Hof, die königliche Familie und die in den Schlöſſern von Verſailles und Trianon enthaltenen unerhörten Geheimniſſe, eingeſogen zu haben ſchienen.

Wo mögen denn die berüchtigten petits appartements ſein, Herr Graf von Mirabeau? fragte Bernard Valentin, indem er mit unheimlich blitzenden Augen nach dem Schloſſe zurückſah. Iſt es wohl wahr, daß man darin noch Spuren von den ſchauderhaften Luſtgelagen findet, welche Louis XV. darin abhalten ließ? Giebt es wirklich ein Cabinet darin, wo auf dem Getäfel des Fußbodens noch Spuren von Blut ſind, die man niemals wieder hat abwaſchen können? Louis XV. ſoll nämlich dort mit ſeinen Maitreſſen in eine ſolche Luſt hineingerathen ſein, daß ſie ſich vor Raſerei einander geſchlagen haben und die Maitreſſen dabei ihr Blut verloren.

Und die Königin Marie Antoinette, Herr Graf von Mirabeau, treibt ſie denn wirklich ſo fürchterliche Dinge, wenn ſie hier in Trianon iſt? fragte der Ackerbauer Choiſy mit nicht minder ſtürmiſchem Eifer, indem er ſeine Augen weit aufriß und ſich ängſtlich umherſah. Man ſagt, daß ſie hier noch in demſelben Bett ſchläft, in dem die Dubarry, ich meine die Maitreſſe des vorigen Königs, hier geſchlafen, was ſich doch für eine wirkliche und anſtändige Königin nicht ſchicken dürfte?*)

Und iſt es wahr, begann Bernard Valentin wieder, indem auf ſeinem breiten Geſicht ſich die tiefſte Beſorgniß malte, iſt es wahr, daß ſie des Nachts ſich hier auf der Terraſſe von Trianon umhertreibt, während ihr Mann wie ein guter Hausvater ſich Punkt elf Uhr auf's Ohr legt und von ſeiner umherſchwärmenden Gemahlin nichts mehr weiß? Sie ſoll dann ganz ungenirt mit allen möglichen Leuten aus dem Publikum verkehren und neulich mit einem jungen Kaufmannsdiener die halbe Nacht hindurch auf einer Bank unter einem Baum geſeſſen haben. Iſt das wahr, Herr Graf von Mirabeau?

---

*) Campan I. 110.

Iſt das wahr, Herr Graf von Mirabeau, ſagte dann wieder der Ackerbauer Choiſy, daß die Königin ein ſo verſchwenderiſches Leben führt, daß ſie durchaus keine gute Wirthin iſt, wie man doch auch von einer regierenden Königin verlangen kann, und daß ſie Brillantknöpfe von unermeßlichem Werth ſogar an ihren Nachthemden trägt? Iſt es da zu verwundern, daß es mit den Finanzen Frankreichs ſo ſchlecht ſteht, und werden wir nicht ſchon in einer der nächſten Sitzungen unſerer Verſammlung darauf zu ſprechen kommen müſſen?

Iſt es wahr, Herr Graf von Mirabeau, ſagte dann der Bürger und Weinhändler aus Bordeaux, iſt es wahr, daß man dies Trianon jetzt auch Klein-Wien oder Klein-Schönbrunn nennt, und daß man damit auf die geheime öſterreichiſche Kanzlei anſpielt, die in einem Keller des Schloſſes verborgen ſein ſoll, und die nur darauf hinarbeitet, Frankreich einſt mit Haut und Haaren an das Haus Habsburg zu verkaufen?

Clavière und ſeine beiden Freunde rieben ſich vor Vergnügen die Hände, während Mirabeau einen Augenblick lang mit ernſtem und mißbilligendem Kopfſchütteln daſtand. Dann ſagte er zu den beiden Herren: Meine lieben Collegen! Was uns unſere Wirthsleute in Verſailles erzählen, müſſen wir uns vor allen Dingen hüten, in die Politik zu übertragen, denn dazu hat uns das Volk ja zu ſeinen Vertretern erwählt, damit wir überall einen freien und ungetrübten Blick beweiſen ſollen! So wohne ich bei einem ſonſt höchſt ehrenwerthen Färber in Verſailles, der mich geſtern alles Ernſtes verſichern wollte, daß unſer guter König ein Trunkenbold ſei und alle Tage eine unmäßige Menge von Wein verbrauche.*) Nun iſt aber der König, wie Jedermann weiß, der nüchternſte Mann in der ganzen Monarchie, und wenn Ihr lauter ſo mäßige Kunden in Euerem Geſchäft in Bordeaux hättet, Herr Bernard Valentin, würdet Ihr bald Euren Laden ſchließen müſſen. Gerade ſo verhält es ſich mit den Verdächtigungen, welche man gegen die Königin richtet. Sieht dies hübſche, jetzt ſo unſchuldige Trianon, ſeitdem Marie Antoinette es bewohnt, wohl ſo aus, wie der Sitz ägyptiſcher Geheimniſſe und Bacchanalien? Dieſen reizenden engliſchen Garten, der durchſichtig und offen wie eine ſchöne Seele daliegt, hat ſie ſich nach ihrem Lieblingsgeſchmack anlegen laſſen. Hier geht ſie oft ganz einfach, nur im Schmuck ihrer Mutterliebe ſtrahlend, mit ihren Kindern an der Hand ſpazieren, oder ſie ſitzt auf einer Raſenbank und näht oder ſtickt, wie eine Euerer Hausfrauen, auf das Kunſtfertigſte mit der Nadel. Das ſanfte, gemüthliche Leben der Königin in Trianon kann Euch gerade beweiſen, daß Marie Antoinette den Sinn für die rauſchenden und verſchwenderiſchen Sitten von Verſailles verloren, und die ländlichen Feſte und Freuden, die hier nur ſpielen können, allem Glanz des Hofes vorzieht. Kann man reiner und unſchuldiger leben, als die Königin hier mit dem König lebt, mit dem ſie als Bauer und Bäuerin ſich neckt, nur den Uebermuth ihrer Herzensgüte ſich verſtattend? Oh, und daß ſie nicht nur wunderbar ſchön iſt, dieſe Königin, ſondern auch himmliſch gut und mild, das, meine Freunde und Collegen, können Euch jene zwölf Hütten dort beweiſen, die hinter dem Park auf jenen Anhöhen ſo maleriſch verſtreut ſind. Die Königin ließ ſie vor einigen Jahren erbauen, um darin arme und unglückliche Familien aufzunehmen, die ihren vollſtändigen Lebensunterhalt darin finden. So iſt dies Trianon zugleich ein Aſyl des Unglücks und ein Tempel der Barmherzigkeit geworden, und man will es zum Theater der ausſchweifendſten Scenen machen, die kaum möglich zu denken ſind, geſchweige daß ſie in der Wirklichkeit hätten ausgeführt werden können. Es iſt möglich, daß die Königin Marie Antoinette kein bedeutender Geiſt iſt, und daß an ihrer höheren Bildung Manches vernachläſſigt worden. Außer einigen ſchlechten Romanen, mag ſie vielleicht nicht viel von der Literatur geleſen haben. Aber ſie iſt das ächte, naturvolle, herrliche Weib, und wenn wir nur den Thron erſt verbeſſert haben, meine Herren, was doch weſentlich eine Aufgabe unſerer Verſammlung iſt, ſo werdet Ihr auch die Königin erſt recht in ihrem wahren Glanze auf demſelben erkennen!

---

*) Campan II. 4.

Die beiden Abgeordneten des dritten Standes ſchüttelten dem Grafen Mirabeau jetzt vergnügt die Hände und bedankten ſich für die zufriedenſtellende Auskunft, die er ihnen ertheilt, worauf ſie ihre forſchende Wanderung durch den Park fortſetzten.

Mirabeau ſchlug ſeinen Freunden vor, den Rückweg anzutreten, da noch eine neue Gruppe von Collegen des dritten Standes ſich heranzubewegen ſchien, und ihnen außerdem die Stunde für das Diner im Hôtel Charoſt herangekommen dünkte.

Du haſt Deine Collegen aus der Nationalverſammlung ſehr gut beſchieden, Mirabeau, ſagte Clavière, als ſie den nächſten Weg, der nach Verſailles zurückführte, eingeſchlagen hatten. Aber was ſoll aus Louis XVI. werden, wenn Du Deine begeiſterte Liebe für die Königin, die plötzlich wieder in ſo hellen Flammen ſteht, mit der Zeit allen Abgeordneten des dritten Standes einblaſen wirſt? Der König ſoll neuerdings etwas ſtark zur Eiferſucht neigen, und würde es dann bereuen, den dritten Stand noch verdoppelt zu haben, wenn nun in demſelben plötzlich ſechshundert Liebhaber der ſchönen Königin erſtehen. Das könnte die gefährlichſte Seite unſerer Revolution werden, und der König würde Euch lieber zum Teufel jagen, um aus freien Stücken eine Verfaſſung oder einen Fetzen engliſcher Charte, wie Ihr conſtitutionell Verliebten es doch ſo gern haben möchtet, zu geben!

Höre mich an, Clavière! ſagte Mirabeau mit nachdrücklichem Ernſt. Ich werde Deine großen Verdienſte nie verkennen, welche Du Dir mit Deinen Freunden um den Ausbruch dieſer Bewegung in

Frankreich erworben haſt. Dein Landhaus in Surêne, wo wir ſo bedeutende Stunden verlebt, wird immer die Wiege dieſer neuen Bewegung genannt werden müſſen. Die doppelte Vertretung des dritten Standes, die Wahlen, die Berathung nach Köpfen, nicht nach Ständen, die Abſchaffung der Privilegien, alles dies iſt auf Deiner Villa in Surêne gründlich vorbeſprochen und von dort aus in das Volk und in die entſcheidenden Kreiſe mächtig hineingeworfen worden.*) Die Comités bei Clavière und die bei dem edlen Herzog von Rochefoucauld haben im Stillen und Geheimen ſo viel angeregt, daß die Geſchichte undankbar ſein wird, wenn ſie dies nicht einſt in ihre Gedenktafeln eingräbt. Die Zuſammenkünfte bei Dir werden mir auch noch darum unvergeßlich ſein, weil ich in dieſem Kreiſe unſern unvergeßlichen Holbach zum letzten Male vor ſeinem Tode geſehen.**) Du haſt das große Talent geübt, alle dieſe Männer in Einem Gedanken zuſammenbringen zu können. Und nun werde ich Dir am Ende noch abſpringen, Clavière? Laß uns dabei die Bedingung feſtſtellen, daß wir als Freunde uns lieb behalten wollen, wenn wir uns auch einſt aus entgegengeſetzten Himmelsgegenden grüßen müſſen. Denn danach ſieht es aus, Clavière! Ich muß meine eigene Aufgabe feſthalten, die ich mir ſelbſtſtändig und unabänderlich vorgezeichnet habe. Ich will die Demokratie, aber im Rahmen der Monarchie! Ich fürchte, ihr lieben Genfer, dies trennt uns bald. Ihr habt Euch in den Club des enragés im Palais Royal aufnehmen laſſen, und da kann ich natürlich nicht mit. Ich werde auch wild werden, verlaßt Euch darauf, und wenn ich die Nationalverſammlung mir erſt als willfähriges Roß zugeritten habe, werde ich es beſteigen und es als Flügelroß der Revolution gebrauchen. Aber ich weiß ſchon, wo ich anlangen werde und anlangen muß. Ihr aber wißt es nicht. Und das iſt der Unterſchied zwiſchen uns. Reichen wir uns aber über dieſen Unterſchied hinweg die Hände.

---

*) Dumont Souvenirs p. 32.

**) Holbach ſtarb am 21. Januar 1789.

Unſer Freund Mirabeau iſt einmal heut ſentimental! rief Etienne Clavière. Kommt, wir wollen ihn in unſern Armen ſtreicheln und liebkoſen, damit er an unſerer eiſernen Republikaner-Bruſt wieder erſtarke zu ſeinem alten göttlichen Trotz!

Man drängte ſich ſcherzend und lachend um ihn.

Das iſt ein Mann, dem kann man ſchon um den Bart gehen! ſagte Clavière drollig. Schon ſeinem Körperbau nach hat ihn das Schickſal zum Herkules der Revolution beſtimmt. Jeder Athemzug an ihm iſt eine Flamme, die einen Weltbrand entlodern zu laſſen vermag. Auf ſeinem breiten Rücken kann er einen ganzen Staat forttragen, ſobald er ihn nur aufgepackt hat. Mirabeau, ohne Dich gehen wir keinen Schritt vorwärts, ſondern wir klammern uns an Deine Heldenferſe an, es mag nun daraus werden, was da will! —

Unter dieſen bewegten Geſprächen hatten die Freunde Verſailles bald wieder erreicht. Als ſie vor dem Hôtel Charoſt angelangt waren, ſah Mirabeau einen Reiſewagen vor der Thür des Hôtels halten, aus welchem in demſelben Augenblick eine große ſchlanke Dame ausſtieg, um ſich, gefolgt von einer Kammerfrau und einem Bedienten, in das Haus zu begeben.

Mirabeau hatte ihr erſchrocken und mit dem tiefſten Erſtaunen nachgeblickt. Zwar hatte er nur ihren wohlbekannten, ihn deutlich gemahnenden Gang vorüberſchweben ſehen, ohne ihr ins Geſicht blicken zu können, aber mit Blitzesſchnelle hatten ſeine Augen ihre ganze Geſtalt erfaßt, und er war gewiß, ſeine Frau erkannt zu haben.

Er ſtand einen Augenblick rathlos ſtill, während ſeine Freunde ihn verwundert betrachteten. Aber ebenſo raſch hatte Mirabeau ſeinen Entſchluß gewonnen. Feſt überzeugt, daß es ſeine geſchiedene Frau geweſen, die an ihm vorübergeeilt war, wurden ihm zugleich die Zwecke klar, aus denen ſich die Gräfin von Mirabeau nach Verſailles begeben haben konnte. Er erinnerte ſich auch, daß ſeine Schweſter, die Marquiſe von Saillant, von der er vor einigen Tagen einen Brief aus Aix empfangen, ihm dies Vorhaben hinlänglich angedeutet hatte, welches in nichts Anderem zu beſtehen ſchien, als rückhaltlos und mit offenen Armen zu ihm zu eilen und, wenn auch die Wiedervereinigung mit ihm unmöglich ſein ſollte, doch die große Rolle, die Mirabeau auf dem Schauplatz des Tages zu ſpielen im Begriff ſtand, in der Nähe zu bewundern und zu verfolgen.

Aus Unluſt, ſich überhaupt mit dieſen Gedanken zu beſchäftigen, hatte Mirabeau nicht wieder daran gedacht, aber er ſah jetzt, mit welchem Ernſt und ganz gegen ihre ſonſtige Weiſe, die nichts weniger als aufdringlich und ſehr entgegenkommend war, es ſich Emilie angelegen ſein laſſen wollte, die zwiſchen ihnen beſtehende Trennung aufzuheben.

Du ſcheinſt mir in eigenthümliche Zweifel über unſer Diner gerathen zu ſein, Mirabeau! ſagte Clavière, indem er, wie um ihn wach zu ſchütteln, ſeinen

Arm ſtark berührte. Man ißt im Hôtel Charoſt ganz gut und Du brauchſt gar kein Bedenken zu haben, hier mit uns zu diniren. Es ſind die beſten Diners in Verſailles, und wir haben uns wohlweislich gerade deshalb hier einquartirt.

In der That, ſagte Mirabeau, ich kämpfe mich eben mit mir herum, ob ich Hôtel Charoſt betreten darf oder nicht? Die Ausſicht auf Eure Geſellſchaft hatte mich verlockt, ganz und gar eine Abrede zu vergeſſen, die ich mit meinem ehrſamen Wirth, dem Färbermeiſter auf der Avenue von Saint-Cloud, ſchon geſtern getroffen habe. Ich werde bei ihm heut zu Mittag ſpeiſen, und ich glaube, er hat einen ganzen Ochſen geſchlachtet, um mich und noch einige andere Abgeordnete aus der Provinz, die ſeine Vettern ſind, recht prächtig zu bewirthen. Solchen Einladungen muß man heut zu Tage Ehre machen, das liegt ja auch in Euerem Princip. Entſchuldigt mich alſo für heut und laßt es Euch in Hôtel Charoſt ſchmecken. Adieu! —

Nach dieſen Worten entfernte ſich Mirabeau mit der größten Eile, indem er, unter verwundertem Nachblicken ſeiner Freunde, ſogleich um die nächſte Straßenecke einbog und ſich mit einer an Flucht gränzenden Geſchwindigkeit zu entfernen ſchien.

III.

Der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau.

Einige Lieues von Paris liegt das anmuthige Argenteuil, mit ſeinen reizenden Landhäuſern, die im Sommer ſtets ein geſuchter Aufenthalt der Pariſer waren und auch von vielen vornehmen Fremden bewohnt zu werden pflegten.

In einem dieſer Landhäuſer hatte ſich ſeit Kurzem der alte, bereits im hohen Greiſenalter ſtehende Marquis von Mirabeau niedergelaſſen, welchen die letzten Ereigniſſe des Tages aus der Abgeſchiedenheit ſeiner Güter, in der er ſeit langer Zeit faſt ausſchließlich gelebt, wieder hervorgelockt hatten. Gebeugt von Alter und Kränklichkeit, hatte er ſich jedoch zu einem Aufenthalt in der Hauptſtadt ſelbſt, unter den gefahrdrohenden Unruhen, die dort ſeit Eröffnung der

Reichsſtände von Tag zu Tag nur geſtiegen waren, nicht entſchließen können. Aber die friedliche Villa in Argenteuil, die auf einer heitern Anhöhe unweit der nach Paris führenden Landſtraße gelegen war, gewährte ihm den doppelten Vortheil, alle Nachrichten und Zeitungen der ſo nahen Hauptſtadt ſchnell und unmittelbar zu empfangen, und zugleich in dem ländlichen Stillleben ſeine tief erſchütterte Geſundheit pflegen zu können.

Der Marquis ſaß an dem geöffneten Fenſter, welches ihm einen weiten Ausblick über die Landſtraße verſtattete, und an welchem er, in ſeinem Lehnſtuhl liegend, den Tag über am liebſten zu verweilen pflegte. Seine Blicke ſchienen dann oft mit einer gewiſſen Unruhe und Sehnſucht auf die von Paris herführende Straße gerichtet. Es konnte nicht blos der Zeitungsbote ſein, dem er mit neuen Blättern und Flugſchriften aus der ereignißreichen, immer wilder aufſchäumenden Hauptſtadt entgegenſah. Dieſer Bote kam regelmäßig mit einer vollen Mappe von Zeitungen und Schriften an, aber der Marquis von Mirabeau, nachdem er ſich von ſeiner ſchönen Enkelin, der Marquiſe d'Arragon, Alles hatte genau und wiederholt vorleſen laſſen, ſaß dann immer wieder ausblickend und wie erwartungsvoll am Fenſter, und ſchien von der Landſtraße her einer beſtimmten Perſon, die er aber niemals nannte, entgegenzuſehen.

Die junge Helene von Arragon, die älteſte Tochter der Marquiſe von Saillant, war von jeher der Liebling des alten Marquis von Mirabeau geweſen, der ſie bewogen hatte, nach dem frühzeitigen Tode ihres Gatten, des Marquis von Arragon, dem ſie ſchon in ihrem ſechszehnten Jahre vermählt worden, ſein Haus zu ihrem Aufenthalt zu nehmen. Es war dies zwar ſehr wenig in Uebereinſtimmung mit der Frau von Pailly geſchehn, die das Haus des Marquis ſeit ſeiner feindlichen Trennung von ſeiner Gemahlin beherrſchte, und durch ihre einſtige Schönheit und Leidenſchaftlichkeit die eigentliche Urſache des Mißverhältniſſes der beiden Gatten geworden war. Die kindliche Liebenswürdigkeit und Anmuth der Marquiſe war jedoch ſo groß, daß ſich ſelbſt die mürriſche Eiferſucht der alternden Frau von Poilly davon bezwungen fühlte, und die häuslichen Umgebungen des Marquis von Mirabeau hatten einen um ſo glücklicheren Charakter gewonnen, als es beide Frauen bald verſtanden hatten, ſich auf eine ſehr taktvolle Weiſe in die Sorgen um ſeine Perſon zu theilen.

Der Frau von Pailly war die Bemühung mit dem Leidenden und Kranken zugefallen, und ſie war darin der fortdauernden Werthſchätzung ihrer Dienſte gewiß, da der alte Marquis, der vor einigen Tagen bereits ſein zweiundſiebzigſtes Jahr erreicht hatte, von der Gicht hart betroffen war, und außerdem ſeit Kurzem ein heftiger Lungen-Katarrh ſich bei ihm gebildet hatte, der ihn von Zeit zu Zeit völlig niederwarf und ſeinen Geſundheitszuſtand auf das Bedenklichſte erſchütterte. Die hohe, einſt ſo mächtige Geſtalt des Marquis erſchien täglich mehr gebeugt und in ſich zuſammengedrückt, und war aus der ſtolzen und ſtrengen Grandezza, die ſonſt ſein Weſen charakteriſirte, faſt ganz herausgefallen, um der kümmerlichen Hinfälligkeit des Greiſes zu weichen. Dagegen trug ſein bleiches, ernſtes Geſicht, deſſen geiſtreiche Züge den unermüdlichen Denker und Schriftſteller verriethen, auch noch bedeutende Spuren der eigenthümlichen Schönheit an ſich, die dem Marquis von Mirabeau in ſeinem blühenden Mannesalter zu eigen geweſen war.

Der lieblichen, heitern Helene war dagegen die Aufgabe zugefallen, die geiſtigen Beſchäftigungen des Großvaters zu theilen, und die Gefährtin ſeiner Gedanken und Betrachtungen, mit denen er ſich jetzt namentlich den Zeitereigniſſen zugewandt hatte, zu ſein. Sie war ihm dabei mit ihren geſunden, treffenden

Einfällen, ihrem glücklichen Humor, und auch mit ihrer Kunſt, ſeine trüben Blicke in die Zukunft zu erheitern, ſchon ſo unentbehrlich geworden, daß er nichts mehr ohne ſie vorzunehmen und zu beſchließen pflegte, und er ſich kaum noch über eine Anſicht oder ein Urtheil einigen konnte, wenn ſie ihm nicht auf ihrem kleinen Tabouret gegenüber ſaß, oder neben ſeinem Lehnſtuhl ſtand, um ihm in den Zeitungen eine vornehmlich wichtige Stelle, die ſie eben vorgeleſen hatte, noch mit einem Daraufdeuten der kleinen weißen Hand beſonders bemerklich zu machen, und ſeinen eigenen Augen vorzuführen.

Während der Marquis ſeiner Enkelin Alles, was er nur irgend auf dem Herzen hatte, anvertraute und ihre für ihn entſcheidend gewordene Meinung darüber begehrte, ſchwieg er jedoch hartnäckig über die Perſon, welche er auf der Straße von Paris nach Argenteuil zu ſehen erwartete, und nach der er, wie ſich die ſcharfſichtige Helene feſt überzeugt hielt, ſeit einiger Zeit jeden Tag und jede Stunde hinausſchaute.

Kommt Er immer noch nicht, Großvater? fragte Helene heut, nachdem ſie die Hauptartikel einiger Pariſer Zeitungen vorgeleſen, und dieſelben als wenig befriedigend auf den in der Mitte des Salons ſtehenden Tiſch geworfen hatte.

Weſſen Ankunft erwarten wir denn, mein Kind? fragte der Graf, erſchrocken zuſammenfahrend, und ſeinen Kopf aus dem Fenſter zurückziehend, zu dem er ihn in dieſem Augenblick weiter als gewöhnlich hinausgebogen hatte.

Ich meine den Augenblick, wo es ſich zwiſchen den beiden Parteien in Paris entſcheiden wird, erwiederte Helene, indem ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln vor ſich niederblickte. Kommt er immer noch nicht, dieſer Augenblick, mein lieber Großpapa?

Es fragt ſich, ob eine plötzliche Entſcheidung zwiſchen den kämpfenden Parteien überhaupt wünſchenswerth iſt, entgegnete der Marquis, indem ein tiefes Nachdenken ſich auf ſeiner Stirn auszubreiten begann. Die heutigen Zeitungen beweiſen, daß der bedeutende Streit, in dem König und National-Verſammlung ſich ſeit Beginn der Sitzungen gegenüberſtehen, durchaus nicht von der Stelle rücken will. Die drei Stände berathen weder getrennt, noch vereinigen ſie ſich zu einer ganzen Verſammlung, und es ſcheint, daß Hof und Miniſterium dieſe hinzögernde Unthätigkeit nur gern ſehen und unterſtützen, um ſo bald als möglich mit einem einzigen Griff das ganze Geſpinnſt wieder zu zerreißen, welches ihnen dieſe Verſammlung um den Kopf geſponnen hat.

Das wäre doch aber höchſt abſcheulich, nicht wahr, lieber Großpapa? verſetzte Helene eifrig. Wir Beide nehmen ja jetzt das größte Intereſſe an der National-Verſammlung. Ihr habt zwei Söhne in derſelben ſitzen, was für mich zwei Oheime ausmacht. Und wie die Frauen einmal Alles perſönlich auffaſſen, ſo heißt die ariſtokratiſche Partei für mich nicht anders als Onkel Boniface, und die Nationalpartei, wie man ſie wohl jetzt nennen muß, heißt Onkel Gabriel. Die Partei Boniface hält aber gewiß noch immer Euer ganzes Herz gefangen? Und darum iſt es gewiß der Vicomte von Mirabeau, den Ihr alle Tage dort über die Landſtraße heranreiten zu ſehen hofft? Er iſt freilich auch ſeit mehreren Wochen nicht hier geweſen, der gute Vicomte.

Nein, den Vicomte erwarte ich nicht, erwiederte der Marquis von Mirabeau mit einer plötzlichen auffahrenden Heftigkeit. Du weißt, er ſchickte mir neulich eine Rede, welche er in der National-Verſammlung halten wollte, und ich ſchickte ſie ihm mit einer Randbemerkung wieder, welche den eitlen Jungen gewiß verdroſſen hat. Denn er hat ſich ſeitdem nicht wieder in Argenteuil blicken laſſen. Und ich geſtehe, daß ich nichts danach frage, ihn bald wiederzuſehen. In jener Rede, er wollte gegen die Vereinigung der drei Stände zu Einer Verſammlung ſprechen, waren große Albernheiten enthalten, wie ſie ſich für einen denkenden Ariſtokraten heutzutage nicht mehr ſchicken.

Ja, ich erinnere mich, Euere Randbemerkung war gerade nicht ſehr gnädig, Großpapa! rief Helene mit fröhlichem Lachen. Ihr ſchriebt ganz lakoniſch unter die Rede: „Wenn man einen ſolchen Bruder bei den Generalſtänden hat, wie Du, und wenn man Du iſt, ſo läßt man ſeinen Bruder ſprechen, und hält ſelbſt den Mund. *)

Habe ich das wirklich ſo geſchrieben, Helene? fragte der Marquis, indem ſich ein Zug von Verdrießlichkeit auf ſeinem ſtrengen Geſicht einſtellte. Du wiederholſt mir dieſe Worte zu ſehr mit einem parteiiſchen Accent, liebe Helene. Danach ſähe es faſt aus, als wenn ich plötzlich eine närriſche Vorliebe für meinen ältern Sohn, den Grafen Gabriel von Mirabeau, gefaßt hätte. Aber das iſt ganz und gar nicht der Fall, obwohl ich ihm allerdings Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen wünſche. Und gerecht bin ich doch wohl immer gegen ihn geweſen, wenn auch in früherer Zeit dieſe Gerechtigkeit eine ſehr harte Hand gegen ihn führen mußte.

---

*) Montigny VIII. 85.

O nein, Großväterchen, erwiederte Helene, mit der keckenZuverſicht, bei ihm Alles wagen zu dürfen. Nach Allem, was in unſerer Familie und in ganz Frankreich erzählt worden, biſt Du immer höchſt ungerecht gegen Deinen Sohn Gabriel geweſen. Ich war leider damals noch ein ganz kleines Kind, vielleicht ſechs Jahre alt, als Du ihn zuerſt auf dem Schloſſe If einſperren ließeſt. Sonſt wollte ich Dir ſchon den Kopf zurecht geſetzt haben, wie man einen ſo außerordentlichen Sohn, ein Genie von ſolchem Glanz und ſolcher Größe, behandeln muß, wenn man nicht für einen Rabenvater oder einen wahren Familien-Attila gelten will.

Der Marquis zuckte bei dieſen Worten heftig zuſammen. Aber ſtatt des Zornes begann ſich plötzlich ein weicherer, faſt ſchwermüthiger Ausdruck über ſeinem Geſicht auszubreiten. Er ſtützte das ehrwürdige Haupt nachſinnend in die Hand, und blieb einige Minuten lang ſtill und ſchweigend ſeiner Enkelin gegenüber ſitzen. Dann richtete er wieder, mit einem aufblitzenden Zug heiterer Erwartung, ſeine Blicke in die Ferne der Landſtraße hinaus, auf der ein emporwirbelnder Staub das Herankommen eines Reiters anzuzeigen ſchien.

Er iſt es nicht! rief Helene mit einem halb neckenden halb traurigen Ton, nachdem ſie ebenfalls an's Fenſter getreten war.

Wer ſoll es denn ſchon wieder ſein? entgegnete der Marquis auffahrend.

Ich weiß es nicht, Großväterchen, verſetzte ſie mit einer koketten Gleichgültigkeit, indem ſie hinter ſeinem Stuhl ſtehen blieb und ihre Hände über ſeine Schulter legte. Aber wenn ich vorher gewagt habe, den Herrn Marquis von Mirabeau einen Rabenvater und noch etwas Schlimmeres zu nennen, ſo betraf dies ja nur die Vergangenheit. Alle Welt bricht aber jetzt mit der Vergangenheit, wie es täglich in unſern Zeitungen zu leſen ſteht, und alle Tage hallt die Tribüne davon wieder. So iſt auch auf Deiner Stirn ein neuer Sonnenglanz für Den angebrochen, welchen Du nie geliebt zu haben ſchienſt, und der es doch ſo ſehr verdient. Laß mich dieſen Sonnenglanz auf Deiner Stirn küſſen, denn er ſchmeckt gar zu lieblich.

Sie beugte ſich bei dieſen Worten mit einem langen herzlichen Kuß über ihn, den er ſich mit ſichtlicher Freude gefallen ließ. Dann aber ſagte er, ſich wieder in ſeine hochmüthige Würde zurückwerfend: Womit willſt Du beweiſen, daß ich meine Geſinnungen gegen Gabriel geändert habe?

Ah, mein Väterchen, rief Helene, indem ſie mit frohlockenden Schritten durch das Zimmer hüpfte, einen ganzen Kranz von ſolchen Beweiſen will ich Dir um Dein Haupt winden. Ich erinnere Dich nur daran, als im vorigen Monat, es war am vierundzwanzigſten Juni, ja ja, gerade einen Tag nach der berüchtigten Königsſitzung, welche in Verſailles mit der National-Verſammlung abgehalten wurde, der Secretair des Grafen Mirabeau, Herr de Comps, hier mit einem Bericht anlangte, welchen Dir Dein Sohn über dieſe Sitzung abſtattete. Nachdem ich Dir dieſen Bericht laut vorgeleſen, und einige Stellen ſogar zwei und drei Mal, mein Väterchen, und der junge Comps dann wieder eintrat, um nach Deinen Aufträgen für den Grafen Mirabeau zu fragen, da konnteſt Du Dich nicht länger halten, und die Thränen ſtürzten Dir aus den Augen. Junger Mann, riefſt Du, ſeinen Arm ergreifend, ſage Deinem Herrn: „Das ſei Ruhm! Das ſei wahrer Ruhm!“ Und dann winkteſt Du ihm zur Thür hinaus, denn Du konnteſt vor Bewegung und neuen Thränen nicht weiter ſprechen.*)

Oh, ſagte der Marquis, indem er jetzt ſeinen Kopf ſtolz in die Höhe hob, dieſe Worte bezogen ſich keineswegs auf meinen Sohn Gabriel, obwohl ich gar nicht leugnen will, daß mir ſein heldenhaftes und großartiges Auftreten in der Nationalverſammlung eine wirkliche Freude gemacht hat. Ich bin immer unparteiiſch gegen ihn geweſen, und werde es auch ferner ſein. Schon gleich nach Eröffnung der Sitzungen zeigte er ſich als den wahren Mann der Nation in dieſer Verſammlung, welche durch die Standesintereſſen und durch ein zweideutiges Miniſterium ſo jämmerlich hinundhergezerrt wird. Ich möchte wohl ſeine donnernde Stimme gehört haben, mit der er zu Anfang ſich dafür erhob, daß ſchon bei der Prüfung der Wahlen nicht jeder Stand getrennt für ſich verfahren ſolle, ſondern daß dabei ſogleich mit der Vereinigung aller Stände zu Einer Verſammlung begonnen werde. Es war dies ein ſehr richtiger Gedanke, denn er ſchlug ſogleich den zweideutigen Sinn dieſer Frage aus dem Felde und ſagte dieſem ſchleicheriſchen Miniſterium Necker: va banque! Dieſer Necker glaubt das Königreich durch eine Priſe Spaniol reformiren zu können, und der Graf Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau läßt ihn zuerſt eine Priſe ſeiner Art nehmen, um ihm zu zeigen, daß es noch andern Nießwurz giebt, der Mark und Bein erſchüttern kann. Dann iſt es mein Sohn, der mit ſeiner Löwenkraft dafür wirkt, daß der dritte Stand, von dem Adel und Clerus ſich fortdauernd fern halten, ſich als die eigentliche Verſammlung der National-Repräſentanten Frankreichs conſtituire. Zwar hat der verteufelt kluge Abbé Siéyes, vor dem ich allen Reſpect habe, dieſen Vorſchlag zuerſt eingebracht, aber meinem Sohn wird man es doch zu verdanken haben, daß er zur Ausführung gebracht wurde. Mein Sohn ſchlägt auch für die Verſammlung den Namen der Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes vor und ſagt mit ſeiner alle Hinterhalte durchbrechenden Kühnheit: daß die Zuſammenberufung der Verſammlung nur den Zweck einer Erneuerung der ganzen Nation haben könne! Der dritte Stand nimmt endlich in der ewig denkwürdigen Sitzung vom 16. Juni den Titel der Nationalverſammlung an, und ganz Frankreich jauchzt dieſer Conſtituirung des dritten Standes zur Nation entgegen. Schon will es meinem Sohn durch ſeine unermüdliche Thätigkeit gelingen, auch die Majorität des Clerus zu dem dritten Stande hinüberzuziehen, als Louis XVI., gedrängt von den Intriguanten ſeines Hofes und Cabinets, jene unglückliche Königsſitzung abhält, in der er zu befehlen wagt, daß die Verſammlung getrennt nach Ständen tagen ſolle, aber nicht als ein ununterſcheidbares Ganzes, in dem die Nation das Bild ihrer innerſten Einigung anſchauen könne. Indeß ſchon am Tage vorher haben ſich auf den unwiderſtehlichen Betrieb meines Sohnes die Abgeordneten des dritten Standes in dem Ballſaale verſammelt und ſchwören einander den feierlichen Eid zu, ſich nicht eher wieder zu trennen, als bis ſie für Frankreich die neue Conſtitution vollendet haben: ein Eid, der am andern Tage in der Kirche Saint-Louis vor dem Altar erneuert wird. Aber nachdem der verblendete Monarch in ſeiner Königsſitzung jene tyranniſche Erklärung abgegeben, nachdem er, gefolgt von ſeinem Adel und einem Theil des Clerus, den Saal verlaſſen, bleiben die Uebrigen als ein feſter geſammelter Körper zurück. Und hat man jemals ſchönere und größere Worte ſprechen hören, als die mein Sohn, der Graf Honoré-Gabriel de Mirabeau, dem Marquis de Brézé entgegenſchleuderte, der von den Miniſtern abgeſchickt wurde, um an die Befehle des Königs zu erinnern und zum Auseinandergehen aufzufordern? Lies mir doch dieſe Worte noch einmal aus dem Briefe meines Sohnes vor, Helene. Ich habe dieſe unſterblichen Worte in den Zeitungen ſehr verſchiedenartig angegeben gefunden, und ſelbſt der Moniteur giebt ſie nur mit einer Auslaſſung wieder. Hole den Brief, Helene, und lies. So etwas kann man nicht oft genug hören!

---

*) Montigny IV. 130.

Helene hatte ihm mit freudeſtrahlenden Augen zugehört und ſtand noch, ohne gleich ſeiner Aufforderung zu folgen, wie in einen glücklichen Traum vertieft, indem ſie mit Entzücken ſah, wie der Marquis von Mirabeau, ohne daß er es ihr zugeſtanden haben würde, ſich ganz und gar in die Verherrlichung der Thaten ſeines Sohnes verloren hatte. Dann aber eilte ſie an den Schreibtiſch, um den Brief Mirabeau's zu holen, mit dem ſie fröhlich zu dem Großvater zurückkehrte.

Da iſt er, ſagte ſie, denn dieſer Brief liegt immer obenauf. Und folgendes waren die Worte, die der Graf von Mirabeau mit ruhigem und majeſtätiſchem Ton zu dem vor ihm zuſammenſchreckenden Marquis de Brézé ſprach: „Die Communen Frankreichs haben beſchloſſen zu tagen. Wir haben die Abſichten vernommen, die man dem König eingeflüſtert hat, und Sie, mein Herr, der Sie nicht einmal ſein Organ bei der Nationalverſammlung ſein könnten, da Sie hier weder Sitz noch Stimme, noch ein Recht zu ſprechen haben, Sie ſind nicht dazu geeignet, um uns die Rede des Königs hier in Erinnerung zu rufen. Gehen Sie und ſagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier ſind durch den Willen des Volkes, und daß man uns nur durch die Gewalt der Bajonnette entfernen wird!"

Vortrefflich! Vortrefflich! rief der Marquis, indem er ſich vergnügt die Hände rieb und auf ſeinem bleichen kranken Geſicht ein lebhaftes Roth hervortrat. Ja, er war immer ein merkwürdiger Menſch! Häßlich, wie ein Sohn des Satans, als er geboren wurde, ſo daß wir uns Alle vor ihm entſetzten, kündigte er zugleich ſchon als Säugling eine ungeheure Lebenskraft an, wie man dergleichen noch nie geſehen hatte. Er prügelte ſich im eigentlichſten Sinne des Wortes mit ſeiner Amme herum, an deren Bruſt er lag, denn er ſchlug ſie, und da ſie ſelbſt eine ſehr hitzige Perſon war, ſo vergalt ſie es ihm reichlich, und es kam zuweilen zu einem förmlichen Handgemenge zwiſchen Amme und Säugling, um ſo mehr, da er mit zwei ſchon vollſtändig ausgebildeten Backzähnen geboren war und damit um ſich biß.*)

Der Marquis gerieth bei dieſen ihm plötzlich auftauchenden Erinnerungen in ein ſo ſtarkes und anhaltendes Lachen hinein, daß die Marquiſe von Arragon jetzt darüber unruhig zu werden begann und ihre Befürchtungen ſich auch bald beſtätigten, indem er jetzt mit großer Heftigkeit zu huſten begann.

---

*) Montigny I. 238.

Nachdem er ſich erholt hatte, ſagte Helene, das Geſpräch wieder aufnehmend, mit dem ſchmeichelnden Ton ihrer Stimme zu ihm: Wenn er als Kind ſo lächerlich garſtig war, ſo brauchteſt Du ihn doch aber darum als Jüngling und Mann nicht ſo ſehr zu haſſen. Dein anderer Sohn, der Onkel Boniface, ſoll früher ſo ſchön geweſen ſein, daß er Alle bezauberte, und jetzt iſt er ſo dick und ungeſchlacht, daß er ſich kaum noch mit einigem Anſtand bewegen kann, und man ihm allgemein den Beinamen **Mirabeau-tonneau** gegeben hat. Auch iſt er etwas dem Trunk ergeben, und in der Nationalverſammlung ſitzt er unter den ſchlimmſten Gegnern ſeines Bruders. Du ſiehſt nun, was aus Deinem Liebling von ehemals geworden iſt, während aus Deinem Sohn des Satans, wie Du ihn nannteſt, der Stolz Frankreichs wurde und der Name Mirabeau durch ihn den Glanz fortpflanzt, den er von Dir empfangen.

Ich bin dennoch immer nur gerecht gegen ihn geweſen! rief der Marquis mit einer ſtrengen und heftigen Stimme. Es fehlte ihm alle und jede Ehrfurcht vor der Autorität, und das brachte uns ſchon frühe auseinander. Ein Mann, wie ich, der bis zu ſeinem vierundfunfzigſten Jahre keinen Abend zu Bett gegangen war, ohne vorher vor ſeiner alten Mutter niederzuknieen und um ihren Segen zu bitten, konnte mit einem ſo wilden und geſetzloſen Schwarmgeiſt ſich erſt nach langen Kämpfen befreunden. Ich mußte freilich eine harte Geißel über ihn ſchwingen, aber was wäre aus ihm geworden, wenn ihn nicht mein ſtrafender Arm zugleich über den Abgründen, in die er beſtändig hineintaumelte, feſtgehalten hätte. Die Gefängniſſe, in die ich ihn einſperren ließ, bewahrten ihn nur vor weit größerer Schmach und einem ſchimpflichen Ende. Aber jetzt hat er ſich eine Wirkſamkeit geſetzt, die ich ehren und anerkennen muß, ich will es nicht leugnen. Wenn ich ſein ganzes Beginnen recht verſtehe, will er nur den Mißſtänden in Staat und Geſellſchaft abgeholfen wiſſen, und dieſe haben ſeit langer Zeit fürchterlich genug gewuchert. Die Männer der verſchiedenſten Anſichten müſſen ſich darüber einig bekennen. Die Zuſtände Frankreichs waren faul geworden, und der Boden muß von Sumpf und Steinen gereinigt werden, ehe eine neue Ausſaat von Menſchenglück darauf zu beſtellen iſt. Zu dieſer Reinigung gehört aber gerade eine ſo ſtarke und herkuliſche Natur, wie ſie Gabriel von Mirabeau beſitzt. Mit all ſeiner Kraft und Leidenſchaft aber tritt er zugleich mäßig auf, und wie gewaltig und Alles überfluthend auch ſeine Worte auf der Tribune emporſchäumen, ſo deutet er doch ſelbſt immer das geſetzliche Geleiſe an, in dem auch die Freiheit der Nation eingeſchloſſen und geordnet werden müſſe. Der kühne Menſch, er hat die Bewegung entfeſſelt, aber er zeigt ſich jetzt auch ebenſo weiſe als kühn, denn er will die Bewegung der Nation zugleich auch wieder in den Schooß der Autorität hinüberleiten. Er iſt Volkstribun geworden, es iſt wahr, aber ein Volkstribun, der ebenſo ſehr auch für das Königthum kämpft und die Spitze des Staatsdaches doch in dem königlichen Willen wölben will. Er iſt alſo zur Erkenntniß der Autorität zurückgekehrt, die er in ſeiner Jugend mit Füßen getreten, und die ich ihm einſchärfen wollte, ſelbſt auf die Gefahr hin, als Despot an ihm zu handeln. Und ſollte ich ihn denn jetzt nicht lieben, Helene?

Du ſollſt ihn lieben, und Du liebſt ihn! rief Helene triumphirend aus, indem ſie den Greis mit ihren Armen umſchlang. Und da Du nun endlich eingeſtehſt, was ich ſchon ſo lange von Dir zu hören hoffte, ſo will ich Dir nun auch ganz genau ſagen, auf wen Du warteſt, wenn Du hier ſo ſehnſüchtig harrend an Deinem Fenſter ſitzeſt. Es iſt der Graf Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau, auf deſſen Erſcheinen Du täglich hoffſt, denn Dir iſt es ſo, als müſſe er doch einmal wiederkommen und ſich an Dein

Herz ſtürzen. Du haſt ihn ja jetzt ſo lieb, und da begreifſt Du nicht, daß er nicht zu Dir herkommen will.

Und warum will er nicht kommen? fragte der Marquis mit einem traurigen Ton. Er ſchreibt mir wohl zuweilen, aber er vermeidet es, mich zu ſehen.

Er wird kommen! rief Helene lächelnd und zuverſichtlich. Sie näherte ſich wieder dem Fenſter und ſchaute lange und weit über die Landſtraße hinaus. Dann rief ſie plötzlich, ſich zu dem Marquis zurückwendend: Dort unten an der Straße wirbelt ein Staub wie von einem heranſprengenden Reiter auf. Sollte es der Graf von Mirabeau ſein?

Bald ließen ſich die eilenden Hufſchläge eines Pferdes in größerer Nähe vernehmen. Er iſt es! rief Helene, die Hände zuſammenſchlagend. Der alte Marquis ſchloß haſtig das Fenſter, als begehre er für ſich noch einen Augenblick Aufſchub, um ſich für dieſe Begegnung mit dem Sohn, dem er ſo lange nicht gegenüber geſtanden, zu ſammeln.

Der Reiter aber war in den Hof geſprengt, und nach einigen Minuten ſtand er ſchon oben. Helene war ihm in lauter Freude entgegengeeilt und nahm ihn bei der Hand, um ihn zu dem noch in ſeinem

Lehnſtuhl ſitzen gebliebenen, vor Ueberraſchung und Aufregung zitternden Marquis hinzuführen.

Du biſt doch nicht ſehr krank, mein Vater? rief Mirabeau, indem er in großer Bewegung zu ſeinem Vater hinſtürzte, um ihn zu umarmen.

Der Marquis hatte ſich aber jetzt raſch in die Höhe gerichtet und ſah ſeinen Sohn mit einem unbeſchreiblichen Blick an, der dieſem eine Thräne in die Augen trieb. Mit Gefühlen der wunderbarſten Art ſah Mirabeau die hohe, noch immer ſchöne und ehrfurchtgebietende Geſtalt ſeines Vaters vor ſich. Aber indem er mit überwallender Empfindung in ſeine Arme ſank, fühlte er in demſelben Augenblick zugleich die ganze Bangigkeit und Furcht ſeiner Jugend vor dieſem Vater zurückkehren. Von ſeiner Bruſt ſich aufrichtend und ihm noch einmal ins Geſicht blickend, ſuchte er nach dem harten und erbarmungsloſen Sinn, der einſt das Verdammungsurtheil über einen großen Theil ſeines Lebens geſprochen. Aber er begegnete jetzt dem Auge ſeines Vaters, in dem ein leiſer Funken von Liebe ihm entgegenleuchtete, wie er ihn in demſelben früher niemals für ſich wahrgenommen hatte. Er nahm die Hand des Greiſes und drückte ſie zärtlich und wiederholt an ſeine Lippen.

Du ſiehſt recht leidend aus, mein Vater! nahm

Mirabeau wieder das Wort. Ich hörte, daß Du krank ſeieſt, und eilte gerade recht, um Dich noch heut zu ſehen, weil in Paris große Unruhen vor der Thür ſind, die vielleicht jeden Augenblick hindern können, daß man die Stadt verläßt. Aber man meldete mir nicht recht, worin neuerdings Deine Leiden beſtehen.

Mirabeau traf ſich bei dieſen Worten mit den ſchönen Augen der Marquiſe von Arragon, die ihm mit ihrem ganzen beweglichen Ausdruck hinter dem Rücken des Großvaters zu erkennen zu geben ſchienen, daß er den Brief, welchen ſie heimlich an ihn geſchrieben, nicht verrathen möchte.

Du findeſt mich allerdings in keinem ſehr würdigen Zuſtande mehr, mein Sohn! ſagte der Marquis, indem er ſich mit einem unwillkürlichen Seufzer wieder in ſeinen Lehnſtuhl zurückfallen ließ und Mirabeau auf einen Seſſel ihm gegenüber hinwinkte. Wem die Gicht in den Beinen und der Huſten in der Bruſt tobt, der iſt wahrlich ſchlimmer daran, als das von der Revolution heimgeſuchte Frankreich. Denn wenn Ihr wackern Herren vom dritten Stande jetzt in allen Gliedern Frankreichs wühlt, ſo verbürgt ihm das nur ſeine künftige Geſundheit und Größe, meine ich. Mit mir aber iſt es vorbei. Es iſt Unrecht, daß Boniface, der doch immer ziemlich genau weiß, wie es hier ſteht, Dir keine Nachricht gegeben hat. Denn ſeitdem die Vereinigung der drei Stände auf den angſtvollen Wunſch des Königs endlich durchgeſetzt worden, ſeht Ihr Euch doch nun wohl alle Tage, Ihr feindlichen Brüder?

Wir ſehen und ſprechen uns, erwiederte Mirabeau ausweichend. Dann trat eine etwas ängſtliche Pauſe zwiſchen Beiden ein, welche Helene aber ſogleich durch ihre Fragen und Erkundigungen auszufüllen wußte. Sie fragte Mirabeau nach der eigenthümlichen Tracht, in welcher er erſchienen war, und in der ſie ihn noch nie geſehen hatte.

Das iſt das Koſtüm des dritten Standes, den ich in der Nationalverſammlung vertrete, entgegnete Mirabeau. Dieſes ſchwarze Kleid und dieſer ſchwarze Mantel finden wohl keine Gnade vor den Augen meiner liebenswürdigen Nichte? Ich hatte zu Anfang aus Gleichgültigkeit gegen alles Koſtüm dieſe Toilette nicht mitgemacht, aber ſeitdem dieſer Stand eine Armee geworden iſt, welche den Kampf für die ganze Nation auf ſich genommen, kleidete ich mich am liebſten auch in das Kleid, an dem man dieſen Soldaten des Jahrhunderts erkennt.

Du haſt Recht daran gethan, mein Sohn, ſagte der Marquis mit einem beifälligen Ausdruck, nachdem er einen langen prüfenden Blick auf Mirabeau geworfen. Obgleich Du es mir nicht zugetraut haben wirſt, ſo muß ich Dir doch ſagen, daß ich ein aufrichtiger Freund des dritten Standes geworden bin. Ueberhaupt, Gabriel, glaube ich, daß wir in unſern Anſichten nicht mehr ſo weit auseinander ſind, als Du es vielleicht noch vorausgeſetzt haben magſt.

Euere Billigung wird immer der wahre Triumph unſerer Sache ſein! rief Mirabeau mit einer lebhaften Wärme. Der Ami de l'homme, wie Euer vortreffliches philanthropiſches Buch heißt, dieſer Freund des Menſchen, ließ erwarten, daß Ihr einſt auch noch der Freund des dritten Standes ſein würdet. Und dann bin ich glücklich, denn der Freund des Menſchen und der Freund des dritten Standes muß auch der Freund des Sohnes geworden ſein!

Der Freund des Sohnes? wiederholte der Marquis mit einer leiſen, weichen Stimme, wie man ſie noch nie von ihm vernommen hatte. Seine Hände begannen zu zittern, in ſeine ganze Geſtalt trat eine heftig zuckende Bewegung ein. Helene war aufgeſtanden, um ihre hervorſtürzenden Thränen zu verbergen.

Mein lieber Freund, begann der Marquis wieder, es muß für uns Beide die größte Genugthuung ſein, daß wir uns über einer Zeit, wie die jetzige iſt, wieder die Hände reichen können! Da haſt Du meine Hand, wenn ſie auch nur noch den Abſchiedsdruck zu geben vermag. Aber jeder ächte Abſchied iſt nur eine Bekräftigung der Zukunft. Du ſiehſt heiter und vertrauensvoll in die Zukunft, nicht wahr, mein Sohn?

Oh, entgegnete Mirabeau, indem er die Hand ſeines Vaters feſthielt, die Zukunft iſt noch eine undurchdringliche und ſtürmiſche Nacht, welche über Frankreich lagert! Das Schlimmſte kann und muß ſich noch ereignen. Und nur wenn es ſich ereignet, habe ich Vertrauen, daß es beſſer werden wird. Der König und die Königin ſcheinen es nicht anders zu wollen und zu können. Sie verachten ſtandhaft alle Zeichen ihres Schickſals, und kein guter Rath dringt in ihre Verblendung ein.

Es ſteht ſchlecht in Paris? fragte der Marquis.

Der Hof ſucht ſein Heil in den Regimentern, die er ſeit einiger Zeit in der Umgegend von Verſailles und Paris marſchiren läßt, erwiederte Mirabeau. Und dieſe Soldaten, wenn man ſie nicht bald zurückzieht, werden die krächzenden Raben ſein, die ſich an der Leiche der Monarchie niederſetzen. In der elenden und durchaus irrigen Anſicht, daß das Unheil aus der Nationalverſammlung kommt, hat man jetzt auch eine gewaltige Truppenmaſſe herangezogen, welche die Verſammlung umſtellt und dem Volke den Zugang zu ihr abſchneiden ſoll. Nicht zufrieden damit, hat man dieſe Soldatenſchaaren jetzt auch noch durch mehrere Regimenter vermehrt, die aus fremden Nationalitäten, namentlich aus Deutſchen und Polen beſtehen, und dieſe Wahl zeigt hinlänglich, was man dem Volke unter gewiſſen Umſtänden zu bereiten gedenkt. Täglich ſieht man zwiſchen Paris und Verſailles die Zahl der Truppen und Streitkräfte anwachſen, fünfunddreißigtauſend Mann ſind dort ſchon aufgeſtellt, und man erwartet noch zwanzigtauſend, mit ihnen ſind große Artillerie-Trains in Bewegung, die ſich drohend aufundniederſchleppen, die Punkte für die Aufſtellung ganzer Batterieen ſind ſchon bezeichnet, alle Wege, alle Verkehrsſtraßen, alle Brücken ſind beſetzt, und alle Spaziergänge ſind in Militairpoſten umgewandelt. Mit dieſem verhängnißvollen Gefolge der Despoten umgiebt ſich der König in dieſem Augenblick und ſtellt ſich die Nationalverſammlung als ein feindliches Heereslager gegenüber, während in der Freiheit ihrer Berathungen ſein ſtärkſter und mächtigſter Schutzgeiſt gegen alle ſeine Feinde ſich erheben würde. In dieſer gefahrvollen Lage beſchloſſen wir, eine Adreſſe an den König zu richten, deren Abfaſſung mir von der Nationalverſammlung übertragen wurde. Feſt und gemeſſen, reſpectvoll und doch energiſch, beſchworen wir darin den König, die Truppen zurückzuziehen, und, da es doch keine Gefahr für den Staat und für das Anſehen des Königs gebe, dieſe das öffentliche Vertrauen erſchütternden Vorbereitungen zum Kriege zu unterlaſſen. Ich gehörte ſelbſt zu der Deputation, welche dieſe Adreſſe dem König überreichte. Aber der König war verblendet genug, um die Zurückziehung der Truppen zu verweigern, ja er wagte, auf den Rath ſeiner gänzlich unfähigen Miniſter, den Vorſchlag auszudrücken, daß die Nationalverſammlung ſich nach einer kleinen Stadt in Frankreich, vielleicht nach Soiſſons oder Noyon, zu einem idylliſchen Stillleben zurückziehen möchte. Das Spaßhafte aber auf dieſem ſchlammig tragiſchen Grunde iſt doch dies, daß der König ſeinen Miniſter Necker ins Exil geſchickt hat. Necker ſcheint ſich in der That ehrenwerth benommen zu haben, denn er rieth von einem Staatsſtreich ab, durch welchen der Hof ſich offenbar der Nationalverſammlung gewaltſam entledigen wollte. Und ſo nöthigte man ihn, ſo raſch nach der Schweiz abzureiſen, daß er ſich kaum noch ſeine Sachen ordentlich packen laſſen konnte.

An Necker iſt nichts verloren, entgegnete der Marquis, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte. Ich habe in ihm ſtets einen Gegner meiner Anſichten gehabt, und habe mich dadurch nur bekräftigt gefühlt in Dem, was mein Freund und Meiſter Quesnay wollte. Man ſagte mir, Du hätteſt auch eine geheime Zuſammenkunft mit Necker gehabt, um Euch zu verſtändigen. Wie iſt dieſer Verſuch ausgefallen?

Meine Freunde Cerutti und Mallouet hatten dieſe Farce vor einigen Monaten veranſtaltet, erwiederte Mirabeau lachend. Wir kamen zuſammen, ich hatte Necker niemals geſprochen und war begierig, wie er ſich in dieſer Situation ausnehmen würde. Er aber war ſteif und ſtumm wie ein Brett, und nun wurde ich ſteil und verſchloſſen, wie ein Felſen. Er erwartete, daß ich ihm Anerbietungen machen ſollte, aber da er nicht ſprach, ſo ſprach ich noch weniger, und wir trennten uns nach einigen froſtigen Redensarten. Uebrigens glaube ich, daß Necker kein böſer Menſch iſt, aber er iſt auch ebenſo wenig ein tiefer und origineller Kopf.

Werdet Ihr Euch denn auch gründlich mit den arbeitenden Klaſſen beſchäftigen? fragte der Marquis nach einer kurzen Pauſe, in der er ſtill und, wie es ſchien, mit ſeinen körperlichen Leiden kämpfend, vor ſich niedergeſtarrt hatte. Ich denke, die Zeit wird bald kommen, wo man einſehen wird, daß wir alten Phyſiokraten längſt das Richtige gefunden und feſtgeſtellt haben. Merke auf, mein Sohn. Es giebt keinen wahren, feſten und glücklichen Staat, der nicht auf Grundbeſitz, Arbeit und Handelsfreiheit erbaut iſt. Bringe dieſe Grundſätze in Euerer Nationalverſammlung zur Geltung, und Du wirſt Dich um Frankreich und die Menſchheit verdient machen. Etwas Beſſeres giebt es nicht, um die Welt glücklich werden zu laſſen.

Der Marquis wollte noch Einiges hinzufügen, aber in dieſem Augenblick ſchien die Anſtrengung eines ſo lebhaften Geſprächs alle ſeine Kräfte zu überwältigen. Er war bleich und erſchöpft zurückgeſunken, und der Huſten brach mit einer erneuerten und unabläſſigen Gewalt aus ſeiner Bruſt hervor. Sein Zuſtand ſchien plötzlich ſo bedenklich zu werden, daß Mirabeau in großer Beſorgniß nach einem Arzt verlangte. Aber der Marquis wehrte alle Bemühungen zurück und nahm nur ſeine Arzenei, welche ihm Helene mit ihrer wohlthuenden Sorgſamkeit darreichte.

Als ſich der Leidende wieder einigermaßen zu erholen begann, näherte ſich ihm Mirabeau, um Abſchied von ihm zu nehmen, indem er wiederholentlich mit Schmerz und Ehrfurcht die Stirn des Greiſes küßte.

Ich muß heut noch nach Paris und Verſailles zurück, ſagte Mirabeau mit leiſer Stimme. Die drohende Lage der Dinge geſtattet mir nicht länger auszubleiben. Wir ſehen uns bald wieder, mein Vater!

Der Marquis ſchüttelte langſam das Haupt und entließ ſeinen Sohn ſchweigend, aber mit einem leuchtenden und bedeutſamen Blick, der das Ergreifendſte ausdrückte. Mirabeau riß ſich jetzt mit ſtürmiſcher Eile los, weil er dieſen Anblick nicht länger zu ertragen vermochte. Helene hatte ihn bis in das anſtoßende Zimmer begleitet, um ihm unter ſtrömenden Thränen ihre Beſorgniſſe zuzuflüſtern. Mirabeau aber drückte ihr jetzt unter zärtlicher Zuſprache ſeine Küſſe auf die Augen und nahm ihr das Verſprechen ab, ihm am andern Tage Nachricht zu ſenden.

IV.

Die erſten Republikaner.

Mirabeau hatte raſch ſein Pferd beſtiegen, und legte in äußerſter Geſchwindigkeit den kurzen Weg von Argenteuil nach Paris zurück, deſſen Thoren er ſich in der erſten Nachmittagsſtunde näherte.

Es wurde ihm jetzt ſchwer, ſich mit ſeinem Pferde ebenſo raſch weiterzubewegen, da er ſich plötzlich mitten im Gewühl der Soldaten befand, die auf der Ebene vor den Thoren der Hauptſtadt lagerten, und dem Reiter nur allmählig und mit mancherlei Unterbrechungen ſeinen Weg fortzuſetzen geſtatteten.

Unter dieſen wilden und lärmenden Gruppen des Militairs, die in eine beſondere Aufregung gerathen zu ſein ſchienen, bemerkte Mirabeau eine große Maſſe von Volk, welches ſich äußerſt geſchäftig in der Mitte der Soldaten bewegte, und mit denſelben in einen ungemein lebhaften und zutraulichen Verkehr gerathen war. Man hörte Volk und Truppen Freundſchaftsverſicherungen aller Art austauſchen, die an einzelnen Stellen bereits durch ein fröhliches Gelage, in dem die gefüllten Gläſer aneinanderklirrten, beſiegelt wurden.

Es wurde dabei den Soldaten das Verſprechen abgenommen, nicht auf das Volk zu ſchießen, und Mirabeau vernahm an dem enthuſiaſtiſchen Geſchrei, welches von allen Seiten her ertönte, daß die Bevölkerung der Hauptſtadt nicht ohne Erfolg hier hinausſtrömte, um die Regimenter des Königs zu bearbeiten.

Er ritt in die Straßen der Stadt ein, und ſah zu ſeinem wachſenden Erſtaunen, daß die Aufregung, in der ſich die Bevölkerung von Paris befand, bereits eine ganz beſtimmte und gewaltige Geſtalt angenommen hatte. Man hatte begonnen, auf einzelnen Straßen und Plätzen Barrikaden zu bauen, bewaffnete Volkshaufen zogen ſchreiend und tobend umher, und erbitterte Ausrufungen gegen den Hof, unter denen ſich Lebehochs für Necker und den Herzog von Orléans unterſchieden, durchdrangen weithin die Luft.

Je mehr Mirabeau in die Mitte der Stadt vorrückte, deſto mehr ſchien es ihm, als ſei die ganze

Bevölkerung von Paris in die Straßen und auf die öffentlichen Plätze hinabgeſtiegen. Die Theater waren wie zum Zeichen der öffentlichen Trauer geſchloſſen. Vom Norden der Stadt her verbreitete ſich die Nachricht, daß das Volk die dortigen Barrièren angezündet und in Aſche gelegt habe. Eine wüthende, zerſtörungsſüchtige Volksſchaar, deren zerlumpte und verhungerte Geſtalten den ſchrecklichſten Ausdruck des Elends an ſich trugen, jagte an Mirabeau vorüber, und ſtieß drohende und heulende Laute aus, die auf eine neue Unternehmung hinzudeuten ſchienen.

Mirabeau wollte ſich zuerſt nach dem Palais Royal begeben, wo er den Heerd des ganzen Aufſtandes und ſeine Leiter zu entdecken hoffte, und wo er zugleich Chamfort in ſeiner dortigen Wohnung anzutreffen gedachte, um von ihm etwas Näheres zu erfahren, und bei dem Freunde zugleich Erkundigungen über das Schickſal Henriettens und Coco's, die in einer kleinen Wohnung in Paris zurückgeblieben waren, einzuziehen.

Als er die Rue de Richelieu hinunterritt, zogen ihm einige Abtheilungen des Dragoner-Regiments Royal-allemand, an deren Spitze ſich ihr Commandeur, der Prinz von Lambesc, auf einem weißen Schimmel befand, mit klingendem Spiel entgegen, ſodaß Mirabeau an der Ecke einer Nebenſtraße ſtillhalten mußte, um dieſe Soldaten an ſich vorübermarſchiren zu laſſen. Zu beiden Seiten der engen Straßen hatten ſich gedrängte Volkshaufen aufgeſtellt, aus deren Mitte die beleidigendſten Aeußerungen gegen die Dragoner hervordrangen.

Dies Regiment beſtand faſt durchgängig aus deutſchen Soldaten, welche, da nur wenige von ihnen der franzöſiſchen Sprache mächtig waren, die auf ſie herabgerufenen Schimpfworte und Verwünſchungen nicht ſogleich auffaßten, ebenſo wenig als ſie früher die freundlichen Zurufe des Volks verſtanden und ſich für dieſelben zugänglich erwieſen hatten. Als aber jetzt ein Hagel von Steinen auf ſie eindrang, zogen ſie ſofort ihre Säbel und folgten dem Befehl ihres Commandanten, ſcharf einzuhauen; nach allen Seiten hin mit der rückſichtsloſeſten Wüth. Die Volksmenge wurde von ihnen jetzt die Straße hinabgetrieben, ein alter Mann ſank unter ihren Streichen zuſammen, und Frauen und Kinder, die unter die Pferde der tobenden Verfolger gerathen waren, ſtießen ein herzzerreißendes Wehgeſchrei aus. In der Ferne heulten und pfiffen die zerſprengten Haufen, und riefen zur Rache. Es war die erſte Anwendung der Soldatengewalt gegen das Volk. In allen Theilen von Paris hallte jetzt der Ruf, daß ſich das Volk mit Waffen verſehen ſolle, und daß eine Bürgergarde gebildet werden müſſe!

Mirabeau hatte ſich in einem bekannten Hauſe ſeines Pferdes zu entledigen gewußt, und begab ſich jetzt zu Fuß nach dem Palais Royal, deſſen Zugänge auf allen Seiten von aufgeregten, in der drohendſten Stimmung aufundniederwogenden Volksmaſſen belagert waren. Es gelang ihm, ſich Bahn zu ſchaffen und in die Arcaden einzutreten, wo er zuerſt die Wohnung Chamforts zu erreichen ſuchte. Er traf aber Niemand darin an, und überließ ſich jetzt der ihn von Neuem umwogenden Volksmaſſe, die ihn mit ihren gewaltigen Stößen in die Mitte nahm und ihn in den erſten Hof des Palais Royal führte, wo ſich jetzt Alles zuſammenzudrängen ſchien.

Einige Male war es ihm, als wenn bekannte Geſichter an ihm vorbeigeſtreift wären. Er glaubte in dem grenzenloſen Getümmel Clavière, Duroveray, Dumont, und jetzt auch Chamfort zu ſehen, die aber in ſo blitzſchneller und geſchäftiger Bewegung und mit ſo eigenthümlichen Gebärden an ihm vorbeiſtrichen, daß ſie ihn entweder nicht erkannt zu haben ſchienen, oder er glauben mußte, umherſchwirrende Phantome der Luft in der Geſtalt dieſer Freunde erblickt zu haben. Jetzt aber war es ihm wirklich gelungen, Chamfort, der eben in einer Volksgruppe mit vernehmlicher Stimme geſprochen hatte, beim Rockzipfel feſtzuhalten und ſich ihm auf eine nicht mehr abzuläugnende Weiſe bemerklich zu machen.

Es giebt heut viel zu thun, Freund Mirabeau, ſagte Chamfort, mit einer Stimme, die ſo ruhig und gutmüthig klang, während ſie noch eben thätig geweſen war, durch ausgeſtreute Reden und Bemerkungen den Sturm heraufbeſchwören zu helfen.

Sage mir nur, was es giebt? rief Mirabeau in der höchſten Spannung. Iſt es Alles um Necker, weil ihn der König über Hals und Kopf fortgeſchickt hat? Hat das Volk durch den Namen Necker dermaßen auf die Beine gebracht werden können, ſo bin auch ich heut ein Anhänger Necker's, und jubele ihm mein Lebehoch ebenſo inbrünſtig nach, wie dieſer Savoyarden-Junge hier, der mir in ſeinem Necker-Enthuſiasmus faſt die Ripppen entzweigequetſcht hat.

Die Revolution hört heut auf den Namen Necker, und darum laß uns recht fleißig dieſen Namen in die Ohren des Volkes brüllen! entgegnete Chamfort. Selbſt der Name des Herzogs von Orléans iſt heut ein ſchöner Name, und ich rufe ihn nicht minder ämſig aus. Unſere Freunde ſind alle übereingekommen, heut dieſe Glocke zu läuten, denn ſie erklingt am Hofe von Verſailles wie der erſte Feuerlärm.

Und wer ſind unſere Freunde? fragte Mirabeau, indem er ſich an Chamfort's Arm hing und ſich von demſelben in das wildeſte Gedränge fortziehen ließ.

Heut darfſt Du nicht ſtolz ſein, Mirabeau, erwiederte Chamfort. Unſere Freunde ſind heut Alle, die mit uns auf demſelben Wege gehen. Das Ziel iſt das Licht, bei dem wir uns Alle erſt beſehen werden.

Und iſt das auch Einer unſerer Freunde dort, der junge Hampelmann, der ſoeben aus dem Café de Foy heraustritt, und einen Schwarm jauchzender Bewunderer hinter ſich herzieht? fragte Mirabeau, indem er auf einen jungen Mann hindeutete, der an der Spitze eines Volkshaufens einherzog und in der lebhafteſten Bewegung mit demſelben geſticulirte.

Das iſt Camille Desmoulins, ein angehender Advokat, der ein großes Talent beſitzt, mit dem Volke zu verkehren, antwortete Chamfort. Er iſt ein guter Junge, wie mir ſcheint, nur etwas erhitzt im Kopfe, aber mit der Zunge ſo fertig, daß er ſie wie ein Pumpwerk ohne Mühe arbeiten laſſen kann, wie es ihm gerade nöthig ſcheint. Uebrigens weiß er von Gott und der ganzen Welt nichts, aber er erſetzt ſeinen Mangel an Bildung und Urtheil durch ſeine ungeheure Fertigkeit, dem Volke ein Loch in den Kopf zu reden, und ihm weiß zu machen, daß durch dies Loch alle Schätze Indiens hineinregnen werden. Uebrigens gilt er für einen Agenten des Herzogs von Orléans. Doch ſieh, er will ſprechen! Man bringt ihm einen Tiſch, und er ſteigt auf dieſe Rednerbühne mit einer gewiſſen leichten Würde hinauf, die mir ganz wohlgefällt.

Camille Desmoulins war ein junger Menſch von ſiebenundzwanzig Jahren, der faſt die dunkle Geſichtsfarbe eines Negers hatte. In ſeiner Perſönlichkeit lag etwas Unedles, Gemeines, das aber durch das Feuer einer blitzenden Beweglichkeit, die in allen ſeinen Gliedern zuckte, einen weniger zurückſchreckenden Eindruck gewann.

Nachdem er ſeine finſtern drohenden Blicke einige Minuten lang über der jetzt ſtill werdenden Maſſe hatte ruhen laſſen, ſagte er mit einer ziemlich wohllautenden und ſcharf hörbaren Stimme: „Bürger! Ich komme von Verſailles herüber, und ich kann Euch verſichern, daß kein Augenblick mehr zu verlieren iſt! Necker iſt fortgeſchickt, und ſeine Entlaſſung iſt die Sturmglocke, welche eine neue Bartholomäus-Nacht für alle Patrioten verkündigt! Noch an dieſem Abend werden alle Bataillone der Schweizer und Deutſchen vom Marsfelde ausrücken, um uns niederzumetzeln. Es bleibt uns nur noch eine Hülfsquelle, und ſie beſteht darin, zu den Waffen zu eilen!"

Dieſe Worte drangen wie ein ungeheurer Zündſtoff in die Verſammlung ein, die ſich danach mit heftigem Beifallslärmen, dem ein tiefes unheimliches Gemurmel folgte, erhob. Camille Desmoulins ſtand noch immer auf dem Tiſch, und beobachtete mit ſcharfen und lauernden Blicken dieſe Zuckungen der Maſſe. Dann, indem er ſeine Augen unruhig und beſorgnißvoll auf einen beſtimmten Punkt heftete, und eine Zeitlang ſchweigend dorthin ſtarrte, rief er mit einer entſetzlichen Stimme aus: „Das Signal iſt gegeben; ſeht dort die Spione und Handlanger der Polizei, die mir ihre Blicke ins Geſicht ſchleudern; aber ich werde nicht lebend in ihre Hände gerathen!"

Bei dieſen Worten zog er zwei Piſtolen aus ſeiner Taſche, und zeigte ſie dem Volke Dann von dem Tiſch herunterſpringend, rief er, ſich an die Spitze einer Schaar ſtellend, die ihn unten ſchon erwartet hatte: „Folgt meinem Beiſpiel, Bürger! Kommt, um Euer Leben zu vertheidigen, und das Leben Eurer Weiber und Kinder!"

Mit furchtbarem Geſchrei ſtürzte ihm die Maſſe nach, und man ſah ſie bald in einzelne Trupps ſich vertheilen, die unter den drohendſten Ausrufungen, nach Rache und Waffen rufend, nach verſchiedenen Seiten hin über die Straßen ſich ergoſſen.

Beim Ausgange aus dem Palais Royal trafen Mirabeau und Chamfort, die von dem reißenden Volksſtrom mit fortgezogen wurden, mit Camille Desmoulins zuſammen, der, als er Mirabeau's anſichtig wurde, einen Augenblick zu ihm herantrat und ihn mit Zeichen großer Ehrerbietung begrüßte.

Das Volk bezeigt dem Grafen Mirabeau durch mich ſeine Hochachtung! rief Desmoulins, indem er ſeine Piſtolen in die Luft ſchwang, und damit auf Mirabeau deutete. Es lebe Mirabeau, der Held der National-Verſammlung und der Freund des Volkes!

Mirabeau dankte lächelnd und ſagte einige freundliche Worte zu Camille Desmoulins, dem er dann leiſer zuflüſterte: „Es iſt gut, daß Ihr dem Volke einen Schwung gebt, aber bewahrt es vor blutiger Gewaltthat!“

Blut wird nothwendig werden, vielleicht ſchon in dieſer Nacht, oder gewiß recht bald! erwiederte Desmoulins mit einer geheimnißvollen Miene. Und wenn das Volk nicht ſchießen kann, ſo wird es ſeine Feinde aufhängen. Der König hat ſeine Kanonen und das Volk hat ſeine Laternen. Ich habe lange über das beſte Syſtem der Volksbewaffnung nachgedacht, und da habe ich gefunden, daß die Laterne die beſte Artillerie des Volkes iſt. Das Volk hat lange genug mit der Diogenes-Laterne ſuchen müſſen, ob ſich unter ſeinen Regierern keine Menſchen finden laſſen wollten. Nun ſoll die Laterne auch der Galgen für alle Volksfeinde werden. Es lebe die Politik der Laterne! Darf ich Euch in dieſen Tagen in Verſailles beſuchen, Bürger Mirabeau?

Mirabeau nickte ihm zu, fand aber keine Zeit mehr zu einer weiteren Erwiederung, da Camille Desmoulins bereits mit ſeiner ſtürmiſch drängenden Schaar fortgeſtürzt war.

Nicht wahr? Solche Leute ſind ſehr brauchbar? ſagte Chamfort, indem er Mirabeau mit ſcharfer Aufmerkſamkeit beobachtete.

Als Sturmvögel ſind ſie gut, ſie machen auf das kommende Unheil aufmerkſam, erwiederte Mirabeau nachdenkend. Aber im Sturm ſelbſt braucht man erfahrene und redliche Steuermänner, und nach ihnen werden wir uns bald umſehen müſſen.

Und glaubſt Du, daß der Sturm bald losbrechen wird? fragte Chamfort mit einem aufflammenden, eigenthümlichen Zug in ſeinem Geſicht.

Die Sturmwolke platzt ja ſchon faſt über unſern Häuptern, erwiederte Mirabeau leiſe.

In dieſem Augenblick ließ ſich ein furchtbarer donnerähnlicher Knall vernehmen, der in ihrer nächſten Nähe losgegangen zu ſein ſchien, und weithin dröhnend die Luft erſchütterte. Es war ein Kanonenſchlag, der mit einer ſchreckenerregenden Gewalt ſich entladen hatte. Das Volk ſtieß, wie von einem abergläubiſchen Erſtaunen hingeriſſen, einen langen, ſchmetternden Schrei aus. Erſt nach einigen Minuten unterſuchte man, was vorgefallen war. Während den ganzen Tag hindurch ein bedeckter und trüber Himmel über Paris geſtanden hatte, war plötzlich über den Häuptern der dichtgeſchaarten Volksmaſſen die Sonne des Julitages mit einem wunderbar klaren und glühenden Licht emporgegangen, und hatte ihre Strahlen in den am Meridian des Palais Royal angebrachten, bald ſich ſcharf erhitzenden Spiegel eingeſenkt. Das Licht der Kanone hatte dieſen Strahl aufgefangen, und der Schuß war mit dieſer wunderbar überraſchenden Gewalt plötzlich losgefahren. *)

Die Sonne ſelbſt giebt heut das Signal der Re-

---

*) Louis Blanc Histoire de la révolution francaise II. 296.

volution! ſagte Chamfort, nachdem er mit Mirabeau die ſeltſame Thatſache eifrig erforſcht hatte.

Aber was hat uns Camille Desmoulins geſagt, mein Freund! erwiederte Mirabeau nachſinnend. Iſt nicht die Kanone die Waffe der Könige?

Aber die Sonne iſt die Waffe des Volkes, erwiederte Chamfort mit einem enthuſiaſtiſchen Ausdruck. Das Licht, wo es aufgeht, wird immer im Namen des Volkes aufgehn. Und der Sonnenſtrahl iſt es, welcher dieſe Kanone abgeſchoſſen hat, es waltet gar kein Zweifel darüber ob. —

Die beiden Freunde begaben ſich jetzt Arm in Arm weiter, und wollten das Palais Royal nach der andern Seite zu verlaſſen, um in die Straße Saint-Honoré zu gelangen und den Weg nach den Tuilerien zu nehmen, wohin ſich die Hauptbewegung gelenkt zu haben ſchien.

In dem erſten Hof ſtand ein angeſpannter Wagen, der unmittlbar vor dem Ausgange des Palais hielt, welches der Herzog von Orléans bewohnte. Eine große Menge umringte das Portal und den Wagen, und ſchien den Herzog zu erwarten, au deſſen Einſteigen man in einer Stimmung, die den bewegteſten Enthuſiasmus verrieth, harrte.

Als Mirabeau und Chamfort eben vorübergehen wollten, trat der Herzog in ſichtlicher Eile, und mit allen Anzeichen der Beſtürzung auf ſeinem bleichen Geſicht, heraus. Das Volk empfing ihn mit lautſchallenden Zurufen, und drängte ſich ſo innig und begierig an ihn, als wenn es ſeine Zuflucht bei ihm finden und ſeine Rettung und Berathung in dieſem entſcheidenden Moment ihm anvertrauen wolle.

Der Herzog ſah etwas ängſtlich alle dieſe Leute an, die ihn mit ihren bittenden und dringenden Geſichtern immer enger umringten und mit ihren Händen ſeine Arme und ſeine Kleider zu berühren wagten. Er wollte zu ihnen reden, ſchien aber keine rechten Worte finden zu können, und wenn man ihn genauer beobachtete, ſah man ihn an allen ſeinen Gliedern zittern und beben.

Endlich, als er ſchon den Wagen beſtiegen, wandte er ſich noch einmal um und ſagte mit einer heiſern, ausdrucksloſen Stimme: „Meine Freunde, es iſt weiter kein Mittel mehr übrig geblieben, als die Waffen zu ergreifen!“

In demſelben Augenblick aber hatte er ſich mit einer Haſt und Geſchwindigkeit, die einer Flucht vollkommen ähnlich ſah, in den Wagen geſchwungen und fuhr von dannen.

Das Volk hat ſeinen Beiſtand angefleht, aber dem Prinzen fehlt zum Haupt der Revolution nichts als eine Kleinigkeit, nämlich der Muth! ſagte Chamfort zu Mirabeau. Er geht nach Verſailles, wie ich ſoeben ganz verſtohlen von ſeinem Kammerdiener erlauſcht habe. Und hier in Paris könnte er ſich heut zum König ausrufen laſſen, wenn er nur wollte. Aber die Furcht treibt ihn von hinnen, und er ſcheint doch am Ende die Revolution nicht vertragen zu können.

Er iſt ein nichtswürdiger Feigling, mit dem ſich Niemand einlaſſen kann und darf! rief Mirabeau in heftigem Unwillen. Und mich verdächtigt man, mit einem ſolchen Elenden in einem geheimen Einverſtändniß zu ſtehen? Selbſt wenn dadurch der Himmel auf die Erde herabgezogen werden könnte, würde ich nicht ſo leicht mit einem Herzog von Orléans in daſſelbe Geſchirr treten!

Indem augenblicklich eine Entleerung des Palais Royal eintrat, und die aufgeregte Menge ihren bisherigen Sammelpunkt mehr und mehr verließ, konnten Mirabeau und Chamfort jetzt leicht den Ausgang gewinnen. In der Straße Saint-Honoré kam ihnen ein Trupp entgegen, der ſich in einer wunderbar feierlichen Ordnung gruppirt hatte und in einer Art von Prozeſſion einherſchritt, an deren Spitze ein Savoyard und ein in vornehmer Kleidung ſich darſtellender junger Mann vorauszogen. Der Savoyard trug eine Büſte des Herzogs von Orléans, die er von Zeit zu Zeit hoch in die Luft hob, um ſie dem in unermeßlicher Anzahl ſich nachdrängenden Volke zu zeigen, während er dazu ſeine ſchwarze Mütze, die er auf dem Kopfe trug, mit einer triumphirenden Bewegung emporſchwenkte. Der vornehme junge Mann neben ihm, der einen Rock von geſtreiftem Seidenzeug anhatte und mit zwei Uhren und anderem Schmuck behangen war, trug die Büſte Necker's. Jede dieſer Büſten war mit einem langen ſchwarzen Crêpe-Flor umhüllt, um damit anzudeuten, daß dieſe beiden Abgötter des Volkes bei der Gewalt in Ungnade ſtanden. Zahlreich wallende Fahnen, die Triumph und Trauer zugleich ausdrückten, wurden neben dem Zuge hergetragen, der nicht blos aus Leuten der unteren Volksklaſſen ſich gebildet hatte, ſondern in den ſich auch viele Perſonen der höheren Stände gemiſcht zu haben ſchienen.

Was iſt dieſen Leuten Orléans? Was iſt ihnen Necker? ſagte Mirabeau zu Chamfort, indem Beide der Bewegung des Zuges folgten. Das Volk hat immer das Bedürfniß, Götter zu haben, und ſollte es ſich dieſelben auch aus irgend einem Gipsladen ſtehlen. Dieſe Büſten ſind offenbar aus dem Atelier von Curtius auf dem Boulevard du Temple, wo ich ſie neulich geſehen habe. Folgen wir dem Spektakel, Chamfort. Es iſt rührend und lehrreich zu ſehen, mit welcher Inbrunſt ſich das Volk ſeine Götzen ſchafft, um nicht allein zu ſein in der Noth!

Der Aufzug begab ſich nach den Boulevards und berührte von dort die volkreichſten Straßen und Plätze, auf denen er ſich mit immer neuen Maſſen verſtärkte. Ein Detachement franzöſiſcher Garden, das ihm unterwegs begegnete, wurde bewogen, gemeinſchaftliche Sache mit dem Volke zu machen und ſich dem Triumphmarſch anzuſchließen, wodurch derſelbe in den Augen der Bevölkerung zu einem immer bedeutenderen Ereigniß heranwuchs. Als man auf der Place Vendôme anlangte, zeigte ſich dort ein Trupp von Reitern, die zur Beſetzung des Platzes aufgeſtellt waren. Plötzlich fiel dort ein Schuß, und der junge ſchöngekleidete Menſch, welcher die Büſte Necker's trug, ſank mit einem wimmernden Aufſchrei zuſammen. Er war tödtlich getroffen und hauchte auf der Stelle ſein Leben aus. Man trug ihn in ein Haus, und ein Anderer hob die Büſte Necker's auf, um ſie weiter zu tragen. Die Reiter, die in demſelben Augenblick den Befehl zum Rückzug erhalten zu haben ſchienen, hatten raſch den Platz geräumt, erſchienen aber plötzlich wieder aus einer Nebenſtraße hinter dem Zuge, der ſich auf den Platz Ludwigs XV. hinbegeben hatte, und begannen denſelben hart auf den Ferſen zu drängen. Es entſtand eine Verwirrung, die Ordnung des Zuges war durchbrochen, und abermals fiel ein Schuß, von welchem der Savoyard, der die Büſte des Herzogs von Orléans trug, am linken Bein getroffen worden. In demſelben Augenblick hatte er auch, man wußte nicht wie es geſchah, einen Säbelhieb in der Bruſt empfangen, und ſank todt zur Erde nieder. Er wurde von einem ſeiner Gefährten auf die Schulter gehoben und dem Getümmel entriſſen. Man trug ihn in das Palais Royal, um den ſchon ganz von Blut umfloſſenen Körper dort der Bevölkerung von Paris auszuſtellen.

Der Triumphzug für Necker und Orléans hatte damit ſeinen Schluß erhalten und die Volksbewegung begann ſich nach verſchiedenen Theilen der Stadt hin abzuleiten, wo ſie in anderer Weiſe und mit noch gefährlicheren Anzeichen hervortrat. Die franzöſiſchen Garden, welche die Kaſerne in der Rue Verte einnahmen, waren unruhig geworden und verlangten nach einem Kampf mit den fremden Regimentern, die ſo volksfeindlich gewüthet hatten. Ein Mann aus der niedrigſten Volksſchicht, der ſich Gonchon nannte und ſeit einiger Zeit in den Vorſtädten ungemein aufregend gewirkt hatte, war in dieſer Kaſerne erſchienen und hatte durch eine kühne und zugleich ſtolze Beredſamkeit, wie ſie von einem Mann des Volkes nie vernommen worden, die Soldaten aufgereizt, ſich mit den Feinden des Volkes zu ſchlagen und den ausländiſchen Regimentern einen Kampf anzubieten.

Mirabeau und Chamfort hatten ſich auf ihren fortgeſetzten Streifzügen durch das gährende und ſchäumende Paris eben der Caſerne in der Rue Verte genähert, als die Soldaten, vollſtändig gewaffnet und mit den drohendſten Gebärden und Ausrufungen, herausſtürzten, um dem ſeltſamen Gonchon, der in ſeiner groben blauen Blouſe mit einer majeſtätiſchen Würde an ihrer Spitze einherſchritt, in den Straßenkampf zu folgen.

Das iſt dieſer Gonchon, ſagte Chamfort. Sieh ihn Dir an, Mirabeau, denn das iſt eine von jenen unheimlichen und wunderbaren Geſtalten, wie man ſie in Paris früher kaum erblickte, und die plötzlich wie über Nacht aus der Erde gewachſen ſcheinen. Er iſt häßlich wie der Teufel, und ſeine rothe und buntfleckige Haut ſcheint den Urbewohner eines fremden Welttheils anzuzeigen. Aber nichts gleicht ſeinem

Stolz und ſeiner Hoheit, und von ſich ſelbſt ſpricht er mit einer pomphaften Feierlichkeit immer nur in der dritten Perſon.

Iſt das der Gonchon, welchen man den Mirabeau des Faubourg nennt? fragte Mirabeau, indem er lächelnd und mit Erſtaunen den Blouſenmann betrachtete.

Ja, mein Freund, entgegnete Chamfort, man hat dem Mirabeau der Nationalverſammlung einen Mirabeau des Faubourg zur Seite geſtellt. Dieſe beiden Mirabeau's werden ſich nun ſchon einander ergänzen und in die Hände arbeiten müſſen, das wird Alles nichts helfen, Herr Graf von Mirabeau! Du biſt der Held der Nationalverſammlung geworden, obwohl Dich dieſe Verſammlung anfangs mit Ziſchen empfing und ſich gegen Dich aufbäumte, wie ein Roß, das die Ehre noch nicht kennt, von ſeinem Meiſter geritten zu werden. Aber nun, ſeitdem man nur ein einziges Mal Deinen Zügel empfunden, wie bei Deiner unvergleichlichen erſten Rede, womit Du gegen die Prüfung der Vollmachten nach Ständen donnerteſt, ſind Roß und Reiter zuſammen berühmt und groß geworden. Aber ihr vornehmen Herren aus der Salle des Menus in Verſailles müßt nicht denken, daß die

Pariſer Straße nicht auch ihren Mirabeau haben will. Verachte mir darum dieſen Gonchon nicht, denn, wie Du ſiehſt, arbeitet er auch höchſt exact auf ſeinem Poſten.

Vielleicht iſt der Mirabeau der Straße beſſer daran, als der Mirabeau des Saal des Menus, ſagte Mirabeau nachſinnend. Du weißt, ich haſſe die politiſche Bewegung auf der Straße, denn ich mag einmal nichts haben, was man auf der Straße findet, mag es Frau Venus oder Frau Freiheit ſein. Aber unſere Nationalverſammlung in Verſailles iſt eine erbärmliche Geſellſchaft, wie ich Dir von Anfang an geſagt habe. Sie ſcheint mir nur noch dazu gut, daß ſich die Revolution an ihr ihre Lungenwerkzeuge durch Schreien ausbildet, was für die Entwickelung der Kinder bekanntlich ſehr vortheilhaft befunden wird.

Ich wundere mich, daß Du gerade heut nicht drüben in der Verſammlung biſt? ſagte Chamfort, indem die Freunde Arm in Arm weiterſchritten und der Richtung folgten, welche die ausgerückten Garden in wilder Kampfesluſt nach dem Platz Ludwigs XV. hin eingeſchlagen hatten. Die Nationalverſammlung hält ja heut eine große Sitzung. Es ſoll ſich darum handeln, dem König eine Erklärung abzugeben, daß das neue Miniſterium nicht das Vertrauen des Landes und ſeiner Repräſentanten beſitzt, und daß die ſofortige Zurückberufung Necker's das einzige Heil ſei, welches man ergreifen könne.

Ich wohnte heut Morgen, ehe ich von Verſailles abfuhr, den Vorbeſprechungen zu dieſer Sitzung bei, erwiederte Mirabeau. Aber eine beunruhigende Nachricht, der ich nicht widerſtehen konnte, rief mich nach Argenteuil zu meinem Vater. Ich wollte und mußte ihn noch einmal ſehen, denn man hatte mir ſeinen Zuſtand als ſehr bedenklich geſchildert. Wir haben uns verſöhnt, und alle meine Erinnerungen an das unendliche Wehe, das einſt in dieſem Verhältniß gelegen, haben ſich nun in die wunderbarſte Liebe für meinen Vater umgeſetzt. —

Nachdem Mirabeau und Chamfort ihre Schritte zu dem Platz Ludwigs XV. hingelenkt, vernahmen ſie, daß bei der Annäherung der franzöſiſchen Garden die Truppen, welche dort unter dem Oberbefehl des Herrn von Beſenval aufgeſtellt waren, mit einer raſchen Bewegung wieder zurückgezogen worden. In allen Straßen lief plötzlich das Gerücht umher, daß die bewaffnete Macht angewieſen ſei, jedes blutige Zuſammentreffen zu meiden und ſich aus der Mitte der Hauptſtadt zu entfernen. Bald begegnete man auch, außer den franzöſiſchen Garden, die ganz offen mit dem Volke gemeinſchaftliche Sache gemacht, keinem einzigen Soldaten mehr in den Straßen.

Indeß hatte die Sturmglocke von allen Thürmen der Stadt zu läuten begonnen. Die Zuſammenrottungen in den verſchiedenen Stadttheilen nahmen eine immer beſtimmtere und drohendere Geſtalt an, man plünderte alle Waffenläden, um ſich zu rüſten, und bald gab es in Paris vollſtändig bewaffnete Volkshaufen, die lärmend und angriffsluſtig umherzogen. Die Zahl der Waffenbegehrenden wurde aber immer größer. Eine ungeheure Menge wälzte ſich nach dem Hôtel de Ville fort und ſtürmte dort in den großen Saal, wo einige Wahlmänner von Paris mit den Gemeinde-Beamten ſich zu einer Sitzung vereinigt hatten, um über Bürgſchaften für die Ruhe und Ordnung in Paris zu berathſchlagen. Man verſpricht der eingedrungenen Volksmaſſe, die nach Waffen ſchreit, daß man ihnen die Gewehre und Säbel, die ſich im Stadthauſe vorfinden möchten, ausliefern wolle, aber die Menge hat ſchon ſelbſt, ohne zu warten, die Waffen-Niederlage des Stadthauſes entdeckt, dem gewaltigen Gegenſtoß weichen die Thüren, und Jeder eilt jetzt mit einem Gewehr, wie es gerade in ſeine Hände gelangt, von dannen. In dieſem Augenblick ſah man plötzlich eine wunderbare Geſtalt, welche die von den Soldaten verlaſſene Wache vor dem Hôtel de Ville auf ihre eigene Hand bezogen zu haben ſchien.

Es war ein rieſenhaft großer, faſt nackter Mann, den Niemand kannte und von dem Niemand zu ſagen wußte, woher er plötzlich gekommen ſei. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, die Beine waren vollſtändig nackt, keine Schuhe auf den Füßen. Aber über ſeiner Schulter trug er ein Gewehr, mit dem er in feierlicher und würdiger Haltung aufundniederging und den Wachtdienſt vor dem Stadthauſe verſah.*)

Mirabeau und Chamfort, welche der Bewegung auch bis zu dieſem Punkt gefolgt waren, ſahen dieſer räthſelhaften Erſcheinung mit dem höchſten Erſtaunen zu.

Da iſt ſchon wieder Einer dieſer Menſchen, die ſeit einigen Tagen aus dem Ei der Revolution hervorgekrochen ſind und die früher nie gelebt zu haben ſcheinen! ſagte Chamfort, der einen faſt ehrfurchtsvollen Blick auf den Unbekannten gerichtet hielt. Sieh, Mirabeau, mit welcher ſchauerlichen Ruhe und Majeſtät dieſer nackte Menſch ſein Gewehr ſchultert! Wahrhaftig, das iſt Rouſſeau's Naturmenſch, der, aus dem Schooß der Philoſophie geboren, heut das Gewehr genommen und die Wache der Revolution bezogen hat. Würdeſt Du es übel nehmen, wenn ich vor dieſem zukunftsvollen Ungeheuer niederknieete, um es anzubeten?

---

*) Procès-verbal de l'assemblée des electeurs I. 180.

Es wäre nicht das erſte Mal, daß der Schöpfer vor ſeinem eigenen Werk knieete, entgegnete Mirabeau. Aber glaube mir, Chamfort, mit dieſen Leuten werdet Ihr nichts machen. Das Volkselend, zum bewaffneten Geſpenſt aufgepuſtet, iſt nur ein Unglücksbote, wenn es an der Schwelle der Zukunft Wache hält. Ich habe in dieſen letzten Tagen ſehr viel gelernt und darunter auch das, daß man kein Heil von der Republik annehmen dürfe. Es wird doch keine Republik der Naturmenſchen, ſondern eine Republik der Lumpe. Genauer betrachtet, iſt der nackte Heros dort, vor dem Du niederknieen möchteſt, doch auch nur ein Lump. Und ich muß Dir ſagen, Chamfort, Deine Artikel, welche Du jetzt für den Mercure ſchreibſt, gefallen mir nicht. Du bauſt darin mit diaboliſchem Raffinement an dem Luftſchloß der Republik, und da ſiehſt Du ſchon einen Bewohner deſſelben vor Dir. Er hat keine Hoſen an und trägt nichts als ein Hemde und ein Gewehr, das vielleicht nicht einmal geladen iſt.

So ſcheiden ſich denn in der That unſere Wege, Mirabeau, ſagte Chamfort mit einem wehmüthigen Anflug. Heut, am 12. Juli, giebt es vielleicht nur noch zehn Republikaner in Paris, und Du kannſt daraus entnehmen, mit wie geringen Fonds das Geſchäft der Republik begonnen wird.*) Aber es wird einſt ein Großhandel daraus werden, der die ganze Welt erfüllt und verbindet. Meinen nackten Burſchen dort ſchilt mir nicht. Denn ſeine ſchönen ſtarken Glieder hat ihm die Natur gegeben und die Republik wird ihn zum Gott machen, nachdem ihm der Hunger den Heiligenſchein verliehen. Du willſt das Nackte an der Republik ſchmähen? Mein Freund, die Republik bringt den Olymp wieder, auf dem einſt die nackten Götter die Welt regierten. Die Nackten regierten einſt am beſten. Das Koſtüm hat im Lauf der Zeiten Alles verdorben. Und nun lebe wohl, Mirabeau! Das Studium des Nackten trennt uns, und Du? Du wirſt Deine rieſige Götterkraft zu der Schneider-Arbeit verwenden, dem zerreißenden Hermelin ein neues Unterfutter zu ſchaffen.

In demſelben Augenblick war Chamfort von der Seite Mirabeau's verſchwunden. Der letzte Volkshaufen, der an ihnen vorübergewogt war, ſchien den Freund ſpurlos in ſich aufgeſogen zu haben. Mirabeau ſtarrte ihm lange nach und verſank in ein träumeriſches, ſchmerzliches Sinnen.

---

*) Fragment de l'histoire secrète de la révolution, par Camille Desmoulins p. 11.

Der Abend begann ſchon heranzudunkeln, und die ſich mehrenden Unruhen auf den Straßen erſchienen noch unheimlicher und ſchreckensvoller als bisher. Man ſammelte bei allen Vorübergehenden Geld, um Pulver dafür einzukaufen. Viele Perſonen mit Fackeln rannten umher und fragten Jeden, der ihnen begegnete, ob er auch zum dritten Stande gehöre? In andern Gruppen wurden beim Fackelſchein Flugblätter oder Mauer-Anſchläge vorgeleſen, die mit ſchneidender Schärfe, hinundwieder auch mit dem drolligſten Witz, die Beſchwerden des Volkes ausſprachen. Einzelne bewaffnete Schaaren ſtürzten mit Fackeln in den Händen an Mirabeau vorüber, und aus ihren Drohreden ging die Abſicht hervor, die Hauptgebäude der Stadt in Brand zu ſtecken.

Mirabeau hatte ſeinen Weg in einer beſtimmten Richtung fortgeſetzt, da er den Entſchluß gefaßt, in Paris über Nacht zu bleiben und ſeine Rückkehr nach Verſailles, wohin wegen der, Paris umzingelnden Truppen ſchwer zu gelangen war, bis auf den andern Morgen zu verſchieben. Er beeilte ſich daher, die kleine Wohnung in der Rue Montmartre, in der Henriette mit Coco eingemiethet war und die Mirabeau zugleich als ſein Abſteigequartier unterhielt, aufzuſuchen.

Eine angſtvolle, den Ausbruch der größten Schrecken erwartende Unruhe durchfieberte ganz Paris. Die Sturmglocken des Stadthauſes und der Notre Dame läuteten unaufhörlich mit bangen ſchweren Schlägen. Dann ſah man die erſten Bürger-Garden, deren Organiſation ſoeben begonnen hatte, in einzelnen Abtheilungen die Straßen aufundabziehen. Hierundda hatte man angefangen, die Fenſter zu erleuchten, um der Stadt die unheimliche, drohende Dunkelheit zu nehmen. Mit den bewaffneten Bürgern vereinigten ſich hierundda auch franzöſiſche Garden, um gemeinſchaftlich die Stadt zu behüten und alle Theile von Paris zu durchziehen. Von Zeit zu Zeit hallten in der Ferne einzelne Flintenſchüſſe, denen dumpfe Alarm-Rufe folgten. Paris ſchien ein gefährlicher Kranker, der ſich in wilden Phantaſien auf ſeinem Lager hinundher wälzt und von Zeit zu Zeit in abgebrochenen Schreckenslauten ſeinen qualvollen Zuſtand klagt.*)

Mirabeau hatte das Haus, welches er ſuchte, gegen Mitternacht erreicht. Henriette, die ſich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, trat ihm mit der freudigſten Ueberraſchung, die ihre bleichen Wangen röthete, entgegen. Mit entzückten Blicken betrachtete ſie ihren Freund, den ſie ſeit einiger Zeit nur ſelten und flüchtig ſah, und dem ſie jetzt mit leidenſchaftlicher Verehrung die Hände küßte. Auch Coco, jetzt ein ſiebenjähriger Knabe, kam herzugeſprungen und wurde von Mirabeau mit der herzlichſten Begrüßung in die Höhe gehoben. Coco klagte mit herzhaftem Ungeſtüm, daß ihm Henriette nicht erlaubt habe, auf die Straße hinauszugehen und an einer Barrikade mitzuarbeiten, welche unten an der Ecke errichtet worden.

---

*) Buches p. 376.

Willſt auch Du Barrikaden gegen den König bauen, mein Freund? fragte Mirabeau, indem er ſcherzend die Ohren des kleinen Coco zupfte. Sage mir in aller Welt, was hat Dir denn der König gethan? Haſt Du nicht unter ſeiner Regierung ſo groß wachſen können, als es nur irgend einem ſiebenjährigen Jungen vergönnt iſt? Du wirſt aber noch viel größer und tüchtiger werden, wenn Du Deinen König liebſt, verſtehſt Du mich, Coco?

Henriette lächelte und bat um Pardon für ihren kleinen Schützling. Mirabeau bemerkte erſt jetzt, daß

Frau von Nehra, in deren Augen eine fieberhafte, verzehrende Gluth umherirrte, leidender war, als es ihm ihre letzten Briefe eingeſtanden hatten. Die Krankheit ihrer Bruſt ſchien ſich bedeutend verſchlimmert zu haben, und die ſchöne liebenswürdige Geſtalt, die einſt von ſo viel natürlicher Friſche und Kraft geſtrahlt, zeigte ſich in einem ſichtlichen Hinſchwinden begriffen. Wie einen zergehenden Hauch fühlte er den faſt durchſichtig gewordenen Körper in ſeinen Armen. Er wagte kaum, ſie ſtärker an ſich zu drücken, und in ſeine Seele drang eine unendliche Traurigkeit ein.

Er ſuchte ſie jetzt zu bewegen, ſich mit Coco in das Schlafcabinet zu begeben und ſich Ruhe zu gönnen, indem er ihr die Verſicherung gab, daß in Paris in dieſer Nacht nichts mehr zu befürchten ſein werde.

Während ihm gewillfahrt wurde, ſetzte ſich Mirabeau an den Schreibtiſch, um die Vorgänge des heutigen Tages, deren Augenzeuge er in Paris geweſen, in einem Artikel zu ſchildern, den er für ſein Journal beſtimmt hatte. Es gewährte ihm eine beſondere Genugthuung, ſich mit ſchonungsloſer Freimüthigkeit über dieſe Ereigniſſe auszuſprechen, indem er eine gewaltige Warnungsſtimme an das Volk richtete, daß es ſein ihm unveräußerlich zukommendes Recht nicht einem blinden Zerſtörungstrieb und dem augenblicklichen Effect der Rache opfern möchte. Erſt gegen den ſpäten Morgen gönnte er ſich einen kurzen Schlaf.

V.

Ein Sarg.

Mirabeau hatte ſich nach einigen Stunden ſchon wieder erhoben, um Anſtalten zu ſeiner Rückkehr nach Verſailles zu treffen, wohin er ſich jetzt ſo ſchleunig als möglich begeben wollte. Vorher wollte er ſich jedoch noch von dem Stand der Dinge in Paris überzeugen, um in der National-Verſammlung, in der er gerade in einem ſo entſcheidenden Moment ſeinen Platz nicht länger leer laſſen wollte, einige zur Beſchwörung der Gefahr geeignete Anträge einbringen zu können.

Eben wollte ſich Mirabeau entfernen, nachdem er von Henriette und Coco, die noch im tiefen Schlummer lagen, ſeinen ſtillen Abſchied genommen, als ihn noch an der Schwelle der Thür ein Courier erreichte, der in großer Haſt und Bewegung ihn aufzuſuchen kam. Der Bote, aus deſſen Händen Mirabeau einen Brief empfing, hatte denſelben nach Verſailles überbringen ſollen, wenn Mirabeau nicht noch in ſeinem Pariſer Quartier anzutreffen war. Mirabeau aber entfaltete jetzt mit einem bangen, ſchwermuthsvollen Zögern den Brief, an deſſen Aufſchrift er die zierliche Hand ſeiner Nichte, der Marquiſe von Arragon, erkannt hatte. Nach einem flüchtigen, zuckenden Blick auf die kurzen Zeilen, ließ Mirabeau entſetzt das Blatt aus ſeiner Hand gleiten, und entfernte ſich in das Nebenzimmer, um einſam mit dem großen Schmerz zu ſein, der ihn unſäglich bitter befallen wollte.

Mirabeau war von ſeiner Ahnung nicht getäuſcht worden. Seinen Vater hatte am geſtrigen Tage, einige Stunden darauf, nachdem ihn Mirabeau verlaſſen, ein plötzlicher Tod getroffen. Helene meldete ihm dies Ereigniß mit ergreifenden Zügen. Nachdem Mirabeau ſich aus dem Landhauſe entfernt, ſchien der Marquis ſich raſch wieder erholt und alle ſeine Kräfte wiedergewonnen zu haben. Helene hatte ihm einen Artikel aus dem neuen Journal Mirabeau's vorleſen müſſen, und er hatte dazu ſeinen Lieblingsplatz am Fenſter wieder eingenommen. Er ſchien ihr ſo aufmerkſam zuzuhören, daß er eine Auslaſſung, die Helene beim Vorleſen machte, ſogleich bemerkte, und ſie erſuchte, den unterbrochenen Satz noch einmal zu leſen. Kaum hatte ſie unter vielen Entſchuldigungen ſich dazu verſtanden, als ſie in dieſem Augenblick bemerkte, daß ihr Großvater ſeine Augen feſt geſchloſſen hielt. Sie war zu ihm hingeeilt, aber ſeine Augen öffneten ſich nicht wieder, und der Athem in ſeiner Bruſt war ausgeblieben. Das ruhig lächelnde, mit einer feinen Röthe gefärbte Geſicht konnte über den eingetretenen Tod nicht täuſchen. *)

Helene hatte dieſer Trauerkunde zugleich die Nachricht hinzugefügt, daß nach dem beſtimmten Willen, welchen der Marquis von Mirabeau ſchon früher zu erkennen gegeben, ſein entſeelter Körper auf der Stelle abgeführt werden ſolle, um in der Familiengruft auf dem Schloſſe Mirabeau beigeſetzt zu werden. Mirabeau empfing damit den Auftrag, einen zinnernen Sarg in Paris zu beſchaffen und denſelben ſogleich nach Argenteuil hinauszuſchicken, dann aber die Ankunft des Todten in der Hauptſtadt zu erwarten und für ſeine ſichere Weiterführung noch an dem nämlichen Tage Sorge tragen zu wollen.

Als ſich Mirabeau auf die Straße hinausbegab,

---

*) Montigny VI. 129.

um ſich dieſem traurigen Geſchäft zu unterziehen, bemerkte er, daß die Bewegung der Maſſen, welche durch die Nacht nur auf Augenblicke unterbrochen geweſen, bereits wieder in vollen Wogen fluthete. Die Straßen wimmelten von Bewaffneten, die ſich auf die verſchiedenartigſte Weiſe aufundnieder tummelten. Einzelne Gruppen derſelben, an deren Spitze Soldaten aus dem Regiment der Garden ſich befanden, zogen mit Trommeln und Trompeten einher, und bewogen die von allen Seiten heranſtürmenden Volksmaſſen, ſich ihnen anzuſchließen, um ſich nach dem Haus der Lazariſten in der Rue Saint-Denis zu begeben, und der großen Mehlmagazine, welche ſich dort befanden, ſich zu bemächtigen. Ein anderer Trupp von Wüthenden begab ſich von Haus zu Haus, um die Bewohner aufzuſchrecken, und Diejenigen, welche ſich nicht der Bewegung anſchließen würden, mit Mord, Brand und Plünderung zu bedrohen. Auch begegnete Mirabeau auf allen Straßen einer bedeutenden Anzahl von Menſchen, welche forteilten, um ſich nach dem Stadthauſe zu begeben, und in die dort ausgelegten Liſten für die Bildung einer Bürgergarde ſich einſchreiben zu laſſen. Mirabeau erfuhr unterwegs, daß ſchon am frühen Morgen dieſes Tages die Wähler von Paris auf dem Stadthauſe zuſammengetreten waren und dort einen Ausſchuß unter dem Namen des „permanenten Comité“ niedergeſetzt hatten, welcher bereits die Zügel der Ordnung in die Hände zu nehmen ſtrebte und zugleich die Aufforderung zur Organiſation einer Pariſer Miliz, die allmählig aus 48,000 Bürgern zuſammengeſetzt werden ſollte, erlaſſen hatte.

Die Truppen des Königs ſtanden in völliger Unthätigkeit auf dem Marsfelde, in Saint-Denis, Sèvres und Saint-Cloud, und man hörte unter den umherziehenden Volkshaufen vielfach die Anſicht ausſprechen, daß die neuen Miniſter, unter denen man beſonders den Herren von Breteuil und de la Galaiſière volksfeindliche Abſichten zuſchrieb, dem Aufſtand erſt ſeinen unbehinderten Gang laſſen wollten, um dann die Anwendung der äußerſten Strenge, zu der man entſchloſſen ſchien, gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen.

Mirabeau hatte das Magazin, welches er aufgeſucht, verſchloſſen gefunden, da nur wenige Läden an dieſem Tage in Paris geöffnet worden. Mit großer Mühe gelang es ihm, den Inhaber des Geſchäfts aufzufinden, und aus dem Innern des Hauſes Zugang in das Magazin zu erhalten.

Mirabeau muſterte ſtill und nachſinnend die dort aufgeſtellten fertigen Särge, und nachdem er den größten derſelben für die verblichene Geſtalt ſeines Vaters ausgewählt, ſagte er zu dem Inhaber des Magazins, der verwundert und zweifelhaft über ſeine Erſcheinung dazuſtehen ſchien: Ihr ſeht mich erſtaunt an, daß ich gerade heut einen Sarg einzukaufen komme. Rechnet Ihr gerade am heutigen Tage ſo wenig auf Abſatz, daß Ihr ein Magazin mit ſo unentbehrlichen Gegenſtänden, wie Ihr ſie haltet, geſchloſſen habt? Aber nicht wahr, Ihr meint, das permanente Comité auf dem Stadthauſe wird den Frieden bringen?

Den Frieden? fragte der Inhaber des Sargmagazins kopfſchüttelnd. Dieſe Bürger-Miliz kann den Frieden nicht bringen, wenn ſie auch das Volk entwaffnet, um den Bürgern ausſchließlich das Recht der Waffen zu übergeben. Ich halte mich darum in meinem Magazin verborgen, um nicht zu dieſer Bürgergarde herangezogen zu werden. Die Bürgergarde behütet die Stadt nicht, ſondern ſie trennt ſie, und bildet aus dem Volke zwei feindliche Lager, deren Zwieſpalt nur dem Hof zugutkommen kann.

Ihr habt Recht, entgegnete Mirabeau nach einigem Nachſinnen, und ich ſehe, daß die politiſche Weisheit in einem Sargmagazin gedeiht. Der Gedanke einer Bürger-Miliz iſt ſchon der Gedanke der Reaction.

Es heißt eine Volksbewegung gegen ſich ſelbſt bewaffnen, wenn man eine Bürgergarde macht. Sie führt gewiſſermaßen ſchon den Sarg der Freiheit in ihrer Mitte. Deshalb werde ich auch wohl am beſten thun, mir auf dem Stadthauſe ein Piquet Bürgergarde zu erbitten, um dieſen Sarg, der für meinen Vater beſtimmt iſt, ſicher durch die Straßen geleiten zu laſſen.

Da müßt Ihr Euch an Herrn de la Salle wenden, der zum Commandanten der Bürgergarde gemacht worden, entgegnete der Kaufmann. Man wird Euch gewiß gern bedienen, denn Ihr ſeht wie ein vornehmer Herr aus. Die ächten Volksfreunde trauen dem neuen Comité auf dem Stadthauſe nicht, und am allerwenigſten dem Herrn von Fleſſelles, den man zum Präſidenten des Ausſchuſſes genommen hat! —

Mirabeau begab ſich jetzt eilig fort, um in das Hôtel de Ville zu gelangen. Unterwegs gerieth er in eine neue Volksſtrömung hinein, die, wie er vernahm, ſich nach dem Gefängniß von la Force wälzte, um die dort aufbewahrten Gefangenen, die meiſt Opfer des Unglücks und der Armuth waren, in Freiheit zu ſetzen. Von anderer Seite her kehrte eine jauchzende Menge von dem Kloſter der Lazariſten zurück. Zweiundfunfzig Wagen folgten ihr, die man mit dem dort aufgefundenen Mehl beladen hatte, und welche von Männern in durchaus würdiger Haltung, deren Geſtalten aber von Elend und Armuth niedergebeugt ſchienen, nach den Hallen geleitet wurden. Man vernahm, daß die Volkswuth ſich auf eine allerdings ausſchweifende Weiſe an dem mit ſo reichen Nahrungsſchätzen gefüllten Kloſter entladen hatte, daß man aber das Geld, welches den Aufſtürmenden geboten worden, mit Verachtung zurückgewieſen und nur das begehrt hatte, was dem ſich ſchon fürchterlich kundgebenden Mangel in Paris einigermaßen abhelfen konnte.

Gleichzeitig ſtrömten aber auch eine Menge von Landbewohnern in die Stadt herein, welche, von der Niederbrennung der Barrièren Vortheil ziehend, eine große Maſſe von Lebensmitteln einführten, wodurch ſich bald auch das behagliche und berauſchende Gefühl des Ueberfluſſes unter der tobenden Menge verbreitete. Plötzlich ſchien auch ein ungeheuerer Enthuſiasmus über alle Gemüther zu kommen. Leute, die ſich niemals geſehen und gekannt, lagen ſich auf der Straße in den Armen, und drückten ſich mit ſtürmiſcher Gluth die Gefühle einer brüderlichen Liebe aus. Auf anderen Plätzen herrſchte noch immer ein ſtarkes Schreien und Drängen nach Waffen. Ein großer, unaufhörlich anſchwellender Volkshaufen ſtürzte zu dem Hôtel der Invaliden hin, und drang, über die Mauern und Gräben kletternd, in daſſelbe ein. Mit einer unwiderſtehlichen Gewalt wurden die Kanonen, Säbel und Gewehre in Beſitz genommen, und in einem Triumphgepränge in das Palais Royal geſchleppt. Dann vertheilte man die Kanonen, um ſie in den verſchiedenen Stadttheilen aufzuſtellen, was namentlich am Eingang aller Faubourgs, am Tuilerien-Schloſſe, und auf den Quais und Brücken der Seine geſchah. —

Mirabeau trat in das Stadthaus, wo man ihn ſogleich erkannte und mit lautem Jubel begrüßte. Er wurde in den Saal geführt, wo die Mitglieder des permanenten Comité tagten, die ihn in der Meinung, daß Mirabeau aus Verſailles komme und vielleicht im Namen der National-Verſammlung eine Botſchaft übernommen habe, mit lebhafter Erwartung umringten. Denn zu den erſten Schritten, welche das Comité gethan, hatte auch das Beſtreben gehört, mit der National-Verſammlung in Verſailles in eine beſtimmte Verbindung zu treten und ſich zu einer gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit mit ihr zu vereinigen.

Mirabeau erklärte, daß er nur als Privatmann komme, um ein Schutzgeleit der Bürgergarde für die Leiche ſeines Vaters zu erbitten. Fleſſelles, der an der Spitze des Comités sich befand, war sogleich mit der größten Zuvorkommenheit bereit, die dazu geeigneten Anordnungen selbst zu treffen.

Als Mirabeau auf die Straße zurückgekehrt war, erblickte er einen eigenthümlich aussehenden Zug von Menschen, die, in mehreren Reihen hintereinander einherschreitend, sich an den Händen angefaßt hielten, und Thränen weinend, damit nur eine große Freude, von der sie erfüllt schienen, an den Tag legten. Ein jubelnder Volkshaufen begleitete sie und empfing zugleich dankbare Segenssprüche aus dem Munde dieser Leute. Es waren dies die Schuldgefangenen aus La Force, welche durch das Volk soeben aus ihrer Haft befreit worden, in welche meist nur das Unglück der Armuth, oft seit früher Jugend, sie gestürzt, Gestalten von unendlich verwittertem Ansehen, darunter noch junge Männer, deren Haar vor der Zeit bleich und grau geworden war. Thränen rollten aus ihren Augen, und sprachen mehr als ihre Ausrufungen, mit denen sie von Zeit zu Zeit das ihnen ertönende Zujauchzen beantworteten.

Einem andern Trupp begegnete Mirabeau auf dem Grève-Platz, wohin man den Wagen des Prinzen von Lambesc geschleppt hatte, um ihn dort zu verbrennen. Aber zuvor hatte das Volk alle in dem

Wagen enthalten geweſenen Gegenſtände herausgenommen und lieferte dieſelben durch eine aus ſeiner Mitte entſandte Deputation höchſt gewiſſenhaft auf dem Stadthauſe ab. An einer andern Stelle ſah Mirabeau einen Haufen von Arbeitern, die einen ihrer Gefährten in den Garten der Abtei Montmartre ſchleppten, um den Unglücklichen, der ein Huhn entwandt hatte, dort zur Strafe für den Diebſtahl an einem Baum aufzuhängen.

Unter den Volksſchaaren hatte man auch bereits begonnen, ſich mit Bändern und Abzeichen zu ſchmücken, durch welche man ſeiner Geſinnung einen Ausdruck zu geben ſtrebte. Die Frauen, denen man begegnete, wurden genöthigt, ihre Bänder herzugeben, um damit die Gewehre zu ſchmücken. Bald tauchten beſtimmte Farben auf, die vorzugsweiſe geſucht und angenommen zu werden ſchienen. Erſt war es das Grün, welches mit enthuſiaſtiſcher Vorneigung an die Hüte und Waffen geheftet wurde, und womit die Hoffnung ausgedrückt werden ſollte, die man auf eine glückliche Erneuerung des ganzen Lebens geſetzt hatte. Die Kokarden von dieſer Farbe fanden aber bald keinen allgemeinen Beifall mehr, da einige Stimmen daran erinnert hatten, daß Grün die Farbe des Grafen Artois ſei. Dann kam plötzlich eine Kokarde auf, deren Farbe aus Weiß, Blau und Roth gemiſcht war, und die jetzt von Allen aufgeſteckt wurde, die am heftigſten und entſchloſſenſten ſchienen, die Bewegung auf's Aeußerſte zu treiben und eine alle Dinge umkehrende Revolution daraus zu machen.

Weiß, Blau und Roth! ſagte Mirabeau, indem er auf Einmal auf allen Straßen von Paris dieſe Kokarde ſich gegenüber erblickte. Aus dieſen Farben beſteht ja die Livrée des Herzogs von Orléans. *) Wenn das Volk auf ſeine eigene Hand ſeine Freiheit ſucht, ſteckt es ſich alſo nur in eine neue Livrée? Und gerade in die des feigſten und erbärmlichſten Menſchen! Aber ſeine Agenten haben die Sache richtig anzufangen verſtanden. Die Kokarde der Revolution trägt die Farben einer fürſtlichen Livrée! Und ſollen wir Leute der Nationalverſammlung dann etwa mit den Ideen nachhinken? Die beſte und glücklichſte Revolution kann eigentlich immer nur der König machen! Das Königthum müßte dann freilich eine Inſtitution ſein, welche an der Spitze der Ideen ſteht. Und Louis XVI. wäre von der Natur gar nicht ſchlecht dazu ausgeſtattet, ein ſolcher König zu ſein. Er weiß genau, was geſchehen müßte, und er brauchte nur in

---

*) Ferrières II. 121.

ſein Herz zu greifen, um das ächte Glück des Volkes zu finden. Und wer hält ihm die Hand feſt, die dieſen Griff thun möchte? Biſt Du es, ſchöne Königin Marie Antoinette? Nein, man beſchuldigt Dich fälſchlich, die Feindin des Volkes zu ſein. In der beſeligenden Luſt, die aus Deinen Augen ſtrahlt, wohnen auch Gedanken der Milde und Güte, aus denen eine ganze Nation ihr Heil ſchöpfen könnte! Giebt es irgend einen Leidenden in Frankreich, der ſich einen ſchönern Himmel träumen könnte, als an der weißen Frauenbruſt der Königin?

Unter dieſen eigenthümlichen Betrachtungen fand Mirabeau den Weg zu dem Sargmagazin zurück, um dort ſeine letzten Anordnungen zu hinterlaſſen.

Als er ſich von dort weiterbegab, um einige ſeiner Pariſer Freunde aufzuſuchen, begegnete ihm eine Menge von Leuten, die offenbar im Begriff waren, ihre Flucht aus Paris zu bewerkſtelligen. In den mit werthvollen Gegenſtänden aller Art beladenen Wagen ſaßen Frauen und Kinder, mit entſetzten und angſtvollen Geſichtern, die das Aergſte von den ausgebrochenen Unruhen zu befürchten ſchienen, und ihr Heil nur noch darin ſahen, ſo eilig als möglich die Stadt verlaſſen zu dürfen. Mirabeau erkannte darunter mehrere ſehr namhafte Familien, die mit dem

Hof in näheren Beziehungen ſtanden oder für erklärte Anhänger der Königlichen Familie galten.

Bald kam jedoch vom Hôtel de Ville her der Befehl, daß Niemand, welcher der Flucht verdächtig ſei, die Stadt verlaſſen dürfe, und das Volk zwang Alle, welche ſich ſchon unterwegs befanden, in ihre Häuſer zurückzukehren, wo man ſie als Geißeln zu bewahren gedachte.

VI.

Der Kampf um die Baſtille.

Der nach Argenteuil geſandte Sarg brachte die Leiche des Marquis von Mirabeau erſt am andern Morgen, dem 14. Juli, nach Paris zurück, wohin ihm zwölf der neuen Bürgergardiſten das ehrenvolle und feierliche Geleite gegeben hatten.

Der Sarg war einſtweilen auf dem Flur des Hauſes, in welchem Mirabeau in Paris abgeſtiegen war, niedergeſetzt worden, um von dort ſeine weitere Beſtimmung zu erhalten. Mirabeau erwartete noch die Ankunft ſeines Bruders, des Vicomte von Mirabeau, der aus Verſailles herüberzukommen verſprochen hatte, um gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder der Fortführung der Leiche zu folgen.

Paris hatte an dieſem Tage eine noch unheimlichere Phyſiognomie angenommen und ſchon der frühe Morgen zeigte eine dunkle, auf etwas Außerordentliches gerichtete Gährung in den Maſſen, die zugleich in einer planmäßigeren und beſtimmter organiſirten Bewegung, als am vorigen Tage, vorwärts zu gehen ſchien.

Mirabeau ſaß auf einem der Bretter, auf welchen der Sarg ruhte, und lehnte ſich, gedankenvoll hinſtarrend, an denſelben an, während draußen vor der Thür die Wache haltenden Bürgergardiſten aufund-niederſchreitend mit ihren Gewehren klirrten, und zugleich in einzelnen Ausrufungen ihre Ungeduld darüber andeuteten, daß der Aufbruch des Leichentransports, für den ſie noch ferner beſtimmt waren, ſich zu verzögern ſchien. Dieſe Ungeduld hing zugleich mit den Ereigniſſen zuſammen, auf welche ſich zu dieſem Tage Alles mit einer geſteigerten Spannung und Unruhe gerichtet hielt. Man erwartete in der Stadt heut einen Angriff der Truppen, und das Comité auf dem Stadthauſe hatte ſich die ganze Nacht über mit den Mitteln beſchäftigt, durch welche Paris einen ſtarken und ſiegreichen Widerſtand leiſten könne. Das Comité hatte den Plan entworfen, das Volk zum Herrn der Baſtille zu machen, und dadurch einen feſten, alle Theile von Paris beherrſchenden Vertheidigungspunkt gegen die anrückenden Truppen des Marſchalls von Broglie zu gewinnen.

Endlich erſchien der Vicomte von Mirabeau, der raſch in das Haus trat, und mit Betroffenheit und Schrecken auf dem Flur ſtillſtand, wo ihm ſogleich der verſchloſſene Sarg in die Augen gefallen war. Mirabeau erhob ſich nicht bei der Annäherung ſeines Bruders, ſondern deutete nur mit einer ſtummen Handbewegung auf den Sarg hin.

Die dicke, unförmliche Geſtalt des Vicomte zuckte bei dieſem Anblick in ſich zuſammen, und aufundnieder ſchwankend in ſchmerzlicher Bewegung, ſank er auf einen Stuhl nieder, der am Kopfende des Sarges ſtand, während Mirabeau zu den Füßen deſſelben bewegungslos daſaß. Die beiden Brüder verharrten jetzt mehrere Minuten lang ſtill und lautlos nebeneinander, und wandten ſich weder Blicke noch Worte zu.

In dieſem Augenblick ertönte draußen von der Straße her ein ſchmetterndes Hörnerſignal, welches die Bürgermiliz zu ihren Sammelpunkten in der Stadt berief. Zugleich begann die Sturmglocke des Stadthauſes, welche ſeit dem Anbruch des Morgens geſchwiegen hatte, von neuem ihren dröhnenden und die unruhigſten Erwartungen weckenden Geſang.

Mirabeau war bei dieſen Klängen von ſeinem

Sitz aufgeſprungen und an die Hausthür geeilt, wo er noch eben den letzten der Bürgergardiſten, welche bisher die Wache gehalten, ſich eilig und unaufhaltſam die Straße hinaufbewegen ſah.

Sie haben Alle dieſen Ehrenpoſten an der Leiche unſeres Vaters verlaſſen, ſagte Mirabeau traurig, indem er zu ſeinem Bruder zurückkehrte, und demſelben jetzt die erſte Hand zum Gruß entgegenſtreckte. Sie wollen es uns überlaſſen, unſern Todten zu begraben, denn ſie ſtürzen hinaus in den Kampf an der Seite ihrer Brüder. Jetzt ſind wir ganz einſam hier bei der Leiche geblieben, denn dieſe Straße liegt fernab von der Bewegung.

Der Vicomte war aufgeſtanden, nachdem er die Hand ſeines Bruders nur flüchtig mit der ſeinigen geſtreift. Es wird heut ein ſchlimmer Tag in Paris werden, vielleicht aber auch ein ſehr guter! ſagte er. Als ich vorhin durch die Straßen fuhr, erſchien mir Alles zu einem entſcheidenden Straßenkampf vorbereitet. Das Volk ſchwärmte in ungeheuren, raſenden Maſſen auf dem Baſtille-Platze umher, und man erzählte ſich eben, daß Delaunay, der wackere Gouverneur der Baſtille, die an ihn gerichtete Aufforderung abgelehnt habe, die Feſtung in die Hände der Stadt zu übergeben. Das Comité auf dem Stadthauſe hat jetzt einige Detachements dieſer jämmerlichen Bürger-Miliz und drei Compagnieen unſerer treuloſen Garden hingeſchickt, um die Baſtille von der Seite der Porte Saint-Antoine anzugreifen.

Laſſen wir die Politik heut, mein Bruder! rief Mirabeau mit einem ſchwermüthigen Hinblick auf den Sarg. Mich beſchäftigen jetzt nur die Gedanken, wie wir unſern theuren Todten ſicher und würdig dieſem Gewühl entreißen und auf die Landſtraße hinausführen werden. Der Wagen ſteht da und wir dürfen nicht länger zögern, weil es bald unmöglich werden wird, noch auf irgend einer Straße in Paris ungefährdet vorwärts zu kommen. Wirſt Du anfaſſen können, Boniface, um den Sarg auf den Wagen heben zu helfen? Denn, mit Ausnahme des Fuhrmanns, ſind wir jetzt hier von aller Welt verlaſſen und werden Alles ſelbſt thun müſſen.

Der Vicomte ſah mit einiger Verlegenheit, durch welche zugleich ein ſcharfer Zug ſeines ſarkaſtiſchen Weſens ſchimmerte, an ſeinem gewaltigen Embonpoint herunter, der auf den kurzen, dicken Schenkeln und Beinen mit einem ängſtlichen Gewicht ſich ſchaukelte. Dann ſagte er, auf die Oberſten-Uniform des Regiments von Toulouſe, welche er trug, und auf die vielen Orden an ſeiner Bruſt deutend: Ich habe manche Bataille durchgemacht, mein lieber Herr Bruder, während Du Deinen völkerbeglückenden Gänſekiel geritten, aber einen Sarg zu tragen, fühle ich wahrhaftig keinen Muth und keinen Beruf in mir. Es iſt dies ſchon an ſich ein ſchrecklicher Gedanke für einen Cavalier, und ich ſchlage vor, den Marquis, unſern Vater, ſo lange ruhig hier liegen zu laſſen, bis ſich die Ordnung in Paris wieder hergeſtellt hat. Wir ſchließen den Hausflur ſo lange zu, und ich begebe mich in das Quartier der Truppen auf dem Marsfelde, um mir bei dem Marſchall von Broglie einige Mannſchaften zur Bedeckung des Leichentransports zu erbitten. Der Herr Graf, mein Bruder, der hochgeborene Volksfreund, wird ſich wohl inzwiſchen nach dem Stadthauſe begeben, um ſeinen dortigen Freunden einen Beſuch abzuſtatten?

Nein, weder auf die eine noch auf die andere Weiſe wird es geſchehen! rief Mirabeau unwillig. Es iſt der ausdrückliche Wille des Vaters, daß ſeine ſterbliche Hülle ſogleich nach ſeinem Tode nach dem Schloſſe Mirabeau geleitet werde. Dieſen Willen müſſen wir ehren, denn wer weiß, ob nicht heut Abend ſchon ganz Paris in Flammen ſteht?

So ſchlimm habt Ihr Volksfreunde es vor? fragte der Vicomte mit einem ſtechenden und höhniſchen Ausdruck.

Mirabeau antwortete nicht, ſondern begab ſich, nachdem er dem Führer des Wagens einen Wink gegeben, zu dem Sarg zurück, den er mit ſeiner gewaltigen Kraft emporhob und faſt allein, nur unter geringer Beihülfe des fremden Mannes, auf den Wagen trug.

Der Vicomte machte mit einer affectirten Gleichgültigkeit den Zuſchauer dieſer Scene. Dann ſagte er mit ſeinem gekniffenen Lächeln: Der Marquis, unſer Vater, war immer ſtolz darauf, daß ihn bei ſeinen Lebzeiten Fürſten und Könige geehrt und daß er mit Stanislaus Auguſt König von Polen und mit dem König von Schweden Guſtav III. über ſeinen **ami des hommes** in einem freundſchaftlichen Briefwechſel geſtanden. Jetzt kann er noch viel ſtolzer darauf ſein, daß der Held des dritten Standes ſeine Leiche auf den Schultern trägt. Und der Held des dritten Standes war noch dazu ſein verlorener Sohn.

Ja, erwiederte Mirabeau, indem er den Sarg auf dem Wagen befeſtigen half und ihn ſorgfältig mit der ſchwarzen Trauerdecke umhüllte, der Held des dritten Standes iſt der verlorene Sohn, der ſeinen Vater wiedergefunden hat. Aber ſein ehemaliger

Liebling, der wohlgenährte Ariſtokraten-Zögling, reibt ſich müßig die Hände und ſinnt, wie immer, auf ein ſchneidendes Bonmot. Und nun beſteigen Sie Ihren Wagen, Herr Vicomte. Ich werde zu Fuß der Bahre folgen.

Wollen wir nicht noch mit dem Abgang warten? fragte der Vicomte, indem plötzlich die größte Aengſtlichkeit bei ihm hervortrat. Man ſcheint ſich bereits in der Ferne zu ſchlagen, ich höre Waffengetöſe, und wir müſſen befürchten, in den gräulichen und verbrecheriſchen Tumult hineingezogen zu werden.

Eine Menge Bewaffneter ſtürzte in dieſem Augenblick über die Straße. Mirabeau hielt Einige derſelben an und erfuhr, daß das Volk die Belagerung der Baſtille begonnen und auf ſeiner Seite drei Compagnien Gardes françaiſes mit Kanonen hülfreich mitwirkten. Schon war die erſte Brücke der Feſtung in die Hände des Volkes gefallen. Man war der Meinung, daß Delaunay mit der Beſatzung ſich in die Luft ſprengen wolle, wodurch ſich in dem ganzen Stadttheil der Baſtille ein nicht geringes Entſetzen verbreitet hatte.

Wir können ganz ruhig ſein, ſagte Mirabeau zu ſeinem Bruder. Dem Vater hier wird man kein Leides mehr thun, und was uns betrifft, ſo nehmen wir ja keinen Antheil am Kampfe. Vielmehr befinden wir uns, nach den gewöhnlichen Klugheitsbegriffen, gegenſeitig in der vortheilhafteſten Lage. Siegt das Volk, ſo biſt Du ſicher bei mir, denn ich kann Dich ſchützen. Behält der Hof die Oberhand, ſo kann der Vicomte von Mirabeau noch ein günſtiges Zeugniß für mich ablegen, und ich gelte für einen Mann, von dem man ſich am Ende noch des Beſten zu verſehen hofft.

Da irrſt Du Dich gewaltig, entgegnete der Vicomte mit boshaftem Eifer, denn Du haſt jedenfalls zu viel gethan, als daß ich Dich noch vom Galgen retten könnte, wenn der Hof den Sieg davontragen ſollte. Behält aber das Volk die Oberhand, ſo bin ich meinerſeits viel zu bekannt, als daß Du mir die Laterne erſparen könnteſt!*)

Der Augenblick erſcheint in der That verhängnißvoll, entgegnete Mirabeau nachſinnend. Die große Löwenjagd des Jahres 1789 nimmt heut ihren eigentlichen Anfang!

Die Haltung der Verſammlung in Verſailles hat das Uebel erſt recht verſchlimmert, ſagte der Vicomte von Mirabeau. Dir wird noch nicht bekannt ſein, daß die Nationalverſammlung geſtern eine neue Erklärung an den König gerichtet hat, worin ſie die Räthe des Königs perſönlich verantwortlich für alles Unheil und Blutvergießen macht und zugleich anzeigt, daß ihre Sitzungen fortan permanent ſein würden. Zugleich hat ſie den Marquis von Lafayette zu ihrem Vice-Präſidenten erwählt, weil die ſchwachen Hände des Erzbiſchofs von Vienne das mißliche Präſidenten-Geſchäft nicht mehr allein vollziehen wollten.

---

*) Condorcet Mémoires II. 156.

Das ſind ſehr wichtige Nachrichten in dem Augenblick, wo die Zwingburg der alten Tyrannei in der Rue St. Antoine fallen will! verſetzte Mirabeau. Auch unſer Vater hat einſt in der Baſtille geſeſſen, weil er durch eine ſeiner Schriften der Gewalt Anſtoß gab. Jetzt tönen als Ehrenſalven über ſeinem Sarge die Donner ihres Zuſammenſturzes, die ich ſchon weither zu vernehmen glaube. Und das tiefgeſtimmte Feſtgeläute der Sturmglocken dazu! Wahrlich, ſchöner können die Brüder Mirabeau ihren Vater nicht begraben. Und nun fort, denn auch die Todten haben heut keine Zeit zu verlieren.

Er nöthigte jetzt mit einer unabweislichen Handbewegung den Vicomte, in ſeinen Wagen zu ſteigen, und wies den ihm in demſelben dargebotenen Platz mit rauhem Ernſt zurück. Dann folgte er dem Sarg, der jetzt langſam in Bewegung geſetzt wurde.

Um das Thor zu erreichen, konnten einige Hauptſtraßen der Stadt nicht umgangen werden, und der Zug befand ſich bald in der Mitte eines unendlichen Volksgetümmels, in dem Freude und Schrecken auf gleich mächtige Weiſe ſich auszudrücken ſchienen.

Mirabeau vernahm, daß die Baſtille bereits gefallen ſei. Dem furchtbaren Wuthangriff des Volkes hatte die von Invaliden und Schweizern nur ſchwach vertheidigte Veſte ſich in kurzer Zeit beugen müſſen. Nach einem mörderiſchen Kugelregen waren die Belagerer über die Brücken und Höfe der Baſtille hinweggeſtürzt und hatten ein fürchterliches Blutbad unter der Beſatzung angerichtet. Delaunay, der Gouverneur der Baſtille, der nicht den Muth gefunden, von ſeiner eigenen Hand zu ſterben, war unter den gräulichſten Mißhandlungen fortgeſchleppt und zum Stadthauſe geführt worden, wo man ihn auf den Stufen niederwarf und ihm den Kopf abhieb. Das blutige Haupt war auf eine Pike geſteckt worden und ein Volkshaufen bewegte ſich mit dieſem entſetzlichen Triumphzeichen an ſeiner Spitze durch die Straßen von Paris.

Ein gleiches Schickſal hatte den Major der Baſtille, Desolmes-Salibrai, getroffen, obwohl dieſer Mann von den Gefangenen der Baſtille ebenſo geliebt und verehrt geweſen, als Delaunay mit den Verwünſchungen derſelben beladen war. Sein blutender und verſtümmelter Kopf war die zweite Trophäe, welche das Volk auf die Spitze einer Pike geſteckt und die es unter erſchütternden Jubelgeſängen nach dem Palais Royal führte. Zwei andere Offiziere, welche zur Beſatzung der Baſtille gehört, wurden nach dem Grève-Platz geſchleppt, aber ſchon unterwegs, da das Volk zu ungeduldig nach ihrem Blut war, mit grauſamen Streichen niedergemetzelt.

Eine große Anſammlung wüthender Maſſen war gerade in der Straße entſtanden, durch welche der Trauerzug Mirabeau's ſich jetzt hindurchbewegen wollte. Man ſtritt in dichtgedrängten, tumultuariſchen Gruppen über neue Opfer, die man dem Volke für verfallen hielt und welche man ihm dargebracht ſehen wollte. Es waren noch zweiundzwanzig Invaliden aus der Beſatzung der Baſtille und elf Schweizer Soldaten aus dem Regiment Salis, welche das Verbrechen, auf ihre Mitbürger gefeuert zu haben, durch Hängen an den Laternenpfählen büßen ſollten. Zu dieſen Verhandlungen fanden ſich aber franzöſiſche Garden ein, die mit dem größten Nachdruck für das

Leben ihrer ehemaligen Waffen-Kameraden auftraten und ſie begnadigt zu ſehen verlangten.

Der langſam herankommende ſchwarze Wagen, auf dem ſichtlich ein Sarg geführt wurde, brachte in dieſem Augenblick einen wunderbaren Eindruck auf die ſchreienden und tobenden Maſſen hervor. Es entſtand eine Stille, die lauteſten Sprecher hielten mitten in ihren Reden inne, und der Haufen wich faſt ehrerbietig zurück, um einen Raum frei zu laſſen und dem Todten mit ſeinem Trauergeleit den Durchzug zu geſtatten. Manche betrachteten den Sarg, der ſich ſo plötzlich und mit langſamer Feierlichkeit an ihnen vorüberbewegte, mit abergläubiſch ſtaunenden Augen, und man ſah auf Geſichtern, auf denen eben noch ein roher Wuthausdruck geſtanden, eine Bläſſe der Furcht und der innern Bewegung einkehren.

Einige hatten den hinter dem Trauerwagen einherſchreitenden Mirabeau erkannt, der ſich bald allgemein begrüßt ſah, obwohl mit den ſtillen und rückſichtsvollen Lauten, welche die von der Menge mit vieler Zartheit erkannte Situation zu fordern ſchien. Er ſchüttelte ſich mit einigen dieſer Leute die Hände und erwiederte ihre Anreden. Bald war es allgemein verbreitet, daß Graf Mirabeau ſeinen Vater begrabe, und man gruppirte ſich wie in einer ſchweigenden

Verabredung in raſch und ſtill geordneten Reihen, um der Leiche einige Straßen entlang ein Ehrengeleite zu geben.

Während in der Ferne noch das Schreckensgewühl des Tages wie eine donnernde Meereswoge tobte, ſchien auf dieſer Stelle von Paris, wo Mirabeau einen ſchwarzen Sarg durch die ſeltſam ergriffene Volksmenge hinführte, ein ſtiller und nachdenklicher Frieden eingetreten zu ſein. Das Volk folgte dem ſchwarzen Sarge, der wie eine neue Fahne der Bewegung vor ihm hergeleitet wurde, mit einer ſo tiefen und inbrünſtigen Ruhe, daß Mirabeau, der in ſeiner Tracht des dritten Standes an ihrer Spitze einherſchritt, ſchmerzlich lächeln mußte, als er ſich nach dieſem Geleite umblickte.

Zugleich nahm er jedoch wahr, daß der Wagen, in dem ſein Bruder noch bis zu dieſer Stelle gefolgt war, plötzlich umgekehrt oder unbemerkt in eine Nebenſtraße eingebogen ſein mußte. Der Vicomte von Mirabeau hatte ohne Zweifel dieſe Begegnung mit dem Volke, die ihn immer tiefer in den Strudel der Maſſen hinabzuführen ſchien, nicht länger aushalten können, und darum die erſte Gelegenheit benutzt, ſich aus dem Gefolge ſeines Vaters zu entfernen.

Mirabeau ſchritt ruhig weiter, indem er ſeine

Aufmerkſamkeit nur auf den vor ihm hergehenden Wagen und die denſelben immer enger umſchließenden Leute aus dem Volke richtete. Plötzlich aber ſchien es, als ob an andern Theilen der Stadt ſich neue, die größte Aufregung verurſachende Dinge zugetragen hätten. Gewaltige Schreie durchdrangen die Luft, und heulende und jubelnde Volkshaufen, die zugleich Flüche und Verwünſchungen auszuſtoßen ſchienen, wälzten ſich in der Ferne mit wunderbarem Getöſe vorüber.

Jetzt zog Alles mit Ungeſtüm nach dieſer Stelle hin, wo es ſich um ein neues Ereigniß handelte. Blitzſchnell war das Gefolge, von dem ſich Mirabeau bisher umgeben geſehen, zerſtoben, und er befand ſich wieder allein mit dem Sarge ſeines Vaters. Von Zeit zu Zeit aber drangen wieder einzelne Schaaren in ſeine Nähe, und Mirabeau vernahm aus ihren Reden, daß die entfeſſelte Volkswuth, die immer wilder um ſich griff, ein neues Opfer gefordert und erhalten hatte.

In den Taſchen des Gouverneurs der Baſtille, deſſen Kopf in dieſem Augenblick noch in den Straßen von Paris umhergetragen wurde, war ein Brief gefunden worden, den Fleſſelles, der Präſident des permanenten Comités, an ihn gerichtet hatte. Fleiſelles, den die Volksſtimme längſt als einen geheimen Verräther bezeichnete, ſagte darin zu Delaunay: „Ich amüſire die Pariſer mit Cocarden und Verſprechungen; haltet Euch nur gut bis zum Abend, dann wird Euch Verſtärkung zukommen.“

Es ſchien ſich dadurch zu beſtätigen, was dunkle Gerüchte ſchon beſagt hatten, daß der Vorſteher der Pariſer Kaufmannſchaft, denn das war Fleſſelles, in einem geheimen Einverſtändniß mit dem Hofe ſtand. Man kannte ihn überhaupt als einen leichtfertigen Lebemann, der ſich in die vornehmen Kreiſe drängte und das Volk gering achtete. Seine zweideutige Rolle aber hatte er jetzt mit dem Tode büßen müſſen. Aus dem Saal des Stadthauſes geſtoßen, war er auf der Treppe von einem Mann des Volkes niedergeworfen worden, worauf die Menge ſich auf ihn ſtürzte und ihn unter tauſend Schlägen und Stößen den Geiſt aufgeben ließ. Das vom Rumpf getrennte Haupt hatte ſoeben auf der Spitze einer Pike den traurigen Rundgang durch alle Theile der Stadt angetreten, um dann im Palais Royal die Ausſtellung der erſten Opfer der Revolution um eine Nummer zu vermehren.

Mit dieſem Ereigniß war aber zugleich eine ganz neue Bewegung in die Maſſen gefahren. Man glaubte aus dem Brief des unglücklichen Fleſſelles ſchließen zu müſſen, daß der Stadt gegen Abend ein Angriff der Truppen bevorſtand, der dann mit dem fürchterlichſten Aufwand aller militairiſchen Streitkräfte zu gewärtigen war. Das Gefühl einer ungeheueren Gefahr bemächtigte ſich in dieſem Augenblick aller Gemüther, und es begann jetzt in der ganzen Stadt eine unabläſſige, athemloſe Thätigkeit, um alle Anſtalten der Vertheidigung und des Widerſtandes zu treffen. Das Comité hatte Abtheilungen der Bürgermiliz ausgeſandt, um gewiſſe Punkte, die dem Angriff am offenſten lagen, zu beſetzen. Auf allen Straßen entſtand ein Arbeiten, Pochen und Hämmern, ein Zurüſten, Sorgen und Schaffen, woran ſich alle Klaſſen der Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, ſelbſt Prieſter und Mönche, mit einem gleichen Glutheifer betheiligten. Thurmhohe Barrikaden entſtanden wie ein unheimliches Rieſengewächs, das plötzlich durch einen Zauber aus der Erde emporgeſchoſſen. Das Pflaſter wurde aufgenommen und von den Frauen auf die Dächer der Häuſer geſchleppt, um zu einer Waffe gegen die in die Stadt dringenden Soldaten zu dienen. Selbſt koſtbare Möbel, Statuen, Bronce-Zierrathen, ſogar Bücher wurden zu dieſem Zweck auf die Dächer getragen, um auf den Feind hinabgeworfen zu werden. Vor den Barrièren wurden tiefe Gräben gegraben, um die Annäherung der Cavallerie zu hemmen. Auf die Höhe der Thürme waren Schildwachen beordert, welche das Alarmzeichen geben ſollten, ſobald nur die erſten Truppen in der Ferne ſichtbar würden.

Mit Erſtaunen und Bewunderung erblickte Mirabeau dieſe ungeheueren Vorbereitungen, welche das Volk zu ſeinem Kampfe traf. An ſeinen Ohren rauſchten die Parolen vorüber, welche man ſich in den verſchiedenen Stadtbezirken austheilte, und die allerlei Symbole der Freiheit ausdrückten, an einigen Stellen auch auf Waſhington, den Begründer der amerikaniſchen Freiheit, lauteten. Als er an einigen Schloſſerwerkſtätten vorüberging, ſah er, wie man dort mit einer beiſpielloſen Aemſigkeit an langen Lanzen ſchmiedete, welche noch zum bevorſtehenden Kampfe fertig werden ſollten. In andern Werkſtätten wurden Kugeln und Eiſenſtangen gegoſſen. Dann ſtanden wieder auf den Plätzen und Straßen Gruppen umher, die ſich auf feierliche und rührende Weiſe mit einem Schwur gelobten, daß ſie mit ihrem Blut und Leben die Freiheit erſtreiten wollten. —

Mirabeau hatte die Leiche ſeines Vaters aus der Stadt heraus und bis an die Barrière du Trône geführt. Es kam ihm draußen auf der Landſtraße

Alles ſo ſtill und ruhig vor, daß ihm einen Augenblick lang die Beſorgniſſe, welche ſich der Hauptſtadt bemächtigt, übertrieben und vielleicht ganz ungerechtfertigt erſcheinen wollten. Doch hatte ihn zugleich die drangvolle Bewegung in Paris ſo tief ergriffen, daß er mit ſich uneinig zu werden begann, ob er in dem Moment, wo eine entſcheidende Kataſtrophe entweder ſchon da war oder jeden Augenblick eintreten konnte, der Hauptſtadt den Rücken kehren dürfe? Die Zuverläſſigkeit des Fuhrmanns konnte ihm ein Bürge ſein, daß die Leiche auch ohne ſeine weitere Begleitung ſicher an das Ziel ihrer Beſtimmung gelangen würde.

Lebe wohl, mein Vater! ſagte er endlich, ſtillſtehend. Die Pflicht gegen den Vater wird jetzt durch die Pflicht gegen das Vaterland abgelöſt. Mich rufen die Entſcheidungen des Tages in ihr verhängnißvolles Gewühl zurück, und da heißt es: **laßt die Todten ihre Todten begraben!**

Nachdem er noch einmal ſeine Hand Abſchied nehmend zu dem Sarge ausgebreitet hatte, trat er mit ſtürmiſcher Eile den Rückweg an und ſah ſich bald wieder in die unaufhaltſam ſteigende Fluth der Pariſer Straßen verſetzt. Ganz Paris ſchien eine einzige Werkſtatt geworden, in allen Straßen und

Häuſern fuhr man fort zu arbeiten, und mitten in dem unüberſehbaren Getümmel der Kampfesrüſtungen herrſchte eine überlegungsvolle Ruhe und Würde, von deren Anblick ſich Mirabeau wie gebannt fühlte. Er beſchloß, noch bis zum Anbruch der Nacht in Paris zu verweilen und ſich dann auf einem raſchen Pferde nach Verſailles zurückzubegeben, wo er der Nationalverſammlung den Bericht des Augenzeugen über die Zuſtände der Hauptſtadt erſtatten wollte.

Auf dem Platz vor dem Hôtel de Ville begegnete ihm Camille Desmoulins, mit bleichem Geſicht und blutbeſpritzten Kleidern und in einem ſo erſchöpften Zuſtande, daß er ein großes Gewehr, das über ſeine Schulter hing, kaum noch weiterſchleppen zu können ſchien. Er erkannte Mirabeau und lächelte ihm einen vertraulichen, gewiſſermaßen collegialiſchen Gruß entgegen.

Ihr habt wohl heut tüchtig herumgewirthſchaftet, Desmoulins? fragte ihn Mirabeau. Glaubt Ihr, daß die Nacht etwas bringen wird?

Sie wird und muß die offene Feldſchlacht der Revolution bringen, erwiederte Desmoulins mit einem flackernden Leuchten ſeiner Augen. Das erſte Erforforderniß einer Revolution, wenn ſie geſund verdaut werden ſoll, iſt, daß ſie gehörig blute. Darum haben wir noch ſoeben zwei Invaliden, welche zur Beſatzung der Baſtille gehört, dort an dem Laternenpfahl aufgeknüpft.

Mirabeau blickte nach der bezeichneten Stelle an der Ecke des Stadthauſes hin und ſah dort die beiden, von der Volksmenge umtobten Leichen.

Ihr habt mir ſchlecht Wort gehalten, Camille Desmoulins, erwiederte Mirabeau, ſich mit Abſcheu abwendend. Ihr verſpracht mir, die Bewegung in Paris zu treiben, aber keine Orgien des Blutvergießens zu machen!

Wer die Braut heimführen will, muß ſie doch küſſen, entgegnete Desmoulins lachend, indem er mit einem flüchtigen Satz ſich entfernte und in die dichte Menge hineinſprang.

Mirabeau wollte weiter gehen, als er ſich plötzlich von Clavière, Dumont und Duroveray umringt ſah, die ihn mit lebhafter Freude begrüßten.

Ich habe mich längſt gewundert, daß ich den drei Genfern noch nicht in dem blutigen Volksſtrom von Paris begegnet bin, ſagte Mirabeau, indem er ihnen die Hände ſchüttelte. Ihr erſcheint mir hier wie die drei Parzen, die den Schickſalsfaden Frankreichs in ihren Händen drehen.

Wir kommen ſoeben erſt aus Verſailles herüber, entgegnete Clavière in großer Bewegung. Dort ſieht es viel luſtiger aus wie hier. Der Hof feiert in Verſailles Feſtgelage, während das Volk hier in Paris ſein letztes Herzblut ſammelt, um es der Tyrannei ins Geſicht zu ſpritzen.

Welcher Art ſind dieſe Feſtgelage? fragte Mirabeau verwundert.

Auf der Terraſſe der Orangerie in Verſailles geht es in dieſem Augenblick ſo heiter zu, wie noch nie, verſetzte Clavière. Dort kann Freund Mirabeau ſehen, was das Königthum iſt. Dort ſpielen die beiden Regimenter Royal-Allemand und Royal-Etranger, die zum Einhauen auf das Volk beſtimmt ſind, zur Vorbereitung dieſer Thaten einſtweilen die herrlichſte Tanzmuſik auf. Die deutſchen Soldaten, die ſchon an ſich halbe Beſtien ſind, walzen nun wie der leibhaftige Teufel dazu. Natürlich fließt der Wein in Strömen, denn für den Bürgerkrieg iſt immer nur ein betrunkener Soldat zu gebrauchen. Das cannibaliſche Jauchzen der Soldateska erſchüttert ganz Verſailles, und die ſchönſten und zarteſten Hände klatſchen von der Terraſſe her Beifall dazu. Denn dort ſteht die Königin, dort ſteht Graf Artois, dort ſtehen alle Prinzen und Prinzeſſinnen des edlen Königlichen Hauſes, dort ſtehen die Polignacs, dort ſteht der ganze Trupp des vornehmen Hofgeſindes, und Alle ſind glückliche Zuſchauer des Feſtes, mit dem man den Sieg über das Volk im Voraus begeht. Denn der Hof iſt ſicherlich entſchloſſen, noch in dieſer Nacht zu handeln. Wenn nicht Alles trügt, iſt die Mitternacht dazu auserſehn, einen fürchterlichen Schlag gegen die Hauptſtadt zu führen.

Und hat ſich der König bei dieſer Gelegenheit gezeigt? fragte Mirabeau.

Der König ſitzt in ſeinen Cabinet und grübelt über ſein Unglück, verſetzte Clavière. Denn er iſt feinfühlend und edel genug, um in dieſer Verwirrung Frankreichs bereits ſein eigenes Unglück zu empfinden. Eure gute Nationalverſammlung hat Deputationen über Deputationen an ihn abgeſchickt, aber der König antwortet jedesmal mit denſelben ausweichenden Redensarten, die doch nur die innerſte Bangigkeit ſeines Herzens verrathen. Wenn man die Zurückziehung der Truppen von ihm begehrt, erwiedert er blos höchſt lakoniſch, daß die Truppen auf dem Marsfelde durchaus den Befehl hätten, ſich von Paris fernzuhalten. Als wir von Paris abreiſten, wurde eben die gelungene Erſtürmung der Baſtille und der Tod Delaunay's und Fleſſelles bekannt. Nicht zu leugnen iſt, daß die Nationalverſammlung fortdauernd eine würdige und feſte Haltung behauptet. Ihr Schickſal hängt von dem Schickſal der Hauptſtadt ab, denn der erſte Angriff auf Paris wird das Signal ſein, auch die Hand an die Nationalverſammlung zu legen. Die Verſammlung weiß es ganz genau, daß die Huſaren und Gardes du Corps, welche den ganzen Tag unbeweglich auf dem Platz vor dem Schloſſe halten, dazu beſtimmt ſind, auf den erſten Wink den Saal der Abgeordneten zu umzingeln und denjenigen Deputirten, die durch ihren Patriotismus anrüchig geworden, alle und jede Gewalt anzuthun.

Es giebt auch bereits eine Proſcriptionsliſte, Graf Mirabeau, nahm Dumont das Wort. Auch Euer Name fehlt darauf nicht, aber der Hof iſt bedacht geweſen, Euch in gute Geſellſchaft zu ſetzen. Mit Euch ſollen zugleich Sièyes, Chapelier, Lafayette, Lameth, und viele andere, bei dem erſten Losbruch des Kampfes verhaftet werden.*) Dieſe Herren ſchlafen ſchon ſeit einigen Tagen nicht mehr in ihren Wohnungen, ſondern bringen die Nacht in dem Sitzungsſaale zu, wo ſie ſich bei weitem ſicherer halten können. Denn der Sitzungsſaal iſt Tag und Nacht von einer gewaltigen Volksmenge umgeben, die dort umherſchweift und in einem finſtern und wilden Schweigen nur auf ein einziges Wort harrt, um zu einem Maſſacre loszubrechen, das den König ſelbſt und die ganze Königliche Familie ſchwerlich verſchonen würde. Ihr ſeht, Mirabeau, worauf Ihr mit Euren zarten Regungen zu rechnen habt, die Euch noch immer für das Princip der Monarchie beſchleichen wollen!

---

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 118.

Oh, entgegnete Mirabeau mit aufflammenden Blicken, ich werde ſtets nur im Namen des Volkes monarchiſch ſein, und in keinem andern Namen! Wenn ſolche Nächte anbrechen, wie die heutige Julinacht ſein wird, dann wird die Monarchie ſchuldig, und das Volk unſchuldig ſein. Aus dieſem Waffenkampf wird eine ganz neue Geſtalt der Dinge hervorgehen, und wer kann jetzt ſchon wiſſen, auf welchen Namen ſie getauft werden wird! —

Clavière ſchlug den Freunden vor, ſich mit ihm in den Club des Palais Royal zu begeben, wo ſie viele Freunde, die ſich um die Leitung der heutigen Bewegung verdient machten, verſammelt antreffen würden, und wo ſie zugleich der Reſtauration des Café de Foy zu ihrer nothwendigen Stärkung ſich bedienen könnten. —

Auf dem Wege dorthin begegneten ihnen mehrere Züge von Menſchen, die aus den geſprengten Kerkern der Baſtille befreit, im Geleite jubelnder Volkshaufen in ihre Häuſer und Familien zurückgeführt wurden. Unter dieſen befanden ſich einige wunderbare Geſtalten, die, halb verwittert von der Kerkerluft, in der ſie ſo viele Jahre geſchmachtet, wie Schatten einherſchwankten und ihrer Beſinnung nicht mehr mächtig ſchienen. Ein junger Mann, Namens Whyte, erregte die beſondere Aufmerkſamkeit der Menge. Er ſchritt wie ein lächelndes Kind einher, und antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen nur immer wieder mit einem heitern Lächeln. Man hatte nie erfahren, welches Verbrechens er eigentlich angeklagt worden, und er ſelbſt hatte es nie zu ſagen gewußt. Als ſich Mirabeau mit ihm in ein Geſpräch einließ, fand er, daß der Unglückliche in der Baſtille den Verſtand verloren hatte. Ein Anderer, den man Tavernier nannte, ſchlug ſich noch immer auf das Heftigſte und Zornigſte mit ſeinen Befreiern herum, die er beim Eintritt in ſeinen Kerker für ſeine eindringenden Henker gehalten hatte. Man umarmte ihn jetzt von allen Seiten, und erdrückte ſeinen Widerſtand mit Liebkoſungen, denen er ſich endlich gefangen geben mußte. *)

---

*) L. Blanc I. ch. VI.

Vor einem Hauſe hielt der Zug längere Zeit ſtill, und man wußte erſt nicht, was ſich dort zugetragen habe. Dem beweglichen Clavière gelang es, ſich bis an die Thür des Hauſes durchzudrängen, und er kehrte bald mit einer genaueren Nachricht zu den Freunden zurück. Es war der Graf von Solages, den man hier in ſein väterliches Haus hatte zurückbringen wollen, nachdem ihn ſein unverſöhnlicher Vater, der aus unbekannt gebliebenen Gründen ſo hart gegen ihn verfuhr, zehn Jahre lang in der Baſtille hatte einkerkern laſſen.

Und der Vater hat ihn jetzt mit offenen Armen aufgenommen? fragte Mirabeau haſtig und mit bebender Stimme. Denn jetzt iſt keine Zeit mehr für unnatürliche Feindſchaft zwiſchen Vater und Sohn.

Er hat ſoeben gehört, daß ſein Vater inzwiſchen geſtorben iſt, fuhr Clavière fort. Seine Verwandten, die er in dem Hauſe angetroffen, wollen ihn nicht anerkennen, ſein Vermögen iſt in die Hände einer Seiten-Linie gerathen. Seht, da erſcheint der arme Graf wieder vor der Thür, man hat ihn hinausgewieſen, und Thränen netzen das bleiche Grau ſeiner Wangen. Das Volk wirft Steine in die Fenſter des böſen Grafenhauſes. —

Die Freunde begaben ſich weiter und langten im

Palais Royal an, wo die Aufregung den ungeheuerlichſten Grad erſtiegen hatte. An dieſem Heerd der Volksbewegung, der unaufhörlich glühte und Flammen ſpie, hatte ſich ſeit Kurzem auch eine Art von Markt gebildet, der nicht wenig dazu beitrug, die Aufregung zu ſchüren. Verſchiedene Gegenſtände, die man in der in allen Ecken und Winkeln durchſuchten Baſtille gefunden, waren hier zu einem großen Haufen aufgeſchichtet worden, um ſie an den Meiſtbietenden, der ſich in den Beſitz dieſer fürchterlichen Reliquien der Tyrannei ſetzen wollte, wegzugeben. Das dafür erlöſte Geld wurde von einem Nationalgardiſten in einer großen Büchſe geſammelt, auf der ein Zettel die Worte: „für die Verwundeten des Volkes“ zeigte. Unter dieſen Dingen, die das Volk mit einer abergläubiſchen Neugier muſterte, befanden ſich Waffen und Werkzeuge von einer bizarren, ſchreckenerregenden Form, und Maſchinen, deren möglichen Gebrauch ſich Niemand erklären konnte. Die Pauſe, welche gegen Abend in den Zurüſtungen zum Kampfe entſtanden war, benutzte man im Hofe des Palais Royal dazu, ſich über den Sinn dieſer Marterwerkzeuge zu ſtreiten. Viel Intereſſe erregte ein altes abgenutztes Corſelet von Eiſen, welches den, dem es angelegt wurde, an jeder Körperbewegung hinderte. Viele

Handſchellen und Ketten lagen umher, die von den Händen der vielen Unglücklichen, welche ſie getragen hatten, faſt dünn gerieben und zerſcheuert zu ſein ſchienen.

Seht Ihr, Freunde, das Volk ſucht ſich beim Beginn ſeines Kampfes ſchon wieder neue Feſſeln aus, ſagte Mirabeau beim Eintritt in das Café de Foy, indem er auf dieſe Gruppen im Hofe des Palais Royal hindeutete. Und dieſe neuen Feſſeln ſind gerade die alten, von denen man ſich durch blutigen Kampf losgerungen! —

Als der Abend ſtärker heranzudunkeln begann, verließ Mirabeau mit ſeinen Freunden wieder das Palais Royal, um auf die Straßen von Paris hinauszutreten. Die Situation hatte ſich dort noch nicht verändert, und es ſchienen keine weiteren Anzeichen hervorgetreten, die ſchon auf ein baldiges Herannahen der Gefahr ſchließen laſſen konnten. Dagegen hatte das Volk an allen Orten ſeine Zurüſtungen und Vertheidigungs-Anſtalten vollendet. An den Fenſtern der Häuſer waren überall Lichter ausgeſtellt, um die Straßen zu erleuchten. Am Eingang jeder Straße ſtanden Leute aus dem Volke, die ſich als Schildwachen dort aufgeſtellt hatten und mit gewaltigen Stimmen ausriefen: „Sorgt für Euer

Licht, denn in dieſer Nacht werden wir gut ſehen müſſen!“

Mirabeau wurde in den aufundabſchweifenden Volksmaſſen, wo man ihn erkannte, mit jauchzenden Zurufen begrüßt, die er hierundda mit kurzen Anreden erwiederte. Er pries darin das Volk glücklich, daß es zu einem ſo großen und gerechten Kampfe für ſeine Freiheit berufen worden, aber er unterließ niemals, hinzuzufügen, daß die Ehre des Volkes an ſeinem Kampftage nicht blos in ſeiner Tapferkeit, ſondern auch in ſeiner Mäßigung beruhe. Dagegen hielt Clavière überall, wo ſie inmitten großer Volkshaufen ſtanden, wüthende Reden, die nur von einer vollen unerſättlichen Rache ſprachen und alles Unheil und jede Schmach auf die privilegirten Peiniger herabriefen.

Von Zeit zu Zeit traten auch aus den Maſſen einzelne Geſtalten heraus, die in geheimnißvoller Eile und Geſchäftigkeit umherſchwirrten, die verſchiedenen Poſten unterſuchten und aufmunterten, und überall aufreizende, beſchwörende und verheißende Worte mit einer wunderbaren Gewalt ausſtreuten. Sie ſchienen durch das wildentbrannte Getümmel, das ſie mit geſchickter und meiſterlicher Hand zu ſchüren wußten, zugleich den geheimen Faden einer Ordnung und

Leitung hindurchzuziehen, der ſich Jeder, ohne zu wiſſen wie, unterwarf.

Am Pont-Neuf hatte ſich plötzlich ein Detachement von Huſaren blicken laſſen, das jedoch ſofort von einem erſtaunten und empörten Volkshaufen in die Mitte genommen wurde, und ſeinen Weg nicht fortſetzen konnte. Der Offizier aber hatte erklärt, daß er mit ſeinen Huſaren nur deshalb gekommen, um ſich mit dem Volke zu verbrüdern.

In dieſem Augenblick erſchien wieder eilig Einer jener geheimnißvollen Unbekannten, denen überall gehorcht wurde, wo ſie ſich blicken ließen. Er hatte ſich unter eine Laterne geſtellt, und beobachtete noch eine Zeitlang ſchweigend den ganzen Vorgang. Sein Geſicht war von der widrigſten und wildeſten Häßlichkeit verzerrt, und in ſeinen lauernden Zügen, welche der gelbe Lampenſchein noch greller beleuchtete, drückte ſich ein unheimliches und finſteres Brüten aus, das jeden Augenblick zu einer entſetzlichen That losbrechen zu wollen ſchien.

Das iſt ein merkwürdiges Geſicht, ſagte Mirabeau, der ſich mit ſeinen Freunden eben dieſer Stelle genähert hatte. Noch nie habe ich ein Geſicht geſehen, auf dem Grauſamkeit und Blutdurſt ſo ſehr als ganz natürliche Leidenſchaften ausgeprägt ſtanden! Auch in ſeinen Gliedern hat dieſer Menſch ganz den Wurf der Tigerkatze, und es ſoll mich wundern, auf wen er jetzt losſpringen wird.

Das iſt der junge Marat, ſagte Clavière lächelnd. Er iſt Arzt, und in dieſer Nacht verdient er ſich die Sporen der Revolution. Zur Tigerkatze hat er allerdings ein großes Talent, wie Du richtig geſehen, Mirabeau. Ich kenne ihn ganz genau durch ſeine Familie, die aus der Schweiz ſtammt.

Plötzlich hatte ſich Marat in Bewegung geſetzt, und war mit einem wilden Satz in die Mitte des Volkshaufens vorgeſprungen. Hoch aufgerichtet ſtand er jetzt vor dem Offizier der Huſaren, und rief ihm mit einer heiſern kreiſchenden Stimme, die aber jeden Laut weithin übertönte, die Worte zu: „Wenn es wahr iſt, daß Ihr Euch mit dem Volke verbrüdern wollt, ſo liefert uns jetzt Eure Waffen ab!“

Der Offizier ſtutzte, und verweigerte dann dies Anſinnen mit der größten Entſchiedenheit. Darauf wandte ſich Marat an das Volk, und hielt eine ſtürmiſche, flammende Anrede, in der er dazu aufforderte, ihm in Maſſe zu folgen, um die Huſaren nach dem Stadthauſe zu führen, von wo man ſie dann unter einer Escorte der Bürgergarde zum Thor hinaus ſchaffen wolle. Nachdem dieſer Vorſchlag mit ringsher tobendem Beifall aufgenommen worden, zwang Marat die Huſaren, ihm zu folgen, und ſtürzte dann an der Spitze des ganzen Haufens fort.

Dieſe Bürgergarde wird zu allem Möglichen gebraucht, ſagte Mirabeau, indem er mit ſeinen Freunden weiterging. Faſt habe ich es ſchon bereut, daß ich dieſen Gedanken zuerſt gehabt und unter die Leute gebracht. Ich muß zuletzt noch über mich ſelbſt lachen, ſo ſehr beginnen alle meine Ideen auf dem Wege zur That ſich umzuwenden. Als ich in Preußen war, kam mir zuerſt der Gedanke, daß freie Zuſtände durchaus mit einer Bürgermiliz und Nationalgarde umgeben werden müßten. Jetzt ekelt mich dieſe zweideutige Schöpfung hier an, denn ich ſehe, daß ſie überall nichts als eine bequeme Redensart geworden, die jeder ausſpeit, wo er ſie gerade brauchen kann.

Und doch haſt Du ſeit einigen Wochen, wo Du gingeſt und ſtandeſt, immer nur nach Nationalgarde geſchrieen, mein Freund! rief Clavière mit ſeinem höhniſchen Lachen. Die Tribüne in Verſailles hallte wieder von Deiner Forderung danach. Aber was ſchadet's auch, daß ſie jetzt da iſt, dieſe edle, tugendſame Bürgergarde? Wenn Bürger und Volk ſich dadurch zuerſt ſondern, ſo iſt dies auch ein ſehr wichtiger Scheidungsproceß. Denn zuletzt bleibt doch das arme, niedrige, gemeine, herrliche Volk übrig, mit dem Alles zu machen iſt, weil man ihm Nichts gelaſſen und gegeben hat, nicht einmal Waffen!

Mirabeau ſchüttelte ſchweigend den Kopf. In dieſem Augenblick aber war es ihm, als ob in dem Gedränge Chamfort an ihm vorbeigeſtreift ſei. Er hatte genau die edlen, ſinnigen, aber jetzt von einer fanatiſchen Leidenſchaft durchglühten Züge des Freundes erkannt. Aber Chamfort trug einen Säbel an der Seite, und über der Schulter ein Gewehr, das er mit einer feierlichen Inbrunſt an ſich gedrückt hielt. Ihrer Beider Blicke hatten ſich in dem Moment der Begegnung heiß und zuckend getroffen, und Mirabeau ſtreckte ſchon die Arme nach ihm aus, und wollte dem alten, ſtets ſo hoch von ihm verehrten Freunde nachrufen, daß er ihm nicht mehr zürnen möge, und daß Niemand wiſſen könne, wo er heut mit ſeinen Vorſätzen und Meinungen bleiben werde. Aber Chamfort war im Gedränge verſchwunden, und ſchien nur noch einmal einen ſtrengen, durchbohrenden Blick auf Mirabeau zurückzuwerfen.

Indeß nahte ſich die Mitternacht heran. Mirabeau überzeugte ſich plötzlich, daß in dieſer Nacht der befürchtete Angriff der Truppen auf Paris nicht mehr ſtattfinden werde. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Schreckensnachrichten, welche durch die in den Straßen umherziehenden Emiſſaire fortdauernd verbreitet wurden. Danach ſollte plötzlich vom Montmartre aus die Stadt bombardirt werden, wo man ſchon die Kanonen und Bomben hatte auffahren ſehen. Aber es blieb Alles ſtill und Mirabeau beſchloß, jetzt ungeſäumt nach Verſailles aufzubrechen, wo, wie er aus der Hinausſchiebung des Angriffes auf Paris ſchließen zu müſſen glaubte, die Lage der Dinge ſich inzwiſchen verändert zu haben ſchien. —

Er trennte ſich jetzt von ſeinen Freunden, als ſie an der Straße angelangt waren, wo Mirabeau ſein Pferd untergebracht hatte. Im ungeſtümen Ritt gelangte er auf die Landſtraße, und wurde ohne jede Hinderung durch die Truppen, die zwiſchen Paris und Verſailles lagen, hindurchgelaſſen. An dem friedlichen Schlummer, in den die Soldaten des Königs verſenkt waren, ſah Mirabeau, daß die Schrecken, welche in dieſer Nacht über Paris gelegen, nur ein fürchterliches Traumbild bleiben würden. Nur in der unmittelbaren Nähe von Verſailles, wo er mit dem Anbruch des Morgens anlangte, fand er die Truppen bereits in der tumultuariſchen Aufregung, welche noch an das geſtern ſtattgefundene Gelage auf der Terraſſe der Orangerie erinnerte. Wilde Lieder klangen ihm entgegen, Trinkſprüche, die ihm mit dem Heil Frankreichs nicht vereinbar ſchienen, ſchlugen zu dem Klingen der gefüllten Gläſer an ſein Ohr.

Als Mirabeau jetzt in Verſailles einritt, begegneten ihm ſchon mehrere Abgeordnete auf der Straße, die im Begriff waren, ſich in die Sitzung zu begeben. Er erfuhr von dieſen Collegen, daß heut ſchon zu früher Stunde eine Morgenſitzung anberaumt worden, um über eine neue Adreſſe an den König, in welcher die Verſammlung ihr letztes Wort ausſpielen wollte, zu berathen.

Nachdem Mirabeau raſch ſein Pferd abgegeben, eilte er ſofort in den Sitzungsſaal, der einen eigenthümlichen Anblick darbot. Die Sitzung war eigentlich ſeit dem geſtrigen Abend nur durch einige Ruheſtunden unterbrochen geweſen. Geſtern Abend, als man auf Anlaß der neueſten Nachrichten aus Paris ſchon die dritte Deputation auf das Schloß abſenden wollte, hatte Clermont Tonnerre die denkwürdigen Worte geſprochen: „Nein, laſſen wir ihnen die Nacht zu ihrem Rathgeber; mögen die Könige, ebenſo wie die andern Menſchen, ſich ihre Erfahrungen theuer erkaufen!“ Viele Abgeordnete hatten dann die Nacht in dem Sitzungsſaal zugebracht. Für einige bejahrte

Mitglieder hatte man Teppiche auf den Tiſchen zu einem Ruhelager ausgebreitet. Aber Niemand hatte geſchlafen. Jeder hatte in den größten Sorgen dem Anbruch des Tages entgegengewacht.

Jetzt als Mirabeau eintrat, begann man ſich eben wieder zu ordnen und auf ſeinen Plätzen zu gruppiren. Lafayette eröffnete die Sitzung als Vicepräſident. Mehrere Abgeordnete laſen ihre Entwürfe zu einer Adreſſe an den König vor. Mirabeau hörte mit der größten Pein zu, denn dies Alles genügte ihm nicht, nachdem es ſo weit gekommen. —

VIII.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

In dem Schloſſe zu Verſailles war am Abend des 14. Juli eine frühe Ruhe und Stille eingetreten, nachdem den ganzen Tag über in den Gemächern des Königs und der Königin die größten Beängſtigungen geherrſcht und ein Entſchluß gegen den andern qualvoll gekämpft hatte.

Die Königin war am längſten wach geblieben, denn ſeit einiger Zeit wurde es ihr ſchwer, die Ruhe zu finden, welche ihre Augen floh. Eine unendliche Bangigkeit hatte ſich in dem Herzen Marie Antoinettes eingeniſtet. In ihren trüben und mit Schreckensvorſtellungen aller Art gequälten Gedanken verwachte ſie manche Nacht in dem Fauteuil, ohne ſich auf ihr Lager zu begeben.

Die Königin hatte gegen elf Uhr Abends die Herzogin von Polignac entlaſſen, die bis dahin durch ihr lebhaftes und heiteres Geſpräch mit ebenſo viel Kunſt als Herzensgüte die ſorgenvollen Gedanken ihrer Gebieterin zu zerſtreuen verſucht. Aber die liebenswürdige Herzogin war jetzt ſelbſt müde geworden, und nicht blos von der körperlichen Anſtrengung, ſondern von dem fortgeſetzten Kampf, den ſie gegen ihre eigene Traurigkeit geführt. Zuletzt waren ihr bei einer Geſchichte, die ganz luſtig war, die Thränen aus den Augen geſtürzt. Sie war aber mit der Königin übereingekommen, daß dies nur die Folge ihrer großen Ermüdung ſei, und die Königin, der ſelbſt die Thränen nahe ſtanden, hatte ihre Lieblingsfreundin raſch verabſchiedet.

Marie Antoinette ſaß jetzt gedankenvoll in der Mitte ihres Zimmers, und wollte ſich den Händen ihrer Kammerfrau, der Madame Campan, überlaſſen, die ſich mit der Toilette der Königin für die Nacht beſchäftigen ſollte. Auf dem Toilettentiſch der Königin brannten vier Wachskerzen, die einen hellen ruhigen Schimmer durch das ſtille Cabinet verbreiteten. Die Königin begann mit Madame Campan von den Ereigniſſen des Tages zu reden.

Von Dem, was ſich in Paris ereignet, hatte man im Schloſſe zu Verſailles nur erſt eine ſehr unvollkommene Kunde. Obwohl Nachrichten über die Erſtürmung der Baſtille ſchon ſehr zeitig nach Verſailles gelangt waren, ſo ſchienen ſie doch mehr in den Kreiſen der Nationalverſammlung geblieben zu ſein, und die wenigen Perſonen am Hofe, die davon wußten, hatten, wie es ſchien, den Muth nicht beſeſſen, dem König und der Königin ſchon das wirklich Geſchehene zu hinterbringen. Doch herrſchte bei dem Königspaar die entſchiedenſte Befürchtung, daß die aufgeregte Volksſtimmung in Paris es zum Aeußerſten kommen laſſen möchte.

Die Königin hatte eben mit einer leiſen bebenden Stimme dieſe Beſorgniß ausgeſprochen, als plötzlich das eine der vier Wachslichter auf dem Tiſch erloſch, obwohl es noch im vollen Brennen begriffen geweſen. Die Königin hatte es ſogleich mit einer Art von Betroffenheit bemerkt, und als Madame Campan hineilte, um es wieder anzuzünden, verloſch in demſelben Augenblick auch das zweite Wachslicht, und unmittelbar darauf, wie nach einer geheimnißvoll beſtimmten Reihenfolge, auch das dritte.

Die Königin ergriff mit einer Anwandlung von Schrecken die Hand der Kammerfrau, und ſagte: „Das Unglück macht abergläubiſch, liebe Campan.

Wenn jetzt auch noch die vierte Kerze ausgeht, ſo wird mich nichts abhalten, ein unheilverkündendes Vorzeichen darin zu ſehen.“

Kaum hatte Marie Antoinette dies Wort geſprochen, als auch das vierte Licht verloſch und eine völlige Dunkelheit ſich in dem Zimmer verbreitete.*)

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür, und man hörte den König, der bei ſeiner Gemahlin um die Erlaubniß fragte, zu ihr eintreten zu dürfen. Als der König, mit Erſtaunen über die ihn umgebende Finſterniß, ſchon bis in die Mitte des Gemaches vorgeſchritten war, hatte Madame Campan erſt Mittel gefunden, die Kerzen wieder anzuzünden. Die Königin trat dem König mit bleichen Wangen und mit einem entſetzten Ausdruck in ihren thränenfeuchten Blicken entgegen.

Ludwig XVI. lächelte ganz unbefangen, als ihm Marie Antoinette die zufällige Urſache ihrer Bewegung mitgetheilt hatte. Er lud die Königin ein, neben ihm auf dem Divan Platz zu nehmen.

Es iſt gegen die Gewohnheit Euerer Majeſtät, noch ſo ſpät zu wachen, ſagte die Königin mit ihrer wohllautenden, ſonſt ſo fröhlichen und zuverſichtlichen

---

*) Mémoires de Madame Campan II. 38.

Stimme, die aber in der letzten Zeit einen bangen, faſt klagenden Accent in ſich aufgenommen hatte. Es hat ſich doch nichts Schlimmes ereignet, das Ihnen den unentbehrlichen Schlaf verkürzt, mein Gemahl?

Nein, entgegnete der Monarch, indem ſeine edlen, ſanften Geſichtszüge ſich wie durch ein freudiges Bewußtſein erhellten. Mir iſt am Abend dieſes unruhevollen und qualreichen Tages wohler wie je zu Muthe geworden. Die Verlockung für uns war groß, Böſes zu thun, und ich habe meinen eigenen Einflüſterungen und den Rathſchlägen meiner Miniſter heut widerſtanden. Man verlangte von mir, daß ich die Truppen heut handeln laſſen ſollte, man begehrte das letzte Wort von mir, um meine Streitkräfte mit einem vernichtenden Schlag auf die empörte Hauptſtadt zu werfen. Aber ein Gedanke ſiegte in mir und über Alles. Dies, meine theure Königin, war der Gedanke, daß kein franzöſiſches Blut durch meine Hand vergoſſen werden dürfe. Das ſoll fortan das oberſte Geſetz aller meiner Handlungen ſein. Es wird mich gewiß richtig leiten, denn die Liebe iſt dabei im Spiele, die Liebe zu Frankreich, die mir über alle andern Intereſſen meiner Krone geht. Die Könige vor mir, welche auf dem Thron Frankreichs geſeſſen, ließen ſich zum Gegenſtand eines abgöttiſchen Cultus der

Franzoſen machen. Ich will das Verhältniß umkehren, ich will Frankreich und die Franzoſen zum Gegenſtand meines inbrünſtigſten Cultus machen. Sollten die Franzoſen ſo vieler Liebe widerſtehen können? Und wir, werden wir dann nicht auch noch glücklich werden können, Marie?

Der König hatte ihre Hand mit einer zärtlichen Bewegung erfaßt, und drückte ſie an ſeine Lippen. Marie Antoinette war aber bei dieſer an ſie gerichteten Frage wie erſchrocken zuſammengebebt. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrem heftig aufundniederwogenden Buſen. Dann ſagte ſie, leiſe ihr ſchönes Haupt ſchüttelnd: Nein, nein, mein Gemahl! Wir werden dadurch auch nicht glücklich werden. Die Franzoſen zu lieben, iſt eine unglückliche Liebe. Man ſetzt Alles dabei zu, was man noch an Heiterkeit, Vertrauen und Jugend in ſeinem Herzen hat. Die Liebe zu Frankreich hat mich ſchon alt gemacht, und ſie wird uns das Leben koſten. Sollten wir nicht glücklicher werden können, wenn wir es mit dem Haß verſuchen? Vergelten wir Haß mit Haß, Mißtrauen mit Mißtrauen, Gewalt mit Gewalt!

Ich weiß es, daß Ihr ſo denkt, entgegnete Ludwig XVI., indem plötzlich ein tiefer Ernſt ſein ſinnendes, leicht zu einem melancholiſchen Ausdruck neigendes Geſicht überſchattete. Ihr ſeid im Grunde der Meinung meiner Miniſter geweſen. Aber diesmal, Marie Antoinette, mußte ich meiner Anſicht Folge leiſten, wenn ſie auch mit der Eurigen ſich nicht begegnen konnte. Das nächſte Mal ſtellt ſich die Uebereinſtimmung unſer Meinungen wieder her. Denn wer weiß, wozu uns die Verblendung der thörichten und undankbaren Maſſe ſchon morgen nöthigen kann. Aber vergeſſen wir in dieſem Augenblick alle Aengſte von heut und morgen. In dem Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben, wollte ich mir heut nur noch, zum Segen für dieſe Nacht, einen Abſchiedsblick von den ſchönen Augen meiner Königin holen. Darum kam ich jetzt zu Dir, Marie.

Die Königin reichte ihm ihre Hand, die er lange in der ſeinigen behielt, und zu wiederholten Malen an ſein Herz drückte.

Vielleicht könnte dennoch Alles gut werden, mein Gemahl, ſagte die Königin, indem ſie ihm ſchmerzlich zulächelte. Aber man ſchwingt eine Waffe gegen uns, der keine Kraft und keine Ehrlichkeit auf Erden gewachſen iſt. Man verläumdet uns. Wo, mein Freund, willſt Du den Muth hernehmen, Du ſelbſt zu ſein, und Dein eigenes Herz, Deine beſten Gedanken walten zu laſſen, wenn man eine abſcheuliche Fratze aus Dir macht, und Dich zu einer bösartigen Geſtalt verzerrt, die Dir nicht gehört? Und darum ſage ich, daß wir unglücklich ſind, denn man ſpinnt einen ſchwarzen Schleier um uns, aus dem wir nicht mehr herausfinden werden.

Ja, es iſt wahr, man verläumdet uns fortwährend mit den ehrloſeſten Erfindungen! rief Ludwig XVI. indem er von der Seite der Königin aufſprang und mit heftigen Schritten einige Male das Gemach durchmaaß.

Die ganze Geſtalt des Königs hatte plötzlich einen ungemein herben Ausdruck angenommen. In ſeinem Gang, mit dem er ſich aufundniederbewegte, prägte ſich zugleich der ſchwerfällige und linkiſche Ausdruck aus, der ſeiner Perſon ſo leicht ein ungünſtiges Anſehn zu geben pflegte. Das Haar hing ihm in wilder Unordnung über die Stirn herab.

So ſtreut auch ſeit einiger Zeit die wüthende Parteilüge allerlei Abgeſchmacktheiten von mir aus! rief er mit einem bittern, rauhen Ton ſeiner Stimme. Man ſagt mir ſogar nach, daß ich den Saal der Nationalverſammlung hätte mit Pulver unterminiren laſſen, um demnächſt die ganze Geſchichte in die Luft zu ſprengen!

Verzeihen Ew. Majeſtät, wenn ich um die Gnade bitte, eine Bemerkung machen zu dürfen! ſagte Madame Campan, die ſeit dem Eintritt des Königs noch an der Thür des Cabinets ſtehen geblieben war.

Nachdem ihr der König zugenickt hatte, fuhr ſie fort: Ich wollte mir nur erlauben, zu ſagen, daß ich geſtern mit einem Abgeordneten aus Hâvre, Herrn Bégouin, zuſammen ſoupirt habe. Herr Bégouin iſt zwar ein Abgeordneter des dritten Standes, aber durchaus ein Ehrenmann, wie ich den Majeſtäten betheuern kann. Er verſicherte mich, daß es höchſt achtbare Perſonen gebe, welche der Meinung wären, daß ein ſo entſetzliches Mittel nur wider Wiſſen und Willen Euerer Majeſtät an die Hand gegeben ſein könne.*)

Aber er glaubte doch an dieſen Wahnwitz, Euer ehrenwerther Herr Bégouin? rief der König in der größten Erregung. Nun gut, wenn ſolche tugendhaften Ehrenmänner aus der Provinz daran glauben, und nicht über die haarſträubende Widerſinnigkeit eines ſolchen Mährchens lieber außer ſich gerathen, dann werde ich ſchon etwas zu meiner Rechtfertigung thun müſſen. Ja wohl, morgen in der erſten Frühe, noch ehe der Hahn gekräht hat, werde ich den ganzen Fußboden des Saals aufnehmen und durchgraben und durchwühlen laſſen, damit ſich zeige, wie die Verläumdung abermals ihr Pulver gegen uns verſchoſſen hat. —

---

*) Mémoires de Mad. Campan II. ch. 14.

Allmählig wurde der König wieder ruhiger. Indem er einen Blick auf die Königin warf, deren hohe, glänzende Geſtalt auch von dem Schmerz, der ſie, wie mit einem trüben Wolkenſchleier umfloß, nicht gebeugt ſchien, ſondern in allem ihrem Liebreiz zu ihm hinüberſchimmerte, kehrte plötzlich die milde freundliche Haltung ſeines Weſens und jener brave, herzensgute Ausdruck, der in ſeinem Charakter der hervorſtechende war, wieder zurück.

Er trat zu ihr hin, und ſie bei der Hand ergreifend, ſagte er mit einem neckenden Ton, den er auf eine ſehr angenehme Weiſe in der Gewalt hatte: Und wie, in Ew. Majeſtät Dienſten kommt es vor, daß man mit Abgeordneten des dritten Standes ſoupirt? Wenn das im Hofſtaat der ſtrengen Königin zuläſſig iſt, muß es mit dieſem Tiers-Etat gar nicht ſo übel ſtehen, und ich brauche wohl nun nicht zu bereuen, Majeſtät, daß ich die doppelte Vertretung dieſes Standes angeordnet habe?

Marie Antoinette warf ihm einen unbeſchreiblich lächelnden Blick zu, der die verſtohlene Thräne, die in ihrem Auge ruhte, wunderbar überglänzte.

Dann ſagte ſie mit naiver Wehmuth: Wie glücklich war ich doch, als ich noch nicht wußte, daß es auch einen dritten Stand in dieſer Welt giebt! Ich haſſe dieſe ſogenannte Nationalverſammlung, die mich ſchon ſo viel Thränen gekoſtet hat, auch darum ſo ſehr. Denn iſt ſie es nicht eigentlich, die den dritten Stand uns ſo recht zum Tort erfunden zu haben ſcheint? Es ſind dadurch Kämpfe angezettelt worden, die einen immer verwegeneren Sinn entfalten, und deren Loſung doch nur gegen die Krone von Frankreich ſchlägt!

Dieſe Kämpfe treten uns allerdings ſehr gefährlich nahe, erwiederte der König nach einigem Nachſinnen. Aber ſie haben ihre natürliche Urſache, die man ehren und anerkennen muß. Der Adel hat ſeine Vorrechte gemißbraucht und iſt ſeinem Beruf, ein glänzendes Vorbild aller Tugenden im Lande zu ſein, ſchlecht nachgekommen. Der Adel hat den ſittlichen Beſtand der Monarchie gefährdet, und es war um den Thron her eine Verwilderung ausgebrochen, die ſeine innerſten Grundlagen zu erſchüttern drohte. Das Volk hat davon ebenſo gelitten, als der Thron. Die Monarchie braucht daher das Volk nicht zu fürchten, ſondern ſie ruft daſſelbe gewiſſermaßen zu ihrem eigenen Beiſtande herbei. Der dritte Stand ſoll die wahre Stütze der Krone werden, indem er ſein eigenes Recht findet. Wir vermeiden den Bürgerkrieg, wenn Adel und Volk miteinander tagen. Und der Clerus, wenn er ſeinen Beruf erfüllen will, wird ſich dem Volke ebenſo innig zugeſellen müſſen, als es der Thron zu thun Willens iſt. Dazu iſt uns Allen die gute Gelegenheit durch dieſe Verſammlung geboten worden. Und ſollte es nicht gelingen können? Wozu iſt es nöthig, daß giftiges Unkraut unter dieſe hoffnungsreich gedeihende Frucht geſäet werde?

Ihr habt ein ſo großes und gutes Herz, mein Gemahl! ſagte die Königin mit einer ſanften Stimme. Aber wenn Ihr Euch in dieſer Verwickelung, die uns ſchon über den Kopf zu wachſen anfängt, von Eurem guten Herzen leiten laſſen wollt, ſind wir ſicherlich verloren. Ew. Majeſtät will Engliſch regieren, und das entſpricht in der That der ſchönen Großmuth Euerer Seele, aber ich glaube, die engliſche Conſtitution paßt für die Franzoſen nicht. Ich bin darum froh, daß wir Necker losgeworden ſind, denn mehr oder weniger ſtrebte er in Euerer Majeſtät Rath dahin, die engliſche Verfaſſung in Frankreich einzuführen. Ich habe darin einen ganz andern Sinn. Mein erſter

Grundſatz iſt der, daß man mit ſeinen natürlichen Feinden keinen Bund ſchließen darf. Und was iſt eine ſolche Conſtitution anders, als daß Feinde ſich Freundſchaft lügen ſollen? Mein hoher Freund und Gemahl, Ihr wißt, daß ich immer eine Freundin der Freiheit geweſen. Nahm ich mich nicht einſt ſelbſt bei Dir der verbannten Parlamente an? Aber jetzt ſteht etwas Anderes auf dem Spiele, als blos das Recht der Stände anzuerkennen. Die Feinde des Throns haben heut die Maske des dritten Standes angelegt, und bringen unter derſelben bereits bis an unſere eigenen Perſonen vor. Es gilt einen großen, einen offenen Kampf, und wir müſſen Widerſtand leiſten gegen das Schickſal, wenn es uns nicht hinwegreißen ſoll von unſerem Platz!

Der dritte Stand iſt nicht der Feind des Throns, ſagte Ludwig XVI. nach einer ſtummen Pauſe. Ich kenne dieſe Leute, ich habe mir in früherer Zeit oft Gelegenheit geſucht, ſie zu beobachten und mit ihnen zu ſprechen. Die Arbeit iſt der wahre Segen dieſes Standes. Dadurch entſteht ein frohes Bewußtſein der eigenen Kraft, das ſich zugleich mit einer Ehrfurcht vor den Rechten des Andern verbindet.

Euere Majeſtät haben noch nicht vergeſſen, daß Sie einſt als Dauphin das Schmiedehandwerk erlernt haben, verſetzte Marie Antoinette mit einem Lächeln, welches von der Erregung des Augenblicks einen ſeltſamen Schimmer angenommen hatte. Daher iſt es gekommen, daß Sie Sich eine liebenswürdige Phantaſie daraus gemacht haben, in der arbeitenden Klaſſe ein beſonderes Weſen zu ſehen, das wir Andern nicht zu entdecken vermögen.

Ich denke noch mit Vergnügen an die ſchöne Zeit zurück, ſagte der König, träumeriſch ſinnend. Ja, ich vertraute den Handwerkern, die im Schloſſe und in den Gärten waren, und denen ich dann ſtundenlang bei ihrer Arbeit zuſah, oft mehr, als allen vornehmen Herren vom Hofe. Wie glücklich war ich, wenn ich den Arbeitern in irgend etwas beiſtehen durfte, und ihnen helfen konnte, einen ſchweren Stein oder Balken fortzuſchaffen.*) Dann lernte ich ſelbſt das Schmiedehandwerk, und Gamin behandelte mich wahrhaftig ſtrenge genug, wie man nur einen Lehrling in der Werkſtatt behandeln kann. Es hat mir aber genützt, denn es kam mir oft vor, als wenn ich recht tüchtig und ſtrenge danach würde, und als könne noch mal an mir in Erfüllung gehen, was ich mir in ſeltſamen Jugendträumen oft gewünſcht, nämlich daß man mich Ludwig den Strengen in Frankreich nennen möchte. Denn es war mein Jünglings-Ideal, daß ich der Lascivität des alten Hofes gegenüber einſt als der Strenge befunden würde.

---

*) Soulavie II. 41.

Es hat Euerer Majeſtät etwas genützt, ſagte die Königin mit einiger Innigkeit. Aber den Händen Euerer Majeſtät ſchadete es, denn ſie wurden von dieſer Arbeit ſo ſtark geſchwärzt, daß ſie nur ſelten wieder auf ihre natürliche Weiße zurückgeführt werden konnten. Ich nannte meinen Herrn und Gebieter damals oft „meinen Gott Vulcan.“

Glaubt Euere Majeſtät, daß ich dies jemals vergeſſen hätte? fragte der König mit einem glücklichen Lächeln. Oh, damals waren wir hoffnungsfroh, und weil wir uns liebten, vertrauten wir auch der Welt um uns her, und glaubten, daß ſie einſt in die ſchönſte Harmonie mit uns treten werde. Seitdem iſt es uns immer ſchwerer gemacht worden, an unſern guten Stern zu glauben.

Woran ſoll man noch glauben, wenn unſer guter Stern erliſcht, wie mir vor Kurzem jene Wachskerzen erloſchen ſind? ſagte Marie Antoinette mit einem leiſen Klageton. Aber nun gute Nacht, mein beſter Freund. Die Mitternachtſtunde iſt vorüber, und ein ſtärkender Schlummer iſt Dir ein Bedürfniß. Wer weiß, wie rauhe Stürme Dich morgen wecken werden, mein königlicher Dulder!

Wenn ich Dich morgen ſo ſchön, wie heut, wiederſehe, giebt es keine Stürme für mich, entgegnete der König mit einer zärtlichen Umarmung. Dann trennten ſie ſich raſch. Ludwig XVI. begab ſich in ſeine Appartements zurück, während die Königin ſich von ihrer Kammerfrau in ihr Schlaf-Cabinet geleiten ließ. —

Der König war auf ſeinem Lager ſogleich in einen tiefen Schlummer verſunken. Kaum aber hatte er einige Stunden geruht, als er an ſeinem Bett etwas rauſchen hörte, was offenbar mit der Abſicht, ihn zu wecken, geſchah. Der König erkannte ſeinen Kammerdiener, der, mit den Zeichen der größten Unruhe und Beſtürzung in ſeinem Geſicht, den Herzog von Liancourt, den grand maitre de la garderobe Seiner Majeſtät, anmeldete, der im Vorzimmer erſchienen ſei und Zutritt zu dem Könige in einer dringenden und unaufſchiebbaren Angelegenheit begehre.

Der König ſchrak einen Augenblick zuſammen und ſann nach. Dann aber erhob er ſich mit einer raſchen und energiſchen Bewegung von ſeinem Lager, und befahl dem Kammerdiener, ihn ſofort anzukleiden. Nachdem dies mit großer Eile geſchehen war, ließ der König den Herzog von Liancourt in das anſtoßende Zimmer eintreten, wo er ihn empfangen wollte.

Als der König jetzt in der äußerſten Spannung heraustrat, ſah er den Herzog, deſſen große Ergebenheit für die Perſon Ludwigs XVI. bekannt war, mit einem bleichen, verſtörten Geſicht und zitternden Gliedern vor ſich ſtehen.

Was iſt vorgefallen, mein Freund? fragte der König in athemloſer Haſt.

Sire, entgegnete der Herzog von Liancourt mit gedämpfter Stimme, im Vertrauen auf mein Amt, welches mir den nächſten Zutritt zu Euerer Majeſtät geſtattet, habe ich es übernommen, eine Kunde zu überbringen, die jetzt ſo beſtätigt eingetroffen, und die ſo bedeutend und ſchreckensvoll iſt, daß es ein Frevel wäre, das Geſchehene noch länger Ihrer Entſcheidung entziehen zu wollen.

Sie ſprechen von Ereigniſſen in der Hauptſtadt? fragte der König, leiſe zurückbebend.

Man hat mir geſagt, daß Euere Majeſtät noch nicht benachrichtigt wären, fuhr der Herzog fort. Und doch hat ſich im Laufe des geſtrigen Tages das Entſetzlichſte in Paris zugetragen. Das General-Commando der Armee hat es nicht gewagt, Euerer Majeſtät und Ihrem Cabinet irgend einen Bericht zu erſtatten. Daß das aufrühreriſche Volk mit bewaffneter Hand die Baſtille erſtürmt und erobert hat, wußte man hier in Verſailles geſtern bei Anbruch der Nacht. Soeben aber empfange ich einen Courier aus Paris, und dieſe Nachrichten bewahrheiten ſich im ſchrecklichſten Umfange. Sire, ich hielt mich als getreuer Diener der Krone für verpflichtet, das Schweigen zu brechen, welches Ew. Majeſtät bisher gehindert hat, klar zu ſehen und nach dieſer Klarheit zu handeln. In Paris iſt nicht nur die Baſtille vom Volke geſtürmt worden, ſondern es haben auch wahrhaft ſchaudervolle Verbrechen und Mordthaten ſtattgefunden. Die blutigen Köpfe von Delaunay und Fleſſelles wurden von raſenden Volkshaufen auf Piken durch die Stadt getragen. Ein Theil der Beſatzung der Baſtille iſt jämmerlich niedergemetzelt worden. Mehrere der ehrwürdigen Invaliden, welche die Feſtung behütet, hat man an den Laternenpfählen aufgehängt gefunden. Sämmtliche franzöſiſche Garden ſind von ihrem Herrn und König abgefallen, und zu dem Volke übergegangen. Auch in den übrigen Regimentern hat der Treubruch einzudringen begonnen. Das kampffertige Volk, welches in den Straßen von Paris lagert, wird auf zweimalhunderttauſend Köpfe geſchätzt. Man befürchtete noch in dieſer Nacht eine Gewalterhebung der ganzen Bevölkerung von Paris!

Der König hatte aufrechtſtehend in einem ſtummen und trüben Hinbrüten zugehört. Sein Geſicht war bleich geworden, aber ſeine Miene erſchien ganz unbeweglich, wie ſeine Geſtalt.

Das iſt alſo eine Revolte! ſagte Ludwig XVI. nach einer Pauſe, wie aus tiefem Nachdenken plötzlich erwachend.

Nein, Sire, erwiederte der Herzog, das iſt eine Revolution! *)

Die Königin hat Recht gehabt, ſagte der Monarch dann leiſe zu ſich ſelbſt. Ich habe die Zeit zum Handeln vorübergehen laſſen. Und jetzt würden ſchon Meeresſtröme von Blut nöthig ſein, um das herangewachſene Unheil zu bedecken. Aber mein Entſchluß iſt gefaßt. Es ſoll das Blut der Franzoſen nicht vergoſſen werden.

Sire, rief Liancourt mit einer feierlichen Bewegung, das Heil Frankreichs und der Königlichen Familie liegt in dieſem Ausſpruch Euerer Majeſtät. Ich darf und muß freimüthig ſein in dieſer Stunde. Die größte Gefahr iſt da, wenn Eure Majeſtät den

---

*) **Weber Mémoires I. 385.**

treuloſen Rathſchlägen Ihrer Miniſter folgen. Wie ſegne ich dieſen Augenblick, der mir vergönnt, Euerer Majeſtät allein gegenüberzuſtehen und ausſchließlich an Euerer Majeſtät eigenes Urtheil und an Ihr Herz mich wenden zu dürfen. Sire, der Geiſt der aufrühreriſchen Hauptſtadt wird reißende und ungeheure Fortſchritte machen. Ich beſchwöre Sie, erſcheinen Sie noch heut in der Nationalverſammlung, und ſprechen Sie das Wort des Friedens in derſelben aus. Ihr Erſcheinen wird Wunder thun, es wird die Parteien entwaffnen, und unſere Verſammlung zur treueſten Bundesgenoſſin der Krone machen.

Der König ſah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. Das edle, jugendliche Feuer, in welches der würdige Herzog gerathen war, ſchien für den König etwas Rührendes zu haben. Er reichte ihm die Hand und drückte dieſelbe innig in der ſeinigen. Dann ſagte er ſanft: Ihr ſeid ſelbſt eines der einflußreichſten Mitglieder dieſer Nationalverſammlung, Herr Herzog. Könnt Ihr mir Euer Wort geben, daß mein perſönliches Erſcheinen ſo angeſehen werden wird, wie ich es im Intereſſe der Krone und zum Wohle Frankreichs wünſchen muß?

In dieſem Augenblick drang der erſte Strahl des ſonnig aufgehenden Morgens in das Gemach und überſtrahlte das erbleichende Kerzenlicht, welches bisher in demſelben geherrſcht hatte.

Die Verſammlung ſehnte ſich jeden Tag und jede Stunde nach dem Friedenswort Euerer Majeſtät, rief Liancourt. Die Zweifel und Unruhen, in denen die Nationalverſammlung täglich mehr zerfällt, ſind nicht mehr anders zu löſen, als vor dem gnädigen Angeſicht Euerer Majeſtät. Laſſen Sie daſſelbe heut noch über der Verſammlung aufgehn! Die heutige Morgenſitzung, die in einigen Stunden beginnt, dürfte bereits die ſchlimmſten Wendungen nehmen, Sire, wenn Sie nicht dieſen rettenden Schritt thun.

In dieſem Augenblick öffnete ſich das Gemach, und Monſieur trat, zugleich mit dem Grafen Artois, ein. Beide Brüder des Königs ſchienen in der heftigſten Bewegung zu ſein. Aus ihren Mienen und Gebärden konnte man entnehmen, daß die Nachrichten des Herzogs von Liancourt bereits im Schloſſe von Verſailles bekannt geworden waren.

Liancourt näherte ſich ſogleich dem Grafen von Artois und rief ihm mit dem entſchiedenſten Ton zu: „Prinz! Ihr Haupt iſt von dem Volke in die Acht erklärt! Ich habe mit meinen eigenen Augen den Anſchlagzettel geleſen, der dieſe fürchterliche Proſcription ausſpricht!“

Der Prinz ſchrak bei dieſen Worten auf das Heftigſte zuſammen, und blieb betroffen in der Mitte des Gemachs ſtehen.

Es iſt gut, wenn das Volk ſo denkt! ſagte er dann, ſich faſſend. Ich bin, wie das Volk, für den offenen Krieg. Es will meinen Kopf, und mich verlangt nach ſeinen Köpfen. Warum ſchießen wir nicht? Eine feſte Politik, keine Zugeſtändiſſe an die ſogenannten Freiheitsideen, und gutbediente Kanonen! Das allein kann uns retten!

Seine Majeſtät der König hat andere Entſchließungen gefaßt! ſagte der Herzog von Liancourt, ſich tief gegen den König verneigend, der mit übereinandergeſchlagenen Armen ruhig und würdevoll daſtand.

Ich bitte meine Brüder, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois, mich heut Morgen in die Verſammlung der Generalſtände zu begleiten! ſagte der König mit einem feſten Ton. Ich will mich dort hinbegeben, um der Verſammlung die von mir beſchloſſene Zurückziehung meiner Truppen anzukündigen. Damit werde ich ihr meinen entſchiedenen Willen kundthun, ſie das Werk ihrer Berathungen in Frieden vollenden zu laſſen, denn ich habe keinen höheren Zweck, als durch ſie über den Willen der Nation klar zu werden.

Der Graf von Artois trat entſetzt einen Schritt zurück. Auf ſeinem lebhaften, leichtfertigen Geſicht trat der ſcharfe ſatiriſche Zug hervor, der dem Charakter des Prinzen beſonders eigen war. Anders ſtellte ſich Monſieur dar, der, nach den Worten des Königs, ſich demſelben raſch genähert hatte, um ihm zuſtimmend und mit freundlicher Bekräftigung die Hand zu drücken.

Der Schritt Euerer Majeſtät wird gewiß durch die Umſtände geboten und kann verſöhnlich wirken, ſagte der Graf von Provence. Ew. Majeſtät wiſſen, daß ich, obwohl aus Grundſatz ein Anhänger der einfachen und abſoluten Macht des Thrones, doch im vorigen Jahre ſchon für die Verdoppelung des dritten Standes mich ausgeſprochen habe. Es ſind einmal außerordentliche Zeiten eingetreten. Die Geſchichte ſcheint alte Experimente machen zu wollen, und man muß das Volk ſcheinbar gewähren laſſen. Es kommt dann um ſo ſicherer wieder auf den Punkt zurück, auf dem es ſich wie von ſelbſt in den Gehorſam hineinrettet.

Nachdem der geiſtreiche Monſieur dieſe Worte geſprochen, ließ ſich draußen im Vorſaal eine Bewegung vernehmen. Man hörte lebhafte Schritte und viele Stimmen. Bald darauf wurde die Thür des Gemachs geöffnet, und die Königin Marie Antoinette, begleitet von mehreren Perſonen, die zu ihrer vertrauten Umgebung gehörten, trat in ſichtlicher Aufregung ein.

Ew. Majeſtät wiſſen, was geſchehen iſt? fragte ſie den König mit bleichem Geſicht und Thränen in den Augen, indem ſie ungeſtüm ſeine Hände ergriff.

Es wird Alles wieder gut werden, ſagte der König mit ſanfter Würde. Es wird uns das ſchon helfen, daß wir uns bis jetzt noch nichts vorzuwerfen haben. Mein Entſchluß iſt, heut ſelbſt in die Nationalverſammlung zu gehn, und ihr ein Zeichen meines perſönlichen Vertrauens zu geben, indem ich ihr die Zurückziehung meiner Truppen aus Paris und Verſailles ankündige.

Die Königin blickte ihren Gemahl mit dem höchſten Erſtaunen an. Dann ließ ſie wie erſtarrt ſeine Hand fahren, und ſtand, das ſchöne Haupt in ihre Hand geſtützt, mit einem tiefen, ſchmerzlichen Ausdruck da.

Ew. Majeſtät ſtempeln dadurch die Revolution zu einer unwiderruflichen Thatſache, ſagte ſie dann, indem ſie langſam die Augen zu ihm aufſchlug. Und es betrübt mich, Sire, daß Sie noch wieder den Fuß in eine Verſammlung ſetzen wollen, zu deren Mitgliedern ſo viel abſcheuliche und feindſelige Menſchen gehören, und an welcher der im vorigen Monat gefaßte Beſchluß, ſie aufzulöſen, längſt hätte ausgeführt werden müſſen!

Sollte die Verſammlung in der That ſo viele abſcheuliche Mitglieder haben? fragte der König mit ſeinem gutmüthigen Lächeln. Ich ſehe aber auch hier zwei höchſt liebenswürdige Mitglieder dieſer Verſammlung vor mir, deren Anblick mir wahrhaft Muth macht, dort einzutreten. Da iſt mein alter, treuer Freund, der Herzog von Liancourt, und im Gefolge Euerer Majeſtät ſelbſt der wackere Graf de la Marck, den ich herzlich willkommen heiße.

Der König ſchritt bei dieſen Worten mit freundlicher Auszeichnung auf einen Cavalier zu, der im Gefolge der Königin eingetreten war und durch eine ſchlanke, hohe Geſtalt wie durch einnehmende und glänzende Manieren hervorragte. Es war der Graf de la Marck, Prinz von Arenberg, ein Mann von ungefähr ſechsunddreißig Jahren, der in der Geſellſchaft des franzöſiſchen Hofes eine ſehr angeſehene und beliebte Stellung behauptete. Er gehörte einer vornehmen Familie an, die, aus Brüſſel ſtammend, dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe die größten Dienſte geleiſtet, und ſo war er, nachdem er eine frühere militairiſche Laufbahn beendet, mit beſonderen Empfehlungen der Kaiſerin Maria Thereſia verſehen, in demſelben Augenblick an den franzöſiſchen Hof gekommen, wo Marie Antoinette als Dauphine zuerſt in Frankreich anlangte.

Nicht wahr, Herr Graf de la Mark, ich darf auf einiges Wohlwollen bei Ihren Collegen in der Nationalverſammlung rechnen? fragte der König mit einem liebenswürdigen Ausdruck.

Sire, erwiederte der Graf mit ſeiner vollendeten Hofmannsmanier, ich kenne in der bunt zuſammengewürfelten Verſammlung doch keinen einzigen, der fähig wäre, dem unmittelbaren Wort des Monarchen und der darin geſpendeten Gnade ſein Herz zu verſchließen. Der Adel, auf deſſen Seite ich ſitze, wird ſich dadurch in ſeiner Treue beſtätigt finden, die Geiſtlichkeit wird Gott danken für die Offenbarung der königlichen Autorität, die den Frieden bringt, und der Tiers-Etat wird ſich überraſcht eingeſtehen müſſen, daß alles Heil nur aus den Händen des Monarchen kommt.

Aber gerade der Tiers-Etat hat an ſeiner Spitze ſchlimme Köpfe, wie den Grafen Mirabeau? ſagte die Königin mit einer fliegenden Haſt.

Graf Mirabeau iſt wohl nicht ſo ſchlimm, entgegnete de la Marck lächelnd. Ich hoffe ſogar, daß er noch einſt die größte Stütze des Königthums in Frankreich ſein wird.

Ich habe immer eine unerklärliche Angſt und Abneigung vor dem Grafen Mirabeau gehabt, wo und wie ich ihn auch nennen hörte, ſagte die Königin mit einer eigenthümlichen Beklommenheit. Warum haben Ew. Majeſtät nicht geruht, ihn durch eine Geſandtſchaftsſtelle, die er gern in Conſtantinopel oder an irgend einem fernen Ort angenommen haben würde, von hier wegzuſchicken?

Ich darf nicht im Einzelnen mit meinen Gegnern unterhandeln oder fechten, ſagte der König ruhig. Es wäre ſonſt wie ein Duell, in welches die Krone mit den Individuen ſich einließe. Aber mich dünkt, die Zeit naht heran, wo wir uns in die Verſammlung begeben werden. Die königlichen Hoheiten, der Graf von Provence und der Graf von Artois, wollen mich begleiten. Ich beauftrage den Herzog von Liancourt ſich voran in den Saal des Menus zu begeben, und der Verſammlung unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung anzuzeigen, daß wir ſofort in Perſon dort erſcheinen werden.

Der König entließ darauf ſämmtliche Anweſende. Die Königin nahm einen zärtlichen Abſchied von ihm, der ihrer ungemein bewegten Stimmung entſprach.

Sie hatte ihren königlichen Gemahl noch nie in einer ſo entſchiedenen und zuverſichtlichen Haltung geſehn, und faſt hätte ſich bei ſeinem Anblick ein neues Vertrauen in ihre beengte Bruſt geſchlichen. Aber in demſelben Augenblick drangen ſchon wieder alle ihre Zweifel und Sorgen dazwiſchen, und traurig, mit geſenktem Haupt begab ſich die Königin von dannen.

In der früh eröffneten Sitzung der Nationalverſammlung hatten inzwiſchen ſchon ſtürmiſche Verhandlungen über die neuen Schritte, welche man bei dem Monarchen unternehmen wollte, begonnen. Nach der Verleſung mehrerer Entwürfe zu einer Adreſſe an den König hatte ſich Mirabeau plötzlich erhoben, um den Schwall unnützer Phraſen, der ihm nicht länger erträglich dünkte, mit der ganzen unwiderſtehlichen Macht ſeines Weſens zu unterbrechen.

Er war auf die Tribüne geeilt, und die gewaltigen, zürnenden Blitze ſeiner Augen leuchteten ſeinen Worten voran. In der Verſammlung, die heut ſtürmiſcher wie je in ſich ſelbſt erregt war und die bis dahin in ihren geheimſten Gründen gezittert und getobt hatte, trat plötzlich ein lautloſes feierliches Stillſchweigen ein. Man wies jeden flüſternden halben Ton, der ſich noch in einem fernen Winkel des Saals gehen laſſen wollte, mit einem donnernden Zuruf zur Ruhe.

Nachdem Mirabeau noch eine Minute lang die Verſammlung unter ſeinen auf ihr ruhenden Blicken geordnet und bewältigt hatte, begann er mit einer Stimme, deren metallene Klangfülle tief und unabweislich in das Ohr ſeiner Hörer einſchlug: „Herr Präſident, ſagen wir dem König doch nichts weiter, als daß die fremden Horden, von denen wir umſtellt ſind, geſtern den Beſuch der Prinzen und Prinzeſſinnen der Favoriten und Favoritinnen, und ihre Liebkoſungen und ihre Ermahnungen und ihre Geſchenke empfangen haben! Sagt ihm, daß dieſe fremden Henkersknechte vollgeſtopft von Wein und Gold, die ganze Nacht hindurch in ihren ruchloſen Geſängen die Unterjochung Frankreichs verkündigt haben, und daß ihre brutalen Gelöbniſſe beſtändig die Auflöſung der Nationalverſammlung anriefen. Sagt ihm, daß in ſeinem eigenen Schloſſe die Hofleute ſich nicht entblödet haben, ihre Tänze dem Klang dieſer barbariſchen Muſik einzumiſchen, und daß ſolchergeſtalt das Vorſpiel eines neuen Sanct Bartholomäus gefeiert worden iſt. Sagt ihm, daß jener Heinrich, deſſen Andenken die ganze Welt ſegnet, und welcher derjenige ſeiner Ahnen iſt, den er ſich am Meiſten zu ſeinem Vorbild nehmen wollte, noch Lebensmittel in das im Aufſtande begriffene Paris hineinbringen ließ, vor dem er als Belagerer geſtanden, während jetzt ſeine wuthſchnaubenden Rathgeber die Mehlvorräthe zurückhalten laſſen, welche der Verkehr in die ausgehungerte und treue Hauptſtadt führen will!" *)

Dieſe Worte riefen in der Verſammlung eine ungeheure Bewegung hervor, die nur durch eine neue Ueberraſchung in den Gemüthern überboten wurde. Denn kaum hatte Mirabeau unter unaufhörlichen Beifallsſtürmen die Tribüne verlaſſen, als der Herzog von Liancourt, der in demſelben Augenblick in den Saal getreten war, an die Rednerbühne herantrat, und, ſich auf eine Stufe derſelben ſtellend, verkündigte, daß der König im Begriff ſtehe ſich in die Verſammlung herzubegeben. —

Das höchſte Erſtaunen, dem bald darauf die größte Unruhe folgte, drückte ſich bei dieſer Nachricht auf allen Seiten in der Verſammlung aus. Man ſprang zuerſt von den Plätzen empor, und trennte ſich in einzelne Gruppen, die dann umherſtanden, um ſich über dieſes unerwartete Ereigniß auszuſprechen, und im Voraus zu verſtändigen. Nur wenige der

---

*) Aus der Rede Mirabeau's in der Sitzung der Nationalverſammlung vom 15. Juli 1789.

Abgeordneten ſchienen ſich einer aufrichtigen Freude darüber hingeben zu wollen, und erwähnten mit Dankbarkeit den Namen des Königs, welcher jetzt den Wünſchen der Nation entgegenkommen wolle. Bei der demokratiſchen Partei ſah man faſt nur verblüffte und mißvergnügte Geſichter. Der Herzog von Orléans ſtand mit Siéyes und Latouche in einem entfernten Winkel des Saals, und den finſtern Blicken und heftigen Gebärden, mit denen ſie ſich unterredeten, ſah man es an, daß ihr Aerger wie ihre Unſchlüſſigkeit den peinlichſten Grad erreicht hatten. Man ſchien ſich vorzuwerfen, daß man es ſo weit habe kommen laſſen, und daß man nicht eine entſcheidende Unternehmung gemacht, die jeder Verſöhnung zwiſchen dem König und dem Volk in den Weg getreten wäre. Noch bedenklicher und ſchmerzlicher ſahen die Mienen bei dem Adel und der Hofpartei aus. Man bezeichnete auf dieſer Seite das bevorſtehende Erſcheinen des Königs als den verhängnißvollſten Moment, der bereits darauf hindeute, daß der König ſelbſt ſeine treuen Freunde verlaſſen werde.

In der Mitte der Verſammlung hatte ſich heut, wie immer, eine große Anzahl von Mitgliedern der Clubs aus Paris und Verſailles befunden, die ſich ſeit einiger Zeit ſelbſt in den inneren, für die Abgeordneten beſtimmten Raum einzudrängen verſtanden. Beſonders war es der Club Breton, der damals ſeinen Einfluß auf die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung zu gründen begann und zu dieſem Zweck eigene Sendlinge aus ſeiner Mitte beſtimmt hatte, die ſich als ſtehende Beſucher in derſelben angeſiedelt und durch ihren lebhaften Verkehr mit den Abgeordneten nicht wenig dazu beitrugen, den unruhigen und tumultuariſchen Charakter der Verſammlung zu erhöhen. Man glaubte, daß der Club Breton beſonders den Abſichten des Herzogs von Orléans auf den Thron Frankreichs diente, und ſo ſah man auch in dieſem Augenblick die Männer dieſes Clubs ſehr eifrig um den Herzog beſchäftigt, der ſich mit ſeinen Parteigenoſſen ſoeben darüber berieth, welche Aufnahme man dem König bei ſeiner Ankunft in der Verſammlung bereiten ſolle.

Dieſe Frage ſchien jetzt allgemeiner den Inhalt der Geſpräche und Verhandlungen zu bilden. In dieſem Augenblick ſprang Mirabeau auf die Tribüne, und rief mit ſeiner jedes andere Geräuſch übertönenden Stimme: „Ein düſterer, ſtiller Reſpect ſei der erſte Empfang, den wir dem Monarchen zollen. In einem Moment des allgemeinen Schmerzes iſt das Schweigen des Volks die wahre Lection der Könige! *)

Ein mächtig erſchallender Bravoruf begleitete dieſe Aeußerung, die bei allen Parteien der Verſammlung den tiefſten Eindruck zu machen ſchien. Unter dieſem noch nicht beendigten Getöſe trat der König, begleitet von Monſieur und dem Grafen von Artois, und ſonſt ohne jedes andere Gefolge, in den Saal. Sein Erſcheinen wirkte, ungeachtet aller vorangegangenen Berechnungen und Verabredungen der Parteien, in dieſem Augenblick gleichwohl ſo hinreißend, daß, ſobald man ihn erblickte, viele und oft wiederholte Rufe: „Es lebe der König!“ in der Wölbung des Saals wiederhallten.

Der Monarch ſtand in der Mitte der Verſammlung in einfacher, ſchlichter Haltung, mit entblößtem Haupte, da. Einen Fauteuil, welchen man für ihn auf eine Eſtrade geſchoben, benutzte er nicht, ſondern blieb aufrecht ſtehend, ohne jedes Ceremoniell, indem er mit einer wahrhaft väterlichen Würde und Innigkeit zu reden anhub.

Als er gleich zu Anfang ſagte, daß der Chef der Nation, wie er ſich nannte, ſich mit Vertrauen in

---

*) Montigny VI. 129.

die Mitte ihrer Repräſentanten begeben, um ihnen ſeinen Schmerz über alles Vorgefallene zu bezeugen und ſie zur Auffindung von Mitteln für die Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung aufzufordern, kündigte ſich faſt auf allen Geſichtern eine befriedigte Stimmung an.

Mit einem leiſeren, faſt demüthigen Ton ging der König dann auf die ausgeſprengten Verdächtigungen ein, daß die Perſonen der Abgeordneten nicht ſicher wären. Mit dem Ton eines redlichen Bürgers verwies er auf ſeinen „bekannten Charakter,“ der es überflüſſig mache, einen ſo frevelhaften Verdacht zu entkräften. Ach! rief er aus. Ich bin es ja, der ſich Euch anvertraut! Helft mir, unter ſo ſchwierigen Umſtänden das Heil des Staats zu befeſtigen! Ich erwarte es von der Nationalverſammlung.

Dann fügte er mit einem Ton der rührendſten Güte hinzu: „Auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen zählend, habe ich den Truppen den Befehl ertheilt, ſich von Paris und Verſailles zu entfernen. Zugleich fordere ich Sie auf und ermächtige Sie, dieſe meine Anordnungen der Hauptſtadt kundzuthun.“

Der König ſchloß jetzt ſeine Rede, die, ſchon von unzähligen Ausrufungen der Freude und des Enthuſiasmus unterbrochen, am Schluß mit einem lauten jubelnden Ausbruch der allgemeinen Begeiſterung begleitet wurde. Nachdem der Erzbiſchof von Vienne mit einigen Worten den Dank der Verſammlung ausgedrückt, ſchickte ſich der König an, den Saal zu verlaſſen. In demſelben Augenblick erhoben ſich ſämmtliche Anweſende, um den Schritten des Königs zu folgen. In ſchweigender Ordnung, gruppirte ſich die ganze Nationalverſammlung zu einem Gefolge des Königs, und begleitete ihn auf die Straße hinaus.

Der König wollte zu Fuß nach dem Schloſſe zurückkehren. Hinter ihm ſchritt die Nationalverſammlung in bewegten, freudigen Reihen. Die hinreißende Bedeutung des Augenblicks ſchien ſelbſt die Mißwilligſten und Abgeneigteſten überwunden zu haben. Eine unendliche Volksmaſſe, die vor der Thür des Saals geſtanden, und auf den Ausgang des unerhörten Ereigniſſes geharrt, und die jetzt plötzlich den König in der Mitte der ganzen Nationalverſammlung einherſchreiten ſah, ſchloß ſich dem Zuge in jauchzender Entzückung und mit unaufhörlichem Jubelgeſchrei an. Die Rufe: Es lebe der König! Es lebe die Nation! vermählten ſich zu einem wunderbar harmoniſchen Einklang, der weithin die Luft durchzitterte. Auf der Place d'armes ſtanden die Gardes-du-Corps, die Schweizer und die franzöſiſchen Garden ſchlagfertig aufgeſtellt. Aber auch ſie wurden von dem allgemeinen Freudenrauſch ergriffen, als ſie jetzt die nie erblickte Prozeſſion ſich heranbewegen ſahen. Die Rufe, welche heut die glückliche Vereinigung des Königs mit ſeinem Volke feierten, begegneten ſich jetzt mit dem ſchmetternden Klang der Fanfaren und den Wirbeln der Trommeln und Trompeten, die mächtig und feſtlich emporrauſchen.

Auf dem großen Balcon des Schloſſes von Verſailles ſtand die Königin, welche die Rückkehr des Königs erwartete. Die tauſendſtimmigen Rufe für Ludwig XVI. und die Nation hatten Marie Antoinette, die in trübem, ahnungsvollem Sinnen und Harren in ihrem Cabinet zurückgeblieben war, auf den Balcon hinausgelockt. Sie hielt den Dauphin in ihren Armen und die kleine Madame an der Hand. Ihre Augen, von denen eben die ſchweren Schleier unendlicher Traurigkeit gewichen waren, richteten ſich jetzt mit einem aufflammenden Glück auf die unüberſehbare jauchzende Volksmenge, welche ſich den Zugängen und Höfen des Königsſchloſſes näherte, und an deren Spitze ſie mit zärtlicher Freude ihren Gemahl, den König, mit einem Ausdruck von Heiterkeit, wie ſie ihn lange an demſelben nicht geſehn, erkannte.

Marie Antoinette ſieht heut wieder glücklich aus!

ſagte Mirabeau zu dem Abbé Siéyes, an deſſen Seite er im Zuge einhergegangen war. Sie zeigt ihren Dauphin von dem Balcon herab dem Volke, und das ſchmerzverklärte Lächeln einer Madonna umſtrahlt das ſchönſte Antlitz, das man jemals geſehen!

Aber das Volk, noch eben aus voller Seele jauchzend, verſtummt, ſobald es die ſchöne Königin erblickt, verſetzte Siéyes. Und die Idylle auf dem Balcon beginnt ſich doch noch liebenswürdiger auszurunden. Seht, da kommen noch die beiden jungen Prinzen hinzu, und langen zu dem kleinen zappelnden Dauphin hinauf, um ihn zu herzen und zu umarmen. Aber das Volk beißt nicht auf dieſe Rührung an, und keine Hand erhebt ſich zum Klatſchen. Man ſieht, die Stellung der Königin iſt unwiederbringlich verloren.

Nein! erwiederte Mirabeau mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die Königin muß erhalten bleiben, wie es auch kommen möge! Ich ſehe jetzt, daß der Abbé Siéyes in der That ein Weiberhaſſer iſt, wofür er immer gegolten. Aber betrachtet dieſe Königin! Aus ihren Augen ſcheint ein ſtillglühender Brillanttropfen, der ein immer innigeres Feuer entwickelt, bis herunter in die Volksmaſſen zu dringen und an denſelben leuchtend haften zu bleiben. Selbſt ein Stein würde ſich jauchzend dehnen, um dieſe Strahlen in ſich aufſaugen zu können. Und das franzöſiſche Volk, ſonſt das galanteſte und gefühlvollſte auf der Erde, bleibt ſtumm vor den um ſeine Gunſt buhlenden Blicken ſeiner Königin?

Bringt doch eine Motion in die Nationalverſammlung, einen Staat wie die Bienen zu begründen, erwiederte Sièyes in ſeiner ſchneidenden Manier. An der Spitze des Stocks ſteht dann die Königin, der alle andern huldigen, und die ganze Geſellſchaft verwendet zugleich ihren Fleiß darauf, die ſchöne Königin zu befruchten, wodurch Arbeit und Vergnügen auf die angenehmſte Weiſe ſich paart. Eine ſolche Geſellſchaftsordnung würde dem Grafen Mirabeau gefallen.

Mirabeau, noch immer in das Anſchauen der Königin verſenkt, hörte dieſe Worte nicht mehr, die ihn in ſeinen Gefühlen und Ueberzeugungen verſpotten ſollten. Die Volksmenge verlief ſich, unter enthuſiaſtiſchen Kundgebungen aller Art, welche ausſchließlich die Perſon des Königs zu ihrem Gegenſtand hatten.

Gegen Abend war der Platz vor dem Schloſſe von Verſailles gänzlich einſam und leer geworden. Die Truppen, welche denſelben bis jetzt beſetzt gehalten, waren abgezogen. Nur die gewöhnlichen

Wachen ſchlenderten mit ruhigem und einförmigem Takt vor den Hauptportalen einher. Verſailles ſchien plötzlich ſeinen ſtillen und feierlich ceremoniellen Charakter, an dem alle Bewegungen der Zeit abglitten, wiedergewonnen zu haben.

Als der ſpätere Abend herandunkelte, ſah man mehrere Reiſewagen,, die ſtark bepackt und dicht verſchloſſen waren, geräuſchlos und eilig aus den innern Höfen des Schloſſes herausfahren, und die Richtung nach der Landſtraße einſchlagen. In dieſen Wagen ſaßen der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien, die ſich anſchickten, in heimlicher Flucht das Königreich zu verlaſſen. Ludwig XVI. war den Beängſtigungen ſeines Bruders, des Grafen von Artois, ſelbſt mit dem Rath entgegengekommen, ſich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen und im Auslande eine hoffentlich bald eintretende ruhigere und glücklichere Zeit für ſeine Rückkehr zu erwarten. Die übrigen Prinzen, obwohl ſie von der Volkswuth nicht ſo bedroht waren, wie der Graf von Artois, deſſen Kopf man in Paris bereits gefordert, hatten ſich, mit Ausnahme von Monſieur, in einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit dieſer Flucht angeſchloſſen.

Am andern Tage folgten ihnen zunächſt die neuen Miniſter, die, dem Andringen der Nationalverſammlung jetzt nachgebend, die Entlaſſung von ihren Stellen bei dem König eingereicht, ſich aber dann nicht mehr für ſicher in der Nähe der noch von unberechnenbaren Stürmen erfüllten Hauptſtadt gehalten hatten.

Der König beſchloß an dieſem Tage die Zurückberufung Neckers. Die neue vertrauungsvolle Stimmung, welche ſich in dem Herzen Ludwigs XVI. zu erheben begonnen, ſuchte ſich in dieſem Zugeſtändniß, das er dem Volkswillen machen wollte, einen Ausdruck zu geben. Doch geſchah dies Alles in der zitternden Haſt, welche den König befallen und in der er gern Alles hingegeben und zum Bettler geworden wäre, wenn er unter dieſer Bedingung der alle Menſchen beglückende König hätte ſein können. In dieſer Stimmung ſtieg auch der Vorſatz in ihm auf, ſich in die Hauptſtadt zu begeben und dort auf die noch fluthenden Wogen der Revolution ſeine redliche, den Sturm beſchwörende Hand zu legen. Den ganzen Tag über berieth er ſich mit der Königin über dieſen Schritt. Am Abend trieb ihm der Abſchied von der Herzogin von Polignac Thränen in die Augen. Die Königin ſelbſt hatte in dem Uebermaaß ihrer Herzensangſt ihre Freundin beſchworen, mit ihrem Gatten und ihrer Schweſter Frankreich zu verlaſſen. Das Bewußtſein, daß jetzt unabweislich eine neue Zeit angebrochen ſei, mit der ſich nicht mehr vereinigen und halten ließ, was man noch vor Kurzem geliebt, hatte plötzlich mit einer hinreißenden Gewalt den König und die Königin beſchlichen.

An demſelben Tage war auch, unter dem Freudengeleite der Einwohner von Verſailles, die Deputation nach Paris abgegangen, welche die Nationalverſammlung dorthin entſendete, um die glücklichen Entſchließungen des Königs der Hauptſtadt zu verkündigen. Dieſe Sendſchaft, an deren Spitze Lafayette ſtand, war in Paris unter dem Triumphgeſchrei des Volkes über die Barrikaden hinweggeklettert, welche bei ihrer Ankunft noch die Straßen ſperrten. Nachdem ſie unter dieſen wunderbaren Hinderniſſen auf dem Stadthauſe angelangt war, hatte Lafayette mit ſeiner herzgewinnenden Beredſamkeit das Wort genommen, und die Rede des Königs in der Nationalverſammlung mitgetheilt. Das Volk hatte ihm mit unzähligen Lebehochs für den König und die Nationalverſammlung geantwortet. Lafayette ſelbſt erſchien der Bevölkerung von Paris in dieſem Augenblick als der würdigſte Vertrauensmann, dem man die Angelegenheiten des für ſeine Rechte in Waffen getretenen Volkes zur Führung übergeben könne. Der Präſident der Pariſer Wähler, Moreau de Saint-Méry, zeigte mit ſeiner Hand auf die Büſte Lafayette's, welche in dem großen Saale des Stadthauſes aufgeſtellt war und die der amerikaniſche Staat Virginien der Stadt Paris im Jahre 1784 zum Geſchenk gemacht hatte. In dieſem Augenblick erhoben ſich jubelnde Zurufe von allen Seiten, und man rief Lafayette zum Generalkommandanten der Pariſer Bürgermiliz aus, die jetzt noch die umfaſſendere Organiſation einer Nationalgarde empfangen ſollte. Lafayette hatte ſeinen Degen gezogen, und der Erklärung ſeines Dankes für dieſe Ehre den Eid zugefügt, daß er ſein Leben der Erhaltung der Freiheit weihen werde.*)

Die zweite wichtige Ernennung, welche an dieſem Tage durch Volkszuruf geſchah, war die des Abgeordneten Bailly zum Maire von Paris. Bailly hatte in der entſcheidenden Sitzung im Ballhauſe den Vorſitz geführt, in welcher die Abgeordneten des dritten Standes jenen Schwur geleiſtet, durch den ſie ſich zu unauflöslicher Gemeinſchaft bis zur Erreichung des Zieles hatten aneinanderketten wollen.

---

*) Lafayette Mémoires II. 259.

Mirabeau war eingeladen worden, ſich um die Stelle des Maire von Paris zu bewerben, aber er hatte es verſäumt, auf dem Stadthauſe zu erſcheinen, obwohl ihm die ſicherſten Ausſichten für dieſen Ehrenpoſten eröffnet waren.

Am 17. Juli ging der König nach Paris ab, nachdem er zuvor das Abendmahl genommen. Zärtlich und ſchmerzlich war der Abſchied von der in Verſailles zurückbleibenden Königin. Ein kleiner Zug von Gardes-du-Corps folgte dem König von Verſailles. An der Barrière de la Conférence angelangt, ſah ſich der König plötzlich von den Gardes-du-Corps verlaſſen, und die gegen ihn rebelliſch aufgeſtandenen Soldaten, die noch vor Kurzem ſeine treuen Gardes-françaiſes geweſen waren, fanden ſich ein, um den Wagen in ihre Mitte zu nehmen und ihm das Geleit in die Hauptſtadt hinein zu geben. Voran wurden die Kanonen geführt, welche das Volk aus der Baſtille erbeutet hatte. Die Schlünde der Kanonen waren gegen den Wagen gerichtet, in welchem der König, von den wunderbarſten und traurigſten Gefühlen beſchlichen, ſaß. Bedeckt von dieſen Trophäen der Revolution, fuhr der König in Paris ein. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß ſich die Situation ihm unterden Händen umgedreht, und daß er wie ein Gefangener, der vor ſeinen Richter geſtellt werden ſollte, in Paris eintraf.*)

Aber das Volk umjubelte den König, als er auf dem Stadthauſe erſchien, mit entzückten Freudenbezeugungen. Ein Taumel von Huldigungen umwogte das ſchwankende Haupt Ludwigs XVI. Er ſprach kein einziges Wort im Hôtel de Ville, ſondern er zeigte ſich blos mit Blicken, die unſäglich beredt waren, und mit Mienen, in denen jeder Volksſchrei und jeder aus den Maſſen zu ihm herdringende Ruf elektriſch nachzuzucken ſchien, der um ihn her jauchzenden und rauſchenden Bevölkerung. Man geberdete ſich auf allen Seiten, als wenn ein Friedensſchluß zwiſchen dem König und dem Volke gefeiert würde, und der König ließ ſich jetzt lächelnd und hingebend dieſe Deutung gefallen.

Erſt am Abend konnte er ſich dem Gedränge wieder entziehen und an die Rückkehr nach Verſailles denken.

Sire, Ihr ſeid der König des dritten Standes geworden, ſagte Marie Antoinette mit einem ſchneidenden und thränenreichen Lächeln, indem ſie ihren

---

*) Weber I. 398.

Gemahl nach langem peinlichem Harren wieder empfing.

Man möge mich fortan nennen, wie man will, wenn Frankreich nur dabei glücklich iſt! ſagte der König ernſt und feſt.

Achtes Buch.

Mirabeau's Tod.

I.

Die Ariſtokraten.

Mirabeau hatte eine Einladung zum Diner bei dem Grafen de la Marck angenommen, mit dem er ſeit einiger Zeit in eine ſehr freundſchaftliche Verbindung zu treten anfing, wie ſehr auch beide Männer durch ihre politiſchen Geſinnungen getrennt zu ſein ſchienen. Aber die entgegengeſetzten Plätze, welche die neuen Freunde in der Nationalverſammlung einnahmen, ſchienen nur einen beſonderen Reiz auf Beide ausgeübt zu haben, der ſie zu einem immer angelegentlicheren und innigeren Verhältniß aneinanderkettete.

Es iſt recht wunderbar, Graf, daß Ihr mich gerade am heutigen Tage zum Diner eingeladen, ſagte Mirabeau, indem er in den glänzenden und reichgeſchmückten Salon eintrat, in welchem ſich auch ſchon einige andere Gäſte, die größtentheils Mitglieder der Nationalverſammlung waren, verſammelt hatten.

Und noch wunderbarer iſt, daß ich dieſe Einladung ſo gern angenommen, obwohl wir heut, am vierten Auguſt, eine ſo wichtige Sitzung in der Nationalverſammlung haben! fügte Mirabeau lächelnd hinzu.

Wir geben uns heut gegenſeitig Ferien, meine Herren! ſagte der Graf de la Marck mit jener ruhigen und wohlthuenden Milde, die ein hervorſtechender Zug ſeiner im beſten Sinne ariſtokratiſchen Perſönlichkeit war. Wir, die wir einmal nicht ſo uneigennützig ſein können, wie unſere Collegen in der Nationalverſammlung, die heut tauſendjährige Rechte und Beſitzthümer mit vollen Händen zum Fenſter hinauswerfen werden, wollen wenigſtens ruhig zu Mittag ſpeiſen. Wer weiß, wie lange uns die Enragés beider Seiten, die in dieſer Nacht auf das Eigenthum losgehen wollen, noch etwas zu eſſen übrig laſſen werden? Bald wird es für ein feudales Privilegium angeſehen werden, wenn man auch nur noch einen guten Appetit ſein eigen nennen will.

Wer noch keinen verdorbenen Magen hat, wird in dieſem Sinne immer für die feudalen Privilegien kämpfen, ſagte Mirabeau leicht. In der That, ich geſtehe, ich würde in ſehr peinlicher Einſamkeit zu Hauſe zurückgeblieben ſein, wenn ich nicht den Vorzug genießen dürfte, in dieſer Geſellſchaft zu ſein. Denn unter keiner Bedingung würde ich mich entſchloſſen haben, der heutigen Sitzung beizuwohnen.

Bravo, bravo, Graf Mirabeau! ſagte der Herzog von Lauzun, der ſich unter den Gäſten befand, und mit einem freundſchaftlichen Handſchlag Mirabeau begrüßte.

Dies Bravo verdiene ich nun freilich nicht, verſetzte Mirabeau mit einer ceremoniellen Verbeugung. Zwar bin ich ein Gegner derjenigen, welche in dieſer Nacht in der Salle des Menus alle Feudalrechte und gewiſſe Standesvorzüge, die wohlerworbene Eigenthumsrechte ſind, hinwegdecretiren wollen. Aber ich enthalte mich, überhaupt dieſer Sitzung beizuwohnen, weil es ein qualvolles Schauſpiel für mich iſt, einen ſo unpolitiſchen und gefährlichen Act von der Nationalverſammlung begehen zu ſehn. Denn man darf einen Grund nicht vollſtändig auflockern und niederwerfen, auf dem man ein neues Gebäude errichten will. Dagegen anzukämpfen, würde mir in den Augen des Volkes ſchaden, das mich für ſeinen Freund hält, und dem ich noch nützlich zu werden hoffe. Die Nationalverſammlung begeht heut ihren erſten politiſchen Fehler, aber ich hoffe ſie noch mit ſtarker Hand aus dem Abgrunde wieder zurückzuziehn, in den ſie hineintaumelt. Darum ſchone ich mich heut. Und welches, meine Herren, iſt bei Ihnen der Grund?

Wir wollen blos das Vergnügen haben, mit dem Grafen Mirabeau als Leidensgefährten zu diniren, ſagte Graf de la Marck, indem er Mirabeau's Arm ergriff und ihn einlud, mit ihm voran in den Speiſeſaal zu treten. Wir ſtimmen heut nicht mit der rechten Seite, und Graf Mirabeau ſtimmt nicht mit der linken Seite. Iſt das nicht gegenſeitiges Leidweſen genug?

Man ſetzte ſich jetzt um die Tafel, die heut nur einem kleinen auserwählten Kreiſe dienen ſollte, aber doch den Ruhm der parlamentariſchen Diners, die man bei dem Grafen de la Marck einnahm, nichts vergeben zu wollen ſchien. Zu den Gäſten gehörten außer dem Herzog von Lauzun der Herzog von Arenberg, der ältere Bruder des Grafen de la Marck, dann der Graf d'Escars, einer der Ehren-Cavaliere des Grafen Artois, der Generallieutenant Graf von Grammont, der Marquis Foucault de Lardimalie, der Prinz von Poix und einige andere, derſelben ariſtokratiſchen Farbe angehörige Mitglieder der Nationalverſammlung.

Ich erwartete noch den Abbé Siéyes, ſagte der Graf de la Marck, auf einen leeren Platz deutend. Er wollte ebenfalls nicht in die heutige Sitzung gehen. Nun hat ihn der Pflichteifer des dritten Standes doch wohl auf ſeine Bank hingetrieben. Oder er kommt ſpäter, um uns etwas Geiſtreiches und Treffendes vorzuſchweigen. Denn bei dieſem Manne macht ſchon die Art ſeines Schweigens einen Eindruck, der jedes Geſpräch beflügelt und beherrſcht, ohne daß man zu ſagen weiß wie.

Ich weiß Jemand, der ſehr unglücklich ſein wird, daß Graf Mirabeau heut nicht in der Nationalverſammlung erſcheint, ſagte der immer zu heitern Neckereien aufgelegte Herzog von Lauzun. Es iſt die ſchwarze Dame, die niemals auf der Zuhörer-Tribüne fehlt, und wenn Graf Mirabeau die Donnerkeile ſeiner Beredtſamkeit abſchickt, dazu mit ihren ſchönen Augen blitzt, daß es davon faſt durch den ganzen Saal leuchtet. Wer in aller Welt mag dieſe intereſſante Dame ſein, Graf Mirabeau? Geſtern traf ich ſie ſogar in dem Magazin des Architekten Palloy, der alle die ſchönen Sachen aus den Steinen der zertrümmerten Baſtille angefertigt hat.*) Sie kaufte ſich dort einen Mirabeau, wie er jetzt aus dem grauen ehrwürdigen Baſtille-Stein ſo vortrefflich geformt wird. —

---

*) Condorcet Mémoires II. 74.

Dieſe ſchwarze Dame, meine Herren, iſt meine Frau, die Gräfin Mirabeau, von der ich getrennt bin, erwiederte Mirabeau mit einem ruhigen Ausdruck. Ich glaube nicht, daß ſie meinetwegen die Nationalverſammlung ſo eifrig beſucht. Sie hatte immer Intereſſe für die Politik des Tages.

Nein, nein, entgegnete der Herzog von Lauzun lebhaft, man kauft ſich keinen Mann aus Baſtille-Steinen, wenn man nicht für ihn ſchwärmt. Außerdem ſind dieſe Sachen fürchterlich theuer. Denn die Revolution, meine Herren, verwerthet ihre Zerſtörung bereits zu ſehr hohen Preiſen. Obwohl ich ein alter Sünder von Ariſtokrat bin, wollte ich doch auch ſo ein Kunſtwerkchen aus dem Stein der Tyrannen-Veſte, wie man es jetzt nennt, beſitzen. Mit einem Voltaire glaubte ich den Reſpect vor meinen Ahnen, der mir nun einmal in den Gliedern liegt, noch am beſten vereinigen zu können, und kaufte mir daher den alten drolligen Schäker, aus deſſen berühmtem Giftzahn auch noch alles heutige Gift herfließt. Aber man denke, dreihundert Livres mußte ich für den

Verfaſſer des Candide bezahlen, obwohl das Material natürlich keinen Sous werth iſt.

Keinen Sous? fragte Mirabeau lächelnd. Es dürfte Frankreich um Vieles theurer zu ſtehen kommen. Ich habe mir einen Rouſſeau aus dieſem Revolutions-Material erſtanden, und ihn vor mir auf meinem Pult im Sitzungsſaal neben meinem Tintenfaß aufgeſtellt. Merkwürdig iſt, daß die Neckers keinen ſonderlichen Abſatz finden ſollen. Denn obwohl das Volk dem wiederberufenen Miniſter den exaltirteſten Triumph-Empfang bereitete, ſo iſt man doch plötzlich auf eine faſt wunderbare Weiſe gegen ihn abgekühlt. Man fühlt, daß die Revolution ſchon über Necker hinaus iſt, und die Bewegung wird ihn bald penſioniren, da er ihr nichts mehr zu nützen vermag. Immerhin aber hat man noch aus Baſtille-Steinen ſeine Büſte gefertigt.

Heut ſtürmt man bereits eine andere Baſtille, meine Herren, nämlich die der Feudalität, nahm der Marquis Foucault de Lardimalie mit einer gewiſſen melancholiſchen Feierlichkeit das Wort. Ich meine aber, daß man die Feudalrechte, auf welche die ganze Monarchie ihre Sicherheit ſtützt, nicht ſo leicht wird ſchleifen und abtragen können, als es mit der Veſte in der Rue Saint-Antoine gelungen iſt. Die Feudalrechte ſind der eigentliche Knochenbau des Staatskörpers, denn ohne Leibeigenſchaft, ohne Grundrenten und Zehnten, ohne Herrengerichte und Jagdrechte, ohne Steuer-Exemtionen und Gerichtsſporteln, ohne Gemeinde- und Provinzialprivilegien, kann die Monarchie keinen geſunden Athemzug mehr thun. Und das Alles, woran Jahrhunderte gebaut und ſich erhalten, denken dieſe Herren im Saal des Menus in einer einzigen Nacht über den Haufen zu rennen und vom Erdboden zu vertilgen? Ein Edelmann, der zu einem ſo hirnloſen Frevel ſeine Hand bietet, verdient als Tempelſchänder gebrandmarkt zu werden!

Und doch ſind es zwei Edelleute, welche die parlamentariſche Orgie dieſer Nacht angeſtiftet haben, ſagte Mirabeau. Nicht etwa die linke Seite iſt es, von der dieſe Anträge ausgegangen, ſondern Eure rechte Seite, meine Herren, hat dieſes Wüthen und Toben gegen das eigene Fleiſch und Blut hervorgerufen. Faſt möchte ich es bedauern, daß die Scheidung der Nationalverſammlung in eine linke und rechte Seite jetzt eingetreten. Dadurch hat der dämoniſche Wirrwarr in der Verſammlung begonnen, denn es giebt ebenſo gut Demokraten auf der rechten Seite, als es Ariſtokraten auf der linken Seite giebt. In der abgeſchnittenen Ellipſe, in der wir jetzt tagen, treibt der Teufel wahrhaft ſein Spiel. Der Vicomte von Noailles und der Herzog von Aiguillon, von denen dieſe Anträge auf Abſchaffung der Feudallaſten zuerſt ausgingen, ſitzen beide auf der rechten Seite, während ich und Siéyes, die wir den Nationalkörper nicht auf Einmal auseinanderſetzen und in allen ſeinen organiſchen Einrichtungen umwerfen wollen, unſer heimathliches Standquartier auf der linken Seite behaupten.

Der eigentliche Feueranleger iſt doch der Vicomte von Noailles, nahm der Graf de la Marck wieder in ſeiner feinen, lächelnden Manier das Wort. Er iſt ein junger leichtfertiger Lieutenant, der nichts beſitzt und nichts zu verlieren hat, und den der Durſt nach Popularität noch mehr reizte, als die feinen Weine an der Tafel des Herzogs von Aiguillon, deſſen luſtiger Geſellſchafter er ſtets war. Der Herzog von Aiguillon iſt allerdings der reichſte Feudalherr der franzöſiſchen Monarchie, und er opfert bedeutend an Rechten und Einkünften, wenn der ſogenannte Altar des Vaterlandes dieſe Opfer verſchlingen ſollte. Aber Noailles iſt der eigentliche Mondſüchtige, der den Adel hinter ſich her auf die Dächer ſeiner Schlöſſer locken möchte, um ſich mit ihm hinunterzuſtürzen.

Dieſer Noailles iſt der Schwager des Marquis von Lafayette, ſagte der Prinz Poix. Und dies Beiſpiel hat ihn verführt, um Volksgunſt und um einen Namen auf der Straße zu buhlen. Er wird ſeine leeren Taſchen dadurch nicht füllen, der arme Teufel von Vicomte. Und auch das köſtliche Jagdrecht, welches das wahre Heiligthum der Ariſtokratie iſt, glauben dieſe Narren uns aus den Händen reißen zu können. Wenn der Edelmann den Rehbock nicht mehr ſchießen kann, wo ihn ſeine gute Büchſe trifft, dann iſt es mit den ritterlichen Tugenden des Adels vorbei, und die noblen Paſſionen haben ein Loch bekommen, durch welches die ganze Sündfluth des Pöbels ſich in die Geſellſchaft hinein ergießen muß. Ein Rehbock, der einem Edelmann durchgeht, kann auf dieſe Weiſe welthiſtoriſches Unglück anrichten, während das Unglück bei weitem nicht ſo groß iſt, wenn die ſchöne Jagd einmal durch die Saaten des Bauern pirſcht. Es werden dann höchſtens ſo und ſo viel Pfunde Brot weniger gebacken, und der Pöbel ißt ſich nicht ſo ſatt, wodurch er zugänglicher bleibt für die Gefühle des Gehorſams und der Treue. Man glaube nur nicht, daß der Hunger es iſt, welcher die Revolution macht. Die ſatte Canaille iſt bei weitem gefährlicher, als die hungernde. Wenn das Volk ſatt iſt, will es auch tanzen; wenn man es tanzen läßt, will es ſich auch bekränzen und Kronen austheilen.

Man lachte über die boshafte Drolligkeit, mit welcher der Capitaine der Gardes-du-Corps und Gouverneur von Verſailles dieſe Paradoxen vortrug, indem er dabei zugleich der Beſchäftigung mit einem duftigen Capaun, den er ſoeben zerlegte, mit nicht geringerer Angelegentlichkeit zugewandt blieb.

Eigentlich ſollte man nicht lachen, denn die Sache fordert zu einer ſehr ernſten Erwägung auf, ſagte der Graf d'Escars. Noch kurz vor der Abreiſe des Grafen Artois hatte ich mit Seiner Königlichen Hoheit ein wahrhaft philoſophiſches Geſpräch über dieſen Gegenſtand. Wir kamen überein, daß es nicht ein Kampf um Rechte und Prinzipien iſt, der jetzt in Frankreich und vielleicht bald in der ganzen Welt entbrennt. Nein, meine Herren, ein Racenkampf iſt es, der unter uns auszubrechen droht, es ſind zwei verſchiedene Völker, die ſich aufeinanderſtürzen wollen, um ſich die Herrſchaft ſtreitig zu machen. Sind wir denn nicht eine ganz andere Menſchenrace, wie die Leute des Volkes? Wir haben andere Geſichter, andere Riechwerkzeuge, andere Hände, andere Füße. Der Schnitt unſerer ganzen Geſtalt iſt ein anderer, und wir ſollten nicht andere Anſprüche, andere Rechte haben?

Es kommt Alles auf das Blut an, ſagte Graf Grammont, der eine ſehr feine, etwas ſentimental flüſternde Stimme hatte. Daß der Adel andere Beſtandtheile in ſeinem Blute hat als das Volk, daß das Blut des Marquis und Grafen eine höhere Röthe hat als das des Bürgers, daß es wärmer iſt und einen beſſern Eiweißſtoff in ſich trägt, als bei dem Bauern und Taglöhner, darüber würde gewiß die chemiſche Analyſe eine ſichere Auskunft bieten können. Wie aber Alles aus dem Blute ſtammt, ſo müſſen auch die Privilegien einer beſſer organiſirten Klaſſe daraus hergeleitet werden. Wer aber Fiſchblut in ſich trägt, kann nicht wie ein Löwe behandelt werden. Daraus begreift ſich, warum die Leibeigenſchaft ebenfalls ein Geſetz der Natur iſt, das reſpectirt werden muß! —

Meine Herren, nahm Mirabeau das Wort, wir dürfen keine zu weit greifenden Folgerungen aus Vorzügen entnehmen, die wir der Geburt verdanken. Ich geſtehe, daß es mir allerdings nicht gleichgültig iſt, als Graf oder als Tagelöhner geboren zu ſein. Der Adel iſt ein Ehrennamen, auf den man etwas halten muß, und ich bin der Meinung, daß wir ihn in der

Geſellſchaft feſthalten, aber auch jeden Augenblick von Neuem verdienen müſſen. Wir müſſen ihn immer wieder an dem Volke verdienen, deſſen natürliche Beſchützer und Anführer wir ſind. Unſer Adel wird um ſo glänzender ſein, wenn wir dem Volke eine natürliche Freiheit begründen helfen. Aber Edelleute werden und wollen wir bleiben, meine Herren, das verſteht ſich!

Dieſe Anſicht trägt eben ſo viel Weisheit als Gemüthlichkeit in ſich, ſagte der Graf de la Marck. In der That, man könnte ſich freuen über dieſe Aufgabe, welche der Graf von Mirabeau dem Adel vorzeichnen will. Aber es würde doch gefährlich für uns ſein, dem Volke die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Wir würden uns nicht nur die Finger dabei verbrennen, ſondern wir würden auch bald bloß das Zuſehen haben, wie es dem Volke ſchmeckt, und wir ſelbſt würden nichts davon in den Magen bekommen!

Man kennt Eure wohlmeinenden Anſichten, Graf Mirabeau, ſagte der Prinz Poix, aber Ihr habt Euch dadurch bereits den allerübelſten Verdächtigungen ausgeſetzt. Man macht Euch ſogar zum Anſtifter der Schloßbrände, die jetzt überall in den Provinzen auflodern, und mit blutiger Flammenſchrift die Arabesken zu den heutigen Beſchlüſſen der Nationalverſammlung zeichnen. Wenn die empörten Bauern aller Orten in Frankreich aufſtehen, und ſich unter Gräueln jeder Art gegen ihre Grundherren auflehnen, wenn ſie plündern und morden und mit den Schlöſſern zugleich die Schriften verbrennen, durch welche ſie zu Leiſtungen und Dienſten verpflichtet waren, ſo will man Euere im Geheimen leitende Hand dabei erkennen, Graf Mirabeau! Ihr möget dies Geſchwätz, das Euch umziſcht, verachten, aber Ihr ſeht daraus, wie gefährlich es iſt, für den Anführer des Volks zu gelten. Die Canaille veredelt ſich nicht, wenn ein Graf ſie anführt, und es kommt höchſt ein encanaillirter Graf dabei heraus.

Ihr ſeid witzig, Prinz, entgegnete Mirabeau ernſt, aber Ihr werdet vielleicht bald einſehn, daß mit dieſen Dingen nicht zu ſpaßen iſt. Daß ich kein Mordbrenner bin, traut Ihr mir ſchon zu, und Ihr ſeht auch, daß ich lieber mit Euch hier dinire, als daß ich in der Nationalverſammlung die gutsherrlichen Rechte und das feudale Eigenthum umſtürzen helfe. Denn ich bin der Meinung, daß die Verhältniſſe des Eigenthums, wo ſie drückend und unmenſchlich belaſtend ſind, nur durch eine freie Staatsverfaſſung umgeſtaltet werden können, daß aber, ſo lange die Verfaſſung noch nicht fertig iſt, mit einem Theater-

Coup, der alles Eigenthum plötzlich von der Erde wegbläſt, nicht vorangegangen werden darf. Aber zu einigen Opfern werden Sie ſich, wenn die Zeit gekommen iſt, ſchon entſchließen müſſen, meine Herren! Der Prinz von Poix hat einen ſo ſchlanken vornehmen Hals, und es wäre doch Schade, wenn dieſer Hals noch einſt die Bekanntſchaft eines Laternenpfahls machen müßte!

Das wäre um ſo unangenehmer, da ich am Halſe ſehr kitzelig bin! lachte der Prinz von Poix, indem er ſich den erwähnten Körpertheil mit beiden Händen rieb.

Man ſuchte dem Geſpräch jetzt von allen Seiten eine ſcherzhafte Wendung zu geben, und unter dieſen Bemühungen, die theilweiſe gelangen, näherte man ſich der Mitternachtsſtunde, die den Schluß des Diners herbeiführen ſollte.

Plötzlich wurde die Thür des Salons mit einiger Haſt geöffnet, und der Abbé Sièyes, den man bisher vergeblich erwartet hatte, trat in einer ſichtlichen Aufregung, die ſeiner ſonſt ſo gehaltenen und ſtreng gemeſſenen Perſönlichkeit das wunderbarſte Ausſehn gab, herein. Er lehnte es ab, den ihm vorbehalten gebliebenen Platz an der Tafel einzunehmen, und bat um die Erlaubniß, ſich in einem Eck-Divan des Salons niederlaſſen zu dürfen.

Verzeihung, daß ich noch ſo ſpät erſcheine, ſagte Abbé Siéyes, zu dem Grafen de la Marck gewendet. Aber ich war auf der Zuſchauer-Tribüne der Nationalverſammlung zugegen, denn ich wollte der Schlacht wenigſtens einen Augenblick zuſehn, wenn ich auch keine Rolle darin übernehmen konnte oder mochte. Die Gewalt dieſes Anblicks lähmte mich aber ſo, daß ich mich zur rechten Zeit nicht mehr aufraffen konnte, um Ihrer Einladung zu entſprechen. Jetzt endlich habe ich mich, ein Verwundeter ohne mitgekämpft zu haben, aus dieſem wahrhaft infernaliſchen Schlachtgewühl fortgeſchlichen. Das Niederſäbeln der Eigenthumsprincipien dauert noch immer fort. Blos durch Zujauchzen, durch jubelndes Schreien und Lärmen wird ein Decret nach dem andern angenommen. Es iſt eine Pulvermine, um das große Rechtsgebäude von Jahrhunderten in die Luft zu ſprengen.

Die Geſellſchaft erhob ſich jetzt von ihren Plätzen, und man umdrängte den ermattet zurückſinkenden Abbé, indem man ihn mit Fragen beſtürmte, und ihn aufforderte, über die bisherigen Vorgänge in der Sitzung Bericht zu erſtatten. Der Abbé Siéyes konnte aber dieſem Anſinnen nur ſehr unvollkommen genügen, da ihn Mißſtimmung und Aerger über das Vorgefallene im höchſten Grade zu beherrſchen ſchienen.

Ueber gewiſſe Dinge hätte man ſich faſt rühren laſſen können, bemerkte er mit einem weicheren Ton, als ihm ſonſt eigen war. Denn es war merkwürdig mit anzuſehn, wie Einer den Andern fortriß, um wohlbegründete Eigenthumsrechte aufzuopfern und ſich opferſüchtig und großmüthig, Einer auf des Andern Koſten, zu erweiſen. Es war ein ſentimentales Anſteckungsfieber der Herzen, das im Saale wüthete, und es mag ſchwer geweſen ſein, ſich dieſer Anſteckung zu entziehen, wenn man mitten unter den Ergriffenen verweilte. Nachdem mit unſäglicher Eile, und wie in den raſchen Wirbeln eines Contretanzes, die Abſchaffung der Feudalrechte, die Abſchaffung des Zehnten, die Abſchaffung aller Privilegien der Provinzen, decretirt worden, ſanken ſich viele Abgeordnete vor Freuden in die Arme und weinten laute Thränen, die einen Augenblick lang den Sitzungsſaal durchhallten. Auf den Flügeln dieſes wahrhaft raſenden Enthuſiasmus trug man immer neue Privilegien herbei, die man für unerträgliche Laſten des Volkes erklärte, und wozu man nur einen Moment gebrauchte, um ihnen den tödtlichen Schlag auf's Haupt zu verſetzen. Wenn der eine Opferſtier hingeſunken war, ſtand ſchon der andere wieder an der Schlachtbank. So wird es nun fortgehen bis zum Anbruch des Morgens, und am Morgen wird vielleicht ſchon der Katzenjammer über das eintreten, was man in dieſer Nacht gethan hat!

Man begreift, daß die Abſchaffung des Zehnten dem Herrn Abbé wohl beſonders empfindlich geweſen ſein mag, ſagte der Prinz von Poix mit einer lächelnden Grimaſſe. Aber der Graf Sièyes iſt ja der Befreier des dritten Standes, und für dies Glück kann man ſchon einige Opfer an ſeinem Geldbeutel bringen!

Glaubt Ihr, daß es das elende Geldintereſſe iſt, welches mich hier zum Gegner macht? rief Sièyes, indem er mit Heftigkeit aufſtand, und ſich mitten in die Gruppe der Debattirenden ſtellte. Nein, meine Herren, es iſt mein Haß gegen die grundherrlichen Eigenthümer von Profeſſion, der mich die Abſchaffung des Zehnten als eine Ungerechtigkeit verwünſchen läßt! Denn den Zehnten ohne Entſchädigung aufzuheben, heißt nur den Clerus ſeines Eigenthums berauben, um damit die Grundbeſitzer zu bereichern. denen man jetzt plötzlich mit einem Zehntheil ein freiwilliges Geſchenk machen will, während ihnen bei der Erwerbung ihres Gutes der Zehnte nicht mitangerechnet geweſen. Was hat das mit dem dritten Stande zu ſchaffen? Ein politiſcher Tarantelſtich iſt es, der dieſe Leute treibt. Ach, ſie wollen frei ſein, und wiſſen nicht einmal gerecht zu ſein! *)

Man glaube mir, dieſe ganze Nachtſitzung der Nationalverſammlung iſt nichts als eine Intrigue des Herzogs von Orléans! rief jetzt Mirabeau mit ſeiner gewaltigen Stimme dazwiſchen. Die Herren von Noailles und von Aiguillon haben in dieſer Woche, wie ich zuverläſſig weiß, faſt alle Tage bei dem Herzog dinirt, und der ganze Plan iſt an ſeiner leckeren Tafel geſchmiedet worden. Es iſt dies für mich ein Hauptgrund geweſen, von dieſer zweideutigen Debatte mich fern zu halten. Dem Herzog iſt ſeine Abſicht mißglückt, ſich zum General-Lieutenant des Königreichs und zum Thronfolger ausrufen zu laſſen, weil der Monarch am 17. Juli zur rechten Zeit nach Paris zu kommen wußte und ſich dem Volke ver-

---

*) „Ils veulent être libres, et ils ne savent pas être justes.“ Mit dieſen Worten ſchloß Siéyes ſeine Rede gegen die Abſchaffung des Zehnten, mit welcher er ſich bei der Specialberathung über die Decrete des 4 Auguſt (freilich ungehört) vernehmen ließ. Vgl. Dumont Souvenirs p. 147.

trauensvoll in die Arme legte. Nun operirt er mit der Abſchaffung der Adelsprivilegien, um ein endloſes Chaos hervorzurufen und im Trüben für ſeine Krone zu fiſchen. Man wird das Volk bald auf eine noch deutlichere Weiſe vor dieſem Fiſcher warnen müſſen.

Der Graf de la Marck drückte jetzt plötzlich einige Aengſtlichkeit aus, und bat Mirabeau leiſe, darauf Rückſicht zu nehmen, daß der Herzog jeden Augenblick in den Salon treten könne, da er zugeſagt, nach Beendigung der Sitzung bei ihnen einzutreffen. Der Graf fügte hinzu, daß der Herzog dabei vornehmlich die Abſicht habe, den Grafen Mirabeau anzutreffen, deſſen nähere Bekanntſchaft er ſchon ſeit längerer Zeit eifrig geſucht, ohne ſie, wie er gewünſcht, erhalten zu können.

Mirabeau verbeugte ſich, und warf dem Grafen einen verwundert fragenden Blick zu, dem dieſer auswich. Der Abbe Sièyes hatte ſich wieder entfernt und ihm folgten, da der Schluß des über Mitternacht hinaus verlängerten Diners jetzt entſchieden ausgeſprochen war, bald auch die übrigen Gäſte, ſodaß Mirabeau mit dem Grafen de la Marck allein zurückblieb. Es ſchien dies Beiden eine willkommene Gelegenheit zu ſein, ſich ungeſtört über Manches ausſprechen zu können, was ihnen auf dem Herzen lag, und wodurch ſich eigentlich der ſeit Kurzem zwiſchen ihnen entſtandene Verkehr näher geknüpft hatte.

Der Graf de la Marck war eine der wohlwollendſten und hingebungsvollſten Perſönlichkeiten, der, obwohl er der aufrichtigſte und thätigſte Freund des königlichen Hauſes war, es doch zugleich liebte, mit Männern aller Parteien Umgang zu ſuchen und namentlich auch die einflußreichſten Stimmführer der linken Seite, denen er in der Nationalverſammlung gerade gegenüber ſaß, wenigſtens geſellſchaftlich an ſich heranzuziehn. Er bewies dabei eine feine Geſchicklichkeit und Gewandtheit, die um ſo mehr wirkte, als ſie zugleich aus dem Herzen zu kommen ſchien, obwohl es auch nicht fehlen konnte, daß man ihm dabei die Berechnung unterlegte, für das royaliſtiſche Parteilager Anhänger und Ueberläufer gewinnen zu wollen.

Es wurde jetzt auch die Bedienung beurlaubt, um allein bleiben zu können. Der Graf de la Marck hatte ſich in eine vertrauliche Nähe zu Mirabeau geſetzt, der, wie es ſchien, ihm in einer großen Erwartung gegenüber ſaß, und gewiſſen Eröffnungen, auf die er harrte, geſpannt entgegenſah.

Mein lieber Graf, ſagte La Marck nach einer Pauſe, wir müſſen nun auch von der Sache reden, lie, Sie dürfen es verſichert ſein, mir noch bei weitem mehr am Herzen liegt, wie Ihnen. Ich habe, wie wie ich Ihnen ſchon mittheilte, der Königin durch die Gräfin d'Oſſun eine Andeutung machen laſſen. Die Gräfin hat der Königin in meinem Namen ſagen müſſen, daß meine Verbindungen mit dem Grafen Mirabeau, über welche ſich eigenthümliche Gerüchte verbreiten wollen, durchaus nicht mißtrauiſch machen dürften gegen meine Hingebung für die Königliche Sache. Denn ich hätte dabei nur zweierlei im Auge, einmal durch meine Freundſchaft mit dem Grafen Mirabeau ſeine revolutionairen Ausartungen zu zügeln, und dann dies größte Talent der Nationalverſammlung dem König und dem Königthum nützlich zu machen, wofür die größten Neigungen in der Geſinnung des Grafen Mirabeau lägen. Denn auch die Miniſter würden bald genöthigt ſein, ſich mit dem Grafen Mirabeau einzuverſtehn, wenn ſie ſich länger am Ruder behaupten wollten.

Vortrefflich eingeleitet, mein theuerſter Freund! rief Mirabeau lebhaft. Und was hat die Königin darauf erwiedert?

Die Antwort der Königin war einſtweilen noch ſehr ungünſtig, erwiederte der Graf de la Marck mit einer ſchonenden Betonung. Die Königin antwortete, ſie habe es gewußt, daß meine Verbindungen mit dem Grafen Mirabeau nur den beſten Sinn in ſich trügen, aber ſie glaube nicht, daß ich jemals Etwas über Mirabeau vermögen würde. Auch ſei ſie nicht meiner Meinung, daß die Miniſter des Königs je nöthig haben würden, die Unterſtützung Mirabeau's zu ſuchen. Ich meine, hatte die Königin wörtlich hinzugefügt, wir werden niemals ſo unglücklich werden, daß wir in die äußerſte und peinlichſte Nothwendigket verſetzt werden könnten, zu Mirabeau unſere Zuflucht zu nehmen. *)

Mirabeau ſchwieg betroffen ſtill, nachdem ihm dieſe Eröffnung gemacht worden.

Sollte die Königin von einer unüberwindlichen Abneigung gegen mich erfüllt ſein? ſagte er dann leiſe. Mir lag daran, die Königin wiſſen zu laſſen, daß ſie einen tief ergebenen Freund in der Nationalverſammlung hat, auf den ſie zählen könne. Darum bat ich Euch, dies bei Gelegenheit in ihr Ohr klingen zu laſſen. Ich bin ein aufrichtiger Freund des Königthums geworden, ich habe es Euch oft genug vertraut. Denn ich ſehe keine andere Möglichkeit mehr, als der Freiheit ihre feſte Wurzel in dem Königthum

---

*) Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck I. 107.

zu geben und die Intereſſen von Volk und Thron in einer unauflöslichen Gemeinſchaft aneinander zu ketten. Aber ich würde dieſen Weg ruhig für mich verfolgt haben, ohne mich je perſönlich um den Hof zu kümmern, wenn mich nicht ein ſchmerzbewegtes Antlitz, das von dem Diadem keinen Strahl der Freude mehr empfängt, Tag und Nacht gemahnt und mir wunderbar vor der Seele geſtanden hätte. Kein anderer Drang war es, der mich neulich trieb, als ich Euch um eine Art von Vermittelung anging und gern durch Euch im Schloſſe angedeutet ſehen wollte, daß man dort eher einen Freund als einen Gegner in mir ſehen möchte! Iſt die Königin aber nicht feinhörig genug, ſo bleibt Alles beim Alten.

Wir müſſen vor allen Dingen einige Geduld haben, entgegnete La Marck in ſeiner ruhigen Freundlichkeit. Der König und die Königin werden bald von dem wärmſten Dank gegen Euch erfüllt ſein. Denn nur Euerer titaniſchen Kraft, die mit der Beſonnenheit des Weiſen ſich verbindet, kann es möglich werden, die Freiheitsideen der Zeit in einer monarchiſchen Richtung zu entwickeln und abzuſchließen. Darauf beruht das ganze Geheimniß des Jahrhunderts, das Ihr, wie kein Anderer, zu löſen berufen ſeid. Niemals würde ich mir erlaubt haben, Euch nur ein kleines Wort darüber anzudeuten, wenn ich nicht geſehen hätte, wie alle Euere herrlichen Kräfte von ſelbſt dahin neigen, unſer Helfer zu werden. Die Königin iſt verſchüchtert und mißtrauiſch geworden, aber ſie wird ihr Herz öffnen, glaubt es mir, ſobald Euer Wirken für die Monarchie klar geworden ſein wird, wie die Sonne. Der Hof wird Euch ſeine Rettung ſchuldig ſein, und Euch dann ſeine Dankbarkeit nicht fehlen laſſen.

Was verlange ich denn für Dankbarkeit? rief Mirabeau, auffahrend. Ihr wißt ſelbſt, daß ich auf der Tribüne nur ſpreche, wie mir gerade um's Herz iſt, und daß ich in anderer Weiſe gar kein Wort hervorzubringen vermöchte. Wenn ich nach Vortheilen trachtete, ſo würde ich mir niemals Mühe gegeben haben, die Schwierigkeiten, welche zwiſchen mir und dem Hofe zu beſtehen ſcheinen, zu überwinden. Ich würde die Vortheile von dem Herzog von Orléans angenommen haben, der ſie mir faſt tagtäglich hat anbieten laſſen. Ich brauchte dann den Karren nur ſo weit in den revolutionairen Schmutz treiben zu helfen, daß nichts Anderes mehr übrig bleibt, als auch einen König des Schmutzes zu ernennen und den Herzog von Orléans zum Regenten Frankreichs auszurufen. Aber die Wechſel des Herzogs von

Orléans, die mir faſt ſchon in die Taſche geſteckt wurden, gefielen mir nicht, obwohl mich meine Schulden und meine Bedürfniſſe auf eine fürchterliche Weiſe drängen. Davon wißt Ihr das beſte Liedchen zu ſingen, lieber Graf denn die Windroſe meiner abſcheulichen Geldverlegenheiten zeigte in letzter Zeit oft genug nach dem freundlichen und gaſtlichen Himmelſtrich Euerer Börſe hin.

Mein theuerſter Graf Mirabeau, mein lieber Freund, rief Graf de la Marck mit der ihm eigenen beeiferten Freundſeligkeit, indem er Mirabeau's Hände unaufhörlich ſchüttelte. Solche kleinen Dienſte iſt man ſich unbedingt ſchuldig, ſowie auf einem Spazierritt wohl Einer dem Andern den Steigbügel hält, oder ihm den Staub von ſeiner Schulter abklopft.

Welch eine Wolke, groß genug die ganze Nationalverſammlung darin einzuwickeln, würde auffliegen, wenn man mir einmal den Staub meiner ſämmtlichen Schulden vom Leibe klopfen wollte, ſagte Mirabeau mit einem tragikomiſchen Seufzer. Aber ich werde Euere Liebenswürdigkeit gegen mich nie vergeſſen, denn die feine Art, in der Ihr mich verpflichtet habt, iſt es gerade, die Euer Verdienſt um mich ausmacht. Denn die letzte Rolle von funfzig Louis habe ich noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, Euch wieder zu erſtatten, und ſehe in dieſem Augenblick noch nicht ab, wann dies wird geſchehen können.

Ihr wollt mich beſchämen und erröthen machen, Graf Mirabeau, ſagte La Marck, ihm einen Kußfinger zuwerfend. Verzeiht nur, daß ich das letzte Mal ſo ſchlecht bei Kaſſe war, und nur dieſe kleine Rolle noch zu meiner Verfügung hatte. Die Auseinanderſetzungen hinſichtlich der Erbſchaft Eures Vaters, des Herrn Marquis von Mirabeau, werden Euch gewiß noch große Schwierigkeiten bereiten, und ich fürchte, es wird noch einige Zeit hingehen, ehe Ihr in den Beſitz Eures Vermögens gelangen werdet. Ihr habt wahrlich genug durch Euere Familien-Angelegenheiten gelitten, und was wäre die Freundſchaft, wenn ſie nicht das Recht haben ſollte, gegen die Ungerechtigkeit des Schickſals eine kleine Abwehr bieten zu dürfen?

Meine Familien-Angelegenheiten verwickeln ſich allerdings von Neuem, verſetzte Mirabeau. Mein Vater hat mir ein Vermögen von 50,000 Livres Rente, aber auf die Güter der Familie begründet, hinterlaſſen, und dadurch iſt mir ein Wirrſal von Theilungsſtreitigkeiten mit den Brüdern und Schweſtern entſtanden. Man hat ſogar einen Prozeß deshalb mit mir angefangen. Inzwiſchen bleibe ich ohne Geld, obwohl ich bei manchen Leuten für einen durch das ſchönſte Beſtechungsgeld bereicherten Mann gelte.*) Aber in meinen Taſchen herrſcht die Tugend eines Mönches, der keine irdiſchen Glücksgüter beſitzen darf. Ich ſchäme mich nicht, denn es gehört eine Oppoſitionskraft gegen das Schickſal dazu, es auszuſprechen, daß es mir jeden Tag an Geld fehlt, und ich oft nicht ſo viel habe, um nur meinen Bedienten bezahlen zu können. Denn die Abgeordneten-Diäten, welche einfließen, erinnern nur auf eine ſchmerzlich trübe Weiſe daran, daß es ein Ding auf Erden giebt, welches man Geld nennt.

Ich glaube, ich habe da eben einen recht geſcheidten Einfall, ſagte Graf de la Marck, indem er lächelnd den Zeigefinger an die Naſe legte und ſich ein nachſinnendes Anſehen gab. Es wird dabei aber zuerſt ein Verſprechen von Ihrer Seite abzulegen ſein, Herr Graf. Sie haben die Güte, mir zu verſprechen, daß Sie in allen Dingen, welche wie Geldverlegenheiten ausſehen, ſich nur an mich, und an keine andere Perſon, adreſſiren wollen. Dann würde es mir zum größten Vergnügen gereichen, Ihnen monatlich funfzig Louisd'or leihen zu dürfen. Sie gewähren mir dadurch die Erleichterung, daß ich mich regelmäßig darauf einrichten kann, und mit den Abgeordneten-Diäten zuſammen, würde dies vielleicht einſtweilen für das Laufende ausreichen. Was die Schulden anbetrifft, ſo würde ich Ihnen dann rathen, die Liquidation bis zu dem Augenblicke zu verſchieben, wo Sie in das Vermögen Ihres Herrn Vaters werden eintreten können, das ein genügendes Sicherheits-Pfand für Ihre Gläubiger ſein wird. Werden Sie mir den Egoismus geſtatten, Ihnen auf dieſe Weiſe gefällig ſein zu dürfen? *)

---

*) Correspondance entre Mirabeau et La Marck I. 95.

Ich ſehe, Sie ſind ein Freund, wie es wenige giebt, ſagte Mirabeau, ihm mit einen raſchen kräftigen Druck die Hand ſchüttelnd. Ich nehme Ihr Anerbieten an, und mache mich dadurch zum Leibeigenen Ihrer Freundſchaft.

Die Leibeigenſchaft würde doch am Ende zu Dem gehören, mit deſſen Abſchaffung ich am meiſten einverſtanden bin, verſetzte La Marck, freudig lächelnd. Was aber auch in dieſer Nacht in der Nationalverſammlung beſchloſſen werden mag, wir wollen unſere Zwecke nur um ſo kräftiger zuſammen verfolgen. Stützen wir den König und die Monarchie, — meinetwegen auf der breiteſten Grundlage der Freiheiten.

---

*) La Marck I. 108.

Sollte ich auch, als alter eingefleiſchter Ariſtokrat, manche dieſer Grundlagen nicht lieben können, ſo würde ich ſie doch gern dulden, wenn ſich über ihnen feſt und ſicher das Königthum zu ſeiner heiligen Spitze emporwölben darf.

Dies Ziel können wir raſch und gewiß nur auf dem Wege einer organiſchen Verfaſſung erreichen, ſagte Mirabeau. Darum dränge ich mit aller Gewalt danach, eine Conſtitution für Frankreich zu Stande zu bringen. Und warum nicht eine engliſche Conſtitution? Ich finde in derſelben alle Garantieen für eine wahre, natur- und vernunftgemäße Freiheit. Das freie Gleichgewicht zwiſchen Volk und Thron, durch eine mächtige, in der Mitte ſtehende Ariſtokratie verbunden und aufrecht erhalten, was kann man mehr wünſchen, um den Staat zu eine menſchenwürdigen und menſchlich bewohnbaren Sphäre zu machen? Auch wir Ariſtokraten, denn in manchem Betracht gehöre ich doch auch zu unſerer Race, finden unſere volle Ehre bei einer ſolchen Geſtaltung der Dinge gewahrt. Nur ſehe ich noch nicht ein, wie wir mit unſer elenden Nationalverſammlung vorwärts kommen wollen. Bald buchſtabirt ſie, wie die Schulkinder, Monate lang an einer einzigen politiſchen Sylbe herum, bald zieht ſie ſich wieder philoſophiſche Siebenmeilenſtiefel an, und will mit einem einzigen Schritt ein Ziel erſteigen, zu welchem der Gang der Jahrtauſende noch nicht hat hingelangen können. So ſteht uns in den nächſten Tagen noch die Verhandlung über die Menſchenrechte bevor, zu deren Redaction man mich in das Comité gewählt hat.

Ja, die Menſchenrechte! ſagte Graf de la Marck, indem er nachſinnend den Kopf ſchüttelte. Dies iſt ja wohl eine amerikaniſche Erfindung, dieſe Menſchenrechte, die jetzt in einem beſonderen Codex verzeichnet werden ſollen. Ich muß geſtehen, daß ich bis zu dem Augenblick, wo man dieſen unſinnigen Antrag in die Nationalverſammlung warf, noch nicht gewußt hatte, daß man die Menſchenrechte regiſtriren kann, wie mein Wirthſchafts-Inſpector die Hammel auf meinen Gütern.

Es iſt auch das lächerlichſte Stück Arbeit, das nur gemacht werden kann! rief Mirabeau mit aufbrauſender Heftigkeit. Ich habe neulich mit meinen Genfer Freunden darüber eine Beſprechung gehabt, und ſelbſt dieſe radicalen Herren kommen überein, daß eine Erklärung der Menſchenrechte, die abgetrennt von einer politiſchen Verfaſſung abgegeben werden ſolle, nur ein kindiſches Spiel und eine wahre Affen-

Komödie werden könne.*) Ich werde mir Mühe geben, die Verſammlung zu bewegen, daß ſie ſich mit der Erklärung der Menſchenrechte erſt dann beſchäftigen ſolle, wenn die franzöſiſche Conſtitution vollendet iſt. Denn die Menſchenrechte können nur durch die Geſetze feſtgeſtellt werden, und es kann nur Menſchenrechte geben, wenn man Geſetze hat. Iſt es nicht eine abgeſchmackte Lüge, bloß einfach, und im Tone einer Straßen-Verordnung, zu erklären: „Die Menſchen ſind frei und gleich geboren!“ Nein, ſie ſind nicht frei und gleich geboren, ſondern ſie kommen in Abhängigkeiten und Verſchiedenheiten aller Art, die von ihrer Exiſtenz ſelbſt unzertrennlich geworden ſind, hervor! Der Unterſchied ihrer Verhältniſſe und Begabungen wirft ſie in unentrinnbare Feſſeln und zwingt den Beſten oft die Knechtsgeſtalt an. Oder iſt die Preßfreiheit etwa ein Menſchenrecht? Sie iſt bei weitem mehr als ein Menſchenrecht, denn das Menſchenrecht, welches man mitbringt, iſt ſehr wenig. Ein Menſchenrecht iſt es, daß ich eine Naſe habe, aber das Recht, meine Gedanken frei zu äußern, das Recht, Gott anzubeten, wie ich will und kann, dies werde ich mir nur in der geſetzlich geordneten Geſellſchaft erobern können, da es nur in dieſer ſeine Stelle und Bedeutung hat. Man mache daher erſt den Staat fertig als ein Product der Geſittung und Geſetzlichkeit, und dann möblire man ihn nach Herzensluſt mit allen Menſchenrechten aus, die nur irgend darin Platz haben werden. —

---

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 138.

La Marck drückte ihm mit dem innigſten Einverſtändniß die Hand und ſagte dann: Sie entzücken mich, lieber Graf! Möchte ich Sie mit dieſer hohen Mäßigung, mit dieſem geſetzlichen Feuer auch ſtets auf der Tribüne reden hören. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie auch in der Debatte ſelbſt dieſe herrliche Sprache führen wollen. Denn wenn Sie oben auf der Rednerbühne ſtehen, faßt Sie oft der Wirbel der revolutionären Leidenſchaft an, und die ſchwarzen Roſſe des Aufruhrs gehen dann 'auch mit Ihnen durch. Dies hat mir ſchon viel Schmerz gemacht, und erſt wenn ich Sie dann wieder in meinen Armen halte, erkenne ich, was Sie ſind und was Sie ſein könnten.

Es iſt wahr, entgegnete Mirabeau mit einem großen Ernſt, indem er den Grafen de la Marck umarmte, wenn ich oben ſtehe, und rede, fühle ich oft, wie die Schlangen der Revolution ſich um mein Haupt ringeln und mich an jedem einzelnen Haar zupfen und zerren. Dann möchte ich aus jeder einzelnen Phraſe, die mir entſtrömt, eine Flamme machen, um niederzubrennen, was nichts mehr taugt in der Welt, und es geſchieht mit vollſter Abſicht, wenn ich zu weit gehe und nach dem Aeußerſten greife. Auch kam es mir, ich muß es freimüthig geſtehen, bisher darauf an, die Gährung des Volkes zu unterhalten, denn wenn Alles wieder ſtill wird, halten ſich die Nachtvögel von neuem ſicher und beginnen ihren alten räuberiſchen Flug. Aber es wird nun bald nicht mehr nöthig ſein, aus ſeinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Ich will allen meinen Gegnern die Hand bieten, wenn ſie mit mir nichts als die freie und ſtarke Monarchie wollen!

Man wird Euere außerordentlichen Talente zu würdigen wiſſen, Graf Mirabeau! ſagte La Marck, ihn mit Thränen in den Augen umarmend. Und dann werdet Ihr eine Stellung in Frankreich haben, wie ſie mächtiger und ſchöner noch Keinem zuerkannt worden. Graf Mirabeau wird der nächſte Miniſter von Frankreich ſein, ſobald wir mit Necker fertig geworden. Bis jetzt ſeid Ihr noch dem Hofe verdächtig, woran einmal Euere ganze Vergangenheit Schuld iſt. Aber ich werde nie aufhören, die Augen der Königin auf Euch zu lenken. Bald wird ſie einſehen, daß es nur einen Helfer in der Noth giebt, und das iſt unſer Mirabeau!

Sie können ja die Königin jeden Augenblick vertraut ſprechen! rief Mirabeau jetzt mit dem lebhafteſten Feuer. Marie Antoinette hat eine wahre Freundſchaft für Sie, denn Ihr Vater, der Herzog von Arenberg, war ja oeſterreichiſcher Feldmarſchall! Die Königin wird ſich durch Sie leiten laſſen, wenn Sie nur nicht müde werden, ihr von mir zu ſprechen. Sagen Sie ihr, daß Mirabeau auf ſeinen Knieen die Gelegenheit herbeiſehnt, ihr dienen zu können. Es kommt blos darauf an, die Befehle der Königin zu vernehmen, und Mirabeau würde Steine karren, um den Tempel ihrer Wünſche bauen zu helfen!

Er ſprang bei dieſen Worten raſch auf und griff nach ſeinem Hut, um ſich zu beurlauben.

Verzeiht mir, wenn ich das Eintreffen des Herzogs von Orléans nicht abwarte, ſagte er. Zwiſchen mir und dem Herzog kann doch nie ein Bund geflochten werden, und es iſt beſſer, daß er mich lieber nicht näher kennen lernt. Es verbreiten ſich ſchon Gerüchte, daß ich zur Partei des Herzogs von Orléans gehörte. Ihr wißt am beſten, daß es nicht wahr iſt, aber ich muß Euch aufrichtig geſtehn, ich möchte den Herrn Herzog auch nicht einmal zu meinem Kammerdiener haben. *)

Der Graf de la Marck mußte herzlich über dieſe Aeußerung lachen, und entließ dann ſeinen Freund mit dem erneuerten Ausdruck ſeiner ihm zugewandten aufrichtigen Geſinnung.

---

*) Das bekannte Wort Mirabeau's über ſeine angeblichen Verbindungen mit dem Herzog von Orléans. La Marck I. 128.

II.

Madame Le Jay und das Veto.

Es war an einem ſchönen, klaren Septembertage, als Mirabeau ſich von Verſailles nach Paris begab, um dort eine Geſchäftsangelegenheit, die ihn ſeit einiger Zeit beunruhigte, perſönlich in Ordnung zu bringen. Er hatte in Gemeinſchaft mit ſeinen Genfer Freunden, namentlich mit Dumont und Duroveral, ſeit einiger Zeit ein Journal unternommen, welches unter dem Titel des Courrier de Provence in Paris gedruckt wurde, und ſehr geharniſchte und einflußreiche Artikel über die Tagespolitik und die Nationalverſammlung brachte. Dies Blatt kam aber durch die Schuld des Buchhändlers Le Jay, der mit dem Vertrieb deſſelben beauftragt war, ſo unregelmäßig heraus, daß es beſtändige Klagen der Abonnenten darüber gab, und man Mirabeau von allen Seiten beſtürmte, eine Veränderung darin zu treffen. Beſonders drangen Dumont und Duroverai unaufhörlich darauf, das Blatt dem Buchhändler Le Jay fortzunehmen, aber Mirabeau wollte ſich nicht dazu entſchließen, obwohl man ihn dabei auf eine ziemlich empfindliche Weiſe mit der ſchönen Madame Le Jay neckte und ihm Schuld gab, daß er, um ſein zärtliches Einverſtändniß mit der galanten Buchhändlerfrau zu ſchonen, lieber eine Zeitung zu Grunde gehen laſſe, die ſo wichtig geworden ſei, und bereits in den erſten Tagen ihres Beſtehens mehr als dreitauſend Abonnenten gefunden habe.

Denn Madame Le Jay war die eigentliche Seele des buchhändleriſchen Geſchäfts, mit dem man zu thun hatte, und bei welchem ihr Mann, deſſen allmächtige Gebieterin ſie war, nur in unterwürfiger Bangigkeit ihr zur Seite ſtand. Es hatte ſich aber bei den Herausgebern des Courrier de Provence der ſchlimme Verdacht erzeugt, daß nicht nur die ſchlechte Geſchäftsführung an der eingetretenen Unordnung Schuld ſei, ſondern daß auch die eingelaufenen Abonnentengelder unterſchlagen wurden. Außerdem klagte Le Jay alle Augenblicke, daß er kein Geld habe, um die Poſt oder Diligence, mit welcher die

Zeitungspackete verſchickt wurden, zu bezahlen, oder der Drucker in Paris wollte nicht weiter drucken, da er kein Geld von Le Jay empfangen, und das Erſcheinen des Journals wurde dann ſo lange unterbrochen, bis Mirabeau neue Vorſchüſſe machte.

Obwohl Mirabeau dem Andringen ſeiner Freunde lange auszuweichen gewußt, ſo hatten ſie ihn doch heut faſt wider ſeinen Willen genöthigt, ſich mit ihnen in den Wagen zu ſetzen und zu einer gründlichen Unterſuchung dieſer Sache die Reiſe nach Paris zu machen. Mirabeau ſaß anfangs etwas mißgeſtimmt neben ſeinen Freunden, denen ſich auch Clavière angeſchloſſen hatte, und der letztere konnte es in ſeiner Weiſe nicht unterlaſſen, über das übelgelaunte Ausſehn Mirabeau's einige ſarkaſtiſche Bemerkungen zu machen.

. Unſer Freund Mirabeau fürchtet ſich vor den Auseinanderſetzungen mit ſeiner ſchönen Freundin Le Jay, ſagte er neckend zu Mirabeau, dem er im Wagen gegenüberſaß. Warum mußte aber auch der Debit des Journals gerade an einen Buchhändler übertragen werden, der eine ſo verführeriſche Frau hat. Madame Le Jay iſt zwar nicht mehr ganz jung, aber ſie ſtellt die Frau von ſechsunddreißig Jahren im hinreißendſten Stil dar. Wenn man der Gewalt ihrer ſchwarzen Augen entfliehen zu können meint, ſo bleibt man gewiß an ihrer wundervollen Büſte hängen, oder man lehnt ſich mit erſtaunten Gefühlen an ihren herrlichen Embonpoint an, der eine unerſchöpfliche Fundgrube der Freude darzubieten ſcheint. Wer kann da noch an Abrechnungen oder unrichtige Führung der Bücher denken. Ich bin überzeugt, Madame Le Jay führt gar keine Bücher, denn es iſt an ſich ſchon unmöglich, ihr etwas ſchuldig zu bleiben. Und nun ſchleppen wir den großen Mirabeau faſt als Gefangenen nach Paris, um mit der ſchönen Freundin zu rechnen.

Du biſt ein Narr, Clavière, entgegnete Mirabeau mit einiger Heftigkeit. Du kennſt mein Verhältniß zur Le Jay, und kannſt Dir denken, daß es mir unangenehm ſein muß, mit ihr in ſolche Auseinanderſetzungen zu gerathen. Sie hat allerdings den Teufel im beſten und im ſchlimmſten Sinne des Wortes im Leibe. Ich habe ihr ſchon meinen ganzen Antheil an dem Gewinn des Blattes cedirt, und würde auch gern noch Vorſchüſſe machen, ſo viel Ihr wollt. Aber daß Ihr von mir verlangt, dieſer Miſère auf den Grund zu gehen, iſt wahrlich viel, und ich gebe Euch ein beſonderes Freundſchaftszeichen, daß ich darauf eingegangen bin. Ihr wißt, wie ungern ich mich jetzt auch nur auf einen halben Tag von Verſailles entferne. Die Debatten über das Zweikammerſyſtem und das Veto haben begonnen, und dieſe Frage hat eine ſo ungeheure Wichtigkeit, daß ich auch keine einzige Nüance, welche ſich dabei in der Verſammlung regt, unbeachtet laſſen möchte.

Du haſt ja geſtern ſchon eine gewaltige Titanen-Rede zu Gunſten des Königs gehalten, verſetzte Clavière mit einem verzogenen Lächeln. Der Volksheld Mirabeau hat eine ganz philoſophiſche Lanze für das Veto des Königs eingelegt, und ich kann Dir ſagen, daß gewiſſe Clubs bereits Rache gegen Dich ſchnauben. Du willſt den König, der jetzt froh ſein muß, daß er Dich hat, durchaus das Recht ertheilen, alle Beſchlüſſe des geſetzgebenden Körpers durch ſein einziges: „Ich verbiete es!“ umzuwerfen. Du haſt Dich darin monarchiſcher als der König ſelbſt und ſeine Miniſter erwieſen, denn Necker verlangte für die Krone nur das Recht, die Ausführung der Beſchlüſſe aufzuſchieben, und ſich an eine neu zu erwählende Verſammlung zu wenden, deren Abſtimmung dann erſt für ihn entſcheidend ſein würde. Du aber, mein Freund, willſt die Conſtitution auf Gnade und Ungnade dem Herrn Monarchen hingegeben ſein laſſen, und nachdem Du dies geſtern an die große Glocke geſchlagen, wirſt

Du Dir wohl heut einige Ruhe gönnen und wieder einmal Madame Le Jay, die liebenswürdige Frau, beſuchen können. Mögen heut nun die anderen Redner ihre Hefte ableſen, denn weiter bringt es Eure Verſammlung doch nicht.

Ich weiß, daß ich in dieſen Dingen mit Euch Genfern mich nicht einigen werde, entgegnete Mirabeau, in träumeriſchem Nachſinnen zum Wagen hinausblickend. Ich verſichere Euch aber, daß, wenn in unſerer neuen Staatsverfaſſung der König dies Veto, dies „Ich verbiete es" nicht haben ſoll, ich lieber in der Türkei als in Frankreich leben möchte. Denn es giebt keine Nation mehr, wenn ſie nicht einen einzigen Chef an ihre Spitze hat, der untheilbar in ſeinem Willen und ſeinen Entſchlüſſen iſt. Ihr Genfer, mir iſt die Monarchie aufgegangen, weil ich den Organismus will. Was aber den Thron beſtändig umfließen muß, iſt die Auterität, die ſeine natürliche Atmoſphäre bildet. Die Autorität des Monarchen darf keinen Augenblick ſchlafen, ſondern ſie muß jederzeit wachen und ſich geltend machen. Ich fürchte die Uebergriffe des Königs bei weitem weniger, als die ſouveraine Ariſtokratie einiger hundert Perſonen, die ſich zu einer geſetzgebenden Verſammlung vereinigt haben.*)

---

*) Sätze aus der Rede Mirabeau's für das Veto des Königs.

Man ſchwieg zu dieſen Aeußerungen, und Dumont und Duroverai zeigten ſich nur beeifert, den Poſtillon anzutreiben, damit man ſobald als möglich die Hauptſtadt erreichen könne. Wir müſſen eilen, ſagte Dumont, denn wie ich höre, geht die ſchöne Madame Le Jay ſo weit, ſich das Eigenthumsrecht an dem Courrier zuzueignen. Sie gerieth neulich, als ich ihr meine Vorſtellungen machte, in eine ganz allerliebſte Wuth, und verſicherte mich, daß ſie uns nächſtens ganz und gar zum Journal hinausjagen und ſich andere Redaktoren ſuchen werde, mit denen ſie weit beſſer wirthſchaften zu können hoffe.

Mirabeau mußte unwillkürlich laut auflachen, und ſagte dann begütigend: Wir werden ſchon mit ihr fertig werden. Mit ihr im Ernſt zu brechen, halte ich allerdings für gefährlich, denn ihre Zunge beherrſcht den ganzen Boulevard Poiſſonnière, auf dem ſie ihr Magazin hat. Dort iſt immer ein ſehr lebendiges Volksgetümmel, und ich muß mich hüten, daß ſie mich nicht in einer gar zu ſchwarzen Geſtalt unter die Leute bringt. Es iſt möglich, daß ſie manche Aeußerungen und Geſchichten von mir aufgeſchnappt hat, denn ich habe eine Zeitlang faſt täglich mit ihr gefrühſtückt, als ſie noch die kleine Boutique auf dem

Boulevard hielt, wo man die Zeitungen und Brochüren bei ihr las.

Und wenn Du in den Zeitungen und Brochüren nichts fandeſt, ſuchteſt Du bei Madame Le Jay etwas zu finden, ſagte Clavière lachend. Oft ſoll die Boutique geſchloſſen geweſen ſein, aus Mangel an guten Nachrichten, und Jeder wußte dann, daß die Revolution feierte, während Du mit der ſchönen Madame Le Jay nebenan bei dem Reſtaurant ſaßeſt, um in einem iſolirten Cabinet ein idylliſches Dejeuner einzunehmen. In einem ſolchen Moment magſt Du Dich auch zu Deiner Rede für das Königliche Veto begeiſtert haben, denn die Le Jay gilt für eine eifrige Royaliſtin, und auch die Leute vom Hofe ſollen ihr nicht ſelten in ihre Brochüren gekuckt haben.

Ihre ſchlechte Leſe-Boutique beſteht übrigens nicht mehr, warf Dumont lachend dazwiſchen. Ich war geſtern ganz erſtaunt, als ich an deren Stelle einen glänzend eingerichteten Buchladen antraf, in deſſen Mitte Madame Le Jay, umgeben von allen Neuigkeiten der Literatur, vor einem Comptoirtiſch von Marmor und Gold thronte. Man ſieht, die gefährliche Schöne hat die Abonnementsgelder unſerer Zeitung gut verwendet, während ſie uns nicht nur Alles vorenthält, was uns zukommt, ſondern auch unſer Blatt durch die liederlichſte Wirthſchaft zu Grunde gehen läßt. —

Mirabeau brach das Thema ab, das manches Unangenehme für ihn zu haben ſchien. Bald waren auch die Thore von Paris erreicht, und der Wagen fuhr jetzt raſch in die Straßen ein, auf denen ihnen bald ein ungemein aufgeregtes Volksgetümmel entgegendrang. Lärmende und tobende Haufen ſchienen heut wieder alle Stadttheile zu durchziehen, und auf den größeren Plätzen fanden maſſenhafte Verſammlungen ſtatt, in denen Redner mit ungeheuerer Heftigkeit und Bewegung ſich vernehmen ließen.

Ich höre von Nichts als vom Veto ſprechen, ſagte Mirabeau betroffen, indem er ſein ungemein ſcharfes Ohr nach allen Seiten hinwandte. Das Volk hat in der That ungeheure Fortſchritte gemacht. Ich hatte nicht geglaubt, daß es an dieſen Begriffen der Verfaſſung ſchon einen ſo tief eingehenden Antheil nähme, um da, wo noch vor Kurzem Barrikaden geſtanden, jetzt philoſophiſche Disputationen aufzuſchlagen!

Das Volk wußte zwar zuerſt nicht recht, was das Veto iſt, entgegnete Clavière lächelnd, aber unſere Freunde, welche geſtern die Stadt in allen Revieren bearbeiteten, haben es ihm mit allerhand Kunſtgriffen und Bildern deutlich gemacht. Geſtern fragte mich ein Blouſenmann in der Rue Saint-Denis, mit dem ich mich lange herumphiloſophirte, ganz ernſtlich und vertraulich, aus welchem Diſtrict denn eigentlich Herr Veto ſei, und warum man nicht vorziehe, ihn lieber an der erſten beſten Laterne aufzuhängen? —

Der Wagen hatte die größte Mühe, durch die noch in der Ausbreitung begriffenen Volksmaſſen bis zu der kleinen Straße, die auf dem Boulevard Poiſſonnière lag, ſich hindurch zu winden. Das Volk hatte die Perſon Mirabeau's erkannt, und umdrängte bald ſeinen Wagen mit Zurufen aller Art, die theils, wie ſonſt, der Beliebtheit und Volksthümlichkeit des berühmten Abgeordneten galten, theils auch einen fremden, ihm unangenehm auffallenden Beiklang zu haben ſchienen. Es waren Mißlaute, die vom Veto und vom Grafen Mirabeau klangen, und im Hintergrunde grollten einige leiſe Stimmen, welche andeuten zu wollen ſchienen, daß Mirabeau, wenn er für den König ſei, nicht mehr für das Volk ſein könne. Clavière ſtieß ihn bedeutungsvoll an, als Dergleichen unmittelbar in ihrer Nähe gehört wurde, und Mirabeau richtete ſich aus einem tiefen Sinnen empor, in welches ihn dieſe Volksſtimmen verſetzt hatten.

Jetzt war das Haus der Madame Le Jay erreicht, und Mirabeau bemerkte, daß die Volksmenge, die ihm aufmerkſam nachgezogen, ſich eiliger herandrängte und ihm, indem er ausſtieg, jetzt ganz nahe trat. Es befanden ſich darunter einige bekannte Volksfiguren, mit denen Mirabeau ſchon früher in Berührungen gerathen war, und deren Einfluß in den Clubs und auf der Straße für ſehr bedeutend galt. Mirabeau ſah mit Erſtaunen, daß dieſe Männer, die ſich haſtig an ihn drängten, als er aus dem Wagen ſtieg, ernſte tiefbewegte Geſichter hatten, und ihn mit Blicken grüßten, welche auf eine faſt inbrünſtige Weiſe zu ihm zu reden ſuchten.*)

Ein alter Arbeiter, der Mirabeau's Hand ergriffen, hielt ihn an derſelben feſt, in dem Augenblick, wo er in den Buchladen der Madame Le Jay treten wollte. Herr Graf, ſagte der Arbeiter, indem er ſich faſt bis zur Erde verneigte, Ihr ſeid der Vater des Volkes, und Ihr müßt uns retten. Wenn Ihr uns nicht gegen dieſe Unglücklichen vertheidigt, die uns dem Despotismus in die Hände liefern wollen, dann ſind wir verloren. Hat der König das Veto, dann brauchen wir keine Nationalverſammlung mehr, und wir ſind und bleiben Sklaven, wie wir es bisher waren!

Mirabeau betrachtete den Mann näher und bemerkte, daß eine große Thräne in ſeinem Auge ſchimmerte. Er verſchwand raſch in der Menge, nachdem ihm Mirabeau die Hand geſchüttelt und ihn mit einigen leichten Worten zu beruhigen geſucht hatte. Andere Geſtalten traten zu Mirabeau heran, und beugten faſt die Kniee vor ihm, indem ſie ihn beſchworen, es doch nicht dulden zu wollen, daß der König das abſolute Veto habe. Mirabeau verſprach auch dieſen Leuten, alles Mögliche nach ihrem Willen zu thun.

---

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 156.

Ihr macht Euch übertriebene Vorſtellungen, die Euch unnöthiger Weiſe ängſtigen, meine Freunde, ſagte er. Aber Ihr dürft Euch auf mich verlaſſen, und Ihr ſollt glauben, daß ich immer nur Euere wahren Intereſſen im Auge haben werde, wo und wie ich auch meine Stimme erheben mag!

Ein ſtürmiſcher Beifallsruf drang jetzt aus der Maſſe zu ihm her, und das Volk ſchien ſich von Neuem ſeinen Entzückungen für Mirabeau hingeben zu wollen. Aber Mirabeau glaubte ſich nicht zu täuſchen, als er in dieſem Augenblick auch ein ſchrilles Pfeifen aus dem Hintergrunde her vernahm. Er blickte mit Betroffenheit dorthin, und glaubte einige bekannte Geſichter aus den Clubs zu erblicken, die wild und drohend auf ihn gerichtet waren.

Jetzt erhob ſich eine mächtige Stimme, die einem Manne angehörte, der ſoeben auf einen Laternenpfahl geſprungen war und von dort aus eine Rede halten wollte.

Das Veto iſt ein Ungeheuer, welches uns Alle verſchlingen muß! rief er mit den heftigſten Gebärden. Dies Ungeheuer hat Klauen wie eine Tigerkatze, denn es zerkratzt und zerreißt damit die Souverainetät des Volkes. Dies Ungeheuer hat den Giftzahn der Schlange, denn es träufelt ſein Gift auf unſere junge Freiheit, die danach verdorren wird, noch ehe ſie zu dem ſchützenden und nährenden Baum für uns Alle emporgewachſen!

Dieſe weitbauſchige Rede ſei unſer Traufdach, unter deſſen Schutz wir jetzt in den Laden ſchlüpfen wollen! ſagte Mirabeau.

Madame Le Jay, welche ihre Ankunft längſt bemerkt, hatte die Thür ihres Magazins geöffnet, und ließ jetzt raſch die Freunde zu ſich eintreten. Man begrüßte die ſchöne leichtfertige Frau mit einigem Ernſt, wie ſie ihn namentlich von Mirabeau nicht gewohnt zu ſein ſchien, und da ſie dabei ſogleich die Abſichten empfinden mußte, welche mit dieſem Beſuch bei ihr verbunden waren, begann ſie ſich auf der Stelle in einen gewiſſen Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Mit keck übereinandergekreuzten Armen in der Mitte des Gemachs ſich aufſtellend, erwartete ſie dort in einer herausfordernden und faſt majeſtätiſchen Haltung die Herren, von denen ſie ſich nicht der angenehmſten Eröffnungen verſah.

Mirabeau ſchien zerſtreut und ging zuerſt einige Male in dem Zimmer aufundab, indem er die Bücher beſchaute, die an den Wänden umherſtanden.

Ihr ſeid jetzt ſehr gut mit den literariſchen Neuigkeiten verſehen, Madame Le Jay! ſagte er dann, ſich mit einem Buch, welches er herausgezogen hatte, zu ihr wendend. Ihr habt da eine allerliebſte Ausgabe der Liaisons dangereuses. Sagt mir den Preis und ſetzt mir den Betrag auf Rechnung, denn ich will die kleine hübſche Ausgabe der Kupferſtiche wegen mitnehmen. Bei dieſer Gelegenheit könnt Ihr mir gleich unſere Bücher vorlegen, damit ich doch einmal ſehe, ob das Soll und Haben, welches unſern Courrier de Provence betrifft, auch nicht zu ſehr zu Euerem Nachtheil hinüberneige. Denn ſonſt kann ich nur Alles gegen Baarzahlung entnehmen, was ich aus Euerm Bücherlager noch zu beſitzen wünſche.

Seht doch, wie vorſichtig er bei ſeiner Schönen um den Brei herumgeht, ſagte Clavière, der ſich mit den andern Freunden in den Hintergrund zurückgezogen hatte und dort mit denſelben flüſterte. Und welchen ſinnreichen Uebergang zu unſern Geſchäften erzielt er durch dieſe Liaisons dangereuses, die der unheimliche La Clos geſchrieben, und die Mirabeau ſeit einiger Zeit mit beſonderer Vorliebe lieſt. Steckt er nicht ſelbſt bis über die Ohren in gefährlichen Verbindungen darin? Seine Liaiſon mit dieſer üppig gebauten Madame Le Jay iſt darunter noch die am allerwenigſten gefährliche. Dieſe ruinirt höchſtens unſer Blatt, aber ſeine andern Liaiſons werden uns noch den ganzen Mirabeau ruiniren. Aber ſeht, jetzt ſpricht er ganz leiſe mit ihr, und drückt ihr die weißen vollen Hände, aber ſie ſieht böſe aus, wie eine Meerkatze, und ſchüttelt zu allen ſeinen Eröffnungen auf eine höchſt maliciöſe Weiſe den Kopf.

Madame Le Jay, ſagte jetzt Mirabeau mit laut erhobener Stimme, und in der Abſicht, von den Andern gehört zu werden, wenn die Redlichkeit auch nicht in der Welt exiſtirte, ſo müßte man ſie doch erfinden, da ſie das einzige Mittel iſt, um ſich wirklich zu bereichern. *)

Madame Le Jay aber ſchien jetzt der Aufregung, die ſich ihrer in immer ſteigendem Maaße bemächtigt

---

*) Die eigene Aeußerung Mirabeau's bei dieſer Gelegenheit. Dumont 122.

hatte, nicht länger Halt und Schweigen gebieten zu können. Sie trat, zitternd vor Leidenſchaftlichkeit, einige Schritte vor, und mit ihren geballten Fäuſten in der Luft geſticulirend, rief ſie mit kreiſchender Stimme: Mein Herr Graf, und Ihr, meine Herren, die Ihr durch Euere böſen und königsläſterlichen Artikel uns den ganzen Courrier de Provence ſo heruntergebracht habt, daß ich ihn nicht einmal mehr für werth halte, die Spiegelſcheiben meines Magazins damit putzen zu laſſen, Ihr wollt mir meine Bücher nachſehen, um mich auf unrichtigen Dingen zu ertappen? Ich führe gar keine Bücher für Euch, denn ich bin eine ehrliche Frau, und wenn Ihr mich noch lange ärgert, nehme ich mir heute noch zwei andere Redactoren an, die ſich ſchon bei mir um das Blatt beworben. Ja, es giebt noch andere Autoren als Ihr ſeid, denn Paris iſt Gott ſei Dank eine Stadt, wo man Leute genug finden kann, die erträgliche Gedanken für hübſches Geld zu Papier bringen. Da iſt zum Beiſpiel Herr Guiraudez, ein noch ſehr junger Mann, der aber die ungeheuerſte Gelehrſamkeit beſitzt, und mit dem Ihr aufgeblaſenen Stümper Euch gar nicht meſſen könnt. Herr Guiraudez wird von heut an meinen Courrier redigiren. Und jetzt bitte ich mich augenblicklich zu verlaſſen, denn ich werde noch ohnmächtig vor Zorn, wenn ich Euch noch länger hier in meinem Magazin vor mir ſehen muß. Oder ich werde mein Hausrecht gebrauchen, wozu es mir nicht an Willen und Stärke fehlt. Packt Euch hinweg, meine Hände fliegen mir, und ich kann nicht dafür ſtehen, daß ſie nicht irgend Einem von Euch ins Geſicht fliegen ſollten!

Dieſe furienhafte Erregung der Frau hatte auf die Genfer einen ſo überwiegend komiſchen Eindruck hervorgebracht, daß ſie in ein lautſchallendes Gelächter ausbrachen, und ſich ſcherzend ſo anſtellten, als wenn ſie in der That jetzt die Flucht ergreifen würden. Der Unmuth Mirabeau's, der ſich ſchon Luft machen wollte, wurde durch dieſe Heiterkeit ſeiner Freunde faſt beſiegt.

Laßt uns jetzt von hinnen gehen, denn es ſtürmt und hagelt hier wahrlich zu ſehr, ſagte Mirabeau, ſich mit einer gleichgültigen Handbewegung von der noch immer wuthzitternden Madame Le Jay verabſchiedend. Ich werde die Sache ſchon beſtens mit ihr ordnen, verlaßt Euch nur auf mich. Es ſoll allen bisherigen Klagen gründlich abgeholfen werden.

Dumont und Duroverai erklärten jetzt, daß ſie ihrerſeits von dem Journal zurücktreten und keinen Antheil mehr an demſelben nehmen würden.

So wird Herr Guiraudez Redacteur, rief Madame Le Jay, mit Rache funkelnden Augen.

Armer Guiraudez! rief Clavière, indem er ſich mit komiſchem Abſchiedsgruß vor Madame Le Jay hinſtellte. Ihm iſt eine Schürzen-Redaktion beſchieden, die eine wahre Siſyphus-Arbeit ſein muß! Da glaube ich doch, daß man noch reiner bleibt, wenn man ſich an den Hof verkauft, als an die Schürze der ſchönen Madame Le Jay? Was meint Ihr dazu, Graf Mirabeau?

Mirabeau überhörte dieſe Frage und lud dringend ein, das Magazin der Madame Le Jay zu verlaſſen. —

Draußen auf der Straße hatte ſich inzwiſchen die aufgeregte Volksmenge wieder verlaufen. Es war Alles ſtill und leer wie immer in dieſer Straße geworden. Die Genfer trennten ſich jetzt von Mirabeau, da ſie noch nicht wieder nach Verſailles mit ihm zurückkehren, ſondern noch ihren Angelegenheiten in Paris ſich widmen wollten.

Beim Abſchied ſagte Clavière lachend zu Mirabeau: Das iſt alſo Alles, was wir hier zuſammen ausgerichtet haben? Es iſt Schade, daß Euere Verſammlung unter den ſiebzehn Stück Menſchenrechten, die ſie neulich wirklich angenommen, nicht auch den Satz mit decretirt hat: „Jeder Bürger hat das Recht, Madame Le Jay zu lieben, und an ihrem Herzen ſich am Herzen der Königin zu träumen.“

Und damit Gott befohlen! ſagte Mirabeau lachend, obwohl ihn der Spott Clavières zu verdrießen ſchien. Ich wünſche Euch beſſere Aventuren, als die mit Madame Le Jay. Aber zu meiner Rechtfertigung muß ich hinzufügen, daß das Weib nicht ſo übel iſt, als Ihr wähnt. Der Olymp bedurfte verſchiedener Göttinnen, um alle Richtungen zu repräſentiren!

Mirabeau langte in der Nacht wieder in Verſailles an. Sein Diener übergab ihm einen Brief, der während ſeiner Abweſenheit eingegangen war, und deſſen ſchwarzes Siegel unheimliche Empfindungen in Mirabeau erregte. Er riß haſtig das von einer unbekannten Hand überſchriebene Couvert auf, und fand darin eine Todesnachricht, welche ihn in die größte und ſchmerzlichſte Bewegung verſetzte.

Es war ein Todesgruß aus einer alten wunderbar bewegten Zeit, der in dieſem Augenblick zu Mirabeau herüberdrang. Lange hatten ſeine Gedanken und Erinnerungen nicht mehr in jenen drangvollen Zeiten verweilt, in denen mitten unter den Stürmen ſeiner

Jugend Mirabeau's Liebe zu Sophie von Monnier geblüht hatte.

In ihrem Landhauſe in der kleinen Stadt Gien, in welchem Sophie ſeit ihrem Austritt aus dem Kloſter ununterbrochen gelebt hatte, und woher ſeitdem keine Kunde mehr von ihr zu Mirabeau gelangt war, hatte ſie auch, aber nach eigenmächtigem und freiwilligem Entſchluß, ihr qualenreiches und doch ſchönes Leben jetzt ausgeathmet. Als ſie nicht um die gewohnte Zeit erſchien, hatte man die Thür ihres Zimmers erbrochen und ſie in einem Lehnſtuhl, auf beiden Seiten umgeben von einem dampfenden Kohlenbecken, niedergeſtreckt gefunden. So hatte ſie in ihrem ſechsunddreißigſten Jahre, noch ſchön und blühend, wie ſie es in ihrer Jugend geweſen, ihre vielbewunderten Reize in den Tod mit hinübernehmend, geendet. Ihr Arzt und treuer Freund, der Doctor Yſabeau, hatte dieſe Meldung von Sophiens Tod an Mirabeau geſendet, um damit das zwar erloſchene aber einſt in allen Herzen Frankreichs wunderbar wiedererklungene Verhältniß zwiſchen Beiden zu ehren. Der Doctor Yſabeau deutete auch über die Urſache dieſes Selbſtmordes Einiges an. Sophiens zärtlich gebautes Herz hatte in der letzten Zeit einer neuen Liebe Raum geben müſſen. Aber ihr Verhältniß mit

Herrn von Poterat, das einen ſtillen, früher nie gekannten Herzensfrieden auf ihre letzte Lebenszeit gebreitet, war durch den plötzlichen Tod ihres Freundes unterbrochen worden. Sophie faßte den Entſchluß, dieſen Tod nicht zu überleben. *)

Sophie von Monnier todt? ſagte Mirabeau mit einer tiefen Wehmuth, indem er an das geöffnete Fenſter trat und in die lautloſe Stille der Mitternacht hinausſchaute. Sie war ein ſanftes ſchönes Herz, und voll Leidenſchaft in der Sanftmuth, voll Feuer in der Ruhe, und wenn die harmoniſche Oberfläche ihres Weſens von den Stürmen des Gefühls durchbrochen war, eine allmächtige, unverlöſchliche Flamme! Als ich ſie liebte war ich damals glücklich? Es war ein Uebermaaß der Blüthen, in denen ich ſchwelgte, es war die taumelnde Jugend ohne Zukunft, eine Liebe, die ſich berauſcht in ſich ſelbſt ohne Zweck und Ziel. Dann liebte ich Dich, Henriette, und es war ein fröhlicher, ſinniger Herzensbund, der uns vereinigte! Du warſt ein liebliches, friſches Geſchöpf, meine Yet-Lie, und unſere Leidenſchaft ſtand auf einem frohbewegten, gedankenvollen Grunde. Du liebteſt das Volk und die Freiheit wie

---

*) Montigny Mémoires de Mirabeau III. 296.

ich, und ſchwärmteſt, wie ich, für die Ideale der Zukunft. Oft richteteſt Du Dich in meinen Armen plötzlich zu mir auf, und ſaheſt mich lange mit Deinen ewig unſchuldigen und von Ideen trunkenen Augen an, und dann fragteſt Du mich unter Deinen Küſſen, ob ich hoffte, daß die Liebe und die Freiheit und das Volksglück miteinander heimiſch werden könnten auf dieſer Erde, um ſie zu einem Paradieſe zu machen? Meine arme Nehra, jetzt biſt Du krank, und der Dämon Deines Bruſtleidens feſſelt Dich nun ſchon ſeit Monden an Dein entſagungsvolles Lager. Kaum ſehe ich Dich noch, Yet-Lie, und es iſt wahr, ich fliehe Deine bleichen Wangen, und der erloſchene Glanz Deiner Augen thut mir ſo wehe, daß ich ihm nicht mehr begegnen mag. Meine Freundin, ich will ausführen, was wir uns einſt gelobten, und nun liegſt Du darnieder, und es ſieht aus, als vernachläſſigte ich Dich auf Deinem einſamen Krankenlager, während das Getümmel des Tages mich brauſend fortzieht. Aber Sophie und Henriette ſind Fixſterne der Erinnerung an meinem Lebensfirmament geworden. Und ſo, wie Du ſchwärmteſt, Henriette, und wie wir uns gelobten, kann es doch nicht ausgeführt werden! Das Volk iſt wie ein Frauenherz; es muß beherrſcht werden, wenn es ſich glücklich fühlen ſoll! Ueberlaſſen wir es ſich ſelbſt ſo wird ſeine Fülle zu einer Leerheit, und ſeine Kraft vernichtet ſich ſelbſt in gemeiner Verwilderung. Aber ſieh, der Morgenſtern geht dort auf in ſiegreicher Pracht! In andächtiger Stille ſammeln ſich ringsher alle Gebilde der Nacht zu einem wunderbaren Moment der Feier. Wer biſt Du auf Deinen ſtillen Flammenſchwingen, herrſchender Morgenſtern? Du funkelſt, wie Das Auge einer Königin' und Dein Geſchmeide iſt prächtig, wie Marie Antoinettens Haar. Ja, ich folge Dir, und alle anderen Gedanken müſſen Dir gegenüber jetzt verblaſſen, wie dieſe Nacht! Es iſt der Morgenſtern, dem ich mich jetzt verſchrieben habe, und von ihm will ich nicht laſſen, ihm will ich mich zu nahen ſuchen, und er ſoll das letzte Ideal meines Lebens ſein! Die Monarchie, neu und frei aufgehend wie dieſer Morgenſtern über den Häuptern der Menſchen, verklärt auf ihrem Gipfel alle unſere Lebensträume und Liebesbilder und ſchließt ſie dort ab zu ihrem ſeligen Genüge. O Marie Antoinette, ſtrecke Deine weiße Hand aus, und verſcheuche alles Gewölk, das noch den Stern der Monarchie umdämmern will. Und dann laß dieſe weiße glückſpendende Hand mich küſſen! —

III.

Die Oktobertage.

Es war am 5. Oktober, als in der Nationalverſammlung, die ihre Sitzung heut ſchon am frühen Morgen begonnen hatte, plötzlich dunkle und beunruhigende Gerüchte auftauchten, die, man wußte nicht durch wen verbreitet, auf allen Bänken der Abgeordneten umherliefen, und bald auch den Präſidenten Mounier, der ſeit Kurzem die Zügel der Verſammlung führte, zur Ausſetzung der Verhandlungen veranlaßten. Man brach in Maſſe auf, um den Saal zu verlaſſen und ſich auf die Straße hinauszubegeben, wo ſich ſchon Volksmaſſen aller Art verſammelt hatten, die ebenfalls in dem aufgeregteſten Zuſtande waren.

Mirabeau war mit dem Grafen de la Marck zuſammen aus dem Sitzungsſaal getreten und begab ſich mit demſelben Arm in Arm nach dem Thore zu, welche auf die Landſtraße nach Paris führte, und wo bereits eine große Menſchenmenge durcheinanderwogte.

Ich glaube, ich ſehe ſchon eine ungeheure Staubwolke in der Ferne die Landſtraße heraufziehn! ſagte Mirabeau zu ſeinem Begleiter. Und Ihr meint wirklich, daß ein revolutionairer Volkszug von Paris nach Verſailles kommen werde, um dem König Gewalt anzuthun? Meine Pariſer Freunde haben mich ganz und gar mit Nachrichten darüber im Stich gelaſſen.

Zu den Gerüchten, die darüber ſeit heut Morgen im Schwange gehn, kann ich Euch noch eine ſehr wunderbare Mittheilung hinzufügen, ſagte La Marck, indem er ſich leiſer flüſternd an Mirabeau's Ohr neigte. Gegen zehn Uhr Morgens iſt heut der Vicepräſident des Pariſer Stadtrathes, Vauvilliers, hier auf dem Schloſſe angekommen und hat den Miniſtern eine Kunde überbracht, die den größten Schrecken einflößen mußte. Schon in der erſten Morgenfrühe ſollen ſich heut auf dem Grèveplatz in Paris einige tauſend Weiber verſammelt haben, die ihren Hunger zum Vorwand nahmen, um auf den König und alle Behörden zu ſchimpfen, und mit einem fürchterlichen Geſchrei nach Brot und Rache in das Stadthaus einzubringen. Sie zogen ſogar die Sturmglocke, und brachten eine ungeheuere Menge Geſindel auf die Beine, das ſich jauchzend und tobend mit ihnen amalgamirte. Auch die franzöſiſchen Garden ſtürzten herbei, und verlangten Rache wegen des neulichen Offizierbanketts in Verſailles, auf dem die Offiziere der königlichen Leibwache die dreifarbige Cocarde von ihren Hüten geriſſen und unter ihre Füße getreten haben. Die raſenden Weiber, in denen Elend und Schmutz von ganz Paris ſich zuſammengehäuft, bilden nun einen förmlichen Zug, dem eine bedeutende Volksmaſſe und ſogar ein Artillerie-Train ſich angeſchloſſen haben. Er ſoll zugleich mit mehreren tauſend Mann der Pariſer Nationalgarde hierher auf dem Wege ſein. Bauvilliers war dieſem Zuge vorausgeeilt, und meldete zugleich die Forderungen, welche die Weiber hier an den König bringen wollen. Sie werden nicht nur verlangen, daß der König ihnen Brot gebe, und daß er die Beſchimpfung der National-Cocarde räche, ſondern ſie wollen auch den Monarchen zwingen, mit ihnen nach Paris zu kommen und dort mitten unter der Revolution ſeinen Wohnſitz zu nehmen. *)

---

*) Vgl. Sybel Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. I. 66.

Das hat den Weibern ihr eigener Verſtand nicht eingeblaſen, ſagte Mirabeau nachſinnend. Die Orléaniſten mögen bei dieſer neuen Farce die Anſtifter ſein, aber ſo viel ich weiß, liegt dieſem Herzog von Orléans nichts daran, den König in Paris zu haben. Denn er fürchtet eher die Anhänglichkeit des Pariſer Volkes an den König, und würde den König lieber aus Frankreich oder aus der Welt ſchaffen laſſen, als nach Paris. Sollte nicht der edle Commandant der Nationalgarde, ſollte nicht der Marquis von Lafayette bei dieſem Handel im Spiele ſein? Er glaubt den König beſſer bearbeiten zu können, wenn er ihn in Paris hat, und träumt ſicherlich von einem Miniſterium Lafayette, mit dem man übrigens immer noch beſſer beſtehen würde, als mit dem elend wiederaufgewärmten Miniſterium Necker. Und was hat der König heut Morgen zu der Botſchaft Bauvilliers geſagt?

Der König, entgegnete La Marck, war ſchon auf die Jagd geritten, die er heut in der Gegend von Meudon abhalten wollte. Man hat ihm ſofort nach allen Seiten hin Boten nachgeſchickt, um ihn zu benachrichtigen. Der König iſt darin ein wahrhaft bewundernswürdiger Charakter. Mitten in den größten Bedrängniſſen und Stürmen, ſetzt er doch alle ſeine gemüthlichen Lebensgewohnheiten fort, und nichts unterbricht den regelmäßigen Lauf ſeiner Tage. Dabei iſt er beſonnen und ruhig, würdig und feſt.

Und fandet Ihr auch die Antwort ſo, die heut Morgen in der Verſammlung vorgeleſen worden iſt? fragte Mirabeau. Ich fürchte, dieſe Antwort wird gerade in einem ſo gefährlichen Moment, wie dem jetzigen, die Mißſtimmung nach allen Seiten hin ſteigern, der König verfährt zu offenherzig, und dadurch wird er ſich Alles verderben. Er erklärt ſich, wie es ihm um's Herz iſt mit dieſen erſten Verfaſſungs-Artikeln und den Menſchenrechten, die ihm zur Annahme vorgelegt worden. Ich finde, daß er auch darin, wie Ihr ſagt, ſeinen gemüthlichen Lebensgewohnheiten treu geblieben iſt. Er ſagte in ſeiner Antwort nicht, daß er dieſe Artikel annehme, aber er will ihnen auch nicht entgegen ſein, und mit dieſer Ehrlichkeit, die ihn noch zu Grunde richten wird, fügte er hinzu, er werde ihnen unter einer Bedingung beitreten, von der er aber auch niemals ablaſſen werde. Und welches iſt dieſe Bedingung? Daß die Berathungen der Nationalverſammlung kein anderes Ziel finden würden, als die ausſchließliche Befeſtigung der Executiv-Gewalt in den Händen des Monarchen! Niemand wünſcht dies ſehnlicher als ich, denn Ihr wißt und ſeht, wie ich nur für dies Ziel jetzt in der Nationalverſammlung arbeite. Aber dieſe Herren Necker und St. Prieſt, wenn ſie nur einigen politiſchen Takt hatten, durften den König nichts antworten laſſen, was ihn nothwendig in eine zweideutige Lage bringen muß. Denn dieſe Erklärung ſchließt halb eine Drohung, halb eine Feigheit in ſich, und macht das Wort des Königs erſt recht von den Beſchlüſſen der Nationalverſammlung abhängig.

Wartet nur, Graf Mirabeau, wir werden bald ein beſſeres Miniſterium finden, ſagte Graf de la Marck, ihm bedeutungsvoll auf die Schulter klopfend. Wenn der Name Mirabeau erſt an der Spitze des Cabinets aufgegangen ſein wird, werden wir ein ſicheres Licht haben, das auch die Entſchließungen des Königs leiten wird. — Aber hört Ihr nicht das wunderſame Getöſe in der Ferne, welches wie eine Lawine, die ſich krachend abgelöſt hat, näher und näher heranzieht?

Ich glaube, es hat in der That gedonnert, entgegnete Mirabeau, indem er mit prüfenden Blicken den Horizont überſchaute, an dem ſich ſeit Kurzem düſtere Wolken aufgethürmt hatten. Einen ſo heißen Octobertag hat man ſelten erlebt, und der Himmel ſieht ganz und gar nach einem Gewitter aus.

Sie begaben ſich noch eine Strecke weiter auf der Landſtraße fort. Die höchſt elektriſche Gewitterſäule wird ſich bald zeigen! ſagte La Marck mit ſeinem feinen Lächeln. Es ſind die Fiſchweiber von Paris, welche bereits die Luft verderben, und aus deren Ausdünſtungen ſich Regen und Gewitter zuſammenziehen wollen. Riecht Ihr es denn wirklich noch nicht, daß die Fiſchweiber herangezogen kommen, um die Beſtätigung der Menſchenrechte zu verlangen? Man will es in der That vornehmlich dieſer Zögerung des Königs beimeſſen, daß der neue Krawall entſtanden iſt. Es mag noch ein gutes Zeichen bei dem Pöbel ſein, daß er ſo ſehr auf ſeine Menſchenrechte verſeſſen iſt. Die Philoſophen des Palais Royal ſollen eine förmliche Namens-Liſte angefertigt haben, auf welcher alle diejenigen ſtehen, welche in der Verſammlung gegen die Menſchenrechte geſtimmt haben. Es iſt dies eine ächte Proſcriptionsliſte, Graf Mirabeau!

Wir ſtehen nicht darauf, entgegnete Mirabeau, denn wir haben uns ja der Abſtimmung enthalten.

Das war in der That ein guter Rath von Euch, lieber Freund, und ein neuer Beweis Eures ſtaatsmänniſchen Genies! erwiederte La Marck.

Ich habe damit dem Volke bloß zeigen wollen, daß ich ihm gern gefällig bin, erwiederte Mirabeau lächelnd. Auf den Straßen von Paris umfaßten ſie beinahe meine Kniee, und beſchworen mich, nicht gegen die Menſchenrechte zu ſtimmen Ungefälligkeit iſt nie mein Fehler geweſen. Und ich dachte, das Volk thut mir dafür ein anderes Mal wieder einen Gefallen.

In dieſem Augenblick aber war das Schreien und Toben der Ferne ganz nahe getreten, und man erblickte bereits, in Staub gehüllt, und in den ſeltſamſten Trachten einherziehend, die erſten Geſtalten eines ſich wild durch einander wirrenden Zuges, der ſich bald in einer unabſehbaren Länge, und in einer abenteuerlichen Reihe auffallender und nie geſehener Figuren, über die Landſtraße hin entwickelte. Zugleich wälzte ſich dieſe buntſcheckige Prozeſſion mit der reißenden Schnelligkeit eines Sturmwindes heran, und ſchien Alles, was ihm den Weg treten würde, wüthend vor ſich herfegen zu wollen.

An der Spitze erſchienen zuerſt zwei Männer, von rieſenhaftem Körperbau, die als Anführer auserſehen waren und in einem dieſer Würde entſprechenden Aufzuge einherſchritten, zum Zeichen ihres Commando's aber lange, mit Eiſen beſchlagene Stäbe in der Hand ſchwenkten. Mirabeau erkannte in ihnen zwei ſogenannte Forts de la halle, wie die männlichen Mitglieder des wunderbaren Poiſſarden-Staats in Paris genannt zu werden pflegen. Hinter ihnen folgten erſt mehrere Tambours, die unaufhörlich und mit wirbelndem Sturm ihre Trommeln rührten. Dann ſah man eine in einer gewiſſen Ordnung aufmarſchirende Colonne von Weibern, welche in der eigenthümlichen Tracht der Damen der Halle mit gewaltigen, faſt militäriſchen Schritten heranzogen, und Elend und Raſerei auf ihren verzerrten, bleichen Geſichtern trugen. Die Zahl dieſer Damen, von deren Lippen Schreie und Verwünſchungen aller Art ertönten, mochte ſich auf mehr als tauſend belaufen, doch zwiſchen ihren Reihen und unmittelbar hinter ihnen erblickte man noch eine bedeutende Menge ſeltſamer und nie geſehener Männergeſtalten, die das vollſtändige Ausſehen von wilden Männern hatten und mit hohen ſpitzen Mützen, lang herabrollenden Haarlocken und Bärten, Piken und eiſenbeſchlagene Stöcke in der Hand, oder auch mit andern bizarren Waffen, die man kaum zu nennen wußte, verſehen einherzogen. Dieſe Männer ſchleppten zugleich fünf Stück Kanonen in ihrer Mitte fort, durch deren leichte Fortſchaffung ſie zugleich ſpielende Proben ihrer ungeheuren Körperkraft an den Tag legen zu wollen ſchienen. Es waren dies Geſtalten von ſo ſonderbarer und geheimnißvoller Art, daß man vor ihrem Anblick unwilltürlich zurückſchauderte, und verwundert nach der fremden Heimath fragte, welche ſie plötzlich ausgeſendet haben mochte.

Da ſeht Ihr wieder die generatio aequivoca der Revolution! flüſterte Mirabeau ſeinem Freunde in die Ohren. Iſt es nicht räthſelhaft, wo dieſe Menſchen herkommen? Jede einzelne Emeute ruft ihre beſonderen Geſtalten hervor, die am anderen Morgen wieder ebenſo räthſelhaft verſchwinden und dann nie wieder erblickt werden!

Den Zug beſchloſſen einzelne franzöſiſche Garden und Nationalgardiſten, die ſich aus freien Stücken zu ſeiner Begleitung hinzugefunden zu haben ſchienen.

Am tollſten und unheimlichſten klang das Geſchrei der Weiber nach Brot, das ſich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlich heulenden Klage- und Wuthtönen, die oft wie eine einzige vibrirende Saite vom Anfang bis zum Ende des Zuges nachſchwirrten, vermiſchte.

Die Lieder des Hungers tönen ſchauerlich! ſagte Mirabeau zuſammenſchreckend, indem er den Arm des Grafen de la Marck faßte, um ſich mit ihm in die Stadt zurückzubegeben, die ſie noch vor Ankunft der Poiſſarden daſelbſt zu erreichen ſtrebten.

Ein bitterer Mangel herrſcht ganz gewiß in Paris, ſagte La Marck mit einem mitleidigen Anflug.

Und doch halte ich dieſen Nahrungsmangel zum Theil für künſtlich hervorgebracht, um die revolutionaire Wuth des Volkes zu reizen. Denn Frankreich hat eine gute Ernte gehabt, und das Brot hat in der letzten Zeit nie mehr als drei Sous das Pfund gekoſtet, was ſchon ſeit Jahren der Marktpreis in Paris geweſen. Aber das Brot fängt plötzlich an zu fehlen, und das Miniſterium ſollte Tag und Nacht den Urſachen nachſpüren laſſen. Man flüſtert von einem böſen Feind, der durch ſeine Agenten überall die Nahrungsvorräthe aufkaufen läßt. Oh, ich möchte um den König weinen, denn wenn ſolche Intriguen der Hölle ſich einmiſchen, iſt der edelſte Mann, der je einen Thron geziert, verloren!

Ja, er iſt ein Intriguant der Hölle, dieſer liebenswürdige, thronſüchtige Herzog von Orléans! rief Mirabeau mit der heftigſten Gebärde.

Um Gotteswillen, ſprecht dieſen Namen nicht ſo laut aus! ſagte La Marck, indem er ſich vorſichtig nach allen Seiten umherblickte. Aber es wird Zeit ſein, mein Freund, daß wir uns auf unſern Poſten begeben. Die Wiedereröffnung der Sitzung war um drei Uhr beſtimmt, und der Präſident hat uns Pünktlichkeit und Vollzähligkeit eingeſchärft. Denn was ſich auch heut noch ereignen möge, die Nationalverſammlung muß auf dem Platze ſein, um einen feſten Anhaltspunkt der Ordnung und Geſetzlichkeit Allen bieten zu können.

So melden wir die Damen mitſammt ihrem Hofſtaat an, ſagte Mirabeau lachend. Denn, wie ich erlauſcht habe, geht ihre erſte Abſicht dahin, der Nationalverſammlung einen Beſuch abzuſtatten, und ſeht, ſie folgen uns bereits auf dem Fuße. Ich bin der Meinung, daß die Nationalverſammlung dieſen Beſuch mit all der Artigkeit annimmt, die man den Damen ſchuldig iſt. Beeilen wir uns!

Als Mirabeau und La Marck in den Sitzungsſaal zurückkamen, hatte Mounier ſoeben mit der ihm eigenen feierlichen Würde den Präſidentenſtuhl wieder beſtiegen. Man begann eine untergeordnetere Debatte aufzunehmen, die mit den leidenſchaftlichen Tagesfragen in gar keiner Beziehung ſtand. Es wurde ein Commiſſionsbericht vorgeleſen, die Abgeordneten waren zerſtreut, und von der unerhörten Kunde, die ſich bereits überall verbreitet hatte, eingenommen. Man blickte unverwandt nach den Thüren und erwartete jeden Augenblick die ungewöhnlichen Gäſte angemeldet zu ſehn.

Jetzt öffnete ſich die Thür des Saals, und ein Huiſſier trat ein, der ſich, mit den Zeichen großer

Beſtürzung in ſeinem Geſicht, dem Präſidentenſtuhl näherte und leiſe flüſternd eine Botſchaft ausrichtete Mounier erhob ſich, ernſt und gehalten, wie immer, um der Verſammlung anzukündigen, daß die Damen der Halle aus Paris erſchienen ſeien und der Nationalverſammlung ihren Beſuch abzuſtatten wünſchten. Man entſchied ſich durch Aufſtehen mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit dafür, ihnen den Eintritt in den Saal zu erlauben. Unmittelbar darauf trat auch ſchon eine große Anzahl von Weibern mit ziemlichem Getümmel herein, die ſich ohne Weiteres, wo gerade Platz war, auf die Bänke der Abgeordneten zu bunter Reihe mit denſelben niederließen. An der Spitze der Damen waren wieder die beiden Männer erſchienen, die auf der Straße den Zug angeführt hatten, und von denen der Eine, der ſich mit einer ruhigen Dreiſtigkeit gerade vor den Präſidentenſtuhl hinſtellte, jetzt zu reden anhub. Er ſagte, daß ſie nach Verſailles gekommen wären, um Brot und Geld zu haben, und zu gleicher Zeit die Beſtrafung der Gardes-du-Corps zu erlangen, welche die patriotiſche Cocarde geſchmäht und mit Füßen getreten hätten!

Die Weiber aber erhoben ſich von den Abgeordneten-Bänken, und ſchrieen und kreiſchten gleichzeitig wie mit einem einzigen fürchterlichen Ton, daß man ihnen und der Stadt Paris Brot ſchaffen müſſe!

Der Präſident begnügte ſich ihnen bemerklich zu machen, daß die Nationalverſammlung ſchon ſehr viel gethan, um die Zufuhr von Nahrungsmitteln nach Paris zu befördern, und daß man noch auf neue Mittel und Decrete dafür ſinnen wolle, daß aber die Bürgerinnen, wie Mounier ſie galant genug nannte, einſtweilen wohl thäten, ſich wieder in Frieden nach Paris zurückzubegeben.

Das genügt nicht! riefen jetzt mehrere tiefe und gewaltig tönende Baßſtimmen, die aber den Lippen der unter die Abgeordneten verſtreuten Damen angehörten.

Sprich Du doch, Deputirter! ſagte eine hochgewachſene, im Gewicht ihres Embonpoints majeſtätiſch thronende Poiſſarde zu ihrem Nachbar, indem ſie von der patriarchaliſchen Gewohnheit des Dutzens, die im Fiſchweiber-Staat herrſchte, einen für die Situation ungemein feierlichen Gebrauch machte.

Und Du halte Deinen Mund, Deputirter! ſagte eine Andere, indem ſie einen beim Volke wenig beliebten Abgeordneten, der ſich eben zum Reden erheben wollte, an den Rockſchößen wieder auf ſeinen Platz niederzog. In dieſem Augenblick hörte man einige ſchmetternde Kanonenſchläge, die jetzt in kurzen Zwiſchenräumen ſich donnernd wiederholten. Es waren die Kanonen, welche die Poiſſarden aus Paris mitgebracht, und mit denen der größte Theil ihrer Genoſſinnen, die nicht in den Sitzungsſaal hatten Einlaß finden können, ſich unmittelbar in die Avenue des Schloſſes begeben hatten, um dort die Feuerſchlünde einſtweilen zur Ankündigung ihrer Thaten ſpielen zu laſſen.

Man erblickte plötzlich in dem Saal viele bleiche und erſchrockene Geſichter. Da ſtand Mirabeau von ſeinem Platze auf und erhob ſeine Stimme, vor der plötzlich ein tiefes lauſchendes Schweigen auf allen Punkten des Saales eintrat. Er fragte mit ſeiner gebieteriſchen Haltung: mit welchem Recht die Bürgerinnen gekommen wären, um der Nationalverſammlung Geſetze vorzuſchreiben, und die Abgeordneten in ihrem Handeln zu beeinträchtigen? Auch die Bürgerinnen der Halle, wie verdient ſie ſich auch um das Vaterland gemacht, hätten die Pflicht, in dieſer Verſammlung zu ſchweigen und den von der Nation erwählten Geſetzgebern ihren Reſpect zu beweiſen!

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ſämmtliche Frauen in lautſchallende Bravorufe ausbrachen und unaufhörlich in ihre Hände klatſchten, um ihre Freude über den Redner und ſeine kraftvollen Aeußerungen auszudrücken.*)

Ein prächtiger Junge das, dieſer Graf Mirabeau! riefen mehrere Poiſſarden wie aus Einem Munde.

Bravo, mein Sohn! ſagte eine Andere, indem ſie mit einem ungemein naturkräftigen Knix vor ihn hintrat und ihm alsdann mächtig die Hände ſchüttelte.

Mirabeau wandte ſich darauf gegen den Präſidenten und beantragte, auf der Stelle eine Deputation zu ernennen, die, mit dem Präſidenten an der Spitze, ſich noch in demſelben Augenblick zum König begeben ſolle, um ihn zu einer unzweideutigen und ohne Verzug zu erklärenden Annahme der bis jetzt fertig gewordenen Verfaſſungs-Artikel zu beſtimmen. Dieſe Deputation ſollte dann von Seiner Majeſtät zugleich eine ſchleunige Abhülfe für Paris begehren, die der Lebensmittelnoth abhelfen und die Nahrungsverhältniſſe der Hauptſtadt befriedigend ordnen könne.

Von Neuem brach jetzt der Jubel über Mirabeau bei den weiblichen Inſaſſen des Sitzungsſaales los. Die Deputation wurde raſch, dieſem Antrag gemäß, ernannt, und Mounier erklärte ſich bereit, mit den dazu beſtimmten Mitgliedern abzugehen, als in dieſem Augenblick die Damen der Halle ſich ſtürmiſch erhoben, und ihren Willen zu erkennen gaben, mitzugehen und dem König ebenfalls ihren Beſuch zu machen. Keine Vorſtellungen halfen, ſie von dieſem Vorſatz abzubringen, und man war froh, ſie endlich nur dazu beſtimmen zu können, daß nicht mehr als ſechs dieſer Damen mit zum König eintreten wollten. Indeß brach doch jetzt der ganze Schwarm theils tobend, theils lachend und kichernd auf, um der Deputation zu folgen.

---

*) Mémoires de Rivarol p. 278. Ferrières I. 323.

Draußen floß der Regen in Strömen herab. Die Abgeſandten der Nationalverſammlung hatten ſich, um keine Zeit zu verlieren, zu Fuß auf den Weg begeben, und die Weiber zogen ihnen mit jauchzenden und heulenden Ausrufungen zum Schloſſe nach, an deſſen Zugängen unabſehbare Volksmaſſen ſich umhertrieben. Zugleich erblickte man dort den größten Theil des Poiſſardenzuges, der ſich voraus nach dem Schloſſe begeben, aber nur bis zum erſten Gitter gelangt war, wo er ſich in einer Art von Schlachtordnung aufgeſtellt hatte. Weiter hatten die Gardes-du-Corps, welche den Place d'armes beſetzt hielten, die Annäherung an das Schloß nicht geſtattet, doch ſchien ihnen verboten, von den Waffen Gebrauch zu machen, obwohl die Maſſen es an Verhöhnungen und Drohungen gegen ſie nicht fehlen ließen.

Man ließ die Mitglieder der Nationalverſammlung, ſobald ſie erkannt waren, mit großer Ehrerbietung vorwärtsziehen, und umgab ſie ſogar mit einem Geleit, welches aus jenen zerlumpten, mit Piken, Beilen und Stöcken bewaffneten Männern beſtand, die mit den Poiſſarden aus Paris hergezogen waren. Unter dieſer ſeltſamen Bedeckung gelangten die Deputirten in den inneren Schloßhof, um ſich bei dem König melden zu laſſen. Der weibliche Theil ihrer Geſandtſchaft hatte ſich aber auf dieſem Wege mehr als verdoppelt, da ſich noch einige Pariſerinnen von ſo ſtarker und gewaltthätiger Conſtitution, daß ihnen nicht leicht zu widerſtreben war, mit eingedrängt hatten.

Der König war ſchleunigſt von der Jagd zurückgekehrt, nachdem er durch ſeinen Stallmeiſter, den Marquis von Cubières, welchen die Königin in ihrer Angſt nach ihm ausgeſandt hatte, glücklich aufgefunden worden war. Bei ſeiner Ankunft, fielen auf dem Platz vor dem Schloſſe einige Flintenſchüſſe, die zwiſchen den Gardes-du-Corps und dem ſie neckenden Volke gewechſelt wurden, und wodurch einige Kugeln gegen die Mauern des Sitzungsſaales der Nationalverſammlung prallten. Der erſte Befehl aber, welchen

Ludwig XVI. ertheilte, war dahin gegangen, daß die Truppen ſich durchaus des Feuerns enthalten ſollten. Als ihn der Prinz von Luxembourg, der Capitaine der Gardes-du-Corps um weitere Verhaltungsbefehle erſuchte, ſagte der König ſogar ſcherzend: „Wie? Verhaltungsbefehle gegen Fiſchweiber? Ich muß annehmen, daß Sie Kurzweil treiben wollen.“

Das Vorzimmer des Königs hatte ſich inzwiſchen mit einer bedeutenden Anzahl von Perſonen angefüllt, unter denen ſich auch Necker und der Miniſter des Innern, Herr von St. Prieſt, befanden. Hier und da wurden vertraute und leiſe Unterhaltungen angeknüpft, und man begann in dieſem Kreiſe ſeltſamer Weiſe ſchon darüber zu verhandeln, ob der König abreiſen ſolle oder nicht, und ob es nicht zur Sicherung des Throns einſtweilen das Gerathenſte wäre, wenn ſich der König in eine Provinz zurückzöge. *) Mounier ſtand mit den Abgeordneten und den Poiſſarden längere Zeit in dieſem Kreiſe, ehe er zum König vorgelaſſen wurde.

Ludwig XVI. empfing die Deputation mit jener einfachen und rührenden Güte, die bei ihm zugleich auf dem Grunde einer des Beſten ſich bewußten Ge-

---

*) Madame de Staël Mémoires et considérations sur la révolution française I. ch. XI.

ſinnung erſchien, und in dieſem Augenblick mehr von der Stärke als von der Schwäche ſeines Weſens an ſich hatte. Mounier trug zuerſt die Begehren der Nationalverſammlung vor und entwarf dann mit beredten und nachdrucksvollen Worten eine Schilderung des Elends, welches die Bevölkerung der Hauptſtadt heimgeſucht habe. Ludwig XVI. antwortete, daß er Nichts unverſucht laſſen werde, um alle Uebel zu heilen, und der Ton ſeiner Stimme war dabei ſo hinreißend geweſen, daß den Frauen die Thränen in die Augen traten. *) Mounier bat um eine Stunde, in welcher er die Erklärung Seiner Majeſtät über die reine und einfache Annahme der Conſtitutions-Artikel und der Menſchenrechte, die von der Nationalverſammlung erbeten worden ſei, empfangen dürfe. Der König beſtimmte die neunte Stunde deſſelben Abends. Es war jetzt gegen ſechs Uhr. Darauf zog ſich der König, nachdem er freundlich und herzlich gegrüßt, in ſein Cabinet zurück, wohin er die Miniſter zur Berathung berief.

Inzwiſchen hatten ſich unten auf dem Platz und den Vorhöfen des Schloſſes die Zuſtände bedeutend zu verſchlimmern angefangen. Die fort-

---

*) **Rivarol** p. 278.

dauernden Reibungen zwiſchen den dort ſich umhertreibenden Volksmaſſen und den Gardes du Corps hatten die übelſte Wendung genommen. Man verſuchte jetzt gewaltſam durch das Gitter in das Innere des Schloßhofes einzudringen, und ein Soldat der Nationalgarde von Verſailles, die ſich mit den revolutionairen Zuzüglern von Paris verbündet hatte, ſchoß einen Hauptmann der Gardes du Corps vom Pferde herunter. Dies wurde das Signal zu einem fürchterlichen Maſſacre, das ſich bald von allen Seiten erhob, und bei dem die Gardes du Corps in dem ſchlimmen Nachtheil ſich befanden, daß ſie dem Befehl des Königs, von den Schießwaffen keinen Gebrauch zu machen, treu zu bleiben ſuchten. Das Volk aber hatte ein mörderiſches Feuer gegen die Soldaten zu richten begonnen, und die Nationalgarde von Verſailles machte Miene, mit einer Kanone zu ſchießen, die vor den Kaſernen der alten franzöſiſchen Garden aufgeſtellt war.

Ludwig XVI. ſandte den Befehl herunter, daß die Soldaten den Platz gänzlich räumen und ſich in ihre Kaſernen zurückziehen möchten. Er hoffte, daß durch dieſen Rückzug das Volk ſich beruhigt finden würde. Die Gardes du Corps bildeten ſich jetzt zu einer Colonne und verließen den Place d'armes, aber das Volk hatte ſeine Flinten von Neuem geladen und verfolgte die Abziehenden, denen es bis zu ihren Ställen hin einen unaufhörlichen Kugelregen nachſchickte. In allen Straßen, aus allen Häuſern wurden ſie jetzt auf dieſem Wege von Schüſſen empfangen, viele ſanken todt von ihren Pferden herab, und der größte Theil zog ſich in einer muſterhaften Ordnung zurück, ohne eine Gegenwehr zu üben.

Dieſer Vorgang hatte jetzt die größte Beunruhigung im Innern des Schloſſes hervorgerufen. Im Rath der Miniſter, welche um den König verſammelt waren, wurde jetzt mit größerem Nachdruck als bisher das Wort Flucht ausgeſprochen. Aber der König wies jeden Gedanken an eine Flucht mit ſtillem Ernſt zurück. Dann ſchlugen die Miniſter vor, wenigſtens die Königin und den Dauphin abreiſen zu laſſen. Aber als ſie die Wagen bereits heranfahren ließen, hieb das Volk den Pferden die Stränge ab, zerbrach die Räder, und lief mit dem Wuthſchrei durch alle Straßen, daß man die Flucht des Königs nach Metz verhindern müſſe!

Marie Antoinette aber war zu dem König in das Gemach getreten, und hatte ihm mit einer hohen muthvollen Stimme erklärt, daß ſie ihn niemals verlaſſen, daß ſie mit ihm ſterben würde! Der König betrachtete ſeine Gemahlin mit einer ſtaunenden Zuverſicht und Freude. Ihr Geſicht ſtrahlte von einer heldenhaften Entſchließung, und das ängſtliche Zagen, welches noch vor Kurzem auf demſelben geherrſcht, war verſchwunden. In ihren ſchönen Augen blitzten nicht mehr die früheren Thränen, ſondern ein Feuer, das den König mit Bewunderung und Kraft erfüllte. Es war gegen zehn Uhr Abends. Die Königin bemerkte ein Papier in den Händen des Königs, und ſie fragte ihn mit ihren Augen danach. Der König erwiederte, das ſei die ſchriftliche Erklärung, die er abgegeben, und wodurch er ſich zur Annahme der ihm von der Nationalverſammlung geſtellten Begehren bekannt habe. Die Königin zuckte einen Augenblick unwillkürlich zuſammen, zeigte aber ſogleich wieder ihre ruhige, faſt heitere Miene. Dann ließ der König Mounier rufen, der ſchon ſeit einer Stunde wieder in der Antichambre auf dieſe Antwort harrte. Ludwig händigte ſie ihm mit einem lächelnden, gütevollen Blick ein, obwohl er kurz zuvor vernommen, daß Mounier in der Mitte des Regiments von Flandern geſehen worden ſei, als er daſſelbe eben mit aufwiegelnder Beredſamkeit zum Abfall von der Sache des Königs zu ermahnen geſucht. Dies Regiment hatte ſich auch bereits geweigert, zu den Waffen zu greifen, und in den Schloßhof einzurücken. Denn vor einer Stunde war der König zweifelhaft und bange über die Lage der Dinge geworden und hatte nach dieſem Regiment geſchickt. Er hatte auch ſeine getreuen Gardes du Corps, die er vorher zurückgeſandt, wieder nach dem Schloſſe rufen laſſen. Ein großer Theil derſelben hatte ſich auch ſogleich wieder geſtellt, obwohl viele mit tiefen und gefährlichen Wunden, denn in allen Straßen, durch welche ſie geritten, war abermals und von allen Seiten auf ſie geſchoſſen worden.

Nach zehn Uhr traf plötzlich ein Adjutant des Marquis von Lafayette aus Paris auf dem Schloſſe von Verſailles ein, der dem König meldete, daß Lafayette an der Spitze der geſammten Nationalgarde von Paris im Anzuge begriffen ſei und binnen Kurzem in Verſailles eintreffen werde. Die unendliche Verwirrung des Miniſterraths ſchien bei dieſer Nachricht nur zu ſteigen. Denn zu gleicher Zeit wurde bekannt, daß Lafayette zu dieſem Ausmarſch durch den Ausſchuß der Pariſer Commune ſelbſt bevollmächtigt worden ſei. Man hielt ſich überzeugt, daß er neue Forderungen von Paris aus überbringen würde. Der König äußerte, daß man in Ruhe und ohne Mißtrauen die Ankunft des Generals erwarten müſſe.

Zur Königin ſagte er, daß ihm doch auch noch etwas übrig geblieben ſei, um ſich der Armee des Marquis von Lafayette entgegenzuſtellen, nämlich ſein eigener Degen!

Indeß fühlte ſich der König, je mehr die Nacht hereinbrach, mehr und mehr von einem eigenthümlichen Wunſch bewegt, dem er jetzt Ausdruck leihen mußte. Er hielt es nämlich für gerathen, ſich in dieſer gefahrvollen Stunde mit der Unverletzlichkeit der Repräſentanten der Nation zu umgeben, und ließ deshalb dem Präſidenten der Nationalverſammlung ſeinen Wunſch ausſprechen, ihn in dieſer Nacht bei ſich auf dem Schloſſe zu ſehn, und zwar mit einer ſo großen Anzahl von Abgeordneten, als er nur immer mit ſich herbeiführen könnte. Da durch die Volksmaſſen, welche inzwiſchen in den Saal des Menus geſtrömt waren, die Sitzung längſt aufgehoben worden, ſo ließ Mounier von Straße zu Straße durch einen Tambour die Repräſentanten der Nation herbeirufen, ſoviel er nur deren habhaft werden konnte. Endlich erſchien der Präſident ſelbſt mit den hervorragendſten Mitgliedern der Verſammlung auf dem Schloſſe. Unter dieſen ſah man auch Mirabeau, den Grafen de la Marck, Volney, Robespierre, Guillotin, und viele andere. Einige von ihnen hatten Waffen angelegt, was den peinlichen Ernſt und Drang des Augenblicks ungemein erhöhte. Mirabeau führte einen Säbel an einem Bandelier, den er bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal dem ſchwarzen Kleide des dritten Standes, das er jederzeit trug, hinzugefügt hatte.

Endlich gegen Mitternacht war Lafayette mit zwanzigtauſend Mann Nationalgarden in Verſailles angelangt. Seine Trommel erſchreckte zuerſt den Weibertrupp der Poiſſarden, die ſich auf dem Place d'armes jetzt zu einer vollſtändig kriegeriſchen Stellung formirt hatten, und eine Patrouille ausſchickten, um die Abſichten dieſes neuen Ereigniſſes erforſchen zu laſſen. Lafayette aber ließ ſeine Armee im Angeſicht des Schloſſes Halt machen und ſtellte ſich auf dem Platz und den Zugängen des Schloſſes und in allen angränzenden Straßen in einer feierlichen Ordnung auf. Dann ſtieg er vom Pferde und begab ſich, begleitet von den Commiſſarien, welche ihm die Commune von Paris mitgegeben, zum König in das Schloß. In einer kurzen Anrede erklärte Lafayette dem König, daß er mit allen Nationalgarden von Paris gekommen ſei, um die Ordnung und Ruhe wieder herzuſtellen, und den Frieden des Königs mit der Nation dauernd zu vollenden. Die Forderungen der Pariſer Commune ließ er durch die Commiſſarien ſelbſt vortragen. Dieſelben beſtanden in vier Punkten. Der König möge den Dienſt in ſeinem Schloſſe nur durch die Nationalgarde verſehen laſſen; er möge der Commune Einſicht in alle Acten über die Verpflegung von Paris gewähren; er möge die Menſchenrechte einfach genehmigen; er möge Paris zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte wählen.*)

Der König erwiederte, den erſten Punct werde er gern genehmigen. Der zweite und dritte ſeien ja ſchon erledigt. Was den vierten Punct anbetreffe, daß man die Verlegung ſeiner Reſidenz nach Paris wünſche, ſo liege dies gewiß nicht außerhalb ſeiner Neigung, aber er werde es verziehen, darüber noch nach ſeinem Gefallen ſich beſtimmter zu entſchließen.

Nach dieſer Unterredung eilte Lafayette zur erſten Ausführung ſeiner Sendung. Er beorderte die Abtheilungen der Nationalgarde, welche jetzt in das Schloß rücken ſollten, um alle Poſten in demſelben zu beſetzen. Die übrigen Bataillone wurden in den Kirchen und anderen Gebäuden der Stadt untergebracht, oder ſie lagerten auf den Straßen, bei fröhlich flackerndem Wachtfeuer. Dieſe Feuer wurden zugleich eine Anlockung für die übrigen Volksmaſſen, welche, unruhig umherſchwärmend und immer aufgeregter werdend, die Nacht auf den Straßen zubringen zu wollen ſchienen. Allmählig begann die ganze Weiber-Colonne, mit all ihrem Anhang aus den Pariſer Faubourgs, ſich in der Nähe dieſer Wachtfeuer anzuſiedeln, wodurch viel Spaß und Tollheit, aber auch neue Aufregung und Luſt zu vermeſſenen Unternehmungen entſtanden. Man verabredete ſich, die Caſerne der Leibwache zu ſtürmen und dieſe verhaßte Truppe gänzlich aufzureiben.

---

*) Sybel Geſchichte der Revolutionszeit I. 69.

Obwohl dieſe drohenden Anzeichen ihm gemeldet waren, ſo verließ doch der General Lafayette ſchon bald nach Mitternacht das Schloß, um, da er ſich erſchöpft und ruhebedürftig fühlte, im Hôtel Noailles ſein Nachtquartier zu nehmen. Auch die Mitglieder der Nationalverſammlung, die bis dahin in einem Saal des Schloſſes vereinigt geweſen, entfernten ſich jetzt. Es ſchien wieder eine Stunde des Friedens im Schloſſe von Verſailles eingekehrt zu ſein. Der König und die Königin begaben ſich in ihre Gemächer, um den Schlummer zu ſuchen. Eine wunderbare Stille und Lautloſigkeit begann plötzlich im ganzen Schloſſe zu herrſchen.

Draußen aber brach in der Stille der Nacht ein neues und gewaltiges Toben an, das zuerſt vor der Caſerne der Gardes-du-Corps ſein Ziel ſuchte. Die

Caſerne erlag ſofort den wüthenden Volkshaufen, welche in übermächtiger Anzahl eindrangen, und Alles vor ſich niederzuwerfen und zu zerſtören ſuchten. Die nur in geringer Anzahl anweſenden Garden ſuchten ſich durch die Flucht zu retten, und nahmen ſchleunigſt ihren Weg zum Schloſſe des Königs hin. Mehrere von ihnen wurden getödtet, oder auf entſetzliche Weiſe verſtümmelt.

Jetzt aber, als der Morgen heraufzudämmern begann, wandte ſich wie in einer ſtillſchweigenden Uebereinſtimmung der Maſſen ihre raſende Unternehmungsluſt dem Schloſſe zu. Man fand einen Eingang zum Schloſſe von ſeiner Wache verlaſſen, und durch dieſen ergoß ſich zuerſt die brauſende Menge, die bald alle Höfe und Corridors überſchwemmte und erſt leiſe und vorſichtig, dann mit ungezügelter Wuth losſtürmend, zu den Königlichen Gemächern vorzudringen ſtrebte. In dieſem Augenblick erſcholl plötzlich ein wunderbarer Laut aus dieſen ſich in den Corridors fortwälzenden Haufen. Die Stimme rief mit einem ſeltſam ſchneidenden und ziſchenden Klang: „der Kopf der Königin!“, und von einem fürchterlichen Drohgeheul, das dieſem Ausruf folgte, erſchallte jetzt das ganze Königsſchloß in allen ſeinen Räumen. Man drang weiter vor, tödtete einige Leibwachen, die auf den Gängen ihre Poſten hatten, und fand zuerſt einen hartnäckigen Widerſtand an der Schildwache, die vor der Thür des Schlafzimmers der Königin ſtand, und ſich ſo lange vertheidigte, bis ſie unter den auf ſie geführten Streichen der Piken und Flintenkolben zuſammenſtürzte.

Von den furchtbaren Stößen, welche gegen die Thür geführt wurden, war Marie Antoinette erwacht und in ihrem Bett hoch emporgefahren. In demſelben Augenblick ſtürzte ihre Kammerfrau herbei, und benachrichtigte die Königin von den ausgebrochenen Schreckniſſen, vor denen kaum noch ein Entrinnen möglich ſchien. Marie Antoinette ſprang aus ihrem Bett und eilte, ohne ſich noch Zeit zum Ankleiden zu gönnen, nackt, nur mit dem Nachthemd bekleidet, zu einer Seitenthür ihres Gemaches hinaus, die in einen inneren Corridor führte, einen langen und engen Gang, durch welchen das Gemach der Königin mit dem Oeil de boeuf und von dort mit den Zimmern des Königs in Verbindung ſtand. Vom Entſetzen getrieben, eilte die Königin über dieſen Gang dahin, fand jedoch zu ihrem neuen Schrecken die Endthür des Corridors verſchloſſen, an der ſie erſt einige Minuten lang klopfen mußte. Dann aber konnte ſie ſich mit einem lauten Freudenſchrei in die

Arme des Königs retten, der ihr entgegenkam und ſie an ſeine Bruſt drückte.*)

Unterdeſſen hatte der tobende Haufen, welcher das Schlafzimmer der Königin in düſtern Abſichten belagerte, die Thür eingeſchlagen, und war mit einem nach ſeiner Beute verlangenden Gebrüll jetzt in das Innere des Gemachs eingedrungen. Man ſtürzte ſogleich bis zum Bett der Königin vor, und ein Mann mit einem großen rothen Bart, der eine bekannte Figur in der Verbrecherwelt von Paris war, zog mit einem grinſenden Lachen die Vorhänge des Betts herunter. Mit einem allgemeinen Aufſchrei wurde bemerkt, daß das Bett leer war und die Königin ſich nicht mehr darin befand. Die Pikenmänner warfen ſich jetzt über das Bett hin, riſſen die Kiſſen herunter, und durchbohrten dieſelben mit ihren Waffen.

In dieſem Augenblick trat Mirabeau ein und betrachtete mit Empfindungen, die ihn auf das Wunderbarſte überwältigten, dieſen Ort, der die Scene eines ſo widerwärtigen Frevels geworden war. Er war, mit mehreren anderen Mitgliedern der Nationalverſammlung, auf die bald durch ganz Verſailles gedrungene Schreckenskunde von den Vorgängen im Schloſſe, wieder hierher zurückgeeilt, und der überall verbreitete Ruf, daß das Leben der Königin bedroht werde, hatte ihn unmittelbar zu dieſen Gemächern hergetrieben, wo er ſoeben in der größten Aufregung, und mit dem glühenden Wunſch, die Königin retten zu können, angelangt war.

---

*) Weber I. 446.

Mit einer flammenden Gebärde trat er jetzt vor das Bett der Königin hin, und zog den an ſeiner Seite hängenden Degen, indem er damit die Unfugtreibenden zurückzujagen ſuchte. Er breitete ſich dabei über das Bett hin, in welchem Marie Antoinette noch vor wenigen Minuten gelegen und geſchlummert hatte, und die eine ſeiner Hände ruhte eine Zeitlang auf dem Pfühl, der noch warm von dem Körper der Königin zu ſein ſchien. Dieſe Wärme erfüllte ihn jetzt wie mit einem elektriſchen Strom, und er vergaß der ihn umdrohenden Gefahr, indem er ſich von einem Schauder des Entzückens in allen ſeinen Gliedern durchdrungen fühlte.

Man hatte in dem Haufen den Grafen Mirabeau erkannt, und ſchien es nicht ſo ernſt nehmen zu wollen, daß Mirabeau ſich zu einer Abwehr gegen ihr Beginnen aufgeſtellt hatte. Man beachtete ihn kaum, da man ſchon im Begriff geweſen war, dies nutzloſe Treiben von ſelbſt wieder zu verlaſſen und zu anderen Nachforſchungen im Schloſſe eilig fortzuſtürmen.

Als Mirabeau ſich aus der träumeriſchen Verzückung, in welche er am Bett der Königin gerathen war, wieder emporrichtete, ſah er ſich faſt allein in dem Gemach. Nur im Hintergrunde deſſelben bewegten ſich noch einige Geſtalten auf und nieder, die ihm aber fern blieben. Seine Augen wandten ſich immer wieder zu dem Bett der Königin zurück, das in dem Gewühl der Zerſtörung, in dem es vor ihm lag, zugleich Anſchauungen in ihm wachrief, von denen er ſich nicht losreißen zu können ſchien.

Jetzt fühlte er plötzlich, daß ihm eine ſtarke Hand auf die Schulter klopfte, und als er ſich faſt erſchrocken umwandte, ſah er in das ernſte, kalte, ihn ſpöttiſch anblickende Geſicht des Abgeordneten Pétion.

Ein feſſelnder Anblick für die Männer der linken Seite, ſagte Pétion grinſend, indem er auf das zerwühlte und zerfetzte Bett der Königin hindeutete. Unſer College Mirabeau ſcheint noch nach einigen Parfüms aus der Atmoſphäre der ſchönen Marie Antoinette zu ſuchen. Hallo, iſt das nicht auch ein Verrath an der Volksſache, bei dem wir den Grafen Mirabeau hier ertappen?

Mirabeau, der unwillig einige abweiſende Worte erwiederte, bemerkte jetzt zuerſt, daß ſich in dieſem Augenblick ein ganzer Kreis von Abgeordneten um ihn gebildet hatte, unter denen er namentlich Robespierre, Barnave und den Doctor Guillotin erkannte. Die beiden erſteren ſahen Mirabeau mit mißtrauiſchen und zürnenden Blicken an. Aber Doctor Guillotin, der ſtets ein ungemein ſanftes und einnehmendes Lächeln auf ſeinem Geſicht hatte, reichte Mirabeau freundlich die Hand, obwohl mit den einigermaßen ſpöttiſch hinzugefügten Worten, daß er es entſchuldigen möge, wenn man ihn aus ſchöneren Träumen in die Wirklichkeit zurückverſetzt habe.

Mirabeau ſchwieg, indem er mit ruhig übereinandergeſchlagenen Armen dieſe Herren betrachtete, mit deren revolutionairem Feuereifer er ſchon in der letzten Zeit bei den Debatten der Nationalverſammlung ſehr häufig in Widerſpruch getreten war, und deren Haß er ſich mehrfach erworben zu haben glaubte.

Es war immerhin ein herzbrechender Anblick, den Grafen Mirabeau zu ſehen, wie er das Bett der Königin gegen die wackern Männer des Volkes ſchützte! rief Robespierre mit einem wilden und verächtlichen Ausdruck. Steht er nicht da, wie der Hoheprieſter der Reaction an dieſer Bundeslade der Königlichen Gnaden? Und viel Gnaden ſind ſicherlich ſchon in dieſem Bett ausgetheilt worden, Graf Mirabeau! Warum iſt man aber auch verſpäteter Royaliſt?

Dies Bett iſt allerdings ſo ſchön und ſüß, daß es ſich ſogar angenehm darin ſterben würde! ſagte der weichere Barnave, indem er zu dem Bett der Königin hinüberblinzelte.

Für eine angenehme Todesart laßt nur hier unſern Doctor Guillotin ſorgen! rief Robespierre mit einem rohen Lachen. Er hat eine wunderbare Köpfmaſchine erfunden, von der ich neulich die Zeichnung bei ihm eingeſehen habe. Damit werden die Köpfe ſo mild und ſanft abgehn, daß man es für eine Wohlthat der Menſchheit halten wird, wenn die Maſchine nur erſt zu arbeiten anfängt. Und dies wird hoffentlich bald geſchehen.

In der That, iſt die Köpfmaſchine fertig, Doctor Guillotin? fragte Barnave begierig.

Ich kann mich deſſen noch immer nicht rühmen, entgegnete Guillotin mit ſeinem freundlichen Kinderlächeln. Unſer Freund Robespierre eilt damit gar zu ſehr. Ich werde den mir übertragenen Bericht über das peinliche Geſetzbuch wohl erſt gegen Ende dieſes Jahres abſtatten können, und damit will ich zugleich meine Maſchine vorlegen, an der ich noch jeden Tag verbeſſere, und die, wenn ſie mir ganz gelingt, in der That ein Triumph der Humanität ſein wird.

Nun, ſo wird man wohl inzwiſchen noch andere Mittel finden, um die Verräther des Volks zu treffen, und aus dem Wege zu ſchaffen! rief Robespierre mit einem finſtern Trotz. Seine Augen begegneten ſich dabei auf eine unheimliche Weiſe mit den Blicken Mirabeau's, der, erſtaunt über die ſeltſamen Ahnungen, die ihn in dieſem Augenblick beſchleichen wollten, ihn fragend anſtarrte.

Aber Robespierre hatte ſich in dieſem Augenblick raſch umgekehrt und war aus dem Zimmer verſchwunden. Eben ſo raſch waren ihm Pétion, Barnave und Guillotin gefolgt, und Mirabeau ſah ſich wieder allein in dem Gemach der Königin, in welchem die Ampel, durch die daſſelbe bisher erhellt worden, zu erlöſchen begann. Mirabeau fühlte ſich von einem Schauder ergriffen, den er ſich nicht zu erklären vermochte, und eilte in die erleuchteten Corridors des Schloſſes hinaus, durch welche ein unaufhörliches Menſchengewoge, vermiſcht mit einzelnen räthſelhaften Geſtalten, die Jedermann bekannt ſchienen und doch von Niemand gekannt wurden, ſich hin- und herſchob. Mehrere dieſer Geſtalten trugen Masken, oder hatten ſich die bizarrſten Verkleidungen erwählt, um unkenntlich zu erſcheinen. Durch einen der Gänge glaubte Mirabeau den Herzog von Orléans ſchlüpfen zu ſehen, deſſen bleiches, heut von einem wilden Fanatismus beſeeltes Geſicht ihm auch in einem Winkel des Haupt-Corridors wieder begegnete, wo der Herzog, geheimnißvoll flüſternd, mit ſeinen Vertrauten, dem Herzog von Aiguillon und ſeinem Secretair La Clos, dem Verfaſſer der Liaisons dangereuses, zuſammenſtand und die ferneren Parolen für die Weiterführung dieſes Aufſtandes auszutauſchen ſchien. Auch Marat und die coloſſale, finſter häßliche Geſtalt Danton's, mit den Meduſen-Augen, deſſen Namen zuerſt unter den Vorkämpfern im Baſtille-Sturm genannt worden, glaubte Mirabeau in dieſem beiſpielloſen Gewühl vorbeitreiben zu ſehen.

Plötzlich aber verbreitete ſich wie mit einer Poſaunenſtimme, welche durch alle Räume des Schloſſes ſchmetterte, die Nachricht, daß der General von Lafayette angekommen ſei. Aus ſeinem Schlaf erweckt, dem er ſich in ſo auffallender Sorgloſigkeit überlaſſen, hatte er ſich auf ſein Pferd geworfen und war in Sturmeseile zum Schloſſe hergeritten. Ihm folgten ſtarke Abtheilungen der Nationalgarde, die ſich auf ſeinen Befehl ſofort im Schloſſe vertheilten und alle Verbindungsgänge in demſelben beſetzten.

Die in demſelben angeſammelt geweſenen Volkshaufen wurden wie mit einem einzigen Stoß hinausgedrängt, wogten aber noch auf den Höfen des Schloſſes in einer unentwirrbar tobenden Maſſe weiter. In demſelben Augenblick ſtieg eine helle ſtrahlende Herbſtſonne am Horizont empor, und ſchien über den zerſtiebenden Gebilden dieſer furchtbaren Nacht den Anbruch einer Verſöhnung zu verkündigen.

Lafayette ſtand vor dem König und ſuchte Worte der Zuverſicht und der Beruhigung einzuſprechen. Aber zugleich deutete er darauf hin, daß die Abreiſe des Königs nach Paris unerläßlich ſein werde. Ludwig XVI. ſchien ermüdet und ſorgenvoll. Von allen Seiten drängte man ſich jetzt mit der Bitte um ihn her, daß er in die Verlegung der Königlichen Reſidenz nach Paris willigen möchte. Die Königin ſtand abſeits, und vermied es, den Augen des Königs zu begegnen. Endlich ſagte der König mit einem gefaßten und entſchiedenen Ton, daß er gegen Mittag nach Paris abreiſen wolle Dieſe Nachricht verbreitete ſich raſch und ungeſtüm von Mund zu Munde. Unten auf den Höfen begannen die Maſſen bereits hoch zu jubeln.

Der König trat jetzt, an der Seite Lafayette's, auf den Balcon hinaus, um der Menge dieſe Kunde zu beſtätigen, die jetzt mit ungeheueren Freudenſchreien, mit unzähligen Lebehochs für den König und mit dem Feuer der Musketen, das man überall löſte, aufgenommen wurde. Als aber eine Pauſe in dieſen Jubelbezeugungen eintrat, hörte man die heftigſten Flüche und Verwünſchungen gegen die Königin laut werden.

Jetzt führte Lafayette auch die Königin auf den Balcon hinaus. Sie erſchien ohne Zögern und mit einem feſten Auftreten ihrer herrlichen Geſtalt, indem ſie an der einen Hand den Dauphin, an der andern die Madame Royale führte. Da ſchrie von unten herauf eine gewaltige Stimme: Keine Kinder! Marie Antoinette ſtieß mit einer kaum bemerklichen Bewegung der Hand ihre Kinder wieder in den Saal zuzück, und blieb neben Lafayette allein auf dem Balcon ſtehen, indem ſie mit einer unendlichen Ruhe und edeln Würde ihre Arme über der Bruſt faltete, und ohne ſich zu demüthigen, doch ihren Tod zu erwarten ſchien. Jetzt ergriff Lafayette die Hand der Königin und küßte dieſelbe. Da durchdröhnte der einſtimmige Jubelſchrei des Volkes die Luft, und der lange nicht gehörte Ruf: Es lebe die Königin! erſchallte von allen Seiten.

Einige Stunden ſpäter fuhr der Wagen des Königs mit den beiden Majeſtäten über die Landſtraße der Hauptſtadt zu.

Vierzehn Tage darauf folgte die Nationalverſammlung nach Paris, um dort ihre Sitzungen zu halten.

Mirabeau hatte dieſen Vorſchlag gemacht, und dabei erklärt, daß die Nationalverſammlung von der Perſon des Monarchen unzertrennlich ſei!

IV.

Die Reiſe zur Königin.

Es war am 3. Juli 1790, als Mirabeau in Geſellſchaft des Grafen de la Marck in den Wagen ſtieg, um ſich nach Saint-Cloud zu begeben, wohin ſeit längerer Zeit glühende und raſtloſe Wünſche ihn gezogen hatten.

Der Hof verweilte ſeit Anbruch des Sommers auf dem Schloſſe in Saint-Cloud, wo er in einer ſtillen und unthätigen Zurückgezogenheit die Ereigniſſe abwarten zu wollen ſchien. Seine Lage war nicht ſchlimmer, aber auch nicht beſſer geworden, und jeder Tag begann für den König und die Königin mit einer neuen Unſicherheit und endete nur mit einem zweifelhaften und bedenklichen Troſt. Mirabeau glaubte, daß der König etwas Entſchiedenes unternehmen müſſe, um dies lange Krankenlager, auf dem die Monarchie dahinſiechte, zu unterbrechen. Seit einiger Zeit hatte er täglich den Grafen de la Marck beſchworen, ihm eine Zuſammenkunft mit der Königin Marie Antoinette zu verſchaffen. Von einer perſönlichen Unterredung mit der Königin wollte Mirabeau die außerordentlichſten Erfolge hoffen. Er maß ſich die Kraft bei, ihr durch zwei Worte, die er mit ihr wechſelte, andere und neue Ueberzeugungen über das, was zu thun nothwendig ſei, einflößen zu können.

Der Graf de la Marck hatte dieſem Andringen bisher widerſtanden, da er die Abneigung und Scheu, welche die Königin fortwährend gegen Mirabeau hegte, aus erneuerten Geſprächen mit ihr kannte, und es deshalb nicht mehr wagte, von Mirabeau zu ſprechen. Dagegen hatte es jetzt der oeſterreichiſche Geſandte in Paris, der Graf von Mercy, der im Vertrauen der Königin ſeit einiger Zeit den erſten Platz einnahm, übernommen, die Bedenken der Königin zu beſiegen, nachdem er zuvor mehrere Unterredungen mit Mirabeau gehabt, und mit ihm den Plan zur Rettung der Monarchie beſprochen hatte. Mirabeau gerieth in einen Ausbruch des Entzückens, als ihm Graf Mercy geſtern anzeigte, daß die Königin eingewilligt habe, den Grafen Mirabeau am heutigen Tage in Saint-Cloud zu empfangen.

Mirabeau war ſo erregt von dieſer Ausſicht, auf die er lange gedacht und geträumt, daß er eine Zeitlang ſchweigſam und ſtumm im Wagen ſaß und mit La Marck, der ihn auf dieſem Wege zu begleiten gewünſcht, nur eine ſehr nothdürftige Unterhaltung führte.

Der geſprächige La Marck konnte aber dies Schweigen nicht länger aushalten, und mochte es zugleich für ſeine Schuldigkeit anſehn, noch einige wohlgemeinte Winke und Rathſchlüſſe auszutheilen, um Mirabeau vor jeder Uebereilung der Königin gegenüber zu warnen. Indeß, fügte er auch wieder mit ſeiner ihn nie im Stiche laſſenden Verbindlichkeit hinzu, der Graf Mirabeau iſt darin der ächte Ariſtokrat vom Kopf bis zur Zehe, daß ihn in der ſchwierigſten Situation am allwenigſten der Takt verläßt und er ſtets genau weiß, wie weit er gehen, wo er anfangen und wo er aufhören ſoll.

Es iſt ſehr großmüthig von Ihnen, lieber Freund, entgegnete Mirabeau, daß Sie noch auf meine ariſtokratiſche Natur rechnen wollen, nachdem unſere Nationalverſammlung vor einigen Wochen den ganzen Adel abgeſchafft, und ich heut nur noch als Monſieur

Riquetti zur Königin nach Saint-Cloud gehe, während mein Freund, der gute Monſieur Marck, die Güte haben will, mich bis Auteuil zu begleiten!

La Marck lachte über dieſen guten Humor, in dem ſich Mirabeau befand. Er ſchien aber noch mancherlei andere Bedenken auf dem Herzen zu haben.

Ich weiß, daß Sie große und ſegensreiche Entwürfe für Frankreich hegen, lieber Mirabeau, ſagte er nach einer Pauſe. Aber hüten Sie ſich davor, die Königin durch Vorſchläge in Verlegenheit zu ſetzen, die den Finanzpunkt zu ſtark in Anſpruch nehmen könnten. Der Hof hat kein Geld, um irgend etwas Großes und Umfaſſendes jetzt unternehmen zu können. Da es ſich als eine Unmöglichkeit erwieſen hat, die neue Necker'ſche Anleihe zu Gelde zu machen, trotz der Zuſtimmung, mit welcher die Repräſentanten der Nation dieſelben verſehen haben, und kein Banquier auch nur einen Sous darauf hat einzahlen wollen, ſo ſind die Geldmittel des Hofes in dieſem Augenblick auf's Aeußerſte beſchränkt.

Was ich vorſchlagen will, wird nur wenig Geld koſten, aber ſehr viel Geld einbringen, ſagte Mirabeau lächelnd. Ich will den König allein auf meine Koſten retten, wenn er mir verſprechen wollte, die ungeheure Vermehrung aller Staatseinkünfte, die nachher nothwendig entſtehen muß, mit mir zu theilen, oder wenigſtens meine Schulden zu bezahlen.

Er wird mehr als das thun, erwiederte La Marck bedeutſam. Ihr wißt, daß ich in dieſem Betracht mich zu Eurem Geſchäftsführer gemacht habe, und nicht ruhen werde, bis ich Eure Intereſſen auf das Vollſtändigſte wahrgenommen.

Ihr habt Recht, entgegnete Mirabeau nachläſſig, Einer muß doch wenigſtens Geld haben. Wenn die Monarchie nicht bei Kaſſe iſt, ſo muß es doch der Retter der Monarchie wenigſtens ſein! Uebrigens gebt Euch nicht ſo viel Mühe mit dieſer Angelegenheit, mein guter Graf de la Marck! Eure wahrhaft freundſchaftliche Fürſorge für die Verbeſſerung meiner Finanzen verdient zwar den allerhöchſten Dank, aber Ihr kennt mich auch zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ich mir im Grunde aus dem Gelde ungeheuer wenig mache. Ich habe mir ſchon ſo viel Geld in meinem Leben durch die Finger geblaſen, daß ich ziemlich gleichgültig geworden bin, wo dieſes infame Material immer wieder herkommt, denn ich habe jedesmal geſehen, daß man es plötzlich auf irgend eine Weiſe wieder in den Taſchen hat. Und das iſt das beſte Geld, von dem man gar nicht weiß, wo es hergekommen iſt. Immer ganz genau zu wiſſen, wo man ſein Geld herhat, iſt höchſt fatal. Ich habe es Euch wohl nie erzählt, daß Lafayette gegen Ende des vorigen Jahres einmal zu mir kam, und mir, obwohl ich ihn lange nicht geſehn, plötzlich und wie aus der Piſtole geſchoſſen eine Summe von funfzigtauſend Francs anbot. Meine Geldbedrängniſſe waren damals gerade von der abſcheulichſten Art, und es mochte wohl darüber Etwas ruchbar geworden ſein. Aber das Geld ſollte auf die Civilliſte des Königs angewieſen werden, über welche Lafayette, als der Nationalgarden-Souverain von Frankreich, damals faſt nach Belieben zu verfügen ſchien. Dieſe Sache war mir unangenehm, und ich nahm ſie ſo auf, daß nie wieder die Rede davon ſein konnte.*)

Es iſt aber doch ſehr wichtig, Graf Mirabeau, daß wir Sie wieder in ganz geordneten Verhältniſſen haben, bemerkte La Marck mit vielem Ernſt. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht darüber nachdächte und Schritte vorbereitete. Ihr habt verſprochen, mir eine vollſtändige Aufſtellung aller Eurer Schulden zu geben, und ich bitte Euch wiederholt darum.

Auf Euer vieles Zureden habe ich mit dieſer verdrießlichen Beſchäftigung allerdings begonnen, entgegnete Mirabeau lachend. Aber weit bin ich mit ſo empfindſamen Rückerinnerungen nicht gekommen. Ich habe nur ſoviel herausgerechnet, daß die Totalſumme meiner Schulden ſich etwa auf 208,000 Francs belaufen möchte. Aber die Details haben mich zum Theil auf eine ganz fürchterliche Weiſe beläſtigt. Denkt Euch, daß ſich unter meinen unbezahlten Rechnungen ſogar noch der Poſten für das Hochzeitskleid meiner Frau gefunden hat.*) Ich bin überzeugt, wenn dies Emilie von Marignane wüßte, würde ihre ſtolze und empfindliche Seele auf der Stelle jeden Gedanken an eine Wiedervereinigung mit mir aufgeben. Ich hätte faſt Luſt, ihr dies in einem anonymen Briefe melden zu laſſen. Ich habe ſie übrigens ſeit einiger Zeit nicht mehr in der Nationalverſammlung geſehn.

---

*) La Marck I. 130.

Weil Ihr ſelbſt ein ſo ſeltener Vogel in den Sitzungen geworden ſeid, lächelte La Marck.

Ich nehme nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten das Wort, und das genügt in dieſer von Tag zu Tag abgeſtandener werdenden Geſellſchaft, verſetzte Mirabeau mit einer ſtolzen Handbewegung.

Aber laßt uns bei der Sache bleiben, die wir zuvor berührt haben, nahm La Marck von Neuem das Wort. Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, mit dem König im größten Vertrauen zu reden. Er erkannte an, daß Graf Mirabeau der Mann ſein würde, um als ein Organ der Kraft und des Talents für die Wiederherſtellung der zerrütteten Verhältniſſe der Monarchie zu dienen. Er ſchien mir geneigt, jedes Opfer zu bringen, um ſolchen Mann an ſeinen Thron zu feſſeln.

---

*) La Marck I. 159.

Macht mit mir, was Ihr wollt, lieber Graf, erwiederte Mirabeau. Wenn Ihr es durchaus verlangt, will ich mich auch beſtechen laſſen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Monarchie nicht anders vertheidige, als ich es ſchon auf der Tribüne der Nationalverſammlung und durch alle meine ſonſtigen Schritte höchſt unbeſtochener Weiſe gethan habe. Und was ich bisher gethan, war das einzig Rechte, um die Monarchie zu erhalten und wiederherzuſtellen, glaubt es mir! Meine Beſtechung aber ſei eine luſtige Aventüre, nichts weiter. Kann aus dem allgemeinen Finanzſchwindel auch einmal etwas für mich herausgeſchlagen werden, ſo mag es gut ſein. Sei mir jedes Fünffrankenſtück gegrüßt, das ich dem Ruin aller Kaſſen abgejagt habe, aber es falle ganz thatſächlich und ohne viele Redensarten in die Taſche

Mirabeau's, als wenn dieſelbe der reine Schooß der Danaë wäre.

So ſoll es in der That ſein, ſagte La Marck, ſeinem Freunde angelegentlich die Hand ſchüttelnd. —

Die Reiſenden hatten in dieſem Augenblick Auteuil erreicht, wo ſie ſich einſtweilen trennen wollten. Denn nach der zuvor getroffenen Verabredung hatte es La Marck übernommen, in dem Wagen voraus nach Saint-Cloud zu fahren und dort die bevorſtehende Ankunft zu melden. Mirabeau's Einführung bei der Königin ſollte unter ſo geheimen Veranſtaltungen geſchehen, daß ſelbſt den vertrauteſten Hofleuten in der Umgebung Marie Antoinette's keine Ahnung entſtehen könnte. Um durchaus kein Aufſehn irgend einer Art zu erregen, ſollte darum auch Mirabeau allein und in der größten Stille an der ihm bezeichneten Pforte des Parks von Saint Cloud eintreffen.

In Auteuil wohnte ſeit einiger Zeit die liebenswürdige Marquiſe von Arragon, die Nichte Mirabeau's, welche er ſeit dem Tode ſeines Vaters nur wenig geſehen, und in deren Hauſe er erſt einen Augenblick verweilen wollte, um ſich von dort auf einem Pferde, das für ihn bereit gehalten wurde, zu der ihm beſtimmten Stunde nach Saint-Cloud zu begeben.

Kurze Zeit darauf ſaß auch der Reiter zu Pferde, nachdem er zuvor noch einen prüfenden Blick auf die Sauberkeit ſeiner Toilette geworfen, in der er ſich der Königin nahen wollte. Mirabeau hatte auch heut das Koſtüm des dritten Standes, jedoch mit einigen eleganten Veränderungen, welche die Cravate und Weſte betrafen, angelegt. Aber er zeigte ſich unterwegs ernſtlich bemüht, den Staub, welcher ſeinem Frack von der Landſtraße her, zuflog, auf demſelben nicht aufkommen zu laſſen.

Es war ein ſchöner, ſonnenheiterer Julitag. Die Wangen Mirabeau's, die in der letzten Zeit, in Folge mancher Erſchütterungen, die mit dem Geſundheitszuſtand Mirabeau's vorgegangen zu ſein ſchienen, oft mit einer kränklichen, gelben Bläſſe bedeckt waren, ſchimmerten heut wieder in einer lebensfriſcheren Röthe. Seine ganze Geſtalt dehnte ſich in einer neuen, jugendlichen Elaſticität im Sattel. Die Geſtalt der Königin ſchien ihm in der Ferne zu winken, und mit immer heißerem Ungeſtüm flog er über die Landſtraße dahin. —

V.

Der Retter der Monarchie.

An der ihm bezeichneten Pforte, welche in den Park des Schloſſes von Saint-Cloud führte, hielt Mirabeau mit ſeinem Pferde ſtill. Ein vertrauter Kammerdiener der Königin hatte ihn dort bereits erwartet, und nahm ihm, nachdem Mirabeau abgeſtiegen war, das Pferd ab, um es in einem der nahegelegenen Stallgebäude unterzubringen. Dann näherte er ſich ihm wieder mit einer Gebärde, die Vorſicht und Schweigen anzuempfehlen ſchien, und öffnete die Gartenpforte, indem er ihm eine der dunkelſten und dichtverſchlungenſten Alleen des Gartens bezeichnete, welche ſie jetzt einzuſchlagen hätten. Dieſer Gang wurde ſtill und mit Vermeidung jedes Geräuſches zurückgelegt und darauf der Weg zu den für die Königin beſonders vorbehaltenen Gärten genommen. Dort, auf einer Anhöhe, lag ein von Akazien und Plantanen maleriſch umhegter Pavillon, auf welchen der Führer mit einem ſtummen und ehrerbietigen Wink hindeutete, indem er dann in denſelben eintrat, und mit den leiſe geflüſterten Worten zurückkehrte, daß Ihre Majeſtät die Königin den Grafen Mirabeau erwarte.

Mit beflügelten, muthig vertrauenden Schritten begab ſich jetzt Mirabeau in den Pavillon. *)

Marie Antoinette erhob ſich bei ſeinem Eintritt von einem Seſſel in der Ecke des Salons, und ſchritt ihm zögernd und mit ſichtlicher Unſchlüſſigkeit entgegen. Sie war ganz allein. Eine tiefe Stille und Abgeſchiedenheit herrſchte in dem Gemach, in dem ſchon einige dämmernde Schatten des herannahenden Abends ſich auszubreiten begannen.

Die Königin hatte den tiefen Gruß Mirabeau's mit der hinreißenden Würde und Anmuth erwiedert, die ihr auch jetzt, wo ſie in einem heftigen Kampf und Widerſpruch ihrer Gefühle begriffen ſchien, in bezaubernder Weiſe eigen geblieben waren. Mirabeau

---

*) Die Angabe La Marck's (I. 189.) daß Mirabeau von der Königin in einem ihrer Gemächer im Schloſſe empfangen worden, ſcheint ein Gedächtnißfehler bei ihm geweſen zu ſein. Uebereinſtimmend wird ſonſt der Pavillon im Schloßgarten genannt. Vgl. auch Madame Campan II. 125.

aber empfand mitten in dem Entzücken, mit dem er die Königin betrachtete, die getheilte Stimmung, von der Marie Antoinette bei ſeinem Anblick beherrſcht wurde. Er fühlte genau, was in ihr vorging, er ſah den Schrecken, der in einer augenblicklichen Bläſſe ihrer Wangen ſich kundzugeben ſchien, die herrliche, ſanft zu ihm herübergeneigte Geſtalt plötzlich ſchwanken und leiſe in ſich erbeben ließ und ihrem Auge einen ängſtlich irrenden, ungewiſſen Ausdruck gab.

Mirabeau erinnerte ſich, daß die Königin nie aufgehört hatte, jene Schreckniſſe, welche ſie in der Nacht des 5. Oktober in Verſailles erlitten, mit ſeiner Perſon in Verbindung zu ſetzen. Und ſeitdem waren kaum neun Monate verfloſſen, daß man ihr das fürchterliche Mitglied der Nationalverſammlung als ein entſetzliches Ungeheuer geſchildert, und ihr geſagt hatte, es ſei Mirabeau geweſen, der an der Spitze einer Bande von Räubern in ihr Schlafgemach eingedrungen ſei, um die Königin zu ermorden! Die Nationalverſammlung ſelbſt hatte ihn freigeſprochen von jedem Verdacht, der deshalb auf ihm ruhen konnte, aber er ſah, daß die Königin dieſen Verdacht gegen ihn tief in ihrem Herzen behalten hatte.*)

---

*) La Marck I. 190.

Bei dieſem Gedanken trat jetzt ein Lächeln auf ſein Geſicht, in dem er den Ausdruck ſeines frohen und ſtolzen Bewußtſeins, und das Bekenntniß, wie ſehr die Königin auf ihn und ſeine Hingebung vertrauen dürfe, nicht zurückhalten konnte. Die Königin begegnete dieſem zu ihr herüberfliegenden Lächeln mit einer unwillkürlichen Betroffenheit. Sie trat ihm in ihrer leichten ſchwebenden Haltung, die in dieſem Augenblick von einem unbeſchreiblichen Zauber umfloſſen wurde, einen Schritt näher, und der Entſchluß, den ſie gefaßt, ihm ein freundliches und gewinnendes Wort zu ſagen, ſchien ihr jetzt um Vieles erleichtert worden zu ſein.

Sie hob noch einmal langſam und prüfend ihr Auge zu ihm empor, und ließ daſſelbe mit einer ſichtlichen Beruhigung auf ihm weilen. Dann ſagte ſie mit einer Stimme, der man zuerſt anmerkte, daß ſie einen gewaltſamen Anlauf der Freundlichkeit genommen, die aber bald den freien und natürlichen Ausdruck der Königin wiederfand: Bei einem Feinde gewöhnlicher Art, bei einem Manne, der den Untergang der Monarchie geſchworen hätte, und den Werth derſelben für eine große Nation nicht zu würdigen vermöchte, würde der Schritt den ich in dieſem Augenblick thue, gewiß ſehr übel angebracht ſein; aber wenn man mit einem Mirabeau ſpricht, ſchwinden alle zagenden Bedenken und man giebt ſich ſogleich der Hoffnung hin, ſich über alles Gute, was heut noch übrig geblieben, mit ihm verſtändigen zu können![*])

Die Königin hielt jetzt lächelnd inne. Sie ſchien zufrieden mit dieſer geſchickten Wendung, mit der ſie die Einleitung gefunden. Die Worte „ein Mirabeau“ hatte ſie mit dem ſchönſten und rührendſten Ausdruck ihrer Stimme betont, der ſo überwältigend auf Mirabeau wirkte, daß es ihn faſt auf ſeine Kniee vor ihr niedergezogen hätte.

Madame, ich muß mich zuerſt anklagen, daß ich eine der Haupturſachen Ihrer Leiden geweſen bin! begann er dann mit einer weichen, faſt zärtlichen Stimme, in der ſich zugleich eine innere Bewegung und Zerknirſchung, die plötzlich auf eine wunderbare Weiſe ſeiner Herr werden wollte, ausdrückte.

In der That, Herr Graf, Sie waren nicht immer unſer Freund! ſagte die Königin leiſe und mit einem gewichtigen Ernſt. Und iſt es denn wahr, daß wir Sie jetzt zu den wenigen Treuen zählen dürfen, die dem Thron Frankreichs zur Seite ſtehen wollen? Seien Sie uns willkommen, Herr Graf, und rechnen

---

[*]) Die eigenen Worte der Königin bei dieſer Unterredung. Campan II. 125.

Sie auf uns, wie wir auf Sie rechnen werden. Und es iſt noch nicht zu ſpät, die Monarchie zu retten?

Nein, Madame, rief Mirabeau, ſich hoch emporrichtend, mit einem enthuſiaſtiſchen Ausdruck. Für die Monarchie iſt jetzt erſt ihre eigentliche Lebensquelle gefunden worden, und dieſe fließt in der Freiheit!

In der Freiheit? wiederholte die Königin erſchrocken. Sie ſuchte aber den Eindruck, der ſie ſo ſichtlich hatte zuſammenfahren laſſen, ſogleich wieder in ihrer Haltung zu verwiſchen, und blickte mit milder Ruhe, ſeine Antwort erwartend, zu ihm hinüber.

Die Monarchie, Madame, kann nur durch die Freiheit erhalten werden, und die Freiheit kann nur durch die Monarchie Leben gewinnen! rief Mirabeau. Einſt wollte ich nur die Freiheit des Volkes und hatte den Thron vergeſſen. Ich weiß nicht, ob es meine Schuld geweſen. Aber ja, ich wurde ſchuldig, ſehr ſchuldig! Ich habe Leiden verurſachen helfen, die Thränen erpreßt haben in Augen, deren allbeglückender Glanz niemals von Thränen umſchleiert werden ſollten! Doch meine Erkenntniß und meine Kräfte ſind ſtark geworden bei dem Anblick dieſer Leiden. Jetzt fühle ich die Rieſenkräfte eines Atlas in mir, der die Monarchie auf ſeinen Schultern zu tragen vermag, wenn man den Athem der Freiheit in ſeiner Bruſt läßt.

Sie ſprechen von unſern Leiden, ſagte die Königin ſanft, und auch Sie haben bereits für uns gelitten! Mit großem Wohlgefallen haben der König und ich Ihre Anſtrengungen bemerkt, mit denen Sie in der Nationalverſammlung für das Recht des Königs über Krieg oder Frieden geſtritten haben. Ihre ſchönen großen Worte haben endlich allen Widerſtand Ihrer und unſerer Gegner umgeworfen. Ja, wir haben bereits gemeinſchaftliche Gegner, Graf Mirabeau, und das muß uns Vertrauen zu Ihnen einflößen. Aber die Jacobiner ſind ſchlimme Leute. Sie haben Euch Straßenſcenen bereitet, man trachtet Euch ſogar nach dem Leben, wie ich vernehme, und doch gehört Ihr auch wieder zu ihnen, und ſeid ein Mitglied der Herren, welche ſich in der alten Kirche der Jacobiner-Mönche in der Rue St. Honoré verſammeln. Werden Sie die Güte haben, mir dies zu erklären?

Die Jacobiner werden mich wohl nicht mehr lange als ihr Mitglied betrachten wollen, Madame, entgegnete Mirabeau ruhig. Aber ſo lange ſie mich nicht gewaltſam aus ihrer Mitte ausſtoßen, werde ich bei ihnen bleiben. Ich beſuche den Club freilich nur ſelten, aber man muß die Stürme des Meeres ſtudirt haben, wenn man eine glückliche und ſichere Fahrt machen will. Um die Monarchie wieder emporzureißen aus dieſen Orkanen, muß man den Jacobinern ihre Vortheile abzugewinnen ſuchen, denn die Jacobiner ſind es, welche an der Monarchie hin- und herzerren mit aller Gewalt der Elemente. Wer aber mit dem Sturm kämpfen will, iſt ſicher verloren. Mit dem Sturm kämpft man nicht, ſondern man lernt ihm nur die Richtung ab, in der man durch ihn hindurchſchiffen kann. Nachher findet man, daß die Bahn nur um ſo ſchöner, die Fahrt nur um ſo leichter geworden. Denn die Orkane ſind es, welche die Luft gereinigt und den blauen Himmel wieder heraufgeführt haben. Das iſt mein Verhältniß zu den Jacobinern, Madame!

Die Königin konnte ſich bei dieſer Auseinanderſetzung eines leiſen Schauders nicht erwehren. Sie preßte die über der Bruſt gekreuzten Arme enger aneinander und ſchwieg, indem ſie zu erwarten ſchien, daß Mirabeau noch etwas hinzufügen werde.

Man ſagt allerdings, daß mir die Jacobiner nach dem Leben trachten, begann Mirabeau wieder nach einer etwas ängſtlichen Pauſe. Sie laſſen Flugblätter gegen mich auf den Straßen ausrufen, worin ich als Verräther des Volkes gebrandmarkt werde. Während ich auf der Rednerbühne, für das Recht des Königs ſprach, allein und ausſchließlich über Krieg oder Frieden mit den auswärtigen Nationen zu entſcheiden, ſuchte das Volk bereits in den elyſeiſchen Feldern einen Baum für mich aus, an dem ſie meine irdiſchen Gebeine flattern laſſen wollten. Aber ich habe mich nicht irre machen laſſen, und ich habe geſiegt. Ich habe ein Recht erobert, ohne welches jede Conſtitution nur ein Schattenbild und ein weſenloſer Scheinkörper ſein wird. Denn an der Spitze der freien Monarchie muß ein freier Monarch ſtehen, und ein Monarch, der eine lebendige Perſon, nicht eine mathematiſche Formel iſt. Denn mit dem Recht Krieg oder Frieden zu beſchließen, verliert der König auch ſeine Individualität und entzieht dieſelbe dem, ganzen Staatskörper. Das iſt die conſtitutionelle Monarchie, in welcher König und Volk, Einer durch des Andern Freiheit, frei werden! Ja, Madame, laſſen Sie uns aus freiem Herzen die conſtitutionelle Monarchie aufrichten, und der Thron iſt gerettet!

Er warf einen ſcharfen durchdringenden Blick auf die Königin, und ſuchte in ihrem Innerſten zu leſen. Es entging ihm nicht, daß Marie Antoinette in einer ungeheuren Bewegung ſich befand, und daß die überlegene Haltung der Königlichen Perſönlichkeit Gefahr lief, von den ſie überwältigen Gefühlen fortgeriſſen zu werden. Ein immer höher wogender Athem trieb ihren Buſen auf und nieder. Nachſinnend ſenkte ſie ihr ſchönes Haupt, und ſagte dann, plötzlich emporfahrend: Sie haben Recht, Herr Graf, eine Conſtitution wird es ſein müſſen, wenn uns geholfen werden ſoll. Und Sie dürfen überzeugt ſein, daß der König und ich, ſobald man unſerer Würde darin nicht ſpotten will, eine ſolche Conſtitution aus aufrichtigem Herzen annehmen werden, und nicht daran denken wollen, irgend Etwas, das zum Heil des Volkes ſeither geſchehen, wieder rückgängig zu machen. Aber wie werden wir leicht und bald zu dieſem Ziel gelangen, Herr Graf? Werden noch der Stürme und Gefahren viele das Haupt des beſten Königs bis dahin bedrohen?

Mirabeau glaubte eine Thräne in ihren Augen ſchimmern zu ſehn. Alle Leidenſchaften ſtürmten zu ſeinem Herzen. Er legte ſich einen Augenblick die Hand auf die Stirn, um ſich zu beſinnen. Dann, nachdem er fühlte, daß er ſeine ganze Haltung wiedergewonnen, ſagte er mit einem ernſtlichen dringlichen Ton: Ich glaube, daß der König allen perſönlichen Gefahren, die ſich ihm hier in Paris nähern könnten, ſobald als möglich entzogen werden muß! Ich bin nicht der Meinung, daß Se. Majeſtät ſich aus Frankreich entfernen dürfe, daß er ſich von der Revolution trennen, ſich von ſeinem Volke ſcheiden, und die Waffen, etwa gar des Auslandes, gegen Frankreich herbeiziehen ſolle. Dies wäre ein furchtbares und entſetzliches Mittel, um jeden Glauben an die väterlichen und hochherzigen Abſichten des Königs zu zerſtören. Aber ich bin wohl der Meinung, daß ſich der König auf einige Zeit nach der Normandie zurückziehen möge, eine treue und ihm ſehr ergebene Provinz, welche an die Bretagne und an das Anjou ſtößt, wo Bevölkerungen wohnen, deren Herz noch für den Thron ſchlägt. Dort möge der König durch beruhigende Proclamationen die Nation zu ſich rufen, von dort möge er ihr ins Gedächtniß bringen, daß er ſtets, und ſeit den erſten Zeiten ſeiner Regierung, ſich als ein Feind alles Despotismus, aller Mißbräuche und Verſchleuderungen erwieſen, daß er nie aufhören werde, durch alle nur denkbaren Mittel das Loos ſeiner Völker zu verbeſſern, und daß er in der Vermehrung und Geſtaltung ihrer politiſchen Rechte der Nation vorangehen werde, wie es noch nie ein König ſeiner Dynaſtie gethan! Dann wird die neue Monarchie erſtehen, deren wir bedürfen, ſtatt der alten, die Niemand mehr vertheidigen kann, und auch ich nicht!

Die Königin hatte ihm ruhig und mit einem gewiſſen Ausdruck der Ergebenheit zugehört, der etwas Rührendes hatte. Bald aber trat wieder die ganze Feſtigkeit und Hoheit ihres Weſens in ihr hervor. Sie richtete ſich in die Höhe und ſagte mit einem ſtolzen, lächelnden Blick: Ich danke Ihnen, Herr Graf! Noch lebt auch einige Zuverſicht in meinem Herzen, ich darf es wohl geſtehn. Ich denke noch immer, es wird Alles gut werden, und die Zukunft wird uns einbringen, was wir in der Gegenwart leiden. Ich habe mich auch nie entſchließen können, an die gänzlich böſen Abſichten meiner Feinde zu glauben. Aber wenn ich Sie bitten darf, laſſen Sie nicht ab, uns Ihre Ideen mitzutheilen, wie Sie heut begonnen. Schreiben Sie Alles auf, ſchreiben Sie jeden Tag nieder, was Sie für uns bemerkenswerth und nützlich halten, und fügen Sie uns Ihren Rath hinzu, der gewiß mit dem größten Dank beherzigt werden ſoll. Schicken Sie ſolche Noten und Denkſchriften unmittelbar an Seine Majeſtät den König ein, den Sie dadurch aufrichtig verbinden werden.

Mirabeau ſah ſich entlaſſen. Er betrachtete die Königin noch einmal mit einem ſich glühend zu ihr hindrängenden Blick. Dann ſagte er, ſich ihr weiter als bisher nähernd, mit einer vor Bewegung zitternden, aber zugleich kühnen Stimme: Madame, wenn die Königin Maria Thereſia, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Ehre ihrer Gegenwart ſchenkte, ſo verabſchiedete ſie ihn niemals, ohne ihm ihre Hand zum Kuß zu verſtatten. *)

Die Königin reichte ihm jetzt, heiter blickend, mit unendlicher Grazie die Hand dar.

Dieſer Kuß rettet die Monarchie! rief Mirabeau, hingeriſſen von Begeiſterung und Entzücken, mit einer ſtolzen, feierlichen Stimme, indem er ſeine Lippen einen flüchtigen Augenblick lang auf der weißen Hand der Königin ruhen ließ.

Dann ſtürzte er fort, in den Garten hinaus, auf deſſen duftiger, von Vögeln durchſungener Flur der ſchönſte Frühlingsabend heranzudunkeln begann.

Als Mirabeau die Anhöhe des Pavillons hinunterſchritt, glaubte er einen Mann zu bemerken, der ſich eiligſt vor ihm her in das Gebüſch zurückzog. Mirabeau eilte ihm nach, um ſich zu überzeugen, ob ſein Geſpräch mit der Königin durch einen Verräther belauſcht worden ſei, und erkannte jetzt an dem Fliehenden deutlich die Uniform eines Nationalgardiſten, vermochte aber den Mann, der bald hinter den Bäumen verſchwunden war, nicht mehr einzuholen.

---

*) Weber II. 38.

Mit einer unheimlichen Empfindung, die ihn in ſeinen noch eben genoſſenen Entzückungen ſtörte, ſchritt Mirabeau jetzt dem Ausgange zu, wo der Kammerdiener, der ihn zuvor geleitet, bereits mit ſeinem Pferde harrte.

Mirabeau ritt langſam, dem Pferde die Zügel laſſend, die Landſtraße hinunter. Plötzlich hörte er einen Wagen eiligſt hinter ſich herrollen, und vernahm gleichzeitig die Stimme des Grafen de la Marck, der ihn eingeholt hatte, und ihm angelegentliche Grüße und Erkundigungen zurief.

Die Königin iſt von der Unterredung mit Ihnen krank geworden, ſagte La Marck. Das Geſpräch hat ſie ſo bewegt und angegriffen, daß ſie ſich ſogleich in's Bett legen mußte, wie ich von Madame Campan ſoeben hörte. *) Hat denn Euer Geſpräch ſo erſchütternde Wendungen gehabt?

Der Anblick meiner Perſon ſcheint für die Königin etwas Beunruhigendes gehabt zu haben, ſagte Mirabeau, indem er, neben dem Wagen herreitend, dem Freunde den ganzen Inhalt ſeine Unterredung mit der Königin erzählte. —

---

*) La Marck I. 190.

VI.

Mirabeau bei den Jacobinern.

In der alten Kirche der Jacobiner-Mönche in der Rue St. Honoré hatte ſich heut gegen die ſechſte Abendſtunde eine ungewöhnlich zahlreiche Verſammlung eingefunden, die in dem engen Raum kaum Aufnahme zu finden vermochte. Die Kirche war ſeit Kurzem in einen förmlichen Sitzungsſaal umgewandelt worden, der ein längliches Viereck darbot, in dem ſich auf allen Seiten die Sitze für die Mitglieder des Jacobiner-Clubs, wie ſich die Geſellſchaft der Freunde der Conſtitution ſeit ihrer Ueberſiedelung in dieſen Saal nannte, amphitheatraliſch erhoben. An jedem Ende des Saales befanden ſich zwei ſehr geräumige, über einander gelegene Tribünen, deren ebenfalls amphitheatraliſch aufſteigende Sitzreihen für das gegen Karten zugelaſſene Publikum beſtimmt waren. An den Bruſtwehren dieſer Tribünen las man in mächtig großen rothen Buchſtaben die Worte: „Vivre libre ou mourir!“ Das alte Kloſtergemäuer mit ſeinen düſtern Winkeln und Bogen machte durch die mit wenig Kunſt und Geſchmack vollzogene Einrichtung zu einen modernen parlamentariſchen Sitzungsſaal einen eigenthümlichen, ſehr bizarren und wüſten Eindruck. Doch war auch für einige pittoreske Ausſtattung geſorgt. Hinter dem Präſidentenſtuhl, der an dem einem Ende des Saales auf einer Erhöhung ſich erhob, erblickte man einen Altar, welcher wahrſcheinlich noch derſelbe war, der hier früher für den Kirchengebrauch der Jacobiner-Mönche geſtanden. Aber an dem mittleren und unteren Raum deſſelben las man jetzt auf einer großen reich verzierten Tafel eine Aufzeichnung der Menſchenrechte, die mit einer außerordentlichen Pracht und umgeben von allerhand Arabesken und Symbolen ausgeführt waren. Auf dem Altar ſelbſt ſtanden die Büſten von Jean Jacques Rouſſeau und Helvétius. Ueber den Köpfen dieſer Philoſophen flatterten die Freiheitsfahnen, in deren Mitte ſich ein Bündel Piken befand, das mit einer Bürgerkrone geſchmückt war. Eine dieſer Piken, die aus dem Bündel weiter hervorragte als die übrigen, trug auf ihrer

Spitze die rothe Mütze. An den Wänden hingen einige Bilder umher, in denen der ſchaffende Pinſel eines für die Revolution begeiſterten Künſtlers bereits die Erſtürmung der Baſtille und den Zug der Pariſer Fiſchweiber nach Verſailles zu verherrlichen geſtrebt hatte. Dem Altar gegenüber erhob ſich an der anderen Langſeite des Saals in der Mitte der Wand die Rednerbühne.

Die heutige Sitzung, zu welcher ein ſo außerordentlicher Andrang ſtattfand, hatte nicht nur eine neue Präſidentenwahl des Clubs, ſondern auch eine eigenthümliche Verhandlung, zu welcher Mirabeau das Präſidium dringend aufgefordert, zu ihrem Gegenſtand. Mirabeau hatte den geheimen und gewaltſamen Anfeindungen, welche ihm ſeit einiger Zeit durch die Männer des Jacobiner-Clubs widerfuhren, offen entgegentreten wollen, und ſich darum erboten, einer Verſammlung beizuwohnen, in der er alle gegen ihn vorzubringenden Anklagen anhören und auf der Stelle ſeine Vertheidigung und Rechtfertigung dagegen unternehmen wollte. Er hatte es als eine Feigheit bezeichnet, wenn man eine im Finſtern ſchleichende Inquiſition gegen ihn ausüben wolle. Er forderte eine ritterliche und richterliche Verhandlung, wie es den

Männern des Volkes und der Freiheit nicht anders gezieme.

Mirabeau hielt einen offenen und mannhaften Austrag dieſer Art um ſo mehr für ſeine perſönliche Ehrenſache, als die Republikaner bereits angefangen hatten, auch den Namen der Königin in ihre Angriffe gegen Mirabeau hereinzuziehn, und auf ſeine Zuſammenkunft mit Marie Antoinette in Saint-Cloud mit den ſchlimmſten und gröblichſten Verdächtigungen für die Perſon der letzteren hinzudeuten. Schon am andern Tage, nachdem Mirabeau in Saint-Cloud geweſen, war in dem Orateur du peuple, welchen der wilde Fréron herausgab, ein ebenſo frecher als wunderbarer Artikel erſchienen, der die ſtattgefundene Unterredung Mirabeau's mit der Königin als einen Volksverrath bezeichnete, und ſogar einige Einzelnheiten daraus andeutete, die zwar in einem gehäſſigen Sinne verzerrt, aber nichtsdeſtoweniger richtig waren. Mirabeau hatte daraus nur die Beſtätigung entnehmen können, daß ſein Geſpräch mit der Königin behorcht geweſen, aber er fühlte darin nur um ſo mehr die Aufforderung, ſeine Feinde zu einer offenen Schlacht zu nöthigen, von der er ſich allein Vortheile für ſeine Stellung verſprechen wollte.

Mirabeau erſchien, ſeiner Gewohnheit nach, ſehr ſpät in der Verſammlung, welche durch den Präſidenten bereits eröffnet worden war. Duport, eines der leidenſchaftlichſten und heftigſten Mitglieder des Jacobiner-Clubs, hatte eben die Redner-Tribüne beſtiegen und, wie es ſchien, eine Darſtellung der Situation begonnen, in welche Frankreich und die Männer der Freiheit ſeit dem Beſchluß der Nationalverſammlung über das Krieges- und Friedensrecht des Königs eingetreten. Der Uebergang zu der neuen, für volksfeindlich geltenden Stellung Mirabeau's war dabei ſchon wie von ſelbſt eröffnet, denn der parlamentariſchen Allgewalt, welche Mirabeau in der Nationalverſammlung ausübte, wurde es zugeſchrieben, daß er dieſelbe, ungeachtet der heldenhafteſten Anſtrengungen von Barnave, Robespierre, Pétion, zu einem ſolchen der Freiheit und dem Volke ins Geſicht ſchlagenden Beſchluß hingeriſſen habe.

In dieſem Augenblick, als Mirabeau's Namen zwar noch nicht ausgeſprochen war, aber ſchon auf der Zunge des Redners ſchwebte, ſchon den Gedanken aller Anweſenden ſich aufdrang, trat Mirabeau in den Saal. Seine Erſcheinung, welche in dieſem Club ſeit einiger Zeit zu einer großen Seltenheit geworden, verfehlte nicht eine ungeheuere Bewegung hervorzurufen. Von allen Seiten brachen Zeichen des Mißfallens, unwillige Ausrufungen, ja ſelbſt laute Drohungen gegen ihn hervor. Die überlegene Ruhe ſeiner Haltung ſchien ſich aber keinen Augenblick dadurch getrübt zu fühlen. Stolz emporgehoben, wie immer, aber mit einem klaren und faſt gemüthlichen Ausdruck in ſeinem Geſicht, ſchritt er zu einem leer gebliebenen Platz hin, auf dem er ſich, ſogleich dem Redner aufmerkſam zugewandt, niederließ. Alles ſchwieg wieder, und Duport, der bei dieſem Eintritt Mirabeau's faſt die Faſſung verloren, fand von Neuem den Faden, den er mit geſteigerter Heftigkeit aufgriff.

Duport nannte jetzt den Namen Mirabeau, indem er von einem Manne ſprach, der eine parlamentariſche Dictatur in der Nationalverſammlung an ſich geriſſen habe, und dadurch einen Despotismus ausübe, welcher der Freiheit die größte Gefahr bringe. Mit Wehmuth aber erfülle er den Eidſchwur, welchen alle Mitglieder des Clubs geleiſtet, nämlich Diejenigen anzuzeigen, in denen man nur Feinde der Freiheit erblicken könne. Wenn ſich aber Mirabeau als ehrenwerther Mann bewähren könne, ſo werde er der Erſte ſein, der ſich beeilen wolle, ihm um den Hals zu fallen.

Kaum hatte Duport unter einer Todtenſtille der Verſammlung geendet, als Mirabeau langſam und ruhig der Tribüne zuſchritt, und um die Erlaubniß bat, einige Worte auf dieſe Anklage erwiedern zu dürfen. Dann ſagte er, er bedauere nur die Bitterkeit, mit der man ihn hier und anderswo perſönlich verfolge, während man ihn in der Nationalverſammlung, wo aller Kampf dieſer Art hingehöre, niemals angegriffen habe. Die allgemeinen Redensarten könnten eben ſo wenig, als die geheimen Gewaltthaten gegen ſeinen Namen und ſeine Perſon, etwas beweiſen. Er verlange beſtimmte Anklagepunkte, und halte ſich dann überzeugt, daß er ſich zur Zufriedenheit ſeiner Mitbürger darüber werde äußern können.

Dieſe einfache Art, die zugleich eine verächtliche Kälte in ſich trug, machte bereits einen ſichtlichen Eindruck auf die Verſammlung, ſchien aber auch die Erbitterung ſeiner eigentlichen Gegner, die heut den entſcheidenden Schlag gegen ihn zu führen dachten, nur um ſo ſtärker angefacht zu haben. Mit einer ſtürmiſchen Bewegung eilte jetzt Alexander de Lameth auf die Rednerbühne, und berührte ſich faſt auf eine feindſelige Weiſe mit dem noch im Hinunterſteigen begriffenen Mirabeau. Seine Augen blitzten Flammen des Haſſes, eine grenzenloſe Wuth drückte ſich in ſeinen widerwärtig verzerrten Geſichtszügen aus. Er war ein Mann von kleinem, ſchmächtigem Körperbau, den eine ſchlangenartige Beweglichkeit der Glieder charakteriſirte, der aber jetzt ſo ſehr von Leidenſchaftlichkeit gegen Mirabeau hingeriſſen ſchien, daß die Mienen, mit denen er ſeine Rede begleitete, noch ſtärker und herausfordernder als ſeine Worte waren.

Lameth begann mit einer feurigen Lobrede auf die Verdienſte des Jacobiner-Clubs und knüpfte daran das ſehr beleidigend ausgedrückte Bedauern, daß dieſer Club zugleich Denjenigen eine Stätte gegeben habe, welche, um gegen das Volk zu wirken, die Maske des Patriotismus vor ihr reactionnaires Geſicht genommen hätten. Denn nur aus der Mitte dieſer Geſellſchaft heraus könne Mirabeau, mit dem gleißneriſchen Schein des Volksfreundes ſich bekleidend, noch den Hebel der öffentlichen Meinung in Bewegung ſetzen. Mirabeau bleibe noch immer Mitglied des Jacobiner-Clubs, weil er nur zu ſehr fühle, daß er die öffentliche Meinung nöthig habe, ſowohl um ſich ſelbſt aufrecht zu erhalten, als auch um ſeinen geheimen Auftraggebern, die ihn leiteten, erſt recht die erſprießlichſten Dienſte zu leiſten. Wenn er aus dieſer Geſellſchaft ausſcheiden ſollte, würde daher Vieles klarer werden in der ganzen Situation Frankreichs. Aber, ſchloß Lameth ſeine Rede, er wird Euch bald wieder von dieſer Tribüne herab ſagen, daß die Freiheit keinen beſſern Freund hat als ihn, daß er niemals gegen die Intereſſen des Volkes geſtimmt hat, daß er nicht für das abſolute Veto des Königs ſprach noch dem König das Recht des Friedens und des Krieges rettete. Er wird Euch auch heut wieder ſagen, daß er nur aus der Begeiſterung für das Volk, für Euch, ſein ganzes Wirken geſchöpft hat, nicht aber aus den Zuflüſterungen, Belohnungen und Liebkoſungen ſeiner Freunde und Freundinnen, die in ihren ſtolzen Schlöſſern über den Häuptern des Volkes thronen!

Dieſe Rede brachte auf verſchiedenen Stellen des Saals, wie auf den Zuhörer-Tribünen eine ungeheure Wirkung hervor. Klatſchen und Beifallsrufe erſchollen in einem brauſenden Gemiſch, und dazwiſchen wurden bedenkliche Töne laut, die aber für Mirabeau nichts Furchterregendes zu haben ſchienen. Ohne die geringſten Zeichen der Bewegung zu verrathen, wandte Mirabeau ſeinen Kopf mit der ihm eigenen Freiheit und Unerſchrockenheit der Haltung nach allen Seiten umher, und ſchien ruhig und erwartungsvoll die Geſichter der Geſellſchaft prüfen zu wollen. Aus dem Anblick einiger Blouſenmänner und Ouvriers, die in ſeiner Nähe ſaßen, ſchien er bereits eine beſondere Befriedigung zu ſchöpfen. Der Zauber, den ſeine Perſönlichkeit auf Leute dieſer Art ſtets ausgeübt verläugnete ſich auch jetzt nicht. In dem Augenblick, wo ſeine erbittertſten Gegner ſchon das Gericht über Mirabeau hereingebrochen wähnten, drehten ſich die vor ihm ſitzenden Arbeiter um, nahmen ehrfurchtsvoll ihre kurzen Pfeifen, die ſie geraucht hatten, aus dem Munde, und neigten ſich zu ihm herüber, indem ſie ihm zum Zeichen des Vertrauens, das ſie in ihn ſetzten, vielmals die Hände ſchüttelten. Einer derſelben, eine groteske Straßenfigur von Paris, mit verbundenem, in blutige Lappen gewickelten Kopf, und ſchwarzen, verſchmitzt lächelnden Augen, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und ſagte polternd: Jetzt reden, Mirabeau, jetzt reden, und die ganze Sache iſt wieder gut!

Reden, Mirabeau! rief es jetzt auch von anderen Seiten her mit Stimmen, die ermuthigend für ihn klangen.

Mirabeau erhob ſich und ſagte von ſeinem Platze mit einer milden, faſt bittenden Stimme: Bürger! Ich darf noch nicht reden, denn das Triumvirat in unſerer Geſellſchaft hat ſich noch nicht vollſtändig gegen mich ausgeſprochen. Das Triumvirat der großen Volksfreunde beſteht ja, wie Ihr wißt, aus den Herren Duport, Alexandre Lameth und Barnave. Wir haben aber erſt die Herren Duport und Lameth gegen mich vernommen. Laßt doch auch meinen edeln Feind Barnave ſich noch ausſprechen. Er wird gewiß auch manches Schlimme von mir wiſſen, und dann ſage ich es Euch auf Einmal, was ich von dieſen Feinden denke, und ob ſie wirklich edele und rechtſchaffene Feinde gegen mich ſind!

Bravo, Mirabeau! rief es jetzt von mehreren Seiten. Barnave ſoll noch reden, aber dann ſoll Keiner mehr anklagen! riefen andere Stimmen mit einem ſchon faſt unwilligen Ausdruck.

Barnave ſtand von ſeinem Platze auf und ſagte in ſeiner feierlichen, halb ſentimentalen Weiſe: Ich verzichte auf das Wort, aber ich ſchließe mich mit allem Nachdruck und auf das Beſtimmteſte der wohlbegründeten Anklage an, welche meine Freunde Duport und Lameth vor mir ausgeſprochen haben!

Und ich klage Mirabeau der elenden Verfaſſungsmacherei an, die der eigentliche Hochverrath am Volke iſt, rief eine wilde, zornig kreiſchende Stimme, die Robespierre angehörte. Dadurch, daß er die Verfaſſungsmacherei in der Nationalverſammlung auf's Tapet gebracht hat, dadurch, daß er immer nur Conſtitution und nichts als Conſtitution ſchreit und in einem todten Verfaſſungsſchema, wie in einer Mauſefalle, alle Rechte und Genüſſe des Volkes einfangen will, hat er der Reaction Vorſchub geleiſtet und ſich mit den Verräthern der Freiheit verbündet!

Mirabeau betrat jetzt die Rednerbühne. Ein tiefes, den leiſeſten Laut anhaltendes Schweigen, die geſpannteſte Erwartung empfing ihn.

Bürger! ſagte er dann, ſein Haupt mit einem behaglichen und gefälligen Ausdruck ſchüttelnd, als wenn ihm jetzt erſt wohl und leicht würde, indem er der Verſammlung gegenüberſtand. Erlaßt es mir zuerſt, meinen Collegen Robespierre, der gewiß ein Freund des Volkes iſt, zu widerlegen. So nützliche Männer, die gewiß einſt der Volksſache und Frankreich große Dienſte leiſten werden, widerlegt man nicht gern. Iſt die Nationalverſammlung die Verſammlung der zähneſtochernden Verfaſſungsmacher geworden, ſo bin ich nicht Schuld daran, denn ich habe ja nur eine einzige Stimme in dieſer Verſammlung. O, ich wollte, unſer großes Volk hätte ſich in einer Urverſammlung die Verfaſſung erdacht, deren Geſtalt es anzunehmen für würdig hält, denn das Volk iſt weiſe, es iſt Prophet und Geſetzgeber in ſeinem eigenen Buſen. Aber jetzt, da das Werk einmal in unſere Hände gelegt iſt, müſſen wir auch daran arbeiten, wie unſere Freunde, die höchſt ehrenwerthen Maurer und Zimmerleute, die ein Haus bauen. Und da Ihr mir erlaubt, einen Ehrenmann, wie Robeſpierre, nicht zu widerlegen, ſo frage ich Euch jetzt, ob ich die Herren Duport und Alexandre Lameth ernſtlich widerlegen ſoll? Ihr ſollt mir eine aufrichtige und freundſchaftliche Antwort darauf geben, und um Euch dieſe Antwort zu erleichtern, geſtattet mir, Euch nur zwei Worte von einem Blatt, welches ich zufällig in meiner Taſche trage, vorzuleſen.

Mirabeau zog ſein Portefeuille hervor, öffnete es, und las mit leiſer, faſt ſchüchterner Stimme von einem daraus entnommenen Blatt Folgendes vor: „Verhandelt vor dem Zuchtpolizeigericht über die von dem Bürger Riquetti erhobene Anklage gegen ein unter dem Titel: „Großer vollſtändig aufgedeckter Verrath des Grafen Mirabeau“ erſchienenes Pamphlet. Das Zuchtpolizeigericht erkennt, unter Vorſitz des Commiſſairs Defreſne, wie folgt: 1. Als Verfaſſer dieſes Pamphlets iſt ein gewiſſer Lacroix, Sohn eines Procurators des Königs, in Châlons-ſur-Marne, ermittelt worden, der auch ſeine Urheberſchaft eingeſtanden hat. 2. Es iſt vollſtändig ermittelt, daß dieſer junge und noch gänzlich unmündige Mann, der ſehr exaltirt iſt, zu dieſer Schrift angeſtiftet und aufgereizt worden iſt durch Alexandre Lameth, Duport und Barnave, welche ihm für ſein Libell Schutz und

Garantie verſprochen haben. 3. Das Libell, welches in ſechstauſend Exemplaren abgezogen iſt, wurde gratis auf den Straßen von Paris ausgetheilt. 4. Es bleibt dem Bürger Riquetti überlaſſen, ſeine Anklage auf die genannten Sieurs, Alexandre Lameth, Duport und Barnave, auszudehnen.“*)

Mirabeau übergab das Blatt mit dem Gerichtsſiegel dem ihm zunächſt ſitzenden Clubmitglied, um es auf den Bänken umhergehen zu laſſen. Eine ungeheuere Aufregung hatte ſich der Verſammlung bemächtigt.

Ich bin aber von jeder Anklage abgeſtanden! ſetzte Mirabeau raſch und laut hinzu. Ich bin mit den Herren Lameth, Duport und Barnave durch die Mitgliedſchaft dieſes Clubs verbunden, und das iſt ein heiliges Volksband, welches ich niemals zerreißen werde. Ein Mitglied des Jacobiner-Clubs werde ich niemals anklagen, denn wir ſind hier Alle im Namen des Volkes als Brüder vereinigt, und es heißt das Volk beleidigen, wenn man ſeine Brüder anklagt. Ich vergebe den Herren Lameth, Duport und Barnave, und ich bitte Euch, meine Freunde, es mit mir zu thun!

---

*) Montigny VII. 259.

Ein gewaltig losdonnerndes Beifallsrufen und Klatſchen folgte dieſen Worten. Man ſtand von allen Seiten her auf und umdrängte Mirabeau mit enthuſiaſtiſchen Grüßen und Ausrufungen. Mirabeau aber winkte ſie lächelnd und mit einer hinreißenden Handbewegung auf ihre Plätze zurück. Lameth und Duport ſaßen mit bleichen Geſichtern und flammenden Wuthblicken da. Auf Barnave's weichem Geſicht hatte ſich ein Zug gutmüthigen Bedauerns eingeſtellt. Lameth wollte auf die Tribüne ſtürzen, um zu reden, aber man brüllte ihm in einem vollſtimmigen Chor zu, zurückzubleiben. Graf Mirabeau allein habe das Recht zu ſprechen! Denn ungeachtet aller Abſchaffung der Adelstitel nannte doch das Volk den Mirabeau vorzugsweiſe gern ſeinen Grafen.

Ich habe gewiß viele Fehler, begann Mirabeau von Neuem, aber eine Tugend beſitze ich doch, und das iſt die der Treue gegen meine Freunde. Und ein Freund bin ich dieſer wahrhaft patriotiſchen Geſellſchaft, welche hier in der Kirche der Jacobiner tagt! Ja, ich liebe die Jacobiner, wie ein Freund den andern liebt. Ich kann Euch noch mehr ſagen, ich will, daß die Jacobiner in das Miniſterium treten und an das Staatsruder gelangen ſollen. Ich habe dazu einen Plan entworfen, den ich vorläufig mit

Monſieur, dem Grafen von Provence beſprochen habe. Ihr nehmt doch wohl keinen Anſtoß daran, daß ich einige Aeußerungen über die Lage der Dinge mit dem Grafen von Provence gewechſelt habe? Einige Selbſtſtändigkeit der Anſichten und des Verfahrens müſſen ſich ja Freunde unter einander vorbehalten, auch wenn ſie ſonſt ganz Eines Sinnes und Herzens ſind. Der Graf von Provence iſt ein erleuchteter Kopf und der König hört gern ſeine Stimme. Wir müſſen ein neues Miniſterium haben, denn das jetzige verräth und verdirbt uns den Athem in unſerer eigenen Bruſt! Aber ich habe beantragt, einen Theil des neuen Miniſteriums aus Mitgliedern des Jacobiner-Clubs, aus Euch, meine theuren und wahrhaft patriotiſchen Freunde, zu bilden. Denn dadurch kann Frankreich allein eine ſichere Garantie ſeiner Zukunft gewinnen. Es lebe das Miniſterium der Jacobiner!

Dem Donnerruf Mirabeau's, welcher den Saal erſchütterte, entſprachen ſogleich unzählige ſympathiſche Stimmen, die jubelnd und tobend, drohend und begeiſtert, einſtimmten.

Das hieße ja, auch die Jacobiner an den Hof zu verkaufen! rief Robespierre mit einer ſchneidend durchdringenden Stimme dazwiſchen. Lieber ein allgemeines Morden und Brennen heute noch, als dieſe unzeitige, nach allen Seiten hin gleißneriſche Verſöhnung mit unſern Feinden!

Eine nicht geringe Anzahl des Clubs ſchien ſich jetzt für dieſe Auffaſſung der Dinge erklären zu wollen, und gab klatſchend und trommelnd ihre Zuſtimmung zu den Worten Robespierre's zu erkennen. Die Mehrzahl der Verſammlung aber drang wiederum mit jauchzenden Zurufen für Mirabeau durch, der hoch emporgerichtet auf der Rednerbühne ſtehen geblieben war und den Moment erwartete, in dem er wieder ſich vernehmen laſſen könne.

Auch die Freiheit muß ihre Geſtalt, ihre Ordnung, ihre Verwaltung haben! begann Mirabeau von Neuem. Es iſt wahrlich keine Freude dabei, in einem Miniſterium zu ſitzen, und ich für mein Theil danke Gott, daß der Beſchluß der Nationalverſammlung, der den Abgeordneten verbietet, Miniſterſtellen anzunehmen, mich über dieſe Verlegenheit glücklich hinausgebracht hat. Die berühmten dreißig Stimmen auf der äußerſten Linken, die dieſen Beſchluß durchgeſetzt, haben gerade mir damit einen beſonderen Poſſen zu ſpielen geglaubt. Aber nein, meine Herren, Sie haben ſich in mir getäuſcht! Ich werde fortfahren, zu wirken, aber meine Wirkſamkeit iſt nicht an den Beſitz eines Portefeuilles geknüpft, ſondern an den Beifall und das Glück des Volkes, dem ich überall nachſtreben werde, wo ich Kopf an Kopf, Herz an Herz mit dem Volke ſtehe! Ich wünſche auch, daß Diejenigen in dieſer Verſammlung, welche zugleich Abgeordnete ſind, nicht Miniſter werden mögen, aber es giebt wackere Arbeiter und Handwerker hier unter uns, von denen ich gern Einen oder den Andern im Miniſterium und an der Spitze der Verwaltung ſehen möchte! denn mit dem ächten Volksverſtande muß Alles gemacht werden, was für das Volk gelingen ſoll. Das Volk über Alles! —

Mirabeau trat jetzt raſch, aber unter endloſen Beifalls- und Freudenbezeugungen, von der Bühne ab. Man umringte und beglückwünſchte ihn von allen Seiten, und ergriff ſeine Hände, ſeine Kleider, hing ſich an ſeinen Armen, ſeinen Schultern feſt, um ihm zu erkennen zu geben, wie ſehr man ihn ehre und hochhalte, wie man ihn anerkenne und ihm huldige! Mirabeau konnte ſich nur mit großer Mühe den Händen ſeiner Verehrer entziehen. Er fühlte das Bedürfniß, auf einen Augenblick den heißen Saal zu verlaſſen, und in dem Hofraum Luft zu ſchöpfen. Eine augenblickliche Unpäßlichkeit vorſchützend, die ihn befallen habe, eilte er fort, und ließ die Verſammlung hinter ſich zurück, die ſich in demſelben Augenblick, auf den Hammerſchlag ihres Präſidenten, von Neuem ordnete, um noch zu einem andern Geſchäft, welches dieſer Sitzung beſtimmt geweſen, überzugehn. Es wurde zu der Wahl eines neuen Präſidenten für den Jacobiner-Club geſchritten. —

Mirabeau, der in dem an den Saal gränzenden Corridor aufundniederſchritt, und dort Jemand zu erwarten ſchien, vernahm lächelnd das Geräuſch der Abundzugehenden, welche ſich zu der Wahlurne hinbegaben, um ihre Stimmzettel in dieſelbe zu legen. Der alte düſtere Kloſtergang, in dem ſich Mirabeau hinundherbewegte, öffnete ſich an ſeinem äußerſten Ende in einen kleinen Hof, in dem aus halb verwittertem und vielfach durchlöchertem Stein ein Crucifix ſtand. Der Hof führte zu einem Ausgang des Kloſters, der nach einer kleinen Nebenſtraße ſich öffnete, und hier harrte Mirabeau mit immer ſich ſteigernden Zeichen der Ungeduld.

In dem kleinen Kloſterhof war ſchon das Abenddunkel hereingebrochen und Mirabeau lehnte, mißmuthig werdend, mit den Rücken gegen das Crucifix, als ſich ihm jetzt mit raſchen Schritten eine männliche Geſtalt näherte, in der er, froh aufathmend, ſeinen Freund, den Grafen de la Marck, erkannte.

Ich komme mit der beſten Botſchaft, flüſterte La

Marck leiſe, indem er Mirabeau umarmte. Der König hat jetzt in Alles eingewilligt, wie ich es ihm vorgeſchlagen habe. Er wird ein großes Heil darin ſehen, Eure Dienſte in der beſtimmteſten Weiſe entgegennehmen zu können. Noten, Denkſchriften, Berichte aller Art ſollt Ihr ihm anfertigen über Alles, was der Tag Wichtiges und Bemerkenswerthes bringt, und Ihr dürft gewiß ſein, daß Euere Urtheile und Winke bei den Entſchließungen Seiner Majeſtät vorzugsweiſe in die Waagſchaale fallen ſollen. Auch rechnet der König auf Eure fortdauernd gute Haltung in der Nationalverſammlung, in welcher Ihr den Intereſſen der Monarchie ſchon ſo große Dienſte geleiſtet habt. Der König bittet Euch, die Summe von 6000 Francs monatlich empfangen zu wollen, und hat alſo ganz und gar die Summe genehmigt, welche ich nach unſerer Verabredung ihm vorgeſchlagen habe. Euere Schulden werden in der Geſammtſumme von 208,000 Francs, wie wir dieſelbe neulich aufgeſtellt haben, aus der Chatoulle des Königs bezahlt werden.

Der Erzbiſchof von Touleuſe, Herr von Fontanges, deſſen vertraute Ergebenheit für den König und namentlich für die Perſon der Königin Ihr kennt, iſt dazu ernannt, ſowohl den finanziellen als den politiſchen Theil dieſer Angelegenheit zu beſorgen. Ihm werdet Ihr daher auch Euere Berichte, die an den König gehen ſollen, durch eine ſichere Perſon zu überſenden haben. Der Herr Erzbiſchof wird außerdem 300 Francs monatlich an Euren Copiſten, Herrn de Camps, zahlen, denn da derſelbe, weil er Euere Noten an den Hof abzuſchreiben hat, im Geheimniß bleiben muß, ſo iſt es nöthig, daß man ſich ſeines Stillſchweigens verſichere. Außerdem hat mir Seine Majeſtät vier von ſeiner eigenen Hand ausgeſtellte Wechſel übergeben, deren jeder ſich auf 250,000 Francs beläuft, und die ich in meinem Portefeuille bis zum Schluß der Sitzungen der Nationalverſammlung aufzubewahren habe. „Wenn, ſagte der König, Herr von Mirabeau, wie er es verſprochen hat, mir gut und aufrichtig dient, ſo werdet Ihr ihm am Ende der Seſſion dieſe Wechſel übergeben, gegen welche ihm im Geſammtbetrage eine Million ausgezahlt werden ſoll!“*)

Da ſind die Wechſel, ſeht her! fügte der Graf de la Marck mit einem noch leiſeren Ton hinzu, indem er ſein Portefeuille öffnete und die Papiere vor Mirabeau's Augen hielt.

Nun, meinetwegen! ſagte Mirabeau, indem er die

---

*) La Marck I. 163.

Unterſchrift Ludwigs XVI. lächelnd betrachtete. Der Hof hat ſtets ſo viel Geld für ſeine Verräther gezahlt, er kann nun auch einmal ſeine Mittel an einen wahren Freund der Monarchie ausſchütten!

Dann ging er plötzlich in einen heitern, faſt ausgelaſſenen Ton über, und ſagte, mit der Hand gegen das ſteinerne Crucifix ſchlagend, ſo daß daſſelbe zu tönen begann: Nun wohlan, ſo mögen denn alle Sphären des Lebens von Neuem mit brauſendem Orgelton klingen! Wir bauen die neue Monarchie, und leben als luſtige und glückliche Leute darin! Der goldene Becher des Daſeins fülle ſich wieder bis an den Rand mit der ſchäumenden und rauſchenden Quelle der Luſt! Etwas ſchaffen kann man erſt, wenn man nicht mehr zu rechnen braucht. Der König, mein lieber La Marck, hat ſich als einen anſtändigen, wenn auch ſehr klugen und vorſichtigen Mann, mit mir erwieſen. Ich glaube ihm aber keine beſſern Dienſte leiſten zu können, als daß ich ihm Alles ſo ſage und ſchreibe, wie es mir gerade um's Herz ſein wird. Denn lügen kann ich auch für viele Millionen nicht, und meine Lügen würden den König tödten. Ich hoffe aber den König am Leben zu erhalten, wie es jetzt wohl jeder ehrliche Mann in Frankreich hofft. Die Zeit iſt ſchlimm, La Marck, und wenn wir nicht richtig arbeiten, werden doch noch König und Königin das Pflaſter mit ihren Leichnamen ſchlagen müſſen.*) Aber laßt uns doch mit heiterer Zuverſicht jetzt vorwärts gehn. Schmücken wir uns mit allen funkelnden Blüthen des Lebens, um das Hochzeitsfeſt der Monarchie mit der Freiheit würdig zu begehn!

Leben Sie wohl, mein Freund! ſagte La Marck, ihm die Hand drückend. Ich halte es nicht für gut, hier länger zu verweilen. Sie beſuchen mich doch morgen zum Diner? Dann wollen wir noch Alles auf das Reiflichſte beſprechen.

Damit eilte La Marck fort. Mirabeau ſah ihm noch eine Zeitlang in einem träumeriſchen Hinſtarren nach. Dann begab er ſich, in einem frohen, elaſtiſchen Aufſchwung ſeines ganzen Weſens, wie er ihn ſeit lange nicht in ſich gefühlt, fort, um in die Sitzung zurückzukehren. Als er hörte, daß das Secretariat noch mit der langweiligen Zählung der Wahlſtimmen beſchäftigt ſei, blieb er noch eine Zeitlang in dem Vorſaal ſtehen. In einem daran angränzenden Zimmer war ein Büffet für die Bedürfniſſe der Abgeordneten aufgeſchlagen. Mirabeau bemerkte dort ſeinen Schreiber Comps, den er heut mit in die Verſammlung genommen hatte, und rief ihn herbei, indem er ihm den Auftrag gab, ihm ein Glas Limonade zu beſorgen.

---

*) Ein oft wiederholter und ſtehend gewordener Ausruf Mirabeau's in der letzten Zeit ſeines Lebens. La Marck I. 224.

Als Camps mit der Limonade wieder zurückkehrte, fiel es Mirabeau auf, daß derſelbe zu einer Nebenthür wieder hereintrat, die, wie ihm bekannt war, zu einem neben dem Büffet liegenden kleinen Cabinet gehörte. Auch erblickte er, während die Thür aufging, in jenem Cabinet das unheimliche, in dieſem Augenblick einen beſonders widerwärtigen und erſchreckenden Ausdruck zeigende Geſicht des Alexandre Lameth, mit dem Camps einige Worte gewechſelt zu haben ſchien.

In demſelben Moment aber ließ ſich aus dem Sitzungsſaal her ein lautes, donnerndes Jubelgeſchrei vernehmen, in das freilich auch einige ziſchende Stimmen einklangen. Der Präſident des Clubs hatte das Reſultat der neuen Präſidentenwahl verkündet. Es war der Name Mirabeau's, der aus der Urne gefallen. Von allen Seiten erſchallte jetzt der Ruf nach Mirabeau, und man ſtürzte in Maſſen heraus, um ihn zu rufen.

Mirabeau leerte erſt raſch das Glas Limonade, welches ihm Camps dargereicht hatte, und begab ſich dann in die Kirche, um die ihm zugedachte Ehre anzunehmen und die Glückwünſche ſeiner Freunde zu empfangen. Mirabeau Präſident des Jacobiner Clubs! umrauſchte es ihn hier von allen Seiten.

Wer hätte gedacht, daß ſie mich heut noch zum König der Jacobiner ausrufen würden! ſagte Mirabeau ſtill lächelnd in ſich hinein, indem er auf die Rednerbühne zuſchritt, um mit einigen Worten ſeinen Dank auszuſprechen.

VII.

Das Gift.

Mirabeau hatte ſeit einiger Zeit ein glänzendes Hôtel in der Chauſſee d'Antin, dem ſchönſten Stadttheil von Paris, bezogen, das er für eine ziemlich bedeutende Summe zu ſeinem Eigenthum angekauft. Mit der früheren Nomaden-Wirthſchaft der Chambres garnies, in denen Mirabeau den größten Theil ſeines früheren Lebens zugebracht, hatte er ſeitdem vollſtändig gebrochen. Denn die koſtbaren und prunkvollen Einrichtungen, mit denen er ſich jetzt umgeben, deuteten zugleich auf eine dauerhaftere und gediegenere Niederlaſſung hin. Mirabeau entfaltete plötzlich Talent und Geſchmack für den Luxus, wie man es früher an ihm nicht geahnt hatte. Und nicht nur die Reihe glanzvoller Gemächer, in denen Pracht und

Kunſt miteinander wetteiferten, ſondern auch die ausgeſuchten und ſchwelgeriſchen Genüſſe ſeiner Tafel, die ſich gaſtfrei jeden Tag und jede Stunde für eine ihn zahlreich umdrängende Geſellſchaft in ſeinen Salons darbot, ſprachen für die neue Stellung, welche Mirabeau in Paris einzunehmen ſtrebte. Aber, ſeiner alten Gewohnheit gemäß, hatte er auch für die Genüſſe des Geiſtes nicht zu ſorgen unterlaſſen. Er hatte die große Bibliothek des Grafen Buffon an ſich gekauft, und dieſe Schätze, mit denen er in einer ruhigeren Zeit ſich zu beſchäftigen brannte, in vielen koſtbaren Schränken bei ſich aufſtellen laſſen.

Aber mit ſeiner Perſon war ſeit Kurzem eine bedeutende und auffällige Veränderung vorgegangen. Die titaniſche Kraft ſeines Körpers ſchien plötzlich einen geheimnißvollen Stoß erlitten zu haben, den man aber nur an ſeinen unheilvollen Wirkungen, die er täglich ſichtlicher ausübte, erkannte. Sein Leiden hatte mit heftigen Fieberanfällen und Augen-Entzündungen begonnen, die ſich von Zeit zu Zeit wiederholten und ihm die heftigſten Schmerzen und Beängſtigungen verurſachten. Beſonders aber beunruhigte ihn die zeitweiſe Anſchwellung ſeiner Füße, mit denen ſich in der Bruſt und in den Armen die ſchmerzhafteſten, ihn oft ganz und gar niederwerfenden Affectionen verbanden. Dazu hatten ſich eigenthümliche Schmerzen in der oberen Mundhohle des Magens eingefunden, die oft ſo ſtark wurden, daß ſie ihn in eine laut ausbrechende Verzweiflung ſetzten. Seine Muskeln und Nerven, welche ſonſt einem Herkules anzugehören ſchienen, hatten ſich in eine ſo große Schwäche und Empfindlichkeit umgeſtimmt, daß er ſelbſt oft mit traurigem Lächeln die Frage aufwarf: wer ihn ſo plötzlich in eine nervenſchwache und hyſteriſche Frau umgewandelt haben könne? Wunderbar aber waren die Veränderungen, welche ſich mit ſeinem Haar zeigten. Der gewaltige Wuchs dieſer Haare, die ſich ſonſt wie von ſelbſt in natürlichen, maleriſch ſich ringelnden Locken um ſein mächtiges Haupt ſchwangen, hatte ſich gar nicht vermindert, aber die Locken hingen ſchlaff und leblos an ſeiner Schläfe herunter, und wenn man das Haar mit der Hand berührte, war es von einer ſo weichen und feinen, faſt durchſichtigen Beſchaffenheit, daß es, von der Wurzel bis zur Spitze, kaum noch einen Körper hatte und ſich wie ein in den Herbſtlüften ſich zerreibendes Blatt verflüchtigen zu wollen ſchien. *)

---

*) Cabanis Journal de la maladie et de la mort de H. G. Riquetti Mirabeau p. 238. (Hinter dem Werk: Du degré de certitude de la médecine Par. an XI.)

Mit dieſen räthſelhaft umgeſchlagenen Zuſtänden ſeiner Geſundheit, mit dieſen ihn täglich folternden Qualen und Schmerzen, die ihn zugleich wie ein düſteres Geheimniß bedrückten und auf deren eigentliche Bedeutung er ſich vergeblich in ſich ſelbſt beſann, hatten ſich bald auch alle ſeine Lebensgewohnheiten verändert. Seinen vielen körperlichen Bewegungen, denen er ſonſt mit Vorliebe nachgehangen, hatte er ganz entſagt. Die Fechtübungen, welche ſonſt ſein Lieblingsvergnügen in ſeinen Mußeſtunden gebildet, mußten ganz bei Seite gelaſſen werden. Auch ſein raſches Pferd beſtieg er nicht mehr. Den kurzen Weg von ſeinem Hauſe bis zur Nationalverſammlung legte er aber nicht mehr anders als in einem Wagen zurück, welchen dann jedesmal das Geleite der ihn umjauchzenden Volksmaſſen, bei denen Mirabeau's Namen einen ſchöneren Klang als je hatte, bis zum Sitzungsſaal führte. Das Volk feierte jetzt in ihm zugleich den Präſidenten der Nationalverſammlung, wozu ihn die letzte Wahl, unter Uebereinſtimmung faſt aller Parteien, und nur mit dem bekannten Widerſpruch der dreißig republikaniſchen Stimmen, erhoben hatte. —

Mirabeau war heut Morgen mit einer beſſeren Empfindung als je aufgeſtanden, und hatte ſich raſch an ſeinen Schreibtiſch geſetzt, um den guten Moment zu benutzen, und eine neue Denkſchrift, die er zur Kenntniß des Königs und der Königin beſtimmt, zu vollenden. Seine Feder wurde aber durch einen heftigen Schlag, den er ſich mitten durch die Bruſt gehen fühlte, in ihrem Laufe unterbrochen. Bald begann ſich auch wieder die Entzündung ſeiner Augen auf die beunruhigendſte Weiſe bei ihm anzukündigen. Mit einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer legte er die Binde über ſeine Augen, mit der er ſich dann vor den ſtechenden Einwirkungen des Tageslichts zu ſchützen pflegte. Nach einer Pauſe des Ausruhens hoffte er immer noch arbeiten zu können. Seine Hand ſpielte mit dem vor ihm ſtehenden Schreibzeug, das ſeit einigen Tagen ſeine Liebhaberei bildete, und das er ſich wegen ſeiner künſtleriſchen Ausſchmückung mit einer antiken Figur, und zugleich wegen ſeiner Beſetzung mit koſtbaren Edelſteinen, gekauft hatte. Aber er ſchob endlich auch dieſe Spielerei mit einem faſt ergrimmenden Unwillen weit von ſich zurück. Seine Schmerzen und Beängſtigungen begannen ſich bis zur Unerträglichkeit zu ſteigern. Dann ſchleuderte er die Binde wieder von ſeinen Augen zurück und ging mit haſtigen, wie von einem Verfolger getriebenen Schritten im Zimmer aufundnieder.

Der Graf de la Marck wurde ihm durch ſeinen Kammerdiener gemeldet. Mit leiſen Schritten trat La Marck in das Zimmer und näherte ſich Mirabeau mit den herzlichſten Erkundigungen. Mirabeau ſank ſeufzend in einen Lehnſeſſel zurück, und winkte dem Freund, ſich neben ihm niederzulaſſen. Die gutmüthige Taktik La Marcks, den Kranken nur immer zu tröſten und ſeinen Zuſtand als die Folge ganz gewöhnlich zuſammenwirkender Einflüſſe zu bezeichnen, begann auch jetzt wieder ihr Spiel.

Ich bin noch immer der Meinung, ſagte er heut wieder, daß Ihre übermäßigen Anſtrengungen auf dem Präſidentenſtuhl der Nationalverſammlung Ihren Geſundheitszuſtand in der letzten Zeit ſo erſchüttert haben. Es iſt wahr, mein theurer Mirabeau, Sie ſind der muſterhafteſte Präſident, den man gewiß je in einer ſolchen Verſammlung geſehen. Niemals, weder in Frankreich, noch in England, iſt dieſer Platz auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe ausgefüllt worden, und Sie haben dadurch Ihrem unſterblichen Ruhm noch einen ganz neuen Glanz hinzugefügt. Mit Ihrer Würde, Ihrer Grazie und Ihrer Gerechtigkeit genügen Sie jeder Partei, von Ihnen fließt Licht und Ordnung in jede Frage aus, und ein einziges Wort von Ihnen ſtillt jeden Tumult. Und dabei nehmen Sie noch ſelbſt auf die bewundernswürdigſte Weiſe an der Debatte Theil. Geſtern, ungeachtet Ihrer entſetzlichen Angegriffenheit, haben Sie fünf Mal in der Frage über die Minen geſprochen. Mein lieber Freund, das geht nicht. Sie muthen ſich viel zu, und ich komme, um Ihnen den Vorſchlag zu machen, daß Sie auf einige Wochen Urlaub bei der Verſammlung nehmen möchten. Es iſt für uns die Hauptſache, daß Sie uns erhalten bleiben! Denn wir haben keinen zweiten Mann, auf deſſen Schulter wir das Heil Frankreichs und der Monarchie legen könnten!

Das iſt es nicht, lieber La Marck! erwiederte Mirabeau, mit einer ausbrechenden bittern Wehmuth. Alle Arbeit iſt für mich ein Spiel, das meine Kräfte ſtets nur erhöht hat, ſtatt ſie niederzuwerfen. Aber was mir fehlt, das wühlt ſich unergründlich in meiner Bruſt und allen meinen Eingeweiden fort. Wenn ich an ein langſam und planmäßig wirkendes Gift glauben könnte, ſo würde ich nicht länger zweifeln, daß man mich vergiftet hätte. Denn ich fühle mich hinſiechen, ich fühle, wie ich verzehrt werde, als wenn ich über einem kleinen Heerdfeuer liege, das aber immer rieſenhafter unter mir ſich anfacht.*)

*) Mirabeau's eigene Worte. Dumont Souvenirs p. 226.

Um Gotteswillen, mein Freund, wie kommen Sie nur auf ſo entſetzliche Gedanken! rief La Marck, ſeine beiden Hände ergreifend, und ſich dieſelben an die Bruſt drückend. Ich halte mich wie von meinen Leben überzeugt, daß es in ganz Frankreich Niemand giebt, der den Muth oder das Intereſſe haben könnte, dem beſten Manne Frankreichs nach dem Leben zu ſtellen!

Ich weiß es nicht! erwiederte Mirabeau. Aber ſo viel weiß ich, daß mir ein böſer Feind heimlich alle meine Sehnen und Muskeln entzweigeſägt hat!

Es iſt ein ſo ſchöner Märztag heut, begann La Marck wieder mit ſeiner weichen gemüthlichen Stimme. Man hat ſelten einen ſo heiter und warm heranbrechenden Frühling geſehn. Meine Equipage ſteht unten ſchon bereit. Laſſen Sie uns zuſammen nach dem Marais fahren, dem allerliebſten Landgut, das Sie ſich bei Argenteuil gekauft haben, und wo ich ſeitdem ſo gern mit Ihnen weile. Einige Stunden in der friſchen Luft, unter Ihren neuen, ſo geiſtreichen Anlagen, werden Sie erquicken. Sie dürfen verſichert ſein, daß auch der Aufenthalt in dem neuen, höchſt ungeſunden Sitzungsſaal der Nationalverſammlung Ihnen ſchadet. Seitdem wir hier in Paris in dem Saal der Manège tagen, in dieſem feuchten, engen Raum, ſind wir ja faſt Alle krank. Selbſt höchſt robuſte Mitglieder leiden an Augen-Entzündung und Fieber, gerade wie Ihr.

Ihr ſeid liebenswürdig, Graf de la Marck! erwiederte Mirabeau mit einem traurigen Lächeln. Aber unternehmen kann ich heut nichts mehr. Und vor meinem kleinen Marais habe ich einen wahren Schauder bekommen. Ich hatte vor einigen Tagen dort einen Anfall von Kolik, in dem ich ſchon meinen letzten Seufzer aushauchen zu müſſen glaubte. Wenn ich heut noch einige Kraft wiedergewinne, will ich dieſe Noten dort vollenden, die ich für den König aufzuzeichnen begonnen. Es wird wohl das Letzte ſein, was er von mir empfängt. Ich geſtehe Euch, daß ich mit der Haltung des Königs von Tag zu Tag unzufriedener werde. Und ich will froh ſein, wenn auf die eine oder die andere Weiſe dieſe Verpflichtung für mich aufhört, ihm Rath ertheilen zu müſſen. Bis jetzt iſt nichts von Allem geſchehen, was ich, mit wie unabweislichen Gründen auch, ihm als nothwendig und unerläßlich bezeichnet habe. Daß Necker fort iſt, haben wir nicht dem Entſchluß des Königs, ſondern dem unabläſſigen Drängen der Nationalverſammlung zu danken. Möge er nun als ſeliger Finanzmann in ſeinem Coppet ſchlummern! Aber was ſoll aus dem König, was ſoll aus der Monarchie werden, wenn Ludwig XVI. noch länger fortfährt, ſich in dieſem zaghaften und unſchlüſſigen, eines Mannes ganz unwürdigen Benehmen aufzulöſen? Aus Unmuth habe ich ſchon einige Tage mit meinen Berichten innegehalten, wenn ich mich nur irgend wieder wohl fühle, will ich mein letztes Wort zu ihnen ſprechen! Wahrlich, es iſt jetzt Zeit, daß der König dieſer Verſammlung, die ſchon über einem Ohr die rothe Mütze hängen hat, mit tapferm Arm gegenübertrete. Kann dieſe Verſammlung ihre eiteln und übermäßigen Gelüſte nicht zügeln, ſo muß ſie aufgelöſt werden, und man muß den Geiſt der Wähler bearbeiten, daß ſie eine neue Verſammlung gründen, die einen geſunden Herzſchlag für die Monarchie und einen tüchtigen Verſtand für die Einrichtungen des Staates hat. Kann dies nicht bald geſchehen, ſo iſt Alles verloren. Ich ſage dann wieder, wie ich ſchon oft geſagt habe: es werden ſonſt der König und die Königin das Straßenpflaſter mit ihren Leichnamen ſchlagen! Was liegt freilich am Leben? Werde ich nicht ſelbſt Einer der Erſten ſein, die unter der Sichel des Geſchickes dahinſinken?*)

---

*) La Marck I. 218. 224.

Mirabeau fühlte ſich nach dieſen Worten ſo angegriffen, daß er La Marck bitten mußte, ihn wieder zu verlaſſen. Dann ſank er, mit einer leuchtenden Todesbläſſe in ſeinem Geſicht, in den Seſſel zurück. Er war ſo erſchöpft, daß ſich augenblicklich ein leiſer Schlummer auf ſeine entzündeten Augenlieder herabſenken zu wollen ſchien.

Jetzt wurde aber die Thür des Salons haſtig wieder geöffnet, und die Marquiſe von Saillant, die zärtlich geliebte Schweſter Mirabeau's, welche vor einigen Tagen auf die Nachricht von ſeiner Erkrankung nach Paris geeilt war, trat mit ihren beiden jungen Töchtern zu ihm herein.

Mirabeau ſchrak bei dieſer Annäherung zuſammen, aber als er ſah, wer zu ihm wolle, erheiterte und belebte ſich ſein Geſicht, und er wandte ſich den Frauen mit einer hingebenden Bewegung zu.

Frau von Saillant aber, die ſich ihm raſch genähert hatte, ſagte, indem ſie ihn mit dem Ausdruck der größten Beſorgniß umfing: Mein Freund, wir müſſen durchaus noch ein ſtrengeres Auge auf Deine Umgebungen und auf manches Andere in Deinem Hauſe haben. Schon wieder iſt eine Sendung von Weinen und Liquören für Dich von unbekannter Hand hier abgegeben worden. Statt aber Dergleichen, wie ich befohlen habe, ſogleich aus dem Fenſter zu ſchütten, hat ſich Dein Haushofmeiſter nichtsdeſtoweniger darauf eingelaſſen, den Wein zu behalten. Neulich ſchickte man Dir aus der Nachbarſchaft eine Taſſe Kaffee, angeblich von einer armen Frau des Volkes, die dem großen Mirabeau ihre Theilnahme ausdrücken wolle. Als Einer der Hausgenoſſen dieſen Kaffee nur koſtete, wurde er gleich darauf von einem fürchterlichen Erbrechen befallen. Wir haben es mit einer ganzen Legion von ſchlimmen Freunden zu thun, und wir müſſen wachen, mein lieber herrlicher Freund, daß kein Schlag gegen Dein koſtbares, unerſetzliches Leben geſchehe!

Ich weiß, Du biſt beſorgt um mich, entgegnete Mirabeau lächelnd. Aber ſei ruhig, ich bitte Dich. Ich bin entweder ſchon getroffen, oder ich bin unverwundbar. Ich höre auch, daß Du Deinen Sohn bewaffnet neben meinem Cabinet ſchlafen läſſeſt, um mich vor jedem mörderiſchen Anfall zu ſchützen. O, meine geliebte Freundin, gieb Dich doch einer größeren Sorgloſigkeit meinetwegen hin. Es iſt wahr, ich habe viele ſchlimme und gefährliche Feinde. Die äußerſte Partei, die bis jetzt noch nichts iſt, aber nach meinem Tode Alles zu werden hofft, hat wohl ein Intereſſe daran, mein Leben zu kürzen. Bin ich doch ſchon

Mordanfällen auf der Straße ausgeſetzt geweſen. Aber alle Kugeln treffen ja nicht. Es kann einſt noch Alles gut mit mir werden.*)

Und nun geht wieder, Kinder! ſetzte er leiſe hinzu. Aber auf die friſchen, duftigen Wangen meiner Nichten muß ich heut noch einen recht kühnen Abſchiedskuß drücken.

Die beiden jungen Mädchen ſprangen raſch und freudig auf ihn zu. Und indem er die Jüngſte und Schönſte küßte, rief er, in ſich ſelbſt zuſammenſchauernd: „So umarmt der Tod den Frühling!“

In dieſem Augenblick wurden ihm Dumont und Clavière gemeldet. Frau von Saillant wollte dieſen Beſuch nur unter der Bedingung zugeſtehn, daß die Herren ſich jedes längeren Geſprächs mit Mirabeau enthielten, und ihn nur zu ſehen aber nicht zu ſprechen kämen.

Nachdem ſie ſich im Vorzimmer mit ihnen darüber verſtändigt, traten Dumont und Clavière mit dem Ausdruck der tiefſten und ernſteſten Theilnahme ein. Dumont wollte Abſchied nehmen, weil er ſich auf einige Zeit nach Genf zurückzubegeben gedachte. Mirabeau küßte ihm die Stirn, und ſagte gutmüthig lächelnd: Für Dein Vaterland habe ich noch nichts thun können, Dumont. Die Zeit iſt mir zu kurz zugemeſſen worden. Und nun muß ich ſelbſt fort, um mir ein neues Vaterland zu ſuchen, deſſen Verfaſſungsformen ich noch gar nicht berechnen kann.

---

*) Montigny VIII. 425.

In Dumonts Augen ſtanden Thränen. Und Du, mein ſtarker, aus Eiſen und Stahl gebauter Clavière, fuhr Mirabeau fort, indem er ſich zu dem andern Freund wandte. Biſt Du noch immer der Meinung, daß die Aſſignaten, welche wir auf die eingezogenen Kirchengüter ausgeſtellt haben, vortrefflich dazu dienen, Jedermann an die Sache der Revolution zu ketten?

Mein theuerer Freund, erwiederte Clavière, mit einer ihm ſonſt niemals eigen geweſenen Weichheit und Unſicherheit der Stimme, ich will jetzt nur von Dir etwas wiſſen, denn ohne Dich liegt mir die Sache der Revolution nicht mehr am Herzen. Ich bin Dir nicht ſelten, heimlich und offen, entgegen geweſen, aber Deine große, göttliche Kraft, die dem Hofe und den Jacobinern zugleich zu gebieten verſtand, iſt eine Nothwendigkeit für die ganze Zeit geworden! Du biſt der Stern, bei deſſen Verlöſchen wir bald ſtraucheln werden. Erhalte uns Dein Leben, Mirabeau!

Mirabeau winkte ihm mit der Hand, indem er es nicht aushalten konnte, den ſonſt ſo ſchroffen und verſtandesſcharfen Freund ſo weich geworden zu ſehn. Dumont und Clavière entfernten ſich ſchweigend aus dem Zimmer, nachdem Mirabeau ſie noch einmal mit ſeinen Blicken gegrüßt.

Gleich darauf wurden aber ſchon neue Beſuche gemeldet. Als Mirabeau den Namen ſeines alten Freundes Cabanis nennen hörte, wurde er von einer Freude erfüllt, die ſein ganzes Befinden neu zu beleben ſchien. Er ſtand wie geſtärkt auf, um dem Freunde entgegenzugehn, der ſeit einigen Tagen zugleich ſein Arzt geworden war. Denn keinem Andern, als dem ſinnigen, liebenswürdigen Cabanis, dem Mirabeau ſtets eine wahrhaft zärtliche Liebe bewahrt, hatte er jetzt die Behandlung ſeiner ſchweren und räthſelhaften Leiden anvertrauen wollen. Er hatte ſich zwar in den politiſchen Bewegungen niemals mit Cabanis berührt, der bisher nur in ſtiller Zurückhaltung von den Stürmen der Zeit gelebt zu haben ſchien, aber Mirabeau liebte ihn ſo innig, daß er ihm jetzt faſt mit einem Jubelruf der Freude ſeine Arme entgegenſtreckte.

Cabanis aber kam nicht allein, ſondern mit ihm ſah Mirabeau noch zwei andere alte Freunde eintreten, deren Anblick ihm eine ungeheure Bewegung verurſachte.

Der Eine war Chamfort, der Andere Condorcet. Mirabeau hatte dieſe beiden Freunde ſeit längerer Zeit nicht geſehn. Er mußte zum Theil annehmen, daß ſie ſich in einer fremd und feindlich gewordenen Geſinnung von ihm abgewandt hatten. Sie traten aber ſo herzlich vor ihn hin, als wenn er ſie geſtern erſt nach einem vertrauten und mittheilungsvollen Geſpräch in alter, ſchöner Weiſe von ſich entlaſſen hätte. Aus Chamforts Augen grüßte ihn eine unvergeßlich ſüße Vergangenheit der Freundſchaft. Den weltverachtenden Scherz und die kühne menſchheitliebende Philoſophie jener großen Stunden, die ſie einſt zuſammen verlebt, ſah er noch, wie ſonſt, auf den Lippen ſeines Freundes Chamfort ſchimmern. Er hätte dieſe Lippen küſſen mögen, und blickte lange zu Chamfort hinüber, aber dieſer, von dem ihn entſetzenden Anblick Mirabeau's betroffen, bemerkte es nicht, daß ihm Mirabeau einen Kuß zu geben wünſchte. Dann betrachtete Mirabeau ſeinen alten Freund Condorcet, den hohen, majeſtätiſchen Philoſophen, deſſen Eis und Schnee, mit dem man ihn oft geneckt, ſchon beim Eintreten von ſeinen heimlich fließenden Thränen hinweggethaut zu ſein ſchien.

Cabanis hatte zuerſt den heutigen Zuſtand des Kranken erforſcht, indem er ſich über die Wirkung der ihm gereichten Arzneien zu unterrichten begann. Dann verſank der mit Allem, was er ſah und vernahm, keineswegs zufriedene Arzt in ein ſtummes, düſteres Hinbrüten. Mirabeau ſuchte über dieſen ihm ängſtlichen Moment hinwegzukommen, indem er eine Unterhaltung anzuregen begann.

Grüßen wir uns wirklich aus verſchiedenen Feldlagern, meine alten Freunde? fragte er, Einen nach dem Andern freundlich anblickend. Ich weiß es wohl, Ihr wollt die Republik. Auch mein ſanfter Cabanis dort, der ſich eben ſeinen ſchönen Kopf über meine Leiden zerbricht, neigt ſich ſeit einiger Zeit der Republik zu, und wird nach meinem Tode gewiß noch tiefer und mächtiger von dieſer Leidenſchaft entbrennen. Aber Ihr gehört Alle nicht zu den Republikanern, die nöthig haben, mich zu haſſen. Ihr könnt mich ſchon wieder lieben, wie Ihr mich früher geliebt habt. Ich will die Monarchie, aber nicht eine Monarchie, welche den Männern der Ehre und Freiheit, wie Ihr, zuwider ſein könnte. Denn ich will die Monarchie der Ehre und der Freiheit. Noch geſtern habe ich einem einflußreichen Freunde erklärt, daß, wenn der König ſich hinreißen laſſen ſollte, heimlich die Flucht zu ergreifen, wohin gewiſſe Rathgeber des Hofes drängen, ich ſogleich auf die Tribüne ſteigen würde, um den Thron für erledigt und die Republik für angebrochen zu erklären![*]

Bleib' uns nur erhalten, Mirabeau! ſagte Chamfort mit einer leiſen, weichen Stimme. Durch Dein Leben kommen wir über die Fragen zwiſchen Monarchie und Republik am beſten und würdigſten hinaus. Du darfſt nicht ſterben, denn nach Deinem Tode werden Leute, von denen auch wir uns mit Abſcheu abwenden, ſich als Helden und große Männer gebärden, und dann ſind wir verloren!

Ja, rief Mirabeau, indem er ſich mit einem Schauder in ſich ſelbſt zuſammenpreßte, ich will Dir etwas ſagen, Chamfort. Wenn ich ſterbe, nehme ich die Trauer über den Untergang der Monarchie in meinem Herzen mit mir fort; nach meinem Tode werden ſich die Parteien um ihre Fetzen ſtreiten.[**] —

Nach dieſen Worten trat ein feierliches Schweigen in dem Zimmer ein. Eine tiefe hinreißende Bewegung hatte ſich aller Anweſenden bemächtigt.

Kinder, begann Mirabeau dann wieder mit einem leichteren, faſt fröhlichen Ton, wird mir nicht zu Muthe, als wären wir wieder die Freunde von ehemals, wo wir in herzlicher Liebe und im begeiſterten Austauſch der Gedanken im Salon der Madame Helvétius in Auteuil zuſammenkamen. Was macht die alte, ſchöne, ſeelenvolle Freundin? Warum ſendet ſie mir keine Taubenpoſt aus ihrer Volière, um mir den ſegensreichen Frieden ihrer Grüße zu bringen?

---

[*] La Marck I. L. 52.

[**] J'emporte dans mon coeur le deuil de la monarchie dont les débris vont être la proie des factiaux.

Sie wird Dich beſuchen, ſagte Chamfort, mit einem trauten Kopfneigen. —

In dieſem Augenblick wurde eine Deputation der Nationalgarde angemeldet. Als Frau von Saillant den Eintritt derſelben für unmöglich erklärte, wurde die Botſchaft hineingeſandt, daß Mirabeau zum Bataillons-Chef der Nationalgarde gewählt worden ſei. Mirabeau betrachtete lächelnd die ihm überbrachte Schärpe, und legte ſie zu den anderen Ehrenzeichen, deren ihm in dieſen Tagen ſo viele zu Theil geworden, auf den Tiſch.

Jetzt löſte ſich draußen ein Kanonenſchuß.

Beginnt ſchon die Leichenfeier des Achilles? rief Mirabeau, hoch aufathmend und mit feierlich erſchrockener Stimme.

Die Freunde nahmen raſchen Abſchied von ihm. Mirabeau bedurfte der Einſamkeit und der Ruhe. —

VIII.

Mirabeau's Ende.

Der Frühmorgen des 1. April 1791 war ſonnig und heiter, wie ein voller Lenztag, aufgegangen. Mirabeau hatte die Nacht, unter der treuen Obhut ſeines Freundes Cabanis, der auf einer Chaiſe longue dicht neben ſeinem Bett geſchlafen, wenigſtens unter dieſem Troſt, den Freund bei ſich zu haben, zugebracht. Aber ſeine Schmerzen und Beängſtigungen, die ſich in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Art geſteigert und verſchlimmert, hatten ihm jeden Schlaf unmöglich gemacht. Bald trieben ihn die Krämpfe in der Bruſt und den Eingeweiden mit fürchterlichen Qualen empor, bald hatten ihn die Stockungen des Athems in eine verzweiflungsvolle Angſt geſtürzt. Oder es ſcheuchte ihn wieder das laute, ſchaurige

Geräuſch, welches ſeine Athemwerkzeuge von Zeit zu Zeit machten, aus dem Schlummer empor, der ſich eben auf einen Augenblick über ſein qualvolles Lager niedergeſenkt hatte. Am vergangenen Tage hatte er zuerſt darein gewilligt, daß Cabanis noch einen andern bewährten Arzt, den Doctor Le Petit zur Behandlung der Krankheit zugezogen. Henriette von Nehra hatte von ihrem eigenen Krankenlager dringende und unaufhörliche Briefe an Mirabeau geſchrieben, welche ihn beſtürmten, auch ihren eigenen Arzt, den Doctor Le Petit, zu Rathe ziehen zu wollen. Der kleine Coco hatte unter Begleitung des Dieners dieſe Briefe zu überbringen gehabt, und mußte ſie wacker mit ſeinen Bitten und Thränen unterſtützen. Mirabeau hatte endlich dieſem Wunſch nachgegeben, den Cabanis ſchon von Anfang her mit allem Aufwand ſeiner Ueberredungskraft geltend zu machen verſucht. Beide Aerzte begegneten ſich aber in der zuſammenſtimmenden Ueberzeugung, daß Mirabeau kein Gift empfangen habe. Aber ihre eigene Behandlung der Krankheit ſchien dadurch weder an Klarheit noch an Sicherheit und Erfolg gewonnen zu haben. Le Petit hatte es geſtern, als ihn Mirabeau ernſtlich fragte, nicht länger verheimlichen können, daß er keine Hoffnung mehr für die Erhaltung Mirabeau's hege.

Mirabeau hatte am geſtrigen Tage, unter Beiſein des Grafen de la Marck, ſein Teſtament gemacht. La Marck bat ihn, in dieſem Teſtament unbedingt und rückhaltslos Alles anzuordnen, was er vollzogen zu ſehen wünſche, und, wo die Summen nicht ausreichten, es zu genehmigen, daß dieſelben alsdann von ihm zugeſchoſſen würden. Mirabeau nahm dies mit einem heitern Dankesblick an. Die größten und umfaſſendſten Vermächtniſſe beſtimmte er für die Nehra und den kleinen Coco.

Heut aber war Mirabeau mit einer wunderbar kräftigen Erhebung ſeines ganzen Weſens von ſeinem Lager aufgeſtiegen. Cabanis folgte ihm erſtaunt und ängſtlich zu dem Fenſter, zu welchem Mirabeau mit raſchen und gewaltigen Schritten ſich hinbegab. Mirabeau öffnete das Fenſter, zu welchem die erſten Strahlen der Frühſonne hereindrangen, und ſog begierig die einſtrömende Luft in ſich auf. Alle ſeine Bewegungen verriethen die neue Energie, die in den einſt ſo mächtigen Körper zurückgekehrt zu ſein ſchien. Aber ſeine Phyſiognomie hatte noch immer den unheilvollen, erſchreckenden, und das Schlimmſte andeutenden Ausdruck, den ſie ſeit einigen Tagen angenommen.

Mein Freund, ſagte Mirabeau jetzt, vor dem geöffneten Fenſter ſtehend, mit feſter Stimme und ruhigem Ton: ich werde heut ſterben! Wenn man ſo weit iſt, dann hat man nichts weiter mehr zu thun, als ſich mit Düften zu ſalben, mit Blumen zu kränzen, und mit Muſik zu umgeben, um ſich angenehm in den Schlummer hinüberzuträumen, von dem man niemals wieder erwacht!*)

Cabanis wollte ihn ängſtlich vom Fenſter zurückziehen, weil er die Einwirkung der frühen Morgenluft für ſchädlich hielt.

O lieber Freund Cabanis, entgegnete Mirabeau, Du biſt ein großer Arzt, aber es giebt noch einen viel größeren Arzt, als Du biſt, und das iſt der Urheber des Windes, der Alles fortſchleudert, des Waſſers, das Alles durchdringt und befruchtet, des Feuers, welches Alles belebt oder zerſtört! Dieſer große Arzt und Urheber, nenne ihn wie Du willſt, aber ich kenne ihn doch, hat heut Morgen mein Loos entſchieden, und ich bin darüber fröhlich!

Dann ließ er ſich einen Lehnſeſſel an das offene Fenſter rücken und betrachtete die Bäume ſeines kleinen Gartens unter ihm, an denen das erſte Frühlingsgrün in den anſchwellenden Blättern und Knospen zu keimen begann. In dieſem Augenblick trat die Sonne voll und ſtrahlend am Himmel heraus.

---

*) Cabanis Journal de la maladie de Mirabeau p. 306.

Sieh, Cabanis, ſagte Mirabeau, auf die Sonne hindeutend, wenn das nicht Gott iſt, ſo iſt es doch gewiß ſein allernächſter Anverwandter und Vetter.“

Mirabeau ließ darauf ſeinen Kammerdiener herbeirufen, um ſich vollſtändig und in einer ſolchen Toilette, wie er ſie ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr angelegt, ankleiden zu laſſen. Nachdem dies Geſchäft an ihm beendigt worden, ſchien ſein Geſicht plötzlich den vollſtändigen Ausdruck des Todes anzunehmen. Aber es war ein Tod, der ſo voll Leben war, daß ſein lächelnder und leuchtender Ausdruck ſchon allen Kampf und alle Zweifel überwunden zu haben ſchien. Mirabeau hatte Sehnſucht, Menſchen zu ſprechen, und bat ſeinen Freund, der geſtern den ganzen Tag hindurch alle Beſuche von ihm fern gehalten, ihm heut die Geſichter aller ſeiner Freunde, die ihn noch liebten, ganz und vollſtändig zu gönnen.

Die erſte Meldung, die heut geſchah, kam wie gewöhnlich von dem König, der bisher jeden Morgen geſchickt hatte, um ſich mit angelegentlicher Beſtellung nach dem Befinden Mirabeau's erkundigen zu laſſen, und dies auch heut nicht verſäumte. Als ſich Mirabeau wieder mit Cabanis allein befand, ſagte er in einem plötzlich wieder traurig werdenden Ton: Ich bedauere dieſen guten König von ganzem Herzen. Es ſchmerzt mich wie eine Wunde, an ihn zu denken. Er iſt preisgegeben und verrathen. In ſeiner ganzen Umgebung hat er nur einen einzigen Mann, und das iſt ſeine Frau!*)

Dann ließ ſich eine Deputation melden, welche der Club der Jacobiner an Mirabeau abgeſandt hatte, um ihm die Theilnahme der Geſellſchaft an ſeinem Krankenlager auszudrücken. Mirabeau ſann einen Augenblick betroffen nach, und ließ dann die Herren zu ſich führen, an deren Spitze er Barnave erblickte. Barnave war in ſolcher Bewegung, daß er ſich nur mit einem laut ausbrechenden Schluchzen Mirabeau nähern konnte, welcher, gerührt von dieſem Ausdruck eines edeln und gefühlvollen Gegners, mit dem er ſich ſo oft im Feuer der Debatte und der Parteileidenſchaft gegenübergeſtanden, ſeine Arme nach ihm ausbreitete.

Barnave konnte nur einige Worte ſprechen, da er ſeiner Thränen nicht mehr Herr zu werden vermochte. Ach, ſagte Mirabeau, indem er den trefflichen Mann herzlich an ſich drückte, da muß man wohl das Leben bedauern, wenn man einen ſolchen Freund findet in dem Augenblick, wo man es verläßt! *)

---

*) „Le Roi n'a qu'un homme c'est sa femme.“

Dann muſterte Mirabeau die zahlreiche Reihe dieſer Deputation, die ſich vor ihm aufgeſtellt hatte.

Ihr ſeid gewiß Alle gern zu mir gekommen, meine Freunde, ſagte er, ſie herzlich begrüßend.

In dieſem Augenblick fiel ihm durch einen ſeltſamen und beinahe unheimlichen Zug der Gedanken ein, daß Alexandre von Lameth, welchen er unter den Jacobinern immer für ſeinen bösartigſten und unverſöhnlichſten Gegner gehalten, nicht mit erſchienen war.

Ich weiß nicht, warum mich gerade verlangt hätte, heut auch meinen ehrenwerthen Gegner, Alexandre von Lameth, hier zu ſehen, ſagte Mirabeau, faſt ängſtlich umherblickend. Alexandre Lameth hat ſich gewiß geweigert, mitzukommen.

Er hat eine Scheu gehabt, die wir nicht überwinden konnten, entgegnete Pétion, der zu der Deputation gehörte. Der Club wählte ihn, aber er nahm es nicht an.

Nun, ſagte Mirabeau, indem plötzlich ein Unwillen in ihm durchbrach, ich wußte wohl, daß er ein ſtarker

---

*) Nach dem Bericht von Fissot II. 284.

Parteimann iſt, aber mir war noch nicht bekannt, daß er zugleich ein Narr iſt.

Aber die Empfindung, welche ſich Mirabeau's bemächtigt hatte, ſchien einen düſtern und unerklärlichen Schatten in ſeine Seele geworfen zu haben.

Die nächſte Meldung aber, die ihm nach dem Abtreten der Jacobiner gemacht wurde, entriß ihn wieder dieſem Gefühl, über das er ſich durchaus keine Rechenſchaft zu geben wußte. Es war Talleyrand, der Biſchof von Autun, der jetzt das Präſidium der Nationalverſammlung leitete, und ſowohl im Auftrage der Verſammlung, als auch aus ſeinem perſönlichen Antriebe, an Mirabeau's Krankenlager trat.

Drei Mal täglich habe ich es verſucht, zu Euch zu gelangen, mein theurer lieber alter Freund! ſagte Talleyrand beim Eintreten, indem er zu Mirabeau heranſchritt und die Hand deſſelben mit einem zierlichen Gefühlsausdruck ergriff. Aber es war unmöglich, durch die Volksmaſſen, die Euere Straße ſperren, mit dem Wagen hindurchzukommen. Da mußte ich mich immer begnügt ſein laſſen mit den Nachrichten, die in Euerer Straße über Euer Befinden umherlaufen. Das Volk giebt jetzt ſogar gedruckte Bulletins über Euch aus, die an allen öffentlichen Orten in

Paris ausliegen.*) Mein Gott, wie erſchütternd iſt es, Graf Mirabeau, daß Ihr ſo leiden müßt. Aber wenn es tröſten kann, ein Ereigniß zu ſein, ſo tritt der Fall hier für Euch ein. Es iſt wahrlich ein Ereigniß für ganz Frankreich geworden, daß ein ſo koſtbares Leben, wie das Eurige, in Gefahr ſchwebt. Wie ich geſehen, hat das Volk ſogar in der Nähe Eures Hauſes die Straßen verbarricadirt, damit Ihr durch das Geräuſch der Wagen nicht geſtört werdet.

Ich bedauere alſo, daß Ihr nun meinetwegen habt eine Strecke zu Fuß laufen müſſen, ſagte Mirabeau lächelnd. Aber ich danke Euch, daß Ihr gekommen ſeid. Es liegt mir viel daran, mit Euch im Einklang zu ſcheiden, denn ich habe Euch einſt, ohne es zu wollen, verletzt. Ihr ſeht, wie glücklich ich bin, daß das Volk mein Haus umgiebt bis zum letzten Athemzug meines Lebens. Oh, Talleyrand, das iſt ein gutes und gefühlvolles Volk, welches Ihr da geſehen habt. Dies Volk iſt werth, daß man ſich ſeinem Dienſt weihe, und Alles thue, um ihm ſeine Freiheit aufzurichten und zu begründen. Es war mein Ruhm, mich ihm während meines ganzen Lebens gewidmet zu haben, und jetzt fühle ich, wie ſüß es iſt, in ſeiner Mitte zu ſterben!*)

---

*) Montigny VIII. 436.

Ihr habt noch keine Zeit zu ſterben, ſagte der Biſchof von Autun. Das Heil Frankreichs iſt ja noch auf Euch geſtellt, Graf Mirabeau!

Ihr werdet länger leben als ich, Talleyrand ſagte Mirabeau mit einem ruhigen, gedankenvollen Ausdruck. Ihr werdet noch Viel in der Welt zu thun bekommen, und Euern Händen wird jeder nur irgend bildſame Stoff gehorchen. Wenn Ihr einſt an Mirabeau denken wollt, ſo laßt es Euch angelegen ſein, die engſte und innigſte Verbindung zwiſchen England und Frankreich herbeiführen zu helfen. In dieſer Allianz liegt die einzige Gewährleiſtung für die Freiheit und Civiliſation der heutigen Völker. Das iſt mein politiſches Teſtament, zu deſſen Vollſtrecker ich Euch ernennen möchte, ſowie ich mir auch erlaubt habe, Euch zu Einem meiner bürgerlichen Teſtamentsvollzieher zu beſtimmen.**)

Talleyrand küßte ihn drei Mal auf die Wange, und ſagte dann, daß die innere Bewegung, von der er ſich überwältigt fühle, ihm nicht geſtatte, länger zu verweilen. Er verſprach am andern Tage wiederzukommen, und entfernte ſich dann eiligſt aus dem Zimmer. —

---

*) Cabanis p. 297.

**) Montigny VIII. 459

Bald darauf trat der Graf de la Marck ein, der ein heimliches Geſpräch mit Mirabeau begehrte. Cabanis entfernte ſich in ein Nebenzimmer, und La Marck brachte eine Angelegenheit zur Sprache, über welche ſie ſchon vor einigen Tagen mit einander verhandelt hatten. Mirabeau kam ihm diesmal ſchon mit ſeiner Erklärung entgegen, und ſagte: Mein Freund, Ihre Sorgſamkeit iſt wohl begründet. Allerdings habe ich eine Menge geheimer Papiere bei mir, wodurch ſich viele Menſchen auf das Gefährlichſte compromittirt ſehen könnten, beſonders aber auch diejenigen Perſonen, welche ich ſo gern den ſie umdrohenden Gefahren entriſſen hätte. Am klügſten wäre es vielleicht, alle dieſe Papiere heut, wo ich meinen Tod finden werde, zu vernichten, aber ich geſtehe, daß ich mich nicht dazu entſchließen kann. Denn ich muß hoffen, daß die Nachwelt einſt in dieſen Papieren die beſte Rechtfertigung meines Verhaltens in der letzten Zeit, ja die eigentliche Ehre meines Gedächtniſſes finden wird. Ich übergebe Euch dieſe Papiere damit Ihr ſie unſeren Feinden entzieht, welche ſchon unten auf der Straße wie Raubvögel auf dieſe Beute lauern. Aber ihr müßt mir verſprechen, La Marck, daß Ihr dieſe Papiere einſt bekannt machen wollt, denn Euerer Freundſchaft und Treue iſt es vorbehalten, durch die Veröffentlichung dieſer Schriften mein Andenken und meine Ehre zu wahren!*)

La Marck reichte ſeinem Freunde feierlich die Hand, und empfing jetzt aus den Händen Mirabeau's einen Schlüſſel mit dem Bedeuten, damit das geheime Schubfach eines Wandſchrankes zu öffnen. Die darin vorgefundenen, wohlgeordneten und eingewickelten Papiere verbarg La Marck dann ſorgfältig in ſeiner Taſche. —

Indem La Marck und Mirabeau, nahe nebeneinanderſitzend, ſich noch vertraut zu unterhalten fortfuhren, bemerkte Mirabeau nicht, daß ſich inzwiſchen der Hintergrund ſeines Zimmers mit verſchiedenen Geſtalten von Männern und Frauen anzufüllen begonnen. Es hatte ſich dort eine ſchweigende und erwartungsvolle Gruppe aufgeſtellt, die nicht näher zu treten wagte, und trauernd und feierlich auf den Moment harrte, wo Mirabeau ihrer anſichtig geworden wäre. Von Zeit zu Zeit öffnete ſich die Thür von Neuem, und noch Andere traten ein, welche auf die Beachtung Mirabeau's ein großes Recht zu haben ſchienen.

---

*) La Marck I. 956.

Mirabeau wurde jetzt aufmerkſam, richtete ſich verwundert und bewegt von ſeinem Seſſel auf, und betrachtete die Geſtalten, von denen ſich ihm jetzt einige zu nähern begannen, während andere noch im Hintergrunde zurückblieben.

Wer ſeid Ihr? ſagte er mit einer Stimme, die froh und bange zugleich erklang. O mein Gott, ich kenne Euch! Ihr ſeid alle die Geſtalten meines Lebens, die ich einſt geliebt und geehrt habe. Auch Du, Henriette, meine ſüße Freundin? Du ſiehſt bleich aus, wie der Tod, Yet-Lie. Nicht wahr, Du haſt Dich von Deinem Krankenlager aufgerafft, um mir noch einmal den Gruß Deiner Augen zu ſpenden. Und das iſt Freund Coco an Deiner Hand, den Du mir noch einmal bringen wollteſt. O, das iſt die traute Horde Mirabeau's! Lebt wohl, lebt Beide wohl!

Henriette breitete mit einem Schmerzensſchrei ihre Arme nach ihm aus, aber er winkte ihr, ſich ihm nicht mehr zu nähern.

Und das iſt Chamfort! Und das iſt Condorcet! Und das iſt das beſte Herz mit der beredteſten Zunge, das iſt der Abbé Cerutti! rief Mirabeau mit leuchtenden Augen, indem er mit ſeinem Finger erſtaunt auf die genannten Perſonen deutete. Du ſollſt mir die Leichenrede halten, Cerutti. Willſt Du das?

Cerutti grüßte ihn mit einer ernſten, wehmuthsvollen Gebärde.

Ach, und das iſt meine alte, treue Freundin, Madame Helvétius! fuhr Mirabeau fort, indem er vor der ehrwürdigen, in Thränen ausbrechenden Frau die am Arm ihres Freundes Cabanis in einer Ecke des Zimmers lehnte, ſich mit tiefen Grüßen neigte.

Und dieſer artige Page, welcher dort ſteht? fragte Mirabeau weiter.

La Marck flüſterte ihm zu, daß die Königin dieſen Pagen abgeſandt habe, um ſich nach Mirabeau zu erkundigen und dem Kranken ihre Theilnahme auszudrücken.

O die Königin! rief Mirabeau erſchüttert. Ich hätte gern mein Leben gelaſſen, um das ihrige, welches ſo koſtbar und ſchön iſt, zu erhalten!

Sein Auge verweilte jetzt auf ſeiner Schweſter, die mit einer andern ſchwarzgekleideten Dame, deren Hand ſie in der ihrigen hielt, hinten an der Thür ſtand.

Das iſt meine Schweſter! Mit einer Treue und Zärtlichkeit ohne Gleichen haben wir Beide uns geliebt! ſagte Mirabeau, indem er der Frau von Saillant ſeine Küſſe zuwinkte. Und wen haſt Du mit Dir gebracht, meine Schweſter? Wen haſt Du mit Dir gebracht?

Mirabeau erkannte ſeine Frau, Emilie von Marignane, die ihn aus der Ferne mit einer faſt ehrerbietigen Liebe grüßte. Er ſtreckte die Hand mit einer lächelnden verſöhnungsvollen Gebärde nach ihr aus. Aber dann begann er zu ſchwanken und hintenüber zu taumeln. Cabanis und Chamfort ergriffen ihn in ihren Armen, und führten ihn auf ſeinen Seſſel zurück.

Und Ihr ſeid Alle gekommen, Ihr Alle, die ich liebte, um den Todesreigen um mich zu ſchlingen! rief er nach einer Pauſe, mit einer merkwürdig veränderten Stimme. Als ich heut Morgen aufſtand, rief ich nach Muſik, nach Blumen und Kränzen! Und Ihr ſeid gekommen, und habt mich noch einmal mit den Kronen der Liebe geſchmückt, und Euer Abſchiedsgruß tönt ſänftigend durch meine großen Schmerzen! Habt Dank!

In dieſem Augenblick aber wurde er von ſo furchtbaren Krämpfen ergriffen, daß er es nicht mehr aushalten zu können erklärte. Dann klagte er über heftige Schläge in ſeinem Kopf und bat ſeine Aerzte, ihm Opium zu geben, um ſich durch Schlummer von ſeinen Qualen zu retten. Dann aber hörte ſein Athem plötzlich auf zu gehen. Mirabeau war todt. —

Von ſeinem Hauſe her, vor welchem das Volk in dichtgedrängten, feierlichen Schaaren dieſe Nachricht empfing, verbreitete ſich die Todeskunde wie ein anſchwellender, brauſender Strom durch ganz Paris, und hallte in allen Herzen wieder. — —

An demſelben Tage, wo Mirabeau ſtarb, diente ein zweifelhaftes Ereigniß, das ſich in ſeinem Hauſe zutrug, zur Beſtätigung der düſtern Gerüchte, die über ſeinen Tod und die ihm vorangegangene Krankheit in allen Kreiſen von Paris umherliefen. Mirabeau's Schreiber, der junge Camps, wurde auf dem Boden des Hauſes gefunden, wo er eben den Verſuch gemacht hatte, ſich zu erhängen. Man hatte ihn ſchon in einer verdächtigen Aufregung und Verwirrung die Treppe hinaufſtürzen ſehen, indem er unaufhörlich ſchrie: Gift! Gift! Welch' eine Schandthat!*) Es gelang, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, aber er ſtellte ſich irrſinnig, ohne durch ſeine weiteren Aeußerungen zur Aufſtellung des räthſelhaften Dunkels etwas beizutragen. An ſeiner Perſon konnte nur ſein heimlicher Umgang mit den Jacobinern, namentlich mit Alexandre Lameth, verdächtig gefunden werden. Die immer allgemeiner ſich verbreitenden Gerüchte, mit denen ſich die lauten Klagen des Volkes verbanden, veranlaßten die Staatsanwaltſchaft, auf die Oeffnung der Leiche Mirabeau's zu dringen. Vier Aerzte erklärten ſich mit der größten Beſtimmtheit für die Meinung, daß Mirabeau vergiftet worden ſei. Vier andere Aerzte wollten mit derſelben Beſtimmtheit das Vorhandenſein des Giftes im Körper läugnen. Dieſe letzteren waren zum Theil als Männer bekannt, welche es für ihre Pflicht hielten, die Parteien zu verſöhnen, ſtatt ſie zu einem noch erbitterteren Kampf gegen einander aufzuregen. Die Familie Mirabeau hat ſtets den Glauben feſtgehalten, daß Mirabeau ſeinen Tod durch Gift gefunden habe.

---

*) Montigny Mémoires sur Mirabeau VIII. 471.

Die Beſtattung Mirabeau's wurde eine Nationalfeier, in der ſich alle Stände und Parteien, das ganze Volk, alle Behörden, die Miniſter und die Nationalverſammlung, die Truppen des Königs und die Nationalgarden, zu einem niegeſehenen, von Trauer und Begeiſterung wogenden Zuge vereinigten. Die Prieſter waren mit einem Corps von Muſikern vorausgeſchritten, die auf fremden, bisher noch ſelten gehörten Inſtrumenten, die man erſt ſeit Kurzem in Paris eingeführt hatte, namentlich dem Tamtam und der gewaltigen Trombone, herzzerreißende Klagemelodien ſpielten. Das Volk, in einen wunderbaren ſtillen Schmerz gehüllt, blickte unaufhörlich, und mit fließenden Thränen in den Augen, auf den Sarg Mirabeau's, der mit der Bürgerkrone und allen militairiſchen Attributen geſchmückt, von zwölf Nationalgardiſten und vier Mitgliedern der Nationalverſammlung dahingetragen wurde. Hinter dem Körper her wurde das Herz Mirabeau's, mit einer Blumenkrone geſchmückt, fortgeführt. Der Club der Jacobiner, der, nur mit Ausnahme einzelner Perſonen, ſich vollſtändig dieſem Trauergeleit angeſchloſſen hatte, ſchritt unmittelbar hinter der Nationalverſammlung einher. In der Kirche Sainte-Geneviève, wo der Körper Mirabeau's beigeſetzt wurde, hielt der Abbé Cerutti die Leichenrede.

Bald darauf begehrte das Departement von Paris, daß das Pantheon dem Begräbniß der großen Männer Frankreichs geweiht werde, und daß der Körper Mirabeau's darin zuerſt aufgenommen werden ſolle. Der Jacobiner-Club beſchloß, auf dem Altar in ſeinem Sitzungsſaale auch die Büſte Mirabeau's, neben denen von Jean Jacques Rouſſeau und Helvétius, als die dritte aufzuſtellen. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Jacoby & Steinthal in Berlin.

Inhaltsverzeichniß.

Siebentes Buch.

Die National-Verſammlung.

Seite

I. Der fünfte Mai 3
II. Spaziergang nach Trianon 31
III. Der Marquis Riquetti von Mirabeau . . 61
IV. Die erſten Republikaner 91
V. Ein Sarg 122
VI. Der Kampf um die Baſtille 136
VII. Ludwig XVI. und Marie Antoinette . . . 173

Achtes Buch.

Mirabeau's Tod.

I. Die Ariſtokraten 221
II. Madame Le Jay und das Veto 257
III. Die Oktobertage 280
IV. Die Reiſe zur Königin 320
V. Der Retter der Monarchie 330
VI. Mirabeau bei den Jacobinern 344
VII. Gift 369
VIII. Mirabeau's Ende 388